Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
ALZB
1897 3

ced by Google

Digitized by Google

4384
8

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Juli, August, September 1897.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 1. Juli. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXV. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXV.

„Il me semble,
Que l'on doit commencer par consulter ensemble
Les choses qu'on peut faire en cet événement.“

Molière, Tartuffe, act. V, sc. 1.

Berlin, 25. Juni. Nachdem wir wieder festen Fuß auf unserm Continent gefaßt haben, setzen wir unsre Revue der europäischen Verhältnisse, insoweit sie uns hier angehen, fort. Bleiben wir zunächst bei dem, was vor unsrer Thüre vorgegangen ist, so kam jedenfalls der lauteste Lärm in der sogenannten „katholischen Presse“ von der Seite, wo sich der letzte Act der Vaughan-Taxil'schen Komödie abspielte, und von jener andern, wo das Nachspiel dazu sich in dem seltsamen Handel des Professor Schell abgespielt hat oder noch eben abspielt; denn einstweilen sind wir noch nicht so weit, daß sich mit Bestimmtheit sagen läßt, ob der Würzburger Ludus zu der Gattung der Trauer- oder Lustspiele zählen wird.

Wir haben diesen unsern Betrachtungen von Anfang an die Ueberschrift „Kirchenpolitische Briefe“ vorgesetzt. Damit war von vornherein gesagt, daß wir hier nicht daran denken, Theologie zu treiben, und daß der Standpunkt, von dem aus wir Menschen und Dinge beobachten und beurtheilen wollen, nur ein politischer sei. Die viel höhere Aufgabe, über den letzten Grund der Dinge nachzudenken und den Schleier von den Geheimnissen dieser Welt wie von dem verhängten Bild von Sais wegzuziehen, müssen wir den Philosophen und Gottesgelahrten überlassen, mit denen wir demgemäß hier auch die Mysterien des Palladismus und Satanismus durchaus nicht zu verhandeln gedenken. Der Gesichtspunkt, von dem aus wir diesen Begebenheiten näher treten, ist, unsrer viel bescheideneren Begabung entsprechend, ein sehr viel bescheidenerer. Uns interessiren hier diese Dinge nur, insofern sie für unsre politische Entwicklung in Betracht kommen, und wir erheben gar keinen Anspruch als den, den Maßstab verständiger und ruhiger politischer Erwägung an Dinge anzulegen, die zwar ihrer Natur nach kirchlich, aber darum doch für die staatliche Ordnung nicht ohne Belang sind.

Man weiß, welchen Ausgang die Angelegenheit der Miß Diana Vaughan genommen hat. Es ist nicht unsre Absicht, auf die Ostermontagsbescheerung des Herrn Leo Taxil zurückzukommen, in welcher derselbe selbst die ganze von ihm seit 10 Jahren mit seiner angeblichen Bekehrung, seinem Palladismus und seiner Diana Vaughan betriebene Mystification erzählt hat. Diese Offenbarungen haben so ziemlich alles bestätigt, was wir in unsrer Betrachtung vom 1. Februar d. J. dargelegt haben, etwa mit dem Unterschied, daß die berühmte amerikanische Miß sich nicht als eine habituée des Café américain, sondern als eine harmlose Maschinenschreiberin entpuppt hat; welche Geschäfte sie nebenbei betreibt, ist nicht ganz klar geworden. Wer sich für die Details der Taxil'schen Revelationen interessirt, mag den Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen der Vorstellung vom 19. April in dem Hôtel de la Société de Géographie (!) in Paris in der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 291 nachlesen. Dieser Bericht trägt die Ueberschrift: „Das Ende des Vaughan-Schwindels.“ Diese Seeschlange scheint aber nicht Lust zu haben, so einfachen und raschen Todes aus dieser Welt zu gehen. Es mag wohl irgend ein Spaßvogel sein, welcher im „Radical“ die in dieser großen Schlacht ebenfalls gefallene hohe Priesterin der Freimaurerei, Sophie Walder, zu neuem Leben erweckt und zu einem amüsanten Protest gegen Leo Taxil auftreten ließ. Die Dame ist nicht der Ansicht, daß sie nie existirt hat, und kündigt ihre demnächstige persönliche Vorstellung an. Wir wissen nicht, was aus dieser geworden ist.

Aber es melden sich noch andere Stimmen, die etwas ernsthafter sind als der Spaßvogel, der sich als Miß Sophia Walder costümirt hat. Unter den Schriftstellern, welche in den letzten 10 Jahren in „Luciferianism“ „gemacht“ haben, ist jedenfalls Hr. J. K. Huysmans der hervorragendste. Er gehört zu den „Bekehrten“ neuester Façon: wer sich darüber belehren will, wie günstig ihm die ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu gesinnt sind, seit Hr. Huysmans sein „En route“ geschrieben, der mag die interessante Studie des Jesuiten J. Pacheu über „la Trilogie de M. J. K. Huysmans“ nachlesen. Hr. Huysmans ist jedenfalls jemand, mit dem hier zu rechnen ist und den man auch für die Zukunft noch im Auge zu behalten hat. Vielleicht ist er auserlesen, den gebrochenen Krug wieder zu flicken. An ihn, den berühmten Verfasser von Là-Bas, hat sich nun das XIXe Siècle mit der Bitte um Aufklärung gewandt, wie es eigentlich mit der Affaire des Satanismus stehe, und Hr. Huysmans hat nicht gezögert, folgende Antwort zu geben:

„Mousieur,

„Je reponds, en quelques mots, aux questions que vous voulez bien me poser.

„Mon opinion sur Léo Taxil, mais elle est celle de tout le monde; je considère cet individu comme un abominable chenapan et un escroc.

„Quant à la question satanique, elle n'est nullement atteinte par les palinodies de ce Méridional; ses pseudo-révélations ne changent rien à l'affaire.

„Le satanisme n'en sévit pas moins, à l'heure actuelle.

„D'autre part, le luciférianisme peut être accepté tant qu'il ne sera pas démontré que les renseignements

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 122 vom 1. Juni d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

25570

donnés à son sujet par M. Meurin, archévêque de Port-Louis, dans son volume „la Franc Maçonnerie, synagogue de Satan", sont inexacts.

„J'ajoute que ce sont les informations qui ont servi de base un volume de Taxil et consorts sur le diable au dixneuvième siècle; mais ces mercantis les ont si singulièrement travesties, les ont noyés dans des détails si ridicules, que l'on peut se demander s'ils n'étaient pas payés pour détruire l'effet que les documents de M. Meurin pourraient produire."

Dieser Brief des Hrn. Huysmans, welchen die ultramontanen Zeitungen klüglich todtgeschwiegen haben, ist im höchsten Grade interessant: denn er stellt die wirkliche Sachlage wieder her. Er zeigt, daß trotz des von Stanislas de Guaita („Le Temple de Satan") und Papus („Le Diable et l'occultisme") gelieferten Nachweises, daß der Satanismus auf einer Geistesstörung beruht und als pure pathologische Erscheinung zu behandeln ist, auch Leute von Talent an ihn glauben und daß zweitens die Hauptgrundlage für diesen Glauben in den Schriften des Jesuiten Meurin, der als Erzbischof von Port Louis starb, zu suchen ist.

Damit wird die Vaughan-Taxil'sche Angelegenheit auf ihr richtiges Niveau herabgedrückt: sie ist und bleibt nur eine lächerliche Episode in der Geschichte des modernsten Satanismus und Occultismus, sagen wir zugleich in der Historia novissima virorum obscurorum.

Die ultramontane deutsche Presse hat ein großes „Geschelle" darüber erhoben, daß man ihre Verdienste um die Aufdeckung des Taxil'schen Schwindels nicht anerkennen wollte und daß „antikirchliche" Organe keine Notiz davon nehmen wollten, daß es „sogar" ein deutscher Jesuit gewesen, der schon im August 1896 gegen den Taxil'schen Unfug aufgetreten sei.

Man wird gut thun, sich durch dieses Geplänkel nicht irre führen zu lassen und nicht zu vergessen, daß dies Scheingefecht bloß den Zweck hat, die Rückzugslinie nach einer verlorenen Schlacht zu decken und die Aufmerksamkeit der Menge von dem Punkte, auf den es ankommt, abzulenken.

Ob ein deutscher und auch noch ein französischer Jesuit jetzt gegen den als unhaltbar erkannten Taxil'schen Schwindel aufgetreten; ob das schon im August 1896 oder einige Wochen früher oder später geschehen; ob ein paar Prälaten und Eminenzen mehr oder weniger sich in diesem Handel compromittirt haben, ob Diana Vaughan einmal oder zehnmal den Segen Sr. Heiligkeit empfangen; wie stark oder wie wenig sich die höchsten kirchlichen Kreise mit Hrn. Léo Taxil eingelassen haben — auf alle diese Dinge kommt im Grunde wenig an.

Man muß es der „Köln. Volkszeitung" als Verdienst anrechnen, daß sie zu wiederholten malen aus diesem Anlaß über die Leichtgläubigkeit gewisser kirchlicher Kreise geklagt hat, über den „mystischen Dusel", der unter Beiseitesetzung der einfachsten Regeln der Klugheit die abenteuerlichsten Erfindungen verworrener Gehirne glaubt, und daß sie die Hoffnung ausspricht, die bittere Erfahrung mit Léo Taxil und Genossen wrde wie ein reinigendes Gewitter wirken und mit den schlimmsten Miasmen aufräumen (vgl. „Köln. Volkszeitung" 1897, Nr. 151, vgl. Nr. 291). Dasselbe Organ hat es unumwunden bedauert, daß „ein so ernsthafter und persönlich achtbarer Mann, wie Msgr. Meurin, sich hat mißbrauchen lassen" (Nr. 353), und es hat sich, angesichts der Nachrichten über den Empfang des Hrn. Taxil durch Leo XIII., sogar zu der Bemerkung verstiegen, die, wenn der Spectator sie sich erlaubt hätte, sicher als höchst unehrerbietig verletzert worden wäre: „Bedauerlich aber bleiben die von der romhassenden Presse so eifrig ausgenutzten Gunstbezeigungen an Unwürdige trotzdem. Sie scheinen zu beweisen, daß an denjenigen Stellen, denen die Vorprüfung der in großer Zahl an dieselbe gelangenden Gesuche der fraglichen Art obliegt und welche die moralische Verantwortung für deren sachgemäße Erledigung haben, das Maß von Vorsicht und Umsicht, welches im Hinblick auf die hohe Stellung des h. Stuhles geboten ist, nicht entfernt in dem wünschenswerthen Maße vorhanden, daß den Schwindlern und Betrügern die Speculation auf unverdiente Auszeichnungen doch gar zu leicht gemacht war. Es kann daher nicht ausbleiben, daß die im Zusammenhange mit dem Vaughan-Schwindel gemachten sehr unerfreulichen Erfahrungen eine heilsame Rückwirkung auf die Erledigung dieser Curialgeschäfte haben werden." Damit hat die gute Kölnerin freilich nur offene Thüren eingestoßen. Man weiß, daß, seit Madame Sévérine, Mr. Taxil und viele andere Leute ejusdem farinae im Vatican empfangen werden, Männer von Charakter und geistiger Bedeutung selbst trotz positiver Einladung es ablehnen, dort zu erscheinen. Das greise Oberhaupt der Kirche hat gewiß keine Ahnung von dem Spiel, welches um es herum getrieben wird; wir, die wir etwas davon wissen, wollen vorläufig den Schleier der Liebe darüber decken.

Auch darin hat die „Köln. Volkszeitung" unzweifelhaft Recht, wenn sie dem „Reichsboten" und andern Fanatikern von jener Seite gegenüber sich energisch dagegen verwahrt, daß die Auctorität des h. Stuhles und die lehramtliche Unfehlbarkeit der Kirche durch das beklagenswerthe Verhalten gewisser kirchlicher Würdenträger in dieser Vaughan-Taxil'schen Angelegenheit compromittirt sei oder schweren Schaden gelitten habe (vgl. Nr. 294 u. a.). In der That bedarf es nur einer geringen theologischen Ausbildung und eines sehr mäßigen guten Willens, um zu sehen, daß das kirchliche Lehramt hier nicht im Spiele ist und daß man sehr Unrecht hätte, wollte man der katholischen Kirche als solcher die Kosten des Taxil'schen Unternehmens aufbürden.

Wenn wir in diesem Punkte auch ganz derselben Meinung sind wie die „Köln. Volkszeitung" und wenn wir bereitwillig den Freimuth anerkennen, welchen dieses Organ bei solchem Anlaß an den Tag gelegt hat, so müssen wir doch sagen, daß die Sache damit nicht erledigt ist.

Eine Presse, welche nicht bloße Zwecke der ultramontanen Politik verficht, sondern wirklich für „katholische" Interessen eintritt, mußte unsres Erachtens einen Schritt weiter gehen; sie hätte ihn im Grunde thun können, denn schon der erste Schritt war sicherlich sauer, und — il n'y a que le premier pas qui coûte.

Die Mailänder „Perseveranza" hat ihre Sonntagsbetrachtung (vom 25. April) über den Vaughanschwindel mit einer sehr vernünftigen Mahnung beschlossen: „Unsrer Ansicht," sagt sie, „verdankt das Taxil'sche Abenteuer seinen jahrelang anhaltenden Erfolg nur einem Fehler, der vielen intransigenten Katholiken und vielen Zeitungen eigen ist, welche sich zu Paladinen der katholischen Interessen aufwerfen, in Wirklichkeit aber dieselben bewußt oder unbewußt Tag für Tag verrathen. Und dieser Fehler besteht in der ihnen allmählich zur zweiten Natur gewordenen Neigung, an die Stelle vernünftiger Erwägung die Leidenschaft zu setzen. So artet der Geist des Apostolats aus in den einer Secte. Dieser gefälschte Geist tritt bei jeder Gelegenheit zwischen die Dinge und den Beurtheiler, hindert denselben, die Thatsachen zu sehen, wie sie sind, fälscht sein Urtheil fortwährend, reizt zum Kampf um des Kampfes willen auf. Der seltsame Effect dieser Kampfesweise ist, daß in der Hitze eines blinden Eifers die Empfindung für die Wahrheit des Evangeliums und für dessen Lehren, um derentwillen man angeblich zu den Waffen griff, gänzlich verloren geht."

Die „Perseveranza" ist kein „religiöses" Journal, aber auch Weltkinder sagen, wie Kinder und Narren, zu-

Digitized by Google

wollen die Wahrheit. Was das Mailänder Organ der gebildeten italienischen Bourgeoisie da ausgesprochen, sind goldene Worte, welche zu meditiren allen Redacteuren ultramontaner Blätter wenigstens einmal in der Woche zum Heile ihrer Seelen aufzuerlegen wäre.

Indessen ist auch damit die Sache noch nicht abgethan und eine historische Betrachtung dieser Dinge muß noch etwas weiter ausgreifen. Und damit kommen wir zu dem zweiten Theil unsrer heutigen Rundschau.

Die Leser der Allg. Ztg. sind schon wiederholt auf die Broschüre des derzeitigen Rectors der Universität Würzburg, Herrn Prof. Dr. Hermann Schell, aufmerksam gemacht worden, deren Publication in katholischen, wie in außerkirchlichen Kreisen so großes Aufsehen gemacht hat.[1]) Auf den ersten Blick könnte man sagen, daß der in dieser Schrift behandelte Gegenstand nicht in den Rahmen unsrer „kirchenpolitischen Briefe" gehörte; in Wirklichkeit geht uns das Thema aber doch nach mehr als einem Gesichtspunkte an und wir wollen es also, insoweit es uns hier angeht, in näheren Betracht ziehen.

Wie es scheint, liegt der äußere Anlaß zu dieser Veröffentlichung in einer s. Z. viel bemerkten Rede, mit welcher der Reichstagsabgeordnete und bayerische Reichsrath Professor v. Hertling im September v. J. die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Constanz eröffnet hatte.[2]) In dieser in mancher Hinsicht merkwürdigen Rede wurde die Thatsache, daß die Katholiken Deutschlands in der Wissenschaft von den Protestanten überflügelt worden seien, zugegeben und mit einer Offenheit behandelt, welche in gewissen kirchlichen Kreisen einige peinliche Verwunderung hervorrief. Hr. v. Hertling ging von dem unleugbaren Factum aus, daß die Katholiken in dem Lehrkörper unsrer deutschen Hochschulen eine verhältnißmäßig sehr geringe Vertretung haben. Er sprach zunächst nur von Bayern und constatirte, daß dort, wo die Lage der Katholiken noch am günstigsten erscheint, doch nur 43 Procent der Universitätsprofessoren (statt, dem Vorwalten der katholischen Bevölkerung entsprechend, 71 Procent) Katholiken seien. An den übrigen deutschen Universitäten wird der Procentsatz katholischer Docenten noch viel geringer sein. Diese Ungleichheit wird in den katholischen Kreisen hauptsächlich der den Katholiken abholden Stimmung der Facultäten und der die Berufung vollziehenden Staatsregierungen zugeschrieben. Hr. v. Hertling wollte auf die erstere Annahme nicht eingehen und leugnete letztere wenigstens in Hinsicht auf Bayern und den gegenwärtigen Leiter des bayerischen Unterrichtsministeriums. Dagegen gab er zu, daß die den Paritätsbeschwerden entgegengesetzte Ausrede, es fehle, so oft man auch gern Katholiken in Vorschlag bringe, an geeigneten Candidaten, thatsächlich begründet sei und daß dieser thatsächlich begründeten Ausrede die Basis entzogen werden müsse. Hr. v. Hertling nahm keinen Anstand, die ungenügende Vertretung der Katholiken an den deutschen Universitäten als „nur einen Zug aus einem größeren Bilde" zu bezeichnen. „Wir deutsche Katholiken," sagt Frhr. v. Hertling, „haben uns ganz allgemein in höherer Bildung von den Protestanten überflügeln lassen. Das ist unwiderleglich festgestellt durch die Zahlen der Schulstatistik, auf welche neuerdings sehr mit Recht die Aufmerksamkeit weiter Kreise hingerichtet worden ist. Auf 10,000 Einwohner treffen bei den Protestanten 55 Schüler höherer Lehranstalten, bei den Katholiken nur 32. Untersucht man das Verhältniß in den einzelnen Staaten, so ist dasselbe für die Katholiken am ungünstigsten in Baden (41 : 86), dann folgen Sachsen (23 : 40), Württemberg (53 : 93), Preußen (27 : 50), Bayern (42 : 67), während es in dem kleinen Hessen verhältnißmäßig noch am günstigsten liegt (50 : 67). Dabei hat der Vergleich mit einer früheren Periode den Nachweis erbracht, daß das Zurückbleiben der Katholiken in einer langsamen, aber stetigen Steigerung begriffen ist. Wir haben es sonach nicht mit einer vorübergehenden Erscheinung zu thun, sondern mit den Ergebnissen eines weit zurückliegenden Processes. Die Gefahr aber, welche das ungehemmte Fortschreiten dieses Processes in sich schließen würde, liegt auf der Hand. Dieselbe ist anderwärts dahin formulirt worden, daß mit der Zeit die Bevölkerung auch in überwiegend katholischen Ländern in zwei Classen aus einander fallen müßte, in die herrschende Classe der gebildeten Protestanten und in die beherrschte der katholischen Bauern und Handwerker."

So überraschend die Offenheit war, mit welcher Hr. v. Hertling diese Verhältnisse in ihrer ganzen erschreckenden Beredsamkeit darlegte, so überraschend mußte auf die Anwesenden die Begründung wirken, welche der Münchener Philosoph für die eben auseinandergesetzte Thatsache des Zurückbleibens der Katholiken hinter den Protestanten gab. Hr. v. Hertling behauptet nämlich allen Ernstes, der Grund für diese Erscheinung liege — in der Auflösung des alten Reiches und in der Säcularisation. Die Ueberweisung zahlreicher katholischer Landestheile und Bevölkerungen an protestantische Fürsten und Regierungen seit 1803 und die Aufhebung zahlreicher geistlicher Genossenschaften soll die Schuld an diesem Unglück tragen. Diese geistreiche philosophische Erklärung scheitert leider an der unzweifelhaften Thatsache, daß schon vor dem Zusammenbruch des alten deutschen Reiches und seiner papiernen Herrlichkeit der Zustand der allgemeinen Bildung in den protestantischen Ländern Deutschlands entschieden besser war als in den katholischen. Um 1770—1800 lag, das wird doch niemand zu bestreiten wagen, die Führung der deutschen Literatur, wie sie durch Herder, Lessing, Klopstock, Goethe und Schiller u. s. f. repräsentirt war, nicht auf katholischer Seite. Man nehme die Predigtliteratur der Zeit zur Hand: in derselben Epoche, wo Reinhard und Schleiermacher ein Deutsch von hoher Reinheit und Schönheit predigten, bewegt sich auch unsre bessere katholische Homiletik noch immer in dem verwilderten Jargon, den selbst ein so geistvoller Mann wie P. Hmnolt (um 1740) am Rhein vor der besten dortigen Gesellschaft nicht überwand. Erst mit Sailer, dem unvergeßlichen und so schmachvoll behandelten, kam für die katholische Theologie die Zeit, wo man in einem gebildeten Deutsch über theologische Dinge sprach und schrieb.

Noch bedenklicher geriethe die kühne Hypothese des Hrn. Prof. v. Hertling ins Schwanken, wenn er seine Betrachtung zu verallgemeinern beliebt hätte. Wenn er z. B. den Procentsatz der Analphabeten in Italien, Spanien und Portugal, ja auch in Frankreich mit dem der protestantischen Länder verglichen hätte; oder wenn er Zahl und Frequenz der jetzt in Italien bestehenden niederen, mittleren und höheren Schulen mit den betr. Ziffern der im Kirchenstaat vor 1859, bezw. 1870 bestehenden Unterrichtsanstalten zusammengestellt hätte — gewiß wäre Hr. v. Hertling da zu einer eigenthümlichen Illustration seiner „Erklärung" gelangt.

Die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer könnte als eine Ursache dieses Niedergangs katholischer Bildung angeklagt werden, wenn mit irgend einem Erfolg der Nachweis zu liefern wäre, daß an den Sitzen dieser Hochstifte

[1]) Der Katholicismus als Princip des Fortschritts. Von Dr. Hermann Schell, Professor der Apologetik und derz. Rector der Universität Würzburg. Erste bis fünfte Auflage. Würzburg, Andreas Göbels Verlagshandlung 1897.

[2]) Die Rede ist abgedruckt in der „Köln. Volkszeitung" vom 21. Oct. 1896, Nr. 717.

— nennen wir Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Constanz — zu Ende des vorigen Jahrhunderts Kunst und Wissenschaft eine namhafte Stätte gehabt hätten. Höchstens von Mainz könnte der Versuch gemeldet werden, etwas von dem Glanz der Wissenschaft für die Metropole zu gewinnen. Aber was der Kurfürst von „Koryphäen" berief, waren — keine Katholiken. Der Untergang einzelner Abteien, wie S. Blasien auf dem Schwarzwald, war ein wirklicher Verlust für die Wissenschaft; groß war aber die Zahl der klösterlichen Institute, welche um 1800 eine Stellung in der Wissenschaft Deutschlands hatten, nicht, und was von theologischer Literatur um jene Zeit, zwischen 1750—1800, zu nennen ist, gehört durchweg der febronianisch-josephinischen Schule an, die ihren Ausgangs- und Mittelpunkt nicht in den Klöstern hatte.

Aus dem Chaos, welches die Kriege der Republik und des Kaiserreichs, die ganze Bewegung zwischen 1789 und 1815 bei uns geschaffen, hat sich langsam, seit den zwanziger und dreißiger Jahren, das geistige Leben unter den deutschen Katholiken wieder erhoben, getragen und emporgehoben, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwaltend durch die katholischen Facultäten, deren Schaffung und Erhaltung sich die Regierungen Preußens, Badens, Württembergs und Bayerns angelegen sein ließen, während im allgemeinen — das muß leider, leider gesagt werden — diese für die geistige Machtstellung des Katholicismus in Deutschland wichtigsten und bedeutsamsten Institute sich seitens der „hochkirchlichen" Kreise durchschnittlich nur offener oder versteckter Feindschaft, im günstigen Falle sehr geflissentlicher Ignorirung erfreuten.

Wir müssen also zu unserm Bedauern sagen, daß es um die historische Deduction des Frhrn. v. Hertling nichts ist: das soll kein Vorwurf sein, denn was braucht ein Philosoph solche kirchengeschichtliche Kleinigkeiten zu wissen, vollends, wenn er Vorstandsmitglied des Centrums ist, in welchem auf solche „Schnurrpfeifereien" gar kein Gewicht gelegt und eine hohe Politik getrieben wird, die von keinerlei verdächtiger Kenntniß der allgemeinen Menschen- und Weltgeschichte, geschweige denn der deutschen Kirchengeschichte angekränkelt ist? Um so dankbarer muß man aber demselben Gelehrten sein, wenn er am Schluß seiner Constanzer Rede unter den Mitteln, welche gegen das geschilderte Uebel zu ergreifen seien, in erster Linie das genannt hat, „daß wir, die Katholiken, die Werthschätzung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Berufes in weiten Kreisen zu steigern unternehmen". „Was wir brauchen, das sind nicht so sehr die Apologeten, als vielmehr die eigentlichen Fachgelehrten, diejenigen, die, mit dem Rüstzeug der modernen Forschung ausgestattet, in selbständiger Arbeit das Gebiet des menschlichen Wissens zu erweitern und zu befestigen bemüht sind. Ein einziger Gelehrter, der erfolgreich in die Forschung eingreift, dessen Name mit weithin sichtbaren Zeichen in die Blätter der Geschichte eingegraben ist, und der sich zugleich in seinem Leben als treuer Sohn der Kirche bewährt hat, wiegt ganze Bände Apologetik auf." „Die Förderung der Wissenschaft ist", schloß Hr. v. Hertling, „in der Gegenwart die wichtigste Aufgabe des katholischen Deutschland."

Hätte der „Spectator" diese Sätze verbrochen, wie groß würde das Geschrei über den „Uebermuth einer sich vergötternden Wissenschaft" bei gewissen Leuten gewesen sein! Hrn. v. Hertling ließ man sie „als einem von den Unsrigen" hingehen, doch ist auch er einem gewissen bedenklichen Knurren nicht entgangen, so daß er es für angezeigt gefunden hat, unter der Etikette einer Polemik gegen den „Hannovr. Courier" einen seine orthodoxe Gesinnung in geeignetes Licht setzenden Artikel „Zur Abwehr von Mißverständnissen" („Köln. Volksz." 1896, Nr. 752) ausgehen zu lassen.

Das war die Lage der Dinge, als Hr. Prof. Schell sich entschloß, in die Discussion einzugreifen. Er motivirte in der Vorrede sein Auftreten damit, daß das Jahr 1896 zum erstenmal (in der v. Mayr'schen Statistik der Confessionen in Deutschland) den statistischen Nachweis einer entschiedenen geistigen Inferiorität der deutschen Katholiken gebracht und, was noch schlimmer gewesen, durch den Ausgang des Vaughan-Taxil'schen Handels diese Thatsache auf das bedenklichste illustrirt habe.

Hr. Prof. Schell mochte laut seiner Vorrede wohl selbst fürchten, daß man sein „offenes Wort" an die deutschen Katholiken „anmaßend und unbegründet" finden werde. Er hat sich darin nicht getäuscht. Worin er sich entschieden geirrt hat, das war die sonderbare Vorstellung, ein Professor der Theologie an einer deutschen Hochschule habe überhaupt Recht und Pflicht, über solche Dinge sich öffentlich vernehmen zu lassen. Dem ist jedoch in der That nicht so. Verunglückte Theologen, durchgefallene Philologen, fortgejagte Gerichtsreferendare, und was es sonst noch an literarischer Halbwelt gibt, welche die Redactionsbureaus unsrer „katholischen" Zeitungen schmückt — diese Leute haben das Recht, sich über die höchsten Interessen der Christenheit vernehmen zu lassen, bezw. abzudrucken, was ihnen von der Parteileitung als Futter für ihre Leserwelt zugewiesen wird: die Universitätslehrer dagegen, welche dem Studium der höchsten Fragen ihr ganzes Leben widmen, sind von jeder Betheiligung an Debatten über dieselben ausgeschlossen, und zwar mit vollem Recht, denn sie sind ja heutzutage in der Katholicität noch die einzigen, welche — gewiß nur aus Stolz und Ehrgeiz — der Versuchung einer selbständigen Meinung unterliegen können und bei denen man, einige löbliche Ausnahmen zugegeben, im allgemeinen sogar eine persönliche Ueberzeugung vermuthen darf — ein Verbrechen, von dem sich der ganze ultramontane Troß ruhig freisprechen darf.

Hr. Schell hat auch noch andere Fehler begangen. Er hat, angesichts der unglaublichen Wuth, mit der seine „unmaßgebliche" Meinungsäußerung angeschnauzt wurde, der zweiten und dritten Auflage seiner Schrift „Nachworte zur Abwehr" beigefügt. Hr. Schell ist offenbar noch ein junger Mann und seines Weges noch nicht völlig kundig: sonst müßte er wissen, daß einer gewissen Kategorie von Gegnern gegenüber Schweigen die einzige Vertheidigung ist. Wer zu schlechter Jahreszeit einmal auf den kothigen Straßen Polens oder Rußlands reisen mußte, der weiß, daß man da keinen Schritt weit fahren kann, ohne daß einem der Koth von allen Seiten entgegenspritzt: niemand fällt es ein, deßhalb abzusteigen um sich mit diesem Element wissenschaftlich auseinanderzusetzen: man fährt ruhig weiter und läßt Abends den Diener die Kleider reinigen. Ein guter Kautschukmantel aus unverwüstlichem Humor, an dem der Gischt von selber herabfließt, ist auch nicht zu verachten.

Innerhalb der verständigen und anständigen Welt hat Schells Schrift großen Beifall gefunden. „Die Broschüre," schreibt uns eine hervorragende Stimme, „ist großartig und befreiend, sie wirkt wie ein frischer Luftzug, der reinigend in eine Atmosphäre von Miasmen fährt."

Eine mittlere Stellung nehmen Stimmen ein, welche dem Prof. Schell keineswegs das Recht, über diese Dinge ein offenes Wort zu sprechen, verweigern wollen, auch zugeben, daß er manches sehr Beachtenswerthe vorgebracht habe, aber doch meinen, er habe da vielfach über das Ziel hinausgeschossen, auch unbewußt mehrfach übertrieben und verallgemeinert und dadurch der Sache vielfach geschadet. Eine in solchem Sinn gehaltene Beurtheilung bringt z. B. die „Kölu. Volkszeitung" vom 18. April (Nr. 286), wo u. a. zu lesen ist: „wir hätten hier weniger gewünscht, aber auch mehr; weniger im Ton, in der schroffen, generali-

sirten Beschwerde, mehr in der Sache, in der Detailbegründung der wirklichen Mißstände. Wir hoffen und wünschen, daß die weitere Entwicklung der unausbleiblichen Controverse sich concreter gestaltet. Es wäre ganz verkehrt, die Schrift Schells einfach mit dem Stichwort „unkirchlich" oder „liberalisirend" abzufertigen; dafür steht in derselben doch zu vieles, was im Kern berechtigt ist oder doch Beachtung beanspruchen darf und im dringendsten kirchlichen Interesse, sei es Billigung oder Zurückweisung, aber jedenfalls gründliche Erwägung verdient." Mit diesen Worten kann auch der „Spectator" sich einverstanden erklären, und er ist weit entfernt, die Meinungsäußerung des rheinischen Blattes auf eine Stufe zu stellen mit dem Gebelle der ultramontanen Schmutzpresse, welche für den Urheber der Broschüre nur Beschimpfungen und Denunciationen hatte. Sehen wir indessen zu, was eigentlich Hr. Schell über die Sache vorzubringen hat.

In seinem ersten Abschnitt „Katholisch und Protestantisch, Geistlich und Weltlich" legt Hr. Schell zunächst die „beschämende und gefahrdrohende Thatsache" des Zurückbleibens der Katholiken hinter den Protestanten auf Grund der erwähnten Statistik dar und wirft dann die Frage auf, ob diese Erscheinung nicht vor allem dem Umstand zu verdanken ist, daß der Protestantismus dem Individuum eine stärkere Berücksichtigung der geistigen Selbständigkeit darbiete, während das den Katholiken auferlegte Sacrificium intellectus anscheinend unabwendbar zu einer geistigen Inferiorität führe. Verstehen wir den Verfasser recht, so stellt er principiell letzteres in Abrede, räumt aber ein, daß seit Beginn der antiprotestantischen Entwicklung der Theologie und des Cultus unter der Führung des Jesuitenordens die Geistesthätigkeit der Katholiken über Gebühr gebunden worden sei. Es sei zu unterscheiden zwischen dem idealen oder officiellen Katholicismus und demjenigen, wie er sich thatsächlich vielfach herausgebildet — „dem wirklichen menschlichen Katholicismus in dieser Gegend oder in jenem Zeitalter". Setze man beide gleich, so werde das Ideal zum Maß der unvollkommenen Wirklichkeit herabgestimmt, und so die Auswüchse wilder Triebe eines religiösen Sinnens und Trachtens mit dem Nimbus der Göttlichkeit umgeben. Das Wesen eines gotteswürdigen Cultus sei nicht ein Nachgeben gegen naturhafte Instincte, sondern im Gegentheil ein steter Kampf gegen Einmischungen des Anthropomorphen und Anthropopathischen in den Gottesbegriff. Demnach findet Hr. Schell die moderne katholische Andacht vielfach zur Inferiorität französirender Andachts- und Auffassungsweisen herabgesunken. Er sieht ein weiteres Uebel darin, daß sich in katholischen Kreisen allmählich eine dualistisch-pessimistische Anschauung und Stimmung ausgebildet habe, vermöge deren der Gegensatz zwischen Göttlichem und Weltlichem viel zu sehr betont und der Werth, den die Pflege der weltlichen Beziehungen und Culturaufgaben für die Religion in sich birgt, vielfach unterschätzt werde. Es zeige sich das u. a. in der Fernhaltung der Theologiestudirenden von den Studirenden der weltlichen Facultäten, in der geringen Förderung, welche die theologischen Facultäten des Deutschen Reiches seitens der kirchlichen Kreise zu verzeichnen haben, ja in der Verdächtigung und Verfolgung, der jedes über die Mediocrität der seminaristischen Systematik hinausgehende Streben ausgesetzt sei. So werde es der katholischen Theologie bei uns unmöglich gemacht, jene ideale Anerkennung zu erringen, welche in der größeren Anziehungskraft auf die studirenden Kreise liege, während doch im Grunde die Katholicität Platz für alle Richtungen lasse, und selbst die naturwissenschaftliche oder realistische Bildung sich innerhalb derselben vollkommen ausleben könne.

Der zweite Abschnitt „Freiheit des Denkens und kirchliche Autorität" wendet sich hauptsächlich gegen die Vorstellung, daß das katholische Glaubensprincip keinerlei Freiheit des Denkens Raum gestatte. Wir lesen da die Sätze, daß die kirchliche Lehrgewalt keine fatalistische Sorglosigkeit gegen Thatsachen, Urkunden und Quellen des religiösen Erkennens bei den Gläubigen erzeugen wolle und könne; „der Katholicismus bedeute den Friedensbund von Vernunft und Glauben, von Forschung und Offenbarung, ohne Herabwürdigung und Demüthigung des Logos: denn das Christenthum ist die Religion des Geistes und des Logos! Der wahre Geist der Religion und Heiligkeit ist nur jener Geist, der vom Worte der Wahrheit ausgeht. Das ist die große Bedeutung des im Filioque sicher gestellten dreieinigen Gottesbegriffs, gegen den Mysticismus im Morgenland und Abendland, in seiner irrational-supranaturalistischen, wie in seiner rationalistischen Gestalt, in seiner Neigung zum überschwänglichen Aberglauben, wie andrerseits zum zersetzenden Unglauben."

Im dritten Abschnill wird die Vorstellung zurückgewiesen, als ob der conservative Charakter des Katholicismus jedem Fortschritt abhold sei. Die Wissenschaft auch des Katholicismus bedürfe der Aufforderung zum Fortschritt; Fortschritt ohne Hypothesen sei darum unmöglich, und da die Universitäten nicht bloß Gedanken, sondern auch das Denken zu lehren haben, so könnten sie auch (trotz Dallers Abmahnung) nicht darauf verzichten, in den akademischen Unterricht auch Hypothesen hereinzuziehen. Den Unterschied des falschen und echten Conservatismus exemplificirt Hr. Schell dann an dem Beispiele Christi einer-, der Pharisäer und Sadducäer andrerseits. Es wird gezeigt, daß beide Namen nur halbe Wahrheiten ausdrücken und der wahre Conservalismus sich nicht so sehr im Erhalten als im Aufbauen, daß aber ebenso der wahre Fortschrill und Freisinn sich nicht sowohl im Fragestellen und Bezweifeln als gleichfalls im Aufbau bewähren, letzterer, ein gewisser Freisinn oder der Geist eines gewissen Liberalismus, mehr mit der berufsmäßigen Pflege des Gedankens, der Conservatismus mehr mit dem Willen zusammenhänge. Daher eine abwechselnde Betonung beider Gesichtspunkte nothwendig sei. Das Gerede über den Niedergang des Liberalismus als einer führenden Macht wird auf die Thatsache zurückgeführt, daß das Beste des Liberalismus eben in den Besitz des Gemeinwesens übergegangen und in den modernen Verhältnissen verwirklicht worden sei; was allerdings die richtige Erklärung der heutigen Lage ist. Man verlangt nicht mehr, was man hat; man steht nicht mehr auf, um ein Bulterbrod in der Weite zu suchen, das vor jedermann auf den Teller hingestellt ist.

Abschnitl IV — das Ideal des Katholicismus — bildet den eigentlichen Kern der Broschüre. Er geht von der Darlegung aus, das allerstärkste auf Erden sei doch der Gedanke; im Katholicismus sei daher der auf die Vertiefung der menschlichen Denkarbeit hin arbeitende Germanismus dem Romanismus gegenüber eigentlich das höher Stehende. Die Verkennung dieses Verhältnisses und das Ueberwiegen romanischer Art habe uns in jene Situation gebracht, aus welcher heraus Ungeheuerlichkeiten, wie die Vaughan'schen Enthüllungen, der Taxilschwindel, der ganze Satanism und Palladism hervorwuchsen, Blüthen, für deren Zeitigung dann „die maßgebende Civiltà cattolica" verantwortlich gemacht wird. Daß solches möglich war, daß der wahre Charakter dieser Dinge nicht längst von jedem katholischen Geistlichen in Deutschland durchschaut worden sei, wird eben aus der langen Alleinherrschaft der romanisch-jesuitischen Schule erklärt. „Allerdings war man zu lange unter dem Einfluß einer Schule gestanden, welche den inneren Kriterien nicht viel Werth beimißt, sondern alle

Wahrheit nur auf Autorität und äußere Kriterien stellt. Die Folge ist Inferiorität im selbständigen Vernunftgebrauch." (S. 61). „Dem Katholicismus wird durch ein katholisches Deutschthum, das sich in der demüthigen Nachahmung und Pflege italienischer und französischer Specialitäten gefällt, ebenso wenig gedient als durch ein abstractes Christenthum, das gar keine Ausprägung nationaler Eigenart — in ihren Vorzügen und darum auch in ihren Schwächen — dulden würde." (S. 64).

Man wird sich erinnern, daß dieser letztere Satz auch in unsern Briefen über den Cardinal Manning (1896, XV, XVII, XVIII) nach vielen Seiten beleuchtet und durch unsre New-Yorker Briefe (d. J. XXI, XXII, XXIII) in neues Licht gesetzt wurde. Er ist in der That einer der Fundamentalsätze in denen unsre Ueberzeugung durch eine tiefe Kluft von dem ultramontanen Bekenntniß getrennt ist: eine der Thesen zugleich, denen die gesammte Kirchengeschichte aller Länder und Zeiten auf jeder Seite zum glänzendsten Belege dient und auf dem wir trotz aller Mißverständnisse und Verketzerungen aufs entschiedenste, im Interesse der Kirche selbst, beharren müssen. Wir haben seinerzeit (Brief XVIII) auch dargelegt, wie der Cardinal Manning selbst, nachdem er diesem Satze vierzig Jahre lang entgegen gehandelt hatte, am Schlusse seines vielbewegten Lebens zu der Einsicht seiner Richtigkeit gelangt sei und in den von Purcell abgedruckten „Hindrances to the spread of the catholic Church in England" (II 772) selbst ein mächtiges Zeugniß zugunsten desselben und vieler anderer unsrer Aufstellungen abgelegt hat. Hr. Schell hat ganz Recht gehabt, wenn er die Manning'schen „Hindrances" im letzten Abschnitt seiner Schrift den Lesern wieder vor- und jenen, die etwa zu verschämt thun, um den Spectatorbriefen so etwas zu glauben, wieder zu Gemüthe führte. Es war um so richtiger, diese Dosis zu repetiren, als die ultramontane Presse mit rührender Einhelligkeit die Ausführungen des Cardinals und unsre bescheidenen Randglossen dazu, dem damals noch geltenden mot d'ordre entsprechend, todtgeschwiegen hatte. Es schadet nie, so nervösen Constitutionen etwas nachzuhelfen.

Hr. Schell hat natürlich auch von dem neunten Hinderniß für den Fortschritt des Katholicismus in England gesprochen, als welcher der Cardinal Manning den Jesuitenorden bezeichnet. Man weiß, daß die betreffenden Ausführungen des Cardinals von seinem Biographen Purcell nicht wiedergegeben wurden. Es besteht Grund für die Annahme, daß dieselben ursprünglich abgedruckt waren, dann aber infolge sehr mächtiger Einflüsse — die dafür bezahlte Summe wird nicht genannt — vom Verleger abgesetzt wurden. Die Sache gibt Hrn. Schell Anlaß, sich über die Jesuitenfrage zu äußern: er hält den Fortbestand des Jesuitengesetzes bei uns für eine Ungerechtigkeit und Unklugheit; aber wenn er, seiner Meinung nach, verpflichtet ist, in diesem Punkte gegen die protestantische Intoleranz sich auszusprechen, so will er ebenso wenig der (durch die Jesuiten repräsentirten) Exclusivität und Intoleranz unter den Katholiken das Wort reden; er warnt vor der Methode „des geheimnißvollen Bezweifelns und Argwöhnens, des Warnens und Befürchtens wegen der kirchlichen Correctheit" (wir hätten gesagt: der systematisch betriebenen Verdächtigung) und sieht das Heilmittel gegen die Gefahr der fortdauernden Inferiorität im Geiste des (echten) Katholicismus, in der Entfaltung aller katholischen Kräfte zu freiem und selbständigem Wetteifer auf wissenschaftlichem, theologischen wie socialpolitischen, Gebiet." (S. 78.)

In dem der zweiten Auflage beigegebenen Abschnitte VI („Zur Abwehr") vertheidigt sich der Verfasser gegen die ihm gemachten Vorwürfe, als habe er die Grenzen der Klugheit und Gerechtigkeit überschritten. Er sucht dann die Verantwortlichkeit des Jesuitenordens und insbesondere der Civiltà cattolica für die Heranzüchtung des Palladismus, Satanismus und damit des ganzen Taxilschwindels näher zu begründen und resumirt seine positiven Vorschläge zur Besserung der kirchlichen Zustände nochmals in den Forderungen: 1. es solle das Laienthum in seinen gebildeten Ständen größere Berücksichtigung finden; 2. der theologischen Wissenschaft solle freiere Entwicklung gestattet werden; 3. die Katholiken sollen am Fortschritt der Wissenschaften, der Cultur- und Staatsverhältnisse kräftiger mitzuarbeiten, ja an die erste Stelle zu kommen trachten; 4. es sollen sich dieselben auch eine stärkere Mitarbeit an der nationalen Entwicklung angelegen sein lassen.

Der Spectator kann selbstverständlich den meisten der hier vorgebrachten Ansichten und Vorschläge seine Zustimmung nicht versagen. Doch hätte er manche Bemerkung sich zu gestatten.

Zunächst kann er nicht verhehlen, daß er ein kleines Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit des der Schrift gegebenen Titels hegt. Er mußte in bestimmten Kreisen erschrecken. Das Wort „Fortschritt" ist sehr schön, aber es ist im Lauf der Zeiten nicht ganz ehrlich geblieben. Im Zusammenhang damit muß man sich auch fragen, ob die Fragestellung eine ganz richtige ist. Hr. Schell meint (S. 7): „es sei unzweifelhaft, daß der Zweck des Glaubens eine übernatürliche Denkthätigkeit, daß der Zweck der Autorität eine übernatürliche Selbständigkeit sei". In einem gewissen Sinne kann man das einräumen, in ihrer Allgemeinheit sind diese Sätze schwerlich richtig und werden theologischerseits ohne Zweifel Beanstandung erfahren. Die höchsten und letzten Absichten der Offenbarung und demnach auch des kirchlichen Lehramtes liegen nicht so exclusiv oder vorwaltend auf dem intellectuellen Gebiet, sie sind vielmehr ethischer Natur: das Reich Gottes auf Erden erstrebt für den Menschen Gottähnlichkeit und dadurch seine Beseligung. Für die immense Mehrheit fällt hier das Ethische unendlich mehr ins Gewicht als das Intellectuelle; und das Reich Gottes auf Erden ist doch nicht bloß für die weniger intellectuell Bevorzugten da. Demnach verschiebt sich auch das Urtheil über die Inferiorität und Superiorität hinsichtlich der Confessionen. Die Frage ist nicht neu: wir gedenken sie demnächst in einem anderen Zusammenhang ausführlicher zu behandeln, als es jetzt hier, am Schlusse dieses Briefes, noch geschehen könnte. Wir fechten die von den HH. v. Hertling und Schell reproducirten Ziffern der v. Mayr'schen Confessionsstatistik nicht an, aber wir möchten die Discussion über diesen Gegenstand auf eine höhere geschichtliche Betrachtung gestellt wissen; wir möchten auch unsrerseits keineswegs dazu beitragen, um das in vielen Seelen um sich greifende Gefühl der Entmuthigung und des Verzagens zu mehren. Der Spectator pflegt jedem Feinde scharf ins Auge und jeder Gefahr fest entgegen zu sehen und er signalisirt dieselben seinen schlafenden oder in Selbstbethörung eingelullten Religionsgenossen, selbst auf die Gefahr hin, gänzlich mißverstanden und in seinen redlichsten Absichten verkannt zu werden. Darum aber gibt er keine Position auf, die zu halten ist, noch macht er irgend eine Concession, die überflüssig erscheint.

Um einiges weitere zu moniren, so können wir uns auch durchaus nicht mit der S. 21 uns entgegentretenden Vorstellung zurechtfinden, als sei „die Scheu des Geistlichen vor dem Weltlichen, die theoretische Loslösung des Uebernatürlichen vom Natürlichen eine theologische Nachwirkung der scotistischen und nominalistischen Religionsauffassung". Wo in aller Welt läßt sich ein solcher Satz historisch rechtfertigen? William Occam, der letzte große Meister des Nominalismus, der leidenschaftliche Verfechter der ghibellinischen Ideen und der kaiserlichen Potinik gegen die Curie, würde zu dieser Behauptung und einem so voll-

Digitized by Google

kommenen Mißverständniß seiner Richtung bedenklich den Kopf schüttelu.

S. 22 versichert uns Hr. Schell, die naturwissenschaftliche oder realistische Bildung sei „an sich nicht minder geeignet, die Gymnasialschule für den Idealismus zu werden, wie die altsprachlich-humanistische Gymnasialbildung. Die Zukunft wird wohl beide Wege als gleich berechtigt ausbilden und anerkennen müssen! Ich wünschte nicht, daß man sich katholischerseits zum einseitigen Verbündeten des Humanismus contra Realismus mache!"

Darüber wird unter vernünftigen Leuten heute kein Streit bestehen, daß die heutige „Bildung" in einer ganz anderen Weise den Schatz naturwissenschaftlicher Erkenntniß in sich beschließen müsse, als das im 16., 17., 18. und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefordert schien. Die Naturwissenschaften sind gewiß eines der großen Bildungselemente der Neuzeit, und die naturwissenschaftliche Bildung hat sicher für alle Zeiten einen Betrieb der Philosophie unmöglich gemacht, wie er vor der Erstehung der heutigen Physik, Chemie, Physiologie u. s. f. noch als statthaft erschien. Daß aber die realistische Geistesverfassung der Gegenwart, losgelöst von dem historischen Denken und im Gegensatz zu der humanistischen Wissenschaft, imstande sein werde, unsre Gymnasialjugend zum Idealismus zu erziehen — dafür hat sie bis jetzt keinen Beweis geführt, und wir könnten es nur bedauern, wenn die Worte des Würzburger Apologeten, gewiß wider seinen Willen, als eine Ermuthigung für jene Tendenzen verwerthet werden sollten, welche das Band zerschneiden wollen, das unsre Jugendbildung mit der Antike und mit der idealistischen Weltanschauung verknüpft.

Auch andere Sätze sind einer Mißdeutung fähig oder nur in beschränktem Sinne zulässig. So, wenn z. B. S. 35 behauptet wird, die Apologetik sei im Grunde nur möglich als Philosophie des Glaubens: könnte das nicht ebenso Georg Hermes oder Anton Günther gesagt haben und läßt sich das im Grunde behaupten, ohne daß man das Christenthum als eine nothwendige Entfaltung des trinitarischen Processes im Gegensatz gegen die kirchliche und historische Auffassung erkennt? Wer Schells dogmatische Arbeiten kennt, der weiß, daß derselbe von dem rationalistischen Prinzip der Hermes'schen und Günther'schen Speculation weit entfernt ist: aber die Arglist seiner Feinde wird nicht ermangeln, die oben angeführte Aeußerung in einem ihm ungünstigen Sinne zu deuten. So wird S. 41 der Fall Leo Taxil-Diana Vaughan und Lueiferianismus auf eine Stufe mit dem Fall Galilei's gesetzt und den kirchlichen Behörden als Warnung für die Zukunft vorgehalten. Das ist zu weit gegangen. In dem Fall Galilei's lagen die Dinge für die betreffende römische Congregation und selbst den Vatican sehr viel verdrießlicher; in dem Fall Taxil-Vaughan ist eine die kirchlichen Kreise stark beeinflussende Parteirichtung mächtig compromittirt, aber keine amtliche Instanz der Kirche bloßgestellt worden.[1])

Endlich sind wir durchaus nicht mit dem einverstanden, was Hr. Prof. Schell S. 87 über den „politischen Katholicismus" sagt. Er sieht in den weltlichen Centrumsabgeordneten keineswegs in religiöser oder kirchlicher Hinsicht Vertreter jener romanisirenden, sentimentalen, rigorosen, hypermystischen Bestrebungen, gegen welche er in seinem ersten Abschnitt aufgetreten ist, und er meint, „die leitenden Grundsätze des Centrums, denen es seine Bedeutung verdankt, stammten aus der selbständigen Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse und seien — ganz unbeschadet ihres durchaus katholischen Charakters und ihrer kirchlichen Treue — in gewissem Sinn autochthonen Ursprungs;" ja er fügt hinzu: „wäre das katholische Deutschland in geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht so selbständig wie in politischer Hinsicht, so wäre eine Inferiorität in jener Richtung ebenso wenig zu beklagen wie in dieser."

Hätte sich der Verfasser nicht sonst und allerwärts als einen Mann von Charakter erwiesen, so müßte man versucht sein, in diesen Worten eine beklagenswerthe Captatio benevolentiae zu sehen, und zwar eine vollkommen gratuite, denn sie hat die Centrumspresse nicht abgehalten, auf gegebenen Befehl hin mit ausgiebigster Leidenschaft und Roheit über Hrn. Schell herzufallen, und ihm keine der Beschimpfungen erspart, welche in jenem Heerlager die Stelle von Beweisgründen einzunehmen pflegen. Jedenfalls aber zeigen diese Ausführungen, daß der geistvolle Verfasser den vollen Unterschied des politischen und des religiösen Katholicismus noch nicht erfaßt und durchdrungen hat. Er ist eine wesentlich speculativ angelegte Natur und augenblicklich wohl die bedeutendste, deren sich die katholische Wissenschaft in Deutschland neben einem oder zwei andern süddeutschen Gelehrten zu rühmen hat; dagegen liegt ihm offenbar die historische Seite der Sache ferner: unsre Ueberzeugung aber ist es, daß man nur von dieser aus zum vollen Verständniß des Processes gelangt, welcher in folgerichtiger Entwicklung seit dem 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart den innern Niedergang der christlichen Gesellschaft bedingt und die Früchte gezeitigt hat, welche Herr Schell mit vielen andern Leuten nicht ganz nach seinem Geschmack findet: ist es seine Schuld, wenn dieser Würzburger Doctor dem Zeitgeist an den Puls gefühlt, und wenn er dabei gefunden hat, was Thomas Diafoirus bei Monsieur Argan diagnosticirt hat:

„Que le pouls de Monsieur est le pouls d'un homme qui ne se porte point bien"?

Man sagt uns, es bestehe die bestimmte Absicht, Hrn. Professor Schell eine solche Behandlung angedeihen zu lassen, daß er sich schließlich aus der Kirche herausgetrieben sehe. Nach bewährten Mustern zu schließen, ist an dem Bestehen so löblicher Absichten kaum zu zweifeln; die kranke Leibesbeschaffenheit weiß genau, wie sie sich solch unbequemer Doctoren zu entledigen hat. Wir unsrerseits zweifeln nicht, daß solche Absichten an der Besonnenheit und Gesinnung des so schmählich Angegriffenen scheitern werden.

Wir müssen uns aber zum Schluß noch die Frage beantworten, welches denn der eigentliche und wirkliche Ertrag der Taxil-Vaughan'schen Affaire und ihrer neuesten Beleuchtung durch die Schell'sche Broschüre ist. Man möchte wünschen, über diese Dinge mit Stillschweigen hinweggehen zu können. Sieht man aber die Verblendung und Verlegenheit, mit welcher die ultramontane Presse die innere Bedeutung derselben zu verwischen bemüht ist, so findet man sich genöthigt, die letztere erst recht herauszustellen.

In der That haben diese Vorkommnisse einmal an einem erschreckenden Beispiel gezeigt, wie vieles krank ist im Staate Dänemark. Das wird nun auch in weiten Kreisen allmählich eingesehen. Das angesehenste Organ des katholischen Frankreich, der „Correspondant", bringt in seiner Nummer 831 einen Aufsatz aus der Feder A. de Lapparents, des bedeutenden Geologen, des ausgezeichnetsten Lehrers des Institut catholique in Paris. Unter der Ueberschrift „Une leçon à tirer d'un scandale" stellt Herr Lapparent Betrachtungen an, die sich im wesentlichen mit

[1]) Damit wollen wir in keiner Weise das Verhalten der für die Untersuchung des Taxil'schen Unfugs in Rom eingesetzten Commission rechtfertigen. Wie unbehaglich auch unsern gemäßigten deutschen Ultramontanen die an die delphischen Oraktl erinnernde Entscheidung dieser Commission ist, lehrt eine Reihe von Aeußerungen der „Köln. Volkszeitung"; keine ist bezeichnender, als diejenige, welche dies Organ in seiner Nr. 416 zum Abdruck bringt und zwischen deren Zeilen sich sehr viele Dinge lesen lassen, welche man vor zwei Jahren noch in jenen Kreisen nicht zu denken, geschweige auszusprechen gewagt hätte.

dem Inhalt der unsrigen decken. Er constatirt, wie innerhalb des französischen Katholicismus infolge der Gleichgültigkeit des Staates gegenüber den religiösen Angelegenheiten (sic!) die Geister mehr und mehr eine Beute der Betrüger werden; wie eine fortschreitende Veräußerlichung des kirchlichen Wesens und der Andachtsübungen stattfindet, wie die menschliche Schwachheit nicht fehl, daß das Uebel von ihr selbst kommt, und dann der Reihe nach, heute die Juden, morgen die Freimaurer u. s. s. als Urheber der socialen Erkrankung anklagt. Der gelehrte Franzose erblickt die Heilung dieser Erkrankung nur in einer ehrlichen Einkehr der Individuen in sich selbst; in gewissenhafter Pflichterfüllung und Zurückweisung alles dessen, was die Katholiken bei den Gegnern in den begründeten Verdacht bringt, daß sie den Glauben nicht von dem Aberglauben zu unterscheiden wissen. Am Schluß wendet sich Hr. Prof. Lapparent gegen die Journale, welche an diesem Unwesen die Hauptschuld tragen; er nennt die „Civiltà cattolica" nicht, aber er bezeichnet sie so, daß kein Zweifel daran bestehen kann, wen er meint.

Die „Civiltà cattolica" selbst hat denn (Quad. 1125, p. 367) endlich sich entschlossen, über die letzten Enthüllungen Leo Taxils den Mund zu öffnen. Sie thut das in einer Weise, welche ihr Bestreben zeigt, über die prinzipielle Seite der Frage ihre Leser hinwegzutäuschen und der kirchlichen Autorität die Verantwortung für den ganzen Palladismushandel aufzuladen.

Es wäre in der That sehr wünschenswerth gewesen, daß die „Civiltà" schon vor zehn Jahren sich entschlossen hätte, in dieser Sache das Urtheil der kirchlichen Autorität nicht „vorweg zu nehmen". Statt dessen hat sie durch ihre palladistischen Schriftsteller jahrelang das katholische Publicum geäfft und durch ihr Ansehen und ihre die ganze übrige „katholische" Publicistik dominirende Stellung fast die gesammte ultramontane Presse auf diesem Wege fortgerissen. Nicht die Kirche, aber die über diese die Herrschaft erstrebende und leider nur zu oft ausübende Partei hat durch den Ausgang des Vaughanschwindels einen wirklichen Todesstoß erlitten. Man darf diese Dinge nicht übertreiben, aber man darf auch nicht, wie der Vogel Strauß, den Kopf in den Sand stecken. Die katholische Welt hat das unzweifelhafte Recht, zu fordern, daß die Bevormundung aufhöre, welche bisher durch eine durch solche Vorgänge in ihrer intellectuellen und sittlichen Unzulänglichkeit vollkommen bloßgestellte Parteileitung geübt wurde. Wo der „Cardo" dieser Dinge liegt, kann nicht zweifelhaft sein. Nicht schlechtweg in den Jesuiten; wir werden demnächst einmal ein gesichertes Bild der verschiedenen Strömungen innerhalb der Gesellschaft Jesu geben und zeigen, wie Unrecht man thun würde, wollte man allen Jesuiten die Schuld an dieser Sachlage aufbürden. Der „Cardo rerum" liegt in dem ultramontanen Prinzip, das allerdings in der in dem Jesuitenorden herrschenden Richtung seine namhafteste Vertretung gefunden hat. Wie von da aus die drückendste Herrschaft über das geistige Leben des Katholicismus erstrebt und verwirklicht wird, das haben Mitglieder des Ordens selbst, wie Curci und Passaglia, meisterhaft geschildert. Carlo Passaglia, der geistvollste Mann, den die Gesellschaft in diesem Jahrhundert in ihrem Schoße gehabt und der sich dann gleich Curci von ihr getrennt hat, sagt einmal: „Sowohl auf dem Gebiet der christlichen Frömmigkeit als hinsichtlich der Philosophie und der Orthodoxie vertreten gewisse jesuitische Schriftsteller, freilich ohne es offen zu sagen, die Ansicht, die Gesellschaft Jesu sei das Eden der Kirche, und wenn es anderwärts noch Blüthen der Unschuld und der Heiligkeit gibt, so stammten diese Blumen aus ihrem Garten. Seit vier Jahrhunderten hat nach der Meinung dieser Autoren der Jesuitenorden das Recht erworben, Verstand und Willen der ganzen Menschheit zu leiten und in dieser Welt einen Chor überlegener und leitender Geister darzustellen (un coro di menti superiori direttive delle inferiori). Daher leiten sie ihre Befugniß, zu herrschen, der Welt und insbesondere den hohen Schulen ihre Doctrinen vorzuschreiben, ab. Die Ueberlegenheit ihrer Intelligenz ist in ihren Augen so groß, daß den Menschen nichts anderes übrig bleibt, als keinen Gedanken mehr zu hegen, der nicht von der Gesellschaft approbirt ist."[1]) Aus dieser Maxime ergibt sich die ganze traditionelle Politik gegen alles, was nicht zu dieser Fahne schwört oder sich dieser „Universalintelligenz" nicht unterzuordnen Lust hat. Es ergibt sich daraus das System der Verdächtigung, der Lüge, der Verfolgung, wie es, um von früheren Zeiten zu schweigen, in der unsrigen so erfolgreich gegen die Rosmini, Newman, Montalembert, gegen die Häupter der deutschen Wissenschaft bis zur heutigen Stunde geübt wird.

Dieser Sachlage gegenüber glauben wir wahrlich nicht zu viel zu fordern, wenn wir erstens die Erwartung aussprechen: die kirchliche Autorität werde sich endlich dazu verstehen, den bisher von einer in ihrer geistigen Insolvenz aufgewiesenen Richtung geübten mächtigen Einfluß einer gründlichen Revision zu unterziehen; und wenn wir zweitens die Meinung aussprechen, die Gesellschaft Jesu handle in ihrem eigenen Interesse, wenn sie über diese Dinge einmal eine Gewissenserforschung anstellte und ihren Schriftstellern auferlegte, der übrigen Welt gegenüber künftighin einen andern Ton anzuschlagen. Sie brauchte, um die Gelehrten ihrer „Civiltà" auf bessere Pfade zu bringen, das Beispiel nicht einmal weit herzuholen: sie könnte es bei Mitgliedern ihres eigenen Ordens finden, bei den bescheidenen und fleißigen Bollandisten in Brüssel, die, ehrliche Diener der Wissenschaft, ihr Tagewerk geachtet von aller Welt vollbringen, in ihrem Urtheil über Dinge und Menschen der Wahrheit die Ehre geben, ohne die Liebe zu verletzen. Käme diese, von der „Civiltà cattolica" von jeher abgelehnte Richtung innerhalb des Ordens zur Geltung, so würde es bald um diesen, bald auch um die Kirche überhaupt um ein wesentliches besser stehen, und der unglückliche „Spectator" hätte vielleicht dann Aussicht, in Ansehung eines so zeitgemäß ertheilten guten Rathes den Flammen des Scheiterhaufens zu entgehen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Darmstadt.** Der Director der Maschinenfabrik Voith zu Heidenheim a. d. Brenz, Adolf Blare, ist zum ordentlichen Professor des Maschinenbaues, insbesondere für das Fach der Wasserkraftmaschinen berufen worden.

* **Göttingen.** Geh. Medicinalrath Dr. Wilhelm Maemé, ordentlicher Professor der Arzneimittellehre, ist am 27. Juni im Alter von 65 Jahren nach langem Leiden gestorben. — Zum außerordentlichen Professor der Theologie ist der Lic. Althaus, Pastor in Brügge, Reg.-Bez. Hildesheim, berufen worden. — Prof. v. Seelhorst, Director des landwirthschaftlichen Versuchsfeldes der hiesigen Universität, hat einen Ruf an die landwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim angenommen.

eh. **Basel.** Folgenden Herren wurde von der Regenz der Universität die Venia legendi ertheilt: Emil Petee, I. U. Dr., für Schweizerisches Recht; Traugott Gueing, Dr. phil. für Nationalökonomie, Statistik und Wirthschaftsgeschichte; Johannes Hatler, Dr. phil. für Mittlere und neuere Geschichte.

* **Krakau.** Privatdocent Dr. Petee v. Bienkowski ist zum außerordentlichen Professor der classischen Archäologie an der jagellonischen Universität ernannt worden.

---

[1]) „Divisano in breve non si poter loro rifiutare l'eccellenza d'intelletto universale sicchè gli uomini siano ridotti a non aver pensato non attinto, o almeno non approvato della Compagnia." (*P. Passaglia*, Della Dottrina di San Tommaso ecc., p. 282 f.)

Jahrgang 1897. München, Freitag, 2. Juli. Nummer 144.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Ideen der französischen Handelspolitik seit Colbert. I. Von Friedrich Lünenbürger. — Auf den Trümmern von Alt-Nordstrand. Von Chr. Jensen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Ideen der französischen Handelspolitik seit Colbert.

Von Friedrich Lünenbürger.

I.

In einer neueren Abhandlung[1]) äußert sich Professor Sombart über die französische Handelspolitik dahin, daß ihm über dieselbe von jeher ein mystischer Schleier ausgebreitet scheine, der es nicht begreiflich erscheinen lasse, woher das zähe Festhalten am Protectionismus komme, wie die dauernde Blüthe der französischen Volkswirthschaft, auch des Außenhandels, trotz der ängstlichen Absperrung zu verstehen sei. Sombart steht hier auf dem Standpunkt, eine entwicklungsfähige Volkswirthschaft bedürfe nur eine gewisse Zeit behufs ihrer Erziehung des Schutzes, um dann, erwachsen, in freier Concurrenz ihre Schwingen zu regen und mit den anderen Volkswirthschaften in freien Wettkampf zu treten; eine handelspolitische Theorie, für die besonders England als Beispiel herangezogen wird. Wer allerdings mit solchen Augen die Geschichte der französischen Handelspolitik prüft, muß dieselbe räthselhaft, in der neueren Zeit geradezu unverständlich finden. Denn wer als unabänderliche Richtschnur für die Gestaltung der Handelspolitik nur das Maß der wirthschaftlichen Entwicklung gelten lassen will, der wird die „reife, in mancher Hinsicht geradezu glänzende Volkswirthschaft“ Frankreichs für fähig erklären müssen, mit denen der übrigen hoch entwickelten Völker, insbesondere mit der englischen und deutschen, nach einer kurzen Uebergangszeit den freien Wettbewerb zu wagen, oder doch wenigstens die abschließenden Zollschranken zu mäßigen. Indeß wird eine solche Betrachtungsweise den Thatsachen, die die französische Handelspolitik bestimmten, nicht gerecht; auf ihren Gang wirkten die mannichfachsten Momente, nicht nur wirthschaftliche, sondern auch politische, sociale bestimmend ein. Sucht man sich dieselben durch eine Betrachtung der Geschichte der französischen Handelspolitik bis in unsre Tage zu vergegenwärtigen, so mag man die letztere vielfach als unzweckmäßig tadeln, mag finden, daß sie mit den realen Thatsachen oft nicht in Einklang stand; aber als ganz unverständlich, mit einem undurchdringlichen mystischen Schleier umwoben darf man sie nicht darstellen, darf ihre Erklärung nicht lediglich in der „Naturanlage“ des französischen Volkes finden. Allerdings das ist zum Verständniß auch bloß der neueren französischen Handelspolitik nothwendig, daß man um mehrere Jahrhunderte zurückgeht, bis in jene Zeit, wo man zuerst von einer französischen Handelspolitik sprechen kann, bis in das Zeitalter Colberts. Man kann dann drei große Perioden unterscheiden, in denen jedesmal die Interessen, die Kräfte, die die Handelspolitik bestimmten, die Ausgangspunkte, von denen man ausging, die Zielpunkte, nach denen man strebte, kurz die Ideen, die ihr zu Grunde lagen, andere waren. Diese drei Epochen sind: erstens das Zeitalter Colberts oder die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, zweitens die Zeit vom Tode Colberts bis zum Sturz Napoleons I., also im wesentlichen das 18. Jahrhundert, schließlich die Epoche von 1815 bis heute, also das 19. Jahrhundert.[1])

Um die Handelspolitik Colberts verstehen und würdigen zu können, müssen wir uns mit kurzen Strichen die politische und wirthschaftliche Lage sowohl Frankreichs, wie der übrigen Welt in jener Zeit vergegenwärtigen. Die anderthalb Jahrhunderte zuvor erfolgte Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien, sowie die Erfindungen seit jener Zeit hatten in dem wirthschaftlichen Leben, in den wirthschaftlichen und Handelsbeziehungen der Nationen eine totale Umwälzung hervorgerufen. Vor dem weiten Horizonte, der dem Unternehmungsgeist der europäischen Völker nunmehr geöffnet war, treten die Handelsepochen der alten und mittelalterlichen Welt in bescheidene Ferne zurück, der Weltverkehr tritt aus seiner thalassischen Enge heraus und verbreitet sich über die Oceane. Die Politik dreht sich nun nicht mehr allein um das kleine Europa, neue größere Aussichten öffnen sich dem erstaunten Blick, ungezählte Reichthümer, unmeßbare Macht verheißt der neue Weltverkehr dem Volke, das sich seiner zu bemächtigen versteht.

Aber die neuen Aufgaben heischten auch neue, größere Kräfte. Der mittelalterliche Handel und Verkehr hatte in den Händen der mitteleuropäischen Völker gelegen, Italiener und Hansen beherrschten die südlichen und nördlichen Meere, vermittelten den Verkehr zwischen West- und Osteuropa, zwischen Europa und Asien. Vor den neuen Aufgaben erwiesen sich ihre Kräfte als zu schwach. Denn hinter ihnen standen nur einzelne Städte, keine geschlossenen Nationen; die Zeit der Städte und Bünde aber war vorüber, die der Großstaaten gekommen; nur solche waren fähig, die größeren Anstrengungen, die der neue Weltverkehr verlangte, auf sich zu nehmen. So wurde Mitteleuropa entthront, die politische und wirthschaftliche Führerrolle ging auf die westeuropäischen Nationen über. Denn eben dies war deren, war der Spanier, der Franzosen, der Engländer Glück, war andrerseits der Deutschen, der Italiener Unglück, daß in dem entscheidenden Augenblick, wo die neue Zeit anbrach, wo eine neue Welt dem Thatendrang der Europäer den willkommensten Spielraum bot, daß in eben dieser Zeit jene ihre Kräfte durch nationale Einigung verhundertfachten, diese dagegen, durch blutige Kriege zerfleischt, in tausend Stücke zerfetzt darniederlagen. So war es gekommen, daß zunächst Spanier und Portugiesen die neue Welt und mit ihr den Welt-

[1]) Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, Jahrg. 16, S. 218 f.

[1]) Zu der folgenden Studie wurde vorzugsweise ein kürzlich erschienenes Werk, „Beiträge zur Geschichte der französischen Handelspolitik von Colbert bis zur Gegenwart“ von A. v. Brandt, benutzt, auf das hier verwiesen sein mag.

verkehr und den Welthandel an sich reißen konnten. Indeß zu wenig von kaufmännischem Geiste erfüllt, waren diese Nationen eben im Begriff, ihre wirthschaftliche Suprematie an die Niederländer, jenen Zweig des deutschen Volkes, der, was ihm an massiver Kraft abging, durch kühnen Unternehmungsgeist und kluge Benutzung seiner territorialen Lage zu ersetzen wußte, sowie an die Engländer zu verlieren. Da entstand diesen beiden seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Frankreich ein Nebenbuhler.

Frankreich hatte in politischer Hinsicht in den letzten Jahrhunderten große Fortschritte gemacht. Das von Philipp dem Schönen begonnene Werk der Beugung der großen und kleinen Vasallen unter die Krone war um diese Zeit vollendet, Frankreich war zum Einheitsstaate geworden, der seine Macht sowohl im Dreißigjährigen Kriege, wie in der Bekämpfung Spaniens erprobt hatte. Kein Wunder, daß es jetzt, wo kein festländischer Staat sich mehr mit ihm messen konnte, wo die Kräfte eines großen Territoriums nun an einem Punkte zusammenflossen und von einem Punkte aus geleitet werden konnten, seine Macht fühlte und das natürliche Streben zeigte, die Vorherrschaft in Europa an sich zu reißen und sich womöglich auch in der übrigen Welt zur tonangebenden Macht zu machen.

Aber dazu genügte nicht eine feste staatliche Zusammenfassung der vorhandenen nationalen Kräfte, genügte nicht eine starke militärische Macht, dazu war auch eine die übrigen Staaten überragende Entwicklung der wirthschaftlichen Productivkräfte nothwendig, die den Reichthum der Nation hob und damit die Grundlage auch der politischen Machtstellung legte. Denn das Streben der Völker nach einer weltbeherrschenden Stellung erforderte bei den großen Dimensionen, in denen ihre Politik sich fortan bewegte, insbesondere bei den großen colonialen Unternehmungen, mehr denn je eine genügende wirthschaftliche, vor allem industrielle Unterlage. In dieser Beziehung aber konnte sich Frankreich mit den übrigen Staaten, mit England, den Niederlanden, ja auch mit den italienischen und deutschen Stadtstaaten, nicht messen. Ackerbau und Landwirthschaft war noch vielfach beengt durch feudale Bande, bedrückt durch übermäßige Steuern, beim Absatz infolge der schlechten Verkehrsverbindungen lediglich auf die nächste Umgebung angewiesen. Weder die Fabrikation, noch der Handel, noch endlich Fischerei und Schiffahrt, deren Entwicklung bei Begründung überseeischer Machtbeziehungen doch vor allem nothwendig war, waren bei Mazarins Tode bedeutend, auch an coloniale Unternehmungen dachte man kaum. Hier also war der Hebel einzusetzen, die wirthschaftlichen Kräfte der Nation, vor allem Industrie und Handel, zu heben, Colonien zu gründen, die Schiffahrt zu fördern, die Marine zu stärken. Der Mann, der dies einsah und der danach seine ganze Politik, insbesondere auch seine Handelspolitik, einrichtete, war Colbert.

Man pflegt Colbert in der Regel als Hauptvertreter des sogenannten Mercantilismus hinzustellen. Auch wenn man unter diesem Begriff mehr versteht, als die einseitigen Gegner desselben eine Zeitlang hineinzulegen suchten, nämlich mehr als die kindische Freude an dem glänzenden Gold und dem schimmernden Silber, ist es trotzdem unmöglich, mit diesem einen Wort die ganze Thätigkeit dieses Mannes zu charakterisiren. Er hatte den Muth, für sich allein zu unternehmen, was England nur nach jahrhundertelangem Ringen und nach zwei Revolutionen gelungen war.

Er geht aus von der Erwägung, daß eine Nation, die die politische und wirthschaftliche Vorherrschaft über andere, minder kultivirte erlangen will, nicht vorwiegend Agrarstaat sein darf, sondern auch in gewerblicher Beziehung auf einer überragenden Stufe stehen muß. Dem entspricht seine Wirthschaftspolitik, die landwirthschaftliche Production erfährt nicht dieselbe planmäßige Förderung wie die noch sehr darniederliegende gewerbliche. Die Unterstützung, die dem Ackerbau zutheil wird, besteht mehr in einer Erleichterung der Lasten, als in directer Förderung; durch eine rationelle Steuerpolitik, durch Verminderung der directen Auflagen auf Grund und Boden, durch gleichförmige Vertheilung der Abgaben, endlich durch Maßregeln zum Behuf der Reduction des Zinsfußes sucht man ihm aufzuhelfen. Im übrigen wird die Richtung, in der sich die Agrarpolitik bewegt, vorwiegend durch das Interesse der Volksernährung bestimmt, man strebt möglichst und mit Erfolg nach Erniedrigung der Getreidepreise. Mit aller Kraft wird dagegen auf Hebung von Gewerbe und Handel hingearbeitet. Die inneren Zollschranken werden größtentheils aufgehoben, ein einheitliches Zollgebiet geschaffen, durch Anlegung von Straßen und Canälen der innere Verkehr befördert. Durch eine rationelle Tarifpolitik werden die ausländischen Fabrikate fernzuhalten, die Fabriken des Inlandes dagegen zu heben gesucht. Einfuhrverbote sind in den Tarifen Colberts nicht enthalten, er war denselben prinzipiell abgeneigt, da sie mit der Concurrenz des Auslandes auch im Inlande das Streben nach steter Vervollkommnung der Technik ausschlössen. Deßhalb suchte er den Tarif genau nach dem wirklichen Schutzbedürfniß der Gewerbe zu regeln und ließ sich dabei nicht durch die Wünsche und Angaben ihrer Vertreter beirren. Doch auch directe Förderung ließ er Gewerbe und Handel zutheil werden. Aus allen Ländern verschrieb er die geschicktesten Fabrikanten und Arbeiter, kaufte er Gewerbsgeheimnisse, schaffte er bessere Maschinen und Werkzeuge herbei; durch Verordnungen, Vorschriften, Belehrungen griff er regelnd in die Production ein. Auf Erweiterung des auswärtigen Handels und Beförderung der Fischerei verwandte er besondere Sorgfalt; den Handel mit der Levante richtete er wieder auf, beförderte den überseeischen, insbesondere den mit den Colonien, eröffnete endlich den mit dem Norden. Die Handelsflotte wurde durch Prämien, durch das Vorrecht des Verkehrs mit den Colonien, durch Differentialzölle begünstigt. Endlich greift eine energische Colonialpolitik Platz, die werthvollen Colonien in Indien und Amerika werden erworben, resp. ausgedehnt, Frankreichs Colonialbesitz erlangt in dieser Zeit seine größte Ausdehnung. Und damit das friedliche Bestreben auf volkswirthschaftlichem Gebiete auch einen militärischen Rückhalt habe, wird die Kriegsflotte erheblich vermehrt, die Zahl der Kriegsschiffe steigt unter Colbert von 30 auf 267, und Frankreich gelangt dadurch in den Besitz der stärksten Kriegsflotte der Welt.

Fragen wir nun nach den Erfolgen, die diese konsequente Politik beim Tode Colberts errungen hatte, so waren dieselben außerordentlich. Auf dem ganzen Gebiete der Industrie und des Handels hatte ein lebhafter Aufschwung stattgefunden, insbesondere hatten sich die wichtigsten Zweige, die Tuchmanufaktur, die Spitzen-, die Seiden-, die Wirkwaaren-, die Eisen-, die Leinenindustrie gehoben, die französische Industrie war im Lauf eines Menschenalters mit der ausländischen überall concurrenzfähig geworden; ja in den feineren Artikeln, die damals schon die Specialität Frankreichs bildeten, war ihre Stellung geradezu herrschend. Ferner hatte man Handelsverbindungen in aller Welt angeknüpft, Frankreich besaß eine ausgedehnte Schiffahrt, blühende Fischereien, zukunftsreiche Colonien, die mächtigste Marine.

Aus all diesen Maßnahmen, aus der Art, wie sie getroffen, aus der Ausdehnung, in der sie angewandt wurden, sogar aus den Erfolgen, die sie hatten, geht die Idee, die Colbert, also auch die französische Handels- und Wirthschaftspolitik in jener Zeit beherrschte, klar hervor. Frankreich sollte soviel möglich theilhaben an den Früchten, die

Digitized by Google

der neue Weltverkehr verhieß, sollte mindestens gleich berechtigt stehen neben den bevorzugten Nationen, sich aber womöglich aufschwingen zur ersten Weltmacht, wirthschaftlich und politisch die Suprematie zu erringen suchen. Aus diesem Standpunkt erklärt sich die Handelspolitik Colberts: sie durfte nicht sein eine abschließende, protectionistische, sie richtete bloß Schranken auf, um die nationalen Productivkräfte zu erziehen zum Wettkampf mit anderen Nationen. Colbert selbst spricht es aus, die Industrie bedürfe augenblicklich noch der Krücken, nach einiger Zeit müsse sie sich jedoch daran gewöhnen, ohne Stütze auszukommen. Die französische Handelspolitik in der ersten Epoche ist also lediglich eine erzieherische, der als Endziel möglichst freier Verkehr mit den übrigen Nationen vorschwebt, jedoch beherrscht von dem höheren Gesichtspunkt der zukünftigen Machtstellung der französischen Nation; es sollte durch die gesammte Wirthschafts-, vorzüglich aber durch die Handelspolitik der wirthschaftliche Unterbau geliefert werden, auf dem sich die politische Herrschaft erheben konnte. Zweifellos hat Colbert die Vorarbeiten zu diesem Werk geliefert; wären seine Nachfolger mit derselben Einsicht und Consequenz darin fortgefahren, so hätte Frankreich sicher seinen Rang neben England behauptet, ja dasselbe vielleicht überflügelt, da seine natürlichen Hülfskräfte die des damaligen England weit übertrafen, wie denn auch seine Bevölkerung doppelt so stark war als die englische in jener Zeit.

Denn das war klar: schritt Frankreich auf dem betretenen Wege weiter, so hatte es zunächst abzurechnen mit der englischen Nation, die mit Beharrlichkeit dasselbe Ziel verfolgte. Schon zu Colberts Zeiten war die aufstrebende Wirthschaftspolitik Frankreichs von den Holländern und Engländern mit immer steigender Eifersucht betrachtet worden. Von Feindseligkeiten auf handelspolitischem Gebiete kam es schließlich zu Kriegen, die als Ludwigs XIV. Eroberungskriege gegen Holland bekannt sind; Frankreich suchte seine überlegene militärische Macht zu benutzen, um diesen Nebenbuhler auf wirthschaftlichem Gebiete zu unterdrücken. Wenn auch die Eroberungspläne Ludwigs XIV. scheiterten, so waren die Niederländer, losgetrennt vom deutschen Mutterlande, auf die Dauer doch zu schwach, mit dem größeren Kaliber der Engländer und Franzosen sich zu messen. Noch weniger hatte man aber von den übrigen Deutschen, von den Italienern, den Spaniern und Portugiesen aus den schon oben erwähnten Gründen zu fürchten, und da endlich die Masse der slavischen Völker noch den Schlaf der politischen und wirthschaftlichen Bewußtlosigkeit schlummerte, so war der Kampf um die wirthschaftliche Suprematie lediglich ein solcher zwischen England und Frankreich. Dieser Gegensatz zwischen den beiden Nationen dauerte seit dem dritten Eroberungskriege Ludwigs XIV., in dem sich England auf Hollands Seite stellte, bis zur Niederwerfung Napoleons und wurde sowohl auf dem Schlachtfelde, wie durch Feindseligkeiten auf handelspolitischem Gebiete ausgefochten. Es ist denn auch das die französische Handelspolitik während dieser Zeit in erster Linie bestimmende Moment.

Und in diesem Kampfe zeigten die französischen Staatsmänner entfernt nicht dieselbe Einsicht und denselben weiten Blick, wie einst Colbert. Auf diesen Kampf, der die Weltmachtstellung der beiden Nationen entscheidend bestimmen mußte, hätten sie alle Kräfte concentriren, hätten mit ihren festländischen Nachbarn Frieden und womöglich von ihrer Seite Unterstützung suchen sollen. Statt dessen suchten die französischen Könige Befriedigung ihrer thörichten Herrschbegier und ihrer eiteln Ruhmsucht in unsinnigen Kriegen gegen Deutschland, in unfruchtbaren Eroberungszügen gegenüber ihren festländischen Nachbarn, in lächerlichen Streitigkeiten über die Besetzung fremder Throne; und während es ihnen wichtiger dünkte, durch elende Machinationen sich kleine Stücke von dem zerfetzten Leibe des deutschen Reiches anzueignen, die ihnen dann später doch wieder abgenommen wurden, vernichtete England ihre Herrschaft zur See, zerstörte ihren Handel, nahm ihnen ihre Colonien weg, insbesondere das werthvolle Indien und das zukunftsreiche Nordamerika. Colbert hatte mit großen Opfern Frankreich zur stärksten Seemacht gemacht, aber ein Menschenalter nach seinem Tode war es von England bereits wieder überflügelt, und aus dem mehr als hundertjährigen Kampfe, der 1815 sein Ende fand, ging England als die unbestrittene Königin der Meere hervor.

Daß auch die Handelspolitik infolge dieses Kampfes eine andere Form annehmen mußte, war selbstverständlich, sie wurde ebenfalls zum Kampfmittel, sie mußte dem Kampf auf dem Schlachtfelde secundiren. Zunächst schlossen sich England und Frankreich wirthschaftlich gegen einander ab. Die anspruchsvolle Politik Ludwigs XIV. hatte aber auch das übrige Europa größtentheils zu Feinden Frankreichs gemacht, und schlau wußte England den politischen Gegensatz aufs wirthschaftliche Gebiet hinüberzuleiten, es vermochte die zur „Großen Allianz" gegen Ludwig XIV. gehörigen Staaten, das Deutsche Reich, Holland, Spanien, Savoyen, sich gegen Frankreich abzuschließen. So war Frankreich zum erstenmal wesentlich auf den inneren Markt angewiesen; und um sich diesen wenigstens zu sichern, wehrte es die Erzeugnisse aller fremden Volkswirthschaften durch Einfuhrverbote ab. Und dabei blieb es, auch später traten ebensowenig wie gegenüber England, gegenüber den übrigen Nationen bessere handelspolitische Beziehungen ein. Die französische Handelspolitik steht jetzt an dem entscheidenden Wendepunkt, der ihre ganze Zukunft bestimmte: was ursprünglich bloß Kampfmittel war, was naturgemäß nur ein vorübergehender Nothbehelf sein durfte, das wird jetzt zum dauernden charakteristischen Merkmal des französischen Zollsystems, die französische Handelspolitik nimmt den prohibitionistischen Charakter an, der ihr seitdem eigen.

Daß dieselbe aber während des ganzen 18. Jahrhunderts in diesem Zustand, der von den Ideen Colberts so sehr abwich, verharren konnte, lag einerseits daran, daß die Kriege mit England nach kurzen Unterbrechungen immer von neuem wieder anfingen, lag andrerseits an der dauernden Unfähigkeit der französischen Regierung, die sich nicht mehr die Mühe nahm, die Interessen des ganzen Volkes, die Zukunft der Nation bei ihren Regierungsmaßnahmen in Erwägung zu ziehen, die vielmehr die persönlichen Wünsche der Herrscher und ihrer Günstlinge die Politik allein bestimmen ließ. Die letztere aber ist von dem Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. an bis zur Revolution durch einen vollständigen Mangel an großen Gedanken und weit ausschauenden Plänen gekennzeichnet. Wir sind damit zum zweiten Moment, das zum Verständniß der französischen Geschichte des 18. Jahrhunderts wie auf allen Gebieten, so insbesondere auch auf handelspolitischem, nothwendig ist, gekommen. Hatte der Absolutismus zu Colberts Zeiten einmal günstig gewirkt, indem er den rechten Mann an die rechte Stelle setzte und ihm volle Freiheit und unbeschränkte Macht zur Durchführung seiner Ideen gab, so vernichtete er nachher ebenso gründlich wieder sein eigenes Werk. Schon Ludwig XIV. machte, nachdem sein genialer Rathgeber von ihm geschieden war, Fehler über Fehler, und der Sinn Ludwigs XV. ging nicht über die niedrigsten Lebensgenüsse hinaus; der Politik seines Landes einen hohen Schwung zu geben, vermochte dieser stumpfe Geist nicht, ebensowenig aber die Männer zu finden, die seinem politischen Nichts einen edlen Gehalt geben konnten. Redliche und eifrige, nur auf das Wohl des Ganzen bedachte Minister waren in Frankreich eine Seltenheit geworden, und vollends eine geniale Persönlichkeit wie die Colberts, die mit voraus-

schauendem Blick für die Zukunft zu arbeiten und die zahlreichen Fehlgriffe wieder auszugleichen verstand, die erstand ihm nicht mehr; nur für die augenblicklichen Bedürfnisse lebten die kleinen Geister, die nach ihm das französische Land mit absoluter Machtvollkommenheit regierten. So werden die Colbert'schen Traditionen bald vergessen, bestenfalls bringt man nur eine kurzsichtige, von einem Tag bis zum andern reichende Politik auch auf wirthschaftlichem Gebiete zustande. Und zwar sowohl nach innen, wie nach außen. Charakteristisch dafür ist, daß schon wenige Jahre nach Colberts Tode eine bigotte Maitresse es fertig bringen konnte, mit einem Schlage den größten Theil all seiner Bemühungen und Erfolge, der Arbeit seines ganzen Lebens zu vernichten, indem sie den hie und da, wenn ihn gerade sein nicht eben moralisches Leben bedrückte, frömmelnden König zur Widerrufung des Edicts von Nantes vermochte. Infolge dessen verlor Frankreich im Laufe von drei Jahren über eine halbe Million der fleißigsten, geschicktesten und wohlhabendsten Einwohner, die nun zu seinem Nachtheil ihre Industrie und ihre Capitalien nach allen protestantischen Ländern verpflanzten und gerade Frankreichs Feinde stärkten, da sie ihre Schritte besonders nach England, Holland und Preußen lenkten. Im übrigen wurden bezüglich der inneren Verwaltung die Grundsätze Colberts zwar äußerlich, ihrem Buchstaben, aber nicht ihrem Geiste nach, weder in der Gewerbe-, noch in der Agrarpolitik befolgt.

Dieselbe ideenlose Politik herrschte auch in der Regelung der wirthschaftlichen Beziehungen nach außen, die Regierung erwies sich unfähig, das Prohibitionssystem, das in den ersten Kämpfen mit England angekommen war und das den politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen Frankreichs allmählich einen Hemmschuh anlegen mußte, wieder zu beseitigen. Allerdings hätte man von Anfang an nur gegenüber England den Krieg aufs handelspolitische Gebiet hinüberspielen sollen; doch da man dieses nicht vermochte, hätte es nun umso mehr das Bestreben der französischen Staatsmänner sein müssen, mit den übrigen Mächten wieder zu besseren wirthschaftlichen Beziehungen zu kommen und mit ihnen kräftig in einem lebhaften Verkehr zu bleiben. Indeß die Wichtigkeit dieser Forderung für die Entwicklung der französischen Volkswirthschaft einzusehen, vermochten die Nachfolger Colberts nicht. So war denn auch die freiheitliche Strömung, die in dem Handelsvertrag mit England von 1786, dem sogenannten Edenvertrag, für einige Jahre ihren Ausdruck fand, nicht hervorgegangen aus reifen handelspolitischen Erwägungen, sondern war das Product doctrinärer Theorien und drückender Noth. Die lange Mißregierung nach innen und außen, auf allen Gebieten, hatte die Finanzen und die Volkswirthschaft, vor allem die einst blühende Industrie, in einen traurigen Zustand gestürzt, gegen den der Wohlstand Englands grell abstach. Enttäuscht und mißtrauisch gemacht gegen jede Regierungsweise, die in die Wirthschaftsverhältnisse der Bürger regelnd eingreift, erblickte der denkende Theil des Volks das Heilmittel in der Freiheit, der allgemeinen unbehinderten Concurrenz, auch im Verkehr mit anderen Nationen. So entstand die Theorie der Physiokraten, und von ihr beeinflußt, glaubten die französischen Staatsmänner, die keine Mittel zur Abhülfe der allgemeinen Noth mehr fanden, dem Volk eine Wohlthat durch eine freiere Handelspolitik zu erweisen; den Anfang dazu sollte der Handelsvertrag mit England bilden. Indeß derselbe kam durchaus zur unrechten Zeit, die englische Industrie erwies sich der französischen, die ein Jahrhundert hindurch vor jeder Concurrenz ängstlich behütet worden war, natürlich überlegen, in Frankreich brach bald eine Krisis aus, die bei längerer Dauer des Vertrags hätte verderblich werden müssen. So erwies das ancien régime auch dann noch sein politisches Unvermögen, als es sich schließlich zu Reformen bequemte, es hatte abgewirthschaftet, und die Sturmfluth der Revolution bereitete ihm mit all seinem Elend ein schnelles Ende. Die Wünsche der gesammten Nation sollten jetzt zur Geltung kommen, das souveräne Volk wollte jetzt selbst alle Verhältnisse nach seiner besseren Einsicht regeln, seine Weisheit sollte Frankreich eine neue Zeit bringen.

Auch auf wirthschaftlichem Gebiete. Alle Schranken, die dem freien Wettbewerb innerhalb der französischen Grenzen noch entgegenstanden, mußten fallen; jedoch die handelspolitischen Beziehungen zu den fremden Ländern nach freiem Belieben zu gestalten, war dem französischen Volke vorläufig noch nicht vergönnt, die Kriegsstürme machten, auch wenn sein Wille nicht nach dieser Richtung gegangen wäre, den alten Prohibitionismus für die Dauer der Kriege wieder unvermeidlich. Immerhin erhielt dieser unbedingte Schutz der heimischen Arbeit unter Napoleon noch einmal einen großartigeren Zug. Er sah ein, daß es für sein Streben, ein neues Weltreich zu gründen, nicht genug sei, die festländischen Nachbarn, die mit ihren theils altersschwachen, theils zersplitterten Kräften dem Ansturm des verjüngten Frankreichs nicht zu widerstehen vermochten, unter seine Herrschaft zu beugen, daß es wichtiger sei, Englands wirthschaftliche und maritime Uebermacht zu brechen und Frankreich an dessen Stelle zu setzen; darum unternahm er die Fahrt nach Aegypten, darum blieb sein Blick beständig auf den Orient, auf Asien gerichtet. Aber was ein Jahrhundert versäumt hatte, das konnte das Genie eines Mannes nicht ersetzen, und was andrerseits ein Jahrhundert gebaut hatte, das konnte seine Kraft nicht zerstören: die militärische Macht sollte mit einem Schlag das britische Weltgebäude über den Haufen stürzen, doch der Tag von Trafalgar brachte Frankreich um seine Flotte, und England blieb Napoleons Heerschaaren unzugänglich. Nun unternimmt der Gewaltige das Unmögliche: ganz Europa soll dem englischen Handel verschlossen, England durch Lahmlegung seines Handels und seiner Industrie vernichtet werden. Darum vereinigt er die deutschen und die italienischen Küsten mit dem Kaiserreich, verhängt von Berlin aus die Continentalsperre, zwingt die übrigen europäischen Mächte, Preußen, Rußland, Portugal, Dänemark, Oesterreich, Schweden, derselben beizutreten und sich gegen England abzuschließen. Dabei suchte Napoleon aber auch die politische Uebermacht Frankreichs direct zur Begünstigung der heimischen Industrie auf den fremden Märkten auszunutzen; waren ihr die überseeischen Absatzgebiete verschlossen, so sollte sie wenigstens auf dem europäischen Markt, dem weitaus wichtigsten, bevorrechtet sein. Und wirklich hoben sich auch die französischen Gewerbe unter seiner Regierung. Indeß der künstliche Bau stürzte mit dem Erbauer zusammen, die wirthschaftliche Machtstellung Frankreichs war am Ende der napoleonischen Epoche nicht aussichtsvoller als bei ihrem Beginn.

Auf den Trümmern von Alt-Nordstrand.

Von Chr. Jensen.

An der Westküste von Schleswig lag einst ein ausgedehntes Marschland, aus welchem einzelne höher gelegene Landflächen, diluvial an ihrer Oberfläche, hervorragten. Ein großer Theil der Marschen wurde im Laufe eines Jahrtausends von den Fluthen zerstört, und es entstanden nach und nach durch größere Zwischenräume von einander und von dem schleswig'schen Festlande getrennte Inseln und Inselchen, deren Gesammtname „die friesischen Uth-

Digitized by Google

lande“ (Außenlande) noch in den Chroniken fortlebt. Das sie umgebende und vom Festland trennende Meer ist das Wattenmeer, welches zur Zeit der Ebbe stellenweise durchwatet werden kann und dem denkenden Wanderer als der Kirchhof jener Marschen erscheint. Geschichtliche Zeugnisse weisen nach, daß hier viele Kirchen neben zahlreichen Ortschaften untergingen. Eine einzige Fluth des Jahres 1634 bereitete der Perle jener Uthlande, dem alten Nordstrand, den Untergang. Von 25 Kirchspielen wurden 16 nicht wieder selbständig. Pellworm und Neu-Nordstrand sind freilich im Laufe der Zeit wieder bedeicht worden, die sie umgebenden Halligen aber, die übrigen Trümmer von Alt-Nordstrand, sind bis auf zwölf verschwunden, von diesen sind nur noch zehn bewohnt, die übrigen menschenleer.[1]) Wenn es noch zweifelhaft sein könnte, ob die mit Fruchtbarkeit gesegneten Inseln Pellworm und Nordstrand als Trümmer zu bezeichnen seien, so ist es dem, der die unbedeichten Halligen besucht, keinen Augenblick unklar, daß diese besonders den Namen „Trümmer“ verdienen. Darum sei hier von ihnen als von den Trümmern Alt-Nordstrands die Rede.

Wenn der Sommer ins Land zieht, treibt's mich hinaus auf das Meer, wo's rauscht und wo's braust. Sagt doch der Dichter:

„Schön ist's auf den wilden Wogen,
Wenn der Sturm die Barke wiegt,
Wenn der Kiel mit Windeseile
Nach der theuren Heimath fliegt.“

Dann sind die Halligen gern mein Ziel, zumal die Wiege meiner Vorfahren auf der Hallig stand. Ein eigenes Gefühl überkommt einen, wenn man an diesen von Jahr zu Jahr kleiner werdenden Inseltrümmern vorüberfährt. Als ich mit dem Boote am Ufer einer Hallig anlegte, spritzte die heranrollende Nordseewoge den Schaum hoch auf. Blank und klar war sie herangekommen, trübe und grau kehrte sie zurück. Wieder und wieder neue Wellen! Dieselbe Erscheinung! So hat das Meer Jahrhunderte lang gegen die Küste der Hallig angeschlagen und so langsam, aber sicher Land und Sand in seinen Schoß hinabgeführt. Größer und furchtbarer freilich war die Wirkung der seit dem 12. Jahrhundert ergangenen zahlreichen Sturmfluthen, die die Inseltrümmer des Wattenmeeres aus einander rissen, aber trotzdem waren sie nur die Vorbedingung für eine mit der Zahl der Fluthen zunehmende größere Wirkung der täglichen Abbrüche, welche Ebbe und Fluth besorgen: denn nun wurden immer neue und mehr abbrüchige Ufer geschaffen. Vor 1634 werden 24 Nordstrander Halligen genannt, davon 10 unbewohnt, welche die Octoberfluth des Jahres zerstörte und dazu neue schuf. Gegenwärtig umfassen die 10 bewohnten Halligen eine Fläche von circa 1500 ha und werden von 123 Familien (512 Personen) auf 39 Werften in 121 Häusern bewohnt, wogegen 1769 2000 Bewohner gezählt wurden und Hooge, Oland, Gröde, Appelland, Langeneß und Nordmarsch allein 51 Werften mit 590 Häusern hatten. Im Lauf eines Jahres verliert eine Hallig an den Süd- und Westseiten circa 2 m, d. h. das Ufer rückt so weit landeinwärts. Ueberdies hat das Meer die mit einer frisch grünen Grasnarbe versehene Halligfläche kreuz und quer durchschnitten, in diesen Gräben, Gluater genannt, ziehen Ebbe und Fluth aus und ein. Für Fußgänger führen Stege, Stöcke genannt, über dieselben; doch müssen diese gehörig festgelegt werden, weil sonst jede neue Fluth „des Baches Steg“ hinwegführen würde. Pflug und Egge sind hier unbekannte Dinge, wogende Kornfelder fehlen, nur Viehhaltung und Heugewinnung sind bei der eigenartigen Natur der Hallig möglich. Die von buntem Hornvieh und weidenden Schafen belebte Weide der Hallig, umrauscht und umbraust von den blauen Fluthen, über welchen sich die Möven und Seeschwalben, die in den Wiesen ihre Brutstätte haben, die Scenerie belebend, erheben, bietet ein wechselvolles Bild. Malerischer aber wird das Leben und Treiben auf der Hallig, wenn die scharfe Sense das Gras von der Wurzel gelöst und die Heuernte beschafft werden soll. Dann zieht Alt und Jung auf die Wiese hinaus und nimmt, um durch Hin- und Herwandern keine Zeit zu verlieren, den Breigrapen mit aufs Feld. Nachdem das Heu einigermaßen trocken geworden, trägt man es zusammen und knotet es dann in Bettlaken ein, um es alsbald heimzubringen. Bei geringer Entfernung schwingt man ein solches Bund Heu auf den Kopf, um es direct ins Haus zu tragen; wo die Entfernung größer ist, muß das Schiff den Wagen, die Fluth das Zugthier ersetzen, da man beide hier nicht kennt. Ein solches Heuschiff auf der schwellenden Fluth, gelenkt von Frauenhand, ist überaus malerisch. Dasselbe wird, dank der Richtung des Wasserlaufs, welchen die Fluthen einst schufen, fast unmittelbar an das stattliche Gehöft geführt, welches hinter dem mit Pfahl- und Lattenzaun umfriedigten kleinen Garten vor uns auf seiner Werfte liegt. Halligfrau und Halligmädchen beeilen sich, die Ladung zu löschen; denn wenn die neue Fluth steigt, müssen sie von neuem das Schiff mit sicherer Hand in die Nähe der Heuwiese lenken, damit es neues Winterfutter für das Vieh heimtrage, ehe die vom Sturmwind aufgeregte Fluth dasselbe den geschäftigen Händen entführt.

Auch das kommt nicht selten vor. Dann tritt Nothstand auf den Halligen ein, und man ist gezwungen, die Hauptzahl des Viehs zu beschränken, wenn die Fluth das nicht schon besorgte. Die Folge davon ist dann wieder ein Mangel an Feuerung, da man diese hier noch wie zu Plinius Zeiten herstellt, indem „der an der Sonne getrocknete Mist“ als Feuerungsmaterial dient. Im Frühjahr sieht man diese Vorräthe auf den Abhängen der Werfte hinter den Lattenzäunen aufgestellt. Ein ähnlicher Nothstand ergibt sich, wenn das frische Wasser fehlt, was infolge hoher Fluthen der Fall ist, da diese sowohl die Brunnen (Regenwasser) als auch die Fäthinge (große Wasserteiche auf den Werften) mit Salzwasser füllten. Wenn das Aeußere des Halligh auses schon einen guten Eindruck macht, umso mehr das Innere. Da ist alles blank und sauber. In älteren Häusern ist das Holzwerk der Stuben mit Schnitzereien im Kerbschnitt versehen. Die Thüren sind mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte, die Bettstatt, den Schiffskojen an Form vergleichbar, mit frommen Sprüchen geziert. Ich fand auf zwei Thüren der Hallig Nordmarsch die Sätze: „Den Ein- und Ausgang mein laß Dir, o Gott, befohlen sein“ und „Durch Glück und Walfischfang gab Gott mir Haus und Land.“ (Jetzt im Germanischen Museum in Nürnberg.) Die Wände sind mit Kacheln belegt, buntfarbig, mosaikartig sind Ornamente und Scenen aus der biblischen Geschichte dargestellt. Nicht selten ist das Symbol des Halligh auses, das Schiff, aus mehreren Kacheln über dem Beilegeofen zusammengestellt, der selbst mit getriebenem Messinggeräth geziert ist. Auch der Wandschrank mit den Glasthüren, hinter denen silberne Kannen neben werthvollen Tassen zu sehen sind, fehlt nicht. Wandschmuck bilden Bilder von Schiffen, in Oel gemalt. Die dargestellten Schiffe wurden einst von dem Besitzer des Hauses durch alle Meere geführt. Denn die Halligbewohner waren fast ausschließlich Seefahrer, während sie den Frauen und Töchtern die Haus- und Feldwirthschaft überließen. Vor 100 Jahren gab es auf Hooge, der jetzt größten

[1]) Vergleiche des Verfassers: Die nordfriesischen Inseln: Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). Seite 73—82 und 388.

Digitized by Google

Hallig, unter 480 Bewohnern 96 Seefahrer, vor 50 Jahren nur noch 20. Das Spielzeug des Kindes war das Schiff, welches in den Pfützen des Eilands ankerte; die Lust des Mannes und des Jünglings erreichte den Höhepunkt, wenn er den schnell segelnden Handelsfahrer mit sicherer Hand als Capitän oder Steuermann auf dem Weltmeer lenken konnte.

Die Scholle selbst kann die Bewohner nicht oder doch nur kümmerlich ernähren, der Garten läßt höchstens Kartoffeln und ein wenig Gemüse neben Fliederstrauch und Stachelbeeren gedeihen. Obstbäume kommen nur hin und wieder vor.

Wenn wir das Halligshaus betreten, werden wir freundlich bewillkommt und es wird uns gastfrei geboten, was Küche und Keller vermögen. Gar gern erzählt der weit gereiste Halligmann von seinen Seereisen, während die übrigen Bewohner freundlich und verständig auf unsre Fragen Auskunft geben, sonst aber weniger mittheilsam sind.

Meistens finden wir sie genügsam und zufrieden ihrer täglichen Beschäftigung nachgehen. Der Sonntag führt sie gewöhnlich alle ins Gotteshaus.

Für ihre landwirthschaftlichen Producte, ihre Fische und Krebse tauschen sie in den Hafenorten des Festlands Lebensmittel ein und verleben, nicht selten wochenlang vom Verkehr mit der großen Welt abgeschnitten, einen stillen Winter. Nicht nur das sommerliche Badeleben der Nachbarinseln Föhr und Amrum bringt ihnen gegenwärtig täglich Gäste, sondern sie haben auch vom Festland her Besucher erhalten, die mit Landgewinnungs- und Befestigungsarbeiten bei der Hallig Oland den Anfang gemacht haben, um nach und nach auch die Halligen Langeneß-Nordmarsch, Gröde, Habel und Nordstrandischmoor durch Dämme mit einander und mit dem Festlande zu verbinden, oder sie durch Schutzwerke vor weiterem Abbruch zu schützen. Die königliche Staatsregierung will für diese Arbeiten des Halligschutzes und Landgewinns 1,320,000 Mark aufwenden, und wir wollen hoffen, daß es ihr in nicht allzu ferner Zeit gelingen mag, die Trümmer von Alt-Nordstand dem Ueberschwemmungsgebiet des beutegierigen Meeres zu entziehen.

Als unser Schiffkein, nachdem wir Abschied genommen, über den Kamm der Wogen dahinglitt, der Heimath zu, tauchte die Sonne hinter Amrum ins Meer. Ihre letzten Strahlen vergoldeten die Umrisse der Halligen, die thätigen Landgewinnungsarbeiter und die Halligshütten am fernen Horizont. Die Halligleute aber, die uns ans Ufer geleitet hatten, schritten ihrer Werfte und ihren Hütten zu. Mir gingen dabei die Worte der heimischen Dichterin Stine Andresen, deren gesammelte Gedichte, von Prof. Schrattenthal herausgegeben, kürzlich in zweiter Auflage erschienen sind, durch den Sinn:

„Zaudrisch hebt,
Dustummwebt,
Sich die Luftig aus den Fluthen,
Ueberstrahlt von Abendgluthen.
Still und stumm
Wird's eingsum,
Nur in Tönen, sanften, leisen,
Singt das Meer die ew'gen Weisen."

Unser Boot ankerte nach kurzer Fahrt im heimischen Hafen, während dunkle Nacht sich herniedersenkte auf die Trümmer von Alt-Nordstrand.

Mittheilungen und Nachrichten.

„ Sechzig Upanishads des Veda aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1897.) — Max Müller nennt in seinen vor zwei Jahren erschienenen Gifford-Vorlesungen „Theosophie oder psychologische Religion" Deussen „die beste Autorität über diesen Gegenstand". Max Müller ist zugleich der erste gewesen, der eine vollständige Uebersetzung der zwölf wichtigsten Upanishads herausgegeben hat. Er ist also ein kompetenter Beurtheiler der unendlichen Schwierigkeiten von dreifacher Uebertragungen auf einem so dunklen Gebiete. Professor Deussen hat seine groß angelegte „Allgemeine Geschichte der Philosophie", von der 1894 die erste Abtheilung des ersten Bandes (im demselben Verlag) erschien, unterbrochen, um an die Uebertragung der Upanishads zu gehen. So sehr diese Unterbrechung seines großen Lebenswerkes zu bedauern ist, so wird ihm doch jeder Wissende dafür dankbar sein. Zwischen diesen ersten Band seiner „Geschichte", die gerade bis auf die Upanishads leicht, und den nächsten, der dieselben behandeln soll, fügen sich nun diese selbst ein. Die größte Freude an dieser ersten umfassenden, wenn auch unfertig nicht vollständigen, weil nimmermehr abschließenden Sammlung hätte ohne Zweifel Schopenhauer gehabt. Im II. Bande seines Parerga sagt er aus: „Denn wie athmet doch der Oupnek'hat (die persisch-lateinische Uebersetzung der Upanishads) durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch der, dem durch fleißiges Lesen das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll ernster, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles athmet hier indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. . . . Es ist die belohnendste und erhebendste Lectüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein." Der Enthusiasmus, der sich in diesen dem Buche als Motto vorgesetzten Worten ausspricht, gründet sich noch dazu nur auf die Bekanntschaft des damals einzigen und ziemlich mangelhaften persisch-lateinischen Uebersetzung! „Den Manen Schopenhauers" hat Deussen sein Buch gewidmet, und durch Schopenhauer scheint er auch zum Studium der indischen Philosophie getrieben worden zu sein; darf ja schon sein erstes (Aachen 1877) erschienenes Buch „Die Elemente der Metaphysik" als ein geradezu meisterhaftes, ganze Bände aufwiegendes, leider aber viel zu wenig gekanntes Compendium der Kant-Schopenhauer'schen Philosophie und ihrer Berührung mit der indischen Philosophie gelten. Deussens Uebersetzung der Upanishads umfaßt sämmtliche Upanishads der drei älteren Veden, sowie von den Atharva-Upanishads alle diejenigen, welche allgemeinere Anerkennung gefunden haben, namentlich alle in dem Colebrooke'schen Kanon und im Oupnek'hat enthaltenen — alles in allem sechzig Upanishads. Die Einleitungen nebst Anmerkungen versuchen zum erstenmal in Composition und Gedankeninhalt der einzelnen Stücke ernstlich einzudringen, wodurch für den weiten Kreis aller Freunde religiöser und philosophischer Erkenntniß ein Verständniß dieser wichtigsten Urkunden des indischen Alterthums erschlossen wird, wie es bisher nicht möglich war, nun vielen auch nicht für möglich gehalten wurde. Hiebei kommen eine große Anzahl textlicher, literaturgeschichtlicher und philosophischer Probleme zur Sprache, deren Lösung noch zahlreiche und vereinter Anstrengungen bedürfen wird und vielen Mitforschern ein reiches und überaus lohnendes Feld der Thätigkeit bieten dürfte. Die Upanishads sind für den Veda, was für die Bibel das Neue Testament ist. Upanishads und Neues Testament — „diese beiden höchsten Erzeugnisse des religiösen Bewußtseins der Menschheit stehen nirgends in einem unvereinbaren Widerspruche, sondern dienen in schönster Weise einander zur Erläuterung und Ergänzung." Die Upanishads anticipiren den kategorischen Imperativ Kants; während sich aber die Ethik des Neuen Testaments an den (sündigen) Willen des Menschen wendet, wenden sich die Upanishads zu zu sagen an seine Vorstellung, an den Intellect. Und so ist das Wort von der gegenseitigen Ergänzung, das Deussen in seiner Vorrede mit warmer Ueberzeugung weiter ausführt, nicht etwa weit hergeholt, sondern muß sich selbst dem Laien-Leser von selbst aufdrängen. Die Upanishads des Oupnek'hat, die einst Schopenhauer so sehr entzückt, findet der Leser ebenso schön und prägnant eingeleitet und übersetzt, wie beispielsweise die Brihadâranyaka-Upanishad der weißen Yajurveda, die in ihrem dritten Brâhmanam das herrliche Gespräch zwischen Janaka und Yâjñavalkya über den Atman in den Zuständen des Wachens und Träumens, des Tiefschlafs, des Sterbens, der Wanderung und der Erlösung enthält, und, wie Deussen mit Recht bemerkt, „an Reichthum und Wärme der Darstellung wohl einzig in der indischen Literatur und vielleicht

in der Literatur aller Völker dasteht". Das prophetische Wort Schopenhauers, nach welchem indische Weisheit nach Europa zurückströmt, geht in dem vortrefflichen Buche Deussens wieder einmal in Erfüllung. Freilich ist die Lectüre dieser vielfach dunklen, dogmatischen Orakelsprüche meist ein anstrengender Genuß, schon des immerwährenden Wiederholungen wegen, die der Uebersetzer mit philologischer Genauigkeit stets gewissenhaft bringt und wiederbringt; aber die nach großen philosophischen und sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten geordnete erste große Auswahl aus den Upanishads in deutscher Sprache bleibt darum doch eine That, auf welche die deutsche Philosophie Grund hat stolz zu sein. Der Fachmann wird die zahlreichen textkritischen und sachlichen Hinweise und Einleitungen in dem 920 Seiten starken, gut ausgestatteten und mit einem Jeder versehenen Bande um so dankbarer aufnehmen, als der Weg durch das Labyrinth der Upanishads bekanntlich selbst für den Kenner noch recht dunkel und umstritten ist. Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse als Probe der Deussen'schen Uebertragungskunst oder Strophen (26—29) herzusetzen, die Naciketas zum Schlusse der ersten Valli in der Kâthaka-Upanishad in den Mund gelegt sind:

„Was uns, o Tod, gegönnt an Kraft der Sinne,
Die Sorge für das Morgen macht es weiten.
Auch ganz gelebt, ist doch nur kurz das Leben. —
Behalte deine Wagen, Tanz und Spiele.

Durch Reichthum ist der Mensch nicht froh zu machen!
Wen lockte Reichthum, der dir sah ins Auge?
Laß leben uns, so lang es dir genehm ist!
Als Gabe aber wähle ich nur jene.

Wer, der geschmeckt hat, was nicht stirbt, nicht altert,
Hier unten steht und weiß sich altern, sterben,
Und wägt die Farbenpracht und Lust und Freuden, —
Wer mag an längerem Leben Freude haben?

Worüber jener Zweifel herrscht hienieden,
Was bei dem großen Hingang wird, das sag' uns;
Der Wunsch, der forschend dringt in dies Geheimniß,
Den wählt, und keinen andern, Naciketas."

Dr. -r. **Ungarische Wissenschaft vor dem Auslande.** In dem Aufsatze: „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften in Ungarn" (vgl. Beilage Nr. 78 vom 7. April l. J.) wurde als eine der Ursachen des unbefriedigenden Zustandes der Wissenschaften in Ungarn die Isolirtheit der ungarischen wissenschaftlichen Production gegenüber dem gelehrten Auslande angeführt, wodurch der wohlthätige Zusammenhang und ungehinderte Verkehr mit der Wissenschaft und der Kritik überhaupt verloren geht, dagegen das vortheilhafte Schmuggelgeschäft des Plagiats ungestört wuchern kann. Ja Ungarn selbst beklagten einsichtigere Männer schon längst diese Abgeschlossenheit, deren böse Einwirkungen auf die einheimische geistige Production allenthalben fühl- und erkennbar sind. Daneben aber erhebt man auch Beschwerden gegenüber den ausländischen Gelehrten, daß sie den wissenschaftlichen Arbeiten der ungarischen Gelehrten zu geringe oder gar keine Beachtung schenken. Im Mittelalter sei das ganz anders gewesen. Allein man ist hierin doch gerecht und gesteht zu, daß nur die Nichtkenntniß der ungarischen Sprache im westlichen Europa die Hauptursache dieser Nichtbeachtung der ungarischen wissenschaftlichen Werke sei. Diesem Uebelstande will nun nach offiziöser Mittheilung der jetzige ungarische Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics dadurch begegnen, daß er den einheimischen Gelehrten Gelegenheit gibt, ihre Werke auch in einer der Weltsprachen zu verbreiten. Zu diesem Zwecke solle in das Budget des Ministeriums für Cultus und Unterricht ständig eine gewisse Summe zur Bekanntmachung der ungarischen Wissenschaft im Auslande aufgenommen werden. Diese Absicht wird man unstreitig nur als löblich anerkennen; um aber ein definitives Urtheil darüber fällen zu können, müssen vor allem noch die Modalitäten der Durchführung dieser Idee bekannt sein. Vorläufig liegt hierüber allerdings schon eine Andeutung vor, welche einige Bedenken hervorzurufen wohl geeignet erscheint. Die obenerwähnte offiziöse Mittheilung sagt nämlich weiter, der Minister wolle die hervorragendsten Werke der ungarischen Wissenschaft in französischer Sprache herausgeben und in den französischen Revuen die wissenschaftlichen Arbeiten der ungarischen Gelehrten bekannt machen lassen.

Zu dieser Mittheilung gibt der bekannte Publicist, Ministerialrath und Reichstagsabgeordnete Dr. Gustav Beksics in einem regierungsfreundlichen Blatte folgenden Commentar, der auch außerhalb Ungarns gekannt und beachtet zu werden verdient. Dr. Beksics will auch in der „Zeit der Lustspieltheater-Scandale" eine „aufrichtige Aeußerung über den Beruf und die Bedeutung der deutschen Sprache als (geistiger) Vermittlerin" machen. „Nur die blinde Befangenheit," meint er, „könnte es leugnen, daß wir (Ungarn) der deutschen Cultur in Wahrheit vieles verdanken, unter anderem auch das, daß wir uns an größere Gründlichkeit gewöhnt, als jene anderen zur Reception angewiesenen Nationen (z. B. nenne insbesondere die Rumänen und die Russen), die sich der französischen Culturregion angeschlossen haben. Allein wir möchten dennoch offen und bestimmt erklären, daß selbst vom Gesichtspunkte der Belehrung und der Reception die deutsche Cultur für uns nicht genügend ist, denn sie ist viel zu einseitig und zu formlos, als daß sie unserm Genius entsprechen könnte. Was aber unsere Berührung mit der großen Weltcultur anbelangt, so hat uns die deutsche Cultur in eine wahre Sackgasse geführt, in welcher übrigens trotz allen Aufschwunges und allen Fortschrittes auch sie selber vegetirt. Wie sehr auch Deutschland eine Großmacht geworden und wie überaus angenehm und werthvoll uns unser Verbündetes ist, müssen wir dennoch anerkennen, daß vom Gesichtspunkte des internationalen Charakters die deutsche Sprache der französischen gar nicht in die Nähe kommt; mit der letzteren vermag übrigens (mindestens in Europa) auch das Englische nicht zu konkurriren. Insbesondere hat die französische Revue-Literatur ein riesiges Uebergewicht vor der deutschen. . . . Die deutschen Revuen schrumpfen außerhalb der Grenzen der deutschen Grammatik zwerghaft zusammen nicht bloß gegenüber der „Revue des deux Mondes", sondern auch gegenüber den französischen Zeitschriften zweiten Ranges. Der Cultusminister ist darum bei Verwirklichung seines groß angelegten Planes genöthigt, sich an die Vermittelung der französischen Sprache zu wenden. . . . Der hoffentlich glückliche Versuch wird nicht nur den Nutzen haben, daß die gebildete Welt das Wesen der ungarischen Wissenschaft und deren originale Erzeugnisse leicht kennen lernt, sondern dieser Umstand wird zugleich auf die Methode der ungarischen Wissenschaft und Literatur von Einfluß sein. Unsere schöne Literatur hat zu ihrem Vortheil den mächtigen Einfluß der den ungarischen Genius zerstörenden deutschen Velleitätik wenigst verspürt, um so größeren formalen Einfluß übte die deutsche wissenschaftliche Literatur auf uns. Von den klassischen Nachahmungen oder Compilationen und dem Deutschen sprechen wir nicht; aber selbst die ernsteren und originelleren Werke unserer wissenschaftlichen Literatur standen bisher vorwiegend unter deutscher Beeinflussung und behielten die schwerfällige Form auch dann, da man in Deutschland selbst sich schon längst an elegantere und reinere Formen gewöhnt hatte. Das Medium der französischen Sprache wird also nicht bloß einen vermittelnden, sondern auch einen verbessernden Einfluß ausüben. Der ungarische wissenschaftliche Stil wird unstreitig vieles gewinnen, sobald unsere Gelehrten an ihren eigenen Werken oder an den Werken anderer ungarischer Gelehrter durch die französische Uebersetzung die gallische Feinheit und das gallische Formengefühl kennen lernen werden. Deshalb ist uns in erster Reihe die französische Sprache nothwendig. An die Kenntniß der deutschen Sprache weisen uns die politischen, culturellen und wirthschaftlichen Verbindungen, welche sich zwischen dem Magyarenthum und dem Deutschthum seit Jahrhunderten entwickelt haben. Allein die Bahn zur großen Weltcultur und die Halle der Aufklärung eröffnet uns die französische Sprache. Davon darf man unter keinen Umständen abgehen, wenn aus politischen Rücksichten noch infolge von Ueberredung."

* In Halifax in Neu-Schottland, wie in Bristol wurde am 24. Juni des **Gedenktag** gefeiert, an welchem vor 400 Jahren **John Cabot**, der von Bristol abgesegelt war, auf Cap Breton in Schottland landete und damit Nordamerika entdeckte. In Halifax leitete der Erzbischof O'Brien die Feier, in Bristol (England) war der Marquis von Dufferin und Ava der Hauptredner. Man weiß nicht viel von John Cabot, nicht eine Zeile hat er hinterlassen; in seinem Sohn Sebastian ist ihm sein Ladredere erstanden. Das ist allerdings sicher, daß er im Mai 1497 von Bristol mit 18 Seeleuten abgegelte und am Johannistage desselben Jahres die Nordspitze von Cap Breton erreichte. Er nahm im Namen des Königs von England Besitz von der Insel.

* **Heidelberg.** Pfarrer Lic. theol. A. **Deismann**, Lehrer am theologischen Seminar zu Herborn, seither Privatdocent an der Universität Marburg, hat den Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des verstorbenen Pressensé-Holsten angenommen.

* **Berlin.** Ein Gedanke, den vor Jahren der Abg. Kropatschek bei der Berathung des Cultusetats als dringendes Bedürfniß

angeregt hat, scheint jetzt praktisch verwirklicht zu werden. Wie die „Kreuzztg." hört, besteht die Absicht, an den preußischen Universitäten in weiterem Umfange als bisher Schulpädagogik durch Docenten lehren zu lassen, die selbst im praktischen Schuldienst gestanden haben. Zunächst soll in Halle eine ordentliche Honorarprofessur dafür errichtet werden. Es ist wohl anzunehmen, daß der Director der Francke'schen Stiftungen, der um das höhere Schulwesen praktisch wie literarisch hervorragend verdiente Dr. Fries, für diese Stelle in Aussicht genommen ist. — Der außerordentliche Professor an der Universität Marburg, Dr. Tangl, Dirigent am dortigen Seminar für historische Hülfswissenschaften, ordnet in Wien, seit längerer Zeit Mitarbeiter an der Urkundenabtheilung der Monumenta Germaniae, ist, wie dieselbe Zeitung vernimmt, zum außerordentlichen Professor für historische Hülfswissenschaften an die hiesige Universität berufen worden.

* **Berlin.** Prof. Dr. W. Engelmann in Utrecht hat den Ruf auf den physiologischen Lehrstuhl E. du Bois-Reymonds angenommen.

* **Wien.** Zum Rector der Universität für 1897/98 wurde einstimmig Hofrath Dr. Karl Toldt, Professor der Anatomie, gewählt. — Die Thierärztliche Hochschule hat einen neuen Studienplan erhalten und wird künftig die Bezeichnung: „K. und k. Militär-Thierarznei-Institut und thierärztliche Hochschule in Wien", der jeweilig wie bisher auf drei Jahre zu ernennende Leiter der Anstalt den Titel „Rector" führen.

* **Christiania.** Dr. Sigurd Ibsen, der einzige Sohn des Dichters und Schwiegersohn von Björnstjerne Björnson, steht im Budgetanschlag der norwegischen Großthingslinken mit einem Betrag von 3000 Kr. für sociologische Vorlesungen an der Universität ungesetzt. Bekanntlich war für ihn ursprünglich eine förmliche Professur in dieser Wissenschaft in Aussicht genommen; das Universitätscomité für die Besetzung der Professuren hatte jedoch unter Anerkennung seiner Docentenanlagen an ihm die wissenschaftliche Durchbildung für dieses Fach vermißt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Emil Stumpfe: Der kleine Grundbesitz und die Getreidepreise. (Staats- und socialwissenschaftl. Beiträge, hggb. von A. a. Miaskowski. 3. Bd. 2. Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Bulletin Russe de statistique financière et de législation. 4. année. No. 3—4. Mars-Avril 1897. S. Pétersbourg, V. Kirschbaum 1897. — Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 12. Lfg. Leipzig, Bernhard Tauchnitz und Mailand, Ulrich Hoepli 1897. — Dr. Georg Neumann: Commentar zu den Civilproceßgesetzen vom 1. August 1895. 2. Lfg. Wien, Manz 1897. — Waldemar Kawerau: Hermann Sudermann. Kritische Studie. Magdeburg und Leipzig, Walther Niemann. — Henri *Doniol:* M. Thiers, le comte de Saint-Vallier, le général de Manteuffel. Libération du territoire 1871—73. Documents inédits. Paris, Armand Colin et Cie. 1897. — K. Baedeker: Rußland. Handbuch für Reisende. Mit 14 Karten ꝛc. 4. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker 1897. — Theodor Herzka: Die Probleme der menschlichen Wirthschaft. 1. Bd. Das Problem der Güter-Erzeugung. Berlin, Ferdinand Dümmler 1897. — Rudolf Müller: Entstehungsgeschichte des Rothen Kreuzes und der Genfer Convention. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1897. — Dr. Karl Jacob: Die Erwerbung des Elsaß durch Frankreich im westfälischen Frieden. Straßburg, Karl J. Trübner 1897. — Rudolf Falb: Wetterprognosen und Kalender der kritischen Tage. 1897. 2. Halbjahr. Berlin, Hugo Steinitz. — Dr. F. Tetzner: Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen. Mit 14 Abbild. Gütersloh, C. Bertelsmann 1897. — Dr. Adolf Wagner: Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Berlin, Gebr. Borntträger 1897. — *Revue des deux Mondes.* François Buloz fondateur. LXVII. année. 4. pér. Tome 141, 4. livr. Juin 1897. Paris. — Dr. Ludwig Kirn: Ueber die Entwicklung der modernen Verbrecherlehre. (S.-A. aus der Deutschen Revue 1897.) — Th. Trautwein: Das bayerische Hochland mit dem Algäu, das angrenzende Tirol und Salzburg nebst Salzkammergut. 8. Aufl. Beard. von Heinrich Heß. Mit 26 Karten und 2 Plänen. Innsbruck, A. Edlinger 1897. — Griebens Reisehandbücher, Bd. 36: Der Schwarzwald. Praktisches Handbuch für Reisende. 10. Aufl. Mit Karten und Plänen. Berlin, Alb. Goldschmidt 1897. — Dr. Mislmayer: Adreßbuch der Specialärzte und Brunnenärzte Deutschlands nebst Verzeichniß der öffentlichen und privaten Heilanstalten im Deutschen Reiche. Leipzig, Friedr. Fleischer 1897. — Paul Linsemann: Die Theaterstadt Berlin. Eine kritische Umschau. Mit Geleitwort von Maximilian Harden. Berlin, Richard Taendler 1897. — Arthur Hahn: Felix Weingartners Genesius. Mannheim, Dr. Haas 1897. — William Henry Bishop: Choy Susan. Aus dem Englischen übersetzt von M. Pillet. Breslau, S. Schottländer 1897. — Fanita Meindl: Der letzte Mamelule. Ebd. — H. Hermann: Märchen aus dem 19. Jahrhundert. Letzte Folge. Ebd. — Gustav Naumann: Rom im Liede. Anthologie. Mit Vignetten von M. Pörschmann; Julius R. Haarhaus: Auf Goethe's Spuren in Italien. 2. Th. Mittelitalien. (Kennst du das Land? Hggb. von Julius R. Haarhaus. 4. u. 8. Bd.) Leipzig, C. G. Naumann 1896. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tsd. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — G. Verga: Eva. Deutsch von Mizi Stein. Prag, H. Dominicus 1897. — Richard Schaukal: Meine Gärten. Einsame Verse. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Anna Croissant-Rust: Der Bua. Oberbayerisches Volksdrama in 4 Acten. Ebd. — A. J. Meier-Graefe: Fürst Lichtenarm. (Die Neuichen, Folge von Romanen über das Liebesleben im 19. Jahrhundert. I.) Ebd. — Dr. W. Reuling: Das Ebenburtsrecht des Lippischen Hauses nach Hausgesetzen und Hausobservanz. Rechtsgutachten, Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Schaumburg erstattet. Mit Anlageheft. Berlin, Karl Heymann 1897. — Dr. Max Prager: Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Münchener volkswirthschaftl. Studien, hggb. von Lujo Brentano und Walther Lotz. 23. St.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. 3. Bd. Ebd. 1897. — *Ch. Seignobos:* Histoire politique de l'Europe contemporaine. Évolution des partis et des formes politiques 1814—1896. Paris, Armand Colin et Cie. 1897. — Vierteljahrshefte des Vereins bildender Künstler Dresdens. 2. Jahrg. 2. Heft. Dresden, E. Arnold. — Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio, hggb. vom Vorstand, 59. Heft. April 1897. Berlin, A. Asher u. Comp. — Kaiserl. Gemäldegalerie in Wien: Moderne Meister. Text von August Schäffer. Lfg. X. Wien, J. Löwy 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Erstes Heft. [10684]

Inhalt: Die orthodoxe Kirche Griechenlands. — Betrachtungen über den Anglo-Katholicismus der Gegenwart. — Zur Geschichte des christlichen Denkens. — Die Hintermänner im Prozeß a. Tausch. — Der Protestantismus unserer Tage. — Zeitläufe. Parlamentarische Anarchie in Oesterreich. — Aus meiner Mappe. — Geistesdelden. (Walther von der Vogelweide. Dante. Shakespeare.) — Zur Kunstpflege Kaiser Karls IV.

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Soeben erschienen!

Immermanns Ausgewählte Werke

in sechs Bänden.

Mit Einleitung v. Franz Muncker.

Preis elegant gebunden 6 Mark.

Jeder Band der „Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur" ist zum Preise von 1 Mark einzeln käuflich.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (10807)

Tauchnitz Edition.

June 30, 1897.

Sketches in Lavender Blue and Green.

By (10697)

Jerome K. Jerome,

Author of „The Idle Thoughts of an Idle Fellow" etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 3. Juli. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein neuer Papyrusfund. Von O. Crusius. — Die Ideen der französischen Handelspolitik seit Colbert. II. Von Friedrich Lütgenbürge. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein neuer Papyrusfund.

Von O. Crusius.

Vor mehr als Jahresfrist wurde in diesen Blättern (7. April 1896, Beilage Nr. 80) ein wichtiges Papyrusfragment aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert besprochen, das Grenfell, Diels und andere für ein Bruchstück aus einem griechischen Prosaroman erklärt hatten. Wir wiesen nach, daß in ihm vielmehr eine abgeschlossene lyrisch-dramatische Dichtung in gebundener Form zu erkennen sei, das erste und einzige erhaltene Beispiel einer hellenistischen Hilarodie. Diese Auffassung wurde inzwischen auch von Wilamowitz, Rohde, Gomperz u. a. vertreten und bewährte sich Fr. Leo bei seinen eindringenden Untersuchungen über die plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik;[1]) sie kann, obgleich Grenfell immer noch mit seinem Urtheil zurückhält, als völlig gesichert gelten. Damit traten Erwin Rohde's Ansichten über die Entstehung des griechischen Romans wieder in ihr volles Recht ein; vor der römischen Kaiserzeit, dem Zeitalter der jüngeren Sophistik, sind sichere Spuren dieser Zwittergattung nicht nachzuweisen.

Jetzt taucht aber eine zweite Papyrusurkunde auf, die ihr Entdecker in ähnlichem Sinne auffassen will, wie Grenfell sein Erotic Fragment.[2]) Der hoch verdiente Bearbeiter der Flinders Petrie-Papyri, J. P. Mahaffy, erwarb in Medinet-el-Fayoum einen Papyrusfetzen, der auf der Vorderseite verschiedene schwer lesbare Rechnungen und Urkunden enthält, nach seiner Schätzung aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert; auf der Rückseite steht ein ziemlich sorgfältig geschriebener literarischer Text, die Columne zu etwa 9 Centimeter Schriftbreite mit 34 bis 40 Buchstaben und 28 Centimeter Schrifthöhe mit 60 Zeilen. Annähernd vollständig, wenn auch durch Wurmfraß und Abschürfungen entstellt, ist nur eine Columne; von den Nachbarcolumnen sind nur Zeilenanfänge und -schlüsse erhalten, die aber zeigen, daß die Schrift hier völlig gleichartig war. Mahaffy glaubt den Schriftcharakter mit Bestimmtheit für den Anfang des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts reclamiren zu dürfen; Kenner, wie Kenyon und Grenfell, haben ihm beigestimmt. Die Entzifferung des zum Theil schwer lesbaren Schriftstückes ist dem geübten Auge Mahaffy's gleich beim ersten Anlauf trefflich gelungen. Ueber den Gesammtinhalt kann kein Zweifel sein; in gezierter poetisirender Prosa wird eine Seefahrt und ein Sturm auf dem hohen Meere beschrieben. Einige Hauptstellen aus dem Anfang und Schluß der mittleren Columne mögen als Proben hier übersetzt werden.[1])

„Man beschloß daher, in See zu stechen. Wir nahmen also unter halkyonischen Klagen von einander Abschied; jeder bestieg sein Schiff, und während wir uns von einander entfernten, schauten wir einander an und warfen uns Kußhände zu. Das große Schiff nun wurde langsamer klar gemacht, während wir bald zum Hafen herausfegelten. ... So wurden wir über das kretische Meer dahingetrieben, wo man Nisyros (die Nachbarinsel von Kos) sehen muß; wir konnten das freilich nicht, weil das Land völlig von Nebel umhüllt war. ... Jetzt thürmte sich eine schwarze Wolke auf; aber da die Erde schon vom nächtlichen Dunkel beschattet wurde, hatte man thörichterweise nicht Acht darauf, zumal nur eine leichte, unbedenkliche Brise wehte. Doch plötzlich wurde das Gewölk durch ganz unerwartet einsetzende Windstöße von allen Seiten herangejagt und schüttete unter Sturmeswehen Blitze und Regenmassen herab. Der ganze Erdkreis hallte ringsum wieder vom Brüllen des Donners, und wie um die Wette flammten zahllose Blitzesfackeln vom Himmel herab. ... Zugleich drang bei dem starken Wogengang das Wasser in unser Fahrzeug. ... Plötzlich setzten sich auf beide Raaen kurze Flämmchen, die nach der Aussage der Schiffer den Namen der Dioskuren tragen; von dort sanken sie aufs Verdeck herab, gleichwie vom Winde getriebene Feuerfunken. ‚Wir wollen an unsrer Rettung nicht verzweifeln‘, so riefen alle und fielen auf die Knie nieder und beteten.“

Die Darstellung erreicht ihren Höhepunkt in dieser hübschen Schilderung eines auch im Alterthum viel beobachteten meteorologischen Phänomens, des St. Elmsfeuers. In den elektrischen Flammen, die sich auf den Raaen zeigen, sieht die Phantasie der Schiffsleute die Dioskuren selbst, die Retter im Seesturm. Diese Vorstellungen kannten wir schon früher (Welcker, die Trilogie Prometheus S. 229); aber es gibt schwerlich eine zweite Stelle in der antiken Literatur, wo der ganze Vorgang so anschaulich und lebendig beschrieben würde.

Mahaffy meint nun, wir hätten hier ein Blatt aus einem griechischen Roman vor uns, und weist bei einem späteren Romanschriftsteller einen Abschnitt nach, in dem ein Sturm und Schiffbruch in ganz ähnlicher Weise geschildert wird. Das wäre freilich noch kein genügender Beweis für seine Annahme. Obendrein sind die Unterschiede zwischen dem Roman und unserm Fragment viel erheblicher, als Mahaffy anerkennt. In dem Roman handelt es sich um ein Liebespaar, Kleitophon und Leukippe; hier ist von zwei Freunden oder Kameraden die Rede. In dem Roman führt der Sturm zu einem Schiffbruch, der wieder die wildesten Abenteuer im Gefolge hat; hier scheint die Sache viel harmloser abzulaufen, denn der Verfasser wird das Wunderzeichen des Elmsfeuers nicht haben lügen

[1]) Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-hist. Classe, N. F. I, 7, 1897.

[2]) Papiro Gr. inedito, nota del prof. J. P. Mahaffy, R. academia dei Lincei, 21. febbr. 1897.

[1]) Für die wenigen bei Mahaffy noch lückenhaften Stellen meine ich den Sinn mit Sicherheit erschlossen zu haben.

Digitized by Google

lassen. Die Stilverwandtschaft unsres Fragments mit dem späteren Roman ist unverkennbar; aber auch das verschlägt nicht; es ist der Geist einer verkünstelten Rhetorik, der hier zu uns spricht wie dort.

Jedenfalls gibt es noch andere Literaturgattungen, in denen sich dies Bruchstück wohl unterbringen läßt. Wer den prächtigen Brief gelesen hat, in dem uns der Bischof Synesios seine stürmische Fahrt von Alexandrien nach Kyrene schildert (4 p. 369 ff.), der wird die Möglichkeit, den Papyrus der Briefliteratur zuzuweisen, nicht ohne weiteres wegleugnen. Ebenso gut freilich kann man sich das Bruchstück in den Rahmen eines populärphilosophischen Dialogs oder Tractates hineindenken; man erinnere sich nur an die Küstenfahrt des Epitherses in der wundervollen Legende vom Tode des großen Pan bei Plutarch de def. orac. 17. Die breite Ausführung der Dioskurenepiphanie paßte vortrefflich in ein frommes Tractätlein περὶ θείων ἐναργειῶν. Aber es soll hier keine neue Hypothese aufgestellt werden; genug, daß man das Fragment einem Roman zuzuweisen vorläufig keinen ausreichenden Grund hat. Die Hoffnung, die Anfänge des Romans ein paar Jahrhunderte hinaufrücken zu können, ist also wieder zunichte geworden. Der griechische Roman muß immer noch als die einzige Literaturgattung bezeichnet werden, die eine sonst völlig unfruchtbare Epigonenzeit dem ererbten Besitz hinzugefügt hat.

Ein bestimmteres Urtheil über das merkwürdige Fragment wäre vielleicht erlaubt, wenn noch umfänglichere Stücke der beiden anderen Columnen zu Tage kämen. Die Hoffnung darauf brauchen wir nicht aufzugeben; auf diesem Boden ist kein Ding unmöglich. Grenfell hat von seiner letzten Wintercampagne in Aegypten wieder reiche Beute heimgebracht,[1]) und das Britische Museum bereitet eine neue große Publication vor, darin die editio princeps der Dichtungen des Bakchylides, eines jüngeren Zeit- und Kunstgenossen des Simonides und Pindar. Es ist, als ob die alten Meister aufstünden, um die Welt wieder zu erobern, die sich ihrem Banne entziehen will.

Die Ideen der französischen Handelspolitik seit Colbert.

Von Friedrich Lünenbürger.

II.

Fassen wir rückblickend noch einmal kurz die die Handelspolitik während der zweiten Epoche bestimmenden Momente zusammen, so sehen wir, wie Frankreich bald nach Colberts Tod durch Kriege gegen das rivalisirende England zum Uebergang vom mäßigen Schutzsystem zum Prohibitionismus gezwungen wird, wie der fortdauernde Zwiespalt mit England einerseits, die Unfähigkeit der französischen Regierung andrerseits dieses System zu einem dauernden werden läßt, an dem auch Napoleon nicht rütteln kann, dem sein Genie nur noch einmal einen großartigeren Zug zu geben weiß. Verglichen mit Colberts Zeit, stand Frankreich nach den napoleonischen Kriegen bezüglich seiner Weltmachtstellung auf einer sehr viel tieferen Stufe; das große Welthandelsinteresse war völlig in den Hintergrund getreten, die Colonien in der Gewalt des Feindes, die Kriegsflotte vernichtet, die Handelsflotte durch die englischen Kreuzer lahm gelegt. Vor Englands Weltherrschaft erblaßte Frankreichs Stern, es war wirthschaftlich auf die Stufe herabgesunken, auf der seine festländischen Nachbarn standen, es schien insbesondere vor Deutschland keinen großen Vorsprung mehr zu haben, nachdem einmal dessen Zolleinigung im Gange war.

Natürlich verfehlte dieses System des Abschlusses, das eine so lange Zeit hindurch fast ohne Unterbrechung dauerte, nicht der Einwirkung auf Gesinnung und Charakter des französischen Volkes. Schon das colbertistische System hatte den einen Fehler gehabt, daß unter der centralen Leitung und der Regelung aller Dinge von oben her die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit der Einzelnen litt; wie viel mehr mußte dies in der Folgezeit der Fall sein, wo jene obrigkeitliche Bevormundung fortdauerte, aber jeder Ansporn durch auswärtige Concurrenz genommen war! Der französische Unternehmer gewöhnt sich an den Schutz von oben, er richtet seinen Betrieb nach den Bedürfnissen des heimischen Marktes ein und will den Absatz auf denselben ungestört von fremdem Mitbewerb für sich behalten. Andrerseits verliert er den Ehrgeiz, auf eigene Verantwortung den Wettbewerb mit fremden Producenten zu wagen, und er verzichtet deßhalb im wesentlichen darauf, mit den großen Industrievölkern, besonders mit den Engländern, auf dem Weltmarkt zu concurriren. So wird der französische Bürger zu dem selbstgenügsamen Menschen, dessen Blick kaum über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreicht; die Franzosen werden zu dem seßhaftesten Volk der Neuzeit, dem Frankreich allein die Welt ist, das ein lebenswerthes Leben jenseit der blauweißrothen Grenzpfähle nicht für möglich hält. Auch in den Gesinnungen des Volkes hat der Kampf mit England mit einer Niederlage für Frankreich geendet; im Gegensatz zu den Engländern geht der Gedanke an eine wirthschaftliche Suprematie, wie ihn einst Colbert und seine Zeitgenossen geträumt, dem französischen Volk im Laufe dieser Epoche verloren, die Franzosen wurden unter dem ancien régime protectionistisch erzogen.

Das mußte sich nunmehr, wo das Volk berufen war, durch seine Vertreter bei der Gesetzgebung mitzuwirken, geltend machen, und zwar umso mehr, als dem französischen Volke jede politische Schulung mangelte. Die neuen Volksvertreter waren infolge der absoluten Regierungsweise, die mit kurzer Unterbrechung bis zum Sturze Napoleons geherrscht hatte — denn unter Napoleon konnte eine Volksvertretung nicht mehr als eine Scheinexistenz führen — ebenso wenig wie die alten Stände zur Würdigung des Gesammtwohls und zum Handeln für dieses erzogen. Hatte diese Thatsache während der Revolution zur rohen Gewaltherrschaft des Pöbels geführt, so ließ sie jetzt die Classeninteressen der herrschenden Kreise ungeschminkt hervortreten und die Gesetzgebung beeinflussen. Diese Kreise aber sahen, da ihnen ein tieferes politisches Verständniß abging, stets nur auf den augenblicklichen Vortheil und fragten wenig, ob es dem Ganzen, ob es dem Lande auch für die Zukunft frommen würde. So konnte denn auf handelspolitischem Gebiet der alte Prohibitionismus wieder Platz greifen, denn an ihn war man gewöhnt und auf ihn eingerichtet, eine Aenderung hätte für den Augenblick sicher Opfer gefordert und mancherlei Nachtheile im Gefolge gehabt. Die Industrie lebte in Furcht vor England, das seine überfüllten Magazine nach dem Friedensschluß über das Festland hin entlud, und strebte deßhalb nach Abschließung des inländischen Marktes. Die Landwirthschaft, vor allem die Großgrundbesitzer, die während der Revolution durchaus nicht gänzlich vernichtet worden waren, suchten sich ebenfalls den inländischen Markt zu wahren und die deutsche, zumal aber die russische Concurrenz, die sich vom schwarzen Meer her bereits in beträchtlicher Intensität geltend machte, fern zu halten. Handel und Schifffahrt hatten ähnliche Wünsche, und so führte das Verlangen nach Schutzzoll diese verschiedenen Parteien zu-

[1]) This winter we have been extraordinarily fortunate in finding papyri. The Oxyrrhyncus „Fund“ is likely to rival those of Arsinoe etc. (Briefliche Mittheilung vom 29. V. 97.)

Digitized by Google

sammen, von denen sonst jede ihre besonderen Ziele verfolgte und die sich zu einer Einigung nur dann und nur insoweit bereit finden ließen, als es der gemeinsame Sondernutzen gebot. Da man nun auch etwaige neu auftretende Interessen, wie z. B. die der Arbeiter, stets geschickt für den Schutzzoll zu engagiren wußte, kam damit die „Solidarität der protectionistischen Interessen" zustande, die bis heute in der französischen Volksvertretung die handelspolitischen Stimmungen beherrscht hat. So ist denn eine 1877 gegebene Schilderung über die Art und Weise, wie handelspolitische Fragen in der französischen Kammer behandelt werden, für die ganze Zeit von 1814 bis auf den heutigen Tag zutreffend: „Der Abgeordnete da, welcher zur Tribüne steigt, um das Verbot der Einfuhr fremden Viehes vorzuschlagen, ist ein Viehzüchter; die Zölle, welche das englische und belgische Eisen von unsern Märkten fernhalten, sind von den Hüttenbesitzern beschlossen; dabei haben sie die Textilindustriellen unter der Bedingung, daß man auch die Gewebe fern halte, mit ihren Stimmen unterstützt. Bei Strafe des Verlustes der Mehrheit befolgen die Minister gelehrig und folgsam den Weg, auf welchen sie gewiesen werden." So war also das französische Staatsschiff darauf eingerichtet, weiter unausgesetzt mit den Winden des Protectionismus zu segeln; es kam nur darauf an, ob auch der leitende Steuermann nach dieser Richtung steuerte, und wenn nicht, ob er Ansehen und Kraft genug besaß, das Schiff auch gegen den Willen der schutzzöllnerisch gesinnten Bemannung in das Fahrwasser des Freihandels zu lenken.

Was zunächst die Gesinnung des 1814 restaurirten Königshauses betrifft, so wäre dieses einer freiheitlicheren Richtung nicht abgeneigt gewesen. Einer der letzten Regierungsacte der vertriebenen Bourbonen vor der Revolution war ja der Abschluß eines freihändlerischen Vertrags mit England gewesen, in England hatten sie während des Exils Gastfreundschaft gefunden, den Engländern vorzüglich verdankten sie die Rückkehr auf den Thron, diesem Lande galten noch fortdauernd ihre Sympathien, und gern hätten sie diese durch eine liberale Zollreform bestätigt. Indeß die Stellung des Königs war eine zu schwache, als daß er persönliche Neigungen und Wünsche, die im Volk, bezw. in seiner Vertretung, keinen Halt fanden, hätte durchsetzen können. Zwischen ihm und dem Volke fehlt jener enge Zusammenhang, dessen gerade die Monarchie zu einer kraftvollen energischen Regierung bedarf; der alten Dynastie war das neue Frankreich und diesem seine legitime Dynastie fremd. Wollte der König also seinen Thron nicht muthwillig gefährden, so hatte er die Wünsche der Kammermehrheit zu berücksichtigen; diese bestimmte die Handelspatitik, und Frankreich hüllte sich wieder in den undurchdringlichen Mantel des Prahibitianismus.

Auch die Jutimanarchie konnte sich der Volksvertretung gegenüber keines stärkeren Rückgrats rühmen. Zwar der Adel und der Klerus, auf die die Regierung der Restauration sich zu stützen versucht hatte, waren beiseite geschoben, aber dafür stand nun die reiche Bourgeaisie gebietend im Vordergrund. Drastisch schildert ihre beherrschende Macht eine Rede des Grafen Jaubert im Jahre 1836: „Keine Gesellschaft kann völlig der Aristokratie entbehren, jede Regierung bedarf einer salchen. Wallen Sie wissen, welches die der Jutiregierung ist? Es ist die der großen Industriellen und der großen Fabrikanten. Das sind die Stützen der neuen Dynastie."[1]) Da diese aber ihrerseits an der Aufrechterhaltung des Schutzsystems interessirt waren, so war an eine freiheitliche Reform nicht zu denken. Hieran änderte auch nichts die Thatsache, daß die industrielle Arbeiterschaft allmählich als selbständige politische Partei aufzutreten begann, da ihre Macht den vereinigten anderen Parteien gegenüber noch nicht in Betracht kam, sie in schutzzöllnerischen Fragen auch keine selbständige Haltung einnahm.

Daß auch unter der zweiten Republik kein anderer Wind wehte, war selbstverständlich, da ja nach Niederwerfung der Arbeiter in der Junischlacht die producirenden Classen, d. h. die schutzzöllnerischen Parteien, das Staatsruder handhabten. Im Gegentheil gingen die Wagen des Schutzalles jetzt erst recht hach. Das erfuhren die freihändlerischen Professoren, die in ihren Vorträgen den von der Republik proclamirten Grundsatz der Freiheit der Arbeit auch auf das zollpalitische Gebiet ausgedehnt hatten. Sie wurden energisch darauf hingewiesen, daß die vom Staat angestellten Professoren die Nationalökonomie nicht vom theoretischen Standpuukte des Freihandels, sondern von dem der Thatsachen und Gesetzgebung zu lehren hätten.

Im stillen hatte sich nämtich gegen Ende der vierziger Jahre doch eine Bewegung organisirt, die gegen das Abschließungssystem systematisch Oppasition trieb, allerdings in Kreisen, die für die praktische Politik wenig Bedeutung besaßen, nämlich in den Kreisen der Gelehrten. Indeß die Schutzzöllner veranstalteten sofart eine Gegenagitation, die in den breiten Maſſen des Volkes mehr Anklang fand, und die Freihändler konnten es zu keiner populären Bewegung bringen. Nicht einmal die Arbeiterschaft folgte ihren Fahnen, die hatten vielmehr die Schutzzöllner klug an ihren Interessenwagen zu fesseln gewußt, indem sie ihnen darlegten, daß ein Gedeihen der Arbeiter durch das Gedeihen der Unternehmer bedingt sei. So schien das Gebäude des Schutzzolles auf allen Seiten fest gegründet, unangreifbar, und doch rüstete sich schan der Mann, der berufen war, es theilweise und für kurze Zeit einzureißen — es war Napoleon III.

Bevor wir jedoch zur Schilderung der Palitik Napoleons übergehen, sei es uns gestattet, kurz die Grundzüge des französischen Schutzsystems, wie es sich bis zu dieser Zeit allmählich herausgebildet hatte, anzugeben. Die Zölle boten Schutz für jeden Zweig der nationalen Wirthschaft, für Landwirthschaft und Industrie, für Calanien und Seeschiffahrt. Da nun aber dieser Schutz insofern wieder Interessengegensätze schuf, als die Producte des Auslandes denjenigen Producenten, die sie brauchten, vertheuert wurden, wurde ein Prämienwesen arganisirt, das die Solidarität wiederherstellen und „die natürliche Spannung der Interessen gegen einander ausgleichen"[1]) sollte. Insbesondere durch die Einrichtung der Rückzölle, infalge deren der bei der Einfuhr von Rohstoffen gezahlte Zoll bei der Ausfuhr der Fabrikate zurückerstattet wurde, sowie durch feste Ausfuhrprämien wurden die für den Export arbeitenden französischen Producenten den ausländischen gleichgestellt, erhielten zuweilen bei reichlicher Bemessung der Prämien sogar einen Vorsprung var diesen.

In diese fest in einander gefügte Schutzmauer Bresche zu legen, würde Napalean ebenso wenig wie die Könige der Restaurationszeit vermocht haben, wäre seine Stellung gegenüber dem Parlament mit seinen verschiedenen Parteien nicht viel unabhängiger gewesen. Jene hatten sich auf einzelne Interessengruppen aus dem Kreise der Besitzenden gestützt, nach deren Wünschen ihre Politik eingerichtet, um dann in den Tagen der Noth an ihnen dach keinen sicheren Halt zu finden. Ganz anders war der Untergrund, auf dem das Gebäude des napoleanischen Kaiserthums staud. Napoleon war der Mann des Plebiscits, der Erwählte der Massen, dem

---

1) Vgl. *Aug. Deregs*, La politique commerciale de la France. Bd. 51 der Schriften des Vereins für Socialpolitik, S. 129.

1) Vgl. Lexis, Die französischen Ausfuhrprämien, S. 6, in welchem Werk dieses merkwürdige Gebilde fein dargestellt und gewürdigt ist.

das Andenken an die großen Tage des ersten Bonaparte den Weg zum Throne geebnet hatte. Je kläglicher die Gegenwart, je unwürdiger die Stellung war, die Frankreich in der Zeit der Restauration und der Julimonarchie unter den Großmächten einnahm, um so größeren Umfang gewann die napoleonische Legende in den Herzen des eitlen Volkes. Vergessen waren die Opfer an Gut und Blut, die die Nation damals gebracht, es lebte nur noch die Erinnerung an jene Heldenzeit, das glorreiche Andenken an die Siegesfahrten der französischen Fahnen unter der Führung des unbesiegbaren Corsen, an die Weltmachtstellung, die Frankreich damals eingenommen. Eine Erneuerung dieses alten Ruhmes erhoffte nun das französische Volk von dem neuen Bonaparte. Da er diesen Träumen im Anfang seiner Regierung immerfort Nahrung zu geben wußte, so war er der Hingebung des ganzen Volkes sicher und in seiner Politik unabhängig von dem Getriebe der Parteien.

So konnte er denn gerade in der Wirthschaftspolitik die einseitigen Wünsche der früher herrschenden Parteien mit Erfolg bekämpfen. Ließ er sich überhaupt durch die Interessen einzelner Wirthschaftsgruppen leiten, so waren es eher die der Massen des Volks, der besitzlosen Arbeiter und der großen Zahl der kleinen Leute, deren Sympathien er den Thron verdankte und die ihm als Pfeiler seiner Herrschaft sicherer schienen als die wankelmüthigen Besitzenden. Deren Interessen aber war am besten mit einer Verbilligung der Nahrungsmittel gedient, und das führte nothwendigerweise auf den Weg des Freihandels. Bei der späteren Verhandlung mit England wußte der schlaue Cobden diese Neigung des Kaisers klug auszunutzen, indem er ihn an die Inschrift auf dem Denkmal Robert Peels erinnerte: „Er verbesserte das Loos der arbeitenden und leidenden Classen durch Verbilligung der Nahrungsmittel.“ Worauf Napoleon entgegnete: „Das ist auch der Lohn, welchen ich mir am meisten wünsche.“

Ueberhaupt entsprach aber eine freihändlerische Handelspolitik auch seinen eigenen Neigungen und Ueberzeugungen. Bei seinem früheren Aufenthalt in England hatte er die unbeschränkte Herrschaft des Freihandels kennen und bewundern gelernt und er hielt die französische Industrie infolge ihrer Erfolge auf der Londoner Ausstellung für vollkommen concurrenzfähig. Schließlich trieben ihn zu einer freieren Handelspolitik politische Erwägungen. Mit den östlichen Mächten, Rußland und Oesterreich, verfeindet, konnte sich der unruhige Nachbar in Deutschland auch keine Sympathien erwerben; um also nicht allein zu stehen, suchte er mit England in ein freundschaftliches Verhältniß zu kommen. Dort aber hatten sein Krieg gegen Oesterreich, sowie die starken Flottenvermehrungen Frankreichs wenig angenehm berührt. Eine freiere Handelspolitik, sich krystallisirend in einem Vertrage mit England, sollte nun die Brücke bilden, um mit den grollenden Engländern wieder auf vertrauten Fuß zu kommen.

Wie nun Napoleon vom Anfang seiner Regierung an in der Richtung einer allmählichen Lockerung des Abschließungssystems vorging, wie er den Widerstand der Kammer, den Einspruch der Interessenten zu umgehen, zu verhindern, zu bändigen wußte, das alles hier zu schildern, fehlt es an Raum. Genug, nachdem er durch die Erfolge seiner äußeren Politik, insbesondere durch den italienischen Krieg, sein Ansehen beim Volke befestigt, seine Macht gestärkt hatte, wagte er den entscheidenden Schritt. Am 23. Januar 1860 schloß er den Handelsvertrag mit England, wozu er verfassungsrechtlich ohne Mitwirkung der Kammer befugt war, und stellte die letztere damit vor eine vollendete, unabänderliche Thatsache. Nun aber einmal der Stein im Rollen war, führte der erste Schritt selbstverständlich zu weiteren Reformen. Die Bestimmungen des Handelsvertrags bezogen sich wesentlich auf Fabrikate. Entsprechend mußte nun im Wege der autonomen Reform eine Entlastung der Rohstoffe erfolgen und die Folge davon wiederum die Beseitigung des Prämienwesens sein. Damit aber war die alte Interessencoalition gesprengt und es konnte denn auch der Schutz der Landwirthschaft, soweit er nicht schon durch jene Reformen berührt war, sowie die Begünstigung der Seeschiffahrt und das alte Colonialregime auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden.

Da nun Frankreich in den folgenden Jahren bis 1866 auch mit den übrigen europäischen Staaten, insbesondere mit dem deutschen Zollverein, mit Belgien, Italien, der Schweiz, Schweden, Norwegen, Holland, Spanien und Oesterreich ähnliche Handelsverträge schloß, so gab es damit den Anstoß zu einer allgemeinen vertragsmäßigen Regelung der handelspolitischen Beziehungen, mit einer Tendenz nach der freihändlerischen Seite hin. Denn nur von einer freihändlerischen Tendenz kann man bei der Charakterisirung der Handelspolitik der sechziger Jahre sprechen, obwohl man gewöhnlich diese handelspolitische Epoche unter dem Namen der Napoleonischen Freihandelspolitik zusammenzufassen pflegt. Wirklich zum Freihandel ging nur England über, das ihm seitdem auch treu geblieben ist. Bei den anderen Staaten dagegen fand nur eine mehr oder minder starke Milderung des bisherigen Schutzsystems statt; Frankreich selbst, der Führer bei dieser Politik, behielt noch Zollsätze, die im allgemeinen nicht unter 10 Proc. des Werthes gingen, vielfach aber noch höher waren.

Daß übrigens diese Wendung durchaus nicht den Gesinnungen des maßgebenden Theils des französischen Volks entsprach, daß sie vielmehr nur in dem persönlichen Willen des Kaisers ihren Ursprung hatte, sollte sich sofort zeigen, als der Aufschwung, den der Export in der ersten Zeit nach dem französisch-englischen Handelsvertrag genommen hatte, Mitte der sechziger Jahre wieder nachließ. Sofort regte sich auch die alte Schutzzollpartei unter der Führung von Thiers und Pouyer-Quertier wieder. Die Regierung wird in der Kammer über die Folgen ihrer Wirthschaftspolitik interpellirt, schutzzöllnerische Reden werden gehalten, Untersuchungen über die Lage der französischen Volkswirthschaft verlangt. Solche Angriffe wiederholen sich von Zeit zu Zeit, und die Regierung leitet infolge dessen im März 1870 wirklich eine Enquete über die Lage von Industrie und Schiffahrt ein. Hätte der deutsch-französische Krieg dem Kaiserreich nicht frühzeitig ein Ende gemacht, so würde auch Napolon selbst dem Verlangen nach Wiedereinführung von Schutzzöllen auf die Dauer schwerlich haben widerstehen können.

Indeß die Proclamirung der Republik erleichterte die Sache. Zwar war Frankreich vorläufig noch durch Verträge der sechziger Jahre an das bestehende Zollsystem gebunden, aber trotzdem brachte die Regierung, an deren Spitze die alten Führer der Schutzzollpartei, Thiers und Pouyer-Quertier, standen, ein Gesetz ein, das unter finanzpolitischer Maske einen schutzzöllnerischen Versuch enthielt, der aber scheiterte, theils schon daran, daß die finanzpolitischen Operationen Thiers nicht den Beifall der Kammer fanden, vor allem aber daran, daß die auswärtigen Mächte auf eine Aenderung der Verträge sich nicht einließen. Da gleichzeitig die französische Volkswirthschaft, insbesondere von 1873 an, eine äußerst günstige Entwicklung nahm, gab sich auch die Schutzzollpartei zufrieden, um aber ihre Haltung sofort wieder zu ändern, als die allgemeine Krisis, die in der ersten Hälfte der siebziger Jahre Frankreich völlig verschont hatte, um das Jahr 1877 sich auch hier fühlbar machte. Die Schutzzöllner begannen mit den alten Gründen wieder ihre alte Agitation: der nationale Markt sollte der nationalen Arbeit erhalten werden, die Uebermacht Englands

Digitized by Google

auf industriellem, die Uebermacht der neuen Ackerbauländer auf agrarischem Gebiete wurde als unüberwindlich hingestellt, auf die verhältnißmäßig geringe Entwicklung von Handel und Schiffahrt immer von neuem hingewiesen. Insbesondere erfuhr auch der protectionisme colonial, der für die Richtung, die die französische Handelspolitik nahm, stets besonders charakteristisch war, eine Neubelebung. In den sechziger Jahren war infolge der Napoleonischen Reform der alte sogenannte Colonialpact aufgelöst und den wichtigsten Colonien bezüglich der Zollpolitik Selbstbestimmungsrecht eingeräumt worden. Natürlich wurde dies benutzt, um die differentielle Begünstigung des Mutterlandes zu beseitigen und die nöthigen Fabrikate von dort zu beziehen, wo sie am billigsten waren. Infolge dessen nahm die französische Ausfuhr nach den Colonien ab, die Einfuhr von dort aber blieb sich gleich. Nunmehr wurde wieder die Herstellung des alten Zustandes gefordert, die Colonien sollten wieder wie früher die Abnehmer der französischen Industrieproducte sein. So fand sich der alte Interessenbund inniger denn je wieder zusammen, alle Gebiete der nationalen Wirthschaft, Landwirthschaft und Gewerbe, Handel und Schiffahrt, sollten wechselseitig geschützt werden. Dem gegenüber konnten diejenigen Productionszweige, die eine freihändlerische Politik unter allen Umständen vorgezogen hätten, natürlich nicht in Betracht kommen.

Um auch den besitzlosen Arbeitern, namentlich den industriellen, für die die Schutzpolitik wegen der Vertheuerung der Lebensmittel am wenigsten verheißungsvoll war, dieselbe schmackhafter zu machen, wurde ein neuer Schutz erfunden, der sogenannte protectionisme ouvrier. Man forderte jetzt nicht nur Schutz der nationalen Arbeit gegen die Concurrenz der ausländischen Production, sondern auch Schutz der nationalen Arbeiterschaft gegen die Concurrenz der sich in Frankreich aufhaltenden fremden Arbeiter, da dieselben angeblich durch ihre geringen Lohnforderungen die Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter herabdrückten. Damit ist denn der Ring in der That vollendet, und kein Gebiet des wirthschaftlichen Lebens mehr, das nicht gegen die Mitbewerbung des Auslandes auf dem inländischen Markte gesichert wäre. Das süß klingende Zauberwort „Frankreich den Franzosen" wird zum Deckmantel, mit dem man die Neubelebung der Politik des Abschlusses nach außen rechtfertigt, mit dem der patriotische französische Bürger auch alle Consequenzen derselben hinnimmt.

Eine weitere Waffe aber gab der Schutzzollpartei das handelspolitische Verhältniß zu Deutschland und der nationale Haß gegen das deutsche Volk in die Hand. Im Frankfurter Frieden hatten sich beide Staaten auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Verkehrs auf „ewig" Meistbegünstigung zugesichert. Als das Deutsche Reich nun 1879 die große Umgestaltung seiner Handelspolitik vollzog, hielten sich die Franzosen für benachtheiligt. Die Schutzzollpartei benutzte geschickt den Chauvinismus und erklärte: das Deutsche Reich habe sich unter die Herrschaft eines autonomen schutzzöllnerischen Tarifs gestellt und schließe keine Handelsverträge mehr, überlasse vielmehr dies und damit die Mühen und Opfer bei Vertragsschlüssen ruhig Frankreich, um dann vermöge der Meistbegünstigungsklausel lächelnd alle Vortheile derselben einzuheimsen.

Solche Stimmen, in denen sich der lockende Sirenengesang vom Schutze der nationalen Arbeit mit dem zornigen Vergeltungsschrei gegen den Nationalfeind vereinigte, konnte natürlich der begeisterungsfähige französische Bürger nicht widerstehen, und seit 1882 sehen wir die französische Gesetzgebung wieder die alten schutzzöllnerischen Bahnen wandeln, das alte gewohnte Gebäude der nationalen Abschließung wieder aufrichten, das vorläufig in der Zollgesetzgebung von 1892 gipfelt. Auf eine Analysirung derselben können wir uns hier nicht einlassen und wir begnügen uns, ihren wesentlichen Inhalt kurz zusammenzufassen:

1. Die agrarischen Zölle übertreffen zum Theil die der in ähnlicher Lage befindlichen Nachbarstaaten.

2. Bezüglich der Industriezölle ist in der Hauptsache dasselbe der Fall, ausgenommen die Seidenzölle.

3. Die Handelsmarine ist mit Schiffahrtsprämien bedacht und durch die differentielle Behandlung der von europäischen Plätzen aus importirten exotischen Producte und der von anderen als den Ursprungsländern importirten Waaren europäischen Ursprungs begünstigt.

4. Der Schiffsbau genießt Prämien, die je nach den verschiedenen Bauarten unter Bevorzugung der neueren abgestuft sind.

5. Die Colonien sind ihrer Selbständigkeit beraubt und der alte Colonialpact ist wieder hergestellt.

So ist also die französische Handelspolitik im Prinzip wieder auf dem Standpunkt angekommen, den sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einnahm, die liberale Aera der sechziger Jahre bildete nur eine schnell vorübergegangene Episode. Frankreich hat zeigen wollen, daß es ebenso wenig wie früher seiner Nachbarn bedarf, daß es auch heute noch in der Lage ist, seine Zollverhältnisse ohne Rücksicht auf fremde Nationen zu regeln.

Hat es aber diesen Beweis auch wirklich geliefert? Rechtfertigen die Folgen, die die Politik von 1892 bis heute gehabt hat, ihre schroff ablehnende Haltung? Es sei uns gestattet, auf diese Folgen, die ja für den Augenblick von größerem Interesse sind, als eine Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung es war, noch mit einigen Worten einzugehen.

Die nächsten, nicht gerade angenehmen Wirkungen der neuen Abschließungspolitik waren handelspolitische Zwistigkeiten und Handelskriege mit einer Reihe von Staaten, insbesondere mit der Schweiz. Infolge derselben erfuhr der Verkehr mit diesen Ländern eine starke Beeinträchtigung, der Export dahin sank theilweise recht erheblich. Den Vortheil davon hatten natürlich andere Länder, insbesondere das nachbarliche Deutschland. Ueberhaupt aber hat der gesammte Außenhandel seit 1892 abgenommen, und zwar nicht nur die Einfuhr, was ja beabsichtigt war, sondern ebenso stark auch die Ausfuhr, und manchen Zweigen der französischen Volkswirthschaft hat das Abschlußsystem großen Schaden gebracht. Daß das letztere wirklich die Ursache dieses Sinkens ist, zeigt ein Vergleich mit Deutschland, wo der Außenhandel in dieser Zeit seinem Gewichte nach fortwährend stark zugenommen hat, in den beiden letzten Jahren auch seinem Werthe nach; es ist dies ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der 1892 in Deutschland eingeschlagenen Handelspolitik.

Auch in Frankreich regt sich infolge dessen bereits eine lebhafte Opposition gegen den übertriebenen Zollschutz. Ob dieselbe aber so stark werden wird, um ohne Dazwischentreten anderer, mächtigerer Momente in der Handelspolitik einen neuen Curs einzuführen, ist sehr unwahrscheinlich; denn die Vereinigung der landwirthschaftlichen und industriellen Schutzzollinteressen, die Interessencoalition, die seit 1816 unter der Fahne des Schutzzolls marschirt, ist jetzt fester zusammengeschlossen denn je, die größte Anzahl aller Productionszweige ist auf den Schutzzoll eingerichtet, und die Concurrenzfähigkeit Frankreichs hat infolge des Abschlusses wirklich gelitten. Bezeichnend ist in dieser Beziehung der Bericht des schweizerischen Handels- und Industrievereins von 1891 bezüglich eines Productionszweigs, in dem Frankreich lange Zeit als allen Concurrenten überlegen galt, nämlich bezüglich der Seidenindustrie.[1]) Es

[1]) Vgl. v. Brandt a. a. O. S. 218.

heißt da: „Hat der Schweizer Seidenindustrielle vor dem Lyoner Fabrikanten überhaupt eine viel größere Initiative voraus, entschließt er sich viel leichter, hunderttausende von Franken in maschinelle Einrichtungen zu stecken, sich jeden Fortschritt auf technischem Gebiet ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt sofort dienstbar zu machen, ist er im Gegentheil zu seinem conservativen Lyoner Concurrenten immer darauf bedacht, seine Webstühle, Zettelvorrichtungen zu verbessern, im Betrieb Ersparnisse eintreten zu lassen, dem Arbeiter seine Aufgabe, viel und gut zu produciren, nach jeder Richtung zu erleichtern, so kann es bei dem neuen Zollregime gewiß nicht ausbleiben, daß diese Ueberlegenheit des schweizerischen Industriellen gegenüber dem französischen sich noch mehr accentuirt. Während der französische Fabrikant in dem Bewußtsein, am Schutzzoll einen starken Verbündeten zu haben, erschlaffen wird, so weiß der Schweizer Concurrent, daß für ihn nun der Kampf erst recht beginnt" ꝛc. Man darf also annehmen, daß in andern Zweigen, wo Frankreich weniger begünstigt ist, der Unterschied noch größer ist. Welche Resultate der Prohibitionismus in dieser Richtung überhaupt hervorzubringen vermag, zeigt eine interessante Erzählung Michel Chevaliers,[1]) nach der ein französischer Fabrikant in den fünfziger Jahren alte Baumwollenwebstühle aus dem Jahre 1808, die von der Firma Dollfuß in Mülhausen als altes Eisen verkauft worden waren, erwarb, dieselben wieder aufstellte und mit ihnen vermöge der Prohibition wirklich mit Gewinn produciren konnte. Eine freihändlerische Reform der Handelspolitik würde also von den französischen Producenten zunächst große Opfer verlangen, und deßhalb ist eine solche in Bälde nicht zu erhoffen.

Ebenso wenig wie die volkswirthschaftlichen sind auch die politischen Folgen der 1892er Handelspolitik günstig zu nennen; auch mit seinem Bestreben, unabhängig von allen anderen Nationen, in stolzer Selbstherrlichkeit, eine autonome Zollpolitik zu treiben, hat Frankreich entschieden Fiasco gemacht. Nicht nur gegenüber dem mächtigen und befreundeten Rußland ist man von diesem Prinzip abgegangen, sondern auch von dem kleinen, aber energischen Nachbarn, der Schweiz, wurde Frankreich genöthigt, eine Handelsconvention abzuschließen, die nur durch den Namen von einem gewöhnlichen Handelsvertrag sich unterscheidet. Erwägt man dazu noch, daß sich dieses System überhaupt als für den Nationalwohlstand nicht unbedenklich gezeigt hat, so darf man die Frage, ob Aussicht dazu vorhanden ist, daß Frankreich der autonomen Politik entsagen und sich wieder an dem europäischen Vertragssystem betheiligen werde, günstiger beantworten, als die oben behandelte nach der Wahrscheinlichkeit eines freiheitlicheren Zollsystems. Und dies um so eher, als das Hauptmotiv dieses Strebens nach Autonomie „Vergeltungspolitik gegenüber Deutschland" war. Wenn man erst einsieht, daß man mit dem Hinüberspielen der politischen Gegensätze und Antipathien aufs wirthschaftliche Gebiet sich stets eine zweischneidige Waffe schmiedet, daß diese Revanchepolitik gegen Deutschland für Frankreich selbst immer und immer wieder nur Schaden im Gefolge hat — man denke nur an Aegypten —, dann ist, wenn auch nicht eine völlige und sofortige Abkehr von der Schutzzollpolitik, doch wieder ein Einlenken in vertragsmäßige Regelung der handelspolitischen Beziehungen zu den übrigen Mächten, vielleicht sogar ein Anschluß an das hauptsächlich von Deutschland geschaffene mitteleuropäische Vertragssystem zu hoffen.

Blicken wir nun vom Ende aus noch einmal rückwärts und vergleichen wir das heutige Frankreich mit dem Frankreich vor 200 Jahren, mit dem Frankreich Colberts, so sehen wir, daß vieles, was damals erhofft und erstrebt wurde, nicht in Erfüllung gegangen, daß die Saat Colberts nach einer kurzen Zeit frischen Grünens und Blühens nicht zur Reife gekommen, daß sie größtentheils verdorrt und zertreten worden ist. Der Prohibitionismus, der nun fast zwei Jahrhunderte ununterbrochen geherrscht hat, hat in dem Geist der Nation auch nach der wirthschaftlichen Seite hin eine Selbstgenügsamkeit erzeugt, die seltsam absticht von dem kühnen Streben zu Colberts Zeit, und ich wage die Vermuthung, daß man auch hierin einen Schlüssel zur Erklärung der seltsamen Thatsache, die heute alle französischen Patrioten beunruhigt, finden dürfte, nämlich zur Erklärung der schwachen Vermehrung der französischen Bevölkerung. Das System des Abschlusses zwang das französische Volk, sich so einzurichten, daß man den französischen Boden ausschließlich für sich hatte, aber mit diesem im großen und ganzen auch vorlieb zu nehmen sich gewöhnte. Da war denn eine schnelle Vermehrung der Bevölkerung, wie sie andere Länder in vermehrter Arbeit für das Ausland unterbringen, unmöglich. Indeß müssen wir uns mit dieser Andeutung begnügen, so interessant auch ein näheres Eingehen auf dies Problem wäre.

Weiter wurde die Weltmachtstellung Frankreichs durch dies Beschränkungssystem entscheidend beeinflußt. Vor der zielbewußteren Politik Englands hat Frankreich fast alle Positionen, die es über Europa hinaus auf dem weiten Erdenrund eingenommen, räumen müssen, und so nimmt es heute keine hervorragendere Stellung ein als die übrigen Festlandsmächte. Neben den neuzeitlichen Riesenstaaten, England mit seinen Colonien, Rußland und Amerika, ist es ebenso wie diese in Gefahr, in die zweite Stelle zu rücken. Aber während Italien, und insbesondere Deutschland, wenn auch keinen Trost, doch eine Entschuldigung in der unvergleichlich ungünstigeren Entwicklung, die hinter ihnen liegt, in dem widrigen Geschick, dessen Ueberwindung alle ihre Kräfte in Anspruch nahm, finden können, ist dies bei Frankreich nicht der Fall: Frankreich begann einst den Wettlauf mit England unter gleichen, wenn nicht günstigeren Bedingungen; daß es trotzdem von diesem überholt wurde und heute seinem alten Nebenbuhler gegenüber eine so viel beschränktere Weltstellung einnimmt, hat es hauptsächlich der verkehrten Politik zu danken, die seine Lenker seit zwei Jahrhunderten nach vielen Richtungen hin, und nicht zum wenigsten nach der handelspolitischen, getrieben haben.

[1]) s. Brandt a. a. O. S. 219.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Gyp*: Le baron Sinaï. Paris, Charpentier, 1897. Der Titel und frühere mit Gyps geschriebenen und gezeichneten Spottbildern versehene, in 40,000 Exemplaren verbreitete Pamphlete vom Schlage der Gens chic ließen uns in Baron Sinaï einen antisemitischen Roman erwarten. Diese Vermuthung trifft nicht, jedenfalls nicht ganz, zu. Denn weit schlimmer als der jüdische, in den Panamaschwindel verstrickte Erzmillionär kommen in Baron Sinaï die Parlamentarier aller Parteien und der habsüchtige Hochadel fort; ganz zu geschweigen der Frauenehre, die — just so wie in Hervieu's Armature und in den meisten anderen moralistischen Pariser Neuigkeiten — fast ausnahmlos für feil gilt. Es steckt viel Galle und Bosheit im Baron Sinaï. Unverkennbar allerdings noch viel Lebenstreue und Augenblicksaufnahme. Das Buch verdient kritische Leser. Es ist eine Zeiturkunde.

* Ein neues Bruchstück der parischen Marmorchronik. Schon seit 1627 ist eine umfangreiche Marmorinschrift bekannt, welche die chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse der griechischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 355 enthält. Die Datirung erfolgt nach den attischen Archonten und außerdem durch Angabe der Jahre, welche jedes einzelne Ereigniß vom Jahre 264 v. Chr. trennen. Offenbar ist in jenem Jahre die Chronik verfaßt und aufgestellt worden, und man hat mit Recht angenommen, daß sie auch bis dahin herabgeführt

Digitized by Google

war. Dieses werthvolle Monument hatte gleich anfangs, nachdem es durch Petty, den Agenten des Lord Arundel, in Smyrna erworben, nach England übergeführt und durch den berühmten John Selden veröffentlicht worden war, großes Interesse geweckt. In den Zeiten des englischen Bürgerkrieges wurde die Arundel'sche Sammlung aber aufs schlimmste vernachlässigt, und es widerfuhr der Marmorchronik, daß ihre obere Hälfte in einen Kamin des Schlosses vermauert wurde. Der Rest kam mit den anderen Ueberbleibseln der stolzen Sammlung 1667 als Geschenk von Arundels Enkel in den Besitz der Universität Oxford, wo er sich seitdem befindet. Nun ist es, wie der „Reichs-Anz." mittheilt, Hrn. M. Kritopis in Paros gegückt, einen kürzlich in Parikia, dem jetzigen wie antiken Hauptort der Insel, gefundenen Marmor als denjenigen Theil der bisher verlorenen Fortsetzung der Chronik nachzuweisen. Die Herkunft des ganzen Monuments aus Paros ist damit endgültig bewiesen; man hatte sie also mit Recht aus der Nennung der parischen Archonten erschlossen. Das neue Fragment bietet in 33 Zeilen die chronologische Uebersicht über die Jahre 336 bis 299 v. Chr., es setzt ein mit dem Tode Philipps II. von Makedonien und erzählt die Siege Alexanders und die Ereignisse der ersten Diadochenzeit. Leider ist die untere Hälfte des Steines abgerieben und deßhalb hier nur Anfang und Ende der Zeilen erhalten. Es ist das um so bedauerlicher, als gerade die geschichtliche Ueberlieferung der betreffenden Jahre recht lückenhaft ist, während die besser erhaltenen Theile Zeiten betreffen, über die wir anderweitig gut unterrichtet sind. Aber trotzdem bedeutet der Fund eine erfreuliche Bereicherung unsres Wissens. Vor allem wird die kritische Beurtheilung dieser durchaus nicht fehlerfreien Chronik erleichtert, dann aber erfahren wir auch positiv mancherlei Neues, so z. B. zur Geschichte des Ptolemäos, des Nikokreon von Kypros, des Agathokles von Syrakus, auch zur Literaturgeschichte, wie denn die Siege der Komödiendichter Philemon und Menander verzeichnet und das Todesjahr eines sonst unbekannten Dichters genannt wird, das eines Sosiphanes, nicht zu verwechseln mit dem alexandrinischen Tragiker, dessen Geburtsjahr 306 jetzt ebenfalls durch die Chronik festgestellt ist. Auch Naturereignisse sind verzeichnet, wie in dem schon bekannten Theile der Ausbruch des Aetna 480 und der Fall eines Meteorsteins im Jahre 469 in Aigospotamoi, so in dem neuen Neufund eine schon aus Diodor bekannte Sonnenfinsterniß (310), Erdbeben in Jonien (304) und die Erscheinung eines Kometen (303). Letztere ist schon bekannt, nicht allerdings aus classischer, sondern aus chinesischer Ueberlieferung. Das interessante Denkmal wird, vom Entdecker in Gemeinschaft mit Hrn. A. Wilhelm bearbeitet, in allernächster Zeit in den Mittheilungen des Deutschen archäologischen Instituts zu Athen veröffentlicht werden.

* **Stuttgart.** Der Architekt und Maler Gustav Halmhuber ist als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule berufen worden.

* **Heidelberg.** Dem Privatdocenten der Kunstgeschichte Dr. Knut Neumann ist der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden.

* **Bonn.** Zum Rector für 1897/98 wurde der Germanist Geh. Rath Wilmanns gewählt.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor Georg Leubuscher wird als Nachfolger des Geheimraths Domrich im Herbst die Stelle als Referent für das Medicinalwesen und die Leitung des Landeskrankenhauses in Meiningen übernehmen.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. Kockel ist zum außerordentlichen Professor an der medicinischen Facultät ernannt worden.

* **Dresden.** Die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 29. September bis 2. October dieses Jahres hier stattfindet, steht unter Leitung des Oberschulraths Dr. Wobleab, Rector des kgl. Gymnasiums in Dresden, und des Geh. Hofraths Dr. Nibbeck von der Universität Leipzig. Vorträge sind angemeldet von Prof. Treu in Dresden, Prof. Delbrück in Jena, Prof. Burdach und Wissowa in Halle, Prof. Foerster aus Breslau, Prof. Dietrich in Gießen und Prof. Conze aus Berlin. Neben der wissenschaftlichen Seite wird den Besuchern der Versammlung, die in großer Zahl erwartet werden, eine Festvorstellung im Hoftheater, eine von der Stadt veranstaltete Festlichkeit, eine Fahrt mit Schiff nach der Bastei und nach Meißen, sowie der Besuch der Sammlungen und der internationalen Kunstausstellung geboten.

γσ. **Berlin,** 1. Juli. Die Akademie der Wissenschaften beging heute Nachmittag 5 Uhr durch Festsitzung ihren Leibnizitag. Vor dem zum größten Theil aus Damen der akademischen Kreise bestehenden Publicum sprach der Secretär der philosophisch-historischen Classe Geheimrath Prof. Dr. J. Vahlen über Leibniz' philosophische Schriftstellerei. Die Akademie, so etwa führte der Redner aus, sehe in Leibniz, dessen Gedächtniß sie nunmehr seit 80 Jahren alljährlich erneuere, ihren Begründer und wirksamen Förderer, der mehr als zwei Decennien an ihrer Spitze gestanden und dessen Genius die mathematisch-physikalischen Gebiete in gleicher Weise wie die philosophischen Probleme zu beherrschen befähigt gewesen. Die Umstände fügten es, daß von seinen philosophischen Schriften vieles erst fast 80 Jahre nach seinem Tode bekannt ward, und daß erst um die Mitte unsres Jahrhunderts es den Bemühungen französischer und deutscher Forscher gelungen sei, von diesen Schätzen manches in wissenschaftlich sicherer Gestalt zu fördern. Dies lag in letztem Grunde an Leibnizens Art, philosophische Dinge schriftstellerisch zu behandeln; er hat keine abschließende Darstellung seines philosophischen Systems gegeben, sporadisch sind seine Darlegungen zumeist im Briefwechsel mit Gelehrten und gelehrten Sachkennern niedergelegt. Diese Briefe sind oft ganze Abhandlungen, die ihre Form und Farbe aus den Interessen der jedesmaligen Adressaten empfangen haben. Hierher gehört vor allem Leibnizens Briefwechsel mit Antoine Arnaud, dem gelehrten Haupt der Jansenisten, der durch die Vermittelung des Landgrafen von Hessen-Rheinfels geführt wurde und ihn 1686—1688 beschäftigte. Er legt dem Pariser Gelehrten das System seiner Metaphysik in den Hauptpunkten dar und weiß gegenüber dem etwas polternden Gegner alle Bedenken, die ihm dieser vorhält, zu widerlegen; aber es widerstrebt Leibniz, seine Untersuchungen und Resultate dem großen Lesepublicum vorzulegen. In Fragen, die Substanz, Kraft und Bewegung berühren, fesselt Leibniz den Jansenisten. Diese Correspondenz ist erst 1846 bekannt geworden. Leibniz ist stets auf Reisen im Verkehr mit geschickten Männern bemüht, seine philosophischen Anschauungen zu entwickeln, seine Sätze gegen Angriffe zu festigen, aber er unternimmt es nicht, der physikalisch-mathematischen Weltanschauung, die er sich errichtet, eine gleich geschlossene moralische Weltanschauung zur Seite zu stellen. An Locke's Abneigung gegen theistischen Verkehr, wie ihn Leibniz so sehr liebte, scheiterte die Correspondenz dieser beiden erleuchteten Köpfe, obgleich schon durch Burnets Vermittelung Verbindungen geknüpft waren. Die Briefe, die Leibniz über philosophische Fragen an den berühmten „Analytiker des menschlichen Verstandes" geschrieben hatte, wurden erst aus dessen Nachlaß bekannt. Leibniz schrieb nicht um eigenen Ruhm, wie er oft betonte, ihm war es allein um die Wahrheit zu thun, die er in brieflicher Erörterung der ihn beschäftigenden Probleme eher zu finden hoffen durfte, als durch systematische Darstellung. Sein umfassender Briefwechsel mit Männern, wie Huet, Malebranche und zahlreichen anderen französischen und holländischen Philosophen ist zum Theil erst im Laufe der letzten 30 Jahre allgemein der Forschung zugänglich gemacht worden. Stets zeigen diese seine Auseinandersetzungen, die er neben der Darstellung in Briefen in die Spalten der beiden bedeutendsten literarischen Journale des 17. Jahrhunderts, in das „Journal des Savants" und in die „Acta Eruditorum" Leipzigs niederlegte, in lateinischer wie in französischer Sprache eine Feinheit und Eleganz der Form, die den vollendeten Schriftsteller verrathen. Leibniz ist Meister in dieser Art philosophischer Schriftstellerei, seine Anschauungen zu begründen und beschränktere Fragen allseitig zu erwägen. 1684 und 1694 hat er in den „Acta" seine Abhandlungen über die „Wahrheit" und über die „Substanz gegen Descaetes" veröffentlicht. Auch die Ideen der sogenannten „prästabilirten Harmonie", gleichfalls gegen Descartes, die er schon in der Correspondenz mit Arnaud, Foucher und anderen Jahrzehnte hindurch verart zu erörtern gesucht hatte, daß er wenigen auf Einwände einging, als vielmehr scharfsinnig seinen eigenen Sätzen zu Hülfe kam, diese Ideen, die Kant verspottete, sind in Artikeln des „Journal des Savants" zuerst ausgesprochen worden. In den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts läßte sich alle Leibniz die Verbindung mit dem beliebtesten und gelesensten philosophischen Autor des Zeitalters, mit Pierre Bayle, dem Begründer des Dictionnaire historique et critique wie der Nouvelles de la république des lettres, einer gelehrten Zeitschrift, an. Bayle, einer südfranzösischen Protestantenfamilie entstammend, war durch Jesuiten erzogen worden, dann zum Glauben seiner Eltern nicht ohne persönliche Gefahr zurückgekehrt und später in Genf und Sedan als Professor ungemein literarisch fruchtbar. Als mathematisch-naturwissenschaftlicher Kopf und mit bedeutendem Interesse für historische und philosophische Probleme wußte er durch seinen sparsamen und klaren Geist stets den Kern der

Fragen zu fassen und wirkte für Toleranz und Gewissensfreiheit, wie er andrerseits durch seine Kenntnisse jeden Aberglauben zu zerstreuen bestrebt war; damit verband er seinen literarischen Tact für die Form, und da er den verschiedensten Interessen in seinem großen Dictionnaire sich dienstbar zu erweisen strebte, ward er auf Leibniz' Arbeiten gelenkt, wobei eine Kritik, die er an einer in den „Nouvelles" erschienenen Arbeit Leibnizens übte, und die in den feinsten weltmännischen Formen die Bedeutung des deutschen Denkers dennoch zu würdigen suchte, der Anlaß zu dem Verkehr beider Männer wurde. Die Erörterungen, die Leibniz an Bayle sandte, trugen wieder wie bei Arnaud den Charakter privater Mittheilung und sind deßhalb auch erst nach Bayle's Tod weiteren gelehrten Kreisen bekannt geworden. Bayle hatte in Deutschland Beziehungen und hatte Leibnizens Denken stark beeinflußt. Er unterhielt Verbindungen mit vornehmen Mitgliedern der Berliner französischen Colonie, mit l'Enfant, einem reformirten Prediger, mit de la Croix, Charles Ancillon, dem juge supérieur der in Preußen ansässigen französischen Réfugiés, wie dem Grafen Dohna, dem Erzieher des Kurprinzen von Brandenburg, wenn er selbst auch den Wunsch, nach Berlin zu kommen, nicht in Erfüllung gehen sah. Allein die Kurfürstin Sophie Charlotte und deren Mutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover, verehrten den französischen Philosophen in hohem Maße, und aus den philosophischen Erörterungen am Hofe zu Berlin ist die Darstellung der Théodicée Leibnizens, wenn auch nicht in ihren Kernsätzen hervorgegangen, so doch in ihrer Darstellung gegen die Anschauungen Bayle's als entstanden zu denken, die den Anlaß zu jenen religiösen und philosophischen Erörterungen boten, an denen Sophie Charlotte so hohe Befriedigung fand. Ihrem Interesse für Leibniz nach die Bestrebungen der Wissenschaft überall die Akademie ihren Ursprung. Leibnizens Théodicée ist nicht wie Spinoza's Philosophie in sich geschlossen, sie ist vielmehr ein Conglomerat aus verschiedenen disparaten Theilen bestehend, in ihren Grundsätzen und in ihrem Ziele seine eigene, von Jugend auf festgehaltene Gedankenwelt, nicht auf Veranlassung, wohl aber im Anschluß an die Königin und deren philosophische Anschauungen geschrieben. Die Welt, so lehrt er, ist trotz des Uebels, das ein Ingredienz der göttlichen Vorsehung ist, die beste der Welten und die Vorbestimmung des Geschehens hebt die sittliche Verantwortung nicht auf. Als platonischer Geist schätzt er die Erzeugung der Erkenntniß durch Gedankenaustausch, und er war ganz der Geist, vor Kant uns Deutschen ein philosophisches System in unsrer Sprache zu schenken, eins Gabe, die uns vom Schicksal nun einmal versagt geblieben. — Darauf hielt der Director der Staatsarchive, Prof. Dr. Reinhold Koser, seine Antrittsrede. Er hob hervor, wie er seit 23 Jahren als Herausgeber der Correspondenz Friedrichs II. im Dienste der Akademie stehe, zu dieser Thätigkeit einst durch seine Lehrer Johann Gustav Droysen und Max Duncker angeregt, und wie sich hieraus sein Arbeitsgebiet, die Geschichte des großen Königs allseitig zu durchforschen, ihm ergeben habe. Er berührte die Frage nach der Bedeutung der Persönlichkeit im Verlaufe seiner Darlegungen, der in dem weiten Spielraum der Möglichkeiten des Geschehene neben den fluctuirenden Zuständen doch die volle Bedeutung beizumessen ist. Besonders betonte er das Verdienst Droysens um die Publication des Controlmaterials in reichster Fülle für die Auffassung der neueren vaterländischen Geschichte, dessen nicht leicht zu viel geboten werden kann, und begrüßte die lebhafte Thätigkeit historischer Vereine auf deutschem Boden im Interesse wissenschaftlicher Forschung, der die Archivverwaltung im liberalsten Sinne unter seiner Leitung dienen soll. — Dann schloß sich die Antrittsrede von Prof. Dr. Max Lenz. Der Redner kennzeichnete die Historiker von Dahlmann bis zu Treitschke als noch unter dem Einfluß des Ringens um die deutsche Einheit stehend. Das jüngere Geschlecht steht den Kämpfen um die Hegemonie in Deutschland weniger leidenschaftlich gegenüber. Seine eigenen Studien über Reformation und französische Revolution haben ihn auf die beiden großen Mächte des Staats und der Kirche in ihrem Wechselverhältniß zu einander geführt und ihn auch eine andere Anschauung über das Verhältniß vom Staat zur Kirche gewinnen lassen, als die von Sybel vertretene ist. Von Görres einerseits, von Arndt und von Stein andrerseits gehen die beiden Strömungen des Nationalen und des Allgemeinen im Klerikalismus aus und diese Strömungen, die heute lebendig sind, bieten für die Reformationszeit genug der Analogien zur Erkenntniß. Beide Strömungen beeinflussen unser geistiges, gesellschaftliches und nationales Leben. Der Ergründung dieser Beziehungen nachzuforschen, habe er sich zur Aufgabe gemacht im Sinne Ranke's, dessen Schüler er sich nennen muß, ohne je eine persönliche Berührung mit dem großen Meister gehabt zu haben. Geheimrath Bahlen antwortete und begrüßte die beiden Forscher mit herzlichen Worten. Darauf hielt Prof. Dr. Ulrich Köhler die Gedächtnißrede auf Curtius und Prof. Dr. Dames die Gedenkrede auf den Geologen Beyrich. Die Mittheilung von Prof. Diels über das Stipendium der Gerhardstiftung mit dem vierfachen Zinsbetrage, um das Bewerbungen bis zum 1. Januar 1898 einzureichen sind, bildete den Schluß der Sitzung.

* **Kiel.** Dr. Glueveck, Privatdocent der Frauenheilkunde, und Dr. Paulsen, Docent für Hals- und Nasenleiden, sind zu Professoren ernannt worden.

* **Wien.** Der Rector der Hochschule für Bodencultur, Hofrath Prof. Dr. Exner, wurde mit Rücksicht auf seine Ernennung zum Generalcommissär der österreichischen Abtheilung der Pariser Internationalen Ausstellung vom Unterrichtsministerium auf drei Jahre, bis Ende 1900, beurlaubt. In den von ihm gelehrten Disciplinen wird Hofrath Exner durch die Professoren Arthur Oelwein, Joseph Nezel und Ferdinand Wang vertreten werden.

* **Budapest.** Ueber das Telegraphiren ohne Draht hielt dieser Tage im Prunksaal des Post- und Telegraphenlehrcurses Prof. Dr. Eugen Klupaty einen von Demonstrationen begleiteten Vortrag. Er berichtete über die im Londoner Postamt durchgeführten Versuche, bei welchen zwischen 15 Kilometer von einander entfernten Apparaten die telegraphische Verbindung ohne Draht hergestellt war. Dies sei aber nicht die erreichbare Grenze, er sei vielmehr überzeugt und habe darüber auch gelungene Versuche angestellt, daß die Empfindlichkeit der Apparate derart gesteigert werden könne, daß auch zwischen 100 Kilometer von einander entfernten Apparaten ohne Draht eine telegraphische Verbindung hergestellt werden könne. Im Kriege und für Schiffe, welche auf diese Weise telegraphisch mit dem Continent verbunden werden können, wird dies Telegraphiren ohne Draht von Bedeutung sein.

* **London.** In Sotheby ist jüngst die berühmte Ashburnham Bibliothek, die eine äußerst werthvolle Sammlung von alten Bibeln enthält, versteigert worden. Die „Biblia pauperum" erzielte 1050 Pfd. St. Die Mazarin'sche oder Gutenberg'sche, die erste mit Metall-Lettern gedruckte Bibel, brachte 4000 Pfd. St. Die erste lateinische auf Pergament gedruckte Bibel wurde für 1500 Pfd. St. verkauft. Für einen Aristoteles vom Jahre 1483 wurden 800 Pfd. St. gezahlt.

* **Rom.** Ein Decret vom 28. Juni ermächtigt den Minister Ginnturco, der Kammer ein Project über den Ankauf der Galerie und des Museums Borghese vorzulegen, ferner über den Ankauf einiger Kunstwerke, die dem Hospital Santa Maria Novella gehören und der „Biblioteca Marucelliana" in Florenz geschenkt werden sollen.

—*— **St. Petersburg.** Die Zahl der Theilnehmer am XII. internationalen Aerztecongreß in Moskau wächst mit jedem Tag, es sind zur Zeit über 2000 Anmeldungen aus dem Auslande eingelaufen, während das Inland etwas über 1300 Anmeldungen aufweist.

* **New-York.** Die früher erwähnte, von Morris K. Jesup ausgerüstete anthropologische Expedition ist vor kurzem unter Leitung des Dr. Franz Boas zunächst nach Britisch-Columbia aufgebrochen. Hnrland J. Smith, Assistent des Dr. Boas, ist bereits vorangegangen; begleitet wird dieser von Dr. Livingstone Farrand von der Columbia-Universität. In Britisch-Columbia, wo etwa dreißig Indianerdialecte gesprochen werden, soll das Hauptquartier der Expedition aufgeschlagen werden. Man beabsichtigt, die Sprache und die Sitten der Indianer sorgfältig zu studiren und genaue anthropometrische Untersuchungen anzustellen. Mr. Smith wird sich mit anthropologischen Forschungen im südlichen Theil des Territoriums beschäftigen, andere Angehörige der Expedition werden sich über ganz Britisch-Columbia zerstreuen. Für nächsten Frühling ist ein Zug nach Alaska geplant; auch hat man eine Expedition nach Südsibirien in Aussicht genommen. Das ganze Unternehmen steht unter der Oberaufsicht von Prof. F. W. Putnam, dem Secretär der „American Association for the Advancement of Science".

Neue Kataloge; Katalog der 12. Jahresausstellung des Künstlerhauses in Salzburg, Selbstverlag. — Verlagskatalog der Photographischen Union in München. — Theodor Ackermann, München, Antiquariat. Nr. 437: Französische Belletristik.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 5. Juli. Nummer 146.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Sokrates und seine Philosophie. I. Von Richard Kralik. — Christliche Grabinschriften in Indien. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sokrates und seine Philosophie.[1])

Von Richard Kralik.

I.

Was ich hier biete, ist der knappe Auszug aus einer umfangreicheren Arbeit über das Leben des Philosophen, dessen Leben sich in einziger Art mit seiner Philosophie deckt. Es enthält auch zugleich die Geschichte einer Zeit und einer Generation, bei der Philosophie und Leben in ebenso einziger Art sich durchdrangen, wo der Künstler, Feldherr, Staatsmann in einer sonst ungewöhnlichen Weise von philosophischer Anschauung, philosophischer Methode gesättigt war. Es enthält ferner zugleich die Entdeckungsgeschichte der eigentlichen, der wissenschaftlichen Philosophie, als deren eigenthümlicher Stoff und Grund hier zum erstenmal der „Begriff" erkannt wird. Sie wird so mit dauerndem Erfolg als eine Wissenschaft des Denkens und der Gesetze des Denkens begründet. Sie bekommt in den „Begriffen" den sonst von keiner anderen Specialwissenschaft ihr streitig zu machenden Gegenstand und Inhalt, ihr Arbeitsgebiet, so wie es die Mathematik in den Zahlen, die Botanik in den Pflanzen u. s. w. hat. Das war das eigentlich philosophische Interesse, das mich zu dieser Arbeit veranlaßt hat. Ein zweiter, mehr äußerer Grund wirkte mit. Mir schien sich nämlich aus der Lectüre des Platon und des Aristophanes ein viel lebendigeres, geschichtlich wahrscheinlicheres Bild des wunderbaren Mannes zu ergeben, als aus der sehr einseitigen und nicht congenialen Vertheidigungsschrift des Xenophon. Es schien mir, als ob die moderne Kritik darin zu weit gehe, wenn sie die sokratischen Gespräche des Platon als historische Documente hinter andere zurückstelle. Ich glaubte in den Dialogen die äußeren und inneren Zeugnisse dafür zu finden, daß sie mehr Sokratisches enthalten, als man sonst anzunehmen geneigt ist. Sie scheinen mir nicht viel mehr erfunden und überarbeitet zu sein als etwa die Reden, die Thukydides seinem Geschichtswerk einfügt. Platon gibt selber oft einen für die damalige Zeit überraschend genauen Quellennachweis. Seiner Anachronismen sind eigentlich im Verhältniß zu den richtigen Daten nur wenige, nicht mehr als in jedem anderen antiken Historiker oder Redner. Wir wissen durch ihn, daß die Reden des Sokrates damals gewerbsmäßig von Recitatoren vorgetragen wurden. Die Ueberlieferung geschah überhaupt mehr durch mündliche Rede als durch die Schrift. Die Aufzeichnungen geschahen mehr spielender Weise (παιδιᾶς χάριν). Bei diesen uns ganz fremden literarischen Verhältnissen gewinnt die Codification solcher Reden einen ganz anderen Charakter. Es galt damals nicht für recht passend, seine eigenen Werke herauszugeben. Des Platon eigentlichstes Werk, seine Gesetze, wurden erst nach seinem Tode in der Ueberarbeitung eines Schülers publicirt. Das gleiche war bei den Hauptwerken des Aristoteles der Fall. Nicht unähnlich steht es bei Sokrates. Dagegen war es üblich, ja eine Pietätspflicht, daß der Schüler die Gedanken, Reden oder Werke seines Meisters nach dessen Tode sorgfältig aufzeichne oder sammle. Aus all diesen Gründen ist eine literarische Kritik von Werken jener Zeit so schwer. Wir haben z. B. die Werke der Tragiker wahrscheinlich nur in Ueberarbeitungen ihrer Söhne und Erben. Der Begriff des literarischen Eigenthums ist noch unbekannt. Die Herausgabe, der Vertrieb eines Geisteswerkes geschieht nach ganz anderen Anschauungen als bei uns. Jeder schaltet mit der Schrift oder den Gedanken seines Vorgängers nach eigenem Ermessen. Bei diesen Verhältnissen bleibt für uns fern stehende keine andere Methode übrig, als die Ueberlieferungen der zeitgenössischen Generation auf uns wirken zu lassen und uns zu bemühen, das Bild eines großen Mannes und sein Werk in uns ebenso zu reproduciren, wie es sich jenen gezeigt hat. Dies Bild nun, das sich mir mit überzeugender Lebenswahrheit aus den Berichten und Aufzeichnungen der Zeitgenossen aufgedrängt hat, will ich hier mit wenigen Strichen in philosophischem Interesse wiedergeben. Ich will dabei eine möglichst chronologische Ordnung einhalten, wie sie der lebendigen, unsystematischen Art des sokratischen Philosophirens, wie sie dem innigen Zusammenhang des Mannes mit der Geschichte, Politik und Cultur seiner Zeit entspricht.

Sokrates wurde zehn Jahre nach der siegreichen Abwehr des persischen Einfalls in einem athenischen Vorort geboren, der, wie es scheint, ein Hauptsitz conservativer Familien gewesen ist. Dies war von großem Einfluß auf seinen späteren Verkehr und seine politische Stellung. Wir werden ihn immer im engen Anschluß an die aristokratischen Clubs finden, so revolutionär auch oft seine Speculation sich ansehen mag. In seiner Jugend war er ebenso wie sein Vater Sophronislos und sein mythischer Urahn Daidalos Bildhauer. Auch das scheint mir von wesentlichem Einfluß auf sein Philosophiren geworden zu sein. Die griechische Plastik hatte nämlich eben in dieser Zeit das Prinzip des Typischen aufgestellt, charakteristisch für die hellenische Kunst und ein Hebel ihrer unübertrefflichen Vollendung. Ja, Polykleitos hatte nicht ohne philosophischen Sinn den von ihm so genannten „Kanon" der Schönheit zum Gegenstand theoretischer Erörterung gemacht. Sokrates war mit Polykleitos wohl bekannt (Xen. 1, 4, 3). In der Koseform Kleiton erscheint der Name des berühmten Bildhauers unter den Redegenossen des Philosophen (Xen. 3, 10). Der Begriff des „Begriffes", den Sokrates in die Philosophie einführte, ist kaum mehr als eine glückliche Herübernahme und Anwendung einer auf dem Gebiete der Aesthetik zuerst gemachten Entdeckung. Im Begriff, seiner richtigen Erfassung und Definition, sah Sokrates bekanntlich den Schlüssel aller Erkenntniß. Man wird die eigentliche Meinung des

[1]) Vortrag, gehalten in der philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien 16. December 1896.

Sokrates am besten verstehen, wenn man sich immer dieser künstlerischen Herkunft erinnert. Es verschwindet dann das formal Logische, wie das mystisch Mythologische, das man sonst mit dem Begriff gerne verbindet. Es liegt vielmehr die empirische Anschauung zugrunde, daß die Natur nach Typen schaffe und der Mensch nach Typen denke. Diese ästhetische Herkunft wird auch durch den Ausdruck „Idee", „Eidos" bescheinigt, der nach dem Zeugniß des Aristophanes nicht erst von Platon, sondern schon von Sokrates herstammt und sich am besten durch „Typus" verdeutschen ließe, wenn dies ein deutsches Wort wäre. Mit dem Begriff rettete Sokrates die Philosophie aus dem Nihilismus und Nominalismus der Eleaten, Heraklitiker und Sophisten und gab ihr einen ebenso festen, sicheren Gegenstand, wie ihn etwa die Zoologie in den systematisch und phylogenetisch gegliederten Thierspecies hat. Diese Entdeckung der Begriffe soll nach platonischer Ueberlieferung Sokrates zuerst schon etwa im Jahre 446 als Dreiundzwanzigjähriger in einem Gespräch mit den Eleaten Parmenides und Zenon ausgeführt haben. Die inneren Gründe, die man gegen den historischen Kern dieses Gesprächs angibt, scheinen mir bei weitem nicht das ausgesprochene und begründete Zeugniß des Platon zu überwiegen. Fünf Jahre darauf, 441, setzt Platon die Anwesenheit der arkadischen Priesterin Diotima in Athen; sie soll den Sokrates mit dem Begriff des philosophischen Eros bekannt gemacht haben, nämlich jenes Strebens nach der Schönheit, das sich zuerst an sinnliche Dinge und Personen wendet, aber allmählich zu schönen Seelen, Thaten, Reden sich aufschwingt, bis es schließlich auf einer immer sublimer werdenden Stufenleiter im Begriff des Schönen an sich, in der Gottheit seine Befriedigung und Seligkeit findet. Nach Abzug des mythischen und schöngeistigen Gewandes ist darunter nichts anderes zu verstehen als ein analytisches Vorschreiten von den empirischeren Begriffen zu den allgemeineren, höheren und höchsten. Ich finde um so weniger Grund, auch diese platonische Ueberlieferung anzuzweifeln, als wenige Monate darnach sich die Einwirkung desselben Eros der Diotima, allerdings in poetischerer Weise, in der Antigone des Sophokles nachweisen läßt. Auch die erste Ausgabe des Hippolytos scheint in diese Zeit zu fallen, dies euripideische Drama stellt in ganz neuer Weise einen philosophischen und unphilosophischen Eros einander gegenüber. All dies sind Spuren, die ahnen lassen, wie weit das gemeinsame Symphilosophiren der damaligen attischen Gesellschaft ging. Dabei darf auch nicht einer anderen Frau vergessen werden, der Aspasia, der genialen Gattin des Perikles, die damals der Mittelpunkt des geistigen Lebens war. Von ihr soll ja Sokrates seine eigenthümliche dialogische Methode gelernt haben. Woher sie nun auch stammen mag, diese „sokratische Methode" scheint mir in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung noch lange nicht genug gewürdigt zu sein. Ihr Wesen liegt nämlich nicht etwa nur in der dialogischen, katechetischen Form, nicht in der anregenden Wirkung des persönlichen Gedankenaustausches. Ihr Wesen liegt vielmehr darin, daß der Vortragende seine Sätze nicht in autoritativer, proclamatorischer Form vorbringt, sondern eine höchst kunstvoll gegliederte Reihe von Fragesätzen ersinnt, die sich nothwendig nur mit ja oder nein beantworten lassen und dem Hörer oder Leser nicht etwa seine Beistimmung oder seine abweichende Meinung frei lassen, nein, ihn logisch zwingen, dem Schlußsatz des Lehrers beizufallen oder sich selber und der Logik zu widersprechen. Diese Methode ist in ihrer praktischen Anwendung natürlich nicht frei von Irrthum und Mißbrauch, sie verleitet leicht zu Sophismen, und sie wird in den sokratischen Gesprächen selber oft ironisirt. Aber sie ist ein schönes Ideal philosophischer Evidenz, sie verdient eine größere Beachtung und Vervollkommnung, und jedenfalls versteht man die sokratische Philosophie und ihre Form nicht, wenn man sie mißversteht. Man darf nämlich die Reden des Sokrates, die „Sokratikoi logoi", wie sie uns von Xenophon und Platon in freier Bearbeitung überliefert sind, nicht als Nachschriften zufällig gehaltener Gespräche ansehen, sondern sie sind vielmehr sorgfältig ausgearbeitete dialektische Gedankenreihen, die Sokrates immer als sein Rüstzeug bereit hielt, die er überall und immer nach kurzer Gesprächseinleitung jedem zum besten gab, die auch andere ihm abguckten und weiter verbreiteten, die sich nur je nach dem verschiedenen Charakter der Mitunterredner anders entfalteten. Wir besitzen Beispiele von ungestört ablaufenden Vorträgen, aber auch solche, wo das Temperament der Gegner über die Stränge der Logik springt. Bei ganz normal verlaufenden Vorträgen hat der Mitredner nur ja oder nein zu sagen. Dies ja oder nein liebte Sokrates selber zu ergänzen, oder er hielt einen Vortrag in Form einer Erzählung eines gehabten Gesprächs. Damit erreichte er einen ähnlichen methodischen Zweck, ohne vom Temperament des andern gestört zu werden. Es ist aber gerade die Eigenthümlichkeit und der Reiz der echtesten platonischen Dialoge, daß uns mit dramatischer Virtuosität solche durch das Temperament der Mitredner gestörte und gesprengte sokratische Gedankenketten vorgeführt werden. —

Wir kommen nun zum zweiten Lebensabschnitt, wo der junge Bildhauer, seiner inneren Stimme folgend, die Werkstatt verläßt und sich ganz dem philosophischen Lehrberuf widmet. Diese innere Stimme, dies Daimonion scheint mir auch nur ein Ausfluß der höchst gesteigerten künstlerischen Genialität des Mannes. Es ist sein Genius, seine phantasievolle Intuition, es ist, philosophischer gesprochen, sein intelligibles, sein transscendentales Ich, es ist sein eigener Begriff, die Idee seines Selbst, deren er, der Begriffskünstler, sich in erhöhterem Maße bewußt war als andere Menschen, die dieselbe innere Stimme haben, ohne sie zu verstehen. Es ist so eine ganz eigene Mischung von nüchterner Verstandesschärfe und Mystik in Sokrates, eine Mischung, die mehr oder weniger jedem Genius eigen ist.

Der Lehrplan in der nun allmählich sich begründenden Schule des Sokrates war ein ganz umfassender. Propädeutische Gespräche gingen voraus, sie hatten den Zweck, den Schüler der Unwissenheit zu überführen, ihn zu verwirren und ihm schließlich in der Dialektik, der Begriffslehre das Heil zu zeigen. In der Theologie compensirte Sokrates seine freieren Mythendeutungen, seine vielleicht gefährlich scheinende Einführung neuer Dämonen, nämlich des Eros, des Daimonion, der Begriffe und Ideen, durch den streng conservativen Rath, die Gottheit nach den Gesetzen jedes Staates zu verehren. Es ist daher durchaus falsch, ihn für einen Freigeist, einen Aufklärer anzusehen, wie die Sophisten, wie selbst Anaxagoras und andere seiner Vorgänger waren. Er hatte im Gegentheil bei all seiner revolutionären Dialektik ein starkes religiöses Bedürfniß, wenn er auch die volksthümliche Mythologie und ihren unreinen Cultus wohl von seinem philosophischen Idealismus zu scheiden wußte. Die griechische, die attische Frömmigkeit hing übrigens sehr mit der künstlerischen Begabung, mit der poetischen Kraft der Nation zusammen. Die Götter waren den Griechen nicht nur Fetische, sondern ästhetisch personificirte Begriffe und Ideen, geistige und natürliche Mächte. Die letzten Gründe der Dinge scheinen ja überhaupt nur der symbolischen Anschauung zugänglich zu sein. Auch die Naturwissenschaft kann gewisser mythologischer Begriffe, wie Kraft ꝛc., nicht entrathen. Die sokratische Begriffslehre ist darum mehr eine Erklärung, eine Vertiefung der Mythologie als ihr Gegensatz. Sie ist ihre Vergeistigung, Rationalisirung. Sokrates war ein entschiedener Spiritualist, ein unbedingter Gegner des Naturalismus. Seine Welt-

Digitized by Google

anschauung war excessiv teleologisch, ganz antimechanistisch. Er lobte den Anaxagoras, daß er die Vernunft zum Prinzip aller Dinge gemacht hatte, tadelte ihn aber sehr, daß er dies Prinzip nicht ausschließlich und consequent auf alle Einzeldinge und Erscheinungen angewandt habe. Er hielt allein eine Welterklärung aus dem Wozu, nicht aus dem Woher für genügend und nothwendig. Bei einer solchen Anschauung machte seinem System das Wunder und die Mantik nicht die geringsten Schwierigkeiten; es schien ihm vielmehr als etwas Alltägliches. Aus der teleologischen Weltanschauung des Sokrates erklärt sich die Vorliebe für die Ethik; alles wird auf seinen ethischen Werth hin geprüft, und als oberste letzte Idee erweist sich nicht der Begriff des Seins, sondern der des Guten. Das Sein ist nur, weil es zu etwas gut ist. Dies ist der oberste Grundsatz der sokratischen Philosophie, in den alles inducirt, aus dem alles deducirt wird. Es ist die letzte Antwort auf alle Fragen. Wenn nun das Gute als etwas Substantielles erkannt wird, so muß Sitte und Recht nicht, wie die Sophisten meinen, bloß willkürlich gesatzt, sondern von Natur aus wirksam sein. So wird das Naturrecht als Wissenschaft begründet. Hier darf daran erinnert werden, daß fast gleichzeitig auch Sophokles in der schon erwähnten Antigone Anlaß nahm, seine philosophische Ueberzeugung von einem Naturrecht auszusprechen, das unabhängig von Autorität und Satzung existirt und sich die Befolgung kraft natürlicher Sanction unabwendbar sichert. Alle dialektische Kunst des Sokrates ist auch nur der Entwicklung des Naturrechts, seiner Zurückführung auf den seienden Begriff des Guten gewidmet.

Neben diesen Hauptvorträgen fehlen aber auch Nebencollegien über Geometrie und Mathematik, Astronomie, Medicin, Körperpflege, Kriegswissenschaft, Hauswirthschaft, Aesthetik nicht. Bemerkenswerth ist, daß Sokrates sowohl nach platonischer wie xenophontischer Ueberlieferung das weibliche Geschlecht dem männlichen fast in allem gleichstellt. Er faßt beide Geschlechter als die verschiedenen Seiten einer und derselben Idee auf, die sich wetteifernd ergänzen sollen. Das von Xenophon bearbeitete Gespräch über Hauswirthschaft ist ein Ehespiegel, der die abfälligen Meinungen über griechisches Eheleben gründlich widerlegt. Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der griechischen Kunst waren seine ästhetischen Lehren. Er war anerkanntermaßen der erste, der seine ehemaligen Kunstgenossen auf die Ausdrucksfähigkeit des menschlichen Körpers und Antlitzes aufmerksam machte. Er lehrte sie, Unsichtbares, wie die Seelenbewegung und Gedanken, durch Sichtbares, durch Mienenspiel und Geberde ausdrücken. Durch ihn kam Innerlichkeit und Seele in die hellenische Kunst. Auch dies ist eine geniale Anwendung seines spiritualistischen Grundprinzips.

Die Schule des Sokrates war eine Art von Privatuniversität, ein philosophisches Seminar mit gemeinsamem Leben, fast wie bei den Pythagoreern. Von den Sophisten unterschied sich unser Meister nur durch größere Genialität und Solidität, vor allem aber dadurch, daß er prinzipiell keine Collegiengelder eincassirte. Dies verbot der aristokratische Stolz des sonst minder bemittelten Mannes und wohl auch das Gefühl, lieber mit den großen Staatsmännern als mit den kleinen Schulmeistern concurriren zu wollen. —

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt mit dem Eintritt des Sokrates in die große Welt, kurz vor dem Beginn des peloponnesischen Krieges. Merkwürdig war die Veranlassung dazu. Ein getreuer Schüler, Chairephon, wohl eifersüchtig auf andere Berühmtheiten der Zeit, fragt beim Orakel in Delphi an, wer der Weiseste jetzt sei. Die Pythia benennt den bisher wenig bekannten Sokrates. In Delphi gaben oft politische Gründe den Ausschlag. Das Orakel war entschieden spartanerfreundlich, aristokratisch und conservativ gesinnt. Die gleiche Gesinnung ist uns aber allseitig von Sokrates bezeugt. Er war mit fast all seinen Schülern ein Verehrer der alten spartanischen und kretischen Verfassung. Seine Auszeichnung war also eine absichtliche Stärkung der lakonischen Partei in Athen. Freilich, was bei dieser mehr eine bloße Machtfrage war, war ihm eine philosophische Ueberzeugung. Er fand das Naturrecht in jenen alten heroischen Verfassungen noch treuer befolgt und erhalten, als in der ziellosen Neuerungssucht der attischen Demokratie. Wir werden sehen, wie sich aus dieser reactionären Anschauung heraus sein revolutionäres Reformideal entwickelte.

Der delphische Spruch bewog ihn, die große Welt aufzusuchen und deren Weisheit zu prüfen, ihren Wissensdünkel zu zerstreuen und zu Ehren des Gottes zu beweisen, daß sein schlichtes, bescheidenes Wissensstreben selbst ohne praktisches und greifbares Resultat das höchste sei, was ein Mensch erreichen könne. Er wußte nicht, er philosophirte bloß, er suchte echt lessingisch, ohne das Finden zu fordern. Er fand seine Befriedigung in der Beschäftigung mit den ewigen Begriffen und Ideen. Die vornehmen Kreise Athens, sowohl die aristokratisch wie die demokratisch gesinnten, kamen dem Philosophen gern entgegen. Man erwartete gegenseitig Förderung realer und idealer Interessen. Außer einem Gespräch mit Kritias sind uns aus dieser Zeit zwei mit dem jungen Alkibiades überliefert. Im ersten züchtigt der Meister den Wissensdünkel und Hochmuth des schönen Jünglings und überzeugt ihn propädeutisch von der Nothwendigkeit ethischer Unterweisung. Im zweiten lehrt er den neu gewonnenen Schüler, bei Opfern nicht um bestimmte Güter und Vortheile zu bitten, sondern nur um das an sich Gute und Schöne. Xenophon erzählt uns auch recht ergötzlich, wie der neue Schüler mit einem in der sokratischen Schule aufgeschnappten Gesprächsformular seinen Oheim, den gewaltigen Perikles, dialektisch in die Enge treibt.

Diese vornehmen Kreise hatten bald darauf Gelegenheit, die dialektische Kunst des Sokrates sich mit der Sophistik des Protagoras, Prodikos und Hippias messen zu sehen. Platon überliefert uns den Hergang dieses Turniers, das für beide Parteien ehrenvoll endigte. Die Sophisten waren ja nicht ganz so böse wie ihr Ruf. In Bezug auf das darin behandelte Problem, die Lehrbarkeit der Tugend, hat sich Sokrates verschiedenemale verschieden geäußert. Seine eigentliche Meinung scheint mir aber zu sein, daß die Tugend, obwohl auf Erkenntniß beruhend, doch nur eine Gabe der Götter sei.

Nach dem Ausbruch des großen Krieges finden wir Sokrates wiederholt auf dem Kriegsschauplatz in Thrakien. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch einmal in das Land der verbündeten Thessaler nach Pharsalos. Dort hat er ein interessantes Gespräch mit einem gewissen Sisyphos über den Unnutzen aller parlamentarischen Berathungen. Denn, sagt er, wie kann eine Anzahl Männer durch gegenseitiges Reden am Ende klüger werden, als man anfangs war? Nur Sachverständige sind über ihr Fach zu berathen. Ueber die Zukunft aber, also über das Nichtseiende sich zu besprechen, sei geradezu unsinnig.

Im Jahre 429 macht Sokrates die unglückliche Schlacht vor Potidaia mit. Kaum zurückgekehrt, ist er wieder lehrend in den Gymnasien zu sehen. In einem Gespräch mit dem jungen Charmides gibt er zu einer Zeit, wo die große Pest noch Athen verheert, seine Ansichten über Medicin zum besten. Sein Prinzip ist, daß man nicht suchen soll, eine Stelle des Körpers, sondern das Ganze zu heilen; da nun aber der Leib zur Seele im Verhältniß eines Gliedes zum Ganzen steht, so müsse man vor allem durch die Seele auf den Leib wirken. Das einzige Heil-

mittel der Seele ist aber die Sophrosyne, die Besonnenheit, die durch gute und schöne philosophische Gespräche geweckt und erhalten wird. In der That hat sich dies Heilmittel in jener ungesunden Zeit bewährt. Die Schule des Sokrates blieb immun.

Zwei Jahre darauf, 427, kam an der Spitze einer sicilischen Gesandtschaft der Sophist Gorgias nach Athen und imponirte durch seine neumodisch gezierte Rede in unerhörter Weise. Erst von diesem Jahr an datirt der verderbliche Einfluß der Sophistik. Bisher war Sokrates ganz erträglich mit jenen anerkannten Professoren der Beredsamkeit ausgekommen, ja er erkannte den Prodikos sogar als seinen Lehrer und benützte dessen Vorträge für seine eigenen Collegien. Das wird bald anders werden.

Im Jahre 424 macht Sokrates die Schlacht von Delion mit. Sein Schüler Alkibiades, der ihm bei Potidaia das Leben verdankte, kämpft hier tapfer an des Meisters Seite. Sokrates trägt den verwundeten Xenophon aus der Schlacht und rettet sich und seine Freunde, von seinem Daimonion, wie es heißt, wunderbar beschützt. Seine hervorragende Tapferkeit lenkt auf ihn die Augen der damaligen Führer der conservativen Partei, der Feldherren Nikias und Laches. Sie laden ihn ein, sich ihnen anzuschließen, ihrer Hetairie beizutreten, ihre Söhne zu erziehen und ihnen selber zu rathen, wie man die demoralisirten Athener zur alten Tapferkeit zurückführen könne. In einem propädeutischen Gespräche, das uns Platon überliefert, wird, vorläufig ohne Abschluß, eine Definition der Tapferkeit versucht und dialektisch untersucht, ob sie wohl lehrbar sei. Weitere Verhandlungen aus diesem Kreis scheinen mir in Xenophons Schrift „vom Staate der Athener" vorzuliegen, dem ältesten Prosadenkmal der attischen Sprache, das vielleicht aus einem nachgeschriebenen Collegienheft des neu geworbenen Schülers entstanden ist. In dieser lakonisirenden Schrift, wie in anderen wohl gleichzeitigen Gesprächen über Feldherrnkunst (Xen. 3, 2) liegen die Keime des späteren Staatsideals. Man sieht, Sokrates nahm seine vollserziehende Aufgabe ernst und suchte sogar als Kriegslehrer seine Philosophie dem Staate so nutzbar als möglich zu machen.

Wenige Monate nach diesen Geschehnissen (423) sehen wir aber den Sokrates auf der komischen Bühne. Aristophanes, auch einer aus dem engeren Freundeskreis des Philosophen, macht sich in seinen Wolken den derben Spaß, den Meister ein wenig zu ironisiren. Die Komödien des Aristophanes sind von da an eine Hauptquelle für die sokratische Philosophie, ja sie gehen als einzig gleichzeitige Quelle allen andern vor. Diese Komödien führen uns unmittelbar und mit chronologischer Genauigkeit in das geistige Leben der attischen Gesellschaft ein. Es ist übrigens ein Irrthum, den Sokrates für die Hauptperson der „Wolken" zu halten. Nicht der Meister wird durchgenommen, sondern der philosophische Dilettantismus der junkerlichen Kreise. Der aristokratische Dichter will seinen Standesgenossen, denen er bisher etwas gar zu sehr geschmeichelt hatte, eine kleine Mahnung geben. Nicht den Sokrates will er darstellen und geißeln, sondern die abgeschmackten Zumuthungen und Vorstellungen, mit welchen die strebehafte Modegesellschaft der Philosophie entgegenkam. Man verlangt von ihr äußere, niedrige Vortheile, ruft dadurch den Zorn der Götter auf sich herab und schiebt dann die Schuld von sich selber der Philosophie und den Philosophen zu. Der Kern des Stückes liegt in den Worten, die der Chor der Wolken an den verblendeten Junker richtet:

An all dem Unheil bist du selbst dir selber schuld,
Der du zu bösem Trachten hin dich wendetest.

Sokrates und seine Schule ist als Hintergrund des Dramas dem komischen Stil gemäß carrikirt, aber nicht in böswilliger Absicht gezeichnet. Das geht schon daraus hervor, daß der Dichter dem Philosophen eng befreundet blieb trotz mancher Meinungsdifferenzen, und daß Platon ihm noch später das Zeugniß eines sokratischen Enthusiasten geben darf. In der That gibt uns Aristophanes ein höchst getreues und eingehendes Bild des Meisters, der Schule, ihrer Einrichtungen, der Methode u. s. w., ein Bild, das nur ein Sokratiker geben konnte und das nach Abzug der gewiß auch echten Schulwitze durchaus mit den Ueberlieferungen des Xenophon und Platon stimmt. Man muß das Stück nur mit philosophischen Augen lesen, was bisher nicht genügend geschehen ist. Der Chor der Wolken z. B. ist eine echt poetische, sinnige und launige Personificirung der sokratischen Begriffe. Und was das wichtigste ist, wir erhalten hier ein gleichzeitiges Zeugniß, daß der Terminus „Idee" für diese Begriffe nicht erst von Platon stammt, sondern schon von Sokrates ausgeprägt worden ist. Die Wolken selber geben sich als unsterbliche Ideen (ἀθανάτας ἰδέας) in Menschengestalt zu erkennen. Auch sonst zeugt die Komödie überall vom tiefsten Verständniß der sokratischen Philosophie, wie sie nur bei Xenophon und Platon vorkommt. Freilich hat Aristophanes ebenso wie diese und alle anderen Schüler nur einen Theil der sokratischen Totalität sich angeeignet und geht im übrigen ebenso wie diese seine eigenen Wege. Sokrates nahm, wie uns erzählt wird, seine immerhin derbe und gefährliche Carrikirung gemüthlicher auf als Aristophanes den Durchfall seiner Komödie, auf die er sich viel zugute that. Ihr literarischer und philosophischer Werth übertrifft eben bei weitem ihre dramatische Wirksamkeit.

Aus demselben Jahr (422) sind uns zwei sokratische Scenen überliefert. Das Gespräch mit Eryxias steht, obwohl nicht von Platons Hand, in der platonischen Sammlung. Sokrates beweist nach seiner strengen dialektischen Methode, daß das einzige Gut die Weisheit sei, als die Fähigkeit, sich aller Dinge recht zu bedienen, alles andere dagegen sei überflüssig oder gar schädlich. Der Reichthum aber ist gerade dadurch, daß er die Bedürfnisse steigert, das größte Uebel. — Eine ganze Gesprächsreihe aus diesem Jahr überliefert Xenophon in seinem Gastmahl. Die Hauptresultate sind die Anerkennung der gleichwerthigen weiblichen Natur und der Vorzug des philosophischen Eros, der Seelenfreundschaft vor der sinnlichen Liebe, Themen, die in den platonischen Gesprächen noch gründlicher erörtert werden. Auch noch im gleichen Jahr nimmt Sokrates an der Schlacht bei Amphipolis theil, wo die Athener den Sieg, die Spartaner ihren tüchtigsten Feldherrn verloren. An der Spitze einer elischen Gesandtschaft kam bald darauf (420) der Sophist Hippias her, er, der seine Weisheit nach dem vielen Geld abschätzte, das er damit verdiente. Er rühmte sich, alle Künste und Wissenschaften zu verstehen und über alles sprechen zu können, ohne daß ihm einer widersprechen dürfe. Er benützte seinen Aufenthalt in Athen dazu, in einem öffentlichen Hörsaal eine Prunkvorlesung zu halten über die schönsten Beschäftigungen, denen sich die Jugend hingeben müsse. Er lud zu diesem Vortrag den Sokrates persönlich ein. Bei diesem Besuch ergab sich eine Unterhaltung über das Schöne, die Platon überliefert. Wir ersehen daraus, mit welcher Sorgfalt Sokrates den Begriff des Schönen an sich von den schönen Dingen zu scheiden sucht. Das Urtheil über die schönen Dinge schwankt und geht ins Gegentheil über; nur der Begriff des Schönen bleibt immer derselbe. Nun bleibt aber noch die Schwierigkeit übrig, ihn genau zu definiren. Keine der versuchten Definitionen mit Hülfe des Guten, des Nützlichen, des Schicklichen, des Passenden, des Angenehmen will ganz genügen. Es scheint, daß es dem Philosophen mehr darum zu thun ist, die Substanzialität

Digitized by Google

der Begriffe nachzuweisen, als sie vollkommen erschöpfend zu beschreiben. In den Definitionen treibt er seine wissenschaftliche Zurückhaltung fast bis zur Skepsis. Unmittelbar nach dem angekündigten Vortrag des Sophisten kam es wieder zu einer Discussion der beiden Weisheitslehrer. Sokrates ging dem Begriff des Falschen und Wahren zu Leibe und gipfelte seine Ausführungen in dem bekannten Paradoxon, daß der wissentlich Fehlende besser sei, als der unwissentlich Fehlende, da bei ihm das größere Vermögen ist, auch recht zu thun. Es ist damit wohl nichts anderes als eine radicale Abweisung des Unbewußten aus dem Gebiet der Moral gemeint.

Die nächsten fünf Jahre sind in der Geschichte Athens dadurch charakterisirt, daß der jugendliche Alkibiades, der Lieblingsschüler des Meisters, an der Spitze der Geschäfte steht. Wie viel Hoffnungen Sokrates auf ihn setzt, auf ihn, der allein imstande gewesen wäre, die politischen Reformen des Philosophen auszuführen, wie wenig aber der geniale aristokratische Demagog dem bei aller Ehrfurcht vor Sokrates entsprach, das zeigt uns Platon in seinem Symposion, einer Bearbeitung von Gesprächen dieses Kreises, in mehr zeitgeschichtlicher und memoirenhafter als philosophischer Tendenz. Nur in der Rede des Sokrates finden wir den tiefsinnigen Begriff des philosophischen Eros, der auch dem Xenophon nicht ganz entgangen ist, gründlich und schwungvoll ausgearbeitet. Dieses Symposion ist, wie gesagt, ein unschätzbares zeitgeschichtliches Zeugniß. Es schildert die Modegedanken, die um das Jahr 416 in Athen im Schwang waren. Es schildert den schöngeistigen Idealismus, die romantische Liebesschwärmerei, die ganze Ueberschwänglichkeit des Denkens und Wollens, wie sie bald darauf von Aristophanes in den Vögeln carrikirt wird, und wie sie in der sicilischen Expedition sich auch politisch entlud. Wer die Entstehung dieser Gedanken in die Generation des Platon verlegt und nicht in das Jahr selber, in das Platon sie als Memorabilienschreiber setzt, dem scheint der historische Sinn für den Unterschied der Zeiten abzugehen. Das Symposion und die Politeia sind dreißig Jahre später ebenso unmöglich und undenkbar, wie die alte aristophanische Komödie. Der philosophische Kern dieser bilderreichen Reden ist die Lehre von einer Hierarchie der Ideen, einem System der Begriffe, die von den concretesten bis zu den abstractesten aufsteigend schließlich im Begriff des an sich Schönen und Guten, des Göttlichen, gipfeln. In dem Aufsteigen auf dieser Stufenleiter beruht alle Erkenntniß, alle Moral, alle Seligkeit. Im Sinn des Idealismus sind die obersten, weitesten, abstractesten Begriffe aber die wesenhaftesten, realsten, substanziellsten, also eigentlich concretesten. Es ist nicht zu verwundern, daß in diesem Vortrag des Sokrates auch eine sehr klare und vollständige Aufführung der Kategorien vorkommt, die sonst dem Aristoteles zugeschrieben werden. Es ist dies, wie ich glaube, bisher aber noch nicht bemerkt worden. Die Aufzählung dieser zehn obersten Denkbestimmungen ist gerade in dieser Skizze einer Begriffssystematik sehr am Platz. Sie werden aber als so bekannt vorausgesetzt, daß man ihre Entdeckung nicht dem Sokrates und seiner Schule, sondern wohl älteren Philosophen zuschreiben muß, vielleicht (nach Willmann) den Pythagoreern.

Christliche Grabinschriften in Indien.

y. Das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin von England und Kaiserin von Indien gibt zu manchen Rückblicken Anlaß, und so kommt recht zeitgemäß eine neue Publication des thätigen deutschen Archäologen A. A. Führer in Indien, über dessen Entdeckung der Geburtsstätte Buddha's im December 1896 die Allgemeine Zeitung seinerzeit berichtet hat. Die vorliegende Arbeit,[1]) die wie Führers frühere Veröffentlichungen im Auftrag und auf Kosten der indischen Regierung gedruckt ist und einen stattlichen Folioband bildet, hat nichts mit dem indischen Alterthum zu thun, sondern besteht hauptsächlich aus einer Sammlung von 599 christlichen, fast ausschließlich in englischer Sprache abgefaßten, historisch wichtigen Grabinschriften in den Nordwestprovinzen und Oudh. Führer ist dort von der englischen Regierung als „Archaeological Surveyor" angestellt und hatte daher die beste Gelegenheit, die Inschriften selbst zu sammeln oder durch andere sammeln zu lassen. „Keine Mühe ist von dem Verfasser gespart worden," heißt es in der Vorrede, „um das Verzeichniß der Epitaphien und Denkmälerinschriften so vollständig und detaillirt als nur möglich zu machen und dadurch neue Aufschlüsse über die ältesten europäischen Ansiedler, Pflanzer, Kaufleute und andere zu erlangen, die ihr Leben in Indien zubrachten und an der Begründung des anglo-indischen Reichs mithalfen. Kein Grab und kein Gedenkstein wurde, wenn er sonst von Interesse war, wegen allzu jungen Datums von der Sammlung ausgeschlossen; denn viele wichtige Begebenheiten der anglo-indischen Epoche, über welche diese „Gräberchroniken" neues Licht verbreiten, wie z. B. der große indische Aufstand, gehören erst der jüngsten Vergangenheit an." In der That bezieht sich ein großer Theil der Inschriften auf die Opfer der Empörung von 1857, die man wohl als das folgenreichste Ereigniß in der bisherigen Regierungszeit der Königin Victoria betrachten kann, da sie die Uebertragung der Herrschaft über Indien von der ostindischen Compagnie an die englische Regierung und damit die dauernde Consolidirung des britischen Reichs in Indien zur Folge hatte. Da die Engländer die Sitte bewahrt haben, in ihren Kirchen längere Epitaphien anzubringen, und auch die Inschriften auf den Grabsteinen der Kirchhöfe sehr oft mehr als den bloßen Namen enthalten, so boten die schrecklichen Ereignisse der indischen Revolutionszeit Gelegenheit zur Entfaltung eines lapidaren Pathos. So widmen in Lucknow die katholischen Soldaten des 53. Regiments einem 1858 verstorbenen Pater mit einem irischen Namen die ehrenden Worte, daß er „seine Heimath verließ, um in den Gefahren des großen indischen Aufstandes seinen katholischen Brüdern beizustehen, und als ein Märtyrer der christlichen Nächstenliebe und ein Opfer der durchgemachten Anstrengungen und Entbehrungen seinen Tod fand". Dem bei dem Entsatz von Lucknow getödteten Brigadegeneral Neill und verschiedenen Offizieren und Gemeinen des ersten Regiments der Füsiliere von Madras haben die überlebenden Offiziere seines Regiments ein Grabmonument errichtet „als ein Zeichen ihrer Hochachtung für ihre verstorbenen Kameraden und in Erinnerung ihres hochherzigen Todesmuthes und ihrer glorreichen Thaten". Auf dem Grabstein des Gouverneurs und tapferen Vertheidigers von Lucknow, Sir H. Lawrence, stehen seinem eigenen, kurz vor seinem Tode geäußerten Wunsch gemäß, die bescheiden stolzen Worte: „Hier liegt Henry Lawrence, der seine Pflicht zu thun versuchte." Ausführlicher ist das Epitaph in der Christuskirche in Lucknow: „gewidmet dem Gedächtniß an Sir H. Lawrence, den Staatsmann, der nach einander die großen Provinzen Indiens verwaltete, den Soldaten, der bei der Vertheidigung der ihm anvertrauten Garnison starb, den Christen, der in seiner letzten Stunde die demüthige Hoffnung aussprach, daß er versucht habe, seine Pflicht zu thun, und seine Seele vertrauensvoll der Barmherzigkeit seines Herrn empfahl. Er war geboren am 28. Juni 1806 und starb am 4. Juli 1857." Auch seine

[1]) List of Christian Tombs and Monuments of archaeological or historical interest and their Inscriptions in the North-Western Provinces and Oudh. By Rev. A. Führer, Ph. D. Allahabad 1896.

Frau und seine beiden Kinder kamen mit vielen anderen Frauen und Kindern in Lucknow um, dessen vergebliche Belagerung durch die Rebellen vom 2. Juli bis 25. September 1857 zu den denkwürdigsten Ereignissen des indischen Aufstandes gehört. Wer die malerischen Ruinen der „Residency" in Lucknow gesehen hat, wird es schwer begreiflich finden, wie die kleine Garnison sich in diesem kläglich zusammengeschossenen Gebäude gegen eine ungeheure Uebermacht so lange zu behaupten vermochte. In Cawnpore, einem anderen Mittelpunkt des Aufstands, befindet sich u. a. der Brunnen, in den die „sterbenden zusammen mit den todten" Engländern hineingeworfen wurden, nachdem sie auf Befehl Nana Sahibs trotz der Zusicherung freien Abzugs niedergemetzelt worden waren. In Meerut, wo der Aufstand zuerst zum Ausbruch kam, findet sich in dem Kirchhof der dortigen Johanneskirche u. a. die Grabinschrift: „Gewidmet dem Andenken an D. Macdonald, Hauptmann im 20. Infanterieregiment, der am 10. Mai 1857, 35 Jahre alt, von seinen eigenen Mannschaften getödtet wurde, und seine Gattin Louise Sophie, die in der nämlichen Nacht auf grausame Weise umgebracht wurde, als sie sich mit ihren drei Kindern aus ihrem brennenden Hause zu den europäischen Truppen zu flüchten versuchte."

Nicht weit von Meerut liegt die kleine Stadt Sirdhana, die seit dem Tode der Begam Samru in Verfall gerathen ist. Diese berühmte indische Fürstin, die 1781 zum Christenthum übertrat, nachdem sie einen unter dem Großmogul dienenden deutschen Offizier, Walter Reinhardt, genannt Samru, geheirathet und dann von ihm das Fürstenthum, das ihm sein Herr zum Unterhalt seiner Truppen verlieh, geerbt hatte, ist in der von ihr erbauten katholischen Kathedrale zu Sirdhana begraben, und eine ruhmredige Grabschrift berichtet von „dem starken Geist, dem hervorragenden Talent und der Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung, mit der sie über ein halbes Jahrhundert lang die Regierung führte". Sie starb 1836, beinahe 90 Jahre alt, worauf ihre Souveränetät an die Engländer, ihr großes Vermögen aber an einen Enkel ihres deutschen Gatten aus dessen erster Ehe überging, der 1851 starb und ebenfalls in Sirdhana begraben ist. Auch die Gräber mehrerer europäischer Offiziere, die ihrem Namen nach zu schließen von deutscher, polnischer, französischer und portugiesischer Abkunft waren und in der Armee der Fürstin dienten, befinden sich in Sirdhana. Reinhardt selbst, der schon 1778 starb, ist in dem katholischen Kirchhof in Agra begraben, welcher der älteste christliche Kirchhof im nördlichen Indien ist. Ueber seinem Grabe befindet sich ein stattliches, wohl erhaltenes Mausoleum mit einer portugiesischen Inschrift.

In die Epoche der Mahrattenkriege führt uns das in dem nämlichen Kirchhof in Agra befindliche Grab des Holländers Hessing zurück, der unter den Mahrattenfürsten diente und 1803 als Oberst und Befehlshaber von Agra starb. „Einen wichtigen und glorreichen Sieg" über die Mahratten errang, wie es in seiner in dem Kirchhof zu Muttra befindlichen Grabschrift heißt, General Frazer, „der die englische Armee in der Schlacht bei Dig am 13. Nov. 1804 commandirte. Die Geschichte wird seinen Ruhm verkünden und das Gedächtniß seiner Großthat verewigen." Diesem entscheidenden Sieg ging die Erstürmung der Festung Aligarh und die siegreiche Schlacht von Laswari vorher. Einer Reihe hiebei gefallener Offiziere ist ein von ihren Kameraden errichtetes Monument bei Aligarh gewidmet. Der nämlichen Zeit gehört eine lange Inschrift auf einem von den englischen Einwohnern der Stadt Calcutta errichteten Denkmal bei Ghazipur an, das dem berühmten Lord Cornwallis gewidmet ist, dem Nachfolger des Sir Warren Hastings als Statthalter von Indien (1786 bis 1793), der 1805 noch einmal in gleicher Eigenschaft nach Indien gesandt wurde, aber bald auf einer Reise erkrankte und bei Ghazipur starb.

An die Unterwerfung der kriegerischen Rohillas erinnert ein Obelisk aus rothem Sandstein in Bareilly, an der Stelle errichtet, wo am 26. October 1794 eine Reihe englischer Offiziere in einem Gefecht mit den Rohillas getödtet wurden.

In Benares befindet sich u. a. ein Denkmal für drei englische Lieutenants, die dort bei dem Aufstand von 1781 getödtet wurden, aber, wie die Inschrift sagt, „nicht ganz nutzlos für ihr Vaterland fielen vermöge der Scheu und Achtung, die sie ihren Feinden einflößten, und der Thränen des Mitleids und der Nacheiferung, mit denen ihre Kameraden sie beweinten."

Aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammt eine größtentheils nicht mehr leserliche, anscheinend zum Theil französische Grabschrift zu Tappal in Aligarh, auf der fast nur das Datum, der 24. Juli 1713, deutlich erkennbar ist. Sollten die Franzosen damals so weit nach Norden vorgedrungen sein? Die ältesten Inschriften gehören der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an und befinden sich in dem alten protestantischen und dem schon erwähnten katholischen Kirchhof und einer alten Capelle zu Agra, das damals die Residenz des Großmoguls war. 1620 errichtete die ostindische Compagnie eine Agentur in Agra, und schon 1627 treffen wir eine englische Grabinschrift eines „chief marchant in Agra Fa . . ." (Fort?) an. Neben der englischen finden sich auch aus ungefähr gleicher Zeit holländische und portugiesische Grabsteine, die älteste von allen Inschriften aber ist eine persische aus dem Jahr 1611, die von einem armenischen Kaufmann berichtet, der, „um sein Christenthum zu bezeugen, alles, was er besaß, aus Nächstenliebe den Armen schenkte". Ein Armenier war auch der Bischof Zachar aus Tabrez, der seiner armenischen Grabschrift zufolge 1615 starb. Aus den portugiesischen Inschriften lernen wir 22 katholische Geistliche, jedenfalls Missionäre, kennen, darunter zwei mit deutschen Namen (Gabelsberger und Sperger), deren Todesjahre zwischen 1634 und 1767 fallen.

Dem Text der Grabinschriften hat Führer Beschreibungen der künstlerisch merkwürdigen Denkmäler und historische Erläuterungen beigefügt. Möchte auch den zum Theil wohl noch älteren christlichen Inschriften der anderen Provinzen Indiens eine ähnliche Bearbeitung zutheil werden; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich daraus auch für die indische Alterthumskunde eine Ausbeute ergeben würde.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Würzburg-Leipzig, Leo Woerl 1897. gr. 4°. 1. Band. XII. 488 S. 2. Band. VIII. 451 S. — Die Hinneigung des Erzherzogs zu der weltabgelegenen Inselgruppe des Mittelmeeres ist eine bekannte Sache; man hat schon oft erfahren, daß er sich geradezu als Bürger der Balearen fühlt, und so kann es uns auch nicht wundernehmen, daß er sich gedrungen fühlte, seinem Adoptivvaterlande, von dem man bei uns im ganzen recht wenig weiß, die ausführliche Landesbeschreibung zu widmen, welche in zwei stattlichen, mit guten Abbildungen in Fülle gezierten Quartbänden dem Publicum übergeben wurde. Es spricht aus ihnen nicht nur eine selten gründliche Landeskenntniß, sondern auch eine wahre Liebe zu Land und Volk, und rühmend ist auch anzuerkennen, daß der Verf. ernstlich bemüht war, seine Darstellung zu wissenschaftlicher Höhe zu erheben. Es versteht sich ja am Ende von selbst, daß der Geograph von Beruf diesen und jenen Punkt gerne noch etwas ausführlicher behandelt gesehen und dafür auf anderes, ihm weniger wichtig erscheinendes verzichtet hätte; aber das ist doch unwesentlich gegenüber dem Ganzen, und daß diese

Digitized by Google

Balearenmonographie für jeden unentbehrlich ist, der künftig der Geographie Spaniens sein Augenmerk zuzuwenden beabsichtigt, braucht kaum versichert zu werden. Geht der Verf. in seiner Beachtung auch nebensächlicher Umstände doch sogar so weit, daß er die Anzahl der Nordlichtbeobachtungen registrirt, welche auf diesem weit nach Süden vorgeschobenen Außenposten Europa's in den letzten Jahrzehnten angestellt werden konnten. Auch hat sich der Erzherzog nicht auf seine eigenen Studien und Wahrnehmungen, welche natürlich die Grundlage bilden, beschränkt, sondern er hat alle Persönlichkeiten der Inseln, welche ihm Beiträge liefern konnten, für seinen Zweck herangezogen und sich einen ganz stattlichen Stab von Mitarbeitern verschafft, wie ihn denn auch die Regierungsbehörden nach Kräften unterstützten. Die aufopfernde Fürsorge eines Privatmannes nahm jenen so auch eine Pflicht ab, deren Erfüllung eigentlich dem Staate obgelegen hätte.

Das Werk behandelt nicht bloß die Balearen im engeren Wortsinn, sondern auch die geographisch kaum von ihm zu trennenden Pityusen und so sind denn die beiden ersten Abtheilungen der Schilderung der Eilande Ivisa und Formentera bestimmt, während die — räumlich umfassendste — dritte Abtheilung Mallorca zum Gegenstand hat. Dieselbe greift auch in den zweiten Band hinüber, und an vierter Stelle erscheint zuletzt Menorca. Was wir einigermaßen mehr berücksichtigt gewünscht hätten, das ist das historische Element. Die Balearen haben doch in verschiedenen Zeiten auch eine gewisse Rolle in der Weltgeschichte gespielt; während des spanischen Erbfolgekrieges waren sie ein viel umstrittenes Object; zuvor unter der Herrschaft der catalanischen Könige, an welche noch immer die Mundart der Inselbewohner gemahnt, gingen von hier viele kühne Seeleute und Piloten aus; ähnlich wurde im Alterthum dort mit besonderem Geschick die Schleuderkunst geübt und die balearischen Tirailleurs im punischen Heere gaben den römischen Leichtbewaffneten gehörig zu thun. Anspielungsweise ist unter den modernen Volksbelustigungen, deren unsere Vorlage ausführliche Erwähnung thut, von jener Kunst keine Rede mehr. Da die gegenwärtige Ausgabe muthmaßlich nur eine abgekürzte Bearbeitung jenes weit umfänglicheren Werkes darstellt, welches der Verfasser schon vor einigen Jahren drucken, nicht aber in den Buchhandel gelangen ließ, so mag jetzt manches weggeblieben sein, was nicht der unmittelbar geo- und ethnographischen Absicht entsprach.

Die Erdkunde hat in den letzten Jahren von mehreren Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses dankenswerthe Förderung zu verzeichnen gehabt. Auch diese neue Landeskunde der Balearischen Inseln wird überall mit aufrichtiger Anerkennung für solche Art der Bethätigung fürstlicher Muße entgegengenommen werden.

G. Günther.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 24. Juni. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. a. Bezold legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. M. Eschenhagen in Potsdam vor „über schnelle periodische Veränderungen des Erdmagnetismus von sehr kleiner Amplitude". Der Verfasser berichtet im Anschluß an eine frühere Veröffentlichung über die durch sehr verschärfte Registrirung der magnetischen Horizontalintensität nachgewiesenen periodischen Aenderungen des Erdmagnetismus von sehr kurzer Periode — etwa 30 Secunden oder noch weniger. Besonders auffallend ist hierbei das zeitweilige gleichzeitige Auftreten zweier solcher Perioden von nahezu gleicher Dauer, die zu Erscheinungen Anlaß geben, welche in überraschender Weise an die Schwebungen erinnern, wie sie durch das Zusammenwirken zweier Töne von nahezu gleicher Tonhöhe hervorgebracht werden. Schließlich wird streng nachgewiesen, daß die beobachteten Thatsachen nicht etwa in instrumentellen Eigenthümlichkeiten begründet, sondern wirklich durch den Erdmagnetismus hervorgerufen sind. 2. Hr. Ingić, correspondirendes Mitglied der philosophisch-historischen Classe, übersendet ein Exemplar der von ihm herausgegebenen „Veterin Testamenti Prophetarum interpretatio istro-croatica saeculi XVI". 3. Hr. Stumpf überreichte den vom Hrn. Verfasser eingesandten 1. Halbband der zweiten, neu bearbeiteten Auflage der „Geschichte der neueren deutschen Psychologie" von Prof. Dr. Max Dessoir in Berlin. 4. Die physikalisch-mathematische Classe hat Hrn. Dr. Martin Krüger in Berlin 700 M. bewilligt zu Untersuchungen über die in thierischen und pflanzlichen Organen vorkommenden Xanthinstoffe. — Die Akademie hat das correspondirende Mitglied der physikalisch-mathematischen Classe C. Remigius Fresenius in Wiesbaden am 11. Juni durch den Tod verloren.

* **Die Gründung eines kunsthistorischen Instituts in Florenz** ist schon seit lange der Gegenstand ernster Erwägung und eifrigen Bemühens bei einer Reihe von Sachverständigen, — Männern der Wissenschaft und Freunden der Kunst. Liegt es doch nahe genug, im Hinblick auf das archäologische Institut in Rom und Athen oder auf die jüngeren Anstalten für Geschichtsforschung einen ähnlichen Mittelpunkt für die Förderung kunsthistorischer Studien zu schaffen, zumal da die Kunstgeschichte sich mittlerweile jenen älteren verwandten Wissenschaften durchaus ebenbürtig erwiesen hat und zugleich mit dem geistigen Leben die Neuzeit in engster Beziehung steht. Es erscheint sogar als Pflicht ihrer berufenen Vertreter, dafür Sorge zu tragen, daß die Pflege, die den Nachbarinnen bereits in so hohem Maß ersprießlich geworden, auch ihr zutheil werde. Wer die gemeinsamen Fortschritte der historischen Erkenntniß einigermaßen überblickt, wird nicht im unklaren sein, wie stark der befruchtende Einfluß der kunstgeschichtlichen Gesichtspunkte sich geltend macht. Immer fühlbarer wächst das moderne Bedürfniß nach innigerer Verbindung unsres Denkens mit dem Anschauungskreise der bildenden Kunst und immer deutlicher stellt sich die Wichtigkeit ihrer Geschichte in der Gesammtheit der allgemeinen Cultur, also auch für das Verständniß der Vergangenheit wie der Gegenwart heraus. Nirgends aber besitzen wir ein so glücklich erhaltenes, so vollständig in sich abgerundetes Beispiel ununterbrochenen Wachsthums und natürlichen Zusammenhangs für die geschichtliche Entwicklung der Kunst wie in Toscana, wo die Perioden des Mittelalters und der Renaissance bis an die Schwelle der Neuzeit in geschlossener Reihe, wie die Glieder einer Kette, in einander greifen. Hier eröffnet sich ein unvergleichlich lehrreicher Einblick in die Bedingungen eines gesunden Kunstlebens überhaupt, der nicht verfehlen kann, das Auge des vorurtheilsfreien Beobachters auch für die Bedürfnisse des nämlichen Gedeihens in der eigenen Heimath zu schärfen. So wird das beabsichtigte Institut am Mittelpunkt der italienischen Kunstwelt — und das ist für die geschichtliche Betrachtung zweifellos Florenz, — nicht in Gefahr sein, nur einer kurzsichtigen Beschränkung auf Specialstudien zu dienen, sondern durch heilsame Vertiefung in eine einheitliche, durchaus vollsthümliche Cultur vielmehr der allgemeinen Einsicht in das Wesen und die Gesetze künstlerischen Schaffens zugute kommen. Es kann somit nicht verfehlen, auch in den eigensten Angelegenheiten der deutschen und jeder andern mit ihr bei diesem Studium verbundenen Nation zum Nutzen zu gereichen. An der Gründung des Florentiner Instituts sind also alle interessirt, die Italien seiner Kunstschätze wegen besuchen. In fester Zuversicht auf diese Tragweite des ausgesprochenen Gedankens haben neuerdings die kunsthistorischen Congresse von Nürnberg 1893 und Köln 1894 dahin gewirkt, die Gründung einer solchen Anstalt in Florenz allen Ernstes in Angriff zu nehmen. Sie haben einen Ausschuß von Fachmännern gewählt, sachkundige Freunde und Gönner des Unternehmens in allen an unsrer Kunstwissenschaft theilnehmenden Nachbarländern hinzugewonnen und eine internationale Commission mit der Durchführung des Beschlusses betraut.

Das kunsthistorische Institut in Florenz soll die Aufgabe haben, allen Kunstforschern und Kunstfreunden, die sich eingehend mit der geschichtlichen Entwicklung auf italienischem Boden vertraut machen wollen, möglichste Förderung ihrer Studien zu gewähren, indem es vor allen Dingen Arbeitsräume mit bequemer Benutzbarkeit der einschlägigen Fachliteratur und des erforderlichen Abbildungsmaterials zur Verfügung stellt. Es soll also eine möglichst vollständige Sammlung photographischer Aufnahmen und sonstiger zur Vergleichung brauchbarer Publicationen italienischer Gemälde, Bildwerke, Bauten, besonders auch Facsimilereproductionen von Zeichnungen und Bilderhandschriften enthalten, sowie eine umfassende Bibliothek der internationalen Fachliteratur und ihrer Hülfswissenschaften (wie z. B. der italienischen Localgeschichte u. s. w.), denen sich die Kunstgeschichte der übrigen Länder Europa's um so nothwendiger anreihen muß, je weitere die Bedeutung, welche die italienische Kunst jahrhundertelang im Kreise dieser Culturvölker behauptet, sich ausdehnt. In seinen Arbeitsräumen will es, außer diesen Erfordernissen italienischer Forschung, im weitesten Sinn auch eine Stätte geistiger Sammlung und ungestörter Vertiefung mitten in den Streifzügen der Denkmälerstudien darbieten, eine Heimstätte, die dem längst bewanderten Gelehrten nicht minder willkommen sein wird als dem neuen Ankömmling oder dem kunstsinnigen Gaste. An die Spitze dieses Instituts soll ein Kunsthistoriker treten, der als geschäftsführender Director die Sammlungen verwaltet und die Bemühungen aller Benutzer zu unterstützen, wie besonders den jüngeren Fachgenossen und Studirenden als erfahrener Berather zur Seite zu stehen vermag.

Digitized by Google

Die bisherige Thätigkeit der Institutscommission hat infolge äußerer Schwierigkeiten leider noch lange nicht das ausreichende Capital ergeben, um den Gesammtplan in seinem vollen Umfang schon jetzt verwirklichen zu können. Nichtsdestoweniger ist der geschäftsführende Ausschuß entschlossen, sobald wie irgend thunlich die Ausführung an Ort und Stelle in Angriff zu nehmen, sei es auch vorerst in bescheidenem Maßstab, um später sodann, je nach dem Zuwachs der erforderlichen Mittel, Schritt für Schritt bis zum endgültigen Abschluß des Ganzen vorzurücken. Erst dann, nachdem das Institut zur Thatsache geworden ist und seine Organisation allseitig ausgebildet hat, soll auch an die Staatsregierungen, denen am Gedeihen dieses von der deutschen Kunstwissenschaft ausgehenden Unternehmens gelegen sein muß, die Bitte um Subvention gerichtet werden, um den fernern Bestand der Anstalt und die Lebensstellung ihrer Beamten zu sichern. Um baldigst den wünschenswerthen Anfang für die Thätigkeit des Florentiner Instituts zu ermöglichen und zugleich den bisherigen Stiftern, Gönnern und Vertretern der Idee für das ernstliche und einmüthige Vorgehen Bürgschaft zu leisten, ist die bevollmächtigte Commission im August 1896 zur Wahl des ersten Directors geschritten und hat auf dem Congreß zu Budapest das Ergebniß, die Wahl des Professors Dr. Heinrich Brockhaus in Leipzig zum Director des Florentiner Instituts, proclamirt. Prof. Brockhaus gedenkt im nächsten Herbst seine Stelle anzutreten, um die Anstalt zunächst in provisorischer Form zu eröffnen. Bei diesem Vorgehen rechnet die Commission auf bereitwillige Unterstützung weitester Kreise von Gebildeten, die den Werth eines derartigen Unternehmens zu schätzen wissen. Zu gedeihlichem Betriebe des Instituts sind schon für den Anfang größere Jahreseinnahmen nöthig, als bisher dank den bereits gezeichneten Beiträgen (in der Höhe von ungefähr 15,000 M.) zur Verfügung stehen würden. Außer einmaligen Zuwendungen, größeren wie kleineren Beiträgen zum Capital sind auch jährliche Zuschüsse sehr willkommen. Schenkungen von Studienmaterial jeder Art, kunsthistorischer Werke, Zeitschriften, Kataloge öffentlicher und privater Sammlungen, Denkmälerpublicationen, Photographien, Lichtdrucke u. s. w., wie alle Hülfsbücher, die den bezeichneten Zwecken der Anstalt dienen können, werden stets dankbar entgegengenommen. Geldbeiträge sind an das Bankhaus von Mendelssohn u. Co. in Berlin, Geschenke von Büchern und Studienmaterial an die Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig zu richten. Ueber die eingelaufenen Gaben wird den Fortgang der Sache wird in der „Kunstchronik" Bericht erstattet.

Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus den Herren: Dr. August Schmarsow, Prof. der Kunstgeschichte und Director des kunsthistorischen Instituts an der Universität Leipzig, Vorsitzender, Ad. Bayersdorfer, Conservator der Pinakothek, München, Dr. Fr. X. Kraus, Geh. Hofrath, Prof. an der Universität Freiburg i. Br. Dr. Henry Thode, Prof. an der Universität Heidelberg, Dr. Max Georg Zimmermann, Prof., Grunewald b. Berlin. Dr. Heinrich Brockhaus, a.o. Prof. an der Universität Leipzig, erwählter Director des kunsthistorischen Instituts in Florenz. Dr. jur. A. Woch, Geh. Rath, Prof. an der Universität Leipzig, Rechtsconsulent des geschäftsführenden Ausschusses. Die Commission besteht außerdem gegenwärtig aus den Herren: G. v. Bezold, Director des Germanischen Museums in Nürnberg. H. Boesch, Director, Germanisches Museum, Nürnberg. Dr. P. Clemen, Privatdocent und Provincialconservator der Rheinlande, Bonn. Prof. Sidney Colvin, Dir. of the Print-Department British Museum, London. Dr. L. Dietrichson, Prof. an der Universität Christiania. Dr. B. Hoenbdr, Prof. an der Universität Königsberg. Dr. C. Hofstede de Groot, Director, Rijksmuseum, Amsterdam. Prof. Henry Hymans, Biblioth. Royale, Brüssel. Graf Lanckoronski, Wien. Dr. C. v. Lützow, Geh. Hofrath, Prof. d. k. Akademie, Wien. F. v. Morcward, Florenz. Dr. J. Neuwirth, Prof. an der Universität Prag. Dr. A. v. Oechelhäuser, Prof. an der Techn. Hochschule, Karlsruhe. Dr. H. Semper, Prof. an der Universität Innsbruck. Dr. R. Vischer, Prof. an der Universität Göttingen. Dr. Ch. Waldstein, Prof. an der Universität Cambridge, England. Dr. H. Wrisjäcker, Director des Städel'schen Instituts, Frankfurt a. M.

* Bei dem Nähertreten des Termins für den Moskauer medicinischen Congreß macht das Deutsche Reichscomité (Vors.: Rudolf Virchow) wiederholt darauf aufmerksam, daß, den getroffenen Bestimmungen zufolge, Geldsendungen an den Schatzmeister, San.-Rath Dr. Bartels (Berlin W., Kurfürst 12/13) nur bis zum 20. d. M. angenommen werden können; später eingehende Beiträge würden an den Absender zurückgelangen. Es empfiehlt sich um so mehr für die den Congreß besuchenden deutschen Aerzte, ihre Dispositionen baldigst zu treffen, als auch die Besorgung der Reisepässe, sowie der Freikarten in Rußland immerhin zeitraubend ist; auch die Wohnungsbestellung in Moskau sollte bald erfolgen. Alle den Congreß betreffenden Anfragen sind an den 1. Schriftführer des Deutschen Reichscomités, Prof. Dr. Posner (Berlin SW., Anhaltstraße 7), zu richten.

* **Heidelberg.** Die juristische Facultät wird am 1. August d. J. den siebzigsten Geburtstag ihres Seniors, des Geh. Rathes Dr. Ernst Immanuel Bekker, zugleich mit dem fünfzigsten Jahrestag seines Eintritts in den Staatsdienst feierlich begehen. Geh. Rath Bekker ist nämlich im Sommer 1847 als Auscultator beim Berliner Stadtgericht bestellt worden.

* **Bonn.** In der katholisch-theologischen Facultät hat sich für Kirchengeschichte Dr. Gerhard Rauschen habilitirt mit einer Antrittsrede über die religiös-sittlichen Zustände in Antiochien gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr.

* **Berlin.** Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Oskar Liebreich blickt am 5. Juli auf 25 Jahre der Wirksamkeit als ordentlicher Professor an der hiesigen Universität zurück.

* **Wien.** Als Privatdocenten an der Universität wurden zugelassen: Dr. Rudolf Herrmann v. Herrnritt für Verwaltungslehre und österreichisches Verwaltungsrecht; Prosector Dr. Richard Kretz für pathologische Anatomie. Dem Privatdocenten für organische Chemie an der Technischen Hochschule Hugo Strache ward die venia legendi erstreckt auf Brennstoffwesen und industrielle Feuerungsanlagen.

* **Basel.** Professor Dr. C. Hamm, Lehrer der Geburtshülfe und Gynäkologie an der Universität und Director des großen Frauenspitals, hat einen Ruf nach Tübingen erhalten.

* **Groningen.** Der Professor der Pharmacie und Toxikologie an der hiesigen Universität Dr. P. C. Plugge ist einem aus Batavia eingetroffenen Telegramm zufolge in Buitenzorg, wo er in dem berühmten Botanischen Garten Studien machte, im Alter von 50 Jahren plötzlich gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Leo Hirschfeld: Charlotte Wolter. Ein Erinnerungsblatt. Mit Illustrationen nach Photographien und einer statistischen Rollentabelle von Albert Wettner. Wien, Karl Konegen 1897. — Dr. Wilhelm v. Kraft: Handbuch der inneren Verwaltung im diesseitigen Bayern. 4. Aufl. 1.—3. Lieferung. München, C. H. Beck 1897. — Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. 11.—19. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Josephine Frelin v. Knorr: Aus späten Tagen. Gedichte. Mit Vorwort von Marie v. Ebner-Eschenbach. Ebd. 1897. — Immermanns ausgewählte Werke in 6 Bden. Mit Einleitung von Franz Muncker. 6. Bd. Ebd. — Wilhelm Cahn: Pariser Gedenkblätter. Berlin, F. Fontane. — K. Baedeker: Die Schweiz nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende. Leipzig, Karl Baedeker 1897. — Karl u. Perfall: Sein Recht. Die Geschichte einer Leidenschaft. Roman. Berlin ꝛc., Alb. Ahn. — Dr. Wilhelm Donle: Grundriß der Experimentalphysik für humanistische Gymnasien, nach dem ministeriellen Lehrplan bearbeitet. Ausg. B. Mit 136 Fig. u. 240 Uebungsaufgaben. München u. Leipzig, Dr. E. Wolff 1897. — Mittheilungen des k. k. militär-geographischen Institutes. Hggb. v. d. k. k. Reichs-Kriegsministerium. 16. Bd. 1896. Mit 11 Taf. Wien, R. Lechner 1897. — Protokolle der Commission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuche. Z. A. des Reichsjustizamts bearb. von Dr. Achilles, Dr. Gebhard und Dr. Spahn. 1. Lfg. Berlin, J. Guttentag 1897. — Bericht über die Verhandlungen der 25. Plenarversammlung des Deutschen Landwirthschaftsraths vom 8.—13. Febr. 1897. (21. Jahrg. des Archivs.) Z. A. des Vorstandes hggb. vom Generalsecretär Dr. Dade. Berlin, Paul Parey 1897. — *La Rassegna nazionale.* Anno XIX. Vol. XCV. Giugno 1897. Firenze—Milano. — Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. Mit Tafeln ꝛc. 3. Lfg. Leipzig, Herm. Tauchnitz 1897. — Mittheilungen des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Jahrg. 1897. Nr. 3. Braunschweig, Albert Limbach. — Ferdinand Schultz: Die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart seit 1875 unter Berücksichtigung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse in Deutschland. 2. Bd. Mit Karte. Dresden, L. Ehlermann 1897.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 6. Juli. Nummer 147.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Neues vom Limescastell Osterburken. Von K. Schumacher. — Sokrates und seine Philosophie. II. Von Richard Kralik. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neues vom Limescastell Osterburken.

Von K. Schumacher.

Wer sich etwas weiter in der Welt umgesehen hat, der mag da und dort besser erhaltene Reste römischer Grenzbefestigungen geschaut haben, als wir sie im folgenden zu schildern im Begriff sind. In Syrien und Arabien ist der Reisende geradezu betroffen über ihren guten Erhaltungszustand und auch in Nordafrika erhebt sich inmitten verwilderten Weidelandes noch mancher Zeuge der römischen Weltherrschaft bis zu erstaunlicher Höhe. Keine Pflugschar hat hier seit römisch-byzantinischer Zeit den Boden durchfurcht, die Unbilden der Witterung sind weniger verheerend, und auch der Araber schont voll ehrfürchtiger Scheu die Reste vergangener Zeiten. In Europa hat die Cultur schon mehr damit aufgeräumt. Zwar in Nordengland ragt im Gebirge und auf den Haideflächen noch manch gut erhaltenes Stück der Grenzmauer oder eines Castells über den Boden empor, und auch in Rumänien, wo der Ackerbau weniger intensiv betrieben wird und der Schutz der Gesetzgebung jenen Resten zugute kommt, sind vielfach noch stattliche Ueberbleibsel vorhanden.

Anders in Deutschland. Hier hat der Pflug und Menschenhand fast vernichtend unter jenen geschichtlichen Denkmälern gehaust. Im Taunus zwar ist im Dickicht der Wälder unter Moos und Gestrüpp noch manch bedeutsamer Rest erhalten, wie vom Feldbergcastell und der Saalburg, im allgemeinen aber und besonders auf fruchtbarem Ackerland liegen nur noch die Grundmauern oder wenige Schichten aufgehenden Mauerwerks im Boden verborgen. Doch sind auch hier jene Reste vielfach noch gar nicht so lange von der Oberfläche verschwunden. Manchen Thurm, den ich nur noch in Fundamenten feststellen konnte, hat der Großvater des Landmanns, welcher mich vielleicht darauf aufmerksam machte, noch als hoch ragendes Mauerwerk gesehen, und über die Beseitigung der Mauern des Castells bei Neckarburken gibt das dortige Grundbuch folgende Notiz aus dem Jahre 1826: „Der letzte sichtbare Rest des früheren Gemäuers, eine Mauer von etwa 14 Schuh Höhe und 6 Schuh Dicke, die ‚Berke-Mauer' (Bürgmauer) genannt, wurde vor 16 Jahren mit vieler Mühe zerschlagen und stückweise in die Elz geschleppt."

Da ist es natürlich ein seltenes Vorkommniß, daß von einem Castell auf freiem Feld über den Fundamenten noch beträchtliches Mauerwerk steht, wie es bei dem Castell Osterburken der Fall ist.

Dieses Castell liegt an jenem schnurgeraden Abschnitt des römischen Grenzzugs zwischen Miltenberg und Lorch in Baden, es wurde im Herbst 1892 durch die Reichslimescommission unter meiner Leitung ausgegraben und ist in dem Werk „Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs" eingehend beschrieben. Es hatte die Aufgabe, das zwischen Jagst und Main die Grenze schneidende Kirnauthal zu sperren.

Der Grund der verhältnißmäßig günstigen Erhaltung des Castells ist in folgendem zu suchen. Der untere Theil desselben liegt am Fuß eines sanft abfallenden Hanges, so daß die im Verlaufe der Zeiten von der Höhe herabgeflößte Erde sich wie eine schützende Decke über das Mauerwerk breitete. Der obere Theil des Castells, welcher eine viel steilere Anhöhe hinaufzieht, wurde durch den Umstand erhalten, daß die Felder hier sehr steinig sind und die durch den Pflug oder die Hacke hervorgeholten Steine seit frühesten Zeiten über den Castellmauern aufgehäuft wurden. Es entstanden so über den Castellmauern gewaltige Steinrutschen nach Art der Weinbergsmauern, welche sie vor weiterer Zerstörung schützten. Eine Vorstellung von der Mächtigkeit dieser Schutzdecke gibt die Thatsache, daß aus drei Thürmen 96 Wagen voll Steine abgefahren werden mußten, bis das Gemäuer nur einigermaßen frei war.

Die Erforschung des Castells durch die Reichslimescommission beschränkte sich wegen der Knappheit der zur Verfügung stehenden Mittel auf die Untersuchung derjenigen Punkte, welche in wissenschaftlicher Beziehung besonderes Interesse boten. Nach Beendigung dieser Arbeiten entschied sich, auf Befürwortung des großh. Conservators Geh. Rath Wagner, das badische Cultusministerium dafür, eine größere zusammenhängende Partie des Castells, sowie mehrere einzelne interessante Punkte dem Studium der Alterthumsfreunde und Schulen durch zweckentsprechende Conservirung für immer zu erhalten. So wurden seit einigen Jahren unter der Leitung von Baurath Kircher eine Reihe von Restaurirungsarbeiten vorgenommen, welche ein hoch interessantes Bild römischer Befestigungskunst geben und Osterburken neben der Saalburg zu einem anziehenden Studienpunkt für den Freund des Alterthums schaffen.

Und das Castell Osterburken verdient diese Beachtung um so mehr, als hier die Techniken und Bestrebungen zweier verschiedener Zeiten zum Ausdruck kommen, da das Castell zwei Bauperioden aufweist. Der ältere (untere), in der ersten Zeit der Limesanlage, also wohl unter Hadrian, errichtete Bau stellt ein regelmäßiges Castell des bekannten rechteckigen Schemas dar, mit den abgerundeten Ecken, vier Thoren und einer Anzahl Eck- und Zwischenthürmen. Hinter der via principalis liegt das fast quadratische Prätorium mit geräumigem Innenhof und unterkellertem sacellum. Vor und hinter dem Prätorium befinden sich ein Wohngebäude, wahrscheinlich auch ein kleines Bad, ein Magazin und viele Soldatenbaracken. Diesem älteren Theil wurde dann unter Commodus zwischen 185 bis 192 ein unregelmäßiger, sich den Berg hinauf ziehender Anbau angefügt, welcher die vorliegende, bedenklich dominirende Höhe wenigstens theilweise in den Mauerkreis

einschließen sollte. Diese Erweiterungsanlage hat gleichfalls ihre Thore (3), sowie Eck- und Zwischenthürme, aber kein praetorium, wenn auch Spuren kleinerer Gebäulichkeiten vorhanden sind.

Die bisherigen Conservirungsarbeiten galten in erster Linie diesem Anbau. Vor allem wurde die ganze rechte Flanke mit ihren Thürmen und dem Thore vollständig frei gelegt und auch der vorliegende Graben in dieser ganzen Ausdehnung nach seinem ursprünglichen Profil ausgeschachtet. Um eine Uebersicht zu gewinnen, besteigen wir den noch fast zwei Meter hohen Erdwall hinter der Umfassungsmauer, welcher als Wehrumgang diente. In der Mitte sehen wir die von zwei Thürmen flankirte porta principalis dextra. Zwischen den Thürmen zieht eine wohl gefügte und beschotterte Straßenstückung hindurch, welche nur durch die Thorschwelle unterbrochen ist und den Graben auf einem Damm überschreitet. Die Thorthürme zeigen die gewöhnliche viereckige Gestalt und haben Eingänge von der Rückseite. Der linke Thurm scheint eines Tages ins Wanken gekommen zu sein, denn seine aus dem Loth gewichene Nordecke ist durch einen mächtigen vorgelegten Stützpfeiler in Form eines Hakens gesichert. Zwischen Thor und Südecke ist die Castellmauer durch einen langen, schmalen Zwischenthurm verstärkt. In den Eckabrundungen liegen gewaltige, trapezförmige Thürme, welche im einzelnen manche beachtenswerthe Eigenthümlichkeit bieten. Der Graben, welcher durch eine kaum 1 Meter breite Barme von der Umfassungsmauer getrennt ist, bildete mit seiner Breite von ca. 6 Meter und seiner Tiefe von gegen 2 Meter immerhin ein respectables Annäherungshinderniß. Ferner wurde die östliche Anschlußstelle des Erweiterungsbaus an das untere Castell erhalten, weil sie durch die Art des Mauerverbandes die spätere Entstehung jenes Anbaus deutlich vor Augen führt. Auch das sacellum des Prätorium ist offen geblieben, ebenso ein Zwischenthurm der rechten Flanke des unteren Castells, welcher einen interessanten Durchgang nach dem oberen Lagertheil zeigt. Harren auch noch manche Punkte der Conservirung, so bleibt bei dem freundlichen Entgegenkommen der Regierung und der opferwilligen Regsamkeit der Gemeinde Osterburken doch zu hoffen, daß auch sie mit der Zeit die gegen die Unbilden der Witterung schützende Decke erhalten werden.

Die neuen Aufräumungsarbeiten und besonders die Ausschachtung des Grabens, welche von seiten der Limescommission begreiflicherweise auf die Feststellung einiger Profile beschränkt werden mußte, führten aber auch zu wichtigen neuen Funden. Konnte man schon früher aus zahlreichen Anzeichen schließen, daß das Castell nicht freiwillig, wie viele andere, von den Römern geräumt, sondern von den Germanen im Sturm genommen wurde, so gestaltete sich diese Vermuthung jetzt zur Gewißheit. Namentlich gegen die Südecke zu, die wegen Ueberhöhung schwächste Stelle des Castells, kamen auf der Grabensohle mitten unter Brand- und Mauertrümmern sehr viele menschliche Knochen, namentlich Schädel- und Kieferstücke zum Vorschein, und ringsherum lagen Massen von Lanzen- und Pfeilspitzen, meist mit umgebogenen Enden, welche also von außen gegen die Castellmauer geschleudert worden waren. Nahe der entgegengesetzten Ecke, der Ostecke, ergab sich eine andere Ueberraschung. Hier lag nämlich ziemlich dicht über der Grabensohle und unterhalb der den Graben ausfüllenden Bautrümmer in einer Art Versteck, welches flüchtig mit Steinplatten umgeben und mit solchen abgedeckt war, eine Menge eiserner Geräthe und Werkzeuge, mehrere Schwerter, Lanzen, Aexte, Beile, Hämmer, Bohrer, 1 Säge, 1 Hobel, Sensen, 1 Pflugschar, Pflugmesser, Ketten, Glöckchen, Schlüssel, Beschläge ꝛc. Von besonderer Bedeutung sind die Schwerter, da sie nicht die Form des römischen Kurzschwertes, sondern die lange, breite Spathaform besitzen; namentlich ein Schwert zeigt ganz besondere Länge und Breite, so daß es eher gewissen mittelalterlichen Schwertern gleicht, wiewohl an dem spätrömischen Ursprung kein Zweifel sein kann. Es bestätigt sich dadurch wieder, daß die römischen Auxiliartruppen — in Osterburken lag die cohors III Aquitanorum equitata — vielfach gerüstet waren mit Waffen, welche den diesen Völkern von Haus aus eigenen Formen entsprachen. So ist die spatha ohne Zweifel aus dem Spät-La Tèneschwert entstanden, wie es im ersten Jahrhundert nach Chr. in Gallien und Germanien getragen wurde. Es nimmt dies um so weniger Wunder, wenn wir bedenken, wie seit dem dritten Jahrhundert immer mehr barbarische Elemente in das römische Heerwesen eindrangen. — Wie mag aber jenes Versteck entstanden sein? Aus der Verschiedenartigkeit der Fundstücke dürfen wir wohl schließen, daß die Gegenstände bei der Katastrophe des Castells in aller Eile zusammengerafft wurden. Es kann ein Römer gewesen sein, der sie kurz vor der Flucht vergrub, aber auch ein plündernder Germane, welcher die Beute nicht mit anderen theilen wollte. Wer weiß es?

Auch für die Zeitbestimmung dieser Katastrophe, welche, nach früheren Funden zu schließen, wohl um die Mitte des 3. Jahrhunderts stattfand, wurde ein neuer Anhaltspunkt gefunden. Vor dem Thurm der Südecke des Anbaus lagen neben mehreren menschlichen Knochen, welche von einem einzigen Skelett herrühren können, fünf gleichartig erhaltene Silbermünzen, so daß es den Eindruck machte, daß sie jenem Todten gehörten. Es sind Denare des Alexander Severus, der Julia Maesa (2 Stück), des Gordian III. und des Philippus Arabs († 249) und zeigen wohl, daß unter, oder bald nach letzterem Kaiser der Fall des Castells eintrat.

Von besonderer Wichtigkeit sind aber folgende Funde. Vor nicht weniger als vier Thürmen kamen im Graben jeweils gleich lautende Inschriftplatten zum Vorschein, welche besagten, daß die 8. Legion unter Commodus den Bau von Grund aus aufgeführt hat (leg(io) VIII Aug(usta) p(ia) f(idelis) c(onstans) C(ommodo) a s(olo) f(ecit). (Eine gleiche fünfte Inschrift wurde bereits im vorigen Jahrhundert gefunden, ist aber in Würzburg verschollen.) Die Inschrifttafeln waren ohne Zweifel an der Außenseite der Thürme eingemauert. Ob die 8. Legion in diesem Falle ganz besonders schreibselig war, oder ob auch an anderen Castellen so zahlreiche Bauinschriften angebracht waren, wissen wir nicht. Da indeß der untere Theil des Castells nach einem in der porta praetoria vermauerten Werkstein wohl von der 22. Legion erbaut war, könnte es immerhin der Ausdruck einer gewissen Concurrenz mit den Leistungen dieser Legion sein. Die so gewonnene Datirung des Anbaus hat aber Bedeutung für die Geschichte des ganzen Limes, denn ähnliche Erweiterungen sind noch an mehreren Castellen der äußeren Linie vorhanden und zum Theil wahrscheinlich auch von Commodus angelegt, wofür manche Argumente sprechen.

Außer diesen Inschriften wurde vor sämmtlichen Thürmen im Graben eine große Anzahl Gewölbsteine angetroffen, welche, wie auch zwei mit gefundene Fensterbänke beweisen, von den Einwölbungen der Thurmfenster herrühren. Sie ermöglichen, mit den erhaltenen Fenstern in der Prätorianercaserne in Rom und an Thürmen des arabischen Limes verglichen, ein Bild des früheren Aussehens dieser Thürme.

Von negativen Ergebnissen scheint mir folgendes erwähnenswerth. In der ganzen, über 80 Meter langen ausgeschachteten Grabenstrecke kam nicht ein einziger Zinnendeckel zum Vorschein, obwohl der Graben fast nur mit dem Absturz der Castellmauer ausgefüllt ist. Da dies kein Zufall sein kann, ersehen wir daraus, daß die Zinnen der

Deckelsteine, wie sie namentlich an der inneren Linie häufig gefunden werden, entbehrten.

So haben die Conservirungsarbeiten nicht nur ein anziehendes Bild einer derartigen Castellanlage gegeben, sondern auch eine Reihe neuer Aufschlüsse über die Geschichte des Castells zutage gefördert, wofür die Freunde des Alterthums der badischen Regierung zu lebhaftem Danke verpflichtet sind.

Wer übrigens dem Castell Osterburken einen Besuch abzustatten gedenkt — und die Gelegenheit dazu ist leicht gegeben, da Osterburken Station der Linie Heidelberg-Würzburg und Kopfstation der Linie Osterburken-Heilbronn ist — verabsäume nicht, auch zum Grenzwall hinauszuwandern. Sowohl nördlich wie südlich von Osterburken zieht er gut erhalten durch prächtigen Buchenwald dahin, in Abständen begleitet von den Trümmern der Thürme, von denen herab Roms Krieger fast zwei Jahrhunderte lang die germanische Grenzwacht hielten. Auch von diesen Thürmen hat der eine und andere eine Conservirung erfahren und übt mit dem zerbröckelten Gemäuer inmitten der Waldeinsamkeit eigenen Reiz aus.

Sokrates und seine Philosophie.

Von Richard Kralik.

II.

Von jener berühmten, durch Platon verewigten Winternacht an scheint das „Sokratisiren", wie Aristophanes es nennt, in Athen ganz gewaltig in Mode gekommen zu sein. Auch Aristophanes gehörte nach des Alkibiades Worten, der ja auch beim Gastmahl mitsprach, zu den von der philosophischen Wuth und Raserei Ergriffenen.

Aber schon das folgende Jahr (415) brachte mit der unglücklichen Unternehmung gegen Syrakus und dem Hermokopidenprozeß eine Ernüchterung und einen Rückschlag. Der philosophische Kreis und seine Bestrebungen wurden durch manche Dinge, die dabei ans Tageslicht traten, schwer compromittirt. Die Ideologie der sokratischen Schule kam in manche unsaubere Berührung mit der Politik. Die Vögel des Aristophanes (414 aufgeführt) schildern, wie schon bemerkt, mit großartigem Humor diesen Zustand. Sie sind eigentlich die Fortsetzung des platonischen Symposions. Sie sind die dort unterdrückte Gegenrede des Komikers. Er schildert hier in seiner Weise das philosophische Wolkenkukuksheim, in das Sokrates, der Freundeüberreder, „Peisthetairos", seine gutgläubigen Schüler locken will. Es ist das lustige Reich alles Beflügelten, nicht bloß der Vögel, auch des geflügelten Eros, der ausdrücklich erwähnt wird. Es ist die Ergänzung der „Wolken"-Komödie, an die durch den Namen der Wolkenkukuksstadt geradezu erinnert wird. Es ist das Reich der Begriffe. Auch hier erweist sich Aristophanes durch die bildliche Darstellung philosophischer Anschauungen ganz als ein dem Platon congenialer Sokratiker. Dasselbe gilt auch theilweise von der aristophanischen Komödie des Jahres 411, der Lysistrate, gleichsam einer lustspielhaften Exemplificirung des sokratischen Dogmas von der Gleichbefähigung der Frauen.

Aber auch der Plutos des Aristophanes, der in der ersten Bearbeitung 408 aufgeführt wurde, spielt in noch erkennbarer Weise auf den Philosophen an. Der Komiker führt uns in den Gestalten des Reichthums und der Armuth die alt gewordenen Eltern des Eros vor, die wir aus dem Mythos im Symposion kennen, und er schildert uns in sehr realistischer Weise den Einfluß, den diese beiden in Wirklichkeit auf einen nichts weniger als philosophischen Eros haben. Im Blepsidemos haben wir wahrscheinlich den Sokrates selber zu erkennen, dem nach den alten Lexikographen der Spitzname Blepedaimon (Geisterseher) anhing.

Wie groß die staatsreformatorische Tendenz jener Zeit war, beweist die oligarchische Revolution desselben Jahres 411, die vom sokratischen Kreise im weiteren Sinn ausging und eigentlich nur eine mißverständliche Vorwegnahme jener Staatsideen war, die wir den Meister bald ausführlich werden entwickeln hören. Nachdem die Oligarchen draußen auf dem conservativen Land in Kolonos sich constituirt hatten — Sophokles mußte ihnen das Festspiel dazu dichten —, nachdem sie ein wenig gegen die Sophistik demonstrirt hatten — Protagoras ertrank auf der Flucht —, ging es bald wieder mit ihrer Herrlichkeit zu Ende. Alkibiades, der seit dem Hermenproceß verbannt war, stellte sich an die Spitze der siegenden Demokratie. Die engere sokratische Schule entging allen drohenden Gefahren. Vielleicht war dies die Frucht der weisen Zurückhaltung der Philosophen, der, wie wir aus dem pseudoplatonischen Demodokos erfahren, gerade damals sich wieder sehr entschieden gegen den Nutzen des politischen Parlamentirens ausgesprochen hat. Noch ein paar andere geistige Turnübungen mit dem Oligarchen Demodokos sind überliefert. Auch ein Gespräch mit dessen jungem Sohne Theages über das Daimonion (409). Es scheint den wissenschaftlichen Kern zu haben, daß alle Mühe bei der Erziehung ohne göttlichen Willen nichts helfe. Es ist kein Grund, diese Anschauung bloß wegen ihrer Mystik für unsokratisch zu halten.

Dasselbe Jahr 409 brachte der Schule offenbaren Segen durch drei neue edle Schüler, drei Brüder, Verwandte des Charmides und des Kritias. Sie hießen Adeimantos, Glaukon und Aristokles mit dem Beinamen Platon, unter dem er der Unsterblichkeit angehört. Der Jüngling hatte sich nach gymnastischen, malerischen und poetischen Versuchen den Waffen zugewendet. Sokrates gewann ihn nun für die Philosophie. Er wird sogleich Gelegenheit finden, die wichtigsten Vorträge des Meisters aufzuzeichnen. Gerade damals nämlich scheint in der Schule ein gewisser Unmuth eingerissen zu sein darüber, daß ihr Lehrer über propädeutische, anregende, prüfende Reden kaum hinauskomme. Es schien ihnen längst genug des dialektischen Spiels. Sie wollten schon als praktische Politiker bestimmte Resultate der Untersuchung aus der Schule mitnehmen. Vielleicht wirkte auch die Enttäuschung über die verunglückte oligarchische Reformbewegung mit, die Sokrates nicht genug unterstützt zu haben schien. Dieser Unmuth kommt in einem Gespräch mit Kleitophon zum Ausdruck. Die Folge war, daß Sokrates aus Rücksicht auf seine Schüler sich zu einem dogmatischeren Vortrag aufraffte, obwohl er seinerseits den Nutzen der Philosophie schon in der dialektischen Kritik der Begriffe gefunden hatte. Am Schluß der kleinen Panathenäen des Jahres 408 (?) kam für Sokrates die Gelegenheit, diesen Hauptvortrag anzubringen. Ueber dieses Gespräch, in der platonischen Sammlung als Politeia oder Republik bekannt, ist nun einiges Licht zu verbreiten. Vorerst ist aus dem ganzen Charakter der Zeiten zu erweisen, daß ein so kühner, radicaler, romantischer Reformversuch nur in die letzten Jahre des peloponnesischen Krieges fallen kann, in die Zeit der oligarchischen Revolutionsversuche im reactionären, conservativen Interesse, in die Zeit, aus der auch andere ähnliche theoretische Versuche überliefert sind, so der des Architekten Hippodamos. Damals war es möglich, daran zu denken, wo die ganze attische Verfassung in der Luft stand, der Staat in höchster Bedrängniß von außen auf die radicalsten überschwänglichsten Aushülfsmittel angewiesen war. Der philisträseren, müden Generation nach

dem peloponnesischen Krieg lagen solche Möglichkeiten allzu fern. Platon wird uns dann auch sein aristokratisches Staatsideal in den Gesetzen höchst ausführlich darlegen, aber in der Politeia reproducirt er uns ein nach antiken Begriffen treues Bild jener Kriegs- und Revolutionszeit, die ja auf allen Gebieten des Lebens, der Politik, des Kampfes, der Kunst, das Unglaublichste innerhalb weniger Jahre erzeugte. Ein anderer Irrthum ist, in diesem Gespräch die Entwicklung des Staatsideals für die Hauptsache zu halten. Dies ist im Gegentheil nur eine nebensächliche Einschaltung und im Vergleich zu dem übrigen, ernsthaft ethischen Inhalt mit bekannter sokratischer Ironie behandelt. Der Gedankengang des langen Gespräches, wie ihn etwa Xenophon aufgezeichnet haben könnte, ist kurz dieser. Sokrates sucht den Begriff des an sich Gerechten auf. Da er ihn aber in der menschlichen Seele wegen der Kleinheit des Objects nicht findet, so versucht er es erst mit einem größeren analogen Organismus, mit dem Staat, in der Ueberzeugung, daß der Staat die Einrichtung der menschlichen Seele im großen haben wird. Bei der Verschiedenheit der empirischen Staaten muß er da nun einen Typus des Staats construiren, seinen Begriff, seine Idee, was natürlich ohne doctrinären Schematismus nicht abgeht. Die Hauptsache ist aber, daß er drei logisch streng gesonderte Stände findet, einen Lehrstand, Wehrstand und Nährstand. Er findet weiter, daß diesen drei Ständen der Reihe nach die Tugenden der Weisheit, der Tapferkeit und der Besonnenheit zukommen. Die Tugend der Gerechtigkeit wird aber in der richtigen Ordnung und Unterordnung der verschiedenen Stände gefunden, so daß jeder das Seine thue. Nun findet er mit Leichtigkeit in der Seele eine analoge Anordnung. Er findet den drei Ständen entsprechend die drei Seelentheile oder Vermögen des Vernünftigen, Willensmuthigen und Begehrlichen. Jedem dieser Theile kommt wieder eine Specialtugend zu, die Gerechtigkeit aber ist die richtige Unterordnung derselben, so daß der Wille über die Begehrlichkeit, die Vernunft über alle herrscht. So beweist er, daß ohne Rücksicht auf äußeren Vortheil oder Nachtheil die gerechte Seele als die geordnetste auch die gesundeste und glücklichste, die ungerechte dagegen ihrer Ungeordnetheit wegen die allerunseligste sein müsse. Jene gleicht einem guten Staat, diese einem schlecht geordneten, tyrannischen oder demagogischen. Mag auch die psychologische Grundlage dieser Deduction verbesserungsfähig sein, so ist damit doch der Ethik die überzeugendste Grundlage gegeben. Aber Sokrates geht noch weiter. Die Seele, die auf das an sich Gerechte gerichtet ist, nimmt dadurch am Göttlichen theil, am Ewigen, und versichert sich so philosophisch der durch die volksthümlichen religiösen Vorstellungen in Aussicht gestellten himmlischen Belohnungen.

Die unmittelbar an diesen Vortrag sich anschließenden Gespräche mit dem aristokratischen Staatsmann Kritias und dem Naturphilosophen Timaios ergänzen und erklären dessen Tendenz. Man ersieht daraus, daß es nicht so sehr eine doctrinäre als conservative oder reactionäre Reform war, was der sokratische Kreis anstrebte. Es wird hier nämlich nachzuweisen gesucht, daß im seligen Heroenzeitalter Athen sich schon eines ganz ähnlich organisirten patriarchalischen Ständestaats erfreut habe, und daß die Weltordnung die Wiederkehr ähnlicher idealer Zustände nicht ausschließe.

In dem Gespräch mit Phaidros, das wahrscheinlich ins folgende Jahr (407) fällt, führt Sokrates seine Psychologie noch näher aus. Er vergleicht die Seele einem Gespann, wo die Vernunft der Lenker, Wille und Begierde die Rosse sind. Die Seele findet ihre Seligkeit im Anschauen der ewigen Wesenheiten und Vorbilder, der Typen der Welt. Wenn sie aus Schwachheit zur Erde sinkt, so ist es vor allem die Schönheit und Liebe, die ihr wieder die Flügel erstarken macht, um sich aufs neue zum Genuß des Göttlichen zu erheben.

In die großen Panathenäen des Jahres 406 fällt ein interessantes ästhetisches Gespräch mit dem Rhapsoden Jon, dem Sokrates nachweist, daß aller Künstler Fertigkeit nicht sowohl bewußte Wissenschaft als vielmehr göttliche Kraft sei, die den Menschen als Werkzeug in Bewegung setzt. Dies war der Grund, weßhalb Sokrates weniger von der Poesie als von der Philosophie hielt. Die Poesie kann durch den Menschen hindurchgehen, ohne ihn besser zu machen, meint er.

Zur selben Zeit hat Sokrates sich zum Ersatz des der Philosophie verlorenen Alkibiades dem jüngeren Perikles, dem Sohne des großen Staatsmanns und der Aspasia genähert und ihn für seine Reformideen zu begeistern gesucht. Das von Xenophon überlieferte Gespräch ist deßhalb wichtig, weil man darin ganz genau die Spuren der von Platon aufgezeichneten Staatsansichten erkennt. Aber auch mit diesem Schüler hatte Sokrates kein Glück. Er wurde 406 infolge der Schlacht bei den Arginusen und des bekannten Feldherrnprocesses hingerichtet, trotz des Widerstandes des Sokrates, der damals als Prytan sein erstes und letztes Staatsamt bekleidete.

Bald darauf fiel ein anderer Freund des Sokrates, Axiochos, in tödtliche Krankheit. Es ist uns eine Trostrede des Meisters an ihn überliefert, worin er das Sterben als ein Unsterblichwerden auffaßt. Das merkwürdigste aber ist, daß darin das Leben der Eingeweihten in der Unterwelt in einer Weise geschildert wird, die mit der Parodie des Aristophanes in den etwa gleichzeitig (405) aufgeführten Fröschen auffallende Aehnlichkeit hat. Diese Komödie ist überhaupt eine ziemlich derbe Zurückweisung der poesie- und theaterfeindlichen Tendenzen des Sokrates, wie sie im platonischen Staatsgespräch ausführlich niedergelegt sind. Während Sokrates von den Rhapsoden und Mimen nur Unheil für den Staat erwartet, läßt im Gegentheil Aristophanes den Theatergott Dionysos in die Unterwelt gehen, um von dort einen verstorbenen Tragiker zurückzubringen als letzte Rettung für den sinkenden Staat. Der Philosoph wird aber zum Schluß vom beleidigten Dichter mit Namennennung also abgefertigt:

„Schön, wer nicht beim Sokrates
Sitzend Grübelworte schwatzt,
Wer nicht die Musenkunst verschmäht
Und sich des größten, was die Tragödie
Uns geschaffen, nicht beraubt!
Aber mit hochtrabenden Reden
Thätigen Müßigang zu treiben,
Ist des Verrückten Sache."

Ich will hier nicht die Ansicht unterdrücken, daß auch die Ekklesiazusen des Aristophanes in ihrer ersten Gestalt (wir besitzen nur eine zweite Bearbeitung vom Jahre 392) dieser verzweifelten Kriegszeit angehören und direct auf Sokrates anspielen. Er ist der Blepyros, eine Abkürzung des Blepsidemos im Plutos, der wieder eine Verballhornung von Blepedaimon, dem bekannten Spitznamen, ist. Dann ist aber Praxagora, des Blepyros Frau und die Anstifterin des Weiberstaats, niemand anders als die wohl bekannte Xanthippe. Der Sarkasmus dieser Erfindung ist drastisch genug.

Aus den sokratischen Gesprächen dieser letzten Zeit vor dem Zusammenbruch des attischen Großstaates weht eine resignirte, ja verzweifelte Stimmung. Im Gespräch mit Euthydemos überläßt Sokrates fast das Feld den Sophisten, im Gespräch mit Gorgias gibt er ihnen das ganze politische Leben preis, um sich allein auf die Philosophie zurückzuziehen. Dennoch behauptet er, damit seine Mitbürger die wahre Staatskunst zu lehren und von allen Zeitgenossen allein den Staatsvortheil zu verfolgen. Denn er allein

Digitized by Google

lehre seine Mitbürger nicht etwa durch Reden zu glänzen und sich der Strafe zu entziehen, sondern gerecht zu sein, und wenn sie das nicht seien, gerecht zu werden und durch Strafe zu büßen.

Unmittelbar nachdem so die Philosophie den kranken Staat aufgegeben hatte, erfolgte sein Zusammenbruch. Die attische Macht wird vernichtet, die Stadt eingenommen, die Demokratie gestürzt. Mit Hülfe der Spartaner wird nun eine Oligarchie eingesetzt, die sogenannten dreißig Tyrannen. Auch diese zweite Oligarchie des Jahres 404 ist ein Zerrbild des sokratischen Staatsideals. Sie ging ja auch von dem weiteren sokratischen Kreise aus. Kritias, einer der fähigsten Sokratiker, der thätige Mitunterredner im großen Staatsgespräche, stand an der Spitze des Ganzen. Charmides war an führender Stelle, Xenophon, Platon und andere Schüler nahmen hoffnungsvoll an der Bewegung theil. Sokrates wurde in den Rath gezogen und von den Regierenden ostentativ gebraucht. Die Grundzüge des Dreiständestaats wurden durchgeführt. Freilich kam das Ideal bald in Conflict mit der Wirklichkeit. Sokrates mußte selber die Kritik üben, daß jene schlechte Hirten wären, die ihre eigenen Heerden verringerten. Dieser durch Xenophon überlieferte Ausspruch ist nur ganz verständlich, wenn man sich erinnert, daß durch das ganze große Staatsgespräch der Vergleich der Hüter mit Hirten, der Wächter mit Hunden, der Regierten mit Heerden geht. Die Dreißig ließen darauf den Sokrates ziemlich unhöflich warnen, er solle sich in Acht nehmen, daß er nicht etwa durch seinen eigenen Tod die Zahl der Ochsen verringere. Wir finden in dieser Zeit auch noch andere Anlehnungen an sokratische Reformvorschläge, so Verbot der Redekunst, Einschränkung der Komödie, Bestimmungen über Frauen und Ehe, Entfernung der Regierten aus der Stadt, die nur von den Hütern und Wächtern besetzt wird u. s. w. Dies schlecht realisirte Staatsideal mußte aber doch bald zugrunde gehen. Die spartanisch gesinnte, oligarchische Regierung machte sich unmöglich. Die Demokratie kam nach heftigen Kämpfen wieder ans Ruder. Sie nützte ihren Sieg maßvoll aus. In schöner Begeisterung schloß sie Frieden mit der unterliegenden Partei, und man schwur sich gegenseitig volle Amnestie des Vergangenen zu. Die Leichenrede, die Sokrates, angeblich nach Aspasia, dem Menexenos erzählt, ist ursprünglich wohl zu einer solchen Versöhnungsfeier entstanden. —

Nur der Amnestie hatte es Sokrates zu verdanken, daß ihm noch eine Frist von vier Jahren geschenkt wurde. Die Gespräche, die theils von Xenophon, theils von Platon aus dieser Zeit (403—399) überliefert sind, haben intimeren Charakter. Die Politik ist zurückgedrängt. Freundschaft, Ethik, Dialektik, Aesthetik sind ihr Stoff. Im Gespräch mit Kratylos werden die Grundlagen einer Sprachphilosophie gelegt, die von dem Prinzip ausgeht, daß jeder Laut bedeutungsvoller Ausdruck einer Bewegung oder eines Zustandes sei.

In einem Fall sind wir in der glücklichen Lage, denselben Vortrag in der Aufzeichnung des Xenophon und des Platon zu besitzen. Es ist ein Vortrag über Freundschaft. Wir ersehen daraus, wie Sokrates denselben Stoff bei verschiedenen Gelegenheiten im wesentlichen auf dieselbe Weise abhandelte, nur mit Verschiedenheit der Einleitung und der persönlichen Beziehungen. Wir sehen, wie zwei so verschiedene Geister wie Platon und Xenophon dasselbe ganz verschieden auffassen müssen, wir sehen aber auch, wie aus diesen zwei verschiedenen Bildern, gleichsam wie in einem Stereoskop, der plastische, wirkliche Sokrates hervortritt. Ich meine den platonischen Lysis und das xenophontische Gespräch mit Kritobulos (2. 6). Zufälligerweise ist uns überliefert, daß Sokrates diesmal mit der platonischen Bearbeitung nicht ganz zufrieden war.

In dieser Zeit beginnt auch schon die Spaltung der sokratischen Schulen. Das geht aus den verschiedenen Gesprächen bei Xenophon mit Antisthenes und Aristippos hervor und aus dem platonischen Philebos, der gleichsam eine Fortsetzung dieser Streitigkeiten innerhalb der Schule ist. Es handelt sich um den Begriff der Lust, wo Sokrates einen über die asketischen, hedonischen und spiritualistischen Extreme seiner Schüler erhobenen Standpunkt einnimmt.

In einem Gespräch mit Menon löst Sokrates eine Hauptfrage seines Lebens, die nach der Lehrbarkeit der Tugend durch den Hinweis auf eine Stelle des Pindar über Seelenwanderung. Ob nicht alles Lernen Wiedererinnerung sei von längst Gewußtem? Und ob alles Gute und Große nicht vielleicht durch göttliche Schickung eher als durch Weisheit, Einsicht und Lernen erreicht werde? So, daß die Tugend weder ganz von Natur, noch ganz lehrbar wäre. —

Wir kommen nun zum Ende, zur Anklage, zum Proceß, zur Verurtheilung, zum Tod des Sokrates. Aus dem politischen Leben dieser Zeit wird man seine Katastrophe vollkommen verstehen. Der Sokrates, wie er eben geschildert wurde, der Sokrates des Platon und Aristophanes, nicht des Xenophon allein, er mußte der endlich siegenden Demokratie Athens ein Dorn im Fleische sein. Er hatte sich immer als Oligarch, als Aristokrat im philosophischen Sinne, als Verehrer der heroischen dorischen Staatsverfassung bekannt, er hatte die Vernünftigkeit der excessiven attischen Demokratie stets geleugnet. Er war den oligarchischen Clubs immer eng befreundet, seine Lehren hatten, wenn auch mißverstanden, auf deren Entschlüsse eingewirkt, zwei aristokratische Revolutionen hatten ihre Gedanken, ihre Impulse aus seinen Theorien geschöpft. Sie waren gestürzt, ihre Führer gefallen, nur der intellectuelle Urheber in den Augen des Volkes lebte noch und lehrte in derselben Weise weiter. Es konnte jeden Augenblick zu einer dritten Revolution kommen, die sich wieder auf Sokrates und seine Philosophie stützte. Die Gefahr schien groß. Um so mehr, da die aristokratische Partei in Athen zugleich dem Feinde, den Spartanern, hold war. Ihr Treiben streifte wirklich an Landesverrath. Grund genug, sich der wirklichen oder vermeintlichen Häupter und Anstifter zu bemächtigen, sie unschädlich zu machen. Nun war aber die Amnestie vorschnell beschworen worden. Man mußte also, da der wahre Schuldpunkt nicht genannt werden durfte, auf Vorwände sinnen. Jugendverführung und religiöse Neuerung waren diese Vorwände. Jedermann wußte, daß diese Anklagen unbegründet waren. Jeder wußte aber auch, daß Sokrates, der Oligarch, der Lakonerfreund, einmal angeklagt von einem demokratischen Gerichtshof, nicht mehr würde freigesprochen werden. So kam es auch. Ein Staatsmann, ein Redner und ein Dichter waren die Ankläger. Sie möchten so persönlich die allzuscharfe Kritik, die Sokrates sein Leben lang gegen diese Stände angewandt hatte. Sokrates wußte, daß ihn keine noch so sorgfältige Vertheidigung retten könne, er benützte daher seine letzten Tage lieber zur eindringlichsten Wiederholung seiner Vorträge. Er betont im Gespräch mit Theaitetos die Schwierigkeit, die Erkenntniß zu definiren, wenn man nicht auf die Begriffe sich stützt, er zeigt im Gespräch mit Euthyphron, wie man ohne seinen Begriff der Frömmigkeit über das Wesen dieser Tugend im Dunkeln tappen muß. Er unterhält sich mit einem ungenannten eleatischen Gastfreund, in welchem ich den Eukleides vermuthe, über das Wesen des Sophisten und des wahren Staatsmanns.

So kam der Gerichtstag heran. Die erhaltene Vertheidigungsrede des Sokrates gipfelt in einer furchtlosen Anklage seiner Ankläger und in der Berufung auf die Gottheit, die ihn durch das Orakel und die göttliche Stimme ausdrücklich zu seiner reformatorischen Sendung

Digitized by Google

bevollmächtigt habe. Sie erregte natürlich den lärmenden Unwillen der Richter. Dennoch ist es zu verwundern, daß nur eine kleine Majorität ihn schuldig sprach. Als er aber stolz als verdiente Belohnung anstatt der Strafe auf lebenslängliche Speisung im Prytaneum anzutragen schien, stimmten noch viele von denen, die ihn erst freigesprochen hatten, für die Todesstrafe. Mit fast heiterem Trost nahm er von den ihm wohl Gesinnten Abschied in der festen Ueberzeugung, „daß es für einen guten Mann kein Uebel gibt weder im Leben noch im Tode, und daß von den Göttern seine Sachen nicht vernachlässigt werden".

Wenn Sokrates in etwas schuldig war — und bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen dürfen wir das zugeben —, so hat er seine Schuld durch ein wahrhaft philosophisches Sterben reichlich gesühnt. Er hat seinen Richtern verziehen, er hat sogar seine überscharfe Kritik gegen Poesie und Staat so viel als möglich gut zu machen gesucht. Noch in seinen letzten Tagen im Gefängniß hat er sich, wie er sagte, auf göttliches Traumgebot, der Dichtkunst zugewendet, hat eine Hymne auf den delischen Gott und einige Fabeln verfaßt, um nicht als Musenfeind aus der Welt zu gehen. Die bestehenden, wenn auch der Kritik bedürftigen Staatsgesetze hat er aber dadurch feierlich anerkennen wollen, daß er die wiederholte leichte Gelegenheit zur Flucht nicht benützte.

Am Tage der Hinrichtung unterhält er sich mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele. Hier sind die dialektischen Beweise aus der Wiedererinnerung, der Einfachheit u. s. w. vielleicht weniger überwältigend, als der großartige Tiefblick in das Wesen der Welt, wonach das Seelische, das Vernünftige überhaupt als das Ursprüngliche und Wesentliche erkannt wird, dem das Körperliche mit seinen Veränderungen und Vernichtungen nichts anhaben kann. In diesem Sinn erklärt Sokrates sein ganzes Leben und Philosophiren für ein Sterben, nämlich ein Absterben der körperlichen Erscheinung und Meinung, ein Unsterblichwerden durch fortschreitende Theilnahme an den ewigen Begriffen, am Denken, an der Vernunft. Wie kann das Denken, die Vernunft untergehen und sterben oder müde werden, wenn es der einzige Erreger und Erhalter alles Lebens, wenn es das Leben selber ist? Das sind Gründe, die allerdings nur aus einer überfliegenden, idealistischen, teleologischen, antimechanischen Welt- und Naturauffassung zu verstehen sind, was nicht jedermanns Sache ist.

So starb Sokrates. Wie man sieht, ist es nicht ganz zutreffend, wenn man meint, daß er ohne literarischen Nachlaß verschieden ist. Er hat eine Reihe von wohl ausgearbeiteten und ausgefeilten Vorträgen hinterlassen, die herauszugeben und zu verbreiten er seinen Schülern überließ. Das war damals allgemein Sitte. Auch Platon hat sein langes Leben hindurch nichts Eigenes herausgegeben, sondern nur den Nachlaß seines Meisters, allerdings mit congenialer Meisterschaft und nimmer ermüdender Feile, redigirt. Seine eigenen Werke wurden ebenso erst nach seinem Tode theils aus den Notizen zusammengestellt, wie die Gesetze, theils als esoterischer Schatz mehr mündlich als schriftlich in der Akademie bewahrt. Aber auch sogar bei Aristoteles ist noch ein ähnliches Verhältniß. Wir sehen leider aus dem jammervollen, ordnungslosen Zustand seiner überlieferten Werke, daß ihm nicht einmal ein guter Nachschreiber oder Redactor den Dienst that, der dem Sokrates und Platon wurde. Für die Geschichte der Philosophie scheint es mir vor allem an der Zeit, streng zu unterscheiden zwischen dem, was in den platonischen Werken nur sokratische Memorabilien sind, und was eigentlich platonisch ist. Hiezu gibt uns schon Platon selbst einen Fingerzeig, indem er in seinen eigenen Gesetzen den Namen des Sokrates gar nicht erwähnt. Dies echt platonische Werk ist, wie ich nebenbei bemerken möchte, wohl aus den Motivenberichten zu der von Platon vorgeschlagenen syrakusischen Verfassungsreform hervorgegangen. Platon hat meiner Ueberzeugung nach den Namen des Sokrates wissentlich nie zu einer historischen Erfindung mißbraucht. Entscheidend ist sein eigenes Zeugniß in den Briefen, die ich mit Grote für echt halte. Entscheidend ist das Zeugniß des Aristoteles, der als eigentlich platonische Philosophie nur die pythagoreisch angehauchte Philosophie der Gesetze und mündlichen Vorträge kennt. Diese Philosophie und die Philosophie der sokratischen Gespräche ist aber so verschieden, daß z. B. Zeller in seiner Darstellung beide Systeme getrennt behandeln muß. Wer die Geschichte der Zeit mit den philosophischen Quellen vergleicht, für den kann nicht mehr der geringste Zweifel bleiben über die Linie, wo der volksthümliche, originelle, rücksichtslos forschende, barfüßige, plebeische, übergeniale attische Pflastertreter Sokrates aufhört, und der wohl gepflegte Patricier, der geometrisch abgezirkelte Akademiker, der vornehme Weltreisende, der ausgleichende, vermittelnde, anempfindende königlich syrakusische Hofrath Platon anfängt.

Mir als Philosophen liegt freilich weniger an der philologischen Abgrenzung des literarischen Eigenthums. Mir lag ursprünglich und liegt schließlich nur an der Begründung der Begriffsphilosophie. Mir lag daran, von dem genialsten und kühnsten Philosophen mich in der mühsam und zweifelnd errungenen Anschauung bestärken zu lassen, daß der eigentliche Stoff und Kern der Welt, das Bleibende und Ursprüngliche nicht die Materie mit ihren Atomen und mechanischen Veränderungen ist, sondern der Geist, die Vernunft, das Denken, Bewußtsein, Wollen und Zweckmäßigkeit, mit allen seinen Kategorien, Begriffen, Ideen, oder wie man es nennen will. Nicht archäologische Liebhaberei ist dies Versenken in jene alten Vorstellungen, im Gegentheil: die ganze neuere Philosophie scheint auf diesem ihr von ihrem Vater gewiesenen Weg über Augustinus, Descartes, Leibniz, Kant immer weiter und sicherer vorzuschreiten. Und gerade die neuere erkenntnißtheoretische und psychologische Richtung der Philosophie, unterstützt von der Naturwissenschaft, von der Sinnenphysiologie, scheint als das sicherste unsrer ganzen Erfahrung das Apriorische, das Denkgesetzliche zu erweisen. Immer größer und wunderbarer entfaltet sich vor uns die Natur mit ihren unerschöpflichen Kräften. Aber immer noch höher schwingt sich darüber die Vernunft, das Denken empor.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die Normen des bayerischen Landesrechts im Anschluß an die Reichscivilproceßordnung. Von Dr. Fenny Schieflinger, k. Landgerichtsrath in Augsburg. Zweite Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Die Reichscivilproceßordnung ist mit der gleichen Zurückhaltung abgefaßt, wie sie die Reichsgesetze privatrechtlichen Inhalts durchgehends kennzeichnet; sie überläßt eine Reihe von Fragen der landesgesetzlichen Regelung. Bestimmend hiefür war bei ihrer Anlage in erster Linie die Verschiedenheit des bürgerlichen Rechts in den einzelnen Rechtsgebieten des Reichs. Mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch wird diese Verschiedenheit zum größten Theil fallen und dadurch ist die Möglichkeit gegeben, das Gebiet der Reichsgesetzgebung hinsichtlich des formalen Privatrechts zu erweitern und solche Materien, deren einheitliche Regelung nothwendig erscheint, darein einzubeziehen. Durch das Gesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 ist hiezu der erste Schritt erfolgt; weitere Gesetze, insbesondere eine bedeutsame Novelle zur Civilproceßordnung, sind bereits ausgearbeitet. Es möchte unter solchen Umständen fast wundernehmen, daß der bekannte Commentar von Gaupp zur Reichscivilproceßordnung so unmittelbar vor der Zeit, da einschneidende Aenderungen des Gesetzes mit Sicherheit bevorstehen, noch in

Digitized by Google

neuer Auflage erscheint und daß der Stab von Mitarbeitern, den sich der Verfasser für die Bearbeitung der als Ergänzung des Reichsgesetzes geltenden landesrechtlichen Normen gewonnen hat, ebenfalls unverdrossen an die Revision ihrer als Anhänge zum Hauptwerk erschienenen Arbeiten geht. Doch mag die Sorge hierum dem Verlegee bleiben. All denen, die mit Civilprozessen eingehender zu thun haben, wird die Neuherausgabe dieses Werks willkommen sein. Der Commentar selbst, an dem auch auch Prof. Dr. Stein in Halle mitwirkt, liegt noch nicht vollständig vor; dagegen ist von den Anhängen bereits der erste, der das bayerische Landesrecht enthält, fertig gestellt. Im Vergleich zu der ersten Auflage ist er nicht unbedeutend erweitert, insbesondere hat auch die Subhastationsordnung darin Darstellung gefunden. Der Verfasser gibt als Grund, warum er sich zur Inangriffnahme einer zweiten Auflage entschloß, einmal die freundliche Aufnahme an, die der ersten Auflage zutheil geworden, und dann die Erkenntniß, wie sehr eine Verbesserung des Werkchens nothwendig sei. Die letztere Motivirung ist zu bescheiden; der spröde und verwickelte Stoff war schon in der ersten Auflage mit großer Klarheit und wohlthuender Bestimmtheit dargelegt. Daraus ergab sich eben auch die allseitige, insbesondere in Kreisen der Praxis lebhaft geäußerte Begrüßung, die der gediegenen Arbeit entgegengebracht wurde. Sie wird der neuen Auflage in gleicher Weise zukommen.

* Ueber die Thätigkeit des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts hat der Generalsecretär Prof. Dr. Alexander Conze der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 13. Mai nachstehenden Jahresbericht erstattet:

Die jährliche ordentliche Gesammtsitzung der Centraldirection fand im Rechnungsjahre 1896/97, über welches hier berichtet wird, am 15. bis 18. April 1896 statt. Es nahmen an ihr theil die HH. Conze, Hirschfeld, Kekule v. Stradonitz, Klepert, Kiechhoff, Loeschcke, Michaelis, Schöne, Zangemeistee, letzterer zum erstenmale. Verhindert war Hr. Curtius, den wir nicht wieder unter uns sehen sollten. In diesen Sitzungen wurden dem Statut gemäß die Wahlen der Stipendiaten vorgenommen, die Berichte sowohl des Generalsecretärs und der Secretariate, als auch der Leiter wissenschaftlicher Unternehmungen entgegengenommen, auch die Wahl von Mitgliedern vollzogen und der Finanzplan für das Rechnungsjahr beschlossen. In der Centraldirection waren zwei Stellen durch den Tod der langjährigen Mitglieder, der HH. Krüger und Overbeck, frei. An deren Stelle wurden gewählt Hr. Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schöberg in Berlin und Hr. Körte in Rostock. Beide haben die Wahl angenommen. Zu Mitgliedern des Instituts wurden ferner gewählt, und zwar zu ordentlichen Mitgliedern die HH. Babelon in Paris, Schuermans in Lüttich, Cecil Smith und Wilhelm, beide in Athen, ferner zu correspondirenden Mitgliedern Miß Harrison in London und die HH. Buhot de Kerfers in Bourges, Dell in Wien, jetzt in Czernowitz, Gsell in Algee, Hale in Rom, jetzt in Chicago, Jacobsen in Kopenhagen, Keil in Straßburg, Kuczinski in Budapest, Lehner in Teter, Malmberg in Dorpat, Pallat in Wiesbaden, Politis in Athen, Ritzi in Rom, Schumacher in Karlsruhe, Vasconcellos in Lissabon, Vern in Cadiz, Waille in Algee, Wolff in Frankfurt a. M. Zum Winckelmanns-Tage des vorigen Jahres erfolgte sodann die Wahl Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich zum Ehrenmitgliede des Instituts, eine Wahl, welche die hohe Frau huldvoll anzunehmen geruhte. Zum gleichen Tage wurde Hr. Stergoglotis in Vathy auf Samos als correspondirendes Mitglied gewählt. Das Auswärtige Amt verlieh entsprechend den in der Gesammtsitzung der Centraldirection erfolgten Wahlen für 1896/97 den HH. Dragendorff, Lucas und Wiegand das Stipendium für classische Archäologie, den HH. Oberlehrern Guelitt und Siebourg je ein Halbjahrsstipendium und Hrn. Studniczka das Stipendium für christliche Archäologie. Das Institut verlor durch den Tod das langjährige Mitglied der Centraldirection Hrn. Curtius († 11. Juli 1896), das Ehrenmitglied Hrn. Baron v. Plattnee in Rom († 15. October 1896), die ordentlichen Mitglieder HH. S. Cavallari in Palermo († 1. October 1896), F. Dümmler in Basel († 15. Nov. 1896), C. Humann in Smyrna († 12. April 1896), J. Laage in Kopenhagen († 20. August 1896) und J. Zobel de Zagranitz in Manila († 7. October 1896), die correspondirenden Mitglieder HH. R. de la Blanchère in Tunis († 30. Mai 1896) und G. Italia Nicastro in Potazzuolo († 4. Juli 1896).

Bei der Redaction der in Berlin erscheinenden Schriften des Instituts schied im October Hr. Knepp aus, indem er einem Rufe an die Universität Münster folgend seine zehnjährige dankenswertheste Thätigkeit als Beistand des Generalsecretäes beschloß. An seine Stelle ist Hr. Wernicke getreten. Es erschien der 11. Band des „Jahrbuchs" mit dem „Anzeiger", welcher letztere vom Jahrgange 1896 beginnend auch einzeln abgegeben wird, womit die Centraldirection namentlich den deutschen Gymnasien einen Dienst zu erweisen wünschte. Das bereits im vorigen Jahresberichte als im Drucke befindlich erwähnte vierte „Ergänzungsheft" des „Jahrbuchs" über „Hierapolis Phrygiae" ist noch nicht fertig gestellt, weil eine längere Studienreise Hrn. Judeich die Betheiligung an der Drucklegung zeitweilig unmöglich machte. Nachmehr ist es aber der Vollendung nahe. Für ein drittes Heft des zweiten Bandes der „Antiken Denkmäler" wurde zu dem bereits im vorigen Jahresberichte Erwähnten die Chromolithographie einer Caeretaner Hydria in den Berliner Museen hinzugefügt, außerdem an den korinthischen Pinakes weiter gezeichnet. Das Heft zu vollenden, haben erst für das laufende Jahr die Mittel zur Verfügung gestellt werden können. Das Heft soll bringen vier Tafeln klazomenische Sarkophage, zwei Tafeln korinthische Pinakes, eine Tafel mit der schon erwähnten Caeretaner Hydria, vier Tafeln Erechtheionfries nach den Aufnahmen des Hrn. Pallat und eine Tafel mit einem in Pergamon jüngst gefundenen, jetzt im Museum zu Konstantinopel befindlichen Relief. Zu dem dritten und letzten Hefte der „Architektonischen Studien" von Seegius Iwanoff, die Caracallathermen behandelnd, sind sämmtliche Tafeln fertig geworden, und mit der Abfassung des Textes hat Hr. Hülsen begonnen. Der Text des zweiten Heftes der Studien ist, da die russische Uebersetzung im ersten Druck sich als ungenügend herausstellte, neu gedruckt worden. Hr. Robert hat den Text zu Band III, 1 der „Antiken Sarkophage" im Manuscript vollendet. Der Druck ist so weit gefördert, daß er in wenigen Wochen wird zu Ende geführt werden können; der Theilband, Einzelmythen Aetäon bis Hercules umfassend, ist also, da die Tafeln alle fertig sind, dem Schlusse nahe. Im Interesse des Werkes hat He. Robert zwei Reisen unternommen, im Frühling v. J. nach Italien, im Herbst nach Südfrankreich. Hauptziele der ersten Reise waren Rom, Florenz und Neapel zum Zwecke der Revision aller in Band III gehörigen Sarkophagreliefs. Diese Arbeit wurde ziemlich vollständig durchgeführt, wobei die HH. Amelung, Friedensburg und Hülsen hülfreich waren. Außer einzelnen Photographien wurde auch eine Zeichnung hergestellt und zwar von einem Neapeler Endymionsarkophage durch Hrn. Gilliéron. Dem Apparate kam die Photographie eines Sarkophags in Sofia durch Güte des Hrn. Dobrusky zu. Aus dem im vorigen Jahresberichte erwähnten Skizzenbuche aus dem vorigen Jahrhundert hat He. Robert erst einige, Sarkophage darstellende Blätter für den Apparat reproduciren lassen, deuit es vollständig im laufenden Jahre zu thun. Zur Herausgabe der „Antiken Terracotten" unter Leitung des Hrn. Kekule v. Stradonitz ist der Hauptfascikel bei dem Typenkataloge gemacht. Hr. Winter hat den Text im Manuscript mit Einordnung der eingefügten, in Zinkstöcken im wesentlichen fertigen Abbildungen druckfertig vollendet. Das Ganze wird nahezu 700 Seiten Text, auf jeder Seite durchschnittlich Abbildung von sechs Typen, umfassen. Für die zwei Bände der sogenannten Campanareliefs hat He. v. Rohden etwa zwei Drittel des Textes eingeliefert und die Vollendung des Ganzen im laufenden Jahre in feste Absicht genommen. Hr. G. Körte hat Band II, 2 der „Etruskischen Urnen" im Sommer v. J. zur Herausgabe gebracht, an den Tafeln für Band III wird gearbeitet. Ferner hat He. Körte die von der kgl. Akademie der Wissenschaften unterstützte Fortsetzung der Gerhard'schen Sammlung „Etruskischer Spiegel" zum vorläufigen Abschlusse gebracht, indem im Sommer v. J. das 14., jetzt kürzlich das 15. und 16. Heft ausgegeben und der fünfte Band damit vollendet ist. Es wird aber beabsichtigt, noch ein Supplement folgen zu lassen, in welchem das ganze Material der Sammlung mit Hinzunahme der griechischen Spiegel historisch und systematisch verarbeitet werden soll. He. Loeschcke war auch im abgelaufenen Jahr durch seine erfolgreichen Arbeiten für die Reichslimescommission neben seinen regelmäßigen Obliegenheiten derart in Anspruch genommen, daß für die Sammlung der Chalkidischen Vasen nur das Material in Paris, Brüssel und Gent erweitert und revidirt werden konnte, wozu die HH. Karo, R. v. Kieseritzky, Poltier und Weicker behülflich waren. Für die von Hrn. Schreiber übernommene Neuausgabe der „Statuenkatalogue" von Visconti ist vor der Herausgabe noch ein Besuch der römischen Archive nöthig, welchre erst im laufenden Jahr wird ausgeführt werden können. Für Hrn. v. Domaszewski's vom Institut unterstützte Sammlung der römischen Reliefs mit militärischen Dar-

Digitized by Google

stellungen ist das Material durch Gunst des kgl. italienischen Unterrichtsministeriums, sowie der HH. Benndorf in Wien und Hompel in Budapest vermehrt worden. Von den mit Unterstützung des kgl. preußischen Unterrichtsministeriums und des großen Generalstabs erscheinenden „Karten von Attila" hat Hr. Kaupert am Ende des Rechnungsjahres die erste Lieferung der Generalkarte im Maßstab von 1 : 100,000 zum Erscheinen gebracht. Sie umfaßt die vier östlichen Blätter. Die Stichvorlagen für die westlich anstoßenden Blätter sind nahezu vollendet. Der im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien erscheinenden Sammlung der „Attischen Grabreliefs" hat das Institut fortgesetzt seine Unterstützung gewährt, für welche ganz besonders das athenische Secretariat und namentlich Hr. Wolters eingetreten ist. Es erschien die achte Lieferung, von der neunten sind die Tafeln fertig, der Text gesetzt. Schenkung der Photographien und des Abgusses eines merkwürdigen Reliefs in Bukarest verdanken wir Hrn. Tocilescu. Die vom Institut durch Hrn. G. v. Kieseritzky im Anschluß an das Wiener Unternehmen in Angriff genommene Sammlung der „südrussisch-griechischen Grabreliefs" hat eine Förderung erfahren durch eine Reise des Hrn. Dragendorff nach Südrußland, auf der dort immer weiter zu Tage kommendes Material gewonnen ist. Wir haben dem Director der Ausgrabungen im taurischen Chersones, Hrn. Kosciuszko, für Entgegenkommen zu danken, namentlich aber auch der kaiserlichen archäologischen Commission in Petersburg, indem von ihr Copien der neuerdings photographisch aufgenommenen Grabreliefs dem Institute zur Benutzung zugesagt sind. Das Schlußheft des 8. Bandes der „Ephemeris epigraphica" wird im laufenden Jahr zur Ausgabe gelangen. (Schluß folgt.)

* **Kgl. sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.** Verhandlungen der mathematisch-physischen Classe 1897. Sitzung vom 11. Januar. Vortrag hielt Hr. F. Stahmann, a. M.: „Calorimetrische Untersuchungen, 36. Abhandlung: über den Wärmewerth der Amide und Anilide der ersten Glieder der Reihe der zweibasischen Säuren", von F. Stohmann und C. Haußmann. — Sitzung vom 1. Februar. Vorträge hielt He. W. Scheibner, o. M., über eine von O. Staude (Rostock) eingesandte Abhandlung unter dem Titel: „Die Gleichung der Ellipsoide und Hyperboloide als Resolvente der biquadratischen Gleichung der gebrochenen Focaldistanzen"; ferner über „die gestörte elliptische Bewegung: Hansens ideale Coordinaten." — Sitzung vom 1. März. Vorträge hielten 1. Hr. W. Scheibner, o. M., über eine Arbeit von O. Staude (Rostock): „Die algebraische Grundlage der Focaleigenschaften der Paraboloide"; ferner „über die formale Bedeutung des Hamilton'schen Princips und das Weber'sche Gesetz". He. Sophus Lie „über das Abel'sche Theorem und die Translationsmannichfaltigkeiten". Derselbe legte ferner eine Arbeit von Hrn. F. Engel, a. o. M., vor: „über lineare homogene Transformationen". He. W. Ostwald, o. M.: „Studien über die Bildung und Umwandlung fester Körper". Hr. J. Wislicenus: „über Tautomere des Dibenzoylmethans". (Die mit * bezeichneten Abhandlungen sind in den Sitzungsberichten I. II. veröffentlicht.)

or. **Würzburg.** Privatdocent Dr. Rudolf Zenker hat einen Ruf als außerordentlicher Professor für Romanische Philologie nach Rostock erhalten und angenommen.

n. **Heidelberg.** Dem bekannten Dantekorscher Alfred Bassermann hierselbst wurde von der philosophischen Facultät unserer Universität der Doctorgrad honoris causa verliehen.

K. **Luxemburg.** In den Kreisen, die sich für die Luxemburger Dialektdichtung interessiren, ist schon seit Jahren der Wunsch ausgesprochen worden, die Rechtschreibung der Mundart möge einheitlich geregelt und festgesetzt werden. Es wurden auch schon mancherlei Vorschläge gemacht, aber eine Einigung war bisher nicht möglich. Nunmehr hat die Regierung eine Commission eingesetzt, welche die Frage zur Entscheidung bringen soll. Der Zahnarzt Weber, italienischer Consul in Luxemburg, der 1890 ein luxemburgisch-lateinisch-französisch-deutsches Pflanzenwörterbuch herausgegeben hat, hat ein Wörterbuch der Luxemburger Mundart ausgearbeitet, dessen Veröffentlichung die Regierung im Prinzip beschlossen hat. Vorerst soll jedoch ein Verzeichniß der Wörter ohne jede Erklärung gedruckt und zur Vervollständigung an alle, die zur Mitarbeit bereit sind, versandt werden. Man hofft auf diese Weise, alle in den verschiedenen Gegenden des Landes vereinzelt bestehenden Wortformen sammeln und ein durchaus vollständiges Werk schaffen zu können.

* **Wien.** In Gegenwart zahlreicher Festgäste, die zum größten Theil den wissenschaftlichen Kreisen angehörten, fand am 3. Juli Mittags im Arkadenhof der Universität die Enthüllung der Büsten der verstorbenen Professoren Demelius, Endlicher, v. Millosich und Weenee statt. Der Akademische Gesangverein eröffnete die Feier mit dem Vortrage von Mozarts Bundeslied. Hierauf würdigten die Professoren a. Exner, Jagic, Kerner-Marilaun und Kopallik in beredten Worten die unvergänglichen Verdienste der Gelehrten, deren Büsten enthüllt wurden, auf den Gebieten des Strafrechts, der Sprachforschung, der Botanik und der Theologie. Namens des am Erscheinen verhinderten Rectors übernahm Hofrath Haber die Denkmäler in Obhut der Universität. Der Chor „Gaudeamus" schloß die würdige Feier.

* **Bern.** Prof. Dr. Eugen Huber, der Redacteur des Entwurfs eines Civilgesetzbuchs für die Schweiz, hat einen Ruf als ordentlicher Professor für deutsches Privatrecht an die Universität Straßburg erhalten, aber abgelehnt.

* **Paris.** Die Académie des sciences wählte Rudolf Virchow zum wirklichen auswärtigen Mitglied.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Bericht über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Mathematisch-physikalische Classe. 1897. I. II. Mit 7 Figuren. Leipzig, S. Hirzel 1897. — Dr. Heinrich Günther: Das Münzwesen der Grafschaft Württemberg. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — Dr. Heinrich Rauchberg: Der Clearing- und Giroverkehr in Oesterreich-Ungarn und im Auslande. Mit 2 Diagrammen. Wien, Alfr. Hölder 1897. — Statistik des Hamburgischen Staates. Bearb. u. hgdb. von dem statist. Bureau der Steuerdeputation. Heft XVIII, 4., 5. u. 7. Abth. Hamburg, Otto Meißner 1897. — Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. 8. Jahrg. 1897. Juni 1897. Leipzig, Seemann u. Comp. — E. T. A. Hoffmann: Doge und Dogaressa; Signor Formica. Zwei italienische Novellen. N. Ausg. f. Bücherliebhaber. Berlin, Fischer u. Franke. — Dr. August Reißmann: Was wird aus unsrer deutschen Musik? Mahnwort an der Wende des Jahrhunderts für alle, die es angeht. Berlin, M. Driesnee. — Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 23. Jahrg. nebst Jahresbericht des Vereins für 1893—1896. Augsburg, J. A. Schlosser 1896. — Deutsche Revue. Hgdb. von Richard Fleischer. 22. Jahrg. Juli 1897. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Luise Hitz: Damajanti. Lyrisches Drama in 3 Aufzügen und einem Vorspiel. Nach einer Episode des Mahabharata. München, Herm. Lukaschik 1897. — Hermann Hengstenberg: Das ehemalige Herzogthum Berg und seine nächste Umgebung. Beschreibende und geschichtliche Uebersicht. 2. Aufl. Elberfeld, B. Hartmann 1897. — Berichte des Freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. Hgdb. vom Akademischen Gesammtausschuß. N. F. 13. Bd. Jahrg. 1897. Heft 2. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Adolf Halm: Kost und Kinderbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben. Leipzig, A. G. Liebeskind 1897. — Jahresbericht der Malerinnenschule zu Karlsruhe. 12. Schuljahr 1896/97. — Samuel Bach: Aus allen Töpfen. Dichtungen und Sichtungen. 2. Aufl. Wunsiedel, G. Kohler 1897. — Von einem Alt-Oesterreicher: Die böhmisch-mährischen Sprachenverordnungen. Leipzig, Otto Wigand 1897. — Alfred Beetschen: Das Theaterwesen in der Schweiz. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897. — Alexander Baumgartner: Geschichte der Weltliteratur. 3. Lfg. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Kurzer Leitfaden der russischen Sprache für den Reisegebrauch nebst Redewendungen und Wörterverzeichniß. 3. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band. (6000)
Erste Hälfte. 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.
Zweiter Band.
Erste Hälfte . . . . . 9 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 9 Mark.
J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Die gesammelten und gebundenen Jahrgänge der
Allgemeinen Zeitung
von 1851—96
sind zu verkaufen. Offerte unter **A. Z. 9829** an die Expedition dieser Zeitung erbeten.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 7. Juli. Nummer 148.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle. III. Von Ernst Steinmann. — Andrew D. White über die Culturbedeutung Deutschlands für Amerika. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle.

Von Ernst Steinmann.

III.[1])

„Ich setze auf und bekenne, daß ich der Bildhauer Michelangelo heute am 10. Mai 1508 von Sr. Heiligkeit unserm Herrn Papst Julius II. 500 Ducaten erhalten habe auf Rechnung der Deckenmalerei der Capelle Papst Sixtus' (IV), für welche ich heute zu arbeiten beginne unter den Pacten und Bedingungen, welche vom ehrwürdigsten Monsignore von Pavia aufgesetzt und von meiner Hand unterschrieben worden sind."[2]) So liest man im ersten Eintrag der Ricordi Michelangelo's im Britischen Museum und damit ist der Beginn seiner Arbeit in der Sixtina im allgemeinen festgestellt. Allerdings gingen noch Monate vorüber, ehe der Meister Hand an die Malereien selber legen konnte. Seine schweren Zerwürfnisse mit Bramante, dessen verunglücktes Gerüst nach Vasari's Angaben wieder abgebrochen war, müssen vorausgegangen sein, wenn gleich am 11. Mai der Zimmermeister Piero di Jacopo Roselli ein neues Gerüst nach Michelangelo's eigenster Erfindung aufzuschlagen begann und gleichzeitig die ganze Wölbung mit Kalkbewurf versah, womit er, wie aus den Zahlungen hervorgeht, am 27. Juli fertig gewesen ist.[3]) Daneben beschäftigten den Bildhauer, den ein rücksichtsloser Papst ohne weiteres zum Maler machen wollte, die Entwürfe für seine Gemälde, und als diese weit größere Verhältnisse annahmen, als Papst und Künstler ursprünglich selbst gedacht hatten, die Beschaffung tüchtiger Gehülfen aus Florenz. „Der erste Plan des Werkes," bekennt Michelangelo selbst, „waren nur 12 Apostel in den Lunetten und alles übrige ein gewisses Partimento mit Ornamenten ausgefüllt, wie man das gewöhnlich zu machen pflegt. Aber als ich die Zeichnungen gemacht hatte, schien mir das Ganze eine armselige Sache zu werden und ich sagte es dem Papst. Da gab mir dieser einen neuen Auftrag, daß ich machen sollte, was ich wollte, daß er mich zufriedenstellen würde und daß ich bis zu den Geschichten darunter (an den Wänden) malen sollte. Und so wurden wir eins."[4])

Schwieriger scheint es gewesen zu sein, in Rom für solch großes Werk sich einzurichten und geeignete Gehülfen aus Florenz zu beschaffen. Wir sehen den Meister in langen Unterhandlungen mit dem Freunde Granacci, mit dem er in jüngeren Jahren beim alten Bertoldo gearbeitet hatte, die damit endeten, daß fünf „Frescanti" von Florenz ihren Weg nach Rom nahmen. Auch die Herrichtung seiner bescheidenen Häuslichkeit machte dem Künstler Schwierigkeiten, wenn er am 5. November 1508 den Vater bitten mußte, sich nach einem braven Jungen umzusehen, der von guter Abkunft sei und an Entbehrungen gewöhnt, damit er die häuslichen Arbeiten verrichte und die Einkäufe besorge, „denn hier findet man nur Banditen". Wenn Zeit übrig bleibe, könnte er auch etwas lernen.[1])

So scheinen endlich am Ausgang des Jahres 1508 alle Vorbereitungen getroffen, und im October oder November konnte Michelangelo an die Arbeit gehen. Aber die Erbärmlichkeiten des täglichen Lebens hörten nicht auf, den cholerischen Mann zu bedrängen, der sich für die größte That seines Lebens sammeln sollte. Ein langer Klagebrief ging im Januar 1509 von Rom nach Florenz.[2]) Das „Fanciullo" ist angekommen, aber der Maulesseltreiber hat einen Ducaten verlangt und geschworen, soviel wäre ihm versprochen worden. Niemand zahlt mehr von Florenz nach Rom als 10 Carlinen. Der Verlust von 25 Ducaten hätte ihn nicht mehr erregen können. Warum mußte denn der Vater den Knaben auf einem Maulesel schicken, wie einen jungen Herrn? Ihm selber sei es nie so gut geworden! Dann habe der Vater versprochen, das Fanciullo würde sich jeder Arbeit unterziehen, und nun sage dies übel berathene Wesen[3]) von einem Kinde, daß es keine Zeit verlieren wolle, sondern lernen müsse. Dort hätte es gesagt, zwei oder drei Stunden am Tage genügten ihm zum Zeichnen; jetzt zeichne es den ganzen Tag. „Ich bitte Euch, befreit mich von diesem Kinde, das mich so geärgert hat, daß ich es nicht mehr aushalten kann. Für das viele Geld mag es der Mulattiere zum Vater zurückbringen. Ich sagte es schon am zweiten Tage fort und andere male dazu, aber es will mich nicht verstehn." Nachschrift! „Wenn Ihr zum Vater von dem Kinde redet, bringt ihm die Sache auf gutem Wege bei. Sagt ihm, es ist ein gutes Kind, aber zu zart für mich und ungeeignet für meinen Dienst, und er möge dasselbe abholen lassen."

Man sieht, das Fanciullo aus Florenz hat keine guten Tage bei Michelangelo gehabt, dessen Garzone — Farbenreiber und Handlanger — überdies seit Monaten im Bette lag. Schon ehe es Rom verließ, mußte es aus dem Hause, und der Fuhrmann war schon bezahlt, es nach Florenz zurückzuführen. „Was meine Angelegenheiten betrifft, so werde ich das beste leisten, was ich kann; und Gott wird mir helfen. Das Geld, das ich Euch sende, muß ich mir vom Munde abdarben, denn es scheint mir nicht erlaubt, mehr zu verlangen, weil ich nicht arbeiten lasse und selber wenig thue."

1) Vergl. Beilage Nr. 126.
2) Milanesi, le lettere di Michelangelo Buonarotti. Firenze 1875. p. 563.
3) Ebendort.
4) Milanesi p. 427, p. 430.

1) Milanesi, p. 16.
2) Milanesi, p. 27 u. 29. Die Briefe sind falsch datirt, wie fast alle übrigen aus dieser wichtigen Periode in Michelangelo's Leben. Die Zeitangaben im Folgenden beruhen alle auf Frey's scharfsinnigen und im höchsten Grade zuverlässigen Conjecturen. Vgl. Jahrbuch der k. preuß. Kunstsammlungen 1895, S. 91 ff.
3) Michelangelo drückt sich noch weit drastischer aus: „questa merda secca di questo fanciullo".

Verdrießlicher noch war es für den Meister, daß auch die fünf jungen Maler, von denen er vielleicht erst die Frescotechnik zu erlernen hoffte, seinen Erwartungen nicht entsprachen. In einem etwa gleichzeitig verfaßten Briefe an Ludovico drückt er sich sehr hart über den Maler Jacobo, genannt l'Indaco, aus, der bereits abgereist ist,[1]) und wenn wir Vasari glauben dürfen, so ist er mit diesen Landsleuten nicht rücksichtsvoller verfahren, als mit dem übereifrigen Fanciullo: „Als er sah, daß ihre Leistungen weit hinter seinen Wünschen zurückblieben, entschloß er sich eines Morgens, alles, was sie gearbeitet hatten, niederzuschlagen. Und nachdem er sich in der Capelle eingeschlossen hatte, konnte er nicht mehr vermocht werden, ihnen zu öffnen, und ebenso wenig konnten sie ihm zu Hause zu Gesicht bekommen."[2])

„Ich bin noch immee von schweren Sorgen gequält," schrieb Michelangelo in demselben Brief, in dem er sich über den Indaco beklagt, an den Vater, „denn es ist nun schon ein Jahr her, daß ich keinen Heller von diesem Papste erhalten habe, und ich bitte nicht darum, denn meine Arbeit geht nicht vorwärts. So groß ist die Schwierigkeit des Werkes und überdies ist es nicht meine Profession. Gott helfe mir!"

Nach diesem Briefe schließen sich auch für uns die Pforten der Sixtinischen Capelle auf fast ein halbes Jahr. Kein Brief gibt uns mehr Kunde von der großen, einsamen Arbeit des gewaltigen Mannes, von dem wir erst wieder vom Juni 1509 ein Schreiben an den Vater besitzen, in dem er das Gerücht von seinem Tode widerlegt, aber doch zugesteht, daß er wenig zufrieden und wenig gesund ist, große Mühsal leidet, keinen geregelten Hausstand und kein Geld besitzt. Aber die feste Zuversicht fröhlichen Gelingens drückt sich in den Worten aus: „und doch habe ich gute Hoffnung, daß Gott mir helfen wird."

Etwa ein Monat vergeht und ein neuer Schlag trifft den mehr als je der Ruhe und Sammlung bedürftigen Künstler. Ein markerschütternder Brief an den ungerathenen Bruder Giovansimone erschreckt und erhellt uns wie ein zuckender Blitzstrahl, den Jupiter von laut dröhnendem Donner begleitet auf die Erde sendet:

„Jetzt bin ich gewiß," heißt es in diesem Briefe, der uns den Schöpfer der Sixtinischen Deckenmalereien in der ganzen Größe seines edlen Charakters zeigt, „jetzt bin ich gewiß, daß du nicht mein Bruder bist; denn wenn du es wärest, würdest du meinem Vater nicht drohen. Nein, du bist eine Bestie, und wie eine Bestie will ich dich behandeln. Weißt du nicht, daß der, den man seinen Vater drohen oder ihn schlagen sieht, sein Leben verwirkt hat? Ich sage dir, daß du nichts auf dieser Welt besitzest; und höre ich nur noch das geringste von deiner schlechten Aufführung, werde ich sofort mit der Post nach Florenz kommen und dir zeigen, daß du irrst, und werde dich lehren, dein Geld zu verschwenden und Feuer an die Häuser und an die Güter zu legen, die du nicht erworben hast. Du bist nicht, wo du zu sein glaubst. Und wenn ich dorthin komme, will ich dir Dinge zeigen, daß du blutige Thränen weinen sollst und erkennen, worauf dein Stolz sich gründet."

„Seit 12 Jahren," heißt es in der pathetischen Nachschrift, „bin ich durch ganz Italien gezogen, kümmerlich mein Leben fristend; jede Kränkung habe ich ertragen; jede Entbehrung auf mich genommen; meinen Körper habe ich schonungslos jeder Mühsal unterzogen, das Leben selbst tausend Gefahren ausgesetzt, nur um den Meinigen zu helfen. Und jetzt, wo ich eben angefangen habe, unser Geschlecht ein wenig in die Höhe zu bringen, da fällt es dir ein, ganz allein derjenige zu sein, der in einer Stunde verdirbt und zerstört, was ich mit so viel Schweiß zustande gebracht habe. Beim Sacrament Christi, das soll nicht wahr werden! Ich kann auch zehntausend deines gleichen zerschmettern, wenn es sein muß. Lerne endlich weise sein und hüte dich, den zu reizen, der schon genug zu leiden hat!"[1])

Das ist die Sprache desselben Mannes, dem das erste Idealbild des alttestamentlichen Jehovah in der christlichen Kunst gelang. Wie rührend aber die Sorge des gefürchteten, oft verdrießlichen, immer unverstandenen, mehr und mehr vereinsamten Künstlers für seinen alten Vater war, wie groß und warm seine kindliche Liebe, das lehrt der Brief, der gleichzeitig an Ludovico abging.

„Wenn er noch das geringste thut, was dir mißfällt, nehme ich Urlaub vom Papst und komme zu dir und werde ihm seinen Irrthum klar machen. Ich will, daß Ihr gewiß seiet, verehrtester Vater, daß alle Mühe, die ich je ertragen habe, nicht weniger für Euch als für mich selbst gewesen ist; und das, was ich gekauft habe, habe ich nur gekauft, damit es Euer sei, so lange Ihr lebt. Wenn es Euch aber gefällt, Haus und Podere[2]) zu vermiethen, so thut es auf Eure Rechnung; und mit den Einkünften, die ich Euch alle lassen werde, mögt Ihr leben wie ein Signore. Und wenn es nicht eben Sommer werden wollte, würde ich Euch vorschlagen, hierher zu kommen und bei mir zu wohnen. Aber die Jahreszeit ist ungünstig und Ihr könntet hier im Sommer nicht leben. . . . Vor allem aber bitte ich Euch, an Euch selber zu denken und daß Ihr ganz frei seid zu handeln, wie Ihr wollt, und in allen Stücken will ich Euch so viel helfen, wie ich nur immer kann."[3])

Nicht weniger zärtlich drückt sich Michelangelo in seinem Schreiben vom 15. September aus. Seit 14 Monaten hat er zum erstenmale wieder Geld erhalten und sendet davon 350 Ducaten nach Florenz, wo er es beim Spedalingo von S. Maria Nuova für den Ankauf von Aeckern anlegen ließ. „Soviel Ihr braucht, theuerster Vater, soviel schenke ich Euch, und wenn ich alles ausgeben sollte." Dann tröstet er den alten Mann liebreich über erlittene pecuniäre Verluste und fügt hinzu: „Vor allem denkt an Euer Leben und lieber laßt das Vermögen draufgehen, als daß Ihr Ungemach erleidet. Ich bin froher, Euch arm zu haben und lebendig, als todt. Denn was würde mir dann alles Gold der Erde nützen?"[4])

Während er als liebevoller Sohn gewillt ist, für den Vater alles zu opfern, weiß er doch als Bruder die Gelüste der Seinen, welche immer wieder auf seine mühsam erworbenen Ducaten speculiren, in Schranken zu halten. Auch nachdem Giovansimone sich gebessert hat, gibt ihm Michelangelo im October 1509 durch Buonarotto zu wissen, daß auf seine Unterstützung in keiner Weise mehr zu rechnen sei.

„Ich bin gezwungen, mich mehr als andere zu lieben und mir fehlt selber das Nöthigste. Ich lebe hier in Angst und Sorge, muß mit der äußersten Anstrengung arbeiten und habe keinen einzigen Freund. Und ich will auch keinen!"[5])

---

[1]) Milanesi, p. 17.

[2]) Vasari ed. Milanesi, p. 175.

[1]) Milanesi p. 150.

[2]) Podere entspricht nicht ganz dem deutschen „Gut". Es ist nur das Stückchen, welches ein Contadino für sich bearbeitet, auf dem Hof und Hütte steht. Eine toscanische Besitzung, wo sich der Herr nur die Villa vorbehält, besteht in der Regel aus 6—12 Poderi oder mehr. — Michelangelo legte seine Erwerbungen in Landbesitz an und die Erwägungen und Berathungen über den Kauf von Gütern spielen in seinen Briefen eine große Rolle.

[3]) Milanesi p. 13. Dieser Brief wie der vorige werden von Frey mit Recht auf das Jahr 1509 zurückdatirt und werden, da Michelangelo vom kommenden Sommer spricht, spätestens etwa Anfang Juli geschrieben sein.

[4]) Milanesi p. 32. Frey a. a. O. S. 98 Nr. 49.

[5]) Milanesi p. 97. Frey Nr. 50.

Digitized by Google

Welche Worte könnten besser die Stimmung Michelangelo's charakterisiren, während er die Decke der Sistina malte? Der Papst war an den Grenzen des Lebens angelangt; er hatte Eile, das Werk vollendet zu sehen, und mochte keineswegs erbaut gewesen sein, als er gehört hatte, Michelangelo habe alle Gehülfen nach Florenz zurückgesandt und arbeite nun ganz allein mit einigen Farbenreibern und Handlangern, unbelannten Größen, wie Giovanni Michi und Bernardino.[1]) Da galt es, die fremde Kraft durch die eigene zu ersetzen. Gewaltsam drängte der Meister alle Affecte zurück; er mied die Menschen wie seine gefährlichsten Feinde, er vergaß alle körperlichen Bedürfnisse und seine Seele rang sich empor, die großen Schöpfungsgedanken Gottes zu ergründen, seine Augen öffneten sich einer anderen Welt.

Michelangelo muß damals viel im Gebet mit dem Jehoua gerungen haben, dessen körperliches Wesen er in einer Vision erfaßt zu haben scheint. Er wandte sich zum Urquell alles Seins, hier die Hülfe erflehend, die ihm die Menschen nicht geben konnten. „Ich habe keinen Freund und ich will auch keinen", so bezeichnet er seine große, durch Gottes Gegenwart geheiligte Einsamkeit. Aber wie Jakob hören wir ihn beten: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn; wie Jakob konnte er sprechen, als die Morgenröthe der Vollendung nahte, als die Hand ihm endlich müde in den Schoß sank: ich habe Gott von Angesicht gesehen.

Die wenigen erhaltenen Briefe aus jenen Jahren übermäßig angespannter Kraft sprechen nur selten von solchen Seelen- und Gebetskämpfen, aber immer wieder bittet der ruhelos schaffende Genius in der unbewußt demüthigen Weise, die ihn besonders charakterisirt, Vater und Brüder, für ihn und selbst für den Papst zu beten. „Gott hat uns nicht geschaffen, um uns preiszugeben," schreibt er im September 1511 an Buonarotto,[2]) nachdem bereits der erste Theil der Arbeit vollendet war, und einen Monat später bittet er die Seinen: „Betet zu Gott, daß ich hier Ehre einlege und daß ich den Papst zufrieden stelle, denn dann, hoffe ich, wird er sich uns besonders gnädig erweisen; und noch einmal, betet zu Gott auch für ihn." Im Juni 1512 wiederholt er dann die Bitte fast noch dringender: „Betet zu Gott für ihn, für sein Wohl und für das unsere."[3])

Wunderbar beweglich klingen solche Aeußerungen im Munde des sonst so verschlossenen Mannes. Aber der leidenschaftliche Künstler fühlte sich magisch zu dem nicht minder leidenschaftlichen Papste hingezogen,[4]) der seinerseits, wie Condivi sich ausdrückt, Michelangelo aufrichtig lieb hatte, um ihn mehr bemüht war, um ihn mehr ängstliche Sorge an den Tag legte, als um jeden anderen seiner zahlreichen Umgebung. Ein reicher Kranz von Legenden hatte sich schon zu Vasari's und Condivi's Zeiten um das einzigartige Verhältniß zwischen Papst und Künstler gewebt, die mehr als einmal wie zwei Bomben auf einander platzten, aber in ihrer Versöhnung ebenso aufrichtig waren wie in ihrem Zorn. „Wann wirst du endlich diese Capelle fertig haben?" fragte Julius II. eines Tages den rastlos arbeitenden Meister. „Wann ich können werde," lautete die schroffe Antwort, die dem Künstler sofort einige Stockschläge eintrugen, welche der Papst aber noch am selben Tage durch ein Geschenk von 500 Ducaten wieder gut zu machen suchte. „Willst du, daß ich dich dies Gerüst herabwerfen lasse," fuhr der greise Choleriker ein andermal heraus, als er, was nicht immer geschah, Eintritt in die verschlossene Capelle erlangt hatte und nun oben auf den Gerüsten herumkletterte. „Me non farai tu gittare" — Mich wirst du nicht hinabwerfen lassen —, lautete Michelangelo's furchtlose Gegenrede, der immer wieder dem Drängen des Papstes gegenüber den Standpunkt des Künstlers geltend machte, daß er nur dann sein Werk vollenden könne, wenn er sich selbst und seiner Kunst genug gethan.

„Ich leide größere Noth, als je ein Mensch erlitten hat, und bin krank und elend, und doch habe ich Geduld und Hoffnung, endlich das ersehnte Ziel zu erreichen", das ist der letzte Stoßseufzer des einsamen Titanen, der aus seiner stillen, vor jedem profanen Auge so sorgfältig gehüteten Werkstatt zu uns herübergedrungen ist.[1]) Drei Monate später, Anfang October 1512, berichtet er dem Vater schon, ohne viel Worte zu machen, die Vollendung der Malerei: „Ich habe die Capelle beendet, die ich malte," schreibt er, „und der Papst ist außerordentlich wohl zufrieden. Aber die anderen Dinge" — der Künstler spielt hier auf das unglückselige Grabmal Julius' II. an — „gelingen mir nicht so, wie ich glaubte; ich gebe den Zeitläuften Schuld, die unsrer Kunst sehr zuwider sind."[2]) Von jubelndem Glück, von stolzer Freude, selbst von erleichtertem Aufathmen findet sich in dieser trocknen Constatirung der Thatsache, daß der Papst zufrieden sei, keine Spur; kein Wort des Triumphes äußert er über seine zahlreichen Gegner; keine Andeutung der freudigen Theilnahme, welche ganz Rom an dem glücklichen Ereigniß nahm. Ja, in dem grotesken Sonnet an Giovanni da Pistoja, in welchem Michelangelo mit eindringlicher Rede die unsäglichen Mühen seiner Arbeit beschreibt, fordert er sogar den Freund noch auf, seine Künstlerehre zu vertheidigen und die bleichen Farben seiner Malerei.[3])

In der That, des über alle Maßen herrlichen Erfolges, den er als Maler wider Willen in der Sistina errungen hatte, ist sich Michelangelo überhaupt niemals bewußt geworden. Wie ernst und trübe seine Stimmung war, als er das monumentalste Werk der modernen Malerei vollendet hatte, wie einsam er sich fühlte unter den Menschen und wie wenig ihn die Ehre kümmerte, die man ihm willig oder unwillig darbringen mußte, zeigt ein Brief an den Vater aus dem Spätherbst 1512. „Habt auf Euer Leben Acht; und wenn Ihr nicht irdische Ehren haben könnt wie andere Bürger, laßt Euch am täglichen Brod genügen, lebt arm und in Frieden mit Gott wie ich selbst. Lebe ich doch erbärmlich schlecht, von Argwohn gequält, mit unendlicher Mühsal und ohne viel nach dem Leben und der Ehre zu fragen, die von dieser Welt sind. Und es sind wohl schon 15 Jahre her, daß ich keine frohe Stunde hatte, und alles das habe ich gethan, nur um Euch zu helfen, aber Ihr habt es nie erkannt und geglaubt. Gott verzeihe uns allen! Ich bin bereit, alles das noch einmal zu thun, wenn es mir möglich ist und ich am Leben bleibe."[4])

Wer den schaffensmüden, von schweren Gedanken bestürmten Jeremias betrachtet, den gewaltigsten der Propheten, den Michelangelo wahrscheinlich zuletzt von allen in der Sistina gemalt hat, wird solche Stimmung wohl begreifen. Meinen wir doch immer wieder, hier Michelangelo selber zu sehen, einen anderen Weltenschöpfer, wie er in völliger Selbstvergessenheit

---

[1]) Condivi's Angabe, Michelangelo habe nicht einmal einen Farbenreiber gehabt, wird schon durch Vasari widerlegt, der in der ersten Ausgabe seiner Vite von 1550 III, p. 964, von Manovalt e garsoni spricht. Der von Frey gefundene Brief Giovanni Michi's aus Rom (Arch. Buon. IX, 544) gibt Vasari Recht. Vgl. auch Heath Wilson, life and works of Michelangelo Buonarotti. London 1881, p. 125.

[2]) Milanesi p. 30.

[3]) Milanesi p. 19, datirt von Frey 1512.

[4]) Er bezeichnet dies Verhältniß selbst in einem vorwurfsvollen Sonett an Julius II. mit den schönen Worten: „A te son dato come i raggi al sole" — dir bin ich unterthan wie die Strahlen der Sonne. Vgl. Cesare Guasti, le Rime u. s. w. p. 156.

[1]) Milanesi p. 104.

[2]) Milanesi p. 23; datirt von Frey 1512.

[3]) Le Rime di Michelangelo Buonarotti ed. Guasti. Firenze 1863, p. 158.

[4]) Milanesi p. 47.

von seiner Arbeit ruht.[1]) Dem übermenschlichen Ringen mit der spröden Masse, den tiefen Gedanken und mächtigen Entwürfen, den qualvollen Zweifeln und fröhlichen Hoffnungen ist gänzliche Erschöpfung gefolgt, eine milde, schmerzverklärte Ruhe, die der großen Meeresstille gleicht, wo wir selbst unter spiegelglatter Fläche noch ein geheimnißvolles Klingen aus unergründlichen Tiefen zu vernehmen glauben.[2]) Warum konnte Michelangelo seiner Schöpfung nicht froh werden? Warum konnte der arbeitsmüde Mann nicht für einen Augenblick wenigstens alle trüben Gedanken abschütteln und sich des Bewußtseins freuen, mehr geleistet zu haben als je ein Künstler auf der Erde? Lassen wir Byron diese Frage beantworten:

„Sorrow is knowledge, there who knows the most,
Must mourn the deepest over the fatal truth.
The tree of knowledge is not that of life."

Zwei zuverlässige Angaben des Ceremonienmeisters Paris de Grassis, der Tag für Tag die Ereignisse constatirte, die sich am päpstlichen Hofe zutrugen, haben für die Zeitbestimmungen, wann Michelangelo seine Malereien in der Sistina vollendete durchschlagende Bedeutung.[3]) Der Meister erzählt uns selbst, daß er die Malerei der Volta fast vollendet hatte, als er im September und wiederum im December 1510 nach Bologna ging, den mit ganz anderen Dingen beschäftigten Papst um Geld anzugehen. Er sagt selber, daß er, im Januar 1511 nach Rom zurückgekehrt, die Zeichnungen und Entwürfe für die Zwickel und Lunetten begann.[4])

Am 26. Juni endlich traf auch Julius II. nach schweren Kriegserfahrungen in seiner Hauptstadt ein und zur Vigilie der Himmelfahrt Maria's, welcher Sixtus IV. die Capelle geweiht hatte, erschien der Fieberkranke in der Sistina, die neuen soeben dort enthüllen Gemälde zu sehen. Die ganze Mittelwölbung, die Schöpfungsgeschichte, die Propheten und Sibyllen hatte Michelangelo damals nach mehr als dreijähriger Arbeit vollendet, und nur die Zwickel- und Lunettenmalereien waren noch nicht ausgeführt, und es verging noch mehr als ein Jahr, bis der Meister auch diese mit den Vorfahren Christi geziert hatte.

Am Sonntag, den 31. October 1512, am Vorabend des Allerheiligenfestes, endlich enthüllten sich in der päpstlichen Palastcapelle zum erstenmal die vollendeten Gemälde in strahlender Schönheit. Julius II. feierte dies große Ereigniß durch ein festliches Gastmahl, das er zu Ehren des Gesandten von Parma im großen Saale der Päpste im Appartamento Borgia gab, und durch Aufführung zweier Festspiele, in denen man seine Thaten pries.[5]) Nachdem er zwei Stunden geruht, erschien er endlich in rothen Festparamenten in der Capelle zur Vesper, wo 17 Cardinäle seiner harrten. Ermüdet von den Anstrengungen des Tages, nahm der Papst auf seinem Throne Platz. Welche Empfindungen mögen seine Seele überfluthet haben, als sich die erhabenste Schönheit, durch Michelangelo's Meisterhand verkörpert, seinen Augen offenbarte; wie warm und beglückend mögen die Worte des Dankes und der Anerkennung gewesen sein, die damals der Künstler aus dem Munde des gewaltigen Greises vernahm, wenn dieser als einzigen, höchsten Erfolg dem Vater nach Hause berichtet: der Papst ist außerordentlich wohl zufrieden! Ob Julius II., der schon nach der Pfingstvigilie v. J. 1512 erklärt hatte, er fühle sich nicht mehr imstande, eine Messe zu celebriren, auch geahnt hat, daß mit dem Allerheiligenfest der letzte und höchste Triumph seines erfolgreichen Lebens erreicht war? Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß seit jenem Tage kein Besuch des Papstes mehr in der Sixtinischen Capelle von dem gewissenhaften Paris de Grassis erwähnt wird. Wohl aber hören wir, daß schon beim Beginn der Adventsgottesdienste, die regelmäßig in der Capella major gefeiert wurden, der Papst sein Ausbleiben entschuldigt und Vorkehrungen trifft, daß die Ordnung und Würde in der päpstlichen Capelle aufrecht erhalten werde, auch wenn er nicht zugegen sei.[1]) Das Licht seines Lebens war herabgebrannt und kaum vier Monate nach jener Allerheiligenvigilie in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1513 ist es erloschen. Welch eine wunderbare Folgerichtigkeit, welch eine geheimnißvoll waltende Gerechtigkeit erkennen wir oft im Lebenslauf der wenig wahrhaft großen Menschen, welche die Natur hervorbringt! Ohne einen Julius II. hätte kein Michelangelo die Decke der Sistina gemalt. Sehen wir doch nur wie sich unter Leo X. die Kraft des Künstlers in Entwürfen und Plänen zersplittert, wie er in den nächsten 20 Jahren seines Lebens nichts geleistet hat, was sich dem gewaltigen Werk seiner vierjährigen freiwilligen oder unfreiwilligen Kerkerhaft in der Sistina vergleichen ließe! Der eiserne Wille des Papstes, der selbst in den höchsten Gefahren des Krieges noch ein offenes Ohr hatte für die Bitten und Beschwerden seines Künstlers, schwebte schützend über dem Genius Michelangelo's und seinem gewaltigen Werk. So durfte Julius II. die Augen nicht schließen, ohne ein einzigesmal wenigstens seine Seele am Anblick der vollendeten Deckengemälde zu erfreuen, wie der sterbende Moses vom Berge Hebro mit wehmüthiger Wonne die Herrlichkeit des gelobten Landes schaute, ehe ihn die Engel im Thal der Moabiter zu Grabe trugen.

Können wir heute die äußere Entstehungsgeschichte der Sistinafresken mit ziemlicher Sicherheit verfolgen, so fehlt doch bis jetzt jede Aufklärung über ihr inneres Werden und Wachsen im Geiste des Künstlers. Michelangelo selber erzählt nur, wie er den ersten Entwurf einer Darstellung der 12 Apostel als gar zu ärmlich verwarf, und eine im Britischen Museum erhaltene Zeichnung läßt uns noch deutlich den ursprünglichen Plan dieser Deckendecoration wiederherstellen.[2]) Aber wie und warum Michelangelo, nachdem ihm der Papst völlig freie Hand gelassen, den Plan gefaßt hat, die Schöpfungsgeschichte zum Hauptthema seiner

---

1) Die bis heute noch nicht völlig entzifferte Inschrift einer Schriftrolle in der Nähe des Jeremias, auf welche ich im Repertorium für Kunstwissenschaft XVII, p. 175, hingewiesen habe, hat neuerdings in der Revue des deux Mondes 1896, p. 785, eine sehr zutreffende Erklärung gefunden. Dieselbe braucht aber keineswegs unsern Glauben an die, wie mir scheint, bei jeder Betrachtung neue Wahrscheinlichkeit gewinnende Thatsache zu zerstören, daß Michelangelo im Jeremias seinem tiefsten persönlichen Empfinden ein Denkmal gesetzt hat. Wie Michelangelo's Zeitgenossen schon dem Künstler vorwarfen, er habe in der Paolina den jugendlichen Paulus mit weißem Barte gemalt, so glaubte man das Alter des ergrauten Propheten als Einwand benutzen zu können gegen ein Selbstportrait des 35jährigen Künstlers. Michelangelo aber hat im Jeremias vielmehr ein Abbild seiner Seelenstimmung, als seiner körperlichen Erscheinung geben wollen, obwohl wir unverkennbare Merkmale besitzen, daß er auch an das letztere gedacht hat. Uebrigens bleibt es am Ende in solchen Dingen, die sich durch kein Document erhärten lassen, einem jeden überlassen, zu denken, wie er will.

2) Vgl. Wölfflins vortreffliche Stilanalyse an den Propheten Joel und Jeremias durchgeführt als Muster des ersten und des letzten Stils Michelangelo's in der Sixtinischen Capelle. Repertorium für Kunstwissenschaft XIII, p. 264 ff.

3) Frey a. a. O. Regesten n. 67 u. n. 88.

4) In dem berühmten Brief an Francesco Fattucci. Milanesi p. 427.

5) Paris de Grassis. Codex Corsinianus 983 III p. 102.

1) Paris de Grassis (Codex Corsinianus 983. III, p. 120b) beklagt sich ernstlich über das Ausbleiben der Cardinäle und ihre Gespräche während der Messe. Zuchtloser noch führten sich die geringere Geistlichkeit und die Hofbeamten auf. Julius ergreift sofort wirksamste Maßregeln, und Paris selbst bestätigt die wiederhergestellte Ordnung „hac die sanctissimum silentium et reverentia debita loco et rei sacrae habita fuit.

2) Jahrbuch d. K. Pr. Kunstsammlung. XIII, p. 178. H. Wölfflin, ein Entwurf Michelangelo's zur sixtinischen Decke. Ich sehe keinen Grund ein, warum Hr. Prof. Frey gegen die Echtheit dieser Zeichnung Zweifel erhebt.

Digitized by Google

Darstellung zu machen, wie dieser spröde Stoff in seiner Phantasie allmählich Form und Gestalt annahm, darüber hat er sich selber niemals geäußert, und seine in allen Galerien Europa's zerstreuten bis heute noch nicht einmal kritisch gesichteten Handzeichnungen hat eigentlich noch niemand nach dieser Richtung hin zurathe gezogen.

Dagegen läßt sich die Reihenfolge, in welcher die Fresken gemalt wurden, schon aus Condivi's sonst so verworrenen Angaben errathen, wo zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß Michelangelo über der Eingangswand der Capelle sein großes Werk begann. Die eigene Beobachtung des Beschauers bestätigt diese Thatsache, wenn er sieht, wie allmählich nach dem Altar zu die Größenverhältnisse wachsen, wie die Farbentöne einheitlicher wirken, wie die Composition sich vereinfacht und die Einzelgestalten, von den Fesseln der Materie befreit, mehr und mehr über ihre gigantischen Körperformen die freie Herrschaft gewinnen. Dieser Proceß des Wachsens vom Großen ins Erhabene, vom Zusammengesetzten ins Einfache, vom mannichfach Bewegten zum leidenschaftlich Getragenen, wie wir ihn von der Trunkenheit, der Sintfluth und dem Opfer Noahs bis zur Schöpfungsgeschichte verfolgen, gibt sich aber ohne weiteres auch an den köstlichen „Ignudi", an den Sibyllen und Propheten kund. Von der jungfräulichen Delphica mit dem großen Seherauge bis zur heroischen Libica ist ein ebenso weiter Weg wie von dem mit gelindem Zwang in seine Nische hinein componirten Joel bis zu dem gigantischen Jeremias, wo der Künstler ohne jede Anstrengung das höchste Wollen zu vollendetem Vollbringen geführt zu haben scheint. Während Joel, die Erithraea und Ezechiel links, die Delphica, Esaias und die Cumaea rechts in ziemlich gleichen Größenmaßen gebildet sind, erscheinen die letzten zwei Propheten- und Sibyllenpaare auf einmal in riesenhaft gesteigerten Verhältnissen. Obwohl die Fußschemel, auf denen sie thronen, fast einen Meter tiefer herabgerückt sind — man beachte vor allem den Unterschied beim Ezechiel und der Persica — stoßen diese übermenschlichen Gestalten doch mit ihren Häuptern fast bis an den gemalten Fries der Mittelwölbung und ihren mächtigen Gliedern will es kaum noch gelingen, sich in den engen Nischen zurecht zu finden. Dieselbe Entwicklung verfolgt man in den paarweise angeordneten, anfangs in ihren Bewegungen einander völlig entsprechenden „Ignudi", welche, je näher der Altarwand desto unruhiger werden in der Bewegung und mächtiger in den Verhältnissen und am Ende ihrer Aufgabe, die schwere Eichenlaubguirlande — eine liebenswürdige Aufmerksamkeit für den Rovere-Papst — zu tragen, vollständig vergessen haben.

Wer die erhabene Weltschöpfung Michelangelo's und die ehrfurchtgebietende Versammlung suchender und schauender, sinnender und weissagender Titanen, die menschliches Empfinden beseelt, so oft und eindringlich betrachtet hat, daß er endlich aus hingebender Bewunderung und überwältigtem Staunen zum Fragen und Forschen hindurchgedrungen ist, der fühlt sich durch den Gegenstand des Dargestellten vielleicht am meisten überrascht. Warum mußte Michelangelo gerade die Schöpfungsgeschichte und die Sintfluth mit ihren Folgen für seine Schilderung wählen, wo hatte er stofflich für solche Gedanken die Anregung gefunden und formell die Vorbilder? Giotto's Miniaturdarstellungen in der Scrovegni-Capelle in Padua mochte der Künstler immerhin gekannt haben, Paolo Uccello's Chiaroscuri im Chiostro Verde hatte er gewiß schon studirt, als er bei Ghirlandajo in S. Maria Novella seine ersten Studien in der Frescomalerei machte; aber von den großen Meistern des Quattrocento hatte sich niemand an einen Gegenstand gewagt, dessen Schwierigkeiten in Assisi, Perugia und anderswo sich die Schüler und Nachfolger Giotto's noch nicht bewußt geworden waren. Allerdings mag sich die Phantasie Michelangelo's in formeller Hinsicht an dem Gedanken entzündet haben, in der Schöpfungsgeschichte den menschlichen Körper in seiner Urgestalt und Schöne, noch durch keine Leidenschaft geschädigt, dem Auge vorführen zu können; aber diese tief beseelten Gestalten, diese plastischen Darstellungen, welche der Künstler lange und tief in seiner Seele bewegt haben muß, ehe er sie in Worte fassen konnte, sind nicht ohne eine stoffliche Anregung denkbar. Den Einfluß Savonarola's auf den jugendlichen Michelangelo deutete schon Condivi mit den kurzen Worten an, daß der Meister die Schriften des großen Dominicaners stets mit besonderem Eifer gelesen habe, daß er ihm immer eine große Zuneigung bewiesen, da er noch im Geiste die Erinnerung an seine lebendige Stimme bewahrte. Michelangelo selber ist in seinen Aeußerungen über den „Propheten", wie er ihn nannte, mündlich und schriftlich äußerst zurückhaltend gewesen, nur wenn er in Stein und Farben redete, hat er sich keinen Zwang auferlegt; er wußte genau, daß die Steine nicht reden, daß seine stummen Gestalten an der Decke der Sixtinischen Capelle ihn nicht verrathen würden.

Schon in der eigenthümlichen Gestaltung seiner Madonnen folgte Michelangelo rücksichtslos den Eingebungen des Priors von San Marco, der seinen Zuhörern ein neues, von aller himmlischen Herrlichkeit losgelöstes, mit rein menschlich schönen Zügen geschmücktes Marienideal vor die Augen führte. Aber noch mächtiger wirkte Savonarola als Prediger und Ausleger des alten Testaments, dessen Texte er immer wieder seinen Bußpredigten in Santa Maria del Fiore zu Grunde legte. Wie er sich selbst als einen Propheten des Alten Bundes fühlte, wie ihm als Ideal eines Regierungssystems das Volk Israel unter Samuel vor Augen schwebte, so erfüllte er auch die Phantasie seiner Zuhörer mit den Gestalten der Propheten und mit den Thatsachen der Genesis, deren Bedeutung und vorbildliche Bestimmung für das Leben seiner Zeit und das Schicksal seiner Vaterstadt er immer wieder in ein neues Licht zu stellen wußte. Derselbe Mann, welcher in reinsten Tönen die Schönheit und Reinheit, die heiligen Freuden und bangen Vorahnungen der Mutter Gottes besang, schuf vor den Augen der erschütterten Menge das Bild des alttestamentlichen Jehova, vor dem die Erde erbebt und die menschliche Creatur sich in banger Furcht verbirgt. Die mächtigen Gestalten der Propheten des Alten Bundes ließ er vor dem Blick der Florentiner neu erstehen: Jesaias und Jeremias, Ezechiel und Daniel, Zacharias, Amos und Jonas wurden durch die glühende Beredsamkeit des Dominicaners seinen Zuhörern vertrautere Gestalten als die Evangelisten und Apostel und die Heiligen der Kirche.[1])

So tönt die Stimme Savonarola's von der Decke der Sistina herab, die Bußpredigten des Mönches von San Marco wurden in Michelangelo's Seele wieder lebendig, als er in einsam angestrengter Arbeit ein Jahr nach dem andern hoch oben auf seinen Gerüsten verbrachte, und bewußt oder unbewußt hat er sich zum Herold der Lehren

---

[1]) Vgl. *Julian Klaczko*, Sous la voute de la Sixtine in der „Revue des deux Mondes" 1896, p. 759. Hier wird die schon oft geäußerte, aber niemals genügend begründete Behauptung vom Einfluß Savonarola's auf die Deckengemälde der Sistina mit überzeugender Beweisführung erhärtet; früher ist schon von anderer Seite nachgewiesen worden, wie tief die Predigten des Dominicaners auf die Gestaltung des Madonnenideals bei Michelangelo gewirkt haben. Vgl. „Zeitschrift für bildende Kunst" 1896, p. 169 ff. — Es hieße die gegebenen Grenzen dieser Studie überschreiten, wollte ich näher auf das ewig unerschöpfliche Thema der Malereien Michelangelo's in der Sistina eingehen: für diesen Theil meiner Arbeit kam es vor allem darauf an, den weiteren Kreis der Kunstfreunde mit den neuesten Michelangelo-Forschungen bekannt zu machen und ihnen, was bis jetzt noch nicht geschehen ist, aus seinen Briefen die Persönlichkeit des Meisters näher zu bringen.

des Dominicaners im päpstlichen Palast gemacht, wo gleichzeitig Raffael sein Bild unter den Streitern der Kirche in der Stanza della Segnatura gemalt hat.

Andrew D. White über die Culturbedeutung Deutschlands für Amerika.

Die Ernennung des Hrn. Andrew D. White zum Botschafter der Vereinigten Staaten in Deutschland hat seine Mitbürger deutscher Abkunft mit besonderer Befriedigung und aufrichtiger Freude erfüllt. Um diesen Gefühlen öffentlichen Ausdruck zu geben, hatten die hervorragendsten Deutsch-Amerikaner in New-York zu Ehren des neuen Botschafters ein großes Gastmahl veranstaltet, das am 22. Mai in der dortigen festlich geschmückten Liederkranzhalle stattfand. Den Vorsitz bei dieser Feier führte Karl Schurz, der in einer ganz vorzüglichen Begrüßungsrede die eigenthümliche Bedeutung des Ereignisses hervorhob; denn bekanntlich kommt es in der Republik häufig vor, daß ein Mann, und leider nicht immer der passendste, ein Amt sucht. Seltener ist es, daß ein Amt einen Mann sucht, und noch seltener, daß das Amt auf seiner Suche den besten Mann auch wirklich findet. Hier aber, fügte der Redner hinzu, hätten wir einen Fall, in dem ein hohes Amt seinen Mann gesucht und auch den richtigen gefunden habe — und zwar so entschieden und allenthalben kundig gefunden, daß unter den siebzig Millionen von Amerikanern, die einander schroff gegenüberstehenden Parteien angehören und sich äußerst scharf zu beurtheilen pflegen, es über die vollkommene Zusammengehörigkeit dieses Amtes und dieses Mannes absolut keine zwei Meinungen gebe. Die darauf folgende, in englischer Sprache gehaltene Rede des Hrn. White enthält so treffliche Bemerkungen über die vielfachen Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten und die hohe Bedeutung der älteren für die Entwicklung der neueren Cultur, daß eine gedrängte Wiedergabe des Gedankengangs auch jetzt noch von Interesse sein wird.

Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts hatte der Durchschnitts-Amerikaner, zumal im Innern des Landes, sehr mangelhafte Kenntniß von Deutschland und ganz verkehrte Begriffe vom deutschen Charakter und deutschen Wesen. Den Eingeborenen kamen diese eingewanderten „Dutchmen" in vielen Stücken als räthselhafte, absonderliche Geschöpfe vor, die sich durch einige äußere Merkmale auffällig und durch freiere Lebensanschauungen und -gewohnheiten verdächtig machten. Sie trugen Bärte, während andere Leute glatt rasirt waren; sie tranken Bier, während andere Leute Whisky genossen; sie rauchten aus bemalten Porzellanpfeifenköpfen, während andere Leute aus Thonpfeifen qualmten, sie sprachen durch die Kehle, während andere Leute durch die Nase sprachen. Außerdem wohnten die neuen Ankömmlinge bei jeder Gelegenheit dramatischen Vorstellungen und musikalischen Aufführungen mit Vergnügen bei, unbekümmert um die Vorurtheile der damaligen amerikanischen Christen, denen alles, was Theater hieß, ein Gräuel war; auch fanden sie Gefallen am Tanze, während derartige frivole Fußbewegungen und Körpergeberden in den maßgebenden Puritanerkreisen als „Untergrabung aller Gottgefälligkeit" verschrieen wurden. Dem heidnischen Bacchus und dem sagenhaften Gambrinus brachten sie regelmäßig milde Opfer, mit dem Rebenblut von dem Rhein und der Mosel und mit dem Gerstensaft von München und Pilsen, und blieben dennoch unerschütterlich nüchternen Sinnes, während bei ihren auf der Scholle geborenen und sich den aus einheimischen Getreiden destillirten Getränken ergebenden Nachbarn die Trinksucht überhand nahm und die Sauferei zum Nationallaster wurde. An Sonntagen, nach der Kirche, ergingen sich wieder diese Deutschen mit Weib und Kind unter Gottes freiem Himmel und erachteten es durchaus nicht für eine heilige Pflicht, sich in ihren vier Wänden zu langweilen und den Montag sehnlichst herbeizuwünschen.

Auf diese kannige Charakterisirung der zwischen den ersten deutschen Einwanderern und den Nachkommen der puritanischen Ansiedler bestehenden Gegensätze und der daraus hervorgehenden oft komischen Mißverständnisse folgt eine beredte und ungemein belehrende Schilderung der Umwandlung, die eine nähere Bekanntschaft mit Deutschland bewirkte, und der Einflüsse, die zu deren Bewerkstelligung hauptsächlich beitrugen. Nach und nach kamen Berichte von den nach Deutschland gewanderten amerikanischen Studenten: Bancroft, Felton, Hedge, Motley, Lowell und Woolsey, und noch später Longfellows dichterische Verwerthungen der mittelhochdeutschen Legenden (z. B. Hartmann v. Aue's „Armer Heinrich") und einschmeichelnde Bilder, die deutsches Leben und deutsche Sitten in der Poesie blüthenreichem Kranze veranschaulichten und festhielten. Dann fielen auch Jung-Amerika in Herz und Sinn die zündenden Funken aus den Schriften eines Karl Follen und Franz Liebre und eröffneten neue und höhere Gesichtspunkte bezüglich der Werthbestimmung amerikanischer Staatseinrichtungen und der Ziele der amerikanischen Cultur. So war es natürlich, daß allmählich tüchtige junge Amerikaner sich immer mehr zu der Heimath der Eingewanderten hingezogen fühlten. England galt bisher als das Mutterland, und obwohl es zu Zeiten ganz gewiß eine Stiefmutter gewesen, stand es doch in Achtung. Aber Deutschland wurde ein neues Mutterland und selbst denen, die in Neu-England geboren, ein Mutterland freudigen Hoffens, hoher Ideale und Bestrebungen. Im Jahre 1855 fand sich auch Hr. White mit einer kleinen Gruppe seiner Landsleute im Hörsaale der Universität von Berlin. Politisch war Deutschland damals nur ein geographischer Begriff. Das Volk zerfiel in mannichfache kleine Staaten, jeder mit seinen Grenzpfählen und seiner eigenen Währung oder vielmehr Währungen, die eine noch complicirter als die andere, sowie mit seinen eigenthümlichen Einrichtungen, die den Amerikaner besonders störend trafen. Aber da war überall ein Ding zu finden, das die Bewunderung des aufmerksamen Fremden herausforderte, nämlich der tief wurzelnde Glaube der Deutschen an wohl geordnete Freiheit, das absolute Vertrauen in politische Wahrheit und Gerechtigkeit, und dieses felsenfeste Vertrauen war auch der Boden, aus dem über kurz oder lang die deutsche Einheit hervorsprießen mußte. Die in der politischen Welt vermißte Einheit nahm man desto mehr in der Gelehrtenwelt wahr, die eine literarische und wissenschaftliche Republik bildete, an deren Spitze Männer wie Humboldt, Bunsen, Böckh, Karl Ritter, Friedrich v. Raumer, Lepsius, Pertz, Gneist, Ernst und Georg Curtius, Leopold v. Ranke, Moritz Haupt mit einer Caterna von anderen hell leuchtenden Sternen standen. Dem jungen Amerikaner, der die deutschen Hochschulen in den fünfziger Jahren besuchte, waren diese Anstalten eine Offenbarung und boten mit ihrer Lehrart und Lehrfreiheit den stärksten Gegensatz zu den vom Sectengeist angekränkelten, von schulmeisterischen Unterrichtsmethoden beherrschten amerikanischen Colleges; der Wechsel wirkte auf ihn, als wenn er aus dem Dunkeln einer Höhle auf die im vollen Licht der Frühlingssonne glänzende und einen weiten ungehemmten Gesichtskreis nach allen Seiten gewährende Prärie gekommen wäre. Diese Eindruck dauerte unvermindert fort und wirkte epochemachend auf das amerikanische Erziehungswesen nach. Dem Einfluß der in Deutschland ausgebildeten Studenten ist daher mehr als irgend einem andern Umstande der bedeutende Fortschritt zuzuschreiben, der während der letzten dreißig Jahre auf dem Gebiete der höheren Bildung in den Vereinigten Staaten zu verzeichnen ist. Die Einwirkung in diesem Sinne sieht man heute in der Zahl amerikanischer Hochschulen, die in absehbarer Zeit sich den besten der Welt an die Seite stellen können, mit ihren reich dotirten Bibliotheken, Laboratorien und Seminarien, deren Vorhandensein der Munificenz gemeinsinniger dankbarer Bürger zu verdanken ist, welche es möglich machten, die auf deutschem Boden empfangenen Ideale von Bildung auf dem frischen und fruchtbaren Boden der neuen Welt in Wirklichkeit umzusetzen.

Kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs im Jahre 1860 kam Hr. White wieder nach Deutschland als einer der Emissäre, die die verschiedenen Hauptstädte Europa's besuchten, um zur Beeinflussung und Bildung der öffentlichen Meinung in Bezug auf den großen, die Existenz der Republik gefährdenden Conflict zu wirken und namentlich für amerikanische Staatspapiere im Ausland in aufklärender Weise Stimmung zu machen. Seine Pflicht im Zusammenhang mit dieser Mission rief ihn zuerst nach London und dann nach Frankfurt a. M. „Um geschichtlich wahr zu sein," sagt er, „darf ich es nicht verschweigen, daß nichts so bitter ungerecht gegen unser Land war, als das Verhalten der Männer, die damals an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten in England standen." Die Thatsache, daß es sich in dem Kampf um Freiheit und Sklaverei handelte, galt

Digitized by Google

diesen mit Gerechtigkeits- und Menschenliebe gern prahlenden Briten keinen Deut. Seit Jahren hatten sie die Amerikaner wegen der Duldung der von Engländern eingeführten Sklaverei heftig angegriffen, und nun fanden sie ein Vergnügen daran, sich als Vertheidiger der Sklaverei aufzuwerfen. Fast sämmtliche Zeitungen, von den Londoner „Times" abwärts bis zu dem kleinsten Winkelblatt, strotzten von grausamem Hohn und ungeziemendem Hochmuth. Wie ganz anders in Deutschland! Ueberall auf deutschem Boden fand man die tiefste Abscheu gegen Leibeigenschaft und die richtige Beurtheilung des großen Problems, das auf friedliche Weise nicht mehr zu lösen und dessen verwirrter Knoten nun mit dem Schwert zu zerhauen sei. Frankfurt wurde also in der Folge ein höchst werthvoller Mittelpunkt für die finanzielle Mission, und Deutschland hielt von Anfang bis zu Ende fest und treu zum Norden. Dadurch wurden natürlich die Bande zwischen beiden Nationen um so mehr befestigt. Auch im ganzen Verlauf des vierjährigen Ringens wurde für die Union die Stimme der Deutschen vernommen und ihre biedere starke Rechte tapfer geführt. Dies kam nicht unerwartet, denn von der Zeit der ersten deutschen Ansiedlungen haben sich stets deutsche Stimmen für die Freiheit des Denkens, des Urtheils und des Redens erhoben. Im 17. Jahrhundert schon ist Jakob Leisler, ein Frankfurter, in New York den Märtyrertod gestorben im Kampfe gegen englische Tyrannei. Hundert Jahre spätee hat an demselben Ort der Pfälzer Johann Peter Zenger im Kerker geschmachtet, weil er in der Presse für die Gewissensfreiheit eingetreten war. Im Unabhängigkeitskriege haben Kalb, Hercheimer und v. Steuben Schulter an Schulter mit den Patrioten gefochten und geblutet; aber es war im Bürgerkrieg, wo deutsch-amerikanischer Patriotismus in gewaltigen Flammen aufloderte und auf der politischen Rednerbühne, sowie auf dem blutigen Schlachtfeld dem Lande unschätzbare Dienste leistete.

Hrn. White's dritter Besuch in Deutschland fiel in die Zeit, als der kurze, glänzende Feldzug, der zur Herstellung des norddeutschen Bundes führte, sich seinem Ende näherte. Es war sein gütiges Geschick, in dieser Uebergangszeit, als die deutsche Einheitsidee sich zu verwirklichen begann, sein Land an dem Regierungssitz der Nation zu vertreten, die nach einem weiteren gewaltigen Krieg ein großes Weltreich begründete. Es war die goldene Zeit des Kaisers Wilhelms I., unter dessen weiser, fürsorglicher Oberherrschaft die großen Errungenschaften des neuen Reiches gemacht wurden, und die Zeit Bismarcks und Moltke's und einer ganzen Reihe hervorragender Staatsmänner und Heerführer; es war eine wahre Sammlung von Geisteskraft und Vaterlandsliebe, welche bei jedem vorurtheilsfreien Amerikaner eine hohe Achtung für die deutschen Stämme schaffen und den Wunsch erregen mußte, daß deutsche Cultur in Europa und angelsächsische Civilisation in Nordamerika sich einander immer verstehen und Hand in Hand wirken möchten. Interessant in diesem Zusammenhang ist Hrn. White's Urtheil über den damaligen Kronprinzen Friedrich als „einen Mann, der alle denkbaren Eigenschaften eines guten Herrschers in sich vereinigte, dem Ideal eines Monarchen seit Marc Aurel vielleicht am nächsten kommend." Was die Beziehungen zwischen den beiden Völkern anbetrifft, so sind auch alle Gründe vorhanden, daß solch ein Bündniß im Fühlen und Wirken mit dem Lauf der Zeit und dem Wachsen der Kräfte der Nationen inniger und stärker wird. Diese Art Allianz hat mit Friedrich dem Großen begonnen, dem ersten Monarchen des europäischen Festlandes, der die Existenz der amerikanischen Republik anerkannte. Das Bündniß wurde unter glücklichen Auspicien erneuert, als Friedrich der Große 1785 durch Thulemeyer mit Franklin, Jefferson und Adams den Vertrag abschloß, in dem völkerrechtliche Grundsätze aufgestellt wurden, die, obwohl sie mehr und mehr die Zustimmung der civilisirten Menschheit erworben haben, bis zum heutigen Tage noch der vollen Verwerthung harren. Später wurde diese Allianz der Denkungsart gestärkt durch Henry Wheaton, den größten aller amerikanischen Völkerrechtsgelehrten, als dieser 1835—1845 am Hofe zu Berlin Gesandter war, und endlich (1868) durch George Bancroft, der in Verbindung mit König Wilhelm und seinem berühmten Minister jene Verträge abschloß, die sich als ein Segen für beide Länder erwiesen und die empfindlichste Veranlassung zum Uebelwollen in Wohlgefallen aufzulösen imstande sind. Die Ausdehnung dieser Verträge auf das Reichsland war eine Sache reiner Courtoisie und lieferte einen Beweis für die in den deutschen Regierungskreisen herrschende freundliche Gesinnung, welche alle Amerikaner achten und richtig würdigen sollten.

Nicht nur in den heftigen Kämpfen der Vergangenheit, sondern auch bei der Entscheidung der wichtigsten Streit- und Lebensfragen der Gegenwart haben sich die amerikanischen Bürger deutscher Abstammung durch ihre Einsicht und Energie um die gesunde Entwicklung der Dinge im hohen Grade verdient gemacht. Die Geschichte wird es als eine Thatsache verzeichnen und verherrlichen, daß die Deutschen, ob sich Republikaner oder Demokraten nennend, bei der letzten Wahl den wilden und wahnsinnigen währungspolitischen Experimenten, welche die ewigen Gesetze der Staats- und Volkswirthschaft umzustoßen versuchten, fast einstimmig und mit löblicher Thatkraft widerstanden. An der Verbesserung der politischen Methoden durch die Einführung und Ausdehnung der Civildienstreform und der neuen Wahlgesetze, an den Bewegungen zur Beseitigung des berüchtigten und verderblichen „Spoilssystems" bei den Stadtbehörden und der Bundesregierung, und überhaupt an der Förderung der Cultur im öffentlichen Leben durch die Gesundung des Gemeinwesens haben die Deutsch-Amerikaner, in überwiegender Mehrzahl, mit unermüdlichem Eifer und unverkennbarem Erfolg ehrlich mitgearbeitet.

Als Henry P. Tappan vor vierzig Jahren daran ging, die damals nur mit einem deutschen Gymnasium zu vergleichende Universität von Michigan zu einer wirklichen Universität auszugestalten, pflegte er sich, freilich zum Aergerniß des engherzigen und unwissenden amerikanischen Chauvinismus, auf die deutschen Hochschulen als Musterbilder zu berufen; und die beiden Männer, welche während dieses Jahrhunderts das meiste für die vernünftige Ausbildung und einheitliche Organisation des Schulwesens gethan, haben zur Erreichung dieser Ziele beständig Nutzen aus deutschen Vorbildern gezogen. Ebenso verhält es sich mit dem praktischen Unterricht in den Künsten. Das System der Gewerbeschulen, welche sich während der letzten vierzig Jahre in Deutschland entwickelt, ist eine der Hauptursachen des erstaunlichen Wachsthums der deutschen Industrien, welches beginnt, die Bewunderung, ja den Neid der ganzen Welt zu erregen. „In den Jahren 1867 und 1868," sagt Hr. White, „war mir Gelegenheit geboten, dieses System in Deutschland mit Rücksicht auf seine Einführung in Amerika zu studiren, und ich wurde mir dabei, wie nie zuvor, bewußt, welche warme Vaterlandsliebe, welche ernstliche und einsichtige Bemühung, welche geduldige und schwere Arbeit der Errichtung und Entwicklung jenee Schulen gewidmet wurden."

Auch auf dem Gebiet der Landwirthschaft sind die Amerikaner den Deutschen zu Dank verpflichtet, denn ohne das von Deutschland mit seinen Ackerbauschulen und Versuchsstationen gegebene Beispiel wäre der Fortschritt in Amerika nach dieser Richtung doch nur verhältnißmäßig gering gewesen. Hoffentlich werden die Amerikaner mit der Zeit klug genug sein, Deutschland in der Forstwirthschaftslehre nachzuahmen und den unberechenbaren Werth der Wälder im Haushalt der Natur als unerschöpflicher Quellen der allgemeinen Gesundheit, des ästhetischen Genusses und nationalen Reichthums schätzen zu lernen. Solche Kenntnisse haben die Bürger und selbst die Gesetzgeber der Vereinigten Staaten in der Gegenwart höchst nöthig.

Keine anderen Einflüsse haben so mächtig gewirkt, um die Anschauung umzustoßen, daß materielle Erwägungen die erhabenlichsten und thatsächlich die einzigen im modernen Volksleben sind, als gerade jene, die Deutschland ausgeübt hat. Jeder deutsche Gelehrte, der eine höhere Auffassung vom wahren Wesen und Streben der amerikanischen Cultur verkündet, jeder Musiker, der die reichen Schätze der Tonkunst geoffenbart, von Bach, Händel, Mozart und Beethoven bis auf Wagner und Brahms, jeder deutsche Künstler, dee Schöpfungen von tieferem Sinn und erhabener Schönheit in der Baukunst, Bildhauerei und Malerei hervorgebracht, jeder deutsche Philosoph, der die Liebe zur Weisheit und Wahrheit eingeprägt und dee Jugend ein besseres Verständniß von Kants kategorischen Imperativ beigebracht, selbst der bescheidenste, sein Glück in der neuen Welt suchende Sprachlehrer, der seine Zöglinge in den Zaubergarten der deutschen Literatur eingeführt: sie alle haben dazu beigetragen, auf der materiellen Grundlage der amerikanischen Cultur jene Bauten aufzuführen, welche die Nation veredeln und erheben.

Digitized by Google

Zum Schluß wiederholte und betonte Hr. White den Ausdruck seiner Dankbarkeit gegen Deutschland und seine aufrichtigen Hochachtung für die Errungenschaften des deutschen Geistes in der Kunst, Wissenschaft, Literatur und Politik und sprach den festen Vorsatz aus, keine Anstrengung zu scheuen, um die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrecht zu erhalten und zu erweitern.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

r. **Das Erbe der Wittwen und Waisen der Universitätsprofessoren.** Ein Beitrag zur Lösung der Collegiengeldfrage in Bayern von Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie in Würzburg. Bamberg, Buchner 1897. 8° VI, 80. — Diese neueste Schrift von Georg Schanz ist eine That, und zwar eine That der caritas, wahrer christlicher Nächstenliebe, und ist deßhalb wohl nicht zufällig vom „Ostersonntag" (1897) datirt. Sie bezweckt die Gründung einer „Professorenrelictencasse", die dazu bestimmt ist, den armen Wittwen und Waisen von Universitätsprofessoren bittere Noth, demüthigende Lebensstellung und zu erflehende Gnadenacte zu ersparen. Die Relictencasse soll gebildet und gespeist werden a) durch Beiträge von seiten sämmtlicher Universitätsprofessoren, indem ein jeder jedes Semester 5 Proc. von seinen Collegiengeldern an diese Casse abzugeben hat, b) durch Beiträge aus den sogen. Rectorats- und Facultätsgebühren bei Immatriculationen, Promotionen und Prüfungen, c) durch Geschenke, Erbschaften und Legate.

Daß diese schöne Idee sich leicht verwirklichen läßt, liegt auf der Hand; der Verfasser hat sich's aber angelegen sein lassen, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Verwirklichung, auf welches zuverlässiges Material gestützt, nachzuweisen, und die Unzulänglichkeit anderer Bestrebungen in Bayern sowohl wie in anderen deutschen und österreichischen Staaten darzuthun. Dabei sollen, besonders in dem ebenso anregenden wie anziehenden 1. Abschnitt (S. 1—22), treffliche Bemerkungen ab, wie z. B. über die Unterschiede der Collegiengelder (20—21), die Nebeneinnahmen (12), die neuen preußischen Gratificationen (14—15), die österreichischen obligaten Fächer und im Zusammenhang damit die Verstaatlichung der Collegiengelder (16—17). Möchten diese Worte nicht in den Wind gepredigt, sondern namentlich auch bei allfälligen Reformen im Honorarwesen maßgebenden Einfluß auszuüben bestimmt sein!

Der Schrift ist am Schluß als „Beilage I" (S. 74—77) ein „Statutenentwurf zu einer Professorenrelictencasse der Universität Würzburg" beigegeben, der wohl durchdacht alles bis ins einzelnste festsetzt und zeigt, wie alle Vorbereitungen zur Gründung der milden Stiftung getroffen sind. Möchte die Verwirklichung noch in diesem oder wenigstens im nächsten Semester erfolgen! Sollte aber auch dieses Project, wie so manches Schöne hienieden, bloßes Gespinnst bleiben, so möge sich der Verfasser mit dem Bewußtsein trösten, daß nicht bloß die jetzigen Wittwen und Waisen, sondern auch die, welche es werden können, und nicht zum mindesten deren Ernährer dem Verfasser zeitlebens dankbar sein werden dafür, daß er so tief empfundene Worte für das Wohl armer Wittwen und Waisen gefunden hat, und dies um so mehr sein werden, als der Verfasser selbst unverheirathet ist und somit nicht pro domo, sondern selbstlos nicht den Seinigen, nur anderen ein menschenwerthes Dasein zu erringen bemüht ist.

* **Bonn.** Der Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek, Prof. Dr. Hermann Nau, seit längerer Zeit augenleidend, ist mit dem 1. Juli in den Ruhestand getreten. — Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. Ludwig Schlesinger, seit Beginn des laufenden Sommersemesters an der hiesigen Universität, hat einen Ruf als Ordinarius an die Universität Klausenburg erhalten und zum 1. Oct. angenommen.

* **Marburg.** Die Arbeiten des provisorischen Ausschusses zur Gründung einer Historischen Commission für Hessen und Waldeck sind so rüstig vorwärts geschritten, daß der Zusammentritt der Commission und die Berathung des Statutenentwurfs um Ende der nächsten Woche erfolgen kann.

* **Göttingen.** Der Theolog Prof. Dr. R. Schmend ist für das nächste Studienjahr zum Professor unsrer Universität gewählt worden.

* **Berlin.** Dem Privatdocenten Dr. Felix v. Luschan, langjährigem Directorialassistenten an der ethnologischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde, ist der Professortitel verliehen worden.

* **St. Gallen.** Am 18. und 19. Juli wird hier die 28. Jahresversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung gehalten werden. Nach der Tagesordnung findet am Sonntag, 18. Juli, Abends, im „Rest" Versammlung der Vereinsmitglieder zur Rechnungsablage, Beschlußfassung über Ergänzung der Vereinsstatuten und Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes statt. Bei der anschließenden öffentlichen geselligen Vereinigung der Mitglieder und Freunde des Vereins wird Pfarrer Gustav Reinwald von Lindau über „St. Galler Geschlechter in Lindau" sprechen. Am Montag, 19. Juli, sollen Morgens die Sehenswürdigkeiten von St. Gallen unter orts- und sachkundiger Führung besucht werden. Hierauf werden öffentliche Vorträge im Großrathssaal (im Kloster), und zwar von Prof. Dr. K. Miller von Stuttgart „Ueber die ältesten Weltkarten im allgemeinen und in Beziehung zum Bodensee"; Prof. Dr. Joh. Dierauer von St. Gallen „Ueber die Befreiung des St. Gallischen Rheinthals vor hundert Jahren"; Dr. J. Häne von Zürich „Zur Geschichte des Schwabenkriegs" gehalten werden. Ein gemeinsames Mittagsmahl wird sodann die Theilnehmer an der Versammlung im Gasthof zur Walhalla vereinigen.

* **Paris.** In der Nähe von La Mouthe, einem Dorfe bei Tayac in der Dordogne, entdeckte der durch zahlreiche Arbeiten bekannte Paläontolog E. Rivière, indem er in einer kleinen Höhle der dortigen Kreideberge nach Ueberresten der Steinzeit suchte, eine mit dieser Höhle durch einen engen Gang zusammenhängende, 147 m tiefe größere Höhle und in dieser höchst merkwürdige in die Felswand eingeritzte, theilweise mit Ocker bemalte Zeichnungen. Dieselben waren unter einer Lage von Tropfstein und anderen Kalkbildungen bald verborgen und ließen schon deßhalb auf ein über die historische Zeit zurückreichendes hohes Alter schließen. Es gelang dem Gelehrten mit großer Mühe und mit Anwendung einer Beleuchtung von 150 Kerzen, vier der Zeichnungen zu photographiren. Drei dieser Zeichnungen, welche die „Revue Encyclopédique" wiedergibt, und die im Original zwischen einem und zwei Meter Länge variiren, stellen Thiere dar. Am deutlichsten ist an dem hohen Höcker ein Auerochse zu erkennen. Eine andere hirschartige Figur ist durch eine Reihe braaner Flecken als Damhirsch und zwar als ein trächtiges Weibchen (?) gekennzeichnet. Die Zeichnungsfehler sind in beiden Figuren sehr stark, in der dritten lassen sie uns sogar im Zweifel, ob der prähistorische Künstler (?) ein pferd- oder rindesartiges Thier darstellen wollte. Noch unklarer ist das vierte Bild, das aus schrägen, abwechselnd weißen und ockerfarbigen Streifen besteht. Rivière will darin eine Hütte oder ein Zelt erkennen, dessen Eingang sich in Dreiviertelstellung zeigt. Er bezeichnet jedoch selbst seine Untersuchungen nicht für abgeschlossen; denn die Höhle von La Mouthe ist noch lange nicht erschöpft. Was die übrigen darin gefundenen Spuren menschlicher Cultur betrifft, so unterscheidet Rivière eine paläolithische und eine neolithische Steinzeitschicht. Bearbeitete Knochen des Auerochsen, den die zuerst erwähnte Zeichnung darstellt, fanden sich nur in der tieferen paläolithischen Schicht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Clara Viebig: Ein Kuß als Einsatz. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1897. — Otto Frommel: Wandern und Weilen. Gedichte. Kassel, Th. G. Fischer u. Comp. 1897. — Paul Schaffer-Bothorst: Zur Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Diplomatische Forschungen. (Historische Studien, veröffentlicht von Dr. E. Ebering, Heft VIII.) Berlin, E. Ebering 1897. — Ed. Kly: Liebe will keine Meisterin! Lustspiel in 3 Aufzügen. Leipzig, A. G. Liebestind 1897. — Dr. Ernst Ziegler: Aus Ravenna. Mit 16 Abbildungen. (Gymnasial-Bibliothek, hggb. von Dr. E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. 27. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann 1897. — Ueber die Stumm'sche Herrenhausrede gegen die Katheder-socialisten. Schreiben an den Geh. Justizrath D. Dr. Hinschius von den Professoren Delbeck, Schmoller, Wagner. Berlin, Georg Stilke 1897. — Der Leipziger Student vor 100 Jahren. Neudruck a. d. Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Theil Deutschlands aus Anselmus Rabiosus dem Jüngern. (Leipziger Neudrucke, hggb. von G. Wustmann. 1. Büchen.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1897. — Leo Wuerl: Führer durch Regensburg und Umgebung. Mit Plan ꝛc. 9. Aufl. Würzburg und Leipzig, Woerl. — Frhr. v. Lochner-Hüttenstein: Bad Kissingen und Umgebungen. 10. Aufl. Mit Karten ꝛc. (Griebens Reisebücher, Bd. 73.) Berlin, Alb. Goldschmidt 1897. — Gabriele v. Rochow: Schiffslieder. Berlin ꝛc., Boag u. Comp.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 8. Juli. Nummer 149.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Anträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus Justinus Kerners Briefwechsel. Von Dr. Ernst Müller. — Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle. IV. (Schluß.) Von Ernst Steinmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus Justinus Kerners Briefwechsel.

Von Dr. Ernst Müller (Tübingen).

In den nächsten Tagen erscheint im Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart J. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgeber ist der greise, aber trotz seiner 80 Jahre noch geistesfrische Sohn des Dichters, Hofrath Theobald Kerner in Weinsberg. Die Bearbeitung des reichen Materials war mir anvertraut. Es mögen im ganzen zwischen 3—4000 Briefe gewesen sein, die mir vorlagen. Aus ihnen habe ich ca. 860 ausgewählt, die in zwei starken Bänden vereinigt sind. Bei der Auswahl leiteten mich in erster Linie literarische und historische Rücksichten. Ich hielt es für meine Aufgabe, alle die Briefe, die von wesentlicher Bedeutung für die Literaturgeschichte waren, möglichst unverkürzt zu geben. Nach diesem Gesichtspunkt habe ich Briefe von etwa 125 der bedeutendsten Zeitgenossen Kerners aufgenommen. Von Kerner selbst sind etwa 200 darunter, von Uhland über 100; eine größere Zahl von Briefen sind von K. Mayer, G. Schwab, Varnhagen v. Ense, Frhrn. v. Laßberg, Graf Alexander von Württemberg (30), König Ludwig I. von Bayern (27), Lenau, Fouqué u. a.; ebenso enthält die Sammlung Briefe von Freiligrath, Geibel, Tieck, Wolfg. Müller, Rückert, Matthisson, Löben, Pocci, Fürst Alexander Hohenlohe, L. Bechstein, Max Waldau (Hauenschild) und vielen anderen. Es ist eine seltene Gabe, die hier geboten wird. Schon Gödeke hat Kerners Briefwechsel seine „reichste Hinterlassenschaft" genannt. Sein Wort ist jetzt in vollem Maße bestätigt. Wir gewinnen durch den Briefwechsel einen klaren Einblick nicht bloß in die sog. Schwäbische Dichterschule, sondern wir lernen auch die meisten übrigen deutschen Dichter jener Zeit, besonders in ihren Beziehungen zu den Schwaben, kennen. Kerners Person selbst tritt natürlich in den Vordergrund. Sein Wirken als Dichter, Arzt und „Geisterseher" liegt nun offen vor uns. In letzter Hinsicht ist eine Stelle aus einem Briefe merkwürdig, den der Dichter im Jahre 1836 an Gustav Schwabs Frau schrieb. Da heißt es: „Helfet mir nur erklären, es ist mir ganz recht, die Geister (vgl. sein Buch: Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiet der Natur. Cotta 1836) sind mir gar nicht lieb — aber leider, ihr werdet es sehen, bleibt eben doch keine andere Erklärung übrig. — Was es für Geister sind, wäre am Ende dann allerdings immer auch noch auszumachen. Macht es aus! — Diese Sachen waren immer meiner eigenen Phantasie entgegen, aber ich kam auf sie rein nur auf dem Wege kalter Beobachtung, und was man so beobachtet und erkennt, muß man eben annehmen, ist es einem auch gegen die eigene Phantasie. Ein entlaubter Baum ist mir auch gegen die Phantasie, — aber er steht eben da vor mir, hat kein Laub, und ich muß sagen, er hat kein Laub, würde ein anderer auch sagen, es gibt keinen Baum ohne Laub, das wäre des Schöpfers ganz unwürdig. Es ist eben doch so, — macht es anders."

Der Brief zeigt, daß man Kerner früher entschieden Unrecht that, wenn man ihm Betrug vorwarf.

Eine hervorragende Stelle nimmt Uhland in dem Briefwechsel ein. Von den 200 Briefen Kerners ist ein großer Theil an ihn gerichtet. Er erscheint darin in schönstem Lichte als Freund, Berather und Mitarbeiter Kerners. Uhlands dichterische und politische Thätigkeit tritt ebenfalls aufs herrlichste in den Briefen hervor. Als Probe sei das folgende, bisher ungedruckte Gedicht mitgetheilt, mit dem er am 23. Nov. 1811 einen Brief an Kerner schloß. Zur Einleitung schrieb er: „Du kommst mir mit dem neuen Almanach wie ein Vogelsteller vor, der auf Vögel paßt:

Der Vogelsteller im grünen Haus
Lauscht zum kleinen Fenster hinaus:
Will nichts sich setzen
In meinen Netzen?

Raubvögel streifen,
Kreisen und schweifen,
Hätten mir fast die lieben,
Schönen Vögel vertrieben.

Artige Vögel hab' ich ausgehängt,
Roth und grün und goldgesprengt,
Sie singen und schwirren,
Sie locken und girren.

Weit, weit ist des Waldes Raum,
Manch Vögelein sitzt auf jeglichem Baum,
Sie werden schon kommen,
Wenn sie's Locken vernommen.

Wie weit ist des Himmels Bogen,
Manch Vögelein kömmt dahergeflogen,
Ueber's weite Meer
Kommen sie her.

Das Schönste kann der Wind herwehen;
Wundervögel, noch nie gesehen,
Können sich setzen
In meinen Netzen."

Noch möchte ich an dieser Stelle besonders hinweisen auf die vielen Beziehungen Kerners zu Bayern. In den fünfziger Jahren stand er in lebhaftestem Briefwechsel mit König Ludwig I., Prinz Adalbert, Geibel, Graf Pocci, Schubert, Kobell und Eunemoser. Es sind gar köstliche Stücke darunter. Ich lasse einen Brief König Ludwigs folgen. Zur Erklärung desselben schicke ich voraus, daß Königin Therese, mit der Ludwig seit 12. October 1810 verheirathet war, im October 1854 gestorben war. Ebenso war Kerners Rickele im April dieses Jahres gestorben.

Digitized by Google

„Darmstadt, den 21. November 1854.

Mein Leidensgenosse, Justinus Kerner! Jetzo, da mich betroffen, was Sie, mir das Liebste, was ich auf Erden besaß, entrissen ist, fühle ich den Schmerz, der Sie durchdringt, da Sie Ihre Lebensgefährtin verloren. Thränen drangen aus meinen Augen, da ich Ihre mir am 15. dieses geschriebenen Verse las. Ihren früheren Brief, für den ich ebenfalls meinen Dank ausdrücke, bekam ich auch, er wurde mir nachgeschickt. Den Thron habe ich verloren, alte gute Bekannte, meinen besten Freund, meine Schwestern, wenn ich auch andere verlieren sollte, wenn sie mir nur bliebe, nur sie! War vierundvierzig Jahre mit der verheirathet, die ich wegen ihrer Vortrefflichkeit immer mehr liebte, der ich leidenschaftlich anhing. Mir schwebte schon die goldene Hochzeit vor. Gott wollte es nicht, und seinem Willen sollen wir uns ohne Murren unterwerfen. In nicht viel mehr als drei Wochen, daß ich sie verloren (die mir immer abgehen wird), verfaßte ich bereits zehn Gedichte an sie. Gott möge uns beide trösten, dieses wünscht innig

Ihr mit Ihnen fühlender

Ludwig."

Ein Brief Geibels, der seit 1852 als Honorarprofessor der Aesthetik in München lebte, möge den Schluß bilden.

„München, 18. Februar 1854.

Habe tausend Dank für die freundlichen Zeilen, die Du mir neulich sandtest. Wenn sie nur bessere Nachrichten über Dich und Dein Leben enthielten! Es betrübt mich schwer, Dich fortwährend so leidend zu wissen, und ich kann mich nur zu gut in Deine Stimmung versetzen, da ich ja selbst fast unausgesetzt mit dem Drucke zu kämpfen habe, den diese gebrechliche Leimenwand, die wir Körper heißen, auf unser ewiges Theil ausübt. Da hilft eben nichts als Geduld, und wer recht stark ist, der kann auch wohl mit der göttlichen Kraft, die innen wohnt, wenigstens auf Tage und Stunden das eingezogene Fleisch dämpfen und die ursprüngliche Freiheit und Heiterkeit wieder erobern. Aber ich weiß freilich aus Erfahrung, daß das leichter gesagt als gethan ist. Die Gesunden haben gut reden; da, wo ihnen kein acuter Fall gefährlich entgegentritt, werden sie gar zu leicht ungeduldig und ungerecht.... Wenn Du meinst, daß ich hier in München in eitel Glück und Sonnenglanz schwimme, so irrst Du. Außerdem, daß ich körperlich viel zu leiden habe, finde ich mich bei der scharfen confessionellen Spaltung und bei dem tief eingewurzelten Vorurtheil gegen alles Norddeutsche auf dem von Parteiumtrieben durchwühlten Boden schwer zurecht. Dabei ist meine Stellung, so viel Angenehmes sie bietet, nicht einmal sorgenfrei, und nur in meinen eigenen vier Wänden finde ich das harmlose Glück, von dem ich einst träumte. Aber freilich, ein Herz sein eigen zu wissen, wie das meiner Frau, und dabei in ein paar blaue, himmeltiefe Augen, wie in die meines Töchterchens, hinabschauen zu dürfen, das ist eine Gnade, für die ich nicht genug danken kann. Seit einigen Wochen geht es mir — Gott sei Dank — auch leiblich besser, und mit dem frischeren Lebensgefühl kommt die Lust und der Trieb zum poetischen Schaffen wieder. Ich arbeite langsam an einer Nibelungentragödie weiter; möchte es mir vergönnt sein, dies Werk glücklich zu vollenden, dem ich seit lange meine besten Kräfte zugewandt habe.

Meine Ada grüßt Dich und Deine liebe Frau auf das herzlichste. Lebe wohl und behalte mich lieb, auch wenn ich nicht schreibe.

In alter Treue

Dein

Emanuel Geibel."

Kerners Briefwechsel, der schon längst erwartet wurde, erscheint erst jetzt, da er nach einer Bestimmung J. Kerners erst ca. 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden durfte. Noch sei bemerkt, daß das Werk auch mit vielen Facsimiles und Portraits geschmückt ist.

Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle.

Von Ernst Steinmann.

IV. (Schluß.)

Im Herbst des Jahres 1533 wurde Michelangelo mit größter Sehnsucht von seinen Freunden in Rom erwartet. „Ich habe nichts anderes mehr zu sagen," hatte Messer Tomao Cavalieri schon im August geschrieben, „als Euch zu bitten, bald zurückzukehren, um mich von allen Fesseln zu befreien und damit ich jeden bösen Umgang meide. Um das aber zu können, darf ich mit niemand anders umgehen, als mit Euch."[1]) Sein Vertrauter und Hausverwalter Bartolomeo Angiolini hatte schon ohne ihn im Obstgarten die köstlichen Pfirsiche und Granatäpfel abnehmen müssen, den Freunden eine Probe gesandt, den Rest aber für den Hausherrn selber zurückgelegt. „Euer Haus und all' das Eurige ist in bestem Zustand und wohl gerüstet, Euch zu empfangen!"[2])

Auch Michelangelo wünschte sich Tag und Nacht nichts anderes, als endlich wieder ganz in Rom zu sein, nachdem er in Florenz „20 Jahre älter geworden war und 20 Pfund abgenommen hatte."[3]) Am Grabmonument Julius' II., an Plänen für die Façade und die Bibliothek von San Lorenzo, am Bau und an den Denkmälern der Mediciacapelle hatte er seine Kraft zersplittert; von den Rovererben immer wieder an die alten Verträge und die erhaltenen Geldsummen erinnert, vom Papst mit neuen zwingenden Aufträgen überhäuft, hatte er keinen einzigen seiner großen Entwürfe zum erwünschten Ziele geführt. Nun hieß ihn der Papst nach Rom zurückkehren, anfangs, wie es scheint, ohne bindende Aufträge zu ertheilen; da mochte sich in dem alternden Künstler die Hoffnung regen, endlich ohne Störung am bedeutend reducirten Grabmal Julius' II. arbeiten zu können, dessen unvollendete Sculpturen ihres Meisters in seiner Werkstatt der Via Macell de' Corbi harrten.

Aber Clemens VII. hatte andere Pläne mit Michelangelo, der etwa im November d. J. 1533 in Rom eingetroffen sein muß. Ob die Gemälde Perugino's an der Altarwand der Sistina durch einen Brand vom 2. April 1525 wirklich so gelitten hatten, daß sie erneuert werden mußten,[4]) ob der kunstliebende Mediceer einzig und allein von dem Gedanken beseelt war, die gewaltige Kraft Michelangelo's noch einmal ganz in den Dienst des Papstthums zu stellen, wie Julius II. vor 25 Jahren, das läßt sich heute schwer entscheiden. Jedenfalls dürfen wir Condivi glauben, wenn er erzählt, daß Clemens VII. dem Künstler gleich nach seiner Rückkehr aus Florenz den Auftrag gestellt habe, die Hauptwand der Capelle Sixtus' IV. auszumalen. „Und nachdem er als ein Mann von scharfem Verstand

---

1) Vgl. *Symonds*, the life of Michelangelo Buonarotti II. p. 400 u. ff., wo die wichtigen Briefe des Tommaso Cavalieri, welche das Archivio Buonarotti bewahrt, abgedruckt sind.

2) Ebendort p. 398.

3) Milanesi, p. 469. Dieser Brief ist die Antwort auf den Angiolini's vom 6. September 1533. Bei Symonds p. 396.

4) Vgl. das Diarium des Biagio von Cesena. Cod. Vat. 7167. Illa domenica quae est de Passione Clerici cappellae in fine evangelii trahendo velum ante imagines, ut morte est, proiecerunt crucem super altare e inde accedendo Candelabrum proiecerunt in velum et combarerant partim. Papa et tota Cappella multum scandelizzati sont e inde commisit Dominus Sacristae, ut licenciaret illos clericos.

lange und lange über den Gegenstand nachgedacht, entschloß er sich endlich, ihn den Tag des jüngsten Gerichtes machen zu lassen, indem er glaubte, daß die Mannichfaltigkeit und Größe einer solchen Materie diesem Manne Gelegenheit geben müsse, die ganze Kraft seines Genius zu entfalten."

Aber Michelangelo, seinen alten Verpflichtungen den Erben der Rovere gegenüber eingedenk, scheint wenig geneigt gewesen zu sein, bei seinem hereinbrechenden Alter noch ein so großes Werk zu unternehmen. Monatelang beschäftigte er sich mit den Entwürfen, und als Clemens VII. am 23. September 1534 starb, hatte er noch nicht Hand an die Malerei gelegt.[1]) Ja, obwohl der Carton für das ganze großartige Frescogemälde damals schon fertig gewesen sein muß, hat doch der Künstler die Ausführung desselben nach dem Tode des Papstes sofort aufgegeben: er hoffte sich nun ganz dem Denkmal des Roverepapstes widmen zu können, dessen Erben ihn mehr und mehr bedrängten, das immer wieder hinten angesetzte Werk endlich zum Abschluß zu bringen.

Aber Paul III. aus dem berühmten Geschlecht der Farnese, welcher am 13. October den päpstlichen Thron bestieg, war nicht der Mann, einen Künstler wie den „göttlichen" Michelangelo, der längst den Ruhm des „poveretto di Raffaello" verdunkelt hatte, lange unbeschäftigt zu lassen. Im Gegentheil! Seit Julius II. hat kein Papst größere Anstrengungen gemacht, sich die Dienste des widerstrebenden Buonarotti zu sichern, als Paul III. „Es sind schon 30 Jahre her," rief er aus, als Michelangelo ihm seine Verpflichtungen gegen den Herzog von Urbino vorhielt, „daß ich den Wunsch habe, dich zu beschäftigen und jetzt, da ich Papst bin, will ich ihn gewiß nicht fahren lassen. Wo ist dieser Contract? Ich will ihn zerreißen!" Gleichzeitig begab er sich persönlich mit einem ganzen Gefolge von Cardinälen in die bescheidene Werkstatt Michelangelo's, wo der Cardinal von Mantua, als er die Mosesstatue erblickte, in die prophetischen Worte ausbrach: „Diese Statue genügt allein, das Grab Papa Giulio's zu ehren!" Aber auch der Carton für das jüngste Gericht war damals schon fertig zu schauen und die gewaltige Composition, die unerreichte Meisterschaft in der Zeichnung und Gruppirung stürmisch bewegter Massen entflammte in dem kunstliebenden Papst die höchste Begierde, „ein so bewunderungswürdiges und einzigartiges Werk der Malerei vollendet zu sehen, damit es die Schönheit und Majestät der Päpstlichen Capelle erhöhe."[2]) Nachdem ein neuer Contract mit den Roverserben dem Meister die älteren Verpflichtungen wesentlich erleichtert hatte, konnte sich Michelangelo dem Willen Pauls III. nicht länger entgegenstellen; widerwillig und zögernd, wie vor 27 Jahren, nahm der Bildhauer von Beruf aufs neue den Pinsel in die Hand und schuf jenes gigantische Werk, das im Cinquecento von allen seinen Künstlerthaten am höchsten gepriesen wurde und seinen Ruhm zu den Sternen emporhob.

Am 16. April 1535 wurden von der päpstlichen Rechnungskammer 25 Ducaten an den Florentiner Zimmermeister Perino del Capitano ausgezahlt für das Gerüst, welches er für Michelangelo in der Sistina errichtet hatte[1]), und der Künstler wird damals gleich an die Arbeit gegangen sein, denn schon in einem der Breven vom 1. Sept. desselben Jahres ist von dem begonnenen Werk die Rede.[2]) Aber ein Zwischenfall, dem ähnlich, welcher den Beginn seiner Arbeiten an der Volta aufhielt, scheint auch die malerische Ausführung des jüngsten Gerichtes verzögert zu haben. Sebastiano del Piombo, Michelangelo's langjähriger Freund und Gevatter, so erzählt Vasari, überredete den Papst, die Malerei in Oelfarben ausführen zu lassen, und begann, begierig, ein wenig vom Ruhm des neuen großen Werks für sich selber zu erhaschen, die Façade der Capelle herzurichten. Michelangelo, unwillig, die Arbeit überhaupt zu unternehmen, sagte anfangs weder ja noch nein, erklärte aber dann, als er endlich auf Drängen des Papstes ans Werk ging, die Oelmalerei rücksichtslos als eine Sache für Weiber und Personen, die so bequem und träge wären wie Fra Sebastiano, ließ die ganze Mauerschicht herabschlagen und einen Grund für die alte, solide Frescomalerei herrichten. Jede fremde Hülfe verschmähend, selbst die Rathschläge seiner Freunde zurückweisend, ging der Sechzigjährige furchtlos an ein Riesenwerk, über dessen äußeres und inneres Werden wir heute nur noch geringe Kunde besitzen.

Erst ein Jahr war seit dem Tode seines Vaters, des alten Ludovico, vergangen, und damit waren die Bande gelockert, die ihn an die Heimath fesselten, wo ihm überdies der Herzog Alexander wenig wohl gesinnt war; mit den Brüdern Giovansimone und Buonarotto — der letztere starb schon im Jahre 1528 — hat Michelangelo sich nur selten brieflich ausgetauscht, und seine Correspondenz mit dem Neffen Lionardo fällt erst in spätere Jahre. So fehlen uns aus diesen Jahren fast ganz jene Familienbriefe, welche auf die Matereien der Decke hin und wieder so interessante Schlaglichter werfen und ihre Entstehungsgeschichte wenigstens zeitlich mit bestimmen helfen.

Aber auch in den päpstlichen Ceremonienbüchern sucht man vergebens nach Daten für Anfang, Werden und Vollendung des jüngsten Gerichts; Biagio von Cesena und Francesco Firmano lassen uns gerade hier im Stich. Der erstere, unsterblich geworden durch den bösen Streich, den ihm der erzürnte Buonarotti spielte, indem er ihn als Minos ins Inferno versetzte, bricht seine Aufzeichnungen im Frühjahr 1540 ab und gedenkt der Malereien Michelangelo's mit keinem Wort. Der letztere, der in den langen Jahren 1529—1565 schrieb, ist noch weit weniger ergiebig

---

[1]) Die Angabe Michelangelo's in einem Brief an Vasari (Mil. p. 544), daß er von Florenz nach Rom gekommen sei, zwei Tage ehe Papst Clemens starb, muß sich auf eine kurze Rückkehr nach Florenz beziehen im Herbst des Jahres 1534. Der Abschiedsbrief an Jebo, wo er ausdrücklich sagt, daß er nach Rom geht und nicht mehr dauernd nach Florenz zurückkehren wird, muß am Ausgang des Jahres 1533 geschrieben sein, weil die Antwort (bei Symonds II, p. 403) vom 14. Januar 1534 datirt ist. Beachtenswerth ist aber auch das von Michelangelo selbst mit dem 15. October 1533 datirte Schreiben an Figiovanni. (Milan. p. 470.) Der Inhalt des letzteren, in dem Michelangelo die Provision für die vier Monate erbittet, welche er für Clemens VII. an der Façade von San Lorenzo thätig war, stimmt überdies genau mit Condivi überein, der ebenfalls angibt, daß Michelangelo nach diesen vier Monaten, die am 1. November 1533 abliefen, nach Rom zurückkehrte (ed. Frey p. 150). Die Uebersiedlung Michelangelo's nach Rom ist also nicht, wie Frey will, in den Herbst 1534, sondern schon in den Herbst 1533 zu setzen. Mußte denn nicht Michelangelo in Rom sein, um die Cartons fürs jüngste Gericht zu machen, die Paul III. gleich nach dem Tode Clemens VII. mit seinen Cardinälen zu besehen ging?

[2]) Vgl. das Brae Pauls III. vom 18. December 1537. Obwohl es das wichtigste der vier Breven ist, welche direct oder indirect auf das jüngste Gericht Bezug haben, hat keiner der neueren Biographen Michelangelo's seinen Text gekannt. Heath Wilson p. 412 und Symonds II, p. 44, citiren es nach einem falschlich vom 18. September datirten Auszug bei Gotti (vita di Michelangelo Buonarotti I, p. 263). Alle vier Breven hat meines Wissens zuerst der wackere Cancellieri in seiner Descrizione delle cappelle Pontificie e cardinalizie (Rome 1790, p. 82—94) abgedruckt. Die ersten beiden datiren vom 1. Sept. 1535, das dritte — auch deßhalb besonders beachtenswerth, weil es Condivi's Erzählung von der Beendigung des Cartons unter Clemens VII. bestätigt — wie gesagt vom 18. December 1537, das vierte endlich vom 9. Mai 1538. Diese Breven spielen auch in der Correspondenz Michelangelo's eine Rolle; er läßt sie sich im Jahre 1550 nach Pauls III. Tode nach Rom schicken, um sie dem neuen Papste vorzulegen. Milanesi p. 263 u. p. 265.

[1]) Giornale di erudizione artistica VI, p. 209.

[2]) Cancellieri a. a. O. p. 83 ... dictum opus a te inchoari coeptum.

als sein älterer College und läßt dann und wann empfindliche Lücken in seinem Diarium offen.[1]) Außerdem scheint aber die Thätigkeit Michelangelo's in der Sistina die Ceremonien und Gottesdienste wenigstens in den ersten Jahren nicht gestört zu haben. Noch in der Passionswoche 1537 wurden die üblichen Feiern in der „Capella major" abgehalten[2]) und erst bei der Beschreibung der Allerheiligenvigilie 1538 bemerkt Firmanus, daß dieselbe in der Aula Pontificum begangen wurde, „die jetzt als Päpstliche Capelle dient."[3]) Ja in der stillen Woche d. J. 1536 sah Jonas — um einen Ausdruck Ariosts[4]) zu gebrauchen — mehr Mitren und Diademe unter sich am Hochaltar erglänzen als je zuvor. Am 5. April hatte ein Imperator seinen Einzug in Rom gehalten; auf der Triumphalstraße durch den Constantinsbogen am Forum entlang, am Fuß des Capitols vorüber war Karl V. als Triumphator eingezogen, derselbe Mann, dessen Heer vor kaum 9 Jahren schlimmer als die Vandalen unter Geiserich Rom verheert hatte.[5]) Niemals sind die Feierlichkeiten der stillen Woche in der Palastcapelle mit größerem Prunk begangen worden, als damals, wo die höchsten Träger der geistlichen und weltlichen Gewalt auf Erden sich hier zu gemeinsamer Betrachtung der Passion Christi versammelt haben. Am Palmsonntag empfing der Kaiser mit all seinen Fürsten und Baronen die Palme aus der Hand des Papstes, am Mittwoch und Donnerstag trafen hier die Lamentationen des Jeremias, von der Päpstlichen Capelle mit unerreichter Meisterschaft vorgetragen, sein Ohr, und zum Schluß der Ceremonie begleitete der Kaiser den Papst, als er in feierlicher Procession das Sacrament in die kleine Capelle trug. Am Charfreitag endlich sah man Papst und Kaiser nach einander auf den Stufen des von allem Schmuck entblößten Hochaltars knieen, das Kreuz anzubeten, welches auf dem Boden lag, während die Sänger die eintönig ergreifenden Improperien anstimmten.

Wie man sich bei dieser Gelegenheit mit Michelangelo und seinen Gerüsten abgefunden hat, wird nirgends erwähnt, und leider wissen wir auch nichts von einer persönlichen Begegnung des Kaisers mit dem Künstler, dessen Namen man auch unter den zahllosen Malern, Bildhauern und Architekten, welche die Triumphstraße Karls V. herrichteten, vergeblich sucht.[6]) Aber als indirectes Zeugniß dafür, wie tief der Eindruck gewesen war, den die Deckenmalereien der Sistina damals in dem kunstverständigen Monarchen hervorriefen, mag die Thatsache dienen, daß er wenige Wochen später in Florenz die Grabcapelle von San Lorenzo aufsuchte, um dort Michelangelo's Mediceergräber zu bewundern. „Es gibt viele Könige auf der Welt, aber es gibt nur einen Michelangelo", schrieb Pietro Aretino am 15. September 1537 an den großen Künstler in einem berühmten Briefe, der sich an Ehrerbietung und Bewunderung nicht genug thun konnte, aber daneben auch dem Selbstgefühl des Aretiners den schärfsten Ausdruck verlieh, der nicht unterließ, sich gleichzeitig der unerhörten, von demselben Karl V. erwiesenen Gunstbezeigungen zu rühmen. „In Euren Händen liegt die Idee einer neuen Natur verborgen, denn die Schwierigkeit der zeichnenden Linie wird Euch so leicht, daß Ihr mit den Umrißlinien des Körper schon das Endziel der Kunst erreicht. Wunderbar! selbst die Natur, welche nichts so hoch stellen kann, daß Ihr es nicht mit Eurem Fleiß ergründet, kann ihren Werken nicht die Majestät einflößen, welche alles, was die erhabene Kraft Eures Pinsels oder Meißels schafft, von selbst besitzt. . . . Wenn dem aber so ist, warum begnügt Ihr Euch nicht mit dem schon erlangten Ruhm, durch den Ihr alle übrigen besiegt habt? Höre ich doch, daß Ihr mit dem Weltende, das Ihr jetzt malt, die Weltschöpfung übertreffen wollt, die Ihr einst gemalt habt, damit Eure Gemälde, von Euren eigenen Gemälden überwunden, Euch den Triumph über Euch selber verleihen."[1]) Eine ausführliche Beschreibung des jüngsten Tages, reich an Bildern und Allegorien, folgt diesen Lobeserhebungen. Der eitle Literat hoffte offenbar, Michelangelo werde Aretino's Gedanken in seinem Gemälde zum Ausdruck bringen. Aber ebensowenig, wie es Sebastiano del Piombo gelungen war, das technische Verfahren des Meisters zu beeinflussen, ebensowenig ließ er sich von Pietro Aretino für Gedanken und Inhalt seines Werkes Vorschriften ertheilen. Die kurze, klare Antwort auf Messer Pietro's mit rhetorischen Wendungen reich geschmückten Herzenserguß ist in den köstlichsten Formen abgefaßt, aber fast verletzend kühl. „Als ich Euren Brief erhielt, magnifico Messer Pietro, mein Herz und mein Bruder, habe ich Freude und Schmerz zugleich empfunden; das erstere, weil er von Euch kam, dessen Virtù einzig ist auf dieser Welt, das zweite, weil es mich betrübte, nichts von Euren Gedanken in meinem Gemälde anbringen zu können, da es zum großen Theil vollendet ist. Und doch sind Eure Worte derart, daß, wenn der Tag des Gerichts schon gewesen wäre und Ihr dabei gewesen wäret, Ihr ihn nicht besser hättet beschreiben können. . . . Wenn ich etwas besitze, das Euch lieb wäre, so biete ich es Euch von ganzem Herzen an. Euer Gelübde aber, nicht mehr nach Rom zu kommen, dürft Ihr meines Gemäldes wegen nicht brechen; denn das wäre zu viel. Ich empfehle mich!" Für die Entstehungsgeschichte des jüngsten Gerichts hat dieser Brief keinen ganz unbedingten Werth, denn es ist sehr wohl möglich, daß Michelangelo sein Fortgeschrittensein übertrieb, um weiteren Eingriffen in seine Gedankenwerkstatt damit vorzubeugen. Jedenfalls scheint dies der erste und einzige Brief gewesen zu sein, dessen er den berüchtigten Verfasser der Nanna für würdig erachtet hat; denn in jener schmähenden Kritik des Weltgerichts, in welcher Pietro Aretino wenige Jahre später die reine Größe Michelangelo's in den Schmutz seiner eigenen Denkungsart herabzuziehen versuchte, heißt es zum Schluß: „Mögt Ihr göttlich sein, ich bin wenigstens nicht von Wasser; bedenkt vielmehr, daß ich ein solcher bin, daß auch Könige und Kaiser meine Briefe beantworten."

Noch im Herbst des Jahres 1539 mußte Michelangelo die oft auf die Probe gestellte Geduld des Herzogs von Urbino um einen neuen Aufschub angehen. Die eigenhändige Antwort Francesco Maria's vom 7. September lautete zustimmend und entgegenkommend, drang aber auf die endliche Aufstellung des Grabmals Julius' II. sofort, wenn Michelangelo die Malerei der Sistina vollendet haben würde, „wie es auch Seine Heiligkeit unbedingt versprochen hat,

---

[1]) Cod. Vat. Urbinat. 638. Lücke vom Laurentiustage 1530 bis zum 25. September 1534; vom Corpusdominifest 1540 bis zum 11. Mai 1544.

[2]) Biagio von Cesena. Manuscript der Vittorio Emanuele zu Rom. Tom. II, p. 182 ff.

[3]) Firmanus a. a. O. p. 78a.

[4]) „Sia ver che tante mitre e diademe
Mi done, quante Jona in cappelle
Alla messa papal non veda insieme."

Vgl. über Michelangelo und Ariost: Buonarotti 1867 II, p. 30 ff.

[5]) Uebrigens war bei den Römern die Erinnerung an diese von Karl V. nicht verhinderten Gräuel noch keineswegs erloschen. Eines Tages hatte der Kaiser den seltsamen Gedanken, auf das Dach des Pantheon zu klettern, um von dort oben durch die Mittelöffnung in das Innere zu schauen. Ein junger Crescenzi, der ihn begleitete, fühlte sich oben versucht, den Kaiser durch die Oeffnung hinab in die Tiefe zu schleudern, und gestand dies später seinem Vater, der ihn mit der Antwort strafte: Figliuolo, queste cose si fanno e non si dicono — mein Sohn, das sind Dinge, die man thut, aber von denen man nicht spricht. — (Cancellieri, storia de' solenni possessi, p. 93 Anm. 1.)

[6]) Vgl. über den Besuch Karls V. in Rom die Studie von B. Podestà im Archivio della Società Romana p. 303.

[1]) Bottari, lettere Pittoriche III p. 87.

sich selber gnädigst erbietend, Euren Eifer anspornen zu wollen".[1])

Aber Paul III. hatte sein Versprechen bald vergessen. Kaum hatte Michelangelo das jüngste Gericht vollendet, da verlangte der Papst schon von dem 66jährigen die Ausmalung der neu erbauten Paolina, und auch diesmal verstand es der Herzog, mit freundlicher Miene sich dem Willen des Mächtigeren zu fügen.[2]) Bei dieser Gelegenheit endlich kam am 20. August 1542 ein Contract zustande, der den gequälten Meister von allen Verpflichtungen entband, und im Jahre 1545 endlich gelangte das Juliusdenkmal, dessen Vollendung Raffaello da Monte Lupo übernommen hatte, in San Pietro in Vincoli, der Titelkirche des Giuliano della Rovere, so zur Aufstellung, wie wir es noch heute sehen.

Schon näherte sich die Arbeit in der Sistina dem Ende, da stürzte Michelangelo eines Tages ziemlich hoch von seinem Gerüst herab und verletzte sich nicht unerheblich an einem Beine. Von Schmerz und Zorn erfüllt, wollte er von keinem Arzt etwas wissen, schloß sich in seiner Behausung ein und ließ niemanden zu sich. Aber ein alter Freund und Landsmann, Baccio Rontini, ein tüchtiger Arzt und ebenso berühmt durch seine Grillen und Launen wie Michelangelo selbst, erbarmte sich des Verlassenen, drang auf geheimen Wegen in sein verschlossenes Haus, fand den halb Verzweifelten endlich allein in einer Kammer und ließ ihn nicht eher wieder aus den Händen, bis der Künstler geheilt aufs neue das Gerüst besteigen konnte, um in wenig Monaten sein Werk zum ersehnten Ziel zu führen.[3])

Der genaue Termin, wann sich endlich das jüngste Gericht den Augen der Welt enthüllte, laßt sich noch immer nicht mit absoluter Sicherheit bestimmen, obwohl weder vorher noch nachher wieder ein Kunstwerk in ähnlicher Weise die Gemüther der Zeitgenossen beschäftigt hat. Vasari gibt vermuthungsweise als den Tag, an welchem der Vorhang fiel und ganz Rom sich voll Staunen und Bewunderung an dem neuen Anblick labte, den Weihnachtstag 1541 an, und zwei Briefe, welche Michelangelo schon im August desselben Jahres an seinen Neffen richtete, stellen wenigstens sicher, daß der Meister bis zum Ende des Jahres sehr in Anspruch genommen war, in der Fastenzeit 1542 dagegen freier zu sein hoffte.[4]) Er bittet den Neffen, einen Besuch, den Lionardo für den September in Rom plante, hinauszuschieben: „du würdest mir nur noch die Mühsal vermehren außer all den Widerwärtigkeiten, die ich schon habe. Ueberdies geht Urbino auf Reisen, und es fehlte mir nur noch, daß ich für Euch die Küche besorgen müßte. Schiebe die Reise bis zu den nächsten Fasten auf, dann werde ich dir Geld schicken, dich anständig zu kleiden, damit du hier nicht wie eine Bestie erscheinst. Uebrigens lerne erst schreiben, denn ich finde, du verschlechterst dich mit jedem male."

Dieser und ein anderer, in ähnlichen Ausdrücken abgefaßter Brief bezeugen, daß Michelangelo damals nicht in rosiger Laune war. Er hat dem Neffen mehr als einmal in seinen Briefen die unangenehmsten Dinge gesagt und ihn dabei mit Wohlthaten überschüttet. So finden wir ihn am Ende dieser Titanenarbeit in ähnlich trüber, fast mürrischer Stimmung wieder wie vor 29 Jahren, als er die Decke vollendet hatte. Aber die Welt jubilirte, als wäre ihr mit dem jüngsten Gericht ein neues Wunder geschenkt, und schon Vasari findet nicht Worte genug, es zu rühmen. Er preist Paul III. selig, daß unter seiner Regierung solch ein Werk entstanden sei, „welches alle die zu Gefangenen macht, welche in der Kunst etwas zu können meinten". Er erklärt es für unmöglich, ein Gemälde zu beschreiben, dessen furchterweckende Größe ohne gleichen sei, dessen Figuren man nicht zählen könne, und das endlich alle nur denkbaren menschlichen Affecte auf die wunderbarste Weise zum Ausdruck bringe. In diesem Werk, rühmt seinerseits Condivi, hat Michelangelo alles zum Ausdruck gebracht, was die Kunst der Malerei aus einem menschlichen Körper machen kann, ohne auch nur einen Act oder eine Bewegung auszulassen. Und für die Beschreibung beruft er sich auf die zahlreichen Stiche und Zeichnungen des Weltgerichts, welche damals schon über ganz Italien verbreitet waren.

„Hat nicht Gott durch Euch," schrieb damals Nicolo Martelli, ein berühmter Florentiner Literat, „ein höchstes Abbild des furchtbaren Gerichts geschaffen, das Ihr eben aufgedeckt habt? Wer es nur immer sieht, der staunt, und wer davon reden hört, der ruht nicht, bis er es gesehen hat, und wird ihm endlich sein Anblick zutheil, so findet er zwar den Ruhm groß und unsterblich, aber das Werk selbst weit größer und göttlich. So kann man mit Recht sagen, es gibt einen Engel Michael und Boten Gottes im Himmel und einen auf der Erde."[1])

Noch weiter ging Gandolfo Porrino in einem der zahllosen Sonette, mit welchen man nach damaligem Zeitgeschmack Michelangelo und seine Werke überschüttete. O heilige Roma, ruft er aus, jetzt magst du mit Recht sagen: niemals hat mich Cäsar oder einer der erlauchten Imperatoren eines gleichen Triumphes froh werden lassen.[2])

Wir besitzen zwei werthvolle Aeußerungen Michelangelo's aus jenen Tagen, die uns zeigen, wie kalt ihn die durch ein so verhängnißvolles Werk errungenen Triumphe ließen, in dem er selber das Testament der Renaissance erkannt zu haben scheint. „Euer Brief und Euer Sonett," antwortet er dem Nicolo Martelli, „lassen mir so viel Lob zutheil werden, daß viel weniger genügt hätte, selbst wenn ich das Paradies im Busen trüge. Ich sehe, Ihr habt Euch vorgestellt, daß ich wirklich der sei, zu dem Gott mich machen wollte. In der That bin ich aber nur ein armer Mensch und von geringem Werth und mühe mich ab, in der Kunst, die Gott mir gegeben hat, mein Leben zu verlängern, so lange ich kann."[3])

Wie einst die kunstbeflissene Jugend von Florenz an Michelangelo's berühmtem Schlachtencarton im Palazzo Vecchio so lange gezeichnet und copirt hatte, bis vom Original nichts mehr übrig war, so wurde jetzt die Sixtinische Capelle, deren Einfluß selbst Raffael sich nicht hatte entziehen können, die Hochschule für alle strebenden Künstler. Es gab niemand in Rom, der nicht ging, das jüngste Gericht im ganzen, oder einzelne Gruppen zu copiren, und zahllose noch erhaltene Studienblätter, die nur zu häufig als Zeichnungen Michelangelo's gelten, bezeugen den Fleiß der römischen Jugend.

---

[1]) Abgedruckt bei Gotti, vita di Michelangelo Buonarotti I p. 264.

[2]) Vgl. Gaye, carteggio d'artisti II p. 290, hier ist der Brief abgedruckt, in welchem der Cardinal Parisani schon unter dem 23. November 1541 den Herzog von der Absicht Pauls III. in Kenntniß setzte, von Michelangelo auch noch die Paolina ausmalen zu lassen.

[3]) Vasari ed. Milanesi VII p. 211.

[4]) Milanesi, p. 166 u. 167. Der Neffe Lionardo hat die Briefe des Onkels fast alle mit dem genauen Datum versehen.

[1]) Dieses interessante, bis dahin für Beurtheilung und Geschichte des jüngsten Gerichts völlig unbeachtet gebliebene Schreiben wurde schon im Jahre 1546 in der Briefsammlung Nicolo Martelli's in Florenz gedruckt. Hier trägt der Brief das Datum des 4. December 1540. Ist dieses Datum richtig, was man bezweifeln möchte, da Michelangelo's Antwort das Datum des 20. Januar 1542 aufweist, so wäre das jüngste Gericht ein Jahr früher beendet worden, als man gewöhnlich annimmt. Die Frage bedarf noch der Nachprüfung an den handschriftlichen Briefen, die beide in der Biblioteca Nazionale in Florenz bewahrt werden.

[2]) Das Sonett wurde publicirt von Guasti a. a. O. p. LVII. Auch Michelangelo richtete ein Sonett an diesen jungen Modenesen, von dem ein Band Gedichte gedruckt wurde. Guasti a. a. O. p. 165.

[3]) Milanesi, p. 473.

Digitized by Google

Eines Tages passirte Michelangelo durch die Capelle in Begleitung eines Bischofs. Er pflegte zu sagen, daß der, welcher hinter anderen herginge, niemals an ihnen vorbeikäme. Aber als er alle die Jünglinge sah, welche mit fleißigen Stiften und Pinseln seine Malereien copirten, brach er in die prophetischen Worte aus: „O wie viele, wie viele wird dies mein Werk zu Narren machen!“ [1]) Empfand er selbst, daß es über ihn hinaus keine Kunst mehr gäbe, fühlte er vorwurfsvoll sein Gewissen sich regen, als er andere ahnungslos die abschüssigen Höhen erklimmen sah, die sein Genius allein zu überwinden vermocht hatte?

Neben dem Preis und der Bewunderung, welche dem Weltgericht Michelangelo's von allen Seiten zutheil wurden, erhoben sich aber auch schon sehr früh tadelnde Stimmen, welche geltend machten, jene Unzahl nackter menschlicher Körper über dem Hochaltar der heiligsten Capelle der Erde sei eine Beleidigung gegen die Würde des Papstes und seines ehrwürdigen Collegiums, welche hier mit einander die höchsten Kirchenfeste feierlich begingen. Paul III. allerdings, der letzte große Mäcen des Renaissancezeitalters, hat solche Ansichten niemals geäußert. Im Gegentheill Kaum hatte Michelangelo seine Malerei in der Sistina vollendet, so gab er seiner Befriedigung und Freude beredten Ausdruck in einem Breve, das den Francesco Amatori d'Urbino, Michelangelo's langjährigen Freund und Diener, zum Reiniger aller Gemälde der päpstlichen Capelle ernannte mit einem monatlichen Gehalt von 6 Ducaten in Gold. Das Freihalten von Staub und Schmutz der Decken- wie der Wandgemälde wird hier dem wackeren Urbino aufs eindringlichste vorgeschrieben, ja auch vom Kerzenrauch will er die kostbaren Malereien Michelangelo's und seiner Vorgänger zu schützen versuchen. [2]) Hat je ein Fürst umsichtiger für die Erhaltung seiner Kunstschöpfungen Sorge getragen, und kann sich einer der folgenden Päpste rühmen, das Breve Pauls III. erneuert zu haben? [3]) Wer heute den forschenden Blick über die gewaltige Ruine des jüngsten Gerichts schweifen läßt, der muß mit Wehmuth und Schmerz bekennen, daß nicht nur nichts gethan wurde, die größte malerische Composition, die je ein Künstlerhirn ersonnen, der Menschheit zu erhalten, sondern vielmehr alles, um sie jämmerlich zu Grunde zu richten.

Aber schon Messer Biagio von Cesena, Ceremonienmeister des Papstes und „persona scrupulosa“, wie Vasari sich ausdrückt, der seinen Herrn einmal auf einem Besuch in die Sistina begleitete, als Michelangelo hier noch an der Arbeit war, äußerte, um seine Meinung befragt, grob genug, ihm scheine das Gemälde eher in Badestuben und Osterien, als in eine Capelle zu gehören, und mußte sich dafür Michelangelo's berühmte Künstlerrache gefallen lassen, der ihn als Minos im Inferno anbrachte. [4])

Pietro Aretino, welcher anfangs Thränen des Entzückens und der Rührung vergossen zu haben behauptete, als er eine Zeichnung nach dem jüngsten Gericht zu Gesicht bekam, [5]) der an Tizian nach Rom schrieb, er möge sich nicht so tief in den Anblick dieses Gemäldes versenken, daß er darüber die Heimkehr vergäße, [6]) fühlte sich auf einmal, nachdem gewisse Zeichnungen, Geschenke Michelangelo's, seinen Erwartungen nicht entsprochen hatten, „als getaufter Christ“ durch die Licenz beleidigt, mit welcher der Künstler so viel nackte Gestalten in seinem Bild angebracht hatte: „Hier also,“ schrieb er voll heiliger Entrüstung, „hat jener Michelangelo, dessen Ruf die Erde erfüllt, jener Michelangelo, dessen Mäßigung allen bekannt ist, jener Michelangelo, den ein jeder bewundern muß, aller Welt gezeigt, daß seine Gottlosigkeit ebenso groß ist, wie seine Vollendung in der Malerei. Ist es möglich, daß Ihr, der Ihr göttlich seid und menschlichen Umgang verschmäht, solch ein Werk geschaffen habt im herrlichsten Tempel Gottes? Ueber dem vornehmsten Altar Jesu Christi, in der erhabensten Capelle der Welt, wo die Cardinäle der Kirche und die ehrwürdigen Prälaten, wo der Vicar Christi selbst sein Fleisch und sein Blut in heiliger Betrachtung verehren?“ [1])

Aehnliche Beschuldigungen, wenn auch in gemäßigterem Ton vorgetragen, wurden in Ludovico Dolce's Dialog der Malerei [2]) wiederum in den Mund Aretino's gelegt, dessen Autorität niemand anzufechten wagte. Begnadigte Seelen, die sich umarmen und küssen, während sie ganz in die Betrachtung Gottes versunken sein sollten, ein unbärtiger Christus, ein Teufel, welcher einen Verdammten in brutaler Weise zur Hölle herabzieht, alles das waren Dinge, die man Michelangelo nicht vergeben wollte. Und was wolle man mit der Behauptung sagen, daß im jüngsten Gericht ein tief verborgener allegorischer Sinn enthalten sei, den nur wenige verstünden? „Wenn Michelangelo will, daß seine Erfindungen nur wenig Gelehrten verständlich sein sollten, und ich nun einmal nicht zu diesen Erwählten gehöre, so mag er seine Gedanken für sich behalten.“ [3])

Diesen Betrachtungen Ludovico Dolce's, deßwegen besonders merkwürdig, weil sie lehren, daß schon zu Michelangelo's Lebzeiten das sachliche Verständniß des jüngsten Gerichtes seinen Beschauern schwer wurde, nachdem einmal die Bewunderung verraucht war, folgten im Jahr 1564 die Dialoge des Gilio da Fabriano. Hier findet das brennende Interesse, welches jedermann an dem Altargemälde der Sistina nahm, vielleicht den sprechendsten Ausdruck. Wir sehen eine Versammlung gelehrter Männer sich in einer Villa bei Florenz um einen Stich des jüngsten Gerichts schaaren, dessen Verdienste und Schwächen man in lebhafter Discussion erörtert; aber man kann nicht sagen, daß die seltsamen, höchst subjectiven Bemerkungen für die kritische Würdigung des Werkes irgend welche Bedeutung haben.

Jedenfalls darf behauptet werden, daß Michelangelo's Weltgericht, das man sogar in den Acten des Tridentiner Concils figuriren sieht, [4]) die Geister der Künstler und Literaten des 17. Jahrhunderts mächtig erregt hat. [5]) Aber mit den am Ausgang des Cinquecento immer stärker erwachenden Reformgedanken, mit der schroffen Reaction gegen die glänzende, vorurtheilsfreie Renaissancecultur wurde allmählich das Lob, das man dem Künstler Michelangelo niemals versagt hat, von dem Tadel übertönt, den man gegen die größte, aber im Ausdruck mehr heidnische als christliche Schöpfung seines Alters erhob. Die Proteste gegen die vielen nackten Figuren seines Gemäldes gestalteten sich mehr und mehr zu einer Lebensfrage für dasselbe.

---

1) Armenini, de' veri precetti della pittura. Ravenna 1587, p. 66.

2) Das leider unbatirte Breve findet sich ohne Quellenangabe abgedruckt bei Bottari, lettere Pittoriche VI, p. 36 ff.

3) Die interessante Notiz einer rationellen Reinigung aller Fresken der Sistina im Jahre 1625 unter Urban VIII. hat Theodor Schreiber publicirt in der Festschrift für Anton Springer, Leipzig 1885, p. 109.

4) Vasari ed. Milanesi p. 211.

5) Bottari lett. pitt. III, p. 114.

6) Ebendort III, p. 148.

1) Gaye entdeckte diesen Brief im Original unter den Carte Strozziane des Staatsarchivs von Florenz. Carteggio II, p. 332 ff.

2) Gedruckt im Jahre 1556 in Venedig, aufs neue publicirt in Daelli's biblioteca rara. Mailand 1863, vgl. p. 48, p. 50 u. 51.

3) Zu diesen Erwählten gehörte Benedetto Varchi. Vgl. seine treffenden Aeußerungen über das jüngste Gericht in seinen gesammelten Werken. Triest 1859 II, p. 646.

4) Nach einer gütigen Mittheilung des hochwürdigen Präfecten der Vaticana P. Ehrle.

5) Kein Werk der Malerei, nicht einmal Lionardo's Abendmahl, ist so unzähligemale copirt und gestochen worden wie das jüngste Gericht. Die werthvollste Copie verfertigte Marcello Venusti im Auftrag Michelangelo's (Neapel, Museo Nazionale), andere werden in Rom, in Florenz (Palazzo Corsini) u. s. w. bewahrt. Beatricetto, Mario Cartari, Beambilla, Nicola della Casa, Giov. Batt. Cavalieri, Bonasone, Ghisi, Maetim Rota stachen die Gesammtcompositionen alle schon im 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

Vasari weiß sogar zu erzählen, daß der kunstfeindliche Hadrian VI († 1523) schon an den Deckenbildern Michelangelo's Anstaß nahm und ernstlich davon sprach, die Capelle abbrechen zu lassen.[1]) Was mußten nicht seine Nachfolger beim Anblick des jüngsten Gerichtes empfinden? Der fanatische Paul IV. († 1559) konnte in der That den Anblick der vielen Nuditäten in seiner Palastcapelle nicht ertragen. Er ließ Michelangelo wissen, daß besonders anstößige Stücke übermalt werden müßten, und der Künstler gab die Antwort, der Papst möge nur die Welt in Ordnung bringen, Gemälde zurecht zu stutzen, sei nicht so schwer.[2]) Daniele da Volterra übernahm das undankbare Geschäft der Uebermalung und erwarb sich damit den Spitznamen „Brachettone";[3]) aber späteren Päpsten genügte auch diese Maßregel noch nicht. Allerdings wurde Gregors XIII. († 1585) Absicht, das jüngste Gericht herunterschlagen zu lassen, damit Lorenzo Sabbatini es neu male, nicht zur That[4]); aber mehr als einmal noch scheint das jüngste Gericht völlig überpinselt zu sein. Berichtet doch noch der Franzose Richard in seinen Italienischen Reiseerinnerungen,[5]) daß er im Jahre 1762 sehr mittelmäßige Künstler in der Sistina beschäftigt sah, die schönsten Figuren des Altarbildes und der Decke mit Draperien zu bekleiden.

Uebrigens sind die Päpste mit Michelangelo nicht rücksichtsloser verfahren als Michelangelo mit ihnen. Wehe dem Künstler und seinem Werk, wenn man ihn verstanden hätte! Aber als an dem gefahrvollen Tage die Thür sich öffnete und der Papst mit großem Gefolge in die Capelle eintrat, kannte Michelangelo bemerken, daß sein Werk sein Geheimniß blieb, daß die Beschauer mit sehenden Augen nicht sahen.[6]) Hätte man seine Sprache begriffen, so würde vielleicht eine einzige Gestalt genügt haben, dem Gemälde das Todesurtheil zu sprechen. In der Gruppe, rechts der mittleren Compositionslinie, die schon Vasari zutreffend als die sieben Todsünden bezeichnete, erblickt man eine mit kühnster Verkürzung kopfüber herabstürzende männliche Gestalt. Dante schilderte in falscher Lage im Inferno einen Träger „des großen Mantels", den Papst Nikolaus III., der sa das Verbrechen der Simonie zu büßen hatte.[7]) Michelangelo nahm keinen Anstoß, sich an Dante zu inspiriren, hatte er doch schon in jüngeren Jahren in dem zornigen Sonett an Julius II.:

„Hier mocht man aus Bechern Helme und Schild
Und Christi Blut verkauft man hier in Menge" ...

die Feilheit aller Dinge am päpstlichen Hof mit herben Worten gegeißelt.[8]) Kühn war es, wenn Dante einem noch lebenden Papst die Hölle verhieß,[9]) aber Unerhörtes hat Michelangelo gewagt. In der Hauscapelle des Papstes, über einem Altar, der selbst dem Apostelgrabe den Vorrang streitig machte, an einem Ort, wo Künstler vor ihm in der Schlüsselübergabe die Gewalt des Papstes verherrlicht hatten, den Menschen den Himmel aufzuthun aber zu verschließen, brachte er das Bild eines Tiaraträgers an mit dem Kopf nach unten, mit den Füßen nach oben, am Hals von einem Teufel umfaßt, der den Unseligen in die Hölle herabzerrt.

Und es wäre nicht einmal so schwer gewesen, die „tiefsinnige Allegorie" des Künstlers zu errathen, der hier seiner gefürchteten terribilità die Zügel schießen ließ. Ein Geldbeutel, welcher am Hals des Stürzenden herniederhängt, bezeichnet seine Sünde, die beiden Schlüssel gleich daneben konnten nicht deutlicher sein hoheprieſterliches Amt auf Erden bezeugen.

Von jeher ist das Weltgericht hoch gepriesen und wenig verstanden worden. Es gilt noch heute als ein düsteres Geheimniß, das man nicht entschleiern will und kann, und selbst ernste Kunstfreunde wenden sich ab von der erhabenen Ruine, wie sich vor einem furchtbaren Naturschauspiel das sterbliche Auge voll Entsetzen schließt. Was man bis heute zu seiner Würdigung vorgebracht hat, ist dem gewaltigen Vorwurf nicht gerecht geworden; aber wenigstens schon im vorigen Jahrhundert hat man den Standpunkt festgestellt, der heute allein dieser letzten Künstlerthat des gewaltigen Meisters gegenüber gerechtfertigt erscheint. „Ich werde nichts hinzufügen," sagt der treffliche Taja in einem ungedruckten Abschnitt seiner Beschreibung des Vaticans, „dieses Werk mit gerechtem und würdigem Lobe zu erheben, aber ich sage, daß der es am höchsten bewundern wird, der es am völligsten versteht."[1])

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Deutsches archäologisches Institut.** Jahresbericht (Schluß; vgl. Beil. Nr. 147).

Von seiten der **römischen Abtheilung** des Instituts wurden die „Mittheilungen" fortlaufend herausgegeben, der 11. Band wurde abgeschlossen. Auch die öffentlichen Sitzungen nahmen mit guter Betheiligung ihren Fortgang, ebenso die Führungen der Herren Secretore, während beobsichtigten Studienausflügen Ungunst der Witterung entgegentrot. Hr. Mau hielt seinen Cursus in Pompeji im Juli. Sodann widmeten sich beide Herren Secretore und Hr. Mau dem vom 30. September bis 5. November dauernden Cursus für deutsche Gymnasiallehrer. Unter den Theilnehmern war Preußen vertreten mit 7, Bayern, ebenso wie Sachsen und Württemberg, mit 1, ferner noch je mit 1 Theilnehmer Sachsen-Weimar, Hessen, Sachsen-Coburg-Gotha, Reuß j. L., Hamburg, Bremen, Lübeck und Elsaß-Lothringen. Die vom Institut, namentlich durch das persönliche Eintreten des ersten Secretors der römischen Zweiganstalt unterstützte Aufnahme und Herausgabe der Reliefs der Marcussäule fand ihren Abschluß mit dem Erscheinen des Werks: „Die Marcussäule auf Piazza Colonna in Rom, herausgegeben von Eugen Petersen, Alfred v. Domaszewski, Guglielmo Calderini." Mit 128 Tafeln Folio. München 1896. Die genommenen Gypsformen ausgewählter Theile der Reliefs, im ganzen etwa 50 laufende Meter, sind von der Generalverwaltung der kgl. Museen zu Berlin zur Vervielfältigung bei eingehenden Bestellungen übernommen. Ein vollständiges Exemplar verblieb der kgl. italienischen Regierung. Die Beschreibung vaticanischer Sculpturen wurde durch das fortgesetzt dankenswerthe Eintreten des Hrn. Amelung erheblich weitere gefördert. Aufgenommen und beschrieben sind die Bestände des Museo Chiaromonti, einschließlich des Braccio Nuovo, ein großer Theil im Giordino della Pigna und die Hälfte der Galleria Lapidaria. Die Sammlung in Copien künstlicher photographischer Negative ist erheblich vermehrt. Das Verzeichniß gelangt im „Anzeiger" des „Jahrbuchs" zum Abdruck. Als Unterstützung eines Unternehmens der kgl. Akademie zu Berlin von seiten des Instituts

---

[1]) ed. Milanesi V, p. 456.

[2]) Ebendort, VII, p. 240.

[3]) Hofenmacher.

[4]) Malvasia, Felsina Pittrice Bologna 1841. I, p. 184. Im Leben des Lorenzo Sabbatini von Bogloni heißt es hier wörtlich: . . . der Papst befahl die unzüchtigen Nuditäten Buonarotti's herabzuschlagen, damit sein Lorenzino das ganze Gericht neu malen möge, der hier ein Paradies geschaffen haben würde, ganz voll Schönheit und Adel und nicht von Obscönitäten und groben Hausknechtsgedanken!!

[5]) Déscription historique et critique de l'Italie. Paris, 1769. Tom. V, p. 375. Chattard, nuova descrizione del Vaticano II, p. 41, macht den Maler Stefano Pozzi für diese Restauration verantwortlich.

[6]) So stellt sich Michelet (Histoire du France VII, p. 294) die Enthüllungsscene der Volta vor; ich glaube, sie paßt weit besser für das jüngste Gericht.

[7]) Inferno XIX, 40 ff.

[8]) Die Entstehungszeit dieses berühmten Sonettes ist unsicher. Karl Frey läßt es im Frühling 1512 entstanden sein, Julian Klaczko setzt es, wie mir scheint mit weit größerem Recht, ins Jahr 1506. Man würde dann die Unterschrift „in Turchia" ganz einfach auf Michelangelo's von Basori und Condivi bezeugten Plan in die Türkei zu gehen, beziehen können.

[9]) Seinem Todfeinde Bonifaz VIII.

[1]) Vgl. das Manuscript seiner Descrizione del Palazzo Apostolico Cod. Vatican. 9927. p. 53. Ueber Inhalt und Gedanken des jüngsten Gerichts, eines der interessantesten und schwierigsten Themata der neueren Kunstgeschichte, werde ich an anderer Stelle ausführlich handeln.

Digitized by Google

darf erwähnt werden, daß der zweite Hete Secretar für die Supplemente des 6. Bandes des Corpus inscriptionum latinarum fortgesetzt thätig war. Die römische Institutsbibliothek hatte im Jahre einen Zuwachs von 354 Nummern zu verzeichnen, darunter 206 Geschenke. Für größere Zuwendungen sind wir zu Dank verpflichtet der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Centraldirection der Monumenta Germaniae, der Generalverwaltung der königlichen Museen zu Berlin, der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, dem königlich italienischen Unterrichtsministerium, der Accademia dei Lincei zu Rom, der Akademie zu Neapel, dem französischen Unterrichtsministerium, der königlich rumänischen Akademie zu Bukarest, der königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften und dem Comité für die Herausgabe der Marcussäule. Von zahlreichen Privaten waren es namentlich die HH. Jacobsen in Kopenhagen, Dr. W. v. Landau in Berlin und John H. Prichard in Rom, welche durch werthvolle Schenkungen die Bibliothek bereicherten. Hr. Mau hat mit den Arbeiten für den Realkatalog der römischen Institutsbibliothek, welchen wir auch durch den Druck allgemeiner nützlich zu machen beabsichtigen, fortgefahren. Die Ordnung der vom ganzen Bestand an Einzelwerken völlig fertiggestellten Zettel ist für mehrere Abtheilungen vollendet.

Von den Publicationen der athenischen Abtheilung des Instituts erschien der 21. Band der „Mittheilungen". Die Drucklegung des Registers zu den vorangehenden fünf Bänden hat begonnen. Zur Publication der Funde vom thebanischen Kabirenheiligthume ist der Text bis auf die Abschnitte über Bronzen, Vasen und andere kleinere Funde im Manuscript fertiggestellt worden. Die Sitzungen fanden unter reger Theilnahme vom 9. December bis 31. März in jeder zweiten Woche statt, auch die Vorträge erfreuten sich fortdauernd starken Besuchs, wenn auch die politischen Störungen der letzten Zeit nicht ohne einigen Einfluß blieben. Man darf aber an dieser Stelle Zeugniß davon ablegen, daß, wenn auch der Besuch von Sitzungen und Vorträgen zeitweilig naturgemäß zurücktrat, doch die Beziehungen zum Institut von den uns nächststehenden griechischen Vertretern der Wissenschaft unausgesetzt neben den Irrungen der Tagesereignisse rein gehalten wurden. Die üblichen Studienreisen haben im April a. J. durch den Peloponnes, im Mai nach Inseln und Küstenplätzen des ägäischen Meeres unter Führung des ersten Herrn Secretars stattgefunden. Der Peloponnesreise wurde der Besuch von Delphi, wo sich schließlich 45 Theilnehmer zusammenfanden, angeschlossen. An der Insel- und Küstenreise, zu welcher ein eigener Dampfer gemiethet war und die auch den Besuch von Troja einbegriff, betheiligten sich 62 Theilnehmer aus neun verschiedenen Nationen. Außerdem sind beide Secretare im Sommer nach Thera gereist, um die Ausgrabungen des Hrn. Hiller v. Gärtringen zu studiren. Der erste Secretar war auch eigens in Korinth zur Besichtigung der von der Amerikanischen Schule dort veranstalteten Ausgrabungen. Mit besonderem Urlaube folgte der erste Secretar im Herbst einer Einladung, an mehreren Universitäten in Nordamerika Vorträge über griechische Ausgrabungen zu halten. Als wissenschaftliche Unternehmungen standen auch diesesmal die Ausgrabung im Westen der Akropolis und die Bearbeitung der auf der Akropolis gefundenen Vasenscherben im Vordergrund, die eine unter Leitung des Hrn. Dörpfeld, die andere unter der des Hrn. Wolters. Daß die Ausgrabung ihren Fortgang nahm, verdanken wir den Gaben deutscher Gönner, unter dem Vorgang des Herrn Reichskanzlers, der Frau Amsinck in Hamburg, der HH. Dr. Bamberger in Berlin, Delbrück, Leo u. Co. in Berlin, Commercienrath Lehmann in Halle, Prof. Martius in Bonn, Franz v. Mendelssohn in Berlin, Geh. Commercienrath v. Mevissen in Köln, Rudolf Mosse in Berlin, Commercienrath Hugo Oppenheim in Berlin, Prof. Schultze in Bonn, der Frau E. Wentzel in Berlin, der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin, und in Elberfeld durch Vermittlung des Hrn. Prof. Mariens der HH. Oberregierungsrath Dr. Paul Meyer, Commercienrath Walther Simons, Louis Simons, Eduard Springmann. Mit einem Ueberschuß aus den Beiträgen des vorangegangenen Jahres standen im ganzen 16,890 Mark zur Verfügung. Die Beträge sind auch diesesmal bei der Legationscasse eingezahlt und wurden dort verrechnet. Was zumal infolge der auch hiebei im Beginn des laufenden Jahres einwirkenden Stockungen unverwendet geblieben ist, soll im nächsten Winter verwendet werden. Erreicht wurde in der heutigen Poseidonstraße, östlich unterhalb des sogenannten Theaustempels, die Aufdeckung des tempelförmigen Grundrisses eines altgriechischen Gebäudes, nach Hrn. Dörpfelds Vermuthung der „Königshalle", ferner die theilweise Freilegung des Westabhanges des Areopags und eine weit greifende Verfolgung der Zweigleitungen der großen Wasserleitung aus der Pisistratidenzeit. Für die Ordnung und Herausgabe der Vasen von der Akropolis wurden zunächst die Scheden vervollständigt und in doppelten Exemplaren hergestellt, sodann die Abbildungen durch die HH. Gilliéron und Baggi, sowie durch photographische Aufnahmen weiter geführt. Für die Arbeit an den Originalen in Athen trat dabei, da die Bearbeiter der Hauptabschnitte, die HH. Gräf und Hartwig, auswärts waren, Hr. Zahn ein. Unterstützung durch das Institut haben auch die Studien über das griechische Theater gefunden, welche zu dem Werk der HH. Dörpfeld und Reisch geführt haben. Die athenische Bibliothek des Instituts ist durch 660 Nummern bereichert, von denen etwa die Hälfte auf die bereits im vorigen Jahresbericht erwähnte Schenkung der Frau Bursch fällt. Die daher stammenden Bücher sind, um die Erinnerung an den verstorbenen Besitzer Dr. Karl Bursch auch so lebendig zu erhalten, mit einem besonderen Bücherzeichen versehen worden. Auch sonst sind unter dem Zuwachs der Schenkungen so viele, daß es nicht möglich ist, alle Geber hier zu nennen; unter ihnen befinden sich die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin, das Reichsamt des Innern, das preußische und französische Unterrichtsministerium, die Generalverwaltung der königlichen Museen in Berlin, das Britische Museum und das Museum in Boston, die archäologische Gesellschaft in Berlin, die Society of dilettanti, Hr. Jacobsen in Kopenhagen, Graf Tyszkiewicz in Paris-Rom und andere deutsche, österreichische, schwedische, russische, amerikanische und griechische Freunde unserer Anstalt. Ebenso wie die römische verdankt die athenische Bibliothek es dem Entgegenkommen der Firma B. G. Teubner in Leipzig, daß ihnen die in den Bereich der Institutsstudien fallenden deutschen Schulprogramme erreichbar gemacht sind. Auch beim Institut in Athen ist die Sammlung käuflicher Photographien wieder sehr vermehrt, darunter auch die von Diapositiven für das Skioptikon, welches bei den Vorträgen in den Sitzungen in Athen immer mehr zur Verwendung kommt. Bei dem athenischen Institut kommt ganz vorwiegend die Erleichterung zur Geltung, welche die Dampfschiffahrtsgesellschaft des österreichischen Lloyd fortgesetzt den Reisen der Beamten und Stipendiaten des Instituts zutheil werden läßt und für welche wir daher an dieser Stelle unsern erneuten Dank aussprechen.

Der Generalsecretar hat eine im Auftrag des königlich preußischen Unterrichtsministeriums im Herbst v. J. unternommene Reise nach Pergamon benutzt, um im Interesse des Instituts andere Ausgrabungsplätze in Kleinasien zu besuchen und auf der Rückreise auch Athen und Rom zu berühren.

* **Halle.** Die kaiserl. leopoldinisch-carolinische deutsche Naturforscher-Akademie verlieh die goldene Cothenius-Medaille dem Anatomen Geheimrath v. Kölliker zu Würzburg aus Anlaß seines 80. Geburtstages.

* **Greifswald.** Dr. Emil Struck, Professor der Staatswissenschaften, ist nach längerem Leiden in der Nacht vom 7. zum 8. d. M. im Alter von 40 Jahren gestorben.

* **Innsbruck.** Zum Rector für das nächste Studienjahr ward, nachdem der Statistiker Prof. Vincenz Jahn aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt, der Geograph Prof. Franz R. v. Wieser gewählt.

* **London.** Die „Oxford University Press" wird demnächst die auf einem Papyrus, welcher von den Engländern Grenfell und Hunt am Rande der libyschen Wüste entdeckt wurde, stehenden „Sprüche Christi" veröffentlichen. Wahrscheinlich ist die Handschrift im 2. Jahrhundert nach Christi geschrieben worden. (?) Es wird behauptet, daß diese Sprüche Christi älter sind, als unsre Evangelien. (??) — Die neu gegründete Röntgen-Gesellschaft hat in ihrer ersten Sitzung den Physiker Prof. Silvanus Thompson zum Vorsitzenden gewählt. Die Gesellschaft will ihre Stellung zwischen den medicinischen, physischen und photographischen Gesellschaften einnehmen, unter denen ihr die ausschließliche Beschränkung auf das Gebiet der Röntgen'schen Strahlen einen bestimmten Platz anweist.

* **Paris.** Am 5. d. M. starb im Alter von fast 80 Jahren Edmond Le Blant, seit 1867 Mitglied der Académie des inscriptions, namhaft als bester Kenner der christlichen Epigraphie auf gallischem Boden, der er im Zusammenhang mit der älteren Kirchengeschichte überhaupt eine Reihe bedeutender Schriften gewidmet hat.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 9. Juli. Nummer 150.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Von G. Krüger. — Industrie und Atmosphäre. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte.

Unter diesem Titel ist vor einigen Wochen der erste Band einer kritischen Ausgabe der vornicänischen christlichen Literatur ausgegeben worden, die die Berliner Akademie plant und mit der sie in Wettbewerb zu der Wiener Akademie und ihrer Ausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, bisher 36 Bände) tritt. Die von den Berlinern geplante Ausgabe ist ein wissenschaftliches Ereigniß von großer Bedeutung, bei dem etwas ausführlicher zu verweilen sich der Mühe lohnen wird.

Vor einiger Zeit sagte mir ein bekannter Antiquar: theologische Privatbibliotheken, die sich aus Büchern der Zeit vor ca. 1870 zusammensetzen, seien für ihn, von einigen wenigen hervorragenden Ausnahmen abgesehen, werthlos. Er legte damit den ihm allein möglichen Maßstab an die Wissenschaftlichkeit der Theologie der Vergangenheit und Gegenwart. Der Mann hatte nicht so Unrecht. Wenn ich aber auch die Frage, ob seine Ansicht für das ganze Gebiet der Theologie zutreffend ist, hier nicht entscheiden möchte, für ein Specialgebiet gilt sie sicher: für die Wissenschaft der sogenannten Patristik oder, wie man sich sachgemäßer ausdrückt, der Geschichte der altchristlichen Literatur, besonders in den ersten drei Jahrhunderten.

Die streng wissenschaftliche Beschäftigung mit den literarischen Documenten des ältesten Christenthums, soweit sie nicht im Neuen Testamente stehen, reicht thatsächlich erst wenige Jahrzehnte zurück. Zwar hat schon der Kreis von Gelehrten, die sich um die „Theologischen Jahrbücher“ (1842—1857 von Baur und Zeller herausgegeben) schaarten, manches wissenschaftliche Problem auf diesem Gebiet angegriffen. Die Arbeiten dieser „Tübinger“ stehen noch heute im besten Andenken, und man vernachlässigt sie nicht ungestraft. Aber das Interesse der „Tübinger“, vorab das des Meisters selbst, concentrirte sich doch ganz wesentlich auf das Neue Testament. Hier haben sie sich ihre bahnbrechenden Verdienste erworben, und wenn auch Harnacks jüngste Aeußerung: „Wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christenthums ohne Frage in einer rücklaufigen Bewegung zur Tradition“, vermuthlich das Richtige trifft, so bleibt davon doch die Thatsache unberührt, daß die Arbeit der „Tübinger“ überhaupt erst die wissenschaftliche Kritik dieser Quellen ermöglicht hat. Sie haben trotz aller Mißgriffe im einzelnen zu einer vom Banne des Dogmas freien Betrachtung der neutestamentlichen Schriften die Wege gewiesen. Begreiflicherweise ist daneben die Beschäftigung mit den übrigen Denkmälern der altchristlichen Literatur, ausgenommen die sogenannten Ausläufer des Neuen Testaments, ganz in den Hintergrund getreten. Die Arbeiten darüber, die noch heute wissenschaftlichen Werth besitzen und fortdauernde Beachtung der Forscher verlangen dürfen, wären rasch aufgezählt. Seit einem Menschenalter ist das anders geworden. Es ist eine völlig neue Wissenschaft entstanden, die sehr viele Arbeiter unter Theologen, Philologen und Historikern beschäftigt und schon jetzt auf eine große Reihe von Erfolgen hinweisen kann, die nicht nur Eintagswerth haben, sondern bleibend sein dürften. Die Zahl der Monographien und der kleinen kritischen und darstellenden Beiträge zu dieser Wissenschaft wächst von Tag zu Tag, und es ist ein gutes Zeichen für ihre Lebensfähigkeit und die Kraft und Frische der Arbeiter, daß verhältnißmäßig wenig Spreu unter dem Weizen zu finden ist.

Die eigentliche Ursache dieses Aufschwunges wird in dem der neuen großen Ausgabe mitgegebenen Prospecte treffend mit folgenden Worten gezeichnet: „Nicht sowohl neue Entdeckungen haben ihn herbeigeführt — sie waren eine Folge des Aufschwunges — sondern vielmehr die stets wachsende Erkenntniß der grundlegenden Bedeutung der Epoche, in welcher die Väter der Kirche gewirkt und geschrieben haben. Wer eine Antwort auf die Frage sucht, wie die Fundamente unsrer Cultur in der Verbindung von Christenthum und Antike gelegt worden sind, wer die Entstehung der katholischen Reichskirche ermitteln will, wer die Ursprünge der Verfassungsformen, die das mittelalterliche Europa beherrscht haben, studirt, sieht sich auf die patristische Literatur gewiesen, und diese Literatur ist auch der Mutterschoß der Literaturen aller romanischen und germanischen Völker gewesen.“ Das gilt von der patristischen Literatur überhaupt, es gilt vornehmlich von der im engeren Sinne altchristlichen Literatur der ersten drei Jahrhunderte. Es ist in jenen Worten ausgesprochen, daß „die Väter der Kirche“ für unsre Wissenschaft in erster Linie als Geschichtsquellen in Betracht kommen, viel weniger, ja in gewissem Sinne überhaupt nicht mehr als Glaubenszeugen. Patrologie und Patristik werden natürlich ihren Werth als Disciplinen der katholischen Theologie behalten, die die Berufung auf die Kirchenväter als officielle Zeugen der Kirchenlehre nicht entbehren kann. Sie werden sich aber eben darum nach wie vor auf die Behandlung derjenigen Autoren beschränken müssen, die die Kirche als Kirchenväter oder wegen irgend welcher haevi nur als Kirchenschriftsteller, d. h. als Männer betrachtet, „welche zwar im Verbande mit der Kirche lebten, aber den überlieferten Glauben in ihrer Lehre und in ihrem Leben nicht durchweg rein und treu ausgeprägt haben“. Für unsre Wissenschaft existirt dieser Canon selbstverständlich nicht: ob ein Schriftsteller pater oder nur scriptor ecclesiae war, ob er gar zu den „Häretikern“, den Gnostikern oder den Montanisten gehörte, ist uns völlig gleichgültig. Für die Erkenntniß der Vergangenheit sind die einen so wichtig wie die anderen, und es gehört zu unsern größten Schmerzen, daß mißverstandener Glaubenseifer unter den Schriften der Gegner der herrschenden Kirche gerade in diesen Jahrhunderten so gründlich auf-

Digitized by Google

geräumt hat. Ebenso selbstverständlich sind wir dabei von keinerlei Parteilichkeit für die „Häretiker" geleitet. Was sie als solche werth waren oder nicht, steht hier nicht zur Frage.

Das ist an sich natürlich keine neue Erkenntniß. Aber wenn man sie früher vielleicht schon besessen hat, so hat man doch nicht den richtigen Gebrauch davon gemacht. Das Bewußtsein, es bei der Patrologie mit einer katholischen Disciptin zu thun zu haben, erzeugte auf der protestantischen Seite Gleichgültigkeit gegen die Beschäftigung mit den „Vätern" überhaupt. Während die Katholiken in den Büchern von Annegarn (1839), Möhler, Feßler, Alzog und Nirschl (1881) mehr aber weniger respectable Darstellungen ihree Disciplin lieferten, deren Stärke freilich stets die spätere Periode der patristischen Literatur, vom 4. Jahrhundert ab, war, ist auf protestantischee Seite eine irgendwie nennenswerthe Darstellnng in demselben Zeitraum überhaupt nicht erschienen. Seit einigen Jahrzehnten stehen umgekehrt die protestantischen Forscher in erster Reihe. Ein Blick in die Literaturangaben der neuesten, übrigens vortrefflichen Patrologie von O. Bardenhewee zeigt, daß fast die gesammte wissenschaftliche Arbeit an der Literatnr wenigstens der ersten drei Jahrhunderte von protestantischen Theologen gethan worden ist. Erst in neuester Zeit haben die Katholiken auch der ältesten Periode ein unbefangenes Interesse zugewendet; zur Erforschung der Literatur der späteren Jahrhunderte liefern sie Jahr für Jahr tüchtige, ja ausgezeichnete Beiträge. Für die Arbeit, die wir im Auge haben, sollte indessen dee Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus gae nicht mehr in Betracht kommen. Handelt es sich doch um eine wissenschaftliche Arbeit, deren eigentliches Charakteristicum die völlige Loslösung von den Voraussetzungen irgend welcher Glaubenslehre ist. Was bei der Kritik der Ursprungsverhältnisse neutestamentlichee Schriften immer noch nicht erreicht ist, die Unbekümmertheit darum, ab die Resultate zu den Voraussetzungen irgend einer Kirche oder irgend einer „conservativen" oder „liberalen" Dogmatik passen, das wird bei der Beschäftigung mit den außerkanonischen Literaturdenkmälern außerhalb des Kreises der katholischen Theologen nicht mehr bestritten. Sollte Lagarde Recht haben, wenn er schrieb: „Meine Einsicht in die Sachen sagt mir, daß die Ergebnisse des Studiums der Religionsgeschichte noch weit mehe antiprotestantisch als antikatholisch sind", so müßte das den protestantischen Forschee völlig kalt lassen. Unsre Arbeit bezweckt nichts als die geschichtliche Erkennluß dee Vergangenheit und findet deßhalb bei Historikern und Philologen wachsende Anerkennung und thätige Unterstützung. Wie sehr die Erkenntniß der Bedeutung der patristischen Literalur und der Arbeit an dieser Literatur in philologischen Kreisen sich Bahn bricht, beweist die Geschichte der römischen Literatur von M. Schanz, deren im vorigen Jahre erschienener dritter Theil, die Zeit von Hadrian bis auf Constantin umfassend, zur Hälfte der christlichen Literatur gewidmet ist. Man vergleiche damit etwa die Teuffel'sche Darstellung. Wenn in der Geschichte der griechischen Liteeatur von W. v. Christ die christlichen Autoren noch völlig zurücktreten, so beweist dos nur, daß der Verfasser auf diesem Gebiete mit der Entwicklung der Wissenschaft nicht Schritt gehalten hat.

Zu Lagarde's großen Plänen gehörte eine Geschichte des römischen Kaiserreichs von Cäsar bis auf Constantin, in der er die drei Religionen kämpfend zeigen und den Ursachen des Verfalles einer jeden nachspüren wollte. Ee hoffte, daß diese Arbeit, zu der viel zu lernen und durchzuarbeiten sei, eine weltbefreiende und weltgeschichtliche sein werde. Unter den Aufgaben, deren Behandlung und Erledigung er der nach seinen Vorschlägen neu zu organisirenden Göttinger Akademie übertragen zu sehen wünschte, stand an dritter Stelle die Ausgabe aller griechischen Theologen von Clemens von Rom bis auf Bessarion, zu der Lagarde selbst im einzelnen so manchen wichtigen Beitrag geliefert hat. Umgekehrt erzählt man sich, daß die Fortsetzung von Mommsens Kaisergeschichte u. a. auch an der Abneignng des großen Gelehrten vor der Beschäftigung mit den Documenten der altchristlichen Literatur, überhaupt mit dee Geschichte und Theologie des ältesten Christenthums, gescheitert sei. Lagarde hat seine Pläne nicht ausführen können, dagegen finden wie Mommsen neben Diels, Dillmann (†), v. Gebhardt, Harnack und Loofs untee den Mitgliedern dee Commission, die von der Berliner Akademie zur Voebereitung ihrer großen Ausgabe eingesetzt wurde. Es ist kein Geheimniß, daß Harnacks wissenschaftliche Kraft und sein persönlicher Einfluß auf Mommsens Stimmung stark gewirkt hat. Schan aus den Worten, mit denen Mommsen am 10. Juli 1890 den neuen Akademiker begrüßte, konnte man das herauslesen, und seitdem lassen manche Symptome erkennen, mit welchem Interesse dee greise Verfasser der römischen Geschichte auch den kirchengeschichtlichen Fragen nachgeht. Nicht als das geringste von Harnacks großen Verdiensten werden wir es würdigen müssen, daß es ihm gelang, dieses Interesse mit zu beleben. Vielleicht, daß nun doch noch eines Tages Lagarde's erster Plan zur Wirklichkeit wird. Der zweite geht folchee Verwirklichung entgegen. Die Ausgabe dee „Griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte" ist der erste große Schritt dazu, und bei dem Aufschwung, den jüngst auch die byzantinische Wissenschaft durch die tief grabende Arbeit des thatkräftigen Krumbacher erlebt hat, kann es nicht fehlen, daß in Jahr und Tag auch die nachnicänischen Väter nnd die byzantinischen Theologen uns in kritisch musterhaften Ausgaben vorgelegt werden.

Im Februar 1891 war die oben erwähnte „Kirchenvätercommission" bestellt worden. Bereits im Herbst 1893 gab Haenack in Verbindung mit E. Preuschen im ersten Bande seiner Geschichte der altchristlichen Literatur eine Uebersicht über die Ueberlieferung und den Bestand diesee Literatur, die es ermöglichen sollte, die handschriftlichen Nachforschungen planmäßig und ohne unnöthiges Reisen anzustellen. Pecuniär sicher gestellt ward das Unternehmen durch die zu gunsten der Akademie errichtete „Hermann und Elise geborene Heckmann Wentzelstiftung" (haffentlich künftig zur Vermeidung des Zungenbrechens „Wentzelstiftung" genannt), und die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig übernahm den Verlag unter Garantie vorzüglicher Ausstattung und mäßigen Preises. Beide Versprechen sind, um diese Aeußerlichkeit vorwegzunehmeu, vom Verleger gehalten worden, und in beiden Beziehungen scheint das „Berliner Corpus" das „Wiener" weit übertreffen zu sollen, dessen frühere Bände in der Ausstattung viel zu wünschen übrig ließen, während die neueren gut ausgestattet, dafür aber unerschwinglich theuer sind. Ueber Inhalt und Gestaltung dee neuen Ausgabe sagt der Prospect: „Nicht nur die Werke der Väter im kirchlichen Sinne des Wortes, sondern alle in griechischer Sprache geschriebenen Urkunden des ältesten Christenthums (einschließlich dee gnostischen, der zuverlässigen Märtyreracten u. s. w.) sollen in kritischen, nach einem einheitlichen Plane bearbeiteten Ausgaben vorgelegt werden. Wo die Originale nicht mehr vorhanden sind, fallen die alten Uebersetzungen emtreten. Die Ausgaben werden außer einem vollständigen Apparat historisch orientirende Einleitungen und Register erhalten und sowohl in philologischer als in historisch-theologischer Hinsicht den Anforderungen entsprechen, die heute mit Recht an solche Veröffentlichungen gestellt werden. Die Einleitungen ꝛc. werden in deutscher Sprache abgefaßt sein, da unsre Sprache von „den Gelehrten aller Zungen verstanden wird".

Digitized by Google

An diesen Ausführungen erregt dreierlei unser besonderes Interesse. Von dem ersten haben wir bereits gehandelt: wenn die Ausgabe der Akademie alle in griechischer Sprache geschriebenen Urkunden des ältesten Christenthums, nicht nur die „Väter“ im engeren Sinn enthalten soll, so geschieht das, weil mit ihr keinerlei theologischer oder dogmatischer, sondern lediglich der Zweck verfolgt werden soll, dem Forscher das gesammte literarische Material zur Geschichte des ältesten Christenthums zugänglich zu machen. Damit hängt aber eine weitere Eigenschaft der Ausgabe zusammen, durch welche sie sich von den meisten Ausgaben des „Wiener Corpus“ u. E. zu ihrem Vortheil unterscheiden wird. Die Wiener Ausgaben haben theilweise die historisch-theologischen Anforderungen neben den philologischen fast ganz vernachlässigt. Die Mehrzahl ihrer Einleitungen ist in dieser Beziehung überaus dürftig, und bisher hat keine Kritik daran etwas zu ändern vermocht. Es ist höchst erfreulich, daß die Berliner hierin andere Wege wandeln wollen. Diese Einleitungen dürfen selbstverständlich nicht zu sehr anschwellen, und auch dafür ist gesorgt, indem die Neue Folge der von v. Gebhardt und Harnack herausgegebenen „Texte und Untersuchungen“ als „Archiv“ für die von der Kirchenvätercommission unternommene Ausgabe (man vgl. das Verhältniß des Neuen Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde zu den Monumenta Germaniae) solche ausführlichere Untersuchungen bringen wird, die in den Einleitungen der Ausgaben keinen Raum finden. Daß endlich die Einleitungen in deutscher Sprache geschrieben werden sollen, ist der dritte Punkt, auf den wir hinweisen möchten. Mit Stolz muß es uns erfüllen, daß wir ohne Ueberhebung sagen dürfen: unsre Sprache wird von den Gelehrten aller Zungen verstanden. Das Latein der Prolegomena in den Wiener Ausgaben hat schon manchen zur Verzweiflung gebracht; denn oft genug fragt man sich vergeblich, was wohl der Schreiber mit seinen gewundenen, volltönenden, wohlklingenden Phrasen hat sagen wollen, und das bei Gegenständen, die mit größter Nüchternheit behandelt werden müssen.

Wegen der angeführten Eigenschaften zollen wir dem Plane der neuen Ausgabe volle Anerkennung und es bleibt uns nur noch übrig, zur Ausführung dieses Planes im ersten Bande einige Bemerkungen zu machen. Der Gegenstand, die Werke Hippolyts, ist sehr glücklich gewählt. Die Schriften des schismatischen römischen Bischofs, der in den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts eine sehr bedeutende literarische Wirksamkeit entfaltet hat, sind bisher noch niemals vollständig herausgegeben worden. Haben doch erst die neueren patristischen Forschungen das Räthsel, das die Schicksale dieses Mannes der Wissenschaft aufgaben, gelöst, und erst glückliche Entdeckungen, die mit den sogenannten Philosophumena 1842 begannen und, von kleineren Stücken abgesehen, durch die Auffindung des Danielcommentars in jüngster Zeit gekrönt worden sind, haben uns in den Stand gesetzt, von seiner Schriftstellerei ein wesentlich richtigeres Bild zu gewinnen, als die früheren Generationen es besaßen. Mit der erstmaligen Herausgabe der exegetischen und homiletischen Schriften Hippolyts wird nun das Berliner Unternehmen in glänzender Weise eröffnet. Prof. Nathanael Bonwetsch, Professor der Kirchengeschichte in Göttingen, hat den Danielcommentar erstmalig und mustergültig bearbeitet. Der zweifellos echte Commentar ist ganz nur in altslavischer Uebersetzung, immerhin zum weitaus größten Theil auch im griechischen Original erhalten. Er behandelt in vier Büchern die Geschichte der Susana, den Gesang der drei Männer, Daniel 1—6 und 7—12. Die Auslegung der erstgenannten Historie ist ein Musterstück der Typologie, die Deutung der vierten Monarchie Daniels von kräftigem Haß gegen das Römerreich getragen. Die chronologischen Auseinandersetzungen sollen den Beweis stützen, daß der Antichrist, über den Hippolyt auch in besonderer, im zweiten Theile dieses Bandes herausgegebener Schrift gehandelt hat, jetzt, nämlich in oder nach den Schrecken der severianischen Verfolgung, d. h. um 202 oder wenig später, noch nicht zu erwarten sei. In mehr als einer Beziehung ist uns der Commentar eine wichtige zeitgeschichtliche Quelle. Auf ihn folgen in der Ausgabe umfangreiche Bruchstücke des Commentars zum Hohenliede, von dem bisher nur ein kurzes griechisches und ein paar kleine syrische Fragmente bekannt waren, nach einer altslavischen, von Bonwetsch aufgefundenen Uebersetzung deutsch wiedergegeben. Den zweiten Theil des Bandes füllen Hippolyts kleinere exegetische und homiletische Schriften, von Hans Achelis, Privatdocenten der Theologie in Göttingen, gleichfalls musterhaft herausgegeben. In diesem Theile handelt es sich, von wenigen vollständigen Schriften abgesehen, hauptsächlich um kleine und große Fragmente echtee und unechter Provenienz, die zu sammeln, zu sichten und mit peinlicher Gründlichkeit herauszugeben großen Fleiß, beträchtliche Gelehrsamkeit und gewiß auch Selbstverleugnung erfordert hat.

So haben zwei Theologen von ausgezeichneter philologischer Schulung den Reigen eröffnet. An den zunächst in Aussicht genommenen Bänden sind in erster Linie hervorragende Philologen betheiligt. Die ganze Ausgabe ist auf etwa 50 Bände zu 30—40 Bogen in zwangloser Folge berechnet; die Commission hofft, das Unternehmen so fördern zu können, daß das Ganze in etwa 20 Jahren vollendet sein wird. So kühn sind unsre Hoffnungen nicht; um so mehr aber wünschen wir, daß der große Gelehrte, der jetzt auf der Höhe des Lebens und einer umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit als spiritus regens hinter all diesen Arbeiten steht, ihre Vollendung erleben möge. Der Dank, den die Wissenschaft den Mitarbeitern an dem Berliner Corpus schulden wird, gebührt nicht zuletzt Adolf Harnack.

G. Krüger.

Industrie und Atmosphäre.

Von W. Berdrow.

Wenn man die tausend und abertausend, in Stadt und Land unter beständigem Hochdruck arbeitenden Dampfkessel als die Herzen der Industrie bezeichnen kann, so sind die Feuerungsanlagen und die mächtigen Schlöte, deren Athemzüge man in langen schwarzen Wolken durch die Luft ziehen sieht, die dazu gehörigen Lungen. Je größer aber ihre Zahl mit der beständigen Zunahme der Industrie wird, um so dringender wird auch die Frage, ob nicht diese schwarzen Rauchwolken eine ernste Gefahr für die Atmosphäre und das von ihr gespeiste organische Leben bedeuten. Neuerdings hat man begonnen, diese Frage von anderen Standpunkten als früher zu betrachten. Zu dem Laien, den nur die Schwärze und Dichtigkeit der wirbelnden Rauchsäulen in Schrecken versetzt, tritt der Chemiker, um nachzuweisen, daß die Rauchpartikel, welche unsre hauptstädtischen Bauten und Denkmäler mit dunklen Krusten überziehen und den Schnee in der Umgebung der Städte grau färben, welche die Großstadtnebel geschaffen haben und in London jährlich 45 Millionen M. Kohleverschwendung bedeuten — daß sie noch verhältnißmäßig harmlos sind gegenüber den sonstigen Schädigungen der Schornsteingase. Gleichzeitig haben aber auch die Mittel zur Verhütung dieser unheilvollen Wirkungen, zu deren allgemeiner Anwendung allerdings nur die Gesetzgebung den erforderlichen Nachdruck ausüben könnte, sich vermehrt und verbessert, und es ist wohl denkbar, daß mit der tieferen Erkenntniß der Schädigungen, welche die wachsende Kohlenverbrennung für unsre

Digitized by Google

Atmosphäre in sich schließt, ihre Beseitigung Hand in Hand gehen wird.

Das bekannteste und in den größten Mengen auftretende Absonderungsproduct der Schornsteine ist freilich der Ruß, dessen Menge nach genauen Beobachtungen an dem Schlot einer großen Zuckerfabrik in einer einzigen Woche 136 Ctr. betrug. Indessen ist der aus ziemlich reinem Kohlenstoff bestehende Ruß weder gesundheitsschädlich noch nachtheilig für die Pflanzenwelt, und da er außerdem geruchlos und nicht klebrig ist, so wäre seine Ablagerung auf dem Boden weiter kein Schade und kaum eine Unbequemlichkeit zu nennen, wenn ihn nicht eine Menge von braunen klebrigen Theerdämpfen begleiteten, die den Ruß erst eigentlich zum Rauch machen und ihm die unangenehme Eigenschaft mittheilen, sich an alle Bauten, Gewächse und andere Gegenstände anzusetzen und sie in wenigen Jahren mit einer unvertilgbaren Schmutz- und Verwitterungskruste zu überziehen. Die bei feuchter Luft gleichzeitig im Gefolge übermäßigen Steinkohlenrauches auftretenden Nebel sind eine zweite Folge der Theer- und Rußgemenge. Sie haben es bewirkt, daß die Zahl der Tage, an denen man auf der Sternwarte Greenwich während eines Jahres um Mittag die Sonne beobachten konnte, von 160 allmählich auf 115 gesunken ist, und sie sind auch in großen deutschen Industriestädten, z. B. Berlin und Hamburg, in der Zunahme begriffen.

Diese Rauchbelästigung jedoch wäre, wenn es sich um sie allein handelte, ziemlich leicht zu beseitigen. Nicht daß die in den letzten Jahrzehnten zu hunderten aus dem Boden geschossenen Rauchverzehrungs- oder Verhütungsmittel besonderes Lob verdienten; denn mancher Industrielle hat von diesen mit so viel Reclame ausposaunten Erfindungen ein ganzes Dutzend hinter einander probirt, ohne seinen Rauch los geworden zu sein. Aber die Rauchbeseitigung, wenn es sich nur um sie allein handelt, ist auf viel einfacherem Wege, ohne Anwendung irgend welcher besonderen Heizeinrichtungen, zu erzielen. Mit Recht sagt der in wirthschaftlichen und technischen Fragen gleich maßgebende Verband deutscher Ingenieur- und Architektenvereine in seiner diesem Gegenstande gewidmeten Denkschrift: „Unter Fachleuten besteht heute kein Zweifel mehr, daß für jede Art von Feuerungsanlagen geeignete Vorkehrungen getroffen werden können, durch welche die Rauchbildung zu verhindern oder doch auf ein unerhebliches Maß einzuschränken ist.“ Die erste dieser Vorkehrungen ist ein geeignetes Brennmaterial, denn heute werden noch in tausend Fällen, dank der Unkenntniß der Besitzer über die Eigenschaften der verschiedenen Kohlensorten und der Bequemlichkeit der Heizer, welche lieber langflammige, leicht entzündliche Fettkohlen, als anthracitartige Magerkohlen verheizen, falsche Kohlen auf falschen Rosten verbrannt und unermeßliche Rauchwolken erzeugt, wo es mit wenigen braunen Wölkchen beim Anheizen gethan wäre. Es kann freilich nicht überall jener ideale Zustand verlangt werden, der den Engländer Lyell so sehr überraschte, als er sich zuerst der amerikanischen Fabrikstadt Pottsville näherte und ihre Tag und Nacht geheizten Schlöte ohne die kleinste Rauchwolke sah, — denn nicht überall stehen die besten, damals an jenem Orte allein verfeuerten Anthracite zu Gebote. Wohl aber könnte man die stets am meisten rauchenden langflammigen sogenannten Gas- und Flammkohlen ganz den Gasanstalten überlassen und mit Hülfe von Fachleuten für jede größere Fabrik das verhältnißmäßig rauchfreieste Brennmaterial bestimmen und anwenden. Ferner würde die hinreichende Größe der Kessel und Feuerungen viel zur Lösung der Rauchfrage beitragen. Ein zu kleiner Kessel, der dem entsprechend stets mit Brennstoff überlastet ist, wird bei der besten Bedienung und trotz der theuersten Rauchbeseitigungsmittel immer qualmen, weil sein Brennherd stets mehr Flammen hält, als er seiner Größe nach mit Luft ernähren kann. Durch Hinzufügung eines neuen Kessels zu den bisherigen sind schon hunderte von Industrieanlagen zum größten Erstaunen ihrer eigenen Besitzer plötzlich rauchlos geworden, die vorher stets in einen Schleier von Ruß gehüllt waren. Endlich wird die bessere Erziehung der Heizer das meiste zur Lösung der Rauchbeseitigungsfrage thun. Durch Anweisung zur zweckmäßigsten Aufgabe des Brennstoffes, durch Ueberwachung und Prämiirung der Heizer ist in manchen Bezirken mehr für die Verminderung des Rauches gethan worden, als anderwärts mit Hülfe der gepriesensten Erfindungen „zur Rauchverhütung“.

So wäre die Frage der Verbesserung unsrer Atmosphäre, wenn es sich nur um den Rauch handelte, ziemlich leicht zu lösen. Aber leider spielen dabei noch zahlreiche andere Umstände mit. So entweichen den Schornsteinen außer dem Ruß stets gewisse Mengen feinen Staubes, der aus den in der Kohle enthaltenen mineralischen Beimengungen und aus fein vertheilter Flugasche besteht und sich der Atmosphäre in weitem Umkreise beimischt. Dieser Staub ist keineswegs ungefährlich wie der viel schwerere Ruß, sondern er dringt beim Einathmen in die Lungen und kann mit der Zeit sehr gefährliche Störungen der Gesundheit zur Folge haben. Es ist bekannt, daß selbst in den Bergwerken viel weniger schlechte Luft aber Kohletheilchen es sind, welche fast alle Arbeiter zwischen 40 und 50 Jahren durch den Verbrauch ihrer Lunge hinraffen, sondern in erster Linie der beim Sprengen und auch sonst überall mit losgerissene mineralische Staub in seiner feinsten Vertheilung. Auch die Arbeiter in den sächsischen Sandsteinbrüchen erliegen fast alle demselben Umstande. Gegen diese Staubentwicklung der Industrieschlöte sind nun aber die meisten Rauchbeseitigungsverfahren ohnmächtig. Ja, in manchen Fällen, wo durch Dampfstrahlgebläse oder andere Vorkehrungen ein möglichst kräftiger Zug geschaffen und thatsächlich eine so vollkommene Verbrennung erzielt wird, daß die Rauchbildung beinahe ganz vermieden wurde, hat sich die Staubentwicklung vermöge der reißenden Zugluft in den Zügen noch vermehrt. Wenn bei einem großen Flammrohrkessel mit forcirtem Zug in drei Tagen solche Massen von Flugasche in den Zügen aufgehäuft werden konnten, daß der Betrieb unterbrochen werden mußte, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, welche Flugstaubmassen ein solcher Schornstein im Laufe eines Jahres in die Atmosphäre entsendet. Auch die sonst so sehr zu empfehlende Staubkohlenfeuerung hat, wie es scheint, auf diesen ungünstigen Umstand keinen Einfluß, wenn nicht besondere Vorkehrungen zur Staubaufsaugung getroffen werden. Glücklicherweise gibt es solche Mittel, die nicht nur den Ruß und Staub, sondern auch die nunmehr ausführlicher zu behandelnden gasförmigen Auswürfe der Industrieschornsteine größtentheils unschädlich zu machen wissen.

Bei weitem die größten Stoffmengen, welche jedem Schornstein entquellen, sind natürlich die beim Verbrennungsproceß entstehenden Gase. Das Hauptproduct der Verbrennung, die Kohlensäure, überwiegt ja die eingeführte Kohlenmenge selbst fast um das Doppelte, da sie erst aus der Verbindung der letzteren mit dem in der Verbrennungsluft zugeführten Sauerstoff entsteht. Die gesammte Kohlenförderung der Erde in einem Jahre würde, verbrannt, mehr als 1,600,000 Mill. Kilogramm Kohlensäure in die Atmosphäre entsenden, und da thatsächlich weitaus die meisten Kohlen in offenen Industrie-, Kessel- oder Heizanlagen verbrannt werden, so ist die Frage wohl gerechtfertigt, ob nicht diese ungeheuren Kohlensäuremassen, die dem Schoß der

Erde jetzt wieder entrissen werden, die Zusammensetzung der Atmosphäre schließlich zum Schaden der menschlichen Lunge verändern werden. Prof. Cl. Winkler, der diese Frage schon vor einigen Jahren aufwarf, hat sie nach eingehenden Rechnungen selbst mit Nein beantwortet. Selbst den ungünstigsten Fall angenommen, daß die gesammte Kohlenproduction unsres Planeten Jahr für Jahr durch directe Verbrennung in Kohlensäure verwandelt würde, so wären doch Jahrzehnte erforderlich, um den an sich schon geringen Kohlensäuregehalt der Erdatmosphäre nur um einen meßbaren Bruchtheil zu erhöhen. Nach dieser Seite hin wäre also nichts zu befürchten, aber wie bei den festen Ausscheidungen der Schornsteine sind auch bei den gasförmigen die größten nicht mit den schädlichsten Mengen zu verwechseln. Außer der Kohlensäure gehören aber zu den Ausscheidungen der Schlöte vor allem Stickstoff, Kohlenoxydgas und schweflige Säure. Der in großen Mengen entweichende Stickstoff kann, da er nicht direct schädlich ist, sondern höchstens die allgemeine Zusammensetzung der Atmosphäre noch etwas weiter beeinträchtigen könnte, als es durch die Kohlensäure geschieht, ebenfalls vernachlässigt werden, wenigstens so lange man die oben erwähnte Rechnung Prof. Winklers gelten läßt. Freilich ließe sich gegen dieselbe der Einwand erheben, daß die vorausgesetzte Vertheilung der von den Schornsteinen ausgehauchten Kohlensäure- und Stickstoffmassen, besonders bei der Schwere dieser Gase, in Wirklichkeit nur bei starkem Winde vorkommen dürfte. Bei windstillem Wetter dagegen könnten dieselben, da sie sich zunächst in den unteren Luftschichten und in der nächsten Umgebung ihrer Ursprungsorte ablagern müssen, die Beschaffenheit der Luft besonders in großen Industriestädten, in Hütten- oder Fabrikdistricten denn doch wohl erheblich und nicht nach der besten Seite beeinflussen.

Das ausgestoßene Kohlenoxyd, welches seine Entstehung der zeitweilig unvollkommenen Verbrennung in den industriellen Feuerungsanlagen verdankt, ist zwar in hohem Grade giftig, doch ist seine Menge verhältnißmäßig gering und da es außerdem vermöge seiner großen Leichtigkeit schnell in die höheren Luftschichten emporsteigt, so brauchen wir es von den Ausscheidungen der Schlöte am wenigsten zu fürchten. Gerade umgekehrt ist es dagegen mit dem letzten und schlimmsten Begleiter aller industriellen Feuerungsanlagen, der schwefligen Säure. Bei dem Schwefelreichthum aller natürlichen Kohlen werden in jeder Heizanlage, mag sie nun für Dampfkessel, Schmiedewerkstätten, für häusliche Zwecke oder in der Erzaufbereitung thätig sein, große Mengen gasförmiger Schwefelverbindungen frei. Da diese schwefligen und unterschwefligen Säuren schwerer sind als die Luft, so sinken sie rasch zu Boden, und selbst die 100 bis 150 Meter hohen Riesenessen mancher Hüttenwerke, welche lediglich gebaut sind, um diese Säuren möglichst rasch dem Winde und dem Spiel der oberen Luftschichten preiszugeben, vermögen ihren Zweck nur zum kleinsten Theil zu erfüllen. Jeder Besucher des Harzes wird die unheilvollen Wirkungen der dortigen Hütten auf die Atmosphäre und Vegetation ihrer Umgebung bemerkt haben. Genau dieselben Schwefelgase aber, wenn auch in kleineren Mengen, werden von jedem Fabrikschornstein ausgestoßen. Wenn jede Tonne Steinkohle ungefähr 10 Kubikmeter schweflige Säure beim Verbrennen producirt, so kann man sich ein Bild von der Verpestung einer Atmosphäre machen, in welcher jährlich hunderte von Millionen Tonnen Steinkohle verbrannt werden. Diese Schädigungen sind nur zu vermeiden, wenn Cokes anstatt Steinkohle gefeuert wird, oder wenn nur mit gasförmigen oder flüssigen Brennmaterialien, wie Leuchtgas, Wassergas oder Erdöl, geheizt wird und bis dahin dürfte noch viel Zeit vergehen. Einstweilen athmet noch jede Locomotive jährlich 1500 bis 2500 Kubikmeter schweflige Säure in die Atmosphäre aus, jeder große Industrieschlot ungleich mehr, und die Folgen bleiben nicht aus. In Berlin müssen die Bedachungen der Bahnhofshallen, welche den Fernverkehr aufnehmen, viel häufiger erneuert werden, als diejenigen der Stadtbahnhöfe, wo nur Cokeslocomotiven verkehren. Jede Eisenbahnlinie zieht einen Strich der Dürre und Unfruchtbarkeit durch das Land, auf welchem Obstgärten und Wälder, Wiesen und Felder unter dem Ruß zu leiden haben, der sich mit schwefliger Säure beladen auf sie niedersenkt. Wie es aber vollends um die Reinheit der Atmosphäre in der Gegend großer Hüttenbezirke aussieht, wo hunderte von hohen Essen ihren Athem gleichzeitig und ununterbrochen emporhauchen, zeigen die Waldschädigungen in der Nähe solcher Districte. Als vor einigen Jahren in Schlesien die v. Thiele-Winckler'sche Verwaltung wegen des ihr zugefügten Forstschadens gegen eine Anzahl oberschlesischer Hüttenwerke klagbar wurde, stellte sie in dem großen ihre Klage stützenden Gutachten des Regierungsforstraths C. Reiß Berechnungen über den Umfang der schädlichen Wirkungen solcher Hüttenwerke auf. Die Essen von 38 großen Hüttenwerken füllen nach dieser Berechnung die Luft in der dortigen Gegend jährlich mit 30,000,000 Kilogramm oder 10,000,000 Kubikmeter schwefliger Säure an. Der jährliche Schaden, der dadurch dem fraglichen Forstrevier von 3000 Hektar Umfang zugefügt wird, sollte sich auf 68,000 M. belaufen. Obwohl diese Schädigung der Pflanzenwelt, da bei uns in Deutschland die herrschenden Winde zu 75 Proc. westlicher Richtung sind, fast immer nur östlich von den betreffenden Essenrevieren stattfinden wird und sich nach anderen Untersuchungen selten über 1½—2 Kilometer hinaus erstreckt, so ist ihr Vorhandensein doch selbst von gegnerischer Seite zweifellos festgestellt. Prof. Dr. Borggreve, der die Anklagen des oben erwähnten Berichtes durch eine zweite, sehr ausführliche Untersuchung abzuschwächen bemüht war, mußte doch zugeben, daß die schweflige Säure der damit beladenen Atmosphäre, durch Schnee, Nebel oder Regen verdichtet und zu Boden geschlagen, die Bäume, und zwar insbesondere die Nadelwaldungen von der Wurzel aus in vernichtender Weise angreift und bald zum Absterben bringt. Das von den Aesten abtropfende Wasser zerstört gleichzeitig die niedere Vegetation unter den Bäumen und vergiftet den Boden. Andere Beobachter behaupten, daß auch die Blätter und Nadeln direct von der in der Atmosphäre befindlichen schwefligen Säure angegriffen und zerstört werden, alle aber sind einig darin, daß selbst der Ruß, wo er in großen Mengen auftritt und in der Nähe seines Entstehungsortes Nadelwaldungen antrifft, zur allmählichen Vernichtung derselben ausreicht. Die Stimmen der Forstleute, welche gegen diese allmähliche Verseuchung der Atmosphäre lauten Protest erheben, mehren sich von Jahr zu Jahr.

Selbst die auffallende Zunahme der Blitzgefahr, welche sich besonders in der Vermehrung der zündenden Schläge auf dem platten Lande zeigt und seit 40 bis 50 Jahren, also gleichzeitig mit dem Anwachsen der Industrie, beobachtet wird, scheint der Beladung der Atmosphäre mit dem Auswurf der Schornsteine zur Last fallen. „Tag für Tag", heißt es in einem Vortrage des Oberregierungsrathes Bleek in der Berliner Polytechnischen Gesellschaft, „verpuffen Millionen von Centnern Steinkohle in die Luft. Was in Urzeiten Kohlensäure gewesen war und durch unaufhörliche Schöpfungsthätigkeit die Form von Pflanzen angenommen hatte, deren Reste die Gesteine bedecken, wird nach und nach wieder emporgeholt, um eine abermalige Umformung der Wärme zu erleiden. Kohlensäure, Kohlenoxyd und Rauch durchwirbeln in fortwährend vergrößerten Mengen die Luft. Sie gesellen zu den ohnehin Reibung erzeugenden

Digitized by Google

Unregelmäßigkeiten der Atmosphäre ein sich jährlich verstärkendes Element örtlicher Beimischungen, die unbedingt die Reibung der Luftschichten steigern müssen. Und indem zugleich unverbrannte Stoffe und halb verbrannte Gase in der Luft verbrennen, wird die Besorgniß rege, daß ein so genährter Feuerstrom (Blitz) auch brennbare Gegenstände des Festen häufiger als früher in Flammen setze."

Wie sind diesen volkswirthschaftlich und hygienisch offenbar gleich schweren Mißständen Schranken zu setzen? Der unwiderstehliche Gang der nationalen Entwicklung, der sich in unsern Tagen vornehmlich im Anwachsen der Industrie zeigt, kann nicht aufgehalten werden. Schon der Wettbewerb der uns umgebenden Völker zwingt zur Anspannung unsrer Kräfte. Aber mit dem Fortschritt sind die Schädigungen nicht unzertrennbar verknüpft. Schon oben wurden die einfachsten und wirksamsten Maßregeln zur Verhütung der Rauchentwicklung und der mit ihr verknüpften wirthschaftlichen Verschwendung kurz angedeutet. Freilich verhüten diese Methoden nicht gleichzeitig die Staub- und Gasausscheidung der Essen, und vor allem wird der schlimmste Feind der reinen Atmosphäre, die schweflige Säure, so lange in unsern Industrieanlagen producirt werden, wie noch ein Centner Steinkohle auf offenem Roste verbrannt wird. Selbst die vom Standpunkt der Oekonomie und Rauchverhütung so empfehlenswerthe Staubkohlenfeuerung kann daran nichts ändern. Erst wenn die gesammte Kohlenausbeute vor ihrer industriellen Verwerthung den Gasanstalten zur Destillation überwiesen wird und wenn alle Maschinenkraft, soweit sie nicht dem in den Retorten entschwefelten Cokes ihren Ursprung verdankt, durch Gasmotoren erzeugt wird, werden die Industrieschlöte aufhören, ihre schwefligen Gase zu erzeugen.

Glücklicherweise brauchen wir jedoch diese nicht bis zum Eintritt jener idealen Epoche auch in die Atmosphäre übertreten zu lassen. Die schweflige Säure ist im Wasser so leicht löslich, daß ein Kubikmeter Wasser 50 Kubikmeter des Gases aufnehmen und unschädlich machen kann, und diese Eigenschaft, welche die Einwirkung der Säure auf die Pflanzenwelt nur noch beschleunigt, gibt gleichzeitig das Mittel zu ihrer Beseitigung an die Hand. Man hatte schon früher mehrfach Versuche gemacht, die den Feuerungszügen entweichenden Schornsteingase vor ihrem Austritt aus der Esse mittelst Wasserstrahlen zu waschen und zu reinigen, aber die Anordnung der Versuche war noch zu mangelhaft, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Man blies den im Schornstein aufsteigenden Gasen kalte Wasserstrahlen in entgegengesetzter Richtung entgegen und schwächte dadurch gleichzeitig den Zug. Erst die Methode des Engländers Dulier hat in neuerer Zeit einen erheblichen Fortschritt in der Rauchreinigung herbeigeführt und stellt jetzt wohl das beste Mittel zur Unschädlichmachung der Schornsteingase, soweit dieselbe bis jetzt überhaupt zu erreichen ist, vor. Im wesentlichen besteht der Dulier'sche Reinigungsapparat, der sich ebenso gut für Hütten-, Fabrik- oder Schmiedeessen wie für Wohnungsheizungen eignet, in einer zwischen die Feuerung und den Fuß des Schornsteins eingebauten Kammer in Gestalt eines gekrümmten Rohres, das von den gesammten Abzugsgasen passirt werden muß. In dem einen Schenkel dieses Rohres werden die Rauchgase durch den Dampfstrahl eines Injectors angefeuchtet, in dem andern aber durch fein vertheilte Wasserstrahlen gründlich gewaschen. Bei einer großen Dampfkesselanlage in Glasgow, wo täglich 70 Centner Steinkohlen und Holz verfeuert werden und die Entwicklung von Ruß, Staub und schwefliger Säure sehr groß war, wurden nach Einschaltung des Dulier'schen Apparates die festen Auswurfstoffe fast ganz vermieden, während die schweflige Säure sich auf weniger als die Hälfte verminderte. Auf das Jahr verrechnet, verringert das Verfahren von Dulier jetzt die Ruß- und Staubmasse jener Esse von 330 auf 18 Centner, die schweflige Säure aber, welche früher 100 Centner im Jahre betrug, auf ungefähr 45 Centner. Hoffentlich sorgen hygienische und forstwirthschaftliche Gesetze in absehbarer Zeit dafür, daß dieser Weg oder andere ihm gleichwerthige Verfahren, die Atmosphäre unsres Planeten wenigstens zum Theil von den verderblichen Ausdünstungen der Essen zu reinigen, in allen Städten und Industriebezirken beschritten werden. Uebrigens scheint in neuester Zeit ein zweites, nach einigen Berichten noch viel radicaleres Mittel der Rauchwaschung Concurrenz machen zu sollen: die Vermischung des Brennstoffes mit kohlensaurem Kalk. Der mit den Steinkohlen zugleich aufgegebene oder nach einem patentirten Verfahren, welches eine Preßkohlen-Actiengesellschaft in Stettin ausübt, mit dem zu Briketts verarbeiteten Kohlenschutt verbundene Kalk verhindert das Entweichen von schwefliger Säure vollständig, da sich letztere während des Verbrennungsprocesses mit dem Kalk zu schwefelsaurem Kalk verbindet. Da dieselbe Beimischung merkwürdigerweise auch die Rauchbildung sehr zu vermindern scheint, so hat das neue Verfahren in den Kreisen der Interessenten begreifliches Aufsehen erregt, und man darf vielleicht von diesem neuen Versuch zur Lösung der Rauchfrage vieles erwarten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Rußland**, Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 14 Karten, 18 Plänen und 4 Grundrissen. 4. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker 1897. — Sehr zu gelegener Zeit erscheint diese neue, wie sich versteht, gründlich überarbeitete, u. a. auch durch weitere Karten und Pläne von der bekannten mustergültigen Klarheit bereicherte Auflage; den deutschen Gelehrten, die heuer so zahlreich zu den wissenschaftlichen Congressen nach Petersburg und Moskau gehen, wird sie wohl zustatten kommen; auch für die anschließenden Excursionen, hier nach Finnland, dort nach Südrußland bis zum Kaukasus, finden sie darin jede erwünschte Belehrung. Aber Baedekers Bücher gelten nicht für Reisende allein; sie sind zugleich Lehrbücher einer Geographie, die sich lebendig von Ort zu Ort bewegt — auch der Freund der Lectüre überhaupt gewinnt aus ihnen eine Anschauung, die sich weit über die abstracte Gesammtdarstellung der gewöhnlichen geographischen Hülfsmittel erhebt. Wie die modernen Reisen selbst, hat sich auch diese lakonisch betitelte Reiseliteratur, vom Rheinland ausgehend, in wenigen Jahrzehnten fast ganz Europa, dazu Aegypten und Syrien, wie Nordamerika unterworfen. Bei Rußland faßt sie statt des anderwärts vorherrschenden historischen und künstlerischen Moments das heut so beliebte ethnographische desto fester ins Auge. Die Reisenden selber weisen wie noch besonders auf die unentbehrliche Beigabe eines „kurzen Leitfadens der russischen Sprache" (in 3. Auflage) hin.

hl. **Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats Mai 1897.** Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind während des Monats Mai von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 22.7, München 24.5, Nürnberg 27.8, Würzburg 18.6, Altona 17.2, Berlin 16.4, Breslau 24.2, Frankfurt a. M. 17.6, Hannover 16.5, Kassel 15.4, Köln 19.5, Königsberg 24.0, Magdeburg 18.5, Stettin 20.7, Wiesbaden 18.3, Dresden 18.1, Leipzig 15.8, Stuttgart 13.8, Karlsruhe 19.2, Braunschweig 16.8, Hamburg 17.2, Metz 18.0, Straßburg 23.3, Amsterdam 16.6, Brüssel 17.9, Budapest 23.5, Christiania 15.9, Edinburg 25.0, Glasgow 21.8, Kopenhagen 19.0, Krakau 33.7, London 15.3, Lyon 18.0, Moskau 37.2, Odessa 19.4, Paris 19.2, St. Petersburg 32.9, Prag 28.0, Rom (April) 16.2, Stockholm 16.8, Triest 21.9, Turin (April) 20.1, Venedig 17.4, Warschau 18.4, Wien 23.4, New-York 19.0. (Für die nicht deutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 2. bis einschließlich 29. Mai zusammengefaßt und den Berechnungen untergelegt worden.)

Der Gesundheitsstand im Mai war in der überwiegenden Mehrzahl der größeren deutschen sowohl, wie der ausländischen Städte günstiger als im April, und auch die Sterblichkeit kleinerer. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterb-

lichkeitsziffer unter 15.0 pr. M.) war fast gleich groß, 29 (gegen 30), und es erfreuten sich Barmen, Groß-Lichterfelde, Schöneberg, Steglitz (3 Vororte Berlins), Charlottenburg, Gleiwitz, Hamm, Hirschberg, Luckenwalde, Malstatt-Burbach, Neisse, Neumünster, Potsdam, Rathenow, Recklinghausen, Ratibor, St. Johann, Schalke, Siegen, Solingen, Stargard i. P., Uedendorf, Velbert, Wandsbeck, Wilhelmshaven, Stuttgart, Worms, Jena, Bremerhaven einer solch geringen Sterblichkeit. Dagegen stieg die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pr. M.) von 2 auf 3, und zwar war dies in Ansbach, Langenbielau und Zaborze der Fall. Das Sterblichkeitsmaximum, das im April 38.8 betrug, erreichte im Mai Ansbach mit 44.6 pr. M. — Ansehnlich gesteigert war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 u. 20.0 pr. M.) auf 115 von 86 im April; es seien aus ihrer Zahl hier nur Bamberg, Bayreuth, Erlangen, Ludwigshafen, Neustadt a. u. H., Würzburg, Aachen, Altona, Berlin (Rixdorf u. Weißensee, Vororte Berlins), Bielefeld, Celle, Duisburg, Elberfeld, Erfurt, Essen, Flensburg, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O., M.-Gladbach, Halberstadt, Hannover, Hildesheim, Kassel, Kiel, Koblenz, Köln, Krefeld, Liegnitz, Magdeburg, Memel, Nordhausen, Osnabrück, Posen, Spandau, Thorn, Trier, Wiesbaden, Annaberg, Dresden, Leipzig, Meißen, Zittau, Cannstatt, Eßlingen, Ulm, Karlsruhe, Konstanz, Pforzheim, Darmstadt, Rostock, Schwerin i. M., Weimar, Braunschweig, Bremen, Dessau, Gotha, Hamburg, Lübeck, Metz genannt und von nicht deutschen Städten: Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Christiania, Kopenhagen, London, Lyon, Odessa, Paris, Rom (April), Stockholm, Venedig, Warschau und New-York. Dagegen hat die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 20.0 bis 23.0 pr. M.) abgenommen und sank von 63 im April auf 47 im Mai, so in Aschaffenburg, Augsburg, Kaiserslautern, Pirmasens, Bonn, Bromberg, Dortmund, Görlitz, Halle, Harburg, Marburg, Minden, Münster, Stettin, Bautzen, Freiberg i. S., Plauen, Freiburg i. B., Heidelberg, Mainz, Offenbach, Altenburg, Oldenburg, Kolmar, Mülhausen i. E. und von nicht deutschen Städten: Glasgow, Triest, Turin (April).

Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen in den deutschen Städten noch geringer als im Monat zuvor. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet: in Stuttgart 36, in Berlin 45, in Hamburg 48, in Dresden 50, in München 88 Säuglinge. Diese geringe Säuglingssterblichkeit war hauptsächlich durch das verminderte Vorkommen von acuten Darmkrankheiten mit tödtlichen Ausgängen bedingt, die nur in wenigen deutschen Orten (Augsburg, Fürth, Ingolstadt, Nürnberg, Aachen, Breslau, Danzig, Königsberg, Leipzig, Hamburg, Straßburg) mehr Opfer als im April verursachten. In den Städten des Auslandes war die Zahl der Todesfälle an diesen Krankheitsformen meist gesteigert, wie in Amsterdam, Brüssel, Budapest, Glasgow, Kopenhagen, Krakau, London, Moskau, Odessa, Petersburg, Warschau, Wien, während nur in Paris, Triest, New-York die Zahl der Todesfälle kleiner als im April war. Auch die höheren Altersclassen (namentlich die von 40 Jahren ab) zeigen eine Abnahme der Sterblichkeit, zumeist infolge der Abnahme der Sterbefälle an acuten Entzündungen der Athmungsorgane, obwohl dieselben infolge der meist kühleren Witterung immer noch häufiger, als sonst im Mai, zum Tode führten. Größere Abnahme zeigten Augsburg, München, Nürnberg, Aachen, Berlin, Breslau, Danzig, Frankfurt a. M., Halle, Hannover, Köln, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania, Kopenhagen, London, Lyon, Moskau, Odessa, Paris, Prag, Stockholm, Triest, Venedig, Wien, New-York u. a., während in Bielefeld, Dortmund, Düsseldorf, Görlitz, Chemnitz, Mülhausen i. E., Krakau, Petersburg, Warschau die Zahl der Opfer an diesen Krankheitsformen größer wurde. Auch Erkrankungen und Todesfälle an Influenza kamen in bedeutend verminderter Zahl zum Bericht. Mehrfache Todesfälle an Influenza wurden aus Breslau, Elbing, Gotha, Hamburg, Werdau, Amsterdam und Wien (je 2) berichtet, aus Frankfurt a. M. und Leipzig je 3, aus Moskau 4, aus Köln und Rom (April) je 5, aus Paris 9, aus Berlin 13, aus New-York und Petersburg je 22, aus London 85. Auch die Zahl der an Lungenschwindsucht erfolgten Sterbefälle war geringer als im letzten Monat.

Die Cholera hat in Calcutta in der Zeit vom 18. April bis 15. Mai 357 Sterbefälle veranlaßt. Seit Anfang Mai hat die Heftigkeit der Epidemie abgenommen. Im Quarantänelager von El Tor sind Ende Mai und Anfang Juni bei verschiedenen erkrankten Pilgern Cholerabacillen festgestellt worden. In Niederländisch-Indien sind die Häfen Pillauw und Koeloe (in der Residentschaft Amboina) als verseucht von der Cholera erklärt worden. — Das Gelbfieber herrscht auf Cuba in Havana immer noch in größerer Verbreitung, wenn auch eine erhebliche Abnahme gegen die letzten Monate ersichtlich ist. Vom 23. April bis 20. Mai sind daselbst bei ca. 254 Neuerkrankungen 65 Todesfälle (überwiegend beim Militär) festgestellt worden. In Cardenas, Sagua la Grande, Matanzas, Cruz Jaga war die Zahl der gemeldeten Todesfälle von Mitte April bis Mitte Mai gleichfalls kleiner. In Rio de Janeiro kamen vom 24. März bis 24. April 47 Sterbefälle an Gelbfieber zur Kenntniß. — Die Pest in Bombay war im Mai in bedeutendem Rückgange. Vom 20. April bis 18. Mai wurden jedoch noch 504 Sterbefälle an Pest gezählt; in Puna und Karachi war gleichfalls ein erhebliches Nachlaß ersichtlich. Dagegen breitete sich die Epidemie Ende April und Anfang Mai auf Mauwi (Insel Cuba) und auch den Districten Bulsar, Kurla, Bhiwedi, Bassein aus. Aus den Orten Taiopu und Huilai (Bezirk Swatau, China), ferner aus Südformosa (Japan) und aus Damun und Macao (Portugiesisch-Indien) wird von Anfang Mai der Ausbruch der Pest berichtet. — Von den anderen Infectionskrankheiten wurden Sterbefälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten, Typhus und Pocken weniger, an Genickstarre mehr als im April mitgetheilt. — Die schon den ganzen Winter in vielen Gegenden Deutschlands und des Auslandes zum Theil recht bösartig auftretenden Masern riefen auch im Mai noch immer zahlreiche Erkrankungen und Todesfälle hervor, wenn sich auch vielfach Abnahmen zeigten. Zahlreiche Erkrankungen wurden aus Breslau, Hamburg, München, Budapest, Edinburg, Petersburg, Prag, Wien, sowie aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Hannover, Lüneburg, Marienwerder, Posen und zu Ende des Monats aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden zur Anzeige gebracht; während Todesfälle an Masern in Augsburg, Fürth, Nürnberg, Berlin, Halle, Leipzig, ferner in Brüssel, Edinburg, Dublin, Glasgow, Paris seltener, in Ansbach, Mannheim, Madrid, Petersburg, Wien, New-York u. a. häufiger gemeldet wurden, blieb die Zahl der Sterbefälle in München, Budapest, London, Moskau, Prag fast die gleiche wie im April. — Auch das Scharlachfieber zeigte vielfach, wie in Dresden, Krakau, Odessa, Paris, Stockholm, Warschau, New-York, eine Abnahme, in Tilsit, Cöthen, Moskau, Petersburg eine Zunahme der Sterbefälle, während in Berlin, London, Prag die Zahl der Opfer etwa gleich groß wie im April blieb. Erkrankungen zeigten in Berlin, Budapest, Edinburg, London, Paris, Wien eine Abnahme. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war in den meisten größeren deutschen Städten nur gering, so in Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hannover, Hamburg, Köln, Königsberg, Leipzig, München, Straßburg, ferner in Amsterdam, Budapest, Edinburg, Kopenhagen, Odessa, Paris, Prag, Turin, Warschau. Auch in Berlin, Moskau, Wien war die Zahl der Sterbefälle nur mäßig hoch und kleiner als im April, in Glasgow, London, Petersburg, New-York dagegen eine gesteigerte. Auch Erkrankungen an Diphtherie gelangten aus den meisten Großstädten und Bezirken, aus denen Berichte vorliegen, in verminderter Zahl zur Anzeige. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb ein beschränktes. In Petersburg hat die Zahl der Todesfälle an Typhuserscheinung abgenommen. An Flecktyphus kamen aus Bner 1, aus Petersburg 2, aus Moskau 3, aus Warschau 6 Todesfälle, aus Berlin 1, aus Petersburg 8 Erkrankungen zur Anzeige. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Edinburg, Glasgow, London auch 4 Kinder, doch war ihre Zahl geringer als im April. — Häufiger als im April wurden aber Erkrankungen und Sterbefälle an Genickstarre zur Meldung gebracht. Aus Hamburg, Leipzig, Nürnberg und aus dem Reg.-Bezirk Posen wurden vereinzelte, aus den Regierungsbezirken Schleswig (2), Düsseldorf (3), Annaberg (9), aus Kopenhagen 13, aus Wien 8 Erkrankungen mitgetheilt. Auch die Zahl der gemeldeten Todesfälle an Genickstarre war größer; so kamen aus Berlin, Petersburg und aus den Regierungsbezirken Hildesheim und Osnabrück vereinzelte, aus Elberfeld, Wien und dem Regierungsbezirk Arnsberg je 2, aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf 3, aus Kopenhagen 4, aus New-York 29 Sterbefälle zur Mittheilung. — Erkrankungen an Pocken haben in London, Paris und Petersburg abgenommen; es wurden von dort 11, bezw. 31 und 54 Erkrankungen gemeldet. Ferner aus Berlin 2 (Windpocken), aus Budapest 3. Einzelne Todesfälle an Pocken wurden aus Brüssel, Budapest, London, Madrid, Moskau berichtet, aus Berlin (Windpocken) und aus Triest je 2, aus New-York 4, aus Odessa 6, aus

Digitized by Google

Warschau 11, aus Petersburg 12, aus Calcutta (18. April bis 15. Mai) 34. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten kamen aus Moskau 1 Todesfall an Tollwuth, ferner aus Altona 2, aus Moskau 3 Todesfälle an Milzbrand zur Anzeige. Von außergewöhnlichen Unglücksfällen sei noch der Brand im Wohlthätigkeitsbazar in Paris erwähnt, dem 124 Personen zum Opfer fielen.

* Die diesjährige Jahresversammlung des internationalen Augenärzteorongresses findet vom 5. bis 7. August in Heidelberg statt.

* Eine Zeitschrift für X-Strahlen ist in Amerika gegründet worden, die vom 1. Juli d. J. ab monatlich erscheinen sollte.

* **Straßburg.** Als Privatdocent für Mathematik habilitirte sich Dr. Emil Tiemerding.

Mr. **Marburg.** Der „Cursus für Lehrer und Lehrerinnen höherer Lehranstalten Deutschlands und des Auslandes in französischer und deutscher Sprache, Literatur, Geschichte, Staatsverfassung, Volkswirthschaft ꝛc. begann am 6. Juli in der Aula der höheren Töchterschule mit einer Vorlesung des Prof. Rousselot aus Paris über Frankreichs heutige Entwicklungsstufe auf den verschiedenen Gebieten des staatlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens. Die etwa 150 Theilnehmer der Vorträge werden nun in kleineren Gruppen auf die gehörten Vorträge bezügliche Uebungen anstellen. Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen des Professor Dr. Koschwitz, dem im Französischen als Leiter Professor Rousselot zur Seite steht. Die in Greifswald gewonnenen Erfahrungen (bisher war der Cursus dort) sollen hier in Marburg möglichst praktische Verwendung finden. Der Cursus wird unzweifelhaft neben Förderung der wissenschaftlichen Weiterbildung auch ein versöhnendes Element für die beiden Nationen bilden, wie dieses Professor Rousselot in seinem Eröffnungsvortrag besonders wünschte.

* **Berlin.** Die seit 1883 bestehende medicinische Buchhandlung von Martin Baas hat auf vielfachen Wunsch eine medicinische Leihbibliothek, aus werthvollen Antiquarien und sämmtlichen Novitäten bestehend, ins Leben gerufen.

h. **Cambridge.** Mr. Herbert A. Giles, früher großbritannischer Consul in Ningpo und Verfasser eines großen chinesisch-englischen Wörterbuchs, ist an Stelle des verstorbenen Sir Thomas Wade zum Professor der chinesischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Paris.** Die fünf Sectionen des Institut de France hielten am 7. Juli eine gemeinsame Sitzung, in der sie auf drei Jahre drei Aufsehen des vom Herzog von Aumale dem Institut vermachten Schlosses von Chantilly erwählten. Die beinahe einstimmige Wahl fiel auf den Litteraturhistoriker Mézières von der französischen Akademie, auf Geuyer von der Akademie der schönen Künste, Conservator des Louvre, und auf Delisle von der Akademie der Inschriften, Director der Nationalbibliothek.

* **Rom.** In der vom „Osservatore Romano" veröffentlichten Liste der kürzlich auf den Index verbotener Bücher gesetzten Werke befindet sich auch die vom Professor der Exegese an der Prager deutschen Universität Canonicus Dr. Noßling 1894 deutsch und lateinisch veröffentlichte Schrift: „Der Zukunftsstaat. Ein Trostbüchlein." (Civitas futura. Libellus consolatorius.)

81. **Florenz.** Restaurationen. Die Arbeiten in der Benedictinerkirche von Santa Trinità, die vor etwa 13 Jahren begonnen wurden, sind nun bis auf die Glasmalereien des Chorfensters vollendet. Alessandro Baldovinetti und vor ihm Lorenzo Monaco hatten das Heiligthum mit Fresken geschmückt, und schon vor einigen Jahren gelang es, im Chor wenigstens am Gewölbe die arg zerstörten Malereien des ersteren wieder aufzufinden. Aus San Francesco di Paola wurde in eine der Chorcapellen Luca della Robbia's herrliches Marmorwerk, das Grabmal des Bischofs Federighi, übertragen. Nun allein aber ist die Restauration der berühmten Sassetti-Capelle jetzt befriedigend ausgefallen. Noch bis vor wenig Wochen sah man die herrlichen Erzählungen Ghirlandajo's aus der Geschichte des h. Franciscus mit so viel Staub und Schmutz bedeckt, daß es unmöglich war, ihren Werth zu ermessen, und der Vorhang, welcher die Capelle abschloß, raubte den Fresken lange Jahre das nothwendigste Licht. Die Reinigung ist mit Sorgfalt und Geschick zu Ende geführt, und es ist erfreulich, auf einer Marmortafel über dem Hochaltar zu lesen, daß ein Nachkomme des alten Geschlechts, der Graf Giovanni Sassetti, den größten Theil der Wiederherstellungskosten der Capelle, über welche er noch heute das Protectorat besitzt, auf seine Tasche genommen hat. Ueberdies wurde hoch über dem Eingangsbogen in ziemlich wohl erhaltenem Zustande die Weissagung der Tiburtinischen Sibylle an Augustus bloß gelegt, mit welcher Ghirlandajo seine Arbeiten in der Sassetticapelle begonnen zu haben scheint. Würde man sich endlich noch entschließen, Ghirlandajo's Altargemälde, eine durch Hugo van der Goes berühmte Anbetung der Hirten, welche sich heute in der Akademie befindet, wieder an ihrem alten Platze anzubringen über dem neu errichteten Hochaltar zwischen den prächtigen Charakterbildern der knieenden Stifter, so würde dies kleine Heiligthum der Kunst die unberührteste Geschlechtscapelle sein, welche Florenz heute noch aus der Renaissance besitzt. Stehen doch noch die marmornen Särge des würdigen Francesco und der Matrone Nera, „seines süßesten Gattin", unberührt am alten Platz; in den Mauernischen rechts und links prangt auch noch heute über dem Eingang das Wappen des reichen Handelshauses in reizender Robbiaarbeit ausgeführt. Und alle diese charaktervollen Gestalten der Florentiner Bürger, unter ihnen Francesco Sassetti selbst und Lorenzo de Medici, scheinen mit neuem Leben beseelt, nachdem eine kundige Hand Schmutz und Staub von Jahrhunderten entfernt hat. Nur das Fresco der Mittelwand wurde schon früher übermalt, die von Giotto in der Composition aufs stärkste beeinflußten Franciscuserzählungen der Seitenwände blieben von zerstörenden Restaurationen ziemlich unberührt.

* **St. Petersburg.** Am 9. Juni starb auf seiner Villa Kastel, in der Nähe von Alushta, am Südufer der Krim, der bekannte Geolog N. A. Golowinski. Der Verstorbene bekleidete eine Reihe von Jahren die Professur der Geologie und Mineralogie an den Universitäten zu Kasan und Odessa. Von 1877 bis 1881 war er zugleich auch Rector der Neurussischen Universität. 1885 ließ er sich in der Krim nieder und beschäftigte sich seitdem mit der Erforschung der Geologie unsrer südlichen Halbinsel. Seit 1886 fungirte er als Hydrogeolog der Taurischen Landschaft, für die er sehr werthvolles geologisches Material gesammelt und in seinen Broschüren niedergelegt hat. Nach Pallas, Köppen und Steven gehört der Verstorbene zu den besten Kennern der Krim. — Ein Universitätsabzeichen soll, wie die „Süd. Ges." berichtet, nach dem Vorbilde der für die höheren Specialanstalten existirenden Abzeichen eingeführt werden. Das Abzeichen wird ein ovales, von einem Eichen- und Lorbeerzweige umrahmtes Schild darstellen, in dessen Mitte sich der Reichsadler befindet, unterhalb des Adlers sollen die Embleme der betreffenden Facultät angebracht werden. Das Abzeichen wird aus Silber sein; Personen, welche die Universität mit einem Diplom ersten Grades verlassen, erhalten einen goldenen Adler im Abzeichen, die übrigen — einen silbernen. Das Abzeichen ist auf der rechten Seite der Brust zu tragen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Hans Wittenberg: Als Stütze der Hausfrau. Sociale Erzählung. 2. Aufl. Münden i. H., Reinhold Wertheer 1897. — Gg. Baumberger: Aus sonnigen Tagen. Volks- u. Landschaftsbilder aus der Schweiz. Illustrirt von Hans Wieland. St. Gallen, Hasselbrink u. Ehrat 1897. — Hauptmann Kießling: Geschichte des kgl. bayer. 5. Infanterie-Regiments Großherzog Ernst Ludwig von Hessen. III. Th. 1833—1897. Auf Grund archivalischer Forschungen. Mit Anlage: Karten, Pläne, Skizzen u. Uniformbilder. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — E. Schäffer: Der Kriegsstrain des deutschen Heeres in seiner gegenwärtigen Organisation. Nebst Anhang: Das Feldverpflegungs- u. Transportwesen i. letzten deutschen Kriege ꝛc. 2. Aufl. Ebd. 1897. — Kutzen: Anleitung zur Anfertigung von Krokis, Skizzen und Erkundungsberichten. 3. Aufl. Mit 8 Beil. Ebd. 1897. — Wilhelm Henle: Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 mit dem Einführungsgesetze. Textausg. mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister. München, C. H. Beck 1897. — Flugblätter Nr. 36—42. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Ludwig Germunit: Alpenglühen. Lieder und Dichtungen aus Oesterreich. 10. Ausg. Hggb. vom Geißparzer-Verein in Wien. Wien, F. Rörich. — Exercir-Reglement für die russische Infanterie vom Juni 1897 nebst Anleitung für die Verwendung der Infanterie im Gefecht. Uebersetzt von Hauptmann Victor Grzesieti. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1897. — R. C. Muy: Die Kunune als Industriehebel nach nationalsocialem Recept. Mit Vorwort von Dr. F. W. Förster. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Comp. 1897. — Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur: 11. Jahresbericht der Ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin für 1896. Berlin, H. S. Hermann 1897.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 10. Juli. Nummer 151.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die indogermanische Lautforschung im letzten Jahrzehnt. Von Wilhelm Streitberg. — Das neue hygienische Institut der Universität Freiburg i. B. Von Dr. Schuh. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die indogermanische Lautforschung im letzten Jahrzehnt.

„Es hat kein langes Besinnen gekostet, den ersten Aufschuß meiner Grammatik mit Stumpf und Stiel, wie man sagt, niederzumähen; ein zweites Kraut, dichter und feiner, ist schnell nachgewachsen, Blüthen und reifende Früchte läßt es vielleicht hoffen."

Diese Worte, mit denen Jacob Grimm die Vorrede zur zweiten Auflage seiner unsterblichen Grammatik begann, fallen mir immer wieder ein, so oft ich den ersten Band der neuen Bearbeitung von Brugmanns Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen [1]) zur Hand nehme.

Die erste Auflage ist bekanntlich im Jahre 1886 erschienen. Sie brachte auf beinahe 600 Seiten die Laut- und Accentlehre der indogermanischen Sprachen. Die neue Ausgabe ist auf mehr als den doppelten Umfang angewachsen; schon die erste Hälfte, die einzelnen Vocale und Consonanten des Indogermanischen behandelnd, umfaßt mehr als 600 Seiten; die zweite, in wenigen Monaten erscheinende, wird eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Lautprocesse und den Abriß der Accentlehre bringen und dürfte an Umfang jener nicht nachstehen. Schon diese rein äußerlichen Angaben beweisen, daß wir es mit einem neuen Werke zu thun haben: nur der Plan ist derselbe geblieben, vom alten Mauerwerk jedoch steht kein Stein mehr auf dem andern.

Die erste Fassung ist somit zu einem rein historischen Denkmal geworden. Zu einem Denkmal freilich, das einen der bedeutsamsten Abschnitte in der Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft bezeichnet. Denn sie stellt die erste Codificirung der „neuen Lehre" dar, der hart befehdeten, kraftvoll vertheidigten. Eben erst hatte der hervorragendste Vertreter der älteren Generation, hatte Georg Curtius in seiner Schrift zur Kritik der neuesten Sprachforschung der nuova fede (um mich einer Wendung Ascoli's zu bedienen) den Krieg erklärt; Delbrücks Antwort, die in leichtem Plaudertone die schwierigsten Probleme aufs gewandteste erörterte, Brugmanns Erwiderung, die in scharfer Sachlichkeit eine Abrechnung zwischen dem alten und dem neuen Glauben brachte, waren auf dem Fuße gefolgt. Die Niederlage der alten Anschauungen war endgültig entschieden. Ihr fehlte nicht ein Zug von Tragik: ein verdienter und feinsinniger Forscher verwickelt sich nutzlos in einen Kampf mit den eigenen Schülern und wendet, schon auf der Schwelle des Todes stehend, die letzte Kraft an die Vertheidigung einer verlorenen Sache.

[1]) Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von K. Brugmann und B. Delbrück. Erster Band: Einleitung und Lautlehre von K. Brugmann. Zweite Bearbeitung. Erste Hälfte. XLVII u. 622 S. gr. 8°. Straßburg, Trübner, 1897. 16 M.

Mit Curtius war der letzte Ritter der alten Zeit dahin gegangen. Die Kämpfe, die einst so heiß getobt hatten, waren verstummt. Nun galt es, das eroberte Gebiet urbar zu machen. Da erschien der erste Band von Brugmanns Grundriß. Er bewies, daß sein Verfasser nicht nur als kühner Eroberer das Schwert zu führen verstand, sondern daß er auch an den Pflug die Hand zu legen nicht verschmähte.

Wir wissen von wenig Büchern in der Geschichte unsrer Wissenschaft, die einen so mächtigen Einfluß ausgeübt haben wie Brugmanns Grundriß. Er gab der vielfach zersplitterten Forschung einen festen Mittelpunkt. Der Leser fand die Ergebnisse der neueren Abhandlungen in lichtvoller Weise gruppirt und zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet; indem er bequem überblicken konnte, was geleistet war, wurden ihm die Lücken und Mängel unsrer Kenntniß erst recht zum Bewußtsein gebracht. So ward der Grundriß das Fundament und der Ausgangspunkt zahlreicher neuer Untersuchungen.

Schon in der äußeren Anlage unterschied sich Brugmanns Lautlehre ganz wesentlich von der Schleichers, dessen Compendium in den sechziger und in der ersten Hälfte der siebziger Jahre das kanonische Buch der Sprachwissenschaft gewesen war. Während dieses im Grund eine Sammlung von lauter Einzelgrammatiken war, indem der Vocalismus und darauf der Consonantismus der Ursprache und jeder indogermanischen Einzelsprache selbständig und als abgeschlossenes Ganze behandelt wurde, hatte es Brugmann in erster Linie auf einen Ueberblick über die Gesammtentwicklung der indogermanischen Laute abgesehen. Er betrachtete die Entwicklung jedes einzelnen Lautes in der ganzen Reihe der Sprachen. An die Behandlung der Einzellaute schlossen sich zusammenfassende Uebersichten über die Schicksale ganzer Lautclassen, sowie über die Geschichte der wichtigeren Lautprocesse, die auf der Einwirkung der Laute auf einander beruhen. Diese Neuerung darf als sehr glücklich bezeichnet werden, da es nicht Aufgabe eines zusammenfassenden Handbuchs sein kann, die Entwicklungsgeschichte der Einzelsprachen zu entwerfen, sondern ein Bild von den Geschicken der Grundsprache zu geben. Die Lautgeschichte der Einzelsprachen ist daher nur insofern von Bedeutung, als sie geeignet ist, Aufschlüsse über die Grundsprache zu geben.

Wie es nicht ohne Reiz wäre, den Geist, der Schleichers Werk beseelt, mit den Anschauungen zu vergleichen, aus denen Brugmanns Buch erwachsen ist, aus denen die starken Wurzeln seiner Kraft entsprungen sind, so ist es auch anziehend genug, die neue Fassung mit der alten zu vergleichen, sie an ihr zu messen, um so die Wegstrecke abzuschätzen, die unsre Wissenschaft im letzten Jahrzehnt zurückgelegt hat.

Das sei von vornherein bekannt: so viele glänzende Entdeckungen wie das vorausgegangene hat dieses Decennium nicht in seinen Annalen zu verzeichnen. Ob es aber deßhalb ganz unfruchtbar gewesen ist? Fast könnte man es glauben, wenn man die Unkenrufe mancher Pessimisten vernimmt.

Digitized by Google

Ihnen scheint im Laufe der Jahre das Vollgefühl frischer, vorwärts drängender Jugendkraft abhanden gekommen zu sein; im Winter ihres Mißvergnügens preisen sie unermüdlich die sonnigen Tage ihrer Jugend, wo der Himmel noch blauer, die Bäume noch grüner und die Sprachforscher noch besonnener waren. Gleich grauen Nebeln umziehe jetzt dichter und immer dichter ein Hypothesengewölle den Himmel der Sprachwissenschaft, so daß der Glanz der guten alten Zeit bald ganz verdunkelt sein werde.

Daß Brugmann nicht zu diesen Schwarzsehern gehört, bedarf für den Sachverständigen nicht erst der Versicherung. Der Entdecker der Nasalis sonans ist keine Natur, die im Genuß behaglicher Ruhe ängstlich alles abwehren möchte, wovon sich eine Störung lieb gewordener Gewohnheiten befürchten ließe. Er ist keine jener müden Seelen, die

„statt ins Frührotb tänst'ger Tage
rückgewandt ins Spätrotb schaun."

Ihm ist es nicht verliehen, sich am Erworbenen genügen zu lassen, sondern er darf mit Platen von sich bekennen:

„Immer . . . klimm' ich empor, und es rollt mir,
Was ich errang, wie der Kies unter den Füßen
Weg, ich blicke zurück nicht länger,
Klimme nur weiter empor."

Ist es daher ein Wunder, wenn man in der neuen Bearbeitung des Grundrisses nichts von jener kleinlichen Mißachtung der späteren Leistungen antrifft, der man so leicht bei jenen begegnet, die aus irgend einem Grunde verabsäumt haben, mit der Forschung gleichen Schritt zu halten? Ist es ein Wunder, wenn die Vorrede mit warmer Anerkennung von der erheblichen Vermehrung und Vertiefung spricht, die unser Wissen von den Lautveränderungen seit 1886 in fast allen Theilen des indogermanischen Gebietes erfahren habe, wodurch die Einreihung einer großen Anzahl neuer Errungenschaften nothwendig geworden sei? Combinatorischer Lautwandel und Accentuation sind die beiden Gebiete, wo die Forschung des letzten Jahrzehnts besonders thätig gewesen ist: auch hier hebt Brugmann die neuen Entdeckungen ausdrücklich hervor, die ihn zu Erweiterungen und Umgestaltungen veranlaßt haben.

Doch auch wenn der Verfasser die angeführten Worte nicht geschrieben hätte, das Buch hätte sie für ihn gesprochen; denn es gibt keinen Paragraphen, keine Seite, die unverändert aus der ersten in die zweite Bearbeitung übergegangen wäre. Und dabei ist von einem Zwiespalt zwischen Altem und Neuem, wie er sich so häufig in späteren Ausgaben beobachten läßt, nicht das geringste zu verspüren: alles ist aus einem Guß. Form und Inhalt sind gleicherweise verjüngt. Mit durchsichtiger Klarheit und vollendeter Uebersichtlichkeit ist die unermeßliche Menge des Stoffes geordnet. Welche Fülle von Thatsachen, welcher Reichthum an Problemen, die erst durch die Forschung des letzten Jahrzehnts uns erschlossen worden sind! Es gehörte die Hand eines Meisters dazu, die spröden Stoffmassen in dieser Weise zu bewältigen, eines Meisters, der nicht nur die Gesammtheit der bisherigen Errungenschaften wie kaum ein zweiter überschaut, sondern auch, wie jede Seite lehrt, aus dem Schatze eigener Forschung, ergänzend und berichtigend, werthvolle Gaben spendet.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen; es muß genügen, mit kurzen Worten die Probleme zu bezeichnen, welche seit 1886 im Mittelpunkt des Interesses gestanden haben, die also in erster Linie bei der Neubearbeitung zur Geltung gekommen sind. Vor allem ist hier auf die bedeutende Rolle hinzuweisen, die der indogermanische Accent gespielt hat. Und zwar sind es besonders zwei Fragen, die ihre Lösung gefunden, oder doch ihr erheblich näher gebracht worden sind: erstlich die Unterscheidung zweier Betonungsarten, die man in der Sprache der antiken Grammatik als Acut und Circumflex zu bezeichnen pflegt, und zweitens die Alterthümlichkeit des festen Accents in der o-Flexion. Es ist das Verdienst Adalbert Bezzenbergers, den Nachweis erbracht zu haben, daß die beiden griechischen Accentqualitäten, Acut und Circumflex, in historischem Zusammenhang mit dem sogenannten gestoßenen und schleifenden Ton des Litauischen stehen. Bezzenberger und unabhängig von ihm Eduard Sievers haben dann auch noch die Spuren dieses Unterschieds in dem ältesten indischen Sprachdenkmal nachgewiesen, im Rigveda. Friedrich Hanssen zeigte, daß auch die gothischen Lautverhältnisse die Existenz dieser Betonungsunterschiede im Germanischen darthun. Die genannten Untersuchungen fallen freilich zum Theil schon vor das Jahr 1886, sie haben jedoch damals nicht die gebührende Beachtung gefunden. Brugmann hat sie in der ersten Auflage des Grundrisses zwar erwähnt, ihnen jedoch seine Zustimmung versagt. Da nahm Herman Hirt im Jahr 1891 die Untersuchung von neuem auf; seiner eingehenden und scharfsinnigen Erörterung gelang es, sich in weiteren Kreisen Anerkennung zu erwerben. Nicht kampflos freilich; doch ist es kaum zu viel gesagt, wenn man heute die von ihm vertretenen Grundanschauungen als die herrschenden bezeichnet. Der Widerspruch ist zwar noch nicht völlig verstummt, er hat jedoch mehr und mehr an Kraft und Schärfe verloren.

Was das an zweiter Stelle genannte Accentproblem betrifft, so drehte sich hier der Streit um die Frage: haben die Betonungsverhältnisse des Indischen, wo in der o-Flexion die Accentstelle in allen Formen eines Wortes dieselbe ist, oder die des Litauisch-Slavischen, wo sie nach bestimmten Regeln wechselt, größern Anspruch darauf, als ursprünglich zu gelten? Die Antwort ist zu gunsten des Indischen ausgefallen. Von einem Accentwechsel, wie wir ihn bei der consonantischen Flexion beobachten, kann bei den o-Stämmen in indogermanischer Urzeit keine Rede sein. Um die Entscheidung haben sich vor allem Johannes Schmidt durch seine tief einschneidenden Untersuchungen über die Pluralbildungen der Neutra, sowie Leskien, de Saussure und Hirt durch die Erforschung der Gesetze, welche die Stellung des Accents im Litauisch-Slavischen regeln, große Verdienste erworben. Wenn auch das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, in den Grundfragen dürfte eine allgemeine Einigung erzielt sein.

Ein anderes großes Problem, das vielfach mit Betonungsfragen aufs engste verknüpft scheint, ist die Frage nach den Schicksalen der urindogermanischen Langdiphthonge, d. h. jener diphthongischen Verbindungen, deren erster Component ein langer Vocal ist (also z. B. āi ēi āu u. s. w.). Seitdem Johannes Schmidt die Frage nach den Schicksalen dieser Verbindungen aufgeworfen und in wesentlichen Punkten abschließend beantwortet hat, ist sie von den verschiedensten Seiten mit großem Eifer und, wie man hinzufügen darf, mit unzweifelhaftem Erfolg behandelt worden. Ich nenne nur die Namen Rudolf Meringer, Paul Kretschmer, Victor Michels und Hermann Hirt. Auch ich selber habe mehrfach Gelegenheit gehabt, mich an der Discussion zu betheiligen. Das Ergebniß der vereinten Bemühungen hat unbestreitbar die Richtigkeit der von Johannes Schmidt vertretenen Grundanschauungen bewiesen; eine willkommene Ergänzung gewährt die Entdeckung, daß auch verwickelte Probleme der Accentlehre hierdurch ihre Lösung finden. Verliert nämlich ein Langdiphthong unter bestimmten Bedingungen seinen zweiten Bestandtheil, so verwandelt sich sein Acut in den Circumflex. Was aus den erhaltenen, d. h. in das Sonderleben der Einzelsprachen hinübergeretteten Langdiphthongen geworden sei, hat gleichfalls die

Forscher lebhaft beschäftigt. An die Entdeckung des gemeineuropäischen Kürzungsgesetzes durch Hermann Osthoff schlossen sich eine Reihe umfassendee Einzeluntersuchungen. Zu einem gewissen Abschluß ist die Frage durch die ungemein scharfsinnigen Ausführungen de Saussure's gekommen, der, aus zerstreuten Andeutungen und Bemerkungen seiner Vorgänger die letzten Consequenzen ziehend, den Nachweis führte, daß Lang- und Kurzdiphthonge im Litauischen noch durch ihre Accentqualität deutlich geschieden sind.

Mit Betonungserscheinungen ist endlich auch die Frage nach der Entstehung der indogermanischen Dehnungslängen verquickt. Während die ursprünglichen Vocallängen der Grundsprache für uns nicht weiter analysirbar sind, gibt es verschiedene Kategorien langer Vocale sowohl in wurzelhaften als auch in suffixalen Silben, die offenbar auf ältere Kürzen zurückgehen. Es fragt sich nur, welche Ursachen an der Verlängerung schuld seien. August Fick und Hermann Möller haben die Aufmerksamkeit zuerst auf diese Dehnungserscheinungen gelenkt und sich mit ihrer Erklärung beschäftigt. Verschiedene skandinavische Gelehrte, von denen ich nur Axel Kock und Karl Ferdinand Johansson nennen will, förderten die Frage aufs glücklichste, indem sie Beobachtungen, die sie an lebenden Mundarten gemacht hatten, zur Erklärung der ursprachlichen Dehnungsprocesse verwertheten. Die umfassende Materialsammlung Bechtels in seinem Buch über die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre trug viel dazu bei, die Bedeutung der Sache weiteren Kreisen zu Bewußtsein zu bringen. Einen neuen Schritt vorwärts that Michels, indem er die Betonung der Silbe als nothwendige Bedingung für den Eintritt der Dehnung aufstellte. Ich selber habe dann in einer ausführlichen Abhandlung die Ergebnisse der vorausgegangenen Untersuchungen zusammenzufassen, zu berichtigen und zu ergänzen versucht, indem ich das gesammte Material einer erneuten Prüfung unterwarf. Das Ergebniß war, daß die Dehnung eines betonten kurzen Vocals in offener Silbe erfolgt, wenn die folgende Silbe geschwunden ist. Lange Vocale werden unter den gleichen Bedingungen zu Ueberlängen. Daß mit dieser Formulirung das letzte Wort gesprochen sei, soll natürlich nicht behauptet werden, aber das darf wohl als ausgemacht gelten, daß der eingeschlagene Weg der einzige ist, der zum Ziele zu führen verspricht.

Alle die bisher erwähnten Probleme haben bereits eine zusammenfassende Darstellung gefunden. Ich brauche denen, die sich für sprachwissenschaftliche Dinge interessiren, nicht erst zu sagen, daß ich das Buch Hirts über den indogermanischen Accent meine. Das Werk hat verschiedene Beurtheilung erfahren, je nachdem man den Maßstab eines Handbuchs daran anlegte, oder das Gebotene dankbar hinnahm, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es in die hergebrachte Schablone passe oder nicht. Das mag freilich gern zugestanden werden, daß wir es nicht mit einem Handbuch in landläufigem Sinne zu thun haben, daß also in dieser Beziehung dem Titel der Vorwurf der Ungenauigkeit nicht erspart werden kann. Es heißt jedoch mehr als billig an Aeußerlichkeiten kleben, wenn man das scharfsinnige Werk diese Enttäuschung entgelten läßt. Bietet es doch alles, was man im jetzigen Moment erwarten kann: eine eingehende Kritik der bisherigen Theorien, eine klare Zusammenfassung der bleibenden Resultate und eine Fülle von werthvollen Beobachtungen und glücklichen Erklärungen des Verfassers selbst, die freilich nur der in vollem Umfang zu würdigen vermag, dee sich selbst intensiver mit den Fragen der indogermanischen Betonung beschäftigt hat.

Weniger bahnbrechend und glücklich als in der Accentlehre ist die neuere Forschung auf dem Gebiet des Ablauts gewesen. Man weiß, daß die gegenwärtig herrschenden Ansichten über den gesetzmäßigen Wechsel der Vocalquantitäten und -qualitäten im wesentlichen auf der Forschung der siebziger Jahre beruhen. Ich sage im wesentlichen; denn in zahlreichen, oft tief einschneidenden Einzelfragen haben die Anschauungen weit gehenden Wandel erfahren. Aeußertich betrachtet, liegen die Verhältnisse heute ungünstiger als vor einem Jahrzehnt. Denn damals herrschte in weiten Kreisen Osthoff-Hübschmanns Vocalsystem, ja es war nahe daran, kanonische Geltung zu erringen. Heute darf es als abgethan betrachtet werden: Schritt für Schritt ist es im Lauf der Jahre aus seiner glänzenden Stellung verdrängt worden. Die letzte stolze Säule, die lange Zeit hindurch von versunkener Pracht zeugte, die „nebentonige Tiefstufe", die selbst bei Gegnern wie Bechtel Anerkennung fand, ist über Nacht gestürzt: Finck und Hirt haben sie zu Fall gebracht. Es bedarf natürlich nicht erst der ausdrücklichen Hervorhebung, daß, wenn auch das System als Ganzes seine Rolle ausgespielt hat, doch eine Menge in ihm niedergelegter Einzelbeobachtungen und -erklärungen bis auf den heutigen Tag in Geltung geblieben sind und zweifellos noch mehr als eine sprachwissenschaftliche Generation überdauern werden. Was oeraltet ist, das ist die Synthese dieser Einzelheiten.

Keinem andern System ist es bis jetzt gelungen, in die so entstandene Lücke einzutreten und sich allgemeinere Anerkennung zu erringen. Der Systeme gibt es freilich genug und übergenug, da fast jeder Sprachforscher sich ein System zum Hausgebrauch zusammengezimmert hat. Was Wunder, daß bei diesee scheinbar ganz babylonischen Verwirrung bei manchen ein Gefühl dumpfee Resignation zur Herrschaft gekommen ist und sie, auf jedes System verzichteud, sich mit dee bloßen Feststellung der Thatsachen begnügen? Ein classisches Beispiel dieser Richtung ist die urgermanische Lautlehre des ausgezeichneten schwedischen Grammatikers Adolf Noreen. Hier scheinen sich die Elemente wieder im Chaos aufgelöst zu haben: unterschiedslos scheinen alle Vocale mit allen wechseln zu können. Damit wäre ein wichtiger Bruchtheil dessen, was die grammatische Bewegung der siebziger Jahre als eine ihree werthvollsten Errungenschaften zu betrachten pflegte, als unnützer Ballast einfach über Bord geworfen. Steht die Sache nun wirklich so verzweifelt?

Ich gestehe, daß ich mich nicht zu dieser pessimistischen Auffassung bekennen kann. Sie scheint mir höchstens als Symptom des Rückschlages, der auf die allzu hoch gespannten Erwartungen fruherer Jahre mit Nothwendigkeit folgen mußte, verständlich. Darubee freilich dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: es wird nie und nlamer möglich sein, das gesammte Material in ein Schema derart einzuzwängen, daß die Rechnung ohne Rest aufginge. Das können wir schon deßhalb nicht erwarten, weil wir es gar nicht mit einee homogenen Stoffmasse zu thun haben, was doch die unerläßliche Voraussetzung sein müßte, sondern mit ganz verschiedenen Schichten, deren Lagerungen wir bis heute nur recht unvollkommen kennen. Wir müssen ferner im Auge behalten, daß starke Verschiebungen stattgefunden haben, die uns die Reeonstruction des Ursprünglichen aufs äußerste erschweren. Wir haben also, wie auch immer der Gruppirungsversuch ausfallen möge, stets mit starken Resten zu rechnen. Diese Thatsache steht aber keineswegs so vereinzelt da, daß sie uns zu einem vollständigen Verzicht auf jede Erklärung zu zwingen vermöchte. Vielmehr begegnet uns das gleiche auf fast allen Gebieten der indogermanischen Lautlehre. Ich erinnere nur an das Palatalgesetz: geht hier etwa die Rechnung ohne Rest auf? Ich möchte glauben, daß niemand den Muth haben werde, dies zu behaupten. Und doch zweifelt kein ernsthafter Forscher, daß uns dieses Gesetz den Schlüssel zum Verständniß der arischen Palatali-

strung gebe. Diese Meinung beruht einfach darauf, daß die ausschlaggebenden, d. h. vom Systemzwang völlig unabhängigen Beispiele die Theorie bestätigen. Da kann es denn wenig verschlagen, wenn ein Bruchtheil der Belege als undurchsichtiger Bodensatz zurückbleibt. Diesen Rest wegzuräumen, mag ruhig der Forschung der Zukunft überlassen werden.

Unter den gleichen Voraussetzungen kann man, dünkt mich, auch recht wohl zur Aufstellung eines geschlossenen Ablautsystems gelangen. Indem man von vornherein darauf verzichtet, alle Formen unter einen Hut zu bringen, wird man sich darauf beschränken, dort, wo das Material am reichlichsten und durchsichtigsten ist, d. h. bei der leichten und der schweren e-Reihe die verschiedenen bei der Ausbildung der einzelnen Stufen wirksamen Factoren möglichst vollständig zu ermitteln und, indem man alle störenden Elemente aus dem Calcul ausscheidet, sie möglichst isolirt zur Darstellung zu bringen. Was auf diese Weise für die e-Reihe gefunden ist, hat dann als Ausgangspunkt für die Erklärung der übrigen, nur in kümmerlichen Fragmenten erhaltenen Reihen zu dienen.

Mir will scheinen, als ob wichtige Schritte auf dem Wege zu einer neuen Systematisirung der Ablautserscheinungen schon geschehen seien und daß die verschiedenen Versuche, Ordnung in das Gewirre der Thatsachen zu bringen, mehr und mehr die Tendenz erkennen lassen, in eine ganz bestimmte Strömung einzumünden, so daß in Wirklichkeit die herrschende Zersplitterung viel geringer ist, als es beim ersten Blick den Eindruck macht. Soviel steht für mich fest, daß jeder neue Reconstructionsversuch von de Saussure's genialem, noch immer unerschöpftem und unerschöpflichem Système primitif des voyelles ausgehen müsse. Mit ihm ist die von der indischen Grammatik vorgenommene Scheidung der Wurzeln in Udâtta- und Anudâttawurzeln zum Ausgangspunkt für jede Erklärung zu wählen. Zweitens steht fest, daß mit Johannes Schmidt die schweren und die sogenannten zweisilbigen Wurzeln als die Domäne der langen Schwundstufenvocale zu betrachten sind. Drittens ist mit Osthoff anzunehmen, daß der Ablautsvocal o nicht nur in der e-, sondern auch in der a- und â-Reihe mit dem Normalvocal wechselt. Behält man diese drei Punkte im Auge, so wird man nicht verkennen, daß auf der einen Seite die Bemühungen Bartholomae's, auf der andern die Kretschmers, Bechtels und namentlich die neuesten Versuche Hirts trotz aller Verschiedenheit der Auffassung doch unzweifelhaft einem deutlich erkennbaren Ziele zusteuern und einen vorläufigen Abschluß, wenn auch noch nicht erreicht, so doch wirksam vorbereitet haben.

Innerhalb des ganzen großen Kreises der Ablautserscheinungen ist es besonders ein Problem, das die Forscher in Athem gehalten hat: die Frage, ob in der Grundsprache reine silbische Nasale und Liquiden bestanden haben oder nicht. Bechtel und vor allen Dingen Johannes Schmidt in seiner Kritik der Sonantentheorie haben die Lehre Brugmanns einer scharfen Prüfung unterzogen; sie sind beide zu dem negativen Ergebniß gekommen, daß in der Grundsprache keine reinen silbischen Nasale und Liquiden bestanden hätten, sondern daß in der Schwundstufe ein Rest des Vollstufenvocals erhalten geblieben sei. Ja man hat geglaubt, auch die Phonetik gegen Brugmanns Hypothese ins Treffen führen zu können: Seelmann und nach ihm Schmidt-Wartenberg, der mit dem ganzen Rüstzeug der Rousselot'schen Experimentalphonetik arbeitet, haben die phonetische Unmöglichkeit oder doch Unwahrscheinlichkeit der reinen silbischen Nasale und Liquiden darzuthun gesucht. Gegen die Beweiskraft ihrer Ausführungen sind von Grammont und Hirt gewichtige Bedenken erhoben worden, die darauf hinauslaufen, daß die von den beiden ausgezeichneten Phonetikern vorgebrachten thatsächlichen Einwände den Kern der Sache völlig unberührt lassen und daher nicht geeignet sind, zur Entscheidung irgend etwas beizutragen. Mehr Eindruck scheinen die gelehrten und scharfsinnigen Einwendungen Schmidts gemacht zu haben. Als eine Frucht seiner Kritik darf der Versuch Hirts betrachtet werden, die beiden widerstreitenden Anschauungen dadurch mit einander zu versöhnen, daß in jeder ein berechtigter Kern anerkannt ward.

Auch das viel umstrittene Gesetz Brugmanns über die Vertretung des indogermanischen o im Arischen hat nicht zur Ruhe kommen können. Nachdem es eine Zeitlang den Anschein hatte, als sei Brugmanns Theorie allgemein aufgegeben, sind ihr in den letzten Jahren wieder Vertheidiger erstanden. Zubaty hat sich dafür erklärt, ohne freilich bis jetzt seine Gründe der sprachwissenschaftlichen Welt vorgelegt zu haben. Ich selber habe die Punkte hervorgehoben, die mich bestimmt haben, von meiner ursprünglichen Negation des Gesetzes abzugehen. Sie scheinen auch auf andere einen gewissen Eindruck nicht verfehlt zu haben; wenigstens hat Jacob Wackernagel in seiner indischen Grammatik den früher erhobenen Widerspruch aufgegeben. Dafür hat A. Meillet die Gelegenheit benutzt, um im Anschluß an eine Bemerkung Berthold Delbrücks die Existenz des Gesetzes aufs entschiedenste in Abrede zu stellen. Die Unhaltbarkeit seiner Position hat C. Buck dargethan, der seinerseits seine ablehnende Haltung ausführlich zu begründen versucht hat. So beachtenswerth aber auch die Ausführungen Bucks sind, so ist es doch auch ihnen nicht gelungen, die Frage zur Entscheidung zu bringen; noch immer bleibt die Thatsache bestehen, daß eine ganze Reihe wichtiger Formkategorien nur durch Brugmanns Hypothese eine plausible Erklärung findet.

Auf dem Gebiete des Consonantismus ist nur ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen: die Scheidung der drei Gutturalreihen, die gleichzeitig von Bezzenberger und Osthoff vorgenommen worden ist. Bis dahin hatte man nur zwei Reihen unterschieden: die am harten Gaumen gebildeten Palatalen, die in einer Anzahl der indogermanischen Sprachen als Reibelaute auftreten, und die am weichen Gaumen gebildeten Velare. Diese zeigten die Eigenthümlichkeit, daß sie bald mit, bald ohne labialen Nachklang aufzutreten pflegten. Man hatte sich bisher damit begnügt, diesen Unterschied irgendwelchen unbekannten Lautgesetzen der Einzelsprachen zuzuschreiben, bis die beiden genannten Forscher die Verschiedenheit als ursprünglich erkannten und ihre Existenz in die Zeit der indogermanischen Urgemeinschaft zurückdatirten. Diese Dreitheilung ist freilich nicht unangefochten geblieben, jedoch dürfte sie heute von der Mehrzahl der Sprachforscher anerkannt sein.

Es bedarf natürlich nicht erst der ausdrücklichen Versicherung, daß neben diesen allgemeinen, für die Erkenntniß der grundsprachlichen Entwicklung wichtigen Problemen auch die Geschichte der Einzelsprachen in intensivster Weise bearbeitet worden ist. Ich bin natürlich nicht imstande, an dieser Stelle auch nur einen flüchtigen Ueberblick über die unendliche Fülle der Arbeiten zu geben, die sich mit der Aufhellung der Lautentwicklung in den einzelnen indogermanischen Dialekten befassen. Wer sich für sie interessirt, den muß ich auf die ausführliche Bibliographie des seit 1891 bestehenden Anzeigers für indogermanische Sprach- und Alterthumskunde verweisen. Ich begnüge mich vielmehr in aller Kürze, jene Werke aufzuzählen, die eine zusammenfassende grammatische Darstellung einer indogermanischen Einzelsprache geben.

Fürs Indische hat uns das letzte Jahrzehnt den ersten Band der ausgezeichneten Grammatik Wackernagels beschert, der die Lautlehre behandelt; die awestische Laut- und Formen-

lehre hat in Jackson einen trefflichen Bearbeiter gefunden, während Bartholomae für den Grundriß der iranischen Philologie eine großartig angelegte Vorgeschichte des Iranischen, sowie eine altpersische und awestische Grammatik beigesteuert hat. Der erste Band von Hübschmanns lang ersehnter armenischer Grammatik ist endlich erschienen. Auf griechischem Sprachgebiet hat vor allem die Dialektforschung geblüht; außerdem ist, abgesehen von der zweiten Auflage von Brugmanns und der dritten von Gustav Meyers Grammatik, Kretschmers werthvolle Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache und Thumbs neugriechisches Handbuch zu nennen, die erste wissenschaftliche Darstellung der modernen Volkssprache. Die Kenntniß des Albanischen hat Gustav Meyer durch seine Lautlehre und durch sein großes etymologisches Wörterbuch mächtig gefördert. Die oskisch-umbrischen Dialekte haben in der gründlichen Grammatik Robert v. Planta's eine erschöpfende Behandlung gefunden; die lateinische Laut- und Formenlehre ist von Friedrich Stolz und von Lindsay neu bearbeitet worden. Der altkeltische Sprachschatz Holders und das etymologische Wörterbuch von Whitley Stokes gewähren auch der Lautforschung reiche Ausbeute. Im Germanischen haben wir außer der umfangreichen, bis zum zweiten Band gediehenen deutschen Grammatik von Wilmanns die Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte von Fr. Kluge, deren zweite Auflage leider nicht gehalten hat, was die erste zu versprechen schien, und die Einzelgrammatiken in Pauls Grundriß, sowie die urgermanische Lautlehre von Noreen und meine eigene urgermanische Grammatik zu verzeichnen. Dazu kommen verschiedene neue Bände oder neue Auflagen von früher erschienenen in Braune's Grammatiksammlung. Wenig fruchtbar ist die Grammatik der baltisch-slavischen Dialekte an zusammenfassenden Darstellungen gewesen; nur Wiedemanns litauisches Handbuch und Bernekers Werk über die preußische Sprache sind hier zu nennen.

Diese hastige Rundschau mag einen ungefähren Begriff von der gewaltigen Summe von Arbeitskraft geben, die in den letzten zehn Jahren der Erforschung der indogermanischen Sprachgeschichte gewidmet worden ist. Sie wird auch eine ungefähre Vorstellung von dem Riesenwerke geben, das Brugmann mit der Neubearbeitung seines Grundrisses übernommen hat. Mit welcher Hingebung er sich seiner gewaltigen Aufgabe gewidmet hat, lehrt die ebenso rasche, wie glänzende Erneuerung des ersten Bandes. Man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß er, wie einst bei seinem ersten Erscheinen, so auch in seiner Verjüngung auf lange Jahre hinaus die Grundlage und der Mittelpunkt aller Forschung auf dem Gebiete der indogermanischen Lautlehre sein wird.

Wilhelm Streitberg.

Das neue hygienische Institut der Universität Freiburg i. B.[1])

Am 7. Januar dieses Jahres wurde das neue hygienische Institut der Universität Freiburg i. B. eingeweiht. Nach einer Begrüßungsrede des derzeitigen Prorectors Dr. C. Krieg und einer Ansprache des Decans der medicinischen Facultät, Geheimrath Dr. C. Bäumler, hielt Prof. Dr. Schottelius den Vortrag über die Bedeutung der vergleichenden Pathologie für die Gesundheitspflege.

Das uns vorliegende prächtige Werk enthält außer diesen Reden noch Beschreibungen des hygienischen Instituts, sowie der elektrischen Beleuchtungsanlage und der Heizungs- und Ventilationseinrichtungen. Hierauf näher einzugehen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Das ganze Institut sammt Nebengebäuden liegt auf einem dazu gehörigen Areal von circa 50,000 Quadratfuß Fläche; dieses Gelände hat den Zweck, zur Untersuchung der verschiedenen normalen und anormalen Bodenverhältnisse und so als Lehrgegenstand für die Studirenden zu dienen. Unter anderem ist ein Theil des Terrains künstlich versumpft — zwar gut abgegrenzt, aber den natürlichen Verhältnissen durchaus entsprechend — ferner ist ein Tiefbrunnen zum Studium der Grundwasserschwankungen vorhanden; ein kleiner Weiher ist bestimmt, den Bedarf des Instituts an Eis zu decken.

Das Erdgeschoß liegt nach Westen in einer Ebene mit dem Bodenniveau, nach Osten ca. 1.5 Meter unterhalb der Straßenhöhe. Hier befindet sich nach Süden zu — durch zweckmäßige Isolirung völlig trocken gelegt — die Dienerwohnung. An sie schließt sich nach Westen der Heizraum an, enthaltend den Kessel der Niederdruckdampfheizung und außerdem noch so viel Platz bietend, daß der Holzvorrath untergebracht werden kann und eine Hobelbank nebst Zubehör Platz findet. Der Kohlenraum befindet sich gegenüber unter der nach oben führenden Treppe.

Hieran schließt sich der Maschinenraum, in dem der sechspferdige liegende Otto'sche Gasmotor, die Dynamomaschine und das sogenannte Tableau zur Steuerung der elektrischen Beleuchtungsanlage aufgestellt sind. Die an den Maschinen angebrachten Schutzvorrichtungen dienen bei den Demonstrationen der Anlage als Lehrobject.

Nun kommt der Accumulatorenraum, durch Doppelthüren vom Maschinenraum getrennt und nur von hier aus zugänglich; und an ihn schließt sich, die Nordwestecke des Erdgeschosses bildend, der Packraum, von welchem aus man in den Vorwärmeraum gelangt, in dem die zur Ventilation benützte Luft (bei niederer Außentemperatur) vorgewärmt und genügend mit Feuchtigkeit versehen wird. Eine andere Thüre führt aus dem Packraum in den Eiskeller.

Außerdem enthält das Erdgeschoß noch den Keller des Dieners, den Kohlenkeller und den Raum für die Gasuhren und den Stott'schen Gasdruckregulator.

Hier sei gleich bemerkt, daß bezüglich der Beleuchtung, Heizung und Ventilation nach Möglichkeit die verschiedenen praktisch bewährten Systeme angebracht wurden, „so daß jeder Raum mit seinen Einrichtungen für sich ein Demonstrationsobject bildet und den Studirenden die den verschiedenen Bedürfnissen angepaßten hygienisch brauchbaren Systeme zur Anschauung bringt".

Im ersten Stockwerk, das als Hochparterre von der Straße aus durch das Hauptportal betreten wird, ist der breite Haupteorridor durch zwei große, einzeln regulirbare Säulenheizkörper erwärmt, die auch für das Stiegenhaus und den Corridor des oberen Stockwerks zur Heizung genügen.

Gegenüber dem Haupteingang befindet sich der große Sammlungssaal, an den sich, die Nordwestecke, die ganze Nordfront und die Nordostecke einnehmend, der 13 Meter lange, 6 Meter breite Curssaal anschließt. Da dessen Einrichtung geradezu mustergültig ist, sei dieselbe hier genau beschrieben. Der Boden ist asphaltirt; für natürliche Beleuchtung sorgen 11 hohe und breite Fenster, von denen 7 nach Norden und je 2 nach Osten und Westen gerichtet sind. An jedem Fenster steht ein Arbeitstisch, der zwei Studirenden Platz bietet, außerdem sind noch zwei große, fest montirte Tische für je 10—12 Untersucher vorhanden, zu denen noch ein weiterer Tisch mit 10 Plätzen im Bedarfsfalle kommen kann. So ist die Möglichkeit vorhanden, gegen 60 Studirende zugleich unterzubringen, und es bleibt noch genügend Platz, um ohne Störung der Arbeitenden

[1]) Prof. Dr. Schottelius, Denkschrift zur Einweihung des hygienischen Instituts der Universität Freiburg i. B. am 7. Jan. 1897. Mit 25 Abbildungen. Freiburg und Leipzig, Mohr 1897.

von einem Platz zum anderen gehen zu können, sowie für einen Tisch zur Demonstration der Controlpräparate und — selbstverständlich — für das Katheder, das vor der Wandtafel steht. Sollten die Plätze nicht genügen, so können die durch breite Thüren mit dem Cursaal verbundenen Räume, namentlich ein Theil des Sammlungsraumes, beigezogen werden. Die künstliche Beleuchtung ist so eingerichtet, daß für je zwei Studirende eine transportable elektrische Lampe mit diffusem Licht von 16 Kerzenstärken dient, während die allgemeine — elektrische — Beleuchtung des Saales von der Decke her und durch passend angebrachte Wandarme erfolgt. Ueberdies steht jedem Prakticanten ein Bunsenbrenner zur Verfügung. Die Wasserversorgung geschieht durch 14 Brunnen. Außerdem hat jeder Practicant seine eigene verschließbare Schublade, an den Fensterplätzen ferner noch einen von der Tischplatte bis zum Fußboden reichenden Schrank zur Verfügung.

Sehr originell und nachahmenswerth ist die Einrichtung, durch welche das Institut ohne eigene Kosten den Studirenden vorzügliche Mikroskope mit Oelimmersion zur Verfügung stellen kann. Die Firma Leibert in Wetzlar hat die nöthigen Instrumente geliefert; dieselben werden pro Semester zu je 20 M. ausgeliehen und können zu dem an der Innenseite des Kastendeckels verzeichneten Preise jederzeit käuflich erworben werden, wobei dann das bisher bezahlte Leihgeld, das auf der den Preis enthaltenden Karte semesterweise notirt wird, in Abzug kommt. Ständige Controle sorgt dafür, daß Beschädigungen nicht vorkommen. Bisher wurden noch nie mehr als 60 M. durch Verleihgebühr abgetragen — dann ging das Instrument stets käuflich in den Besitz eines Studenten oder Arztes über. Selbstverständlich kann jeder Practicant auch ein eigenes Mikroskop benützen.

Außerdem ist in diesem Stockwerk noch außer den Aborten ein Präparatenzimmer, die Putzküche, das Zimmer des zweiten Assistenten, der kleine Hörsaal, ein Dienerzimmer und die Garderobe. Die Räume, welche nicht an die Centralheizung angeschlossen sind, enthalten — zu Lehrzwecken — von einander verschiedene Ofenmodelle; auch die Fußböden sind aus verschiedenem Material.

Im zweiten Stock ist über dem Sammlungssaal der 11 Meter lange, 8 Meter breite Hörsaal, der an der Westseite 5 große Bogenfenster enthält. Für künstliche Beleuchtung sorgt indirectes elektrisches Bogenlicht aus zwei in der Längsachse der Decke vertheilten Bogenlampen von zusammen 2800 Normalkerzen (je 10 Ampère = 1400 Normalkerzen).

Dieser Hörsaal ist für ca. 100 Hörer berechnet, die Sitze vertheilen sich auf 9 amphitheatralisch aufsteigende Bankreihen, die von 2 Gängen durchschnitten werden. Auf dem Docentenpodest ist der große Experimentirtisch, der mit Gas- und Wasserleitung verbunden ist und für den Projectionsapparat an die elektrische Leitung angeschlossen wird.

Außerdem enthält dieses Stockwerk noch Aborte (andere Construction wie im ersten Stock), ein chemisches Laboratorium, das Zimmer des ersten Assistenten, neben diesem ein Prakticantenzimmer mit Arbeitsplätzen für 3—5 Arbeiter, ferner das Lesezimmer und das Arbeitszimmer und Laboratorium des Professors.

Auf dem Speicher endlich finden wir außer der Registratur, der Karten- und Tafelsammlung zur Benützung bei Vorlesungen und den Vorrathskammern für Glas- 2c. Waaren noch ein — Badezimmer. So sonderbar und bedenklich diese Placirung erscheint, sind doch diese scheinbaren Bedenken dadurch gehoben, daß sich der Raum über den Localitäten befindet, welche in den unteren Stockwerken die Aborte enthalten; so konnte das Badezimmer ohne Schwierigkeit vollständig von dem Holzwerk des Baues getrennt und mit den Abzugsrohren, den Wasser- und Gasleitungen verbunden werden, außerdem ist es ganz in Cement und Asphalt ausgeführt. Der Raum enthält ein Wannen- und ein Douchebad, beide werden durch einen Siemensbadeofen versorgt, der das erwärmte Wasser in ein über der Decke des Badezimmers befindliches Reservoir treibt, aus dem die Douche gespeist wird; das warme Wasser für das Wannenbad wird direct dem Ofen entnommen. — Für Benützung des Bades wird eine kleine, dem Diener zu entrichtende Gebühr erhoben.

Der Zweck dieses Badezimmers ist ein doppelter: es gibt fürs erste den im Institute thätigen Herren Gelegenheit zu gründlicher Reinigung nach Arbeiten mit infectiösem Material, wodurch dem Publicum gegenüber eine Widerlegung der ohnehin falschen Meinung von der Infectionsgefahr einer solchen Anstalt erzielt und der Ruf des Instituts als einer in hygienischer Beziehung vorbildlichen Anstalt erhalten wird. Außerdem aber ist das Badezimmer zugleich ein Lehrobject, an dem eine Art Anschauungsunterricht über Anlage von Schul- und Volksbädern ertheilt werden kann, zu welchem Zweck einige Einrichtungen getroffen sind, welche, für die praktische Benützung entbehrlich, nur Lehrzwecken dienen.

Unter den Nebengebäuden sind der Thierstall und die thierhygienische Abtheilung von Interesse; der erstere dient als Behausung für die Versuchsthiere, die letztere hat den Zweck, „die Untersuchung und die Mittel zur Verhütung von Thierseuchen wissenschaftlich zu betreiben und der Praxis nutzbar zu machen". Von der Staatsregierung wurde diese Einrichtung dadurch ermöglicht, daß die bakteriologische Station für Untersuchungen bei Thierkrankheiten aus Karlsruhe nach Freiburg verlegt wurde, unter Angliederung an das hygienische Institut. Die Leitung hat ein thierärztlicher Assistent des Instituts. Diese Anstalt steht bisher in Deutschland einzig da. Die Abtheilung für Thierhygiene besteht aus einem zweistöckigen Mittelbau mit der Front nach Norden. Das Erdgeschoß enthält das Wärterzimmer, ein Obductionszimmer mit Verbrennungsofen, ferner einen Raum zur Vornahme von Operationen oder zur Benutzung als Arbeitszimmer für Prakticanten. Das obere Stockwerk nimmt in der ganzen Länge der Nordfront des Mittelbaues das Laboratorium ein, ferner ist noch ein Culturzimmer eingerichtet. Die zwei Flügelbauten dienen als Stallungen.

Wir haben hier an der Hand der Denkschrift eine Schilderung dieser herrlichen Anstalt gegeben, als deren Devise der Prorector Prof. Dr. Krieg die Worte: „Litteris. Patriae. Publicae Saluti" bezeichnete. Das Detail, sowie die hoch interessanten Abschnitte über die elektrische Beleuchtungsanlage (von Ingenieur Tafel) und die Heizungs- und Beleuchtungsanlage (von Director Pfützner in Dresden) mögen im Original nachgelesen werden.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieser Musteranstalt noch viele andere an den Universitäten Deutschlands folgen mögen, zum Besten der Wissenschaft und des allgemeinen Wohls!

Dr. Schuh.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur kirchengeschichtlichen Literatur. F. X. v. Funk hat seine Freunde und die Freunde der kirchengeschichtlichen Forschung durch den ersten Band seiner gesammelten Abhandlungen[1]) erfreut und damit einerseits den Fachgenossen eine bequemere Benützung seiner stets eine Förderung der Wissenschaft bedeutenden Arbeiten ermöglicht, andrerseits den Studenten ein treffliches Supplement zu seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte in die Hand gegeben, in dem sie die nähere Begründung der in diesem nur kurz

[1]) Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. I. Bd. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1897. VI, 516 S. 8°.

vorgetragenen Sonderansichten[1]) des Verfassers und reichliche Anregung zu ehrlicher und gewissenhafter Detailuntersuchung finden können. Von den 24 Aufsätzen, welche den ersten Band bilden, sind zwei noch nicht anderweitig veröffentlicht worden, der 2., in dem die Entwicklung der Bischofswahl bis zum Aufhören des Wahlrechtes der Gemeinde bez. der Laien dargestellt wird, und der letzte, in welchem die ängstlichen Bedenken des Limburger Domcapitulars Hübler gegen die von Funk im 3. Aufsatze vertretene Ansicht über die Berufung der ökumenischen Synoden des Alterthums mit freundlicher Nachsicht gewürdigt werden. Die 1. (Der Primat der römischen Kirche nach Ignatius und Irenäus. Hist.-pol. Bl. 89), 5. (Cölibat und Priesterehe im christlichen Alterthum. Theol. Quartalschr. 1879 und 1880), 11. (Der Communionritus. Hist. Jahrb. der Görresgesellsch. 17) und 21. (Die Entstehung der heutigen Taufform. Theol. Quartalschr. 1882) Abhandlung erscheinen in durchgreifender Neubearbeitung; die übrigen, welche sämmtlich zuerst in der Tübinger Quartalschrift oder im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft gedruckt wurden, haben die nöthigen Verbesserungen, Erweiterungen und Kürzungen erfahren, wie denn z. B. der Studie über das Papst- oder Bischofsbekenntniß des Codex Corbeiensis (Abh. 18. Histor. Jahrb. 5. 12. 13) ein Excurs angegliedert wurde, in dem Funk zeigt, daß auch Mommsens Auffassung, der das Elogium auf Papst Felix II. bezieht, nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, und die Möglichkeit schärfer ins Auge faßt, daß der in dem Gedichte gefeierte Bischof überhaupt kein römischer Bischof gewesen. Die besonnene Methode und die strenge Objectivität des hoch verdienten Tübinger Gelehrten brauche ich an dieser Stelle nicht mehr eigens zu loben, dagegen erlaube ich mir eine bescheidene Bitte auszusprechen, die sich wohl auch einem andern Leser des 1. Bandes schon auf die Lippen gedrängt hat. Funk führt in der wissenschaftlichen Polemik eine sehr scharf geschliffene Klinge. Fühlt dieselbe auf einen leichtsinnigen Hyperkritiker oder auf einen gewerbsmäßigen Geschichtsverdreher niedre, so ist Referent der letzte, der darüber Thränen des Mitleides vergösse; trifft sie aber einen Mann von unbestreitbaren (auch von Funk bereitwillig anerkannten) wissenschaftlichen Verdiensten, der sich da oder dort sei es eines Irrthums, sei es einer Schwäche schuldig gemacht hat, in seinen Grundanschauungen aber mit Funk und allen wirklichen Historikern übereinstimmt, oder macht sie Wunden aufs neue bluten, die man schon glücklich vernarbt glaubte, so könnte dies einen Erfolg haben, den Funk am wenigsten beabsichtigt, und die Erreichung eines Zieles gefährden, das Funk gewiß für erstrebenswerth hält. Es könnte, ja es muß den Feinden der historischen Richtung „quae maxima turba est“ Freude machen und den unter den obwaltenden Umständen dringend nöthigen engeren Zusammenschluß der Kirchengeschichtslehrer an den katholisch-theologischen Facultäten der deutschen Universitäten erschweren. Als treuer Verehrer der katholischen Tübinger Schule glaubt Referent von dem bedeutendsten jetzt lebenden Vertreter nicht mißverstanden zu werden, wenn er ihn bittet, bei der Fortsetzung der Sammlung, die hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, polemische Bemerkungen, „in denen man vielleicht eine Ueberschreitung der richtigen Linie zu finden versucht sein könnte“ (Vorwort S. V), zu vermeiden. W.

th. „Zwei mandschu-chinesische Diplome“, übersetzt und herausgegeben von Gustav Schlegel und Erwin Ritter v. Zach, bilden in der soeben erschienenen Juli-Nummer der Zeitschrift „T'oung-pao“ (Bd. VII, Nr. 3) einen wichtigen Beitrag zu unsrer Kenntniß der Beziehungen, in denen diese beiden Sprachen zu einander stehen. Stanislas Julien pflegte das Studium der Mandschu als einen Schlüssel zum Verständniß der weit schwierigeren chinesischen Sprache hinzustellen, während von anderer Seite versichert wird, daß „wer erst Mandschurisch lernen muß, um das Chinesische zu begreifen, überhaupt nicht Chinesisch lerne“, da die mandschurische Literatur hauptsächlich aus Uebersetzungen chinesischer Texte bestehe, deren Schwierigkeiten für den Tartaren kaum geringer seien, als für den Europäer. Wie verschieden bei aller Sinnverwandtschaft eine mandschurische Version von dem ungeheuren chinesischen Aequivalent sein kann, muß jedem klar werden, der die hier mitgetheilten Uebersetzungen im einzelnen vergleicht, von denen die des chinesischen Textes aus der bewährten Feder des Professor Schlegel in Leiden stammt, die des mandschurischen durch a. Zach unter Mitwirkung der Professoren Willy Baug und de Harlez in Löwen bearbeitet wurde. Einiges Erstaunen wird unter den ostasiatischen Gelehrten folgende Mittheilung der Herausgeber hervorrufen: „Während der Erstunterzeichnete (Schlegel) mit der Uebersetzung des chinesischen Theiles beschäftigt war, wandte er sich wegen des Mandschutextes an einen bedeutenden Altaisten und Sprachforscher, der nach anderthalb Jahren die Rollen zurücksandte mit der Bemerkung, er hielte eine Uebersetzung für überflüssig, da der Mandschutext mit dem chinesischen gleichen Inhalts wäre. Außerdem gab er eine Transscription, die, wie später sich herausstellte, zahlreiche Fehler und Ungenauigkeiten aufwies.“ Bei den bedeutenden Abweichungen, die sich nach den vorliegenden Uebersetzungen in den beiden Texten zu finden scheinen, wäre eine Aufklärung von seiten des leider nicht genannten Altaisten wünschenswerth.

Wie sehr bei aller Uebereinstimmung im Sinne des Ganzen die Uebersetzung des Einzelnen in den beiden Texten abweicht, mag ein dem ersten Diplom entnommener Satz beweisen. Es handelt sich bei diesem Diplom um die Verleihung eines Ehrentitels an einen durch Diensteifer und Treue ausgezeichneten Offizier der Armee des Kaisers Kia-King. Bei solchen Gelegenheiten wird nicht nur dem eigentlichen Recipienten sein Titel verliehen, sondern auch der Gattin, sowie den beiden Eltern. Im vorliegenden Falle erhielt „Eldafe, Unter-Hausmeier des fünften Rangs und Officier des rothen Mandschu-Banners“, den Titel „Canonikerie-Jaspectrix“ mit einem die kriegerische Tugend hervorhebenden Prädicat. Gleichzeitig wurde seiner Gattin der Titel I-jin verliehen, der nach der chinesischen Ehrendamen-Rangordnung den fünften Grad bezeichnet und dessen Mandschu-Aequivalent, Ijiha-ön Hehe, übersetzt wird als „eine Frau, die sich beträgt, wie es sich geziemt“.

Der Verleihungspassus lautet nun nach der Mandschuversion wie folgt: „Du, Frau Wang, Gattin des Eldafe, des um einen Grad beförderten Palastoffiziers der fünften Rangclasse im einfarbig rothen Mandschubanner, hast daheim deine Pflichten erfüllt und das Haus in Eintracht zu halten verstanden, hast unermüdlich durch Warnen und Aufmuntern trotzend dich glänzend ausgezeichnet; darum haben Wir nach der Regel der Gnadenverleihung dir den Titel ‚Würdige Frau‘ verliehen.“

Derselbe Gedanke wird im chinesischen Theile des Diploms folgendermaßen ausgedrückt: „Du, Frau Wang, Gattin des Eldafe, des Unter-Hausmeiers des fünften Ranges des einfarbig rothen Mandschubanners, um einen Grad beförderten Offiziers, hast deine Person tugendhaft und sorgfältig gehütet. Deine dir verliehene Natur war talentvoll und aufgeklärt. Du vermochtest dir bräuchigen Tugenden auszuüben und stehest als Muster der Weiblichkeit da. Da hast dich nie über das, was im Hause gesprochen wurde, auslassen und wurst auch im Einklang mit dem Ton deiner Gürteljuwelen. Deshalb verleihen Wir dir in Unserer kaiserlichen Huld den Ehrentitel ‚Würdige Dame‘.“

Die nicht unbedeutenden Abweichungen der beiden Texte mögen zum Theil dadurch ihre Erklärung finden, daß — wie Schlegel mit gewohntem Scharfsinn nachweist — in der blumenreichen chinesischen Fassung jede Zeile Anspielungen enthält, die nur der Literaturkenner versteht, weshalb auch die Uebersetzung äußerst schwierig ist; während die literaturarme Mandschusprache manches Bild, wie z. B. das dem „Buch der Lieder“ entnommene von dem „Ton der Gürteljuwelen“, entweder zu unterdrücken oder anders wiederzugeben genöthigt ist.

* Der Besuch der reichsdeutschen Universitäten in diesem Sommersemester stellt sich wie folgt: Berlin zählt 4705 immatriculirte Studirende, Bonn 1889, Breslau 1541, Erlangen 1140, Freiburg 1449, Gießen 663, Göttingen 1123, Greifswald 834, Halle 1534, Heidelberg 1230, Jena 704, Kiel 727, Königsberg 695, Leipzig 3064, Marburg 1042, München 3871, Akademie Münster 487, Rostock 499, Straßburg 1016, Tübingen 1289, Würzburg 1430. Die Zahl der Personen, die, ohne immatriculirt zu sein, die Erlaubniß haben, Vorlesungen zu hören, beträgt an den einzelnen Universitäten in der oben angegebenen Reihenfolge: 344 (darunter 144 Damen), 103 (darunter 13 Damen), 83 (darunter 22 Damen), 13, 95, 29, 72 (34), 19, 101 (6), 92, 50, 37, 31 (11), 157, 48 (7), 160 (2), 10, 10, 31, 12, 13. Die Gesammtzahl der immatriculirten Studirenden beträgt 30,932, die Gesammtzahl der Hörer 1519, die der weiblichen 207. Der theologischen Facultät gehören an 4326 Studirende, der juristischen 8368, der medicinischen 8232, der

[1]) So pflegt man in gewissen Kreisen die von den herkömmlichen abweichenden Ansichten zu bezeichnen, die sich einem Gelehrten aus ernster und gewissenhafter Forschung ergeben haben. Vgl. die treffenden Bemerkungen Funks im Vorwort S. IV f.

philosophischen 10,006. Die Zahl der Ausländer beträgt 2143. Von den Hauptfächern zeigt sich eine Fortdauer der ununterbrochenen Zunahme bei den Juristen und eine solche der seit einigen Jahren wieder eingetretenen Steigerung bei den Philologen und Naturwissenschaftlern; bei den Medicinern und den evangelischen Theologen ist sie bisher wahrnehmbar regelmäßige Abnahme diesmal unterbrochen; bei den katholischen Theologen (die bekanntlich nur einen Bruchtheil der katholischen Theologiestudirenden überhaupt ausmachen) bleibt die Zahl hinter der des vorigen Semesters erheblich zurück, im ganzen tritt aber hier doch die Tendenz der Zunahme auch in den letzten Semestern deutlich hervor.

* Die japanische Regierung hat zum Vertreter am Internationalen Congreß für Erdkunde, der heute in Wien tagt, den Prof. Dr. Kotschibo ernannt. Der besonders durch seine Erdbebenforschungen ausgezeichnete Gelehrte will nach Ablauf des Congresses auch Deutschland besuchen. Wie erinnerlich, sind am 15. Juni v. J. durch eine furchtbare Springfluth binnen einer Stunde gegen 30,000 Menschen bei der Stadt Kamaischi am Stillen Ocean umgekommen. Prof. Dr. Katschibo hat über dieses angewöhnliche Naturereigniß umfassende Studien gemacht, deren Ergebnisse er wahrscheinlich dem Congreß mittheilen wird.

* Für das aan Prof. Peter aus Göttingen auf dem Brocken eingerichtete und gestiftete botanische Versuchsfeld ist die Anschaffung und Anpflanzung von weiteren 450 Alpenpflanzen und 750 zum Theil größeren Coniferen ermöglicht worden. Die Culturen werden dadurch erheblich ausgedehnt, und es konnte auch mit umfangreichen Versuchen außerhalb des Versuchsfeldes begonnen werden.

* **Heidelberg.** In der medicinischen Facultät habilitirt sich Dr. Georg Murmann, der erste Assistent des Prof. Czerny, mit einer Probevorlesung über „die Entzündungen des Wurmfortsatzes".

* **Wien.** Wie die „Wiener Zeitung" anzeigt, hat der Kaiser den Director der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, ordentlichen Professor der Physik an der hiesigen Universität Hofrath Dr. Julius Hann, auf sein Ansuchen zum ordentlichen Professor der Meteorologie an der Universität Graz, dagegen den ordentlichen Professor an der Universität Innsbruck, Dr. Joseph Pernter, zum Director der bezeichneten Centralanstalt und ordentlichen Professor der Physik der Erde an der Universität in Wien ernannt. Die Versetzung des Hofraths Hann, vom greisen Buys-Ballot abgesehen wohl des ersten unter den lebenden Meteorologen, wird voraussichtlich überraschen. Er stand seit 1877 als Director an der Spitze der Meteorologischen Centralanstalt in Wien, in die er schon 1869 als Adjunct eingetreten war. Die Grazer Universität besitzt kein meteorologisches Institut, und auch die Lehrkanzel für Meteorologie wird dort für Hofrath Hann neu creirt. Da die Versetzung auf das eigene Ansuchen Hanns erfolgt, ist der Grund dieses Entschlusses in den persönlichen Verhältnissen des Gelehrten gelegen. Hofrath Hann, der im 59. Lebensjahr steht, fühlt sich seit längerer Zeit leidend und hatte schon vor Jahresfrist um seine Enthebung von der Direction der Centralanstalt angesucht, die ihm jedoch damals nicht gewährt wurde. Da er nun sein Ansuchen dringend erneut hat, konnte es ihm nicht länger verweigert werden. Hofrath Hann tritt zunächst einen Urlaub an. Sein Nachfolger Prof. Dr. Pernter war bereits früher mehrere Jahre lang als Adjunct in der Centralanstalt thätig.

* **Prag.** Zu Ordinarien an der tschechischen Universität wurden ernannt die außerordentlichen Professoren Dr. Joseph Kaizl für politische Oekonomie, Dr. Gustav Gruß für Astronomie, Dr. Bohuslaw Brauner für Chemie; Dr. Bohuslav Raymann zu personam zum Ordinarius für Chemie, Privatdocent Dr. Karl Ruffner zum Extraordinarius der Psychiatrie und Nervenpathologie. Zum Universitätsbibliothekar ward der Custos Dr. Richard Kukula befördert.

* **Rom.** Ingenieur Malfatti vom Genio navale, der durch Vermittlung des Marineministeriums den Auftrag zu einer eingehenden Untersuchung der beiden antiken Schiffe auf dem Grunde des Nemisees erhielt, hat ein ausführliches Gutachten über die Möglichkeit, wie sie der wissenschaftlichen Untersuchung zurückgegeben werden könnten, veröffentlicht. Malfatti widerräth die unmittelbare Hebung der Schiffe, die kein sicheres Gelingen verbürge, und empfiehlt statt deren, den Nemisee in das jetzt trockene Thalbecken von Ariccia abzuleiten, welches unterhalb des Nemisees am Fuße des Albanergebirges gelegen ist und wie jener einen erloschenen Krater darstellt. Der Nemisee besitzt eine Wassermenge von 37,696,000 Kubikmeter; seine größte Tiefe beträgt 34.50 Meter; jedoch würde zur Freilegung beider Schiffe eine Senkung des Wasserspiegels um 22.50 Meter genügen. Der Tunnel, durch den die Ableitung zu bewerkstelligen sein würde, würde eine Länge von 1800 Meter und einen Querschnitt von 2.80 Quadratmeter erhalten, einer Ausmauerung aber nicht bedürfen, da das vulcanische Gestein sich selbst trägt, wie der zur Regelung des Seespiegels noch erhaltene antike Abflußcanal bekundet. Die Kosten der Ableitung einschließlich des Grunderwerbs überschlägt Malfatti auf 250,000 Lire. Es hat damit auf den einzigen Weg gewiesen, der in den sicheren Besitz der Reste des Alterthums, die der Nemisee auf seinem Boden birgt, führen könnte. Doch versteht sich von selbst, daß man einen geringen archäologischen Gewinn nicht um den Preis der Zerstörung eines der schönsten Landschaftsbilder in der römischen Region erkaufen wird.

* **St. Petersburg.** Die Mitglieder des im August bevorstehenden VII. internationalen Geologen-Congresses werden bekanntlich unter Leitung russischer Geologen Excursionen unternehmen, um sich mit den geologischen Reichthümern und der geologischen Formation Rußlands näher bekannt zu machen. Das geologische Comité beabsichtigt, zu diesem Zweck unsre bedeutendsten Geologen, wie den Director des geologischen Comités Berg-Ingenieur Amalitzki, den Akademiker Schmidt, die Professoren Amalizki, Lagorio, Lewinson-Lessing, Studenberg, Pawlow, die Geologen des geologischen Comités Tschernyschew, Sjalolow, Lutugin, Fürst Prosorowski-Galizyn und v. a. abzucommandiren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, fortgesetzt von Dr. M. Heyne u. a. 4. Bd. 1. Abth. II. Th. 12. Lfg., bearb. von Dr. H. Wunderlich. Leipzig, S. Hirzel 1897. — Karl Erbe: Der schwäbische Wortschatz. Festschrift. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. — Gerhard Berthold: Ueber den angeblichen Ausspruch Galilei's: „Eppur si muove". (Bibliotheca mathematica, hggb. v. Gustav Enestrom. 1897. Nr. 2.) Stockholm. — Dr. K. Escherich: Zoologische Ergebnisse einer Reise nach Central-Kleinasien. 4. Th. Coleopteren. — Alois Schulte: Eine neue Hypothese über die Heimath Hartmanns von der Aue. (S.-A. aus der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur, hggb. v. Ewald Schröder u. Gust. Röthe, 41. Bd.) Berlin, Weidmann 1897. — Subhadra Bhikschu's buddhistische Katechismus vor dem Forum der Vernunft und Moral, von einem andern Bhikschu. Rheinbach b. Bonn, Literarisches Bureau 1897. — Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 19. Heft. Juli 1897. München, F. Bruckmann. — Lic. H. Mortensen Larsen: Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältniß zum Christenthum. Berlin, Reuther u. Reichard 1897. — Kroft v. Badenhausen: Der erbländische ritterschaftliche Creditverein im Königreich Sachsen. Leipzig, Handelsakademie. — Eduard Gaddeck: Kritische Parteilinien. Zwanglose Besprechungen militärischer Tagesfragen. Ser. 1. Heft 1: Sensationsbroschüren und Reformgedanken; Heft 2: Märtyrer des Militarismus. Berlin, Oswald Seehagen 1897. — 9. Jahresbericht des Vereins für innere Mission in München 1896/97. München, R. Oldenbourg. — Die land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalten in den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern nach dem Stande zu Ende März 1897. Zusammengestellt im k. k. Ackerbauministerium. (S.-A. aus der „Land- und forstwirthschaftl. Unterrichtszeitung".) Wien, Alfr. Hölder 1897. — Dr. Karl Gager: Bad Gastein. Mit 13 Illustrationen und 2 Karten. Berlin, Aug. Hirschfeld 1897. — Ludwig Partscheller: Wegweiser auf der Gisela-, Salzkammergut-Local- und Salzkammergut-Stootsbahn ꝛc. Mit Karte von E. Hettwer. 6. Aufl. Salzburg, Heinrich Dieter 1897. — P. Hlubek: Der unlautere Wettbewerb. Wien, Selbstverl. 1896. — Dr. Otto Doublüth: Kochbuch für Kranke. Leipzig, H. Hartung u. Sohn 1897. — Dr. Karl Wertheim: Wolfram v. Eschenbach und sein Parzival. Vortrag. Fürth i. B., G. Rosenberg 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Vervielfältigung [17119]

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Jahrgang 1897. München, Montag, 12. Juli. Nummer 152.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Entstehung des Volkes Israel. I. Von Bernhard Stade. — Die Geißler in den Niederlanden im Jahre 1349. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entstehung des Volkes Israel.[1]

Von Bernhard Stade.

I.

Ich beabsichtige heute zu Ihnen über einen Gegenstand aus dem Specialfache zu reden, das ich an unsrer Universität zu vertreten die Ehre habe, aus der Wissenschaft vom Alten Testamente oder von der Vorgeschichte des Christenthums unter dem Alten Bunde. Auf ein gewisses Interesse daran darf ich wohl rechnen, denn keine andere theologische Disciplin ist in den letzten Decennien in so völlig neue Bahnen geführt worden wie diese. Sie verdankt das wesentlich dem Umstande, daß sie nur in engster Fühlung mit der Geschichte des Orients, wie mit philosophischen und religionsgeschichtlichen Studien betrieben werden kann. Seitdem die Steine in den Trümmerhaufen Aegyptens und Vorderasiens zu reden begonnen haben, können nicht nur die vielfach lückenhaften und ungenauen Angaben des Alten Testamentes ergänzt werden: es ist vor allem der welthistorische Rahmen erkennbar geworden, in dem sich die Geschichte Israels abgespielt hat. Die Untersuchung der Religion der heidnischen Semiten hat viele Einzelheiten in der Religion Israels erst verständlich gemacht. Noch wichtiger aber ist geworden, daß es durch die Pentateuchkritik und die sich an diese anschließende Kritik der übrigen Bücher des Alten Testamentes möglich geworden ist, sich in den in einer künstlichen Unordnung befindenden Literaturresten, die zum Kanon des Alten Testamentes vereint worden sind, zurecht zu finden und den Gang der inneren Entwicklung Israels wieder zu entdecken.

Ich mochte Ihnen nun an einem Beispiele zeigen, wie das Zusammentreffen dieser Umstände zu neuen Problemstellungen geführt und uns in den Stand gesetzt hat, die geschichtlichen Vorgänge schärfer zu erfassen und dadurch — und dies begründet das Interesse der Theologen an der Sache — eine vertiefte Einsicht in das Wesen und Wachsen der Religion Israels zu gewinnen. Als eine Förderung betrachte ich es freilich auch, daß das Gebiet klarer herausgetreten ist, auf dem ein Verständniß oder auch nur eine Kritik des Ueberlieferten nicht mehr oder vorerst noch nicht möglich erscheint. Ich will zu Ihnen: „über die Entstehung des Volkes Israel" sprechen. Dies Thema interessirt den Theologen, weil danach fragen nach der Entstehung der Religion Israels fragen heißt.

Für die herkömmliche Betrachtungsweise existirt dieses Problem überhaupt nicht. Nach ihr entsteht Israel, indem aus den Nachkommen der nach Aegypten eingewanderten Söhne Jakobs dreizehn Stämme erwachsen, die schon in Aegypten ein Volk bilden. Als geeintes Volk wird Israel von dem Pharao, der von Joseph nichts weiß, bedrückt, als geeintes Volk zieht es durch das Schilfmeer und die Wüste und erobert unter einheitlicher Führung das gelobte Land. Da das in Aegypten frohndende Israel nach der biblischen Erzählung die Städte Ramses und Pithom baut, während nach den ägyptischen Nachrichten Pithom von Ramses II. gegründet worden ist, so hält man diesen, den 4. König der 19. Dynastie, für den Bedrücker Israels. Er hat durch zwei Menschenalter über Aegypten geherrscht und seine Mumie ist auf unsre Tage gekommen. Für den Pharao des Auszuges aber, der nach der Bibel der Nachfolger des Pharao der Bedrückung ist, hält man Ramses' II. Sohn und Nachfolger Merneptah I. Im allgemeinen stellt man sich vor, daß das Volk Israel zur Zeit, in der Mose auftrat, in derselben Gliederung und Verfassung schon vorhanden war, in der es uns in der historischen Zeit entgegen tritt.

Es läßt sich nun schon aus dem Alten Testamente selbst der Nachweis erbringen, daß diese Vorstellung nicht zutreffen kann; ganz abgesehen davon, daß die behauptete Entstehung des Volkes aus einer Familie aller Analogie widerspricht und eine geschichtliche Erinnerung nicht vorstellen kann. Die Völker tauchen in der Geschichte auf wie der einzelne Mensch in der Zeit, ohne daß in ihrem Bewußtsein wäre, wie sie geworden sind. Es kann zunächst nicht entgehen, daß an einzelnen Stellen der Bibel die von den Aegyptern bedrückten Vorfahren nur als ein kleines Häuflein vorgestellt werden, ihr Aufenthalt in Aegypten nur als kurz. Der Pharao, der von Joseph nichts weiß, ist doch wohl als der Nachfolger des Gönners Josephs vorgestellt. Zwei Hebammen genügen für das in Aegypten weilende Israel, und Mose's Mutter ist eine Tochter Leoi's, eine Enkelin Jakobs. Dann enthalten die historischen Bücher zahlreiche Nachrichten, die uns zu der Annahme zwingen, daß die westjordanischen Stämme der historischen Zeit durch eine Verschmelzung der über den Jordan eingewanderten Israeliten mit den Ureinwohnern entstanden sind. Juda gewinnt seinen späteren Umfang erst unter David und hat sich im Westen und Süden zahlreiche fremde Elemente angegliedert; Sichem, der Vorort der Josephstämme, an dem der Heros eponymos dieser Stämme begraben liegt, ist noch bei Beginn der Königszeit kanaanitisch, Gibeon, dessen Cultstätte unter Salomo die größte Cultstätte Jahve's ist, noch unter David. Daß in der für den ägyptischen Aufenthalt angegebenen Zeit von vier Jahrhunderten nicht aus Jakobs Nachkommen ein Volk von zwei Millionen Seelen — ein solches ist Israel nach dem Buche Numeri in Aegypten gewesen — entstehen, daß ein solches sich nicht in der Wüste erhalten konnte, bedarf seit Bischof Colenso's Ausführungen keines Nachweises mehr. Wichtiger aber ist Wellhausens Beobachtung, daß die Erzählung von dem Zuge nach dem Sinai deutlich eine Episode ist, daß nach dem ursprünglichen Sinn der Erzählung die Befreiten von

[1] Rectoratsrede, gehalten beim Stiftungsfeste der Landesuniversität Gießen, am 1. Juli 1897.

dem Schilfmeer nach dem Heiligthume von Kadesch wandern, und daß dort die Eingewöhnung der Beseeiten in die Jahvereligion erfolgt. Ueber die Eroberung des Ostjordanlandes aber sind historische Erinnerungen überhaupt nicht vorhanden. Was uns in den Büchern Numeei und Deuteronomium darüber erzählt wied, ist theils sagenhaft, wie die Besiegung des Riesenkönigs Og, theils beruht es auf Verwechslung der Eroberung unter Mose mit späteren Ereignissen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das, was uns das Buch Josua von den Kriegen Israels erzählt, insbesondeee von der Eroberung Jericho's und Ai's, der Besiegung der Kanaaniter des Südens und des Nordens, irgendwie historische Ereignisse wideespiegeln wird. Mit der Annahme des jetzigen Buches Josua jedoch, es sei damals das ganze Land erobert und veetheilt worden, streiten andere Darstellungen, nach denen sich die Eroberung nur schrittweise vollzogen hat und nach denen die Stämme theils einzeln, wie Dan, theils zu mehreren verbündet, wie Simeon und Levi, auf Eroberungen ausgegangen sind. Und zwar sind diese beiden letzten Stämme mit iheem eesten Unternehmen gescheitert. Vor allem haben wir im Capitel des Richterbuches eine von der Darstellung des Josuabuches völlig abweichende Erzählung von der Eroberung des Landes. Auch nach dieser ziehen die Stämme theils einzeln, theils verbündet auf Eroberungen aus. Zuerst Juda und Simeon, nach ihnen Kabd und die Keniter, dann das Haus Joseph. Leider sind über die übrigen Stämme nur kurze Notizen erhalten. Der Werth dieser erst in der Königszeit entstandenen Ezählung liegt darin, daß sie die den Ureinwohnern nicht entrissenen Territorien aufzählt, viele wichtige Notizen über das Verhältniß namentlich der nördlichsten Stämme zu diesen darbietet, und vor allem von der Anschauung nichts weiß, es sei das Land durch mehrere Kriegszüge von Josua erobert worden. Das stimmt zu anderen Nachrichten, nach denen der Proceß der Eroberung des Landes und Aussaugung der Urbevölkerung, so weit er überhaupt gelungen ist, bis in die Königszeit gedauert hat.

Ebenso wenig aber wollen die Nachrichten der ägyptischen Denkmäler zu der Vorstellung passen, die man sich herkömmlicher Weise vom Aufenthatte Israels in Aegypten und seiner Einwanderung in Palästina, das damals, um modern zu reden, zur ägyptischen Einflußsphäre gehörte, zu machen pflegt. Davon, daß ein Volk Israel in Aegypten gewohnt hat, als geordneter Heereshaufe abgezogen ist, daß ein Phaeao in den Fluthen des Schilfmeeres umgekommen ist, schweigen sie völlig. Sotche Ereignisse erscheinen aber so wichtig, daß man ihee Verschweigung nicht zu begeeifen vermag. Wir haben ferner so viel Einsicht in das inuere Gefüge des ägyptischen Reiches und seiner Einrichtungen gewonnen, daß behauptet werden muß, daß in dem polizeilich straff administrirten eigentlichen Lande Aegypten, d. h. in den auf beiden Seiten des Nils gelegenen, der Bewässerung zugänglichen, dicht besiedelten Landstrichen füe ein fremdes Nomadenvolk mit seinen Heerden so wenig Platz war, wie etwa im Deutschen Reiche. In große Verlegenheit aber bringt die im Winter 1895/96 von Flindees Petrie aufgefundene erste ägyptische Inschrift, die das Volk Israel erwähnt. Denn sie ist eine Inschrift jenes Mierneptah, der der Pharao des Auszugs sein soll, und scheint doch voeauszusetzen, daß Israel bereits im Westjordanlande wohnt. Leidee erlaubt ihre Phrasenhaftigkeit weder hieauf einen sicheren Schluß noch auf die Beziehungen, die dieser Pharao zu Israel gehabt hat. Weiter will zu den Nachrichten über Joseph, den klugen und mächtigen Minister Pharao's, und über seinen Vater Jakob schlechterdings nicht passen, daß uns auf der Liste der von Thutmoses III (16. oder 15. Jahrh. v. Ch.) im 22. Jahre seiner Regierung besiegten Palästiner zwei Orte Jacobel und Josephel begegnen. Denn die Namen der Patriarchen Jakob und Joseph, die nach ihrer Form für verkürzte theophore Namen zu halten sind, können von diesen Ortsnamen unmöglich geteennt werden. Auch das ist vielleicht nicht zufällig, sondern zur Kritik der biblischen Nachrichten zu verwenden, daß nur der israelitische Stamm Asser auf einem Territorium begegnet, das uns mit dem Namen asaru, aser auf Inschriften Seti's und Ramses' II. begegnet.

Ganz anders gestaltet sich nun die Sachlage, sobald wir uns dazu verstehen, die Nachrichten des Alten Testaments wie andere Nachrichten des Alterthums anzusehen und mit den Mitteln modeenee Wissenschaft zu untersuchen, indem wie die Quellen auf Herkunft und Abfassungszeit, das Berichtete auf seine Glaubwürdigkeit prüfen. Es gilt, die Ueberlieferung methodisch abzuhöeen.

Es darf als Gemeinbesitz alttestamentlicher Wissenschaft bezeichnet werden, daß wir in den erzählenden Abschnitten des Pentateuchs, der hier zunächst in Betracht kommt, vier literaeische Schichten zu unterscheiden haben. Von diesen sind zwei, nach einem charakteristischen Sprachgebrauche gewöhntich die jahvistische und die elohistische Quelle genannt, einander parallel laufende Darstellungeu der Sagen Israels, der schriftliche Niederschlag eines im Laufe von Jahrhunderten entstandenen und zunächst mündlich überlieferten Erzähtungsstoffes, nicht Reste von Bücheen in modernem Sinne, sondeen Reste einer in bestimmter Manier, an bestimmten Localen, wahrscheinlich im Schoße zweiee Priesterschaften, betriebenen Schriststellerei, bei der die schreibenden Individuen hinter dem überlieferten Stoff und hinter der überlieferten Form verschwinden. Von beiden Darstellungen ist die jahvistische die ältere. Die dritte Schicht in den Erzählungen des Pentateuchs hat sich erst nach 621 infolge der Reform Josia's gebildet, sie reproduciet die beiden ersten und ist gleichfalls nicht etwa Werk eines Schriststellers, sondern einer Schule. Die vierte findet sich in dem erzählende und gesetzliche Abschnitte vereinigenden sogenannten Priestercodex, der nach der Meinung der modernen Kritiker die jüngste Quelle und im babylonischen Exile entstanden ist. Aehnlich liegen die Schichtungsverhältnisse im Buche Josua, nur daß in ihm jahvistische Bestandtheile erheblicheren Umfanges nicht nachzuweisen sind.

Es ist klar, daß jede Untersuchung ihren Ausgang von einer Prüfung der jahvistischen Nachrichten des Pentateuchs zu nehmen hat. Nach diesee waren Jakob und seine Söhne, als sie in Aegypten einwanderten, Schafhirten, d. h. ein Nomadenstamm zweiten Ranges, der vom Pharao in dem unter ägyptischer Herrschaft stehenden Lande Gosen Wohnsitze angewiesen erhielt. Dieses Land erstreckt sich von den Grenzen Aegyptens bis zu denen Palästina's. Dorthin wird Jakob mit seinen Söhnen geschickt, weil die Schafnomaden den Aegyptern als unrein gelten, weßhalb sie mit ihnen nicht zusammen wohnen können. Die Uebeelassung einer solchen an Aegypten angrenzenden Provinz an einen asiatischen Nomadenstamm ist ein ebenso natürlicher Vorgang, als das von den anderen Quellen Berichtete unnatüelich. Nach der elohistischen Darstellung sind die Hebräer ein in der Pharaoneneesidenz verweilendee Nomadenstamm, nach dem Priestercodex sind sie gar im Lande Ramses im besten Theile des Landes angesiedelt worden. Einzelne an dem Israel der historischen Zeit zu beobachtende Züge weisen in der That darauf hin, daß seine Vorfaheen Schafnomaden gewesen sind. Und die an das Ackeeland Aegyptens angrenzende Steppe ist wie das Weideland des Delta von jeher im Besitze von Nomaden gewesen und ist es noch heute.

Zu allen Zeiten haben die semitischen Nomaden, da sie Brodfrucht nicht entbehren können und die Wüste nur so lange ausreichend ernähret, als das Vieh in Milch steht, die an die Wüste grenzenden Culturländer auszubeuten und

zu ernten versucht, wo sie nicht gesäet hatten. Insonderheit hat sie auch das getreidereiche Aegypten angelockt. Solche unwillkommene Besuche abzuhalten oder sie doch zum mindesten zu controliren, war eine der Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung des ägyptischen Agriculturstaates. Er hat daher und wahrscheinlich schon in sehr früher Zeit seine Grenzen gegen Osten und die dahin führenden Straßen in ähnlicher Weise durch ein System von Befestigungen geschützt, wie sich das römische Reich durch den Pfahlgraben gegen die Einfälle der Germanen, das chinesische durch die bekannte Mauer gegen die der nordasiatischen Nomaden geschützt hat. Es galt, die über die Meerenge von Suez führenden Straßen zu sichern. Hiefür aber lagen die Verhältnisse in jener alten Zeit viel günstiger als später. Es haben sich nämlich die geologischen Zustände auf dieser Meerenge seit dem Alterthum wesentlich geändert. Es kann seit Edouard Naville's Untersuchungen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sich der Meerbusen von Suez einst viel weiter nach Norden und zwar bis in die Gegend erstreckt hat, wo jetzt beim heutigen Ismailije der Suezcanal in das Terrain der Bitterseen einmündet. Die Bitterseen sind der letzte Rest dieses jetzt verschwundenen Meeresarmes, der wohl schon in den Zeiten des mittleren Reiches theilweise versumpft und mit Süßwasser gefüllt war. Er ist das Schilfmeer der Bibel. Im Norden der sonach damals viel schmaleren Meerenge deckte Pelusium den Zugang. Außer diesem vermittelten, wie noch heute, zwei Straßen den Verkehr zwischen Aegypten und Asien, die über die beiden Bodenschwellen nördlich und südlich der heutigen Ballâh-Seen führen. Wir haben uns beide schon im alten Aegypten durch Anlage von Brunnen, Stationen und Befestigungen gesichert vorzustellen. In den Inschriften werden solche Anlagen öfters erwähnt, ohne daß es jedoch bisher immer gelungen ist, sie zu localisiren. Aber noch ein weiteres Hinderniß versperrte den Asiaten den Eintritt in das eigentliche Aegypten. Von Bubastis am Nil verläuft ein Thal, heute Wadi Tûmilât genannt, nach den heutigen Krokodilseen, also im Alterthum nach dem Nordende des Schilfmeeres. Es ist dieselbe Gegend, durch die sich am 13. Sept. 1882 die Engländer durch die Schlacht von Tell-el-Kebir den Eintritt in Aegypten erkämpft haben. In diesem Thal sucht W. Max Müller mit Recht die schon für die Zeiten des alten Reiches erwähnte „Fürstenmauer zur Abwehr der Asiaten". Für die Befestigung dieser Linie hat später insbesondere Ramses II. gesorgt. Er hat durch das Wadi Tûmilât einen Nilcanal graben lassen und in der Landschaft Shuku, dem biblischen Sukkoth, die Stadt Pithom gegründet, bei deren Bau die Israeliten nach Ex. 1, 11 Frohnarbeiten geleistet haben. Bis zu diesen ägyptischen Grenzbefestigungen mag das Land Gosen gereicht haben.

Die Exoduserzählung setzt deutlich voraus, daß sich das geknechtete Volk innerhalb der Grenzbefestigung befunden hat. Es ist das wenig wahrscheinlich. Wohl aber ist denkbar, daß die in Gosen Eingewanderten ihre Weidegründe südlich über das Wâdi Tûmilât hinaus ausgedehnt hatten, und daß infolge dessen Theile derselben in völlige Abhängigkeit von der ägyptischen Obrigkeit gerathen waren. Erhalten doch z. B. nach der bekannten Stelle des Papyrus Anastasi unter Ramses' II. Nachfolger edomitische Beduinen die Erlaubniß, die Grenzbefestigung zu passieren und ihre Heerden auf dem Felde des Pharao zu weiden. Auch ist denkbar, daß Ramses II. versucht hat, für seine Bauten, wie unter den ägyptischen Bauern, so auch unter den Nomaden Gosens Fröhner auszuheben. Aber freilich muß wegen der bereits erwähnten Inschrift Merneptahs Eduard Meyer's Vermuthung für möglicherweise zutreffend angesehen werden, daß Israel schon geraume Zeit vor Ramses II. aus Gosen wieder ausgewandert ist, und daß die Erzähler die vielleicht nur unklar überlieferte Erinnerung an einen Conflict mit der ägyptischen Obrigkeit mit den Vorgängen jener Zeit illustrirt haben. An Conflicten mit Nomaden kann es in einem geordneten, auf dem Ackerbau beruhenden Staatswesen nicht fehlen; man denke an die Schwierigkeiten, die bei uns die wenigen Zigeuner machen. Nomaden werden dazu geneigt sein, jede Anordnung, die in ihre aus viel Müßiggang bestehende Lebensweise eingreift, als Bedrückung aufzufassen. Doch spiegelt, abgesehen von anderen Stellen, auch die Erzählung von Jakobs Einwanderung in Aegypten wieder, daß sich Israel in ein Schutzverhältniß zu den Aegyptern begeben hat. Und so dürfte es als eine historische Erinnerung zu betrachten sein, daß Israel über einen Mißbrauch dieses Schutzverhältnisses zu klagen gehabt hat. Die Nomaden Gosens mußten sich schon bedrückt fühlen, sobald sie von der ägyptischen Obrigkeit wie ägyptische Unterthanen behandelt wurden, und für die Auffassung dieser konnten sie ja gar nichts besseres verlangen. Jedenfalls aber kann auch vom religiösen Standpunkte aus — nicht bloß von dem des Historikers aus — dem Umstande nur geringes Gewicht beigelegt werden, daß nicht alle Einzelheiten der Auszugserzählung zuzutreffen scheinen. Das religiöse Interesse haftet nicht an diesen, sondern an Mose's Person und Werk.

Nun sind diese beiden freilich zweifellos von Sagen umrankt. Man denke nur an Mose's Aussetzung im Nil, seine Adoption durch die Pharaonentochter, seine Flucht nach dem Sinai, seine Wunder vor dem Pharao und den Untergang der Aegypter im Schilfmeere. Was dagegen von der Stiftung der Jahvereligion erzählt wird, wird durch die spätere religiöse wie politische Entwicklung Israels bestätigt, wo nicht vorausgesetzt. Daß sich aus den ins Westjordanland einwandernden Stämmen, trotzdem sie die Cultur der Ureinwohner annehmen, ein Volk Israel bildet, hat zur Voraussetzung, daß eine von einer nationalen Religion getragene specifisch israelitische Geistesart sich längst entwickelt hatte. Wenn die Religion Jahoe's die Heiligthümer des Landes zu occupiren vermag, so muß sie erheblich älter sein, als die Einwanderung. Da sich nationales Königthum und nationales Priesterthum nicht decken, dieses älter ist als jenes, da in ältester Zeit Jahve's Orakel das einzige nationale Band ist, so ist zu schließen, daß Volksgründung und Religionsstiftung zusammenfallen, daß beide in der vorhistorischen Zeit erfolgt sind. Wenn wir über Mose's Person und Werk keinerlei Sage hätten, so würden wir aus dem Verlauf der Geschichte Israels schließen müssen, daß Israels Volksthum und Religion in Ereignissen wurzeln, ähnlich denen, welche die Sage berichtet, und daß diese die der Religion Israels eigenthümliche Stimmung erzeugt haben. Es erscheint daher nicht zulässig, an der Geschichtlichkeit Mose's zu zweifeln.

Zu den am schärfsten herausgearbeiteten Zügen der Auszugssage gehört nun, daß der Levit Mose als ein Bote des Jahve vom Sinai nach Aegypten kommt, um seine geknechteten Volksgenossen zu befreien. Aber ebenso deutlich, wie der auf dem Sinai wohnende Gott, ist Jahve auch der Gott der Väter. Mose erscheint weiter als Stifter einer Religion und Begründer eines Priesterthums, und doch wird sein Priesterthum von dem eines anderen Volkes abgeleitet, wenn er der Schwiegersohn des Priesters vom Sinai heißt. Das ist ein zweiter Widerspruch. Das Volk, das schon vor Mose den Cult Jahve's besessen hat, ist wahrscheinlich der Nomadenstamm der Keniter gewesen, der als Stammmarke ein Jahvezeichen, das sogenannte Kainszeichen, noch getragen hat, als solche Sitten in Israel bereits abhanden gekommen waren und auffällig erschienen. Jahve war sonach der Stammgott der Keniter, und doch

heißt er Gott der Väter und schickt Mose nach Aegypten, weil er das Hülfsgeschrei seines Volkes Israel erhört hat. Diese Widersprüche lassen sich vielleicht lösen. Die Erzählung von Josephs Aufenthalt in Aegypten ist deutlich Variante der Erzählung von Israels Aufenthalt in Aegypten. Sie versetzt nur einen Theil der Nation nach Aegypten. Vielleicht ist nur ein Theil der nach Gosen eingewanderten Stämme, die Grundlage der späteren Rahelstämme, den ägyptischen Bedrückungen verfallen, während andere, die Grundlage der späteren Leahstämme, frei blieben und zum Sinai wanderten, den wir nicht auf der nach ihm benannten Sinaihalbinsel, sondern östlich vom älanitischen Meerbusen zu suchen haben werden. Sie dürften dort in Beziehung zu den dort hausenden Stämmen und zu dem Culte Jahve's getreten sein. Zwischen den Nomaden am Sinai wird sich eine unter dem Schutze des Sinaigottes stehende Conföderation gebildet haben. Conföderationen unter Nomaden aber haben immer kriegerische Zwecke, sei es Abwehr oder Angriff. Nur unter einem äußeren Zwange conföderiren sich Nomaden und opfern damit einen Theil ihrer Selbständigkeit. Diesen Zwang aber werden die Versuche der Aegypter ausgeübt haben, sich die Nomaden der Grenzdistricte dienstbar zu machen. Als Bote des Gottes der Conföderation erscheint Mose unter den Geknechteten. Da ihnen die ägyptischen Befestigungen die Straßen über die Meerenge von Suez verlegen, so umgehen sie diese, indem sie den Durchzug durch das Schilfmeer wagen. Es ist der Fehler der Auszugslegende, daß sie die zu Befreienden sich nach Analogie des späteren historischen Volkes Israel vorstellt, es ist das aber leicht begreiflich. Die Erzählung vom Untergang des Pharao und seines Heeres im Schilfmeer wird kaum historisch sein. Wir werden anzunehmen haben, daß die Zahl der Befreiten keine allzu große war und daß die Verfolgung Sache des an der Grenze commandirenden ägyptischen Offiziers war. Die Sage liebt es, solche Ereignisse zu vergrößern. So begreift sich, daß die Nachrichten der Aegypter schweigen. Vom ägyptischen Standpunkt aus angesehen, erschien das Ganze wahrscheinlich als eine Sache von geringer Bedeutung, es war einer der nicht seltenen Grenzconflicte mit den lästigen asiatischen Nomaden. Israels Sage aber hat die Kunde bewahrt. Denn für die Befreiten und für ihre Verbündeten — und fügen wir gleich hinzu, für die weitere religiöse Entwicklung der Menschheit — war es ein überaus wichtiges Ereigniß. Das Gelingen des Unternehmens begründete bei den Befreiten den Glauben an die Macht Jahve's und an seinen Willen, ihnen zu helfen, und es gab Mose die Autorität, deren er als Führer und Priester seines Volkes bedurfte. Die Befreiten und ihre Verbündeten wuchsen zu einem Volke zusammen, das der Cult des Gottes einte, der das Befreiungswerk vollbracht hatte. Der gemeinsame Glaube, der gemeinsame Cult, die Autorität Mose's und des von ihm verwalteten Orakels Jahve's bewirken, daß die Conföderation sich nicht wieder löst, nachdem ihr Zweck erreicht ist. Dies ist die historische Situation, aus der heraus der Grundgedanke der Religion Israels: „Jahve, Israels Gott" geboren worden ist. So hat Israels Religion von Haus aus historischen Charakter. Daraus aber folgt, daß der Glaube Israels an Jahve von Anfang an etwas anderes und höheres ist als der alte Keniterglaube, der Jahve Israels ein anderer und höherer als der alte Stammgott Kains und Bergbaal vom Sinai. Wir Christen aber erkennen in dem im Namen des Jahve vom Sinai vollbrachten Werke Mose's um deßwillen eine Offenbarung des einen Gottes, der sich uns in Christus offenbart hat, weil die Offenbarung in Christus die auf Mose's Werk beruhende religiöse Entwicklung zur Voraussetzung hat. An der historischen Glaubwürdigkeit der Einzelheiten der Auszugslegende hängt für einen evangelischen Christen diese Werthung nicht. Und wir werden Genaueres über diese nur erfahren, wenn die Steine Aegyptens weiter reden sollten.

Freilich hat noch ein anderer wichtiger Umstand dazu beigetragen, daß sich die Conföderation nicht löste und daß sich die verbündeten Stämme in den Cult Jahve's einlebten: das war die Nothwendigkeit, auch ferner um die eigene Existenz zu kämpfen. Nach der biblischen Erzählung gelangt Israel, falls sich die Erzählung Ex. 17 auf die Quelle von Kadesch bezieht und chronologisch richtig erzählt wird, ohne Kampf in die die Oase von Kadesch umgebenden Steppen. Ist dies richtig, so sind diese bereits im Besitz der Conföderation gewesen, als das Befreiungswerk unternommen wurde; andernfalls waren Kämpfe unvermeidlich, denn die Steppen, vor allem die zum Stützpunkt von Stämmen geeigneten Oasen, sind in festen Händen, und die Steppe ernährt nur eine bestimmte Kopfzahl. Erst hernach geräth es in einen Krieg mit den Amalekitern und besiegt diese unter Mose's Führung. Hatten sich nach dem Auszug die früher in Gosen Wohnenden und die Conföderirten um Kadesch vereinigt, wo bei dem durch Mose aus dem Felsen geschlagenen Quell eine Jahvecultstätte entstand, so bedingte das zweifellos eine große Verschiebung in den Verhältnissen der Nomadenstämme jener Gegenden. Der Krieg mit den Amalekitern war nun ein Krieg unter der Führung des Volksgottes. Der Volksgott behauptete sich, weil ihm die Lebensinteressen aller unterstanden. Friedrich Schwally hat mit Recht diesen Umstand betont. Nur darf man ihn nicht dahin einschränken, daß es sich um eine Conföderation gegen die Ackerbauer des Ostjordanlandes gehandelt habe, die Sache hat viel größere Tragweite. Leider schweigt unsre Ueberlieferung vollständig darüber, wie sich in ältester Zeit der Volkscult zu den alten Stamm- und Familienculten verhalten hat. Möglich, daß er sich schon damals über sie geschoben und sie zu ersticken begonnen hat. Die weitere Entwicklung der Religion Israels läßt vermuthen, daß ihr schon damals als Zeichen ihrer Lebenskraft ein Zug zur Intoleranz angehaftet hat, daß Jahve schon damals beansprucht hat, der Gott Israels zu sein.

Wenn nun auch die Oase von Kadesch in beschränktem Maße Ackerbau gestattet, so ist sie doch mit ihrer Umgebung nur für ein Nomadenvolk ausreichend. Ein solches wird Israel geblieben sein, so lange es in jenen Gegenden verweilte. Das Volk Israel der historischen Zeit entsteht, indem die dort unter Mose vereinten Nomadenstämme in Palästina einwandern und zum Ackerbau übergehen. Erst dadurch wird Israel ein Volk im strengen Sinne des Wortes, erlangt mit einem eigenen Lande die Grundbedingungen seiner Existenz, die Grundlage seiner Sitten, seiner Gebräuche, seines Rechts, erst hiedurch die Möglichkeit staatlicher Entwicklung. Darüber nun, was den Abzug des Volkes aus den Steppen um Kadesch, in denen es „lange Zeit" gehaust hat, veranlaßt hat, fehlt jede weitere Kunde. Nach der Sage ist Israels Ziel von Anfang an das Westjordanland, das den Vätern verheißene Land, gewesen, und es hat den Umweg über das Ostjordanland eingeschlagen, nachdem ein Versuch, von Kadesch aus direct in das Westjordanland einzudringen, fehlgeschlagen war. Daß dem Abzug ins Ostjordanland ein mißlungener Angriff auf das Westjordanland vorausgegangen ist, ist durchaus glaubwürdig. Die Veranlassung zum Abzug von Kadesch werden uns unbekannte materielle Verhältnisse gegeben haben.

Kadesch aber dürfte auch nach dem Abzug Jahvecultstätte geblieben sein. Es ist zu vermuthen, daß ein orakelgebender Priester zurückgeblieben ist, vielleicht auch Bruchtheile der Stämme. Hierauf möchten die merkwürdigen

Angaben der Sage über Mose's Streit mit Mirjam und Mirjams Grab zu Kadesch hinweisen. Der auffallende Umstand, daß sich in der Sage vom ägyptischen Aufenthalt und der Wüstenzeit zuverlässige historische Erinnerungen bergen, während über den Ereignissen der folgenden Zeit tiefes Dunkel lagert, erklärt sich am leichtesten, wenn man annimmt, daß die Erinnerungen an die Wüstenzeit sich am Heiligthum zu Kadesch fortgepflanzt haben und später, als das Israel des Westjordanlandes sich in der Königszeit als Nation und Staat consolidirt hatte, mit den an den übrigen Heiligthümern des Westjordanlandes entstandenen Sagen verschmolzen worden sind.

Die Sage erzählt nun weiter, daß das von Kadesch abziehende Volk das Land der Edomiter umzogen habe, nachdem diese den nachgesuchten Durchzug verweigert hatten. Daß auch das Land der Moabiter umzogen worden sei, wird zwar im Pentateuch nicht erzählt, ergibt sich aber aus dem Zusammenhang. Dieser Vorgang hat zur Voraussetzung, daß Edom und Moab damals staatlich bereits consolidirt waren. Manches spricht freilich dafür, daß beide durch dieselben Ereignisse und Bewegungen gebildet worden sind, durch die die Israelstämme von Kadesch ins Ostjordanland geschoben wurden.

Daß über der Eroberung des Ostjordanlandes Dunkel liegt, ist bereits erwähnt worden. Israel scheint zunächst das Land zwischen dem Jarmuk und dem Nordrande des Todten Meeres, also Gilead im weitesten Sinn, erobert zu haben. Die Gegenden zwischen dem Nordrand des Todten Meeres und dem Arnon, recht eigentlich die moabitischen Kernlande, scheinen erst in der Königszeit und nur vorübergehend israelitisch geworden zu sein. Da diese Gegenden dem ersten Anprall der aus der Wüste einbrechenden Stämme ausgesetzt waren, so wird in ihnen die kanaanitische Bevölkerung stärkeren Schaden genommen haben als später die des Westjordanlandes. Im wesentlichen wird es aber auch hier wie überall gegangen sein, wo sich Nomaden in Ackerbaudistricte eindrängen: diese schieben sich zwischen die alte Bevölkerung und lagern sich über ihr ab, lassen sie zunächst für sich arbeiten und beuten sie aus. Erst allmählich läßt man sich auf den Ackerbau ein. Eine bleibende Spur aber hat die Zeit, in der alle Stämme im Ostjordanland saßen, in dem Namen der Hebräer oder Jenseitigen, d. h. Ostjordanischen, hinterlassen, mit dem später die Israeliten zum Unterschied von den andern Westjordanern bezeichnet werden. Aber auch der Ehrenname der Nation in historischer Zeit: „Israel, Kinder Israel, Haus Israel" dürfte erst damals aufgekommen sein und beweisen, daß sich die eingewanderten Wüstenstämme im Ostjordanland mit der dort vorgefundenen Urbevölkerung conföderirt und verschmolzen haben. Denn Israel ist der Name eines mit Jakob combinirten Heros, dessen Grab man noch in historischer Zeit zu Goren ha'atad im Ostjordanland gezeigt hat. Der Sprachgebrauch wird sich in einer Zeit gebildet haben, in der die Cultstätte beim Israelgrab der cultische Mittelpunkt der Conföderation war. Ob die Figur des Israel eine von den Einwandernden im Ostjordanland vorgefundene oder eine von ihnen dort localisirte althebräische war, läßt sich nicht sagen. Nur wenn das zweite der Fall war, läßt sich der Nationalname aus der Zeit vor Einwanderung ins Ostjordanland herleiten. Für das erste könnte geltend gemacht werden, daß nach der Sage der in das Ostjordanland einwandernde Jakob den Namen Israel annimmt. Meint Merneptahs Inschrift mit Israel das Volk und nicht einen einzelnen Stamm — und dieser Sprachgebrauch dürfte jenem vorausgegangen sein — so ist zu Merneptahs Zeit der Proceß der Ansiedlung Israels im Ostjordanland längst vollzogen gewesen. Meint sie damit einen Stamm, so könnte es ein kanaanitischer sein. Auch wegen dieses Punktes ist die Dürftigkeit der Inschrift zu beklagen.

Das Israel der historischen Zeit aber gewinnt sein charakteristisches Gepräge durch die Erwerbung des Westjordanlandes. Dort pulsirt das nationale und religiöse Leben, dort bildeten sich die Stämme, die dieses tragen, durch Verschmelzung der über den Jordan hin Gedrungenen mit den Ureinwohnern, durch völligen Uebergang zur Acker- und Gartenbaucultur der Ureinwohner aus. Diejenigen Stämme, die wegen ihrer numerischen Schwäche oder der Ungunst der von ihnen occupirten Territorien, oder der in ihnen nicht zu ertödtenden Nomadenart diesen Umbildungsproceß nicht haben durchmachen können, sind für das nationale Leben und den nationalen Staat rasch bedeutungslos geworden. Die Träger dieses sind die großen compacten Stämme des mittleren und südlichen Landes. Sie sind ein Bauernvolk, dem beim Ackerbau unter Rebe und Feige wohl ist, und das die Wüste als ein Land des Schreckens fürchtet. Auch die Religion wird in diesen Umbildungsproceß hineingezogen und zur Religion eines Bauernvolkes. Der Besitz des Landes begründet und regelt nunmehr das Verhältniß zwischen Jahve und seinem Volk. Die Väterſage legitimirt ihn und stempelt die kanaanitische Vergangenheit zu einer Episode.

Die Geißler in den Niederlanden im Jahre 1349.

Schon in Nr. 57 dieses Jahrganges der Beilage zur Allg. Ztg. durfte ich auf das von dem Genter Universitätsprofessor Paul Fredericq herausgegebene Corpus documentorum inquisitionis haereticae pravitatis neerlandicae anläßlich des Erscheinens des II. Bandes dieses Quellenwerkes empfehlend hinweisen und bemerkte dabei, wie verlockend leicht es sei, auf Grund der sorgfältigst gesammelten und geordneten und mit trefflichen Einleitungen und Anmerkungen versehenen Quellenstücke sich über die religiösen Bewegungen in den Niederlanden während des Mittelalters zu unterrichten. Mit seiner soeben erschienenen vorzüglichen Abhandlung „De Secten der Geselaars en der Dansers in de Nederlanden tijdens de 14de eeuw" macht nun Fredericq selbst den Anfang zur Durcharbeitung und Verwerthung des gesammten überreichen Stoffes. Da ich über die Tänzer a. a. O. mich bereits verbreitet habe, sei es mir gestattet, an der Hand der Fredericq'schen Abhandlung nun auch über die Geißler, die 1349 in den Niederlanden auftraten, kurz zu berichten.

Die zeitgenössischen niederländischen Geschichtschreiber melden übereinstimmend, daß die Geißlerbewegung aus Deutschland eindrang. Das chronologisch früheste Datum für das Auftreten dieser Schwärmerei bieten die Gesta abbatum Trudinensium mit der Angabe, daß Flagellanten aus Niederdeutschland circa nativitatem sancti Johannis (24. Juni 1349) in der Grafschaft Haspengau erschienen. Im Juni traten auch schon in Gent Geißler auf. Zu derselben Zeit wohl auch in Lüttich. Bestimmt wissen wir, daß am 29. August ungefähr 180 Geißler aus Lüttich in Doornik eintrafen. Mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitete sich die Bewegung zuerst im ganzen Lütticher Bisthum und dann in den angrenzenden Diöcesen. Besonders zahlreich waren die herumziehenden Schaaren in Brabant und Flandern. Mit Vorliebe suchten sie berühmte Wallfahrtsorte heim, um dort ihre öffentlichen Geißelungen und Bußübungen vorzunehmen. Der Chronist der vlämischen Abtei Baudeloo erzählt, daß in einem Zeitraum von einem halben Jahr etwa 2500 Geißler in seinem Kloster verweilten, um Bußwerke zu verrichten, und daß an einem einzigen Tage einmal nicht weniger als 700 zugleich da versammelt waren.

Von Mont St. Aubert im Hennegau hören wir, daß da an einem Tage 10,000 Menschen anlangten. Vor allem aber war Doornik das Ziel der Flagellantenzüge. Zwischen dem 15. August und Anfang October passirten hier 5272 Geißler, zum größten Theil aus Flandern kommend, ein. In der Marienkirche daselbst hing nämlich ein berühmtes Madonnenbild, und im September jedes Jahres wurde zur feierlichen Verehrung desselben eine prunkvolle Procession inscenirt, an der auch officielle Deputationen anderer Städte, Gents z. B., theilnahmen. Hierher strömten die Geißler in hellen Schaaren. Dem Abt des St. Martinsklosters daselbst, dem damals beinahe 80jährigen blinden Aegidius (Gilles) Le Muisit (Li Muisis) verdanken wir einen ausführlichen, zuverlässigen und höchst anschaulichen Bericht über diese Vorgänge. Die Handschrift der Brüsseler Bibliothek, die seine Chronik enthält, weist an der Spitze eine sehr interessante Miniatur auf, die einen Geißlerzug darstellt und von der eine ausgezeichnete Reproduction in Gold- und Farbendruck der erwähnten Schrift Fredericqs beigegeben ist. Voran schreiten drei junge Männer in bunten Gewändern, von denen der vorderste eine Fahne trägt, auf der zwei Geißeln abgebildet sind, während die beiden anderen hohe brennende Wachskerzen tragen. Dann folgen die Flagellanten paarweise — der erste trägt ein Crucifix — mit spitzem Hut, auf dem vorn und hinten ein rothes Kreuz angebracht ist, eng anschließender, die Schultern und zum Theil die Brust bedeckender Capuze, entblößtem Oberleib, einem um die Hüften gegürteten, bis auf die Knöchel herabreichenden Linnentuch und bloßen Füßen; in der Hand trägt jeder eine Geißel; wir erfahren aus unsrer Quelle, daß jede drei Knoten hatte, in deren jedem vier Nadeln in Form eines Kreuzes staken. Die Flagellanten sind hier dargestellt, wie sie dem zur Vornahme der Geißelung ausersehenen Platze zuschreiten. Wenn sie nämlich in eine Stadt einzogen, trug man ihnen ein Kreuz, Fahnen und Kerzen voran. Zu zwei und zwei gingen sie, Lieder auf Jesus und Maria in der Muttersprache singend. Sie begaben sich auf den Markt oder in einen Klosterhof, legten in einer Ecke Schuhe und Kleider ab, ließen ein paar Männer zur Bewachung derselben zurück, gürteten sich ein Stück Leinwand um die Lenden, nahmen die Geißeln zur Hand und gingen nun in feierlichem Zuge dem Platze zu, an dem sie sich geißeln wollten. Zweimal täglich thaten sie das, Freitags viermal. Sie traten in einen Ring zusammen, stimmten ihre Lieder an und geißelten sich nach dem Tacte. Die Vorsänger und Anführer, d. h. die Priester und Mönche, welche mitgegangen waren, standen während daß in der Mitte des Ringes. Ein niederländisches und zwei wallonische Geißlerlieder sind in Fragmenten erhalten. Die drei Lieder haben den gleichen Rhythmus und sind ganz unverkennbar bestimmt, zur Begleitung und Regelung der Bewegungen der Geißler zu dienen.

„Nu tretet here, wi botsen willet . . .
Jesus ward gelavet met gallen:
des sole wi an een cruce vallen.
Erhevet uch mit uwen armen,
dat sich God over uns erbarme . . .
Nu slaet u sere
dor Cristus ere;
dor God nu tatet de sunde mere."

Bei jeder Pause warfen sich die Geißler alle zugleich platt auf die Erde, mit ausgestreckten Händen, also in Kreuzesform. Dann richteten sie sich zum Knien auf und geißelten sich in dieser Haltung, daß das Blut über ihren Körper rann und die Umstehenden vor Mitleid kaum die Thränen zurückhalten konnten. Dies wiederholte sich dreimal. Endlich knieten alle noch einmal nieder, ein Priester sprach Gebete und Ermahnungen, es folgte öffentliche Beichte, Absolution. Darnach standen sie auf unter gleichzeitigem Anstimmen wiederum von Marienliedern, gingen dahin zurück, wo ihre Kleider lagen, zogen sich wieder an. Dann warteten sie auf dem Markt, bis die Einwohner herbeikamen und sie zu Gaste baten, wobei die Anführer bis zuletzt blieben. Beim Eintreten in das gastfreundliche Haus und beim Verlassen desselben mußten die Geißler fünf Paternoster und fünf Ave Maria beten. Le Muisit theilt außerdem noch folgende merkwürdige Vorschriften mit: Beim Händewaschen vor der Mahlzeit mußten sie auf die Erde knieen. Ohne Erlaubniß durften sie nicht bei Tisch sprechen. Mit Frauen durften sie nicht reden, nur der senior mit der Hausfrau oder deren Tochter. Von einer Frau durften sie nichts annehmen, den Senior ausgenommen. Sie durften nicht auf Federbetten schlafen. Die Mörder und Ehebrecher schliefen besonders auf dem Boden. In derselben Stadt durften sie nur einmal übernachten.

Für die Lehre der Geißler liegt uns authentisches Material vor in dem Reglement, das die Geißler von Brügge dem Doornikschen Capitel überreichten, wohl um sich von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen, und in einem ausführlichen Reglement, das Le Muisit von einigen Anführern der Secte mitgetheilt bekommen haben will. Von Ketzerei ist darin keine Spur zu entdecken; im Gegentheil geht unwidersprechlich daraus hervor, daß die Geißler von aufrichtiger Devotion gegen die Kirche erfüllt waren. Jeder in die Vereinigung eintretende mußte geloben, zur Vertheidigung der Rechte, der Ehre, der Freiheit, des Glaubens, der Lehre und Satzung der heiligen Kirche Leib und Gut preiszugeben und vor dem Eintritt von seinem Pfarrer die Erlaubniß dazu einzuholen und von ihm das Kreuz entgegenzunehmen. Dogmatisch wichen sie nicht ab. Wenn Boendale berichtet, daß einzelne Brabanter Geißler behauptet hätten, daß sie mit Gott äßen und tränken, daß sie mit Unsrer lieben Frau gesprochen, daß sie Gott mit seinen blutigen Wunden geschaut hätten, ja sind das nur Ausdrücke für erlebte Momente ekstatischer Gottvereinigung, wie wir sie ähnlich auch bei von der Kirche hoch verehrten Mystikern finden. Wenn ferner der die Lütticher Geißlerschaar anführende Priester auf der Kanzel in Doornik sagt, seit der Passion des Heilandes sei kein edler Blut geflossen als das der Geißler, so beweist dies nur das stolze Selbstbewußtsein, das diese von der Begeisterung der Masse getragene, wunderbar rasch sich verbreitende Secte durchdrang. Auch anderes wird ihnen nur mit Unrecht als Ketzerei ausgelegt, z. B. daß sie ihren verstorbenen Brüdern mit Kreuz und Kerzen das letzte Geleit gaben oder daß sie einander beichteten — gestattet doch selbst Thomas von Aquino, in Ermangelung eines Geistlichen praxima sodali zu beichten. Was die Geistlichkeit gegen die Flagellanten aufbrachte, war einzig und allein dies, daß sie sich zu neuen Bußübungen und absonderlichen Riten zusammenthaten, ohne sich vorher von der Kirche den Erlaubnißschein geholt zu haben. Quia sine auctoritate episcoporum vel pape faciebant, — das war ihr Verbrechen, wie der Mönch von Baudeloo mit aller wünschenswerthen Offenheit erklärt. Daß sie — anfangs wenigstens — einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit ausübten, wie alle zeitgenössischen Chronisten übereinstimmend bekennen müssen, kam dem gegenüber gar nicht in Betracht. Le Muisit sagt voll holb widerwilliger Bewunderung, daß infolge dieser Bewegung Männer und Frauen in einem solchen Grade frömmer und besser geworden wären, daß es kaum zu glauben sei. Die Unziemlichkeiten in der Kleidung wurden abgestellt, Gotteslästerung, Würfelspiel, unsittliche Tanzvergnügungen, lüderliche Lieder, Unkeuschheit hörten

auf. Alte Streitigkeiten wurden beigelegt und langjährige Feinde versöhnten sich nach dem von den Flagellanten gegebenen Beispiel. Das alles war aber der Kirche, der Hierarchie ganz gleichgültig. Wir wissen, wie sie im Mittelalter jede aus Laienkreisen entspringende religiöse Bewegung sofort mit scheelen Augen ansah und zu unterdrücken oder doch wenigstens unter ihre Protection zu zwingen suchte. Darauf beruhte ja ihre Existenz, daß sie die Laien als die ewig Unwürdigen ansah und behandelte und jedes Emancipationsgelüste im Keim zu ersticken strebte.

Auch in diesem Falle siegte die Kirche glänzend über die Laienwelt. Der Anstoß zur Unterdrückung der Vereinigung ging von den Pariser Theologen aus, die vermuthlich schon Anfang October zu der Frage Stellung nahmen und deren Beschluß am 3. November vom Rector und der ganzen Universität bestätigt wurde. Sie ordneten eine Gesandtschaft an den Papst nach Avignon ab, um diesen auf die gefährliche neue Ketzerei aufmerksam zu machen. Ein Niederländer stand an der Spitze, Jan du Fay (Fayta), gebürtig von St. Amand in Flandern, später apostolischer Legat und Abt von St. Bavo in Gent. Am 20. October erließ denn nun auch Clemens VI. an alle Erzbischöfe und deren Suffragane eine pompöse Verdammungsbulle gegen die Flagellanten. Die Geißler in Doornik sahen sich außerdem bedroht durch den Zorn Philipps VI. von Frankreich — die Stadt unterstand damals der französischen Krone. Und nun sank die Flamme ebenso schnell zusammen, als sie aufgeloht war. In den folgenden Jahren und 1400 zuckte sie nur noch hie und da schwach wieder auf. mm.

Mittheilungen und Nachrichten.

Th. Thoroddsen, Geschichte der Islandischen Geographie. Autorisirte Uebersetzung von August Gebhardt. Erster Band: Die Isländische Geographie bis zum Schluß des XVI. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner 1897. XVI. 237 S. 8°. — Selten nur dürfte wohl ein Buch erschienen sein, von welchem mit gleicher Bestimmtheit gesagt werden kann, daß es dem Gesammtpublicum Neues biete. Denn wenn schon die Anzahl derjenigen Kenner des Altnordischen, welchen das Isländische wirklich geläufig ist, keine allzu große sein wird, so befinden sich auch unter dieser kleinen Zahl wiederum nur wenige, die zugleich für geographische Fragen das nothwendige Interesse mitbringen. So kann man wohl ohne Furcht vor Widerlegung die Behauptung aussprechen, daß eben nur Hr. Thoroddsen, dieser um die Landeskunde seiner Heimathsinsel hochverdiente Gelehrte, ein Werk liefern konnte, wie dasjenige, welches in seinem ersten Theile nunmehr vor uns liegt. Neben dem Autor haben wir auch der Verlagshandlung, welche für die bei ihren Artikeln altbewährte Ausstattung sorgte, und dem Uebersetzer dankbar zu sein, welcher sich der gewiß nicht leichten Mühe unterzog, uns diesen angenehm lesbaren deutschen Text zu verschaffen. Wenn der Verfasser in seinem Begleitwort selbst bemerkt, Uebertragungen aus dem Neu-Isländischen seien schon deshalb sehr schwierig, weil die Lexikographie dieses Idioms noch sehr der Festlegung bedürfe, so ist damit wohl genug für die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens gesagt.

Bekanntlich identificirte man lange Zeit das antike Thule mit Island, und obwohl der Verfasser mit Recht die Richtigkeit dieser Annahme bezweifelt, beginnt er doch mit den in der älteren Literatur zu findenden Angaben über dieses sagenhafte Thule; seit Dicuil und Adam von Bremen bildet sich der Sprachgebrauch heraus, das wirkliche Island, von welchem jene Kosmographen eine oberflächliche Kenntniß besaßen, mit dem alten, vagen Namen zu belegen. Es wird dann gezeigt, wie man Irland aus das ferne — aller prähistorischen Menschenspuren entbehrende — Eiland besiedelt wurde und bald auch eine normannische Bevölkerung erhielt, die durch ihren regen Verkehr dafür thätig war, auch dem Continent eine gewisse Kenntniß jenes äußersten Vorpostens europäischer Cultur zu verschaffen. Freilich übertragen in den mittelalterlichen Beschreibungen, der Zeitsitte gemäß, die Fabeln und Märchen, und nur einzelne Ausnahmen, vorab der in der Geschichte der physikalischen Erdkunde einzigartig dastehende „Königsspiegel", sind im günstigen Sinne zu verzeichnen. Natürlich wissen dann auch die Kartographen mit der Insel nichts rechtes anzufangen, und selbst Jakob Ziegler, dem die slavinianische Geographie so viel zu danken hat, gibt jener eine durchaus unrichtige Gestalt. Ungewöhnlich lebhaft war, wie mir erfahren, der Verkehr der Insulaner mit den Engländern während des XV. und XVI. Jahrhunderts, aber bald schlossen sich letzteren auch die Deutschen, zunächst die Hansaten, an, und so begann man denn auch in deutschen Gelehrtenkreisen sich allmählich für Island zu interessiren. Man erkannte in den Bewohnern die stammverwandten Germanen, wie dies Ortelius in seinem „Theatrum orbis" von 1595 ausdrücklich betont. Seit dem Reformationszeitalter erschienen auch gebildete Isländer als Besucher auf deutschem Boden, und umgekehrt wird von deutschen Ansiedlern auf Island berichtet, aber trotzdem gelingt es nur sehr langsam — Goetes Peerse's Schrift gebührt in dieser Hinsicht kein geringes Verdienst —, mit dem Wuste von unrichtigen Vorstellungen aufzuräumen, welche in den Köpfen der Europäer noch immer spukten. Inzwischen hatte das wissenschaftlich-literarische Leben, das ja schon in älterer Zeit auf der einsamen Insel palmirte und dann arg nachließ, einen neuen Aufschwung genommen, und hervorragende Männer, wie Gudbrandur Thorlákson[1]) und Arngrimur Jónsson, sorgten durch eigene Schriftstellerei dafür, Island, wie es war, und nicht, wie es eine abergläubige Phantasie sich ausmalte, bekannter zu machen. Beide Gelehrte waren namentlich auch in den mathematischen Wissenschaften wohl erfahren und deßhalb besonders geeignet für den von ihnen angestrebten Zweck. Mit diesen ersten Regungen einer bodenständigen isländischen Landeskunde und mit verschiedenen Excursen auf die Geschichte der darstellenden Geographie schließt der Verfasser diesen ersten Band eines Werkes ab, dessen Fortsetzung jeder, der davon Einsicht nahm, mit Spannung entgegensehen wird.

Bezüglich der großen Menge der uns mitgetheilten Daten haben wir bloß dankend hinzunehmen und auf jedwede Kritik von vornherein zu verzichten; allein auch da, wo eine solche möglich ist, also auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geographie überhaupt, tritt allenthalben die volle Sachkenntniß und Stoffbeherrschung des Verfassers zu Tage. Nur einige wenige Bemerkungen seien gestattet. Von König Christoph dem Bayern (S. 108) hätte angegeben werden sollen, daß er über die damals vereinigten Staaten Dänemark und Schweden regierte, weil sonst der Sinn nicht recht klar wird. Die zweimal (S. 3 und 79) vorkommende Ersetzung des Wortes „Gnomen" durch Sonnenuhr kann zu Irrungen führen, denn es ist zwar keine Sonnenuhr ohne Gnomon denkbar, aber nicht jeder Gnomon will zugleich dem Zwecke einer Sonnenuhr genügen. Die Karte von Wohlgemuth und Pleydenwurff (S. 89) sollte nicht unter diesen Namen citirt werden, denn beide Männer waren bloß Künstler und keine Kartenzeichner, während die Verantwortung für das, was sie in die Karte eintrugen, ihrem Auftraggeber, dem Verfasser der „Weltchronik", Hartmann Schedel, zufiel (vgl. dessen Charakteristik von Schultheiß in Bd. 68 des „Globus"). Kleinigkeiten dieser Art kann man selbstverständlich bei jedem Buche ausfindig machen; wie viel mehr bei einem Buche, welches in so außerordentlich hohem Maße mit Detailnotizen angefüllt ist!

S. Günther.

* Die griechische Armee, die augenblicklich in dem Engpaß der Thermopylen eine stark befestigte Stellung einnimmt, hat dort beim Schanzenaufwerfen eine archäologische Entdeckung gemacht. Man fand nämlich, wie die „Akropolis" meldet, zwischen der jetzt verfallenen Cavallerie-Caserne auf dem Hügel, der den westlichen Eingang des Passes beherrscht, und dem durch die heißen Quellen getriebenen Mühlen eine größere Anzahl Marmorsarkophage, in denen Skelette in der Lage gefunden wurden, wie sie in der älteren Zeit beim Bestatten üblich war. Zu beiden Seiten eines Schädels standen zwei große runde Thongefäße mit breiter Oeffnung, zu beiden Seiten der Füße andere irdene Gefäße. Neben den Händen wurden zahlreiche Münzen aus Erz vorzüglich erhalten gefunden. Eine von ihnen zeigt die Prägung *Ἠιόνεως*, eine andere *Ἀθήνας*. Der griechische Unterrichtsminister wird sofort einen bewährten Archäologen an Ort und Stelle senden, um den Thatbestand aufzunehmen. Die Münzen hat einstweilen der Hauptmann im Geniecorps Kladianos an sich genommen.

---

[1]) Da die specifisch isländischen Buchstaben den deutschen Officinen zumeist fehlen, so wurde hier von einer dem wirklichen Sachverhalt möglichst sich annähernden Transscription Gebrauch gemacht.

* **Jena.** Zum Prorector für das nächste Semester wurde Prof. B. Delbrück gewählt. — Der Honorarprofessor der Physik Haseath Dr. Hermann Schaeffer begeht am 20. d. M. das 50jährige Doctorjubiläum.

* **Goslar.** Hier ist am 5. d. M. ein interessantes naturhistorisches Museum eröffnet worden, an dessen Sammlungen unser naturwissenschaftlicher Verein seit 40 Jahren gearbeitet hat. Das Museum enthält vorzugsweise die Mineralien des Harzes, dann aber auch botanische und zoologische Gegenstände des Harzgebiets, ferner Versteinerungen, Karten, Profile, Photographien u. s. w.

* **Göttingen.** Die Nachricht, daß Prof. v. Seelhorst, Director des landwirthschaftlichen Versuchsfeldes, einen Ruf nach Hohenheim angenommen habe, war falsch; er hat ihn vielmehr abgelehnt.

* **Helgoland.** An der hiesigen biologischen Anstalt stehen statt der früheren 4 von diesem Jahre an gleichzeitig 7 Arbeitsplätze für Zoologen und Botaniker zur Verfügung. Wer einen solchen zu benutzen wünscht, hat sich möglichst bald an den Director der Anstalt, Prof. Heincke, zu wenden. Die Benutzung ist im allgemeinen bis auf eine geringe Abgabe an den Bibliotheksfonds kostenfrei.

* **Berlin.** Das Verzeichniß der Vorlesungen und Uebungen für das Wintersemester 1897/98 im Orientalischen Seminar weist wieder verschiedene Veränderungen und Neuerungen auf. Bei den amtlichen Sprachen sind neu hinzugekommen: Herero, vorgetragen von dem Gnadeli-Lector C. Velten und Haussa, zu dessen Lector Dr. Lippert berufen ist. Ferner ist bei den nichtamtlichen Sprachen zu dem Russischen und Neugriechischen noch das Spanische hinzugekommen, über das Hr. Pedro de Angica liest. Assistent Schnabel wird auf dem Gebiet des Geodätischen Instituts bei Potsdam praktische Uebungen leiten, soweit die Witterungsverhältnisse des Winters es gestatten. Dr. Karl Dove liest über Landeskunde der deutschen westafrikanischen Colonien: Deutsch-Südwestafrika, Kamerun und Togo. — Die an der Landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin angekündigten Vorlesungen und Uebungen werden gegenwärtig von 503 Studirenden (gegenüber 619 Studirenden im Sommer 1896) besucht und zwar von 381 ordentlichen und außerordentlichen Hörern (424 im Jahre 1896), 122 Hospitanten (195), unter denen sich 28 Studirende der Universität (86), 3 Studirende der Bergakademie (7), 4 Studirende der Technischen Hochschule (1), 1 Studirender der Thierärztlichen Hochschule (0) befinden. — Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist Dr. Otto Kleß als Privatdocent in der Abtheilung für Schiffbau und Schiffsmaschinenbau zugelassen worden.

* **Wien.** Die Verschmelzung der Wiener Hofbibliothek mit der k. u. k. Familienfideicommißbibliothek des Kaisers wird demnächst erfolgen. Maßgebend für diese Entscheidung war in erster Linie der Umstand, daß die wissenschaftlichen Arbeiten für die beiden kaiserlichen Bibliotheken, die bisher völlig getrennt von einander geführt wurden, sehr oft doppelt gemacht werden mußten und dadurch unnöthigerweise sehr viel Zeit und bibliographische Arbeitskraft aufgebraucht wurde. Die k. u. k. Familienfideicommißbibliothek, die nunmehr der Hofbibliothek angegliedert werden soll, ist ein Unicum in ihrer Art vornehmlich durch ihre von Erzherzog Franz von Toscana 1784 gegründete Porträtsammlung, die heute nicht weniger als 90,000 Porträts in 798 Portefeuilles zählt. Dazu kommen noch 22,000 meist mit biographischen Notizen versehene Kupferstiche und Handzeichnungen aus dem Nachlaß Lavaters und ungefähr 100,000 Bildnisse von Bücherwerken. Ihre reichen Bestände an werthvollen Porträts, namentlich aus der Kunstwelt des 18. Jahrhunderts, kamen gelegentlich der Wiener Theaterausstellung 1892 zu besonderer Geltung. Dabei wird fort und fort an der Bereicherung dieser Porträtsammlung gearbeitet und dabei von dem Grundsatze ausgegangen, daß von allen Persönlichkeiten, die für Oesterreich von irgendwelcher Bedeutung sind, sämmtliche Porträts, die nur überhaupt aufzutreiben sind, angekauft werden. Bemerkenswerth ist, daß aus der Jugendzeit des Kaisers Franz Joseph, von dem die Sammlung 228 verschiedene Porträts enthält, nur äußerst schwer Bildnisse zu erhalten sind. Das letzte Porträt der Kaiserin stammt aus dem Jahre 1870, seit welcher Zeit überhaupt von der Monarchin kein Bild mehr angefertigt worden sein soll. Die Büchersammlung der Familienfideicommißbibliothek enthält hauptsächlich Pracht-, Liebhaber- und Stereotyp-Ausgaben, Dedicationsexemplare u. dgl. mehr. Während die Hofbibliothek allgemein benutzt werden kann, steht die Büchersammlung der Familienfideicommißbibliothek ausschließlich zum Gebrauche der Mitglieder des kaiserlichen Hauses.

* **Wien.** Die serbische Regierung hat die Absicht ausgesprochen, die Ueberreste des hier bestatteten, um die serbische Literatur unvergleichlich verdienten Vuk Stefanovic Karadzic auf Kosten des serbischen Staates nach Belgrad überführen zu lassen. Die Exhumirung soll noch im heurigen Herbst erfolgen. Vuk Stefanovic Karadzic, 1787 in Trschitsch im damals noch türkischen Serbien geboren, flüchtete 1813 vor den Türken nach Wien, wo er sich bis zu seinem 1864 erfolgten Tode dauernd niederließ. Ihm verdankt man die Kenntniß der an poetischen Schönheiten reichen Volkslieder, Sprichwörter und Sagen seiner Heimath, die damals noch ungeschrieben im Munde des Volkes lebten und die er mit regem, unermüdlichem Sammeleifer zusammentrug und in einer Reihe von Werken in die Oeffentlichkeit brachte. Auch auf dem Gebiete linguistischer Forschungen hat Karadzic seiner Heimath und deren Sprache unschätzbare Dienste geleistet; ihm verdankte der junge Leopold Ranke den Stoff zu seiner Geschichte der serbischen Revolution. Vuk Stefanovic, der seine Jugend als Hirtenknabe verbracht und sich sein reiches Wissen ausschließlich durch Selbststudium angeeignet hatte, war Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien, Berlin, Petersburg, Moskau ꝛc.

eh. **Basel.** Professor Dr. C. Bumm (Gynäkolog) hat den ehrenden Ruf an die Universität Tübingen abgelehnt. Er wird zu unserer großen Freude weiter an hiesiger Universität und unserm Frauenspital wirken.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Karl Schrattenthal: Franz Wörthee, ein Dichter und Denker aus dem Volke. Preßburg, Selbstverlag 1897. — Dr. Th. Engel: Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde, nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie. 1. Lfg. Andersberg, Otto Maier. — Georg v. Below: Die Entstehung des Handwerks in Deutschland. (S.-A. a. d. Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte, hggb. von Dr. St. Bauer u. Dr. L. M. Hartmann.) Weimar, Emil Felber. — Dr. Max Menger: Spracheinverordnungen und Ministeranklage. Rede. Teschen, Karl Prochaska 1897. — Dr. Hermann Schell: Der Katholicismus als Princip des Fortschritts. 5. Aufl. Mit einem Nachwort. Würzburg, Andr. Göbel 1897. — Franz Schreenbeck: Erlaubtheit des Selbstmordes! Dargestellt nach den Lehren des Philosophen Seneka. Rheinbach b. Bonn, Literarisches Bureau 1897. — Dr. Meschelsohn: Wirthschaftliche Grundsätze des neuen deutschen Handelsgesetzbuches vom 10. Mai 1897. Lujo Brentano: Die Agrarreform in Preußen. (Volkswirthschaftl. Zeitfragen, hggb. von der Volkswirthschaftl. Gesellschaft in Berlin, Heft 147 und 148/149.) Berlin, Leonhard Simion 1897. — W. Kulemann: Das deutsche Vereins- und Versammlungsrecht. (S.-A. a. d. Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggb. von Dr. Heine, Braun, Bd. X. Heft 6.) Berlin, Karl Heymann. — Richard Wagner: Das Rheingold; die Walküre; Siegfried. Text mit den hauptsächlichsten Leitmotiven und Notenbeispielen, hggb. von Dr. Julius Burghold. Mainz, B. Schotts Söhne. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Hggb. von Dr. A. Supan. 43. Bd. 1897. Heft VI. Gotha, Justus Perthes. — Vom Fels zum Meer. 16. Jahrg. 22. Heft. Stuttgart ꝛc., Union. — Oesterreichisch-ungarische Revue. Hggb. v. A. Mayer-Wyde. Jahrg. XII. 1897. 22. Bd. 1. Heft. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller. — Prof. Theodor Birt: 1797 und 1897. Rede zur Centenarfeier. Marburg. N. G. Elwert 1897. — Karl Hron: Deutschfeinde in Oesterreich. Katholische Weltherrschaft und Bruderkrieg? Ein Alarmruf. Wien, Friedr. Schalk 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 278. Ungarn. 5. Bd. 6. Heft. Wien, Alfr. Hölzer. — Verzeichniß der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studirenden der Universität Freiburg i. B. Sommer-Semester 1897. Freiburg i. B., Chr. Lehmann Nachf. 1897. — Dr. Emil Reich: Volksthümliche Universitätsbewegung. (Ethisch-socialwissenschaftl. Vortragscurse, hggb. von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Cultur. Bd. V.) Bern, Steiger u. Comp. 1897. — Vereinbarungen zur einheitlichen Untersuchung und Beurtheilung von Nahrungs- und Genußmitteln sowie Gebrauchsgegenständen für das Deutsche Reich. Entwurf, festgestellt nach den Beschlüssen der Commission deutscher Nahrungsmittel-Chemiker. 1. Heft. Berlin, Jul. Springer 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 13. Juli. Nummer 153.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der neueste Entwurf eines Cartellgesetzes. Von Dr. Siegmund Feilbogen. — Die Entstehung des Volkes Israel. II. Von Bernhard Stade. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der neueste Entwurf eines Cartellgesetzes.

Von jur. et phil. Dr. Siegmund Feilbogen, Privatdocent an der Wiener Universität.

Hart vor Schluß der Reichsrathssession hat die österreichische Regierung den Entwurf eines Cartellgesetzes eingebracht. Durch nicht weniger als 21 Resolutionen der verschiedensten Vertretungskörper war sie in den letzten sechs Jahren zur Bekämpfung des Cartellwesens aufgefordert worden: Als ein theilweise eigenartiger Versuch zur Bewältigung eines wissenschaftlich noch nicht völlig geklärten[1]) und praktisch noch nicht befriedigend gelösten,[2]) die ganze Weltgeschichte täglich drohender bedrängenden socialen Problems darf dieser erste Schritt eines europäischen Gesetzgebers zur gesetzlichen Regelung des Cartellwesens eine gewisse Beachtung beanspruchen.

Das Cartell ist in seinen Anfängen regelmäßig ein Noth- und Verlegenheitsgebilde, dessen Existenz den auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Unternehmern ursprünglich geradezu peinlich ist; jede Gelegenheit zu offenem Wortbruch und heimlicher Umgehung wird von ihnen eifrig benutzt, bis es in die Brüche geht. Bableb erzählt in seiner formvollendeten Monographie über die Cartelle[3]) (nach Hadley's Buch über die amerikanischen Eisenbahnen), daß zwischen New-York und Chicago eine Zeit lang fünf unabhängige Parallelbahnen verkehrten. Nach einem mörderischen Tarifkriege in ihren Mitteln völlig erschöpft, mußten sie sich über gewisse Einschränkungen des freien Wettbewerbs, wie Minimaltarif und Maximalzahl der Züge, einigen. Dieser Ursprung des Cartells aus den Nöthen der Ueberproduction findet sich fast in jedem Einzelfalle wieder; er ist theoretisch interessant und praktisch wichtig. Theoretisch ist das Cartell nichts anderes als die Selbstabschaffung der freien Concurrenz, sobald die Unabhängigkeit der vorhandenen Betriebe und ihre Begrenzung durch die gegebene Capitalkraft der Einzelnen dem immanenten Streben der modernen Volkswirthschaft nach Groß- und Größtbetrieb Fesseln anlegt; so lange die Erweiterung des Betriebes die Waaren verwohlfeilt, wird jeder einzelne Betrieb die Tendenz zu einer solchen Erweiterung und die ganze Production infolge der gleichzeitigen Bestrebungen aller die Neigung zur Ueberproduction in sich tragen. Das einzige, wirklich „eherne“ Gesetz der modernen Volkswirthschaft, das Gesetz des Strebens nach wirthschaftlicher Gütererzeugung, zwingt in diesem Falle die Betriebe zur Cartellirung. Dies will auch praktisch stets im Auge behalten werden. Ein Gesetz, welches diesen Nothausgang gänzlich verschließen wollte, würde wahrscheinlich umgangen werden, wie dies in Amerika thatsächlich immer geschehen ist; der Verkehr würde sich eine Fistel bohren, wenn ihm der normale Canal verlegt würde. Könnte man das Gesetz aber nicht umgehen, so würde sich jede Krisis nur noch verheerender gestalten, indem die Betriebe, die ohne Cartell nicht lebensfähig wären, sofort eingestellt werden müßten. Ein wirksames Verbot aller Cartelle würde einen Massenmord der Schwächeren und eine fieberhafte Beschleunigung der social verhängnißvollen Tendenz zur Concentration des Capitals zur unabwendbaren Folge haben. Als die erste und allerwichtigste Aufgabe eines wirksamen und doch unschädlichen Cartellgesetzes kann daher die Vorsicht bezeichnet werden, mit welcher dem nützlichen, dem unentbehrlichen Rettungscartell einer durch Ueberproduction verheerten Industrie die Möglichkeit einer loyal eingestandenen Existenz offen gelassen wird. Nur dadurch kann die Umgehung thunlichst verhütet werden. Auf diesen Punkt war offenbar von vornherein die Aufmerksamkeit des österreichischen Gesetzgebers besonders intensiv gerichtet. Denn das Gesetz handelt erstens schon nach seinem etwas langathmigen Titel „über Cartelle in Beziehung auf Verbrauchsgegenstände, die einer mit der industriellen Production in enger Verbindung stehenden indirecten Abgabe unterliegen“; zweitens unterscheidet es zwischen berechtigten und unberechtigten Cartellen.

Durch die erste Einschränkung wird das legislative Versuchsfeld in völlig origineller Weise abgesteckt. Der Entwurf erstreckt seine Maßnahmen zunächst in der Hauptsache nur auf Cartelle, welche sich auf fünf bestimmte Gegenstände indirecter Abgaben beziehen, nämlich Zucker, Bier, Branntwein, Mineralöl und Salzverschleiß, wovon die vier ersten einen Steuerbetrag von jährlich etwa 115 Millionen repräsentiren. Die Lage dieser Productionszweige ist der Finanzverwaltung, wegen der damit verknüpften indirecten Abgaben, so genau bekannt und ihre Prosperität für die Staatsfinanzen so wichtig, daß an ein schädliches Eingreifen in ein Krisen sanirendes Cartell nicht zu denken ist. In der That hat der Gesetzentwurf in den Kreisen der zunächst betroffenen Zuckerindustrie nach bekannt gewordenen Aeußerungen derselben nicht die geringste Beunruhigung hervorgerufen. Andrerseits ist durch diese Selbstbeschränkung die Opposition aus dem theoretischen Grunde der vermutheten Unwirksamkeit nahezu entwaffnet. Wenn der Finanzminister selbst theoretisch von der Unwirksamkeit jeder Cartellgesetzgebung überzeugt wäre, so könnte er sich doch der Thatsache nicht verschließen, daß dieser Ansicht die gegentheilige Ansicht vieler anderer entgegensteht und daß in einer Frage, bei der das Finanzärar mit mehr als 100 Millionen jährlich interessirt ist, doch wenigstens ein jedenfalls unschädlicher Versuch gemacht werden müsse, praktische Erfahrungen zu gewinnen.

Demgemäß lautet § 1 des Gesetzes:

„Verbinden sich selbständige Unternehmer zu dem Zweck, um durch solidarisches Vorgehen, insbesondere durch einverständliche Beschränkung oder Beseitigung des freien Wett-

[1]) Vgl. Schriften des Vereins für Socialpolitik, 60. und 61. Band.
[2]) Vgl. Steinbach, Rechtsgeschäfte der wirthschaftlichen Organisation. Wien, Manz 1897.
[3]) *Henry Bablet*, Les Syndicats des Producteurs et Détenteurs de marchandises, Paris, 1893.

bewerbes auf die Productions-, Preis- oder Absatzverhältnisse solcher Verbrauchsgegenstände bestimmend einzuwirken, die, wie Zucker, Branntwein, Bier, Mineralöl, Salz, einer mit der industriellen Production in enger Verbindung stehenden indirecten Abgabe unterliegen, so sind solche Unternehmerverbände (Cartelle) der Staatsaufsicht nach diesem Gesetze unterworfen." Es handelt sich also nicht bloß um Productionsregelungen, sondern auch um Preis- und Absatzverabredungen, wie die Preistreibereien der Ringe ꝛc.; die fünf Artikel sind nicht ausschließend, sondern als Beispiele und jedenfalls auch als die nächsten Objecte der Cartellaufsicht angeführt.

Nach der Einschränkung auf Gegenstände indirecter Abgaben ist das wichtigste Merkmal des Gesetzentwurfs die Beschränkung der Staatsintervention auf unberechtigte Cartelle und Cartellbeschlüsse. Unberechtigt sind ganze Cartelle oder einzelne Cartellbeschlüsse, „wenn sie geeignet sind, in einer durch die objective wirthschaftliche Sachlage des betreffenden Industriezweiges, namentlich durch die jeweilig für die Preisbildung und die Concurrenzverhältnisse oder sonst für die Conjunctur maßgebenden Umstände nicht begründeten und das Erträgniß der im § 1 begriffenen Abgaben oder die Steuer- und Consumtionskraft der Bevölkerung offenbar schädigenden Weise die Preise einer Waare oder Leistung zum Nachtheil der Abnehmer oder Besteller zu steigern oder zum Nachtheil der Erzeuger oder Leistenden herabzudrücken" (§ 7, al. 1).

Das Doppelerforderniß eines in der objectiven wirthschaftlichen Sachlage nicht begründeten und eines die Steuer- oder Consumtionskraft schädigenden Vorgehens schützt wohl die Cartelle genügend gegen die Uebergriffe der Bureaukratie, aber nicht nothwendig das Publicum gegen die Uebergriffe der Cartelle. Ob nämlich diese Doppelvoraussetzung stattfindet, hat von Fall zu Fall eine Commission von 12 Mitgliedern festzustellen, welche zur Hälfte aus dem Kreise der Beamten des Finanzministeriums und der betheiligten übrigen Ministerien, zur Hälfte aus dem Kreise anderer Fachmänner der Wissenschaft und der Cartellpraxis vom Finanzminister ernannt wird. Diese vom Finanzministerium völlig abhängige Commission hat aber erst nur eine consultative Stimme; die Entscheidung steht dem Finanzminister zu. Der Mangel eines Cartellamts, dessen Mitglieder im Sinne des Steinbach'schen Vorschlags etwa mit denselben Garantien der Unabhängigkeit ausgestattet wären wie die unabsetzbaren Functionäre des Richteramts, wird allgemein als ein Fehler des Gesetzes empfunden, wobei freilich die eventuelle Gefährdung der Staatsfinanzen durch unpraktische Eingriffe eines solchen Cartellamts in die finanziell so wichtigen Productionsvorgänge nicht ganz außer Acht zu lassen ist.

Innerhalb dieser eigenartigen Schranken, d. h. mit Beschränkung auf die von der Commision als unberechtigt erkannten Cartellvorgänge innerhalb der fiscalisch wichtigsten Productionszweige, soll als das oberste Princip des Gesetzes das Verbotsrecht des Staates verwirklicht werden. Die wirksame Handhabung desselben ist an drei Voraussetzungen gebunden, nämlich Evidenzhaltung, Cautionsstellung und Strafandrohungen.

Behufs exacter Evidenzhaltung verfügt das Gesetz: notarielle Beurkundung jedes Cartellstatuts, dessen wesentliche Bestandtheile genau vorgeschrieben werden; Anzeige jedes neuen Cartells und aller Statutenänderungen, zu denen auch der Ein- und Austritt von einzelnen Mitgliedern gezählt wird, durch die Cartellmitglieder selbst oder ihre speciell bevollmächtigten Vertreter und durch den Notar binnen 8 Tagen nach Statutenerrichtung oder -änderung; Anzeige bereits bestehender Cartelle binnen einem Monat nach begonnener Wirksamkeit des Gesetzes; Anzeige jedes Beschlusses, der eine „Festsetzung der Preise, Productionsmengen, Einkaufs- und Absatzverhältnisse" zum Zwecke hat, binnen 24 Stunden nach Beschlußfassung; Einsicht der Commission, eventuell eines von ihr oder dem Minister ernannten Specialcommissärs in die Bücher des Cartells und der cartellirten Betriebe; Auskunftspflicht mit Schonung der technischen Betriebsgeheimnisse.

Eine Caution (§ 9) kann vom Finanzministerium der Leitung des Cartells jederzeit vorgeschrieben werden; dieselbe darf sogar den scheinbar hohen Betrag von 200,000 fl. erreichen. Doch was bedeutet selbst diese Summe beispielsweise für eine Production von 8 Millionen Centnern, bei der ein Preisaufschlag von $^1/_4$ Gulden per Centner das Zehnfache dieser Caution an Gewinn bringt und bei welcher successive Preissteigerungen um zusammen etwa 5 fl. binnen nicht ganz drei Jahren durch Cartelloperationen schon dagewesen sind, wie dies beim österreichischen Zuckercartell vom Motivenbericht mitgetheilt wird?

Wirksamer dürfte das System der Strafbestimmungen sein, da dasselbe neben Geld- auch Freiheitsstrafen androht. Freilich wird ein mächtiges Cartell unter Umständen für die unverantwortlichsten Beschlüsse verantwortliche Individuen zu finden wissen. Immerhin kann dies — in Europa wenigstens — auch für die Hintermänner recht unbehaglich werden und dürfte deßhalb nicht ganz so leichtherzig gewagt werden, wie dies beispielsweise in Amerika von den Souveränen der „Trusts" alle Tage geschieht. Die Ordnungsstrafen, für welche die politische Landesbehörde mit Vorbehalt der Beschwerde an das Finanzministerium zuständig ist, gehen bis zu 2000 fl. wegen unterlassener Anzeigen und bis zu 5000 fl. wegen Auskunftsverweigerung. Dagegen sind die als Vergehen qualificirten und den ordentlichen Gerichten zugewiesenen Fälle wissentlich unwahrer oder absichtlich und wesentlich unvollständiger Angaben oder Auskünfte mit Arrest von acht Tagen bis zu drei Monaten nebst Geldstrafe bis zu 5000 fl. zu ahnden. Diese Strafen steigen bei Widersetzlichkeit gegen ausdrückliches Verbot oder bei statutenloser und statutenwidriger Thätigkeit des Cartells bis zur Höhe von sechs Monaten und 10,000 fl. Ebenso streng wird es bestraft, wenn der Betrieb vor Ablauf der Wartezeit von 14 Tagen (nach erstatteter Anzeige) eröffnet wird, oder wenn gewisse Verabredungen zum Nachtheil der Arbeiter stattfinden.

Ein besonderes socialpolitisches Interesse dürfte sich an die letzte Strafbestimmung knüpfen. „Verabredungen von (cartellirten) Arbeitgebern, welche bezwecken, mittelst Einstellung des Betriebes oder Entlassung von Arbeitern diesen eine Lohnverringerung oder überhaupt ungünstigere Arbeitsbedingungen aufzuerlegen", würden demnach den schärfsten Strafen des Entwurfs unterliegen; ebenso alle Vereinbarungen zur Verstärkung derartiger Verabredungen. Die Begriffsbestimmung, welche bloß offensive und ausdrückliche Vereinbarungen umfaßt, aber eine dauernde Niederhaltung der Löhne durch Abwehr jeder Steigerung nicht trifft, ist dem § 2 des österreichischen „Coalitionsgesetzes" entlehnt. Der Rest des letzteren wird ausdrücklich außer Wirksamkeit gesetzt; dahin gehört auch die bisherige Nichtigkeit der „Verabredungen von Gewerbsleuten zu dem Zweck, um den Preis einer Waare zum Nachtheil des Publicums zu erhöhen". Von dieser Gesetzesbestimmung ist zwar auch bisher niemals Gebrauch gemacht worden, aber gerade angesichts einer herannahenden Cartellepoche dürfte ihre Aufhebung kaum räthlich sein. Besser eine rostige Waffe, als gar keine, ruft Babled gegenüber dem analogen Verlangen nach Aufhebung des gegen „accaparems" gerichteten art. 419 des code pénal aus.

Von vielen Seiten wird die Besorgniß geäußert, daß sich auch der vorliegende Entwurf nur als eine stumpfe

Digitized by Google

Waffe erweisen könnte. Immerhin besser, als gar keine! Auch können die beiden größten Fehlee des Gesetzes, die Unselbständigkeit der Commission und die drohende Erzwingbarkeit von preissteigernden Verabredungen, in der Specialdebatte behoben werden. Was ein solches Gesetz jedenfalls bewirken würde, wäre die Evidenzhaltung dieser bedenklichen Capitalcoalitionen. Dee Motivenbericht hofft überdies, daß es schon durch die Macht seines Daseins wirken und auf seinem Gebiete schädliche Ausschreitungen verhindern werde. Dies wäre zu wünschen. Denn wie weit ist es von der staatlichen Conteole dee Produetionsmenge und der Preisbildung bis zue Verstaatlichung von Bier, Branntwein, Zuckee und Petroleum! Jede Ausschreitung eines Caetells bedeutet nach Annahme dieses Gesetzes einen Schritt zue Verstaatlichung dee fiscalisch wichtigen Industrien. Gleichwohl dürften Maßnahmen gegen Cartelle zu den wenigen gesetzlichen Interventionen gehören, welche selbst bei entschlossenen Anhängern des Individualismus auf ebenso lebhafte Zustimmung rechnen können, wie bei den Partisanen eines interventionssüchtigen Staatssorialismus. Gilt es doch hier, die Freiheit des Individuums gegen ihre Selbstpeeisgebung behufs Bergewaltigung anderee zu schützen!

Die Entstehung des Volkes Israel.

Von Bernhard Stade.

II.

Der Zustand unsree Quellen erlaubt uns leider kein Urtheil darüber, wie lange Israel auf das Ostjordanland beschränkt geblieben ist. Und von der Eroberung des Westjordanlandes läßt sich mit Bestimmtheit nue sagen, daß sie nicht durch einen großen Zug eefolgt ist. In den Nachrichten des Jakobsegens, des Buches Josua und des Buches dee Richter haben sich Erinnerungen an verschiedene Züge erhalten, aber sie sind nicht durchweg klar. Bis auf unsre Tage läßt sich beobachten, daß sich Nomaden vom Osten in das Westjordanland einzudrängen und geeignete Landstriche zu occupiren suchen. So mögen schon bald nach der Inbesitznahme des Ostjordanlandes einzelne Clans im Westjordantand festen Fuß gefaßt haben. Und zwar wird es mit Zustimmung dee Ureinwohner geschehen sein, die dadurch in geregelte Beziehungen zu Nachbarn kamen, die ihnen sonst recht lästig fallen konnten. Erst hieran wird sich die Periode der Kämpfe geschlossen haben, indem andere Stämme nachdrängten und sich in einzetuen Gegenden, je nachdem es ihnen gelang, festsetzten. Diese Kämpfe abee haben wir uns durch Zeiten friedlichen Nebeinanderwohnens unterbeochen zu denken. Die Einwanderung ins Westjordanland und die Aneignung des Westjordanlandes vollzieht sich nue allmählich und nicht ohne viele Rückschläge.

Des näheren lassen sich in der Eroberung des Westjordantandes zwei Perioden unterscheiden. Jn dee ersten gelangen die gebirgigen Theile des Landes in israelitischen Besitz. Jn diesen bildet sich eine compacte, Ackerbau treibende israelitische Bevölkerung, während die Thäler und Niederungen mit ihren befestigten Städten kanaanitisch bteiben. Gegen Ende diesee Periode tritt eine Ruckstauung der kanaanitischen Bevölkerung gegen die Eindringlinge ein, die um so mehe Mühe haben, den gewonnenen Besitz zu behaupten, als aus dee Wüste andere Nomadenstämme nachdrängen. Jn diese kritische Zeit versetzt uns das älteste israelitische Literaturdenkmal, das Deboralied. Erst in der zweiten Periode, die sich bis in die Königszeit hinein erstreckt, gelingt es, auch die Bevölkerung der Niederungen und der großeren Städte theilweise zum israelitischen Volksthum hinüberzuziehen. Eine Ausrottung oder Verdrängung der Urbevölkerung findet beidemale nur in sehr beschränktem Maß statt: sie geht zur Religion und Nationalität der Einwanderer über.

Es sind nun vor zehn Jahren überaus wichtige historische Documente an den Tag getreten, die es uns ermöglichen, diese Vorgänge in dee Geschichte Palästina's in ihrer Abhängigkeit von der damaligen Weltlage, also als einen Theil weltgeschichtlicher Vorgänge, zu begreifen, und die es uns erst verständlich machen, wie es den durch Mose nach Kadesch geführten Nomaden gelingen konnte, die Herren Palästina's zu werden. Es sind das die 1887 in Tell-el-Amarna in Aegypten ausgegrabenen und danach benannten Thontafelbriefe palästinischer Dynasten an ihre Oberherren, die Pharaonen. Sie versetzen uns in die Zeit Amenophis' III. und IV., also etwa in das 14. Jahrhundeet v. Chr. Es ist die Zeit des Verfalls der von Thutmosis III. begründeten Herrschaft Aegyptens übee Palästina. Nominell besteht diese noch. Keiner der zahlreichen palästinischen Häuptlinge wagt einen offenen Aufstandsversuch, auch liegen in einzelnen Orten noch ägyptische Garnisonen. Die Häuptlinge überbieten sich in Loyalitätsbetheuerungen, vertreten nur die Interessen des Pharao und ersterben in Ehrfurcht als seine allerunterthänigsten Sklaven. Jn Wirklichkeit suchen sie seine Hülfe füe ihre eigensüchtigen Pläne auszunützen. Das wahrscheinlich kleinasiatische Volk der Hethitee war damals beeeits in Syrien eingedrungen und am Werke, sein Reich zu gründen. Jn Verbindung mit ihm wie mit babylonischer Hülfe suchen einzelne Häuptlinge ihre Nachbarn zu unterdrücken und werden von diesen hinwiederum dem Pharao als Rebellen denunelrt. Schon bald nach der Entdeckung und dem Beginn dee Entzifferung des Fundes haben die Briefe des Abdihiba von Jerusalem, dessen Name damit als vordavidisch ausgewiesen wuede, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Untee seinen Gegnern erscheinen Chabiru- oder Chabirileute, und man hat diese schon früh mit den Hebräern, d. h. den in Westpalästina einfallenden Jsraeliten combinirt. Doch scheint diese Combination aus orthographischen, lautlichen wie historischen Gründen nicht haltbae. Die Chabiruteute sind wedee mit Eduard Meyer füe die Jsraelbeduinen, noch mit Hugo Winckler für Vorläufer derselben, Ostjordanier im weiteren Sinne zu halten. Die Tell-el-Amarnabriefe führen uns in die Zeit voe dee Einwanderung Jsraels ins Westjordanland. Jhr Werth liegt, abgesehen von den neuen Aufschlüssen, die sie uns über die Götter und Culte, die staatlichen, ethnographischen und culturellen Verhältnisie des Palästina der vorisraelitischen Zeit geben, darin, daß sie uns erklären, wie es den Jsraeliten gelingen konnte, sich Palästina's zu bemächtigen. Es war möglich, weil die ägyptische Herrschaft verfallen wae und nicht mehr ernstlich aufrecht erhalten wurde. Das Land zerfiel, und dazu stimmen die Nachrichten des Alten Testaments auf das beste, in eine große Anzahl sich befehdender kleiner Staaten und Stadtgebiete. Die Aegypter werden die Einfälle Jsraels untee die Raufhändel gerechnet haben, die unter einandee auszufechten man den palästinischen Vasallen überlassen konnte, weil es für das Jnteresse des Oberherrn gleichgültig war, wer Siegee blieb. Auch die für den Gang der Weltgeschichte folgenschwersten Ereignisse tragen gewöhnlich das Gepräge des Unbedeutenden, konnen eben um deßwillen bedeutungsvoll werden und werden von den Zeitgenossen in ihrer Tragweite gewöhnlich nicht begriffen. Die palästinischen Häuptlinge abee werden die Eindringlinge zunächst darauf angesehen haben, inwiefern sie sich für ihre politischen Zwecke gebrauchen ließen. Möglicherweise haben sie sogar einzelne Clans herübergezogen und in Kriegsdienst genommen. Sind doch die Schuti, die uns

in den Tell-el-Amarnabriefen in den Heeren der palästinischen Häuptlinge begegnen, wahrscheinlich Nomaden der syrischen Wüste.

Halten wir die Nachrichten dieser Briefe mit denen des Alten Testaments zusammen, so wird die uns vom Deboraliede gezeichnete Situation völlig verständlich. Der Mangel an Einigkeit unter den Ureinwohnern hatte es den Israeliten ermöglicht, sich in verschiedenen Anläufen im Gebirge festzusetzen. Im Momente aber, wo die Kanaaniter ihren Hader vergaßen, waren sie den Eindringlingen gewachsen. Auch in Israel ist eine Erinnerung daran zurückgeblieben, daß die eisernen Kriegswagen der Kanaaniter, d. h. ihre bessere kriegerische Organisation, das weitere Vordringen Israels gehindert haben. Bei dem völligen Schweigen des Alten Testaments scheint Eduard Meyers Vermuthung wenig wahrscheinlich, die Nachricht, daß Pharao Seti I. die Schasu Palästina's besiegt habe, sei dahin zu deuten, daß die Invasion der Israeliten durch einen Angriff der ägyptischen Truppen ins Stocken gekommen sei. Es bedurfte dessen nicht.

Wie lange die Zeit gedauert hat, in der Israel auf das Gebirge des Westjordanlandes beschränkt geblieben ist, ist nicht zu sagen. In ihr erstarkte Israel durch Aufsaugung der in den occupirten Landstrichen wohnen gebliebenen Urbevölkerung und Hebung seiner Volkszahl infolge völligen Uebergauges zur Seßhaftigkeit so weit, daß Versuche unternommen werden konnten, die den Zusammenhang der Stämme sprengenden kanaanitischen Territorien sich anzueignen. Doch darf man sich die Verhältnisse in den verschiedenen Theilen des Landes nicht gleichartig vorstellen: nördlich der Kischonebene gelang die Aufsaugung der Urbevölkerung nur sehr schlecht; die Israeliten saßen unter ihr, bald als gleich berechtigte, bald sie beherrschend, aber zuweilen auch von ihr beherrscht. Und die Besitzverhältnisse haben vielfach geschwankt. Der Stamm Dan hat sich im Westen des mittleren Landes nicht behaupten können und erst im äußersten Norden Besitz gefunden. Die Stämme Sebulon und Asser aber scheinen in der vorhistorischen Zeit bis ans Meer vorgedrungen gewesen zu sein, während wir sie später von ihm abgeschnitten finden. Nicht alles, was gewonnen war, wird festgehalten. Aber da immer nur einzelnes wieder verloren geht und das Festgehaltene israelitisch wird, so schreitet die Bewegung vorwärts. In Redewendungen aber wie: „zum Streit hinabsteigen", hat sich die Zeit, in der Israel im wesentlichen im Gebirge saß, für immer bezeugt.

Charakteristisch ist dieser Zeit, daß dem Volke jede politische und cultische Einheit fehlt. Es hat sich wieder in seine Stämme aufgelöst, und diese folgen ihren eigenen sehr verschiedenen Interessen. Die cultische und politische Einheit, die das Volk während der Wüstenzeit besaß, ist verloren gegangen. Es hat sich in Theile aufgelöst, die sich durch die Verschmelzung mit den Ureinwohnern in mannichfaltigster Weise umgebildet haben. Nur ein Einheitsband ist noch vorhanden: der Glaube an den Volksgott und sein Orakel. Nur Jahve's Stimme vermag die Stämme zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenzurufen.

In der zweiten, sich bis in die Königszeit erstreckenden Periode werden, soweit dies überhaupt getungen ist, die den Ureinwohnern noch verbliebenen Territorien gewonnen, theils durch freiwilligen Anschluß, so Gibeon, der Süden und Westen Juda's, theils durch Eroberung, so Sichem und Jerusalem. Die Lücke zwischen Benjamin und Juda schließt sich. Die von einander gerissenen Partikeln des alten Israel sind soweit erstarkt und gewachsen, daß sie sich von neuem zusammenschließen und zusammenwachsen. Die politische Einheit stellt sich im Staat in höherer Form wieder her, und damit werden die Grundlagen gelegt, auf denen Jahrhunderte später auch die cultische Einheit wieder erwachsen ist. Nur an der Nord- und der Nordwestgrenze sind Fortschritte nicht zu erzielen: die Nähe der phönizischen Städte und später die Angriffe der Aramäer haben das verhindert.

Auch in dieser zweiten Periode hat sonach ein sehr starker Uebergang volksfremder Elemente zur israelitischen Nationalität stattgefunden. Das Israel der historischen Zeit ist nach seiner Leiblichkeit das Product der Verschmelzung der aus der Wüste eingewanderten Jahveverehrer mit den Ureinwohnern Palästina's. Die herkömmliche Auffassung übersieht über den Eroberungszügen, durch die sich Israeliten in einzelnen Gegenden festgesetzt haben, die viel längeren Perioden friedlichen Nebeneinanderwohnens, während derer sich Israel den Besitz des Landes angeeignet hat, indem es in die Acker- und Gartencultur der Ureinwohner hineingewachsen ist.

Ist dem aber so, so thut sich die Frage auf: wie konnte es der eingedrungenen Minorität gelingen, der cultivirteren Majorität den Stempel ihrer Nationalität aufzudrücken? Wie kam es, daß sich infolge der Einwanderung eine neue israelitische, und nicht eine kanaanitische Nation ausbildete? Da nun weiter die israelitische Nationalität zu allen Zeiten mit dem Glauben an Jahve zusammengefallen ist, so spitzt sich diese Frage zu der anderen zu: wie war es möglich, daß der Cult Jahve's die alten Landesculte durch Absorption verdrängte? Denn daß es sich um einen solchen Proceß der Absorption handelte, und daß die altkanaanitische Religion so gut in der Religion des alten Israel weiter gelebt hat, wie orientalisches, italisches, germanisches Heidenthum in der christlichen Kirche, lehrt eine Analyse der vorprophetischen Religion Israels.

Als Israel in Kanaan einwanderte, da kam es in ein Land fremder Götter und gerieth unter deren Gewalt. Es fand eine nahezu gleichsprachige Bevölkerung vor, die sich schon viele Jahrhunderte früher aus der Wüste im Culturlande niedergeschlagen hatte, den Acker- und Gartenbau erlernt hatte und ähnliche, wiewohl durch diesen, zum Theil auch durch babylonischen Cultureinfluß, modificirte religiöse Vorstellungen und Culte besaß, wie das Israel der vormosaischen Zeit. Die Urbevölkerung, welche Israel vorfindet, steht im wesentlichen noch auf der Stufe des Geisterglaubens oder Polydämonismus, doch zeigen sich im Gegensatze zur Entwicklung Israels bereits Ansätze zum Polytheismus. Die Familie übt den Cult ihrer Todten. Auch die Geschlechter und Stämme sind Saeralgenossenschaften, und Sacralgenossenschaft bedeutet Blutsgemeinschaft, Abstammung vom selben Ahn. Die Geschlechter und Stämme verehren ihre Ahnen (Heroen) bei ihren Gräbern, bei heiligen Bäumen, Steinen und Quellen und nennen sich nach ihnen. Ein Erbtheil aus der einst von allen Semiten bewohnten Wüste ist es, daß da, wo ein belebendes Element die Oede der Natur durchbricht, ein immergrüner Baum der Hitze des Sommers und der Nässe des Winters trotzt, oder eine Quelle Fruchtbarkeit spendet, das Wirken und die Nähe eines dort wohnenden übermenschlichen Geistes empfunden wird, der der Baal, d. h. der Eigenthümer dieser Gegend ist und sich als ihr El den Menschen manifestirt. Diese localen Numina, mehrfach wohl schon mit astralen und himmlischen Gottheiten combinirt, sind die Spender der vegetabilischen und animalischen Fruchtbarkeit, die Beschützer der um ihren Wohnort hausenden und sich von ihnen ableitenden Menschen wie ihrer Sitte. Mit diesen Landesgöttern kommt das einwandernde Israel in Berührung, sobald es etwas ißt, was im Lande gewachsen ist, denn es ist von ihnen gespendet; vor allem, wenn es gemeinsam mit Ureinwohnern eine Mahlzeit einnimmt, denn Eßgemeinschaft ist Sacralgemeinschaft. Ebenso, wenn es zu ihnen in

Handelsbeziehungen tritt, denn diese setzen gemeinsame Sarra voraus, wenn es ein Bündniß oder auch nur eine Heirath mit Ureinwohnern schließt. Die fremde Frau war schon damals eine nationale und religiöse Gefahr für Israel. Die Landesgötter haben nach antiker Auffassung das Recht, von allen in ihrem Lande Wohnenden Verehrung zu beanspruchen. Weiter aber bedingte die Erlernung des Acker- und Gartenbaues die Uebernahme kanaanitischer Cultsitten, denn die Landesgötter spenden nicht nur die Früchte des Feldes, ihnen verdankt man auch die Kenntniß der beim Acker- und Gartenbau zu übenden Verrichtungen und Fertigkeiten. Sie beruhen auf göttlicher Offenbarung. Daher ist die Pflege des Ackers und der Gartengewächse im Alterthum mit rituliſchen Bräuchen völlig durchsetzt. Daß durch den Uebergang zum Ackerbau und zur Pflege von Oelbaum, Feige und Weinstock nicht nur Israels geistige Art und bürgerliche Sitte, weil seine tägliche Beschäftigung, sich völlig geändert hat, sondern daß Israel in der Zeit nach der Einwanderung sich auch in intensivster Weise auf kanaanitische Culte eingelassen hat, lehren das Opferwesen und insbesondere die drei großen Feste Mazzen, Pfingsten und Laubhütten der historischen Zeit, die sich auf der Grundlage des palästinischen Ackerbaues gebildet haben und, wenn man will, ein Stück umgebildeten kanaanitischen Heidenthums innerhalb der Religion Israels vorstellen.

Was ein Israelit durch die Pflege der Acker- und Gartengewächse gewann, das mußte ihm zunächst als ein Geschenk der Landesgötter erscheinen. Zum Jahve vom Sinai hatte es zunächst keinerlei Beziehung. Dazu kam der Einfluß der cultischen Locale, an denen die Landesgötter hausten, und an denen die mit der Landwirthschaft verknüpften cultischen Gebräuche, insoweit es dazu eines cultischen Locales bedurfte, geübt wurden. An diesen cultischen Gebräuchen werden die Eingewanderten sich zunächst betheiligt haben, hing doch ihr Gedeihen im Lande davon ab. Freilich blieben sie, soweit sie sich als Israeliten fühlten, Diener des Gottes der Vorfahren, der sie in das Land Kanaan geführt hatte. Aber beides wird in jenen alten Tagen neben einander bestanden haben, und es wird der Fehler der im Richterbuch überlieferten Geschichtsbetrachtung sein, daß sie das, was ein länger andauerndes Nebeneinander war, als ein sich mehrfach ablösendes Nacheinander nimmt, relative Beziehungen für absolute hält und erzählt, Israel sei wiederholt von Jahve zu den Baalen und Astarten abgefallen.

Erst im weiteren Verlaufe der Entwicklung verdrängt Jahve die alten localen Cultobjecte, occupirt die Cultorte und wird zum Baal des Landes Kanaan, von dem man alles ableitet, was man in diesem genießt. Kanaan wird Jahve's Haus. Auf seinen Altar kommen die Früchte des Landes, auch Wein, Oel und Feige gewinnen Beziehung zu seinem Cult. Auch was wild im Lande wächst, läßt Jahve wachsen. Die alte Wüstenreligion verwandelt sich in jene an das Land, seine Natur und seine Güter geknüpfte Religion, die uns in der Religion der historischen Zeit entgegentritt. Die localen Cultobjecte behaupten sich nur insoweit, als sie sich unter den Landes- und Volksgott herunterdrücken und in Heroen der Vorzeit verwandeln lassen, die jenem gedient, das Cultlocal gestiftet und die den Nachkommen gemeinsamen cultischen Gebräuche eröffnet haben. Infolge dieses Processes behaupten sich nicht nur die alten Cultlocale, sondern es behalten auch die alten Einsitzer ein Anrecht an sie. Aber das eigentliche Cultobject dieser Locale ist der Volksgott geworden. Sie sind infolge einer Offenbarung des Volksgottes entstanden, die der Heros dort empfangen hat. Das stempelt sie zu Cultorten um, die von Haus aus israelitisch gewesen sind und Jahve gegolten haben, von ihm ins Dasein gerufen worden sind. Wie Jahve, so hat sich Israel durch diesen Proceß das Land angeeignet, durch ihn ist die israelitische Nationalität der historischen Zeit geschaffen worden. Er hat den Uebergang der Ureinwohner zum israelitischen Volksthum ermöglicht und ihnen Beziehungen zum Volksgott vermittelt. Die alt einheimischen und die eingewanderten Geschlechter opfern jetzt nicht nur am gleichen Locale, sie üben auch die gleichen Gebräuche, und gemeinsame Erinnerungen an die Vergangenheit verknüpfen sie mit dem Cultlocale und den an ihm geübten Gebräuchen.

Eingeleitet aber und vermittelt wurde dieser Proceß durch zwei Umstände. Einmal dadurch, daß Israel von Anfang an veranlaßt war, auch seinen Jahve an den Stellen zu verehren, wo die Einwohner des Landes von altersher Cult übten. Diese Orte besaßen die zur Verrichtung und Abhaltung der Opferschmäuse nöthigen Einrichtungen. Die Feste, die für die Gegend gefeiert wurden, wurden an ihnen abgehalten. Man mußte voraussetzen, daß auch Jahve an ihnen sich erreichen lassen werde, wenn man an sein Wirken und Walten im Lande glaubte. Neuer Cult kommt überall auf Erden, wie sich noch jetzt z. B. an christlichen Kirchen und mohammedanischen Moscheen beobachten läßt, dadurch zur Anerkennung, daß er die alten Cultlocale gewinnt. Diese sind eben für die Bewohner der Gegend die Cultlocale. Dadurch übertragen sich freilich auf den Jahvecult die rituliſchen Gewohnheiten, die man an dem betreffenden Locale herkömmlicherweise übt, sie gewinnen nur eine neue Beziehung. Im Glauben der Ureinwohner war nichts enthalten, was sie gegen die Zulassung des Jahvecults an ihre Cultlocale hätte intolerant stimmen können. Hatte aber der Jahvecult festen Fuß gefaßt, so wird sich umgekehrt der ihm von Haus anhaftende intolerante Zug geregt haben.

Weit wichtiger aber war das andere. In der für die Existenz der eingewanderten israelitischen Geschlechter wichtigsten Lebenssphäre, im Kriege, blieb Jahve der Gott. Das Bewußtsein, Israelit zu sein, hing daher mit dem Jahveglauben untrennbar zusammen, und jeder kriegerische Zusammenstoß frischte beide auf. Als Nachkommen von Nomaden und eroberndes Volk hielten sich die Israeliten für tüchtiger als die Ureinwohner. Die Nothwendigkeit aber, sich ihnen gegenüber mit dem Schwerte zu behaupten, steigert die Lebenskraft der Nation, erhält sie in ihrer Eigenart und beim Jahveglauben. Israels Kriege sind Jahve's Kriege; Israels Feinde Jahve's Feinde. Der Krieger steht während des Kriegszuges unter einem Jahvegelübde und betreibt ein Jahve heiliges Geschäft. Wenn die Perioden des Friedens das Eingehen auf die Cultur und die Culte der Ureinwohner vermittelt haben, so haben die Kriege die Rechte Jahve's immer wieder ins Bewußtsein des Volkes gerufen. Insofern liegt in der deuteronomistischen Geschichtsbetrachtung des Richterbuches ein Wahrheitsmoment, nach der Israels Geschichte in der vorköniglichen Zeit in einem Rhythmus von Abfall und Bekehrung verlaufen ist. Die Kriege sind die Höhepunkte des nationalen und des religiösen Lebens. Jahve's Stimme ruft die Helden zum Streite, seine Seher besprechen den Feind, Jahve zieht mit Israels Schaaren in die Schlacht.

Gerade daran, daß Jahve Kriegsgott und der Gott der Angreifenden war, hatte er einen nicht einzuholenden Vorsprung vor den Göttern des Landes. Dem Schlachtengotte, der vom Sinai her in Sturm und Wetter im Land erscheinend die israelitischen Bauern zum Streite wider die Kanaaniter mit sich ins Thal herabriß, waren die Baale bei Baum und Quell, die den Künsten des Friedens vorstanden und um ihre Altäre ein durch Cultur verweichlichtes Geschlecht versammelten, auf die Dauer nicht gewachsen. Was von ihren Culten sich erhielt, erhielt sich, indem es in den Cult Jahve's einwanderte. Ihr Volk aber wurde

Digitized by Google

entweder zu einer Helotenstellung herabgedrückt oder zur Nationalität der Sieger hinaufgehoben. So entstand die israelitische Nation, die durch ein halbes Jahrtausend ein staatliches Leben geführt hat und aus deren Trümmern durch die Wirkung der Gedanken der Propheten, die Verarbeitung der Einwirkungen assyrisch-babylonischer Cultur und die Zucht des Gesetzes später die jüdische Gemeinde erwachsen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

Hlb. Henning Brandis' Diarium. Hildesheimische Geschichten aus den Jahren 1471—1528, herausg. von Ludwig Hänselmann. Hildesheim 1896. — Eine werthvolle Gabe zur deutschen Bürger- und Städtegeschichte beim Ausgang des Mittelalters, zur politischen und Culturgeschichte der niederdeutschen Lande wird in diesem Werke geboten. Es sind, wie schon der Titel besagt, tagebuchartige Aufzeichnungen eines hildesheimischen Bürgers über die Geschicke seiner Stadt, die großen, die kleinsten, die sie in dem angegebenen Zeitraum erlebt hat, das tägliche Getriebe in den Gassen und Häusern, den Gilden- und Rathsstuben, in Kirchen und Klöstern. Der Verfasser, der durch den Reichthum, den er ererbt hatte, uns den kleinsten Kreisen in die Höhe gestiegen, social in die ersten der Stadt vorgerückt war, ist in den städtischen Rath, in das Amt eines Bürgermeisters gelangt, für seine Stadt thätig gewesen in Krieg und Frieden, eine entschiedene, lebendige, temperamentvolle Persönlichkeit, die mit Nachdruck zu handeln, daneben aber auch anschaulich, lebendig und eindrucksvoll die Erlebnisse zu schildern verstand. Sehr vortheilhaft unterscheidet er sich wie als Mensch, so als Schriftsteller von seinem jüngeren Stadtgenossen Joh. Oldecop, der ebenfalls hildesheimische Denkwürdigkeiten hinterlassen hat. Er ist freieren Blicks, von höherer Bildung des Geistes, von stärkerem Können und Wollen, wirklich ein Mann; als Selbstbiograph — denn seine Lebens- und Familiengeschichte bildet den Kern seines Werks — nicht nur der ungemessenen Redseligkeit Joh. Oldecops, die trotz ihrem biedermännischen Ton seine einseitige Tendenzschreiberei nicht zu verdecken vermag. Stellt sich Henning Brandis als eine Persönlichkeit im vollen Sinne dar, die scharf zu denken und zu fühlen versteht, auch scharf zugreift, wo es zuzugreifen gilt, so nimmt es nicht Wunder, daß auch ihn das Schicksal der Mächtigen in den kleinen städtischen Staatsmikrokasmen des deutschen Mittelalters ereilt hat: von der Höhe ist er durch den Neid und die Mißgunst seiner Mitbürger, wie es scheint, auch durch den Mangel an Rücksichtnahme auf das allgemeine Getriebe schließlich hinuntergestoßen. Aber die Sicherheit, fern von aller Gleichgültigkeit, hat ihn auch dann nicht verlassen. Seine Aufzeichnungen sind frühere von der hildesheimischen Localforschung in einzelnen Theilen eifrig benutzt worden, vollständig werden sie zum erstenmal in Hänselmanns Ausgabe der Forschung zugänglich gemacht. Die Veröffentlichung ist mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, denn das Diarium hat sich nicht in der Urschrift, sondern nur in einer viel späteren Ueberarbeitung eines jüngeren Familiengliedes erhalten. Mit dem feinen Verständniß der niederdeutschen Sprache, die ihm eigen ist, mit der scharfen und warmen Empfindung für die ganze Sonderart des alten niedersächsischen Bürgerthums hat der Herausgeber, bekanntlich auch Herausgeber der Braunschweiger Chroniken in der Sammlung der deutschen Städtechroniken, feinsinnig und tactvoll, man könnte sagen künstlerisch schön das ursprüngliche Diarium von Henning Brandis reconstruirt. Hierauf hat er sein ganzes Augenmerk gerichtet, auf eine Mittheilung der Denkwürdigkeiten selbst, die unverfälscht, ohne prunkhafte Zuthaten, schlicht und rein einen vollen Ausschnitt aus dem Stadtbilde von Hildesheim zu gewähren versucht. Von Erläuterungen und gelehrten Anmerkungen ist aus diesem Grunde Abstand genommen; überaus reichhaltig sind dagegen die Register der Personen und Orte, Sachen und Wörter, gewissermaßen ein Wegweiser durch das ganze Diarium. Eine Einleitung voll Fleiße und Anmuth, mit dem archaisirenden Zug, auf den sich der Archivar Braunschweigs versteht, wenn er mit seinen Helden fühlt und denkt, mit ihnen leidet oder sich freut, mit ihnen schreibt, malt in kurzen Strichen die Persönlichkeit des Verfassers dieser Denkwürdigkeiten hin, wie er im Hause, in der öffentlichen Wirksamkeit, als Geschichtschreiber seiner Familie und seiner Vaterstadt gewesen. Es ist eine werthvolle Gabe, die er uns bietet, die viel höher steht als die Chronik Joh. Oldecops, die der Literarische Verein zu Stuttgart unter seine Fittige genommen hat (1891). Das einzige Bedauern, das man empfindet, ist m. E., daß dieses Diarium nicht der großen Sammlung der deutschen Städtechroniken einverleibt worden ist; es würde zu ihren besten Theilen gehört haben, wie die Selbstbiographien von Bürgern aus Nürnberg und Augsburg.

Naturalistische Walpurgisnacht. Ein Satyrspiel vor der Tragödie von M. E. delle Grazie (Leipzig, Breitkopf 1896). — Man muß dem Dichter das Recht zugestehen, die Weltzustände seiner Zeit poetisch zu gestalten und die realen Vorgänge, die sein Jahrhundert bewegen, an den idealen Elementen zu messen, die jenen zugewandt liegen. Da nun das Bestehende stets hinter dem, was sein soll, zurückbleibt, werden die Anschauungen der Poeten entweder elegische Natur sein, wie bei den Weltschmerzlern, oder voll heiligen Zorns, wie bei den Freiheitsdichtern, oder voll Humor, wie bei Heine. Jedes Zeitalter hat seine Stürme und Kämpfe und je gewaltiger dieselben sind, um je wichtigere Dinge es sich handelt, desto voller werden die Saiten der Lyra der Poeten erklingen. Nun sind aber gerade die Tage, in welchen wir leben, voller Conflicte und Gegensätze, überall gährt und brodelt es, überall suchen neue Prinzipien die alten zu verdrängen und Umwälzungen der weitest gehenden Art bewegen alle Schichten des Volks, eine neue Gesellschaftsordnung soll an die Stelle der bisher gültigen treten und die krassen Ungleichheiten und Widersprüche, die man im alten System zu entdecken glaubt, gründlich beseitigt werden. Diesem Drängen und Vorwärtstreiben gegenüber nimmt nun auch Frl. delle Grazie Stellung, das Ungesunde dieser bestehenden Institutionen, sowie das schlimme Los der untersten Volksclassen erweckt in ihr jenen bitteren Humor, der einst einen Juvenal beseelte, und in dieser Stimmung entstand ihre „naturalistische Walpurgisnacht", die wohl als sociales Glaubensbekenntniß der Dichterin aufgefaßt werden kann und mit der sie offenbar ihre Seele befreite von dem Druck, der heutzutage auf jedem Denkenden lastet. Es handelt sich ihr nicht darum, Einzelnes herauszugreifen, wie es von den modernen socialistischen Poeten geschieht: ihr schwebt eben der ganze volle Spuk des fin de siècle vor, und wie sich in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai die Hexen auf dem Brocken einfinden, wohin die Sage den Kampf zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum und den Untergang des ersteren verlegt, oder wie Goethe in der „classischen Walpurgisnacht" den Sturz der griechischen Cultur zeichnet, so will die Dichterin die Vernichtung der alten, unhaltbar gewordenen Weltordnung mit kühnen und kräftigen Strichen uns vor Augen führen. Es war deßhalb nicht bloße Laune, daß sie die dramatische Form für ihre Satire wählte; es war eine Art Nothwendigkeit, dem Beispiele Goethe's zu folgen und nicht bloß allegorische Personen, sondern die unsre Zeit beherrschenden Uebelstände als wirkliche Personen auftreten zu lassen. Daß hiebei die Heuchelei die erste Rolle spielt und alle übrigen Einrichtungen sich ihr als der Gebieterin unterordnen, ist selbstverständlich; dennoch wird in dem Dramolet jeder einzelnen Institution Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen und in ihrem eigentlichen Charakter vorzustellen. Man kann von einer wirklichen Fabel des Stückes allerdings nicht sprechen, allein trotzdem ist der Aufbau des Satyrspiels vollkommen dramatisch. Die ganze schwüle Atmosphäre, die über der Welt lagert, wird uns gezeigt, und mitten in die Orgie, welche die bösen Geister der Zeit im Tempel der Heuchelei feiern, fällt die Katastrophe der Verschmetterung des Palastes und das Erscheinen des Dichters, der das Evangelium der Wahrheit verkündet, denn er ist nur der Herold der neuen Zeit, die allerdings den Entarteten ihr Recht zurückgibt — (weßhalb zum Schlusse des Spieles die Uebeltäter mit fliegenden Fahnen und das Osterlied der Freiheit singend auf die Bühne treten) —, aber in ihrer Reinheit nur erfüllt werden kann, wenn sie sich an die Natur anschließt und wenn nicht die zerstörenden, sondern die aufbauenden Elemente an die Reihe kommen. Die Verse, die sich in ihrem Rhythmus dem bald humorvollen, bald bitter-sattirischen Inhalt anpassen, erreichen mit dem Auftreten des Dichters ihren höchsten Schwung. Mag man nun über die Ansichten der Dichterin denken, wie man will — so muß man doch dem ästhetischen Werthe der Dichtung und der Ueberzeugungstreue, sowie dem heiligen Ernste der Poetin seine volle Anerkennung aussprechen. Wenn sie — zum Unterschiede vom griechischen Satyrspiele — das vorliegende Werk ein „Satyrspiel vor der Tragödie" nennt, so wollen wir hoffen, daß diese pessimistische Ansicht nicht Wahrheit werde.

Karl Werner.

Ein wiedergefundenes slawinzisches Buch. — Die gedruckte Literatur der ziemlich ausgestorbenen Slawinzen ohne Leba-

Digitized by Google

Kaschuben in Hinterpommern umfaßte bis jetzt den Katechismus von Pontanus, der zudem nur auf der einen Spalte slowinzisch, auf der andern deutsch ist. Die geringe Zahl der bekanntlich evangelischen Slowinzen gegenüber den katholischen Kaschuben in Westpreußen war der Ausbildung ihrer Literatur um so weniger förderlich, als nur sehr selten ein Pastor in jenen Kirchspielen wirkte, der der slowinzischen oder auch nur der polnischen Sprache in entsprechendem Grade mächtig gewesen wäre. Aus den Slowinzen selbst ist aber nie ein wissenschaftlich gebildeter Mann hervorgegangen, der seine Muttersprache literaturfähig gemacht hätte.

Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts führen nun außer dem deutsch-wendischen Katechismus von Pontanus kein weiteres slowinzisches Schriftwerk auf. Die Werke, die Wutstrack als von Pontanus herrührend anführt, nämlich die Uebersetzung des lutherischen Katechismus, die Agende, die Passionsgeschichte, die Bußpsalmen und einige Kirchenlieder, sind in der Ausgabe von 1643 im „Parvus Catechismus D. Martini Lutheri Germaniae-Vandalicus“ vereinigt. Wutstrack u. a. bemerken, daß sonst nichts in der slowinzischen Literatur vorhanden sei, daß man aber früher gewiß noch andere religiöse Bücher besessen. Die eigenthümliche Art der Slowinzen, jedem Todten seine alten kaschubischen Bücher mit in den Sarg zu geben, war meinem Vorhaben sehr ungünstig, noch derartige Werke vorzufinden; selbst den Katechismus des Pontanus fand ich nur einmal im Schmolsiner Kirchenarchiv, dem ehemaligen Wirkungskreis des Uebersetzers und Bearbeiters. An erster Stelle ist natürlich an ältere Gesangbücher, Katechismen, Evangeliarien und Postillen zu denken, die gar Pontanus erschienen. Nach Einführung der Reformation in Pommern und dem Wirken Bugenhagens mußte sicher auch etwas für die Slawinzen geschehen. Letzter bietet Pontanus selbst gar keinen Anhalt. Eine Vorrede fehlt seinem Werke und das kurze Nachwort zum Katechismus, wie die Einleitung zu den Trostbüchern, deutet nirgends auf Vorgänger hin. Nur neben dem Lied Paul Ebers „Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott“ steht K. Szymon Krofea. Ein glücklicher Zufall gab mir das wohl sehr seltene Exemplar in die Hände, auf das sich diese Worte beziehen. In keinem der slowinzischen Kirchspiele, bis auf Schmolsin, habe ich dies und des Pontanus Buch gefunden, andere slowinzische Bücher scheint es nicht gegeben zu haben.

Dies Buch, das zugleich das einzige nur in slowinzischer Sprache geschriebene ist, trägt den Titel „Duchowne piesnie D. Marcina Lutbera y yanich nabożnich mężow. Z niemieckiego w Slawiensky ięzik wilozone. Przez Szymana Krofeu sługę słowa Bożego W Bytowie. Drukowano w Gdańsku przez Jacuba Rhode. Roku Pańskiego 1586.“ (Geistliche Lieder D. Martin Luthers und anderer frommer Männer; aus dem Deutschen in die slowinzische Sprache übersetzt; von Syman Krof, Diener des Wortes Gottes in Bütow. Gedruckt in Danzig von Jakob Rhode, im Jahre des Herrn 1586). Das Buch hat die Größe eines Reclambändchens, umfaßt Bogen A—D, deren erste 5 Blätter am unteren Rande gezählt sind. Es ist mit gothischen, theilweise recht undeutlichen Lettern gedruckt, die Seiten, die ungefähr 24 Zeilen enthalten, sind ohne Zahlzeichen. Nach der Einleitung folgen 96 slowinzische Lieder und Gesänge. Sie sind fast sämmtlich aus dem Deutschen übersetzt, die Ueberschrift gibt meist den Anfang des entsprechenden deutschen Kirchenliedes wieder. So: „1. Der Hymnus Veni Redemptor gentium, Nu kom der Heyden Heylund D. Marth. Luth.“ Auf mehrere Lieder folgen noch Gebete in Prosa. Die letzten sieben kirchlichen Gesänge sind mit Noten versehen. Ein „Register nach dem Alphabet Deutsch“ beschließt das Buch, dem ein Schmolsiner Pastor handschriftlich noch eine Reihe von Liedern beigegeben hat.

Die Sprache der Lieder weicht weniger vom geschriebenen Polnisch als von der heute gesprochenen slowinzischen Sprache ab, demnach geben eine Anzahl Worte, besonders das jem-jo jestem dem Buche seine Eigenart.

Leider fehlen nach dem Titelblatt mehrere Blätter, so daß von der Vorrede nur das Blatt B 4 erhalten ist. Aus diesem geht hervor, daß die pommerschen Herzoge der Thätigkeit Krojs lebhaftes Interesse entgegenbrachten und ihn unterstützten. Er gedenkt sogar nach andere Lieder und Predigten herauszugeben und widmet ihnen das Buch zu Bütow „am Conredientage, an dem Luther vor 40 Jahren aus dieser Welt schied“.

Die pommerschen Fürsten, die damals regierten, waren Ernst Ludwig († 1590), der seit 1569 in Wolgast, und Johann Friedrich († 1600), der seit 1569 in Stettin residirte. Bütow und das Slowinzenland gehörte letzterm, Bütow selbst hatte Barnim XII. († 1603) zur Apanage erhalten. Der Antrieb zu jener literarischen Thätigkeit ging höchst wahrscheinlich von Johann Friedrich aus, jenem gelehrten, prachtliebenden und thatkräftigen Fürsten, der 1575 bis 1577 das Stettiner Schloß bauen ließ, einen Feldzug gegen die Türken mitmachte, nach der Einführung der Reformation auf Hebung von Kirche und Schule bedacht war und als Schwiegersohn des Brandenburger Kurfürsten Johann Georg († 1598) Pommerns Geschicke fester an die Brandenburgs band. Seine Gemahlin Erdmute († 1623) lebte später zu Stolp. Diese, wie ihre Tochter Anna, standen mit Pontanus in Verbindung. Es ist kaum zufällig, daß die Tochter den Bestrebungen Interesse entgegenbrachte, für die wohl schon der Vater ein warmes Herz zeigte: den Slawen in seinem Lande Erbauungsbücher in ihrer Sprache zu geben. Daß der Druck in Danzig stattfand, ist bei der Entfernung von Stettin und dem slawischen Charakter jener Stadt leicht erklärlich. Wie rege unter Johann Friedrich die Bestrebungen in Pommern waren, dem Valle Erbauungsbücher in die Hand zu geben, ist noch daraus ersichtlich, daß zwei Jahre später die Bibel und einige Schriften Luthers in plattdeutscher Sprache erschienen. Das Interesse an slowinzischen Erbauungsbüchern fand unter Johanns Friedrichs Tochter Anna nochmals Ausdruck in der Wirksamkeit des großen Schmalkinners. Nach dem Aussterben des pommerschen Herrschergeschlechts war die Blüthe vorüber. Die polnische Herrschaft verdrängte die slowinzische Eigenart zu gunsten der polnischen. Unter brandenburgischer und preußischer Regierung waren polnische Bücher in der immer kleiner werdenden Sprachinsel in Gebrauch, der Katechismus des Pontanus wurde noch zweimal herausgegeben. Seit 1886 aber wird nur aus deutschen Gesangbüchern im Slowinzenlande gesungen. In slowinzischer Sprache aber ist außer einigen Sprichwörtern, Liedern und Geschichten nichts aufgezeichnet worden.

Dr. F. Tetzner.

* Die Encyclopädie der mathematischen Wissenschaften, zu deren Herausgabe sich im vorigen Jahre die Akademien zu München und Wien, sowie die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen entschlossen hatten, ist jetzt so weit vorbereitet, daß für die Artikel der ersten drei Bände die Bearbeiter gewählt sind und die Wahl angenommen haben. Diese Encyclopädie soll mit möglichster Vollständigkeit eine Gesammtdarstellung der mathematischen Wissenschaften nach ihrem gegenwärtigen Inhalt an gesicherten Resultaten geben und sich dabei nicht auf die sogenannte reine Mathematik beschränken, sondern auch die Anwendungen auf Mechanik und Physik, Astronomie und Geodäsie, sowie die verschiedenen Zweige der Technik berücksichtigen. Dadurch soll die Encyclopädie ein Gesammtbild der Stellung geben, die die Mathematik innerhalb der heutigen Cultur einnimmt. Der erste Band wird die Arithmetik und Algebra, der zweite die Analysis, der dritte die Geometrie umfassen. Der vierte und fünfte Band sollen angewandte Mathematik behandeln, endlich der sechste Band nach einer Behandlung der Geschichte, Philosophie und Didaktik eine Gesammtübersicht über die Entwicklung der mathematischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert geben, sowie ein alphabetisches Register enthalten. Die Artikel selbst sind nicht alphabetisch, sondern sachlich geordnet und werden etwa 240 Druckbogen füllen. Die Leitung der Redaction sind die HH. Meyer (Clausthal) und Burckhardt (Zürich). Die betheiligten gelehrten Gesellschaften haben zur Unterstützung der Redaction eine Commission niedergesetzt, die aus den HH. Klein (Göttingen), Dyck (München) und Gscherich (Wien) besteht. Von dieser Commission ist H. Webee (Straßburg) als Vertreter der deutschen Mathematiker-Vereinigung und Baltzmann (Wien) als Beirath in wissenschaftlichen Fragen cooptirt. Zu Mitarbeitern am ersten Bande sind die folgenden HH. gewählt: Bachmann (Weimar), Burchinger (Berlin), Bohlmann (Göttingen), Burckhardt (Zürich), Czuber (Wien), Hilbert (Göttingen), Hölder (Königsberg), Landsberg (Heidelberg), Mehmke (Stuttgart), Meyer (Clausthal), Netto (Gießen), Pringsheim (München), Runge (Hannover), Schönfließ (Greifswald), Schubert (Hamburg), Study (Greifswald), Vahlen, (Königsberg), Weber (Straßburg), Weimar (Lund).

* Aus Gluchalm wird der „Frkf. Ztg.“ geschrieben: Zum bevorstehenden 25jährigen Regierungsjubiläum wurde König Oskar zum Ehrendoctor aller Facultäten der Universität Wien ernannt. Dies ist eine Auszeichnung, die zum erstenmal erfolgt, und durch ein Decret des Kaisers bestätigt werden muß. Die Universität in Wien wird eine Deputation, aus dem Rector magnificus Prof. Leo Reinisch, dem Dekan der philosophischen Facultät Prof. Huber, und dem Orientalisten Hofrath Prof. Karo-

dacek bestehend, nach Stockholm senden, um das Diplom, ein Prachtwerk, von den ersten Künstlern Wiens ausgeführt, dem König zu überreichen.

* In Sparta sind im Hause des Chrestos Grillus in einer Tiefe von 1½ Meter unter dem Fußboden zwei große Mosaiken aus guter Zeit und von vorzüglicher Erhaltung aufgefunden worden. Das eine von ihnen stellt Orpheus dar, wie er die Leier spielt und die wilden Thiere um sich herum zähmt, auf dem andern sind Blumengewinde in schönem Farbenschmuck zu sehen. Wenige Meter von diesem Hause hat man ein drittes Mosaik, das den Raub der Europa zum Gegenstand hat, entdeckt.

* **Halle.** Die juristische Facultät hat beschlossen, durch ihre Mitglieder Vorträge über das Bürgerliche Gesetzbuch und die damit zusammenhängende Gesetzgebung halten zu lassen. Sie werden in vier Cursen gehalten, von denen jeder 12 zweistündige Vorträge umfaßt. Der erste Cursus findet in den Monaten October bis Decembee 1897, der zweite März bis Mai 1898, der dritte October bis December 1898, der vierte März bis Mai 1899 statt, und zwar Samstags von 6 bis 8 Uhr. Der erste Cursus wird am 2. October 1897 beginnen. Karten zur Theilnahme an den Cursen sind bei der kgl. Universitätsquästur, Universitätsverwaltungsgebäude (an der Universität 10) zu erhalten, und zwar für jeden einzelnen Cursus zum Preise von 20 M.

* **Graz.** Für die erledigte Lehrkanzel des österreichischen Civilrechts wurden seitens der juridischen Facultät primo loco vorgeschlagen die Professoren Steinlechner und Schiffner (Innsbruck).

eb. **Basel.** Am 10. d. M. feierte der pathologische Anatom Prof. Dr. Moriz Roth das 25. Jubiläum seiner akademischen Thätigkeit an der hiesigen Universität. Eine Deputation der philosophischen Facultät überreichte ihm das Diplom eines Dr. phil. hon. c. Die Würde findet ihre Begründung in den historischen und philologischen Studien des Jubilars, die mit seinem Beiwerk in Zusammenhang stehen. Zugleich mit Prof. Roth begeht auch der Professor der Kinderheilkunde Dr. Ed. Hagenbach-Burckhardt das Jubiläum seiner 25jährigen Professurthätigkeit. — Mit einer vorzüglichen Habilitationsvorlesung über „Die Zukunftshoffnung in der johanneischen Literatur" habilitirte sich lic. theol. Paul Werner.

* **London.** Hier starb im 69. Lebensjahr an einem Herzleiden Professor Friedrich Althaus, der, in Detmold geboren, Anfang der fünfziger Jahre nach England auswanderte und dort als Lehrer und Schriftsteller eine umfassende Thätigkeit entfaltet hat. Seine „socialen Briefe aus England" und die zweibändigen „englischen Charakterbilder" (von 1869) haben viel zur richtigen Schätzung britischen Wesens in Deutschland beigetragen.

HK. **Oxford.** In den neuen glänzenden Räumen unsres „Ashmolean-Museums" für Kunstalterthümer fand am 8. d. M. eine große Abendgesellschaft statt, die von dem verdienstvollen Conservator Mr. Evans und dem Professor für klassische Archäologie Mr. Gardner veranstaltet wurde, um den Besuchern u. a. folgende neue Erwerbungen zur näheren Ansicht darzubieten: 1. Eine Auswahl chromophotographischer Abbildungen, die eine überraschend neue Anschauung von der antiken Malerei, Sculptur und Architectur, insbesondere des griechischen Säulenschmucks, nach pompejanischen Wandgemälden gewähren. 2. Ein neues Geschenk des freigebigen Stifters Dr. Fortnum (dem das Museum bereits die früher erwähnten kostbaren Majolikavasen aus der Renaissancezeit, sowie die geschätzten Westwoodschen Abgüsse der berühmtesten Elfenbeinskulpturen verdankt), seine unschätzbare Sammlung der verschiedenartigen Fingerringe aus dem Alterthum, Mittelalter und neuerer Zeit. Diese reichhaltige, über 800 Exemplare enthaltende Sammlung beleuchtet die gesammte Geschichte der Fingerringe von den frühesten bis auf die spätesten Muster und umfaßt altägyptische, griechische, etruskische, römische, altchristliche, mittelalterliche und Renaissanceproben. 3. Eine Sammlung täuschend nachgemachter oder gefälschter Kunstalterthümer, wie z. B. orientalischer Waffen, Vasen und Figuren aus Bronze, Eisen und Terracotta, die für den Kunstkenner und Forscher bekanntlich in manchen Fällen von nicht geringerem Werth und Interesse sind als die echten. — Um den archäologischen Kunstschatz der Fingerringsammlung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wird voraussichtlich früher oder später ein descriptiver, mit Abbildungen ausgestatteter Katalog in der „Clarendon Press" von Dr. Fortnum veröffentlicht werden.

* **Paris.** Einer der drei Sessel, die durch den Tod des Herzogs von Aumale im Institut von Frankreich frei geworden sind, derjenige in der Akademie der schönen Künste, ist am 10. d. M. durch die Wahl des Prinzen van Arenberg wieder besetzt worden. An demselben Tage verlas in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften Maurice Block eine Würdigung der Arbeiten Edwin Nasse's, der bis zu seinem Tode am 4. Januar 1890 correspondirendes Mitglied der Akademie war. Paul Leroy-Beaulieu schloß sich in Erinnerung daran, daß er 1865 in Bonn zu Nasse's Füßen gesessen, dieser Ehrung des deutschen Gelehrten an und nannte ihn einen der besten Kämpfer auf dem Gebiete der Nationalökonomie.

* **Petersburg.** Wie der „Regierungsbote" aus Kronstadt meldet, hat Admiral Makarow am 10. eine Reise nach dem äußersten Norden angetreten, mit dem Auftrage, den Wasserweg nach den Mündungen der Flüsse Ob und Jenissei zu untersuchen, sowie das Karische Meer zu erforschen. Makarow begibt sich an Bord eines Handelsdampfers zunächst nach Matoschkin Schar auf Nowaja Semlja. Falls er die Flußmündungen glücklich erreicht, beabsichtigt der Admiral, stromaufwärts zu fahren, die dort belegenen Städte zu besuchen und Ende September über Sibirien nach Kronstadt zurückzukehren. Die Reise steht in directer Verbindung mit der vom Admiral angeregten Frage über die Erweiterung der Navigationsperiods im Karischen Meere vermittelst Eisbrechdampfer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

H. v. Samson-Himmelstjerna: Die westöstlichen Contraste; Victor Kaisee: Homer und die Sibylle in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte. (Sammlung Virchow-Wattenbach. Heft 267 u. 268.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1897. — Dr. Rudolf Eisler: Einführung in die Philosophie. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. — Anton Friedrich Schneider: Poetische Momente. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1897. — W. Feelmuth: Bim! baum! Helfe dir Gott aus deinem Traum! Beitrag zur Klärung des Urtheils über G. Hauptmanns deutsches Märchendrama „Die versunkene Glocke". Berlin, Fußinger 1897. — Major Paal Plinznee: Briefe über das Reiten in der deutschen Cavallerie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Lieutenant Brosig: Bericht über meinen Ritt von Forbach i. Lothr. nach Glatz in Schles. 2. Aufl. Ebd. 1897. — Der Cueort Büegenstock am Vierwaldstädtersee. Mit 14 Illustrationen ꝛc. (Europäische Wanderbilder Nr. 250.) Zürich, Orell Füßli. — Dr. Christian Kittler: Ueber die graphische Verbreitung und Nutue der Cedpyramiden. (Münchner geographische Studien. Hggb. von Siegmund Günther. 3. St.) München, Theod. Ackermann 1897. — „Fridde uff Eedel" Neüne Gardinepreddigt von Settche Hampelmann, Vorjersfräü in Frankfort am Mää, an die 6 Großmächt in ohrsendalisch-ochsidenoalische Angelegenheite. Frankfurt a. M., Selbstverlag von H. Adler i. F. B. Rudolf. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilh. Spemann, hggb. von Rich. Graul und Rich. Stettiner. II. Jahrg. 10. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Wienee Rundschau. Hggb. von Rud. Strauß. 2. Bd. Nr. 15. Juni 1897. Wien.— M. Widdeen: Die neue Mamsell. Roman. Berlin, Alb. Goldschmidt 1897. — Bothu v. Pressentin-Nauttee: Ein Taugenichts. Roman. Ebd. — Richard Hugo: Fastnachtspussen. Ein toll und ausgelassen Spiel von Hans Sachsen. Zürich, J. Schabelitz 1897. — v. Dieste-Daber: Bismarck und Bleichröder. Deutsches Rechtsbewußtsein und die Gleichheit vor dem Gesetze. Lebenserfahrungen aus Acten, Tagebüchern und Briefen. München, Th. Wenng 1897. — Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. 9. Jahrg. 1896. Mit Abbildung ꝛc. Dillingen a. D., J. Keller 1897. — Hinter den Coulissen des Tausch-Prozesses. Enthüllungen von einem actenkundigen Politiker. 4. Aufl. Zürich, Cäsar Schmidt 1897. — Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets, hggb. vom Kaiserl. Statistischen Amt. Mai 1897. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. — Festschrift für das X. Bayerische Turnfest in Ansbach 1897, hggb. vom Preßausschuß. Ansbach, C. Brügel u. S. — Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften. 2. Aufl. Ausgabe 1897/98. I. Bd. Nebst Anhang: Die deutschen und ausländischen Staatspapiere ꝛc. Leipzig, A. Schumann. — Das Museum. Anleitung zum Genuß ꝛc. von W. Spemann. II. Jahrg. Lfg. 11 u. 12. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 14. Juli. Nummer 154.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Musik-ästhetik der Griechen. Von Dr. phil. H. Abert. — Gustav Adolf Harald Stenzel. Von O. Heine. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Musik-ästhetik der Griechen.

Von Dr. phil. H. Abert.

Als die in jüngster Zeit entdeckten altgriechischen Melodien nach fast zweitausendjähriger Vergessenheit zum erstenmal wieder dem menschlichen Ohr erklangen, da war der Eindruck, den sie beim Laienpublicum wie bei den Fachmännern hervorriefen, unverkennbar ganz gewaltig. Aus Frankreich kamen enthusiastische Berichte von der tiefen Wirkung, welche jene alten Weisen auch auf den modernen Hörer ausgeübt hätten. Endlich glaubte man nunmehr den unwiderleglichen Beweis dafür in Händen zu haben, daß die Griechen auch auf dem Gebiete der Tonkunst dieselben Meister gewesen, wie auf dem der Poesie und der bildenden Kunst. Dem unbekannten nachclassischen Verfasser der delphischen Hymnen widerfuhr sogar von einer Seite die gewiß unverdiente Ehre, als Künstler direct neben Aeschylus, Pindar, Phidias, Sophokles und Praxiteles gestellt zu werden.

Nun aber ergab sich, daß man bei all diesen modernen Aufführungen die antiken Melodien, „um sie dem modernen Verständniß näher zu bringen", mit einer modern harmonischen Unterlage, einer „Begleitung" versehen hatte, die sich bald mehr, bald weniger discret in den Vordergrund drängte. Insbesondere waren es die eigenthümlichen chromatischen Gänge der delphischen Hymnen, welche dem modernen Arrangeur Gelegenheit zu geistreicher Harmonisirung und kühner Modulation gaben.

Allein wir wissen mit Sicherheit, daß die Musik der Griechen keine Harmonie in unserm Sinne kannte, sondern durchweg auf reine Melodik beschränkt war. Eine antike Melodie mit einer modernen harmonischen Unterlage versehen, heißt somit nicht etwa dieselbe als solche unserm Verständniß näher bringen, sondern das Grundprinzip der griechischen Musik überhaupt außer Acht lassen.

Fällt aber das moderne Element der Harmonisirung weg, d. h. hören wir uns z. B. die delphischen Hymnen, von einem Chor unisono gesungen, an, so wird unser Urtheil ein bedeutend kühleres werden. Wir wundern uns wohl über den bewegten, bunt schillernden Charakter von Melodie und Rhythmus, wir erkennen auch das tonmalerische Bestreben des Componisten an, aber der Schritt vom Begreifen zum Genießen ist uns durchaus unmöglich.

Aber nicht nur diesem ihrem Grundcharakter nach ist uns die Tonkunst der Hellenen fremd, sondern auch die ganze Auffassung, welche der antike Hörer ihren Erzeugnissen entgegenbrachte, war von unsrer modernen durchaus verschieden. Der Grieche hörte sozusagen mit ganz anderen Ohren Musik als der moderne Mensch. Daß sich aus dieser Verschiedenheit für die Tonkunst eine vollständig andere Stellung im privaten wie im öffentlichen Leben ergeben mußte, als sie heutzutage einnimmt, ist leicht begreiflich.

Ueber das Wesen dieser Auffassung der Griechen von der Musik liegen uns in ihren musiktheoretischen Schriften zahlreiche Nachrichten vor. Und diese sind es, welche wir in erster Linie zu prüfen haben, wenn wir zu einem wirklichen Verständniß der erhaltenen Musikreste gelangen wollen.

Schon bei Homer spielt die Musik, d. h. die Gesangskunst eine bedeutende Rolle. Der Zauberlaut des Gesangs scheucht dem Achill den Schmerz, den ihm der Verlust der Briseis bereitet, er entlockt dem heimkehrenden Odysseus Thränen der Wehmuth, ja er versöhnt sogar im Eingang der Ilias den Groll Apollo's selbst. Und wer kennt nicht die berühmten Verse der Odyssee über „Tanz und Gesang, die Zierden des Mahles?"

Später, in der classischen Zeit, beschäftigte man sich auch theoretisch in eingehendster Weise mit den Wirkungen der Musik auf Ohr und Gemüth des Hörers. Insbesondere waren es die Philosophen, welche sich durch die große Bedeutung der Tonkunst für die Jugenderziehung veranlaßt sahen, auf diesem Gebiet bis ins einzelnste gehende Untersuchungen anzustellen.

Eine genauere Betrachtung der einschlägigen Schriften läßt uns hier zwei Theorien erkennen, eine rein ethische und eine ästhetisch-formalistische, die der modernen Auffassung näher kommt.

Die erstere Richtung muthet uns ziemlich fremdartig an. Wir Modernen suchen mit wachem, klarem Bewußtsein die Schönheiten eines Tonwerks in uns aufzunehmen, der musikalische Kunstgenuß, den es uns bereitet, ist für uns die Hauptsache. Eduard Hanslick hat diese Art von bewußter geistiger Thätigkeit, welche der gebildete musikalische Hörer, z. B. beim Anhören einer Symphonie, ausübt, geistreich ein „Nachdenken der Phantasie" genannt.

Ganz anders empfanden jene Musikethiker der Griechen, in deren vordersten Reihen wir Philosophen wie Plato und Aristoteles und Musiker wie Aristoxenos von Tarent finden. Unserm bewußten Aufschauen eines Tonwerks tritt hier ein rein sinnliches Ergriffenwerden gegenüber, das in einzelnen Fällen direct pathologische Zustände hervorrufen kann. Der sinnliche Reiz einer Melodie, bezw. eines Rhythmus ist da so stark, daß er nicht allein das Gefühl nach einer bestimmten Richtung hin afficirt, sondern durch dessen Vermittlung auch noch auf die Willensentschließungen des Hörers einwirkt. Von Melodien und Rhythmen, die einen derartigen Einfluß ausübten, sagten jene Theoretiker, sie hätten ein bestimmtes „Ethos", z. B. ein kriegerisches, erschlaffendes, thränenerregendes u. s. w. Ethos. Es ist für die Verschiedenheit der modernen und antiken Musikauffassung bezeichnend, daß unsre Sprache keinen vollständig entsprechenden Ausdruck dafür besitzt.

Wurde die Musik aber nun einmal als eine derartige dämonische Zaubermacht empfunden, die alles Denken und Handeln des Menschen unter ihrem Banne hält, so ist ohne

Digitized by Google

weiteres klar, daß sie im privaten wie im öffentlichen Leben eine ungeheure Bedeutung erlangen mußte. Gleich einer Naturkraft konnte sie, in die richtigen Bahnen gelenkt, dem Einzelnen wie der Gesammtheit Nutzen und Segen bringen, dagegen aber auch vermöge ihrer Proteusnatur Unheil und Verderben stiften, wenn man sie nicht in weisen Schranken hielt. Insbesondere in der Jugenderziehung mußte sie eine geradezu ausschlaggebende Rolle spielen. Und dieser Punkt ist es, dem die Philosophen sammt und sonders ihr Hauptaugenmerk zuwenden.

Der schroffste und einseitigste Vertreter dieser musikalisch-ethischen Theorie ist Plato. Ihm gilt die Musik als eine der gewaltigsten sittlichen Mächte. Nur durch die Töne kann nach seiner Ansicht die reinste Harmonie der Seele und damit die aus dieser erwachsende Entschlossenheit zu den edelsten und kühnsten Thaten hervorgerufen werden. Als sittliches Erziehungsmittel ist sie ihm, gleichwie die Poesie, die Vorbereiterin für die Philosophie. Und als solche bildet sie, im richtigen Geiste betrieben, eine geradezu unerläßliche Lebensbedingung des Staatswesens, ohne welche Sitte und Gesetz nicht bestehen können. Aufs sorgfältigste scheidet er in seinem „Staat" das für seine Zwecke Taugliche vom Untauglichen. Denn die Kunst ist zwar eine Nachahmung der „Ideen", aber sie schafft doch nur Scheingebilde, deren Wirkung auf die Sittlichkeit des Menschen unter Umständen auch sehr schädlich sein kann. So läßt er denn auch in der Musik nur solche Melodien und Versmaße zu, die seiner Ansicht nach sittliche Gesinnungen zu erwecken befähigt sind.

Als Beleg für seine bis ins einzelnste gehenden Untersuchungen musikalisch-ethischer Art möge hier eine berühmte Stelle aus dem dritten Buch seines „Staates" ihrem Inhalt nach angeführt werden, wo er die verschiedenen griechischen Tonarten nach dem oben erwähnten Gesichtspunkt behandelt. Für die öffentliche Erziehung läßt er von allen nur zwei zu, nämlich die dorische, als die Tonart der kriegerischen Thatkraft und der männlichen, allen Schicksalsschlägen trotzenden Standhaftigkeit, und die phrygische, als die Tonart der gottergebenen, von jeder Selbstüberhebung freien Gesinnung. Von den übrigen verwirft er die einen wegen ihres weichlichen, zum Trunke verleitenden Charakters, wie die jonische und lydische, die andern wegen ihrer wehmuthsvollen, Thränen weckenden Eigenart, die sie mehr für Weiber geeignet erscheinen lasse, als für Bürger seines Staats. Nach dieser platonischen Theorie ist also unser Moll, das dem antiken Dorisch entspricht, die allein eines Mannes würdige Tonart, während unser Dur, das antike Lydisch, als die Tonart der Weichlinge und Trunkenbolde gebrandmarkt wird.

Aristoteles theilt inbetreff der Stellung der Musik im Jugendunterricht den Standpunkt seines Vorgängers vollständig. Hier ist sie auch ihm allein sittliches Erziehungsmittel und ihre ethische Wirkung die Hauptsache. Nur fügt er bei, die Kunstübung der Knaben dürfe niemals Selbstzweck sein, sondern sie diene nur der Ausbildung des musikalischen Geschmacks. Denn der ausübende Künstler steht auf der Stufe des verachteten, durch Dienstleistungen an andere sich selbst erniedrigenden Handwerkers.

Im übrigen jedoch polemisirt Aristoteles an mehreren Stellen seiner Politik gegen den einseitigen Standpunkt seines Vorgängers. So will er z. B. die lydische Tonart, unser Dur, die jener verworfen hatte, für die Jugenderziehung zulassen, da sie das Gefühl für Zucht und Anstand fördere.

Die Tonarten theilt er ein in ethische, praktische und enthusiastische. Zur ersten Kategorie gehören alle diejenigen, welche eine Festigung oder eine Störung unsres seelischen Gleichgewichts hervorrufen, zur zweiten die, welche unmittelbar auf unser Willensvermögen einwirken und zur That reizen, zur dritten endlich diejenigen, welche eine Aufhebung des normalen Empfindungsvermögens nach sich ziehen, d. h. jene Art von Verzückung hervorrufen, welche die Griechen „Ekstase" nannten. Die Seele schied hiebei, so dachte man sich, gleichsam gänzlich aus dem Leibe aus, um sich völlig mit der Gottheit zu vereinigen. Namentlich bei den orgiastischen Feiern des Dionysosdienstes spielte die Ekstase eine hervorragende Rolle.

Waren die bisher geschilderten Einwirkungen der Musik nur moralischer Natur gewesen, so betreten wir mit der Erwähnung der Ekstase das Gebiet des rein Pathologischen.

Wir wissen aus zahlreichen Berichten der Alten, daß die Musik geradezu als Heilmittel gegen Krankheiten, insbesondere des Geistes angewandt wurde. Es ist hier in erster Linie der „Korybantiasmus" zu nennen, eine eigenthümliche Form des religiösen Wahnsinns, die sich mit der Ekstase des Dionysosdienstes nahe berührte. Ihren Namen hatte sie von den Korybanten, den unheimlichen Begleitern der phrygischen Bergmutter Kybele, von denen man sich den Kranken „besessen" dachte. Hören von Flötenklang, Träumen ohne Schlaf, wilde Tanzwuth und leidenschaftliche Aufregung waren die Hauptsymptome dieser Krankheit.

Merkwürdig war nun die Therapie derselben. Es wurde nämlich eine Art von homöopathischem Verfahren angewandt. Durch Flötenspiel, das man dem Ohre des Besessenen nun wirklich ertönen ließ, suchte man nämlich die Erregung bis zu ihrem höchsten Grade zu steigern, um durch diese gewaltsame Entladung den Kranken dem Banne des Wahnsinns zu entziehen. Und zwar war für diese Procedur wiederum eine ganz bestimmte Tonart vorgeschrieben, nämlich das „enthusiastische" Phrygisch, dem man die meiste Heilkraft in derartigen Fällen zutraute.

Die hier gemachten Erfahrungen legten den Gedanken nahe, die Heilkraft der Musik auch bei anderen Krankheiten zu erproben. So entstanden die seltsamen Berichte der Alten über musikalische Wundercuren in Fällen von Tollwuth, Liebesraserei, ja sogar von Ischias.

Wir sehen, diese ganze ethische und medicinische Auffassung von der Musik beruht darauf, daß der antike Mensch dem unmittelbaren, sinnlichen Reiz derselben in viel höherem Grade preisgegeben war, als wir Modernen, die wir diese elementarische Einwirkung durch ein bewußtes, contemplatives Genießen paralysiren. Die Glaubwürdigkeit der alten Gewährsmänner in Zweifel zu ziehen, haben wir kein Recht. Plato und Aristoteles haben ihre Theorien nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus dem sie umgebenden vollen Menschenleben, und wir haben guten Grund zu der Annahme, daß bis etwa zum Jahr 450 die Musik-ethiker, zu denen z. B. auch die Schule des Pythagoras gehörte, das Feld allein behaupteten.

Allmählich aber, als die philosophische Speculation in immer weitere Kreise drang, als der alte Autoritätsglaube von dem Drange nach eigener Forschung verdrängt ward, da begann man, sich auch jenem dämonischen Banne der Musik zu entziehen und ihren Werken mit kühler Reflexion gegenüberzutreten. Wann dieser Umschwung eingetreten ist, läßt sich, da wir für jene zweite, der ethischen zur Seite tretende Theorie nur eine einzige Quelle, und zwar aus späterer Zeit besitzen, nicht mehr genau feststellen. Allein der skeptische, alles verneinende Geist, der uns aus dieser Theorie entgegenweht, führt uns mit ziemlicher Sicherheit in die Zeit der Sophisten zurück, welche wie auf anderen Gebieten so auch auf dem musik-ästhetischen mit der alten Tradition gebrochen zu haben scheinen. Lange Zeit hatte man von dem Dasein einer derartigen Richtung keine Ahnung; erst der neueren Zeit hat ein gütiges Geschick einen Einblick in diese Theorien vergönnt. Unter den Schrift-

Digitized by Google

rollen nämlich, die man in dem Schutte von Herculanum fand, befinden sich auch Fragmente einer äußerst interessanten Schrift über die Musik, verfaßt von dem Epikureer Philodemos aus Gadara. Wir kennen ihn aus Cicero als Hausfreund des Piso, der im Jahre 58 v. Chr. das Consulat bekleidete.

Die Tendenz dieser Schrift ist durchaus polemisch; mit sichtlichem Behagen geht der Verfasser, der über ein gut Theil geistreichen Witzes, aber auch göttlicher Grobheit verfügt, seinen Gegnern zu Leibe, unter denen in erster Linie Stoiker wie Diogenes, genannt der Babylonier, dann aber auch Plato und Aristoteles selbst erscheinen.

Der Standpunkt unsres Epikureers selbst ist durchaus negativ. So wenig ein Ding, das wir durch den Geschmacks- oder Geruchssinn wahrnehmen, die Fähigkeit besitzt, auf unsren Gemüthszustand einzuwirken, so wenig vermag dies ein uns durch das Gehör vermitteltes Tonstück. Die Musik besitzt also überhaupt kein „Ethos". Von irgend einer durch sie hervorgerufenen Alteration unsres seelischen oder gar unsres körperlichen Zustandes kann somit gar keine Rede sein. Was über das Ethos der Musik gesagt wird, ist alles leerer, jedes positiven Halts entbehrender Wahn. Der beste Beweis dafür ist einmal, daß die Stimmung, welche eine und dieselbe Melodie bei verschiedenen Hörern hervorruft, erfahrungsgemäß oftmals gänzlich verschieden ist, zweitens aber, daß bei einer und derselben Stilgattung, wie z. B. bei der dithyrambischen, während der verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung im Ethos große Verschiedenheiten zu erkennen sind.

Damit ist natürlich auch die ganze Theorie von der Musik als sittlichem Bildungsmittel hinfällig. Jede moralische Wirkung wird rundweg abgeleugnet; Tonkunst und Sittlichkeit haben nicht das geringste mit einander zu schaffen; was von den Philosophen bisher über diesen Punkt behauptet worden ist, erscheint alles als leeres Geschwätz.

Wie erklärt sich nun aber die Thatsache, daß die Musik zu allen Zeiten in so hohem Ansehen stand? Wie erklären sich die zahlreichen Beispiele für die ungeheure ethische Macht der Musik, welche Sage und Geschichte anführen, wie die staatsrettende Thätigkeit von Musikern wie Tyrtäus und Terpander in Sparta?

Philodem ist der Ansicht, daß der Musik in vielen Fällen eine Wirkung zugeschrieben wird, die gar nicht durch sie, sondern durch die mit ihr verbundene Dichtkunst erzeugt wird. Nicht Melos und Rhythmus sind es, welche einen fördernden oder schädigenden Einfluß auf den Hörer ausüben, sondern die dichterischen Gedanken, welche ein musisches Werk enthält. So haben auch jene Männer in Sparta ihre Erfolge nicht in ihrer Eigenschaft als Musiker, sondern als Dichter erzielt. Die gegentheiligen Berichte der Alten verwirft Philodem als Erfindung der „Musiker und Musiknarren". Auch im Gottesdienste ist die Musik von untergeordneter Bedeutung; sie gehört so wenig zur Frömmigkeit, wie z. B. die Kochkunst. Denn auch im religiösen Liede liegt der Schwerpunkt nicht in der musikalischen Composition, sondern in der Dichtung. Ganz besonders lächerlich aber erscheint die Theorie, welche jeder einzelnen Gottheit ihr ganz bestimmtes Melos zuweist. Nicht einmal bei der Erzeugung der dionysischen Gottesbegeisterung, der Ekstase, spielt die Musik als solche eine Rolle.

Philodems eigene Ansicht geht dahin, daß die Musik durchaus nur der Erholung und Unterhaltung dient. Sie besitzt lediglich die eine Fähigkeit, uns durch das abwechslungsreiche Spiel von Melodie und Rhythmus zu erfreuen; von irgend einer Einwirkung auf unser Fühlen und Wollen jedoch kann gar keine Rede sein.

Die in Philodems Werke niedergelegte Theorie von dem Wesen und der Aufgabe der Musik bezeichnet einen ungeheuren Fortschritt in der musikalischen Aesthetik; ja man kann sagen, in gewissem Sinne überhaupt erst den Anfang einer solchen. Denn wenn die Musik mit roher Naturgewalt den Hörer in einen mehr oder weniger pathologischen Zustand versetzt, in dem er nicht mehr Herr seines Fühlens und Wollens ist, so fehlt eigentlich die Vorbedingung einer jeden ästhetischen Betrachtung, nämlich das unbefangene, bewußte Anschauen eines Kunstwerks.

Allerdings schüttet auch Philodem in seinem Eifer das Kind mit dem Bade aus, indem er die Musik nur als eine Art Spielzeug für die Stunden der Unterhaltung gelten läßt. Von einem ästhetischen Kunstgenuß in unserm Sinne weiß auch er nichts. Allein dieser Abmangel rechtfertigt sich ohne weiteres durch den Zustand der griechischen Musik selbst. Das Uebergewicht der Poesie über die Musik, der enge Anschluß der letzteren an das gesprochene Wort, vor allem aber die ausschließliche Beschränkung auf Melodik und das Fehlen jedweder Harmonie — alle diese Factoren wirken zusammen, um der Musik die Entwicklung zur selbständigen Kunst zu erschweren, ja beinahe ganz unmöglich zu machen.

Philodem ist der einzige unsrer antiken Gewährsmänner, der jener oben beschriebenen ethischen Auffassung von der Musik entgegentritt. Unsre übrigen Quellen stehen allesammt auf dem Standpunkt Plato's und Aristoteles'i Im Alterthum selbst aber stand Philodem mit seiner Theorie schwerlich allein, sondern hatte seine Vorgänger und Nachfolger, deren Schriften nur die Ungunst des Zufalls der Nachwelt vorenthalten hat.

Ueberblicken wir zum Schluß noch einmal die beiden musik-ästhetischen Richtungen, so treten die beiden Grundunterschiede, die moderne und die antike Musikauffassung in unversöhnlicher Weise von einander trennen, deutlich zu Tage. Der eine besteht in der oben erwähnten Eigenart der griechischen Musik überhaupt, der andere aber liegt in dem Fehlen einer eigentlichen, rein ästhetischen Kunstbetrachtung im modernen Sinne.

Wir müssen daher daran verzweifeln, den erhaltenen Resten der griechischen Musik jemals ein anderes als ein bloß historisches Interesse abgewinnen zu können. Die Erzeugnisse der antiken Dichtkunst, Plastik und Architektur wirken auch noch auf das moderne Gemüth mit alter Jugendkraft, das Gebiet der alten Tonkunst aber ist uns fremd geworden und wir müssen uns begnügen, da wenigstens zu begreifen, wo uns ein wirkliches Genießen versagt ist.

Gustav Adolf Harald Stenzel. [1])

Von O. Heine [Brandenburg].

Biographien von Männern aus dem Anfang dieses Jahrhunderts haben den besonderen Reiz, daß sie uns den Wandel der Zeit vor Augen führen und uns auf manche jetzt entschwundene Vorzüge mit Sehnsucht zurückblicken lassen. Die Einfachheit der Lebenshaltung läßt uns die Leute jener Zeit bedürfnißloser erscheinen, die Gefühle der Freundschaft, die Begeisterung für Freiheit und Vaterland finden bei ihnen einen wärmeren Ausdruck, das Streben nach ästhetischer Bildung ist intensiver. Gesteigert wird unsre Theilnahme, wenn uns ein Mann entgegentritt, der durch Geist und Charakter, durch seinen Antheil an den Kämpfen der Zeit und treffende Urtheile über Zeitgenossen besonders interessant ist. Dies gilt von dem Historiker Stenzel, dessen Charakterbild, sowie seine wissenschaftliche und politische Thätigkeit sein Sohn mit be-

[1]) G. A. H. Stenzels Leben von K. G. W. Stenzel. Gotha, Perthes, 471 S.

Digitized by Google

sonnenem Urtheil und warmer Pietät, doch ohne die Schattenseiten im Wesen des Vaters zu verdecken, uns vorgeführt hat. Sorgfältige Aufzeichnungen des Vaters und viele von und an ihn geschriebene Briefe haben den Sohn in Stand gesetzt, das Bild zu beleben und eine auch culturhistorisch interessante Arbeit zu liefern.

Der Geschichtschreiber Stenzel war der Sohn eines Conrectors an der Hauptschule in Zerbst, der sich, aus einem Bauernhause stammend, unter vielen Entbehrungen eine höhere Bildung angeeignet hatte und dann bei einem Einkommen von 600 Thalern nicht nur zwei seiner Söhne studiren lassen konnte, sondern sich auch Haus und Garten erwarb und eine respectable Bibliothek anschaffte. Festigkeit des Willens und unermüdlicher Fleiß sind die Eigenschaften, die er seinem Sohne vererbt hat. Zur Seite stand ihm eine sparsame, kluge Frau, die trotz der beschränkten Mittel drückende Sorgen fern hielt und noch immer für andere übrig hatte. Auch dies ist ein Charakterzug, der sich auf den Sohn vererbt hat.

Im Jahre 1810 ließ dieser sich auf der Universität Leipzig als Theolog einschreiben, aber längst war seine Neigung und besondere Befähigung auf das Studium der Geschichte gerichtet. Für dieses fehlten ihm freilich in Leipzig die anregenden Lehrer, dafür lernte er bei Gottfr. Hermann in den griechischen Uebungen die Methode strenger Kritik, und sein Leben lang hat er dem großen Philologen eine dankbare Verehrung bewahrt. Mehr und mehr zog ihn sein Herz zum Studium der Geschichte. Eine Preisaufgabe der Jablonowski'schen Gesellschaft „über den Einfluß der Deutschen auf die polnische Cultur von Einführung des Christenthums bis zum Tode Wladislaus Jogello's", die er mit Erfolg löste, führte ihn bereits im Anfang seiner Studien dem Gebiete zu, das später einen Hauptgegenstand seiner Forschungen bilden sollte.

Schon hatte Stenzel sein akademisches Triennium vollendet und bereitete sich auf die Promotion vor, da rief Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen. Gern wäre Stenzel sofort dem Rufe gefolgt, und als Anfang April der Herzog von Dessau ein Bataillon für die deutsche Sache rüstete, trat er diesem als Freiwilliger bei. Bezeichnend ist, daß, als der Herzog im Sommer nach der Besetzung Dessaus durch die Franzosen sich gezwungen sah, seine Landeskinder zurückzurufen und, wenn sie nicht sofort Folge leisteten, für Rebellen zu erklären, kein einziger dem Befehle nachkam, da alle die wahre Gesinnung des Herzogs kannten. Doch blieb dem Bataillon, um Unterhalt zu finden, nur übrig, in englischen Sold zu treten. Es wurde der Nordarmee unter Wallmoden zugetheilt. Der Feldzug dieser Armee, auf den der Verfasser, soweit das Anhalter Bataillon betheiligt war, ausführlich eingeht, wurde ohne rechte Energie geführt, auch fehlten dem Obercommando die Kräfte, Davoust und den mit ihm verbündeten Dänen scharf zu Leibe zu gehen. Am 10. December, nachdem den Tag über bei Segestedt in Holstein heftig gekämpft und fast alle anhaltischen Offiziere kampfunfähig gemacht waren, erbot sich Stenzel, der Offizierdienste that, die Reste des Bataillons von neuem zum Sturm gegen eine dänische Batterie zu führen. Schon war er bis in die Nähe der Verschanzung vorgedrungen, da traf ihn eine Flintenkugel zwischen Brust und Unterleib. Monate lang lag er nun im Lazareth zu Neumünster, die Kugel war nicht zu finden, er hat sie bis an sein Lebensende mit sich getragen, und nur seinem kräftigen Körper verdankte er, daß er Ende März halb genesen in das elterliche Haus zurückkehren konnte. Mit dem Sommersemester nahm er seine Studien in Leipzig wieder auf.

Der Mangel an Mitteln schreckte ihn nicht ab, die akademische Laufbahn ins Auge zu fassen, im Frühjahr 1816 habilitirte er sich in Leipzig. Von Anfang an hatte er in seinen Collegien Erfolg, aber trotzdem siedelte er bereits im nächsten Jahr nach Berlin über. Schon damals sah er in Preußen Deutschlands Zukunft, und um so unangenehmer wurde er durch die Erbitterung der Sachsen gegen Preußen berührt, die nach dem Friedensschluß erklärlich genug war. Auch in Berlin fehlte ihm nicht der Erfolg der Vorlesungen, las er doch die Geschichte seit dem Frieden von Campo Formio vor 60 Zuhörern. Freilich, arbeiten mußte er bis zur Erschöpfung; denn neben der Ausarbeitung von fünf Collegien und eifrigem Studium der Geschichtsquellen des Mittelalters war er gezwungen, durch Unterricht und schriftstellerische Thätigkeit den Unterhalt zu verdienen. Darum nahm er eine Stelle als Erzieher im Mendelssohn'schen Hause an, wo das Verhältniß zu seinem Zögling Felix sich bald zu herzlicher Freundschaft gestaltete, die der große Musiker auch in späteren Jahren treu bewahrt hat. Eine Geschichte Anhalts, die Stenzel in dieser Zeit verfaßte, zog ihm wegen des freisinnigen Urtheils über einige Fürsten mehrfache Angriffe aus Anhalt zu.

Ostern 1820 sandte das Ministerium Stenzel als außerordentlichen Professor nach Breslau. Ihm war die neue Stellung zunächst wenig nach Wunsch, hatte er doch seine Hoffnung auf Berlin gesetzt. Schlesien, das auf drei Seiten von slavischen Völkern umgeben, von den Centren der Cultur damals noch durch schwer zu überwindende Entfernung getrennt war und selten von fremden Gelehrten besucht wurde, erschien ihm wie ein Exil, aus dem er möglichst bald fortzukommen hoffte. Und doch hat er dort bleibend eine Heimath und eine Stätte segensreicher Wirksamkeit gefunden, so daß er, als 1840 ein Ruf an die Universität Heidelberg an ihn erging, es vorzog, dort zu bleiben. Hier hat er sich eine Häuslichkeit gegründet, in der er reiches Glück und Befriedigung fand, hier sich durch seine Geschichte der fränkischen Kaiser eine Stellung unter den ersten Geschichtschreibern der Zeit geschaffen, hier durch seine preußische Geschichte, die Forschungen über schlesische Provinzialgeschichte, Sammlung der Urkunden, Ordnung des Archivs, Einwirkung auf seine Schüler und Erweckung des politischen und geschichtlichen Interesses in weiteren Kreisen vor allem um die Provinz Schlesien sich ein dauerndes Verdienst erworben.

Von großem Interesse sind die Urtheile von Zeitgenossen über die Geschichte der fränkischen Kaiser, die der Verfasser aus Briefen von Chr. G. Körner, Joh. Schulze, Schlosser, Joh. Voigt mittheilt, Briefe, die wohl verdienten, ausführlicher veröffentlicht zu werden. Mag auch Körner an dem Stil und der Werthschätzung des Mittelalters etwas auszusetzen haben, alle sprachen sowohl über die Geschichte selbst, als über die mustergültige Kritik der Quellen im zweiten Bande mit gleicher Bewunderung das Urtheil aus, dem später Wattenbach und Giesebrecht Ausdruck gegeben haben, daß mit dem Buch ein streng kritisches Studium unsrer mittelalterlichen Geschichte zuerst beginnt, und daß diese ebenso gründliche wie vorurtheilsfreie Behandlung nun so bewundernswerther ist, wenn man den damaligen Zustand der Quellen und den Mangel an Vorarbeiten bedenkt. Der einzige, der in einem Brief an Heinr. Ritter ein mäkelndes Urtheil ausspricht, ist Ranke; ja, als ihm Stenzel den zweiten Band widmen wollte, verhielt er sich ablehnend und ließ dessen Brief unbeantwortet.[1]) Ranke hatte Stenzels Bekanntschaft zuerst in Leipzig als Student gemacht, bei ihm sah er, wie er selbst erzählt, die erste Sammlung von Scriptores und begann

[1]) S. Golhein: G. A. Stenzel und L. v. Ranke. Beilage der A. Z. vom 22. März 1892.

unter seiner Leitung ein Stück davon zu lesen. Auch als er später nach Berlin kam, suchte er zuerst Stenzel auf und freute sich, ihn bescheiden, zutraulich, ja freundlich zu finden. Aber beide Männer waren doch völlig entgegengesetzte Naturen. Ranke will feststellen und erzählen, was geschehen und wodurch es so gekommen ist, wobei ihm die Einwirkungen der Fürsten und Führer wichtiger erscheinen als die wirthschaftlichen Verhältnisse und das Leben des Volks. Sein Urtheil über Gut und Böse hält er mit einer in seinem Charakter begründeten Scheu zurück. Stenzel, eine leidenschaftliche Natur, verleiht seinen subjectiven Empfindungen lebhaften Ausdruck. Er will nicht nur das Geschehene darstellen, er will sein Volk erziehen, daß es aus der Vergangenheit lerne, was für die Gegenwart von Nutzen sei, er will es vor allem für die Größe der Vorzeit und für die Wiederherstellung eines freien, mächtigen deutschen Reichs begeistern. Denn er lebt in den Ideen des damaligen Liberalismus, dessen Mängel, die Verkennung des Guten, das die Regierungen schufen trotz ihrer ängstlichen Zurückhaltung den liberalen Forderungen gegenüber und der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, wir jetzt auch von denen oft übermäßig betont sehen, die sich doch dessen freuen, was von ihm theils vorgearbeitet, theils errungen ist. Ranke dagegen verhält sich den liberalen Forderungen gegenüber wenn auch nicht durchaus ablehnend, doch sehr skeptisch. Nicht minder groß ist der Gegensatz auf religiösem Gebiet. Für Ranke, der sich gerade durch seine Auffassung religiöser Fragen auszeichnet, ist der Rationalismus nur eine Phase in der geistigen Entwicklung der Völker, und wie stark er auch selbst von ihm beeinflußt ist, er bekämpft ihn entschieden. Stenzel ist nicht weniger warm und tief in seinem religiösen Empfinden und Denken, aber er steht mitten drin im Rationalismus, während ihn von dem lediglich negirenden Standpunkt mancher Anhänger desselben seine religiöse Wärme ebenso scheidet, wie Ranke sein wissenschaftlicher Sinn von dem kritiklosen Orthodoxismus. So wurde es Stenzel nicht leicht, den kirchlichen Bestrebungen der fränkischen Kaiserzeit überall gerecht zu werden, und doch spricht ihm auch H. Ritter, dessen Geschichte der Philosophie ja gerade in der eindringlichen Erörterung der scholastischen Fragen ihren Werth hat, seine Bewunderung aus, mit welcher Parteilosigkeit er die Streitigkeiten zwischen geistlicher und weltlicher Macht beurtheile. Und in der That, in der klaren, für alles Große des Mittelalters sich erwärmenden, aber von romantischer Schwärmerei und Mysticismus freien Darstellung liegt ein Hauptreiz von Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser.

Aber wie kann man sich wundern, daß Ranke, mißtrauisch gegen die Einwirkung der Geschichte auf das Volk, zurückhaltend im Ausdruck seiner Empfindungen und Erwartungen, trotz der Anerkennung für den Fleiß und Scharfsinn Stenzels über das Buch ein minder günstiges Urtheil hatte? Der Verfasser der Biographie legt wohl diesen in Briefen an Ritter gethanen Aeußerungen, die immerhin für Ranke charakteristisch sind, zu viel Gewicht bei. Eine intime Freundschaft ist bei der Verschiedenheit der Naturen beider nicht möglich, eine zeitweilige Verstimmung leicht begreiflich, aber das gleiche Streben, die Vergangenheit gründlich zu erforschen, mußte sie immer wieder zusammenführen. Ranke ist frei von kleinlichem Neid und Eifersucht gegen Stenzel. Das zeigt besonders der Brief vom Jahr 1845, wo er ihm die herzlichste Theilnahme über den Tod seiner Frau ausdrückt und zugleich sich entschuldigt, daß er durch Behandlung der preußischen Geschichte mit ihm in Concurrenz tritt. Welchen Grund zur Eifersucht hätte er auch gehabt! Seine Stellung war glänzender, seine Anerkennung allgemeiner, die preußischen Archive waren ihm wie keinem andern zugänglich, die Mittel, auch auswärtige Quellen zu benutzen, flossen ihm reichlicher zu. Doch auch in der Auffassung der preußischen Geschichte tritt die Verschiedenheit der Charaktere hervor, obwohl in der Liebe für den preußischen Staat und der Erkenntniß seines Berufs für Deutschland beide übereinstimmen.

Seine Stellung als Archivar, die er mit voller Gewissenhaftigkeit und weitem Blick erfaßte, war für Stenzel ein Antrieb, die Quellen der schlesischen Geschichte zu erforschen, und mit der Arbeit wuchs das Interesse am Gegenstand. Welche Riesenarbeiten forderte allein die Ordnung und wenigstens theilweise Katalogisirung der unzähligen Urkunden, die aus Kloster- und Stiftsarchiven, aus den Archiven des ehemaligen kaiserlichen Oberamts und der Kammer zusammenströmten! Als erste Frucht dieser Studien veröffentlichte Stenzel das Urkundenbuch der schlesischen und lausitzischen Städte, das neben seinem Namen den Tzschoppe's trägt, obwohl dieser außer ein paar Lausitzer Urkunden nichts beigetragen hat, während namentlich die wissenschaftlich hoch bedeutende Einleitung allein Stenzels Werk ist. Hier schildert er in unübertroffener Weise die Einwanderung und Ansiedlung deutscher Colonisten, die Umwandlung ehemals slavischer Ortschaften in deutsche Städte und Dörfer, die Entstehung des deutschen Bauernstandes, die Entwicklung der Städte. Denn auch hier verfolgt er nicht bloß rein geschichtliche Interessen. Die rechts- und wirthschaftshistorischen stehen ihm im Vordergrunde. Indem er darlegte, wie über das meist öde und von Waldern bedeckte Land die deutsche Bevölkerung sich bis in die entlegensten Schluchten der Berge verbreitet und allmählich durch Sitte, Handel, Gewerbe und Wissenschaft zu einer Höhe der Bildung und des Wohlstandes sich erhebt, durch die sie vor den slavischen und anderen Nachbarn hervorleuchtet, hoffte er in Schlesien Liebe zur Heimath und Sinn für die Geschichte zu wecken. Zugleich bot er den Juristen eine wissenschaftliche Quelle der Erkenntniß innerer Zustände, namentlich der Rechte und Entstehung des Bauernstandes. Aber wie wenig kamen die Schlesier seinen Bestrebungen entgegen! Als Stenzel eine Sammlung der Urkunden des schlesischen Staatsrechts herausgeben wollte, wandte er sich an die Stände der reichen Provinz um eine Beihülfe; aber diese erkannten zwar die Bedeutung des Werkes an, hatten jedoch keinen Pfennig dafür übrig. Nur mit Mühe gelang es Stenzel die scriptores Silesiaci auf Subscription drucken zu lassen, und erst später, als der von ihm gegründete Verein für schlesische Geschichte Anhänger gewann, flossen ihm Mittel zu. Auf eine Einnahme für sich verzichtete er im voraus bei diesen Publicationen; denn selbstloses Verfolgen seiner wissenschaftlichen Ziele war ihm von Jugend an eigen.

Der Grundzug seines Wesens lag in einer unbestechlichen Wahrheit gegen sich und andere, die er oft rücksichtslos und, wenn er auf Widerstand stieß, leidenschaftlich aussprach. Aber wie er wohl manchen durch ein schroffes Wort kränkte, so war er nicht minder streng gegen sich in der Bekämpfung seiner Fehler wie in der Beurtheilung seiner Leistungen. Und derselbe Mann, der ein aufbrausendes Wesen als seinen schlimmsten Fehler erkannte, besaß eine fast weibliche Zartheit der Empfindung und liebevolle Hingabe an die Seinen und seine Freunde. Rührend ist die Erzählung von einer Frau Märcker, die nur einmal Stenzel als Studenten in Meiningen kennen gelernt hatte und ihm bis ins Alter eine treue Anhänglichkeit bewahrte, der sie in den Briefen in echt Jean Paul'scher Weise Ausdruck gibt. Freundschaft war für Stenzel so sehr Bedürfniß und er pflegte sie mit so überströmender Hingabe, daß man sich nicht wundern kann, wenn er bei andern nicht immer die

gleiche Wärme fand und in die Klage ausbricht, er habe in der Freundschaft meist ein Goldstück ausgegeben und einen Groschen wieder erhalten. Dabei verstand er auch Leute anderer Richtung zu schätzen und zu lieben, wie ihn denn eine innige Freundschaft mit dem politisch und religiös conservativen Frdr. Perthes verband. Scherz und Heiterkeit nicht abgeneigt, fand er seine Erholung im trauten Kreise der Familie und in weiten Spaziergängen, bei denen die Liebe zur Natur und die Kenntniß jedes merkwürdigen Baumes ihm auch die reizlose Umgebung Breslau's verschönte. Für sich war er so bedürfnißlos, wie es auch in damaliger Zeit selten war, besaß er doch in seinem 40. Jahre noch keinen Mantel und schaffte sich damals die erste silberne Uhr an, da die alte, die bereits sein Vater getragen hatte, den Dienst versagte. Galt es dagegen, Verwandte oder einen armen Studenten zu unterstützen, so fehlten ihm nie die Mittel. Nur sein eigenwilliges und leicht verletzliches Wesen erschwerte ihm den Verkehr und das Arbeiten mit andern. Mit Begeisterung folgt er zuerst der Aufforderung Steins zur Betheiligung an der Herausgabe der Monumenta, gibt sofort eine Beschreibung einzelner werthvoller Stücke der Breslauer Bibliothek, stellt Grundsätze über die Herausgabe auf, die den vollen Beifall der Berliner Akademie finden; aber als Pertz zu selbstherrlich auftritt, zieht er sich trotz Waitz' dringender Bitten von dem ganzen Unternehmen zurück. Im Senat der Universität hatte er bald Conflicte, so daß er den Minister bat, ihn von den Sitzungen zu entbinden. Das historische Seminar, das ihm große Freude machte, gab er doch auf, als der Minister ihm zu viel Vorschriften machte, und selbst aus dem Ausschuß zur Berathung der polnischen Frage, für die er das Referat in der Frankfurter Versammlung gegeben hatte, trat er aus, als der ihm unsympathische Vincke hineingewählt wurde.

Die Schilderung, welche der Verfasser von der Thätigkeit seines Vaters im Frankfurter Parlament gibt, bringt zwar keine neuen Thatsachen, aber sie ist interessant durch die Weise, wie sich die Ereignisse in Stenzels Geiste spiegeln, und die Charakteristik der Persönlichkeiten, die er in Briefen gibt. Die Parteien zeichnet er folgendermaßen: die äußerste Rechte will das Alte um jeden Preis, die äußerste Linke das Neue um jeden Preis. Das rechte Centrum sieht das Unvernünftige, Unmögliche, alles zu erhalten, ein und gibt, so viel es muß, nach, hält aber so viel fest, als es kann. Das linke Centrum sieht das Unvernünftige im Ueberstürzen der Linken und hält an, um das Neue fest zu begründen, es hat aber mit der reactionären Vergangenheit, die gegen den Strom fuhr, gebrochen, indem es mit dem Strome geht. Der letztgenannten Partei, die im Württemberger Hofe tagte, schloß sich Stenzel an. Mit ihr stimmte er für die freiheitliche Gestaltung der Staatseinrichtung; doch schon bezüglich der Reichsverfassung näherte er sich dem rechten Centrum. Von Anfang an war er gegen die Ueberweisung der Gewalt an ein Directorium und erstrebte die Einigung des Reichs unter preußischer Spitze. Wo es auf Erhaltung von Gesetz und Ordnung ankam, hat er in der Regel mit dem rechten Centrum gestimmt. Später gehörte er zu den Gründern der Partei des Augsburger Hofes, die mit dem rechten Centrum zusammen das Reichsministerium zu stützen suchte.

In den Plenarversammlungen hat Stenzel selten geredet, doch wurde ihm, als dem gründlichsten Kenner der deutschen Colonisation im Osten, das Referat in der Posener Frage übertragen. Friedrich Wilhelm IV. hatte in den Märztagen den Polen eine Reorganisation der Provinz Posen zugesagt, wonach Rechtsprechung, Verwaltung und Pflege der kirchlichen Angelegenheiten durch einen polnischen Statthalter lediglich in polnischer Sprache ausgeübt werden sollten. Erst der stürmische Einspruch der Deutschen in der Provinz erreichte, daß die deutschen Districte 12 Abgeordnete nach Frankfurt sandten. Nun galt es eine Demarcationslinie zwischen den deutschen und polnischen Theilen der Provinz festzusetzen, was um so schwieriger war, weil Preußen die Festung Posen und einen durch polnische Districte gehenden Landstrich, der sie mit den Festungen Thorn, Küstrin und Glogau verband, nicht aus der Hand geben wollte. In Posen erhitzten sich die Gemüther immer mehr, auch in der Nationalversammlung steigerte sich die Aufregung. Die Polen wollten zuerst das polnische Reich hergestellt sehen und dann über etwaige Zugeständnisse mit den Deutschen verhandeln. Die Linke der Versammlung, R. Blum an der Spitze, war bereit, um „die Schmach der Theilung Polens zu sühnen" $2^1/_2$ Millionen Deutsche in Posen und Westpreußen den Polen auszuliefern; die Mittelparteien wollten wenigstens so weit als möglich den Polen entgegen kommen. Nach harten Kämpfen wurde der Commissionsantrag in Stenzels Fassung angenommen. Freilich zog sich dieser dadurch ein Mißtrauensvotum des demokratischen Theils seiner Wähler zu.

Uns erscheint jetzt der unablässige Streit der Frankfurter Versammlung über principielle Fragen, ihre Verkennung der realen Verhältnisse und ihrer Macht den Staaten gegenüber leicht als ein Zeichen politischer Unreife; aber im Vergleich mit dem engherzigen Streit um materielle Interessen, der in den heutigen Parlamenten herrscht, wird man mit Bewunderung für den idealen Sinn, die warme Vaterlandsliebe, die hohe geistige Bedeutung und das rednerische Geschick einer großen Zahl jener Männer erfüllt. Immer schroffer traten sich die Parteien gegenüber, oft wollte Stenzel verzweifeln; aber er harrte aus und endlich sah er das erreicht, wofür er gekämpft, die Wahl des preußischen Königs zum erblichen Deutschen Kaiser. Er wurde in die Kaiserdeputation gewählt und kostete so den ganzen Schmerz durch, den seinen Parteigenossen die Ablehnung der Kaiserkrone seitens des Königs bereitete. Trotzdem kehrte er nach Frankfurt zurück und legte erst zugleich mit Gagern, Beseler, Dahlmann, Arndt sein Mandat nieder. Aber auch jetzt zog sich Stenzel nicht aus Erbitterung von dem politischen Leben zurück. In einer Reihe mit größtem Beifall aufgenommener Vorträge schilderte er einem größeren Publicum den Verlauf der Frankfurter Versammlung und ihre bedeutendsten Redner und wußte so die Hoffnung auf die Zukunft zu beleben. Im Jahre darauf nahm er eine Wahl in das Erfurter Parlament an. Auch über diese Versammlung bringt die Biographie interessante Mittheilungen. Aber noch weniger als die Thätigkeit dort, sagte Stenzel in der nächsten Zeit die zweite Kammer in Berlin zu, in die er ebenfalls gewählt wurde. Hier hatte eine seinen Anschauungen durchaus widersprechende Richtung die Oberhand. Den Glauben, daß von Friedrich Wilhelm etwas für Deutschland zu hoffen sei, hatte er längst aufgegeben, und nur die Rücksicht, daß doch in manchen Fällen die Opposition der Linken die Regierung hindere, die Volksrechte noch mehr zu beschränken, hielt ihn zurück. Aber schließlich überwog doch die Rücksicht auf seine Studien und Familie und bestimmte ihn, das Mandat aufzugeben.

Nur wenige Jahre noch waren ihm vergönnt. Als er am 2. Januar 1854 von einem heiteren Abend im Kreise von Verwandten heimkehrte, endete plötzlich ein Lungenschlag sein Leben, zu früh für die Seinen, zu früh für die Wissenschaft. Fast vollendet hinterließ er die Chronik von Heinrichau, unvollendet, um von anderem zu schweigen, seine preußische und schlesische Geschichte. Mit Recht wurde an seinem Grabe gesagt, den verweichlichenden Einflüssen der Zeit gegenüber thue es wohl Noth, daß solche Beispiele deutscher Treue und Gewissenhaftigkeit, deutscher Treue und Männlichkeit leuchtend bleiben zur Erweckung und Stärkung kommender Geschlechter.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

St. Gli Affreschi del Pintoricchio nell' Appartamento Borgia del Palazzo Apostolico Vaticano, riprodotti in fototipia ed accompagnati da un Commentario di *Francesco Ehrle* S. J. e del com. *Enrico Stevenson*. Roma. Danesi-Editore. 1897. — Man darf behaupten, daß die lang erwartete Prachtpublication des Appartamento Borgia den höchsten Erwartungen entspricht. Das Werk, welches sich aus einem umfangreichen Commentar mit Textillustrationen, 8 Plänen und nicht weniger als 131 Abbildungen in Folioformat zusammensetzt, ist Leo XIII. gewidmet, dem bekanntlich die Gemächer Alexanders VI. ihre glänzende Wiederherstellung verdanken. Der mit höchster Sorgfalt unter Benutzung all des reichen Quellenmaterials durchgeführte Commentar, wie es nun dem Präfecten der Vaticana ohne Zeitverlust und große Mühe zugänglich sein kann, zerfällt in drei Capitel: die Geschichte des Appartamento Borgia, die Geschichte der Fresken und endlich ihre Beschreibung. So ist mit dem Titel des Buches eigentlich nicht genug gesagt, denn gerade das erste Capitel, welches überdies mehr als die Hälfte der Publication umfaßt, ist in mancher Hinsicht das wichtigste, originellste und jedenfalls an positiven Resultaten das ergiebigste. An der Hand Burchards, des berühmten Ceremonienmeisters Alexanders VI., führt uns P. Ehrle durch den alten päpstlichen Palast, in dem es ihm gelungen ist, mit unsäglicher Mühe jeden der Säle und Gemächer im ersten wie im zweiten Stockwerk mit Burchards Angaben zu identificiren. Wir erfahren interessante Einzelheiten über die Benutzung jedes der Prunkgemächer, die noch heute in weitem Umkreis das Appartamento Borgia umgeben; über Namen und Gebrauch der drei Aulae, der Camera dei Pappagalli und der Udienza, wird gewissenhaft Rechenschaft abgelegt. Vor allem wird mit gutem Recht der durchaus privaten Charakter des Appartamento Borgia betont, aus dessen engerem Kreis sogar der Saal der Päpste ausgeschlossen wird. Keine Notiz bei Burchard ist außer Acht gelassen, welche über die Benutzung der einzelnen Räume Aufschluß geben könnte, aber gerade in Bezug auf die geheimen Gemächer des Papstes erweist sich der Ceremonienmeister sehr schweigsam und erst nach dem Tode Alexanders beschreibt er den Zug, der seine Leiche in die Sixtina trägt; hieraus gelang es wenigstens, das Sterbezimmer des Papstes zu bestimmen. Viel Neues wird über die Geschichte des Appartamento Borgia dann bis auf unsere Zeiten beigebracht; wir erfahren vor allem, daß die päpstlichen Neffen hier sich niederließen, nachdem die Päpste selbst unter Julius II. das obere Stockwerk und die Stanzen Raffaels bezogen hatten.

Der Geschichte der Restaurationsarbeiten, in den Jahren 1892 bis 1897 ausgeführt, welche das erste Capitel abschließt, werden höchst interessante Untersuchungen über den Palast Nikolaus' V. vorausgeschickt, dessen festungsartige Façade mit der Taube Borgia nach dem Belvedere zu wiederherzustellen gelungen ist. Die Entstehungsgeschichte der Fresken ist in derselben klaren, knappen Ausdrucksweise dargestellt, wie die Geschichte des Palastes. Ueber den Aufenthalt Pinturicchio's in Orvieto, wo ihn alte Verträge banden, erhalten wir endlich die erwünschten Aufschlüsse, aus denen hervorgeht, daß Pinturicchio, einmal in päpstliche Dienste getreten, sich um die begonnenen Arbeiten in Orvieto fast überhaupt nicht mehr bekümmert hat. Dadurch, daß dem Meister drei volle Jahre für die wahrscheinlich erst im Jahre 1495 vollendeten Fresken zugestanden werden, wird der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er sein Werk vollendet zu haben schien, das ans Wunderbare Grenzende geraubt, um so mehr, als mit Bestimmtheit nachgewiesen wird, daß Pinturicchio den Saal der Päpste nicht in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen hat. Ueber die Mitarbeiter des Künstlers erfahren wir leider wenig Neues; nur der Fund von Documenten kann die Frage klären, deren Lösung auch Schmarsow nicht völlig gelungen ist.

Eine ausgezeichnete, vielleicht etwas zu kühle Beschreibung der sämmtlichen Fresken schließt den Text, der keineswegs nur den Namen eines Commentars verdient, sondern auch ohne die Tafeln selbständige Geltung besitzt. Besonders in ikonographischer Beziehung erweisen sich diese letzten Paragraphen sehr ergiebig; für die Ausführungen über die sieben freien Künste und vor allem über die Sibyllen wird nicht nur der Kunsthistoriker den Verfassern Dank wissen. Daneß's Gesammt- und Detailaufnahmen lassen an Schönheit und Mannichfaltigkeit nichts zu wünschen übrig, nur hätte man vielleicht in den Photographien einen einzigen Farbenton den vielen vorgezogen. Leider ist der Text nur in italienischer Sprache erschienen und damit der gebildeten Lesewelt nicht so weit zugänglich, wie es die Wichtigkeit der Publication verlangt, mit welcher die Restauration und Wiedereröffnung des Appartamento Borgia, welche so lange die Kunstfreunde Roms in athemloser Spannung hielt, nun endlich den glänzendsten Abschluß gefunden hat.

Und i schreib halt mein Name-n-ot au'. Van's Barthels Friedes. Stuttgart, Roth. 58 Seiten Octav. — Das „Schwäbische", das echte wie das der gebildeten Schwaben, wird nu verschiedenen Orten und in verschiedenen Ständen sehr verschieden gesprochen, in den Büchern bleiben sie, wie es niemand spricht. Es ist ein Vorzug des hier angezeigten Büchleins, daß es ein Schwäbisch hat, das wirklich gesprochen wird. Ein noch größerer Vorzug ist es, daß die Leute, die es vorführt, nicht nur schwäbisch sprechen, sondern auch fühlen und handeln wie rechte Schwaben, und immer so fühlen und handeln, wie es ihrer gesellschaftlichen Stellung entspricht. Darin liegt ein Meisterstück, das einmal da nicht jedem gelingt, wo es sich um Leute aus dem Volke handelt. Wer gewisse Gegenden von Schwaben kennt, der weiß, welche innendliche Treue in der Schilderung der einzelnen Vorgänge liegt. Diese Treue kommt daher, daß der Verfasser nicht bloß unter dem Volke gelebt, sondern dasselbe auch wieder mit einer gebildeten und geläuterten Brille noch mit sonst etwas anderem angesehen hat als mit den Augen des Volkes selbst. Wer aber die schwäbische Eigenart nicht kennt, der muß doch den Schilderungen unsres Buches abfühlen, wie wahr sie sind. Und dies wieder kommt daher, daß ein wirkliches Dichten sie ihm gibt. Darum lebt auch im örtlich Beschränkten doch allgemein menschlich Bedeutungsvolles, darum hat der schwäbische, knappe, körnige Humor des Buches etwas befreiendes und kann auch die gesunde und charakteristische schwäbische Derbheit, wo immer sie auftritt, doch nirgends verletzen. Die Erzählung hat es nicht mit großen Problemen zu thun und sie gewinnt die novellistische Entwicklung, die Titel und Umfang des Buches erwarten lassen, erst in ihrer zweiten Hälfte, und dabei ist diese Entwicklung ganz anders, als man anfänglich vermuthen möchte. Aber die Erzählung hat doch einen tiefen Untergrund und nimmt den Gang, den sie nimmt, eben weil sie durchaus erlebt ist, und weil sie dies ist, steuert sie auch nicht dem gemacht Tendenziösen zu, dessen Heeresbrechen man anfänglich vielleicht befürchten möchte. Und sie gibt mehr, als der Titel vermuthen lassen könnte. Man wird diese natürliche, einfache und doch so fein ausgearbeitete Erzählung mit erquickter Seele und mit dem Gefühl aus der Hand legen, daß man selbst unter und mit diesen schwäbischen Menschen gelebt hat. Z. K.

* Ueber das Frauenstudium an der Universität Berlin entnimmt die „Voss. Ztg." der neuesten Chronik der Hochschule folgendes: Die Vorlesungen wurden im Sommer 1896 von 39, im Winter 1896/97 von 95 Frauen besucht. Damen, die in die Seminare gehen, zeigen, daß sie zu eifrigerer Arbeit gewillt sind. Die Zahl der Seminarübungen, an denen Frauen theilnahmen, ist ziemlich groß. In den Uebungen über altchristliche Kunst haben sich drei Damen, darunter eine Lehrerin für Kunstgeschichte aus Amerika, eingefunden. Zwei andere Amerikanerinnen, „beide fachmäßig gut ausgebildet", beschäftigten sich in Prof. Wagners staatswissenschaftlichem Seminar; auch der Nationalökonom Prof. Sering hatte unter seinen Seminaristen zwei Frauen. Ein glänzendes Zeugniß stellt Erich Schmidt einer Dame aus. Er schreibt in seinem Bericht über die moderne Abtheilung des germanischen Seminars: „Ausnahmsweise ist einer Dame (Russin) auf Grund ihrer Berner Dissertation die Betheiligung gestattet worden; ihre Referate waren die besten." Unter den Hospitanten des romanischen Seminars waren sechs Damen, die sich an den neufranzösischen Uebungen betheiligten. Im physiologischen Institut hat Frl. Else Köttgen in der physikalischen Abtheilung ihre Forschungen über den Sehpurpur fortgesetzt. Weiterhin haben in der mikroskopisch-biologischen Abtheilung zwei Damen, Frl. Hartmann und Frl. Krüger, Anleitung zum Zeichnen mikroskopischer Präparate erhalten. Frauenarbeit im wissenschaftlichen Zeichnen nutzt auch die zoologische Sammlung aus. Zeichnungen für Schriften der Zoologen und für die Schausammlung fertigten Frau Anna Matschie-Held und Fräulein v. Zglinicka.

* **Marburg**, 12. Juli. Am 10. Juli fand in dem Senatssaale unserer Universität die förmliche Begründung des „historischen Commissions für Hessen und Waldeck" statt. Der Einladung des provisorischen Ausschusses waren einige 30 Geschichtsfreunde aus allen Theilen des Hessenlandes gefolgt; wir bemerkten u. a. die HH. Oberconsistorialrath Rohde und Landes-

Digitized by Google

bankrath Frhr. Wolff u. Gudenberg aus Kassel, Oberbürgermeister Gebeschuß aus Hanau und Antoni aus Fulda, Geh. Hofrath Prof. Dr. Ducken und Prof. Dr. Höhlbaum aus Gießen, Felix v. Gilsa zu Gilsa, Sanitätsrath Dr. Schneider aus Fulda. Zahlreiche andere hatten ihr Ausbleiben entschuldigt, jedoch zugleich ihre volle Zustimmung zum Werke erklärt. Prof. Frhr. v. d. Ropp eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, welche Zweck und Ziel der historischen Commission darlegte, und constatirte, daß den Bestrebungen der Commission sich bereits eine lebhafte Theilnahme zugewandt habe. Die Zahl der Mitglieder belaufe sich auf über 50 und auch die Zahl der Stifter und Patrone mehre sich in erfreulicher Weise, obgleich Behörden und Körperschaften bisher noch nicht angegangen seien, weil der provisorische Ausschuß dies bis nach Constituirung der Commission verschieben zu müssen geglaubt habe. Als Stifter seien der Commission beigetreten die HH. Bierbrauereibesitzer Sumpf in Kassel und Prof. Dr. L. v. Sybel in Marburg. Als Patrone die Direction der kgl. preußischen Staatsarchive mit einem jährlichen Zuschuß von 1000 M., die fürstlich Waldeckische Landesregierung, das kgl. Consistorium in Kassel, der Oberhessische Geschichtsverein in Gießen, die HH. Obervorsteher und Kammerherr Frhr. Hugo v. Dörnberg auf Hausen, Vicebürgermeister Heraeus in Hanau, Brauereibesitzer H. Bopp, Rittmeister Frhr. v. Pappenheim und Archivrath Dr. Reimer in Marburg. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde habe der Commission für das laufende Jahr 500 M. bewilligt. Weitere Beiträge seien in bestimmte Aussicht gestellt, so daß die Commission mit Zuversicht der Zukunft entgegensehen könne. Der Vortragende schloß mit dem Antrage, die Commission für begründet zu erklären, und stellte sodann, nachdem der Antrag angenommen, die Liste der Stifter, Patrone und Mitglieder fest. An diese Mittheilungen schloß sich die Vorlegung und Besprechung der Statuten, welche nach längerer Debatte mit einigen Aenderungen angenommen wurden. Bei der hierauf vorgenommenen Vorstandswahl wurden gewählt die HH. Prof. v. Below, Frhr. H. v. Dörnberg, Oberbürgermeister Gebeschuß, F. v. Gilsa, Vicebürgermeister Heraeus, Bibliothekar Dr. Kochendörffer, Archivrath Reimer, Prof. Frhr. v. d. Ropp, Prof. Schroeder, Prof. Wend, Oberbürgermeister Westerburg. Die Direction der Staatsarchive delegirte in den Vorstand Hrn. Archivrath Kaennecke, der Hanauer Geschichtsverein die HH. Sanitätsrath Dr. Eisenach und Prof. Suchier. Die Vertreter der Vereine in Kassel, Gießen und Fulda behielten sich die Ernennung ihrer Delegirten vor. Zum Schluß wurde der nächste Arbeitsplan besprochen und beschlossen, zu beginnen mit der Bearbeitung der Regesten der Landgrafen von Hessen bis auf Philipp den Großmüthigen, der hessischen und waldeckischen Chroniken des 14. bis 16. Jahrhunderts, der hessischen Landtagsacten und der Herausgabe eines Fuldaer Urkundenbuches, sowie eines historischen Ortslexikons für Hessen und Waldeck. Die Versammelten trennten sich unter allseitigen lebhaften Wünschen für das Gedeihen und die erfolgreiche fruchtbare Wirksamkeit der neu gebildeten „historischen Commission für Hessen und Waldeck". Der gewählte Vorstand hielt alsbald nach Schluß der Versammlung eine Sitzung ab und wählte den Professor v. d. Ropp zum Vorsitzenden, Professor Höhlbaum (Gießen) zum stellvertretenden Vorsitzenden. Zum Schriftführer wurde Bibliothekar Dr. Kochendörffer, zu seinem Stellvertreter Bibliothekar Dr. Scheffer (Kassel); zum Schatzmeister Archivrath Dr. Kaennecke, zu seinem Stellvertreter Professor Wenck gewählt.

* **Jena.** Die Extraordinarien der Botanik und der orientalischen Sprachwissenschaft, Dr. Wilhelm Detmer und Dr. Eugen Wilhelm, wurden zu ordentlichen Honorarprofessoren ernannt.

W. Bt. **Greifswald.** In Beilage Nr. 150 vom 9. d. M. wird aus Marburg über die dortigen Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen gesprochen und dabei gesagt, daß „die in Greifswald gewonnenen Erfahrungen (bisher war der Cursus dort) hier in Marburg möglichst praktische Verwendung finden sollen." Hieraus kann leicht die irrige Auffassung entstehen, als hätten die Greifswalder Curse aufgehört zu existiren. Dem ist aber nicht so. Augenblicklich befinden sich eine große Zahl Lehrer und Lehrerinnen aus Deutschland, Oesterreich, Schweden, Norwegen, Dänemark u. s. w. hier, um die Feriencurse, welche in alter Weise stattfinden, mitzumachen. — Am 7. Juli verstarb hier der ord. Professor der Staatswissenschaften Emil Struck (vergl. Beil. Nr. 149). Längere Krankheit hatte ihn seit einigen Semestern zu lesen verhindert, doch ist der im Alter von 40 Jahren verschiedene Gelehrte nicht ohne hervorragende Bedeutung. Namentlich auf dem Gebiete des internationalen Geld- und Effektenverkehrs sind seine Ausführungen von grundlegendem Werth. Bekannt ist seine Mitarbeit am Handbuch der Staatswissenschaften. — Die erste Abhandlung über die Wirkungen des neuen Präparats „Dijodnaphtolen" ist als hiesige Doctor-Dissertation des Dr. med. E. Rebeet am 10. d. M. erschienen. Die Broschüre umfaßt 60 Seiten.

* **London.** In der letzten Versammlung der „Royal Society" demonstrirte Dr. Russell, daß eine ganze Anzahl von bekannten Stoffen die Eigenschaft besitzen, Strahlen auszusenden, welche eine photographische Platte afficiren. Quecksilber, Zink, Cadmium, Aluminium, Magnesium, Zinn, Antimon und Kobalt drücken alle auf eine sensitive Platte ein Bild, wenn sie eine Woche lang im Dunkeln mit der letzteren eingeschlossen werden. Selbst Fichtenholz gibt ein Bild. Man kann deutlich die Ringstructur auf der Platte erkennen. Auch einige Druckerschwärze besitzt die merkwürdige Eigenschaft, auf die Platte Strahlen zu werfen.

* **Mexico.** Die von der hiesigen Regierung zur Untersuchung der chinesischen Inschriften auf den Denkmälern im District Magdalena abgesandten Archäologen haben berichtet, daß die Inschriften echt und Jahrhunderte alt sind. (?) Ein Chinese, dem die Inschriften gezeigt wurden, hat sie theilweise übersetzt und erklärt, sie müßten 2000 Jahre alt sein. Das stimmt auch mit der chinesischen Tradition überein, die besagt, daß 18 Abtheilungen Chinesen einst die Westküste von Mexico erforschten. Ausgrabungen werden wahrscheinlich noch weitere Inschriften ans Licht bringen. Jetzt sollen zuerst die alten Gräber und Denkmäler bei dem Minenlager Jacuba, nördlich von Magdalena, untersucht werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Künstlermonographien, herausgegeben von H. Knackfuß. XXIV u. XXV. Botticelli u. Ghirlandajo von Ernst Steinmann. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1897. — L. Ganz: Tönendes Erz und klingende Schelle, Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke 1897. — Hermann Heiberg: Die Nixdorfs, Roman. Leipzig, Gustav Fock. — Fr. Spielhagen: Sonntagskind, Roman. Leipzig, L. Staackmann 1897. — Paul Rabenn: Abschied und andere Novellen. Ebd. 1897. — Ungarischer Novellenschatz, herausgegeben von Oscar v. Reviczky. Bd. 1 u. 2. Leipzig, Arwed Strauch. — Sophus Bauditz: Wildmoorprinceß, Roman, übersetzt v. Mathilde Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1897. — Hermann Heinrich: Von echtem Schrot und Korn, vier Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit. Berlin, Fischer u. Franke 1897. — Hugo Böttger: Was der Kaufmann vom neuen Handelsgesetzbuch wissen muß! Berlin, Th. Schoenfeldt 1897. — Victor v. Diebitsch: Die kgl. Hannoversche Armee auf ihrem letzten Waffengang im Juni 1866. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1897. — Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- u. Heeresgeschichte, hggb. vom k. b. Kriegsarchiv. Heft 6. München, J. Lindauer 1897. — Max Mueris: Goethestudien. Berlin, Conrad Skopnik 1897. — Arnold Ott: Karl der Kühne und die Eidgenossen, schweizerisches Volksschauspiel in 5 Acten; Die Frangipani, Trauerspiel in 1 Act. Luzern, H. Keller. — Beschreibung des Oberamts Ulm, hggb. v. d. k. Statistischen Landesamt. 2 Bde. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — Joseph Rabl: Illustrirter Führer durch Kärnten. 2. Aufl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1898. — Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie, 9. Aufl. v. Dr. Leop. Pfaundler u. Dr. Otto Lummer. II. Bd. 1. Abth. 3. Lfg. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. 1897. — Otto Willmann: Geschichte des Idealismus. III. Bd. Der Idealismus der Neuzeit. Ebd. 1897. — Buch der Erfindungen, Gewerbe u. Industrien. 9. Aufl. Heft 33—48 (Bd. IV, Bogen 1—95). Leipzig, Otto Spamer.

Neue Kataloge: Illustrirter Katalog der VII. internationalen Kunstausstellung im kgl. Glaspalast zu München 1897. 2. Aufl. München, Rudolf Mosse. — Bayerisches Gewerbemuseum, Katalog der Bibliothek, bearb. von Dr. Paul Johannes Rée. Nürnberg, C. Schaag 1897. — Kgl. Kupferstichcabinet Dresden: Ausstellung japanischer Farbendrucke Juli—September 1897. Dresden, Albanus 1897. — Monthly bulletin of books added to the *Public Library* of the City of *Boston*. Vol. II. No. 7. July 1897; publ. by the trustees. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. Ant. Kat. 191: Nationalökonomie.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 15. Juli. Nummer 155.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die britischen Universitäten. Von Alexander Tille. — Richard Dehmel und die Literaturgeschichte. Von A. K. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die britischen Universitäten.

Von Alexander Tille (Bonn).

Wohl in keinem Lande der Erde hat der Begriff der Universität etwas so scharf umrissenes wie in Deutschland. Die Frage, ob eine bestimmte höhere Lehranstalt eine Universität ist oder nicht, kann gar nicht auftauchen. Jedermann weiß, daß es im Deutschen Reich nur zwanzig Universitäten und eine Akademie gibt, und die meisten wissen, daß die neuen technischen Hochschulen des Deutschen Reichs ebenfalls Universitätsrang besitzen, obgleich sie nicht den Namen von Universitäten führen. Schon in Frankreich und Italien mit ihren zahlreichen nur aus einer, zwei oder drei Facultäten bestehenden Hochschulen kommt der Begriff einer Universität stark ins Schwanken, und von den Vereinigten Staaten kann man wohl sagen, daß sie einen einheitlichen Universitätsbegriff überhaupt nicht besitzen, sondern sogenannte Universitäten erster, zweiter und dritter Classe (letztere dadurch kenntlich, daß sie auf ihren Doctordiplomen den gen. plur. von patronus: patronum, statt patronorum bildet), öffentliche und Privatuniversitäten, Universitäten mit und ohne Pensionen für Studenten, Männer- und Frauenuniversitäten, solche, wo man nicht unbeträchtlich zu zahlen hat und solche, wo man noch etwas herausbekommt u. s. w. Damit soll den wenigen tüchtigen Lehranstalten mit Universitätsbedeutung, die Nordamerika besitzt, wie z. B. der Universität New-York, durchaus nicht zu nahe getreten werden, und ebensowenig soll das jenseit des atlantischen Oceans vielfach hervortretende ernste Streben herabgesetzt werden, auch auf dem Felde der wissenschaftlichen Bildung Bedeutendes zu leisten. Aber trotzdem bleibt doch die Thatsache bestehen, daß Nordamerika weder einen ausgeprägten Begriff der Universitätsbildung, noch einen einheitlichen Universitätsbegriff überhaupt besitzt, sondern eine bunte Musterkarte von Anstalten, die sich selbst den Universitätsnamen zugelegt haben, und von denen es einige bis zu ausgezeichneten selbständigen wissenschaftlichen Leistungen bringen, während andere ihre Studenten kaum über deutsche Freiwilligenexamenskenntnisse hinauf zu heben vermögen, weil ihre Lehrkräfte selbst nicht viel höher stehen. In Amerika haben wir es noch mit einer Periode der Universitätenbildung zu thun. Ein fertiges Ergebniß, das schon feste Grundlinien erreicht hätte, liegt noch nicht vor. Aber es steht wohl zu erwarten, daß sich die akademischen Lehranstalten, ehe ein Jahrhundert vergangen ist, zu einem eigenen Typus herauskrystallisirt haben werden, und zwar, da sie historisch weit weniger gebunden sind als die europäischen und zur Zeit eine geschichtliche Tradition überhaupt kaum besitzen, zu einem den modernen amerikanischen Verhältnissen in jeder Weise Rechnung tragenden Typus.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Großbritannien und Irland. Auch da sehen wir eine Periode der Universitätenbildung vor uns. Auch da fehlt noch ein durchaus fester Universitätstypus im deutschen Sinn. Auch da läuft zur Zeit dem Universitätsnamen vieles unter, was nach deutschen Begriffen schlechterdings nicht auf die Universität gehört. Und auch da zeigt sich das ernsteste Bestreben, den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden und die engste Fühlung mit dem modernen Geistesleben zu gewinnen. Aber doch besteht zwischen den Universitätszuständen der Union und des Vereinigten Königreichs ein beträchtlicher Unterschied. Während nämlich drüben überm Ocean eine historische Tradition völlig fehlt, besitzt England und Irland thatsächlich eine solche in den drei alt eingesessenen Universitäten Oxford, Cambridge und dem Trinitycollege zu Dublin; ja diese Anstalten erfreuen sich auf dem Festland eines so großen Rufs, daß man sie häufig für die einzigen Universitäten des Inselreiches hält, oder doch der Meinung ist, ihre eigenartigen Einrichtungen gälten auch für die elf anderen britischen Universitäten, soweit man von diesen überhaupt etwas weiß. Neben Oxford und Cambridge gibt es in England nämlich noch eine Durham University, eine Victoria University und eine London University; in Wales eine University of Wales; in Schottland die vier Universitäten Edinburgh, Glasgow, St. Andrews und Aberdeen, und in Irland neben Trinity College die Royal University of Ireland und die Roman Catholic University of Ireland. Von diesen Universitäten sind nur die vier schottischen alt, alle übrigen sind erst in diesem Jahrhundert gegründet worden, wenn sich auch einige wie die University of London an ältere Institute anlehnten. Die 1833 in dem Normannenschloß Durham begründete Durham University ist die älteste von den jungen; dann folgte 1836 die University of London und 1880 die Victoria University mit dem Sitz in Manchester, die sich aus dem 1845 gegründeten Owens College in Manchester, dem University College in Liverpool und dem Yorkshire College in Leeds zusammensetzt, sodann die beiden irischen Universitäten, und erst in den letzten Jahren die University of Wales, die ebenfalls aus mehreren Colleges besteht.

Wie allbekannt, ist das Hauptmerkmal von Oxford, Cambridge und dem Trinity College zu Dublin der Zug, daß ehedem alle Studenten, und noch jetzt die erdrückende Mehrheit derselben in Alumnaten wohnen und dort von besonderen Lehrern, Tutors, Fellows, Lecturers genannt, mehr unterrichtet werden, als daß sie bloßen Vorlesungen lauschen. Diesen Zug theilt mit diesen drei Anstalten keine einzige andere britische Universität, auch nicht die alten schottischen Hochschulen. An allen anderen Hochschulen besteht die Universität nur aus Lehrräumen, beziehentlich noch ein paar Professornamtswohnungen, wenn man auch z. B. in Edinburgh neuerdings versucht hat, ein

Digitized by Google

paar unbedeutende Alumnate zu gründen, und in Glasgow ein kleines Alumnat für etwa dreißig Studentinnen aus Privatmitteln eingerichtet worden ist. Alle diese Anstalten stehen also in der äußeren Einrichtung den deutschen Universitäten sehr viel näher als die drei alten englischen Hochschulen.

Es hat eine Zeit gegeben, und dieselbe reicht noch bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hin, wo das Gelehrtenleben und das gelehrte Leben des Inselreichs mit den drei alten Hochburgen des gelehrten Wissens identisch war. Sie waren gegründet als Heimstätten der mittelalterlichen griechisch-römischen Bildung und der kirchlichen Interessen. Sie hatten von den noch älteren Wohnplätzen des gelehrten Wissens die äußere Form des Klosters übernommen und dieselbe war ihnen auch durch die Reformation nicht verloren gegangen, und solange die Kenntniß der beiden alten Sprachen und das religiöse Bekenntniß das englische Geistesleben mit einer gewissen Ausschließlichkeit beherrschten, solange standen sie auch unbestritten an seiner Spitze. Das änderte sich aber leise schon seit dem 17. Jahrhundert, wo eine Reihe der wichtigsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen außerhalb der akademischen Lehrkreise gemacht wurden, mehrere bedeutende nicht akademische Philosophen auftraten und die Landeshauptstadt London aus sich heraus ein eigenes gelehrtes Leben, eine eigene bezeichnende Literatur und eine Anzahl gelehrter Institute wie das Britische Museum zu hoher Blüthe brachte. Jetzt entstand ein leiser Gegensatz zwischen gelehrt philologischer Bildung und naturwissenschaftlich modernsprachlicher Bildung, die sich jenseit des Canals schon im 18. Jahrhundert deutlicher fühlbar machte. Die alten Universitäten schlugen sich bedingungslos auf die Seite der ersteren und London auf die Seite der letzteren. Nicht daß man das Gefühl gehabt hätte, man wolle den alten Stätten der englischen Wissenschaft ernste Concurrenz machen, sondern vielmehr, weil nur allzudeutlich das praktische Bedürfniß nach einer anderen, nicht mehr ausschließlich literarischen Bildung gefühlt wurde, und Oxford, Cambridge und Dublin sich vernahm über dieses Bedürfniß hinwegsetzen zu können glaubten, die naturwissenschaftlichen Disciplinen geflissentlich vernachlässigten und sich auch in weltmännischer Bildung keineswegs auf der Höhe der Zeit hielten. Wenn die gesammte höhere Bildung Englands nicht schwer leiden und hinter derjenigen des Festlandes zurückbleiben sollte, wurden seit dem Ende der napoleonischen Kriege Universitätsneugründungen mit moderner Richtung unumgänglich nothwendig, zumal sich die alten drei Universitäten obendrein auf bestimmte kirchliche Bekenntnißformen versteiften, die im Volksbewußtsein einigermaßen zu verbleichen begannen. Aus diesem Geiste sind mehr oder weniger deutlich bewußt alle Neugründungen erwachsen und alle Reformen der älteren Anstalten mit Ausnahme Oxfords und Cambridges hervorgegangen. Ja in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts hat sogar Cambridge in vielen Punkten, z. B. in Rücksicht auf Naturwissenschaft, moderne Sprachen und Frauenstudium, seinen Widerstand gegen eine neuzeitliche Bildung aufgegeben, und selbst Oxford ist durch eine heftige antikirchliche Phase gegangen, die die Abschaffung der geistlichen Fellowship und einer Anzahl anderer Bestimmungen zur Folge hatte, welche einer freieren Entwicklung doch allzu auffällig im Wege lagen.

Schon aus diesen wenigen Bemerkungen ist ersichtlich, daß es wenige Züge gibt, die allen britischen Universitäten gemein sind. Doch wäre es zu weit gegangen, wenn man das Vorhandensein solcher Züge überhaupt leugnen wollte. Von den deutschen Universitäten unterscheiden sich die britischen vor allem in zwei Zügen, die in enger Verbindung stehen. Der erstere ist das weit jugendlichere Alter ihrer Studenten. Die Universität London und andere Universitäten verlangen für die Immatriculation das vollendete siebzehnte Lebensjahr, und die Universitäten Oxford und Cambridge bezieht der Student in der Regel mit siebzehn bis achtzehn Jahren, während der deutsche Student durchschnittlich erst mit zwanzig Jahren zum Universitätsstudium kommt, obgleich darin neuerdings mit der Herabsetzung der Gymnasialanforderungen in den alten Sprachen eine kleine Besserung eingetreten ist. Da es in England ja überdies kein einjährig-freiwilliges Militärjahr gibt, das das deutsche Studentenalter doch im Durchschnitt ebenfalls stark in die Höhe drückt, so ist der britische Student durchschnittlich drei Jahre jünger als der deutsche. Damit hängt unmittelbar zusammen, daß auch seine Ausbildung eine andere sein muß. In diesem Punkt ist nun scharf zwischen den philosophischen Facultäten und den übrigen Facultäten zu unterscheiden, und zwar ganz in demselben Sinn, in dem die deutschen Universitäten des vorigen Jahrhunderts da einen Unterschied machten. Bei ihnen hieß die philosophische Facultät die niedere, die andern drei die höheren. Dem ist noch heute in England in der That so, wenn auch diese Bezeichnung außer Uebung gekommen ist. Während die drei andern Facultäten eine wirkliche Fachbildung vermitteln, so theilt sich die Arbeit der philosophischen Facultät in zwei Hälften, die in den akademischen Graden eines Baccalaureus oder Magister der freien Künste und in den Graden eines Baccalaureus oder Magister der freien Künste „mit Ehren“ (with honours) zum Ausdruck kommt. Der erstere Titel ist nichts als das Siegel auf eine gelehrte allgemeine Bildung und steht mit unserm Gymnasialabiturientenzeugniß nebst einem Zeugniß für einige elementare philosophische Kenntnisse auf gleicher Stufe. Der letztere hingegen setzt eine wirkliche philologische Fachbildung voraus, die etwa in der Mitte zwischen unserm Abiturientenexamen und dem philologischen Staatsexamen liegt, also die Arbeit unsrer Proseminare, aber noch nicht die der Seminare mit ihrer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit einschließt. Erst ganz neuerdings versucht man sich hie und da den Leistungen der deutschen Universitäten zu nähern, indem man Curse für Graduirte (post-graduate classes) einzurichten versucht und auf selbständige wissenschaftliche Arbeit als Preis Titel setzt wie Doctor of Literature oder Doctor of Philosophy, die ja in Großbritannien noch durchaus ungewöhnlich sind. Auch in den übrigen Facultäten liegen die Verhältnisse nicht ganz wie in Deutschland, obgleich man nicht sagen kann, daß in ihnen die größere Jugend der Studenten ein wesentliches Hinabdrücken des Lehrniveaus zur Folge habe. In der Ausbildung der juristischen Studenten liegt der Nachdruck in England so stark auf der Praxis, daß die Vorlesungen ganz zurücktreten, zumal man allerorten das Schlußexamen nicht an der Universität, sondern vor einer Art Juristenkammer ablegt. Nur wenn man außer dem zur Praxis berechtigenden und unsrer Referendariatsprüfung entsprechenden Examen noch einen juristischen Grad wünscht, bedarf man der Universität als Prüfungskörpers. Sonst genügt das einfache Hören. In der medicinischen Facultät spielt die Ausbildung im Krankenhaus ebenfalls eine größere Rolle als bei uns und eine große Anzahl Krankenhäuser bilden selbständig Studenten aus, die ihre praktische Berufsprüfung ebenfalls häufig vor einer Art Aerztekammer ablegen. In der theologischen Facultät ist es durchaus Sitte, daß man, ehe man in sie eintritt, in der philosophischen Facultät die Prüfung zum Magister der freien Künste ablegt. Ueberdies studiren an ihr immer nur diejenigen Studenten, deren Bekenntniß die Staatskirche der betreffenden Universität ist. Die andern Confessionen bilden in jedem der drei Königreiche ihre künftigen Pfarrer in

Priesterseminaren (Church Colleges) aus; aber auch für sie ist die Magisterprüfung meist Vorbedingung. Gleichwohl sind die britischen Lehruniversitäten nicht Staatsanstalten im deutschen Sinn, sondern verwalten sich selbständig mit gewissen größeren oder kleineren Einschränkungen und bekommen entweder gar keine oder nur geringfügige Zuschüsse aus Staatsmitteln, da ihre Stiftungen dazu hinreichen, mit ihren Zinsen die laufenden Ausgaben (in Oxford jährlich über acht Mill. Mark!) annähernd zu decken.

Die Unterrichtsmethode der britischen Universitäten muß sich naturgemäß dem Alter der Studenten anpassen. So bestehen (ganz ähnlich wie bei uns in der medicinischen Facultät) fast überall ganz genaue Vorschriften über die Vorlesungen, die besucht werden müssen, über die Reihenfolge, in der sie zu besuchen sind, und über die Anzahl der Stunden, die sie umfassen müssen. Im Wintersemester sind es meist 100 bis 110 Stunden, im Sommersemester 50 bis 55, oder, wo eine Dreitheilung des akademischen Jahres besteht, etwa 50 in jedem Drittel. Dabei kommt auf jeden der fünf Wochentage (Sonnabends wird nirgends gelesen) eine Stunde, und als halber Cursus gilt ein Cursus mit abwechselnd wöchentlich zwei und drei Stunden. Daraus erhellt zugleich, daß sich die Semesterzeit auf etwa 30 Wochen beschränkt, während die Ferien durchschnittlich 22 Wochen umfassen. In den philosophischen Facultäten Schottlands, in denen es keine Sommersemester gibt, ist das Verhältniß allerdings umgekehrt. Da wird nur 20 Wochen gelesen und 32 Wochen sind Ferien. Der Student ist fast überall verpflichtet, 80 Procent der Vorlesungen zu besuchen. Thut er das nicht, so erhält er kein Zeugniß über den Besuch des Cursus. Und da solch ein Zeugniß für jede vorgeschriebene Vorlesung bei der Meldung zum Examen vorgelegt werden muß, so muß er dieses Colleg noch einmal hören, ehe er zum Examen zugelassen wird. Ebenso ist der Student verpflichtet, an den schriftlichen Arbeiten theilzunehmen, die so gut wie mit allen Cursen verbunden sind. Ferner ist es Sitte, daß der Docent am Anfang jeder Vorlesung seine Zuhörer über den Inhalt der vorausgehenden befragt und alle zwei bis drei Monate ein schriftliches Zwischenexamen abhält. Hat nun z. B. in Schottland ein Student all diesen Anforderungen genügt, so erhält er ein Zeugniß darüber und meldet sich nun am Schluß des Semesters sofort zur Gradprüfung in diesem Fache, die sich den bestehenden Bestimmungen nach genau innerhalb der Grenze des im vorausgegangenen Semester Gelehrten halten muß. Besteht er sie, so erhält er auch darüber eine Quittung. Haben sich so, in der Regel in drei Jahren, die sieben zum Graduiren erforderlichen Einzelexamenquittungen angesammelt, so erhält er in feierlicher Ceremonie seinen akademischen Grad, ohne noch irgend ein allgemeines Schlußexamen machen zu müssen. Das gleiche gilt von allen anderen Universitäten, mit Ausnahme der Universität London und der Royal University of Ireland. Der Kreis der wirklich gehaltenen Vorlesungen ist durch all diese Bestimmungen natürlich sehr beschränkt. Eine Specialisirung der Curse wie in Deutschland ist völlig ausgeschlossen, und dieses Festhalten einer ganz bestimmten Norm wird dadurch noch folgeschwerer, daß jedes Fach in der Hand eines einzigen Professors oder besoldeten Docenten (Lecturer) monopolisirt ist, dessen Vorlesungen der Student besuchen muß, mögen sie ihm gefallen oder nicht. In einzelnen juristischen Facultäten Deutschlands ist das ja ähnlich. Wächst dem Professor die Arbeit über den Kopf, so kann er sich einen oder mehrere Assistenten halten, die an seiner Stelle einen Theil der Vorlesungen halten oder auch alle, die er aus seiner Tasche bezahlt und die ihm direct untergeordnet sind; aber Concurrenz bekommt er dadurch auch nicht, denn er bezieht die Collegiengelder für ihre Vorlesungen.

In Oxford und Cambridge liegen die Verhältnisse jedoch nicht unwesentlich anders. Dort sind nämlich die Professoren nur zur wissenschaftlichen Arbeit da und halten nur ganz kleine Vorlesungscurse, vielleicht von 10 bis 20 Vorlesungen das Semester, und meist ganz allgemeinen Inhalts, und die eigentliche Ausbildung der Studenten besorgen untergeordnete Lehrkräfte, unter dem Namen Tutors oder Fellows, Lecturers oder Readers, was unsern Studenten, die ihre Ausbildung von den ersten wissenschaftlichen Größen ihrer Zeit direct erhalten, doch wohl spanisch vorkommen dürfte. Die in den philosophischen Facultäten für den gewöhnlichen Baccalaureus- oder Magistergrad erfordertichen sieben Fächer waren von altersher Englisch, Lateinisch, Griechisch, Mathematik, Physik, Logik und Metaphysik oder Ethik. In Oxford und Cambridge folgt nach dem Ablauf des ersten akademischen Jahres nach der Immatriculation ein Zwischenexamen. Dann studirt man noch zwei Jahre und macht dann das Graduirungsexamen, das einem zum Titel eines Baccalaureus der Freien Künste (Bachelor of Arts, B. A.) verhilft. Dieses Examen heißt in Oxford The Schools, in Cambridge Tripos, in Dublin Moderatorship, wodurch schon viel Verwirrung in Köpfen angerichtet worden ist, die versuchten, sich von außen ein Bild vom britischen Universitätsstudium zu erwerben. Wer nach Bestehung dieser Prüfung noch drei Jahre lang die Universitätsgebühren regelmäßig bezahlt, erhält den Titel eines Magisters der freien Künste (Master of Arts, M. A.), der den Inhaber zu einer Stimme im Universitätsrath (Convocation) berechtigt. Dies ist der normale Studiengang des jungen Briten, der die alten Universitäten bezieht. Daneben gibt es aber noch denselben Grad with honours, mit Ehren, der thatsächlich etwas ganz anderes, nämlich eine Fachbildung bedeutet, und für den eine neue, deutlichere Bezeichnung außerordentlich wünschenswerth wäre. Wer nämlich das erste Jahr des akademischen Studiums und das sich daran anschließende Zwischenexamen hinter sich hat, der kann sich, wenn er den Beruf zu einem engeren Fachstudium in sich fühlt, dann auch, ohne erst durch die Tretmühle des gewöhnlichen Grades zu gehen, dem Specialstudium der Philologie, Mathematik, Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin, Musik widmen und erhält dann nach weiterem zweijährigen Studium und der Ablegung der betreffenden Prüfungen entweder den Grad eines Baccalaureus der freien Künste mit Ehren oder, falls er eines der drei zuletzt genannten Fächer gewählt hat, die entsprechenden theologischen, juristischen und medicinischen Grade.

Deutschland mit seinen 53 Millionen Einwohnern besitzt an seinen 21 Universitätsanstalten (mit Einschluß der Akademie in Münster) etwa 30,000 Studenten; Großbritannien mit seinen 39 Millionen nur etwa 22,000, und unter diesen sind mindestens ein Viertel bis ein Drittel nicht Studenten in deutschem Sinne, sondern Candidaten für eine Prüfung, die sich nur mit unserm Abiturientenexamen vergleichen läßt, so daß Großbritannien nur etwa 16,000 Studenten hat, die sich der deutschen Studentenschaft unmittelbar vergleichen lassen. Von den 22,000 britischen Studenten, unter denen etwa 1000 Frauen sind, kommen auf die alten Klosteruniversitäten nur etwa 6500, also noch nicht das Drittel. Die größte Universität Großbritanniens ist London mit 4000 bis 5000 gleichzeitig immatriculirten Studenten. Dann kommt Edinburgh mit etwas über 3000, erst dann Oxford mit gegen 3000 und Cambridge mit 2500, dann Glasgow, die Victoriauniversität u. s. w. bis herab zu St. Andrews mit seinen paar hundert Studenten. Wer bei englischer Universitätsbildung nur an Oxford und Cambridge denkt, der thut den anderen Lehranstalten bitter Unrecht. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß Oxford und

Digitized by Google

Cambridge auch heute noch eine ganz eigene Bedeutung für das Inselreich haben. Nur liegt diese nicht so sehr auf der wissenschaftlichen Seite, als in der Sättigung des jugendlichen Geistes mit einer alt ehrwürdigen Tradition in feierlichen Formen, in der Ausbildung des Körpers und Charakters in allerlei Spielen und Wettveranstaltungen, in der Erziehung zu feinen Umgangsformen und der Pflege einer auf das classische Alterthum gerichteten, wenn auch einseitigen, so doch durchaus idealen Lebensanschauung. Allerdings erhalten sie auch ganz vorzügliches Menschenmaterial zur Ausbildung, fast durchgängig überdurchschnittlich gesunde, stramme, tüchtige Jünglinge aus den begabtesten Schichten des Volkes, die keineswegs erst in Oxford und Cambridge zu den Leistungen erzogen werden, die sie beim Wettrudern wie auf dem Fußballplan an den Tag legen. Und allerdings gewöhnen sich diese jungen Leute, die bei freiem Leben im College mindestens 4000 M. jährlich brauchen, in einer Zeit, in der sie noch nicht das mindeste geleistet haben, an einen schädlichen Luxus, den sie sich im späteren Leben selten weiter gestatten können; und allerdings schädigen die Universitäten, indem sie auf das gute Bestehen dieser einfachen Prüfungen in angelerntem Wissen mit Ausschluß jeder selbständigen wissenschaftlichen Arbeit hohe Preise, oft lebenslange Sinecuren setzen, den Trieb zur selbständigen Forschung, die ja auch die schwächste Seite dieser alten Anstalten ist, obgleich ihr Professorenkörper in erster Linie zu diesem Zwecke da ist.

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die alten Universitäten Englands in unserm Jahrhundert in ihrer führenden Stellung im englischen Geistesleben von anderen Mächten abgelöst worden sind. Nicht nur, daß weder ein Darwin, Wallace, Spencer, noch Huxley an ihnen gelehrt hat; nicht nur, daß mächtige Geistesströmungen, wie der Agnosticismus, außerhalb ihrer Mauern entstanden sind, und sie zu dem gewaltigen Umschwung in wirthschaftlichen und geschichtlichen Anschauungen, der sich in den letzten beiden Menschenaltern vollzogen hat, kaum je ein Schärflein beigetragen haben; auch allen Fortschritten der Technik und des Handels haben sie kühl gegenübergestanden, und ihre Laboratorieneinrichtungen können sich mit den großen Londoner Instituten in keiner Weise vergleichen, so wenig wie eine ihrer Bibliotheken auch nur entfernt an das Britische Museum heranreicht. Aber auch auf ihrem eigensten Gebiet als Lehranstalten der Jugend ist ihnen lebhafte Concurrenz erwachsen durch überlegene Anstalten, überlegen insofern, als ihre Examenanforderungen auf einer höheren Stufe stehen und es ihnen auch gelingt, Candidaten für diese Prüfungen zu erzeugen, die sie ruhmreich bestehen, und insofern, als die Bildung, die sie vermitteln, eine modernere, unsern Zeitbedürfnissen besser angepaßte ist. Unter allen diesen voran steht die Universität London, der eigentliche Fortschrittshebel in dem gesammten höheren Bildungswesen Großbritanniens und Irlands, dessen ungeheure Hebekraft mit jedem Jahre deutlicher offenbar wird.

Die Universität London verdankt ihre Entstehung dem ersten Drittel unsres Jahrhunderts. Im Jahre 1828 wurden mehrere philosophische, juristische und theologische Lehrcurse eröffnet, deren Gesammtheit man „Universität London" nannte. Eine eigene Tendenz erhielt diese Neugründung dadurch, daß nach langen vergeblichen Versuchen, den Dissenters den Eingang nach Oxford und Cambridge zu erzwingen, dieser Angriff auf die Vorrechte der Angehörigen der englischen Hochkirche abgeschlagen wurde. Dadurch erhielten die Vorkämpfer dieser jungen Gründung einen neuen zugkräftigen Kampfruf. Es sollte im Lande wenigstens eine Hochschule geben, an der der Grundsatz der Religionsgleichheit herrschte! Ein Regierungspatent von 1835 benannte die Neugründung jedoch London University College und schuf einen großartigen Prüfungskörper, der aus 36 fellows bestand, den Namen University of London führte, mit allerlei Vorrechten ausgestattet wurde und über all den höheren Unterrichtsinstituten rangirte, die es bisher in London gegeben hatte. Im Laufe der Jahrzehnte erweiterte sich ihr Rahmen nach jeder Richtung hin und schwang sich die neue Anstalt zu der unbestritten ersten Bildungsinstitution des Vereinigten Königreichs auf. Ihr Hauptkennzug wurde, daß sie es den Studenten überließ, wo sie sich ihre Fachausbildung holen wollten, und sich darauf beschränkte, ihre Zöglinge in festen Fristen einer Anzahl wohl geordneter Prüfungen zu unterwerfen. Damit durchbrach sie die Engherzigkeit des Studiums der alten Universitäten und wurde für diese selbst vorbildlich, wenigstens für Cambridge, das unter dem Eindruck der Riesenerfolge der Universität London wenigstens den Kreis seiner Lehrfächer stark erweitert und auch in Organisationsfragen und hinsichtlich des Frauenstudiums dem Geiste unsrer Zeit allerlei Zugeständnisse gemacht hat. Augenblicklich kämpft die Universität London um ihre Ergänzung zu einer vollen Universität im festländischen Sinne durch Schaffung einer Lehrabtheilung neben der Prüfungsabtheilung, und zwar durch Schaffung einer über allen anderen Londoner höheren Lehranstalten stehenden Akademie wesentlich für Specialforschung und Specialstudium, die beiden Dinge, welche heute die schwächste Seite des englischen Universitätslebens darstellen. Wie die Entscheidung ausfallen wird, ist zur Zeit noch ungewiß. Aber daß ohne eine solche Neugründung der wissenschaftlichen Bildung Großbritannieus die krönende Spitze fehlt, daran kann wohl kein Zweifel sein.

Richard Dehmel und die Literaturgeschichte.

Zeitgemäße Betrachtungen von A. K. T. Tielo.

„Originelle Dichtungen sind . . . noch lange keine schönen Dichtungen, und dem Grundwesen der Kunst nach wird das bloß Originelle hinter dem Schönen immer zurückzustehen haben. Andrerseits aber krankt unsre Literatur — wie jede moderne Literatur — so schwer und chronisch werdend an der Doublettenkrankheit, daß wir, glaube ich, an einem Punkt angelangt sind, wo sich das Originale, wenigstens vorübergehend, als gleich berechtigt neben das Schöne stellen darf." Dieses Wort Theodor Fontanes zur Rettung des Epikers Christian Fr. Scherenberg dürfte ein moderner Lyriker für sich in Anspruch nehmen: Richard Dehmel. Vollendet Schönes trifft man in seinen Dichtungen so selten an wie Blumen auf einem wüsten Acker. Oft zweifelt man sogar, ob ein derartiges Monstrum verblüffender Geschmacklosigkeit wirklich von einem ästhetisch Gebildeten und obendrein von einem „Berufenen" herrühren könne? Aber in unsern Tagen der Halbbildung und Ueberbildung, in denen fast jeder Straßenjunge Verse macht — wie sich einmal mein Lehrer Heinrich v. Treitschke ausdrückte —, hat der wahrhaft ernst Strebende sicher ein gutes Anrecht auf ein Stückchen Beachtung, wenn er sich nur um eine merkliche Schattirung von dem landläufigen Gros abhebt. Richard Dehmel stellt sich als ein höchst eigen gearteter Kopf dar, dem auch eine eigene, allerdings sehr bizarre Aussprache zu Gebote steht. Darum soll man ihn schätzen, aber nicht überschätzen. Einige „Neue" und Neulinge nehmen jedoch das ehrliche Wollen vielfach für das lohnende Vollbringen; sie werden in den Anfang eines kühnen Aufstiegs versetzt und glauben schon den Gipfel erklommen zu sehen. Seine Poesie soll nach Franz Servaes „einen fortgesetzten Triumph des Rhythmus" bedeuten. M. G. Conrad erklärt: „Mit Richard Dehmel und noch

Digitized by Google

einigen Großbürtigen ist der deutschen Kunstplebejernation der Begriff der Majestät im Kunstschaffen und Kunstgenießen wieder aufgegangen, und sie gewöhnen sich wieder (?) daran, die Namen der Dichterfürsten mit lauter großen Buchstaben zu lesen, wie die Pietisten den Namen HERRGOTT. Die Aesthetiker auf Schul- und die Recensenten auf Zeitungsstühlen müssen sich neue Schablonen (!) anschaffen." Arthur Möller-Bruck nimmt den Mund womöglich noch voller. Dieser Dichter würde „erst von der Zukunft voll erschöpfend erkannt werden"; dann werde er als die „lyrische Persönlichkeit der ganzen, sich jetzt erst vorbereitenden Cultur- und Kunstperiode" gelten. Und so geht es mit triumphirendem Hurrah und Trara endlos weiter. Aber solch ein Riesenlob erträgt nur ein Riese; ein kleiner Mann wird von dem rauschenden Redeschwall einfach erdrückt.

Aus all dem Heidenlärm spricht ein holder Rosenglaube, der in unserm schlichten Alltagsdeutsch etwa lauten würde: „Aber so was ist noch gar nicht dagewesen." Nach jeglichem vorschnellen und vorlauten Verklärungsversuch pflegt schon der Schuljunge den unsterblichen Ben Akiba heranzuschleifen. Absolute Selbständigkeit ist selbst bei einem Genie nicht aufrecht zu erhalten; „es lenkt die Welt sich selbst nach ewigen Gesetzen" — nicht aber der wandelbare Menschengeist. Er springt aus dem Schoße der Natur nicht urplötzlich fertig hervor wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus; seine einzelnen Züge finden sich weit umher in Zeit und Raum verstreut und vorgebildet, und nur die unvorhergesehene Zusammensetzung der oft incongruenten Einzelheiten fällt auf und packt wie etwas ganz Ungewöhnliches und Unerhörtes. Daher darf man auch im „Fall Dehmel" die alte Frage aufwerfen: „Welche Führer und Vorläufer haben ihm die Wege geebnet?" In diesem Punctum litis muß die Literaturgeschichte ihr Votum abgeben; um- und rückschauende Parallelen, verbunden mit Detailforschung, werden dem Ding eine hellere Beleuchtung ertheilen als eine enthusiastische, oberflächliche Hingabe.

Richard Dehmels Bücher „Aber die Liebe" (1893) und „Weib und Welt" (1896),[1]) dieses enthält die meisten Nieten und jenes die meisten Treffer, mögen der nachfolgenden Untersuchung zur Grundlage dienen.

Wie alle deutschen Decadenten steht auch dieser Poet unter dem überwältigenden Bann Friedrich Nietzsches. Er will sich mit aller Macht ausleben, ungehemmt und unbeschränkt durch starre Conventionen und erstarrende Sitten; seine Individualität soll herrschen. „Ich bin mir selbst mein Herr und Gott", verkündet er in der „Abendelegie drei Ringe"; dieses gewaltsame Selbstbewußtsein kehrt er wieder und wieder hervor. Ihn erfüllt ein unbezähmbarer, unnatürlich gesteigerter Drang nach Freiheit, nach Erkenntniß, Erhöhung und Vertiefung; er will „die Daseinsketten" von sich abschütteln und dem argen „Giftgott" ins Gesicht trotzen. „Und führ' uns in Versuchung", betet er; Widerspruch und Widerstreit möchte er als die Grundelemente seines unruhigen Wesens ausspielen. Er will seine „Uebergewalt" kennen lernen: „Ich muß mich mit mir selbst beglücken, seit ich die Welt so feige fand." Schlägt man zu diesen Aussprüchen noch seine „Machtworte" hinzu, so erhellt, daß er den Zarathustra individuell umgewandelt, d. h. gehoben und geschraubt, in Verse umsetzen wollte. Auch die dunkle Orakelsprache, die der Dichterphilosoph liebt, taucht bei ihm in gleicher Umbildung hervor.

Einen ebenso starken Einfluß übten auf ihn wahlverwandte Genossen jenseits des Rheins: weniger in der künstlerischen Ausgestaltung des einzelnen Sujets als vielmehr der gesammten Lebensäußerungen. „Der Erbfeind" ist dem Volke der Denker und Dichter in culturellen Neugeburten — diese können sich auch als Mißgeburten erweisen — merkwürdigerweise fast immer um einige Nasenlängen voraus. Selbst Dehmels Freund Julius Hart muß eingestehen, unser Poeta laureatus „berühre sich mit dem Sexualismus und Satanismus der Franzosen". Unter den Franzosen sind natürlich Charles Baudelaire, Théophile Gautier und Paul Verlaine zu verstehen. Die neufranzösische Lyrik erstrebt den feinsten und verzärteltsten Daseinsgenuß und die intimste und subtilste Wiedergabe dieses Genusses; im Kern schlaff, marklos und ungesund, sucht sie sich durch eine imposante Pose und interessante Selbstbespiegelung über ihre Halt- und Gehaltlosigkeit hinwegzutäuschen. Wie bei Baudelaire verwandelt sich bei Dehmel göttlich strenge Uebersinnlichkeit in bacchantisch taumelnde Sinnlichkeit, der Geist verliert sich in die Schwelgerei körperlicher Freuden, das Weib wird zum Gegenstand eines raffinirten Schönheits- und Geschlechtscultus gemacht. Die unbefleckte Jungfrau Maria und die gewährende „Venus Consolatrix" werden in dieser Religion der zügellosen Wollust identificirt. Und beide Dichter schwingen sich zu Fürsprechern der Unsittlichkeit auf. In „Weib und Welt" bekennt Dehmel seine Intimität zu einer verheiratheten Frau. Ist an diesem Verhältniß, ästhetisch genommen, nichts auszusetzen, so muß doch der frohe Cynismus dieser Liebesepisode geradewegs abstoßen. Daneben gemahnt die Manier, in welcher der Dichter die äußere Form klanglich und wortschöpferisch belebt, an eben diesen Chorführer der französischen Symbolistes. — Des Märchenphantasten Gautier Lust an Licht- und Farbeneffecten dürfte dem weit Belesenen vielleicht noch weniger unbekannt geblieben sein; in der prächtigen Vision „Jesus der Künstler", einem der großartigsten Gedichte der Modernen überhaupt, der Krone seiner Schöpfungen — glaubt man einen leisen Nachklang von diesem feinsinnigen Geiste zu vernehmen. Ein rother Saal wird beschrieben.

„Die schlanken Alabastersäulen leuchten;
vom hohen Saum der Purpurkuppel hängen
und glänzen weit ihr silbern Licht herab
im Doppelkreis die großen weißen Ampeln;
die rothen Nischen bergen zarte Schatten
und spiegeln sich im blanken Pfeilerwerk;
es ist so still ..."

Von dem träumerisch sensibeln Verlaine hat der deutsche Dichter eine ganze Reihe von Poemen übersetzt, die seinem Gedanken- und Gefühlskreis nahe lagen; in ihrer verschleiernden Ideensphäre liegt die Brücke, welche eine kurze Gütergemeinschaft zuwege bringt.

Dehmel ist aber nicht bloß bei dem neufranzösischen Romanticismus, sondern auch bei dem neufranzösischen und nordischen Realismus in die Schule gegangen. Emile Zola und August Strindberg haben nicht umsonst die furchtlose Kunst der Häßlichkeit betrieben; der Schüler sucht seine Meister natürlich noch zu überbieten. Wenn Friedrich Nietzsche schlankweg definirte: „Zola oder die Freude, zu stinken", so darf man die nämliche Definition auch auf Richard Dehmel übertragen. Einige von seinen brünstigen oder inbrünstigen Erotiken sind nicht allein der „höheren Tochter" vorzuenthalten; in widerlichster Kothmalerei leisten sie das Menschenmögliche. Gegen Nuditäten an und für sich ist durchaus nichts einzuwenden; wer die nackten Körper des bildenden Künstlers betrachtet, ohne sich erröthend abzukehren, der darf auch in der Lyrik nicht bloß wohl bekleidete Männlein und Weiblein verlangen und im entgegengesetzten Falle vorurtheilsvoll und urtheilslos Zeter und Mordio schreien. Dehmel aber zeichnet auch mit Vergnügen das unverhüllte Laster, wo es sich erbricht; ein schier unerschöpflicher Wortreichthum steht ihm zur Verfügung, um sich zum mindesten anzuekeln. Im übrigen

[1]) Beide Bücher im Verlag von Schuster u. Löffler in Berlin.

hat er mit Zola's allumfassendem Scharfblick nichts zu schaffen.

Von August Strindberg hat er den dröhnenden Gesang „Loke's des Lästerers" verdeutscht, ein Gedicht, das in elementarer Wucht und Wildheit Felix Dahns schöne Jamben bei weitem übertrifft. Der Bewunderer des nordischen Poeten vermochte sich denn auch niemals zu solchem gigantischen Groll und Grimm aufzustacheln; im Sturm des Herzens wie der Natur verhallt seine tobende Stimme. Sehr charakteristisch für Dehmels Art und Unart nimmt sich das Feiercarmen „Ein Ewiger" aus.

„Im Schatten vor mir saß ein Mann,
der war wie eine große
nebelvolle Höhle,
in der ein riesenhafter Dachs der Urzeit
neue Welten träumte;"

Dieser riesenhafte Dachs frißt Menschenhirne; über ihm kauert, in einen grünen Sack gewickelt, eine schöne, geistesirre Frau,

„die weinte über den traurigen Dachs. . . ."

Der Mann mit der „starren Gottesstirne" und den „scheuen Frauenlippen" schaut zu ihm, dem Visionär, hinüber, und zu ihm sprüht ein Name in das Dunkel, riesenhaft:

„STRINDBERG".

Dieses sonderbare Poem, stilistisch beinahe den verworrenen Hallucinationen eines Maeterlinck an die Seite zu stellen, realisirt also für sich M. G. Conrads Wunsch noch vor dem Laubarwerden, den Dichterheros als einen irdischen Herrgott groß zu schreiben. —

Man braucht indessen gar nicht so weit zu wandern, um zu Dehmel in irgend einer Richtung passende und ähnlich gestimmte Persönlichkeiten zu constatiren. Eine Zickzacklinie in die deutsche Vergangenheit abwärts führt an manchen näher und ferner stehenden literarhistorischen Erscheinungen vorüber.

Den Namen Heinrich Heine hat man in diesem Zusammenhang vielleicht nicht erwartet. Das deutsche „Buch der Lieder" hat auch in Dehmels eklektischer Cultur gar keine Spuren zurückgelassen, wohl aber des Parisers frivole Bordell-Lyrik. Der Dehmel'sche Witz streift jedoch vielfach den reinen Wahnwitz, und die Kunst, durch prosaische Brocken zu glänzen, ist ihm nicht vergönnt. Seine Plattheiten werden als Plattheiten empfunden. Seine „Liebelei", in welcher er die Verehrte beständig siezt und „gnädige Frau" halb ernst, halb spöttisch titulirt, auch von „kichernden Liedern" spricht — endet mit dem Lebewohl: „Kuß, Schluß. Frechheit! Aber wer muß, der muß." Das geliebte Wesen verherrlicht er echt heinisch als seine „Magd und Sonne, keusche Venus, reizende Madonne", und des großen Lyrikers romantische Selbstironie hat er sich in einem orientalisch üppigen Blumengedicht gleichfalls zu eigen gemacht. (Vrgl. „Weib und Welt" S. 71, 74, 77, „Aber die Liebe" S. 192.) Dehmel ist ein Heine'scher „Ritter von dem heil'gen Geist" („Buch der Lieder" S. 207), und wenn Heine's affectirte „gottverlenguende Seele" in einem Muttergottesbild die Holdseligkeit seiner Geliebten wiedergespiegelt findet, so ist der Schritt, die Geliebte selber als Gottesmutter anzuflehen, nicht allzu schwer gethan.

Ergeben sich mit dem „Pariser Aristophanes" nur ein paar Berührungspunkte, so kann der Schicksalsdramatiker Zacharias Werner als eine problematische Natur Dehmel'schen Geistes aufgefaßt werden. Werner schwankte fast zeitlebens zwischen sinnlicher und übersinnlicher Ergebung, zwischen verzehrender Sinnenlust und religiöser Mystik umher. „Dieser Gegensatz und seine versuchte Lösung ist der eigentliche Kern und Inhalt seiner Poesie" (Eichendorff). Seine „Maria", just vor 100 Jahren gedichtet, steht der Dehmel'schen Madonna nicht gar so fremd gegenüber; er beschreibt sie verklärend mit ziemlich weltlichen Augen.

„Wer malt mir das Erwachen dieser Brust,
Als nun der Gottesliebe mächt'ger Drang
Den Stein beseelt' und nie empfundne Lust
Noch mit dem letzten Hauch der Jungfrau rang? —

Wer malt das Weib des Herren — wer den Brand
Des feuchten Aug's, das zuckend überfloß,
Als Gottes Geist des Heiles Unterpfand
In des Erschaffnen reinste Formen goß? —"

Zuweilen vermeint man bei Dehmel auch ein wenig Tieck'schem und E. T. A. Hoffmann'schem Nachtspuk zu begegnen, nur aus der mondbeglänzten Zaubernacht in ein kälteres, lichtloses Dunkel verlegt. Das Wunderbare dünkt den Modernen eigentlich bloß sensationell wunderlich. Der Romantiker glaubte an Schubert's „Nachtseiten der Natur"; der Jüngstdeutsche vertieft sich lieber gläubig in Cesare Lombroso's „genialen Menschen". Die alten Unholde wuchsen gleichsam aus der lebenstrotzenden Natur, sie bestanden aus Fleisch und Blut. Ihr Schrecken nahm ein Ende, und wenn es gleich ein Ende mit Schrecken war. Die neuen Gespenster Dehmels wie des bereits erwähnten Belgiers M. Maeterlinck entspringen der krankhaft überhitzten Phantasie, der einsamen und eingeängstigten Seele. Sie werden von ihrem Schöpfer als leere Hirngespinnste und Trugbilder erkannt, und dennoch vermag er sich der blassen Schemen nimmer zu erwehren.

Last not least ist in einem Falle an den Autor des „Messias" anzuknüpfen. Zu wahrhaft schmetternder Gewalt der Sprache und eingreifender Energie des Inhalts, weit über die tönende Phrase und gespreizte Fechterstellung erhaben, gelangt Dehmel da, wo er sich von dieser erprobten Hand geleitet weiß. Wie donnermächtig rollt das Gewitter seiner „Venus Urania" hin!

„Kommst du, Grollender?
tief von unten?
Ueber Felsen und Wolken:
suchst du mich . . . ?
— — — — — — —
Ja, du suchst uns,
willst uns segnen,
— — — — — — —
. . . . Nur den Baum,
sieh, den Felsen nur
traf sein zischendes Beil.
Hörst du ihn jauchzen?" —

„Er ruft: „Jehovah, Jehovah!"
Und der zerschmetterte Wald dampft;"

möchte man hier beinahe mit Klopstocks berühmtester Hymne, „der Frühlingsfeier" fortfahren. Nur hat sich des Classikers kniende Demuth in Nietzsche's selbstherrlichen Zarathustratrotz umgewandelt.

Aber Richard Dehmel ist nur in der Aufregung und Aufreizung ein dämonischer Stürmer und Dränger. Das tolle Aufbrausen verfliegt bei ihm wie die aufschäumende Würze des Champagners, und ein sanft vibrirendes Seelchen bleibt auf dem Grunde zurück. Seine sonstigen Herkulesthaten verdienen jene Zurückweisung, die Tieck dem „Herzog Theodor von Gothland", Grabbe's grellem Erstlingsdrama, angedeihen ließ; das Gräßliche sei nicht tragisch, roher Cynismus keine Ironie, Krämpfe — keine Kraft. Was jenen Dramatiker zu Grunde richtete, das droht auch diesen modernen Lyriker eine steile Bahn abwärts zu reißen: die unbeherrschte Begierde, die Maßlosigkeit des Wollens und Wirkens, der Mangel rücksichtsloser Kritik über erreichbare und unerreichbare Ziele. Die Selbstzucht,

Digitized by Google

die er in seinem „Ehemanns- und Menschenbuch Aber die Liebe" viel verheißend vorgesteckt hat, hat er in „Weib und Welt" wieder aus den Augen verloren — völlig hat sie ihm niemals zugehört. Soviel steht fest: Richard Dehmels zerflossene Vielseitigkeit und ungeläuterter Reichthum kann über Detlev v. Liliencrons urwüchsige Stärke und starke Urwüchsigkeit, seine frische Leidenschaft und unbändige Lebenslust ebenso wenig emporragen wie über Gustav Falcke's feierlich frohgemuthe Feinfühligkeit. Er erregt vorwiegend pathologisches Interesse. Er ist vorläufig mit demselben Recht als Lyriker der Zukunft anzustaunen, wie der Verfasser der „versunkenen Glocke" als neuclassischer Dramatiker. Höchstens darf man ihn jetzt als einen Moses ansehen, der das gelobte Land von ferne erschaute, ohne es betreten zu haben. Die Quellen, welche er seinem Volke in der Wüste geöffnet hat, waren meistens verschlammt und verunreinigt, verdorben durch eigene Schuld.

Mittheilungen und Nachrichten.

Runge, Dr. Max: Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität. 2. neubearb. Aufl. Berlin, Speinger 1897. — In unserer Zeit, wo die Frauenemancipation immer weitere Kreise zieht, wo Mädchengymnasien das Licht der Welt auf kurze Zeit erblicken, wo sich das weibliche Geschlecht immer mehr und mehr dazu drängt, Beschäftigungen zu ergreifen, welche bisher die Domäne der Männer waren und wohl auch bleiben werden (exceptio confirmat regulam), ist es eine wahre Freude, zu sehen, daß eine Broschüre, wie die vorliegende, nach einem Jahre ihre zweite Auflage treibt, also Anklang und Beachtung gefunden hat. Unseres Erachtens verdient die Schrift auch diesen Erfolg, denn Verfasser erörtert sein Thema mit außerordentlicher Sachlichkeit und mit einer Klarheit, die vielen Autoren ähnlicher Arbeiten zum Muster dienen könnten. Den Inhalt der Broschüre hier ganz wiederzugeben, ist nicht unsere Absicht. Nur einen Satz und die daraus sich ergebenden Folgerungen herauszugreifen, können wir uns nicht versagen, da dieser Abschnitt des Verfassers Ansicht über die Frage enthält, ob das Weib unvollkommener organisirt sei, als der Mann, was ja den springenden Punkt in allen Discussionen über das behandelte Thema bildet. Verf. schreibt: „Ich halte diese Fragestellung in ihrer Allgemeinheit nicht für richtig, sondern die Frage muß lauten, ob das Weib für seine Berufsarbeit ebenso vollkommen ausgerüstet ist, wie der Mann für die seinige." Niemand wird bestreiten können, daß Verfasser hiemit völlig recht hat, und indem er nachweist — er führt diesen Beweis aus der Anatomie, Physiologie und Pathologie —, daß das Weib schon in dieser Beziehung des Schutzes und somit des Beschützers bedarf, kommt er auf die sogenannte Frauenfrage zu sprechen, und zwar betont er, daß ein einwandfreies Urtheil hierüber nur auf der Basis der Physiologie und Psychologie des Weibes gefällt werden kann. Wie wahr dies ist, beweist ein großer Theil der einschlagenden Literatur. Indem sodann die Folgen der Emancipation, falls dieselbe je allgemein Platz griffe, geschildert werden, kommt Verf. zu dem Schluß, daß die Folge davon eine vollkommene Nivellage des weiblichen Geschlechts sein müsse und daß daher die Männer verpflichtet seien, die Frauenemancipation energisch zu bekämpfen. — Möge diese zweite Auflage ebenso wie die erste ihr Publicum finden und besonders in den Kreisen beachtet, gelesen und überdacht werden, die da meinen, durch Förderung der Emancipationsbestrebungen dem weiblichen Geschlecht einen Dienst zu erweisen! Sh.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Sitzung vom 18. Juni. Das c. M. Prof. O. Stolz in Innsbruck übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Zwei Grenzwerthe, von welchen das obere Integral ein besonderer Fall ist". Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Ueber räumliche Poncelet'sche Polygone" und 2. „Bemerkungen über symmetrische Correspondenzen ungeraden Grades", beide Arbeiten von Prof. Dr. Gustav Kuhn in Wien. 3. „Arbeiten zur Elektrodynamik. I. Zusammenhang der elektrischen Kräfte und Wellen", von Dr. Izg. Schütz in Nürnberg. Ferner legt der Secretär ein von Hrn. Béla Bitmos, Techniker in Zürich, eingesendetes versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität vor, welches die Aufschrift führt: „Neue Motorentheorie und praktische Durchführung derselben". Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine Abhandlung der HH. Prof. Dr. R. Přibram und C. Glücksmann in Czernowitz: „Ueber den Zusammenhang zwischen Volumänderung und dem specifischen Drehungsvermögen activer Lösungen". Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht zwei Arbeiten aus dem I. chemischen Universitätslaboratorium in Wien: 1. „Ueber den Austausch von Brom gegen Chlor in aromatischen Verbindungen", von Dr. Rud. Wegscheider. 2. „Zur Kenntniß der Nitrosoproducte des Phloroglucindiäthyläthers", von H. Weidel und J. Pollak. Das w. M. Prof. Friedrich Brauer überreicht eine Abhandlung unter dem Titel: „Bemerkungen zu den in der Sammlung G. H. Verall befindlichen Originalexemplaren Bigot's und Macquart's aus der Abtheilung der Muscaria schizometopa und Beschreibung von zwei Hypodermaarten". Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang überreicht eine Abhandlung von Dr. Joseph Tuma, Privatdocent an der Universität in Wien, betitelt: „Ein Phasenmeßinstrument für Wechselströme". — Sitzung vom 3. Juni. Das w. M. Prof. Sigm. Exner legt eine Abhandlung von Dr. L. Réthi vor, die im physiologischen Institut der Wiener Universität ausgeführt wurde und den Titel trägt: „Die Stimmbandspannung, experimentell geprüft". — Sitzung vom 1. Juli. Das c. M. Hofrath Prof. A. Bauer übersendet eine Arbeit aus dem Laboratorium für allgemeine Chemie an der technischen Hochschule in Wien von Max Bamberger und Anton Landsiedl: „Zur Kenntniß der Verbrennungswärme" (3. Abhandlung). Ferner übersendet Hofrath Bauer eine Arbeit aus dem Laboratorium für analytische Chemie an dieser Hochschule von Dr. Hans Meyer, betitelt: „Ueber das Cantharidin". Hr. Julius Kammer in Wien übermittelt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Beitrag zur mechanischen Wärmetheorie". Das w. M. Hofrath Director J. Steindachner überreicht eine Abhandlung des Hrn. Friedrich Siebenrock, Custos-Adjuncten am naturhistorischen Hofmuseum in Wien, betitelt: „Das Kopfskelett der Schildkröten". Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht zwei Arbeiten aus dem I. chemischen Laboratorium der Universität in Wien. 1. „Weitere Bestimmungen des Allyls am Stickstoff", von J. Herzig und H. Meyer. 2. „Ueber Nitrosoproducte der Monoäther des Brenzcatechins", von R. Pfaß. Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang überreicht eine Arbeit aus dem physikalisch-chemischen Institute der deutschen Universität in Prag von Prof. Dr. G. Jaumann: „Ueber die Interferenz und die elektrostatische Ablenkung der Kathodenstrahlen". Ferner überreicht Hofrath v. Lang eine Abhandlung von Dr. Joseph Tuma, Privatdocent und Assistent an der Universität in Wien, betitelt: „Eine Quecksilberluftpumpe".

* Die sogenannten leuchtenden Nachtwolken, deren Erscheinen in den letzten Jahren seltener und lichtschwächer geworden war, sind, wie Prof. Förster im „Reichs-Anz." schreibt, in den letzten Wochen im nördlichen Dämmerlicht und im Norden Englands aufs neue deutlicher wahrgenommen worden. Im Interesse der tieferen Erforschung der sehr merkwürdigen Erscheinung ist es angezeigt, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf diese Wahrnehmungen zu richten. Jene Wolken, die in ihrer Structur den feinsten Federwolken ähneln, sind in den Sommernächten zum Ende Juni bis Anfang August in der Nähe des nördlichen Horizonts gegen Mitternacht in eigenthümlich weißem Glanz zu erblicken, und zwar leuchten sie in der Regel um Mitternacht etwas nach Mitternacht am nordnordöstlichen Himmel. Bedingung der Sichtbarkeit in unsern Breiten ist es, daß nicht nur für uns der Himmel in der Nähe des Nordhorizonts völlig frei von tiefer liegenden Wolkenbildungen ist und uns so den Ausblick auf jene in große Höhe über der Erdoberfläche über den mittleren Passatregionen von Schwaden und Narwegen schwebenden Gebilde öffnet, sondern daß auch der Weg von der über den nördlichsten Regionen die Nacht hindurch leuchtenden Sonne bis zu jenen hohen Wolken nicht durch tiefer liegende Wolkenbildungen im höheren Norden verlegt ist. Man darf sich deßhalb nicht irre machen lassen, immer und immer wieder in hellen Nächten nach der eigenthümlich eindrucksvollen Erscheinung zu spähen, wenn man auch wiederholt bei einer am Beobachtungsort ganz durchsichtigen Himmelsbeschaffenheit nichts davon erblickt hat. Es hat eben dann infolge von Trübungen der Luft im höheren Norden die gehörige Beleuchtung der Wolken durch die Mitternachtssonne gefehlt. Wodurch jetzt eine erneute größere Ausdehnung und Helligkeit jener Wolken verursacht sein könnte, steht noch dahin. Offen-

dar können dieselben sowohl durch vulcanische Emporschleuderungen, als durch Einströmungen von Massentheilchen aus dem Himmelsraum Zuzug empfangen. — Was wir bis jetzt von der großen wissenschaftlichen Bedeutung der merkwürdigen Erscheinung erkundet haben, wird hauptsächlich dem Astronomen Otto Jesse in Steglitz und den von der Berliner Sternwarte in Gemeinschaft mit demselben getroffenen Veranstaltungen verdankt. Die Veranstaltungen bestanden wesentlich in der Aufnahme von photographischen Meßbildern der Wolken, wofür zeitweilige Stationen in Steglitz, Rauen (Beobachter Uhrmacher Baeler), Rathenow und Frankfurt a. O. eingerichtet wurden, sowie in den letzten Jahren eine permanente astronomische Station im Grunewald, welche aber leider aufgegeben werden mußte. Es hat sich zunächst herausgestellt, daß jene Wolkengebilde seit 1885 anhaltend in einer und derselben Höhe, nämlich 82 Kilometer über der Erdoberfläche geschwebt haben, und daß sie in dieser hohen Region eigenthümliche Bewegungen erfahren, welche auf die Zustände in den Grenzschichten der Atmosphäre ein völlig neues Licht werfen, ein Licht, das möglicherweise zur Aufhellung des Problems der gesammten Bewegungserscheinungen in unsrer Atmosphäre beitragen wird. Schon die zweifellos errungene Thatsache, daß feste Stofftheilchen, welche das Sonnenlicht in ähnlicher Weise reflectiren, wie die Eiskrystalle der tiefer (unterhalb 30 Kilometer) gelegenen sogenannten Cirruswolken, sich jahrelang in jener großen Höhe schwebend erhalten, ist von solcher Wichtigkeit, daß die Fortführung und Bestätigung jener Ergebnisse durch alljährlich wiederholte Beobachtungen und Messungen nicht genug empfohlen und gefördert werden kann. Noch wichtiger wird aber die Fortführung und Vervollständigung der Messungen hinsichtlich der Geschwindigkeiten und Richtungen der Wolkenbewegungen in jenen großen Höhen sein. Gerade die Gegenden zwischen Mitteldeutschland und dem südlichen Schweden sind hierfür sehr geeignet. Wer für photographische Meßbildaufnahmen, zu deren Ausführung die Berliner Sternwarte gern rathen und helfen würde, nicht eingerichtet ist, wird schon einen werthvollen Beitrag liefern, wenn er in einem möglichst genau präcisirten Zeitpunkte die Lage der Wolken zu bestimmten Punkten des Nordhorizonts womöglich durch sorgfältige Zeichnung, unter genauer Angabe seines eigenen Standorts, feststellt. Hr. Otto Jesse in Steglitz, Albrechtstraße 30, ist bereit, solche Aufzeichnungen in Empfang zu nehmen und zu bearbeiten.

* **München.** Von Königsberg aus wälzt sich durch die noch- und endlich auch die süddeutschen Zeitungen lawinenartig anwachsend die Nachricht von einer Berufung des dortigen Privatdocenten der Chemie Titularprofessors Dr. Lassar-Cohn zum „Director der Liebig-Akademie in München"; nebenbei, heißt es, würde der Genannte wahrscheinlich auch an der Münchener Universität Vorlesungen halten. Endlich empfängt ein Berliner Blatt noch einen eigenen Drahtbericht aus Königsberg vom 14. d. M. mit dem Wortlaut: „Lassar-Cohn ist nach München nicht nur als Docent der dortigen Universität, sondern zugleich als Director der Volkshochschulcurse berufen worden, die nach Art der englischen University Extension dort zu einem fest gefügten Ganzen gestaltet werden sollen." Hiermit kommt endlich die Wahrheit in Sicht. Prof. Lassar-Cohn, dessen treffliches Werk „Die Chemie im täglichen Leben" erst neulich in Beilage Nr. 135 die verdiente Anerkennung fand, hat sich auch der sogenannten Volkshochschulunternehmung in Königsberg eifrig und glücklich angenommen. Zu dem gleichen Zwecke wünschen ihn, wie es scheint, die Förderer der hiesigen populären Vorlesungscurse in unsre Stadt zu ziehen. Eine „Liebig-Akademie" besteht in München nicht; es wäre kaum als sinnreich zu bezeichnen, wollte man unsre Volkshochschulcurse künftig mit diesem Namen schmücken. Das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten, wird durch Habilitation oder Nostrification erworben. Von einer „Berufung" des Prof. Lassar-Cohn an die hiesige Universität ist in deren Kreisen zur Zeit wenigstens nichts bekannt.

* **Bonn.** Der Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Berlin, Dr. Ernst Daesch, ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universitätsbibliothek versetzt worden.

* **Jena.** Der Professor der Geschichte Dr. Ottokar Lorenz ließ sich für das nächste Winterhalbjahr beurlauben, um sich zur Stärkung seiner Gesundheit nach dem Süden zu begeben.

* **Wien.** Die kaiserliche Bestätigung haben folgende Wahlen der Akademie der Wissenschaften erhalten: Unterrichtsminister Frhr. Gautsch v. Frankenthurn zum Ehrenmitglied der Gesammtakademie; Max Müller in Oxford und Sir Joseph Lister in London zu Ehrenmitgliedern der philosophisch-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe; Dr. Alfred Ludwig in Prag, Professor der vergleichenden Sprachkunde an der deutschen Universität, und Dr. Karl Exner, Professor der mathematischen Physik an der Universität Innsbruck, zu correspondirenden Mitgliedern im Inlande; zu solchen im Auslande: Professor der Anatomie an der Universität Heidelberg Dr. Karl Gegenbauer, Director des Istituto tecnico superiore in Mailand Dr. F. Brioschi, Director des astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam Dr. H. C. Vogel, Director des meteorologischen Instituts in Berlin Prof. Dr. W. v. Bezold, endlich der Director der geologischen Anstalt in St. Petersburg Dr. A. Karpinsky. Auf weitere drei Jahre wurden bestätigt: Alfred R. v. Arneth als Präsident, Eduard Sueß als Vicepräsident, auf vier Jahre Prof. Alfons Huber als Generalsecretär der Akademie und Secretär der philosophisch-historischen Classe, Prof. Julius Hann als Secretär der mathematisch-physikalischen Classe.

* **Wien.** Ein culturgeschichtlich interessantes Geschenk hat vor kurzem ein Hörer der volksthümlichen Universitätscurse, Hr. Max Nähe, den Sammlungen der theologischen Facultät der hiesigen Universität zugeführt. Es handelt sich um einen von Hrn. Nähe gelegentlich einer Excursion nach Carnuntum gemachten Fund, einen Bronzering mit constantinischem Monogramm Christi. Der Fund wurde zunächst dem Prof. Dr. Wilhelm A. Neumann vorgelegt, der ihn als wissenschaftlich sehr werthvoll und als das älteste sichere Monument des Christenthums in Niederösterreich bezeichnete.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. C. v. Grabmayr: Die Sprachenverordnungen und die politische Lage, Rede. Innsbruck, A. Edlinger 1897. — Dr. Otto Dambach: Das Telegraphen-Steafrecht nach der deutschen Gesetzgebung. 2. Aufl. Berlin, Richard Schaetz 1897. — Aus Polens und Kurlands letzten Tagen, Memoiren des Baron Karl Heinrich Heyking, deutsch bearb. v. B. Alfons Heyking sen. Berlin, Stuhr 1897. — *Marcel Dubois* et *Camille Guy:* Album géographique. T. II. Les régions tropicales. 450 gravures. Paris, Armand Colin et Cie. 1897. — Magnus Schwantje: Das „edle Waidwerk" und der Lustmord. München u. Leipzig, August Schupp 1897. — *Fr. Elesović:* Carmina. Belgrad, S. Hoevoitz 1897. — H. Graf zu Dohna: An der Schwelle des Orients, Wanderungen über die Schlachtfelder des russ.-türk. Kriegs 1877/78. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1897. — Richard Goldschmidt: Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg. Ebd. 1897. — Jahresbericht des kgl. Central-Blindeninstituts in München für das Schuljahr 1896/97. München 1897. — Jahresbericht über das kgl. Wilhelms-Gymnasium für das Schuljahr 1896/97. Mit Programm: Dr. J. Hnurd: Zur Beurtheilung des Geschichtschreibers Procopius von Cäsarea. München 1897. — Dr. Karl Walcker: Die Interessenkämpfe der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft, der Klein-, Mittel- und Großstädte. Zittau, Pahl 1897. — Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, hgg. v. Dr. Heinrich Braun, X. Bd. 6. Heft. Berlin, Carl Heymann 1897. — Cosmopolis, internationale Revue. Vol. VII. No. 19. Juli 1897. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Max Ostermeyer: Blätter aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch besprochen und vergleichen ꝛc. Heft 2. Berlin u. Leipzig, Friedrich Luckhardt 1897. — Dr. Josef Trutter: Das österreichische Civilprocessrecht in systematischer Darstellung. Th. II. Lfg. 3. Wien, Moriz Perles 1897. — Dr. Georg Neumann: Commentar zu den Civilprocessgesetzen vom 1. Aug. 1895. 3. Lfg. Wien, Manz 1897. — Dr. Chrysostomus Huck: Dogmenhistorische Beitrag zur Geschichte der Waldenser. Freiburg i. B., Herder 1897. — Adolf Stein: 1847—1897, die geschichtliche Entwicklung des Parteiwesens in Deutschland (S.-A. aus dem Polit. Handbuch). Berlin, Vaterländ. Verlags-A. 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Zweites Heft. [11351]

Inhalt: Dante in Deutschland. — Die orthodoxe Kirche Griechenlands. (II.) — Gedanken über die Sprachenverordnungen für Böhmen. — Katholicismus und Wissenschaft. (Fortsetzung.) — Zur literarischen Thätigkeit des Franziskaners Stephan Zeidolin. — Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen von F. X. Funk.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 16. Juli. Nummer 156.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Bilder aus der asiatischen Türkei. I. Von K. Escherich. — Rom im Jahre 1784. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bilder aus der asiatischen Türkei.

Von K. Escherich.

I.

Das Frühjahr 1897 war recht ereignißreich; über dem gefürchteten Wetterwinkel Europa's zogen sich Wolken zusammen, zuerst wenige, unscheinbare, dann immer mehr und mehr, von allen Seiten stiegen sie auf, wurden dichter und schwerer, nahmen ein drohendes Aussehen an und — richtig, das Gewitter entlud sich. Unter diesen Verhältnissen haben es viele vorgezogen, den Orient zu meiden, andere — allerdings nur sehr wenige — fanden gerade in den Orientwirren Anlaß zu einer Reise dorthin. Und diese thaten wohl! Denn selten wird man einen besseren Einblick in den Charakter des Türken bekommen, als es vor und während des Krieges möglich war; abgesehen davon werden wir Deutsche gerade jetzt von den Türken mit besonderer Zuvorkommenheit und Herzlichkeit empfangen. Was sollte uns also an einer so schönen und interessanten Reise hindern? Den „Fanatismus“ der Mohammedaner bekam ich mit der größten Sicherheit jedesmal zu hören, so oft ich irgend meine Absicht, ins Innere Kleinasiens zu reisen, kund that. Doch konnte mich dieser am allerwenigsten davon abhalten, da gerade der Osmanli herzlich wenig Fanatismus kennt.

Ueber Brussa, die einstige Residenz der Sultane, trat ich diesmal die Reise an. — Man fährt durch das Marmarameer bis Mudania und von dort mit der Bahn bis Brussa; also eine ganz einfache Tour, die auch sehr viel von Touristen von Konstantinopel gemacht wird. Und trotzdem hatte ich hier in diesen paar Stunden mehr Unannehmlichkeiten zu bestehen, als in den Steppen Centralanatoliens. — Zunächst muß man sich einer ziemlich peinlichen Zollrevision in Stambul unterziehen, dann geht's aufs Schiff; ich freue mich herzlich, so weit zu sein, bewundere die prächtigen Landschaftsbilder, die sich an den Küsten des Festlandes und der Prinzeninseln mit stets wechselnden Physiognomien uns zeigen, und male mir schon aus, wie ich in den Schluchten des gewaltigen, vor uns liegenden Olymp herumstreife und jage. Wir landen glücklich in Mudania! „Aber warum steigen wir denn nicht aus?“ frage ich meinen Dragoman. „Es sei eine Griechin an Bord gestorben (während der fünfstündigen Fahrt!) und man müsse warten, bis ein Arzt die Todesursache festgestellt habe“, erhielt ich als Bescheid! Nichts überraschte mich mehr als diese Antwort, denn ich bemerkte während der Fahrt nichts, was auf einen solchen Fall hätte schließen lassen. Allerdings sah ich einmal, wie ein Matrose einen Sack vom Verdeck in das Zwischendeck hinabließ, doch vermuthete ich darin nicht gleich einen Todten! Und doch war es so. Die Gleichgültigkeit gegen den Tod ist bei den Orientalen die denkbar größte, sie ist nicht nur den Türken als reinen Fatalisten eigen, sondern ist auch allmählich auf die anderen Racen übergegangen. Und so kümmerte sich niemand um unsre Sterbende, noch weniger natürlich um die Todte. — Der Arzt kam nach langer Zeit, untersuchte zuerst die Leiche, dann uns und ließ uns glücklicherweise ohne Quarantaine abziehen. — Draußen wurde ich sofort von allen Seiten bestürmt; der eine forderte mein Deskeret (türkischer Reisepaß), der andere verlangte 5 Piaster Brückenzoll (25 Meter lange Landungsbrücke!) für mich und die Hammals, der dritte wollte das Billet haben und der vierte führte mich zur Zollrevision (die zweite in fünf Stunden). — War diese in Stambul schon ziemlich peinlich, so war sie hier geradezu unerhört. Das erste war, daß man mir mein Gewehr aus der Hand riß und in das Bureau des kaiserl. Zolldirectors brachte. Doch ich hatte ja alle nöthigen Waffenpässe und außerdem noch Empfehlungsschreiben an höhere Würdenträger bei mir, was sollte ich also in Sorge sein? Ich ging sofort zu dem Zolldirector und legte ihm das Waffendecret vor, das mir von der Stambuler Polizei ausgestellt war und, nebenbei gesagt, über 10 M. gekostet hatte. — Doch, was mußte ich da hören! Mit einer Kühle sondergleichen behauptete breit stottternd unser Director, ein Typus des türkischen Beamten, es stünde nichts von einem Gewehr in dem Paß. Ein solch directes Negiren von Thatsachen, die ich doch mit meinen eigenen Augen vor mir sah, ist mir noch niemals begegnet und in die höchste Aufregung versetzt, rief ich andere Beamte herbei und bat sie, doch zu bezeugen, daß hier auf dem Papier von einem Gewehr die Rede sei. Sie thaten das auch und zwangen dadurch den Director, diese Thatsache zuzugeben. „Gut! der Paß ist in Ordnung, Sie haben von der Polizei die Erlaubniß, ein Gewehr zu tragen,“ sprach unser gestrenger Herr, „doch trotzdem muß ich Ihnen leider die Waffe abnehmen, da ich geheime Ordre vom Kriegsministerium habe, kein Gewehr nach Kleinasien hereinzulassen.“ Also eine neue Finte und gefährlicher als die erste, denn hier die Lüge nachzuweisen, konnte nicht gelingen. Das sah ich sofort ein. Ich schlug nun einen freundlichen, schmeichelnden Ton an, doch ohne Erfolg; dann versuchte ich es mit dem Gegentheil, drohte mit der Botschaft, dem Minister des Innern, den ich gut kannte, mit dem Vali von Brussa ꝛc. — alles umsonst. Im Chikaniren sind manche Beamte der Türkei Meister und dabei so hartschädlig und eigensinnig, daß man mit anständigen Mitteln umsonst dagegen kämpft und nur der Batschisch eine günstige Wirkung ausübt. Doch erlebte ich — wenn auch selten — schon Fälle, wo selbst der Bakschisch keinen fruchtbaren Boden fand; hier dürften das Streben, sich seinen Vorgesetzten als äußerst eifriger Beamter vorzustellen, oder wohl auch manchmal lediglich die Freude am Chikaniren als die Hauptmotive zur Backschischverachtung anzusehen sein.

Mein Gewehr blieb also da. Während ich drin im Bureau mich herumstritt, waren andere strenge Zollbeamte über mein Gepäck hergefallen und hatten es in der un-

glaublichsten Weise tractirt, die Kisten mit Gewalt aufgesprengt, alle sorgsamst verpackten Gläser für die zoologische Sammlung herausgerissen und wirr durcheinander geworfen u. s. w., kurz eine scandalöse Behandlung, wie ich eine solche in der Türkei bis jetzt noch niemals erfahren habe. Das schlimmste war dabei, daß ich die Leute an ihrem diensteifrigen Benehmen nicht hindern konnte, da ich den Oberbeamten bereits als meinen Feind wußte.

Ich dankte Gott, als ich in dem Zuge saß und mich dem Gedanken hingeben konnte, nun für längere Zeit keine Zollrevision mehr bestehen zu müssen. Zugleich schwur ich, niemals mehr ohne einen großherrlichen Schutzbrief nach Kleinasien zu reisen. Ein solcher bewahrt den Reisenden vor all diesen Unannehmtichkeiten, die natürlich den Genuß einer Reise merklich herabstimmen. Doch muß ich bemerken, daß eine solche Behandlung, wie ich sie in Mudania erfuhr, keineswegs Regel ist; im Gegentheil, ich wunderte mich oft über das coulante Entgegenkommen der Beamten. Wie ich aus bester Quelle erfuhr, soll das Chikaniren in Mudania seine guten Gründe haben; man will nämlich dadurch den Verkehr über Mudania möglichst schwierig machen zum Schaden der Bahngesellschaft Mudania-Brussa. Man hofft auf diese Weise die, ich glaube französische, Compagnie mürbe zu machen und sich dann billig in den Besitz der Bahn zu setzen. Das Chikaniren hat hier also einen officiellen oder wenigstens officiösen Charakter. —

Die Bahn windet sich in mächtigen Curven durch überaus fruchtbares Terrain, um in 1½stündiger Fahrt die Ebene von Brussa zu erreichen. Der Anblick ist imposant: längs des Fußes des gewaltigen, bis weit herunter noch mit Schnee bedeckten Olymps streckt sich ein unendlich langes Häusermeer hin, eine große Anzahl von Kuppeln und schlanken Minarets ragen daraus hervor, mit grünen Fayencen bekleidete Türbes (Mausoleum) leuchten von der Abendsonne beschienen entzückend zu uns herab, und hohe, dunkle Cypressen, die überall eingestreut stehen, vollenden das prächtige Bild der echt orientatischen Stadt, der einstigen Residenz der Sultane. Dem vielen, was schon über Brussa geschrieben, Neues hinzuzufügen, wäre in Anbetracht des kurzen Aufenthaltes Vermessenheit. Bekanntlich ist jetzt Brussa hauptsächlich wegen seiner Seidenzucht berühmt. Es existirt dort eine „École séricale", deren Vicedirector seit einigen Jahren der deutsche Consul Scholer ist; seitdem da auch die Pasteur'sche Separationsmethode geübt wird, fallen die großen Ausgaben, die jährlich für französischen Seidensamen gemacht wurden, weg.

Nach einigen Tagen fuhren wir weiter nach Osten, um die Anatolische Bahn bei Biledjik zu erreichen; die Fahrt beansprucht per Zweispänner 18—20 Stunden; die Straße ist breit und in ausgezeichnetem Zustand erhalten, was in Anbetracht der in Kleinasien üblichen miserabeln Wegverhältnisse dick unterstrichen zu werden verdient. Das Terrain zu beiden Seiten scheint ungemein fruchtbar, nicht der kleinste Flecken Landes ist unbebaut; wo nicht der Maulbeerbaum und die Olive steht, da grünt die junge Gersten- und Weizensaat. Ueberall merkt man den Einfluß einer guten Verwaltung; und in der That soll der Vali (Gouverneur) von Brussa ein überaus eifriger und gerechter, aber strenger und energischer Mann sein. Fünf Jahre schon bekleidet er den Gouverneurposten in Brussa, was zu den Seltenheiten in Anatolien gehört; denn gewöhnlich sitzt ein Vali nur ein bis zwei Jahre auf demselben Platz; ein äußerst verwerfliches System natürlich, da in solch kurzer Zeit ein Gouverneur kaum oberflächlich sein Vilajet kennen lernt, geschweige denn zur Durchführung von Reformen schreiten kann. Davon überzeugt, geben sich die Valis meistens auch keine Mühe, den Wohlstand ihres Kreises zu heben, sondern concentriren im Gegentheil ihr Hauptaugenmerk darauf, ihre eigene Tasche auf Kosten ihrer Unterthanen zu füllen.

Durch Vermittlung unsres Consuls erhielt ich vom Vali ein sogen. Buyurultu (d. i. einen Schutzbrief), der mich vor ähnlichen Fällen wie in Mudania bewahren sollte. Einen ungeheuren Einfluß hat dieses officielle Schreiben auf die Behandlung, auf das Entgegenkommen der Bevölkerung wie der Behörden. Weit entfernt, irgendwie zu belästigen, geben sich die Behörden alle erdenkliche Mühe, dem Besitzer eines Buyurultu sich gefällig zu erweisen. Ist es doch wahrscheinlich, daß alle diese guten Thaten wieder zu Ohren des Gouverneurs gelangen! Geradezu komisch wirkte es, als ich in Yenishehir, einem kleinen Marktflecken, wo wir übernachteten, dem Polizeicommissär, der spät Nachts in unser Zimmer kam und in sehr gebieterischer Form unser Deskeret verlangte, an Stelle des letzteren das Buyurultu überreichte. Gleich einer Reflexbewegung folgte sofort der ehrfurchtsvollste Gruß, indem die linke Hand an den Leib gelegt wurde und die rechte zuerst den Boden, dann die Brust und endlich das Fez berührte. Dann fragte man uns, ob wir irgend einen Wunsch auszusprechen hätten, und als wir dies verneinten, bedauerte man dies unendlich. Am nächsten Morgen um 5 Uhr stand bereits ein berittener Zaptie, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, im Hof und meldete, er habe den Befehl, unsern Wagen bis Biledjik zu begleiten. Diese Escorte war natürlich in dieser Gegend absolut unnöthig und kostete mir überdies den üblichen Backschisch von 1 Medjidie (3.50 M.), doch durfte ich auf keinen Fall dieses Anerbieten zurückweisen, wenn ich nicht arg gegen die dortigen Höflichkeitsbegriffe verstoßen wollte. Ich freute mich also über den Zaptie und betrachtete ihn eben als „Phantasia", wie der Araber sagt! Und in der That, es bleibt nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des Reisenden, wenn er einen Reiter in schmucker Uniform, mit einem breiten Patronengürtel um die Schulter, das Gewehr quer über dem Sattel (unter einem Bein durchgesteckt!) auf einem feurigen Thier neben oder vor dem Wagen dahersprengen sieht. Und wenn der Einfluß nur darin besteht, daß man stets, auch in Gegenden, die sehr an unsre Heimath erinnern, daran gemahnt wird, daß man im Orient sich befindet, so ist dies schon nicht zu unterschätzen.

Wir kommen also gut nach Biledjik und von dort per Bahn nach Eskishehir, einer großen, schon ziemlich europäisirten Stadt, die in Handelskreisen wegen ihrer Meerschaumgruben wohl bekannt ist. Man pflegt hier allgemein zur „Madame Dadia" zu gehen, einer Deutschböhmin, die im Verein mit ihrer Schwester ein sehr gutes Gasthaus unterhält. Alle Deutschen treffen sich dort; diesmal traf ich nur einen Landsmann aus Hannover, Herrn Hermann, der, früher Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule in Bonn, jetzt als Culturinspector in den Diensten der Eisenbahngesellschaft steht. Seine Thätigkeit ist überaus interessant und werthvoll für die richtige Beurtheilung der Culturfähigkeit des Landes. Das meiste, was wir über die Bodenbeschaffenheit Kleinasiens oder wenigstens des centralen Hochlandes wissen, verdanken wir ihm; nicht nur Culturversuche, sondern auch chemische Analysen des Bodens wurden in großer Zahl gemacht; daraus kann sich der Landwirth schon ein ganz gutes Bild von der Brauchbarkeit des Bodens machen. Sehr gut sollen die Resultate der Versuche mit Hopfen in Adabazar ausgefallen sein und die Qualität soll der mittelfränkischen in nichts nachstehen. Reiche Türken haben bereits ein Consortium gebildet, den Hopfenbau im großen zu betreiben. Nicht minder überraschten die Versuche mit Kartoffeln, die an Qualität und Quantität alle Erwartungen weit übertrafen u. s. w.

Auch in einer andern Richtung entfaltet sich die Thätigkeit unsres Landsmannes in Anatolien. Er unterrichtet den türkischen Bauer in der rationellen Bearbeitung des Bodens, in der Handhabung europäischer Pflüge, Eggen und anderer Maschinen und gibt umsonst (natürlich von der Bahngesellschaft geliefert) oder um einen äußerst billigen Betrag Sämereien ab ꝛc. — Nicht genug kann Herr Hermann die Treue und die Dankbarkeit des türkischen Bauers loben. Niemals sei man den Betrag für die gelieferten Pflüge schuldig geblieben; auf den Tag und die Stunde, die ausgemacht ist, kommt der Bauer und bringt das Geld; lieber leidet er mit seiner Familie Hunger, als daß er sein Wort bräche.

Welch himmelweiter Unterschied zwischen dem türkischen Bauer und dem türkischen Beamten! Jener, an Charakter und Moral noch gesund, arbeitet von früh bis Abend, um dann seine Ernte der Willkür eines Beamten preiszugeben; dieser hütet sich gewissenhaft vor jeder Arbeit und ist nur darauf bedacht, möglichst viel herauszuziehen aus der arbeitenden Classe, oder auch aus der Staatscasse. „Der Staatsschatz ist ein großes Meer, wer aus demselben nicht genießt, ist ein Schwein," sagt ein türkisches Sprichwort. Daß man so grundverschiedene Urtheile über den Türken liest, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die einen Autoren bei ihrer Charakterisirung den türkischen Großstädtler Stambuls im Auge gehabt haben, der, wenn er nur irgend etwas vorstellen soll, ein Amt bekleidet (es werden in Stambul so viele Aemter geschaffen, als Bewerber da sind), während die anderen Autoren die türkische Landbevölkerung, den türkischen Bauer der Schilderung zu Grunde legten. Ich meine, darüber stimmen die Urtheile aller objectiven Orientschriftsteller überein, daß der türkische Bauer ein in jeder Beziehung brauchbarer, ehrlicher, freundlicher, sanftmüthiger Mensch ist, der alle übrigen Völkerracen Kleinasiens, seien es Kurden, oder christliche Armenier, odee Griechen, in Beziehung auf Charakter weit überragt und bei weitem die meisten Sympathien verdient. Wenn, wie es gerade in den letzten Jahren mehrfach geschehen, der Türke ohne Unterschied als moralisch verkommener, gemüthsroher Barbar den unschuldigen, sanften Lämmern, den Armeniern, gegenübergestellt wird, so bedeutet dies ein „auf den Kopf stellen" des thatsächlichen Verhältnisses und ich hoffe, daß es lediglich die Naivetät, Leichtgläubigkeit und der Mangel an Menschenkenntniß gewesen, die die betreffenden Autoren zu solch verkehrter Charakterzeichnung veranlaßten. Noch öfter werde ich im Laufe dieser Zeilen Gelegenheit haben, diese Frage zu berühren.

Noch eine andere recht interessante Bekanntschaft machte ich im Hotel Dadia, und zwar in der Person eines jungen Premierlieutenants von den Eskischehirer Husaren. Der deutschen Sprache vollkommen mächtig, hatte er mehrere deutsche militärische Werke ins Türkische übersetzt, wofür er vom Sultan besonders ausgezeichnet wurde. Er erzählte uns alle die vielen Streiche und Abenteuer, die er schon durchgemacht, und die ein beredtes Zeugniß von seiner Schneidigkeit ablegten. Leider kann ich, ohne indiscret zu werden, nur eines der vielen hier mittheilen, das in mehreren Beziehungen interessant sein dürfte. Die verehrten Leser erinnern sich vielleicht noch, ungefähr vor Jahresfrist in den Zeitungen die Nachricht gelesen zu haben, daß zwei französische Damen in der Nähe von Konstantinopel von Räubern entführt, und daß dafür 10,000 türkische Pfund Lösegeld gefordert wurden. Die türkische Regierung zahlte diese hohe Summe, die Damen wurden freigelassen, und nun sollten die Räuber gefangen und das Geld ihnen wieder abgenommen werden. Mit dieser Mission wurde unser junger Lieutenant Sia Bey betraut. Es wurde das Gebirge, auf dem sich die Räuber befanden, umzingelt, und von allen Seiten rückte man nach oben vor. Nach zweiwöchentlichen Operationen kam es zum Zusammenstoß mit der sauberen Gesellschaft, die aus acht Köpfen, lauter Griechen, bestand. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf, wobei drei Soldaten und zwei Secondlieutenants fielen und viele verwundet wurden; auf Seite der Briganten wurden drei getödtet, zwei gefangen genommen und drei entwischten; an Geld fand man 6000 türkische Pfund vor. Man zog nun mit der Beute hinab nach Ismidt und dort band man die drei Todten aufrecht an Pfähle auf dem Marktplatz an, während zwei Gefangene zu beiden Seiten dieser Gruppe in Ketten stehen mußten; zwei Tage hatte die Einwohnerschaft Gelegenheit, dieses Bild zu besehen. Es ist allgemein Sitte in der Türkei, Mörder oder andere schwere Verbrecher, seien sie lebendig oder todt, für das Publicum auszustellen als abschreckendes Beispiel; doch dürfte diese Methode vielleicht gerade das Gegentheil bewirken und eher zur Verrohung, als zur Veredlung der Menschen beitragen. Wenigstens fiel es mir auf, daß ich mehrfach Photographien dieser und anderer Gruppen, auch einzelner abgeschlagener Köpfe in Familien vorfand, ein Zeichen, daß man sogar Gefallen findet an solchen Bildern.

Bevor ich die „Madame Dadia" verlasse, möchte ich noch eine kleine Episode erzählen, in der unsre Gastgeberin sehr vortheilhaft betheiligt war. Ein armer Türke aus der Nachbarschaft wurde einberufen zur thessalischen Grenze. Am Tage vor dem Abmarsch kam er zur Dadia, die als Wohlthaterin sehr bekannt ist und empfahl ihr seine Kinder und seine Frau, die ohne jede Mittel seien und verhungern müßten ohne Unterstützung. Natürlich sagte Frau Dadia dem armen, scheidenden Reservisten die weitest gehende Hülfe zu, gab ihm aber den Rath, er möge doch vorher einmal mit seinen Kindern zum Kaimakan gehen und ihm seine traurige Lage schildern; vielleicht würde man ihn dispensiren. Der Mann that so, wie ihr Dadia geheißen, zur Vorsicht aber entlieh er sich zu seinen drei Kindern noch drei aus der Nachbarschaft, und richtig: der Kaimakan bekam beim Anblick der sechs Kinder solches Mitleid, daß er den armen Vater frei machte vom Kriegsdienst. Ob Madame Dadia oder der Reservist eine größere Freude über den Erfolg empfunden, möchte ich nicht entscheiden.

In Eskishehir verzweigt sich die Bahn nach zwei Richtungen, und zwar führt die eine Linie nach Osten bis Angora, während die andere, die erst vor einem halben Jahr vollendet wurde, nach Süden und Südosten strebt bis Konia. Die erstere war mir schon bekannt von 1895 her, und so wählte ich diesmal die letztere. Die Fahrt ist recht interessant und abwechslungsreich. Besonders überrascht wurde ich durch das Auftreten einiger kleinerer, geschlossener Kieferbestände, die die Anhöhen zu beiden Seiten der Bahn eine Strecke weit überziehen. Es ist nämlich eine Seltenheit, im Binnenland Kleinasiens geschlossene Nadelbestände anzutreffen; nur ganz vereinzelt findet man hie und da noch kleine Kiefergruppen, die Ueberreste eines vielleicht einstmals über die ganze Halbinsel ausgebreiteten Waldes, die jetzt von der umwohnenden Bevölkerung mit kindischer Eifersucht bewacht werden, wie E. Naumann von dem „Wald" von Kraali (östlich von Angora) zu erzählen weiß. Die Litoralregion Kleinasiens ist im allgemeinen noch gut bewaldet und an manchen Orten reicht der Wald von der Küste ziemlich weit ins Land hinein; so z. B. soll das Thal des Mudurtu-Su (im Nordwesten der Halbinsel) noch prachtvolle alte Wälder aufweisen, und etwas weiter nördlich davon sollen solch ausgedehnte Bestände bestehen, daß man sogar schon an das Project einer Bahn zur Holzbeförderung dachte. Ich selbst traf zehn Stunden nördlich

von Angora bei den Bädern Kizildja und Sei-Hammam schöne, dichte Kiefernbestände, die nach den Aussagen der dortigen Bewohner ununterbrochen bis ans Schwarze Meer sich fortsetzen sollen. Daß natürlich die Waldungen in einem entsetzlich verwahrlosten Zustande sich befinden, ist bei dem vollständigen Fehlen jeder Forstwirthschaft nicht zu verwundern. Als ich damals (vor zwei Jahren) durch diese Wildniß zog, wo die mächtigsten Stämme, vor langer Zeit vom Sturm gefällt, versaulen und wo absterbende und abgestorbene Bäume für Verbreitung der Borkenkäfer und anderer Schädlinge in ausgiebigster Weise sorgen, da trat mir die Unfähigkeit der türkischen Regierung, ein Land zu regieren und zu verwalten, so recht deutlich vor Augen. Trotzdem in der Staatscasse stets die größte Ebbe herrscht, läßt man die besten Quellen des Landes unbenützt versiegen und greift viel lieber zu dem verwerflichen Mittel der unsinnigen Besteuerung der Landbevölkerung oder des Schuldigbleibens der Beamtengehälter, als durch rationelle Verwerthung und Ausbeutung der Schätze des Landes auf anständige Weise die Ausgaben des Staatshaushalts reichlich zu decken.

Nach weiterer zweistündiger Fahrt treten die Kiefernbestände mehr und mehr zurück und verschwinden allmählich ganz. Kahl ist wieder die Gegend, magere Viehweiden, eingestreute Felder und Felsen setzen jetzt die Landschaft zusammen, ohne jedoch dem Auge langweilig zu werden. Denn in dem wunderbarsten Formenreichthum sind letztere aufgepflanzt, wirr durch einander stehend wie auf einem türkischen Friedhof, und lassen uns den Mangel des Baumschlages gar nicht empfinden. Hier glaubt man ganz deutlich einen Hundekopf zu erblicken, dort steht ein Monument eines mittelalterlichen Ritters, dort sind Obelisken in großer Anzahl aufgestellt, und was bedeutet der Löwenkopf, der von schlanken, zuckerhutförmigen, oben mit einer Kappe bedeckten Pfählen umzäunt ist? Alles Producte einer jahrtausend langen, steten Arbeit des Wassers das hier günstigen Boden und Gelegenheit fand, uns seine Kraft und Bildhauerkunst in glänzendstem Lichte zu zeigen.

Aber nicht allein das Wasser hat uns hier Zeugnisse seines großen Fleißes hinterlassen, sondern man findet auch überall die Spuren menschlicher Arbeit. In den steileren Felswänden kann man oft ziemlich große längliche oder viereckige Höhlungen sehen, die über die ganze Wand zerstreut sind: es sind Todtenstätten, sogenannte Felsengräber, die vor mehreren tausend Jahren in den harten Fels hinein gearbeitet worden, um die Reste eines Theuren aufzunehmen, und die heute, noch gut erhalten, Hirten als Unterschlupf oder Wohnung dienen.

Gegen Mittag kommen wir nach Afium-Karahissar (Opium-Schwarzschloß), einer großen türkischen Stadt, die am Fuße eines etliche hundert Meter hohen Felskegels gelegen ist und sich bis zu seinem zweiten, etwas niederen, aber sehr gezackten Kegel ausdehnt; ein wenig abseits von diesem letzteren steht ein dritter Kegel, der wieder etwas niedriger ist als der zweite, aber dieselbe bizarre Form aufweist wie dieser. Alle drei Kegel steigen unvermittelt steil aus der Ebene hervor und geben der Landschaft ein solch eigenartiges, charakteristisches Gepräge, daß, wie Huart sagt, jeder Reisende, wenn man ihm nur die Umrisse der drei Kegel zeigen würde, sofort Karahissar wieder erkennen müßte. — Es ist wieder die zerstörende, die Oberfläche der Erde stets verändernde Kraft des Wassers gewesen, die diese drei bizarren Pfeiler herausmodellirt; vulcanischen Ursprungs und von härterer Beschaffenheit, boten eben diese dem Wasser einen größeren Widerstand entgegen und wurden so aus dem sie überlagernden, weicheren Gestein nach Art der Lakkolithen oder Steinkerne herausgeschält.

Bei der Einfahrt in den schönen großen Bahnhof bot sich uns ein äußerst lebhaftes und interessantes Bild dar. Schon von der Ferne bemerkte ich die Hügel bei dem Stationsgebäude, bis hinauf zum Gipfel übersäet von weißen Punkten, die sich in der Nähe betrachtet als türkische Frauen und Mädchen entpuppten; lange, weiße Tücher, die beinahe den Boden erreichen, verhüllen die Gesichter fast vollständig, nur hie und da verrathen uns ein paar große dunkle Augen, was eigentlich unter der Decke verborgen ist. Der Bahnhofplatz wimmelte von türkischen Männern; tausende und abertausende, meist in Sonntagsgewändern, hatten sich hier eingefunden und standen dicht gedrängt an dem Zaun, der den Bahnhof umgibt und eine Strecke weit die Schienen begleitet. Aus der Stadt wälzten sich endlose Menschenmassen; theils zu Fuß, theils auf Pferden und Eseln, theils in Wagen näherten sie sich der Station, eine Abtheilung Militär kam aumarschirt, kurz, es mußte ein außergewöhnliches Ereigniß bevorstehen. So war es auch! Die Redif-Bataillone, die vor einiger Zeit an die thessalische Grenze einberufen worden, sollten heute (am 11. April), nachdem plötzlich der Befehl gekommen war, die Truppen wieder in ihre Heimath zu entlassen, nach Karahissar zurückkehren. Alles war aufs freudigste erregt, keine traurige oder die den Türken gewöhnlich auszeichnende gleichgültige Miene sah man hier. Der Ausdruck einer großen Spannung lag auf den Gesichtern, und man konnte deutlich sehen, wie man mit Mühe den Ausbruch der Freude hintan zu halten suchte. Und so ewig lange wollte der Zug nicht kommen! Am Bahnhofperron hatten sich inzwischen die Honoratioren der Stadt eingefunden; der Mutessarif, der Kaimakan, der Polizeicommissär und einige höhere Offiziere standen da beisammen und legten ein äußerst wichtiges Wesen an den Tag, was scheinbar auf die Bevölkerung Eindruck machte. Endlich sah man ganz in der Ferne einen langen Zug von zwei Maschinen gezogen langsam heraufkeuchen. Die Menge gerieth in eine ungeheure Bewegung, alles lief wirr durch einander, jeder suchte einen erhabenen Punkt zu erreichen, die Pferde und Maulesel waren mit zwei, wenn nicht drei Personen besetzt, alte, ergraute Türken hielten ihre Enkel in die Höhe, und nun ging das Geschrei los, ein Herausgrüßen aus den Wagen, ein Hineinrufen ins endlose, und die Mannschaften warfen der Menge Eßwaaren zu, die sie noch nicht verbraucht hatten. Der Zug hielt an, alles wurde still; in kürzester Zeit waren die Truppen in Ordnung aufgestellt; der Mutessarif, ein kleiner Herr von kolossalem Umfang, schritt die Front ab. Darauf wird zum Gebet commandirt, alles steht andächtig da, eine Todtenstille herrscht eine Zeitlang; dann ertönt von der Musikcapelle eine Melodie, worauf die Truppen mit unheimlichem Enthusiasmus „Padischa tschok jascha!“ rufen. Damit war der Empfang beendet. Die Truppen marschirten nun in der größten Ordnung in die Stadt, wo sie, nachdem die Uniformen, Gewehre ꝛc. eingeliefert, entlassen wurden. Ich war erstaunt über den Empfang, hatte ich doch niemals geglaubt, daß der Osmane eines solchen Enthusiasmus fähig sei. Nicht die stürmische, wilde, im Grunde genommen aber sehr oberflächliche und daher schnell sich verflüchtigende Begeisterung, in die die Griechen, Italiener und besonders auch die Franzosen so leicht verfallen und die diesen schon manche arge Blamage (die italienischen Freiwilligen im letzten Kriege ꝛc.!) eingetragen — nicht diesen krankhaften psychischen Fieberausbruch fand ich hier, sondern es war ein würdiger, herzlicher, tief gefühlter Empfang, den die Bewohner von Karahissar ihren zurückkehrenden Söhnen bereiteten. Nicht einen Moment vergaßen sie bei all ihrer Freude, die Würde zu bewahren, noch ließen sie es sich in den Sinn kommen, in kindische Gefühlsduselei auszuarten. Nicht lange aber sollte ihre Freude dauern; kaum hatten die

zurückgekehrten Reservisten den Rock des Kaisers abgelegt und Weib und Kind begrüßt, da ertönte schon wieder das Trompetensignal und rief die Armen wieder unter die Waffen. Wie schmerzlich mußte dieser Ruf jetzt berühren, da man sich dem Wohlgefühl freudiger Entspannung hingab und seiner Familie und seinem Geschäft mit erneuter Kraft und erneutem Muth sich widmen zu können glaubte! Doch willig und ergeben und ohne Murren fügten sich die Braven dem Befehl ihres Kaisers und pünktlich waren sie vollzählig wieder zur Stelle. Eine harte Probe fürwahr haben unsre Freunde hiermit glänzend bestanden und ein Beispiel von Manneszucht gegeben, das sich besonders die Griechen, bei denen trotz des mit allem Pomp in die Welt hinaus posaunten Patriotismus nur höchstens 40 bis 50 Proc. der Reservisten und Stellungspflichtigen der Einberufung Folge leisteten, recht wohl einprägen und zu Herzen nehmen sollten. — Zugegeben, daß der Begriff der Manneszucht zum großen Theil von Deutschland nach der Türkei gebracht wurde, so ist dabei doch nicht zu übersehen, daß zuerst der entsprechende Charakter vorhanden sein muß, wenn die Lehren Wurzel fassen sollen, und ich bin sehr im Zweifel, ob die Deutschen in dem viel gepriesenen Hellas nur annähernd solch dankbaren Boden für ihre Thätigkeit gefunden hätten als in der verrufenen Türkei.

Nach eintägigem Aufenthalt in Asium-Karahissar fuhr ich am 12. April weiter nach Südosten, am Fuße des mächtigen, noch stark beschneiten Sultan-Dagh entlang bis nach Ak-Shehir, das am Eingang einer Querschlucht des genannten Gebirges gelegen ist. Trotzdem Ak-Shehir eine kleine Stadt von etwa nur 15,000 Einwohnern ist, ist sie den Türken mehr bekannt als irgend eine andere Stadt Anatoliens und wird von ihnen viel besucht. Eine einfache, aus rohen Balken und weiß getünchtem Mauerwerk errichtete runde Halle, inmitten des Friedhofes gelegen, ist es, die Ak-Shehir zu dem Ruf erhoben, den es jetzt genießt. Nasreddin-Khodja, der türkische Eulenspiegel, liegt hier begraben. Unzählig sind seine Schwänke, die von einer Generation auf die andere mündlich überliefert werden und so lange fortleben werden, als der Osmane existirt. „Hier wurde mir klar," sagt E. Naumann bei Gelegenheit eines türkischen Festes in den Bädern von Brussa, „daß die Türken doch nicht so ernst sind, wie sie aussehen, daß in ihnen der letzte Funke Lebensfreude noch lange nicht erloschen ist. Wenn dieses Licht schon ganz ausgegangen wäre, dann könnten sie auch nicht mehr so viel Gefallen finden an den Schwänken Nasreddins, der sich noch jetzt bei Reich und Arm, bei Jung und Alt großer Beliebtheit erfreut." — Eine von den vielen Anekdoten über Nasreddin, die zugleich beweist, daß „es selbst in der Türkei Männer gibt, welche unter dem Pantoffel stehen", sei hier anzuführen mir gestattet:[1]) Eines Tages ließ Frau Nasreddin die Suppe boshafterweise überflüssig lange kochen und brachte sie heiß auf den Tisch. Zufällig vergaß nun die Frau, daß die Suppe so heiß war, nahm einen Löffel davon und verbrannte sich den Schlund, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen. Der Meister fragte: „He, Weib, was ist dir denn geschehen? Oder war die Suppe zu heiß?" Die Frau antwortete: „Ach nein, Herr, meine selige Mutter hat die Suppe sehr geliebt; dies ist mir eben eingefallen, und darum weine ich." Der Meister glaubte es, nahm auch einen Löffel von der Suppe, verbrannte sich ebenso den Schlund und fing an zu weinen und sich zu krümmen. — Als sein Weib ihn fragte: „Was ist dir, warum weinst du?" gab er ihr zur Antwort: „Ich weine darüber, daß deine Mutter so unglücklich gewesen ist, eine Tochter wie dich hinterlassen zu müssen!" Jetzt wird Nasreddin als Heiliger verehrt und von weit und breit pilgert man an sein Grab, verrichtet dort Gebete, reißt von seinem Gewand ein kleines Stückchen ab und wickelt es um eine Gitterstange. Auf diese Weise ist das ganze Gitter um das Grabmal herum schon über und über behängt mit bunten Stofflümpchen; oftmals begegnet man solchen bunt tapezirten Gittern auf seinen Touren in Anatolien, was uns immer darauf hinweist, daß hier ein Heiliger begraben ist. Wir finden also hier eine ähnliche Sitte, wie sie auch bei den Katholiken noch häufig geübt wird; nur opfert man hier an Stelle eines Stückes von seinem Kleide Wachsherzen, Wachsbeine und -hände u. a., und sieht daher oft die Wände von Wallfahrtkirchen dicht behangen mit solchen und ähnlichen Gegenständen. — Als ich das Grabmal Nasreddins besuchte, knieten gerade einige alte, ergraute Officiere dort, großer Ernst und die tiefste Andacht lag auf ihren Gesichtern; vielleicht küßten sie zum letztenmal den Boden, der die Reste des Meisters deckt; in zwei Stunden ging's fort nach der thessalischen Grenze.

Ak-Shehir liegt im Mittelpunkt einer großen Anzahl ziemlich bedeutender Seen, die alle durch einen ungeheuren Fischreichthum ausgezeichnet sind. Lange Karawanen bringen alle Tage die Fische in die Stadt, um sie theilweise dort abzusetzen, größtentheils aber, sie einzusalzen und dann mit der Bahn nach Europa, besonders den Balkanstaaten zu transportiren. Viele europäische Familien, meist Juden aus Rußland, Bosnien oder Rumänien, haben sich dort niedergelassen und leben vom Fischfang und Fischhandel. Größtentheils sind es Karpfen von kolossaler Größe, die auf den Markt gebracht werden, doch fehlt es auch nicht an Hechten, Weißfischen und Welsen.

[1]) Naumanns großem Reisewerk „Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat" entnommen.

Rom im Jahre 1784.

Reiseeindrücke eines deutschen Professors.

K. Für den sechsjährigen Kronprinzen von Neapel, den nachherigen König Franz I., wurde von seiner Mutter, der gerade in neuester Zeit wieder viel genannten, ihrer Mutter, der großen Maria Theresia so unähnlichen Königin Maria Karoline im Jahre 1783 ein Deutscher als Erzieher gesucht. Die Wahl fiel auf einen jungen Würzburger Professor der Rechtswissenschaft, den 1748 geborenen Jakob Joseph Haus. Auf der Universität Würzburg hatte er mit bestem Erfolge seine juristischen Studien beendigt, aber in Göttingen, der damals so hoch gefeierten und auch aus Franken von höher strebenden jungen Männern vielfach aufgesuchten Universität war ihm eine neue Welt aufgegangen. Hier hatte er aus dem Verkehr mit Böhmer, Pütter, Meister, Heyne, Feder und besonders dem Polyhistor Meiners die fruchtbarsten Anregungen für seine fernere Entwicklung gewonnen. Er war — wir möchten sagen — als moderner Mensch zurückgekehrt, und bald nach seiner Ankunft in der Heimath 1775 von dem frei und weit blickenden Fürstbischof Adam Friedrich v. Seinsheim zum ordentlichen Professor des deutschen Staatsrechts, sowie des Natur- und Völkerrechts ernannt worden. Eine einnehmende äußere Erscheinung, gewandtes und gewinnendes Wesen im Umgang, eine nicht gewöhnliche Gabe zu anregender Unterhaltung, gründliches und vielseitiges Wissen nicht bloß in seinem Fache, sondern auch in Literatur und Kunst ließen ihn höchst geeignet für den Beruf eines Prinzenerziehers erscheinen. Er erwarb sich denn auch die Verehrung und treueste Anhänglichkeit seines Zöglings in vollem Maße. Kettete er auch sein Schicksal für immer an den königlichen Hof, der wie ein gescheitertes Schiff hin und her geworfen wurde, so hielt sich doch der nur seinem Beruf und dann der Kunst und Alterthumswissenschaft bis

Digitized by Google

in sein hohes Alter lebende deutsche „Marchese“ mitten in seiner wild erregten Umgebung auf dem heißen Boden fern vom Treiben der Parteien in stiller Zurückgezogenheit. Doch wir haben hier nicht sein Leben in Neapel und Sicilien zu verfolgen, sondern möchten aus dem Berichte, den er am 19. Aug. 1784 auf der Reise an seinen Bestimmungsort Neapel während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Rom an seinen ehemaligen Landesherrn, den Fürstbischof Franz Ludwig v. Erthal erstattete, einiges mittheilen.

— — — „Ich habe die kurze Zeit von fünf Wochen, während denen ich mich hier aufhalte, zu wenig Umgang mit den Lebendigen, einige Grosse ausgenommen, gehabt, um über die Verfassung, die Sitten und den Charakter der Römer ein sicheres Urtheil fassen zu können. Doch kann auch dem flüchtigsten Beobachter die Bemerkung nicht entgehen, daß bey diesem sa aufgeweckten und lebhaften Volk diejenige Art von Thätigkeit, die eigentlich die Kraft eines jeden Staats ausmacht, täglich mehr erschlafft. Der eigentliche Römer ist entweder Prälat, Curialist, Abbate, Mönch oder Karrenführer und Obsthändler. Alle Handwerksleute und selbst die Taglöhner, die das Feld bauen, sind fast ohne Ausnahme Ausländer, die, wenn sie sich einiges Vermögen gesammelt haben, grossentheils wieder fortziehen. Sogar die Künste, die seit ihrer Wiederauflebung in Rom hauptsächlich ihren Aufenthalt genommen haben, und die, wenn andere Einkünfte versiegt sind, noch lange nachher durch Herbeyziehung aller Arten von Fremden und durch den für Nam fast einzig einträglichen Handel mit Gemälden, Kupferstichen und Copien alter Statüen die Quellen seiner Reichthümer seyn werden, diese Künste werden heutzutage fast einzig von Fremden getrieben. Es ist kein Architett aber Bildhauer von Bedeutung mehr vorhanden, und Battoni ist der letzte römische Maler. Die Paläste der Großen sind mit diesem kostbaren Geräthe bis zum Ueberfluß angefüllt, und da sie, etwa den Fürsten Borghese ausgenommen, keine Bestellungen mehr machen, so giebt es auch keine Künstler mehr. Nur auswärtige Höfe schicken nach junge Leute her, oder es lassen sich ausländische Künstler hier von freyen Stücken nieder, um in dieser ersten Schule der Welt zu studiren, und nur auswärtige Fürsten kaufen ihre Produkte.

Fast ebenso ist es mit der Gelehrsamkeit beschaffen. Ihre meisten Werke sind seichte, ohne alle Anstrengung ausgearbeitete Widerlegungen von Schriften, die großes Aufsehen gemacht haben, oder geringfügige Abhandlungen über unbedeutende Alterthümer. Noch jetzt hat ein Gelehrter, der den freyen Zutritt zu den reichen Schätzen des Vatikans hatte, gerade eines der unnützesten Manuscripte edirt, worinn die Kirchenceremonien nach dem Geschmack des X. u. folgg. Jahrhunderte auf eine für unsere Zeiten fast lächerliche Art allegorisch ausgelegt werden.

Der jetzige Pabst denkt wirklich edel und groß, und die Begierde sich in seiner Regierung auszuzeichnen ist ein ebenso bedeutender Hauptzug seines Charakters als seine unerschütterliche Gleichmüthigkeit und Heiterkeit bey allen den Unfällen, die dieselbe betreffen: aber zum Unglück besitzt er keine besonderen Kenntnisse, und zum nach grössern Unglück schmeichelt man seiner Eitelkeit auf eine so unbesonnene Weise, daß man ihn wegen dem ebenso kostbaren als unnützen Bau der mit dem Hauptgebäude wenig übereinstimmenden Sakristey der Peterskirche und wegen der glänzenden Erweiterung und Vermehrung des vatikanischen Museums, wovon jedes von ihm angeschaffte neue grosse oder kleine Stück mit einer Inschrift seines Namens prangt, schon zum unsterblichen gemacht hat.

Die Austrocknung der pontinischen Sümpfe würde ihm ohne Zweifel in einem weit verdienteren Grad diese Unsterblichkeit verschaffen, wenn bey dem wirklichen Schaden, den die deswegen unternommene Aushauung der Wälder in der Luft schon angerichtet hat, und den mancherley Wahrscheinlichkeiten, die an dem glücklichen Erfolg dieses Projekts noch zweifeln lassen, er sich zu gleicher Zeit nur halb so angelegen seyn liesse, das ergiebige Land, das der Kirchenstaat schon besitzt, anbauen zu lassen.

Bey den vielen hierdurch veranlaßten Ausgaben häufet sich das den Staat so drückende Papiergeld, das sich jetzt schon auf 5—6 Millionen Scudi beläuft, während dem die Münze unaufhörlich mit Ausprägen beschäftigt ist, und doch nicht viel über 50,000 Scudi wirkliches Geld in Umlauf seyn soll. Diese ausschweifende Summe des Papiergelds, die mit dem täglich mehr sinkenden Credit der päbstlichen Kammer, mit ihren vielen auswärtigen Schulden und mit dem nur noch auf 1½ Millionen sich belaufenden Schatz auf der Engelsburg in gar keinem Verhältniß steht, muß nothwendig in der Bedeutung ihres Werths zum immer sich mehrenden Schaden des Handels und Unsicherheit des Vermögens der Einwohner beständig heruntersinken, und das kleinste Uebel, das daraus entsteht, ist der Wucher reicher Privatpersonen, die, indem sie den größten Theil ihres baaren Gelds vorsätzlich dem Umlauf entziehen, mit dem übrigen Theil jenes Papiergeld mit 5—10 Procent Schaden der Eigenthümer an sich handeln und um den ganzen Werth bey ihren Zahlungen wieder ausgeben.

Daß die Einkünfte der Kammer sämmtlich, selbst die für die Ausfertigung der Bullen nicht ausgenommen, auf lange Jahre hinaus verkauft sind, das schmälert ihre Einnahme jährlich ebenso sehr als die Reformen auswärtiger Souveräne die gewohnten Zuflüsse hemmen, die die päbstliche Curie und Datarie ehemals gezogen hat, und eben diese Reformen haben nun viele auswärtige Bistümer und Beneficien, womit man römische Kardinäle und Prälaten ehedem versorgt hat, an sich gezogen, und, da sie hierdurch die Kardinalspromotionen gehindert, auch zugleich die vielen Ausgaben zerstört, die die Kardinäle sonsten in dem Staat zu machen getaahnt waren.

Kurz alle Umstände scheinen jetzt den Nationalfleiß aufzubieten, der alsdann zu gleicher Zeit einer besseren Polizey auf eine wirksamere Art die Hand bieten könnte; denn eben die vielen Todschläge, die jetzt mehr als seit Jahrhunderten im Schwang sind, entstehen mehr aus Müssiggang und den daher angezettelten Händeln als aus Armuth, um desto gewisser, weil für diesen Punkt der äussersten Dürftigkeit durch die vielen Hospitäler und Stiftungen sowie durch die große Mildthätigkeit, die man hier auszuüben gewohnt ist, mehr als hinlänglich gesorgt ist.“ — — —

Mittheilungen und Nachrichten.

Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern: Jezo mit den südlichen Kurilen, Sachalin Koren und den Liukiu-Inseln. Von Ph. Fr. v. Siebold. Herausgegeben von seinen Söhnen. Erste Band. Zweite Anlage. Würzburg-Leipzig, Leo Woerl 1897. XXXV. 421 S. gr. 8°. — Drei deutsche Forscher sind es, denen die Welt in früherer Zeit, solange noch das Inselreich an dem System strenger Absperrung gegen außen festhielt, für genauere Kenntniß Japans am meisten zu Dank verpflichtet war: Bernhard Varenius von Hitzacker (1622 bis 1650), Engelbert Kämpfer von Lemgo (1651—1716) und Phil. v. Siebold (1796—1866). Der Erstgenannte hatte Asien niemals gesehen, aber durch seinen Aufenthalt in den niederländischen Hafenstädten war er doch in den Besitz einer ausgiebigen Materiale gelangt, und für jene frühe Zeit seine Darstellung alles dessen, was man um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Japan wußte, von hoher Bedeutung. Kämpfers „History of Japan“ (London 1727) besitzt noch jetzt classischen Werth. Aber trotzdem muß v. Siebold die Palme zuerkannt werden, denn erstens brachte er auch seinerseits eine ganz ungewöhnlich hohe Begabung zur

Lösung der von ihm freiwillig übernommenen, schwierigen Aufgaben mit, und zum zweiten leente er das Land unmittelbar vor dem Zeitpunkt seiner Erschließung kennen, während ein günstiges Geschick es ihm ermöglichte, später auch noch das moderne Japan selber wiederzusehen. Leider war das Werk, in welchem er die Summe seiner Lebenserfahrungen zu ziehen gedacht hatte, unvollendet geblieben, und es war darum freudig zu begrüßen, daß die beiden Söhne des Altmeisters — als „Meester" war er dereinst allen gebildeten Japanern bekannt —, die Freiherren Alexander und Heinrich v. Siebold, diese nach äußerlich vornehm und wohl ausgestattete Neuauflage besorgt haben. Beide Herausgeber sind selbst mit japanischen Dingen wohl vertraut und waren mithin in jeder Beziehung geeignet, die Arbeit des Vaters wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen.

Diesem ersten Band ist das Bildniß des Autors und eine Lebensskizze beigegeben, aus welcher wir erfahren, unter welchen Schwierigkeiten während der zwanziger und dreißiger Jahre ein Europäer in dem Lande zu wirken hatte, welches seitdem sich zu gründlich — manche meinen, allzu gründlich — nach europäischem Muster umzubilden befliffen war. Durch die Familientradition auf das Studium der Heilkunde hingewiesen, beschäftigte sich der junge Mediciner in Würzburg auch mit vielen anderen Disciplinen, deren Kenntniß ihm später die besten Dienste leisten sollte, und ergriff bald nachher begierig die ihm durch die niederländische Colonialregierung dargebotene Gelegenheit, als holländischer Factorei-Arzt auf der Insel Dezima zugleich mercantile und wissenschaftliche Interessen zu fördern. Unermüdet widmete er sich nunmehr der Land- und Volkskunde Japans und erzog zahlreiche Schüler, von denen er die Fortsetzung seines Werks erhoffen durfte, aber seine kartographischen Bestrebungen erweckten den Argwohn der Regierung und längere Zeit erschien sein Leben arg bedroht. Endlich begnügte man sich mit einem Verbannungsurtheil, und zu Anfang des Jahres 1830 mußte er das Reich, anscheinend für immer, verlassen. Theilweise in Holland, theilweise auch in Deutschland lebend, widmete er sich nun der Ausarbeitung der im Rohbau fertig vorliegenden Werke, und indirect war es wesentlich dabei betheiligt, daß endlich die Scharten fielen, welche Japan gegen das Abendland aufgerichtet hatte. Der Tailun hob das erwähnte Urtheil ausdrücklich auf, und wieder belebte er zwei Jahre in Nagasaki und Tokio, vielfach mit politischen Aufträgen beschäftigt; allein noch war das von Revolutionen durchwühlte Kaiserthum, wo eben damals die Herrschaft des Mikado diejenige des Tailun oder Schogun zu verdrängen im Begriff war, nicht imstande, ihm eine wirkliche Heimstätte zu bieten. Er kehrte nach Europa zurück und verstarb in München, seinen 70 Jahren zum Trotze unter neuen Plänen zu einer dritten Bereisung des Landes seiner Sehnsucht. Die skippanische Poetischeitspoetei, um diese gewiß begründete Bezeichnung zu gebrauchen, hatte ihn erkannt, was sie ihrem geistigen Führer verdankte, und ein schönes Denkmal, welches man ihm in der Hafenstadt Nagasaki setzte, spricht diese Erkenntniß seiner Verehrer mit den anerkennendsten Worten aus.

Der erste Band zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die Reisen des Verfassers und weiter die Entwicklung unsres Wissens über Japan zu schildern bestimmt ist. Da unsre Einsicht in die Geschichte des fernen Ostens noch recht unvollkommen ist, so werden viele der hier gegebenen Mittheilungen einer sehr großen Mehrzahl der Leser neu und überraschend sein, so z. B. die Nachricht, daß die Holländer auf Formosa festen Fuß gefaßt hatten und 1661 von den — damals offenbar heimgesuchtigeren — Chinesen mit gewaffneter Hand vertrieben wurden. Dann folgt die Beschreibung der officiellen Gesandtschaftsreise an den Hof von Jeddo (wie man in jener Zeit noch sagte), und man sieht sich, zu sehen, mit welchem Geschick der junge Arzt, obwohl durch den steifen Formalismus eines solchen Zuges allenthalben gehindert, seine Beobachtungen anzustellen wußte. Nichts entging seinem Scharfblick: für Zoologie, Botanik und Geologie wußte er ebenso Thatsachen zu sammeln, wie er anderseits das fremdartige Volksthum zu erforschen trachtete. Jedenfalls hatte die Durchwanderung eines großen Theils der Hauptinsel unserm Reisenden den Blick geschärft und ihn über die Mittel orientirt, welche ihm für seine ausgedehnteren Explorationszwecke von Wichtigkeit werden konnten.

Auf den die Entdeckungsgeschichte behandelnden Abschnitt glauben wir nicht näher eingehen zu sollen. Dieselbe ist ja in ihren Hauptzügen bekannt genug, obwohl selbstredend die Schilderungen eines mit Land und Leuten so innig bekannten Mannes auch den Kenner lebhaft interessiren müssen. Ganz besonders bemerkenswerth ist, was v. Siebold über die spontane geographische Thätigkeit der Japaner, unabhängig von europäischer Beeinflussung, berichtet. Als Kartenzeichner bewährten sie ihre Eigenart ererbter Wiedergabe der natürlichen Verhältnisse. Es darf als sicher gelten, daß man in Japan schon zur Kosolingerzeit, als die Erdkunde in Europa noch im Zustande traurigster Verwirrung sich befand, eifrig mit vaterländischer Geographie beschäftigt war.

Die zweite Abtheilung ist „Volk und Staat" betitelt. Der Verfasser bespricht zunächst die Abstammung des Inselvolkes, indem er sich auf ein umfängliches anthropologisches und linguistisches Material stützt. Die jetzt allseitig getheilte Ueberzeugung, daß die Japaner durch die mannichfaltigsten Uebergänge und Bindeglieder mit der großen mongolischen Völkerfamilie verknüpft sind, ist dank v. Siebolds Nachschlüssen herrschend geworden. Einem kurzen Exkurse über die Ureinwohner der Ostasiaten folgen zwei culturgeschichtlich merkwürdige Essays über die Waffen und Kriegführung, sowie über die Staatsrechtsquellen der alten Japaner, sowie eine Darlegung der Umstände, unter welchen das — neuerdings beseitigte — Schogunat, eine Art Hausmeierthums, sich in den Besitz aller Regierungsrechte zu setzen vermocht hatte. Betreffs der zahlreichen Abbildungen darf wohl daran erinnert werden, daß alle die Schätze, welche v. Siebold an ethnographischen Dingen zusammengebracht hatte, seit seinem Tode einen besonders werthvollen Bestandtheil der Münchener Staatssammlungen bilden.

Nachdem eine angesehene Verlagshandlung sich des Werkes angenommen, steht zu hoffen, daß die Herausgeber uns auch bald mit einer Fortsetzung erfreuen werden. Einer solchen sehen nicht allein die Fachgeographen mit Spannung entgegen.

E. Günther.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Philosophisch-historische Classe. Sitzung vom 2. Juni. Der Secretär legt eine Abhandlung des Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz: „Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen V und VI" vor, um deren Aufnahme in das Archiv der Verfasser ersucht. Diese Studien befassen sich mit den ältesten geschichtlichen Aufzeichnungen in Ungarn. Aus der Studie V geht hervor, daß die sogenannten Annales veteres Ungarici in ihrem ersten Theil (997—1127) in Stuhlweißenburg, und zwar wenigstens zum Theil gleichzeitig mit den Ereignissen geschrieben wurden. Eine Abschrift gelangte nach dem im Jahre 1143 begründeten Kloster Szépkut bei Kaschau und wurde mit reichen gleichzeitigen Notizen bis 1177 fortgesetzt. Nach 1177 fand eine unsorgfältige Abschrift der gesammten Aufzeichnungen für das Kloster Jászó, das ebenfalls bei Kaschau liegt, statt und wurde dieselbe auch einige offenbar dieses Stift betreffenden Notizen bis 1203 fortgesetzt. In diesem Jahr brannte das Stift ab, und nun kam die Handschrift in anderen unbekannten Besitz. Im Jahre 1210 wurde das bekannte Königsverzeichniß in dieselbe eingetragen, das jedoch nicht aus den Annalen herrührt. Im Jahre 1228 befindet sich das Buch bereits im Besitz der neuen Kirche de Taxen, die wahrscheinlich in der Neutraer Diöcese lag. Dort wurden nun wieder einige Notizen eingetragen; die letzte zum Jahre 1241, worauf, wie es scheint, der Mongoleneinfall störend dazwischen getreten ist. In der Studie VI wird der Beweis geführt, daß schon im 11. Jahrhundert in Gran historische Aufzeichnungen gemacht worden seien, welche die Stadt, ihre Umgebung, ferner aber auch die ungarischen Könige betrafen. Sie wurden zunächst bis Ladislaus I. fortgeführt; Koloman war in ihnen nicht mehr als König genannt. Diese Aufzeichnungen sind in ihrer ursprünglichen, wohl nur spärlichen Gestalt um 1200 vom Verfasser der ungarisch-polnischen Chronik benützt worden; aber sie stehen auch in gewissen Beziehungen zu einer umfangreicheren Quelle, welche Alberich von Trois Fontaines und die späteren ungarischen Chronisten benützten. Da diese Ausführungen zum Theil auf der Studie III beruhen, so mußten in einem Anhang die jüngst von Dr. W. Ketrzyński gegen dieselbe erhobenen Bedenken geprüft werden. Es wird nachgewiesen, daß die von Hrn. Ketrzyński entdeckte Redaction der ungarisch-polnischen Chronik nicht die ursprüngliche sei, sondern auf den schon frühe bekannten beruhe. Ferner wird nachgewiesen, daß die Ansicht, die ungarisch-polnische Chronik sei gleich nach der Erhebung Stephans entstanden, unrichtig sei; nicht sie diente Hartwich, sondern vielmehr seine Darstellung ihr als Quelle. Die Abhandlung geht an die historische Commission. Der Secretär legt weiter eine Abhandlung des Hrn. Joseph Szumma, Landesschulinspectors in Laibach: „Zur Erklärung des Platonischen Dialoges Charmides" vor, um deren Aufnahme in die Denkschriften der Verfasser ersucht. Dieselbe wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen. Das

w. M. Hofrath Mussafia überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. IV." Das w. M. Hofrath Bühler legt eine von ihm und Prof. L. v. Schroeder verfaßte Abhandlung für die Sitzungsberichte vor, betitelt: „Die Tübinger Kaṭha-Handschriften und ihre Beziehung zum Taittirîya-Âraṇyaka", von L. v. Schroeder; herausgegeben mit einem Nachtrage von G. Bühler. — Sitzung vom 16. Juni. Der Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. Dr. Anton Schönbach, Professor an der Universität Graz: „Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften. VI. Stück. Ueber ein mitteldeutsches Evangelienwerk aus St. Paul", vor. Ein mehr als 17,000 Verse umfassendes mitteldeutsche Reimwerk ist, um den Eingang verkürzt, uns in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts erhalten, die das ehrwürdige Benedictinerstift St. Paul im Lavantthale als Erbe seiner berühmten Vorfahren in St. Blasien heute besitzt. Dieses bisher fast unbekannte, noch ungedruckte Denkmal soll in der Abhandlung wissenschaftlich beschrieben, Ueberlieferung, Sprache, Versbau, poetische Technik und Wortschatz sollen untersucht werden: daraus ergibt sich die Möglichkeit, das Werk einem großen Zusammenhange mitteldeutscher Literatur des 14. Jahrhunderts einzufügen. Der Secretär legt ferner das von der Classe herausgegebene Werk: „Tabulae codicum manuscriptorum in Bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum" Vol. IX. vor.

* Ein Verläufer Darwins, der bisher fast unbeachtet geblieben ist, wird von Professor Poulton in der Zeitschrift „Science Progreß" ans Licht gezogen. Es ist der Anthropolog James Cowles Pritchard, der 1826 ein Buch unter dem Titel „Untersuchungen über die Geschichte des Menschengeschlechts" herausgab. In diesem Buche ist schon eine wunderbar vollständige und genaue Feststellung der Entwicklungstheorie Darwins enthalten. Pritchard stellt sehr schaufsinnig die Theorie auf, daß die Hausthierracen und die Culturpflanzen durch dauernde Auswahl von seiten des Menschen hervorgebracht wurden, wobei natürlich noch die Einwirkung günstiger Umgebung und besonderer Pflege in Rechnung zu ziehen ist. Er glaubt an die Möglichkeit einer organischen Entwicklung der ganzen Lebewelt und stützt diesen Glauben durch Beweise, die auch heute noch großen Werth besitzen. Pritchard erkennt sogar bereits die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl, obgleich er ihr nicht die ausschlaggebende Rolle zuweist, wie es nach ihm Darwin gethan hat. Die merkwürdigste Vorausnahme einer später entwickelten Theorie besteht jedoch in einer meisterhaften Auseinandersetzung über die Uebertragung erworbener Eigenschaften, wobei mit voller Einsicht der Unterschied zwischen angeborenen und erworbenen Eigenschaften gezogen wird.

* Im römischen Marineministerium wurden jüngst interessante Versuche mit einem elektrischen Telegraphen angestellt, der ohne Leitungsdrähte functionirt. Erfinder des Apparats ist der Elektrotechniker Marconi aus Bologna, ein junger Mann von 22 Jahren, der seit einiger Zeit vorbereitende Versuche in England unternommen hatte. In Rom worden die Experimente folgendermaßen angestellt: Im dritten Stockwerk des Marineministeriums befand sich das Aufgabeamt des Telegraphen, im ersten Stockwerk das Empfangsamt. Die beiden Apparate waren durch keinen Leitungsdraht verbunden, sondern durch die Wände und Decken des Gebäudes vollständig von einander getrennt. Nun wurde oben mit Hülfe der Morse-Maschine das Telegramm „Ministero della Marina" aufgegeben. Der zwei Stockwerke unter unten aufgestellte Apparat empfing das Telegramm und fertigte es richtig in Morse'schen Zeichen aus. Die Aeußerungen des Erfinders lassen keinen Zweifel, daß sein Apparat wesentlich auf der bekannten Entdeckung des Bonner Physikers Heinrich Hertz über die Fortpflanzung der elektrodynamischen und Inductionswirkungen durch den Raum und durch elektrische Nichtleiter beruht. Der deutsche Gelehrte vermochte die Fernwirkung der elektrodynamischen und Inductionsvorgänge bis auf eine Distanz von 20 m nachzuweisen. Bisher hat Marconi nur solche Experimente vorgeführt, in denen Aufgabe- und Empfangsapparat wenige Meter von einander entfernt waren. Er versichert jedoch, daß es ihm gelungen sei, in England 14 km weit zu telegraphiren und hofft, seine Apparate in dem Maße zu vervollkommnen, daß es möglich werde, mit ihnen von England nach Amerika zu telegraphiren (?). Da die elektrischen Wellen sich gleichzeitig nach allen Seiten verbreiten, so ist an eine Anwendung des neuen Verfahrens auf das Telegraphiren überhaupt natürlich nicht zu denken. Dagegen kann dasselbe für das Signalwesen zur See Bedeutung gewinnen. Wenn eine Kriegsmarine mit den zugehörigen Häfen, Leuchtthürmen u. s. w. einheitlich den Apparat einführt, so wird das Signalwesen unendlich vereinfacht und zugleich erweitert werden können. Gegen den fürchterlichen Feind der Schiffahrt, den Nebel auf See, scheint überdies in der allgemeinen Anwendung der Marconischen Apparate ein souveränes Abwehrmittel geboten zu sein, das Zusammenstöße von Schiffen im Nebel vielleicht völlig unmöglich machen wird. Und das würde schon ein sehr bedeutender Erfolg sein.

* **Tübingen.** Der Gynäkolog Prof. Dr. Albert Döderlein in Groningen (bis Ostern d. J. in Leipzig) hat einen Ruf an die hiesige Universität angenommen.

* **Wiesbaden.** Dr. Willy Preyer, in den siebziger Jahren Professor der Physiologie in Jena, ist hier nach längerem Leiden am 15. Juli im Alter von 56 Jahren gestorben. Mit vielseitiger und viel versprechender Arbeit auf dem eigentlichen Gebiet seiner Wissenschaft begabt, wandte er sich später, nachdem er seinen Lehrberuf aufgegeben, mehr populärer, naturwissenschaftlicher Schriftstellerei zu; nicht bloß zum Hypnotismus, auch in pädagogischen Fragen hat er das Wort ergriffen, ja zuletzt sogar die Illusion einer wissenschaftlichen Graphologie gehegt und vertheidigt.

* **Leipzig.** Der classische Philolog Geh. Rath Prof. Dr. Otto Ribbeck feiert am 23. Juli den siebzigsten Geburtstag, Geh. Kirchenrath D. K. H. Hofmann, Dekan der theologischen Facultät, am 1. August sein 50jähriges Doctorjubiläum.

* **Königsberg.** Zum Bibliothekar an der königlichen und Universitätsbibliothek ward ernannt Dr. Walter Meyer, bisher Hülfsbibliothekar in Berlin.

* **Graz.** Für die erledigte Professur des Civilrechts ist außer den Innsbrucker Gelehrten Steinlechner und Schiffner (vgl. Beil. 153) noch in erster Linie vorgeschlagen der hiesige Titularprofessor Dr. Joseph Frhr. v. Anders, in zweiter in zweiter Linie endlich der Wiener Privatdocent Dr. Ernst Demelius.

* **London.** Am 13. d. M. wurde der zweite internationale Bibliothekar-Congreß in der Guildhall eröffnet. Er wird vier Tage dauern; den Vorsitz führt Sir John Lubbock. Namentlich Amerika ist stark vertreten. Im ganzen werden 38 Vorträge gehalten. Am 15. fand im Lyceumtheater eine Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig" zu Ehren der Bibliothekare statt.

* **Madrid.** Hier starb am 9. d. M., 68 Jahre alt, der berühmte Arabist Don Francisco Javier Simonet. 1829 in Malaga geboren, studirte er Theologie und Rechtswissenschaft, wurde aber schon früh von Estebanez Calderon auf das Studium der arabischen Literatur hingewiesen. 1862 wurde ihm das Lehramt für Arabisch an der Universität Granada überwiesen, wo er bis an sein Lebensende als Professor wirkte. Von seinen zahlreichen Werken gehen die „Geschichtlichen Sagen der Araber" und „Die Beschreibung des Königreichs Granada" über das Interesse der Fachgelehrten hinaus.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Medicinalrath Dr. Mittermaier: Das Heidelberger Taanensystem (Sammlg. u. Abhandlungen über Städtereinigung ꝛc. Heft 1). Halle a. S., F. Leineweber 1897. — Dr. L. Zehnder: Die Mechanik des Weltalls in ihren Grundzügen dargestellt. Freiburg i. B. ꝛc., J. C. B. Mohr 1897. — C. G. Harrison: Das transscendentale Weltennull, Vorträge über Gehirnwissen ꝛc., a. d. Engl. übers. von Karl Graf zu Leiningen-Billigheim. 1897. — Paul Lanzky: Sophrosyne, Gedichte. Dresden u. Leipzig, C. Pierson 1897. — Maximilian Brause: Die deutsche Colonialliteratur 1884—1895, hggb. v. d. Deutschen Colonialgesellschaft. Berlin, Otto Eisner 1897. — Pfarrer P. Braunlich: Der neueste Teufelsschwindel in der römisch-katholischen Kirche. Leipzig, Karl Braun 1897. — Dr. August Heinrich Brunsch: Martin Luthers Stellung zum Socialismus (Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung 2. u. 3. Heft). Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1897. — Dr. Udo Dammer: Ueber die Aufzucht der Raupe des Seidenspinners mit den Blättern der Schwarzwurzel. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. S. 1897. — Führer durch das kunstgeschichtliche Museum (v. Wagnerstiftung) der Universität Würzburg. Würzburg, Stahel 1897. — Dr. Karl Reiser: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. I. Bd. Heft 9. II. Bd. Heft 1. Kempten, Jos. Kösel 1897. — Georg Hirth: Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Aufl. 4. u. 5. Lfg. München und Leipzig, G. Hirth 1897. — R. Schott: Das Aequatement, monatl. Uebersicht ꝛc, 1897/98 Heft 1. Berlin, L. Trautwein.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 17. Juli. Nummer 157.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die batavische Göttin Nehalennia. — Bilder aus der asiatischen Türkei. II. Von K. Escherich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die batavische Göttin Nehalennia.

Wenn die Schriftsteller schweigen, werden die Steine schreien — ein Wort, das für viele Gebiete der Alterthumskunde zutrifft, nicht zum wenigsten für die große terra incognita der altkeltischen und altgermanischen Götterwelt, für welche die Schriftquellen äußerst spärlich fließen; sei es, daß die Autoren der römischen Kaiserzeit nicht viel davon wußten, sei es, daß sie es nicht für werth hielten oder keine Gelegenheit fanden, den religiösen Vorstellungen unterworfener Völker Beachtung zu schenken. In der That haben Inschriftsteine und Bildwerke, deren Zahl sich immerfort vermehrt, eine unendliche Fülle von Göttergestalten der wissenschaftlichen Forschung wiedergegeben; freilich oft nur vereinzelte Namen, welche in ihrer latinisirten Form manchmal ganz barbarisch anmuthen und dem Sprachforscher viel zu deuten und zu rathen aufgeben. Nur in wenigen Fällen ist eine Deutung gefunden worden, die allgemeine Billigung finden konnte; in der Mehrzahl gehen die Meinungen noch weit aus einander, und nicht selten konnte nicht einmal festgestellt werden, ob wir es mit keltischen oder germanischen Gottheiten zu thun haben. So sind kürzlich in Rennes (im Gebiet der alten Redones) Inschriftaltäre aufgetaucht, die Kunde bringen von dem Cult eines Mars Mullo und eines Mars Vicinnus; frühere Funde meldeten von einem Göttinnenpaar Aveha und Hellivesa, welche Ahveecanae zubenannt sind, von einem angeblichen Todesgott Namens Requalivahanus, einem Gott Succellus und seiner Genossin Nantosvelta und zahllosen anderen.

Als eine der best bekannten Göttergestalten darf die batavische Göttin Nehalennia bezeichnet werden, bezeugt durch etwa dreißig mit Inschriften und Reliefdarstellungen geschmückte Altäre. Am 5. Januar 1647 wurden — so lautet der zuverlässige Bericht des Bredius [1]) — am Strande der Insel Walcheren bei Domburg,[2]) als ein heftiger Südost wehte und das Meer zurücktrat, zahlreiche Alterthümer, die im Dünensand begraben lagen, bloßgelegt, darunter einige Statuen, viele Steinaltäre, mannichfache Gefäße und römische Münzen. Die meisten Altäre waren der bis dahin fast unbekannten, von keinem Schriftsteller erwähnten Nehalennia geweiht. In der Domburger Kirche aufbewahrt, sind sie im Jahre 1848 durch einen Brand größtentheils zerstört worden, so daß wir für die meisten auf frühere Publicationen zurückgreifen müssen. Die erhaltenen Bruchstücke befinden sich jetzt im Museum von Middelburg, vereinzelte Altäre in Brüssel und Leiden. An der nämlichen Stelle kam 1870 im Flugsand bei Domburg ein neuer Altar zu Tage. Zwei weitere Steine sind in Deutz gefunden, schon längere Zeit bekannt, jetzt aber verschollen; und endlich bewahrt das Museum Wallraf-Richartz in Köln ein unsre Göttin darstellendes inschriftloses Relief von roher Arbeit.

Wir sehen die Göttin stehend oder in einem Sessel sitzend dargestellt, in matronaler Haltung und Gewandung, mit einer eigenartigen Kopfbedeckung, die zur damaligen Landestracht gehören mochte und die an die Bildnisse der rheinischen Matronen erinnert. Gewöhnlich sitzt am Boden zu ihrer Rechten ein zu ihr aufschauender Hund, und symmetrisch zum Hunde steht auf der anderen Seite ein mit runden Früchten (Aepfeln?) angefüllter Korb. Ebenso hält die Göttin gern Früchte im Schoß, zuweilen im linken Arm. Auch die Seitenflächen der Altäre (einigemale auch die Rückseiten) pflegen mit Reliefs geschmückt zu sein, welche meist Pflanzenornamente und Füllhörner darstellen, Beigaben rein decorativer Natur und ohne Bedeutung für den Cult, da sie auch auf Steinen anderer Gottheiten wiederkehren. Besondere Beachtung verdienen drei Reliefs, wo die Göttin den linken Fuß auf ein Schiffsvordertheil setzt, während sie sich auf einem außerdem mit der Rechten auf ein Ruder stützt. Weiter finden wir auf fünf Altären als Begleiter der Göttin den Hercules und Neptun dargestellt, diesen mit dem Dreizack ausgestattet und ebenfalls den linken Fuß auf ein Schiffsvordertheil gestützt, jenen einmal an einen Baum gelehnt und im Begriff, die Aepfel der Hesperiden zu pflücken.

Die Ausdehnung des Cultus ist, nach den bisherigen Funden zu urtheilen, sehr beschränkt gewesen. Wir haben es mit einer Localgottheit der Bewohner von Walcheren zu thun, und zwar, wie sich aus den Inschriften, den Bildnissen und aus der Zusammenstellung mit dem Meeresgotte Neptun ergibt, mit einer schifferbeschützenden Göttin: Nehalennia ist die Schutzgöttin des Schiffervolks und der Kaufleute von Walcheren, die den Gefahren der Seefahrt ausgesetzt sind. Ein solcher Kaufmann war ein gewisser Secundinus, der, weil er besonders gute Geschäfte gemacht hat, wie die Inschrift besagt, der Göttin einen Altar weihte. Ebenso hatte ein anderer, der mit britannischer Kreide handelte, Anlaß zur Lösung eines Gelübdes, da die Göttin seine Kreideladung glücklich aus Sturm und Gefahr zur Heimath geleitet hat. Wenn wir ferner als fast ständiges Attribut der Göttin Fruchtkörbe finden, so ergänzen dieselben das Bild einer Segen und Wohlstand spendenden Gottheit, ohne daß gerade an eine Erntegöttin gedacht zu werden braucht. Und was endlich den Hund anlangt, dem zuliebe man die Nehalennia zu einer Göttin der Unterwelt hat stempeln wollen, so ist er ja noch heute der treue und wachsame Begleiter der Schiffe.

Die Denkmäler genauer zu datiren, dafür fehlen feste Anhaltspunkte; sicherlich gehören sie sämmtlich der römischen Kaiserzeit an, etwa dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr.; eines stammt, da es die Formel „zur Ehre des kaiserlichen Hauses" (in honorem domus divinae) enthält, frühestens aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Archäologische

[1]) Historia Comitum Flandriae, Brügge 1650.
[2]) Scheidemündung, Provinz Zeeland.

Digitized by Google

Fingerzeige zur Datirung fehlen gleichfalls; es ist Steinmetzarbeit, wie sie in den Provinzen geliefert zu werden pflegt, bald roher, bald sorgfältiger, je nach dem Können des Steinmetzen oder der für die Herstellung aufgewendeten Summe; aber viel läßt sich davon bei der schlechten Erhaltung der meisten nicht erkennen. Die Dedicanten sind natürlich römische Unterthanen, theils Peregrine, wie die Namengebung beweist, theils römische Bürger mit den für diese charakteristischen drei Namen.

Die peregrinen Namen verdienen jedenfalls die Beachtung der Sprachforscher; einige sind zweifellos keltisch, so Ambacthius, Gennalo, Exomnianius, Nertomarius; einige mögen auch germanisch sein, wenn sich auch anscheinend kein einziger mit Sicherheit aus dem Wortschatz altgermanischer Sprache erklären läßt. Ebenso übel bestellt ist es mit der Deutung des Namens Nehalennia. Ist er keltisch oder germanisch? Tacitus bezeugt an mehreren Stellen, daß die Bataver ein germanisches, von den Chatten abstammendes Volk gewesen seien, welches infolge innerer Zerwürfnisse seine Heimath am Taunus verlassen und das Mündungsgebiet des Rheins („die Insel der Bataver") in Besitz genommen habe. Hier trafen sie Kelten an, wie die Ortsnamen zumtheil noch beweisen, und sie werden schwerlich die ursprüngliche Bevölkerung ganz verdrängt, sich vielmehr mit ihr vermischt haben. An sich ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß sie den Cult der schifferbeschützenden Nehalennia aus ihrer germanischen Heimath im Binnenlande mitbrachten, sondern glaublicher, daß sie ihn auf Walcheren, der westlichsten von den Inseln vor der Scheldemündung, vorfanden und adoptirten, wobei der Name der Göttin allerdings germanisch umgemodelt worden sein kann. Eine einwandfreie Deutung des Namens steht jedenfalls noch aus, und es möge hier genügen, wenn die verschiedenen Auffassungen des Wesens und Namens der Göttin kurz registrirt werden. Sie soll „die Spinnerin" sein, ein Seitenstück zur Parze Klotho; ferner „die Mundschenkin" und identisch mit der deutschen Freyja; weiter Todesgottheit, Schirmerin der Schiffahrt, Göttin der Ehe und des Kindersegens und Erntegöttin in einer Person; ihrem Namen soll die Bedeutung des Gestattens, Gewährens, Nachgebens oder die des hilfbereiten Nahens und Beistehens zu Grunde liegen. Endlich ist sie mit der nordischen Gefjon, die wieder keine andere sein soll als die Nerthus, und mit der von Tacitus Isis genannten Suebengöttin identificirt worden. Auch die keltischen Mütter oder Matronen, deren Cultus überaus ausgebreitet war, haben herhalten müssen, indem man zu dem bequemen Mittel griff, aus der einen Nehalennia die drei Matronen hervorwachsen zu lassen, unter verfehlter Berufung auf die drei Moiren, drei Charilen u. s. w., die ja auch aus einer Moira, einer Charis hervorgegangen seien.

Es kann wohl kein Zweifel bestehen, daß am Strande, da wo die Nehalennia-Altäre aufgetaucht sind, sich ein Heiligthum der Göttin befunden hat, wenn auch auf die Nachrichten von angeblichen Tempelüberresten wenig Verlaß ist. Einige wollten daselbst die Fundamente eines kleinen Rundtempels erkannt haben, was aber die Gewährsmänner des Bredius entschieden bestritten. Aber irgend ein Heiligthum — ob ein wirklicher Tempel oder nur ein heiliger Bezirk, sei dahingestellt — wird angesichts der großen Menge von Altären, die sicherlich gemeinsam gruppirt waren, vorhanden gewesen sein. Man glaubt sogar, daß wir über die Schicksale desselben unterrichtet sind wie über kaum ein zweites Monument auf germanischem Boden.

Bereits Bredius machte darauf aufmerksam, daß der heilige Willibrord, als er gegen Ende des 7. Jahrhunderts auf einer Missionsreise Walcheren besuchte, dort ein altes heidnisches Idol vorfand und in seinem heiligen Eifer zertrümmerte. Das erzählt Alcuin in seiner profaischen Biographie des Heiligen. In der poetischen Bearbeitung derselben hat er dann die Episode etwas ausgeschmückt, es ist da von einem Wächter des Idols und von der Zerstörung eines Heiligthums (fanum) die Rede. Noch Spätere wissen, was es für ein Götterbild war, sie sprechen von einem Mercurius oder auch einem Wodansbild. Bredius und andere haben an das Nehalenniaheiligthum bei Domburg gedacht. Aus den verschiedenen Berichten geht nur das mit Sicherheit hervor, daß Willibrord in Westkapelle — denn auf diesen südwestlich von Domburg gelegenen Ort beziehen sich die biographischen Notizen, nicht auf Domburg selbst — noch heidnische Bräuche vorfand und dagegen energisch einschritt. Er kann von dort auch nach Domburg gekommen sein, um da in seinem frommen Eifer das Zerstörungswerk fortzusetzen; es können die Denkmäler der römischen Vergangenheit des Landes, der Tempel der Nehalennia mit seinen Bildern und Altären, von christlichen Händen demolirt und ins Meer geworfen worden sein. Aber es bleibt eine Vermuthung. Vielleicht hat, wie eine andere mittelalterliche Quelle durchblicken läßt, eine Sturmflut mitgeholfen und das Zerstörungswerk besorgt, ehe Willibrord kam, indem sie die Nehalennia-Altäre in Meer und Sand begrub. m.

Bilder aus der asiatischen Türkei.

Von K. Escherich.

II.

Die Bahn wendet sich von Ak-Schehir zunächst fast direct nach Osten, um nach einigen Stunden südliche Richtung einzuschlagen bis zum Endpunkt der Linie, nach Konia. Wir befinden uns hier in einer echten Hochsteppe: wenig Wasser, kein Baum, wenig bebautes Land, meist dürftige Viehweiden und kahle Anhöhen und Berge, die, schon längst der grünen Decke beraubt, lediglich noch ihr starres, graues Felsskelett besitzen, das sind jetzt die Hauptcharaktere der Landschaft. Nachdem wir die Höhe des Boz-Dagh (ca. 1200 Meter) erreicht, ist es uns vergönnt, einen Moment einen Blick nach Osten in die sogenannte Salzwüste, die sich von hier bis zum großen Salzsee ausdehnt, zu werfen, während unser Zug ebenfalls in eine scheinbar endlose Ebene, von derselben Physiognomie wie die Salzwüste, langsam hinabsteigt. Und mitten in dieser ebenen Steppe finden wir ein weites, flaches Häusermeer, aus dessen Mitte ein kleiner Hügel, einige größere Gebäude und Reste von solchen tragend, hervorragt. Das ist Konia, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets. Wer sollte vermuthen, daß hier in dieser trostlosen Gegend vor einigen Jahrhunderten Kunst und Wissenschaft gepflegt wurden, in einer Weise, die für die damaligen Zeiten ganz außergewöhnlich zu nennen ist? Von weit und breit zogen die berühmtesten Architekten, Philosophen und Künstler nach Ikonium, dem Ruf der seldschukischen Herrscher Folge leistend. Die vielen baulichen Reste, die, aus dieser Zeit stammend, in mehr oder minder guter Erhaltung unter die modernen türkischen Lehmhütten eingestreut sind, geben uns ungefähr ein Bild von der Cultur, die vor 600 Jahren hier geherrscht hat. Geradezu überwältigend ist der Eindruck, den die schlanken, mit bunten Kacheln verzierten Minarets, die elegant und leicht geschwungenen Linien der Portale, die überaus feine Ausführung der reichen Detailornamentik auf den Reisenden machen, der schon längere Zeit mit dem Anblick niederer, aus Lehm und Schmutz zusammengepappter Hütten vorlieb nehmen mußte. Näher auf die Kunstschätze aus seldschukischer Zeit einzugehen, wäre in Anbetracht der trefflichen, erst in allerjüngster Zeit erschienenen Arbeiten von E. Naumann, F. Sarre, Huart und A. Körte Vermessenheit und Ueber-

Digitized by Google

fluß. Unbegreiflich schien mir nur bei dem Anblick all dieser großen Pracht, daß die seldschukische Kunst so lange unberücksichtigt und unerforscht bleiben konnte, selbst noch in einer Zeit, da der Drang und die Sucht nach „Unerforschtem“ die Jünger der Wissenschaft in die entferntesten Winkel der Erde, wo ungleich größere Strapazen und Gefahren ihrer harren, dringen läßt.

Viel interessantes erlebte ich in den acht Tagen, die ich mich in Konia aufhielt. Schlenderte ich da einmal durch die engen Gassen der äußeren Stadt, da bemerkte ich an der Ecke einer kleinen Djami (Bethaus) eine Anzahl Weiber, wovon eine eine ganz merkwürdige Stellung einnahm: sie lag mit ihrem Bauch auf einem Granitblock, der Herzform besaß und dicht an der Mauer der Djami stand. Nachdem sie so eine Weile gelegen, erhob sie sich und machte einer anderen Platz, die sich dann in dieselbe Positur setzte, und das ging so fort, bis alle fertig waren. In der Djami liegt ein „Heiliger“ begraben, was aus den mit bunten Kleiderfetzen behängten Fenstergittern zu ersehen war, und so schien es sehr wahrscheinlich, daß hier eine Art religiöser Handlung, oder ein Sympathiemittel oder dergleichen vorliege. Und so scheint es auch zu sein; wenigstens erfuhr ich von dem dortigen Sectionschef (einem Coburger), daß die türkischen Weiber sich Linderung etwaiger Bauchschmerzen von dieser sonderbaren Cur erwarteten. Leider war es uns nicht möglich, die interessante Gruppe zu photographiren; denn die Weiber von Konia haben noch einen furchtbaren Haß gegen die Franken und es kam mir einigemale vor, daß mir alte Blechgefäße, Pantoffel u. dgl. m. nachflogen, wenn ich eine Gesellschaft beisammen stehender, klatschender Weiber passirt hatte. Ueberaus komisch berührt es, wenn das zarte Geschlecht beim Anblick eines entgegenkommenden Franken schon lange vor dem Zusammentreffen sich mit dem Gesicht gegen die Mauer drückt, den Rücken dem armen Franken zuwendet und auch noch eine Weile nach der Begegnung in dieser Situation verharrt.

Wir gehen weiter in den Straßen der Stadt; da treffen wir mit Männern zusammen, die uns durch ihre ganz abweichende Tracht schon von weitem auffallen: an Stelle des allgemein üblichen Fez sitzt eine sehr hohe, topfartige Mütze aus braunem Filz auf dem Kopf, während den übrigen Körper ein weiter, langer, dunkelgrüner Mantel deckt. Das sind die Dreh-Derwische, Angehörige eines äußerst berühmten und einflußreichen Ordens, dem Konia jetzt größtentheils seinen Ruf verdankt. Die Entstehung des Ordens fällt in die Glanzperiode Koniums, die Regierungszeit des berühmten seldschukischen Sultans Ala eddin Kai Kobad I. (1219—1236). Dieser hatte von dem Religionsphilosophen Djelal eddin, der, in Afghanistan geboren, in Buchara „die Philosophie der Lichtlehre in lyeischen Gedichten besungen und dadurch hohen Ruhm erworben hatte“, gehört und ihn an seinen Hof gerufen, um dort seine Philosophie zu lehren und zu verbreiten. F. Sarre berichtet in seinem prächtig ausgestatteten Werk „Reise in Kleinasien“ noch folgende Einzelheiten über Djelal eddin und den Orden: „Ibn Batuta erzählt, wie der Meister nach dem Genuß der Waare eines Zuckerbäckers plötzlich verschwand, wie man ihn vergeblich jahrelang suchte, bis er endlich aus der Einsamkeit wie geistesgestört zurückgekehrt wäre und seine Lehre in unzusammenhängenden, kurzen Gedichten verkündet hätte. Diese einzelnen Verse sind von seinen Schülern aufgeschrieben und gesammelt worden. Es sind dies die in sechs Büchern vereinigten 40,000 Distichen. In das Jahr 1273 fällt dann die Gründung eines Derwisch-Ordens, dessen Mitglieder nach der Anrede Mewlana (d. h. unser Herr), mit der sie ihren Meister Djelal-eddin begrüßten, Mewlewi genannt wurden. Konia blieb der Hauptsitz dieses Ordens, der mit der Zeit an Macht und Ansehen immer höher stieg. Die Tekke, das Kloster in Konia, war die Stelle, wo persische Literatur und Dichtkunst gepflegt wurde; und diese gelehrte Erziehung befähigte die Mitglieder des Ordens zu den höchsten Stellen des Staates, zu den einflußreichsten Aemtern am Hof der osmanischen Sultane.“ Dem Mewlana oder Tschelebi Effendi, dem Oberhaupt des Ordens, liegt es auch heute noch ob, „nach einem Regierungswechsel den neuen Sultan in der heiligen Moschee Ejub in Stambul mit dem Schwerte Osmans, des Gründers der Dynastie, zu umgürten, eine Feierlichkeit, die an Bedeutung ungefähr der Krönung eines europäischen Fürsten gleich kommt“. Den Namen Dreh-Derwische verdankt der Orden den wöchentlich einmal aufzuführenden Tänzen, durch die die Mitglieder in directe Verbindung mit der Gottheit treten sollen. Bei dem monotonen Klang einer Flöte beginnen die Derwische, den Kopf etwas nach rechts geneigt, die Arme fast wagerecht ausgestreckt, sich um sich selbst zu drehen, zuerst langsam, dann immer schneller und schneller und so lange, bis sie ermattet zusammensinken; dabei murmeln sie ununterbrochen: „Es gibt nur einen Gott, das ist Gott! Wann endlich werden meine Augen den ersehnten erblicken?“ „Dieses Drehen bedeutet ein Abbild der Seele, die ergriffen ist von dem göttlichen Heilsgut, von der ewigen Schönheit, fortgerissen in den Taumel der göttlichen Liebe.“ Diese Tänze, die jeden Freitag in der Moschee ihres Klosters in einem großen viereckigen Tanzsaal stattfinden, sind öffentlich und auch dem Ungläubigen nicht verschlossen. Tief ergriffen war ich von der Ceremonie; denn eine Wahrheit, eine Ueberzeugung, ein Durchdrungensein, eine Verschmelzung der Idee, der Vorstellung mit dem Körper lag in dem ganzen Bild, wie ich es bis jetzt noch nie und nirgends gesehen. — Wie lächerlich müßte aber die Handlung wirken, fehlte hier der Glaube und geschähe das Tanzen lediglich deßhalb, um einer vorgeschriebenen Pflicht nach außen hin zu genügen, was nur zu häufig bei den religiösen Handlungen im Occident zur Schau tritt! Wer länger im Orient den Mohammedaner studirt hat, der weiß, wie der feste, wahre Glaube aussieht, und der läßt sich auch durch das geschickteste Senken der Augenlider über die Heuchler- und Komödiantennatur so mancher unsrer „Frommen“ nicht täuschen! —

Das Kloster der Derwische ist schon von weitem kenntlich an dem außen mit grünblauen Fayencekacheln vollständig bekleideten Rundthurm, der über dem Grabe des Ordensstifters Dschelal eddin sich erhebt. Vor der Moschee befindet sich ein größerer Hof, der durch die wohl gepflegten bunten Blumenbeete einen überaus freundlichen und anheimelnden Eindruck macht. Nach außen wird dieser Hof eingefaßt von den Zellen der Derwische, die recht hell, geräumig und wohnlich eingerichtet sind und nach dem Hof zu auf eine breite Veranda führen. Hier sieht man die Derwische in der größten Zufriedenheit beisammen sitzen; ein recht anmuthiges, malerisches Bild, das erfrischend auf den Reisenden wirkt. Während meines Aufenthaltes in Konia wurde ich auch einigemale von dem Sectionschef Hrn. Ingenieur Axt eingeladen, nicht etwa zum Bier oder Wein, sondern zum Wasser, allerdings zu einem Wasser, das schon zwei Jahre offen im Keller stand. Wir würden uns wohl hüten, ein Wasser, das acht Tage in einem offenen Gefäß steht, zu trinken, geschweige denn ein solches von zwei Jahren! Ja, und es gibt noch viel renommirtere Keller in Konia, die sechs- und zehnjähriges Wasser bergen sollen. Doch nur bei besonders festlichen Gelegenheiten und nur den besten Freunden reicht man von dieser edlen Marke. Das Wasser stammt aus einem kleinen schmutzigen Bach; man schöpft es aus diesem in große, 50—100 Liter fassende poröse

Digitized by Google

Thonkrüge und läßt es hier stehen, so lange es beliebt. Es ist klar, daß das Wasser einen Stoff enthalten muß, der die Entwicklung der Pilze und anderer Mikroorganismen, die entweder im Wasser schon enthalten waren, als man es schöpfte, oder die doch stets in den offen stehenden Krug fallen werden, hindert; denn sonst müßte das Wasser binnen kurzem „faul" werden, wovon man sich ja jederzeit leicht überzeugen kann. Ich nahm eine Flasche voll des merkwürdigen Koniawassers zur Analyse mit in die Heimath, doch war leider das Quantum zu gering, um eine befriedigende Lösung zu erzielen. Salpeter oder Borsäure, die ich anfangs im Verdacht hatte, wurden nicht gefunden; Kalksalze und Chloride waren in nicht auffallenden Mengen, Sulfate nur äußerst wenig vorhanden, so daß also mit dieser Analyse die „Autosterilisation" des Koniawassers nicht aufgeklärt erscheint.

Unweit der Station befindet sich ein von der türkischen Regierung angelegtes „Mustergut". Die Türken sind nicht so abgelebt, stumpf und kurzsichtig, wie man sie so häufig in den Zeitungen malt und wie England sie so gern haben möchte; nein, es steckt noch ein gutes Stück Lebenskraft in ihnen, was sie ja jetzt nach außen glänzend bewiesen und was auch besonders aus dem Bestreben, die Landwirthschaft nach Kräften zu heben, hervorgehen dürfte. Wie war ich erstaunt, als mich der Leiter des Gutes deutsch ansprach und mit deutschen Sitten sich vollkommen vertraut erwies! Er war aber keineswegs vielleicht ein Deutscher, sondern ein echter Türke, der von der Regierung für vier Jahre nach Deutschland geschickt worden war, um in Bonn, Halle und Leipzig Landwirthschaft zu studiren. Hr. Hamedi Bey war in Chemie, Thierzuchtlehre, Zoologie, Botanik 2c. vollkommen bewandert und auf dem laufenden und hielt sich auch die wichtigsten einschlägigen Zeitschriften. Eigenthümlich berührte es mich, als ich aus dem Munde eines Türken die neuesten Theorien über Düngung, den in letzter Zeit entbrannten Streit über den Werth des Knochenmehls u. a. vernahm; zugleich war ich höchst erstaunt, wie gründlich das Wissen Hamedi Bey's ist und welch klare Aufschlüsse ich über alle Fragen von ihm erhielt, ein neuer Beweis für mich, daß der Türke ein überaus fähiger Mensch ist. Was nun den Zweck des Mustergutes betrifft, so besteht dieser vor allem darin, die Bauern der Umgegend über die rationelle Verwerthung des Bodens, über die Handhabung europäischer Pflüge und Maschinen und über die Pflege und Zucht der Hausthiere zu belehren. In dem Gut sind die wichtigsten Maschinen aufgestellt zur Besichtigung und eventuell auch zur leihweisen Benützung; außerdem steht hier ein, ich glaube aus Rußland importirter, Zuchtstier, der den Bauern unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird. Letzteres ist von der größten Tragweite, denn das anatolische Vieh ist durch stete Inzucht so hochgradig degenerirt, daß, falls nicht fremdes Blut hereingebracht wird, über kurz oder lang eine ganz unbrauchbare Race resultiren muß. Wie elend sieht jetzt schon das Vieh aus! Von der Größe eines starken Algäuer Kalbes, besitzen die Kühe ein Euter, das kaum zu sehen ist; die Farbe variirt stark, größtentheils trifft man einfarbig braunschwarze Thiere, auch mausgraue Kühe sind häufig, niemals aber erinnere ich mich, gescheckte Thiere gesehen zu haben; die Hörner sind ebenfalls äußerst variabel, sowohl längere nach vorn gerichtete, als auch kurze seitwärts abstehende Formen kommen vor. Alle Charaktere des anatolischen Viehes, besonders die große Variabilität, deuten auf schon weit fortgeschrittene Degeneration hin, verursacht sowohl durch fortwährende Inzucht, als auch dadurch, daß man nicht durch methodische Züchtung die Häufung und Befestigung brauchbarer Eigenschaften zu erzielen sucht. Wir sprachen des weiteren über die Düngung des Bodens; eine solche in unserm Sinne gibt es natürlich in Anatolien nicht und man läßt eben einfach die Felder, deren Boden erschöpft ist, einige Jahre brach liegen, ein Verfahren, das in Gegenden, in denen der Boden so wenig kostet, jedenfalls das einfachste ist. Hamedi Bey sucht nun die Leute dahin zu bringen, durch rationelle Abwechslung der anzubauenden Früchte eine längere Ertragsfähigkeit des Bodens zu erreichen. Uebrigens so ganz ohne Düngung bleiben die Felder in Kleinasien auch nicht. Da nämlich der Regen in den Monaten Juni und Juli meist recht spärlich ist und oft auch ganz ausbleibt, so sind überall Vorkehrungen getroffen, die Felder künstlich zu bewässern, und man benützt dazu die in der Nähe fließenden Bäche oder Flüsse. Das Wasser derselben enthält aber stets theils in gelöster, theils in suspendirter Form eine Anzahl für die Pflanze nothwendiger Nährstoffe und so wird durch die Bewässerung der Boden zugleich auch an Salzen und stickstoffhaltigen Körpern Bereicherung erfahren. Der Bauer glaubt natürlich durch die Bewässerung lediglich den Durst der Pflanze zu befriedigen und hat keine Ahnung davon, daß damit auch der Hunger gestillt wird. Doch genug jetzt der Landwirthschaft! Wenn ich mich bei ihr ein klein wenig aufgehalten, so geschah dies aus dem Grunde, weil man in den meisten Reiseberichten vergebens nach Notizen über die landwirthschaftlichen Verhältnisse sucht, obwohl gerade diese uns darüber am besten Aufschluß zu geben imstande sind, ob und in welchem Grade ein Land culturfähig ist. Die Landwirthschaft ist und bleibt eben stets die Grundbedingung einer Cultur.

Vor meiner Abreise an den großen Salzsee machte ich bei Sr. Excellenz dem Vali Pascha (Gouverneur) von Konia meine Aufwartung, um eine Bedeckung für die geplante Tour zu erbitten. Der Konak (Regierungsgebäude), im Centrum der Stadt auf einem weiten freien Platz gelegen, ist ein großes, ein Quadrat bildendes Gebäude ohne nennenswerthen Schmuck und erinnert lebhaft an unsre Infanteriecasernen. Zwei Posten stehen vor dem Eingang und drin empfängt uns eine Art Portier, der dem Eintretenden die Galloschen, die jeder Türke trägt, abnimmt und aufbewahrt; falls man, wie wir, keine Galloschen besitzt, so besorgt er aufs peinlichste die Reinigung der Schuhe. Wenn auch im allgemeinen der Orientale seinem Besuch gegenüber wenig Etikette verlangt und besonders in Bezug auf die Kleidung äußerst nachsichtig ist, so sieht er es doch sehr ungern und sogar als persönliche Geringschätzung und Beleidigung an, wenn man mit schmutzigen Schuhen in sein Zimmer tritt. Es rührt dies eben daher, daß die Orientalen mit gekreuzten oder einseitig untergeschlagenen Beinen zu sitzen pflegen und dadurch das Schuhwerk mit dem Divan in Berührung kommt. Nachdem also die Reinigung der Schuhe vollendet, schreiten wir längere Zeit in den breiten endlosen Gängen weiter, um zunächst den Dragoman des Vali, der französisch sprach, aufzusuchen. Was ist da für ein Leben auf den Gängen! Da stehen anscheinend wohlhabende, graubärtige Türken beisammen und discutiren mit wichtiger gelassener Miene über den Inhalt eines Schriftstückes; dort kauert eine Familie am Boden, die durch ihre nothdürftigen, zerrissenen Kleider große Armuth verräth; dort stürzt ein junger Arabadschi (Fuhrmann) aus einem Zimmer, taut schimpfend und fluchend und sich über die Ungerechtigkeit beklagend, die er hier erfahren; Zapties und Beamte laufen fortwährend aus und ein aus den Zimmern, die eine schwere herunterhängende Lederdecke schließt. Die außen stehende Menge sieht mit gespanntester Aufmerksamkeit und fragend die Gesichter der vorbeikommenden Beamten an und führt bei jedem, der einen höheren Rang einnimmt, die übliche Begrüßung ehrfurchtsvollst aus. Darin that sich besonders ein kleines, europäisch gekleidetes, feztragendes Männlein hervor, dessen

Digitized by Google

mageres, fortwährend grinsendes Gesicht ein grauer, spärlicher Spitzbart zierte und dessen Rückgrat stark gebogen war. Nicht genug damit, beim Anblick eines Beamten sofort die Begrüßung mit der demüthigsten Miene zu machen, schien unser Alter so überwältigt von der Herrlichkeit des Beamten, daß er in dieser gebückten Stellung verblieb und nach oft „schöpfte" (d. h. mit der Hand zuerst den Boden, dann die Brust und endlich die Stirn berührte), noch lange, nachdem der so Geehrte schon längst den Blicken entschwunden war. Es war, wie ich nachträglich erfuhr, der Kaimakam (etwa Bezirksamtmann) einer benachbarten Stadt, der auf die Regierung citirt worden war, um über die übermäßigen Ausgaben, die er gemacht, Rechenschaft abzulegen. Obwohl seine Schuld ziemlich klar gelegen, so verstand dieses Kriechthier sich durchzuwinden durch die engsten Ritzen und sich herauszulügen. Diese Art der Beamten sind die gefährlichsten und schädlichsten Diener des Staates; die Bevölkerung und die Staatscasse wird durch sie, wo nur möglich, geschädigt und erstere außerdem gegen die Regierung aufgereizt. Leider ist diese Species, von der ich soeben ein typisches Exemplar beschrieb, nur zu häufig in Anatalien zu finden! Endlich wurde ich bei dem Dragoman, Memdauh Bey, vorgelassen, der außer Französisch auch ein wenig Deutsch verstand. Er führte mich sofort zu Seiner Excellenz. Ein Herr von hohem Alter, mit wahlwollenden freundlichen Zügen, saß in einem geräumigen Zimmer auf einem Lehnstuhl hinter dem Schreibtisch; mühsam erhob sich der Vali von seinem Sitz und reichte mir die Hand. Dann bat er mich, Platz zu nehmen, ließ Kaffee und Cigaretten serviren und sprach in gewinnendem Tone zu mir, daß es ihn freue, wieder einen Deutschen kennen zu lernen. Soeben hätte er telegraphisch Nachricht von den ersten Siegen der Türken über die Griechen erhalten; das größte Verdienst daran hätten die Deutschen, da sie sowohl das Militär richtig geschult, als auch durch den Bau der anatolischen Eisenbahn den raschen Truppentransport ermöglicht hätten. Er sicherte mir seinen weitest gehenden Schutz zu und wünschte, daß meine Reise sowohl der Türkei als meinem Vaterlande Nutzen bringen möge. Als ich erzählte, daß ich unter anderem auch Schlangen zu sammeln beabsichtigte, bemerkte Seine Excellenz, solche gebe es in Hülle und Fulle ganz in seiner Nähe, ich sollte nur den Konak absuchen, da würde ich eine reiche Ausbeute machen. Doch sollte ich mich in Acht nehmen, denn der Biß der Konakschlangen sei giftiger als der, die ich draußen in der Wüste fangen würde. — Ich hatte auf der Zunge, zu berichten, daß ich kurz vorher bereits ein typisches Exemplar draußen auf den Gängen sich schlängeln gesehen hatte! — Im weiteren Gespräch schilderte ich, wie sehr ich die Armenier haßte, die Türken dagegen hochschätzte und daß ich auch in Zeitungen diesen Standpunkt eingenommen hätte und stets einnehmen würde, worauf Seine Excellenz erwiderte, daß er stets bestrebt sei, ein Einvernehmen der beiden Völker herzustellen, und dies sei ihm bis jetzt gelungen. — Die Türken seien wie die Lämmer und ließen sich sehr leicht lenken und leiten. — Er sei sehr betrübt, daß in den europäischen Zeitungen den Türken so viel Schlechtes angedichtet werde. Ich schied von dem Gouverneur mit dem Versprechen, in meinem Vaterlande mit allen Mitteln den Lügen entgegenzutreten und die Wahrheit zu verbreiten. „Deutschland," so schloß ich, „ist nicht das Land, das aus Egoismus und Gewinnsucht Thatsachen entstellt oder gar ein Volk verleumdet. Wenn Deutschland der Türkei freundlich gesinnt ist, so geschieht dies aus wahrer Sympathie infolge von Wahlverwandtschaft der Charaktere." —

Am nächsten Tage brach ich in Begleitung meines Dragomans und eines Zaptieh auf gemietheten Pferden auf, um in nordöstlicher Richtung durch die sogenannte Salzwüste an die Ufer des großen Salzsees (Tuz-giöl) zu gelangen. Kaum waren wir einige Kilometer aus dem Bereich der Stadt gekommen, so umfing uns schon eine Landschaft, die eher einem großen Meere glich als dem Festland; eine weite ebene Fläche lag vor uns, die nur im Norden durch einen Höhenzug begrenzt schien, im Osten aber frei im Horizont auslief. Und so etwas unbestimmtes, geheimnißvolles, unruhiges lag in der Natur, daß ich mich ständig fragen mußte: sah ich denn soeben recht oder träumte ich am hellen Tag! Sah ich doch gerade ganz deutlich und unzweifelhaft einen glänzenden Wasserspiegel, aus dem mehrere Inselchen emportauchten — da auf einmal war er verschwunden und an seine Stelle trat ein Stück traurigen Landes mit einigen eingefallenen Hütten; dort kamen mir doch so eben einige Leute entgegen, ich sah es deutlich mit dem Fernglas, und jetzt sind sie viel, viel weiter entfernt; und was grasen dort für ungeheure Riesenthiere — die Flugsaurier der Vorzeit sind klein dagegen —? ich gebe meinem Pferde die Sporen und rase hin, da auf einmal sind sie in ganz gewöhnliche Kamele verwandelt! Spuk umgibt uns überall! Rechts, links, hinter uns, vor uns, überall nichts als Spuk! Oder leide ich an einem Fieberanfall? Doch nein, mein Dragoman und der Zaptie sehen ja dasselbe! Die Fata margana ist's, die hier Possen spielt. Traurig, unendlich traurig wäre die Landschaft, kämen ihr nicht Licht und Luft zu Hülfe und suchten mit allen Mitteln die Natur zu beleben und zu verschönern. Und sie verstehen es meisterhaft. 5 Tage ritt ich durch dieselbe Landschaft und nicht einen Augenblick wurde ich müde, mich an den Zerrbildern und tiefen Farbentönen, die über ihr lagen, zu erfreuen. Ja, so ganz eingenommen war ich von der Umgebung, daß ich Hunger und Durst ganz vergaß. Zu essen und zu trinken gab es natürlich herzlich wenig in der Steppe, und da ich aus mehreren Gründen in Kleinasien niemals Eß- oder Trinkbares mit mir führe, so mußten wir meist von früh bis Abend uns mit dem Genuß des Reitens und der Naturbetrachtung begnügen; Wasser trafen wir allerdings 2—3 mal des Tages. Abends fanden wir dann in dem Dorf, in dem wir übernachteten, stets reichlich zu essen, meistens saure Milch und Brod und oft auch Pilaff (Reis). Ich war erstaunt, wie leicht man dieses Leben und besonders den Durst ertragen kann und wie gut es bekommt. Hätte ich aber alle möglichen Fleischconserven und geistigen Getränke mitgenommen, so wäre ich jedenfalls nicht ganz frei geblieben von unbehaglichen Zuständen. Aus diesem Grund und auch noch deßhalb, weil die levantinischen Dragomanen und Diener stets Hunger und Durst bekommen, wenn sie Proviant in den Packtaschen wittern, nehme ich meist nichts dergleichen mit, ein Verfahren, das ich bis jetzt noch nie berent habe.

Wie alle wenig bewohnten Gegenden, so ist auch die Salzsteppe ein Zufluchtsort für wenig Vertrauen erweckende Gestalten und besonders für Schmuggler. Ja, das ziemlich große Dorf Savarek, wo wir den ersten Abend übernachteten, ist ein Schmugglerdorf par excellence und fast die ganze Bevölkerung lebt vom Tabakschmuggel. Unheimlich kräftige Gestalten begegneten uns da, als wir in das Dorf einritten; mit mißtrauischen, verschmitzten Gesichtern betrachteten sie unsre Gruppe; aber bald hatten wir ihr Vertrauen erworben. Dazu trug am meisten der Umstand bei, daß ich von dem geschmuggelten Tabak ein Kila kaufte; der Tabak von Sovarek ist nämlich berühmt wegen seiner vorzüglichen Qualität und es ist nicht möglich, denselben „ungeschmuggelt" zu bekommen. Harte Kämpfe zwischen Regiebeamten und den Sovarekern haben schon oft und erst ganz vor kurzem wieder stattgefunden; dabei wurden

meist die ersteren mit Verlust von einigen Todten in die Flucht geschlagen.

Den nächsten Abend kamen wir nach Inevi, einem kleinen Dorf, dessen Bewohner größtentheils schon in die verschiedenen Jaila's, wo sie den Sommer zubringen, gezogen waren. Infolge dessen waren fast alle Wohnungen leer und wir wurden gezwungen, in einem armenischen Han abzusteigen, wozu man sich nur in der größten Noth entschließt. Denn jeder, der den Orient einigermaßen kennt, weiß, welch ergiebige Quelle von Schmutz, Ungeziefer und Betrügerei ein von einem Armenier gehaltener Han repräsentirt. Und hier wurden unsre Befürchtungen noch weit übertroffen; am meisten empörte mich folgender Vorfall: es gibt in Inevi zwei Brunnen, von denen der eine sehr schlechtes, ungesundes Wasser enthält, während der andere, fünf Minuten weiter gelegen, gutes, frisches Quellwasser abgibt. Trotzdem wir von dem letzteren verlangten, brachte man uns das schlechte, natürlich unter dem Vorwand, es sei von dem guten Brunnen. Der Zaptie merkte dies sofort und gab in seiner Wuth dem Sohn des Handschi, der das Wasser geholt, ein paar tüchtige Ohrfeigen. Darüber fühlte sich der Vater sehr beleidigt und bereitete uns alle möglichen Schwierigkeiten. Am nächsten Tag zahlte ich die im Lande übliche Taxe, worauf der Handschi mit spöttischem Lächeln über die niedere Bezahlung sich im Verein mit noch einem Dutzend so sauberer Gesellen lustig machte. Empört darüber verlangte ich das Geld zurück und drohte ihnen mit dem Zaptie, worauf alle Umstehenden demüthig mir versicherten, die Bezahlung sei ja sehr reichlich und sie seien sehr damit zufrieden. Noble Charaktere sind wahrlich die „christlichen" Armenier! „Ihr wollt, daß euch Europa unterstützt, gebt euch aber die größte Mühe, jeden Franken zu betrügen, auszusaugen und zu ärgern. Und wie ihr es uns macht, so werdet es ihr auch den Türken machen!" So rief ich der Gesellschaft zu und gab dem Gaul die Sporen, um möglichst rasch dem Dorf zu entfliehen. — A. Körte hat ganz Recht, wenn er sagt: [1]) „Sollten die Armenier und Griechen das brave türkische Volk allmählich aufreiben, so wäre das freilich ein Sieg des Christenthums über den Islam, aber ein Sieg, über den man sich weder vom Standpunkt der Humanität noch der Moral freuen könnte." Je besser man den Türken behandelt, desto besser wird man von ihm bedient, je besser man aber den Armenier behandelt, desto mehr wird man von ihm ausgeschunden und betrogen; und umgekehrt: je schlechter der Türke behandelt wird, desto schlechter bedient er, aber je schlechter der Armenier behandelt wird, desto besser wird er uns bedienen. Diese Sätze, die ich mir allmählich auf meinen Reisen bildete und immer wieder bestätigt fand, möchte ich jedem Orientreisenden als Richtschnur seiner Handlungen empfehlen.

In Inevi freundete ich mich mit einem wohlhabenden älteren Türken an, der mir infolge der Nähe der armenischen Blutsauger besonders schätzenswerth vorkam. Er hatte schon manches von der Welt gesehen, den russischen Feldzug mitgemacht und war längere Zeit in Gefangenschaft in Rußland; gern erzählte er von diesen seinen Erlebnissen. Dann zeigte er großes Interesse an der jetzigen Politik und entwickelte recht gesunde Ansichten darüber. — Daß die Griechen elend geschlagen würden, war für ihn so klar, daß er gar nicht weiter darüber sprach. Die größte und einzige Gefahr für die Türkei sei der „Moskoo" (Russe), dem er nicht im geringsten traue. Die Engländer fürchte er absolut nicht; sie hätten ja kein Landheer und was wollten sie mit der Flotte allein machen? Dann kam unser Kaiser an die Reihe, von dem er wie ein Verliebter schwärmte. Er hätte sich bis jetzt als der beste und einzige aufrichtige Freund der Türken erwiesen, und das würden diese niemals vergessen. Wäre Europa den Vorschlägen unsres Kaisers gefolgt, so wäre jetzt kein Krieg. Sodann erzählte er, er habe gehört, der Kaiser habe in einer Rede gesagt, er werde im Nothfall die besten seiner Regimenter der Türkei zu Hülfe senden. Ich machte ihn natürlich darauf aufmerksam, daß dies nur ein Märchen sei und daß dies unser Monarch mit dem besten Willen nicht thun könnte. Doch er blieb dabei. Thatsächlich stand davon in einer türkischen Zeitung, wie mir später ein türkischer Offizier mittheilte. — Auf die Frage, ob denn schon Franken in Inevi gewesen, antwortete er mit Stolz: „Oh ja, Herr, viele! Vor drei Jahren einer und vor fünf Jahren kamen zehn auf einmal zu uns. Diese hatten allerdings kein Geld und keine Schuhe, waren aber sonst recht nett." Sogar in diese einsame Gegend also verirren sich unsre Handwerksburschen. Ungeheuer imponirte ihm mein Messer und als ich es ihm schenken wollte, schlug er es ab; ich brauchte es ja selber, sagte er, nicht ohne merkliche Ueberwindung!

Sehr früh morgens brachen wir von Inevi auf, der eben emportauchenden Sonne entgegen. Eine frische, unverbrauchte Luft umgab uns und ließ uns in tiefen Zügen athmen, ein überaus zarter Hauch lag auf der abgekühlten Landschaft, und die den Boden überwuchernden Pflanzen verbreiteten unter den Hufen der Pferde ein köstlich duftendes Aroma. Und ein Bild bot sich uns plötzlich dar, das naturgetreu zu beschreiben ich nicht unternehmen möchte: unvermittelt aus der Ebene strebt in der Ferne ein mächtiger Bergkegel himmelwärts, dessen schneebedecktes Haupt, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen, unser Auge fast berauschte. Fast unverwandt mußten wir während des vierstündigen Rittes den Bergkoloß beschauen, solch einen Eindruck machte der Hassan Dagh auf uns. — Bevor wir an das Ufer des Sees kamen, passirten wir die Salzstation Janschan; von weitem schon bemerkten wir eine längere Reihe weißer Pyramiden, die wir anfangs für Zelte hielten, die sich aber bald als Salzpyramiden entpuppten. Das Salz, das im Sommer, wenn das Wasser des Sees großentheils verdunstet ist, ausgehoben wird, wird in kegelförmigen Haufen aufgethürmt und so bis zum Verkauf, der ganz in den Händen der Dette publique liegt, aufbewahrt. Jeder dieser Haufen birgt 10 Jük = 100,000 Oka (Oka etwas mehr als ein Kilogramm); Janschan besaß damals 25 Haufen, also $2^1/_2$ Millionen Oka Salz; jede Oka wird für 20 Para (etwa 8 Pfg.) verkauft, so daß also ca. 200,000 M. dafür eingenommen werden. F. Sarre gibt als Preis der Oka Salz 15 Piaster = 1.20 M. an, was entweder ein Druckfehler ist oder auf einem Mißverständniß beruht; denn das Salz kostet in Konstantinopel nur 1 Piaster und damit müssen auch die Spesen des weiten Transports bezahlt sein. Auch die andere Angabe Sarre's, daß jede Pyramide 1 Million Oka enthalten soll, scheint mir auf einem Mißverständniß zu beruhen. Außer Janschan sollen noch sechs andere Stationen mit demselben Quantum Salz um den See vertheilt liegen; die Salzproduction ist also recht bedeutend und die Einnahmen, die die Dette publique durch den Salzverkauf erzielt, sind nicht zu unterschätzen. Wir reiten noch vollends an das Ufer des Sees, dessen unendliche Fläche, von keinem Hauch berührt, spiegelglatt vor uns liegt. Wir bewundern eine Zeit lang die Landschaft, aus der alles organische Leben verbannt zu sein schien, und kehren dann wieder zurück, denselben Weg, den wir gekommen; wir passiren dieselben Dörfer, sehen dieselben Menschen, bekommen dasselbe Essen und werden fortwährend von denselben Zerrbildern der vor Hitze zitternden, über dem Boden liegenden Luftschicht umgaukelt. Und so gelangen wir wieder nach Konia.

[1]) Anatolische Skizzen. Berlin 1896.

Digitized by Google

Vieles hatte ich während der fünf Tage gesehen und viele unvergeßliche Eindrücke gewonnen, doch das, was ich suchte, hatte ich nicht gefunden: nämlich die Wüste. An Stelle dieser fand ich überall grünende Weiden, auf denen ungezählte Schafheerden sich herumtrieben, und selbst bebaute Felder waren allenthalben nicht selten.

Es war gerade das griechische Osterfest, als wir nach Konia zurückkehrten. Da lernte ich die „Hellenen" so recht kennen. Während ihre Brüder in Thessalien eine Schlacht nach der anderen verloren, schwelgten sie hier in Ausgelassenheit und Vergnügen, überall liefen sie, „die großen Patrioten", total betrunken herum, singend und johlend, und freche, herausfordernde Bemerkungen machend; kurz sie legten ein Benehmen an den Tag, das uns Europäer im innersten empörte, und wir konnten uns nicht genug wundern, wie ruhig die Türken sich diesen ungezogenen Kläffern gegenüber verhielten. Die türkische Regierung that sehr weise, als sie den Ausweisungsbefehl für die Griechen erlassen, nur handelte sie zu rücksichtsvoll, indem sie ihnen eine so lange Frist zugestanden. Ich möchte den europäischen Staat kennen, der diese Maßregel nicht ergriffen hätte einem Volk gegenüber, das die innere Ruhe des seines Militärs größtentheils beraubten Landes ernstlich gefährdet. Jedenfalls hätte gerade das Land, dessen diplomatische Vertreter sich so energisch der Griechen in der Türkei angenommen hatten, nicht einen Tag hintangehalten mit dem Ausweisbefehl. Daß man in Europa der Türkei den Vorwurf machte, die Ausweisung sei nicht nöthig gewesen und lediglich aus Chikane geschehen, beruht eben auf einer vollständigen Verkennung der thatsächlichen Lage. Denn thatsächlich lag eine Gefahr in dem Verbleib der Griechen, da sie mit ihrem unsagbar spöttischen Benehmen leicht die Geduld der Türken einmal erschöpfen und dadurch Unruhen herbeiführen konnten. Das wußte die türkische Regierung nur zu gut. Uebrigens hätte die Türkei mit der Ausweisung den Griechen keinen geringen Dienst erwiesen; denn eine nicht unbeträchtliche Zahl Stellungspflichtiger, die sich in der Türkei verborgen hielten, wäre dadurch auf den Platz gebracht worden, auf den sie gehörten.

Einen Tag noch blieb ich in der Stadt der Dreh-Derwische, dann ging's eiligst der Heimath zu. Es war ein langer Zug, der mich der anatolischen Steppe entführte; von Konia sowohl als auch von mehreren kleineren Stationen sollte er Truppen aufnehmen und es ward mir dadurch noch mehrfach Gelegenheit zu Beobachtungen geboten. Rührende Scenen spielten sich da ab! Nicht so sehr das übertriebene Geschrei und Gesticuliren der im Hintergrund stehenden Weiber, als weit mehr das ruhige und gefaßte Abschiednehmen der Männer, Väter und Großväter, war es, das tief zu Herzen ging. Wie sie ihre scheidenden Söhne küssen, ihnen die Hand, vielleicht zum letztenmal drücken, wie ein alter, weißbärtiger Osmane sein Geld zählt und einen Theil davon seinem Sohne reicht, wie andere Wasser herbei bringen, Brod, Kuchen und andere Lebensmittel ihren in den Kampf ziehenden Söhnen zustecken — und keine Thräne! Das Weinen sei den Weibern und Kindern überlassen! Harte Kämpfe spielten sich da in der Brust der Männer ab, um die Thränen zu unterdrücken. Sah ich doch zu gut, wie der alte Osmane dort mit dem schönen weißen Vollbart mit sich rang, als er seinem in voller Jugendkraft strotzenden Sohne die Hand zitternd zum Abschied reichte. Doch er ist ein Mann und zeigt sich auch eines Mannes würdig.

Nach zweitägiger Fahrt kam ich in Stambul an. Zwei freudige Ueberraschungen erwarteten mich dort: mein Gewehr, das in Mudania confiscirt worden war, befand sich unversehrt im deutschen Consulat, und zweitens erfuhr ich von den großen Erfolgen, die das türkische Heer bis jetzt erzielt. Letzteres freute mich noch mehr als mein wiedergefundenes Gewehr.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. W. The Amazing Marriage by *George Meredith*. In two volumes. Leipzig, Tauchnitz 1897. — George Elliot hat in den Sad fortunes of Amos Barton mit Verhältnissen der einfachsten Art begonnen, um uns schließlich in ihrem letzten Roman Daniel Deronda die complicirten Erscheinungen des modernen Lebens vor Augen zu stellen. Gewiß wird niemand Daniel Deronda ihre vollkommenste Schöpfung nennen wollen, allein dieser Roman ist sicher ihr genialstes Werk. George Meredith hat dort begonnen, wo George Elliot aufgehört hat. An eine solche Aufgabe können sich nur Riesen wagen. In Bezug auf den Stil ihr fern stehend und doch aus ihrer Schule stammend, hat George Meredith es von vornherein verschmäht, an geringere Aufgaben herauzutreten. So wird beiläufig heute seine literarische Erscheinung in England erfaßt und jedes seiner Werke bedeutet dort geradezu ein literarisches Ereigniß. Als solches wurde denn auch der vorliegende Roman begrüßt. Es hat lange gedauert, bis George Meredith diese Anerkennung unter seinen Landsleuten gefunden hat. Diesseit des Canals ist er bis heute noch gar wenig gewürdigt worden, so daß wir bei dem Erscheinen des vorliegenden Romans lieber im allgemeinen auf seine Bedeutung und die Werke wie The ordeal of Richard Feverel und The Egoist hinweisen, in denen er den Höhepunkt seines Schaffens erreichte, als daß wir diesen einer eingehenden Besprechung unterziehen. George Meredith hat schon eine lange Reihe von Jahren reichen literarischen Schaffens hinter sich, und es ist nur allzu menschlich, daß er nach und nach einer gewissen Manierirtheit verfallen ist, von der er sich jedoch in seinem vorletzten und dem vorliegenden Romne wieder sehr emancipirt hat, nachdem er in One of our conquerorn in dieser Beziehung am meisten gesündigt hatte. Die kleine Gemeinde, die sich George Meredith unter deutschen Lesern gewonnen hat, wird freilich mit Begierde nach dem Werke dieses Dichters greifen, der es auch hier, wie kaum noch einer, versteht, unser gesammtes geistiges Interesse in seinen tiefsten Tiefen zu fesseln und unsre Kenntniß der menschlichen Natur in ihren complicirtesten Erscheinungen zu bereichern.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 8. Juli.

Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. Klein las „Über Ganggesteine und ihre Stellung im System der Eruptivgesteine". Wie schon seit älterer Zeit bekannt, werden die massigen (Eruptiv-)Gesteine von zahlreichen Gangbildungen durchsetzt. Die Forschung hat sich in neuerer Zeit mit besonderer Vorliebe diesen Ganggesteinen zugewandt. Während aber die einen Forscher in denselben nur besondere Gesteinsarten von bestimmter, meist porphyrartiger Structur sehen und sie in den betreffenden, schon früher bekannten Gesteinsarten unfügen, haben andere Forscher alle in Gangform auftretenden Gesteine unter Würdigung dessen, was sie lehren, in eine Gruppe vereinigt und innerhalb derselben gegliedert. Bei der ersten Auffassung und zum Theil auch bei der zweiten werden erhebliche Mißstände in der Folge nicht fehlen. Dieselben werden wesentlich darauf hinauskommen, einmal die Anzahl der Gesteinsarten erheblich zu vermehren und sodann Zugehöriges (also z. B. das Ganggestein von seinem Tiefengestein) von einander zu trennen. Ueberdies kommen bei der ersteren Auffassung die so interessanten Beziehungen zwischen Gang- und Massengesteinen überhaupt nicht zum Ausdruck. In einer theilweise neuen Anordnung der Gesteine, die sich indessen an bekannte Vorbilder anlehnt und in welcher Hauptgesteine, wie Granit, Quarzporphyr, Diabas und Diabasporphyrit, Trachyt und Basalt, Typen abgeben, erscheinen die Ganggesteine mit ihren zugehörigen Massengesteinen verbunden. Auch sind als Ganggesteine nur solche bezeichnet, die aus der Spaltung des betreffenden Magmas entstanden sind. Ist aber der chemische Bestand des Magmas im Massengestein und in der Gangbildung ganz oder nahezu der gleiche, so heißt letztere ein gangförmig auftretendes Gestein. Hierdurch wird es erreicht, daß eine große Anzahl in Gängen vorkommender Gesteine bei ihren respectiven Massengesteinen verbleiben können und keine neuen Namen, sondern nur die der betreffenden Grundgesteine, mit Bemerkungen des gangförmigen Auftretens und der dadurch bedingten Besonderheiten, zu erhalten brauchen. Die Ganggesteine im engeren Sinne, aus der Spaltung des Magmas in der Tiefe entstanden,

Digitized by Google

werden in saure und basische gegliedert und dadurch die Gruppenübersicht erleichtert, die Anzahl der neuen Namen verringert und die Beziehungen zum Ausgangsgestein, durch Anschluß an dasselbe, gewahrt. Nach diesen Rücksichten ist u. a. die eben vollendete Aufstellung der petrographischen Schausammlung im Museum für Naturkunde durchgeführt worden. 2. Hr. Planck überreichte eine zweite Mittheilung „über irreversible Strahlungsvorgänge". Der von Hrn. L. Baltzmann in diesen Berichten veröffentlichte Einwand gegen die vom Verf. entwickelte Theorie wird zurückgewiesen, da er sich auf einen singulären Fall bezieht, welcher in jener Theorie ausdrücklich ausgeschlossen ist und überdies, je nach der Wahl des Grenzübergangs, ganz verschiedenartige physikalische Deutungen zuläßt. 3. Hr. v. Bezold legte eine Mittheilung des Prof. Dr. A. König in Berlin vor: „über Blaublindheit". Es wird der Nachweis erbracht, daß außer den beiden bisher wohlbekannten Formen angeborener partieller Farbenblindheit, sogenannter „Rothblindheit" und „Grünblindheit" im Sinne der älteren Young-Helmholtz'schen Farbentheorie, auch die theoretisch mögliche dritte Form, die „Blaublindheit", vielfach vorkommt, freilich nur als pathologisch entstandene Begleiterscheinung bei Netzhautablösung und manchen Fällen von Netzhautentzündung. Bei letzterer Affection ist sie jedoch meistens auf einen kleinen, nur wenige Grad im Durchmesser enthaltenden centralen Bezirk des Gesichtsfeldes beschränkt.

Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Diels. 1. Hr. Conze legte den Bericht des Ingenieurs Girbitz über dessen Untersuchung der Wasserkammer der Druckleitung von Pergamon vor, sowie eine Mittheilung des Hrn. Weber (Smyrna) über die Wasserleitung bei Laodicea am Lycus. 2. Hr. Erman legte eine Abhandlung des Regierungsbaumeisters Ludwig Borchardt in Berlin vor: „über das Alter des Sphinx bei Gise h". Hr. Borchardt weist nach, daß der große Sphinx von Gise h erst der Zeit des sogenannten „mittleren Reiches" (um 2000 v. Chr.) entstammt; zwischen seinen Tatzen stand ursprünglich ein Götterbild.

m. In der „Zeitschrift für christliche Kunst" veröffentlicht soeben Wilhelm Schmitz eine bemalte Decke des 13. Jahrhunderts, die im vergangenen Jahre in einem Hause zu Metz aufgefunden wurde. Für die Geschichte der Malerei ist diese Leistung der Pergamkunst ohne Zweifel von hoher Bedeutung; um so bedauerlicher ist es, daß die Veröffentlichung unter Umständen erfolgt ist, die die schärfste Verurtheilung verdienen und mit den Regeln wissenschaftlichen Anstandes jedenfalls nicht vereinbar sind.

Die Decke wurde beim Umbau der städtischen Töchterschule vom Stadtbaurath Wahn aufgefunden. Wahn erkannte sofort die hohe Bedeutung des Kunstwerkes, ließ dasselbe herausbrechen und verbrachte es nach einem neben dem städtischen Museum im alten Leihhause gelegenen verschlossenen Raume. Nach den Bestimmungen des Bürgermeisters sollte die Decke in dem zukünftigen Museumserneubau aufgebracht, vorher aber von dem Entdecker in einer wissenschaftlichen Zeitschrift publicirt werden.

Als sie Decke noch an ihrem ursprünglichen Platze war, hatte der beim Dombauamt beschäftigte Architekt W. Schmitz Hrn. Wahn gefragt, ob er die Nachzeichnung einzelner Felder gestatte. Baurath Wahn hatte die Erlaubniß hierzu ertheilt, jedoch hinzugefügt, daß er die Publication sich unbedingt vorbehalte. Einige Monate später erfuhr der Conservator des Museums, daß Schmitz sich den verschlossenen Saal des Leihhauses vom Pförtner hatte öffnen lassen und dort die sämmtlichen Felder der Decke aufgenommen hatte. Auf die dem Bürgermeister erstattete Anzeige schrieb dieser Hrn. Schmitz, daß er nicht das Recht habe, in diese Räume einzudringen und infolge dessen auch nicht berechtigt sei, seine Copien zu veröffentlichen.

Obgleich sonach Hr. Schmitz genau wußte, wie die Verhältnisse lagen, hat er sich nicht gescheut, die auf widerrechtlichem Wege erworbenen Zeichnungen zu publiciren und den Entdecker, Hrn. Baurath Wahn, um die Frucht seiner Arbeiten zu bringen!

* Eine interessante physikalische Beobachtung, daß nämlich die Schallwellen dumpfe Geräusche einen Schatten verursachen, hat jüngst nach der „Nature" C. V. Boys gemacht. Nach einer starken Erschütterung der Luft, z. B. nach der Explosion einer namhaften Menge eines starken Sprengstoffes (30—50 Kilo Dynamit) durch bei hellem Sonnenschein ein Schatten schnell an dem Beobachter vorüber, und diesen Schatten hält Boys für die Schallwelle, welche mit der Erschütterung zugleich fortschreitet. Boys konnte die Erscheinung unter sehr günstigen Bedingungen beobachten und beschreibt diesen dunklen Schatten als einen deutlich abgegrenzten schwarzen, ringförmigen Strich, dessen Mittelpunkt der Ort der Explosion ist und sich von diesem schnell entfernt, ein Ring, der sich stetig erweitert. Boys hat ihn zu photographiren versucht, aber keine hinreichend deutlichen Bilder bekommen. Daß eine Photographie von Schallwellen möglich ist, lehren ja die photographischen Aufnahmen fliegender Geschosse; dabei zeigt sich die Schallwelle als dunklerer Schatten.

* Leipzig. 78jährig starb hier am 16. d. M. der ordentliche Honorarprofessor der Philosophie, Dr. Konrad Hermann, Sohn des berühmten Philologen Gottfried H. Er hat, von Hegel ausgehend, zur Geschichte der Philosophie, zur Logik und Sprachtheorie, besonders aber zur Aesthetik eine Anzahl nicht gerade eingreifender Schriften verfaßt; auch ein dramatisches Gedicht: „Die deutschen Studenten" entstammt seiner Feder.

* Berlin. Der Astronom Ginzel, Hülfsarbeiter am astronomischen Recheninstitut, hat seinen „Specialen Kanon der Finsternisse für das Ländergebiet der classischen Alterthumswissenschaften von 900 vor bis 600 nach Chr." druckfertig gemacht. Das Werk, für Astronomen und Historiker von gleich großem Interesse, entstand auf Anregung der Berliner Akademie der Wissenschaften, die auch die Druckkosten bestreiten wird. — Dem hiesigen kgl. Museum für Naturkunde ist eine Sammlung zoologischer Gegenstände zugegangen, die von dem Obersten v. Tratha in Deutsch-Ostafrika zusammengebracht ward. Die Sendung enthielt nach dem „D. Col.-Bl." 4 Säugethierbälge, 172 Vogelbälge und 2 Reptilien. Die Conservirung der Thiere war gut, ihr wissenschaftlicher Werth bedeutend. Unter den Vögeln befindet sich eine größere Anzahl von Arten, die im Museum noch nicht vorhanden, und auch solcher, die bisher für das deutsche Schutzgebiet noch nicht nachgewiesen waren. Von den Säugethieren war eine seltene Wühlratte (Rhizomys splendens Rüpp.) höchst willkommen.

* Wien. Wie erwähnt, ist König Oskar von Schweden zum Ehrendoctor der Wiener Universität überhaupt ernannt worden. Der Antrag wurde vom Orientalischen Institut der Wiener Universität gestellt, vom Professorencollegium der philosophischen Facultät, sowie nachher vom akademischen Senat unter Acclamation angenommen. Der Senatsbeschluß wurde sodann an das Ministerium für Cultus und Unterricht geleitet und von diesem dem Kaiser vorgelegt. Der Monarch sprach seine besondere Freude über diese Huldigung der Wiener Universität für den um Kunst und Wissenschaft hoch verdienten König aus. Das Ehrendoctordiplom wird dem König am Tage seines 25jährigen Regierungsjubiläums, 19. Sept. l. J., durch die Delegirten der Wiener Universität, Rector magnificus Prof. Dr. Leo Reinlich, Dekan Hofrath Prof. Dr. Alfons Huber und Hofrath Prof. Dr. Joseph Karabacek in Stockholm überreicht werden. In dem lateinisch verfaßten Diplom wird von König Oskar gerühmt, er habe, von Jugend an von heiliger Liebe zu den Musen erfüllt, nicht bloß die schwedische Literatur durch glänzende Dichtungen, die von den Landesgenossen außerordentlich gefeiert werden und in aller Munde leben, bereichert, sondern auch fremde Dichtungen in glänzender Weise und mit bewundernswürdiger Kunst in die schwedische Sprache übersetzt, ferner den orientalischen Sprachen, speciell den semitischen, lebhaftes Interesse entgegengebracht, als Förderer von Schützer der Wissenschaften in freigebigster Weise die Stockholmer Akademie der Wissenschaften unterstützt, sich in den mathematischen Wissenschaften ausgezeichnet, dann Gelehrte nach Asien und Arabien entsendet, die Forscher, die die Polargegenden durchkreuzten, mit Rath und Geldmittel unterstützt und die von ihnen ausgegebenen Bücher auf eigene Kosten herausgegeben.

* Bom. Bei Poggio Buco in der Gemeinde Pitigliano sind Reste eines etruskischen Tempels, als Säulenbruchstücke, Capitäle und viele Ziegel vom Terrenatin aufgefunden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Allgemeine Nationalbibliothek Nr. 163—168: Rud. Hamerling, ungedruckte Briefe; Ferdinand Kürnberger, Braut des Gelehrten; Friedrich Hebbel, Maria Magdalene. Wien, C. Daberkow. — J. L. Müller: Aus deutscher Gebirgswelt, cambinirte Reiserouten. Heft 1. Wunsiedel, G. Kohler. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 279. Galizien Heft 3. Wien, Alfred Hölder. — M. Rdlatschew: Der Zusammenhang zwischen Wasserstandsschwankungen und Niederschlag im Gebiet der oberen Wolga. A. d. Russ. v. Dr. H. Graeline. Dresden, Alexander Köhler 1897.

Jahrgang 1897. München, Montag, 19. Juli. Nummer 168.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus Ludwig Devrients Jugendzeit. I. Von Eduard v. Bamberg. — Eine Börsenenquete in Oesterreich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus Ludwig Devrients Jugendzeit.

Von Eduard v. Bamberg.

I.

Die französische Colonie, welche sich in Berlin mit dem Mittelpunkt der französischen Kirche auf dem Gendarmenmarkt aus hugenottischen Emigranten gebildet hatte, erfreute sich des besten Lobes ihrer Mitbürger. Man fand sie gefällig und dienstfertig, rühmte ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen, den ökonomischen Lebenswandel, die Treue gegen ihre Religion, ihr Wohlwollen gegen jedermann, und stellte den Fleiß ihrer Männer, wie die Keuschheit ihrer Frauen als nachahmenswerthes Beispiel auf. Nur die Pariser Moden ahmten sie gerne nach, zeigten manche Tändelei, Affectation und Pedanterie in ihren Sitten, liebten Karten und Spieltisch und sahen die deutschen Gewohnheiten oft über die Achsel an; das letzte verwischte sich bald, ohne daß das andere aufhörte, ja die Pariser Allüren verpflanzten sich direct in die feineren Berliner Kreise.

Die Devrients, welche ursprünglich aus Flandern stammten, waren nach dem Edict von Nantes gleichfalls aus Frankreich geflohen, und aus dieser ihrer zweiten Heimath brachten sie die absonderliche Aussprache ihres Namens mit, welche sich mit der Zähigkeit der Tradition bis heute in Deutschland erhalten hat. Zunächst scheinen sie sich in Prenzlau niedergelassen zu haben; wenigstens war Philipp daselbst geboren, der in den 80er Jahren als das Haupt der Familie auftritt und in Berlin (Brüderstraße 19) ein Weiß-, Strumpfwaaren- und Seidengeschäft betrieb, das in Rußland und Polen Agenturen besaß und sich allgemein des besten Rufs erfreute. Seine Söhne aus erster Ehe waren bereits erwachsen, als er sich zum zweitenmal mit Anna Marie Wall verheirathete, einer geborenen Berlinerin, schön, gebildet und von gesellschaftlicher Tournure, welche einer Tochter und einem Sohne das Leben gab. Der letztere wurde am 15. December 1784 morgens 1½ Uhr geboren und erhielt am 1. Januar 1785 in der Taufe die Namen Daniel Louis.[1]) Die Mutter kränkelte seitdem, ward bald gänzlich an das Zimmer gefesselt und starb nach wenigen Jahren, während der Vater, alternd und durch die Einsamkeit verbittert, dem Jüngstgeborenen nur geringe Beachtung schenkte. Die Handlung übergab er bald seinem ältesten Sohne Philipp, die auswärtigen Agenturen dem zweiten, Emanuel, und die Sorge für das Hauswesen und die Erziehung der Kleinen blieb der Wirthschafterin, Dem. Françoise Celèbe, überlassen. Hätte die milde Hand einer Mutter Ludwigs erste Schritte geleitet, wie würde sich der werthvolle Kern dieser an Widersprüchen reichen, leidenschaftlichen Seele harmonisch herausgebildet haben! Glückliche Kinder glückliche Menschen, sagt Forster; hier aber lag der Keim der Zerrissenheit in der Wiege, denn niemand verstand dieses Gemisch von Trotz und Gutmüthigkeit, unbändiger Wildheit und weicher Empfindung, das sich, ohne Rath und Leitung, eckig und scharflautig entwickeln und so den Grund einer widerspruchsvollen Unruhe legen mußte. Die wenigen Stunden, welche die älteren Söhne im elterlichen Hause verweilten, verwandten sie selbstverständlich auf andere Dinge als die Unterweisung des ihrem Empfinden fern stehenden Kindes; die nicht viel ältere Schwester wurde abgesondert erzogen, und kam sie mit ihm zusammen, so floh sie bald vor den wilden Ausbrüchen und fürchterlichen Grimassen, an welchen Ludwig sein absonderliches Vergnügen fand. Befördert wurde dasselbe durch Mademoiselle mit ihrer scharfen „jebildeten" Stimme und ihrem lieblosen Wesen. Wenn er sie mit seinen großen Augen so lange starr ansah, bis sie, vor dem Dämon ein Kreuz schlagend, davonlief, so war das die unschuldigste seiner ewigen Possen; wenn er aber ihrer Härte Trotz entgegensetzte, so verklagte sie ihn bei dem Vater, und allmählich hatte das die Folge, daß sich derselbe trotz seiner Rechtschaffenheit von dem Kinde abgestoßen fand.

Die Schule mit ihrer damaligen Pedanterie war auch nicht geeignet, Wandel zu schaffen. Die Lehrer nahmen auf seine Individualität keinen Bezug und behandelten ihn nach dem auf den Durchschnitt berechneten scholarchischen Gesetz, während er sie nur von der lächerlichen Seite betrachtete und in der Schule ein unerträgliches Joch erblickte, da man in derselben nichts lerne, was man für das Leben brauche; „und noch jetzt," setzte er später hinzu, „bin ich derselben Meinung". Wenn er sich aber überlegte, was er an die Stelle des Gebotenen gesetzt wünschte, blieb er sich die Antwort schuldig und wurde so, unbelehrt und ungeliebt, immer einsamer und unheimlicher. Wenn er seine Mitschüler in der Classe durch sein Gesichterschneiden erschreckte und zum Lachen reizte, so mied er außerhalb ihren Umgang, weil er gehaßt und gefürchtet zu sein glaubte; außerdem aber fand er an ihren Spielen keinen Gefallen und amüsirte sich viel besser, wenn er mit sich allein war. Da konnte er stundenlang in einen Winkel hocken und regungslos vor sich hinbrüten, während nur die Blitze seiner Augen von der ungezügelten Arbeit seiner Phantasie Kunde gaben; oder er wandelte im Thiergarten umher und ergoß seine Empfindungen in affectvollen Selbstgesprächen, nicht gegliederten Sätzen, sondern einzelnen Worten und unarticulirten Lauten, die ihm aber schöner

[1]) Extrait des Registres Baptistères de l'Eglise françoise à Berlin. Tom. IX. p. 210 Acte 2: „Le Premier Janvier Mille Sept Cent Quatre-vingt-cinq. Mr. le Pasteur Erman a baptisé en chambre: Daniel Louis né le Quinze Décembre Mille sept Cent Quatre-vingt-quatre à 1/2 heure du matin, Fils de Philippe Devrient, Negociant, natif de Prentzlow et d'Anne Marie Wall, sa femme, native de Berlin. Il a été presenté par Frédéric Daniel Patz, Trésorier à Schwedt, son Grand-Oncle maternal et Louis Wall, son Oncle et par Susanna Devrient, née Barrez, ses Parrains et Marraine."

schienen als die Reden seiner Lehrer und unsägliche Rührung und Erschütterung bereiteten. In die Kirche, welche der Vater sonntäglich mit seiner Familie besuchte, ging er gern. Zwar verstand er von den französischen Predigten nur einzelne Worte, aber der pathetische Ton, die lebhaften Gesten und die eindringliche Mimik des Redners, seine bevorzugte Stellung, die Andacht der Gemeinde erweckten ihm ein solches Interesse, daß er von nun an seinen Herzensergießungen eine mehr rhetorische Form zu geben und die Ausdrucksweise des Predigers nachzuahmen suchte. Als er dabei das Organ seines Vorbilds unwillkürlich wiedergab, erinnerte er sich auch einzelner Worte desselben und mischte sie in seinen Text, indem er die Stimme erhob und bis zum Geschrei verstärkte; da hatte er, was ihm fehlte, und dachte allen Ernstes daran, daß er zum Kanzelredner geboren sei. Je verhaßter ihm nun die Schule wurde, um so emsiger setzte er seine Studien fort; dazu suchte er sich einen erhöhten Standpunkt, einen Tisch oder Stuhl, besser eine Ruhebank im Thiergarten, am liebsten den Baum im Hofe des elterlichen Hauses und declamirte nun lange Reden voll Unsinn und Pathos, verzerrte das oft mit Ruß bemalte Gesicht, flocht, wenn die Nachbarskinder herbeieilten, wilde Possen ein und kam endlich, zum Umsinken erschöpft, herab, um dem Zorn von Mademoiselle über die besudelte Wäsche und die gotteslästerlichen Faxen Stand zu halten.

Als sich nun einmal diese Klagen mit den Beschwerden der Lehrer über Faulheit kreuzten, hielt es der Vater für angezeigt, den Nichtsnutz in Berührung mit seinem Stocke zu bringen. Diese Demüthigung beraubte ihn aller Fassung; auf einmal wollte er all seinem Leiden ein Ende machen und in die weite Welt auf Nimmerwiederkehr entweichen. Als er aber in den Thiergarten kam, zwang ihn sein leerer Magen, bei den Zelten Halt zu machen und sich an den stehen gebliebenen Bierneigen zu stärken; und wie er glücklich Charlottenburg erreicht hatte, überkam ihn das Heimweh so mächtig, daß er zusammenknickte und sich von einem Bekannten, der gerade des Weges kam, ohne langes Zureden geduldig zurückführen ließ. Wider Erwarten wurde ihm kein unfreundlicher Empfang zutheil, denn in der allgemeinen Bestürzung über sein Verschwinden hatte Bruder Philipp, der sich bereits mehrfach des viel geschmähten angenommen hatte, Gehör gefunden. Er machte dem Vater ernstliche Vorstellungen über die verfehlte Erziehung und drohte, die Wirthschafterin aus dem Hause zu jagen, wenn sie ihre Behandlung fortsetze. So verzieh der Vater den Streich — er mag in das zehnte oder zwölfte Jahr fallen —, ließ sich sogar bewegen, ihn bei einem Lehrer der königlichen Realschule in Pension zu geben.

Thatsächlich erfuhr er nun eine bessere und vernünftigere Behandlung, aber in der Schule wollte man immer noch keine größeren Fortschritte bemerken. Da, als ihn wieder einmal die Leere seines Innern bewegte, eilte er mit alten Schulbüchern zum Antiquar, legte vier Groschen darauf und erstand aufs gerathewohl ein declamatorisches Lehrbuch, in welchem mehrere Fabeln Gellerts abgedruckt waren. Jetzt ging ihm eine neue Welt auf, er ließ seinen Schatz nicht mehr aus den Händen, lernte die Gedichte auswendig, bestieg seine steinerne Kanzel im Thiergarten und predigte dem Waldesgrün die neue Weisheit vor. Zu seiner Freude fand er, daß die Verse sich ganz anders ausnahmen als die gewöhnliche Rede; beim Hersagen schwamm er in einem Meer von Wonne und mußte öfter, von Thränen unterbrochen, seine Uebungen einstellen. Diese Stimmung pflanzte sich sogar bis in das Haus fort, doch suchte er vorsichtig allen Fragen auszuweichen, lag sogar seinen Schulstudien fleißiger ob, um sich nur seine heimliche Freude nicht stören zu lassen. Was Ermahnungen und Strafen nicht erreicht hatten, bewirkte die Aussicht auf ungestörte Fortsetzung seiner poetischen Genüsse, und bald hatte er es auch so weit gebracht, daß er die Gedichte, vor allem sein Lieblingsstück „Der Reisende“ von Gellert, in einer Weise vortrug, welche seine Empfindungen zum vollen Ausdruck kommen ließ. Nun lud er sich auch ein Publicum; der Knabe aber, welcher ihn auf seinen Kunstreisen begleitete, vertiefte sich in das Buch und brachte heraus, daß er „ein junges Genie“ sei — so nannte der Autor nämlich diejenigen, welche ohne seine Fingerzeige aus innerem Verständniß die richtige Betonung anwendeten. Auf seine Bitte überließ Ludwig dem Freunde das Buch gegen ein Stück Zwiebelkuchen und begann ihn zu unterrichten; als er ihm aber seine Fehler dadurch abzugewöhnen suchte, daß er sie sammt seinem Organ copirte, tief derselbe mit einem kräftigen Scheltwort davon, während er mit Befriedigung bemerkte, daß er mehr könne, als Zwiebelkuchen essen.

So hatte sich das mimische Talent Ludwigs in einer Weise Luft gemacht, welche als der jugendliche Kanon bezeichnet werden kann. Die angeführten Aeußerungen, das Grimassiren bis zum Copiren der Lehrer und namentlich der Pastoren als der zuerst auffallenden Persönlichkeiten, das Wohlgefallen an pathetischen Worten, Sätzen, Reden, bis zum erwachenden Sinn für den Rhythmus und endlich zum charakteristischen Declamiren: alles das kommt in den Schauspielerbiographien oft genug vor, selten aber in der Vollständigkeit und zusammenhängenden Folge, wie wir es hier bemerken konnten. Dabei ist von einer bewußten Ausübung keine Rede; ja selbst in der folgenden Zeit, wo er häufig das Theater besuchte und Iffland bis zu Thränenkrämpfen und Lachsalven bewunderte, hat der Gedanke an den künftigen Beruf nie eine dunkle und zweifelhafte Ahnung überschritten. Mit der Confirmation verließ er nämlich Pension und Schule, wo er wohl noch manche kleine Scene geliefert, aber seinen früheren Unfleiß nicht wesentlich weit gemacht hatte. Er trat als Lehrling in die Handlung ein, vernachlässigte aber den Ladentisch und machte einen losen Streich über den andern, so daß der Zorn des Vaters von neuem erwachte. Damit wurde es indessen nicht besser, denn alles, was seiner Natur Schranken setzte, verfolgte er nur mit um so größerer Unlust, während die gestatteten Erholungen die Erfüllung seiner häuslichen Aufgaben keineswegs beförderten. Endlich verzweifelte der Vater daran, ihn an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnen zu können, glaubte aber nach den bisherigen Erfahrungen in einer harten Schule das richtige Mittel finden zu sollen. Er that ihn also nach Potsdam zu dem Posamentier Krüger, wo er nicht nur den Ladenverkehr und allerhand häusliche Geschäfte besorgen, sondern auch in der Werkstatt auf dem Schemel sitzen und sich in Frausen und Schnüren versuchen mußte. Das gebrochene Französisch dieses dunklen Ehrenmannes, der ein Seitentrieb der französischen Colonie war, und den Potsdamer Jargon der keifenden Prinzipalin zu copiren, war für Lude, wie er jetzt genannt wurde, ein zweifelhaftes Vergnügen; wohler fühlte er sich, wenn er in einer verlorenen Stunde mit Charles Papin, dem nachmaligen Geschichts- und Portraitmaler, und F. A. O'Etzel, einem Anverwandten Chodowiecks, der bekanntlich auch der französischen Colonie zugeführt war, auf dem hellen Boden des O'Etzel'schen Hauses Komödie spielen, am wohlsten, wenn er einmal durchbrennen und das Theater besuchen konnte. Das waren indeß nur glückliche Momente gegenüber der steten Plage, welche ihm die strenge Behandlung, die angestrengte Thätigkeit und die keineswegs anmuthige Umgebung erregten; und wenn er abends mit der Stocklaterne den Prinzipal aus der Ressource abholte, hat er oft, über das Brückengeländer gebeugt, mit eigenen Gedanken in die

Digitized by Google

Havelfluthen geschaut. Indessen fand er noch ein freundlicheres Mittel in seiner früheren Praxis vor, und als eine Schlägerei mit den Gesellen einen günstigen Vorwand bot, lief er mit einigen Groschen in der Tasche davon. Mit wunden Füßen, knurrendem Magen und leerem Beutel langte er am Thor der Festung Wittenberg an, wo eine alte asthmatische Höckerin Semmeln und Aepfel feil bot; durch eine pathetische Erzählung seiner Leiden rührte er ihr Herz, so daß sie ihn nicht nur speiste, sondern auch bei sich aufnahm. Dankbar ging er ihr zur Hand und machte auf der Höckerbank bessere Geschäfte als hinter dem Ladentisch, indem er durch sein Declamiren und Copiren beständig ein Publicum um sich versammelte. Lange währte das Gastspiel freilich nicht, Bruder Philipp brachte den Ausreißer ein und nahm ihn von neuem in das Geschäft, ohne daß er in uene Bahnen eingelenkt wäre. Bald erschien ihm der Zwang der Comptoirordnung wieder so lästig, daß er, nur um seinem eigenen Kopfe zu folgen, sich in einen viel peinlicheren begab und heimlich bei den Kanoniren anwerben ließ. Da es damals für eine Schande galt, als gemeiner Soldat zu dienen, beeilte sich der Vater, ihn durch Geld und gute Worte wieder von der rothen Halsbinde zu befreien; zur Strafe wurde er ins Ausland gesandt, aber die Strafe war gelinde genug, denn Bruder Emanuel nahm ihn in Brody unter seine Fittiche und suchte ihm durch liebevolle Behandlung und möglichste Freiheit Geschmack an seinem Berufe einzuflößen.

Anderthalb Jahre mochten so vergangen sein, als er ihn nach Mohilew entsandte, um an seiner statt geschäftliche Transactionen zu leiten und Gelder einzucassiren. Kaum war aber Ludwig der Aufsicht ledig, als er auch wieder seinen phantastischen Gelüsten nachzuhängen begann. Nachdem er sich eine glänzende Civiluniform zugelegt hatte, gerieth er in die Gesellschaft von Offizieren und Lebemännern, die ihm einen vorzüglichen Unterricht darin ertheilten, „wie gut sich's leben läßt", während er sich mit heißer Inbrunst mühte, „es seinen Meistern zuvorzuthun". Oft bestritt er die Kosten der Gelage aus seiner Tasche, gehörte beim Spiele meist zu den Verlierenden, verschenkte und vergeudete, machte Anleihen und ließ anschreiben; kurzum, im Handumdrehen waren die Ducaten, welche er seinem Bruder abliefern sollte, in alle Winde zerstreut und eine Schuldenlast angehäuft, welche mit seiner Leidenschaft die Neigung theilte, sich aus sich selber zu vergrößern. Das schlimmste aber: er muthete seinem jugendlichen Körper mehr zu, als derselbe zu ertragen vermochte; auch datirt aus dieser weinseligen Episode sein unglücklicher Hang zum Trinken, welcher im weiteren Verlauf seinen Seelenzwiespalt erweitert und seine Gesundheit derart zerrüttet hat, daß er beim Eintritt in das Mannesalter bereits mit den Gebrechen des Greisenthums zu kämpfen hatte. Die Freiheit war ihm also jetzt ebenso zum Schaden ausgeschlagen wie vorher der Zwang; Fesseln konnte seine leidenschaftliche Seele nicht ertragen, explodirte aber in der ersten Zeit der Selbstbestimmung in neuen dummen Streichen, weil er das Gebiet noch nicht gefunden hatte, in welchem sich seine Kräfte passend auszuleben vermochten.

Als Emanuel von dem wilden Treiben erfuhr, beeilte er sich natürlich, ihm ein Ende zu machen. Ludwig war von seinen berechtigten Vorwürfen wie angedonnert, wehrte sich aber doch mit Händen und Füßen, wenn er auf Ladentisch und Comptoirstuhl zu sprechen kam, so daß sie sehr aufregende Tage miteinander verbrachten. Dazu erklärte der Vater, nach diesem letzten und empfindlichsten Fehlschlag von weiteren Eingriffen Abstand nehmen zu wollen, und überließ es ihm unter den nöthigen Warnungen selbst, sich zurecht zu finden und den Grund seines Schicksals zu legen. Bis nach Leipzig hatte er Emanuel begleitet, und während dieser seinen Geschäften nachging, entwarf er den Plan, sich bei einer der nächsten Wandertruppen um eine Anstellung zu bewerben. Diese Wendung veranlaßte aber bei dem Bruder nur erneutes Kopfschütteln, da er jedes Handwerk für anständiger als das Komödiantenthum erachtete und in seinem Entschluß nur die Neigung zu neuen Extravaganzen erblickte. Er hielt ihn für so gut wie verloren, legte ihm zwar kein Hemmniß in den Weg, bedeutete ihn aber, den guten Namen seiner Familie nicht in jene Kreise zu tragen. Damit waren die letzten Bande zerrissen, und Ludwig stand scheinbar auf demselben Standpunkt, wie diejenigen, welche nach verfehltem Beruf oder Zusammenbruch ihrer Glücksumstände nach einem damals sehr verbreiteten Usus die Bühne als letzten Rettungsanker betrachteten. Daß es nur die unbezwingliche Neigung, die überquellende Anlage war, welche ihn der Schauspielkunst in die Arme trieb, ist nach dem Vorhergehenden selbstverständlich; doch darf man dies nicht so verstehen, als ob er bei den Darstellungen Ochsenheimers, welche ihn damals in Leipzig entzückten und seine enthusiastischen Erinnerungen an Iffland wieder auffrischten, das „anch' io" deutlich in seiner Brust vernommen hätte und nun mit der Siegesgewißheit des Berufenen auf das Feld seiner Triumphe gestürmt wäre. Da er jeder praktischen Vorübung entbehrte und von dem Bühnenwesen so gut wie keine Kenntniß hatte, ging er vielmehr über das sympathetische Gefühl nur unbedeutend hinaus, welches jeden bei einer großen Leistung durchströmt; sogar die Angst quälte ihn, ob er wirklich in dieser Sphäre etwas leisten, ja ob er überhaupt ankommen werde, und nur weil er bei der Bühne wirklichen Genuß, sonst überall Verdruß und Ungemach gefunden hatte, nahm er zu ihr seine Zuflucht. Der Entschluß war also gänzlich naiv, und wenn man sagen wollte, daß er, wegen seiner Jugendstreiche von der Familie verstoßen, auf gut Glück Komödiant geworden sei, würde die Berechtigung nicht fehlen.

Mit 2 Friedrichsdor in der Tasche — er war ja schon mit weniger in die Welt gewandert — trat Ludwig die Reise nach Naumburg an, wo er am 8. Mai 1804 von der Lange'schen Gesellschaft „Rettung für Rettung" sah und es als ein gutes Omen begrüßte, in Weidner, der den Dr. Mertens spielte, einen Berliner anzutreffen. Am folgenden Tage ging er Abends in das Schießhaus, wo sich die Schauspieler außer an den Spieltagen regelmäßig einzufinden pflegten, und drückte, nachdem er einige Zeit ruhig in der Ecke gesessen hatte, dem Souffleur Grege die bescheidene Bitte aus, mit dem Regisseur Weidner sprechen zu dürfen. Dieser, durch die Offenheit und den Anstand des Landsmannes sofort eingenommen, versprach seine Beihülfe und begann, nachdem der Director auf seinen Vorschlag das Gesuch angenommen hatte, von Amts wegen und aus Neigung sofort den Unterricht. Ludwig, der den Kriegsnamen „Herzberg" angenommen hatte, war über diese Wendung nicht wenig erfreut, aber auch Weidner glaubte von vornherein an ein gutes Glück, da er recht gut sprach, Bildung und rasche Auffassung bewies und im Leben ein feines Benehmen zeigte.

Inzwischen wurden die Vorstellungen am 14. Mai mit den „Eifersüchtigen" in Naumburg geschlossen und am 15. mit den „beiden Klingsbergen" in Gera eröffnet; dieses rasche Uebersetzen, bei den Wanderkruppen übrigens hergebracht und durch die Noth begründet, imponirte Devrient gewaltig, und später, als die Berliner Hofschauspieler Ach und Weh schrieen, wenn sie einen Tag in Berlin, den andern in Potsdam spielen mußten, citirte er mit Wohlgefallen diesen Vorgang aus seinen Wandertagen. Bald darauf trat er denn auch zum erstenmale auf, und zwar als Bote in der Braut von Messina am 18. Mai; „Heil mir und Heil der fluchbefreiten Stadt" sind also seine ersten Worte

Digitized by Google

auf der Bühne gewesen. „Er sprach sie leidlich," berichtete sein Mentor, „aber kaum hörbar, auch hatte er offenbar zwei Beine und einen Arm zu viel, denn für den zweiten Arm hatte ich ihm einen Stab als Stütze gegeben, so daß dieser wenigstens untergebracht war. Nach der Vorstellung war er tief entmuthigt und fest entschlossen, der Bühne für immer zu entsagen, so daß es mir viel Mühe kostete, ihn zu überzeugen, daß es manchen anderen Anfängern nicht besser, ja noch schlimmer ergangen sei, die später ausgezeichnete Künstler geworden wären." Sofort studirte Weidner den jungen Grafen Eduard im „Chamäleon" mit ihm durch und ließ ihn dann die Rolle mit seiner geliebten Josepha, welche Dem. Ludewig, Weidners Geliebte, gab, im Zimmer gründlich probiren. In der Vorstellung (21. Mai) sprach er denn auch deutlicher und charakteristischer als das erstemal, gebärdete sich aber so steif und hölzern, daß man den seinen Mann, welcher er außer dem Theater war, nicht wieder erkannte; „er selbst jedoch war zufriedener mit sich, und wir waren vorsichtig genug, diese Meinung nicht durch einen Tadel zu stören. Am 22. Mai spielte er den Volteggio in Kotzebue's „Bayard", am 24. den Almansor im „Oberon", am 27. den Romuald in Kotzebue's „Kreuzfahrern" und fing so allmählich an, das Lampenfieber zu verlieren und Selbstvertrauen zu gewinnen. Am 28. gab er die Ordonnanz im „Benjowsky", eine in mancher Hinsicht für einen Anfänger sehr schwere Rolle, besonders in den Scenen des letzten Actes, wo er dem Gouverneur die Rapporte von Benjowsky's Siegen zu überbringen hat. Ich hatte ihm gerathen, die Sache rein militärisch aufzufassen, und Herzberg, der die preußischen und russischen Soldaten oft genug gesehen hatte, stand wirklich dem Gouverneur, den ich zu spielen hatte, in straffer Haltung gegenüber, Auge in Auge, ohne Fuß und Hand zu rühren, und machte seine Meldung kurz und kräftig. Ich war so zufrieden mit meinem Schüler, daß ich ihn nach der Vorstellung herzlich umarmte, wodurch er sich nicht wenig ermuthigt und gehoben fühlte. Am 31. spielte er den Ehrenpreis in „Sitah Mani"; aus allen bisherigen Leistungen ergab sich aber, daß das von ihm erwählte Liebhabersach, das er durchaus fort und fort spielen wollte, nicht für ihn passend war, wogegen man deutlich Spuren wahrnahm, daß er sich in komischen, sowie scharf markirten Charakterrollen mit der Zeit hervorthun konnte. Dies bewahrheitete sich in der Rolle des Grafen Schmetterling in Hillers Operette „Die Jagd"; denn obwohl er damals buchstäblich noch Lehrling war, faßte er doch nicht nur das Bild, welches ich ihm gesprächsweise von solchen Charakteren zu entwerfen suchte, leichter auf als andere Rollen, er begriff auch mit mehr Schnelligkeit und Gewandtheit die ihm vorgeschlagenen technischen Ausführungsmittel. Diesen Grafen Schmetterling spielte er am 1. Juni und errang sich zu seiner unbeschreiblichen Freude den ersten lauten Beifall."

Es war für Devrient ein großer Nachtheil, daß Julius Weidner noch in Gera die Gesellschaft verließ und in Dresden seine höhere Carriere begann, welche ihn über Frankfurt nach Hamburg führte und sich durch mehrere Jahrzehnte hindurch erstreckte. Daß er trotz des kurzen Zusammenseins den Nimbus als Devrients Lehrer davontrug, ist dessen unendlicher Bescheidenheit und Dankbarkeit zuzuschreiben; nannte er doch sogar den Souffleur Grege mit demselben Namen, weil derselbe ihm hier und da einen technischen Wink ertheilte, viel mit ihm verkehrte und ihn von mancher jugendlichen Thorheit und Unbesonnenheit zurückhielt! Freilich hatte er sich damals allgemein keiner zuvorkommenden Behandlung zu erfreuen, denn das Publicum beurtheilte seine weniger gelungenen Leistungen und die Fehler seiner besseren mit unnachsichtiger Strenge, und der Director war wenig geneigt, dabei seine Anfängerschaft in Anrechnung zu bringen. Je seltener sich die kleinen Bühnen über das Handwerksmäßige erheben, um so größere Stücke werden darauf gehalten; wird aber das Talent durch technische Unfertigkeit zurückgedrängt und gehindert, so ist der Ruf der Talentlosigkeit alsbald fertig. Wenn aber der Director F. W. Lange, der eigentlich Bode hieß, von den einen als seichter und thörichter Schmierenkomödiant, von den anderen als junger Mann mit pastorenhaften Alluren geschildert wird, so scheint für die in Rede stehende Zeit die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Da er noch 1835 als Director der Dessauer Bühne auftritt, kann er in Gera unmöglich ein Greis gewesen sein; war er aber später frei von Bornirtheit und Anmaßung und lediglich pedantisch und schrullenhaft, so kann er früher, ohne ein Narr zu sein, komische Lapsus begangen haben, die Devrient dann beim Wein entsprechend idealisirte. Dem Bericht von Rellstab liegen aber offenbare Mißverständnisse zugrunde, indem derselbe Theateranekdoten, wie Devrient sie dutzendweise erzählte, willkürlich auf diesen Lange bezieht. Die Geschichte von dem Salzfaß, welches der Jagdjunker präsentirt, als der alte Dallner über die Nachricht von dem Selbstmord seines Sohnes ohnmächtig wird und der Fürst nach Salz ruft, wird schon im Prager Kalender (1809) von einem Sänger K. in W. berichtet, und das Zeitungsblatt bei Franz Moors „diese Zeitung ist nicht für einen zerbrechlichen Körper" gehört zu dem eisernen Bestand der Theaterwitze, welcher über unser Jahrhundert hinausragt. Einiges, was sich auf mangelhafte Requisiten bezieht, kann möglicherweise bei Lange vorgekommen sein, denn er war eben ein kleiner Wanderdirector, der vor allem dem Geschäfte nachging. Deßhalb hielt er von Devrient zuerst auch blutwenig und war schon im Begriff, ihn zu entlassen, als er seine hübsche Handschrift bemerkte. Nun mußte dieser Tags Rollen schreiben und Abends spielen, wofür er wöchentlich etliche Thaler erhielt, während er mit dem unverheiratheten Theil der Gesellschaft bei der Prinzipalin in die Kost ging. Devrient hat selbst oft genug bemerkt, daß es anfangs sehr knapp und kärglich bei ihm hergegangen sei, daß er aber namentlich große Noth gehabt habe, die Steifheit und Unbeholfenheit zu überwinden, welche ihn in der allgemeinen Achtung herabsetzte. Trotz aller Bemühungen ist es ihm in Gera nicht gelungen, sich wesentlich über die Kritik eines Kaufmanns zu erheben, der, während er im Nebenzimmer copirte, beim Empfang von Billet und Theaterzettel in die Worte ausbrach: „Du lieber Himmel, Herzberg! Spielt denn der Mensch auch wieder mit?"

Von hier scheint sich Lange nach Rudolstadt begeben zu haben, wo es ihm besser ging als in den sächsischen und thüringischen Landstädten. Doch ist es eine Illusion, wenn berichtet wird, er habe im Schlosse gespielt, zu dem Hofmarschall in dienstlichem Verhältniß gestanden, Graf Brühl habe sich für die Truppe interessirt und Devrient unter dessen Auspicien den Franz Moor gegeben. Zufällig ist uns ein Theil seines Repertoirs erhalten und dieses gibt vom 15. August bis 23. September folgende Rollen an: v. Busch (Pagenstreiche), Herzog von Cumberland (Eduard von Schottland), ein Bauer (Deutscher Kleinstädter), Eginhart (Joh. v. Montfaucon), Ritter Albrecht (Donauweibchen), Unteroffizier (Graf Retornu), dritter Rathsherr (Hussiten vor Raumburg), Ferdinand v. Ring (Indienfahrer), Eduard (Chamäleon), Präsident des heimlichen Gerichts (Sidonia), Romuald (Kreuzfahrer), Knappe Anselm (Kluge Frau im Walde), Vicomte de Raillac (Falsche Scham), Ehrenpreis (Karl XII), Schmetterling (Jagd), Peter (Ballet Jungfernbiebe), Ritter von Schwarzenau (Teufelsmühle), Walmoden (Sklave von Surinam), Schmuel (Herodes von Bethlehem), Haus v. Olger (Barbarei und Größe), Sesselträger Kraft (Entführung), ein Kämmerling (G. Wasa), ein fürstlicher

Buchhalter (Tiroler in Wien). Das schmeckt nun allerdings wenig nach Franz Moor, genügt vielmehr zu der Annahme, daß Devrient im ersten Jahr zwar vielfältig, aber wenig lohnend beschäftigt wurde, zumal ausdrücklich aus bester Quelle berichtet wird, daß sich im Frühjahr 1805 durch einen Zufall das Genie zum erstenmale geltend gemacht hätte.

In Zeitz sollte „Wilhelm Tell" in Scene gehen, von dem sich Lange eine günstige Wirkung versprach, da das Stück neu war und seine Zugkraft schon in Gera bewährt hatte. Da verdustete plötzlich der Darsteller des Rudenz, und da die Lücke doch unmöglich durch einen Brief ergänzt werden konnte, war die Noth groß. Da tritt Herzberg, der den einen Hutwächter sammt einigen kleineren Rollen in der Rütliscene spielen sollte, aus der Knappen zagendem Chor und spricht: „Herr Director, ich spiele den Rudenz!" Allgemeines Erstaunen; Lange aber, der Noth gehorchend, übergibt ihm die Rolle, damit er sie bis Nachmittag durchsehen und nöthigenfalls zuerst ablesen solle. Als Grege ihn zur Probe aus seiner Wohnung in der Rittergasse abholen sollte, hörte er ihn das Schnurren der Webstühle so laut überdonnern, daß die Vorübergehenden entsetzt in die Höhe blickten; er war ganz in seine Rolle vertieft und hatte sie bereits inne. Die Probe begann; Devrient spielte mit einem Feuer, daß alle verwundert aufhorchten, und Grege, der den Walther Fürst spielen und nebenbei souffliren mußte, seine Amtspflicht vergaß; ja an einigen Stellen mußte ihn Lange beschwören, seine Kraft etwas zu mäßigen. Die zweite Probe ging noch besser, und zur Vorstellung erschien er schon um fünf Uhr im Ankleidezimmer, um sich mit dem besten Wappenrock und schönsten Barett der Lange'schen Garderobe zu schmücken. Das Bewußtsein, eine gute Rolle zu spielen, der ungewöhnliche Glanz seines Costüms mit der langen, herabfallenden Feder erzeugten ein Selbstvertrauen, daß er kaum den Augenblick seines Auftretens erwarten konnte.[1]) Er spielte zum Entzücken; Lange und sein Regisseur Wolf sahen sich stumm an. Jetzt kommt die Scene, wo Geßler von Tell das Ungeheure fordert; da tritt Rudenz hervor und legt mit überwältigender Begeisterung seinen Protest ein, so daß er sich am Schluß sogar übernimmt. Das Publicum ist ergriffen, die Galerie tobt. Als Lange ihm darauf in der Garderobe ein Compliment über seine Leistung machte, erreichte seine Glückseligkeit den höchsten Gipfel; dann ging er in Ritterstiefeln, wie er war, in die sog. „Schleife", ein Bierhaus an der Ecke des Marktes und der Kaltengasse, wo sich die Schauspieler nach der Vorstellung trafen, um die Elogen der Tuchmacher und Leineweber entgegenzunehmen.

Einige Tage später erhielt er die Rolle eines Räuberhauptmanns, wahrscheinlich den Kuß in „Die Räuber auf Maria-Kulm", der nur von Blut und Rache spricht und ganze Dorf- und Ritterschaften todtschlagen möchte. Um sich auch für diese Rolle herauszustaffiren, beschließt er, sich auf der Leipziger Ostermesse ein paar neue Tricots anzuschaffen, pilgert mit Grege zu Fuß dorthin und nimmt vor dem Petersthor in der „Dürren Henne" Einkehr. Vergebens sucht er einen guten Freund, den er um etwas Geld angehen will, der Zweck der Reise wird aber trotzdem erreicht, indem er zufällig in einer Trödlerbude ein paar schwarz und weiße Tricots entdeckt und sie für einen niedrigen Preis ersteht. Nun geht's wieder zu Fuß heimwärts; da holen sie hinter Zwenkau ein Fuhrwerk ein, das Kälber nach Leipzig gebracht hatte und leer zurückfährt, besetzen den Karren, und Devrient recitirt von einer umgestülpten Futterkiste herab Stellen aus seinen Rollen, daß das Echo der Wälder wach wird, und begrüßt jeden vorübergehenden Bauer mit dramatischen Reminiscenzen. Etliche Tage später spielte er seinen Räuber; wie ein Rasender stürzte er durch die Coulissen, und fast nach jedem Abgang erfolgte ein donnerndes Applaus, an welchem sich sogar der erste Platz lebhaft betheiligte. Wenn auch nicht größere, so doch gerechtere Anerkennung erntete sein Larifari im „Donauweibchen", eine veritable Vorstudie zu Falstaff, die nicht einmal dadurch verlor, daß die Donaunixen in den ausgeborgten graugrünen Billarddecken daherschwammen. Nun übertrug ihm Lange, der nicht begreifen konnte, wie ein solches Talent so lange Quarantäne halten konnte, wichtigere Rollen, Liebhaber, junge Helden, komische Charaktere; und der ehemals talentlose Mensch wurde so beliebt und geachtet, daß ein wirklich talentloser College, der sich durch das ihm bewilligte Benefiz aus seinen bedrängten Umständen retten wollte, kein besseres Mittel wußte, als Herzberg anzugehen, daß er sich als Beneficiant auf dem Zettel nennen lassen möchte. Gutmüthig wie immer ging dieser darauf ein, verschaffte jenem ein volles Haus und sich einen zufriedenen Abend, dazu aber noch ein paar schwarze Hosen, die der Beneficiant dafür, daß er nunmehr mit Anstand durchgehen konnte, ihm dankbar widmete. Anderen Tages stolzirte er mit diesem Prachtstück und seinem Frack, den er lange wegen der Disharmonie mit seinen zeisiggrauen Unaussprechlichen nicht mehr getragen hatte, auf der Promenade, als ein anderer College ihm bewundernd entgegentritt und den Anzug ausborgt, weil er Gevattern laden möchte. Wieder ein Tag — auch der glückliche Vater ist verschwunden, „und Frack und Hose sah ich niemals wieder".

Ueberblicken wir den zurückgelegten Weg, so sind die Hindernisse leicht zu erkennen, welche sich der Entwicklung Devrients in den Weg stellten. Hätte er seinen ersten Lehrmeister nicht so bald verloren, welcher seine schauspielerische Individualität sofort erkannte und ihm bei seiner Bühnensicherheit in technischer Beziehung besonders behülflich hätte sein können, so wäre der Weg zweifellos abgekürzt worden; statt dessen verkannte Lange seine besonderen Fähigkeiten, beschäftigte ihn meist unvortheilhaft,

---

[1]) Der Merkwürdigkeit halber finde der Theaterzettel hier Platz, der zugleich zeigt, wie man mit 20 Personen dem Stücke gerecht wurde:

Mit hoher obrigkeitl. Bewilligung
wird
Heute Montag den 8. April 1805
aufgeführt
Wilhelm Tell,
Ein historisches Drama in 5 Acten von Friedrich Schiller.

Personen:

Hermann Geßler, Reichsvogt		H. Hessen
Werner v. Attinghausen		„ König
Ulrich v. Rudenz, sein Neffe		„ Herzberg
Werner Stauffacher		„ Grosmann
Itel Reding	Landleute	„ Hoffmann
Walther Fürst		„ Grege
Wilhelm Tell		„ Wolf
Kuoni		„ Ulrich
Ruodi		„ Zimmermann
Arnold v. Melchthal		„ Reder
Konrad Baumgarten		„ Lange
Jenni, Fischerknabe		Md. Hessen
Gertrud, Stauffachers G.		Md. Grosmann
Hedwig, Tells Gattin		Md. Wolf
Bertha v. Bruneck		Md. Lange
Armgard	Bäuerinnen	Md. Zimmermann
Elsbeth		Md. Dölzsch
Walther	Tells Knaben	Dm. Großmann
Wilhelm		Otto Wolf
Friesshardt	Söldner	H. Kluge
Leuthold		H. Hoffmann
Rudolph der Harras		H. Kluge
Joh. Parricida		H. Zimmermann.

Ein Reichsbote, Geßlerische Reiter, Landleute ꝛc.
Das übrige ist bekannt.
Anfang um halb acht Uhr.
F. W. Lange, Director.

lediglich aus Geschäftsinteressen und ohne erzieherische Intentionen. Für die Liebhaber fehlte ihm Figur und Haltung, seine Stimme hatte keine einschmeichelnde Anmuth und süße Ueberredungskraft, seine Gebärde nichts rundes und abgeschliffenes; um also in diesem Bereich etwas erträgliches leisten zu können, hätte er ein vollendeter Künstler sein müssen, der das, was die Natur verweigerte, durch Kunst zu ersetzen vermochte. Goethe hatte deßhalb den richtigen Grundsatz, die Anfänger zuerst in Rollen, welche ihrer Individualität angepaßt waren und möglichst wenig technische Anforderungen stellten, sich selbst spielen zu lassen; und das ist auch ganz allein das Geheimniß der Wunderkinder auf der Bühne, welche nur dadurch, daß sie zu lange in diesem Stadium verharren, sich die Möglichkeit einer künstlerischen Entwicklung oftmals verderben. Die entgegengesetzte Erziehung, wie sie bei den Schmieren an der Tagesordnung ist, hat freilich auch gewisse Vortheile; aber sie ist, zumal die Entbehrungen und Mißerfolge niederdrückend wirken und das Handwerksmäßige leicht den göttlichen Funken ertödtet, nur für kräftige Naturen, und auch diese können glücklicher Wendungen nicht entrathen, um den rechten Weg nicht am Ende doch zu verfehlen. Devrient hat seine Wanderjahre eine „Marterzeit" genannt, nicht bloß wegen der Beschränktheit der äußeren Verhältnisse, der kleinlichen Gesinnung seiner Umgebung, sondern auch wegen der aufreibenden Arbeit, durch welche er sich Schritt für Schritt die Bahn frei machen mußte. Bei allem Eifer ist er oft genug in Mißmuth und Verzagtheit versunken, weil die äußeren Fesseln seinen Flug hemmten und die Unkenntniß der Hülfsmittel die Verwerthung seines doch offenbaren Talents erschwerte. Seine schauspielerische Persönlichkeit zu erkennen, gelang ihm erst am Ende dieser Periode; innerhalb derselben faßte er nur die technische Ausbildung ins Auge, und nachdem das leidliche Gelingen von einzelnen Rollen und Einzelheiten ihm den Muth aufrecht erhalten hatte, trat endlich bei dem Rubenz das Talent klar aus dem Nebel hervor, d. h. er kam auf dem Punkt an, die Aufgabe rückstandlos bewältigen zu können. Ein solches Moment, zwar kein Zufall, insofern die selbstthätige Kraft immer die entscheidende Rolle spielt, aber doch ein Glück, indem alle Bedingungen einmal zusammentreffen, die Kunst in Natur zu verwandeln — ein solches Moment hat dann eine weithin befruchtende Wirkung und mit Siebenmeilenschritten geht es vorwärts auf der Bahn des Könnens und Erkennens. Es ist deßhalb auch kein Zufall, daß nunmehr Devrients Humor gleichfalls voll an das Licht tritt, sich sowohl im Leben äußert als nach Bühnenaufgaben verlangt, nur daß nach seiner eigenen Unklarheit über sich selbst und den Dispositionen Lange's noch alles bunt durch einander wirbelt. Die unumstößliche Gewißheit, daß er Talent besitzt, scheint aber trotz aller Hemmnisse und Widerwärtigkeiten errungen, und bei allen Sorgen und Entbehrungen ist er das gutmüthige, weichherzige Kind verblieben — ein Zeichen dafür, daß die „dummen Streiche" das schlechteste nicht sind und für den wahren Charakter kein entscheidendes Merkmal abgeben.

Noch ein Schritt, und er war sich über seine specifische Begabung gewiß, drängte energisch weiter und fand bei Lange kein genügendes Entgegenkommen. Diese Annahme liegt wenigstens, wie wir den Director kennen gelernt haben, sehr nahe, und stimmt andrerseits zu den Mittheilungen von Lembert und Anschütz: denen wir hier als den zuverlässigsten Quellen folgen, daß Devrient nämlich noch bei einem zweiten Wanderdirector angestellt war und daselbst schon vorwiegend sein späteres Fach pflegte. Ob dieser Nietzschke derselbe ist, welcher noch Anfang der zwanziger Jahre in thüringischen und sächsischen Städten auftaucht, selbst Komiker ist und gelegentlich höchlich gelobt, sogar mit Iffland (!) verglichen wird, steht dahin; gewiß ist, daß er im Sommer 1805 in Merseburg und Naumburg spielte und die Beschäftigung Devrients nur von sehr kurzer Dauer und ohne Bedeutung gewesen ist. Agenten gab es nun zwar damals nicht, auch befaßten sich die belletristischen Blätter, welche ständige Theatercorrespondenzen brachten, nur vorübergehend mit Wandertruppen; wenn sich aber daselbst etwas Entwicklungsfähiges zeigte, waren die Directoren der nächsten stehenden Theater immer rasch unterrichtet und versäumten nicht, dasselbe an sich zu ziehen. Auf diese Weise hatte der spätere Hofburgschauspieler Lembert, der für den ihm befreundeten Director Meyer in Stettin Mitglieder anzuwerben hatte, von Herzberg gehört und suchte ihn in Naumburg auf. Wenn er auch den alten Grafen in der „Komödie aus dem Stegreif" nach Ifflands Vorbild spielte, so fand er ihn doch sehr talentvoll und beschied ihn nach Leipzig, um mit ihm abzuschließen. Gleichzeitig machte ihm aber auch F. W. Bossann, der Director des Dessauer Hoftheaters, einen Antrag, und der nahe Vortheil verdrängte den entfernten, zumal Dessau den Ruf einer geordneten Verwaltung genoß und das Hoftheater auch mehr künstlerische Vortheile als ein mittleres Stadttheater zu bieten schien. Der Uebergang erfolgte auch hier fast unmittelbar, denn jene Verhandlungen fanden Ende August statt, und am 1. September 1805 gab der neue Intrigant und Komiker schon seine Debutrolle. Mit fünfviertel Jahren hatte Devrient also die Wanderjahre absolvirt und war durch die erste technische Schulung hindurch zur Selbsterkenntniß vorgedrungen; alle Stadien dieses Weges hat er zwar durchgekostet und vielleicht tiefer empfunden als andere; im Vergleich zu diesen war es aber doch ein rascher Flug, der ihn mit 21 Jahren schon in sein richtiges Fahrwasser brachte.

Eine Börsenenquete in Oesterreich.

Unter den Tagesfragen, welche derzeit die öffentliche Meinung in Oesterreich am lebhaftesten beschäftigen, steht jene über eine Reform des Börsenwesens nicht in letzter Reihe. Ihr eigenartiger Charakter bringt es mit sich, daß sie einen politischen Beigeschmack erhalten hat, und damit ist eine Verschärfung der Gegensätze bedingt, welche vielleicht die damit zusammenhängenden, rein wirthschaftlichen Interessenverschiedenheiten nicht würden begreiflich erscheinen lassen. Freilich sind auch diese letzteren scharf genug und es war ein übriges, als — wie schon angedeutet — politische und nationale Richtungen sich pro und contra Börsenreform zu erklären begannen.

Der Umstand, daß die Börse für das große Publicum schwer zugänglich ist, daß ihre Geschäfte vielfach hinter einem für die Masse der außer der Börse stehenden Interessenten undurchsichtigen Schleier sich abspielen, mußte es mit sich bringen, daß die zahlreichen Uebelstände des Verkehrslebens von gegnerischer Seite ihr in die Schuhe geschoben werden und daß solche Beschuldigungen in der öffentlichen Meinung ein lautes Echo finden; man mußte ja einen Schuldigen finden, und wo lag es näher, ihn zu suchen, als wo — vor der breiten Masse des Volkes verborgen — von einer kleinen Schaar von meist wenig beliebten Individuen die Preise von Waaren und Effecten gemacht werden?

Riefen die einen stürmisch nach Beseitigung der ganzen Börseninstitution in ihrer gegenwärtigen Form, insbesondere nach dem Verbote gewisser Geschäftsformen der Waarenbörsen, so sagten sich andere, daß es kluger und vielleicht auch auf die Dauer wirksamer wäre, man lüftete einmal jenen Schleier und zeigte den Unzufriedenen ein untrügliches Spiegelbild des Börsenverkehrs. Die letzteren, denen

es ja nicht darum zu thun war, der Börse als solcher einen Dienst zu erweisen, schlugen die Aufnahme einer Börsenenquete vor und verwiesen dabei auf das Beispiel des Deutschen Reiches. Man sollte meinen, daß angesichts der nun einmal bestehenden feindseligen Stimmung gegen die Börse auch denjenigen, welche diese Stimmung für unberechtigt halten, es wünschenswerth wäre, eine so schöne Gelegenheit zu haben, vor aller Welt die Reinheit und Untadelhaftigkeit dieser Institution darzutegen. Es hätten also alle Theile, mit Ausnahme einiger dunkler Existenzen, auf die im österreichischen Abgeordnetenhause wiederholt eingebrachten einschlägigen Anträge eingehen sollen; die einen, um die Berechtigung ihrer Angriffe gegen die Börse darzuthun, die anderen, um deren Grundlosigkeit nachzuweisen, die große Masse aber, um nun endlich einmal die Wahrheit zu erfahren.

Dem war aber eigenthümlicherweise nicht so, und — wenn man ganz aufrichtig sein soll — konnte gerade die deutsche Börsenenquete am besten gegen die Aufnahme eines analogen Actes in Oesterreich ins Treffen geführt werden. Eine im wesentlichen hinter vier Wänden durchgeführte Enquete, deren Ergebnisse noch überdies nicht vollständig publicirt und, insoweit publicirt, für die große Masse der Bevölkerung ungenießbar und unverständlich bleiben mußten, konnte die Gegner der Börse nicht befriedigen, die Unparteiischen nicht entsprechend aufklären und war auch für die unbedingten Freunde der jetzigen Zustände schon deßwegen nicht erfreulich, weil eben diese im großen und ganzen ausgesprochene Gegner der Staatsintervention in wirthschaftlichen Dingen sind, einer Intervention, die in einer bureaukratischen Enquete einen gewissermaßen typischen Ausdruck findet.

Wenn nun die österreichische Regierung, wie man hört, thatsächlich daran geht, dem Verlangen nach der Klarstellung der Verhältnisse des Börsenwesens zu entsprechen, so möge sie sich an den Schicksalen der deutschen Enquete ein Beispiel nehmen und die bei derselben begangenen Fehler vermeiden, in erster Reihe aber möge sie der berechtigten Forderung aller jener Interessenten Rechnung tragen, denen es wirklich um volle Klarheit zu thun ist; sie möge eine öffentliche Enquete unter Zuziehung möglichst zahlreicher und den verschiedensten Kreisen entnommener Experten veranstalten, die nicht nur an sich die Garantie für volle Unparteilichkeit bietet, sondern auch das unbedingte Vertrauen in diese Unparteilichkeit erzwingt. Nur so kann das Ziel erreicht werden, das ja alle anstreben, die den heute so beliebten Kampf mit Schlagworten und Phrasen verabscheuen — volle Klarheit über die Thatsachen des Börsenwesens; eine solche volle Klarheit allein, nicht nur auf Seite der wenigen, die sie heute schon besitzen, sondern auch auf Seite aller, die sich für das Problem interessieren, kann Beruhigung schaffen und eine gesunde und befriedigende Reform, insoweit sich eine solche als nothwendig erweisen wird, zu Tage fördern.

Darum — Oeffentlichkeit der Enquete und möglichste Ausdehnung ihres sachlichen und persönlichen Rahmens!

Wien. Univ.-Docent Dr. v. Sch.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Redigirt von H. Heß. Jahrgang 1896. Band XXVII. Graz 1896. Verlag des Vereins; in Commission München, J. Lindauer. IV. 361 S. gr. 4°. — Die Alpenvereinszeitschrift ist in allen betheiligten Kreisen, in den wissenschaftlichen nicht weniger wie in den alpinistischen, so fest eingebürgert, daß eine Charakterisirung ihres Zweckes im Einzelfalle vollkommen überflüssig erscheint. An ihre Stelle kann eine kurze Inhaltsangabe treten. Prof. Richter (Graz) referirt über die von ihm, mit Unterstützung der Wiener Akademie, nach Norwegen unternommene Reise; über deren wissenschaftliche, namentlich der Lehre von der Küstenbildung und von den Glacialresiduen zugute kommende Ergebnisse hat er sich bereits in der Akademieschriften ausgesprochen, während an dieser Stelle hauptsächlich die Erzählung und die Schönheit der Landschaft zu ihrem Rechte kommen. Für den Geographen wie für den Geologen von Interesse sind J. Habels Mittheilungen aus der Gletscherwelt der neuseeländischen Anden. Weiterhin skizzirt Prof. Ratzel (Leipzig) mit bekannter Plastik die Rolle, welche die Alpen bei den geschichtlichen Vorgängen zu spielen berufen waren; wie sie die Völkerbewegungen in bestimmte Bahnen lenkten, Staatenbildung förderten und hemmten und durch ihre Thäler und Pässe oft geradezu einen bestimmenden Einfluß auf die Menschheit und ihre Geschicke ausübten. Mit dem Volksliede der Alpen beschäftigt sich, sowohl unter dem culturellen als auch unter dem rein musikalischen Gesichtspunkt, J. Pommer, und K. Wolff liefert einen Beitrag zur Volkskunde der Veroner Gegend, indem er die „Hausbräuche" dieser der allgemeinen Sitte noch sehr treu gebliebenen Südtiroler erörtert. Den specifisch touristischen Stempel trugen Geringere Bergbesteigungen in der Montblanc-Gruppe, welche keineswegs in betretenen Geleisen blieben, sondern sich auch auf einzelne fast gar nicht begangene Höhen erstreckten; daran schließen sich Biedig und Purtscheller mit einer Fortsetzung des Artikels „Aus den Bergen der Maurienne und der Tarentaise", wodurch aufs neue bestätigt wird, daß das piemontesisch-französische Grenzgebiete den allerwildesten Theil unsrer Alpen darstellt. J. Enzensperger, ein gründlicher Kenner des Algäu's, liefert eine Monographie der Scheffen, nur guten Steigern zugänglichen Höfats; O. Brecher hat sich den Gurglee Kamm und O. Schuster hat sich den stolzen Bergriesen des Gröbenertthales, den Langkofel, zum Objecte auserkoren, welch letzterem das Zeugniß ausgestellt wird, daß er westlich an steilen Stellen gar nicht arm sei. Heß' Wanderungen in den sinvenischen Ostalpen, welche dem Mühligen ebenfalls genug lockende Aufgaben stellen, beschließen den inhaltreichen Band, — reich ist er auch wieder, wie schon so mancher seiner Vorgänger, an werthvollen künstlerischen Beigaben. Die Vollbilder eines argentinischen Gletschers mit riesiger Moräne, eines norwegischen Gebirgssees und Fjords, die Ansichten des Langkofels, des Geisterz, des von der Dent d'Argentille aus gesehenen Montblanc zeichnen sich durch eine Naturtreue aus, welche auch demjenigen sich fühlbar macht, der nicht so glücklich ist, mit den Originalen Bekanntschaft geschlossen zu haben. Die unglaubliche Zerrissenheit der Dauphiné-Berge wird durch diese Bilder wieder aufs deutlichste versinnlicht; dieselben können in Wahrheit sich ungescheut neben die Prachtstücke der Dolomiten stellen. — Endlich muß auch noch erwähnt werden, daß dem vorliegenden Bande das zweite Blatt der bekannten Karte des Ortler- und Stubaithales beiliegt, welche im Auftrag des Vereins von dem Ingenieur S. Simon in Interlaken nach theilweise neuen Construktionsprincipien hergestellt wird, und welche, eben dieser Neuerungen wegen, unter den Fachmännern zu lebhafter Discussion Anlaß gegeben hat.

S. Günther.

* Bei Henry Frowde in London ist dieser Tage von den Oxforder Gelehrten B. Grenfell und A. S. Hunt das bereits früher erwähnte Papyrusblatt in Facsimile mit Entzifferung und Erläuterung veröffentlicht worden, das, in Behnesa an der Stätte des alten Oxyrhynchos gefunden, wohl das wichtigste Stück ihrer heureigen Entdeckungen, die sogenannten „Aussprüche Jesu" enthält, wie solche, frühzeitig gesammelt, auch unsern älteren Evangelien zu Grunde gelegt worden sind. Ein Kenner (C. Neitle) gibt (im „Schwäb. Merk.") von dem Inhalt folgende Uebersicht:

Das Blatt enthält auf beiden Seiten zusammen nur 42 Zeilen, aber 7 Aussprüche Jesu, von denen mehrere, soweit man bis jetzt weiß, völlig neu sind. Die erste Seite beginnt mit der griechischen Ziffer 11, so daß das Blatt entweder das 11. Blatt, oder der Anfang der 11. Lage eines Papyrusbuches war, das zwischen den Jahren 150 und 300, wahrscheinlich näher bei 200 als bei 300, geschrieben worden sein mag. Der erste Spruch stimmt wörtlich mit den letzten Worten von Lc. Lucas 6, 42 „und dann wirst du sehen, um den Splitter im Auge deines Bruders auszuwerfen". Daran schließt sich unmittelbar: „Es spricht Jesus: Wenn ihr nicht der Welt fastet (entsaget, *νηστεύσητε τὸν κόσμον*, ein eigenthümlicher Ausdruck), werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr nicht den Sabbath feiert (wahrhaft Sabbath haltet, *σαββατίσητε τὸ σάββατον*), werdet ihr den Vater nicht sehen." Das dritte Wort lautet: „Es spricht Jesus: Ich stand inmitten der Welt und im Fleisch erschien ich ihnen und fand alle trunken, und keinen Durstenden fand ich unter

ihnen, und bekümmert ist meine Seele (πόθεν ἡ ψυχή μου) über die Menschenkinder, daß sie blind sind in ihrem Herzen." Vom 4. Wort sind nur wenige Buchstaben übrig, auch das 5. ist so sehr verstümmelt, daß sein Wortlaut im einzelnen noch nicht ganz sicher festgestellt ist. „Es spricht Jesus, „wo .. sind .... und (aus) einer ist, da bin ich bei ihm. Hebe den Stein, und du wirst mich finden, spalte das Holz, und da bin ich." Die erste Hälfte erinnert an Ev. Matth. 18, 20, vor allem an die Form, in welcher dieser Spruch bei dem Syrer Ephräm nach Tatian überliefert ist, bei dem es ausdrücklich heißt: „Wo einer ist"; die zweite Hälfte klingt an einen Spruch an, der bei Epiphanius überliefert ist: „Ich bin du und du bist ich: wo du bist, bin auch ich; in allem bin ich zerstreut; von wo du willst, sammelst du mich, und wenn du mich sammelst, sammelst du dich." Der 6. Spruch ist wieder theilweise bekannt: „Es spricht Jesus: Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterland, und kein Arzt nimmt Heilungen vor an seinen Bekannten." Bei dieser Fassung ist das Wort angenehm (δεκτός) wichtig, das sich nur bei Luc. 4, 24, nicht bei Matth., Mark. oder Joh. findet. Zur zweiten Hälfte ist lehrreich, daß auch in unsern Evangelien in eben diesem Zusammenhang vom Arzte die Rede ist („Arzt, hilf dir selbst"). Das 7. Wort: „Es spricht Jesus: eine Stadt gebaut auf die Spitze eines hohen Berges und befestigt (ἐστηριγμένη) kann weder fallen noch verborgen bleiben." Von einem achten Wort sind nur noch ein paar Buchstaben sichtbar.

Die Herausgeber haben in ihren Erörterungen über Herkunft und Tragweite des Blattes zwar die verschiedenen in Betracht kommenden Möglichkeiten ins Auge gefaßt (Aegyptenevangelium, gnostisches Werk), aber wohlweislich die Entscheidung ausgesetzt. Noch sei bemerkt, daß von der Fundstätte Behnesa 150 vollständige Papyrusrollen an die ägyptische Regierung, 280 Kisten Papyri, meist griechisch, aber auch lateinisch, koptisch, arabisch, nach London kamen. Es ist der größte Handschriftenfund, der je gemacht worden. In der Nähe des geschilderten Blattes wurde auch ein Bruchstück vom Anfang des Evangeliums Matthäi aufgefunden, das vermuthlich derselben Zeit angehört wie die „Logia".

* **Aus Holzhausen** im Reg.-Bez. Wiesbaden meldet der dortige Limescommissar Dr. L. Pallat: Bei den Grabungen am Limescastell „Altburg" bei Holzhausen an der Haide ist vor einem der Thore ein großer Theil einer prächtigen Inschrift gefunden worden. Sie besteht aus vergoldeten Bronzebuchstaben, die in fünf Zeilen auf einer etwa drei Meter langen und 90 cm hohen Kalksteinplatte mit silbernen Stiften angeheftet sind. Soweit der Zusammenhang sich bis jetzt erkennen läßt, ist es eine im Jahre 213 nach Chr. errichtete Ehreninschrift für den Kaiser Caracalla, gestiftet nach dessen Sieg über die Alemannen. Das vortrefflich erhaltene Castell macht, nachdem die vier Thore fast vollständig freigelegt worden, bereits einen bedeutenden Eindruck.

* **Berlin.** Nach längerem Leiden, das ihn bereits seit einigen Jahren seiner Berufsthätigkeit entzogen hatte, starb am 16. d. M. zu Wilhelmshöhe der ordentliche Professor des Handelsrechts an der hiesigen Universität, Geh. Justizrath Dr. Lewin Goldschmidt im Alter von 68 Jahren. Geboren in Danzig, jüdischer Herkunft, studirte er in Berlin, Bonn und Heidelberg, wo er sich 1855 habilitirte, 1860 eine außerordentliche, 1866 eine ordentliche Professur erhielt. Von universeller juristischer Bildung, concentrirte er sich doch schon damals besonders auf das Handelsrecht, dessen erster akademischer Specialiehrer er gewesen ist und für dessen theoretische Entwicklung, wie sie der praktischen Entfaltung des Verkehrs in Deutschland zur Seite ging, kein anderer so viel und so wesentliches geleistet hat. Diesem Zweck dienten früh und spät seine literarischen Hauptwerke, schon 1858 gründete er dafür eine eigene, noch heute fortgesetzte Zeitschrift. 1870 ward Goldschmidt deshalb als Rath an das Bundesoberhandelsgericht nach Leipzig berufen, vertauschte jedoch 1875 diese Stellung gegen — denn er war ein vortrefflicher Docent — mit einem neuen Lehrstuhl in Berlin, ohne darum doch der Theilnahme an dem öffentlichen Rechtsleben zu entsagen. So fungirte er als Referent der Reichscommission für Begutachtung von Plan und Methode eines deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs, betheiligte sich an den Arbeiten des Instituts für internationales Recht, an den Fragen nach der besten Einrichtung des Rechtsstudiums und des Prüfungswesens; selbst dem Reichstag hat er 1875 bis 1877 als Abgeordneter für Leipzig angehört. Scharfsinn und Bestimmtheit zeichneten ihn im Denken aus, vornehme Gesinnung war ihm jederzeit eigen, sein ganzes Wesen athmete wohlthuende Feinheit. Zart und erregbar, im Aeußeren nicht selten fast an Felix Mendelssohn erinnernd, ward er leider zu Anfang der neunziger Jahre von einem Schlaganfall betroffen und suchte seitdem vergebens da und dort in Heilanstalten Genesung.

* **Breslau.** Bei der Universität habilitirte sich Dr. William Stern aus Berlin als Privatdocent für Philosophie. Sein Arbeitsfeld ist die experimentelle Psychologie. — Der Physiolog Geh. R. Prof. Rudolf Heidenhain ist erheblich erkrankt. — Der wissenschaftliche Hülfsarbeiter an der Landwirthschaftskammer für die Provinz Schlesien, Dr. Otto Anhagen, ist zum außerordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der hiesigen Universität ernannt worden. Dr. Anhagen ist vor einigen Jahren von der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät in Straßburg zum Doctor promovirt und hat sich durch eine Reihe wissenschaftlicher Veröffentlichungen, unter denen vor allem seine kürzlich erschienene Schrift „Zur Kenntniß der Marschwirthschaft" hervorzuheben ist, bekannt gemacht. (Vgl. Beil. Nr. 116 v. 24. Mai d. J.) Der Landwirthschaftskammer wird er auch weiter als Hülfsarbeiter angehören.

* **Wien.** Hofrath Prof. Wiesner tritt am 18. Juli eine Nordlandreise an, um seine vor einigen Jahren in Aegypten, Ostindien und auf Java ausgeführten Untersuchungen über den Lichtgenuß der Pflanzen und über das photochemische Klima auch auf das arktische Gebiet auszudehnen. Das Ziel der Reise ist die Adventbay auf Spitzbergen. — Der Privatdocent an der Universität, Advocat Dr. Wilhelm Fuchs, ist nach kurzer Krankheit im 43. Lebensjahr gestorben.

\# **Triest.** Hier starb, den Achtzigen nah, am 15. Juli Alexander Wheelock Thayer, geboren in Boston, früh im diplomatischen Dienst der Vereinigten Staaten nach Deutschland und Oesterreich gekommen, wo er dann viele Jahre lang als amerikanischer Consul in Triest gewaltet hat. Die Arbeit seines Daseins setzte er an die erste kritische Erforschung und Darstellung der Lebensgeschichte Beethovens. Von seiner großen, mit schwungvoller Nüchternheit geschriebenen Biographie des Meisters erschienen drei Bände englisch und deutsch (von Deiters 1866—1878), zum vierten hinterläßt er den gesammelten Stoff. Er war eine kräftige Gestalt, von männlicher Haltung und freundlichem Wesen, allgemein beliebt; seine Büste steht mit Recht zu Bonn im Beethovenhause.

* **San Francisco.** Der Geolog und Naturforscher Edward Mc Ilhenny ist zu einer zweijährigen Forschungsreise nach der Nordostküste Alaska's aufgebrochen. Er will auch das Romanzoff-Gebirge, das reich an Fossilien sein soll, in den Kreis seiner Forschung ziehen. Zwei andere Gelehrte begleiten ihn. Der Zug wird Port Barrow zum Hauptquartier machen und von dort aus nach verschiedenen Richtungen ins Innere dringen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Kuno Fischer's

Geschichte der neuern Philosophie.

Neue Jubiläumsausgabe, 9 Bände in etwa 40 Lieferungen (1. Descartes, 2. Spinoza, 3. Leibniz, 4.5. Kant, 6. Fichte, 7. Schelling, 8. Hegel, 9. Schopenhauer), enthält in entwicklungsgeschichtlicher und einleuchtender Darstellung die philosophischen Systeme der neuen Zeit so geordnet, daß die Hauptsysteme in Ausführlichkeit dargethan, die abhängigen kurz zusammengefaßt werden. Die Lebensläufe und Schicksale der Philosophen, die Charakterzüge ihrer Personen und Zeitalter werden eingehend geschildert, damit dem Leser alles, was diese Bücher ihm bieten, in wohlgefügtem Zusammenhange erscheine. Daß ein Werk dieses Inhalts, von einem solchen Umfange und Aufwande, in der Gegenwart eine Laufbahn machen konnte, welche die Zahl seiner Auflagen bezeugt, spricht für seinen Nutzen und macht jede Anpreisung überflüssig.

Diese neubearbeitete Gesammtausgabe des Hauptwerks des Verfassers erscheint erstmals in **Lieferungen zum Subscriptionspreis von à 3 Mk.**, von denen monatlich eine ausgegeben werden soll. Nach Erscheinen jedes Bandes tritt ein **erhöhter Ladenpreis** für denselben ein. Einzelne Lieferungen und Bände werden zum Subscriptionspreis nicht abgegeben. Erschienen sind die **1. bis 5. Lieferung.** Prospekte von allen Buchhandlungen und direkt vom Verlag. (11585)

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 20. Juli. Nummer 159.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kaiser Wilhelms I. militärische Schriften. Von Hugo Arnold. — Aus Ludwig Devrients Jugendzeit. II. Von Eduard v. Bamberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kaiser Wilhelms I. militärische Schriften.

Als das Wiegenfest Sr. Maj. des verewigten Kaisers Wilhelm zum hundertsten male wiederkehrte, nahm dessen erlauchter Enkel Kaiser Wilhelm II. daraus die Veranlassung zu dem Befehle an das preußische Kriegsministerium, die bei demselben aufbewahrten wichtigeren militärischen Schriften seines Großvaters nebst den zu ihrer Erläuterung erforderlichen anderweiten Urkunden durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wie das dem Werke vorangestellte kurze Vorwort sagt, waren dabei drei Gesichtspunkte maßgebend: der Entwurf eines möglichst vollständigen Bildes von der Thätigkeit des hochseligen Kaisers auf militärisch-organisatorischem Gebiete, die Darlegung der Beharrlichkeit und Hingebung, der Selbstlosigkeit und vor allem der unvergleichlichen Treue, welche sein dem Wohle des Heeres geweihtes Wirken kennzeichnen, endlich die Schilderung der dieses kampfreiche Arbeiten begleitenden Erfolge.

Aus diesen pietätvollen Motiven und auf die genannte Weise ist ein zwei starke Bände umfassendes Werk[1]) erstanden, die würdigste literarische Gabe zu dem alle deutschen Herzen so hoch erhebenden Feste und zugleich ein höchst werthvolles Geschenk aus der Hand des Enkels, ein unvergängliches Denkmal der erhabenen soldatischen Tugenden, die den kaiserlichen Großvater zierten: der peinlichsten Pflichttreue, der strengsten Gewissenhaftigkeit und aufopfernden Vaterlandsliebe. Aufnahme fanden solche Schriften, welche unmittelbar von der Hand des hohen Fürsten selbst herrühren, oder nach seinen Anweisungen von Untergebenen abgefaßt worden sind, also seinen Willen kund thun und der directe Ausdruck seiner Anschauungen sind; ferner Berichte und Protokolle derjenigen militärischen Commissionen, an deren Berathungen er in beschließender oder leitender Stellung theilgenommen hat. Letzteres geschah namentlich dann, wenn in den betreffenden Actenstücken des Herrschers Aeußerungen und Ansichten ausdrücklich beurkundet sind. Für die Heeresgeschichte bilden sie wichtige Documente, und auch für die innere politische Geschichte liefern sie werthvolle Beiträge.

Man wäre jedoch auf falscher Fährte, wenn man auf Grund des dem Werke gegebenen Titels dem hochseligen Kaiser die Eigenschaft eines „Schriftstellers" beilegen oder glauben wollte, er habe als didaktischer oder speculativer Kriegstheoretiker zur Feder gegriffen, um in und für die Oeffentlichkeit zu wirken. So wie er selbst in der vornehmen Schlichtheit seines Wesens und Charakters und gemäß der strengen altpreußischen Ueberlieferung stets seine persönliche Stellung und seine gesammte Thätigkeit als „Dienst" auffaßte, ebenso verdanken seine „Schriften" dienstlichen Veranlassungen ihre Entstehung, sind dienstliche Aeußerungen und dienstliche Acten. Eine einzige macht hievon eine Ausnahme, die sowohl militärischen als politischen Erwägungen entsprungene Broschüre „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurfe über die deutsche Wehrverfassung" (d. h. zu dem Gesetzentwurfe, welcher dem Frankfurter Parlamente am 25. September 1848 vorgelegt worden war und ein Milizheer verlangt hatte). Sie erschien, mit der Jahreszahl 1849 versehen, im December 1848 als Manuscript und ihre Verbreitung geschah nicht durch den Buchhandel, sondern war, ebenso wie die Vorbereitungen und der Druck, dem Hofrath Louis Schneider übertragen. Wahrscheinlich dieses Sachverhaltes wegen ist auch die Reihenfolge der 55 Capitel des Werkes nicht nach Materien, sondern chronologisch geordnet; sie beginnt mit der „Commission zur Revision des Exercir-Reglements für die Infanterie 1821 und 1822" und endet mit der „Reorganisation der Armee 1857—1865". Der zur Erläuterung bestimmte urkundliche Stoff erfuhr thunlichste Beschränkung (nach der unmaßgeblichen Meinung des Referenten vielleicht sogar eine zu weit gehende) und hat nur bei der Darstellung des „eigensten Werkes" der verblichenen Majestät, der den Abschluß bildenden Reorganisation der Armee, eine größere Ausdehnung erhalten, um den Maßstab für die ganze Bedeutung und den Umfang der Thätigkeit des Kaisers zu liefern.

Von den beigegebenen Anlagen verdienen drei Facsimiles hervorgehoben zu werden: ein Immediatbericht des Prinzen Wilhelm an seinen königlichen Vater vom 24. Febr. 1833 und ein Schreiben desselben an den Generallieutenant v. Witzleben vom folgenden Tage (beide zur Frage, ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit), sowie ein Plan zur Truppenaufstellung bei der Einweihung des Denkmals Friedrichs des Großen, 1. Juni 1840, dieser mit Schriftzügen König Friedrich Wilhelms III., wahrscheinlich die letzten, die von seiner Hand herrühren.

Der hervorstechendste Zug, der aus all den zahlreichen Acten uns entgegentritt, am ausgeprägtesten wohl in den kurzen Begleitbemerkungen zu den vielen Commissionsberichten, ist die nüchterne, auf dem Praktischen fußende und ausschließlich das Praktische ins Auge fassende Natur des Kaisers; ihm fehlt das blendende geniale Wesen, das seinen älteren Bruder kennzeichnet. Dabei trifft er immer den Nagel auf den Kopf und stets verfolgt er nur ein Ziel: die kriegerische Brauchbarkeit der Armee, weil sie das Werkzeug für die Durchführung der staatlichen Politik ist und sie allein die Gewähr für den Bestand der staatlichen Ordnung, die Macht und die Größe seines über alles geliebten Vaterlandes bietet. Sein Blick ist auf das Große gerichtet, das Kleinliche bleibt ihm fern, ungeachtet wohl niemand die hohe Wichtigkeit der vielen kleinen Details,

[1]) Militärische Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen Majestät. Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs herausgegeben vom königlich preußischen Kriegsministerium. Erster Band 1821—1847. Zweiter Band 1848—1865. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung 1897.

Digitized by Google

welche das scharfe Functioniren der großen militärischen Heeresmaschinerie verbürgen, so trefflich zu würdigen wußte wie er, auch hierin die alt bewährte preußische Tradition unentwegt festhaltend.

Wie genau der hohe Herr es mit solch geringfügig erscheinenden Einzelheiten nahm, möge z. B. seine Aeußerung beweisen, als vorgeschlagen worden war, das Gewehr hoch im rechten Arm zu tragen. Er räumte ein, daß diese Art des Tragens eine Erleichterung bei der Ausbildung des Soldaten gewährt, betonte aber die durch derartiges langes Tragen erzeugte starke Ermüdung des Armes und der Finger und fürchtete eine schädliche Rückwirkung auf die gute Haltung der Leute, betreffs deren er prinzipiell die größte Vollkommenheit von Haus aus forderte, damit sie der Mann in seinem langen Beurlaubungsverhältniß (Landwehr) nach kurzer Uebung bei der Einberufung zum Dienste wieder gewönne. (Theil I., S. 320.) — Bezüglich des Bajonetfechtens, das lange Zeit ein Parade-Steckenpferd in allen Heeren bildete, äußert er sich: „Ich bin ein entschiedener Gegner des Bajonettirens, weil ich meine Hand dran gebe, wenn jemals im Ernstgefecht ein Soldat an die Sprünge und Tempos des Bajonettirens denkt, daher ist es Zeitverschwendung!" (I., S. 311.) — Eigenartige Erinnerungen erweckt gerade bei uns Bayern die unbedingte Verwerfung einer sechswöchentlichen Recrutenausbildung durch den Prinzen. Bekanntlich war uns Jahrzehnte hindurch kein längerer Termin als der genannte für den erwähnten Zweck zugemessen, und mit derart „ausgebildeten" Mannschaften zogen wir 1866 und größtentheils auch noch 1870 ins Feld. Als nun in Preußen die sogenannte v. Rohr'sche Ausbildungsmethode, die sechs Wochen für die Einzelausbildung der Recruten ansetzte, zur Einführung durch das Kriegsministerium empfohlen wurde, bezeichnete der Prinz, damals Commandeur des Gardecorps, eine solche Ausbildung als „völlige Täuschung", als Dressur und forderte die Beibehaltung der doppelten Frist, die auch in der Gegenwart noch in Geltung steht. (I, S. 409.)

Aus der unendlichen Fülle des Stoffs können wir nur einige wenige Punkte herausgreifen, um zu zeigen, mit welch getreuer Obsorge und Gewissenhaftigkeit der Prinz sich allen Angelegenheiten zuwendete, insbesondere den Fundamenten, auf denen die Sicherheit des Heeresaufbaus beruht. So vor allem dem Ersatz des Offiziercorps. Als man in Aussicht nahm, den bisher unbegrenzten Zugang von Aoantageuren auf die Deckung des Abgangs an Portepeefähnrichen zu beschränken, erblickte er in einer solchen Maßnahme die schwere Gefahr, daß dadurch noch mehr als bisher die Söhne gebildeter und wohlhabender Eltern vom Ergreifen der militärischen Laufbahn abgehalten würden, und schlug vor, für jeden über den Etat einrangirten Offizier einen Aoantageur über die etatsmäßige Zahl von Portepeefähnrichen einzustellen (I. 257). — Strenge war er darauf bedacht, das Offiziercorps auf der nöthigen wissenschaftlichen Höhe zu halten. Nachdem Zöglinge des Cadettencorps, welche die Reife zum Portepeefähnrich nicht besaßen, den Truppen als Unteroffiziere überwiesen worden waren und von diesen mangelnder wissenschaftlicher Bildung wegen zum Unterricht an den Divisionsschulen nicht zugelassen werden konnten, so vermag der Prinz es nicht über sich, eine Dispensation vom Dienste und Beurlaubung behufs Vorbereitung durch Privatunterricht für sie zu beantragen, bittet aber, daß sein, das Gardecorps, in Zukunft nur Cadetten im Besitz der Portepeefähnrichsreife erhalte. (I, 438).

Da die Verhältnisse der Ehrengerichte und des Zweikampfs unter den Offizieren gerade in der jüngsten Zeit wiederholt Veranlassung zu öffentlichen Erörterungen und sogar zu politischer Agitation gegeben haben, sind die verschiedenen Bemerkungen zu dem im Jahre 1842 entworfenen Gesetze über die Ehrengerichte, womit der Prinz sein Gutachten darüber begleitete, von höchstem Interesse, zumal sie auf die schließliche Ausgestaltung der betreffenden Verordnungen theilweise entscheidenden Einfluß übten. (I, 441.) U. a. wird in dem Entwurfe die Bildung eines besonderen Kampfgerichts für den Fall vorgeschlagen, daß das Ehrengericht sich für incompetent erklärt habe. Hiezu erklärt der Prinz: „Der ganzen Institution des Kampfgerichts muß ich meine Zustimmung versagen! Der Sinn desselben ist: das Duell zu legalisiren, um nachher die Duellanten doch zu strafen!! Das ist eine Anomalie, die nicht haltbar ist. Wenn jemand hier zur Rechenschaft und Bestrafung gezogen werden soll, so muß es das Kampfgericht sein, aber nicht die Duellanten, die nur dem Befehl des Kampfgerichts sich unterwerfen. Das geht aber auch nicht, weil es gesetzlich zur Zulassung des Duells verpflichtet ist. So fällt man also durch Vorschiebung des Rechtssatzes: daß das Duell verboten ist, in das entgegengesetzte Prinzip: daß das Duell legalisirt werden soll, in solche Widersprüche, daß kein Ausweg zu finden ist. Ich stimme daher dafür, diejenigen Vorschriften, nach denen den Duellen größtentheils durch Ehrengerichte vorgebeugt werden soll, beizubehalten und sie zu revidiren; denn die Praxis hat seit 10 Jahren für die Zweckmäßigkeit entschieden, indem die Duelle äußerst selten geworden sind. Die Duellstrafen müssen gleichzeitig revidirt werden und auf solche Maße reducirt, daß sie ausführbar, d. h. analog des Verbrechens sind. Eine Begnadigung dürfte nie eintreten." (I, 477.)

Interessante Reminiscenzen bilden die Vorsichtsmaßregeln, welche anläßlich des drohenden Conflicts zwischen Preußen und Oesterreich im Frühling 1850 hinsichtlich der in Baden stehenden preußischen Truppen vom Prinzen getroffen wurden. In einer geheimen Instruction an den commandirenden General (v. Schreckenstein) ordnete er an, daß das Armeecorps eintretenden Falls unter Beobachtung, bezw. Besetzung der Rheinübergänge sich an der Murg concentriren und die um jeden Preis im Besitz preußischer Truppen zu haltende Festung Rastatt mit der erforderlichen Kriegsgarnison zu versehen sei, worauf sich der Rest des Corps entweder mit den hessischen Truppen zu vereinigen oder, wenn sich diese als Feinde zeigen würden, nach der preußischen Rheinprovinz durchzuschlagen, eventuell den Krieg in Hessen selbst zu führen habe. Die badischen Truppen hatte der preußische commandirende General bei Kriegsausbruch sofort unter seinen Befehl zu nehmen und gleichzeitig hatte das VIII. Armeecorps von Kreuznach in die Pfalz in der Richtung gegen Ludwigshafen vorzudringen. (II, 108.)

Im Hinblick auf verschiedene Projecte, die auch in den jüngsten Jahren widerum auftauchten, sei noch der Vorschläge gedacht, welche die orientalischen Wirren der 50er Jahre ins Leben riefen: der Errichtung stehender Lager nach französischem Muster und der Befestigung von Berlin und Breslau. Mit derselben überlegenen Geistesklarheit, welche den verewigten Kaiser in allen Dingen auszeichnete, verhielt sich Prinz Wilhelm gegen beide durchaus ablehnend. Den Aufwand für stehende Lager hielt er nicht im entsprechenden Verhältniß zu dem von ihnen gewahrten Nutzen, und die Trainirung der Truppen, meinte er, bringe die preußische Ausbildungsmethode ohnedies mit sich. Den Kostenvoranschlag für die Befestigung von Berlin und Breslau erachtete er für zu niedrig; bevor man an sie herantrete, sei behufs Vermeidung von Kräfte- und Geldzersplitterung der Ausbau und die Vollendung von Spandau, Schweidnitz, Königsberg und Boyen nöthig. (II, 249.) Mit der Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen kam dann dessen Auffassung zur Geltung, und wir besitzen überhaupt in Deutschland keine „stehenden Lager", sondern nur „Truppenübungs-

Digitized by Google

plätze", die den modernen Bedürfnissen entsprechen, und Berlin wird wohl noch geraume Zeit auf einen Fortsgürtel warten.

Weitaus der größte Theil der Denkschriften und Gutachten bezieht sich auf organisatorische Fragen; arbeitete doch der hochselige Prinz und König sein Leben hindurch an der „Reorganisation der Armee", und der Kaiser schuf dann den Repräsentanten und den Hort des wieder erstandenen Reichs: das deutsche Heer, in dem alle Contingente der Einzelstaaten unter kaiserlichem Oberbefehl die Fahnen gegen den Feind entfalten. Drei Grundsätze waren es, von denen der hohe Herr nicht wich und auf denen er sein Wirken aufbaute: dreijährige Dienstzeit, Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht, Reorganisation der Landwehr. Unerschütterlich und zähe hat er für sie belehrend, berichtend und befehlend gestritten, bis sein Lebenswerk die Neuorganisation der Armee krönte. Nachdem wir jedoch bereits in der Festnummer der Allg. Ztg. zum hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I. eingehend seine unsterblichen Verdienste nach dieser Richtung hin beleuchteten, glauben wir an dieser Stelle uns mit dem Hinweise auf den gesammten Inhalt der „Militärischen Schriften Kaiser Wilhelms des Großen" beschränken zu dürfen.

Wie der verewigte Herrscher ein strahlendes Vorbild der hehrsten militärischen Tugenden war, so mögen seine „Schriften" ein Denkmal des Geistes sein, den er in der Armee gesäet und gehegt, und der sie zu den höchsten Leistungen befähigt!

Hugo Arnold.

Aus Ludwig Devrients Jugendzeit.

Von Eduard v. Bamberg.

II.

Das Bild des Einundzwanzigjährigen ist uns mit fast photographischer Treue durch Funk, richtig C. F. Kunz, späteren Buchhändler und Schriftsteller in Bamberg, überliefert worden, der sich damals in Dessau aufhielt und mit Devrient innige Freundschaft schloß. Derselbe kommt eines Morgens in die Gaststube des „Goldenen Ringes", wo ihm sofort ein junger Mann auffällt, der auf einem erhöhten Tritt am Fenster sitzt, den linken Ellenbogen auf die Hand gestützt, die Beine über einander geschlagen, unbeweglich den Blick an die Decke geheftet und anscheinend an nichts theilnehmend. Endlich fangen die Augen an, sich zu bewegen, indem sie einem vorbei streifenden Gaste verächtlich nachblicken; die linke Hand, in der immer noch der Kopf ruht, wühlt fast convulsivisch im Haar herum, und ein öfteres Zucken der Gesichtsmuskeln unterbricht die bisherige Monotonie. Das Zeugniß einer schwer durchwachten Nacht lag auf diesen Zügen, und in dem rabenschwarzen, natürlich gelockten Haar wie dem hellbraunen Ueberrock hingen leichte Federchen. Allerdings machte die ins Gelbe spielende Gesichtsfarbe mit der langen, nach der Mitte zu etwas seitwärts gebogenen, bis zu den Lippen herunterreichenden Adlernase, den großen schwarzen, funkelnden Augen und den grotesken Brauen ein imponirendes Ensemble; betrachtete man aber jedes dieser Dinge für sich, so konnte man unmöglich günstig für diese Physiognomie gestimmt werden. Dazu kam eine dicke, zwei Hände breite schwarzseidene Halsbinde, aus welcher ein spitzes Kinn fragend hervorschaute, eine gleichfalls schwarzseidene Weste, bis oben zugeknöpft, und grell damit contrastirend zwei magere Schenkel in dicht anliegenden, schmutzig gelben, hirschledernen Beinkleidern, während zwei lange dürre Arme und Hände ungraziös von dem verhältnißmäßig breiten Oberkörper herabhingen. So unheimlich und gespensterhaft die Gestalt erschien, so wohlthuend wirkte sie, wenn aus dem schön geformten Mund zwischen zwei Reihen blendend weißer Zähne der Redestrom entquoll. Der Ton seiner Stimme war kräftig und klangreich, die scharfe und doch nicht schnarrende Aussprache des R von seltenem Wohllaut; die Worte aber arteten bestimmt und männlich, ungesucht, aber bedeutend, und wenn man ihm während der Rede ins Gesicht sah, so mußte die Wärme, die demselben entstrahlte, unbedingt für ihn einnehmen — kurz, die abstoßenden Einzelheiten verschwanden in dem schönen Ganzen.

Mit einer Wochengage von 6 Thalern an die Stelle des abgegangenen Sehring tretend, gab er am 1. September mit Paolo Manfrone (Bayard) seine Debütrolle. Obwohl Kotzebue, der in seinen historischen Stücken immer nur auf Effect arbeitete, damit einen unverfälschten Theaterintriganten gezeichnet hatte, galt derselbe doch seinerzeit für eine bedeutende Aufgabe; Devrient gab ihn zu allgemeiner Befriedigung, doch darf nicht verschwiegen werden, daß er sich noch in dem Stadium der Maßlosigkeit befand, obwohl er aus der lebendigen Empfindung heraus zu gestalten suchte. Wurm, den er am 19. November spielte, konnte deßhalb nur in Einzelheiten befriedigen, von denen die Briefscene allerdings schon die Umrisse aufwies, welche er später füllte; gegenüber der späteren Schärfe und Consequenz in der Entwicklung war aber der Zusammenhang oft willkürlich, und wie die ganze Gestalt drängten auch gewisse Scenen ungebührlich vor. Die Straßenweisheit, daß kein Meister vom Himmel gefallen ist, fand sich auch hier bestätigt, und bald werden wir sehen, durch welche Mittel es Devrient gelang, die natürlichen Mängel der Anfängerschaft in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu überwinden. Am freiesten bewegte er sich in niedrig komischen Rollen wie Baldrian Klau („Argwöhnischer Liebhaber"), während er in fein komischen Figuren bewußt und unbewußt Iffland vor Augen hatte, der damals auf seine Auffassung besonders einwirkte, wie er für seine Technik überhaupt von weit tragender Bedeutung war; den Bittermann in „Menschenhaß und Reue" spielte er ihm sozusagen nach, erreichte aber damit wenigstens, daß er sich neben Boffann sehen lassen konnte.

Wie das Repertoir[1]) ergibt, hatte sich dieser den besseren Theil des Faches vorbehalten, denn als Prinzipal besaß er die Macht und als der seiner Meinung nach unvergleichlich bessere Darsteller das Recht, sich nicht in Vergessenheit kommen zu lassen; er saß also auf seinen Rollen, spielte sie entweder selbst oder ließ lieber die Stücke unaufgeführt, obwohl sich der letztere Fall bei seiner Rustigkeit und Spielwuth selten genug ereignete. Indessen war er ein bloßer Handwerker ohne inneren Beruf, der sich lediglich von seiner Routine nährte und, wie es in der Sprache des Publicums heißt, nichts verdarb, d. h. nichts gut machte; eine Bühne wie die Dessauer gab sich aber mit dieser Censur im Schauspiel zufrieden, zumal der wohlwollende Fürst auf den Director wegen dessen Geschäftsgewandtheit und Rechtlichkeit große Stücke hielt. Als Funk ihm einmal Vorstellungen machte, ein Talent wie Ludwig reichlicher in guten Aufgaben zu beschäftigen, sprudelte er in seiner komischen Art auf. „Männchen, Männchen, glauben Sie

---

[1]) 1805 spielte Devrient außerdem: Abt Gregorius (Zauberin Sidonia), v. Herlingshausen (H. v. Unna), Offizier (Königin v. Golkonda), Burmann (Strickmadam), Polizeicommissär (Der Geizige), Br. v. Hildersweil (A. v. Hohenelchen), v. Brennessel (Pagenstreiche), Pinsel (Polit. Kannegießer), ein Spieler (Papagey), Graf Rad (Onalgeistee), B. v. Straubingen (Agnes Bernauer), Otto van Löwenstern (Teufelsmühle), Coope (Eduard von Schottland), ein Juwelier (Don Juan), ein Verschworener (Titus), Krake (Lorbeerkranz), Eduard (Chamäleon), Friedrich (Deutsche Familie), Gaedroffizier (Wasserträger), Gutmann (Erben), Bauer (Unterbrochenes Opferfest), Marder (Brandschatzung), Darfari (Drei Gefangenen), Kunz (Tochter Pharaons), Ferville (Das Haus ist zu verkaufen).

Digitized by Google

denn, ich verkenne des jungen Männchens Talent? Aber was kann ich dafür, daß Se. Durchlaucht wie das verehrliche Publicum nur mich in dergleichen Rollen sehen wollen? Seien Sie versichert, daß, wo es geschehen kann, ich für die Folge gern zurücktreten werde. Herrgott, schon 10 Uhr! Ich muß zur Probe. Entschuldigen Sie, empfehle mich, Männchen, empfehle mich." Damit war die Angelegenheit vorläufig wieder zu den Acten gelegt, und wiewohl Bossann im Leben so wenig wie im Geschäft den Intriganten spielte, gehörte doch immer ein besonderer Anlaß oder eine besondere Pression dazu, ihn zu Concessionen zu bewegen. Ganz ausnahmsweise übrigens, daß sich Devrient selbst an diesen Anzapfungen betheiligte, denn er wurde fast beständig vom Zweifel an seinen schauspielerischen Fähigkeiten umhergeworfen. Zwar erzählte er Funk oft Scenen aus seiner Kinderzeit, wie wir sie oben wiedergegeben haben, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die Keime zu seinem Beruf von vornherein in ihm gelegen hätten; dann aber verstummte er plötzlich, schaute nachdenklich in sich hinein und rief, sich mit beiden Händen in die Haare fahrend: „Herrgott, wenn ich mich nur nicht selbst täusche! Was meinen Sie?" Selten ließ er eine Leistung als gelungen passiren, gerieth aber oftmals über Fehler und Unterlassungen in förmliche Wuth, rauste sich die Haare, nannte sich einen dummen Kerl und klagte über seine verfehlte Existenz.

Inzwischen hatte er bei seinem weichen Gemüth das Bedürfniß gefühlt, sich mit seinem Vater auszusöhnen, und dieser war in seiner biederen Art schrittweise darauf eingegangen. Als er ihm aber jetzt seine Verzeihung, sogar die Bezahlung seiner neu gemachten Schulden unter der Bedingung antrug, daß er die Bühne verlasse und nach Hause zurückkehre, war Ludwig aufs höchste betroffen und zermarterte sich in heißen inneren Kämpfen. Mit roth geweinten Augen und verstörtem Gesicht kam er zu Funk, fiel ihm um den Hals und bat ihn in dieser furchtbaren Lage um Rath und Hülfe; der Freund forderte Bedenkzeit, kam aber zu dem Schluß, daß er, selbst für den Fall, die väterliche Liebe zu verlieren, der Kunst treu bleiben müsse. „Schreiben Sie Ihrem Vater einen zärtlichen Brief, bemerken Sie aber, daß die Kunst mit Ihrem physischen Leben verwachsen ist, Sie die Kraft zu etwas großem in sich fühlen und daß die Zukunft Sie rechtfertigen wird." Ludwig sah ihn mit seinen großen Augen starr an, ergriff seine Hände und preßte sie an die Brust: „Ich bitte Sie um Gottes willen, sagen Sie mir noch einmal, ob Sie wirklich an meinen Beruf zur Kunst glauben — nicht was man gemeinhin so nennt, sondern den rechten, wahren Beruf — ob Sie wirklich meinen, daß es mir nicht fehlschlagen werde." Das Ende war, daß er den Kanzler Fleffel (die Mündel), welchen er Tags darauf (24. Januar 1806) spielen sollte, zum Probirstein erkor und bei der Bühne zu verbleiben versprach, wenn Funk nach dieser Vorstellung seine Meinung aufrecht erhalte. Diese seiner Individualität entsprechende Rolle hatte er nämlich schon lange studirt, aber von keinem seiner Vorbilder gesehen; die Schöpfung war also ganz sein Eigenthum und mußte die Summe seiner Leistungskraft offenbaren. Die Auffassung erschien denn auch respectabel und die Ausführung voll feiner Nuancen, Funk konnte aber deutlich bemerken, wie die Schwere der Situation eine freie Bewegung verhinderte. Nach der Vorstellung verkroch er sich in einen Winkel des Gastzimmers, rauste sich das Haar und schlug sich mit der Hand vor die Stirn; er war nicht zu bewegen, Gesellschaft aufzusuchen und verschwand im Umsehen. Am andern Tag hatte sich diese Stimmung verloren, er gestand seine Befangenheit zu und gelobte, auf seinem Wege zu beharren; damit athmete er auf, schloß sich dem Leben enger an und machte in seinen Studien raschere Fortschritte. Auch finden wir nunmehr einige bessere Rollen [1]) in seinem Repertoir, namentlich von Schröder und Iffland, und dazu den drolligen Fips, welchen er trotz der Unbedeutendheit nie fahren ließ und zusehends vervollkommnete.

Eine weitere Etappe machte er mit Talbot in der Jungfrau von Orleans, obwohl er ihn bei dem ersten Anlauf (6. April 1806) zu „romantisch" faßte; die Begeisterung und der nachdrückliche Hohn war vorhanden, aber Funk, der Ochsenheimer gesehen hatte, wußte, daß die Rolle eine größere Charakteristik nicht nur verträgt, sondern durch dieselbe sich erst in den beabsichtigten Gegensatz zur Hauptrolle setzt. Devrient bat, ihn zur nächsten Aufführung nach Leipzig zu begleiten, wo er denn über die wirklich vollendete Leistung Ochsenheimers in einen Taumel von Entzücken gerieth. Wie einfach schien das alles, aber welche Wirkung in dieser ehernen, düsteren Erscheinung! Gegenüber der Ueberspanntheit der Franzosen der eiskalte Realismus, die Rede markig, jedes Wort ein erlegter Feind, jeder Blick ein Hohn auf das französische Gaukelspiel, und in der Sterbescene diese Bitterkeit, bei aller Richtigkeit diese großartige Zeichnung des allmählich verlöschenden Lebens! Länger konnte es Devrient auf seinem Platze nicht aushalten, die Freunde eilten auf die Bühne. Mit unbeschreiblicher Ehrfurcht nahte er sich dem großen Collegen und sprach ihm seine kindliche Verehrung aus, aber jede Einzelheit seines Costüms, jeder Strich auf seinem Gesicht — er gebrauchte nämlich den Pinsel — verfiel dabei der genauesten Untersuchung. Nachdem sie darauf die Worte des schwarzen Ritters noch hinter den Coulissen vernommen hatten, setzten sie sich wieder in den Wagen und fuhren die Nacht hindurch nach Dessau zurück. Thränen der Freude und Ausrufe des Entzückens wechselten bei Devrient mit Seufzern und Klagen. „Mit mir ist es nichts", rief er ein- über das anderemal; „von solcher Kunst hatte ich Pfuscher keine Ahnung! Was für Noth werde ich haben, um beim nächstenmal den Talbot nur erträglich wiedergeben zu können!" Nun wurde Bossann bestürmt, die Jungfrau ehestens wieder anzusetzen. „Männchen, Männchen", schrie er, bald den einen am Rock, bald den andern an den Westenknöpfen fassend, „seid nur gescheidt! Kaum vor 14 Tagen gegeben und schon wiederholen! Ei, ei, wird das gut thun? Nu, nu, wird sich auch machen. Blast nur recht, trompetet nur recht in der Stadt herum, daß wir Ochsenheimer gesehen haben, daß wir entzückt sind, daß wir ihn copiren wollen — täuschend ähnlich, versteht ihr, täuschend ähnlich. Dann werden wir ein passabel volles Haus haben und sind bei Fürst und Publicum entschuldigt." Es kam aber über sein Erwarten, denn das Haus war gedrängt voll, und Fürst und Publicum gaben rauschenden Beifall; Devrient that freilich, als ob derselbe nur zufällig den Talbotdarsteller gestreift hätte und erschien ernst und verdrießlich zum Nachtessen. „Nun?" meinte er, indem er sich vor Funk hinstellte und ihm forschend ins Auge sah. „Nun, nicht wie ich erwartet habe, denn — Sie haben meine Erwartungen übertroffen." „So?" versetzte er und zog das Wort höhnisch in die Länge. „O Sie leicht zu Befriedigender! Das Copiren lasse ich nun ein- für allemal bleiben, das war eine Teufelsaufgabe." Wirklich blieb er kalt und mürrisch, verschmähte das Essen und grübelte für sich weiter; erst als der Wein seine Zunge löste, setzte er

[1]) Seine folgenden Rollen waren: Grapsmann (Lohn der Wahrheit), Kadi (Kalif von Bagdad), polnischer Soldat (Lodoiska), Oberpriester (Achilles), Marq. de Louvois (eiserne Maske), L. Brand (Das Blatt hat sich gewendet), Don Anselmo (Cervantes' Portrait), Bohemund (Die Kreuzfahrer), Gleiser (Die Advocaten), ein Jäger (Das Kätzchen mit der Chiffre), Präsident (Mädchen von Marienburg), Hans Bollmuth (Die Verwandtschaften), Fips (Gefährliche Nachbarschaft), L. v. Helm (Ring).

Digitized by Google

aus einander, wie die Aufmerksamkeit auf die Vorzüge seines Originals seine Empfindung gestört habe, und in welchen Punkten er hinter denselben zurückgeblieben, daß das Ganze also nach keiner Richtung befriedigend zu nennen sei. Nur das gab er zu, daß er den Schwarzen Ritter besser als Ochsenheimer gesprochen habe, welcher weder dem Unglückspropheten noch dem Geist gerecht wurde, und zwar lediglich aus Unwillen. Nach Devrients späterer Mittheilung erklärte er, Schiller habe ausdrücklich gesagt, Johanna sehe Talbot in dem Schwarzen Ritter, was sie übrigens auch im Stücke ausspreche; dramatisch darzustellen sei das allerdings nur durch Talbot selbst, aber das habe Schiller ausgesprochenermaßen versäumt. Corrigire man das nun, indem man Talbot die nackten Gedanken Johanna's zuertheile, so entstehe ein Unsinn, der die schöne und einheitliche Rolle unbarmherzig hinschlachte. Das ist denn auch thatsächlich die richtige Ansicht, und wenn man sich erinnert, wie Schiller bei Schmidt (Denkwürdigkeiten p. 100) sagt, „er habe nichts einzuwenden, wenn man sich unter dem Schwarzen Ritter Talbot denken wolle", so hat man bei der damals hergebrachten Weise, in personenreichen Stücken kleine Rollen schon beschäftigten Darstellern zuzuertheilen, den Ursprung dieser hartnäckigen, aber schiefen Tradition. Johanna denkt bei dem Schwarzen Ritter an Talbot, er ist es aber in Wahrheit nicht.

Von großem Einfluß auf Devrients Entwicklung war nun in dieser Zeit seine Liebe zu Gretchen Neese, einem nicht gerade schönen, aber liebenswürdigen, künstlerisch hinter ihren Schwestern zurückstehenden, aber braven und tüchtigen Mädchen, das zweifellos für ihn eine treffliche Wahl bedeutete, obwohl er sich in einzelnem durch seine Zuneigung täuschen ließ. Doch lassen wir ihn selber sprechen, da uns ein charakteristischer Brief an seinen Vater (vom 22. Juni 1806) erhalten ist, welcher sich über alle Verhältnisse des weiteren verbreitet.[1]) Er schreibt:

„Theuerster Vater!

Daß Sie, mein gütigster Vater, noch recht lange gesund, froh und glücklich leben mögen, ist stets mein herzlichster Wunsch. Ich war vielleicht bisher das einzige Ihrer Kinder, das Ihnen noch itzt Kummer verursachte und Ihre Tage trübte; dies schmerzliche Bewußtseyn soll mich immer mehr zum Guten führen und wird gewiß dem guten Vater die Freude gewähren, daß der Mann in etwas wieder gut macht, was der leichtsinnige Knabe verdorben. Wie soll ich meinen guten Vater, der schon so oft verziehen und dem ich lange noch nicht Beweise genug gegeben habe, um nochmals auf seine Verzeihung rechnen zu dürfen, wie soll ich den um Segen bitten? Und dennoch muß ich es entdecken, denn länger schweigen wäre unrecht. So wage ich es denn in Gottesnahmen auf Ihre Güte, mein Vater, Ihnen mein Herz zu öffnen und mich Ihrem väterlichen Willen zu unterwerfen. Ich liebe ein gutes, braves Mädchen, mein Vater, sie liebt mich wieder und nie werden wir ohne einander glücklich seyn können; aber auch nicht ohne den Segen beider Eltern, und deshalb halte ich es für meine erste Pflicht, Sie um den Ihrigen zu bitten. Natürlich ist die Frage, wer sie sei? und ich kann sie einigermaßen mit Stolz beantworten. Es ist die jüngste Tochter des verstorbenen Kapellmeister Neese, eines Mannes, der überall, wo er gekannt ist, mit Achtung genannt ist — sowohl in Rücksicht seines rechtschaffenen biederen Charakters als seiner hinterlassenen vortrefflichen musikalischen Werke. Ein Mädchen von 18 Jahren mit einem Charakter wie ich ihn selten und bei der Bühne gewiß nie wieder finde; unter den Augen ihrer guten braven Mutter erzogen, einer Mutter, die ich mich glücklich schätze, einmal die meinige nennen zu dürfen; die so wie die ganze Familie hier geschätzt und hochgeachtet wird. Beim Theater erzogen, hat sie die vortrefflichsten Talente, einmal eine vorzügliche Künstlerin zu werden, hiermit verbindet sie eine Häuslichkeit und Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, die bei der Bühne um so seltener gefunden wird. Ihre Lust, für die Kunst zu arbeiten, ist der meinigen gleich, und ihr ausgebreitetes Talent, mit dieser verbunden, läßt viel hoffen. Wir lieben uns lange, liebten uns, ehe wir es uns selbst gestanden, und dennoch habe ich sie hier wahrlich nicht mit Augen der Liebe geschildert, sondern ich habe — was Sie, lieber Vater, wohl nicht glauben werden — genau untersucht und überlegt. Ich kenne den wichtigen Schritt, er ist für die ganze Lebenszeit, und ich werde ihn nicht ohne Ueberlegung thun. Sie bringt mir eine treffliche Aussteuer, Fleiß, Häuslichkeit, Geschicklichkeit, Bildung — und eine feine Bildung — ein gutes Herz, einen trefflichen Charakter, einen schönen Wuchs und ein Gesicht, worinnen ihr Charakter gezeichnet ist, viel Talent und Liebe zur Kunst — Letzteres ist für uns ein Capital, denn es trägt Zinsen. Sie spielt Klavier, singt gut und hat sich im Schauspiel besonders dem Fache der Anstandsrollen gewidmet, wozu ihre schöne Figur und ihre feine Art, sich zu benehmen, ihr sehr zu statten kommt. Dies, lieber Vater, ist das Mädchen, welches ich mir gewählt, und um derentwillen ich um Ihren Segen bitte. Wir würden uns nicht eher verbinden, als bis uns ein vortheilhaftes Engagement sichert, ohne viel Sorgen leben zu können. Zu Ostern endet hier mein Kontract und alsdann würde es sich ausweisen, ob wir hier bleiben oder an einem anderen vielleicht besseren National-Theater unsere Laufbahn fortsetzen würden. Beinahe wünschte ich das Letztere; zwar würden die ökonomischen Verhältnisse uns vielleicht das Hiersein alsdann erlauben, indem wir Versprechungen, aber auch nur Versprechungen haben, aber der Geliebten Talent geräth hier vielleicht in Schlummer, indem hier nicht so häufig als anderswo gespielt wird und das Damen-Personal stark besetzt ist. Wir bedürfen beide noch der Aufmunterung, und aufmuntern kann nur Thätigkeit und Gelegenheit, sich häufig zu produciren. Die ganze Familie besteht übrigens noch aus zween Töchtern und einem Sohn; die älteste ist allhier dem Schauspieler Aue verheyrathet, ein feiner, gebildeter Mann aus sehr guter Familie, der hier allgemein geachtet wird und auch Achtung verdient, die zweite ist in Wien, die Frau des Schauspielers Rösler, beide am kaiserlichen Hoftheater dort engagirt, wo sich auch der Sohn aufhält. — Ich habe Ihnen vielleicht, lieber Vater, durch meine Schilderung Langeweile verursacht? — aber ich mußte Ihnen doch die ganze Familie beschreiben, und ich schreibe so gern von ihr, denn sie ist mir herzlich lieb geworden, und jeder, der sie kennt, muß sie lieben, weil es so gute Menschen sind. Itzt, theuerster Vater, nehme ich Ihr Herz und Ihr väterliches Gefühl in Anspruch, was Ihnen das sagt, sey mein Loos. Sie haben auch geliebt, lieber Vater, gewiß so herzlich, wie ich, und kennen das Gefühl, mit welchem sehnlichst auf Ihren Ausspruch harret

Ihr
Sie herzlich liebender und gehorsamer Sohn
Louis gen. Herzberg.

PS. Sollte Ihnen, gütiger Vater, der Nahme zuwider seyn, den ich führe, mit Freuden wähle ich meinen väterlichen wieder. Es ist mir eine Quaal, ihn unter meines Vaters Brief zu setzen, und noch ist es Zeit. Sollten Sie aber des Vorurtheils wegen wünschen, daß ich ihn beibehalte, so füge ich pflichtschuldigst mich in den väterlichen

[1]) Das Original ist im Besitz des Hrn. Directors Stägemann (Leipzig).

Willen und bitte nur aus Schonung dieses Punkts in Ihrer gütigen Antwort gar nicht zu gedenken.

L. H.“

Es ist gewiß rührend, wie Ludwig sein Loos dem Vater, dessen Junge er war, dessen Sohn er ist und dessen Kind er sein wird, anheimstellt und mit Stolz die Aussteuer an inneren Vorzügen mustert, die seine Bildung und die Liebe zur Kunst dick unterstreicht und von den lieben Menschen nicht genug Worte machen kann. Zudem hat der Ton etwas Reifes, was auch nicht entfernt an den leichtsinnigen Knaben erinnert; man erblickt den Menschenkenner, der den Charakter selbst im Gesicht wiederfindet; überall aber zeigt sich die hohe Auffassung seines Berufes, obgleich er von demselben nicht mehr als ein Leben „ohne viel Sorgen“ erhoffen kann. Der Vater, welcher in einer Verbindung nach seinem Herzen den kräftigsten Schutz gegen einen Rückfall erblickte, enthielt ihm denn auch so wenig seinen Segen vor wie er die „Erwähnung“ des Postscriptums vergaß, und Ludwig war über beides gleich entzückt, weil er wohl erwog, wie die Besiegung des Vorurtheils ihm am schwersten gefallen sein mochte. So waren denn die letzten Spuren der dummen Streiche getilgt, und der Genuß der alten Beziehungen wie der neue Verkehr in der Familie seiner Braut wirkten auf sein inneres Leben und Streben wohlthätig zurück.

Mittheilungen und Nachrichten.

gg. **Der Contocorrentverkehr.** Systematische Darstellung in rechtlicher, wissenschaftlicher und kaufmännisch technischer Hinsicht von Dr. Franz Kemmer, Rechtsanwalt am kgl. Oberlandesgericht in München. München, J. Schweitzer (Jos. Eichbichler) 1897. — So ausführlich der Titel des obigen Werkes ist, so ist er doch nicht vollständig. Der Verfasser bietet nämlich auch eine kurze Geschichte des Contocorrents. Nun ist zwar dieser Geschichtsabriß etwas lückenhaft, aber er ist doch sehr dankenswerth und auch für weitere Kreise interessant. Es ergibt sich daraus, daß schon die Römer etwas derartiges hatten, wie Contocorrent, obwohl sich keine Vertragsform findet, die auf erst sich bildende Forderungen geht. Sowohl das constitutum, als das pactum de non petendo wurde nur in Bezug auf schon bestehende Forderungen abgeschlossen, konnte aber leicht weiter entwickelt werden. Jedenfalls hatten die römischen Wirthschaftsbücher, die codices accepti et expensi, für die jeweiligen Kunden eine Debet- und Creditseite zu den activen und passiven Obligationen, also eine laufende Rechnung (conto corrente).

Um so auffallender ist es, daß für das Mittelalter, wo sich doch der Wechselverkehr als eine neue Geschäftsform entwickelte, keine rechte Spur des Contocorrents entdeckt werden konnte. Unsres Erachtens hätte der Verfasser die Geschichte des Wechsels und der Handelsgesellschaft, die beide ohne Contocorrent nicht denkbar sind, besser beiziehen sollen. Die Anfänge dieser Anstalten reichen bis zum Schluß des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts zurück und haben eine reiche Geschichte, die zwar noch nicht vollständig, aber doch schon zu einem großen Theil bearbeitet ist. Daraus hätte sich ohne Zweifel manches entnehmen lassen und wäre der Sprung vermieden worden, der uns von den Römern fast unmittelbar ins 16. Jahrhundert versetzt. Hier bespricht der Verfasser das interessante, neuerdings von verschiedenen Seiten verwerthete Matzinger Buch: Nouvelle instruction von Johann Ympyn Cristophle, wobei er auch auf die Matzinger Asienton de los Sennores Fuentes zu sprechen kommt. Ueber das Juggerische Handelswesen haben in neuerer Zeit Häbler und Ehrenberg ausführlich gehandelt, Verfasser kennt ihre Arbeiten noch nicht.

Der Contocorrent wurde juristisch bisher in der Regel als ein gegenseitiges Creditgeschäft aufgefaßt, und diese Auffassung ist auch am besten geeignet, dem Laien ein Verständniß des schwierigen Gegenstandes zu vermitteln. Der Verfasser macht dagegen geltend, daß der Contocorrent hinausgeht über eine zweiseitige Creditgewährung oder Crediteröffnung. Nach einer scharfsinnigen Auseinandersetzung bestimmt der Verfasser den Contocorrentvertrag im ersten Stadium als einen Stundungsvertrag, d. h. eine Verzichtleistung auf Forderungen aus wechselseitigen Geschäften bis zu einem bestimmten Zeitpunkt. Im zweiten Stadium, dem die Berechnung der Zinsen und die Saldoziehung vorausgeht, stellt er sich nis ein Anerkennungsvertrag heraus. Die Anerkennung besteht darin, daß der etwa sich ergebende Ueberschuß-Saldo die alleinige Schuld, bezw. Forderung aus dem ganzen Rechnungsverhältniß bilden soll. Der Saldoanerkennung haben Juristen und sogar Gesetzgebungen eine novirende Wirkung zugeschrieben, so daß z. B. die für die Einzelforderungen bestellte Sicherheit erlösche. Der Verfasser erklärt sich dagegen. In der Regel wird der Saldo nicht berichtigt, sondern auf neue Rechnung übertragen. Kemmer faßt diesen Vertrag als das dritte Stadium des Contocorrents, was einem nicht recht einleuchtet, da es doch der Anfang eines neuen Verhältnisses ist. In der Schlußdefinition kommt denn auch dieses dritte Stadium gar nicht zum Ausdruck. Es heißt hier, der Contocorrent beruhe auf der abwechselnden Combination eines Stundungsvertrags und Anerkennungsvertrags.

In einem dritten ökonomisch-technischen Theil behandelt der Verfasser die Buchführung und Zinsenberechnung und zeigt hier eine ebenso genaue Vertrautheit mit der kaufmännischen Technik, als er im Vorausgehenden eine gute juristische Schulung verrieth. Mit großem Fleiß wurde die gesammte Literatur in den verschiedensten Sprachen beigezogen, und es dürfte dem Verfasser, was die juristische Behandlung des Contocorrents anbelangt, kaum ein Werk aber eine Abhandlung von Bedeutung entgangen sein. Er beschränkt sich indessen nicht darauf, das zu reproduciren, was die Quellen bieten, sondern sucht zu einer selbständigen Auffassung der Dinge zu gelangen. Die Darstellung ist klar und die Sprache präcis. Das Werk dürfte sich auch für Geschäftsleute empfehlen, die mit dem Contocorrent zu schaffen haben.

* Am 27. Juli wird zu meteorologischen Zwecken ein neuer gleichzeitiger Aufstieg von Registrirballons in Paris, Straßburg, Berlin, Petersburg und Moskau veranstaltet werden.

γ. **München**, 19. Juli. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Julisitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe hielten Vorträge: Prof. Dr. Ebers über „Geheimnamen ägyptischer Medicamente“ und Prof. Dr. v. Wölfflin „Zur Geschichte der Lanmalerei“. Prof. Ebers wird das Wesentliche seines Vortrags in seiner bereits zum Druck gegebenen früheren Abhandlung „über die Körpertheile und ihre Namen im Aegyptischen“ verwerthen; Prof. v. Wölfflin will später noch einen zweiten Theil seiner Untersuchung beilegen und dann beide Theile zusammen in den Sitzungsberichten veröffentlichen. Prof. Dr. Krumbacher legte eine Abhandlung des Hrn. Dr. Karl Prächter in Bern vor, „Quellenkritische Studien zu Kedrenos“, welche in den Sitzungsberichten erscheinen wird; Prof. Dr. Kuhn eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des corr. Mitglieds Prof. Dr. Wilh. Geiger in Erlangen „Etymologie des Singhalesischen“. II. In der mathematisch-physikalischen Classe gedachte der Vorsitzende des jüngst erfolgten Ablebens zweier auswärtiger Mitglieder Dr. K. Remigius Fresenius in Wiesbaden und Prof. Steenstrup-Smith in Kopenhagen. Prof. Dr. Dyck berichtete über die in der Pfingstwoche zu Leipzig gehaltene Versammlung von Delegirten der verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften, zu welcher er als Vertreter unserer Akademie und der Classe abgeordnet war. In dieser Versammlung wurde berathen über Erlangung eines Reichsstipendiums zur Beschickung der botanischen Station Buitenzorg auf Java; weiter über den Fortgang systematischer Schweremessungen; sodann über den von London ausgegangenen Plan eines internationalen Kataloges naturwissenschaftlicher Schriften. Die von der Delegirtenconferenz gestellten Anträge wegen der Vorbereitung künftiger Zusammenkünfte und der geeignetsten Zeit für dieselben, sodann wegen der Führung der Vorortsgeschäfte wurden sowohl von der mathematisch-physikalischen, wie von den beiden anderen Classen unserer Akademie angenommen und damit die Zustimmung der Gesammtakademie hergestellt. — Prof. Dr. Sohncke überreichte den Jahresbericht des Münchner Vereins für Luftschiffahrt, dessen Ballon „Akademie“ — großentheils aus Zuschüssen der Akademie gebaut — am 31. October v. J. seine erste Auffahrt gemacht hat. Weiter machte Prof. Sohncke eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mittheilung „über die Aenderung der specifischen Wärme mit der Temperatur“. Prof. Dr. Pringsheim sprach „über zwei Abel'sche Sätze, die Stetigkeit von Reihensummen betreffend“; Prof. Dr. Gustav Bauer „über zwei Tetraeder, welche einander zugleich um- und eingeschrieben sind“; beide Abhandlungen kommen in den Sitzungsberichten zum Druck, ebenso wie eine von Prof. Dr. Lindemann vorgelegte Mittheilung von Hrn. S. Kantor „über Theorie der Aequivalenz von

Digitized by Google

∞ λ-Schaaren bilinearer Formen". Eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung „Theorie der Dämmerungsfarben" wurde nun Prof. Dr. n. Lommel vorgelegt. — III. In der historischen Classe verabschiedete sich das im Herbst nach Freiburg i. B. übersiedelnde ord. Mitglied Prof. Dr. Done mit nochmaligem Danke für seine Wahl zum Mitglied, sowie zu einem der beiden Vertreter unserer Akademie in der Generaldirektion der Monumenta Germaniae historica. Vorträge hielten Reichsarchivdirector Frhr. v. Oefele „über die Herkunft einiger Bischöfe von Regensburg" und Prof. Dr. Stieve „über Wallensteins Uebertritt zum Katholicismus"; letzterer wird in den Sitzungsberichten erscheinen, der Oefele'sche Vortrag anderwärts (in der Archival. Zeitschrift) veröffentlicht werden. — An die gewöhnlichen Classensitzungen schlossen sich die Wahlsitzungen der drei Classen, deren Ergebniß nachher einer am 14. d. Mts. gehaltenen allgemeinen Versammlung unterbreitet wurde. In dieser allgemeinen Versammlung wurde auch Beschluß gefaßt über die Verwendung der unserer Akademie für das Jahr 1897 zur Verfügung gestellten Zinsenerte der Savigny-Stiftung mit 4600 M. Von dieser Summe wurden 600 M. dem Honorarfonds der Savigny-Zeitschrift überlassen, 1500 M. als Druckkostenzuschuß für den 1. Band von Dr. Liebegangs Sammlung der Magdeburger Schöffensprüche bestimmt und der Rest von 2500 M. zur Ermöglichung der von Dr. Hermann Knapp in Würzburg geplanten Herausgabe des vom Mag. Lorenz Fries im 16. Jahrhundert verfaßten Zeitbuchs des Hochstiftes Würzburg. — Als Vertreter unserer Akademie bei der am 4. Juli zu Mattenzell bei Furth im bayerischen Wald erfolgten Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause des im Jahre 1774 geborenen, im Jahre 1856 verstorbenen Mitglieds der Akademie und Conservators der mineralogischen Sammlung des Staates, Johann Nepomuk v. Fuchs, hatte sich der Präsident unserer Akademie, Exc. v. Pettenkofer, einer der wenigen noch lebenden Schüler von Fuchs, selbst nach Mattenzell begeben. Seine von warmer persönlicher Dankbarkeit für den Gefeierten erfüllte Ansprache bei Niederlegung des von der Akademie gewidmeten Lorbeerkranzes ist seither bereits durch die Tagespresse veröffentlicht worden.

* **Freiburg i. Br.** Dem ordentlichen Professor für die philosophischen Disciplinen der propädeutischen Theologie, Dr. Karl Beaig, ist der Lehrstuhl für Dogmatik in Verbindung mit Dogmengeschichte und Symbolik vom 15. October d. J. ab übertragen worden.

* **Gießen.** Der Gynäkolog Löhlein hat einen Ruf als Director der Frauenklinik in Königsberg erhalten, aber abgelehnt.

* **Bonn.** Die Erben des verstorbenen Anthropologen Geh. Rath Prof. Dr. Schaaffhausen haben dessen anthropologische Sammlung und Bibliothek dem hiesigen Provinzialmuseum überwiesen. Die Sammlung ist wegen der Funde aus Gräbern und Höhlen und ihrer prähistorischen Abtheilung von Interesse.

* **Gotha.** Am 17. d. M. starb im 70. Lebensjahr der ausgezeichnete Kartograph Karl Vogel, Mitglied der Justus Perthes'schen geographischen Anstalt, Ehrendoctor der Universität Marburg. Ihm verdanken wir die werthvolle Karte des Deutschen Reichs (1891—93) in 27 Blatt, die erste, welche ganz Deutschland im Maßstab von 1 : 500,000 zur Darstellung brachte. Dr. Vogel war am 4. Mai 1828 in Herefeld geboren. Zunächst als Geometer bei der topographischen Landesaufnahme des Kurfürstenthums Hessen beschäftigt, siedelte er 1852 nach Gotha über, wo er Zeichner und Vorstand des Topographischen Bureaus in Perthes' Anstalt wurde. Seine ausgezeichneten Arbeiten galten ausschließlich europäischen Ländern, namentlich der Darstellung Mittel- und Süd-Europa's.

γσ. **Berlin,** 18. Juli. Die gestrige Julisitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward mit Gedächtnißworten des Vorsitzenden Geheimrath Virchow an den jüngst dahingeschiedenen dänischen Alterthumsforscher Japetus Steenstrup eröffnet. Steenstrup gehörte zu den Begründern der prähistorischen Wissenschaft. Als Zoolog hat er besonders die Reihenfolge in der Entwicklung der Fauna und Flora in den Sümpfen Seelands zu erforschen gesucht, doch auch als Alterthumsforscher, wenn auch oft polemisch, sind seine Leistungen hervorragend. Die Untersuchungen der Küstenmöddinger und die Schöpfung des mustergültigen Kopenhagener Museums für Prähistorie sind Steenstrup in erster Reihe zu danken. Auch dem Physiologen Wilhelm Preyer, der in letzter Zeit seine Forschungen bis in die Psychologie ausgedehnt hat, wie dem Sanitätsrath Dr. Boee wurden ehrenvolle Erinnerungsworte seitens des Vorsitzenden gewidmet. Virchow berichtete alsdann im weiteren Verlauf der Sitzung von dem Resultat, das die Bemühungen um die Erhaltung des Burgberges bei Burg in der Mark gezeitigt haben. Die Bahntrace wird nur einen geringen Theil dieser prähistorischen Befestigung abschneiden, dagegen werden die Außentheile erhalten bleiben. Von Prof. Radlof in St. Petersburg liegen dessen neue Beiträge zur Deutung der altürkischen Inschriften aus der Mongolei vor. Dr. Bähler berichtet aus Papete, dem äußersten Polynesien, von Gräberfunden, die ihm in den dortigen Höhlen gelungen. Von Geheimrath Virchow wurden ferner einige stark deformirte Indianerschädel aus Cobán (Guatemala) vorgelegt, die einer sehr weit zurückliegenden Bevölkerung angehören und ein Extrem von Deformation darstellen, wie es selten ist. Die Schädel sind derart zusammengedrückt, daß das Hinterhaupt unmittelbar am Foramen magnum ansetzt und man glaubt, die Schädel seien in Längsrichtung, wenn man sie in Querrichtung hält. Die Gebisse und die Kiefer dagegen zeigen eine mächtige Entwicklung. Hinsichtlich der Frage der Tätowirung war der Vorsitzende in der Lage, die Originalaufzeichnungen des Leiters des Anthropometrischen Instituts der rumänischen Regierung vorzulegen, denen er aus seinen eigenen Sammlungen theils trockene, theils in Alkohol befindliche tätowirte Stücke menschlicher Haut hinzufügen konnte. Wie sehen hier die allerverschiedensten Dinge auf der Haut dargestellt, Adler, Vögel, ein eiserner Kreuz, und nach dem Handwerk der betreffenden Personen bald Schiffe, bald Stiefel und andere Dinge neben Blumen und Schlangen. Die Psychologie der Criminalistik wird aus den Tätowirungen, wie sie die Verbrecher häufig tragen, manche Schlüsse ziehen können. Das Berliner Ortscomité, an dessen Spitze Rudolf Virchow neben Prof. n. Kaufmann steht, beabsichtigt die Forschungen in Syrdschieli (Kleinasien) durch Prof. Dr. v. Luschan fortsetzen und in Mesopotamien Untersuchungen und Grabungen vornehmen zu lassen. Sanitätsrath Dr. Bartels legte dann der Gesellschaft neben einer Sammlung photographischer Aufnahmen aus den Alterthümern der Mark Brandenburg eine Reihe von Photographien ägyptischer Schädel vor, die Prof. Dr. Schweinfurth übersandt hatte. Director Dr. Voß konnte eine aus Sachsen stammende Urne zeigen, die den Uebergangstypus zwischen Gesichtsurne und Hausurne darstellt. Dr. Olshausen besprach ein in Schleswig gefundenes Bronzeschwert, dessen Untersuchung am Griffe 64 Procent Kupfer ergeben hat, während seine Spitze, aus der das Kupfer ausgelaugt war, nur 8½ Procent Kupfer zeigte. Diese Auslaugung der Bronze geht, namentlich wenn die Gegenstände auf Holzkohle liegen, sehr weit, doch bleibt die Bronze dabei stets hart, und das weiche, weiße Metall, das sich oft in Gräbern der Provinz Schleswig-Holstein gefunden hat, das zuweilen sogar bis zum grauen Pulver sich zersetzt hat, muß man als Zinn ansehen, das früher für kostbar galt und daher zu Fibeln und Nadeln verarbeitet nicht selten als Beigabe den Todten mit ins Grab gelegt wurde. Prof. Dr. Schweinfurth knüpfte alsdann an die Vorlage von Steingefäßen, die von den Abaddeh am oberen Nil stammen, Bemerkungen über die ägyptische Steinzeit. Schon 1864 auf einer Reise aus dem Delta nach Kosseir traf der Forscher auf die Abaddeh, die es noch völlig im Steinzeitalter lebend fand. Er ist gegenwärtig in der Lage, Gefäße dieser Abaddeh, Kochtöpfe aus Speckstein gefertigt und Pfeifen zum Tabakrauchen, aus demselben Material bestehend, vorzulegen. Diese Speckgefäße wurden von den Nomaden auf ihren Zügen mitgenommen, und da der Speckstein im Feuer keine Risse bekommt, so ward er stets von diesen Hamiten auf der Ostseite Aegyptens dem Thon, der doch in Oberägypten gebrannt wird, vorgezogen, und die Tabakpfeifen stellen gleichsam eine atavistische Gewohnheit dar, die diese Fabrication aus dem Speckstein übrig gelassen. Nun bieten diese Steingefäße der Abaddeh eine sehr gute Analogie zu den jüngst so zahlreich durch Flinders Petrie in den Gräbern aus der Zeit bis zur dritten Dynastie abwärts und weit hinter die erste Dynastie aufwärts gefundenen Steinarten, und Flinders Petrie hätte, falls er seine Forschungen noch Osten hin mehr ausgedehnt hätte und nicht die Analogie zu seinen Funden im Westen gesucht hätte, keinen Grund gehabt, seine „new race" zu konstruiren und von „libyschen Stämmen" zu sprechen, die sich in Aegyptens Westland seßhaft gemacht hätten, da ja diese Abaddeh und die ihnen verwandten Bischarin Reste der Steingutbevölkerung Aegyptens darstellen; abgesehen davon, daß man ohne einen zeitlichen Bestimmungspunkt überhaupt schwer von einem libyschen Stamme sprechen kann, der als „fremder Stamm" in Aegypten gewohnt habe. Zu den von Flinders Petrie gefundenen Geräthen geben auch Schweinfurths Angabe, namentlich die Gab-

fundé aus dem Ostgebiete Aegyptens Analogien, diese Geräthe stellen als Ueberbleibsel einer uralten, hier localisirten Cultur naturgemäß sich nicht in solcher Formvollendung dar, wie sie viele von den Petrie'schen Funden aufweisen; denn die Abaddeh, muß man annehmen, haben schon zu den Zeiten des Geographen Ptolemäus als die Troglodyten gegolten und dabei sich und ihre Lebensgewohnheiten wie bis zu den Zeiten des Ptolemäus, so auch bis heute erhalten. Die Formvollendung ist ein Product späterer Arbeits- und Kunstübung. Doch die aus den tausenden von Gräbern in den letzten Jahren gefundenen Artefacte sind, soweit sie von Stein sind, aus den Gesteinsarten des östlichen Aegyptens verfertigt, der krystallinischen Küste zwischen Nil und Rothem Meer, und diese Gesteinsarten fehlen in den Artefacten Westägyptens völlig, während die paläolithischen Funde im Osten sich tausende von Kilometer weit in die Wüste hin fortsetzen. Schweinfurth legte aus der paläolithischen Zeit nun den zwischen dem Nil und der großen Oase gefundenen Silexwerkzeugen einen Schaber und ein als Angelinstrument (?) für den Crocodilfang benutztes Stück vor, dazu ein Dreikant als Steinbeil, dessen eine Seite durch Abschlagen einer Kante geschärft worden ist. Von neolithischer Zeit entstammenden Instrumenten sind besonders interessant die in Form von Fischschwänzen vorkommenden Stücke, über deren Gebrauch bisher nichts sicheres bekannt ist, die vielleicht in einen Schaft eingefügt wurden; daneben kommen fein gezähnte Sägen von und Lanzenspitzen oder Messer, mit denen man den Jagdthieren die Flechsen zu durchschneiden pflegte. Die „Fischschwänze" sind als Gräberfunde sehr verbreitet. Die Kieselartefacte kommen dann noch weiter in Gräbern ärmerer Leute nicht selten vor, wo die Körper nicht gestreckt, sondern auf der linken Seite in theilweise hockender Form liegen. Es finden sich hier in diesen Gräbern Aschenreste, vom häuslichen Herde vermuthlich, und Nilerde. Als Amulette finden sich Speckstrinplatten in diesen vermuthlich Beduinen angehörigen Gräbern. In Gräbern mit reicheren Beigaben, die die Leichen in Thontruhen enthalten, ähnlich den von Koldewey in Mesopotamien gefundenen, trifft man oft nur Körperreste, Theile von Schädeln, Rippen, die nicht zusammengehören, und dergleichen. Es geht diese Erscheinung auf die bei vielen afrikanischen Stämmen herrschende Sitte, die Todten des Stammes oder der Familie nach einiger Zeit auszugraben und bei Veränderungen des Wohnsitzes deren Ueberreste mit sich zu führen. Diese afrikanische Analogie hätte Flinders Petrie abhalten sollen, hier von einer Sitte der Zerstückelung der Leichen zu sprechen, wie er es gethan. Auch in diesen Gräbern befinden sich neben Beigaben aus Thon, seltener aus Bronze, dieselben Silexwerkzeuge, wie wie sie sonst finden, die „Fischschwänze" fehlen auch hier nicht. Neben Porphyr, Bergkrystall und Granitgefäßen tritt uns auch hier der Speckstein entgegen. Schweinfurth stellt den Satz auf: Die Hamiten hatten schon vor ihrem Einzug ins Nilthal die Technik des Silex; diese Bearbeitung des Kiesels hat sich daselbst durch deren Thätigkeit nur verbessert, und die Aegypter haben dann diese Kunstübung aufgenommen und vervollkommnet. Hierauf berichtete Geheimrath Virchow über die Excursion der „Wiener Anthropologischen Gesellschaft" nach Brünn im letzten Frühjahr. Die sogenannte „mährische Schweiz", nordöstlich von Brünn, enthält ein ausgedehntes Höhlengebiet, so dem in Mitteleuropa kaum eine Parallele sich findet und das sich als eine prähistorische Fundstätte ollerersten Ranges darstellt. Diese Höhlen sind von Maschka-Schich nach dem Vorgange Wankels durchforscht worden, und man hat namentlich in den Höhlen bei Sloup diluviale Thierreste in Menge gefunden. Bären, Renthiere, Rhinoceros- und Mammuthborste, oft mit Spuren von Verletzungen, hat man gefunden, dazu Schlagfeuersteine. In Brünns nächster Umgebung finden wir im 100 Meter sich erhebenden Löß des Karstes die ältesten Fundstätten mit Resten arktischer Thiere. Da im Löß sich Kohlenreste eingeschichtet finden, so scheint kein Zweifel zu bestehen, daß wir es hier mit menschlichen Ansiedelungen prähistorischen Charakters zu thun haben, zumal gewisse Verletzungen der Thierreste, so die Aushöhlung der Markhöhle in dem Schenkel eines in paläolithischer Zeit als Jagdthier wohl sicher benützten Rhinoceros allzu deutlich menschlichen Einfluß erkennbar machen. Das Fehlen von Thongeräthen in diesen mährischen Höhlen charakterisirt die Funde als paläolithische des näheren, und der menschliche Einfluß ergibt sich wohl mit Sicherheit aus dem Torso eines Idols, dem ähnliches auch sonst in Mähren gefunden worden ist. Steenstrup meinte, die Reste des Mammuth seien in den in der näheren Umgegend von Brünn befindlichen Höhlen schon als Reste von den Ureinwohnern aufgefunden worden, doch sei das Mammuth dort nicht mehr lebend gewesen und von ihnen erst getödtet worden. Virchow hält dagegen daran fest, der menschliche Einfluß sei nicht zu verkennen; auch liegt nichts dagegen vor, daß nicht arktische Thiere hier einst gelebt haben könnten. Die Erforschung dieser Höhlen kann nach mancherlei Aufschlüsse zur Klärung unserer Anschauungen von der Steinzeit Europa's bringen. Auch über den Stand der prähistorischen Sammlungen Mährens gab der Vortragende einen kurzen Bericht, der ihm Anlaß zur Vergleichung der keramischen und der Bronzetechnik dieser Gegenden mit der in unsern Provinzen Posen und Schlesien in der Hallstatt- und La Tène-Periode herrschenden Technik gab.

* **Berlin.** Dem bekannten Momentphotographen Ottomar Anschütz, der vor einiger Zeit hier ein Kunsthaus und eine Unterrichtsanstalt für Photographie errichtete, ist es gelungen, eine Einrichtung zu schaffen, die das Dunkelzimmer überflüssig macht und es gestattet, alle photographischen Arbeiten im Zimmer bei Tageslicht vorzunehmen. Durch die damit verbundene größere Bequemlichkeit wird der Einführung der Photographie im Hause der weiteste Spielraum geboten.

* **Bern.** Zum Rector der Hochschule für 1897/98 wurde Prof. Dr. jur. Lotmar ernannt.

* **London.** Unter den Auszeichnungen, die zur englischen Jubiläumsfeier verliehen wurden, befindet sich nach der eben nach Europa gelangten Sonderausgabe des Indischen Amtsblattes die Verleihung des hohen Ordens vom Indischen Reich an Dr. Rudolf Hörnle, der als langjähriger Leiter der mohammedanischen Hochschule (Madrassa) in Calcutta sich große Verdienste um die Erforschung der neuindischen Sprachen erworben hat. Er wies zum erstenmale überzeugend nach, daß die zahlreichen arischen Sprachen, die heute in Vorderindien gesprochen werden, nicht auf das Sanskrit zurückgehen, sondern auf die ältere Volkssprache Prakrit, der seitdem auch andere europäische Sprachforscher ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Von Interesse ist auch die Verleihung desselben Ordensgrades (Companion of the Indian Empire) an Dr. Waldemar Haffkine, der seinen Ruhm durch erfolgreiche Untersuchungen über die indische Beulenpest begründet hat.

* **Rom.** Bei Canalarbeiten im Corso, vor dem Palazzo Sciarra, hat man im Laufe weniger Tage eine weibliche Gewandstatue und einen Sarkophag von guter antiker Arbeit ausgegraben. Im alten Rom stand an jener Stelle der Triumphbogen des Claudius.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Unsere Kaiser, Gedenkbuch der 50jährigen Regierung, Lebens- und Charakterbild Kaiser Franz Josephs I. Illustrirt. Lfg. 1. Wien, Friedrich Schirmer. — Geographische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Alfred Hettner. III. Jahrg. Heft 7. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — *Americana Germanica*, a quarterly, edd. Marion Dexter Learned. Vol. I No 2. 1897. New-York und London, Macmillan u. Co. — H. Z.: Hans Thoma. Frankfurt a. M., Mariß Diesterweg 1897. Hermann Schidlingen: Die Gräcismen bei Ammianus Marcellinus. (S.-A. a. d. Jahresb. des Staatsgymn.) Nikolsburg, A. Rosenau 1897. — Maices Steentaete mit deehdoeem Horizontausschnitt; dazu Text: Der gestirnte Himmel. Ravensburg, Otto Maier. — Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 2. Lfg. Wien, Karl Fromme. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, begr. von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Bd. 110, Heft 1. Jahrg. 1897, Juni. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. — Himmel und Erde, illustr. naturwissenschaftl. Monatsschrift, red. v. Dr. M. Wilh. Meyer. IX. Jahrg. Hrft 9—10. Juni und Juli 1897. Berlin, Hermann Paetel. — Johanna v. Spyaw und Wilhelmine v. Gehren: Das Saccharin in der praktischen Küche. Salbke-Westerhusen, Verlag der Fabrik v. Fahlberg, List u. Co. — Maritta Meyer: Der senilationelle politische Irrsinnsprozeß einer in Ungarn lebenden reichsdeutschen Unterthanin, authentische Skizze. — C. a. G.: Der senjor. pol. Irrsinnsprocess einer reichsd. Unterthanin in Brassa (Ungarn). — B. L. Kühn: In eigener Sache und die „Deutsche Weinzeitung" contra Maltonwein (Separatabdruck aus dem „Obstmarkt"). Berlin, F. Cynaman 1897. — Edward Faber: Ueber die Verbesserung der Schiffbarkeit des Obereheins (S.-A. a. d. Deutschen Bauzeitung). Berlin 1897.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 21. Juli. Nummer 160.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Stiftungen als todtes Capital der Volkswirthschaft. Von Hjalmar Schacht. — Aus Ludwig Devrients Jugendzeit. III. (Schluß.) Von Eduard v. Bamberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Stiftungen als todtes Capital der Volkswirthschaft.

In dem diesjährigen April-Maiheft der in Wien erscheinenden „Statistischen Monatsschrift“ veröffentlicht Dr. Ferdinand Schmid eine „Statistik der in Niederösterreich verwalteten Stiftungen nach dem Stande vom 31. Decbr. 1893“. Die Abhandlung stellt ein in Anbetracht des kleinen Bezirks fast unglaublich reiches Material zu Gebot. Dasselbe ist gewonnen worden zum kleineren Theil aus den hier und da bestehenden Stiftungsverzeichnissen, welche privater oder communaler Antrieb veranlaßt hatte, sowie aus den Verzeichnissen der Stiftungskataster, zum weitaus größeren Theil jedoch durch die Enquete der niederösterreichischen Statthalterei über die vorhandenen Stiftungen vom 25. Mai 1892. Die Ergebnisse dieser Enquete müssen nothwendig zu schweren Bedenken Veranlassung geben. Leider sind ähnliche amtliche statistische Erhebungen über die vorhandenen Stiftungen in deutschen Staaten noch nicht gemacht. Sie wären jedoch im Interesse der Volkswirthschaft von unschätzbarer Bedeutung, ja fast eine dringende Nothwendigkeit. Geben sie doch Aufschluß über Capitalien von ungeahnter Größe, die sich bisher jeder öffentlichen Controle einfach zu entziehen gewußt haben. Während alles andere Staats- und Privatvermögen einer genauen Aufsicht unterworfen ist, repräsentiren die im Lande ruhenden Stiftungen ein Capital, dessen Höhe auch nur annähernd zu schätzen niemand imstande ist.

Eine Enquete wie die oben genannte würde zunächst einen klaren Ueberblick über die Größe, sowie über die Vertheilung der Stiftungen gewähren. Alsdann würde, was die genannte Enquete zum Theil noch unterlassen hat, über Anlage der Stiftungscapitalien und ihre wirthschaftlich zweckmäßige Verwendung ein Bild geschaffen werden.

Ich glaube, eine solche Statistik würde Schrecken Erregendes zu Tage fördern. Greifen wir zur Bestärkung dessen einige Daten aus der Schmid'schen Veröffentlichung heraus. Zunächst über das Alter der Stiftungen. Danach sind an weltlichen Stiftungen in Niederösterreich allein vor dem Jahr 1800 nicht weniger als 27.2 Proc. aller überhaupt bestehenden Stiftungen gegründet worden. In absoluten Zahlen heißt das 933 Stiftungen mit einem Gesammtvermögen von 12,242,567 Gulden und einem Reinertragniß von 475,066 Gulden. Die übrigen 72.8 Proc. sind Stiftungen dieses Jahrhunderts und repräsentiren ein Vermögen von 34,075,843 Gulden mit einem Reinertrag von 1,340,126 Gulden. Ihre Zahl beläuft sich auf 3374. Welch ein immenses Capital in einem verhältnißmäßig so kleinen Umkreis! Und mehr als ein Viertel dieser Capitalien liegt über 100 Jahre bereits fest, ja eine Reihe der Stiftungen gehen in ihrem Ursprung noch über das Jahr 1500 zurück.

Und zu welchen Zwecken werden die Reinerträge dieser Capitalien verwendet? Theils zur Unterstützung von Armen, Kranken, Bedürftigen. In diesem Fall bilden sie eine wirksame Beihülfe, so scheint es, für die staatliche Armenpflege. Theils dienen sie zur Unterstützung Studirender, sowie Schüler von Volks-, Mittel- und Gymnasialschulen. Auch dies scheint, wenn auch nicht eine Abnahme von Staatspflichten, so doch ein vortreffliches Förderungsmittel allgemeiner cultureller Zwecke zu sein. Zum weitaus geringen Theil dienen die Stiftungen zur Förderung gewerblicher und ähnlicher Zwecke. Gehen wir aber einmal näher darauf ein, ob die Stiftungen alle wirklich in dem Sinn ihrer Stifter verwandt werden, so ist dies für die jüngsten Stiftungen freilich wohl anzunehmen. Wie steht es aber mit den hundert- und mehrjährigen Stiftungen? Ist es überhaupt auch nur historisch möglich, daß ein im Jahre 1500 gegründetes Stipendium noch in demselben Sinne verwendet werden kann, wie es sein Stifter wünschte? Das Bedürfniß, angesichts dessen jene Stiftung damals erfolgte, hat sich im Lauf der Zeit so sehr verändert oder ist wohl gar ganz verschwunden, daß eine Verwendung nach den testamentarischen Bestimmungen des Stifters so gut wie ausgeschlossen ist.

Und hier zeigt sich denn auch sofort das Grundübel jeder derartigen Stiftung. Sie klebt an den testamentarischen Bestimmungen, die freie Beweglichkeit ist ihr genommen, sie ist ein außerordentlich gebundenes Capital. Da aber, wo nicht mehr bei der Vertheilung der Stiftung auf die testamentarischen Bestimmungen gesehen werden kann, verfällt sie in ein noch größeres Uebel, sie wird der Willkür, dem Gutdünken derer anheimgegeben, die die Vertheilung vorzunehmen haben. Und jeder, der einmal mit Stipendien zu thun gehabt hat, weiß aus eigener Erfahrung, welcher Mißbrauch hier getrieben wird. Zum allergeringsten Theil sind es die Bedürftigen, welche den Nutzen aus jenen Stiftungen ziehen, zum weitaus größeren die, welche mit dem Stiftungsverwalter verwettert sind, sich an ihn herangemacht haben u. dergl. Ja, nehmen wir ruhig an, daß ein jeder dieser Verwalter nach bestem Wissen und bester Ueberzeugung sein Amt zu verwalten bestrebt ist, wird er es immer können? Hat er gerade immer den rechten Blick, der die wahre Hülfsbedürftigkeit von der falschen zu scheiden vermag?

Aber gehen wir noch auf einen weiteren Punkt ein. Wie steht es mit der Verwaltung des Stiftungscapitals? Ist der Ertrag, der aus seiner Anlage erzielt wird, stets der Höhe des Capitals angemessen? Es ist darauf mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Ein kurzer Blick wird das zur Genüge lehren. Wie viel von diesem Stiftungscapital ist nicht durch die Bestimmungen des Gründers von vornherein festgelegt! In Liegenschaften, in Forsten und Gebäuden steckt namentlich von den älteren Stiftungen ein bedeutender Theil. Wer bürgt dafür, daß dieses

Digitized by Google

Capital stets die höchstmöglichen Zinsen trägt? Wer von den Verwaltern hat auch nur ein Interesse daran, für nichts und wieder nichts sich um die volle Ausnutzung dieses Capitals zu kümmern? Und nicht anders ist es mit dem in Industrie und Handel, oder in Bank- und anderen Papieren angelegten Capital. Es ist eben festgelegt, es ist immobiles und darum todtes Capital.

Die Schmid'sche Statistik gibt auch hierzu einige schätzenswerthe Zahlen. Von den geistlichen und zwar katholischen Stiftungen, die ein Activvermögen von 13,676,487 Gulden aufwiesen, waren 291,827 Gulden unbewegliches Gut. Von dem weltlichen Stiftungscapital waren nicht weniger als 19.6 Proc. unbewegliches Vermögen.

Aus allem geht klar hervor, daß wir in den Stiftungsvermögen in unsrer Volkswirthschaft ein unwirthschaftlich angelegtes Capital besitzen, welches nicht einmal den den Wünschen seiner Stifter entsprechenden Zweck erfüllt; zwei Gründe, die durchaus genügen, um eine Umgestaltung des Stiftungswesens von Staatswegen dringend zu fordern. Freilich darf den testamentarischen Bestimmungen der Stifter keine Gewalt angethan werden, wenn man nicht überhaupt auf neue Stiftungen verzichten will. Dennoch kann getrost behauptet werden im Hinblick auf unsre Wirthschaftsgeschichte, daß eine Stiftung, welche über hundert Jahre besteht, den von ihrem Gründer gewollten Zweck nicht mehr erfüllt, da die Bedürfnisse sich im Laufe dieser hundert Jahre völlig umgestaltet haben werden. Ja, bei genauerer Prüfung wird der Zeitraum gewiß noch um einige Jahre kleiner angenommen werden dürfen. Es wäre danach also zu bestimmen, daß jedes Stiftungscapital sammt Nutznießung nach Verlauf des obigen Zeitraums von selbst dem Staate zufällt. Es ist dabei kaum zu befürchten, daß die Zahl der neuen Stiftungen durch eine derartige Bestimmung eine Abnahme erfahren würde. Und zwar aus folgenden Gründen. Glaubt der Stifter durch seine Stiftung einem besonderen Bedürfniß, das vom Staate bisher nicht befriedigt wird, abhelfen zu können, so wird er das thun, auch wenn ihm nur für den Zeitraum von drei Generationen hiezu Gelegenheit geboten wird. Denn er muß sich sagen, daß, wenn das Bedürfniß ein wirklich tief gehendes war, es bis zum Ablauf jener Zeit vom Staat erkannt und abgestellt sein wird. Dafür bürgt z. B. die Erwägung, daß jene überaus zahlreichen Stiftungen, die in früherer Zeit für Pflege der Armen gemacht worden sind, sicher nicht geschaffen worden wären, wenigstens lange nicht in dem Maße, wenn es bereits eine geregelte staatliche Armenpflege gegeben hätte. War also das Bedürfniß nur ein scheinbares oder nur ein augenblickliches, so hat der Stifter die beruhigende Gewißheit, daß sein Vermächtniß später von einem gänzlich Unparteiischen, vom Staate, besser verwendet werden wird, als es dem Stifter selber möglich war. Diese Gewißheit würde noch bestärkt werden durch eine zweite Bestimmung, welche die Forderung enthalten müßte, daß alle jene auf dem angedeuteten Wege dem Staate zufallenden Capitalien nur in dem Gebiete der Armenpflege, des Unterrichts, sowie überhaupt der Cultur Verwendung finden dürften. Völlig von diesen Bestimmungen ausgenommen müßten die Familienstiftungen sein, da diese nichts anderes sind, als in bestimmte Form gekleidete erbliche Vermächtnisse an die Hinterbliebenen, die natürlich vom Staate nicht angetastet werden dürften.

Welch ein immenses Capital, das jetzt zum Theil nichts anderes ist als eine todte Last, würde damit der Volkswirthschaft zurückgewonnen! Eine wie große Beihülfe für die staatliche Armenpflege würde erzielt werden, so daß der jetzt so schwer betroffenen communalen Armenpflege eine große Last abgenommen werden könnte! Und zum weitaus größten Theile würden jene Stiftungen nur in besserer und nutzbringenderer Weise ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten bleiben, der Armuth zu helfen, die Dürftigkeit zu unterstützen, fördernd und nützend zu wirken allerwegen.

Schlachtensee. Hjalmar Schacht.

Aus Ludwig Devrients Jugendzeit.

Von Eduard v. Bamberg.

III. (Schluß.)

Wir haben schon gesehen, wie unablässig sich Ludwig beobachtete, seine Vorzüge und Fehler, seine Erfolge und Fortschritte controllirte, und das ist eben das einzige Mittel schneller Entwicklung, die Haupteigenschaft, man kann sogar sagen, eine Ursache des Genies. Und damit hängt die Unzufriedenheit mit sich selbst zusammen, welche nicht Grille oder Temperamentsfehler ist, sondern aus der Erkenntniß des Abstands vom Ideal erwächst, das man erreichen möchte. Auch an glücklichen Tagen und nach rauschendem Beifall trat diese Stimmung deßhalb bei Devrient ein. „Ach, Sie sind viel zu nachsichtig," sagte er wohl zu Funk, „Sie wissen nicht, wie ich mir die Scene gedacht habe, und wie etwas ganz anderes zum Vorschein kam, als ich gewollt hatte. Loben Sie nur nicht immer, ich fange sonst wahrhaftig an, auch Ihnen zu mißtrauen." Dem Publicum mißtraute er nämlich fast grundsätzlich, weil er nur zu oft die Erfahrung machen mußte, daß gelungene Stellen spurlos vorbeigingen und verfehlte unmäßig beklatscht wurden; als ein zusammengesetzter großer Körper, meinte er, hätte es nur ein Urtheil über Allgemeines, wolle man sich aber über einzelne Dinge unterrichten, so müsse man sich an Hamlets „Einsichtige" halten. Daß Meister der Kunst mit ihrem lebendigen Beispiel dieselben vollgültig vertreten könnten, war ihm aber ebenso sicher, nur daß die Beachtung nicht zu einem Copiren herabsinken dürfe, wie er zu seinem Schaden eingesehen habe. Interessant ist in dieser Beziehung ein Gespräch mit Funk über die Cassetteuscene im „Geizigen". „Das muß Ihnen wieder mißfallen haben," meinte er, „denn Ochsenheimer hat das ganz anders gemacht. Aber das kommt von dem verfluchten Copiren!" Funk erwiderte, diese Copie, wenn sie eine wäre, hätte sich mit seiner Individualität verschmolzen, er aber zog daraus nur den Stoff für neuen Tadel. „Es gibt nur eine Wahrheit," fuhr er fort. „Habe ich also die Sache, wie Sie behaupten, ganz im Geiste Ochsenheimers wiedergegeben, so haben wir beide gefehlt, denn mir sagt eine innere Stimme, daß ihr die Wahrheit abging; ich überschrie mich und grenzte an Caricatur. Wie ganz anders, mit wie wenigen Mitteln, mit wie wenig Kraftaufwand hat das Iffland gemacht! Hat er nicht Recht?" „Beide haben Recht," erklärte Funk, „jeder nach seiner Individualität. Ihre Weise paßt besser zu Ochsenheimers, mit der Ifflands würden Sie nichts anfangen können, denn es gibt zwar nur eine objective Wahrheit, aber subjectiv läßt sie sich auf verschiedene Weise aussprechen." In der Dessauer Periode war Devrient in dieser Beziehung öfter mit sich im unklaren, und hat auch praktisch mehrfach bei demselben Motiv verschiedenen Vorbildern und Urtheilen nachgespielt; erst in Breslau ließ er als fertiger Künstler dieses Stadium hinter sich, und konnte Ringelhardt als Grundsatz aufstellen: „Jedes Urtheil ist nur eine Schule, jedes Muster auch; man muß alles sehen, hören und überlegen, dann aber seiner Nase folgen."

Etwas anderes als jenes Nachbeten ist das Copiren von Eigenthümlichkeiten als schauspielerische Formenschule, und hierin tritt jetzt bei Deorient der Umschwung ein, daß er nicht mehr aufnimmt, was der Zufall schickt, sondern systematisch sucht, auswählt und verfolgt. Damit hängt die psychologische Vervollkommnung zusammen, welche sich in

Digitized by Google

schärferer und reicherer Charakteristik, sowie klarer und fortschreitender Gliederung seiner Figuren kund that; das war allerdings einestheils in seiner besonderen Beanlagung begründet, doch würde er sich ohne Beihülfe nicht so rasch zurecht gefunden haben. Hier tritt neben Iffland und Ochsenheimer, oder vielmehr ihnen voran, ein Name auf, der auf unsre gesammte dramatische Kunst einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt hat, denn Shakespeare ist nicht bloß für alle Dramatiker, sondern auch alle Schauspieler von Bedeutung seit Schröders Zeiten, „der Text, das Buch, die hohe Schule" geworden. Daß Hamlet Devrient auf die Spur brachte, ist aus dem Charakter wie der damaligen Epoche des Stückes gleich verständlich, merkwürdig aber, daß er mit besonderer Vorliebe zuerst bei den Königsdramen verweilte, von denen er entzückt ausrief: „Entweder gab es früher größere Menschen oder Shakespeare ist ein Gott." Natürlich war bei der ständigen schauspielerischen Geste die im Text selbst gegebene Erläuterung für ihn von besonderem Reiz, denn die alte Ansicht, als ob er die technischen Mittel nicht erwogen und gewürdigt hätte, ist ein Ammenmärchen. Nach Erlernung der gewöhnlichen Handgriffe gewann er sich durch Abstraction von seinen Vorbildern und flüchtige Uebung einen bedeutenden Fonds, welchen er durch Analogien zu vermehren und in Grundsätzen auszubauen nicht müde wurde. Daß er einige Capitel, wie die Ausbildung des Organs, die Schönheit der Declamation, das Salonbenehmen vernachlässigte, lag nicht an seiner Trägheit, wie uns Seydelmann in wörtlicher Auslegung seiner späteren Selbstanklagen aufschwatzen möchte, sondern an den kleinen Verhältnissen, denen er mit seiner Selbstschulung gegenüberstand, der reißenden Entwicklung, welche die dem Menschen eingeborene Einseitigkeit zur Specialität ausbildete, und erst in letzter Linie in den immer wieder ausbrechenden leidenschaftlichen Excessen, welche Hans hinderten, Hänschens Versäumnisse einzubringen. Die Dessauer Zeit aber, man wird es nicht leugnen, hat er voll ausgelaufen, indem er den Grund seiner künstlerischen Prinzipien und bedeutenden Rollen mit einer für seine Jugend bewunderungswürdigen Sicherheit legte, und das Stilleben seiner Studirstube mit einem Duft umwoben, welchen man als den Hauch der Poesie zu bezeichnen pflegt.

Wegen des lebendigen und allseitigen Contactes hielt Devrient die Bühnenprobe für die werthvollste, die Zimmerprobe wegen der ruhigen und zielbewußten Ueberlegung für die nothwendigste Vorbereitung; indessen sprach er hier wie dort in gänzlicher Abkehr von der Welt, durchaus seiner Aufgabe hingegeben. Auf dem Spiegeltischchen standen zwei Kerzen, in der Mitte eine Flasche Franzwein; das Zimmer durchschreitend, gab er seine Reden mit dem mimischen Zubehör, trat dann vor den Spiegel, den Ausdruck zu controliren, stürzte auch wohl einen Becher Weins hinunter, um sich anzufeuern. Kam ein Bekannter, so ließ er sich nicht stören, sondern setzte seine Arbeit ruhig fort; oft lud er sich aber ausdrücklich einen, nicht etwa um das Stichwort zu bringen, sondern den ganzen Dialog zu lesen, in welchen er mit den der Rolle gemäßen Bewegungen eingriff, ohne eines Soufflirens zu bedürfen. Funk versichert, daß die Wirkungen, welche er auf diese Weise — im Zimmer und Hausrock — erhielt, denen auf der Bühne nicht nachstanden, denn oft sei ihm ein Schauer über den Rücken gelaufen; manchmal gab es aber auch noch Anlaß zu anderen Wahrnehmungen, denn wenn etwas nicht klappte, konnte er sofort schreien und toben und der unglückliche Gehülfe mußte den Aerger ausbaden, der oft lange nachhielt. Von den neuen Rollen[1]) hatten namentlich Posert (Spieler) und Wallmann (Aussteuer), Stepanof (Benjowsky), Oldenholm (Hamlet) und Geßler (Tell) größere Vorbereitungen nöthig gemacht; doch studirte Devrient, der, wie man sieht, viele kleinere Aufgaben erhielt und selbst in der Oper mitthun mußte, auch eine Reihe Rollen, zu denen er so bald oder überhaupt keine Aussicht hatte, lediglich des Studiums halber. Franz Moor und König Philipp (Carlos), der Geizige und Richard III. gehören hierher, erhielten aber, ehe die Zimmerproben in der angegebenen Weise begannen, noch umfassendere Begründung durch das Lesen des ganzen Stückes im Verein mit dem Freunde. Das wiederholte sich ein- und mehreremale, auch wurden einzelne Scenen wiederholt vorgenommen und erörtert; geschah es dann, daß der Genosse ermüdete oder, wenn die Sitzung auf seinem Zimmer vor sich ging, nach zwölf oder eins den Schluß beantragte, so nahm er das gewaltig übel. Er war eben unermüdlich in seinem Streben, lebte und webte in seinem Berufe und hätte unbedenklich als Motto unterschrieben: Fiat ars— pereat mundus!

Anfang December 1806 pilgerte die Gesellschaft zu einem Gastspiel nach Leipzig, welches sich vom 3. December bis 21. März 1807 ausdehnte. Schon die große Stadt und ihr internationaler Verkehr wirkten anregend auf Devrient, vor allem aber das gebildetere Publicum und die Männer von Einsicht und Geschmack, die an seiner Spitze standen. Daß er dabei zu Aug. Mahlmann in ein besonderes Verhältniß trat, war kein Zufall, denn in Charakter wie Kunstansicht besaßen beide unzweifelhaft manche Berührungspunkte. Auf den ersten Anblick hatte der Mann mit der gigantischen Gestalt, dessen von blondem Haar umrahmtes, etwas blasses Gesicht und dessen melancholisches blaues Auge etwas imponirendes; bei näherem Umgang aber schätzte man sein kindliches Gemüth, seinen durchdringenden Verstand, seine Begeisterung für alles Große und seine besondere Vorliebe für das Theater. Als Literat hat er hübsche Lieder geschrieben, köstlich aber ist sein „Herodes von Bethlehem", in welchem er Kotzebue's Hussiten vor Naumburg und die damalige theatralische Thränenpresse geißelt, das Publicum und die Kritik mit schlagender Satire verfolgt. Dazu war er seit 1804 Herausgeber der von seinem Schwager, dem Hofrath Spatzier, begründeten Zeitung für die elegante Welt, welche, geschmackvoller als ihr Titel, ohne große Concurrenz einen bedeutenden Einfluß ausübte, und sein Haus wurde dadurch von selbst der Sammelplatz einer Reihe bevorzugter Geister. Hier lernte Ludwig ihn selbst als beglückten Gatten, als Siegreifredner und Rhetor kennen, machte die Bekanntschaft des geistvollen, aber etwas scharfen Adolf Müllner, damaligen Redacteurs des zum Morgenblatt gehörigen Literaturblattes, der zwar in Weißenfels als Advocat praktizirte, aber mit und ohne Anlaß oft genug in Leipzig zu sehen war; auch der Verkehr mit Seume und Dr. Gehler, einem gleichfalls besonderen Theaterliebhaber, der sich bald zu seinem Beichtvater entwickelte, datirt von den geselligen Abenden in des Hofraths Hause.

Bei diesem ersten Zusammentreffen mit Literaten, das ihm die Nothwendigkeit erschloß, mehr als bisher auf die Zeichen der Zeit zu lauschen und seine Lectüre auszudehnen, ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß ihn niemand mehr für den Anfänger nahm. Trotzdem das Repertoir noch mehr als früher auf die Oper zugeschnitten war, der Umfang seines Talentes bei Bossanns Dispositionen über-

---

[1]) Außerdem spielte er vom April bis October 1806: Wirth (Unruhige Nachbarschaft), Zaima (Sonnenjungfrau), Baron Birk (Unglückliche Ehe), ein Priester (Zauberflöte), Pizarro (Spanier in Peru), ein Priester (Baum der Diana), Leukoe (Telemach), Grimaldo (Abälline), Polizeibeamter (Fanchon), Feldwebel (die Soldaten), Stoff (die Indianer in England), ein Offizier (Palmer), Tasso (Kb. v. Schroffenek), Dr. Wunderlich (Räuschchen), Kirn (Indienfahrer), ein Bauer (Rud. v. Crequi), Emmrik (der Gefangene), Champagne (Fanchon), Senf (die Unglücklichen), Kerkermeister (Deserteur), La Serra (Carl XII.), ein Großer des Reichs und der Vorschneider (Sollman II.) Bertram (Fanchon).

haupt nicht zur Geltung kommen konnte, überraschte er doch durch eine ungewöhnliche Bühnensicherheit und eine Charakteristik, welche ebenso von seinem Studium wie von seiner poetischen Kraft Zeugniß ablegte. Um so mehr wurmte es ihn, daß er hier, wo Ochsenheimer seßhaft gewesen war nnd Iffland noch vor kurzem alles in Enthusiasmus versetzt hatte, nicht durch eine große Rolle die Probe auf das Exempel machen konnte; das einzige war, daß er bei Mahlmann Richard III. las, eine Rolle, welche ihn sein ganzes Leben nicht losgelassen hat, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie ausreifen zu lassen, wie es ihm vor der Seele schwebte. Dennoch erregte der zweiundzwanzigjährige Richard einen unendlichen Jubel, und Mahlmann, der übrigens dem Menschen nicht minder zugethan war, brach in dieselben Worte aus, die später Schall bei seinem Lear colportirte: „Darin steckt mehr als ein Iffland!“ Von Devrients Bühnenleistungen erinnert sich Anschütz nur an „Hogarth'sche“ Darstellungen böser Väter und geprellter Vormünder, und in der That war dies das Genre, in dem er sich den Ruf als tüchtigstes Mitglied des Dessauer Schauspiels beim Publicum erringen mußte. Neu spielte er hier den Dachs (Lustspiel am Fenster), Robert (Fridolin) — beide „ausgezeichnet“ —, den österreichischen Soldaten (der Sturm von Neustadt) und einen Bauer (das rothe Käppchen) — gewiß kein glänzender Ertrag für eine viermonatliche Campagne.

So lag also der Schwerpunkt des Leipziger Aufenthalts neben jenen neuen und allerdings schwer wiegenden Anregungen wiederum in dem privaten Studium. Funks Rolle ging hier auf den jugendlichen Liebhaber Wessel über, mit welchem Ludwig auf einem kleinen Stübchen in einer künstlerischen Unordnung und Bedürfnißlosigkeit zusammen lebte, welche alles außer Bett und Koffer für unnützen Tand erklärte. Aber declamirt, studirt und disputirt wurde fleißig, noch mehr, als sich in Anschütz der dritte zum Bunde gesellte. Durch seine Bühnenleistungen angezogen, stellte sich ihm der Student als künftigen Bruder in Apollo vor und wurde sofort mit offenen Armen aufgenommen. „Ein neuer Braten für Mephisto!“ jubelte er auf; „Bruderherz, bei der Schwefelbande ist es ein elend und erbärmlich Leben, aber dennoch möcht ich's für kein anderes tauschen. Die Liebe fürs Theater überlasse ich anderen Leuten, aber nirgends anders fühle ich mich zu Hause, nur da ist meine Heimath.“ Das glaubte ihm jener aufs Wort und bat ihn um Rath, wie er seinerseits am besten das Ziel erreiche. „Ich bin ja selbst noch ein junger Laffe,“ meinte er, „der Rath braucht, aber wir wollen die Sache untersuchen.“ So wurde das „Opferlamm“ denn in die Scheere genommen und zuerst natürlich das Fach ventilirt. „Das findet sich,“ erklärte Devrient. „Fang mit dem an, wozu dich Naturell und Neigung treiben, und dann probire alles. Triffst du's nicht, so wirst du ausgelacht und weißt, woran du bist. So ist's mir gegangen.“ Bescheiden warf Anschütz ein, daß er zum Helden Neigung fühle. „An dieser Krankheit leiden wir alle. Aber du scheinst mir fast darnach angethan, bist ein derber Kerl, hast ein ausdrucksvolles Gesicht, und dein Organ scheint wohlklingend. Was meinst du, Wessel, wir müssen das näher prüfen.“ Und so zogen die drei Gesellen Tag für Tag, den Gott werden ließ, zum Declamiren hinaus, in Lehrs Garten, in das Rosenthal; oft machte die Kälte ihre Hände erstarren, oder die Flocken schneiten ihnen auf das Buch. Nachdem Anschütz aber den Wallenstein gesprochen hatte, gab ihm Devrient den Heldenberuf zu und schärfte ihm ausdrücklich ein, sich nicht zu lange mit den unvermeidlichen Liebhabern aufzuhalten; „spiel auch nicht zu lange Schiller, sondern mach dich so früh als möglich an Shakespeare, da kannst du die Leidenschaften der Menschen am besten studiren.“ Wie er einst seinem Classencollegen den „Reisenden“ beizubringen suchte, nachdem er ihn sich eben erst selber angeeignet hatte, so sehen wir ihn hier nach dreijährigem Noviziat den Lector mit Ekhofs Weisheit agiren; die Methode war zwar nicht so drastisch wie damals, dafür hat aber der Schüler, der bald sein College in Berlin wurde und ein treuer Freund fürs Leben verblieb, seinem Prognostikon alle Ehre gemacht.

Bossann hatte den neuen Contract schon lange parat, und da sich die auswärtigen Aussichten nicht sofort erfüllen wollten, behielt das Paar mit der Aufbesserung von 2 Thaler pro Monat seine Stellung für das nächste Jahr bei. Gleich nach der Rückkehr von Leipzig fand (im April) die Hochzeit statt, und Devrient, der nunmehr auch seinen Namen wieder angenommen hatte, fühlte sich von seiner neuen Würde zusehends befriedigt, während die junge Frau es fertig brachte, seine Leidenschaftlichkeit zu zügeln und ihn an die Häuslichkeit zu gewöhnen, welche er theoretisch so hoch hielt. Unzweifelhaft war sein Familiensinn ursprünglich sogar sehr stark, und da derselbe hier mit ebenso viel Verständniß für seine Art wie Sorglichkeit für sein Wohlergehen gepflegt wurde, so waren die Aussichten die allerbesten, das folgende Jahr entschieden seine Musterzeit. Dieselbe fällt zur guten Hälfte nach Leipzig, da die Saison diesmal vom 31. October 1807 bis zum 8. April 1808 andauerte; überhaupt war der Ertrag an neuen Rollen [1]) aber nur gering, und wenn er in Dessau wenigstens ziemlich beschäftigt wurde, so blieb in Leipzig die Gelegenheit zu fleißiger Uebung außerordentlich beschränkt. —

Nun folgt des Künstlers „unglücklichste Epoche“, wie er sich selbst ausdrückt. Er hatte es „auch einmal so gut wie andere Menschen haben wollen“ und wurde aus dem Himmel vertrieben, ehe er noch recht darin heimisch war; die arme Frau bekam bei der Geburt einer Tochter das Kindbettfieber und wurde von einer Folgekrankheit dahingerafft. Dieser unerwartete Schlag versetzte ihn in vollständige Betäubung, raubte ihm allen Humor, spannte seine Willenskraft herab, und in dieser Stimmung war es, daß er einen fünfjährigen Contract mit anfänglich 9 Thaler Wochengage unterzeichnete, wogegen Bossann ihm mit einem Vorschuß zu Hulfe kam. Allmählich richtete ihn die Gewohnheit des Daseins und die Anstrengung der Arbeit wieder auf, doch vermochte er auf Momente das Gefühl der Leere nicht zu verbannen und seine alte Reizbarkeit erschien in vergrößerter Stärke. Um ihn zu zerstreuen, lud ihn der Vater nach Berlin und erreichte diese Absicht auch einigermaßen; natürlich, daß er bei dieser Gelegenheit den Seinigen zeigen wollte, wie aus dem „Schandfleck“ etwas geworden sei, doch war Iffland gegen seine Gewohnheit sehr zugeknöpft und ließ sich am Ende nur die kleine Rolle des Hayfisch in Kotzebue's „Strandrecht“ abringen. Im Trubel der französischen Occupation ging dieselbe (Juli 1808) ohne besondere Beachtung vorüber, doch hatte Devrient seinen Zweck erreicht und auch Iffland hatte genug gesehen. Der Vater

[1]) In die Dessauer Saison fallen: Kazrabe (Die Organe des Gehirns), Mazarin (Micheli und sein Sohn), Marsfanger (Blinde Liebe), F. v. Ambach (Das Gastrecht), Gründling (Singspiel an den Fenstern), Andreas (Eugenius Sklo), Findolf (Die Proberolle), Ruthe (Politische Zinngießer), Graf v. Manfeldt (Die Verschleierte), Gotthard (Es ist die Rechte nicht), Pandolfa (Die Diener zweier Herren), Philipp v. Schwaben (Otto von Wittelsbach), Radulph (Dämona), Wunder (Kindliche Liebe), Fabricius (Der Haasfriede), ein Gefaadter (Gellistan), Copp (Jugend Heinrichs V.), ein Schuster (Spiegel von Arcadien), Br. v. Eichenhorst (Adelheid v. Burgau), Almansor (Oberon), Graf v. d. Mulde (Das Kind der Liebe). — In Leipzig waren neu: Der Adjutant (Die Uniform), Ein Arcadier (Spiegel von Arcadien), ein Offizier (Adelheid v. Guesclin), Zabel (Urtheil Salomonis), ein Nachtwächter (Vier Schildwachen auf einem Posten), Mordstuß (Der Vater von ungefähr), Jeremias (Herr v. Holzbeck).

Digitized by Google

konnte sein Talent nicht leugnen, und hatte nur den Wunsch, daß er sein Ideal, Eckardt-Koch künstlerisch wie bürgerlich erreichen möchte; Iffland dagegen, der etwas tiefer sah, gab damit, daß er seine späteren Gastspielgesuche immer hinauszuziehen wußte, der englischen Elisabeth Recht, daß kein Mensch seinen Nachfolger bei Lebzeiten gern sehe.

Aus den Rollen dieser Zeit [1]) sind Pfifferling im „Schauspieler wider Willen" und die „Drillinge" als Fortsetzung auf den Findolf in der „Proberolle" zu nennen; da kam ein Souffleur, ein tauber Bedienter, der schöne Karl, Schneidermeister Durstig, Madame Durstig, Magister Süßmilch, Lohnkutscher und Notar zur Erscheinung; in dem Pfifferling sehen wir einen betrunkenen Tonkünstler, einen Dichter, einen Juden, Maschinisten, Souffleur u. s. w.; in den Drillingen endlich den seriösen Ferdinand, den Seebär Ferdinand und den Ferdinand aus Meißen. Diese Verkleidungskomödien waren damals an der Tagesordnung und wurden von den Schauspielern in Ehren gehalten; auch Devrient that sich dabei eine Güte, seinem Copirungstalent freien Lauf zu lassen, hat aber mit diesen Figuren, wie man später rühmte, geradezu Meisterbilder aufgestellt. Die Stücke begleiten ihn nämlich lange Zeit, und wenn die Kritik sich am Ende gegen diese Passion gewandt hat, so muß man einmal auf ihren Ursprung, dann aber auch auf das Unverwerfliche solcher guten Portraits hinweisen, vorausgesetzt daß sie in einem anständigen Rahmen erscheinen. Letzteres ist wenigstens bei den Drillingen der Fall, bei denen die Darstellung des Liebhabers schon in Dessau zündend wirkte; andererseits muß man der Wahrheit zuliebe eingestehen, daß Devrient zu keiner Zeit wählerisch war, wenn er nur wußte, daß er für das Ding „etwas hatte". Dies war bei dem Capuziner in Wallensteins Lager nun schlechterdings der Fall, und auch bei ihm verwandte er eine Fülle von Nüancen aus der langen Serie seiner Kuttenmännercopien in der ungezwungensten Weise. Endlich gab er mit dem König Philipp in Don Carlos die Spitze seiner tragischen Figuren aus der Dessauer Zeit, und es ist keineswegs zuviel gesagt, daß das Unheimliche und Gespenstische dieses Charakters wohl noch niemals so getroffen war, obwohl dasselbe in dem Ganzen eine zu breite Stelle einnahm; aus diesen Gründen hat er die Rolle auch später fallen lassen.

Indessen war diese Beschäftigung für einen lebhaften Geist wie Devrient nicht genügend, zumal er jetzt über einen schauspielerischen Fonds gebot, der ihm die fortgesetzte Bühnenarbeit in größeren Aufgaben zum Bedürfniß machte. Da Bossann es aber bei leeren Versprechungen bewenden ließ, nahm die seinem Unglück entstammende Hypochondrie wieder zu; um sich zu betäuben, begann er neuerdings zu schwärmen und fand, wenn ihn das Bewußtsein seiner Schwäche quälte, auch nur im Wein ein Gegenmittel. Die böse Welt, welche sich nicht um Motive kümmert, sondern nur nach den Thatsachen urtheilt, nannte ihn ein liederliches Genie, das seine Gesundheit und sein Können zu Grunde richte; aber auch die Freunde klagten, daß er aufbrausender, heftiger und jähzorniger war als je zuvor. Als er einmal auf dem Zimmer seines Collegen Frank Nachmittags eingeschlummert war, beorderte dieser die Chorschüler, welche zum Straßensingen erschienen, aus unbedachtem Uebermuth, vor seinem Fenster ein Sterbelied anzustimmen. Devrient spitzte die Ohren, als er aber den Charakter des Gesanges erkannte, sprang er wüthend auf, suchte ein Messer und drang mit den Worten: „Hund, das hast du mir gethan!" alles Ernstes auf den Freund ein. Glücklicherweise hatte er nur ein Pfeifenrohr erwischt und fand sich unter den kräftigen Armen seines Gegners bald in der Lage, dessen Absichtslosigkeit anzuerkennen; doch war er auch bei geringeren Anlässen gleich aus dem Häuschen und eigentlich nur noch beim Weine der alte. Daß ihm aber die pecuniären Schwierigkeiten, welche durch das neue Wirthshaustreiben und einen im Berufsinteresse erfolgten größeren Kleideraufwand neuerdings erwuchsen, viel Kopfzerbrechen gemacht oder seine Nervosität gesteigert hätten, läßt sich nicht gerade sagen. Wenigstens nicht, solange Bossann noch „zog", der schlau genug war, sich seine Kraft zu sichern, nachdem er durch die Leipziger Theaterfreunde unwiderleglich überzeugt worden war, daß er in ihm ein „Genie" besitze; nur nebenbei, „weil wir ja doch alle sterblich sind", hatte er sich eine gerichtliche Cession auf sein mütterliches Vermögen ausstellen lassen.

So war allgemach wieder die Zeit für das Leipziger Gastspiel herangekommen, welches mit dem 6. November 1808 begann. Unglücklicherweise, aber durch die neue Bevorzugung der Oper ganz natürlich, wurde Devrient nun in den nächsten Monaten sehr wenig beschäftigt — neu spielte er nur den Hofcavalier in „Alwins Entzauberung"! — und bekam, da sein idealer Sinn wie seine Eitelkeit durch die Leipziger Bekannten beständig angeregt wurde, einen chronischen Katzenjammer. Er sagte sich, daß dies Leben unmöglich weiter gehen könne, ohne sein besseres Selbst zu zerstören, daß er sich nöthigenfalls die nothwendige Thätigkeit anderswo suchen müsse, und als er infolge des Streites mit einem Recensenten zum Stocke griff und einen leidlichen Scandal erregte, schien das Signal zum Ausreißen gegeben. Zwar war der Contractbruch damals etwas sehr gewöhnliches, weil er selten verfolgt wurde; nicht jedoch aus Mangel an Rechtsmitteln, sondern weil es meistens nicht lohnte und die zumeist betroffenen Wanderdirectoren von ganz anderen Sorgen heimgesucht wurden. Dagegen war ein geschäftstüchtiger Mann wie Bossann, der sich zudem der herzoglichen Bestallung rühmte und in der Schuldverschreibung noch ein privates Zwangsmittel besaß, kein ungefährlicher Gegner, und Dr. Gehler verhielt Devrient keinen Augenblick, daß er mit der brutalen Gewalt nicht weit kommen werde, vielmehr seine unzweifelhaft berechtigten menschlichen Motive an höherer Stelle mit Anstand geltend machen solle. Andrerseits griff Mahlmann werkthätig ein, um der unwürdigen Nothlage ein für allemal ein Ende zu machen, und verschaffte ihm vom Regierungsrath Streit, der das Breslauer Theater leitete, einen verhältnißmäßig vortheilhaften Contract sammt dem unumgänglichen Vorschuß. Durch seine Unvorsichtigkeit fiel aber dem Regisseur Mittel ein Brief Streits in die Hände, und da die Sache sonach nicht länger verborgen bleiben konnte, beeilte er sich am 25. Januar 1809, nachdem er sich als Alexis in der „Belagerung von Smolensk" stillschweigend vom Publicum verabschiedet hatte, den Reisewagen zu bestellen, gleichzeitig aber seinem besonderen Gönner, dem Erbprinzen Friedrich, seine Gründe vorzutragen und den Legationsrath v. Lehmann um Vermittlung anzugehen. Das letztere Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Wohlgeborner, Insonders hochzuverehrender Herr!

Verzeihen Ewer Wohlgeboren die Dreistigkeit, mit der ich es wage, in der wichtigsten Periode meines Lebens mich unter Dero Schutz zu begeben. Drei Jahre sind für mich verloren, indem es mir bei dieser Bühne — was ich eigentlich Euer Wohlgeboren nicht zu sagen brauchte — an allem fehlt, was zur Ausbildung eines Künstlers nöthig

[1]) Außerdem gab er neu vom April bis November 1808: Dobroslaw (Wald bei Hermannstadt), Durivage (Eitle Mühe der Verliebten), Schwebmann (Postkutscher zu Bocksdorf), Baron v. Hochan (Die Radicalen), General Montmorency (Marschall von Sachsen), Schreckenstein (Sternkönigin), ein Jäger (Der lustige Schuster), Michel (Das Schweizer Hirtenmädchen), Müßling (Wie die Zeit vergeht), Tibaldo (Bianca von Toledo), Barfuß (Der neue Proteus), Kent (Lear).

ist. Der stete Müßiggang macht mich unglücklich und führt auf den Weg, den so viele Schauspieler betreten, und der mich um die Achtung der übrigen menschlichen Gesellschaft bringen muß. Ich muß mich losreißen, indem ich einen Contract — doch so kann ich es nicht nennen — ein Paar in der unglücklichsten Epoche meines Lebens unterschriebene Worte, die mich noch auf Jahre an dieses Labyrinth letten, breche. Der Herr Hofrath Mahlmann hat es mir erlaubt, Ihnen zu sagen, daß er es sei, der mein Unglück eingesehen und dessen Güte mir ein Unterkommen verschafft hat. Ich flehe nun um Schutz gegen einen Rachsüchtigen, der das Unglück meines Lebens bereiten könnte; er wird mich vielleicht öffentlich beschimpfen, wenn es Ew. Wohlgeboren nicht verhindern können, sobald es möglich ist, bin ich es von Ihrer Güte überzeugt. Die besseren Männer dieser Stadt wie Mahlmann, Seume, Gehter u. a. m. kennen mein Schicksal und billigen diesen Schritt; ich glaube, daß Ew. Wohlgeboren ihn im Herzen auch nicht tadeln werden. Einliegenden Brief ersuche ich Sie ergebenst, Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen einzuhändigen. Ich habe mich darinnen weislich aller Anklagen gegen den Director Bossann enthalten und nur Seine Verzeihung erbeten. Die Aufschrift ist vermuthlich nicht richtig; sollten Euer Wohlgeboren ihn zu lesen wünschen, so ersuche ich Sie ergebenst, wenn es möglich ist, eine andere Aufschrift machen zu lassen. In der angenehmen Hoffnung, daß Euer Wohlgeboren meine Kühnheit verzeihen, bin ich mit der größten Hochachtung

Euer Wohlgeboren ergebenster
L. Devrient, Schauspieler.

P. S. Der Wagen ist vor der Thür, ich reise im Augenblick, deshalb haben Sie die Güte, die sichtbare Eile zu vergeben."

Der andere Brief an den Erbprinzen Friedrich lautet dagegen wie folgt:

„Durchlauchtester Prinz! Gnädigster Herr!

In der wichtigsten Epoche meines Lebens wage ich es, die mich peinigenden Gefühls meines Herzens zu Euer Durchlaucht Füßen zu legen und von Euer Durchlaucht anerkannter Gerechtigkeitsliebe hoffe ich Entschuldigung eines Schrittes, den die Welt tadeln muß, der aber bei näherer Beleuchtung und durch die Gnade Euer Durchlaucht weniger strafbar erscheinen dürfte. Die Liebe zur Kunst war der einzige Grund, der mich alles andere außer ihr vergessen machte und mich bewog, einem Stande, in dem ich etwas zu leisten hoffe, mich ganz zu widmen; wie wenig aber bei dem besten Willen der schwache Mensch vermag, wenn ihm die Mittel zur Bildung fehlen und dadurch die Wege zur Vervollkommnung versperrt werden, das habe ich vielleicht zu spät mit tiefem Schmerz empfunden; ich fühle, daß Jahre für mich verloren sind; unglückliche Verhältnisse hatten mich betäubt und meinen Willen zum Handeln gelähmt; in dieser Zeit war es, wo ich mir eine neue Verbindlichkeit auflegte, die, wenn Euer Durchlaucht Großmuth mich verließe, das Unglück meines Lebens bereiten würde. Die gänzliche Unthätigkeit und der Mangel an Gelegenheit zur Bildung zwingen mich, diese Bühne zu verlassen. Vier Monate habe ich im Müßiggehen hier zugebracht, ein einziges Schauspiel der niederen Gattung und einige flache Possen während dieser Zeit geliefert; ich fühle, wie sehr ich zurückgekommen bin, die ernstliche Verbesserung der Oper läßt mich auch für die Zukunft kein glänzendes Schicksal erwarten. Ohne Hinterlassung von Schulden, indem ich alles bezahlt und durch die gerichtliche Verschreibung meines mütterlichen Vermögens den Herrn Director Bossann gänzlich befriedigt habe, mit dem einzig drückenden Bewußtsein, einen Gewaltschritt gethan zu haben, gehe ich von hier. Wo es aber auch sein mag und Euer Durchlaucht gebieten es, so werde ich zu jeder Zeit unterthänigst Rede stehen. Sollte Euer Durchlaucht Milde mir verzeihen, und, wenn ich dermaleinst etwas leisten könnte, meine geringen Dienste befehlen: so wage ich es, alsdann mit Freude die Früchte meines Fleißes dankbarlichst zu Euer Durchlaucht Füßen zu legen. In tiefster Unterthänigkeit

Euer Durchlaucht unterthänigster
L. Devrient, Schauspieler."

Nachdem er sich auf diese Weise sein Herz erleichtert hatte und an der guten Wirkung der Briefe nicht einen Augenblick zweifelte, ließ er sich von seinem Collegen Frank an den Wagen begleiten, welcher ihn zunächst nach Dresden zu seinem alten Bekannten Julius Weidner führte. Gegen dessen Rath besuchte er, frank und frei wie er sich glaubte, am selben Tage noch das Theater; kaum hatten sie sich aber zum Nachtessen niedergesetzt, als ein Polizeibeamter erschien und ihm wohl oder übel das Versprechen abnahm, mit dem nachgesandten Courier Bossanns zurückzukehren. Inzwischen hatte dieser aber Kenntniß von den obigen Briefen erhalten und dazu vernehmen müssen, daß man an höchster Stelle dem Delinquenten Milderungsgründe zubilligte; als loyaler Unterthan, der er immer war, glaubte er also einen Pflock zurückstecken zu müssen und ließ Devrient durch den Regisseur über seine nunmehrigen Absichten befragen. Dieser erklärte sehr diplomatisch, daß er aushalten wolle, falls die Gesellschaft sofort nach Dessau zurückkehre; in Leipzig vermöge er aber nicht mehr aufzutreten, da man ihn dort zum Einhalten seiner Verpflichtungen dränge. Natürlich konnte er nicht mehr zurück, wollte es aber vor allem auch gar nicht, und dem aufgebrachten Director blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er begnügte sich deßhalb, dem Hofe gegenüber seinen Standpunkt zu wahren und seinem Aerger gegen die Leipziger Herren Luft zu machen, welche seiner Meinung nach die Hauptschuld trugen und am Ende aus ganz persönlichen (!) Motiven gehandelt hatten. Im Vertrauen auf den unter fürstlicher Genehmigung abgeschlossenen Contract habe er Devrient den „ungeheuren" Vorschuß von 600 Thaler gegeben, um dieses außerordentliche Genie dem Institut zu erhalten; Dr. Gehler, der sogar Mitglied des Schöffenstuhles sei, habe aber dem Rath ein Schnippchen geschlagen, und Mahlmann den gesetzwidrigen Schritt ins Werk gesetzt, indem er Devrient auf Rechnung Streits 150 Thaler auszahlte, wie der in seinem Costüm belassene Brief des Breslauer Directors ergeben hätte. Im vorigen Jahr sei er mit Voß in Dessau gewesen, aber mit seinem Anliegen abgewiesen worden; diese Verleitung Devrients sei deßhalb nur ein Act der Privatrache gegen den Herzog Franz. Wie groß aber das Unrecht sei, sehe man daraus, daß Devrient seinerseits wieder die Dem. Herbst nach Breslau habe entführen wollen, ein Beginnen, dem er nur durch raschen Contractabschluß vorgebeugt habe, ohne sich der Befürchtung zu entschlagen, daß jener Vertragsbruch ansteckend wirken könne. „Es wäre mir nicht schwer", schließt er seine Erklärung, „Devrients Pläne zu durchkreuzen; ich dürfte nur eine beglaubigte Abschrift des Contracts nach Breslau an das Stadtgericht mit dem Ansuchen schicken, das Debut nicht eher zu gestatten, bis er seine Entlassung von der herzoglichen Direction beibrächte; meine Bitte wäre mir unter den obwaltenden Verhältnissen gewiß gleich bewilligt worden, und der dortige Director, Mahlmann und Devrient wären in böse Verlegenheit gerathen; allein da ich Hoffnung habe, den Künstler einst freiwillig in unsern Verband wieder eintreten zu sehen, so muß ich schonend zu Werke gehen, um ihn nicht allzu sehr zu erbittern."

Digitized by Google

Zweifellos, daß diese Hoffnung von Bossann so wenig ernstlich gemeint war, wie die bezügliche Zusage Devrients; sie bildete nur die Phrase, mit welcher er sich widerwillig — der Aerger spricht ja aus jeder Zeile — den höheren Wünschen accommodirte. Doch verschwand diese Stimmung, als die ungeheuren 600 wieder in seine Casse zurückkehrten, und in der Ueberzeugung, daß in ihm doch noch etwas anderes stecke, hat er Devrient auch fürderhin das außerordentliche Genie gern zugebilligt. Dessen Abreise stand nunmehr nichts mehr im Wege, und als die Koffer, parat wie sie standen, zum zweitenmal auf den schwerfälligen Reisewagen geschnallt wurden, hatte der Franzwein ihn und den Collegen Frank in eine Stimmung versetzt, welche ihre Zukunft mit dem rosigsten Schimmer verklärte. Jetzt schienen ihm auch die drei Jahre nicht mehr so ganz verloren; er meinte doch etwas gelernt zu haben, und worin nicht alles! Intriguant und Charakterkomiker war er sicher, aber auch die niedrig komischen Rollen konnte er nicht missen, und die Helden wollte er ebenso wenig ganz entbehren. Was ließ sich auf einem günstigen Terrain in diesen Gebieten alles schaffen, was bei Fleiß und Eifer, von dem er überquoll, nicht alles erreichen! „Aber gelt," rief er, „wir bleiben die alten Schweden?" Dabei nahm er in tollem Uebermuth Frank eine neue Pelzkappe vom Kopf und stülpte ihm seinen alten Hut auf; die Pferde zogen an, und nach dreitägigem Rütteln und Schütteln, ganz geeignet, seine intimsten Gedanken über die Bestie Franz auszureisen, mit der er die neue Phase würdig einzuleiten gedachte, grüßte er mit frommem Schauer die Thürme seiner künftigen Heimath.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ralph Abercromby: Das Wetter.** Deutsch von Dr. J. M. Pernter. Freiburg i. B., Herder. Mit 2 Titelbildern und 96 Figuren im Text. — Wie der Verfasser in der Vorrede betont, soll dieses Buch, „wie die anderen Bände der ‚Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek', dem großen gebildeten Leserkreise von dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, die es behandelt, eine kurze, aber klare Darstellung bieten". Dieser Zweck ist auf eine durchaus originelle Weise erreicht. Schon die Art, wie Abercromby das Thema auffaßt, ist neu; er bietet uns keine Abhandlung über Meteorologie, wie man nach Analogie der vielen populären Schriften mit ähnlichen Titeln erwartet, sondern er leitet die allgemeinen Grundsätze der Lehre vom Wetter als Ganzem ab; er schreibt, um mit dem Uebersetzer zu sprechen, „eine Wetterlehre". Ebenso originell ist Eintheilung und Behandlung des Stoffes. Der Plan des Buches ist folgender:

Etwa das erste Drittel des Werkes bildet den eigentlich populären Theil desselben. Hier werden zuerst die allgemein bekannten Wetteranzeichen besprochen, wodurch der Leser in die einfacheren Theile der synoptischen Meteorologie eingeführt wird. Dann folgt in einem eigenen Capitel eine Abhandlung über die Wetter- und die auf deren Aussehen gegründeten Wetterregeln, — mit besonders schönen Abbildungen; auch die beiden Tafeln gehören zu diesem Theil des Werkes — und dabei wird auf den großen Fortschritt hingewiesen, der in neuester Zeit in Bezug auf die Deutung dieser Factoren gemacht wurde. Bis hieher wird nur die nördliche gemäßigte Zone in den Kreis der Betrachtung gezogen. Nun kommt der zweite Haupttheil des Werkes. Zuerst führt uns hier Abercromby in die Einzelheiten der Isobaren ein und zeigt, wie dieselben alle Producte des atmosphärischen Kreislaufes, resp. der verschiedenen Faktoren desselben, sind. Die Betrachtung der Barogramme und Meteorogramme im allgemeinen schließt sich nun an und im Zusammenhang damit die Ausführungen darüber, wie die Wetterfolge an einem Orte in den Isobarenformen auf zwei auf einander folgenden Wetterkarten ihre Erklärung findet. Dann folgen Auseinandersetzungen über die Beziehungen zwischen Isobaren und Windgeschwindigkeit und über den Einfluß verschiedener Isobarenformen auf die wechselnde Vertheilung von Wärme und Kälte in verschiedenen Theilen der Erde. An die Ausführungen über Regen, Höhen, Gewitterstürme, und nicht tropische Regen schließt sich das Capitel über Tornados, Wirbelwinde und Tornados an, und diesem folgt die Erläuterung des localen Einflusses der Gestaltung der Erdoberfläche. Ein langes Capitel ist sodann den täglichen Wettererscheinungen mit besonderer Berücksichtigung des Punktes gewidmet, inwiefern sie das Wetter, das jede Isobarenform charakterisirt, beeinflussen. Nachdem so die „Componenten des Wetters" erläutert sind, kommt Verfasser auf die jährlichen Wetterschwankungen zu sprechen. In den Schlußcapiteln geht es wieder zurück auf die Wettervorhersage, und es theilt sich dieser Abschnitt ungezwungen in die Fragen ein, was ein einzelner Beobachter in Bezug auf Wetterprognose leisten kann, und wie es sich hiemit in einer meteorologischen Centralanstalt verhält.

Nachdem wir so den Gedankengang des Verfassers kurz skizzirt haben — ohne daß es aber möglich gewesen wäre, hiedurch den reichen Inhalt erschöpfend anzugeben —, möchten wir zum Schluß noch einige Bemerkungen anknüpfen.

Als einer der Hauptvorzüge des Werkes muß es bezeichnet werden, daß sich Verfasser nie mit der Aufzählung und Besprechung der einzelnen Factoren des Wetters begnügt, indem er diese „Componenten des Wetters" stets im Hinblick auf das behandelt, was als leitende Idee sich durch das ganze Werk hindurchzieht, nämlich auf die praktische Bedeutung, welche diese Factoren für die Wetterprognose haben. Für alle diejenigen, welche den täglichen Wechsel des Wetters verfolgen wollen, ohne Meteorologen von Fach zu sein, bietet das prächtige Werk alle die Kenntnisse, welche sie dazu benöthigen. Jedoch ist es kein populäres „Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung", sondern derjenige, welcher daraus Nutzen ziehen will, muß das Buch von Anfang bis zu Ende studiren, und zwar genau in der Reihenfolge, wie sie Verfasser durch seine Eintheilung gegeben hat.

Noch auf einen Punkt, der die durchaus eigenartige Seite der Darstellungsweise des Verfassers illustrirt, möchten wir hier kurz eingehen; er betont nämlich ganz besonders die Forderung, die subjective Seite des Wetters zum Ausdruck zu bringen, und verlangt deßhalb immer wieder, daß man sich nicht mit der Aufzählung der numerischen Daten aller Wetterfactoren begnüge, sondern dieselben durch eine Beschreibung des Wetters in Worten ergänze, so daß auch der Eindruck, den das Wetter auf uns macht, seinen Ausdruck finde. Wenn Abercromby in seiner Vorrede sagt: „Viele Bücher wurden über die Stürme und über klimatische Verhältnisse geschrieben, über das täglich sich abspielende Wetter noch keines", so gilt dieses Wort nun nicht mehr; er hat diesem Mangel abgeholfen, und zwar in einer Weise, die das vorliegende Werk als eine Zierde der wissenschaftlichen Literatur erscheinen läßt. Der Uebersetzer verdient sehr Dank, daß es dieses treffliche Werk einem größeren Publicum zugänglich gemacht hat. Die Verlagsbuchhandlung endlich stattete es durch klaren und schönen Druck, sowie durch die treffliche Wiedergabe der Illustrationen aufs beste aus.

Schuh.

* **Einem über die Thätigkeit der Berliner Sternwarte** im Jahre 1896/97 vom Director Geh. Rath Professor W. Förster erstatteten Bericht ist folgendes zu entnehmen: Am großen Meridianinstrument führte Dr. Battermann u. a. Ortsbestimmungen von Sternen aus, deren erneute oder genauere Bestimmung für andere ältere Beobachtungsreihen von besonderer Bedeutung war. Die meiste Zeit jedoch verwandte Dr. Battermann auf die endgültige Fertigstellung seines Sternkatalogs für die Epoche 1895, in welchem u. a. 3800 Einzelbestimmungen von 379 Fundamentalsternen enthalten sein werden. Ferner wurde der endgültige Katalog von 1640 Anschlußsternen für 1895 aufgestellt. Auch führte Dr. Battermann die systematische Beobachtung von Sternbedeckungen am sechszölligen, der Akademie der Wissenschaften gehörigen Refractor weiter. Im ganzen liegen jetzt aus den letzten 2¼ Jahren über 500 gesicherte Beobachtungen dieser Art vor. Die beiden Bedeckungen der Plejadengruppe vom 26. September, 20. und 17. December sind erfolgreich, die erstere auch von Prof. Knorre, beobachtet worden. Am großen Aequatorial hat Prof. Knorre nahezu 350 vollständige Doppelsternmessungen mit dem Doppelbildmikrometer, außerdem mit dem Fadenmikrometer mehrere Beobachtungen von kleinen Planeten ausgeführt. Dr. Marcuse schloß an dem von der internationalen Erdmessung beschafften Zenithteleskop die photographischen Aufnahmen von Sterndurchgängen zur Polhöhenbestimmung ab und theilte deren Ergebnisse mit. In Verbindung mit der Sternwarte hat Hr. O. Jesse in Steglitz seine Bearbeitung der Ortsbestimmungen und der Bewegungstheorie der leuchtenden Wolken druckfertig colla-

Digitized by Google

endet. Die photographisch-astronomische Station im Grunewald hat inzwischen aufgegeben werden müssen. Der öffentliche Zeitdienst der Sternwarte und die Austheilung von genauen Zeitangaben durch telegraphische und telephonische Signale wurde, wie bisher, fortgeführt. Im besonderen wird hiebei berichtet, daß die von Berlin aus geleiteten Zeitballsignalisirungen in Swinemünde und im neuen Hafen zu Bremen gut functionirten. Der durchschnittliche Fehler dieser Signale und der Angaben der Hauptuhr der Sternwarte, von welcher die 6 städtischen Secundennormaluhren und die Centraluhr der Gesellschaft „Normalzeit" regulirt werden, betrug etwa $^1/_{10}$ der Secunde.

* In Sachen der Gleichstellung der Technischen Hochschulen mit den Universitäten hat die württembergische Regierung einen bemerkenswerthen Schritt gethan. Der unlängst den beiden Ständekammern vorgelegte Verfassungsgesetzentwurf enthält u. a. folgende Bestimmungen: „Diese Kammer besteht ... aus je einem Vertreter der Landesuniversität in Tübingen und der Technischen Hochschule in Stuttgart." Die Regierung begründet die Abänderung, neben dem Vertreter der Universität auch einem gewählten Vertreter der Technischen Hochschule einen Sitz einzuräumen, mit der Rücksicht auf die hohe Bedeutung der Technischen Hochschule für die neuzeitlichen Culturaufgaben.

* In Baden bei Wien wurden der „N. Fr. Pr." zufolge auf dem sogenannten Hafferriegel, kaum 10 Minuten von der Stadt entfernt, die Spuren einer ausgedehnten vorgeschichtlichen Wohnstätte aufgefunden, die sich über einen Umkreis von 8 Kilometer erstreckt. Die verhältnißmäßig zahlreichen Funde, unter denen die Steinmassen und Werkzeuge besonders durch ihr schönes und werthvolles Material bemerkenswerth sind, und die große räumliche Ausdehnung gestatten den Schluß, daß hier die Spuren einer der größten und bedeutendsten Siedelungen der vorgeschichtlichen Zeit in Niederösterreich aufgefunden worden sind. Außer schönen, seltenen Waffen und Werkzeugstücken aus Jaspis, Milchopal, Carneol und verschiedenen farbigen Feuersteinen fanden sich auch Fragmente von Schmuckketten aus Bernsteinperlen, Bronzefragmente, Beinwerkzeuge und zahlreiche Gefäßbruchstücke, Thonidole (Götzenbilder), Reib- und Mahlsteine, sowie eine Menge von Nucleen aus Hornstein- und Feuersteinen. Die Siedelung muß durch lange Zeiten der primitiven Culturentwicklung benützt worden sein, denn die Funde umfassen den ganzen Zeitraum von der paläolithischen Periode (ältere Steinzeit) bis zur Römerzeit in Niederösterreich. Von den römischen Funden ist besonders ein Gemmenbruchstück mit der Darstellung eines schreitenden Mars von Interesse, als das einzige in seiner Art, das bisher in Baden gefunden wurde. Bruchstücke von römischen Gefäßen, Thonlampen und von Glasgefäßen, sowie Münzen und Bronzetheile, darunter ein merkwürdiges Schmuckstück, wurden in größerer Anzahl gesammelt. Die Funde wurden dem städtischen Rollettmuseum übermittelt; Dr. Hermann Rollett hat bereits zwei kleine Schauläsen mit den Funden aufgestellt. Einige Prachtstücke von Pfrilen, Messern, Schabern, Pfriemen, eine kleine Säge aus Jaspis, sowie die Bernsteinschmuckperlen und ein Theil der Beinwerkzeuge, die Münzen und Bronzen aus der Römerzeit befinden sich im Besitze des Entdeckers der Siedelung, des Historienmalers Mayerhofer in Baden. Das Material dürfte durch Grabungen, die im Herbst erfolgen sollen, noch eine weitere Bereicherung erfahren.

* Die englische Naturforscherversammlung (British association for the advancement of science) wird heuer im August in Toronto in Canada tagen. Die Eröffnungsrede wird Präsident Sir John Evans halten. Der Metallurg Professor Roberts Austen wird über „Canada's Metalle" reden, Professor Milne über „Erdbeben und Vulcane".

* **Münster.** Der ordentliche Professor Dr. Pohle ist in gleicher Eigenschaft an die katholisch-theologische Facultät der Universität in Breslau versetzt worden.

* **Lüneburg.** Zum Rector der Universität für 1897/98 wurde der Jurist Prof. Lehmann gewählt.

* **Göttingen.** An der hiesigen Universität wurden im letzten Rechnungsjahr an Promotionen vollzogen: in der theologischen Facultät 3 honoris causa; in der juristischen Facultät 1 honoris causa und 38 auf Grund mündlicher Prüfung und gedruckter Dissertationen; in der medicinischen Facultät 37; in der philosophischen Facultät 27 und 2 Ehrenpromotionen.

* **Greifswald.** Der älteste Strafrechtslehrer Deutschlands, Geh. Justizrath Prof. Hurdertin, wird am 12. September sein 60jähriges Doctorjubiläum feiern. Der Gelehrte ist am 4. Sept. 1813 auf Jagdschloß Bracht bei Marburg geboren, mithin fast 84 Jahre alt.

* **Lodi.** In der Bibliothek der Kirche der Incoronata wurde durch einen Barnabitenpater ein werthvoller Wiegendruck eines Chorals entdeckt, der im Jahre 1477 von den Brüdern Bernardo und Damiano Moylli in Parma hergestellt worden ist.

* **Stockholm.** Die hiesige Universität hat von dem Generalconsul J. W. Smitt einen Fonds von 100,000 Kronen erhalten, von dessen Zinsen ein Fünftel zum Capital geschlagen werden soll, während vier Fünftel in Form von drei Stipendien zu je 800 Kronen für verdienstvolle Studenten, der Rest im Höchstbetrage von 1000 Kronen als jährliche Unterstützung an Studenten oder jüngere Lehrer der Hochschule für wissenschaftliche Forschungen in organischer und analytischer Chemie, Bakteriologie, Physik der Atmosphäre und des Meeres und Chemie zur Verwendung kommen. Bereits früher hatte Generalconsul Smitt der Universität große Summen zugewandt, so eine Schenkung von 100,000 Kronen zur Unterstützung einer Professur der Chemie.

* **Moskau.** Der Gelehrte Luginin hat sich bereit erklärt, der hiesigen Universitätsbibliothek sofort nach Fertigstellung des neuen Gebäudes seine systematisch geordnete Büchersammlung über Chemie, bestehend aus 12,000 Bänden, zu überweisen. Zu beständiger Ergänzung der Bibliothek durch periodische Ausgaben für Bücher über Chemie spendet Luginin noch einen besonderen Betrag.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Fritz Bley: Die Weltstellung des Deutschthums. Dr. Fr. Guntram Schultheiß: Deutschnationales Vereinswesen. Brunn Meyer: Der Niedergang deutscher, der Aufschwung fremder Seemacht. (Der Kampf ums Deutschthum, Heft 1, 2 u. 6.) München, J. F. Lehmann 1897. — *Direzione generale della statistica:* Statistica giudiziaria penale per l'anno 1895. Roma, G. Bertero 1897. — *Atti della commissione* per la statistica giudiziaria. Sessione del maggio 1897. — Comune di *Firenze:* Bollettino di statistica del mese di Maggio 1897. — Weltpost, internationale Zeitschrift für Sammelwesen, Kunst und Kunstgewerbe. Vol. XXII. Nr. 7. 1897. Wien, Sigmund Friedl. — Fabre: Ueber neuere Methoden des Flußbaues, Vortrag (S.-A. u. s. „Danubius"). Wien, Danubiusverlag. — Neue Musikzeitung. XVIII. Jahrg. Nr. 7—12. Stuttgart, Karl Grüninger, 1897. — Musikalische Jugendpost. XII. Jg. Nr. 7—12. Ebd. 1897. — Der Kunstgesang, Zeitschrift für Berufssänger und Gesangsfreunde, hgg. v. L. Schulze-Stellig. I. Jahrg. Nr. 13. Leipzig, Karl Fritzsche 1897. — Monatsschrift des historischen Vereins für Oberbayern. VI. Jahrg. Nr. 6. 1897. München. — Jahresbericht des Großherzoglich Badischen Ministeriums des Innern für die Jahre 1889 bis 1896. 2 Bde. Karlsruhe, Ferd. Thiergarten 1897. — *A. S. Grenier:* Répertoire des faits politiques, sociaux, économiques et généraux de l'année 1896. Paris et Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1897. — Gemeindeverzeichniß für das Königreich Bayern, bearb. auf Grund der Volkszählung v. 2. Dec. 1895, mit Bericht über die Ergebnisse der Volkszählung (Heft LXI der Beiträge zur Statistik des Kgrchs. B., hgg. v. k. Statist. Bureau). München, J. Lindauer 1897. — Nüchterne Betrachtungen über das Wesen und Wirken des Bundes der Landwirthe, von einem alten Conservativen. Berlin, A. Schulze. — Schweizerische Binnenschiffahrt nach Project Eugène Rico-Welter. Basel, H. Gaß 1897. — Ludwig Heinrich: Der ehrbare Mann u. die prostituirte Frau, Zeitgemälde. 2. Aufl. Münden l. Hann., Reinhold Werther 1897. — Der Musikführer, red. v. A. Morin. Nr. 134/135: Richard Wagner, Parsifal, erläutert v. Ad. Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Die Kunst unserer Zeit, Chronik des modernen Kunstlebens. 8. Jahrg. Lfg. VIII. München, Franz Hanfstaengl. — Heinrich Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Wohlfeile Ausgabe. Lfg. 2—6. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Griechenland und die Zukunft des Hellenismus, von einem deutschen Historiker. Leipzig, A. Deichert 1897. — Meisterwerke der Holzschneidekunst. Neue Folge Heft 3: Zwölf Zeichnungen von Gusche Schneider. Leipzig, J. J. Weber. — Das Stiftungsfest der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg (Rectoratsreden der Univ. Straßburg 1897). Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 22. Juli. Nummer 161.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Industrie und Verkehr in Finnland. Von Hofrath M. Seiling. — Das Geld in Lessings „Minna von Barnhelm". Von Dr. Heinr. Kraeger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Industrie und Verkehr in Finnland.

Von Hofrath M. Seiling.

Dieser Gegenstand scheint mir insofern ein allgemeines Interesse zu bieten, als er neben anderen Umständen am meisten geeignet ist, zu zeigen, daß sich der Mensch durch Strebsamkeit und Arbeit ein erträgliches, ja sogar ein befriedigendes Dasein in einem Lande bereiten kann, das von der Natur in vieler Beziehung stiefmütterlich behandelt ist.

Finnland, das ich während eines 17jährigen Aufenthalts näher kennen und schätzen lernte, besitzt weder das milde Klima Frankreichs, noch die Steinkohle Englands, noch die schwarze Erde Rußlands, noch die Eisenerze Schwedens. Ein weiterer, der Schaffung des Wohlstands keineswegs förderlicher Umstand ist die geringe Bevölkerungsdichtigkeit, vermöge welcher auf einem Flächenraum, der etwa zwei Drittel jenes des Deutschen Reiches beträgt, nur zwei und eine halbe Million Menschen wohnen. Zwei andere Dinge aber sind es, an denen Finnland reich ist: an Wald und an Wasser. Mehr als die Hälfte des Flächeninhalts des Landes ist mit Wald (meist Fichten, Föhren und Birken) bestanden, und etwa ein Drittel desselben nehmen zahlreiche (gegen 5000) größere und kleinere Seen ein, von welchen Finnland „das Land der tausend Seen" heißt. Daß diese, meist inselt- und buchtenreichen Seen im Verein mit den häufig in coupirtem Terrain liegenden Wäldern große und eigenartige landschaftliche Reize bilden, namentlich in den hellen Sommernächten des Nordens, sei hier nur nebenbei bemerkt.

Da die Seen sehr verschiedene Höhenlagen haben und andrerseits vielfach durch Wasserläufe mit einander und mit dem Meere in Verbindung stehen, gibt es im Lande eine große Menge Stromschnellen und reißender Gewässer, deren mechanisches Arbeitsvermögen insgesammt auf 3 Millionen Pferdestärken geschätzt wird. Diesen billigen Kraftquellen hat die nicht unbedeutende Industrie des Landes ihre Entstehung in erster Linie zu verdanken, während der Waldreichthum, resp. der Export von Holz und Holzproducten die wichtigste Ursache des verhältnißmäßig großen Wohlstandes ist. Hiebei hängt die Möglichkeit des Holzexports aufs innigste mit dem Wasserreichthum des Landes zusammen; denn ohne die durch die Seen und ihre Abflüsse gegebenen Wasserstraßen wäre es nicht denkbar, die Holzmassen des Binnen- und Hinterlandes nach der Küste zu schaffen. In der neueren Zeit sind allerdings manche Gegenden durch die Eisenbahn zugänglich gemacht worden; indessen werden sie für den Holztransport wegen der hohen Kosten nur in beschränktem Maße benützt. Ein schlagendes Beispiel für die wichtige Rolle, welche die Transportkosten bei der Verwerthung von Rohmaterialien spielen, ist die merkwürdige Thatsache, daß bei den großen Sägewerken Finnlands im Freien „ewige Feuer" lodern, auf denen die Holzabfälle verbrannt werden, weil sie keine Transportkosten vertragen und doch beseitigt werden müssen.

Das Flößen der Holzstämme bis an die Meeresküste, wo sie für den Export meist zersägt werden, erfordert nicht selten 2 bis 3 Jahre, oder vielmehr Sommer; solch enorm lange Wasserwege haben sie zurückzulegen. Auf den großen Seen werden oft bis zu 10,000 Stämme, die zu einer sogenannten Flotte (einem weiten, aus Stämmen gebildeten Ring, innerhalb welchem die übrigen Stämme frei schwimmen) vereinigt sind, auf einmal transportirt. Solche „Flotten" werden in neuerer Zeit meist von Dampfern geschleppt, während sie früher zu einem, von einem vorausfahrenden Boote immer wieder ausgeworfenen Anker mittelst Pferdegöpels, der sich auf einem Floß innerhalb des Ringes befindet, mühsam hingezogen wurden. Auf diese Weise kommt es vor, daß große Holzfirmen bisweilen eine solche Menge Stämme schwimmen haben, daß ihr Werth Millionen beträgt.

Die ersten Betriebe, bei denen schon vor Jahrhunderten Wasserkraft ausgenutzt wurde, waren Hammerwerke und Mühlen. Im Laufe der Zeit wurde die Wasserkraft für die verschiedensten industriellen Zwecke angewendet, während sie gegenwärtig am öftesten beim Betrieb von Holzschleifereien, dieser natürlichsten Industrie Finnlands, verwerthet wird. Von der ungeheuren Gesammtwasserkraft des Landes ist bis jetzt nur ein kleiner Theil ausgenutzt, der sich aber auf die auch schon respectable Summe von ungefähr 50,000 Pferdestärken beläuft. Daneben sind jedoch, weil die Wasserkräfte nicht immer günstig liegen, oder auch weil sie an manchen Orten sehr veränderlich sind, über 600 Dampfmaschinen thätig, die zusammen ungefähr 17,000 Pferdestärken entwickeln.

Die Bedeutung der wichtigsten Industriezweige ergibt sich aus der nachfolgenden, für das Jahr 1895 geltenden Zusammenstellung; im genannten Jahre betrug der Werth der verarbeiteten Rohproducte bei den:

Sägemühlen	38	Millionen	Francs
Meiereien	25	„	„
Textilfabriken	24	„	„
Papierfabriken	16	„	„
Maschinenfabriken	13	„	„
Gerbereien	11	„	„
Eisenwerken	7	„	„
Zuckerfabriken	7	„	„
Tabakfabriken	6	„	„
Bierbrauereien	6	„	„
Branntweinbrennereien	5	„	„
Glasfabriken	3	„	„

In den beiden ersten Fällen beziehen sich die Zahlenangaben auf die exportirten Waaren, so daß nach Berücksichtigung des einheimischen Bedarfs der Totalwerth der hergestellten Producte noch erheblich größer ist. Wenigstens gilt dies für Butter und Rahm, von denen im Lande außerordentlich viel verbraucht wird; denn sogar der Arme kann zum Brode die Butter nicht entbehren, und kein Dienst-

Digitized by Google

bote würde den Kaffee nur mit Milch trinken. In Anbetracht dessen, daß es im Lande fast 1 Million Kühe gibt, also auf je 5 Menschen 2 Kühe treffen, ist der Export an Meiereiproducten verhältnißmäßig nicht sehr groß, weil eben viel im Lande verzehrt wird. Der große Aufschwung, den das Meiereiwesen genommen, stammt aus der neueren Zeit, in der die Landwirthe zur Einsicht gekommen, daß Milchproduction und Viehzucht viel lohnender sind, als der Getreidebau; denn einerseits wird dieser durch Nachtfröste zu sehr gefährdet, andrerseits kann das Getreide leicht und billig importirt werden, namentlich aus Rußland.

Bei der Textilindustrie entfallen zwei Drittel des Productionswerthes auf die Baumwollspinn- und -webereien, weil dieser Industriezweig seitens der Regierung auf eigenartige Weise bevorzugt ist. Die größte der Baumwollfabriken, die gegen 3000 Arbeiter beschäftigt und beiläufig gesagt in jeder Beziehung ein Musteretablissement ist, befindet sich nämlich in Tammerfors, welche Stadt seit mehreren Decennien gewisse Rohwaaren zollfrei einführen darf. Durch diese schon von Kaiser Alexander I. angeregte und bis zum Jahre 1905 geltende Bestimmung sollten der Großindustrie die Wege geebnet werden, indem sich bei Tammerfors eine der vorzüglichsten Wasserkräfte des ganzen Landes befindet. Die Stadt liegt zu beiden Seiten des etwa einen halben Kilometer langen, wasserreichen Abflusses des Sees Näsijaevi nach dem 19 Meter tiefer liegenden See Pyhäjärvi. Im Laufe der Zeit sind denn auch in Tammerfors gegen 40 Fabriken, darunter die größten des Landes, entstanden, so daß es als Finnlands Manchester bezeichnet werden kann. Die Stadt beherbergt eine Arbeiterbevölkerung von 20,000 Köpfen. Um nun den drei anderen Baumwollfabriken die Concurrenz mit Tammerfors nicht unmöglich zu machen, genießen auch sie gewisse Vortheile beim Import der Rohwaare.

Die beiden eben erwähnten Seen gehören, wie ich im Anschluß an weiter oben Gesagtes noch erwähnen will, zu den wichtigsten Wasserstraßen für das Holzflößen. Insbesondere hat der sich in der Richtung von Norden nach Süden erstreckende Näsijärvi die stattliche Länge von 180 km, so daß weite Waldgebiete an seinen Ufern und in ihrer Nähe liegen. Da nun das Flößen in der reißenden Stromschnelle bei Tammerfors aus verschiedenen Gründen unthunlich ist und zwischen den beiden Seen ein Höhenrücken liegt, werden die Stämme auf eine originelle Weise vom einen See nach dem andern geschafft. Vom Ufer des höher gelegenen Sees ist nämlich über den Höhenrücken hinweg nach dem Ufer des tiefer liegenden eine hölzerne Rinne angelegt, in welcher die Stämme über den etwa 60 Meter hohen Berg kriechen, indem sie, einer dicht hinter dem andern, an einer mittelst Dampfkraft bewegten Kette befestigt sind. Diese originelle Einrichtung und eine zweite ähnliche sind Tag und Nacht in ununterbrochener Thätigkeit.

Bei den Papierfabriken bezieht sich der Productionswerth auch auf den Holzschliff und die Cellulose (den auf chemischem Wege bereiteten Holzstoff). Reines Lumpenpapier wird verhältnißmäßig wenig, aber von ausgezeichneter Qualität hinsichtlich der Dauerhaftigkeit hergestellt, weil Finnland das erste Land war, das dem Vorgange Preußens in Bezug auf die Verwendung amtlich geprüften Papiers seitens der Behörden folgte, und weil die betreffenden Vorschriften in Finnland ganz besonders streng sind.

Die älteste Industrie des Landes ist die Eisenindustrie. Wie sehr dieses Metall schon in der ältesten Zeit geschätzt wurde, beweist der Umstand, daß Ilmarinen, einer der Heiden des finnischen Nationalepos „Kalevala", das Schmiedehandwerk betrieb. Die Eisenerze werden großentheils aus Schweden bezogen. Zum Theil werden aber auch Erzarten verarbeitet, welche im Osten des Landes auf dem Boden von Seen vorkommen. In der letzten Zeit wurden aus 180 Seen jährlich ca. 60,000 Tonnen Erze gehoben.

Hinsichtlich der Spirituosenfabrikation verdient hervorgehoben zu werden, daß sich die Quantität des erzeugten Branntweins seit 1886 auf die Hälfte verringert hat. Dieses erfreuliche Resultat ist theils gesetzlichen Bestimmungen in Betreff des Ausschankes, theils der regen Thätigkeit der in Finnland, wie auch im skandinavischen Norden weit verbreiteten Mäßigkeitsvereine zu verdanken. Mit dem Bier verhält es sich freilich umgekehrt, indem im Jahre 1895 ungefähr doppelt soviel gebraut wurde als 1886; indessen kamen selbst 1895 auf den Kopf der Bevölkerung erst 10 Liter, also etwa der 50. Theil von dem an manchen Orten Bayerns üblichen Quantum. Auch hat in Finnland die Herstellung von kohlensauren Wassern und Limonaden in der jüngsten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, woraus man schließen darf, daß der Ersatz für den Branntwein keineswegs nur im Bier gesucht wird.

Eine Industrie, auf welche das Land von der Natur angewiesen ist, und welche neuerdings auch mit Erfolg betrieben wird, ist die Bearbeitung von Granit, an dem Finnland sehr reich ist. Denn manche Höhenrücken, sowie die lang gestreckten Küsten und die vielen tausende von Schären, die namentlich vor der südlichen Küste liegen, bestehen lediglich aus dieser Steinart. Der finnische Granit ist jedoch selten ganz fehlerfrei und für die Bearbeitung geeignet. Der Hauptexport geht schon seit langem nach St. Petersburg, wo viele Prachtbauten, wie z. B. die Isaakskirche und die Alexandersäule, aus finnischem Granit hergestellt sind.

Zurückgegangen sind in den letzten Jahren nur der Schiffbau und die Theerfabrikation. Der Rückgang des Schiffbaues rührt daher, daß die aus Holz gebauten Segelschiffe, um die es sich hauptsächlich handelte, immer mehr von Dampfern und eisernen Segelschiffen verdrängt werden, und daß die Bedingungen zum Bau von großen Eisenschiffen in Finnland nicht gegeben sind. Mit dem Verschwinden der hölzernen Segler hängt aber wiederum die verminderte Nachfrage nach Theer zusammen, indem dieser bei jenen Schiffen die meiste Verwendung fand. Der Theer, der in früherer Zeit, namentlich im 17. Jahrhundert, Finnlands wichtigster Exportartikel war, wurde bis vor kurzem von der Landbevölkerung ausschließlich auf eine sehr primitive und waldverwüstende Weise hergestellt; erst in jüngster Zeit hat man angefangen, den Theer in Oefen zu brennen. Die Theerproduction, die seit 30 Jahren um fast das halbe Quantum geringer geworden, betrug im Jahre 1895 immerhin noch 140,000 Hektoliter.

Der gesammte Productionswerth der eigentlichen Industrie Finnlands belief sich 1895 auf 189 Millionen Francs (= finn. Mark) und die Zahl der in der Industrie beschäftigten Arbeiter war 66,000, wovon 30 Procent auf weibliche und jugendliche Arbeiter entfallen. Diese Zahlen bedeuten für das letzte Decennium eine Steigerung des Productionswerthes um 67 Procent und eine Vermehrung der Arbeiterzahl um 53 Procent. Im Handwerk waren 1895 ungefähr 12,000 Arbeiter beschäftigt, während der gesammte Productionswerth auf 23 Millionen Francs veranschlagt wird. Auch hier hat seit 10 Jahren eine Vermehrung der Arbeiterzahl und des Productionswerthes um resp. 45 und 55 Procent stattgefunden, so daß also der Satz vom Blühen der Industrie auf Kosten des Handwerks nicht unter allen Umständen aufrecht erhalten werden kann.

Was das Verkehrswesen im Lande der tausend Seen betrifft, so liegt es auf der Hand, daß die Wasserwege eine große Rolle spielen. Abgesehen vom Verkehr mit dem Auslande, der überwiegend (der Personenverkehr sogar

Digitized by Google

ausschließlich) von einheimischen Schiffen besorgt wird, gibt es sowohl an der Küste, als auf den Binnengewässern zahlreiche Schiffsverbindungen. Die Gesammtzahl der Schiffe Finnlands beträgt 220 Dampfer und 1760 Segler. Die größte Dampfer-Rhederei, die Finnländische Dampfschiffahrts-Actiengesellschaft besitzt eine Flotte von 22, meist stattlichen Schiffen, unter denen sich 13 Oceandampfer befinden, die ihre Fahrten bis nach Südamerika ausdehnen.

Die auf den Binnengewässern fahrenden Schiffe legen mehrfach Wege zurück, welche viele hunderte von Kilometern betragen. Zum Theil gestattet dies die große Ausdehnung mancher Seen, zum Theil kommt es jedoch daher, daß viele Seen mit einander durch Schleusencanäle verbunden sind, welche allzu reißende natürliche Wasserläufe umgehen. Der bedeutendste unter diesen Canälen ist der Saimacanal, der den im Osten des Landes gelegenen großen Saimasee (von 64,000 Quadratkilometer Fläche) mit dem finnischen Meerbusen verbindet. Die Länge des Canals beträgt 59 km, wovon 32 km künstliche Wasserstraße sind, während der Rest auf zwischenliegende Seen entfällt. Es sind 28 Schleusen vorhanden, indem die Niveaudifferenz zwischen dem Saimasee und dem Finnischen Busen 76 m beträgt.

Einen großen Abbruch erleidet der Wasserverkehr im Winter. Während er an der Küste und auf den Binnengewässern 5—6 Monate lang ganz aufhören muß, wird er mit dem Auslande von Hangö, dem südlichsten Hafen, aus fast den ganzen Winter über mit großer Anstrengung aufrecht erhalten. Dies geschieht insbesondere wegen des starken Butterexports nach England, der auf dem theuren Eisenbahnwege über Rußland und Deutschland auf lohnende Weise natürlich nicht oermittelt werden könnte. Um nun den Hafen von Hangö, vor dem nur wenige Schären liegen, so daß er auch in dieser Beziehung als Exporthafen besonders geeignet ist, offen zu erhalten, wurde schon vor mehreren Jahren ein kräftiger Eisbrecher-Dampfer angeschafft, der in Europa das stärkste Schiff seiner Art ist und dessen Maschine 1500 Pferdestärken entwickelt. Derartige Schiffe, die ungewöhnlich stark gebaut sind, haben ungefähr die Form einer halben Eierschale und einen solchen Bug, daß das Vordertheil des Schiffes auf das Eis hinaufsahren kann, um es dann durch Gewichtswirkung zu zerbrechen.

In Finnland hat es sich übrigens gezeigt, daß die Schiffahrt in strengen Wintern nicht nur nicht gesichert, sondern auf mancherlei Art gefährdet ist, falls nur ein einziger Eisbrecher vorhanden ist. Vor allem läuft der Eisbrecher selbst Gefahr, den Hafen nicht mehr zu erreichen, wenn er sich zur Begleitung oder Abholung von Schiffen zu weit hinaus begeben muß. Es ist deßhalb vor Jahresfrist beschlossen worden, einen zweiten, hinsichtlich der Maschinenleistung doppelt so starken Eisbrecher anzuschaffen, als der vorige ist. Auf diese Weise wird es dann überdies möglich werden, im Frühjahr, wenn in Hangö die Hauptgefahr vorüber ist, das eine der beiden Schiffe dazu zu verwenden, auch andere Hafenstädte der Schiffahrt früher zugänglich zu machen. Der zweite Eisbrecher soll nach dem amerikanischen Typus erbaut werden, wie er in dem die Seen Michigan und Huron verbindenden Mackinac-Sunde zuerst zur Anwendung kam. Dieser Typus, dessen Vertreter von einem von der finnländischen Regierung ausgesandten Sachverständigen an Ort und Stelle längere Zeit beobachtet wurden, ist insbesondere dadurch charakteristisch, daß er auch vorn einen Schraubenpropeller hat, der jedoch kleiner ist als der hintere, etwas tiefer liegt als dieser und von einer besonderen Maschine getrieben wird, welche schwächer ist als die Hauptpropellermaschine. Die Arbeitsweise des Schiffes ist nun folgende: in festem Eise wird das Schiff von beiden Propellern vorwärts getrieben, wobei der vordere unter dem Eise eine saugende Wirkung ausübt, welche die Arbeit des Buges, das Eis niederzudrücken und zu zerbrechen, erleichtert; dazu kommt, daß der Wasserstrom des vorderen Propellers die zerbrochenen Eisstücke nach hinten treibt. Im sogenannten Packeise dagegen arbeitet der vordere Propeller bald mit der einen, bald mit der entgegengesetzten Bewegungsrichtung, während der hintere Propeller stets im Sinne des Vorwärtsganges arbeitet und das Schiff unter allen Umständen vorwärts treibt, da er ja eine stärkere Maschine besitzt, als der vordere. Dreht sich nun der vordere Propeller im Sinne der Rückwärtsbewegung, dann wird ein kräftiger Wasserstrom nach vorn, dem Packeisbande entgegen, getrieben, der die Eisstücke von einander löst, indem er ihre Bindemittel, Schnee und Eisbrei, wegspült; die losgelösten Eisstücke werden dann nach hinten getrieben, sobald die Bewegungsrichtung des vorderen Propellers wieder verändert wird. Ein anderer wichtiger Vortheil dieser Propelleranordnung ist die außerordentliche Manövrirfähigkeit des Schiffes, vermöge welcher sich dasselbe sogar auf dem Platze drehen kann.

Ist der Winter so streng, daß die Schiffahrt auf der Ostsee überhaupt eingestellt werden muß, dann friert der Bottnische Meerbusen vollständig zu, so daß die Butter und andere Waaren mit Schlitten über das Eis nach Schweden geschafft werden können, wo sie mit der Eisenbahn nach Gothenburg weiter gehen, zwischen welcher Hafenstadt und England der Schiffsverkehr unter allen Umständen aufrecht erhalten werden kann.

Was den Verkehr zu Wasser anlangt, mögen schließlich auch noch jene eigenthümlichen Boote erwähnt werden, mittelst welchen der Theer aus dem Innern des Landes nach der am Bottnischen Busen gelegenen Stadt Uleaborg geschafft wird, von wo aus der Theerexport hauptsächlich stattfindet. Das Theerbrennen wird nämlich meist in jenen waldigen Gegenden des mittleren Finnlands betrieben, die durch Wasserstraßen mit dem großen Uleasee (von 984 Quadratkilometer Flächeninhalt) in Verbindung stehen, dessen lang gestreckter und reißender Abfluß nach dem Bottnischen Busen der bei Uleaborg mündende Uleafluß ist. Da nun die Theerboote auf ihrer 2 bis 3 Wochen währenden Fahrt zahlreiche und nicht selten gefahrvolle Stromschnellen passiren müssen, sind sie insofern eigenartig gebaut, als sie 12 bis 14 m lang und nur 1 m breit und tief sind. Da ferner das mit 20—25 Fässern beladene Boot in der Mitte nur um wenige Centimeter über dem Wasser hervorragt, sind zu beiden Seiten meterhohe Schutzwände befestigt, die bei der Heimfahrt des leeren Bootes entfernt werden. Vorn und hinten sind Ruder angebracht, und auf der einen Seite befindet sich außerdem das so wichtige Steuerruder; bei günstigem Wind wird ein mächtiges Raasegel gehißt. Die Besatzung besteht gewöhnlich aus zwei Männern und einem Weibe. Diese Theerboote nehmen Touristen an Bord, die auf solche Weise Gelegenheit haben, herrliche Wald- und Wasserseenerien unter ebenso an- wie aufregenden Umständen kennen zu lernen. Viele der zu passirenden Stromschnellen sind nämlich so gefahrvoll, daß das Boot nur von einem vereidigten Steuermann geführt werden darf, wie solche an allen derartigen Stellen stationirt sind. Auf der Heimfahrt werden die Boote in den Flüssen mit dem Fahrbaum gestoßen, während die Stromschnellen durch Transport zu Lande umgangen werden müssen.

Das Eisenbahnnetz, dessen Länge jetzt 2600 km beträgt und für dessen Anlage über 200 Mill. Frcs. ausgegeben wurden, muß als sehr groß bezeichnet werden, wenn man das Verhältniß zwischen Kilometer- und Einwohnerzahl in Betracht zieht. Seit Jahren besitzt Finn-

land die nördlichste Eisenbahnstation der Erde (Uleaborg) und bald wird der eiserne Gürtel den Bottnischen Meerbusen ganz umschließen, nachdem Finnland und Schweden bereits beschlossen haben, ihre Eisenbahnen bei Haparanda einander begegnen zu lassen. Man reist in Finnland mit der Eisenbahn in jeder Beziehung bequem, aber langsam; denn Schnellzüge rentiren sich noch nicht.

Weniger bequem ist hingegen das Reisen auf der Landstraße, da es allgemein in offenen, zweiräderigen Karren geschieht, deren Federconstruction nicht immer die beste ist. Sehr gut sind jedoch die Pferde: es sind fromme Thiere und unverdrossene Schnellläufer. Auf das gute Pferdematerial ist es zum Theil wohl auch zurückzuführen, daß Bremse und Radschuh vollkommen unbekannt sind, obwohl deren Anwendung nach unsern Begriffen durch das Terrain sehr geboten erschiene. Der Tourist kommt übrigens kaum in die Lage, über Land reisen zu müssen, da die meisten schönen Gegenden zu Schiff oder mit der Eisenbahn zu erreichen sind.

Zweifellos haben die Entwicklung der Industrie und des Verkehrswesens, sowie der dadurch bedingte Export (1895: ca. 130 Mill. Frcs.) zur günstigen Gestaltung der ökonomischen Lage Finnlands das meiste beigetragen. Das Land hat nur 75 Mill. Frcs. Schulden (hauptsächlich Eisenbahnanlehen), die Staatssteuern sind nicht der Rede werth, und die Bevölkerung lebt — von einigen entlegenen und vom rauhen Klima gar zu sehr bedrängten Gegenden abgesehen — gut, in den Städten sogar sehr gut. Die Hauptquelle des Wohlstandes, der Waldreichthum, wird ja mit der Zeit immer spärlicher fließen, da von einer rationellen Forstwirthschaft, wenigstens in den ausgedehnten Privatwaldungen, noch kaum etwas zu merken ist. Dagegen können dem Lande neue Einnahmequellen durch die bedeutenden Wasserkräfte eröffnet werden, wenn das Prinzip der elektrischen Kraftübertragung auf große Entfernungen erst einmal allgemeinere Anwendung gefunden haben wird.

Das Geld in Lessings „Minna von Barnhelm".

Von Dr. Heinr. Kraeger (Bremen).

Die productiven, künstlerisch veranlagten Menschen haben das Geld leider nie so zu schätzen verstanden, wie die große Menge, die es in richtigem Instincte immer flott umtanzt hat. Denn auf den Münzen, die jeden Augenblick den Besitzer wechseln, haftet nun einmal der Fluch des Unpersönlichen und des Unindividuellen, den selbst auf holländischen Goldstücken das lieblich mädchenhafte Gesicht der Königin Wilhelmine nicht ganz wegläcHeIn kann. Beim Gelde bemüht man sich vergebens um jenes interesselose Wohlgefallen, das die ästhetische Betrachtung erst ermöglichen soll. Es macht aus unschöpferischen, aber schlauen Köpfen klingende Größen und drückt dagegen das Genie, dem der heitere Trieb nach dem Capital nicht gegeben ist, herunter. Es ließe sich einmal eine artige Studie darüber schreiben, wie die geniale Menschheit der letzten Jahrhunderte in Scherz und Ernst jeweilig über das Geld gedacht hat, wie viel gewaltige Existenzen aus ökonomischen Mängeln ganz verkrachten, oder in der Zucht der Zeit sich wiederstrebend an eine kaufmännische Brille gewöhnten, die ihnen drollig genug anstand.

In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts fing im Garten unsrer Literatur das Grünen an, der Nationalismus wurde von einem neuen Gefühlsleben überströmt; die Phantasie schwang ihren Zauberstab; die Bäume standen im hellen Schmuck der Blüthe da, und „Liebe" sangen die Nachtigallen von Busch zu Busch — kurzum, der Frühling zog durch die deutsche Welt; und in dem süßen Getön der Natur verlor auch das Geld, das ja die Cultur erst nachträglich geschaffen hatte, seinen guten Klang.

Selbst Lessing packte, von Duft und Luft berauscht, die Elemente holden Leichtsinns, die in ihm still, aber reichlich vorhanden waren, zusammen und trieb in der „Minna von Barnhelm" das scherzhafteste Spiel mit allem Geld und Geldeswerth. Der siebenjährige Krieg, der den Wandel alles Irdischen eindringlich genug gepredigt hatte, muß freilich dafür mit verantwortlich gemacht werden. In der Angst und Sorge über materielle Verluste, die heute den, und morgen jenen trafen, hatten die Menschen sich hülfreich, edel und gut zu betragen gelernt. Für den Dichter aber war es eine dankbare Aufgabe, die angeborene opferfähige Gesinnung des Herzens just im Soldatenstande zu zeigen, wo sie am wenigsten erwartet wurde. Preußen sollte vor dem Tribunal der poetischen Gerechtigkeit seinen Sieg weder dem Zufall noch der rohen physischen Gewalt, sondern solchen Männern vom Schlage Tellheim zu verdanken haben, die, auch für den Feind verehrungswürdig, mit der äußeren Ueberlegenheit den Edelsinn der Großen für die Schwachen verbanden.

Daß aber gerade die militärischen und menschlichen Momente, gegen einander angeführt, dramatisch packende Gelegenheiten schaffen, bestätigte später noch Heinrich v. Kleist. „Minna von Barnhelm", das war das Festspiel nach einem glücklich überstandenen Kriege, der „Prinz von Homburg" dagegen, das war ein verstecktes brünstiges Gebet in der Noth: „Ach Herr, wie sind meiner Feinde so viel"; aber hier und dort wehren Herz und Blut sich gegen die Uniform; und wie der Major von Tellheim die mildesten Regungen seiner Seele offen bekennt, so vergißt der Prinz von Homburg in der natürlichen Angst vor dem Tode gar alle Regeln soldatischer Unerschrockenheit. So stramm auch der preußische Waffenrock sitzen soll und muß: die Dichter haben ihn immer wieder aufgeknöpft, und, wie von Gottes und Rechtswegen ihre Pflicht, in dem Soldaten erst nach dem Menschen gefragt.

Das ganze Unglück und Glück Tellheims fließen aus ein und derselben Quelle, aus dem Gelde; denn seine selbstlose That, einer feindlichen Stadt das Elend des Krieges gar durch Geldunterstützungen noch zu erleichtern, war so ungewöhnlich, daß sich der Staat, der oft betrogene, erst von der Nichtigkeit derselben gründlich zu überzeugen hatte. Der tückische Zufall spricht — während der Untersuchung vorderhand — gegen den Ritter und bereitet ihm allerlei Ungemach. Aber wie der Mohr von Venedig schon mit dem bloßen Ruf seiner körperlichen Tapferkeit Desdemona eroberte, so hat Tellheim durch sittliche Bravour und die dem Feinde muthig vorgeschossenen tausend Pistolen das Herz der reichen Erbin von Barnhelm bezwungen. Die Geldfrage also brachte diese zwei zusammen, aber nicht in unserm capitalfreundlichen Sinne, weil das Mädchen ein schweres Vermögen besaß, — sondern weil der Mann all seine Habe ganz unvergleichlich hochherzig wegzugeben verstanden hatte. Und während sonst die Verlobungsringe springen, wenn reiche Bräute plötzlich verarmen, wird hier das Band nur um so herzlicher geschlungen, als der Geliebte sein Mädchen enterbt und besitzlos glaubt. — „Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu ersetzen?" — und als er ihr damit ungewollt die selige Ahnung bestätigt, daß „die wackern Männer, wie Tellheim, nicht für Geld zu haben sind". So schlägt Lessing der platten Weisheit dieser Welt mit unnachahmlicher Grazie ein Schnippchen!

Auch die Episode mit der Rittmeisterin Marloff ist auf dem Geldmotiv aufgebaut. Statt die Bezahlung alter Schulden ordentlich entgegenzunehmen, verspricht Tellheim obendrein noch für den Sohn seines verstorbenen Freundes zu sorgen; und ihres Sohnes wegen empfängt auch die

Digitized by Google

Wittwe willig diese Wohlthaten. — Das war eine Bitte Lessings für alle jungen Waisen, die der unerbittliche Krieg um ihre Väter und Ernährer gebracht hatte. Aber wie unendlich fein und zart trug er sein Anliegen vor; es wäre ihm leicht genug gewesen, den Knaben Marloff mit in das Stück hineinzuführen und so der Gnade und den Börsen des Publicums zu empfehlen! Lessing hätte den Jungen jetzt auch besser auf die Bühne stellen können, als seiner Zeit das kleine Fräulein Arabella, das ihm in der Sara Sampson so unkindlich geschwätzig gerathen war. Er umging also die Darstellung des Kindes nicht aus einem Gefühl von Schwäche oder Scheu, aber er glaubte auf diese künstlerischere Weise zugleich mehr für die junge Generation zu erreichen und wollte nicht alles ausplaudern und zudringlich den Sammelbeutel unter den Zuschauern circuliren lassen.

Wie der ernste Tellheim seinen weiblichen Doppelgänger in der Marloff erhalten hat, die ja mit ihm unter den Folgen des Krieges leidet — so läuft neben Minna der Chevalier Riccaut in einer feinen, gewiß nicht unbeabsichtigten Stimmung der Charaktere her; denn Minna hat am Ende auch einen leisen Hang zum Abenteuerlichen, der sich in dem Monsieur nur grotesk verstärkt hat. Sie treiben beide ein Spiel auf eigene Art, Minna ganz bona fide mit dem Geliebten, und Riccaut unehrlich am Roulett. Aber der Franzmann tritt so offen unbeholfen auf, daß sein „corriger la fortune“ unter den Deutschen nicht allzu viel Schaden anrichten kann. Der gesunde Menschenverstand, den die Franziska vertritt, hat diese lockere Elster bald erkannt, und die Zofe würde dem Herrn die goldene Beute gern wieder abnehmen, die er in Minna's Zimmer machte, wenn ihn diese nicht in guter Absicht lassen ließe: „Vielleicht, daß er nur hingeht, seine kleinen Schulden bezahlt, von dem Rest, so weit er reicht, still und sparsam lebt und an das Spiel nicht denkt. Wenn das ist, liebe Franziska, laß ihn Recruten holen, wenn er will.“

Minna ist überhaupt immer gleich bereit, zu zahlen, und würde sich ohne ihre vorsichtige Freundin, die, Gott sei Dank, den Schlüssel zur Schatulle führt, schnell verausgaben. Beim Wirth möchte sie Tellheims sämmtliche Schulden berichtigen. In der Freude, endlich auf der Spur des Geliebten zu sein, zwingt sie der Zofe eine Hand voll Geld auf: „Kaufe dir, was du gern hättest,“ und gibt ihr noch etwas „für den ersten blessirten armen Soldaten, der uns anspricht,“ mit.

Es ist ein feiner Zug, daß in dieser Komödie einmal die gute That fortzeugend Gutes gebären muß, und zwar gleich mit so lustiger Fruchtbarkeit, daß der Vater Tellheim sich am Ende vor seiner Brut kaum zu retten weiß und komisch hülflos die Freunde, die ihn von allen Seiten mit Geld bombardiren, um Gnade bitten muß: „Daß mich doch die besten Menschen am meisten quälen müssen!“ Ueberall sonst in der Welt hat man sich erst umzusehen, wenn man Geld zu leihen wünscht: aber hier fliegt es dem Menschen heiter in den Schoß. Tellheim will zwar den Segen von oben gar nicht haben; er, der andern Gutes that, verzichtet eigensinnigerweise darauf, daß man ihm ebenso wieder thut. Als Offizier, der auf eigenen Füßen stehen soll, schlägt er die Hülfe seiner Untergebenen aus: „es ziemt sich nicht,“ bis er sich vor dem braven Werner gar noch deutlicher ausdrücken muß: „Ich will dein Schuldner nicht sein.“ Erst die Liebe und Leidenschaft beseitigen sein Standesvorurtheil. Und um den Brautring einzulösen, entschließt sich Tellheim, seinen Wachtmeister doch anzupumpen. Am Schluß wirft er sich auch zum Bankier des alten Degen auf, denn „euch gutherzigen Leuten sollte man allen einen Vormund setzen. Ihr seid eine Art Verschwender!“ —

Die unteren Chargen zeigen naturgemäß eine naivere, durch keinen Ehrbegriff entstellte Auffassung vom Gelde. Das Leben im Feld, die Erfahrungen und Entbehrungen hatten Hoch und Niedrig, Offiziere und Gemeine zu guten Kameraden gemacht. „Wir haben, so lange unser Freund hat,“ ist Werners gesunder, vortrefflicher Grundsatz. Er hat in der Schlacht dem Major zweimal das Leben gerettet und macht nun keine Umstände, einem Manne, dem er so viel erwiesen, auch noch mit ein paar lumpigen Thalern auf die Beine zu helfen. Und eben der Beutel mit Werners Geld, das unangetastet in des Majors Pult lag, macht wieder den Wirth stutzig, der die Thaler für Tellheims Eigenthum hält und seine Krämergesinnung denn auch schleunigst zugunsten dieses Miethers verändert. Die Schlechten und die Verschlagenen werden in Lessings Lustspiel von den Guten gründlich hinters Licht geführt:

Der Wirth: „Wenn ich baar Geld in dem Schreibtisch vermuthet hätte“ — —

Tellheim: „Würden Sie höflicher mit mir verfahren sein. Ich verstehe Sie. Gehen Sie nur!“

Just und Werner sind davon überzeugt, daß es einem Herrn, wie dem ihrigen, unbedingt gut gehen müsse, und suchen beide die göttliche Weltordnung, die dagegen verstößt, aus eigener Kraft wieder einzurenken. Welch prächtiger Mensch, welch fascinirende Persönlichkeit muß dieser Major gewesen sein, dem die Untergebenen so bedingungslos anhängen, der sich Freunde für die Noth geschaffen hat, und der im kleinen auf die Seinen, wie der große König Fritz auf alle die Soldaten zählen kann! Solche Leute, wie Just und Werner, deren Herz am rechten Fleck sitzt, wissen ganz genau, was wahre und was falsche Größe ist. Aber der Major war wie ein Held, ihnen allen voran, in die Schlacht gezogen. Der hatte in den vielen verfänglichen Lagen, in die auch ihn gewiß der Krieg brachte, vor den Soldaten nichts von seinem Ansehen eingebüßt, und wie er in gesunder Zeit und in der Fülle der Kraft einst jedem, der ihm begegnete, Achtung abgenöthigt hatte, so kommt dem Kranken freiwillig und hülfreich die Liebe entgegen. — Der Friede zu Hubertusburg ist längst geschlossen, kein Gewehr knallt und keine übermüthigen Fanfaren oder lustige Soldatenlieder tönen in die fünf Acte herein, und doch breitet Lessing in diesem herzlichen Verhältniß der alten Soldaten zu ihrem verabschiedeten Vorgesetzten ganze Scenen aus dem vergangenen Lager- und Kriegsleben vor uns aus.

Rechnungen einem Schuldner vorzulegen, das macht vielen Menschen doch unbestreitbar ein Vergnügen. Just schreibt dagegen seine Forderungen mit Thränen auf, die er liebenswürdig und plump — „die Küche ist voll Rauch“ — entschuldigt. Tellheim liest den Zettel: „Was der Herr Major mir schuldig: drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler, u. s. w.,“ man will just froh darüber werden, daß sich die Sache nun endlich einmal anläßt, wie es unter Bürgern und Steuerzahlern sein sollte — als Just wimmert: „Die andere Seite, Herr Major,“ wo aus dem einfachen Gläubiger durch geschickte Addition plötzlich ein vierundeinhalbfacher Schuldner geworden ist: „Bin dem Herrn Major schuldig 91 Thaler, 16 Groschen, 3 Pfg.“ Es ist nun einmal nicht anders, diese komischen Leute wollen weder Geld sehen, noch haben. Just bleibt unter solchen Verhältnissen natürlich im Dienst bei seinem Herrn. — Wie souverän verstehen sie gar mit Münzen, wenn es ihnen einmal so paßt, fertig zu werden. „Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannst,“ rühmt Tellheim von seinem Just. Und die Probe darauf wird uns nicht erlassen, als Werner, der ja vom gleichen Schrot und Korn ist, dem Major auf seine

Weigerungen hin schlichtweg den Beutel vor die Füße wirft. „Nun, so brauch es, wer da will!“ Der kleinen Franzisla fröstelt: „Hu, was sind das für Männer!“

Auch allerlei Geldhantirungen gehen in dem Stück vor sich. Es wird überaus munter versetzt, gerade wie in einem Leihhaus. Tellheim trägt seinen Ring, Werner sein Gütchen fort; und der schlaue Wirth zum „König von Spanien“, der so „guten Danziger Lachs, aber schlechte Mores“ hat, macht dabei ein blankes Profitchen, gibt für den Reif 80 Pistolen her und setzt der Minna, die ihn behält, unbedenklich 100 dafür auf die Rechnung.

Diese ehrlichen Menschen, die zu ihrem eigenen Schaden gewiß niemals die Wahrheit verleugnen würden, fangen auf einmal fürchterlich zu lügen an, sobald es sich um den Vortheil anderer Personen handelt. Es ist geradezu die verkehrte Welt, wo zwar Lug und Trug, wie bei uns, herrschen, aber die Motive sich völlig verdreht haben. Minna, die vielleicht nie gespielt hat, macht dem Franzosen weis, daß sie das Spiel sehr liebe und „unlängst gewonnen habe“, und nur deßhalb, um diesem Gentleman auf gute, unanstößige Manier etwas Kleingeld zuzustecken. Just, der sich eben noch vor Franziska gerühmt hatte, ein „ehrlicher Kerl“ zu sein, verspricht, wenn das schlimmste zum schlimmen kommt, für seinen Herrn die Verbrechercarriere einzuschlagen und für ihn zu betteln und zu stehlen. Tellheim, ein preußischer Offizier, schwindelt, „Marloff ist mir nichts schuldig geblieben“, und behauptet, in seinem Taschenbuch den dort wohl aufbewahrten Schuldschein nicht finden zu können. Der alte ehrliche Werner fabulirt eine ganze Geschichte über die Familie Marloff zusammen, um seinem Herrn Geld in die Taschen zu schmuggeln. Tellheim merkt die Finte, aber parirt dem Gegner mit neuen Lügen, daß ihn nämlich die „Marloffin“ heute ganz früh bei Heller und Pfennig bezahlt hätte. Während sich andere Menschen gern selber loben und verklären, macht sich der Wachtmeister schlecht und habsüchtig, als wären es die fetten Zinsen, worauf es ihm bei der Unterkunft seines Capitals ausschließlich ankäme, und als hätte er die Wittwe hartherzig gemahnt, ihm die Schulden ihres verstorbenen Gemahls abzutragen. Und doch ist der Diener genau so schlecht und recht, wie sein Herr: denn in Wirklichkeit war Paul Werner zur Marloff gegangen, um ihr à la Tellheim auch 500 Thaler vorzuschießen.

Der Edelsinn des Lustspiels mußte den Zeitgenossen, die den kecken Humor in der Behandlung dieser Geldfragen verkannten, wohl auffallen! Lessings schwächliche Nachfolger ließen sich deßhalb in ihren moralischen Stücken selten die Gelegenheit zu fürstlicher Freigebigkeit entgehen.[1]) Aber ihnen fehlte der feine Tact, um das Rührstück-mäßige zu vermeiden; sie nahmen der guten Gesinnung allen ästhetischen Adel. Die „Minna“ aber, dieses würdigste Denkmal aus einer Zeit seligen Gebens, wird den Schwarm der Familienlomödien überdauern, gerade so, wie Goethe und Schiller im Werther und in den Räubern den Sturm und Drang des 18. Jahrhunderts typisch für kommende Tage darstellten, wo die Windmacher und Gefühlssänger ihres Gefolges längst vergessen sein werden.

Der Egoismus wurde, wie wir sahen, in Lessings Lustspiel in sein Gegentheil verkehrt und die gewöhnliche Berechnung in einem fort enttäuscht. Ja, im Grunde ist eigentlich der Durchschnittsmensch das Object, über den sich Lessing so lustig macht. Denn trotzdem vom Geld so viel die Rede geht, wird uns am Schluß der Minna von Barnhelm — auch eine geistreiche, heimliche Antithese des Dichters — klarer als irgendwo sonst zu Gemüthe geführt, daß Geld nicht das Glück des Lebens ausmacht und doch nur eine gleichgültige Nebensache ist. Lessing war ein heiterer Philosoph, ein Sanguiniker wie alle Künstler, die den Morgen für das Morgen schaffen lassen und Gott vertrauen, der ja die Lilien und Spatzen kleidet. Ein Stücklein vom fahrenden Sänger steckt jedem aus der poetischen Zunft im Blut, und nicht zu guterletzt tirillirte das in dem kindlich sorglosen Dichter der „Minna von Barnhelm“.

[1]) Erich Schmidt, Lessing I, 478.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Höhenfrost.** Roman von Rael Busse. Berlin, Otto Janke, 1897. Drei Bände. — Prinz Erich Röver-Rastenberg gehört der höchsten Aristokratie an und ist mit Leib und Seele Offizier gewesen. Aber er hat ein offenes Auge für die vielen socialen Ungerechtigkeiten, ein mitfühlendes Herz für die Noth und das Elend der vielen, denen es nicht vergönnt ist, an der reich besetzten Tafel des Lebens zu schwelgen, die leiden und hungern müssen. Der Drang, für die Allgemeinheit zu wirken, trieb ihn dazu, verschiedene Broschüren erscheinen zu lassen, in denen er gegen politische, sociale und militärische Mißstände scharf zu Felde zog. Der Name des Verfassers dieser anonymen Broschüren wurde rasch bekannt, Prinz Erich wurde oben eine recht mißliebige Persönlichkeit und mußte den Dienst quittieren. In der Stille des Landlebens auf dem Schlosse seiner Väter vertiefte er sich noch eifriger in die Beschäftigung mit den Theorieen, Leiden und Krankheiten der Zeit, und die Ergebnisse seines Beobachtens und Nachdenkens werden in einer dritten Broschüre veröffentlicht, für die er diesmal mit der vollen Wucht seines Namens eintritt. Die Regierung sucht das Erscheinen dieser Broschüre zu verhindern, und da ihr das nicht gelingt, kämpft sie mit allen Mitteln gegen den Verfasser, der in der Presse angegriffen und gesellschaftlich boycottirt wird. Seine Gattin, die, von Natur aus zart und weich, durch schweren Kummer gedrückt werden, wird durch die Sorgen über die Gefahren, die dem heiß geliebten Gatten drohen, aufgerieben, sie stirbt. Erich erkennt, daß es vergebliches Bemühen ist, „die schwere Noth der Zeit, die schwere Zeit der Noth“ heilen zu wollen, und er findet sein Heil, seine Zuflucht in der Bibel, in Gott. In einem Nachwort verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß dem Helden bestimmte Persönlichkeiten zum Modelle gedient hätten, einzelne Züge in dem Prinzen mit dem Doppelnamen mögen immerhin der Wirklichkeit nachgebildet sein. Für einen dreibändigen Roman ist der Kampf des vornehmen Herrn für das Glück der Menschheit und seine Erkenntniß, daß es unmöglich ist, in diesem Kampfe Sieger zu bleiben, als Stoff etwas dürftig, und so ist nebenbei noch eine Ehebruchsgeschichte verbunden, die aber nicht eigentlich in organischem Zusammenhang mit dem ganzen Buche steht. Für sich allein betrachtet, ist diese Episode der weitaus beste Theil des Buches. Die schwüle, gewitterdrohende Atmosphäre ist darin vortrefflich gelungen. Der Held dieses Theiles, der frische, leichtherzige Graf Rudi Traumannsdorf, ist die einzige Figur des Buches, die ausgeprägt individuelle Züge trägt. Die mahnende Stimme des Gewissens, die ihm selbst seine Handlungsweise als eine unwürdige und feige erscheinen läßt, die seelischen Aufregungen, die er nach der Entdeckung bis zum Duell durchmacht, sind mit großer psychologischer Schärfe geschildert, und manchmal kann man dabei an Tolstoi — denjenigen aus der Zeit Anna Karenina's — erinnert werden. Auch der sittliche Ernst, mit dem der Ehebruch gegeißelt wird, darf anerkennend hervorgehoben werden. Die Heldin dieser Episode ist ganz romanhafte Schablonenfigur, und auch die übrigen Gestalten vermögen unser Interesse nicht sonderlich zu erregen. Der musterhaft brave Doctor Hariel und die ebenso vortreffliche Ulla Frant strömen eine Atmosphäre der Langenweile aus, die übrigen Gestalten sind theils, wie Prinz und Prinzessin, etwas krankhaft, theils uninteressant. Wenn es am Schlusse heißt: „ . . . Und plötzlich, bei einer Biegung des Weges, leuchtete den dreien ein großes, goldenes Kreuz entgegen. Es hob sich über einer Kirche, und der Sonnenschein brach sich an seinem Glanze. Ulla faßte Pauls Arm einen Moment fester. Es überkam sie wunderlich. Je länger sie emporsah zu dem gewaltigen Symbol, um so mehr verschwammen vor ihren Augen die Straßen und die einzelnen Menschen, und ihr war, als sähe sie nur drängende Massen, die sich vorwärts bewegten, als wandere die ganze Menschheit nach Irrthum und Fehle im großen Heimwehzuge zurück zu dem heiligen Zeichen, als würden auch sie, ob sie wollten oder nicht, von den sehnsuchtergriffenen

Schaaren dorthin getragen" — so soll hier vielleicht die resignirte Ansicht zum Ausdruck gebracht werden, daß es keinerlei Hülfe gegen Noth und Elend, gegen die sociale Häßlichkeit der Armuth gibt, daß Kirche und Glaube die einzigen Zufluchtsstätten sind. Als Tendenzroman kommt das Buch, das manchmal an den Spielhagen früherer Zeiten erinnert, zu keinem eigentlichen Ergebniß, als Unterhaltungslectüre steht es zweifellos wesentlich über dem Durchschnitt. Aber nachdem wir von Karl Bleibtreu nach manchen kleineren Aufsätzen starken Eindruck erhielten, verlangen wir mehr von ihm als Durchschnittswaare; in der Qualität kann er zweifellos mehr bieten, und wenn die Quantität darunter leiden muß, so halten wir dieß nicht für einen Nachtheil.

Lazarus, Dr. F.: Krankenpflege. Handbuch für Krankenpflegerinnen und Familien. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, 1897. J. Springer. — Es existirt bereits eine solche Menge von Büchern über Krankenpflege, daß es fast als Wagniß erscheint, wenn eine neue solche Arbeit dem Buchhandel übergeben wird. Das von Lazarus über dieses Thema geschriebene Werk ist aus Vorträgen hervorgegangen, welche er seit mehreren Jahren als theoretische Ergänzung des praktischen Unterrichts zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen hält. Und es kann diesem Werke ein guter Erfolg vorausgesagt werden, denn die Materie ist klar und bei aller Knappheit so erschöpfend behandelt, daß es in Wahrheit „für die Pflegerinnen ein Nachschlagebuch bildet für das, was sie in ihrer Lehrzeit theoretisch und praktisch gelernt haben, auch für die Familien ein Handbuch, wenn es sich darum handelt, den Anordnungen des Arztes im Falle von Krankheit im Hause das nöthige Verständniß entgegenzubringen". Grundsätzlich hat Verfasser eine gewisse Zurückhaltung insofern beobachtet, als er sich über die einzelnen Krankheiten nicht ausführlich äußerte, und die Begründung dieser Handlungsweise können wir uns nicht versagen hier wiederzugeben, um so mehr, als gerade in dieser Beziehung andere Bücher über Krankenpflege des guten mehr als zu viel thun. Lazarus schreibt: „Ich wollte nur denjenigen genügen, welche praktisch Krankenpflege üben wollen, und dazu gehört nur, zu wissen, wie eine Krankheit gewöhnlich verläuft und wie man sich bei gewissen Zwischenfällen im ersten Augenblick zu verhalten hat, — nur nützen, wie man dem Arzt in seinen Bestrebungen, dem Kranken zu helfen, verständige Unterstützung gewähren kann. . . . Wenn jemand, dem Wissensdrange folgend, sich weitere Kenntnisse erwirbt, so gibt er damit das Zeichen, daß ihm die Ausübung der Krankenpflege nicht mehr genügt, und dann ist er dazu auch nicht mehr geeignet." Möchten diese Worte allgemeine Beherzigung finden! Schon das wäre ein großer Erfolg. Um auf Einzelheiten einzugehen, so sind nach Ansicht des Referenten die Capitel über die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, über die Krankenzimmer, Krankenbeobachtung und -bericht, sowie über Hülfeleistung bei Unfällen am besten gelungen, soweit man überhaupt in einem durchweg guten Werke von „am besten" sprechen kann. — Die äußere Ausstattung entspricht dem inneren Werth. Namentlich die 37 Abbildungen sind besonders fein und schön ausgeführt. Ein Wunsch sei noch für fernere Auflagen geäußert, nämlich die Einschaltung der Regeln für den ersten Wundverband bei Unglücksfällen.

Dr. Schuh.

* Ueber die neue Art unsichtbarer Strahlen, deren Wirkungen W. J. Russell jüngst der „Royal Society" dargethan (vgl. Beil. Nr. 154), liegen jetzt aus London näher eingehende Nachrichten vor. Danach besteht der eigenthümliche Charakter dieser Strahlen darin, daß sie von allen möglichen Gegenständen ausgehen, Metallen und Nichtmetallen, die tagelang in völliger Dunkelheit gelegen haben und demnach auf die photographische Platte zu wirken imstande sind. Das Experiment, von dem die Entdeckung ausging, war folgendes: Ein Stück polirtes Zinn wurde in eine Pillenschachtel gelegt und in dieser in einem völlig dunklen Raum auf eine photographische Platte gesetzt. Das Metallstück bildete sich mit allen seinen Unebenheiten genau auf der photographischen Platte ab. Durch den Druck, den das Metall auf die Platte ausübt, kann die Erscheinung nicht hervorgerufen werden; denn wenn man auf die polirte Fläche einer dünnen Zinnplatte vor dem Versuch irgend welche Zeichnungen oder Zahlen hineinkratzte, so erschienen diese ebenfalls auf der photographischen Platte. Auch die directe Berührung des Objects mit der Platte kann nicht die Ursache des Bildes sein, da dieses auch entsteht, wenn man zwischen das Object und die Platte ein Stück Celluloid oder Gelatine legt; im Gegentheil wurde die Wirkung auf die Platte dadurch verstärkt. Sehr bald wurde auch beobachtet, daß die Wirkung auf die Platte stärker war, wenn das Metallstück in der Pillenschachtel lag, als wenn es ohne diese daraus gelegt wurde. Daraus schloß der Experimentator, daß auch die Pillenschachtel allein eine ähnliche Wirkung ausüben würde, und thatsächlich bestätigte sich diese Vermuthung. Man müßte es nach diesen unerwarteten Beobachtungen eigentlich für ein Wunder ansehen, daß es bisher überhaupt möglich gewesen ist, eine fleckenlose Photographie herzustellen, da sogar die Pappschachtel, in der die photographischen Platten verwahrt werden, unsichtbare Lichtstrahlen, wenn man sich so ausdrücken darf, aussendet. Die Zahl der Gegenstände, die diese eigenthümliche Lichtwirkung ausstrahlen, ist sehr groß, bisher wurde dies festgestellt von Quecksilber, Zink, Magnesium, Cadmium, Aluminium, Nickel, Zinn, Wismuth, Blei, Cobalt, Antimon, außerdem von organischen Stoffen: Stroh, Holz, Holzkohle und gewissen Arten von Druckerschwärze. Man muß sich dabei immer vergegenwärtigen, daß es sich um die Lichtwirkung von Gegenständen handelt, die mindestens seit acht Tagen in vollkommener Dunkelheit gelegen hatten. Merkwürdigerweise wirken die Metalle Gold, Platin und Eisen wenig oder gar nicht auf die photographische Platte ein. Auch die Holzkohle verliert ihre Wirkung, wenn sie vorher in einem Schmelztiegel erhitzt wird. Erwähnt wurde bereits die vorzügliche Wirkung von einem Stücke Fichtenholz, das sich mit allen Jahresringen und sonstigen Eigenschaften der Borke und der Holzfasern abbildete. Sehr amüsant waren endlich die Aufschlüsse, die der Vortragende über die erzielte Wirkung der Druckerschwärze gab, die nämlich in ihren verschiedenen Sorten verschieden wirkt. Russell hat es in der Weise ausprobirt, daß er Blätter von verschiedenen Zeitungen auf die photographische Platte brachte. Exemplare der „Westminster Gazette", des „Standard" und des „Daily Graphic" bildeten sich mit ihrem ganzen Text auf der photographischen Platte ab, nur schwach wirkte die Schrift von „Evening News" und gar nicht die der „Morning Post", der „Pall Mall Gazette", des „Echo" und der „Daily News". Ohne Zweifel beruht diese verschiedene Wirkung auf einer verschiedenen Zusammensetzung der benutzten Druckerschwärze, mit der politischen Haltung der Blätter oder dem Talent der Redactionen hat sie nichts zu thun.

* Das bedeutende Vermächtniß des in Kalifornien verstorbenen Dr. Temple, etwa 92,000 M., ist, wie der Geschäftsbericht des Vorstands der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte besagt, im Berichtsjahre zur Auszahlung gelangt. Geh. Rath Virchow, von Dr. Trenkle mit der Ausgabe betraut, in Gemeinschaft mit Helmholtz nähere Bestimmungen über die Verwendung dieses Capitals zu treffen, hat nach Helmholtz' Tode verfügt, daß die Zinsen der Trenklestiftung für die Ausführung oder Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Medicin und Naturwissenschaften, niemals aber für die Bedürfnisse der Gesellschaft selbst oder für Preisaufgaben Verwendung finden sollen. Ueber die jedesmalige Art der Verwendung hat die Jahresversammlung zu beschließen. Die Zersplitterung der Mittel für kleine Aufgaben ist zu vermeiden, die Förderung größerer Zwecke im Auge zu behalten; medicinische und naturwissenschaftliche Aufgaben sollen in abwechselnder Folge gestellt werden. Ein Procent der Zinsen ist jährlich dem Capital zuzuschlagen, bis dasselbe 500,000 M. beträgt. Die nächste Jahresversammlung findet vom 20. bis 25. September in Braunschweig statt.

* Aus Kufstein wird der „N. Fr. Pr." geschrieben: Zu dem jüngst viel erwähnten Funde tirolischer Kriegsacten aus dem Jahre 1809 in Meenn, der durch Erzherzog Franz Ferdinand von dem Verkauf nach Paris gerettet und dem Lande erhalten wurde, gesellt sich ein neuer, der in Kitzbühel gemacht ward. Es handelt sich zwar dabei nur um 14 Stück, aber sie sind für die tirolische Geschichte der Kriegsjahre 1796 bis 1809 außerordentlich wichtig. Vor allem befinden sich in diesem Fascikel ein eigenhändig geschriebener Befehl des K. Joachim Haspinger aus Werfen vom 22. September 1809, ferner der mit eigenhändigem Zusatz und Unterschrift versehene Landsturmaufruf Speckbachers vom 19. October 1809 und ein Schreiben des Schützenhauptmanns Joseph Schlechter aus Wörgl vom 18. April 1809. Von den Acten des Jahres 1797 sind besonders zwei Schreiben des Landeshauptmannes Paris Grafen Wattenstein und des Grafen J. W. Tannenberg an den Feldpatee Melchior Grießbäck in Kitzbühel zu nennen. Die Acten bleiben im Lande, und zwar im Besitz des gegenwärtigen Eigenthümers; die Publication ist einem gebürtigen Tiroler, dem Prof. Dr. S. M. Prem in Marburg a. d. Drau, übertragen.

Digitized by Google

* Die Gründung einer Universität für Damen wird in Tokio geplant. Der Urheber dieses Planes ist der japanische Gelehrte Rijo Narusse, der über ein Jahr lang mit allem Eifer dafür arbeitete, bis schließlich am 26. Mai v. J. eine große Versammlung in Osaka ihre lebhafte Zustimmung bekundete und die Gründung einer Nihon-Sioschi-Daigaku (japanischen Universität für Damen) beschloß. An der Versammlung nahmen die höchsten Staatsbeamten theil, so der Minister des Aeußern Graf Okuma, der Unterrichtsminister Marquis Hatschisuka, der kaiserliche Hofminister Graf Hisikato, der Präsident des Oberhauses und Director der Adelsakademie (Kasoku-Gako), Fürst Konoje, ferner viele der angesehensten Adeligen, Gelehrten und Kaufleute, im ganzen etwa 250 Personen. Zunächst sollen 300,000 Yen (6—700,000 M.) aus Privatmitteln gesammelt werden und zwar 100,000 Yen in Osaka, 100,000 Yen in Tokio und die noch verbleibenden 100,000 Yen im ganzen übrigen Reich. Auch der Kaiser und besonders die Kaiserin von Japan sollen der geplanten Gründung sehr günstig gesinnt sein, und es ist bereits auch Staatshülfe in Aussicht gestellt worden.

* **Darmstadt.** An der Technischen Hochschule wurde für das Studienjahr 1897/98 Geh. Baurath Prof. Berndt erneut zum Rector gewählt und ernannt. Als Prorector fungirt Geh. Hofrath Prof. Dr. Lepsius. Vorstände der sechs Fachabtheilungen sind für das kommende Studienjahr die Professoren: für Architektur Geh. Baurath Marx, für Ingenieurwesen Baurath Koch, für Maschinenbau Geh. Baurath Linde, für Elektrotechnik Geh. Hofrath Dr. Kittler, für Chemie (einschl. Elektrochemie und Pharmacie) Geh. Hofrath Dr. Staedel, für Mathematik, Naturwissenschaften und allgemein bildende Fächer (Allgemeine Abtheilung) Professor Dr. Wiener. — Dem Privatdocenten für Chemie Dr. Adalbert Kolb ist der Charakter als Professor ertheilt worden.

* **Braunschweig.** Mit dem Schlusse des Studienjahres 1896/97 treten aus dem Lehrkörper unsrer Technischen Hochschule aus Gesundheitsrücksichten aus Prof. Dr. Hermann Riegel, Director des herzogl. Museums, der seit über 26 Jahren die Geschichte der Baukunst vertrat, und Geh. Hofrath Prof. Dr. v. Heinemann, Oberbibliothekar zu Wolfenbüttel, der seit 1889 den Lehrstuhl für Geschichte einnahm.

* **Breslau.** Der mit der Vertretung des Prof. Dr. Elster an der hiesigen Universität betraute Privatdocent Dr. Heinrich Waentig ist zum außerordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der Universität Marburg ernannt worden.

* **Wien.** Der Privatdocent der Rechte an der Wiener Universität, einer der angesehensten Anwälte Oesterreichs, Dr. Wilhelm Fuchs, ist (wie bereits kurz erwähnt) noch nicht vierundvierzigjährig Samstag 17. Juli einem jählings auftretenden und verlaufenden Nierenleiden erlegen. Fuchs' Vater war Professor der Landwirthschaft am Polytechnikum, sein Großvater mütterlicherseits, v. Schreibers, einer unsrer tüchtigsten Oberrichter. Die Gymnasialstudien legte Wilhelm Fuchs bei den Schotten in Wien zurück, von Kind auf durch natürliche Neigung und die Anleitung des Vaters zu gewissenhafter Beobachtung des Kleinlebens in der Thierwelt geführt. So hätte es niemanden unter seinen näheren Bekannten verwundert, wenn er sich zum Entomologen ausgebildet und mit seinem feinen Forscher- und Wagemuth als Entdeckungsreisender hervorgethan hätte. Während und vielleicht auch weil sein älterer Bruder, Ernst Fuchs, in der That Naturforscher, Arzt, als Lieblingsschüler Arlts ein bedeutender Ophthalmolog und endlich als dessen Nachfolger aus Lüttich auf die Wiener Lehrkanzel für Augenheilkunde berufen wurde, entschloß sich Wilhelm Fuchs, Jurist zu werden. Ohne seine Liebhabereien als Entomolog zu vernachlässigen, bemühte er sich im Seminar von Arndts, Ihering, Adolf Exner ꝛc. so gut, daß seine Lehrer ihm riethen, die akademische Laufbahn zu betreten. Er hospitirte ein Semester in Berlin und habilitirte sich mit einer Schrift über die Vermuthung der ehelichen Vaterschaft. Diesem Erstling folgten im Lauf der Jahre eine Reihe kleinerer und größerer Abhandlungen, Vorträge (die Mucken des täglichen Verkehrs; Grundbuch-Studien; der Hausmeister und sein Recht; der Jurist als Zeitungsleser ꝛc.) Seine Hauptleistung blieb aber eine sorgfältige Untersuchung der sogen. fiebrubürgischen Ehen; ein Thema, bei dem die theoretischen Studien von Wilhelm Fuchs auf das glücklichste gefördert wurden durch seinen freien Blick für das wirkliche Leben. Mit dem durchschlagenden Erfolg dieses Buches war auch das Loos geworfen über die Zukunft unsres Freundes. Obwohl er, ein geborener Docent und Seminarleiter, mit der Zeit ohne Frage eine Universitätsprofessur des österreichischen Rechts erreicht hätte, vermochte er es nicht, den unablässig wachsenden Anforderungen seiner Anwaltspraxis anders als durch den freiwilligen Verzicht auf eine akademische Zukunft zu genügen. Er war unstreitig der erste und gesuchteste Wiener Specialist in Eheprocessen, dessen sachlicher Zuverlässigkeit nur seine persönliche Rechtschaffenheit gleichkam. Er war ein Mustermensch und deßhalb ein Musteradvocat. Ein Chaenlter und ein Freund, dessengleichen leichter geträumt als gefunden wird. Wer immer ihn kennen lernte im geschäftlichen Verkehr, hielt ihn hoch um seiner Redlichkeit und Güte willen. Nun erst wie, die wir dieselbe Schulbank mit ihm drückten, die besten und schönsten Jugendtage und Jugendthorheiten mit einander theilten! Was wir an ihm verlieren, läßt uns ahnen, was seine Familie an ihm besessen. Seine Collegen hatten ihn zum Ausschuß der niederösterreichischen Advocatenkammer gewählt. Und es lag nur an seinem eigensten Entschluß, daß er nicht Reichsrathsabgeordneter wurde; Mandate waren ihm mehr als einmal angeboten. Bezeichnend für den Mann und seine Art ist es, daß seine Angehörigen die Todesanzeige mit der Ablehnung von Kranzspenden schließen und bitten, die dafür in Aussicht genommenen Beträge den Armen Wiens und Kritzendorfs (der Landsitz der Familie Fuchs) zuzuwenden. Er wird lange betrauert und niemals vergessen werden in seinem Kreise. A. Bettelheim.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Berg: Desiderin theologica, nachgelassene Schrift. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte (Comm.) 1897. — F. L. Ruhde's praktisches Handbuch der Handelscorrespondenz und des Geschäftsstils. 2. Aufl. bearbeitet von Carl Wilhelm Degner. 4.—6. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1897. — Lic. theol. Rücke: Anti-Jansen. I. Bd. Vorhalle Lfg. 7 bis 11. Erste bis dritte Auflage. Berlin-Schöneberg, Edwin Runge 1896—97. — Heinrich Hnafe: Das Grundgesetz des Horizontalschubs versteifter Tragbögen continuirlichen Systems. — Kritische Betrachtungen über die Navier'sche Bogentheorie und die neue Elasticitätstheorie continuirlicher Fachwerksträgbögen. Regensburg, Hermann Bauhof (Comm.) 1897. — Dr. C. G. v. Wirtner: Geschichte und Theorie der Kälteerzeugung. — Dr. Louis Lewes: Lord Byron (Slg. gemeinverständl. Vorträge, hggb. v. Virchow u. Wattenbach Heft 269, 270). Hamburg, Verlagsanstalt A. G. 1897. — *Baconiana.* Vol. V. New Series. Ne. 19. July 1897. London, Robert Banke n. S. — Simplicissimus-Album. 5 Heft, April—Juni 1897. München ꝛc., Albert Langen. — Album für illustrirte Postkarten. Leipzig, Ernst Heitmann. — Alfred Beetschen: Ein Pegasusritt durch die Schweiz. Mit Illustrationen. Aarau, Müller u. Trüb. — Derselbe: Flegeljahre der Liebe (Universalbibliothek 3619). Leipzig, Philipp Reclam jun. — Dr. Johann v. Komorzynski: Der dritte Band von Carl Marx' „Das Capital", kritische Abhandlung (S.-A. a. d. Zeitschrift für Volkswirthschaft ꝛc. hggb. v. E. v. Böhm-Bawerk u. f. w.). Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag. — Emanuel Libiell: Zinsenberechnungstabellen. 2. Aufl. Wien ꝛc., A. Hartleben. — Salings Börsenjahrbuch für 1897/98, bearb. v. W. L. Hertslet (Salings Börsenpapiere II., finanzieller Theil 21. Aufl.). Berlin, Haude u. Spener 1897. — Die Uniformen der deutschen Armee, Farbentafeln mit Erläuterungen. Berlin, Aug. Thümecke Nachf. — Richard Heymann: Von Königsberg nach Kairo, Reisebilder. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1897. — J. P. Jacobsen: Mogens, Erzählung, nach dem Dänischen bearb. v. Adolf Strodtmann. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke. — Fedor v. Zobeltitz: Die Intriganten, brandenburgisch-preußischer Roman. 3 Bde. Ebd. 1898. — C. S. Grünhut: Wechselrecht. 2 Bde. (Binding: Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft III, 2 I—II.). Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Hans v. Wolzogen: Thematischer Leitfaden durch die Musik des Parsifal, nebst Vorwort über den Sagenstoff des Wagner'schen Dramas. 14. Aufl. Leipzig, Feodor Reinboth. — *R. Mejborg:* Danske Bøndergaarde, saaledes som de i Slutningen af det 18de Aarhundrede. I. Bind, 1. Hefte. Kjöbenhavn, Lehmann og Stage 1897. — Deutsche Nationalfeste, Mittheilungen und Schriften des Ausschusses. Heft 3. München und Leipzig, R. Oldenbourg. — Das Vaterland, illustrirte Wochenschrift, hggb. von H. Leher. 8. Jahrg. Nr. 42. Ebd. — Allgemeine literarische Rundschau. I. Jahrg. Nr. 1—7. Berlin, Martin Haanemann 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 23. Juli. Nummer 162.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Beziehungen der classischen Völker des Alterthums zu dem keltisch-germanischen Norden. I. Von Prof. Friedrich Marx. — Ein sentimentaler Anarchist. Von Joseph Schuhmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Beziehungen der classischen Völker des Alterthums zu dem keltisch-germanischen Norden.

Von Prof. Friedrich Marx (Wien).

I.

Das römische Volk und das Volk der Latiner ist kein Volk der Dichter gewesen. Kein einziger unter den hervorragenderen Dichtern Italiens ist aus Rom oder Latium gebürtig. Heimisch und nach der festen Ueberzeugung der römischen Forscher ursprünglich war hier nur die Satire, und aus latinischen Städten nahe der Grenze Campaniens stammt in der That der erste wie der letzte römische Satiriker; aber der namhafteste unter diesen Dichtern erklärte sich selbst der Ehre dieses Namens nicht für würdig und ihre Werke für nahezu Prosa, Prosa in metrischer Form. Römer und Latiner waren die Meister und Schöpfer der Prosa und nur der Prosa. So kommt es, daß die einzige Begabung des weltbeherrschenden römischen Volkes weniger in der schönen Literatur zum Ausdruck kommt, die uns Werke griechischen Geistes und griechischer Denker in römischer Bearbeitung überliefert hat, als vielmehr in der Staatsverwaltung, dem Staatsrecht, der Staatskunst, der Fachliteratur, vornehmlich in den unsterblichen Werken jener Forscher nach der Rechtswahrheit, die als würdige Seitenstücke zu den großen Denkern der Griechen berufen sind, das Bild des classischen Alterthums in gediegener Weise zu vervollkommnen. Griechen und Osker aus Süd- und Mittelitalien, Umbrer und Peligner, also Fremde, haben dem römischen Volk seine Poesie geschaffen; am meisten verdankt aber die römische Dichtkunst Männern keltischer Heimath und keltischen Blutes, dem gefeiertsten römischen Dichter des Alterthums, dem Vergil, und dem Catull, dessen Poesie dem Geschmack der Modernen am meisten entspricht; beider Werke sind gerade deßhalb von besonderem Reiz, weil sie zum Theil nicht in Rom, sondern in der gallischen Heimath entstanden sind, weil sie das zumeist von den Kelten bewohnte Stromgebiet des Po zum Schauplatz haben, das Land zwischen dem Po und den Alpen.

Ist uns die Heimath eines bedeutenderen römischen Dichters, wie z. B. des Lucrez, nicht überliefert und sind wir hierüber nur auf Vermuthungen angewiesen, so ist demnach immer die Wahrscheinlichkeit am geringsten, daß Rom oder Latium als Heimath desselben zu betrachten sei.

Unzweifelhaft waren von den nordischen Völkern, die mit den Römern und Griechen in nächste Berührung gekommen sind, die Stämme keltischer oder gallischer Nation die bildungsfähigsten: ihre Lernbegierde, Anstelligkeit und Gelehrigkeit wird von den griechischen und römischen Schriftstellern öfters nachdrücklich hervorgehoben.

Kelten wohnen in geschichtlicher Zeit im heutigen Frankreich, in Südbritannien, in Süddeutschland bis nach Böhmen, in den Alpenländern, in der Poebene südlich der Alpen und in den Ländern nördlich und nordwestlich der Balkanhalbinsel. In mächtigen Strömen ergießen sich etwa vom 5. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. keltische Völkerschwärme über die drei südlichen Halbinseln Europa's, überfluthen die pyrenäische Halbinsel, andere verbrennen 390 v. Chr. die Stadt Rom, noch andere plündern etwa hundert Jahre später den Apollotempel zu Delphi und setzen sich schließlich in Kleinasien fest, wo die Könige von Pergamon sich nur mit Mühe der lästigen Eindringlinge erwehren; in den berühmten Galliergruppen, vornehmlich denen des Capitolinischen Museums und der Villa Boncompagni, hat die griechische Kunst im Dienst der Könige Pergamons die Heldengestalten dieser Barbaren in bewundernswerther Weise verewigt. Etwa um dieselbe Zeit hatte das römische Volk die Etrusker, Umbrer und die angrenzenden Gallier Norditaliens unterworfen, und zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. ist das ganze zumeist von Kelten bewohnte Gebiet, die reiche und fruchtbare Poebene bis zu den Schneebergen der Alpen seiner Botmäßigkeit unterstellt. Das überaus wohl bebaute und zum Theil hoch entwickelte Land, dessen mittelster Theil im Mittelalter für das beste Herzogthum galt, wie Flandern für die beste Grafschaft, die heutige Lombardei, war ein nicht hoch genug zu veranschlagender Zuwachs für Roms Herrschaft, die sich bald weiter nach Westen jenseits der Alpen im heutigen Südfrankreich ausdehnte.

Als das römische Volk mit den kellischen Stämmen des Nordens zum erstenmal im Kampfe seine Kräfte zu messen gezwungen war, da standen beide Völker etwa auf derselben Stufe der Culturentwicklung, oder es waren jene Kelten den Römern an Bildung in manchen Dingen vielleicht sogar überlegen. Eine gewissermaßen internationale Cultur umfaßt die Barbarenvölker etwa des 4. Jahrhunderts v. Chr. Die ältesten samnitischen Gräber in Mittelitalien zeigen Beigaben von Toiletengegenständen ähnlicher Form und ähnlichen Charakters wie die Keltengräber in Süddeutschland und anderswo; in den vorgeschichtlichen Grabstätten Südbayerns und Schlesiens werden jene wundersamen, einem dreitheiligen Salzfaß vergleichbaren Drillingsgefäße gefunden, die deßhalb so sehr unser Interesse erregen, weil auf ein Gefäß völlig gleicher Gestalt, das aber aus einem Grabe vom Quirinal stammt, die älteste uns erhaltene, noch von rechts nach links laufende, stadtrömische Inschrift eingegraben ist. Es waren diese goldgeschmückten Kelten ein prachtliebendes, tapferes Volk, voll Stammesbewußtsein und voll Ehrsucht und prahlerischer Ruhmbegier, jedoch ohne Zucht, Ordnungsliebe und Beharrlichkeit, ohne Fähigkeit, ein in sich sicher gefügtes Staatsgebäude selbständig aufzurichten und lebensfähig zu erhalten. Aber an dichterischer Begabung, an Gelehrigkeit und Bildsamkeit, insbesondere in der Freude an glänzendem sprachlichen Ausdruck und an der Schönheit

kunstfertiger und sinnreicher Rede war dies Volk, das jetzt dem römischen Reiche einverleibt worden, seinen Besiegern weit überlegen.

An zwei Dingen, so lautet der denkwürdige Bericht des alten Cato, hat der Gallier am meisten seine Freude: am Waffenhandwerk und an Zierlichkeit der Rede, oder, wie man treffend in die Sprache ihrer Stammesgenossen von heutzutage übersetzt hat: am esprit und an der gloire. Die versprengten Reste etruskischer Völker, der Stamm der Veneter und andere nicht keltische Völkerschaften kamen inmitten der Hauptmasse der keltischen Völkerstämme, die jetzt dem Lande den Namen gaben, kaum mehr als selbständige Nationalitäten in Betracht. Lange Jahrhunderte aber, bevor die Römer sich das Poland unterthätig machten, stand dies lernbegierige und anstellige Volk diesseits wie jenseits der westlichen Alpenkette unter dem Einfluß einer hoch entwickelten griechischen Cultur, deren Ausgangspunkt vornehmlich die griechische Pflanzstadt Massilia, das heutige Marseille, gewesen ist, schon im 7. Jahrhundert von kleinasiatischen Griechen, den edlen und freiheitliebenden Phokäern an der Mündung des Rhoneflusses gegründet. Die mit großem Geschick und großer Umsicht verwaltete Stadt wußte sich gegen die Eifersucht der Etrusker und Karthager siegreich zu behaupten, sie ward durch die mit diesen Völkern geführten schweren Kämpfe seit den ältesten Zeiten zur Bundesgenossenschaft mit Rom hingeführt; eine Thatsache, für die das uralte Bild der Diana auf dem Aventin nach dem Urtheil griechischer Schriftsteller ein beredtes Zeugniß ablegte. Vor allem war es der Oelbau und der Weinbau, den Gallien den griechischen Ansiedlern verdankt, dazu die Einführung von geordnetem Ackerbau und Viehzucht und vielerlei Anregung zu Städtebau, zu Handel und Wandel; in einer Beschreibung des Verkehrs des massiliotischen Grundherrn mit seinen barbarischen Feldarbeitern und Feldarbeiterinnen hat uns ein griechischer Schriftsteller römischer Zeit anmuthige Züge echt hellenischer Humanität erhalten. Weit, bis tief in die iberische Halbinsel, erstreckten sich die Küste entlang die Factoreien der mächtigen Handelsstadt; aber zugleich mit dem Handelsverkehr ergossen sich auch einzelne Anregungen griechischer Cultur nordwärts in das Innere des Barbarenlandes. Die Gebildeten der Kelten lernten zum schriftlichen Ausdruck ihrer Landessprache sich der griechischen Buchstaben bedienen, deren Gebrauch Cäsar selbst bei den keltischen Helvetiern in der Westschweiz vorfindet. Ja, Südgallien galt schon in der Zeit Alexanders des Großen für ein griechisches Land, die Kelten damals für Philhellenen, was man später, nachdem die andauernden Völkerbewegungen und die damit verbundenen Kämpfe und Wirren viele erst in der Entwicklung begriffenen Keime griechischer Cultur wieder erstickt hatten, nicht mehr recht verstehen mochte. Aber die römische Sprache und Literatur hat bis in die spätesten Zeiten das Griechische niemals vollständig verdrängen können. Namhafte griechische Schriftsteller der Kaiserzeit stammen aus dem südlichen Theile Galliens: noch Ausonius erzählt uns von seinem Vater, einem hervorragenden Arzte aus echt keltischem Geschlecht, daß derselbe zwar in der Handhabung der lateinischen Sprache ungewandt gewesen sei, aber das Griechische mit einer für seine Schriftstellerei durchaus zureichenden Sicherheit beherrscht habe. Durch Bürgerfleiß, Zucht und Wohlanständigkeit wuchs die Stadt bald zu Reichthum, Macht und Ansehen empor; ihr Handel stand in der Zeit Alexanders des Großen in hoher Blüthe, erstreckte sich, wie die Funde und die barbarischen Nachprägungen von massiliotischen Münzen erweisen, über ganz Südfrankreich und weit nordwärts bis in das Gebiet der westlichen Schweiz und südwärts bis nach Etrurien hin. Der gelehrige und anstellige Gallier war ein vortrefflicher Krämer und Zwischenhändler; der Gott des Kaufens und Verkaufens, der Wege und Straßen war ja sein vornehmster Gott. In den Städten und Dörfern war der weit gereiste Kaufmann ein hoch willkommener Gast, den stets eine neugierige Menge, Kopf an Kopf gedrängt, dicht umstand, die neueste Zeitung zu erfahren. Um dieselbe Zeit haben die Völker Mittel- und Nordfrankreichs bereits ihre eigene, selbständige Goldprägung; ihre Münzen ahmen auffallenderweise nicht etwa die Münzbilder Massilia's nach, sondern sind wie die Goldmünzen ihrer Stammesgenossen im Norden und Nordwesten der Balkanhalbinsel getreue Nachahmungen der Münzbilder und Aufschriften der Goldstücke König Philipps II. von Macedonien, des Vaters des großen Alexander. Eine andere Münzprägung wiederum hatten die keltischen Völker, die damals jenseits des Rheins, vom Siebengebirge bis zum Bodensee und vom Bodensee bis nach Böhmen hin ihre Wohnsitze hatten. Kleine, durchaus eigenartige, napfförmige Goldmünzen mit barbarischen Thierbildern gezeichnet, sind das älteste Courant dieser Länder. Die Volkssage läßt dieselben da entstehen, wo der farbenprächtige Regenbogen mit seinem Fuß die Erde berührt, und sie werden deßhalb insgemein Regenbogenschüsselein genannt. Diese Keltenvölker sind es gewesen, die griechische Cultur in sich aufnahmen, eigenartig umbildeten und wohl auch den von Osten her nachdrängenden Germanen vermittelt haben mögen.

Der wichtigste Handelsartikel, den die rührige Griechenstadt von den Barbarenvölkern des Nordens bezogen hat, war unstreitig das Zinn. In den mächtigen Speichern Massilia's sammelten sich die Metallschätze der Südseite Englands: Kelten waren die Zwischenhändler. Schon in den ältesten Zeiten war die Küste von Cornwall das Ziel kühner Kauffahrteischiffahrt: denn dort fand sich in reichen Massen, in unerschöpflicher Fülle das kostbare Metall, das bei allen Völkern, bei denen das Schmiedehandwerk heimisch war, willige Abnehmer fand: war doch dasselbe zu der Bereitung der viel benützten und viel begehrten Bronze unentbehrlich. Seit uralter Zeit hatten die Völker Südbritannieus infolge dieses regen Handelsverkehrs mildere Sitten angenommen; phönikische Kaufleute, vornehmlich Karthager aber waren es, denen die Nordlandfahrt — das Sternbild des kleinen Bären gab ihrem Piloten die Richtung an — bis auf die römische Zeit ausschließlich oblag. An einem attischen Volksfest im Frühjahr, das mit einem Jahrmarkt verbunden war, erschienen die phönikischen Kaufleute im langen, ungegürteten Kaftan in Athen und kauften das vortreffliche, bei den barbarischen Völkern viel bewunderte irdene Geschirr ein, um dasselbe auf ihren Schiffen in den Ländern jenseits der Säulen des Hercules, an der fernen Westküste Afrika's und gewiß auch an den Küsten Spaniens bis Britannien nordwärts bei den Barbaren abzusetzen. Mehr als durch jene Märchen von den Schrecken des atlantischen Oceans, über die punische Schriftsteller allerlei Fabeleien zu berichten wußten, hielten diese Phönikier ihre Meerenge von Gades mit Gewalt und ohne große Mühe gesperrt, wehrten hier verzweifelt allen seefahrenden Völkern jedwede geschäftliche Concurrenz. Ja selbst nachdem die Macht Karthago's gebrochen und Spanien dem siegreichen Römervolk bereits zum größten Theil unterworfen war, da — so wird uns berichtet — hatten selbst die Römer noch Schwierigkeiten, den Seeweg nach dem Zinnlande ausfindig zu machen. Zur Zeit, als der jüngere Scipio die mächtige Nebenbuhlerin Roms, die Stadt Karthago belagerte, schickte der Feldherr eine Flottenexpedition nach Westen unter der Führung des griechischen Geschichtschreibers Polybius, die Westküste Afrika's zu erforschen: er versuchte es auch, von den Kaufleuten aus Massilia, Narbon und Korbilon, einer keltischen Stadt an der Mündung der Loire, ebenso wie später Cäsar, etwas über Britannien zu erfahren, konnte aber nichts über die

Digitized by Google

ferne Insel erkunden. Offenbar war es ein in jener Zeit von einem römischen Großen ausgerüstetes Schiff, dessen Führer entschlossen war, den Seeweg nach den Zinninseln um jeden Preis ausfindig zu machen; er fuhr deßhalb einem phönikischen Kauffahrer, der außerhalb der Straße von Gibraltar den Curs nordwärts steuerte, hartnäckig im Kielwasser nach. Als der phönikische Kapitän sich nicht mehr anders zu helfen wußte, da legte er mit der Energie der Verzweiflung das Steuer um und nahm den Curs auf eine Sandbank direct ins Verderben. Navigare necesse est: vivere non est necesse. Das Schiff strandete, mit ihm das Schiff des Römers, Ladung und Mannschaft beider verschlang die Meeresfluth. Nur der phönikische Capitän rettete das nackte Leben aus dem Schiffbruch. Aber der Rath seiner Vaterstadt belobte ihn ob seiner That und ersetzte ihm reichlich Schiff und Ladung.

Die ganze Einrichtung des Zinngeschäfts, die an der Südküste Britanniens bis in die spätesten Zeiten unverändert fortbestanden hat, bezeugt deutlich phönikischen Ursprung. Thukydides berichtet uns, daß die überaus schlauen und vorsichtigen Kaufleute der Phöniker ihre Factoreien nicht auf dem Festland anlegten, sondern zumeist vorzogen, auf kleinen Inselchen, die unweit der Küste vorlagen, ihre Bazare und fliegenden Waarenlager zu errichten; offenbar der Sicherheit ihrer Habe und ihrer Person zuliebe. So hatten sie die Eingeborenen Britanniens daran gewöhnt, ihre Zinnbarren und Thierhäute auf die Canalinseln zum Verkauf hinüberzuschaffen, die deßhalb bei den Griechen den Namen der Zinninseln erhielten, nicht weil dort dies Metall gegraben wurde, sondern weil dort die Zinnbörse Englands, und überhaupt die wichtigste Zinnbörse der alten Welt gewesen ist. So kam es, daß weder Scipio noch Cäsar von den gallischen Kaufleuten, die die Zinninseln gewiß genau kannten, irgend etwas von Belang über Britannien selbst, seine Häfen und Küsten erfahren konnte.

Mit großem Geschick wußten die findigen und rührigen Massalioten den Phönikern einen großen Theil des britannischen Zinngeschäftes zu entreißen und die benachbarten Barbarenvölker sich hierzu dienstbar zu machen. Lange Colonnen von Lastwagen mit muthigen Pferden bespannt verkehrten von der Stadt Massilia bis zu der Küste des atlantischen Oceans, eine Fahrt von 30 Tagen: dort harrten ihrer die Frachtschiffe der als besonders seetüchtig und segelkundig gerühmten keltischen Küstenvölker, voll beladen mit den weiß schimmernden Zinnbarren, zumeist in Form von Astragalen, die sie aus dem fernen Britannien im Tauschhandel gegen fertiges Bronzegeräth, Thongeschirr und Salz, die Erzeugnisse Südgalliens, hergeführt hatten.

Durch die breiten Ströme, deren Mündungen natürliche, sichere Häfen darbieten, die Seine, Loire nnd Garonne, konnten die Zinnschiffe tief landeinwärts gelangen, sofern sie ihre Ladung nicht an der Küste löschen und dem Frachtfuhrmann zur Weiterbeförderung übermitteln wollten; was nicht in Gallien blieb, zu den metallkundigen Völkern der Alpenländer oder den Völkern jenseits des Rheins vertrieben wurde, sammelte sich in den mächtigen Speichern zu Massilia, um von hier aus weiter den Völkern am Mittelmeer zugeführt zu werden. Im Anschluß an den Zinnhandel entwickelte sich bei vielen Stämmen, insbesondere in Mittelfrankreich, eine ausgedehnte Metallindustrie; hier erfand man das Verzinnen und Versilbern bronzener Geräthe, die Herstellung blinkenden Pferdegeschirrs und Pferdeschmucks und Kunstfertigkeiten verwandter Art, die diesem Lande von den frühesten Zeiten der Geschichte bis in die Zeit des Mittelalters eigenthümlich geblieben sind.

Wie heutzutage der Alkohol, so war im Alterthum der Wein mit der wichtigste Gegenstand des Handels, den die Culturvölker bei den Barbaren mit reichem Gewinn abzusetzen wußten; schon der alte Herodot weiß zu berichten, wie bei den Völkern landeinwärts von Massilia der Schenkwirth in der Landessprache zu benennen ist. Wein- und Trinkgefäße, oft mit bacchischen Darstellungen geschmückt, bilden in der römischen und in der vorrömischen Zeit die wichtigste Einfuhr nach Nordgallien und Germanien; nicht immer zum Heil seiner Bewohner, wie das Verbot der Nervier und der Sueben erweist, die etwa in Sullanischer Zeit den Kaufleuten, insbesondere aber den Weinkaufleuten den Eintritt in ihr Gebiet versagten. Diese Handelsbeziehungen mit Völkern griechischen Stammes bezeugen die in der Schweiz und in Süddeutschland gefundenen griechischen Thongefäße, als deren schönste Beispiele zwei einfache, rothfigurige Trinkschalen, etwa des 5. Jahrh. v. Chr., zu bezeichnen sind, die in dem Grabhügel eines keltischen Edeln bei Ludwigsburg in Württemberg aufgefunden wurden. Der König von Thule wußte den berühmten goldnen Becher nicht höher zu schätzen als der Barbarenfürst, der hier bestattet war, die schlichte griechische Töpferwaare. Als vermuthlich bei einem etwas übermäßig heiteren Trinkgelage beide Schalen in Stücke zerbrachen, ließ der Barbar die Scherben durch reich verzierte Streifen aus köstlichem Golde wieder mit mühseliger Arbeit zusammenfügen, und so sind ihm die beiden griechischen Thongefäße, deren eines mit dem Bilde eines schreibenden Mädchens geschmückt ist, von seinen Getreuen einst mit ins Grab gegeben worden, ein Gruß des classischen Südens der Zeit des Sophokles und Platon an das ferne, damals so unwirthliche Nordland. Der Handelsstraße aber, die in frühester Zeit der Weinkaufmann dahingezogen war, folgte später der Winzer nach. Lange Zeit vor weiland Kaiser Probus war der Weinbau trotz der eifrigsten Gegenbestrebungen der römischen und italischen Großgrundbesitzer bis zur Mosel und gewiß auch bis zum Rhein vorgedrungen, demnach im letzten Grunde eine Segnung griechischer Cultur. Im 4. Jahrhundert nach Christo ist an die Grenzen des Keltenlandes, nach Trier an der Mosel, die Residenz des römischen Kaisers hin verlegt; dort dichtet ein mächtiger Höfling keltischen Stammes, Ausonius aus Bordeaux, aus der Gascogne gebürtig, in der ligurische Bevölkerung ansässig war. Die römischen Namen seiner Familie wie Arborius und Dryadia zeigen besonders klar die Anlehnung des Romanen an den dort heimischen, inschriftlich bezeugten, keltisch-ligurischen Baumcult; die uralte Charakteristik der Ligurer, die Cato als Lügner und Aufschneider bezeichnet hat, wird heutzutage noch auf den Gascogner in wenig schmeichelhafter Weise angewandt.

Hoch bedeutende Reste einer eigenartigen Cultur, die von kundiger Seite für griechisch-massaliotisch erklärt worden ist, sind uns in der alten Augusta Trevirorum aus dem fernen Alterthum überkommen, und willig hat die Erde selbst das ernste Streben, den unermüdlichen Fleiß der Forscher gelohnt. Als man die Grundmauern legen wollte zu dem würdigen Bauwerk, das die Zeugnisse jener Cultur der Kaiserzeit heute in sich schließt, spendete sie die ersten urkundlichen Bildnisse des Ennius und des Vergil, der Dichter, die die Völker römischer Nation dem Homer der Griechen an die Seite zu stellen pflegten. Wer die hier geborgenen Schätze einheimischer Sculptur durchmustert, dem erschließt sich eine neue Welt. Wir sehen den vornehmen Großgrundbesitzer, dem die Zinsbauern mit betrübten Mienen ihre Abgaben, sei es in Erzeugnissen des Landes oder in barem Gelde, darbringen, wie die oberitalischen Colonen in Vergils Eclogen; den wohlhabenden Fabrikherrn, der in seinem Comptoir die Güte der Waare sorgfältiger Prüfung unterzieht; die vornehme Dame, von ihren Zofen umgeben bei der Toilette auf dem zierlich geflochtenen Strohsessel sitzend, oder auf dem Ehrenplatz an der mit den köstlichen Früchten des Landes reich geschmückten Tafel:

ihren Herrn und Gemahl zu Roß mit der Meute von der Hetzjagd auf Hasen zurückkehrend; sehen Circusspiele und blutige Gladiatorenkämpfe; daneben sitzen friedlich krausköpfige Knaben in der Schule und lauschen andächtig den Worten des würdigen Lehrers; wir lernen die Götter des Landes kennen, das damals wie heutzutage seinen Wohlstand dem köstlichen Wein verdankt, dessen lieblich duftende Blume schon der Dichter Ausonius wohl zu schätzen weiß. Der vornehmste Gott ist hier Mercur, der Gott des Handels und des Verkehrs; bedeutungsvoll hält er auf dem linken Arm den Weingott in Gestalt eines Knäbleins, das mit dem straff gefüllten Geldbeutel spielt, eine derb komische, dem kaufmännischen Geist der Bewohner entsprungene Nachbildung der berühmten Gruppe des Praxiteles aus Olympia. Nur die gewaltigen Befestigungswerke, die Porta Nigra, mahnen daran, daß diese frohsinnige und leichtfertige Bevölkerung sich in der Nähe eines furchtbaren Feindes befindet. Aber friedlich gleiten noch die Marktschiffe, hoch mit Weinfässern beladen und von den Schiffern in heiterster Stimmung geleitet, den Strom hinunter: der zechlustige Germane jenseits des Rheins ist ein sehr geschätzter und aufnahmefähiger Kunde des Trierer Kaufherrn, damals wie heutzutage. Die Frage nach den Wechselbeziehungen, die zwischen den classischen Völkern des Alterthums und den Völkern des barbarischen Nordens seit den ältesten Zeiten der Geschichte bestanden haben mögen, wird beim Beschauen dieser Trümmer einer hoch entwickelten Cultur auf deutschem Boden in uns besonders rege. Das weinbeladene Moselschiff, das uns diese Bildwerke etwa der Zeit des Kaisers Hadrian anschaulich vor Augen führen, gleitet eine alte Culturstraße hinab, der die Stadt Trier ihre Entstehung, ihre weltgeschichtliche Bedeutung ausschließlich verdankt; die Mosel ist eben die einzige, bedeutendere Wasserstraße, die aus Gallien zum Stromgebiet des Rheins und somit zu den Völkern Germaniens hinüberleitet, ihr Ursprung und Lauf aber bezeichnet den Ursprung und die Richtung der classischen Cultur, die durch die Kelten Galliens den Rheinlanden und den rechtsrheinischen Nachbarn auf dem Landweg hinüber vermittelt worden ist.

Ein sentimentaler Anarchist.

Der Rechtsanwalt Saverio Merlino, der unlängst den Staatsverbrecher Acciarito vor dem Cassationshof in Rom vertheidigt hat, versichert in der kurzen Vorrede seines „Pro e contro il Socialismo“ betitelten Buches [1]): er glaube an keine Unfehlbarkeit, weder an die eines Mannes, noch an die einer Partei; die Idee des Socialismus könne und müsse vertieft werden, da noch keine genügende theoretische Lösung der socialen Frage gefunden sei; er wolle, indem er sich selbst die Wahrheit vor Augen halte, sich das Recht erwerben, sie den Gegnern zu sagen. Das Buch selbst, das außer vielen im Text angeführten Schriften im Anhang eine Reihe von Veröffentlichungen über den Socialismus gibt, erkennt in der That keine Autorität an; übt aphoristisch und in kurzen Abschnitten Kritik an den verschiedenen Schulen und Gruppen des Socialismus, ohne an ihrer principiellen Gemeinsamkeit zu zweifeln, und macht den Eindruck, als ob der Verfasser keinem von ihm bestrittenen Gegner und Freunde weh thun will. In der Darstellung der Lage der Bedrückten steht ihm eine flammende Beredsamkeit zu Gebote, er hat das Zeug, Mitleid zu erregen, wie wenige; auch über den Kreis seiner Gesinnungsgenossen hinaus wird man seinem guten Willen, seinem warm fühlenden Herzen Sympathie entgegenbringen. Wer indessen bei aller Anerkenntniß der Gebrechen der menschlichen Natur die Vorzüge der bestehenden Gesellschaftsordnung zu würdigen weiß, der schüttelt zu sehr vielen Gedankensprüngen Merlino's den Kopf. In seiner Besprechung der individualistischen Anarchisten als der Anhänger der individuellen Expropriation und der Propaganda der That — es seien jetzt nur noch wenige vorhanden — mißbilligt er allerdings ihre „wahrhaft abergläubische Verehrung der Bombe“ und bedauert, daß sie nebenbei fast nur noch den Diebstahl als Actionsmittel gekannt hätten (und kennen). Als äußerste Concession wollen wir einräumen, daß diese „Verirrung“ hie und da einmal „durch die dumme und grausame Verfolgung der Ideen und der Personen der Anarchisten seitens der Regierungen“ herausgefordert worden sei; aber von einem so mitleidigen Menschen, wie Merlino, durften wir wohl eine schärfere Verurtheilung solcher heimtückischer Fanatiker erwarten. Wenn er Tolstoi's Aeußerung citirt, „der Arbeiter unsrer Epoche, wenn auch seine Arbeit weniger mühsam wäre, als die des Sklaven in der alten Welt, wenn er auch die achtstündige Arbeitszeit und 15 Lire Taglohn bekäme, würde nicht aufhören, zu leiden, weil er Gegenstände erzeugt, die er nicht gebrauchen wird, weil er nicht für sich und freiwillig, sondern aus Nothwendigkeit, zum Vergnügen der Reichen und zum Vortheil eines Capitalisten arbeitet“; wenn er diese und die im Buche folgenden Expectorationen des russischen Romantikers abschreibt, so begreifen wir ganz gut, daß dies zur Stütze seiner Thesen geschieht. Wir müssen aber doch sagen, daß diese Hervorhebung und Billigung des Neides der Arbeiter, denen wir für unsre Person viel besseres zutrauen, nicht zu der moralischen Rolle stimmen will, die sie in der erträumten zukünftigen Gesellschaftsordnung durchführen sollen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gehen wir an unsre Aufgabe, die Hauptgedanken des Buches zu analysiren, das mit einer Einleitung über „die allgemeine Idee des Socialismus“ beginnt. Merlino wünscht zu beweisen, daß der Socialismus von den wissenschaftlichen und philosophischen Theorien, die zeitweise mit ihm verknüpft sind, unabhängig ist. Die verschiedenen Länder hätten gar nicht jene Gleichförmigkeit, welche als Folge der Entwicklung des Capitalismus vorausgesetzt wurde. Alles, was darauf hinziele, die Classen einander zu nähern und die socialen Beziehungen zu ordnen; die Tendenz einer allgemeinen Erneuerung, einschließlich der bereits bewirkten Reformen, des parlamentarischen Kampfes, der Straßenaufstände ꝛc., alles das gehöre zur socialistischen Bewegung. Das materialistische System von Marx sei einseitig und exclusiv, als ob mit der Abschaffung des Privateigenthums alles gethan sei. Die „Dictatur des Proletariats“ würde thatsächlich nur die Dictatur des Generalstabs der Partei bedeuten. Das Problem bestehe nicht bloß in dem Verhältniß der Fabrikherren zu den Industriearbeitern. Den Marxisten wird vorgehalten, sie wollten alles durch die Wahlen erreichen, sie hätten sich sogar die Ausschließung der antiparlamentarischen Socialisten von ihren Congressen zu schulden kommen lassen, während sie nicht socialistische Organisationen zugelassen haben. Die Verbesserung der Lage der unteren Classen macht nach Merlino's Ueberzeugung die Existenz der höheren Classen erst schwierig, dann unmöglich.

Im ersten, „Prämissen und Grundsätze des Socialismus“ überschriebenen Theil des Buches wird ausgeführt, die Regierung und der Capitalismus, die politische und die wirthschaftliche Ausbeutung müßten gleichzeitig aufhören. Mit der Entstehung des großen Zwangsorgans, d. h. der Regierung, seien Vortheile verknüpft gewesen, wie das Aufhören des Bürgerkriegs, die Möglichkeit einiger (so heißt es wirklich im

[1]) *Saverio Merlino:* Pro e contro il Socialismo. Esposizione critica dei principi e dei sistemi socialisti. Milano, Fratelli Treves, editori 1897. 387 Seiten, 3 Lire 50 Cts.

Text), also einiger Individuen, sich friedlichen Beschäftigungen hinzugeben, und die Erhebung der Rache zur Würde der Gerechtigkeit. Allein die Regierung bedrohe die Freiheit, das Vermögen (la roba) und das Leben der Einzelnen; die herrschende Classe suche sich mit allen Mitteln gegen jedes noch so kleine Aufstandsgelüste der Unterworfenen zu schützen. Die Staatsgewalt werde immer, gleichviel was ihr Ursprung und ihre Beschaffenheit sei, oligarchischen Charakter haben. Auch die Regelung der wirthschaftlichen Verhältnisse sei vortheilhaft gewesen, indem sie den Wechsel des Mangels und des Ueberflusses, den Wucher und die Monopole mäßigte. Aber auch hier würde auf das Individuum ein beständiger Zwang ausgeübt, und es entstehe eine Theilung nach Classen, so daß sich die einen der Arbeitsverpflichtung entziehen und ihre Genüsse bis ins Unendliche steigern, während die Noth der anderen schrecklich wird.

So bahnt sich Merlino den Weg zur prinzipiellen Forderung, die Organisation des Staates als eines politischen Wesens müsse verschwinden und einer technischen Organisation aller allgemeinen Interessen Platz machen. Dabei dürfe man den Staat nicht in kleine Gemeinden oder Gesellschaften theilen, in denen die politisch administrative Hierarchie der bestehenden Regierungen und die Ungleichheiten der jetzigen Gesellschaftsordnung wieder aufleben würden. Auch dürfe man nicht gewisse Dienstzweige, wie die Eisenbahnen, die Post, den Telegraphen, die Polizei und die Gerechtigkeitspflege Privatgesellschaften überlassen, denn sonst würde eine Art indische Compagnie entstehen. Hierauf folgt der charakteristische, im letzten Absatz auch im Original recht schwerfällige Passus: „Man kann nicht materiell alle Bürger an der Verwaltung der gemeinsamen Interessen theilnehmen lassen; so daß beispielsweise die Reisenden den Eisenbahndienst regeln und die Kranken die Einkünfte der Hospitäler verwalten u. s. w. Das wäre nicht möglich und würde auch nicht die Reibungen wegschaffen, sondern sie vermehren. Nachdem das Hinderniß der beherrschenden Gewalt weggenommen ist, müssen die verschiedenen öffentlichen Interessen besondere Organisationen haben, die unter sich von Verträgen, von allgemeinen Gerechtigkeitsnormen und von einem oder mehreren Bundesorganen so coordinirt werden, daß sie harmonisch wirken, ohne sich gegenseitig zu bedrücken oder zu hindern." (S. 81.)

Auf den Vortheil, den Eisenbahndienst durch die Reisenden regeln zu lassen, kommt Merlino noch einmal zurück; hingegen nicht mehr auf die falsche Idee, die wahrscheinlich vor ihm keinem Weltverbesserer eingefallen ist, den Kranken als den zunächst Betheiligten die Verwaltung der Hospitäler zu übertragen. Abgesehen davon, daß er sich aus guten Gründen hutet, sich zu sehr auf die Details der Neuordnung der Gesellschaft einzulassen, lag es Merlino nahe, den Aerzten, denen er infolge seines Grundsatzes von der Nothwendigkeit einer technischen Verwaltung hätte freie Hand lassen müssen, zu mißtrauen. Er sieht nämlich überall Mißbräuche und als ein Gegner des Staates hauptsächlich Mißbräuche der Amtsgewalt; er nennt unsre jetzige Gesellschaftsordnung geradezu ein Gewebe von Erpressungen und Gewaltthaten, was im Grunde die Ansicht aller Socialisten und Anarchisten ist. Ihm eigenthümlich scheint die Formulirung: jede Beziehung zwischen Individuen in gesellschaftlich ungleicher Lage sei ungerecht.

In einer Anmerkung zum Capitel über die schädliche Concurrenz spricht er auch von den Millionen, die für Reclame ausgegeben und natürlich von den Käufern mit bezahlt werden. Obwohl wir selbst noch in einer Zeit geboren sind, wo wenigstens auf dem Lande die Anpreisung der Verkaufsartikel nicht Sitte war, können wir doch in dieser neuen Verkehrsform, wenn sie auch bisweilen zu Mißständen führt, nichts unrechtes erblicken. Merlino operirt sehr viel mit der Anpassungsfähigkeit der Menschen, aber sie soll erst in der künftigen Gesellschaftsordnung zur rechten Geltung gelangen. Die Gewohnheiten der jetzt lebenden Menschen sieht er mit scheelen Augen an, soweit sie der Aufrichtung seiner neuen Welt hinderlich sind. Die von Krapotkin vorgeschlagene Bildung von Gruppen, die des Verkehrs entbehren und nur sich selbst genügen, mißbilligt er, weil er keine wesentliche Beschränkung des Wohlseins und der socialen Verhältnisse will. Aber auch sein System, wenn es zu einer praktischen Anwendung berufen sein könnte, müßte recht bald zu vorgeschichtlichen, primitiven Zuständen zurückführen. Freilich bildet er sich ein, es lasse die Möglichkeit vieler Anwendungen zu. Um den Ausspruch, „der Arbeiter solle das ganze Product seiner Arbeit bekommen", in seiner Richtigkeit hinzustellen, bespricht er mehrere Leistungen, die niemals vollständig belohnt werden können. Einem tieferen Gerechtigkeitsbedürfniß folgend, legt er dar, daß diejenigen, die einen Arzt, einen Erfinder, einen Feuerwehrmann für ihre nützliche Fähigkeit vorgebildet und ihre Erfolge möglich gemacht haben, ja auch keiner vollständigen Entschädigung theilhaftig wurden. Im Gegensatz zu vielen Theoretikern, die das Arbeitsproduct als das Maßgebende betrachten, beschäftigt er sich vorzugsweise mit den Triebfedern der menschlichen Natur und legt auch sehr geringen Werth auf die materiellen Erzeugnisse nusrer Cultur. Den Kampf betrachtet er nicht als das vornehmste Gesetz des Lebens, des gesellschaftlichen Zusammenlebens; er betont, daß nach und nach dieser Kampf im Gefühle des Individuums und in den socialen Beziehungen und Institutionen aufhören soll. Brüderlich vereint solle die Menschheit für das gemeinsame Werk arbeiten.

Einstweilen und für immer will er um jeden Preis die Gleichheit der Lage oder der Bedingungen hergestellt wissen, die wir nicht in der Natur begründet finden. Nicht etwa, daß er von der schon physisch gegebenen Ungleichheit der Menschen gar nichts wüßte — so unrealistisch ist er nicht —, seine Psychologie oder sollen wir lieber sagen, eine sehr eigenthümliche Empfindung veranlaßt ihn jedoch zu einer von der gewöhnlichen Anschauung sehr abweichenden Würdigung des Thatbestandes, zur Schöpfung eines Weltbildes, bei der die Phantasie viel mehr betheiligt ist, als der die Wirklichkeit erfassende Verstand. Das Autoritätsprinzip wie die Centralisation sind ihm gleichmäßig bis in den Tod zuwider.

Im zweiten Theil des Buches, das der Untersuchung der „socialistischen Schulen, Systeme und Parteien" gewidmet ist, verhehlt sich Merlino nicht, daß die nach dem System Hertzka's zu bildenden autonomen Körperschaften so ungleich gestellt wären, daß zur Ausgleichung die an die Collectivität zu zahlende Rente je nach der größeren oder geringeren Productivität der Genossenschaften vermehrt oder vermindert werden müßte. Am meisten Anspruch auf den Gebrauch der collectiven Productionsmittel sollen jene Individuen oder Genossenschaften haben, die der Gesammtheit dafür am meisten zu leisten versprechen. Die letzteren wären den ersteren vorzuziehen und die fähigeren überhaupt unter den für ein bestimmtes Arbeitsgebiet sich Anmeldenden, auch wenn sie weniger Rente anbieten; gerade wie heutigen Tages ein verständiger Grundeigenthümer bei der Verpachtung nicht denjenigen vorzieht, der am meisten Pacht bezahlt, sondern den, der das Grundstück in gutem Zustande erhält. Die Gesammtheit bewahre sich das Recht, unfähige Genossenschaften einer besonderen Aufsicht und Leitung zu unterwerfen. Eine derartige, durch die Rücksicht auf das sociale Interesse gebotene Beschränkung sei gerechtfertigt und würde zur Arbeit und Sparsamkeit anhalten und gleichsam eine Strafe sein. Bei dem Begriffe Strafe

dämmert Merlino nur zu leise der Gedanke auf, daß die zur Thüre hinausgeworfene Gerechtigkeitspflege, so bald man mit dem Schutze der Vertragspflichten Ernst machen will, in unserm irdischen Jammerthal nicht ganz zu entbehren ist. Gelegentlich werden wir belehrt, daß in der künftigen Gesellschaft „das Problem der Reaction gegen das Böse" mit weniger empirischen und humaneren Methoden gelöst werden soll als in unsren Tagen.

Nicht gefunden haben wir in dem Buche, wie ohne eigentlichen Zwang die Besorgung besonders unangenehmer Arbeiten erlangt werden könne; denn der durch eine geschickte technische Unterweisung ermöglichte Uebergang von einer Berufsart zur andern wird nur bei den Arbeitern die Tendenz verstärken, sich bequemere Arbeiten auszuwählen. Eine recht kleine Anzahl von Bevorzugten, z. B. große Künstler oder Schriftsteller, die sich eine besonders hohe Bezahlung zu sichern verstünden, würde die neue Gesellschaft nicht wesentlich stören. Das gleiche nimmt Merlino von den „wenigen Ruchlosen, Gewaltthätigen und Trägen" an, gegen die sie sich, so gut es eben geht, vertheidigt. Sie werde ja auch heutigen Tages mit solchen Elementen nicht fertig, meint er. Unter der Herrschaft neuer Institutionen werden natürlich die Menschen, der Verfasser glaubt es jedenfalls felsenfest, sich wesentlich zum Bessern ändern. Ein gewisser Austausch der Producte solle erlaubt sein, wenn nur dafür gesorgt wird, daß keine Reichthümer mehr angesammelt werden; es dürfe auch ein bischen Erbrecht für Dinge persönlichen Gebrauches fortbestehen. Selbst die Münze wird nicht abgeschafft werden; hingegen soll das Werthzeichen nicht „willkürlich von einer statistischen Commission, sondern so zu sagen von dem allgemeinen Stimmrecht der Consumenten" festgesetzt werden. Der Fehler des parlamentarischen Systems liege nicht in dem Grundsatze der Vertretung oder in der Nothwendigkeit eines Compromisses zwischen verschiedenen Meinungen und Absichten, welche Nothwendigkeit jedem System menschlichen Zusammenlebens anklebe, sondern in der Thatsache, daß in der Gesellschaft entgegengesetzte Kräfte wirken, feindliche Interessen sich geltend machen. Wenn diese in der wirthschaftlichen Lage und in den socialen Beziehungen der Menschen begründeten Conflicte verschwinden, werde auch der Parlamentarismus fallen. Anstatt des Heeres werden wir das Volk in Waffen haben, anstatt der unleidlichen Polizei eine Art Bürgerwache, die keinen Sold bezieht, von keiner Autorität abhängt und nicht vom Corpsgeist beseelt ist. Die sogenannten Minimalreformen seien anzunehmen und auszunützen, denn sie seien nicht bloße Scheinmittel, sondern die Keime oder, besser gesagt, die Elemente des Socialismus.

Mit diesem Hauptsatz, wie mit mehreren anderen Aeußerungen verläßt Merlino das anarchistische Lager und geht zum praktischen Socialismus über. Er hat sich zwar für sein Buch den wohlklingenden Titel „Für und gegen den Socialismus" gewählt, läßt jedoch den von ihm analysirten und bekämpften bürgerlichen Schriftstellern das Verdienst, gegen den Socialismus geschrieben zu haben; er selbst hat, wie wohl aus unserm Referat hervorgeht, gar nichts gegen den Socialismus als solchen einzuwenden, während er allerdings gegen einzelne historisch aufgetretene Richtungen des Socialismus, namentlich gegen den Marxismus zu Felde zieht. Zum Schluß des zweiten Theils faßt er sein Programm in die Worte zusammen: „Der Socialismus muß aufhören, doctrinär zu sein; er muß von den stolzen, aber eiteln Höhen der Zukunftstheorien herabsteigen, sich der Vorurtheile der Schulen entäußern, sich von den akademischen Fesseln befreien; er muß positiv werden, Tag für Tag die Schlachten des politischen, wirthschaftlichen und socialen Lebens schlagen; er muß für praktische, von den Massen geforderte, von den Regierungen vorenthaltene Reformen — nicht für die abstracten Grundsätze und die zweideutigen Formeln der einen oder anderen socialistischen Schule oder Gruppe kämpfen" (Seite 307).

Der wenig umfangreiche dritte Theil des Buches handelt von dem „Wesen des Socialismus", bietet indessen für den, der die ersten zwei Theile mit Aufmerksamkeit gelesen hat, nichts bedeutendes. Die Grundlage des Socialismus sei die Entfernung der Classe der Müßiggänger oder die Gleichheit der Menschen vor der Nothwendigkeit der Arbeit. Die Classen müssen sich in eine verschmelzen. Eine unüberlegte Uebertreibung in Garofalo's Schilderung der Erziehung der Kinder der Reichen und Armen, „als ob diese zwei Gesellschaftskreise bestimmt seien, zwei gänzlich verschiedene Racen zu bilden, die sich niemals werden verständigen können, weil sie keine gemeinsamen Instincte haben", wird maßvoll genug zurückgewiesen. In den letzten Seiten des Buches will Merlino beweisen, daß die christliche Religion, namentlich die katholische, nicht wieder aufleben kann, weil ihre Moral dem Gewissen des modernen Menschen widerspreche. Gegen die Wissenschaft könne sich die Kirche noch vertheidigen, nicht gegen das Bewußtsein, welches sich nach und nach bei den Massen von ihren Rechten und von ihrem Zustand ausbildet. Nicht der Atheismus, sondern der Socialismus sei der Feind des Christenthums. Und zur Rechtfertigung seines Urtheils bringt Merlino Auszüge aus einem 1776 in Venedig veröffentlichten, aus dem Französischen übersetzten Werke: La teologia morale.

Sonderbarer Schwärmer!

Rom. Joseph Schuhmann.

Mittheilungen und Nachrichten.

Richard Schaukal. Verse (1892—1896). Brünn, Rudolf M. Rohrer. 1896. — Richard Schaukal hat sich noch nicht zur selbständigen Künstlerschaft durchgerungen. Man merkt noch zu deutlich seine nächsten Vorbilder: den üppigen, Opium trunkenen Gautier und den zarten Verlaine mit seiner sentimentalen Müdigkeit — französische Neuromantiker, von denen er auch ein paar Proben in deutscher freier Uebertragung mitgetheilt hat. Der letztere stimmt einen verhallenden Chanson d'automne an; sein nachdenklicher Gefolgsmann singt lauter solche schwermüthige Herbstgesänge. Liest man diese „Verse", so glaubt man einen eleganten, blasirten Cavalier zu sehen, der bei jedem dritten Pendelschlag die Toilette seiner abgrundtiefen Schmerzen und Schmerzchen im blanken Salonspiegel bewundert, blaß hingedehnt auf schwellende Perserteppiche und umflossen von der traumhaften Ermattung eines verwehenden Rausches. Er ist ein feinfühliger Decadent. Mit raffinirten Sinnen sucht er die vielfarbigen Formen des Daseins in sich aufzunehmen; aber er greift nicht keck ins volle Menschenleben hinein, er „tastet" hinein. Er „genießt" nur die weichen Genüsse. „Leben ist Träumen", die Hoffnung hat er begraben, und nur der Tod kann ihm das gesuchte Glück bringen. Aber man weiß nicht, wie weit man seinen Lamentationen glauben darf. Bekennt er doch selber offen und ehrlich, er habe „Gefühle und Stimmung gastirt, geistreich sein Seelenmorden (!) mit zierlichen Wendungen discutirt". Ihn erfülle „eine zitternde, bleiche, große Angst", die indessen nicht „genirende Nervenschwäche" sei, sondern „Furcht vor der Lebenseile". An anderer Stelle gesteht er: „Mein Lied ist wie das schwüle Modeen ann Rosen um einen Todtenschrein. . . Ich bin mit mir zerfallen und vergrämt und bin ein Sklave meiner kleinen Leiden. . . Ich bin wie sanft ein Stimmungsakrobat. (!) . . . Du hab' ich mit dem Selbstmord coketlirt. . ." Beiläufig erwähnt, lassen schon diese wenigen Sentenzen erkennen, mit welcher Wonne Schaukal Fremdwörter von französischer Abkunft verwendet — jedenfalls ebenso sehr eine Frucht seiner Uebersetzungskunst als einer gesucht noblen Umgangssprache. — Sein Horizont ist leicht zu umfassen. Als „ein lenzverträumter, sehnsüchtiger Poet" ohne bethätigende Leidenschaft, hat er sich mehr in seine Innenwelt vertieft, als die äußere Umgebung in sich aufgenommen. Träume, Visionen, Phantasien lassen sich der Zahl nach zwar in der Minderheit aufweisen; aber sie scheinen mir, wie weit sie auch ein Gemeingut der Modernen

darstellen, der eigenste Ausfluß seines Wesens zu sein, z. B. „Traum" S. 28. Um hier noch einige gelungene Stücke aus dem ganzen Bereiche seines Könnens zu citiren, frei von geschraubten und verzerrten Bildern, hebe ich „Raub" S. 5, „Nicolausabend" S. 7, „Der Folter" S. 8, „Kuckuck" S. 9, „Empire" S. 33, „Ein Mord" S. 46 hervor. Diese sind ausgezeichnet durch intensive Empfindung und schöne Körperlichkeit. Sein Mysterium „Pierrot" ist bis auf die verzweifelte „Zueignung. An die Baronin Colombine" hyperphantastisch und confus gerathen. Pierrots Mondschein-Hallucinationen schweifen beständig in crassen Ungeschmack über, und zudem dürfte der Verfasser wohl Albert Giraud's „Pierrot Lunaire" gelesen haben. Aus dem ganzen tollen Orakelspiel möchte ich höchstens ein Wort unterschreiben:

„Ach, ein Poet von der Neige des Säculum
Ist ein traurig-trauriger Wicht."

A. K. T. Tisla.

F. W. In St. Gallen hielt am 18. und 19. Juli der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung seine diesjährige, 28. Jahresversammlung ab. Die geschäftlichen Verhandlungen, die am Vorabend in der romantisch außerhalb der Stadt gelegenen Wirthschaft „zum Nest" abgehalten wurden, ergaben einen Mitgliederstand von ca. 400 und nach dem Rechnungsabschluß einen Cassenbestand von 1736 M. bei 7134 M. Einnahmen und 5398 M. Ausgaben. Als nächstjähriger Versammlungsort wurde auf von Ravensburg ergangene Einladung die alterthümlich interessante einstige Reichsstadt auf dem schwäbischen Ufer bestimmt. Die Theilnehmer, die in besagtem „Nest" von der Stadt St. Gallen aufs liebenswürdigste bewirthet wurden, blieben auch hier nicht ohne geistige Kost, indem Pfarrer H. Reinwald von Lindau in unterhaltender und belehrender Weise über „St. Galler Geschlechter in Lindau" sprach. Die engen wechselseitigen Beziehungen zwischen beiden Städten gingen nach seinen Ausführungen in älteste Zeiten zurück und führten besonders gegen den Ausgang des Mittelalters zur Ansiedelung von mehr als 24 Geschlechtern auf der Inselstadt, die sich mit Vorliebe Patricius St. Gallensis schrieben. Noch jetzt sind manche ihrer Namen erhalten. Am bekanntesten waren die Blarer von Wartensee, die Herned, Götzel, Münzer, Rheined, besonders aber später die Fels und Barenbühler, die, als Politiker und Gelehrte berühmt, zu den höchsten Ehren in der Stadt gelangten. Die nicht immer freundlichen Beziehungen zu dem Abt von St. Gallen standen mit der von dort erfolgten Einwanderung nicht in Verbindung. Erst nach dem 30jährigen Kriege ließ dieser St. Gallische, auch in den Bürgerfamilien bedeutende Zuzug allmählich nach und beschränkt sich heute im wesentlichen auf St. Galler Jungfrauen, die am bayerischen Strande ihr Herz verlieren. Sonst aber ist der freundnachbarliche Verkehr der gleiche geblieben.

Von nicht minder großem und über das Locale hinausgehendem Interesse waren die öffentlichen Vorträge des nächsten Tages, die im Großrathssaal ihren Anfang nahmen, nachdem die Vereinsmitglieder in den Morgenstunden unter sachverständiger Führung die überreichen historischen Schätze der Stadt in den Kirchen, der berühmten Stiftsbibliothek, dem Archiv und die den St. Gallischen Welthandel der Gegenwart widerspiegelnden großartigen geographischen, ethnographischen und Naturaliensammlungen besichtigt hatten. Zwei der Redner befaßten sich als Schweizer mit der Geschichte der Bodenseegegend in Rücksicht auf ihre engere Heimath, zunächst Professor Dr. Joh. Dierauer von St. Gallen, der die vor 200 Jahren erfolgte und in ihren Einzelheiten wenig bekannte Befreiung des St. Gallischen Rheinthals behandelte. Zur Geschichte des Schwabenkrieges, am Ausgang des 15. Jahrhunderts, sprach Hr. Dr. J. Häne von Zürich, der auf Grund eines Tagebuchs, das der St. Gallische Statthalter Max Brunnmann oder dessen Schreiber Ulrich Rüegger in Wyl geführt, viel neues Material beibrachte. Schließt auch das Tagebuch vor der entscheidenden Schlacht von Schwaderloh bei Konstanz, so läßt es doch vielfach in interessanter Weise hinter die Coulissen des Krieges sehen und ist durch die Schilderung des damaligen Schweizerischen Heerwesens, besonders der Mobilmachung, vom culturgeschichtlichen Standpunkt aus sehr bedeutsam.

Ueberaus anregend wirkte auf die zahlreiche Hörerschaft, in der sich auch die Mitglieder des Historischen Vereins des Cantons St. Gallen mit ihren Damen befanden, der aus Stuttgart erschienene Professor Dr. Konrad Miller mit seinem fesselnden und anschaulichen Vortrag über die ältesten Weltkarten im allgemeinen und in Beziehung zum Bodensee. An ausgestellten Karten demonstrirend, legte der durch seine Forschungen über das römische Straßennetz in Schwaben bekannte Gelehrte dar, wie fast das ganze Mittelalter hindurch die berühmte Römerkarte des Augustus mit den drei Erdtheilen in runder Form maßgebend war, bis im 14. Jahrhundert die spanischen Seekarten kamen und mit der Reformation die wiederauflebende Ptolemäus-Karte eine neue Aera der Geographie herbeiführte. Einen besonders großen Reichthum an ältesten Weltkarten, die nur wenig bekannt und sonst in seltenen Exemplaren überall versteckt sind, besitzt nun die Stiftsbibliothek von St. Gallen, die in dieser Beziehung die berühmtesten Bibliotheken der Welt zu London, Paris und Rom an Reichthum der Schätze übertrifft. Nur fünf von den bedeutendsten gelangten, in lithographirten Copien unter die Versammlung vertheilt, zur Besprechung. Die älteste bekannte Weltkarte befindet sich, aus dem 7. Jahrhundert stammend, aber überschrieben und beklext, in dem Isidor-Codex vom 9. Jahrhundert; sie kennt nur Asien, Europa, Afrika und in der südlichen Hälfte unbewohnbares Land, ist rund und nach der Vorstellung der Griechen vom Okeanos umflossen. Aehnlich original sind eine Weltkarte, eine Orientkarte und eine Karte von Italien im Orosius-Codex und eine sogenannte Roachirtenkarte, ebenfalls im Isidor-Codex, die den drei Erdtheilen Asien, Europa, Afrika die Namen der Kinder Noahs, Sem, Japhet, Ham, beifügt. Wo sich auf den alten Weltkarten der Bodensee verzeichnet findet, spielt immer die Reichenau eine große Rolle, und finden sich auf der Insel die jetzt noch vorhandenen drei Ortschaften genau angegeben. Außerdem werden noch Konstanz, Arbon und Radolfzell, weiterhin Chur, die Donauquellen und ganz nahe dabei das Kloster Hirsau genannt. Sonderbarerweise aber wird die Reichenau auf solchen Karten nicht in den Bodensee, sondern daneben eingetragen, so daß man den Rhein doppelt sieht. Gemeinsam ist fast allen diesen Karten des Mittelalters, denen sonst jede Orientirung fehlt, daß sie Osten oben haben und, um von uns gelesen zu werden, erst gedreht werden müssen. Die oberste Ecke im Osten pflegt früher das Paradies einzunehmen, später macht sich besonders Palästina breit, und im 12. Jahrhundert und später erscheint immer Jerusalem als Mittelpunkt des Ganzen. Zugleich gelangt aber auch die Beherrschung der Welt durch Christus zum Ausdruck, indem wir zu oberst der Karte das Haupt, an den Seiten die Hände und unten die Füße des Heilands erblicken. Dem Geographen unbekannte Gegenden wurden mit allerlei fratzenhaftem Ungethüm in Thier- und Menschengestalt ausgefüllt, so daß diese Karten mit ihrem breiten Schmuck von Häusern, Figuren und Symbolen mehr bizarren Bilderbogen als unsern Landkarten ähnlich sehen, zumal die Gestalt eines Landes fast nirgends auch nur angedeutet wird. Neben diesen St. Galler Karten brachte Redner auch noch die ihm von ihm edirte große Weltkarte des Beatus um 1284, im Kloster Ebstorf bei Lüneburg gefunden und 3½ Meter im Durchmesser haltend, zur Anschauung und Besprechung.

In den Pausen der Vorträge erregte ein von Prof. Reichert in Ueberlingen gefertigtes und ausgestelltes kunstvolles Relief des Bodenseebeckens großes Interesse. Dasselbe gibt plastisch die 28 Tiefenlinien der neuen Karte wieder und veranschaulicht in klarster Weise die Verschiedenheit des Abfalls der Uferwände auf der deutschen und Schweizer Seite. Die leiblichen Freuden eines freundnachbarlichen Festessens in der „Walhalla" lösten zum Schluß die überreich gebotenen geistigen Genüsse ab.

* VI. Generalversammlung der Leogesellschaft in Klagenfurt vom 26. bis 29. Juli 1897.

Tagesordnung: Montag, 26. Juli, Abends 7½ Uhr: Begrüßungsfeier im Hotel „Sandwirth". — Dienstag 27. Juli, Vormittags 8 Uhr: Pontificalmesse in der Domkirche (die Mitglieder werden gebeten, in den unteren Bänken Platz zu nehmen). 9 Uhr: Sitzung der Philosophisch-theologischen Section im Sitzungssaal des Landhauses. 1. Vortrag des Prof. Dr. Al. Cigni: „Das Leben des Völkerapostels Paulus nach dem Zeugnisse der zeitgenössischen Profanschriftsteller und der monumentalen Ueberlieferungen." 2. Vortrag des Prof. Heggen S. J.: „Das aristotelisch-thomistische Moralprincip und dessen neueste Gegner." 3. Anträge. 11 Uhr: Sitzung der Section für Gesellschafts- und Rechtswissenschaften im Sitzungssaal des Landhauses. 1. Vortrag des Univ.-Prof. Dr. Jos. Biederlack: „Die modernen Staatsrechtstheorien vom Standpunkt der christlichen Staatsauffassung." 2. Vortrag des Frhrn. Rudolf v. Mannsdorf: „Die Sonntagsruhe im Transport- und Verkehrswesen und deren gesetzliche Regelung." 3. Anträge. Nachmittags 2½ Uhr: Sitzung der Section für Literatur und Kunst im Sitzungssaal des Landhauses.

Digitized by Google

1. Vortrag des k. k. Conservators Dechant Matthäus Größer: „Die kirchlichen Kunstdenkmäler in Kärnten." 2. Vortrag des Dr. Richard v. Kralik: „Entstehung und Tendenz des sophokleischen Oedipus auf Kolonos." 3. Anträge. 4 Uhr: Gemeinsamer Ausflug zum Wörthersee mit Rundfahrt auf dem See, wozu ein eigener Dampfer gemiethet wird, und Abendtisch in Pörtschach. — Mittwoch, 28. Juli. Vormittags 8 Uhr: Pontificol-Requiemmesse in der Domkirche. 8½ Uhr: Sitzung der Section für Geschichtswissenschaften im Sitzungssaal des Landhauses. 1. Vortrag des Archivars Dr. Albert Starzer: „Die innerösterreichischen Länder nach der Theilung vom Jahre 1564." 2. Anträge. 10½ Uhr: Geschlossene Generalversammlung der Leogesellschaft im Sitzungssaal des Landhauses. 1. Begrüßung durch den Präsidenten. 2. Geschäftsbericht des Generalsecretärs. 3. Bericht und Wahl der Revisoren, sowie des Ortes der Generalversammlung für das Jahr 1898. 4. Anträge. Nachmittags 2½ Uhr: Gemeinsame Besichtigung des Landesmuseums unter kundiger Führung. 4½ Uhr: Feierliche öffentliche Sitzung der Leogesellschaft im Wappensaal des Landhauses. 1. Eröffnung durch den Präsidenten der Leogesellschaft. 2. Bericht des Präsidenten der Leogesellschaft, S. Exc. Frhrn. v. Helfert und des Obmanns des Zweigvereins für Tirol und Vorarlberg, S. Exc. Grafen Anton v. Brandis, über die Thätigkeit der Gesellschaft im letzten Jahre. 3. Vortrag des Prof. Dr. Hahn: „Die erste Blüthe des Christenthums in Kärnten im 11. und 12. Jahrhundert." Schlußwort des Vicepräsidenten der Leogesellschaft, S. bischöfl. Gn. des apostolischen Feldvicars Dr. Coleman Belopotoczky. Abends 7 Uhr: Festmahl im Hotel „Sandwirth". Donnerstag, 29. Juli, 6 Uhr 57 Min. früh: Ausflug nach Friesach und Gurk, gemeinsame Besichtigung der dortigen Kunstdenkmäler unter Führung des Prof. Dr. Hahn.

Bemerkungen: 1. Der Zutritt zu den Versammlungen und sonstigen Veranstaltungen ist nur gegen Vorweisung der Festkarte gestattet. 2. Vom Montag, den 26. Juli, früh 9 Uhr, angefangen, ist während der ganzen Dauer der Generalversammlung in Klagenfurt (Kaunecker's Buchhandlung, Neuer Platz, Rainerhof) eine Auskunftsstelle in Thätigkeit, bei welcher die Festkarten ausgegeben, sowie Anmeldungen neuer Mitglieder (jährlich 5 fl.) und Theilnehmer (jährlich 2 fl.) entgegengenommen werden. 3. Die Einzeichnungsliste für das Festmahl (am 28. Juli) liegt ebendaselbst auf (à Couvert 2 fl. ohne Getränke), ebenso werden dort die Anmeldungen zum gemeinsamen Ausflug an den Wörthersee und nach Gurk entgegengenommen. 4. Zur feierlichen Sitzung am 28. Juli, Nachmittags halb 5 Uhr, haben auch die Damen der Mitglieder gegen besondere Karten, die in der Kanzlei jedem Mitgliede der Leo-Gesellschaft in beliebiger Zahl verabfolgt werden, Zutritt; ebenso können Damen am Festmahle sowie an den Ausflügen nach Pörtschach und Gurk sich betheiligen. 5. Für die Unterbringung der Gäste wird auf Wunsch das Localcomité (Redaction der „Kärntner Zeitung") sorgen. Vorherbestellungen mögen einige Tage vorher zugesandt werden. Für die Mitglieder der Leogesellschaft geistlichen Standes hat in dankenswerther Weise der hochw. Hr. Fürstbischof Dr. Joseph Kahn Gratisquartiere im Klerikalseminar und im bischöfl. Marianum zur Verfügung gestellt. In beiden Instituten befinden sich Capellen mit Meßfaculty. Diejenigen Herren, die darauf reflectiren, wollen sich einige Tage vorher an das Localcomité in Klagenfurt wenden.

* Im polnischen Kreise Kalisch wurde kürzlich in einem zum Gute Bronczyn gehörigen Walde ein ziemlich großer Thontopf gefunden, in welchem sich eine bedeutende Menge Silbermünzen aus dem Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts befand. Die Münzen sind, wie die „Lodz. Ztg." nach polnischen Blättern berichtet, vortrefflich erhalten. Neben den Münzen befanden sich einige Silberbarren. Im ganzen waren 8 Pfund Silber vorhanden. Unter den Münzen befinden sich prachtvolle Exemplare aus der Zeit Heinrich von Bayern, englische aus der Zeit Kanuts und Ethelreds, tschechische aus der Zeit Boleslaws I., II. und III., sowie aus der Zeit Udalrichs, Bernhards von Sachsen, der deutschen Kaiser Otto u. a. Schließlich enthielt der Topf auch einige silberne Galanteriegegenstände arabischer Arbeit.

* Eine neue biologische Station, verbunden mit Aquarien und Laboratorien, ist in der Nähe von Sebastopol im Bau begriffen. In der am Schwarzen Meer gelegenen Station wird eine Anzahl von Räumen vorgesorgt werden, welche für Sammlungen Verwendung finden sollen. Man hofft, daß das Gebäude noch im Laufe dieses Jahres seiner Bestimmung wird übergeben werden können. Für die Station ist bereits eine umfangreiche wissenschaftliche Bibliothek angeschafft worden.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor der Mineralogie und Geologie, Dr. Osann, ist an Stelle des mit Ende des Semesters nach Würzburg übersiedelnden Prof. Dr. Beckenkamp an die Chemieschule in Mülhausen im Elsaß berufen worden.

* **Bonn.** Prof. Dr. Berthold Litzmann hat einen an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius für deutsche Literatur nach Bern abgelehnt.

* **Berlin.** Bei der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist ein Lehrstuhl für physikalische Chemie eingerichtet worden. Berufen worden ist auf diesen der bisherige Privatdocent Dr. Traube. Er wird Vorlesungen über physikalische Chemie und Thermochemie und physikalisch-chemische Uebungen halten. — Dr. Hermann Thoms, Privatdocent für pharmaceutische Chemie an der Universität, der mit der Leitung der pharmaceutisch-chemischen Universitätsanstalt betraut ist, ist der „Apoth.-Ztg." zufolge zum Universitätsprofessor ernannt worden. — Die „Germania" erhebt folgende Klage: Bisher war es üblich, nichtchristlichen Juristen nur den Doctor legum zu geben und die Würde eines Doctors des Kirchenrechts für Christen zu reserviren. Die Universität Berlin will von diesem alten Gebrauch abweichen. Am 22. d. M., Nachmittags 2 Uhr, wird an der Universität der Japaner F. Sengu, ein Shinto-Buddhist, als Doctor beider Rechte promoviren. Bemerkt zu werden verdient, daß dem Japaner das deutsche Recht, Systematik und Geschichte vollständig erlassen ist. Die Dissertation behandelt die Consularjurisdiction in Japan, für deren Fortfall und Gleichstellung der Buddhisten mit den Christen im Völkerrecht der Candidat eintritt. Eine der vier Thesen behandelt die Frage der Souveränetät des Papstes, die er als unberechtigt ablehnt. Ueber den letzteren Punkt erregt die „Germ." sich ganz besonders. Ob ihre sonstigen Angaben zutreffen, bleibt abzuwarten.

* **Wien.** Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Anton Neumann unternimmt in den nächsten Tagen eine Studienreise zur Erforschung der mittelalterlichen Baudenkmale auf den dalmatinischen Inseln. Der Gelehrte wird diese Studienreise Mitte September beenden und über das Resultat derselben eine größere Arbeit veröffentlichen.

* **Paris.** Die Ferienkurse der die französische Sprache und Literatur pflegenden „Alliance française" erfreuen sich von Jahr zu Jahr einer steigenden Beliebtheit. In diesem Jahr nehmen 285 ausländische Professoren und Studenten daran theil, darunter 125 Deutsche, 4 Oesterreicher, 30 Russen, 26 Amerikaner, 23 Engländer u. s. w. Die russische und die bulgarische Regierung gewähren den Professoren, die sich zum Besuch dieser Curse nach Paris begeben, reiche Stipendien zur Bestreitung der Reise- und Aufenthaltskosten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

P. D. Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2. Aufl. Subscriptionsausgabe. Lfg. 7—18. (Bd. I, Schluß u. Bd. II). Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Neue Folge, hggb. von Gerhard Seeliger. II. Jahrg. Vierteljahrsheft 1; dazu Monatsblätter 1/2. Ebd. 1897. — Fliegende Blätter. Bd. CVI. Nr. 2684—2709. München, Braun u. Schneider. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 280. Galizien, Heft 4. Wien, Alfred Hölder. — Karl Lorenz: Der moderne Geschichtsunterricht, historisch-pädagogische Studie (Programm der städtischen Handelsschule für 1896/97). München 1897. — Verhandlungen des 24. Deutschen Juristentages, hggb. von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation. II. Bd. Gutachten. Berlin, J. Guttentag (Comm.) 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Frommel, Emil, Ehrenlese. Erzählungen ꝛc., gesammelt und bevorwortet von der Wittwe. 2 Mk. (11659)

Vervielfältigung (12119)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an **A. Semle** in **Neudurg a. D.**

Jahrgang 1897. München, Samstag, 24. Juli. Nummer 163.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

„Maikäfer-Komödie“ von J. V. Widmann. — Die Beziehungen der classischen Völker des Alterthums zu dem keltisch-germanischen Norden. II. Von Prof. Friedrich Marx. — Die sechste evangelisch-lutherische Landessynode Sachsens. — Mittheilungen und Nachrichten.

„Maikäfer-Komödie“ von J. V. Widmann.

S. S. Freude am Schönen, Freude am Leben, dieser Grundzug ist in Widmanns Wesen so stark entwickelt, daß er sogar in einer Dichtung durchbricht, die in ihrem philosophischen Gehalt eine Darstellung der Schrecken und Bitternisse des Erdendaseins, der Mängel in der Weltordnung bildet. Die Maikäfer-Komödie[1]) ist kein Buch, das man mit so fröhlichem Behagen schlürfend genießen kann wie manche andere der warmblütigen, frischen Poesien Widmanns. Auch mag einer oder der andere der Leser über den störenden Einfluß der Vorstellung nicht hinauskommen, daß die „kleinen, dicken Mimen, die skurrilen,“ die hier Menschenglück und Menschenleid versinnbildlichen, einer niedrigen Thiergattung angehören, daß es Maikäfer sind, die über die tiefsten Probleme philosophiren. Die Entwicklung des Maikäfers zu verschiedenen Lebensformen läßt ihn aber gerade sehr geeignet zur Verwendung als allegorische Figur erscheinen. Nun ist die „Maikäfer-Komödie“ wohl zunächst, aber nicht ausschließlich als eine allegorische Dichtung anzusehen. An der Naturpoesie, die darin enthalten ist, kann man sich erfreuen, ohne in ihr symbolische Bedeutung suchen zu müssen. Das Mitleid und die Liebe für die gequälte Thierwelt findet darin beredten Ausdruck. Diese Herzensgüte für alle Creatur, die Widmann mit Mörike, Vischer und Keller gemein hat, haben wir schon früher gewürdigt. Wie er in dem bereits vor zwanzig Jahren erschienenen Pfarrhausidyll den sterbenden Falter behandelt, darüber schrieb ihm Keller: „— metrische Mängel sehe ich nicht, wo Dinge stehen, wie der abbrennende Falter mit seinem Todesgesang. Diese Stelle mit der ganzen damit zusammenhängenden Situation ist allein manche lange Dichterei werth.“ Die Natur ist gewiß grausam, das Schlimme ist das Reale, die Genüsse werden mit Schmerzen erkauft, und dennoch ist das Leben werth, gelebt zu werden, — kann man eine solche Weltauffassung eigentlich eine pessimistische nennen? Auch der Mann im Syrerlande, der das drohende Kameel, den Drachen in der Fluth und der Mäuse Tückespiel vergaß und „Beer- auf Beerlein wohlgemuth“ verzehrte, war ein rechter Lebenskünstler.

In der „Maikäfer-Komödie“ haben wir es nicht mit einer abgerundeten, stilgemäßen Dichtung zu thun. Die verschiedensten Töne werden darin angeschlagen, von übermüthiger Laune zu wehmüthiger Klage, vom derb-satirischen zum schwungvoll-hymnischen. Gar ergötzlich wirkt die keck fröhliche Anwendung mancher bekannten Sentenz. Der Hauptinhalt ist in dramatischer Form gehalten und besteht aus drei „Handlungen“. Die einzelnen Figuren, der König und sein Hofstaat, darunter der fette Hofprediger, die stolze Königin Artemisia, die prüd thuende lüsterne Anthusa, die verschiedenen Bauern vom „Dummerchen“ zu dem geadelten Hans v. Maikerf, der sich zum Zeloten entwickelt, und dem „wiedergekehrten“ Hubeland, sie sind alle in kühnen Strichen hübsch individualisirt. Die Hauptfiguren sind der König und der „rothe Sepp“. Jener ist ein Idealist von hohem Sinn, der die Welt beglücken will, der sogar gesonnen ist, den höchsten Erdengütern zu entsagen, um künftigen Geschlechtern die Schönheit der Welt noch verkünden zu können. Auch da er das bitterste Leid erfahren, da er erkannt, wie karg das Glück ist, wie vielfach Schrecken und Leid, bleibt er fallend noch ein Sieger, „ein Narr des Herzens. Die allein sind heilig“ und danken würde er Gott für diese Welt, „wär' sie so gut als schön. Da aber fehlt's.“ In hinreißenden Versen bringt er den versöhnlichen Grundgedanken der Dichtung in den Worten zum Ausdruck:

„Wer Leben je erfuhr, muß dennoch danken,
Daß ihn der Hauch berührte, der ein Nichts
Aus dumpfem Schlafe weckt, den Staub mit Athem
Beseelt und mit Gestaltung ihn bekleidet.
Blüht, künftige Geschlechter! blüht wie wir,
Und tragt wie wir, die Doppelfrucht des Lebens,
Die süße Lust und all das bitt're Leid.“

Der „rothe Sepp“ ist der kühl abwägende Verstand, der dem ungestümen Enthusiasmus in die Zügel fällt, der Zweifler, der den Glaubenseifrigen stutzig macht, wenn man will, der Sancho Pansa, der den stets in höheren Regionen weilenden edlen Ritter ins Alltagsleben zurückführt.

Gleich in der ersten Handlung, da alles Volk, noch in den unterirdischen Gängen versammelt, freudigen Herzens der Erfüllung der verheißenen Auferstehung harrt, ist er es, der mit der frechen Frage: „Ist es denn aber auch richtig mit dem Jenseits?“ die Harmonie stört. Zur Rede gestellt, führt er dann aus:

„Der Zweifel ist des Glaubens weise Schranke,
Und was man weiß, darauf nur soll man bau'n.
— — — — — — — — — — — — —
Das Jenseits läugn' ich nicht und niemals sagt' ich,
Daß wir nicht auf die Oberfläche geh'n.
Nur diesen Jubel zu belächeln wagt' ich
Was wissen wir, was dort uns wird geschehn?
Auch mir ist's unbekannt: doch darf ich schließen.
Es werde schwerlich eitel Wonne sein,
Wenn hier uns tausend Dinge schon verdrießen,
Läuft wohl auch dort nicht alles glatt und rein.“

Der König und er, beide haben von einander gelernt. Jener versteht nun den Werth der kühl wägenden Vernunft. Der rothe Sepp aber sieht an dem Beispiel des Königs, daß es etwas großes ist, um „den hohen Flug der Gedanken und das edle Wollen“. Wie er als der letzte der kleinen Schaar stirbt, erinnert er etwas an die

[1]) Frauenfeld, J. Huber 1897.

Resignation des sterbenden Talbot, aber der Nörgler hat das Hohe kennen und bewundern gelernt, die Flamme der Begeisterung, die selbstlose Opferwilligkeit.

Die Zeit der Komödie ist ein Maikäferflugjahr der Gegenwart. Gar stimmungsvoll zeigt die erste Handlung das Hoffen und Sehnen nach dem neuen Dasein, nach dem Licht, dem „saftgeschwellten grünen Blättermeer". — Hier und beim ersten Begrüßen des Lichtes vollzieht sich die alte und ewig neue Wahrheit:

„Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm."

Gar bald merken die Maikäfer, daß sie von Feinden ringsum bedroht sind, und mitten in das festliche Gewimmel der großen Paarung tritt der Tod,

„schwarze geharnischte Gesellen,
die mitten sich durch unsere Reihen schnellen."

Erst halten sie die „Grüngoldenen, dann die Menschen kennen gelernt, die sie von den Bäumen schütteln und in den großen Sack einsperren, die Wagenräder, die sie zu Brei zerquetschen, die Schwalben, die ihr junges Eheglück zerstören.

Auch Menschen spielen also in der Maikäfer-Komödie eine Rolle. Wir sehen sie, wie sie sich in den Augen der Käfer abspiegeln, als häßliche große Ungethüme, die in mancher Beziehung schlimmer daran sind als das Thier. So sagt der rothe Sepp, der Raisonneur des Stücks:

„In einer Welt, die niemals ich gepriesen,
Noch preisen werde, huben doch vor ihnen wir
Ein Ding voraus: der Tod kommt uns von außen,
Bei ihnen nimmt er Wohnung und verwüstet
Den Leib mit jahrelangem bösen Fleiß,
Bricht ihnen aus die Zähne, tödtet die Augen,
Verstopft ihr Ohr, entzündet heiß ihr Blut,
Trifft ihre Lungen mit vererbter Fäulniß . . ."

und ein andermal:

„Und sei's, sie wüßten mehr, als wir, so sehen
Sie Uebel kommen, die mit aller Weisheit
Sie nicht verhindern können. Sei's, daß zorter
Sie fühlen! Um so schrecklicher empfinden
Sie jenen schweren schwarzen Tag, das Scheiden
Von ihren Liebsten, von der süßen Heimath,
Der wonnigen Gewohnheit des Besitzes."

In dem ersten epischen Intermezzo, dem Idyll „Dümmerchen", treten Menschen auch handelnd auf, und das Erwachen des Begehrens bei jungen, reinen Naturen, der etwas Wielandisch-erotische Zug, der durch diese Episode geht, bildet die geeignete Ueberleitung zu dem in dithyrambischem Jubel dargestellten großen Liebesfeste. Das andere epische Intermezzo, „das Tulpenschiff", das in schweren, ernsten Trochäen gehalten ist, knüpft offenbar an ein Jugenderlebniß des Dichters selbst an. In der Laube sitzt der Knabe, vor ihm stehen die Bleisoldaten, mit denen er sonst so eifrig spielte, schon seit mehreren Tagen unbeweglich.

„.... Lesend auf ein Buch sieht nieder
Der belockte Schlachtenlenker, und es glüh'n ihm heiß die Wangen
Ob der Welt voll hoher Wunder, die im Buch ihm aufgegangen."

Mächtig gepackt von den Eindrücken dieser Welt sucht er nun die Fahrt der Kleopatra mimisch darzustellen. Für die Geschehnisse des Dramas, die Truppen des Octavian und des Antonius, das Prunkschiff der Kleopatra, benutzt er seine Bleisoldaten, einige zusammengenähte Tulpen und einen gefangenen und getödteten Falter, der für ihn die Kleopatra ist. Die vier gezähmten Krokodile, die das Schiff der Kleopatra ziehen, saßen schon auf einem Rosenstiele, „denn Maikäfer können füglich Krokodile mal bedeuten". Es will ihm nun nicht gelingen, sie an das Schiff anzubinden, da der Knoten immer wieder ausgleitet.

„Da in ungeduld'gem Zorne, der nicht hört des Herzens Tadel,
Langt der mitleidlose Spieler nach dem Faden mit der Nadel
Und durchbohrt den Leib der vierte, die in seinen Henkershänden
Machtlos zappeln, nicht verstehend, wer sie darf so grausam schänden.
Angeschirrt sind sie gleich Rossen an den kleinen Blumenwagen,
Aber Rosse, die das Leitseil in den Eingeweiden tragen.
Doch der Knabe sieht nicht Thiere, die in Wahrheit Schweres dulden;
Fabelwesen sind die Aermsten, die ihm noch Gehorsam schulden."

Von Schmerz gepeinigt, flattern die Käfer alle in die Luft, und nun plötzlich wird es dem Knaben klar, daß er um frevlen Spieles willen unschuldigen Geschöpfen das Leben raubte.

„Weinend bitt'ge Reuezähren, zwischen Buch und Bleisoldaten
Legte seinen Kopf der Sünder auf den Schauplatz seiner Thaten."

Schon aber stand die Fee hinter ihm und verhieß ihm, daß er einst ein Denkmal bauen werde seinen Opfern, eine Bühne

„D'rauf du mit bewegtem Herzen feierst dieser Kleinen Leiden,
Lehrend deine Menschenbrüder Liebe hegen, Frevel meiden."

Und so ist das warme Gefühl für alle Kreatur das Sühnopfer für jene Knabenthat, die sich tief in des Dichters Brust eingegraben hat. Auch für den Falter hat er in dem oben erwähnten Pfarrhausidyll schon längst Buße gethan. Die vier Maikäfer, die auf diese Weise ihr Leben lassen müssen, sind der König, der rothe Sepp und ihre Begleiter.

Es ist unmöglich, die Widmann'sche Dichtung in irgend eine Rubrik einzuordnen. Man wird hie und da an die Aristophanes'sche Komödie erinnert, zuweilen auch spürt man die Luft, die im „Sommernachtstraum" weht. Aber wie im Ton alle Skalen angeschlagen werden, so ist auch in der Stimmung mannigfacher Wechsel. Welch ein Abstand zwischen dem Stammeln des Hubeland und den großartigen Gedanken des Königs! Der Schluß, in dem der Dichter der Lebensfreude sich mit dem Tode aussöhnt, in dem der naivste Kinderreim mit den kühnsten Gedanken über die Schöpfung, die Lebenszwecke und den Tod vereinigt sind, ist von mächtiger Wirkung.

Widmanns Dichtung ist eine Schöpfung ganz besonderer Art, die den Geist beschäftigt und zugleich ans Herz rührt.

Die Beziehungen der classischen Völker des Alterthums zu dem keltisch-germanischen Norden.

Von Prof. Friedrich Maez (Wien).

II.

Die Handelsstadt Massilia hat der griechischen Literatur, der Kunst und Wissenschaft keine hervorragenden Vertreter erzeugen können, so eifrig auch ihr aristokratischer Rath auf die Erhaltung tüchtiger Bildungsanstalten bis in die späte Kaiserzeit bedacht gewesen ist. Unter den von den alexandrinischen Philologen des 3. Jahrhunderts v. Chr. zur Feststellung des Homertextes herangezogenen Homerausgaben, die nach den Städten benannt waren, denen die betreffende Recension entstammte, nimmt die Ausgabe von Massilia bei weitem die vornehmste Stelle ein. Aber der Ruhm des berühmtesten Massalioten liegt wie der Ruhm des berühmtesten Genuesen auf einem andern Gebiet. Gewiß hat der Rath der Stadt oft in Erwägung gezogen, sich von dem durch die politischen Verhältnisse Galliens oft

Digitized by Google

gestörten und durch die Durchlaßzölle erheblich vertheuerten Ueberlandhandel durch Benützung des gefährlichen, aber billigen Seewegs nach dem Zinnlande unabhängig zu machen; aber die phönikisch-karthagische Uebermacht verschloß den massiliotischen Schiffen die Meerenge von Gibraltar. Nur mit ungewöhnlicher List und Verwegenheit konnte es um 300 v. Chr. einem Bürger der Stadt, Pytheas mit Namen, in dem die altjonische Reiselust und die Verwegenheit des epischen Zeitalters noch fortlebte, wirklich gelingen, die Seereise um die iberische Halbinsel bis nach Britannien, bis zur Westküste von Schleswig-Holstein durchzuführen. In die Heimath zurückgekehrt, hat er seinen Reisebericht niedergeschrieben, ein Buch, in dem sich vieles thatsächlich Unrichtige finden mußte, ja dessen Inhalt spätere Geographen voreilig als abenteuerlich und lügenhaft bezeichneten. Ihm verdanken wir die ältesten Nachrichten über die Nordseeküste des Continents, über deren Reichthum an Bernstein, einem Handelsartikel, der damals die Kaufleute der classischen Völker wenig mehr interessirte, über ihre Meth trinkenden Bewohner. Aber des Pytheas Entdeckungsfahrt blieb ohne Nutzen für seine Vaterstadt. Bald darauf folgten die mehr als ein Jahrhundert dauernden Kämpfe der Karthager mit den Römern, Handel und Verkehr lagen völlig darnieder. Erst in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hat ein griechischer Geograph unbekannter Herkunft die Seefahrt nach Britannien unternommen und, in die Heimath zurückgekehrt, sein sorgfältig geführtes Logbuch, dem paradoxographischen Charakter der damaligen Schriftsteller entsprechend, ausgearbeitet und veröffentlicht. Sein Bericht wurde von den Zeitgenossen nicht beachtet, er ist uns bei Rufius Festus Avienus in einer verständnißlosen lateinischen Uebersetzung des 4. Jahrhunderts n. Chr. erhalten; die älteste vollständige Beschreibung des Zinnwegs, die getreulich über die Richtungen des Curses, über Inseln an der Küste und Vorgebirge und über die Küstenvölker selbst aufzuklären weiß, aber keine Stadt und keine Flußmündung zu nennen vermag und kaum mehr verzeichnet, als den Seemann interessiren muß, wie z. B. die kürzesten Durchquerungen der iberischen Halbinsel. Hier erscheint zuerst der Name Albion, hier wird über die Völker des Zinnlandes berichtet, und die Charakteristik, die der griechische Seefahrer von dem Inselbewohner am Aermelmeer entwirft, kann wohl noch heute zu Recht bestehen: dicht bevölkert ist das Land, hochfahrend ist des Volkes Sinn, doch alle sind voll Rührigkeit, voll Thatkraft und voll Krämergeist. Weithin durchkreuzen sie den stürmischen Canal, auf schnellem Schiff den walfischreichen Ocean.

In der römischen Kaiserzeit war die von den Phönikern so ängstlich gehütete Zinnstraße von Frachtschiffen jeder Art reichlich befahren; insonderheit waren es Ladungen des feurigen spanischen Weins, die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. an der Mündung des Guadalquivir verladen wurden, um sowohl nordwärts nach der Rheinmündung zu den ewig durstigen Germanen, wie ostwärts nach dem Tiber verschifft zu werden. Scherben mit den gleichen Aufschriften derselben spanischen Firma von Scoilla fanden sich auf den Aeckern um Bonn am Rhein und im Schutt des Monte Testaccio in Rom.

Auch zu den Kelten im Polande bis in die an das Poland angrenzenden Länder, insbesondere nach Etrurien, erstreckte sich der massiliotische Handelsverkehr, wie die Münzfunde erweisen, zumeist auf dem Seeweg, spärlicher auf dem Landweg über die Westalpen. Es war, wie schon zu Anfang hervorgehoben wurde, ein unendlicher Gewinn für Roms Herrschaft und für Roms Literatur, als dies reiche und fruchtbare Land mit seinen ergiebigen Goldgruben, seinen schiffbaren Strömen, seinen viehreichen Triften, seinen üppigen Weinpflanzungen und fruchtbaren Ackerfluren und seiner intelligenten Bevölkerung dem Besitzstand des römischen Volkes einverleibt wurde. Gallien ward vor allem das gelobte Land der Landwirthschaft, die dort reichen Ertrag abwarf. Eine der ältesten lateinischen Schriften über Landwirthschaft war für des Verfassers Landgut, das in Gallien lag, ausdrücklich bestimmt. Schon dem praktischen Auge des Cato machten die Schweine im Insubrerland großen Eindruck, die so fett waren, daß sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnten und auf Wagen gefahren werden mußten. Der kriegerische Eber ist das heilige Thier der Kelten, er begleitet den Leichnam des Helden ins Grab, das Bild des Ebers war ihr Feldzeichen in der Schlacht. Während der genügsame Quirite seinen Hunger mit magerer Grütze zu stillen sucht, erscheint in der Komödie und der Satire der Gallier wohl gesättigt mit seinen berühmten fetten Nationalgerichten; er ist vor allem brauchbar als Wärter des Hausviehs und kundig in der Behandlung des Rosses. Die Römer sind kein Reitervolk gewesen, keltische Lehnworte bezeichnen jedwede Verfeinerung im Reiten und Fahren, in Roß und Wagen; aus Gallien kam zur Zeit des Augustus die beste Remonte, und aus Gallien hielt die keltische Pferdegöttin Epona ihren Einzug in Rom und dem Latinerland.

Neuere Forschungen scheinen zu dem Ergebniß zu führen, daß der Feigenbaum nicht vom Süden, sondern von Massilia aus über die Poebene in Rom eingeführt worden; und wenn die Römer den Haushahn, den die Athener den persischen Vogel nannten, mit Gallus bezeichneten, so ist es gewiß die nächst liegende Erklärung, daß dieses nützliche Hausthier gleichfalls aus dem Keltenland entstammt. Die Phokäer hatten demnach den Hahn aus Kleinasien nach Massilia gebracht; sein Ansehen bei den keltischen Völkern bezeugt der Umstand, daß er zum Begleiter des vornehmsten Gottes, der von den Römern Mercurius genannt wird, ausersehen ist. Cäsar findet das Hühnervolk schon bei den Britanniern, die den farbenprächtigen Vogel des fernen Morgenlandes mit religiöser Ehrfurcht hegen und pflegen; und die gesitteten, Ackerbau treibenden unter den keltischen und germanischen Völkern der Nordseeküste werden damals schon längst im Besitz dieses nützlichsten aller zahmen Nutzvögel gewesen sein, dessen Besitz wir demnach gleichfalls der Vermittlung der griechischen Cultur zu danken haben werden.

Aber auch auf dem Gebiet des religiösen, des geistigen Lebens müssen vielerlei Einwirkungen der keltischen Cultur auf die römische stattgefunden haben, die wir nur noch in sehr vereinzelten Fällen festzustellen imstande sind. Hat doch die keltische Nation dem römischen Volk so viele seiner namhaftesten Dichter und Geschichtschreiber geschenkt: Cornelius Gallus und Varro, den Vergil, Catull, den Trogus und Nepos. Bald nachdem ein kriegsgefangener Grieche aus dem Süden das Kunstdrama in Rom eingeführt hatte, errang ein Kelte aus dem Poland, Statius Caecilius, obwohl ein schlechter Lateiner, die Palme unter den römischen Lustspieldichtern, die ihm selbst Plautus und Terenz nicht streitig machten. Ja selbst der älteste und eine Zeitlang der vornehmste Name für den römischen Dichter ist ein keltisches Lehnwort gewesen. Die lateinische Sprache besaß kein Wort für den gottbegeisterten Sänger oder Dichter: für den im Reiche der Phantasie behrimatheten Poeten war in dem engen Reich des nüchternen und sparsamen Quiritenvolks kein Platz vorhanden. Als im Jahre 207 v. Chr. zur Abwehr und Sühnung göttlichen Zornes ein Bittgesang von einem Jungfrauenreigen abgesungen werden sollte, übertrug die römische Priesterschaft auf die Empfehlung vornehmer Gönner Abfassung und Lehre des Lieds einem Mann hellenischer Abkunft, der als Schauspieler und als Schöpfer des lateinischen Dramas eine

beispiellose Kunstfertigkeit in der Handhabung lateinischer Sprache und Verskunst bewiesen hatte. Wie Alkman seine Spartanerinnen, so hatte der Grieche, Livius Andronicus mit Namen, die Töchter Roms gut einstudirt; sein Werk fand Wohlgefallen vor den Göttern und vor dem hohen Senat der Stadt Rom, der seine Anerkennung durch Verleihung des Vereinsrechts an die Dichter und Schauspieler der Hauptstadt zum Ausdruck brachte. Als die Urkunde ausgefertigt werden sollte, machte die Benennung des Schauspielers keine Schwierigkeit; aber zur Benennung des Dichters fehlte es durchaus an einem zweckentsprechenden lateinischen Namen, und lange mögen sich die Väter der Stadt darüber den Kopf zerbrochen haben, wie ein derartiges Handwerk zu benennen sei. Schließlich entschloß man sich, die Angehörigen der Dichterzunft einfach mit „Schreiber" zu bezeichnen, ein ungemein lebendiges Zeugniß dafür, daß die römische Poesie im Gegensatz zu der Poesie der Griechen und anderer Völker das Erzeugniß eines tintenkleckſenden Säculums gewesen ist. Man scheute sich, in der amtlichen Sprache ein Fremdwort zu gebrauchen, das kurz vorher eingebürgerte sinnreiche griechische Wort poeta und die von diesem verdrängte ältere, keltische Bezeichnung vates, mit der die Poesie liebenden Gallier eine bestimmte Priesterclasse benannt haben. Dieser keltische Dichtername kam, durch das griechische Wort poeta verdrängt, in Verachtung und Vergessenheit; zu Ehren hat ihn wieder gebracht Roms berühmtester Sänger P. Vergilius Maro, der Sohn eines keltischen Taglöhners aus der Umgebung von Mantua und von einer keltischen Mutter auf dem Weg zur Feldarbeit im Straßengraben geboren.

Drei Wege führen aus den classischen Ländern zu den Völkern des Nordens: der Seeweg durch den Atlantischen Ocean, der Landweg westlich der Alpenkette durch Gallien zum Rhein hin, und der Landweg östlich der Alpen. Das Stromgebiet der Donau mit ihren Nebenflüssen, das sich weithin nach Norden in die Nähe der Stromgebiete der Weichsel, der Oder und der Elbe verzweigt, bezeichnet hier die Richtung der ältesten Culturstraßen; auch hier sind es keltische Völker, die Vindeliker, Bojer, Taurisker und Skordisker, die den Verkehr des Südens mit dem Norden vermitteln. Schon im letzten Jahrhundert v. Chr. bestehen in den Donauländern größere keltische Handelsstädte, wie Heorta und Capedunum, insbesondere die Stadt Viminacium; woher der griechische Kaufmann stammt, der Hunne geworden war und den griechischen Gesandten in der Residenz des Attila an der Theiß in griechischer Sprache begrüßt. Auch hier sprechen die durchaus gleichartigen Funde griechischer Münzen, die gleich Rohmetall abgewogen von Volk zu Volk weiter vermittelt worden sind, eine deutliche Sprache. Dieselben bezeugen uns einen Handelsverkehr, der sich von Dyrrhachium am Adriatischen Meer, von den griechischen Städten Apollonia und Neapolis am Aegäischen Meer, und von den atheniſchen Colonien am Hellespont, insbesondere aber von der Insel Thasos, die ein wichtigster Stapelplatz des Nordlandhandels gewesen zu sein scheint, lauter Stätten uralter Weincultur, also aus Makedonien, auch wohl von den griechischen Colonien am Schwarzen Meer, nordwärts durch Ungarn, dann die Karpathen rechts lassend durch Ostschlesien nach dem Flußgebiet der Weichsel bis zu deren Mündung, ja bis nach Livland hin, und bis in das ferne Skandinavien hinüber erstreckt haben muß. Münzen der genannten griechischen Städte, insbesondere aber makedonische Königsmünzen fanden sich reichlich im Marosthal in Ungarn, in Klausenburg in Siebenbürgen, nach Norden zu immer spärlicher werdend, in Mähren, in Oels, bei Görlitz in Schlesien, bei Bromberg, in Gnesen, in Königsberg und in Dorpat; vereinzelt kamen makedonische Königsmünzen selbst auf der Insel Gotland und in Skandinavien zum Vorschein.

Erst in den letzten Decennien unsres Jahrhunderts wurde die Bedeutung dieser Handelsstraße durch den Fund von Vettersfelde bei Guben in der Nieder-Lausitz in ein helleres Licht gerückt; griechische Arbeit des 6. Jahrhunderts v. Chr., von den jonischen Colonien des Schwarzen Meeres, durch die Donau oder den Dniester stromaufwärts, dann zu Lande weiter befördert. Für die Kaiserzeit bezeugen die Belebtheit dieser Handelsstraße die zahlreichen Münzen des Marc Aurel und Commodus und die Funde römischer Geräthschaften aus jener Zeit, durch die Sackrauer Alterthümer aus der Umgebung von Breslau veranschaulicht, den kostbaren, auf diesem Wege nach Norden gekommenen Grabschmuck, mit dem, wie es scheint, ein Barbarenfürst liebevoll die Kenotaphien dreier in der Ferne verstorbener, ihm nahe verwandter Frauen ausgeschmückt hat.

Mehr als zweifelhaft ist es freilich, ob jemals ein griechischer Reisender, sei es ein waghalsiger Kaufmann oder ein Mann der wissenschaftlichen Forschung, denselben Landweg zu erkunden unternommen hat, den uns die Funde griechischer Münzen so anschaulich überliefert haben. Wäre dies auch der Fall gewesen, seine Spur wäre bald wieder verwischt worden; er hätte wohl auch vielfach ähnliche Berichte über unser Vaterland und dessen neu eingezogene Bewohner seinen Landsleuten im Süden übermittelt, wie in karolingischer Zeit der arabische Reisende Tartuſi, der sich über Schleswig in sein Tagebuch die Worte schrieb: „Nie hörte ich einen häßlicheren Gesang als den der Schleswiger, und er ist ein Gebrumm, das herauskommt aus ihren Kehlen gleich dem Gebell der Hunde, nur noch grauenhafter als dies."

Wo Griechen unmittelbar an Barbarenvölker grenzten, konnten letztere sich der übermächtigen Cultur nicht entziehen. Anmuthig hat uns Herodot die griechisch-barbarische Mischcultur am Schwarzen Meer zu schildern vermocht, die uns die Schätze der kaiserlichen Eremitage in Petersburg so trefflich veranschaulichen; überraschend erscheint uns, was er von der Griechin erzählt, die, dem Skythenfürsten vermählt, ihren Kindern die Segnungen heimathlicher Cultur zu erhalten bestrebt ist und sie deßhalb selbst in griechischer Sprache und griechischem Schriftthum unterweist. Selbst der Partherkönig im fernen Mittelasien ist in Cäsars Zeit hellenischer Bildung freundlich gesinnt, und der Armenierfürst schreibt griechische Tragödien. Wohl mag so manche Anregung und Förderung den Völkern des Nordens in der vorchristlichen Zeit von den Griechen überkommen sein; es geschah dies aber, soweit wir sehen, ausschließlich durch die Vermittlung keltischer Völker, und wir sind kaum noch imstande, zu unterscheiden, was als selbständige und unabhängige Entwicklung und was als Culturübertragung zu erklären sein wird. Eindringende und ausgedehnte Forschungen der letzten Jahrzehnte suchen die verschiedenen Formen des Bauernhauses und deren geographische Verbreitung festzustellen. Der alt ererbte Gegensatz zwischen Sachsen und Franken kommt in der Art des Hausbaues klar zum Ausdruck. Das alt ehrwürdige sächsische Bauernhaus, das Menschen und Hausthiere in wohl geordneter Wohnungseintheilung unter einem Dach in sich zusammenschließt, ist vielleicht das älteste Denkmal germanischer Cultur; in richtiger Würdigung seiner hohen Alterthümlichkeit hat man über dasselbe geäußert, es sei älter als die älteste Geschichte unsres Volks. Genau dieselbe charakteristische Form des Bauernhauses der Griechen in Kleinasien beschreibt uns Galen, und bis jetzt noch gibt es für diese Uebereinstimmung keine einleuchtendere Erklärung als den Zufall. Im östlichen Deutschland dagegen, in Hinterpommern, im Stromgebiet der Weichsel, in Posen, Galizien finden wir einen anderen Typus des Bauernhauses: besonders eigenthümlich ist ihm die schmale von vier Säulen getragene Vorhalle, die an die Porticus

griechischer Tempelsaçal·en, an das Prothyron griechischer Privathäuser erinnert. Am nächsten hiemit verwandt ist wiederum die nordische Bauweise, die uns in den skandinavischen Bauernhäusern begegnet, und die Spuren dieser Hausform lassen sich durch Ungarn bis nach der Balkanhalbinsel verfolgen. Wir finden hier demnach durch alterthümliche Hausformen gleicher Art etwa dieselbe Culturstraße verzeichnet, die uns die Funde griechischer Münzen bereits erschlossen hat, und es liegt um dieser Thatsache willen nahe, in dem ostdeutschen Hause ein Abbild des griechisch-makedonischen Bauernhauses zu vermuthen.

Weit klarer und handgreiflicher sind die Einwirkungen der römischen Cultur auf die der Germanen seit der Zeit des Augustus, in der bereits der mächtigste Marcomanenfürst Marobodnus lange Jahre am kaiserlichen Hofe in der Stadt Rom römisches Leben und römische Gesittung kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Wenn unter den hervorragenden lateinischen Rhetoren von Schriftstellern der Zeit des Constantin ein Marcomanus des öfteren erwähnt wird, so hat allerdings die Auffassung derer das meiste für sich, die in diesem Rhetore den ältesten Vertreter der deutschen Nation in der römischen Literatur erkennen wollen. Vom Süden und vom Westen strömte hier die römische Cultur ein in das Germanenland: erscheinen uns doch das rechtsrheinische römische Germanien, besonders die Länder am Niederrhein, in weit höherem Grade romanisirt, als das Land an der Mosel. Als im dritten Jahrhundert das rechte Rheinufer aufgegeben werden mußte, nahmen zum erstenmal in der Geschichte germanische Völker von römischem Gebiete dauernd Besitz: Franken und Alamannen ließen sich in den einst so blühenden, jetzt verlassenen rechtsrheinischen Römerstädten nieder, kamen dauernd unter den Einfluß einer hoch entwickelten fast rein römischen Cultur. Etwa hundert Jahre später führt der Kaiser Julian sein Kriegsheer in die Landstriche um den Main: er findet dort nach dem Bericht des Chronisten die Meierhöfe der Barbaren schon ziemlich sorgfältig nach römischer Bauweise aufgebaut. Die römischen Villen der Rheinlande und Mosellande, bis zu der unlängst erfolgten Aufdeckung des ersten italischen Bauernhofs, der Villa von Bosco Reale am Vesuv, die einzigen Ueberreste römischer Bauernhöfe, waren ohne Zweifel ihre Vorbilder. Es besteht der römische Bauernhof aus drei oder vier Gebäuden, die um einen viereckigen Hof symmetrisch angeordnet erscheinen, eine Bauweise, die uns durch die fränkischen Bauernhöfe der Länder am Rhein und an der Donau, in Mitteldeutschland und überall da, wo fränkisch-thüringische Besiedlung stattgefunden hat, wohl bekannt ist. Der fränkische Bauernhof erscheint dem aufmerksamen Betrachter als eine barbarische Nachahmung der römischen villa rustica, so etwa wie die Münzbilder mancher nordischen Völker sich als barbarische Nachahmungen classischer Vorbilder erweisen. Wer ein fränkisches Bauerndorf durchwandelt, muß deßhalb vieles wieder finden, was ihm aus römischen Schriftwerken bekannt ist: selbst der Hahn, der auf der Spitze des Kirchthurms sich im Winde dreht, schmückte schon im 2. Jahrhundert n. Chr. in ähnlicher Weise die Spitzen römischer Prachtgebäude in Afrika; mit der gekreuzigten Eule am Thor versicherte sich der römische Bauer gegen Hagelschlag; das Hufeisen am Thürsturz weist uns aber nach dem rossekundigen Keltenland, wo man zuerst den Hornhuf der Pferde und Maulthiere durch Eisenbeschlag zu schützen verstand. Die vielerlei Einwirkungen überlegener südländischer Cultur haben die Volkskraft der germanischen Völker nicht zu schwächen, die nationale Eigenart nicht zu ändern vermocht; und hierauf beruht, wie bekannt, die Stellung der deutschen Völker in der Weltgeschichte.

Die bleierne Langeweile und Einförmigkeit, die über der Geschichte der römischen Kaiserzeit gelagert ist, wird belebt durch die Betrachtung, wie das römische Volk im Verlauf dreier Jahrhunderte die fremdartigen Völker seiner Provinzen verstanden hat sich ähnlich, gleichartig und dienstbar zu machen, ein in seiner Art einziges Schauspiel. Das Keltenland diesseits und jenseits der Alpen, in dem die ersten Lehrer der Wissenschaft mit offenen Armen aufgenommen worden waren, schenkte ihm in der Zeit der letzten Republik seine größten Schriftsteller und Dichter; einer derselben, C. Cornelius Gallus, der älteste Vertreter der Elegie, war dazu ausersehen, als Statthalter des Pharaonenlandes der Nachfolger der Ptolemäerkönige zu werden. Bald darauf erhält die Provinz Spanien die Führung in der Literatur, wo die den Iberern von Sertorius in Osca errichtete hohe Schule für griechische und lateinische Sprache eifrig besucht wurde; dorther stammen die Größen römischer Literatur bis in die Zeit der flavischen Kaiser, die Seneca, Lucan, Martial, Columella und Mela, der Prinzenlehrer bei Hofe Quintilian; in Trajan besteigt ein Spanier den römischen Kaiserthron. Die Provinz Spanien wird von Afrika am Ende dieser Periode abgelöst: Annius Florus, Apulejus, der Prinzenerzieher Fronto sind die bedeutendsten Namen; dazu kommt die Menge gelehrter Grammatiker und all die gewaltigen Vorkämpfer des Christenthums, Minucius Felix, Tertullian, Augustin und wie sie alle heißen; bald, schon zu Ende des 2. Jahrhunderts, sehen wir in Septimus Severus den ersten Afrikaner als römischen Kaiser in Rom einziehen. Eine ähnliche Entwicklung läßt sich darnach bei der Provinz Gallien verfolgen; ja selbst das ferne Irland war in spätester Zeit noch berufen, die Führung in der lateinischen Literatur zu übernehmen. Die Länder griechischer Zunge dagegen hat Rom niemals zu seiner Sprache zu bekehren vermocht; darum war es so leicht, das Reich zu theilen, und darum hatte die östliche Hälfte eine so zähe Lebenskraft. Die Masse der Germanen vermochte das römische Volk weder zu besiegen noch zu romanisiren; darum war es ein welterschütternder Act, als der Herulerfürst Odoaker den römischen Kaiser des Westreichs entthronte und sich an dessen Stelle setzte.

Die sechste evangelisch-lutherische Landessynode Sachsens.

-th. Am 4. November v. J. wurde in Dresden die sechste ordentliche evangelisch-lutherische Landessynode geschlossen. Die Tagespresse hat sich darauf beschränkt, Berichte über den Gang der Sitzungen und die gefaßten Beschlüsse zu geben. Eine öffentliche Besprechung und Beurtheilung der Ergebnisse der Synode haben wir aber nur in einer einzigen Zeitschrift, die dazu ein theologisches Fachblatt ist, gefunden. Es ist damit ein erneuter Beweis des in religiösen Dingen jetzt herrschenden Indifferentismus geliefert. Nur scheinbar widerspricht dem die Erregung, welche der Eintritt eines Prinzen des königlichen Hauses in den römisch-katholischen Priesterstand jüngst hervorgerufen hat. Ich sage: nur scheinbar; denn in Wahrheit beschränkt sich in der Hauptsache auch diese Erregung auf die Geistlichen und diejenigen Laien, die über kirchliche Dinge nachzudenken pflegen, und deren sind nicht allzu viele.

Es kann für das kirchliche Leben nur von Nutzen sein, wenn dieser Gleichgültigkeit entgegengearbeitet wird. Dies geschieht unter anderm in einer Schrift,[1]) die die wichtigsten Beschlüsse der sächsischen Synode maßvoll, aber offen und rückhaltlos bespricht. Der Verfasser, Jurist und langjähriges Kirchenvorstandsmitglied, macht vor allem auf die Tendenz aufmerksam, welche die meisten Beschlüsse erkennen lassen. Diese Tendenz geht dahin, die evangelische

[1]) Gedanken eines Laien über die VI. ordentliche Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens. Von E. G. Leipzig, Georg Wigand 1897.

Kirche mehr und mehr zu einer Pastorenkirche werden zu lassen. Die Bilanz der von der Synode gefaßten Beschlüsse zeigt nämlich zugunsten der Geistlichen ein stark positives, zugunsten der Kirchgemeinde ein durchweg negatives Gesicht. Dies hängt sicherlich mit der factischen, nicht gesetzlichen Zusammensetzung der letzten Synode zusammen. Numerisch zwar überwiegt gemäß der Synodalordnung, wonach 30 Laien und 24 Geistliche zu wählen sind, das Laienelement. Thatsächlich aber steht ein Theil der Laien mehr oder weniger unter dem Einflusse der Geistlichen. Auch scheinen die Wähler bei der Wahl der Synodalmitglieder vielfach vorwiegend auf hohe Lebensstellung ihr Augenmerk gerichtet zu haben. Aus den „Gedanken eines Laien" spricht nun der völlig gerechtfertigte Wunsch, daß dem Nichtgeistlichen mehr Einfluß auf das kirchliche Leben eingeräumt werden möge. Wenn nur der Verwirklichung dieses Wunsches nicht eben hauptsächlich die auch von dem Verfasser beklagte Thatsache der Gleichgültigkeit in kirchlichen Dingen hinderlich im Wege stünde!

Von den vom Verfasser besprochenen sechzehn Punkten heben wir hier nur die drei wichtigsten hervor. Der erste Punkt betrifft eine Abänderung der Kirchenvorstandsordnung. Diese verlangte bisher: die Wähler haben ihr Augenmerk auf Männer von gutem Rufe, bewährtem christlichen Sinn, kirchlicher Einsicht und Erfahrung zu richten. Die Synode ist weiter gegangen und hat bestimmt: wählbar sind nur Mitglieder von gutem Rufe u. s. w.; wenn ein Kirchenvorsteher eine der Eigenschaften der Wählbarkeit verliert, so ist seine Entfernung aus dem Kirchenvorstande zu beantragen. Bei der Erörterung über die erforderlichen Eigenschaften wurde in der Synode von dem ersten Geistlichen des Landes, dem Vicepräsidenten des Landesconsistoriums — der Präsident ist in Sachsen stets ein Jurist — erklärt: in den Kirchenvorstand gehören nicht solche, die nur einreißen, sondern nur solche, die aufbauen. Wenn man bedenkt, daß ein Hinwirken auf Beseitigung von Mißbräuchen doch auch ein Einreißen ist, so wird man das Bedenkliche der neuen Bestimmung in Verbindung mit der gegebenen Auslegung zugeben. Auch hat der Verfasser der „Gedanken eines Laien" unzweifelhaft Recht, wenn er darin eine Beschränkung des Einflusses der Laien und der freien Meinungsäußerung im Kirchenvorstande sieht.

Ein zweiter Beschluß der Synode beschränkt das Pfarrwahlrecht der Gemeinde. Wegen eines vom Verfasser bezweifelten Nothstandes der Geistlichen in Hinsicht ihres Avancements hat die Synode beschlossen, daß die ersten fünf in jedem Kalenderhalbjahr zur Erledigung kommenden geistlichen Stellen landesherrlichen Patronats, sowie gewisse andere Stellen nicht wie bisher durch Wahl der Gemeinde auf Vorschlag des Patrons, sondern durch das Landesconsistorium besetzt werden sollen. Es werden sonach alljährlich mindestens zehn Gemeinden ihres Pfarrwahlrechts, das die Krone der Gemeinderechte ist, beraubt. Der Verfasser befürchtet mit Recht, daß dieser Beschluß die Unzufriedenheit der Gemeinden vermehren und dem kirchlichen Leben schließlich abträglich sein muß, und meint, daß der Nutzen, den er einzelnen Geistlichen gewährt, das Opfer des Gemeindewahlrechts nicht rechtfertigt.

Der dritte Punkt betrifft das Patronatsrecht. Nach sächsischem Kirchenrecht besteht das Recht des Patrons darin, bei der Wahl des Geistlichen der Gemeinde drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen sie einen zu wählen hat. Hiezu hat die Synode einige Beschlüsse nach der confessionellen Seite hin gefaßt. Sie hat die Deutsch-Katholiken von Ausübung des Patronats ausgeschlossen, nicht jedoch die Römisch-Katholischen; und sie hat sodann in Ansehung der Convertiten die Reformirten den Römisch-Katholischen gleichgestellt, indem sie die Ausübung des Patronatsrechts den zur römischen, wie den zur reformirten Kirche Uebergetretenen gleichermaßen verbietet. Der Verfasser der „Gedanken eines Laien" wünscht entsprechend einem in der Synode gestellten Antrage die völlige Ausschließung der Römisch-Katholischen vom Patronat und er weist die Begründung zurück, mit der jener Antrag abgelehnt wurde: man meinte, er verstoße gegen den westfälischen Frieden. Mit Recht weist der Verfasser auf die Inconsequenz hin, daß man sich hier auf den westfälischen Frieden berufen hat, in anderer Beziehung aber diesem Frieden ins Gesicht schlug, indem man die Reformirten den Katholischen gleichstellt, während das westfälische Friedensinstrument die lutherische und die reformirte Confession als eine bezeichnet. Ueberhaupt, so meint der Verfasser, stehe die Mehrzahl der kirchlich gesinnten lutherischen Laien in der wichtigsten Unterscheidungslehre, der vom Abendmahl, heutzutage in Sachsen auf reformirtem Boden. Dies stimmt auch mit unsren Beobachtungen überein. Aber hinsichtlich des Patronats der Römisch-Katholischen scheint der Verfasser übersehen zu haben, daß das sächsische Königshaus das Patronatsrecht über eine Anzahl evangelischer Kirchen besitzt. Schon daran allein dürfte das Verlangen scheitern, die Römisch-Katholischen vom Patronatsrecht auszuschließen.

Mehrere Petitionen haben an die Synode das Verlangen gestellt, die kirchlichen Zuchtmittel zu verschärfen, Gegnern kirchlicher Einrichtungen, insbesondere Verächtern des Sacraments das Abendmahl zu entziehen und kirchliches Begräbniß zu verweigern. Das Kirchenregiment hat sich auf das schärfste gegen solche Absichten ausgesprochen und u. a. die Benutzung des Abendmahls als Zuchtmittel als eine Profanation desselben bezeichnet. Ohne Zweifel mit vollem Recht. Ueberhaupt hat das Kirchenregiment auf der Synode den günstigsten Eindruck gemacht. Wir heben besonders noch das schöne Wort des Vicepräsidenten des Landesconsistoriums D. Meier hervor: Wir leben in einer Zeit, in der auch die Kirche sich gewöhnen muß, in der Luft der Freiheit zu athmen. Schade nur, daß dem die Beschlüsse der Synode selbst nicht allenthalben entsprechen. Dem Verfasser der „Gedanken eines Laien" muß für die Klarstellung dieser Thatsache Dank gezollt werden. Amicus Plato, magis amica veritas.

Mittheilungen und Nachrichten.

Vor kurzem erschienen — im Verlage von Dr. E. Wolff, München und Leipzig — zwei „Lehrbücher der Experimentalphysik vom Professor der Physik" Dr. W. Dankе: eines für Realschulen und Realgymnasien in Stärke von 17 Bogen, eines für humanistische Gymnasien in Stärke von 12 Bogen. Beide dürfen als eine besonders werthvolle Bereicherung der besseren Schulbücherliteratur angesehen werden, nicht nur wegen der universellen Wichtigkeit der täglich mehr ins Leben eingreifenden Physik und wegen der großen Schwierigkeit, richtig abzumessen, was dem Verständniß der Schüler in beiden Anstalten geboten werden darf, sondern auch wegen der Art und Weise, wie es Professor Dr. Dankе geboten hat. Die bisher eingeführten Lehrbücher der Physik sind sämtlich zu voluminös, ihre Ausstattung läßt zu wünschen übrig, und sie besitzen den Fehler, sich viel zu viel mit mathematischen Berechnungen abzugeben, wodurch sie unübersichtlich wirken, das Verständniß erschweren und dem Schüler die Physik trocken und langweilig machen. Nur durch die Anschauung vermag der Physikunterricht, gleichwie die anderen Fächer der Naturwissenschaft, belebend und anregend auf den Schüler zu wirken, und der Herr Verfasser, der als ein außerordentlich tüchtiger Fachmann gilt und über eine lange eigene pädagogische Erfahrung verfügt, fußt, was freudig begrüßt werden darf, in seinen beiden Lehrbüchern auf diesem Standpunkte. Und eben dadurch gewinnen diese Lehrbücher ihre Vorzüge: prägnante Kürze, klare, leicht faßliche Darstellungsweise, praktische Anordnung und Uebersichtlichkeit. Diese Vorzüge

treten am schönsten bei den schwierigen Capiteln der Doppelbrechung des Lichtes, des Wesens der Elektricität und ähnlichen hervor. Die Mechanik der Körper und dem Lichte sind im Lehrbuch für die Realschulen über 40, der Wärme 30, dem Magnetismus und der Elektricität über 70 Seiten gewidmet; mit den Moleculareigenschaften der Körper findet sich dasselbe Lehrbuch auf 6 Seiten, mit den allgemeinen Eigenschaften der Naturkörper gleichfalls auf 6 Seiten ab; 173 Figuren erläutern den Inhalt, 525 „Aufgaben" lehren dem Schüler das physikalische Denken und die Anwendung der physikalischen Erscheinungen. Auch die äußere Ausstattung verdient volles Lob, Druck und Abbildungen sind rein und hübsch. Der Verleger wird nach dieser Richtung hin allen Ansprüchen gerecht und stellt auch den Preis billig. So ist denn auch der Wunsch ganz gerechtfertigt, daß die Doule'schen Lehrbücher an unsern Mittelschulen die weiteste Verbreitung finden möchten. Im.

* Ergebnisse der Arbeit der deutschen Pestcommission in Ostindien.

Der deutschen Pestcommission in Ostindien ist es gelungen, bereits in der ersten Hälfte ihres dortigen Aufenthaltes über den Verlauf der Epidemie, über das anatomische und klinische Verhalten der Pest und über die Eigenschaften des Krankheitserregers ein umfangreiches Material zu sammeln, welches die Unterlagen für die richtige Beurtheilung des Wesens der Krankheit, ihrer Verbreitungsweise und der Maßregeln zu ihrer Bekämpfung zu geben imstande ist. Nach den letzten vom Mai und Juni datirten Berichten war damals die Thätigkeit der Commission hauptsächlich auf die Lösung der Fragen gerichtet, wie lange der Krankheitskeim der Pest sich außerhalb des menschlichen Körpers infectionsfähig zu erhalten vermöge, in welcher Weise sich verschiedene Thierarten der Krankheit gegenüber verhalten, und welchen Werth einigen Behandlungs-, bezw. Vorbeugungsmethoden (Yersin'sche Serumbehandlung, Hasskine'sche Präventivimpfung) beizumessen sei. Die Ergebnisse der zahlreichen nach diesen Richtungen angestellten Versuche und Ermittelungen lassen sich, wie folgt, zusammenfassen:

Der Pestbacillus zeigt außerhalb des menschlichen Körpers oder desjenigen gewisser Thiere eine bemerkenswerthe Hinfälligkeit. Reinculturen von Pestbacillen verschiedenen Ursprungs und Alters, in flüssigen oder auf festen Nährsubstraten gewachsen, zeigten sich nach einer 15 Minuten andauernden Erwärmung auf 70° C. sämmtlich abgestorben. Bei 80° C. genügten schon 5 Minuten zur Sterilisirung. Eine bis zu 100° C. erhitzte und sofort untersuchte Aufschwemmung enthielt keine lebenden Pestbacillen mehr. Sublimat in der Verdünnung von 1 : 1000 tödtete die Bacillen sofort. Ein Gehalt von 1 v. H. Carbolsäure oder 1 v. H. Lysol genügte binnen 10 Minuten zur Abtödtung der Keime. Bei einem Gehalt von 3 v. H. Schmierseife, bezw. von 1 v. H. Chlorkalk enthielten die Aufschwemmungen nach 5 Minuten noch virulente Keime, nach 30 bezw. 15 Minuten waren sie steril. Sterilisirte Fäces, mit Pestbacillen reichlich inficirt und dann zu gleichen Theilen mit der gebräuchlichen Kalkmilch versetzt, enthielten nach 30 Minuten noch virulente Bacillen, nach 1 Stunde waren sie ebenfalls steril. Ueberaus empfindlich erwiesen sich die Pestbacillen gegen Mineralsäuren; so genügte die reine Schwefelsäure schon in der Verdünnung von 1 : 2000, um die in der Mischung befindlichen Pestkeime binnen 5 Minuten abzutödten. Im directem Sonnenlicht starben die Bacillen, in dünner Schicht an Glasplättern eingetrocknet, schon binnen 1 Stunde ab.

Bei einer Reihe von Versuchen zeigte pestbacillenhaltiges Material, in verschiedener Weise auf Leinwand, Wolle, Seidenzeug und -fäden, Gaze, Filterpapier, Glasstücke, Erde und dergleichen gebracht, unter verschiedenen Verhältnissen aufbewahrt und von Zeit zu Zeit auf seine Infectionskraft untersucht, eine Lebensdauer von längstens 8—10, mehrfach nur von 2—5 Tagen. In gewöhnlichem Leitungswasser aufgeschwemmt, wurden die Pestbacillen spätestens nach 3 Tagen, im sterilen Milchwasser nach 5 Tagen, in sterilem Leitungswasser spätestens nach 8 Tagen abgestorben gefunden. An der getrockneten Haut zweier an der Pest verendeter Mäuse war in einem Falle schon am 4., in dem andern am 6. Tage die Infectionskraft erloschen. Pestpneumonisches Sputum, massenhaft Pestbacillen enthaltend und flüssig im Reagenzglase unter Mutterverschluß im Eisschrank aufbewahrt, erwies sich zwar am 10. Tage noch infectiös, am 16. Tage aber nicht mehr. In allen diesen Versuchen haben sich die Pestbacillen als Organismen erwiesen, die ohne Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffs nicht zu wachsen vermögen.

Was die an Thieren hinsichtlich ihrer Empfänglichkeit gegen die Seuche vorgenommenen Versuche anbelangt, so zeigten die zu den Versuchen benutzten Tauben, Hühner, Gänse und Schweine, welche mit Injectionen virulentes concentrirter Pestbacillenaufschwemmungen behandelt, letztere zum Theil mit Pestratten gefüttert waren, überhaupt keine Reaction. Geimpfte oder injicirte Hunde reagirten fast gar nicht, bei Fütterung mit Reinculturen blieb ein Versuchshund gesund, ein anderer erkrankte leicht, ohne daß sich in den Drüsenschwellungen Pestbacillen gefunden hätten, Injicirte, bezw. geimpfte Katzen erkrankten für kurze Zeit fieberhaft, bei der einen kam es zu einer örtlichen Absceßbildung, der Eiter war aber steril. Etwas empfindlicher der Impfung, bezw. Injection gegenüber verhielten sich Schafe und Ziegen; bei den ersteren enthielt der Absceßeiter zahlreiche Pestbacillen, bei den letzteren keine. Kühe reagirten mit hohem Fieber und starken örtlichen Erscheinungen; der Absceßeiter war auch hier frei von Pestbacillen. Geringere Reactionserscheinungen zeigten die zu den Versuchen verwendeten Pferde. Sämmtliche Versuchsthiere sind, soweit sie überhaupt erkrankten, vollständig genesen. Hervorzuheben ist, daß bei diesen Thierversuchen die Infectionskraft eine so intensive war, wie sie unter natürlichen Verhältnissen nicht vorkommt. Eine Ratte, welche sich in der Freiheit inficirt hatte, enthielt in ihrem Körper eine sehr geringe Menge von Pestbacillen. Ueberhaupt erwiesen sich die Ratten, wie spätere Untersuchungen ergaben, hinsichtlich ihrer Empfänglichkeit für die Pest hochgradig empfindlich. Einfache Impfungen mit den geringsten Mengen einer Cultur oder Berührung der äußeren Schleimhäute mit Culturmasse oder Fütterung mit kleinsten Mengen von Pestcultur genügten, um bei ihnen ausnahmslos tödtliche Pest zu erzeugen. Da diese Thiere in der Freiheit bekanntlich die Cadaver ihrer (an der Pest) verendeten Genossen anzunagen pflegen, so erklärt es sich, daß sich die Seuche unter ihnen rasch ausbreiten und den ganzen Rattenbestand eines Ortes vernichten muß, daß aber auch durch die Vermittelung der Ratten die Pestkeime von einem Haus in das andere verschleppt und auf Menschen übertragen werden können. In der That wurden in dem stark befallenen nördlichen Theile der Stadt Damaon (s. u.) in zahlreichen Häusern kranke und todte, späterhin aber überhaupt keine Ratten mehr gesehen, da sie vermuthlich alle von der Seuche hingerafft waren. Die Bewohner waren hier von dem Zusammenhang der Ratten- und Menschenpest so überzeugt, daß manche schon ihre Häuser verließen, sobald sie eine todte Ratte fanden; in dem südlichen von der Pest verschonten Theile der Stadt wurde von einer Rattenpest nichts bemerkt. Schweine, Hunde, Katzen und andere Hausthiere sollen dort überhaupt verschont geblieben sein. Bemerkenswerth erscheint, daß Flöhe, welche von einem Rattencadaver abgesucht und zerquetscht auf ein Meerschweinchen verimpft wurden, dasselbe mit Pest inficirten.

Zu den Versuchen über die Fragen der künstlichen Immunität gegen Pest und die Verwendbarkeit des von hoch immunisirten Thieren gewonnenen Serums zu Schutz- und Heilzwecken wurden ausschließlich Affen benutzt; es stellte sich hiebei heraus, daß die zur Verwendung gelangten grauen Affen (Semnopithecus entellus) ebenso wie die Ratten für die Pestinfection außerordentlich und in weit höherem Grade als die braunen Affen (Macacus cynomolgus) empfänglich sind. Sehr viel wirksamer als die Injection unter die Haut erwies sich die Injection in die Bauchhöhle. Diejenigen Affen, welche eine subcutane Impfung oder Injection überstanden haben, besitzen einen hohen Grad von Immunität, sie vertragen nunmehr die Injection einer verhältnißmäßig großen Menge einer Pestcultur (etwa 2 mg) ohne merkliche Krankheitserscheinungen. Um braune Affen durch Fütterung mit Pestbacillen zu inficiren, bedurfte es ziemlich großer Mengen von Cultur; geringe Mengen wirkten nicht mehr inficirend, verschafften aber auch keine Immunität. Zur künstlichen Immunisirung kann man nur bei wenig empfänglichen Thieren lebende und voll virulente Culturen benutzen; es erwies sich nöthig, mit abgetödteten Culturen zu operiren, welchen, wie die angestellten Versuche und auch früher schon die Hasskine'schen Schutzimpfungen bewiesen haben, eine mehr oder weniger hohe Schutzwirkung zukommt. Die letztere wird aber durch alle stärker wirkenden Agentien, wie Siedehitze, geschädigt; um die Bacterien sicher zu tödten, ohne die Schutzkraft aufzuheben, zeigte sich die einstündige Behandlung der Cultur mit einer Temperatur von 65° am vortheilhaftesten. Die Immunität tritt nicht sofort ein, sondern nach einem gewissen Zeitraum (etwa vom 5. bis 7. Tage an); sie hat auch nicht einen so hohen Grad wie diejenige, welche durch Infection mit lebenden Culturen erworben wird. Ueber ihre Dauer konnten Versuche nicht angestellt werden, da dieselben viele Monate beansprucht haben würden. Aus den geschilderten und anderen Versuchen, welche freilich noch vielfach der

Digitized by Google

Wiederholung und Prüfung bedürfen, ließ sich vorläufig entnehmen, daß, um mit todten Culturen künftig zu immunisiren, Culturen von ungeschwächter Virulenz zu verwenden sind, welche in der erwähnten Weise abgetödtet wurden. Die Höhe der natürlichen Immunität, wie sie durch Ueberstehen der Pestkrankheit erlangt wird, läßt sich einstweilen nur durch Nachimpfungen mit lebenden Pestbacillen erreichen. Die todten Pestculturen wurden ferner noch benutzt, um zu erfahren, ob die Pestbakterien, ähnlich wie die Cholera- und Typhusbakterien, ein specifisches Gift enthalten. Die nach dieser Richtung hin angestellten Versuche ergaben, daß die Giftwirkung voll virulenter Pestculturen, wenigstens unter den hier gewählten Versuchsbedingungen, sehr gering ist.

Was die Serumversuche betrifft, so war die Zeit zu kurz, um selbst Thiere so hoch zu immunisiren, daß ihr Serum zu Versuchszwecken geeignet gewesen wäre. Es wurde daher durch Vermittlung des Dr. Yersin im Institut Pasteur in Paris hergestelltes Serum angewendet. Bei den Versuchen mit diesem Serum ließ sich schon nach einigen Tagen aus einem besonders charakteristischen Verhalten der Haut an der Stelle, wo die Nachinjection mit lebenden Pestbakterien gemacht war (größere oder geringere Infiltration), auf den Wirkungswerth des vorher inficirten Pestserums schließen. Unter Benutzung dieses Kennzeichens für die Schutzkraft des Serums wurde versucht, braune Affen durch eine vorhergehende Injection von Serum gegen die tödtliche Wirkung einer 24 Stunden später folgenden Injection mit lebenden Pestbacillen zu schützen. Es stellte sich hiebei heraus, daß bei Anwendung eines relativ frischen (starken) Serums die braunen Affen, welche mit 10.5 und 3 ccm dieses Serums vorbehandelt waren, die subcutane Injection von etwa 2 mg Pestcultur, ohne zu erkranken, ertrugen, während 1 ccm nicht mehr genügte. Für die höher empfindlichen grauen Affen war aber auch dieses starke Serum in der Dosis von 10 ccm gänzlich ohne Wirkung; sie starben infolge der Nachimpfung ebenso schnell wie die vorbehandelten Thiere. Die Dauer der Schutzkraft erstreckte sich bei den verwendeten Versuchsthieren auf höchstens acht Tage. Die unter Benutzung starken Serums unternommenen Heilversuche mit Serum ließen erkennen, daß dasselbe unzweifelhaft Heilwirkungen besitzt, wenn dies auch selbstverständlich nur in Bezug auf die Thiere gilt, an denen diese Versuche angestellt sind. Ob ähnliche Wirkungen auch beim Menschen zu erzielen sind, kann, wie die Beobachtungen an den ähnlich wie diese empfindlichen grauen Affen lehren, nicht ohne weiteres geschlossen werden, sondern muß durch Beobachtungen an pestkranken Menschen selbst ermittelt werden; bis jetzt sind bei diesen anscheinend meist nur die älteren, schwächeren Serumsorten angewendet worden.

Von dem Leiter der Commission und einem Mitgliede derselben wurde am 18. Mai eine Reise nach der seit März stark von der Pest heimgesuchten portugiesischen Stadt Damaon unternommen. Die Krankheit ist daselbst fast vollständig auf den hauptsächlich von Fischern bewohnten nördlichen Stadttheil beschränkt geblieben und hat in diesem den vierten Theil der Bevölkerung hingerafft; in dem südlichen durch einen Fluß getrennten Stadttheil sind nur 4 auf Infection in dem nördlichen Stadttheil beruhende Erkrankungen vorgekommen. Bemerkenswerth erscheint, daß unter den aus ihren verseuchten Häusern geflohenen und in Zelten ꝛc. campirenden Einwohnern nur noch vereinzelte Pestfälle vorkamen, während in den inficirten Häusern des nur zum Theil entvölkerten Stadtviertels die Pest in ungeschwächter Weise weiter hauste. Die Haffkine'schen Schutzimpfungen waren in Damaon an etwa 1400 Personen ausgeführt worden; eine Schutzwirkung des Verfahrens ließ sich unzweifelhaft erkennen, wenn auch der Schutz offenbar nur ein bedingter war, indem unter den Geimpften nicht wenige Pesterkrankungen (jedoch mit auffallend mildem Verlaufe) vorkamen, und sich nachweislich in etwa 20 Fällen nach der Impfung Pest mit tödtlichem Ausgange entwickelte.

Ein weiterer Ausflug wurde von dem Führer der Commission in Begleitung zweier Mitglieder nach den Nordwestprovinzen, speciell in das Gebiet von Kumaon unternommen, wo eine räthselhafte, von den Eingeborenen Mahamari genannte Krankheit von Zeit zu Zeit auftritt; höchst wahrscheinlich ist dieselbe mit der echten Rinderpest identisch. Daß es sich bei einer ebenfalls in diesen Gegenden endemischen Rinderkrankheit nur um die echte Rinderpest handelt, wie sie in Europa und Afrika vorkommt, wurde durch eine Anzahl an Ort und Stelle angestellter Versuche festgestellt. Von einem anderen Mitgliede wurden vor der Abreise der Commission, welche am 25. Juni erfolgt ist, noch Untersuchungen über Lepra in dem unweit Bombay gelegenen, etwa 350 Kranke enthaltenden Leprahaus Matunga vorgenommen. Mitte Juli ist die Pestcommission mit Ausnahme ihres Führers, welcher sich von Indien in besonderer Mission nach Ostasien begeben hat, wieder in Europa eingetroffen.

*) **München.** Auf dem Grabe des verstorbenen Archäologen Heinrich Brunn ist aus Beiträgen seiner Freunde, Verehrer und Schüler und des Corps Palatia in Bonn ein Denkmal errichtet worden, das am Freitag, den 23. Juli, der Wiederkehr von Brunns Todestag, in Anwesenheit zahlreicher Freunde des Verstorbenen der Familie zur weiteren Obsorge übergeben worden ist. Es ist der sehr glücklich gelungene Versuch gemacht worden, eine altgriechische Form des Grabschmuckes, die hohe, schlanke Marmorstele mit einem bekrönenden Zierstück aus Ranken und Akanthosblättern, für die Bedürfnisse unserer Zeit zu verwenden. Die Stele ist in Athen genau nach einem dort an der Gräberstraße des Dipylon stehenden Vorbilde in pentelischem Marmor copirt worden. Auf dem zu diesem Zwecke unbehauen gelassenen oberen Theile der Vorderseite hat dann Hr. Erwin Kurz in München das Bildniß Brunns in Relief angebracht, das, trotzdem es nicht nach dem Leben gearbeitet worden ist, die Züge von Brunns bedeutendem, man möchte fast sagen olympischem Kopfe auf das treffendste wiedergibt. Das bescheidene, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln errichtete Denkmal bildet zwischen den künstlerisch oft in rohen Grabsteinen unserer Friedhöfe eine wohlthuende Abwechslung.

*) **Heidelberg.** Die juristische Facultät veranstaltet am 1. August zur Feier des 70. Geburtstags von Geh. Rath Immanuel Bekker ein Festessen, zudem sie Freunde und Verehrer des Jubilars auffordert.

*) **Halle.** Der Director der Francke'schen Stiftungen Dr. Wilhelm Fries ist zum ordentlichen Honorarprofessor an der Universität Halle ernannt worden. Damit wäre die vor einiger Zeit in Aussicht gestellte „Professur für praktische Pädagogik" geschaffen.

*) **Berlin.** Am 21. d. M. starb im nahen Schöneberg 74jährig Geh. Rath Prof. Wilhelm Liebenow, der einst als junger Offizier in den Dienst des preußischen Handelministeriums übertrat, wo er geraume Zeit hindurch dem kartographischen Bureau für die Eisenbahnabtheilung und der Plankammer für die Bauabtheilung vorstand. In dieser Stellung besorgte er die Ausgabe der amtlich hergestellten Karten, insbesondere der jährlich erscheinenden Wandkarte der Eisenbahnen. Außerdem stammen von seiner Hand Specialkarten des preußischen Staats und einzelner seiner Provinzen, sowie eine 1884 vollendete höchst ausführliche Karte von Mitteleuropa in zahlreichen Blättern; auch zu wissenschaftlichen Büchern hat er hie und da die geographischen Tafeln geliefert.

WBt. **Greifswald.** An dem hiesigen Feieincursus nehmen 204 zahlende Vollmitglieder theil, davon 134 aus Deutschland, 29 aus Schweden, 13 aus Rußland, 10 aus Norwegen, je 6 aus Oesterreich und Dänemark, 4 aus England, 2 aus den Vereinigten Staaten. Außerdem sind 136 Theilkneten und 65 Freikoten zur Ausgabe gelangt. Ferner nehmen wieder eine große Anzahl Studenten am Cursus theil. — Zu Ehren der hiezu gekommenen Aerzte findet am 24. d. M. eine außerordentliche Sitzung des Greifswalder „Medicinischen Vereines" statt, in welcher u. a. werden reden: Prof. Helferich über Magen- und Darmchirurgie, Prof. Gerwitz über Gallertkrebs, Dr. Leick über die mit dem „Neuen Tuberkulin Koch" erzielten Resultate; im ganzen werden 9 Vorträge gehalten. Man hofft auf zahlreichen Besuch, namentlich von seiten der in den Ostseebädern befindlichen Aerzte. — Die Akademie der Wissenschaften hat dem Prof. R. Bonnet hier 800 M. zur Bearbeitung eines Werks über das elastische Gewebe der Blutgefäße, dem Prof. C. Cohen 1500 M. zur Anstellung von Untersuchungen von Meteoreisen überwiesen.

*) **Minsk.** Am 20. Juli wurde der Grundstein zu einem neuen Gebäude für die Universitätsbibliothek gelegt. Das zweistöckige, im Renaissancestil zu errichtende Gebäude soll auch das Universitätsarchiv aufnehmen. Die Bücher, deren es 500,000 Bände gibt, sollen in eisernen Schränken aufbewahrt werden. Für die Beschäftigungen der Professoren werden zwei Specialsäle eingerichtet werden, die Kosten des Baues sind auf 400,000 Rbl. veranschlagt. Der größte Theil des Baues ist durch freiwillige Spenden aufgebracht, der Rest soll aus Specialmitteln der Universität gedeckt werden.

Jahrgang 1897. München, Montag, 26. Juli. Nummer 164.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Achtstundenarbeitstag bei den Eisenbahnen. I. Von Dr. Freiherr zu Weichs-Glon. — Dr. C. G. Pfannschmidt. Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Achtstunden-Arbeitstag bei den Eisenbahnen.

Von Dr. Freiherr zu Weichs-Glon.

I.

„Eight hours work, eight hours play,
eight hours sleep and eight shillings a day.“

Dieser Trinkspruch der englischen Gewerkvereine, die sogenannten „vier Achter“, fand stets begeisterte Zustimmung bei allen Arbeitern. Das „and eight shillings a day“ wurde erst später des Reimes wegen beigefügt. Der Spruch ohne diesen Beisatz reicht als Forderung der Dreitheilung der 24 Tagesstunden weit zurück. Uebrigens hat auch Kant den Satz aufgestellt, daß je 8 Stunden der Arbeit, 8 Stunden der Erholung und 8 Stunden dem Schlafe gewidmet sein sollen. Stets ist der Achtstundentag für die Arbeiter Gegenstand der Sehnsucht gewesen. Dieser Traum hat Jahrhunderte lang in der Geschichte der Arbeit fortgelebt, als ein Ideal, nach dem man strebt, auf das man hofft, für das man arbeitet. Nach Rogers (Geschichte der englischen Arbeit) betrug im 14. und 15. Jahrhundert der Arbeitstag in England 8 Stunden, welche Zeit sogar noch reducirt wurde durch Ruhepausen für das Mittag- und Abendbrot. Man hört aus jenem Spruche einen Nachklang an diese alten Gildenerinnerungen heraus; er drückt aus, was das Ziel des Ehrgeizes und der theuersten Hoffnungen aller Arbeiter ist: „ein guter Tagelohn für ein gutes Tagewerk!“ Die Bewegung zugunsten des Achtstundentages an sich ist also nichts neues. Nur die Verallgemeinerung der Forderung und ihre gegenwärtige Formulirung, insbesondere aber die Ausdehnung auf die Arbeiter und Bediensteten im Eisenbahnbetriebe sind jüngsten Datums.

Es wirken Umstände zusammen, die gerade dem Achtstundentag eine besondere Bedeutung verleihen. Seine Einführung wird seit dem Pariser Congreß im Jahre 1889 in den darauf folgenden mit dem 1. Mai 1890 beginnenden Demonstrationen von den Arbeitern aller industriellen Culturstaaten der Erde gefordert. Er soll sich jedoch nach deren Forderung nicht nur auf gewisse Gewerbe beschränken, sondern in allen Gewerben gleichmäßig zur Durchführung gelangen; seine Einführung soll auch geschehen ohne Rücksicht auf die Arbeitsenergien verschiedener Bevölkerungen und ohne Zulassung von Ueberstunden.

Es darf hier übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß unter den socialdemokratischen Wortführern nicht wenige sind, die der Möglichkeit der Einführung des Achtstundentages skeptisch gegenüber stehen und nicht mit warmem Herzen und voller Ueberzeugung bei der Sache sind, und daß auch die Parteipresse bis jetzt der Sache ein untergeordnetes und hauptsächlich theoretisches Interesse entgegenbrachte.

Die Arbeiter wollen die Dauer und Last der täglichen Arbeit mindern, um ein den besitzenden Classen entsprechenderes Leben führen zu können. Zugleich verbinden sich bei ihnen damit lohnpolitische Erwägungen. Die Arbeiter hoffen, durch eine so weit gehende Reduction der Arbeitszeit Platz zu schaffen für die jetzt unbeschäftigten Arbeiter, und durch Beseitigung des Ueberangebotes von Arbeit ihre Löhne steigern zu können. Endlich verbinden sie damit wohl auch die Absicht, gegen den handwerksmäßigen Kleinbetrieb, an dessen Zerstörung die Socialdemokratie mit Zielbewußtsein arbeitet, einen tödtlichen Streich zu führen; denn es ist klar, daß das nicht capitalintensiv arbeitende Handwerk durch einen Achtstundenlag schwer geschädigt werden würde.

Uebrigens sind wohl die auf das Handwerk bezüglich der Arbeitszeitverkürzung und der damit in Verbindung stehenden Arbeitervermehrung gehegten Befürchtungen durchaus übertrieben; denn auch im Handwerk würde die Reduction der Arbeitszeit zweifelsohne zu einer wesentlichen Steigerung der Leistungsfähigkeit führen.

Die denkbar naivste Form, in der der Achtstundentag gefordert wurde, ist wohl in dem Gesetzentwurfe gegeben, der im Jahre 1891 von dem englischen Parlamentsmitglied Channing eingebracht wurde. Nach dieser Bill soll kein Mensch länger als 8 Stunden an einem Tage von 24, oder mehr als 48 Stunden in der Woche arbeiten dürfen. Deßgleichen darf keiner einer andern Person gestatten oder sie dazu veranlassen, über diese Zeit hinaus thätig zu sein, auf dem Wasser wie auf dem Lande, in irgend einer Eigenschaft, unter irgend einem Contracte oder einer Uebereinkunft oder in der Form von Artikeln für Arbeitsmiethe oder für persönliche Dienstleistungen zu Wasser und zu Lande, ausgenommen bei Unglücksfällen. Auf Uebertretung des Gesetzes soll eine Strafe von 10—100 Pfd. St. gesetzt werden.

Die Bewegung nach einer Kürzung der Arbeitszeit ist an sich zweifellos gesund und berechtigt. Handelt es sich doch dabei auch um Bewahrung des kostbarsten Schatzes jeder Nation, um deren Arbeitskraft, die möglichst auf den Punkt dauernder höchster Leistungsfähigkeit gehoben und erhalten werden soll.

Die Maschine, die ununterbrochen mit Kraft gespeist werden kann, erreicht ihr tägliches Leistungsmaximum bei der höchsten Stundenzahl. Beim Menschen kann dagegen die verbrauchte Kraft nicht ununterbrochen von außen her ersetzt werden. Der Mensch bedarf dazu der Ruhe, einer Zeit, in der er seine Kräfte sammelt, die er während der Arbeit allmählich aufgezehrt hat. Es kann daher der Mensch nur eine gewisse Zeit am Tage gleichmäßig viel leisten, nämlich so lange die im Körper aufgespeicherten Kräfte ausreichen. Wenn auch über diese Grenze hinaus die Arbeitsleistung nicht sofort aufhört, so ist dies auf die Willensenergie zurückzuführen. Aber mit jeder Stunde,

die der Arbeiter über diese Grenze arbeitet, wird die Arbeitsleistung geringer. Dauert die übermäßige Arbeitszeit eine Weile lang fort, so wird der Arbeiter infolge der allgemeinen körperlichen Erschöpfung auch in den ersten Stunden nicht voll seinen Mann stellen und nach und nach immer weniger leistungsfähig werden. So erklärt es sich, daß der Mensch so häufig bei längerer Arbeitszeit weniger leistet als in einer kürzeren.

Die Bedeutung der Einführung des Achtstundentages würde sich jedoch nicht in wirthschaftlichen Folgen erschöpfen, vielmehr würden sicherlich daneben Wirkungen auf die Gesundheit und das Culturniveau des Arbeiterstandes zu beobachten sein. Das körperliche Wohlbefinden des Arbeiters würde durch eine Reduction der Arbeitszeit aus mehreren Gründen eine Steigerung erfahren. Eine derartige Verminderung würde eine geringere Abnutzung der Arbeitskraft bedeuten; man wird daher die Maximalgrenze der Arbeitszeit, bei welcher die Gesundheit des Arbeiters keinen Schaden erleidet, nicht zu hoch ansetzen dürfen.

Allerdings ist, wie Kräpelin in seiner Schrift „Zur Hygiene der Arbeit" bemerkt, die Frage: welches Maß von Arbeit kann ein Arbeiter täglich leisten, ohne seine Gesundheit zu schädigen? nicht leicht zu lösen, denn die Bestimmung der Größe dieser Leistung hängt von recht vielen Umständen ab und ist vor allem durchaus individuell. Es richtet sich das Maß der täglichen Leistung nach Alter, Geschlecht und Constitution. Es richtet sich nach diesen Umständen aber auch nur dann, wenn wir, wie unter den heutigen Verhältnissen, feststellen sollen, bis zu welcher Höhe durchschnittlich die Ausnützung der Arbeitskräfte gesteigert werden kann. Ziel einer gesunden Socialpolitik muß es sein, dafür Sorge zu tragen, daß diese Grenze inne gehalten und nicht überschritten werde. Der wahre Reichthum eines Volkes besteht in der Muße, welche allen nach vollbrachter Arbeit übrig bleibt, und die Frage nach der Länge des Arbeitstages ist eine Frage nach dem Stande der Civilisation.

Die Reduction der Arbeitszeit würde ferner der körperlichen Gesundheit des Arbeiters darum förderlich sein, weil in der kürzern Arbeitszeit die gesundheitsschädlichen Einflüsse während der Arbeit sich weniger geltend machen können.

Bald ist der Arbeiter Wind und Wetter und Nässe, bald den größten Temperaturunterschieden ausgesetzt, oder er athmet mit Staub, giftigen Gasen und Dämpfen erfüllte Luft ein, oder die Arbeit erfordert eine gebeugte Körperhaltung, oder die Unterlage, auf der er steht oder sitzt, ist beständigen Stößen und Erschütterungen ausgesetzt. Die Folge davon ist, daß sich für die einzelnen Gewerbe besondere Berufskrankheiten bilden, die früher oder später den Arbeiter erwerbsunfähig machen, beziehungsweise dessen Tod herbeiführen. Hierüber sind noch viel zu wenig Erhebungen gepflogen worden. (Hirt, Perron.)

Von dem körperlichen Gesundheitszustande des Arbeiters ist sein geistiges Wohlbefinden in hohem Grade abhängig. Verkehrt wäre es, das Gegentheil anzunehmen und etwa zu behaupten, daß die geistige Gesundheit nur gefährdet werden könne durch eine übermäßig lange geistige Arbeit. Sie wird ebenso beeinträchtigt durch allzu lange körperliche Beschäftigung, nur mit dem Unterschied, daß durch erstere die geistigen Kräfte fast nur unmittelbar, durch letztere hauptsächlich mittelbar angestrengt werden. Denn werden durch körperliche Ueberanstrengung die Muskeln geschwächt, so werden es gleichzeitig auch die Nerven, da ihre Stärke von der der Muskeln abhängt.

Freilich werden sich die von einer Verkürzung der Arbeitszeit erwarteten günstigen Wirkungen nur dann zeigen, wenn der Arbeiter den Zuwachs an freier Zeit in vernünftigem Sinne verwendet. Die beste Erholung besteht nicht im „Nichtsthun", das höchstens „Kraftsparung" ist, sondern in einer Beschäftigung, bei der die Muskeln, die bei der regelmäßigen Arbeit nicht angestrengt werden, in Bewegung gesetzt werden, ohne zu Ermüdung zu führen.

Durch die Kürzung der Arbeitszeit auf 8 Stunden würde ferner wohl vielfach das Familienleben der Arbeiter sich zu einem gesunderen gestalten, als es gegenwärtig ist. Die längere freie Zeit würde den Arbeiter dahin führen, wohin er gehört, in sein Haus, in den Kreis seiner Familie. Er hat mehr Zeit, über die er nach Geschmack und Bedürfniß verfügt; er hat größere Ruhe und Erholung und wird infolge dessen kräftiger und gesunder; die Krankheiten nehmen ab und damit die Sorgen und Verluste, die sie verursachen.

Daß dagegen die Trunksucht und Lüderlichkeit zunehmen würden, wie viele meinen, dem widerspricht die Erfahrung. In Australien, wo der Achtstundentag nahezu allgemein eingeführt ist, beschäftigen sich die Arbeiter in ihrer freien Zeit mit Sport und Spielen, sie thun sich in Musikcapellen und Lesevereinen zusammen oder unternehmen gemeinschaftliche Ausflüge oder besorgen Arbeiten in Haus und Garten. John Rae theilt in seinem Buche „Der Achtstunden-Arbeitstag" mit, daß in Victoria die Wirthe die größten Feinde gesetzlich verkürzter Arbeitszeit der Arbeiter waren, weil die Wirthschaften in dem Maße weniger besucht wurden, wie die Arbeitszeit kürzer wurde! Und woher auf einmal diese Sorge um Moral und sittliches Wohl der unteren Classen? Es ist dies wohl mehr ein Vorwand, denn ein Einwand, wenn man bedenkt, wie leer und niedrig oft das ist, womit die sogenannten gebildeten und höheren Classen ihre überreiche und oft unverdiente Muße ausfüllen. Schaffen wir dem arbeitenden Volke Muße, und es wird sich das Leben durch Wissenschaft und Kunst verschönern. Es bedarf der Muße zum geistigen und ästhetischen Lebensgenuß, sowie zur sittlichen Vervollkommnung.

Und noch eines! Der oben erwähnte John Rae, selbst Unternehmer und Gegner der Socialisten, geht von der Ansicht aus, daß die Verkürzung des Arbeitstages auf 8 Stunden nicht eine Förderung, sondern geradezu eine Schädigung der socialistischen Bewegung bedeuten würde. So sagt er bei Besprechung der Wirkungen des Achtstundentages in der australischen Colonie Victoria: „Man rühmt gern die socialen und politischen Tugenden des bäuerlichen Grundbesitzers, aber die Stadt Melbourne hat sogar einen noch besseren Sicherheitswall in dem Gürtel von Arbeiterhäusern, von dem sie umgeben ist, und der Stolz der bescheidenen Besitzer auf ihr kleines Heim und ihren Garten schützt sie nicht nur vor politischen Verirrungen, sondern auch vor den Verlockungen der Unmäßigkeit. So hat die Bevölkerung höchst bedeutende Veränderungen des Nationalcharakters erfahren, welche ohne die durch den Achtstundentag verschaffte Muße gar nicht hätten kommen können."

Ungünstige Folgen der Arbeitszeitverminderung hat man nach übereinstimmenden Urtheilen bisher nur dort beobachtet, wo mit der Verkürzung der Arbeitszeit auch ein Sinken der Löhne eingetreten ist.

Der Zeitpunkt, wann die Bewegung die Bediensteten der Eisenbahnen ergriff, läßt sich nicht feststellen.

Praktischer Anfang wurde damit in Australien gemacht, wo drei Viertel der Arbeiter überhaupt den Achtstundentag besitzen und auch die Eisenbahnbediensteten seit Anfang der 70er Jahre durchweg nicht mehr als 8 Stunden tägliche Arbeit haben, und zwar sowohl in den Werkstätten wie im Betrieb.

In England, dem Mutterlande der Bewegung, gelang erst im März 1888 eine theilweise Durchführung des Acht-

stundentages. Der Stadtrath von Sudderfield verstand sich nämlich dazu, die Arbeitszeit der städtischen Tramwaybediensteten von 14 auf 8 Stunden täglich herabzusetzen.

Seit dem Jahre 1888 wurde dann in England die öffentliche Meinung den Arbeitern günstiger. Daraus erklären sich auch die Erfolge der Arbeiter im Jahre 1889. Der Londoner Grafschaftsrath reducirte die Arbeitszeit seiner Bediensteten auf 8 Stunden täglich. Durch den Erlaß der „Railway Regulation Act" wurden die Eisenbahngesellschaften verpflichtet, dem Handelsamte jährlich gewisse Angaben über die Länge der Arbeitszeiten ihrer Bediensteten zu machen.

Aus dem Bericht, den 1890 das englische Handelsamt dem Unterhause vorlegte, ist zu entnehmen, welche Arbeitszeiten bei den einzelnen englischen Bahnen die Locomotivführer und Heizer zu leisten hatten.[1])

Gesellschaft	Wöchentliche Arbeitszeit 1890
Great Northern R.	60—72 Stunden incl. Mahlzeiten
Great Western R.	60—72 " " "
London and North Western R.	60 " " "
Midland R.	60—66 "
North-Eastern R.	60—66 "
South-Eastern R.	60 "
London, Brighton and South Coast Railway	60 "
North London R.	70 "
London, Chatam and Dover	60 "
Metropolitan R.	58 "
Metropolitan District R.	60 "
North Staffordshire R.	60 "
Cheshire Lines	66 "
Lancashire and Yorkshire R.	60 "
Maryport and Carlisle R.	57½ "
West Lancashire R.	63 "
Ravenglaß and Eskdale R.	63 "
Colne Valley R.	60—64½ "
Rhymey R.	60 " " "
Caledonian R.	60—72 " " "
Bute Docks R.	60 "
Highland R.	60 "
Great Southern and Western	50—63 "
Great Northern R. (Ireland)	60 "

Es zeigt sich daraus, daß selbst bei dem ungeheuren Verkehr, der auf den englischen Bahnen zu bewältigen ist, der Einführung des Achtstundentages kaum große Schwierigkeiten gegenüberstehen.

Nach dem großen Unfall in Thirsk sah sich 1892 die Midland Railway Company veranlaßt, für die Eisenbahnbediensteten eine Arbeitsordnung aufzustellen, welche die Arbeitszeit auch für Signalwächter in allen Fällen auf 12 Stunden beschränkte.

Vom Board of Trade[2]) ist 1892 eine wichtige Zusammenstellung gemacht worden über die sämmtlichen seit 1884 vorgekommenen Fälle, in denen die Eisenbahninspectoren des Board of Trade in ihren jeweiligen Berichten über Verunglückungen auf die ungebührliche Länge der Arbeitszeit als Ursache des Unfalles hingewiesen haben. Die Zahl dieser Fälle ist für die in der Zusammenstellung berücksichtigten 8 Jahre (1884—1891) im ganzen 65. Daran betheiligten sich die verschiedenen Eisenbahngesellschaften in sehr verschiedenem Umfange. Die größte von allen, die London and North Western, erscheint in günstigem Lichte. Von jenen 65 Unfällen treffen auf sie nur zwei, obwohl sie dem Anlagecapital nach nahezu den achten Theil aller Eisenbahnen von Großbritannien und Irland darstellt (104 Millionen Pfd. St. von überhaupt 877 Mill.) oder den jährlich zurückgelegten Zugmeilen nach sogar mehr (40 Mill. engl. Meilen von überhaupt 303 Mill.) Die ihr an Umfang nahe stehende Great Western (75 Mill. Pfd. St. Anlagecapital und 33 Mill. Zugmeilen) erscheint viel ungünstiger, nämlich mit acht Unfällen. Die der London and North Western an Größe am nächsten stehende Midland-Eisenbahn (83 Mill. Anlagecapital und 38 Mill. Zugmeilen) nähert sich ihr auch in der Freiheit von Unfällen der hier betrachteten Kategorie; sie hat in den acht Jahren nur drei gehabt. Günstig stellt sich auch die Great Northern dar, welche (38 Mill. Capital und 18 Mill. Zugmeilen) nur einen Unfall gehabt. In auffallendem Abstand befindet sich die North British, diejenige, auf welcher im December 1890 die große Arbeitseinstellung ausgebrochen war; während dieselbe ihrem Anlagecapital nach weniger als den 20. Theil des ganzen Eisenbahnnetzes, ihren Zugmeilen nach nur den 22. Theil ausmacht, während dem Durchschnitt nach also nur drei Fälle auf sie kommen sollten, hat sie deren sechs.

Einige besonders bemerkenswerthe Beispiele seien hier wiedergegeben. Am 25. November 1887 fand auf der North Eastern ein Zusammenstoß von zwei Güterzügen statt. Der Locomotivführer des einen Zuges hatte am Tage vorauf 17½ Stunde im Dienste gestanden, war nach einer Rast von 7¼ Stunden dann wieder zur Arbeit gegangen und befand sich 13½ Stunden im Dienst, als der Zusammenstoß stattfand; er würde noch weitere 3 Stunden im Dienst geblieben sein, wenn alles gut gegangen wäre. Der Locomotivführer des anderen Zuges war fast 14 Stunden im Dienst gewesen und würde 18 Stunden geblieben sein, wenn der Unfall nicht passirt wäre.

Am 4. October 1889 ereignete sich auf der London and North Western ein Zusammenstoß von einem Personenzuge mit zwei auf der Bahn stehenden Locomotiven. Die Locomotivführer und Heizer, die bei dem Unfalle betheiligt waren, würden sämmtlich (ihrer sechs) 12½ bis 14¾ Stunden im Dienste gewesen sein, wenn der Zwischenfall nicht gekommen wäre; Locomotivführer und Heizer der einen Maschine standen bereits 12 Stunden daran, als der Zusammenstoß erfolgte. Der Bericht des kgl. Inspectors erwähnt die Entschuldigung, daß die Leute den voraufgehenden Tag frei gehabt hätten, erkennt das aber als keine Entschuldigung an.

Am 24. December 1890 collidirte auf der Great Northern ein Personenzug der Lancashire and Yorkshire-Bahn mit einer Maschine der Great Northern, an welcher Maschinenführer und Heizer bereits 18¼ Stunden gestanden hatten, als der Zusammenstoß sich ereignete.

Die ärgsten Fälle haben sich auf den kleinen Bahnen gezeigt. Derart war ein Zusammenstoß auf der Dublin, Wicklow and Wexford, bei welchem sich herausstellte, daß sämmtliche betheiligten Leute (Locomotivführer und Heizer) 16¼ bis 19½ Stunden im Dienste waren. Ein anderer Fall trat ein auf der Midland and South Western Junction in Süd-Wales vom 16. October 1891, bei welchem während des Rangirens eines Güterzuges ein Zugführer zwischen die Puffer zweier Wagen gerieth, der nicht weniger als 22¼ Stunden hinter einander im Dienste gewesen war. Es wäre schlimm genug gewesen, sagt darüber der amtliche Inspectionsbericht des Major Marindin, wenn diese übermäßige Arbeitsdauer ein vereinzelter Fall gewesen wäre; aber eine Prüfung der Einzelheiten zeigte mir, daß derselbe Zugführer in den letzten 27 Tagen seines Lebens 24 Arbeitstage mit einer täglichen durchschnittlichen Arbeitszeit von 13 Stunden gehabt hatte, davon die letzten 3 Tage (nach einer voraufgegangenen Ruhepause von 7 Stunden) 18¾ Stunden im täglichen Durchschnitt. Und der Fall dieses einen Bediensteten war natürlich keine Ausnahme bei dieser Bahn, sondern ein Beispiel für viele andere Fälle der Art. Der Grund dieser Mißstände liegt namentlich in den kümmerlichen Vermögensumständen der kleinen Bahngesellschaft.

[1]) Dr. Bernhard Roß: Der achtstündige Normalarbeitstag.

[2]) G. Cohn: Die Arbeitszeit der englischen Eisenbahnbediensteten. „Arch. f. Eb.." 1893, I.

Wichtig und für die in englischen Eisenbahnkreisen herrschende Auffassung bezeichnend ist das Verhör des kgl. Eisenbahninspectors, Major Marindin, der seine Ansichten über die Reform der langen Arbeitszeit äußert. Er ist nicht für eine gesetzliche Schranke der täglichen Arbeitszeit. „Obwohl ich", sagt er, „so sehr wie irgend jemand die überlangen Arbeitsstunden für ein unbedingtes Uebel halte, glaube ich nicht, daß — wenigstens zur Zeit — es wünschenswerth ist, eine gesetzliche Schranke für die Arbeitsstunden der Eisenbahnbediensteten zu errichten. Und zwar deßhalb, weil ich es für überflüssig halte, und der erstrebte Zweck auf andere Weise erreicht werden kann. Die Macht der öffentlichen Meinung hat eine große Wirkung auf jedermann und so auch auf die Verwaltungsräthe der Eisenbahnen; kein Verwaltungsrath kann es wagen, das öffentliche Gefühl zu mißachten, welches in so starker Weise sich geäußert hat, zumal wenn dieser Parlamentsausschuß in demselben Sinne seinen Bericht erstatten sollte. Die neuesten Ausweise unsres Handelsamtes zeigen, daß eine Besserung derart bereits eingetreten ist. Selbst vom niedrigsten Standpunkte aus angesehen, sollte ich erwarten, daß alle Eisenbahndirectoren anerkennen werden, wie schlechte Oekonomie es sei, ihre Bediensteten zu überarbeiten, wie die Arbeit eines abgearbeiteten Mannes von verhältnißmäßig geringem Werthe sei, zumal wenn sie zu einem erhöhten Satze für Ueberzeit bezahlt wird, und wie Unfälle unter solchen Umständen der Arbeitsleistung wahrscheinlicher sind. Darüber hinaus aber wird die moralische Wirkung eines Tadels vom Handelsamt erheblich sein, zumal wenn derselbe veröffentlicht wird, entweder in den Zeitungen, oder durch die Vorlegung der Correspondenz vor dem Parlament. Auch hierfür liegen die Erfahrungen bereits vor."

Eine feste gesetzliche Schranke für die Arbeitsstunden würde, meint Marindin, fast undurchführbar sein, weil die Umstände und Bedingungen, unter denen die Eisenbahnbediensteten auf den verschiedenen Theilen desselben Eisenbahnnetzes thätig sind, so enorm variiren. „Während beispielshalber ein zehnstündiger Arbeitstag völlig lang genug für den Locomotivführer eines Expreßzuges ist, kann ich mir leicht einen Fall denken, da auf einer Zweigbahn mit langsamer Fahrt ein Locomotivführer ohne Anstrengung 13 Stunden im Dienste ist, der wegen der häufigen Ruhepausen thatsächlich weniger ermüdet wird, als der andere mit etwa 8 bis 9 Stunden ununterbrochener Fahrt. Bei Signalleuten würde es fast unmöglich sein, festzusetzen, unter welchen Umständen eine Signalbude eine zwölfstündige, eine zehnstündige oder eine achtstündige sein soll, außer durch Würdigung jedes einzelnen Falles nach seinen besonderen Umständen. Neben dieser Verschiedenheit der ständigen Bedingungen nun die außerordentlichen Verhältnisse der Witterung u. s. w."

Dem kann wohl nicht zugestimmt werden, selbst für englische Verhältnisse nicht; denn die ganz gleichen Umstände und Verschiedenheiten liegen auch bei den einzelnen Industriebetrieben vor, die dennoch ganz gut den Achtstundentag oder überhaupt einen verkürzten Arbeitstag übernehmen können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich auch die verschiedenen Dienstzweige im Eisenbahnbetriebe in mehrere Arbeitszeit-Kategorien werden eintheilen lassen. Hier handelt es sich wohl um etwas ganz anderes, um „ernstliches Wollen".

Der Ausschuß des Parlaments hat hierauf auf Grund zweijähriger Untersuchungen im Jahre 1892 einen Bericht an das Unterhaus erstattet. Der wesentliche Inhalt dieses Berichtes ist folgender:

Die überlange Arbeitszeit der zum Gegenstande der Untersuchung gemachten Eisenbahnbediensteten hängt zum Theil mit der Art des Eisenbahnverkehres zusammen — sie kommt am häufigsten vor auf Bahnen, die in dieser Hinsicht nicht verschieden sind. Lange Arbeitszeit ist bisweilen augenscheinlich die Folge schlechter Verwaltung, oder einer Zusammendrängung der Transporte, der man hätte vorbeugen können durch erweiterte Einrichtungen und vermehrtes Dienstpersonal (neben mehreren kleineren werden hier die North British und die Lancashire and Yorkshire tadelnd genannt). Unmittelbar drängt sich hier der Contrast zu den großen Fortschritten auf, die bei der London and North Western, Great Western, Midland, Great Eastern bewirkt worden sind durch beständige Aufmerksamkeit auf diese Mißstände, durch große Ausgaben für neue Anlagen, durch ein sorgfältig eingerichtetes Relaissystem, durch bequeme Unterkunft für die Leute in den Ruhepausen und bei Abwesenheit vom Hause.

Wenn man jedes billige Zugeständniß für lange Arbeitszeit macht als Folge unvermeidlicher Ursachen, auch die Thatsache in Rechnung zieht, daß die bezahlten Stunden bisweilen Ruhestunden mit einschließen, so kann sich der Ausschuß doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Eisenbahngesellschaften im allgemeinen weit mehr thun sollten und könnten, um die Arbeitsstunden der Locomotivführer, Heizer und Zugführer von Güterzügen in vernünftige Schranken zu bringen. Die fahrplanmäßige Zeit der Züge kann, nach der Aussage hervorragend sachverständiger Männer, so eingerichtet werden, daß die thatsächlich erforderte Zeit sehr selten erheblich darüber hinausgeht. Es ist ganz wohl möglich, auf außerordentlichen Verkehr, als Folge von Wettrennen oder Feiertagen oder größeren Gütertransporten oder Zufrieren der Canäle, sich einzurichten, für die regelmäßigen Schwierigkeiten der Wintermonate durch Vermehrung des Personals und zureichenden Spielraum im Fahrplan bei Zeiten zu sorgen. Auch die verbreitete Unsitte läßt sich zum großen Theil beseitigen, daß eine Reihe von Tagen mit übermäßiger Arbeitszeit durch einzelne Tage mit kurzer Arbeitszeit abgelöst wird, oder daß, wie in Schottland, nur an fünf Tagen der Woche, an diesen aber mit übertriebener Dauer, gearbeitet wird. Im Interesse der Sicherheit sollte die planmäßige Arbeitszeit der Locomotivführer, Heizer und Zugführer nicht über 66 Stunden wöchentlich und 12 Stunden täglich hinausgehen.

Allerdings ist hervorzuheben, daß die hiedurch in einer Reihe von Fällen erfolgende Abkürzung der Arbeitsstunden keineswegs immer den Bediensteten selber erwünscht sein dürfte. Die drei Gewerkvereine schließen wahrscheinlich weniger als den vierten Theil der Gesammtheit der im Eisenbahnbetriebe beschäftigten Leute ein; ihre eigenen Mitglieder sind nicht einmüthig in dem Verlangen nach Verminderung der Ueberzeit; vollends liegt kein Beweis für irgend eine allgemeine Stimmung derart unter den außerhalb stehenden Bediensteten vor.

Die Frage bleibt übrig, ob ein Eingreifen der Regierung oder der Gesetzgebung erforderlich ist, um die Annahme nothwendiger Verbesserungen bei den Eisenbahngesellschaften zu erzwingen. Unzweifelhaft ist, daß während der letzten beiden Jahre in dieser Richtung viel erreicht worden ist durch die Macht der öffentlichen Meinung, welche angeregt worden ist von der Bewegung der Eisenbahnbediensteten selber und den Thatsachen, die in den parlamentarischen Ausweisen ans Licht traten. Der Ausschuß empfiehlt daher, daß die Eisenbahnverwaltungen verpflichtet werden sollen, wie schon bisher, periodische Ausweise von der bei ihnen vorgekommenen Ueberzeit an das Handelsamt einzusenden; daß die Aufmerksamkeit der einzelnen Eisenbahnverwaltung, die einen besonders schlechten Ausweis liefert, durch das Handelsamt darauf hingelenkt werden soll, damit sie die Arbeitszeit abkürze, und daß diese Correspondenz vom Handelsamt veröffentlicht werde. Er empfiehlt ferner, daß

Digitized by Google

bei Empfang des Berichtes über einen Eisenbahnunfall, welcher nähere Untersuchung zu heischen scheint, das Handelsamt von der Eisenbahnverwaltung die Angabe der Arbeitsstunden jedes betheiligten Bediensteten fordern sollte; auch daß in Fällen, da das Amt Grund zu der Annahme hat, sei es aus dem Berichte eines Inspectors oder aus der in passender Weise angebrachten Klage von Eisenbahnbediensteten, daß die Arbeitsstunden gewohnheitsmäßig zu lang sind, eine reguläre Untersuchung darüber durch einen Inspector abgehalten und derselben nachgegangen werden sollte, bis das Handelsamt überzeugt wäre, daß die Arbeitszeit auf ein vernünftiges Maß reducirt ist.

Man werde nun, fährt der Bericht fort, vielleicht finden, daß diese Verbesserungen thatsächlich ohne neue parlamentarische Vollmachten durch das Handelsamt herbeigeführt werden könnten. Indessen werde es doch nicht möglich sein, dies in allen Fällen zu erreichen, ohne eine Art von gesetzlichem Zwange gegen widerspenstige Eisenbahnverwaltungen. Es entsteht nun die Frage nach der Form dieses Zwanges.

Ein Blick auf die Gesetzgebung des Auslandes trifft zunächst Frankreich und die Schweiz. In Frankreich gibt das Gesetz vom Jahre 1846 dem Minister der öffentlichen Arbeiten Vollmacht, die Eisenbahnverwaltungen bei Strafe zur Befolgung der ihm im Interesse der Sicherheit geeignet scheinenden Vorschriften zu zwingen. In Ausübung dieser Vollmacht hat der Minister Yves Guyot im April 1891 ein Rundschreiben erlassen, welches ein Maximum von zwölf Stunden für die Arbeitszeit von Locomotivführern und Heizern (außer in Fällen extremer Dringlichkeit) und ein Minimum der Ruhepause von zehn Stunden vorschreibt. Diese Vorschrift scheint gänzlich unbeachtet geblieben zu sein; denn im October 1891 berichtete der zum Studium der Arbeiterfrage niedergesetzte Ausschuß der Deputirtenkammer, daß die Eisenbahnverwaltungen fortführen, ungebührlich lange Arbeitszeit bei der Maschine, bis zu 16 und 18 Stunden, zu verlangen. Ein zur Beseitigung dieser Mißbräuche bestimmter Gesetzentwurf scheint zunächst wenig Aussicht auf baldige Durchberathung zu haben.

Die Schweiz hat am 27. Juni 1890 ein Bundesgesetz betreffend die Arbeitszeit beim Betriebe der Eisenbahnen und anderer Transportanstalten erlassen, welches vorschreibt: die Arbeitszeit der Beamten, Angestellten und Arbeiter, soweit der Betrieb eine mehr als gewöhnliche Arbeitszeit erfordert, soll 12 Stunden täglich nicht übersteigen; die ununterbrochene Ruhezeit für das Maschinen- und Zugpersonal soll wenigstens 10 Stunden, und für das übrige Personal wenigstens 9 Stunden betragen (wenn Wohnung an der Bahn angewiesen ist, 8 Stunden); nach ungefähr der Hälfte der Arbeitszeit ist Ruhe von wenigstens einer Stunde zu gewähren. Im ganzen Jahre sind angemessen vertheilt 52 Tage freizugeben, davon 17 Sonntage. Der Güterdienst ist an Sonntagen untersagt, mit Vorbehalt der Eilfracht. Auf Uebertretungen steht Strafe bis 500 Franken, bei Wiederholung bis 1000 Franken.

Wie dieses Vorbild der Gesetzgebung, so werden auch die Vorschläge von Tail und Harford abgelehnt. Der Ausschuß erachtet einen gesetzlichen Arbeitstag für undurchführbar wegen der zahlreichen Fälle, die nothwendigerweise als Ausnahmen zugelassen werden müßten, und wegen der Schwierigkeit, die Berechtigung dieser Ausnahmen zu entscheiden. Die Arbeitsstunden der im Eisenbahnbetriebe thätigen Leute könnten nicht wie die Arbeitsstunden in einer Fabrik regulirt werden. Was der Bericht daher vorschlägt, besteht in dem folgenden: Wenn das Handelsamt mit den vorhandenen Vollmachten nicht dahin gelangt, eine Eisenbahnverwaltung zur angemessenen Begrenzung ihrer Arbeitsstunden zu bewegen, so soll es, gemäß einer neuen gesetzlichen Vollmacht, dazu berechtigt sein, die Eisenbahnverwaltung zur Vorlegung eines befriedigenden Arbeitsstundenplanes in bemessener Frist anzuhalten; für den Fall aber, daß diesem Verlangen nicht entsprochen oder der Arbeitsstundenplan nicht durchgeführt wird, die Sache vor die Behörde der Railway Commissioners zu bringen, welche die Eisenbahnverwaltung bei Ungehorsam mit einer Buße von täglich 20 Pfund Sterling belegen soll. Auf diese Art bliebe die Verantwortlichkeit für die Vertheilung der Arbeitszeit bei der Eisenbahnverwaltung selber; das Handelsamt und die Railway Commissioners beschränkten sich auf die Prüfung der Frage, ob die Vorlagen der Eisenbahnverwaltung zufriedenstellend sind.

Die Anstellung der Subinspectoren wird im Sinne der Aeußerungen von Sir H. Calcraft abgelehnt.

Dr. C. G. Pfannschmidt. [1])

Die Biographie des Malers Dr. Carl Gottfried Pfannschmidt von seinem Sohne Martin Pfannschmidt verfaßt und dessen Mutter, der treuen Lebensgefährtin des Künstlers, gewidmet, erscheint in erster Linie als ein Act der Pietät, als ein Denkmal der Liebe und Verehrung, das der Sohn dem Vater setzte. Das Buch wendet sich daher auch zunächst an die Familie Pfannschmidt, es will für sie das Bild des theuren Vaters festhalten, weiter richtet es sich an die Verehrer von Pfannschmidt's Kunst, die gewiß für diese Gabe dankbar sein werden; zweifelhaft erscheint dagegen infolge der Behandlung des Buches, sowie wegen seiner tendenziös protestantischen Richtung, ob auch weitere Kreise dasselbe mit gleich ungetheiltem Beifall aufnehmen werden.

Als Sohn des Künstlers hat der Verfasser den Vorzug, dessen Anschauungen, namentlich die religiösen, die ja durchweg sehr stark in den Vordergrund treten, auf das genaueste zu kennen. Aus diesem nahen Verhältniß erwuchs ihm aber auch die Gefahr, den Blick für das zu verlieren, was einem weiteren Kreise von Interesse ist, gegenüber dem, was nur für die Familie und die nächsten Freunde Bedeutung hat. So bietet z. B. die ausführliche Wiedergabe des Briefwechsels des siebzehnjährigen Jünglings mit seiner Schwester, in dem sie ihre religiösen Anschauungen austauschen, doch fast nichts von allgemeinerem Interesse, wie auch das weitschweifige Capitel über Verlobung und Verheirathung zwar recht erbaulich, aber doch gar zu unbedeutend ist. Die hier wiedergegebenen Briefe waren ja auch gar nicht für die Oeffentlichkeit berechnet, ebensowenig wie die hin und wieder eingestreuten. Hätte Pfannschmidt, sofern er dies gekonnt, seine religiösen Ansichten der Welt sagen, seine Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben wollen, er hätte dann gewiß eine andere Form gesucht.

Der Verfasser hat die Absicht, den Künstler möglichst selber reden zu lassen. In den einleitenden Capiteln aus der Kindheit ist dies leicht, da hier autobiographische Aufzeichnungen vorlagen, deren allerdings höchst harmlose Erzählung auch nicht ganz des Reizes entbehrt, der solchen Schilderungen eigen zu sein pflegt; im weiteren Verlauf des umfangreichen Buches aber erwachsen daraus große Schwierigkeiten.

Durch das Ueberwiegen von Auszügen aus Briefen an die nächsten Angehörigen, denen der junge Mann sein Herz ausschüttet, treten die religiösen Ansichten, über die sich der Künstler, wie sein Sohn berichtet, im täglichen Leben mit seinem Tact selten zu äußern pflegte, doch mehr in den Vordergrund, als es bei einer Künstlerbiographie wünschenswerth ist, so wichtig sie auch speciell für Pfannschmidt und

[1]) M. Pfannschmidt: Dr. C. G. Pfannschmidt. Ein deutsches Künstlerleben. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1898.

Digitized by Google

seine Kunst sind, während wir von dem interessanten Kunstleben jener Zeit nur außerordentlich wenig hören. Selbst da, wo das größere Kunstleben dieser Periode gestreift wird, wie bei der Reise nach München im Jahr 1841 oder bei der Berliner Kunst unter Friedrich Wilhelm IV., bringt das Buch fast nichts neues, abgesehen von ein paar interessanten Zügen von Kaulbach und Cornelius.

Auch die Erzählung von der ersten italienischen Reise (1. August 1844 bis Februar 1846), die in den Künstlerbiographien jener Zeit sonst stets durch eine eigenartige Poesie fesselt, ist hier völlig reizlos. Seine exclusiv protestantische Anschauung hindert Pfannschmidt, das Große und Schöne in der italienischen Kunst unbedingt zu genießen; sein Urtheil erscheint gerade hier merkwürdig einseitig und befangen, woran übrigens manche Schuld auch die wenig glückliche Darstellung dieses Abschnittes tragen mag. Aber auch in rein künstlerischen Fragen zeigt sich eine merkwürdige Engherzigkeit. Warme Bewunderung für die großen venezianischen Coloristen wird man bei einem Corneliusschüler nicht erwarten, aber ein so geringes Verständniß für dieselben, wie es sich in Pfannschmidt's Briefen findet, ist doch überraschend; zumal wenn man sieht, wie Künstler, die mit unbefangenem, frischem Urtheil vor diese Werke traten, doch schon längst ihre hohe künstlerische Bedeutung ahnten, wie sich das schon in den Briefen Schnorrs von 1817, noch interessanter aber in jenen Kaulbachs von 1835 zeigt.

Mit großer Energie war es dem gänzlich mittellosen Pfannschmidt gelungen, Maler zu werden. Treue Freunde, vor allem der Architekt Stüler und sein Lehrer Darge, dessen Schule er 1836 bis 1840 besuchte, hatten ihn dabei auf das wesentlichste unterstützt. In Daege's Schule hatte er etwas tüchtiges, namentlich gewissenhafte Durchführung und strenge Zeichnung gelernt. Die romantische Richtung Daege's aber vermochte, obgleich sich ihr der Schüler zunächst natürlich anschloß, Pfannschmidt nicht auf die Dauer zu befriedigen. Sein Ziel, das ganz außerhalb dieser lag, auf das entschieden der überwiegende Umgang mit Theologen von wesentlichem Einfluß war, spricht er bereits am 27. Februar 1841 in einer Tagebuchstelle — also einundzwanzig Jahre alt — überraschend klar und bestimmt aus, indem er schreibt: „Das eine, was mir am Herzen liegt, ist die heilige Sache, für die ich wirke, die Kunst mit dem Protestantismus in Einklang zu bringen."

Daß Pfannschmidt mit diesem Ziel, an dem er unentwegt festhielt, entschieden ein hohes, ideales Streben bekundet, wird man gewiß gern anerkennen; eine andere Frage aber ist, ob dasselbe, rein künstlerisch genommen, ein glückliches war. Das was Pfannschmidt hoffte, daß durch diesen Gedanken die Kunst neu belebt werde und eine predigende Stelle gewinnen könne, so daß sie auf die Welt und Herzen wirke (S. 169), ja daß die deutsche Kunst hiedurch erst ihre volle Bedeutung erlangen werde, die frei und hoch stehenden Säulen derselben durch die protestantische Kunst erst zum Bau zusammengeschlossen würden (S. 156), das ist jedenfalls nicht eingetreten. Gelang es ihm doch nicht einmal, eine Schule im größeren Sinn des Wortes zu begründen, obgleich ihm dazu seine Stelle an der Berliner Akademie, der er sich mit so viel Fleiß und Liebe widmete, doch die beste Gelegenheit geboten hätte. Bei diesem Programm Pfannschmidts sprach eben der protestantische Doctor der Theologie, obgleich er diesen so wohl verdienten Ehrentitel erst zweiundvierzig Jahre später erhielt, mindestens ebensoviel mit wie der Künstler.

Die große Bewegung der Reformation hat ja unleugbar auch der Kunst manche wesentliche Bewegung geboten, am interessantesten erzählt davon die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts. Eine große, neue, wirklich selbständige protestantische Kunst hat sich aber weder im 16. oder 17., noch im 19. Jahrhundert entwickelt, weil die Unterschiede zwischen Protestantismus und Katholicismus, die doch lediglich dogmatischer Natur, sich in der bildenden Kunst überhaupt nicht aussprechen lassen; weil ferner für die Malerei, um die es sich hier zunächst handelt, der Protestantismus wirklich neue Momente nicht bringt. Die protestantische Malerei behandelt ja, in dem engeren Kreis, der ihr gezogen ist, die gleichen Vorwürfe wie die katholische, die eben Gemeingut der ganzen christlichen Kirche sind. Charakteristischerweise wird daher gerade bei den besten Bildern Pfannschmidts, etwa bei seiner Anbetung der Weisen aus dem Morgenland, dem Altarbild der Domstiftscapelle zu Berlin, oder bei seiner Grablegung Christi in Schlobitten ein unbefangener Beobachter nicht sagen können, ob das Bild protestantisch oder katholisch ist. Sicher ist dagegen, daß, wenn wir die Grenze confessioneller Kunst überhaupt ziehen wollen, Pfannschmidts Maria, gegen deren herrliche Darstellung durch die Italiener er so sehr eifert, noch mehr aber seine heilige Cäcilia dem Gebiet der katholischen Kunst angehören; um so mehr, als die letztere als Patronin der Musik auch für den katholischen Maler lediglich eine künstlerische Idealfigur ist, deren der Katholicismus sehr zum Vortheil seiner Kunst zahlreiche besitzt.

Mehr als in Berlin konnte damals Pfannschmidt in München hoffen, Anregungen gerade zu den höchsten Zielen seiner Kunst zu finden, weßhalb er 1841 dahin übersiedelte.

Cornelius zog ihn hier zunächst weniger an; er meint zwar, daß dieser gewaltig und groß, aber nicht erhaben sei, daß ihm alle feineren und zarteren Gefühle abgehen, es sei denn das Gefühl einer feinen, üppigen Sinnlichkeit. (?) Zu erringen sei noch die Größe: „geistige Frische und Lebenswahrheit, dabei ehrhaben, fromm und tief."

Mehr Eindruck machte dagegen zunächst Kaulbach auf den jungen Künstler. Einestheils wohl, weil er durch Thaeter mit diesem persönlich in Berührung kam, und Kaulbach sich des talentvollen Jünglings freundlich annahm; dann aber auch, weil ihm dessen Kunst, besonders nach der formalen Seite, entschieden näher lag und verständlicher war. Bei Kaulbach fesselt ihn vor allem die größere Formenschönheit und Naturwahrheit; wie Kaulbach nach dieser Seite für seine Zeit in der That Hervorragendes geleistet hat, das zeigen vor allem seine prächtigen Studienzeichnungen, denen ein gerechtes historisches Urtheil einen hohen Werth beilegen muß. Befremdender erscheint auf den ersten Blick vielleicht, daß Pfannschmidt an Kaulbach, der damals an der Zerstörung Jerusalems malte, vor allem den Coloristen bewundert. Doch war auch dies damals vollkommen berechtigt: das mühsame Ringen Kaulbachs nach Fortschritten im Colorit war für seine Zeit weit wichtiger, wurde auch damals weit mehr anerkannt, als man heute bei dem meist sehr oberflächlichen Urtheil über jene Periode in der Regel glaubt.

Kaulbach selbst aber wies Pfannschmidt mit dem Ausspruch: „Studiren Sie fleißig die Bibel und den Cornelius" auf den Künstler, der ihm am meisten bieten konnte. Noch gegen Ende 1841 trat Pfannschmidt Cornelius näher dadurch, daß er bei den Frescomalereien am Berliner Museum beschäftigt wurde. Cornelius, von dessen vornehmem Charakter die vorliegende Biographie einige recht feine Züge berichtet, namentlich in der toleranten Art, wie er wiederholt die Berechtigung von Pfannschmidts evangelischen Ideen anerkennt, ja diese sogar energisch unterstützt, war entschieden von maßgebendem Einfluß auf Pfannschmidts Kunst.

Die Corneliusschule, das Wort im weiteren Sinne genommen, bezeichnet die historische Gruppe, der Pfannschmidt zuzurechnen ist. Dem widerspricht durchaus nicht, daß Pfannschmidts Kunst, was die Biographie mit Recht bestimmt betont, auch entschieden selbständige Charakterzüge

besitzt. War Pfannschmidt ja, als er in nähere Beziehung zu Cornelius trat, doch schon ziemlich weit vorgeschritten und besaß selbständige, scharf ausgesprochene Ansichten über die Kunst und deren Aufgaben, die auf sein ganzes Schaffen bestimmend wirkten; gehörte er doch auch einer wesentlich jüngeren Generation an, die zwar Cornelius auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst noch in der Hauptsache beherrschte, die aber doch auch schon vielfach nach anderen Zielen strebte, weshalb Kaulbach auch zuerst für Pfannschmidt verständlicher war als Cornelius. Vor allem aber waren Pfannschmidts Charakter, seine ganze Bildung und Weltanschauung und damit auch seine künstlerischen Ziele vollkommen andere, als die des großen Cornelius. Was uns an diesen Zielen in dem vorliegenden Buche aber am meisten anzieht, das ist, daß sie aus des Künstlers innerster Ueberzeugung entsprangen, daß ihnen auch sein Leben und Handeln völlig entsprach, wodurch die Gestalt des Künstlers als eine selten wahre und harmonische erscheint. Was bei den Künstlern der cornelianischen Gruppe auch heute noch, manchmal vielleicht sogar gerade heute, so sehr anzieht, das tritt uns auch bei Pfannschmidt als der bedeutendste Zug entgegen, hat seinen besten Schöpfungen, wie dem Vater Unser ihren hohen Adel gegeben: die große Auffassung der Kunst, das ernste Ringen nach einem bedeutenden Ziel in der Kunst, die dem Meister wahre Herzenssache ist.

Berthold Riehl.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bibliotheca Mathematica. Herausgegeben von Gustav Eneström. Generalregister der Jahrgänge 1887 bis 1896. Berlin-Stockholm-Paris 1896. — Die Geschichte der exacten Wissenschaften hat lange Zeit eines Specialorgans entbehren müssen. Allerdings ist schon 1875 die von Schloemilch und Cantor herausgegebene „Zeitschrift für Mathematik und Physik" mit einer historisch-literarischen Beigabe ausgestattet worden, und auch die unter der Regide der gleichen Redaction erscheinenden „Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik" dienen dem nämlichen Zweck; aber gleichwohl war der verfügbare Raum immer ungenügend gegenüber dem starken Angebot, und es wurde deshalb in den betheiligten Kreisen freudig begrüßt, daß Bibliothekar Dr. Eneström in Stockholm sich im Jahre 1887 dazu entschloß, die von ihm zunächst unter dem bibliographischen Gesichtspunkte herausgegebene „Bibliotheca Mathematica" in der angegebenen Weise umzugestalten. Zehn Jahrgänge derselben liegen nunmehr abgeschlossen vor, und jeder, der auf diesem Gebiete selbständig zu arbeiten hat, weiß, welche Fülle von Stoff er in den zehn schmalen Bändchen vorfindet.

Auf den Inhalt derselben kann an diesem Ort nicht eingegangen werden, aber wohl erscheint es gerechtfertigt, auf das den Abschluß der ersten Decennienserie bildende Heft hinzuweisen. Dasselbe enthält nämlich nicht allein ein sehr genau und detaillirt gearbeitetes Verzeichniß aller Originalaufsätze und Bücherbesprechungen, sondern es hat der Verfasser hier auch eine Neuerung ins Leben treten lassen, welche an sich bemerkenswerth ist und auch von anderen Redacteuren nachgeahmt zu werden verdiente. Er hat nämlich hier die kurz gefaßten Biographien seiner sämmtlichen Mitarbeiter zusammengefaßt, und zwar steht einer jeden auch das photographische Bildniß der betreffenden Persönlichkeit zur Seite; nur vier derselben, zwei Deutsche, ein Belgier und ein nach Frankreich übergetretener Elsässer, haben, muthmaßlich aus übergroßer Bescheidenheit, auf die Einsendung ihres Bildes verzichtet. Es ist das kaum zu billigen, denn wer wollte leugnen, daß es für jeden wissenschaftlich thätigen Mann einigen Werth hat, alle die Personen, mit denen er vielleicht seit Jahren am gleichen Strange zieht und mit denen er mehrfach Briefe gewechselt hat, einmal auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen? Im ganzen sind 47 Namen aufgeführt und die Vertheilung auf die einzelnen Nationalitäten gestaltet sich folgendermaßen: 16 Deutsche (mit Einrechnung der deutschen Schweiz), 4 Dänen, 1 Schwede (der Herausgeber), 2 Norweger, 1 Niederländer, 2 Belgier, 3 Franzosen, 1 Spanier, 1 Portugiese, 8 Italiener, 1 Südslave, 1 Pole, 1 Russe, 2 Briten und 3 Amerikaner. Diese Uebersicht zeigt, daß das germanische Element stark vorwiegt, und dieser Eindruck wird noch durch einen weiteren Umstand verstärkt, indem nämlich die Nordländer sich mit Vorliebe der deutschen Sprache bedienen. Daß Skandinavien in diesem Fache sehr Tüchtiges leistet, ist ja allseitig bekannt und wird auch durch diese Liste aufs neue bestätigt, denn in ihr finden wir neben dem eine ungemein ausgiebige Thätigkeit entfaltenden Herausgeber zwei dänische Namen vom besten Klang: jenen Zeuthens, dessen Reconstruction der Grundgedanken der Methodik eines Apollonius zu so lebhafter Discussion angeregt hat, und jenen Heibergs, des rastlosen Textrevisors und Textwiederherstellers der mathematischen Classiker. Wer mit einigermaßen sachkundigem Blick die Gegenstände prüft, an denen sich im letzten Jahrzehnt die historische Arbeit zu versuchen hatte, der wird mit Freude konstatiren, daß in diesem Zeitraum, in welchen ja auch der Hauptsache nach M. Cantors fundamentales, nun hoffentlich bald abgeschlossenes Werk gehört, unsre Erkenntniß um ein tüchtiges Stück vorwärts gebracht worden ist. Alle Freunde der Sache aber werden Hrn. Eneström dafür Dank wissen, daß er es ermöglichte, der kleinen Gemeinde der dem gemeinsam verfolgten Ziele Zustrebenden ein eigenes Heim zu bereiten.

S. Günther.

* Das deutsche Reichscomité für den XII. Internationalen medicinischen Congreß in Moskau (19. bis 26. August 1897) versendet folgende, vom I. Schriftführer Prof. Dr. Posner gezeichnete Mittheilung:

1. Das Bureau unseres Schatzmeisters ist am 20. d. M. geschlossen worden. Wer jetzt noch Mitglied des Congresses zu werden wünscht, muß seinen Beitrag — 20 M. — direct an den Schatzmeister des Congresses, Prof. N. Filatow in Moskau, einsenden. Ordentliche Mitglieder des Congresses können nur Aerzte werden; Zahnärzte, Thierärzte und Apotheker können als außerordentliche Mitglieder beitreten und genießen die gleichen Vergünstigungen. Ueber die Zulassung anderer Personen als außerordentlicher Mitglieder entscheidet das Organisationscomité in Moskau. Studirende werden nach wie solche nicht zugelassen.

2. Beiträge, welche an das deutsche Reichscomité eingezahlt sind, können, bei etwaiger Verhinderung am Congreßbesuch, nicht von diesem, sondern lediglich von dem russischen Comité zurück erbeten werden, an welches die eingegangenen Gelder stets sofort übergeführt worden sind.

3. Die Quittung des deutschen Schatzmeisters (bezw. für später Beitretende des russischen Comités) dient als vorläufige Legitimation, speciell bei Besorgung des Passes; die russischen Consuln nehmen dabei die deutsche Quittung an, die also vorher nicht aus der Hand gegeben werden darf. Die jedem Congreßmitglied zugehende russische Quittung gilt als Legitimation, speciell auf den russischen Bahnen, und wird erst in Moskau gegen die definitive Mitgliedskarte umgetauscht.

4. Jeder nach Rußland Reisende muß einen Paß haben, der von der Ortspolizeibehörde ausgestellt und vom zuständigen russischen Consul visirt ist. Eine Visirung berechtigt sind: die Generalconsulate in Berlin, Danzig, Frankfurt a. M.; die Consulate in Breslau, Königsberg, Lübeck, Memel, Stettin, Thorn, Bremen, Rostock-Wismar; die Gesandtschaften in Karlsruhe, München, Stuttgart; die Ministerresidenten in Hamburg, Dresden, Weimar. — Für Congreßmitglieder werden die Päße, ohne Unterschied der Confession, auf unbestimmte Dauer visirt. Ehepaare können sich eines gemeinsamen Passes bedienen.

5. Die russische Regierung hat den Congreßmitgliedern freie Reise 1. Cl. von der Grenze bis Moskau und von dort wieder zur Grenze bewilligt; es kann jede beliebige Grenzstation zum Ein- und Austritt in Rußland gewählt werden, vorausgesetzt, daß die Fahrt von da nach Moskau eine directe ist. Grenzstationen sind z. B. Alexandrowo, Eydtkuhnen, Gennien, Petersburg, Odessa, Woloczysk, Ungheni, Wladikawkas, Petrowsk (am Kaspischen Meer). Umwege sind ausgeschlossen, z. B. muß man denjenigen, die von Moskau über Petersburg nach Eydtkuhnen oder umgekehrt reisen wollen, die Strecke Petersburg-Eydtkuhnen bezahlt werden. Fahrtunterbrechung ist an den auf den Billets vermerkten großeren Stationen ohne weiteres gestattet, an allen anderen gegen sofortige Meldung beim Stationsvorsteher bei Unterbrechung der Reise, und Abstempelung bei der Weiterreise.

6. Um in den Besitz eines Freifahrtscheines zu gelangen, wolle man die gewählte Reiseroute dem Generalsecretär des Congresses, Prof. Roth in Moskau (direct oder bis spätestens zum 1. August durch Vermittelung des I. Schriftführers) anmelden, worauf das Billet an die gewünschte Adresse gesandt wird; mit der Versendung der Billets soll in diesen Tagen begonnen werden. Dieselben sind

neuester Bestimmung nach, gültig vom 1. August bis 22. October (unsres Stils).

7. In Rußland selbst sollen specielle Rundreisen (von Moskau und wieder zurück) zu ermäßigten Preisen nach dem Kaukasus, der Krim, Wolga ꝛc. unternommen werden; näheres hierüber ist indessen noch nicht festgestellt. In Petersburg finden Festlichkeiten nach Schluß des Moskauer Congresses (vom 28. bis 30. August) statt, wobei auch Ausflüge nach Finland geplant sind; in Finland soll die Vorzeigung der Mitgliedskarte zur Erlangung freier Fahrt genügen.

8. Es ist anzurathen, sich vorher in Moskau Wohnung zu sichern. Vorsitzender des Wohnungscomités ist Prof. Scherwinsky daselbst. Man wolle demselben die Sprachen, deren der Bestellee mächtig ist, angeben. Die Preise der Zimmer bewegen sich zwischen 3—15 Frcs. pro Tag. Wohnung in Hotels vermittelt auch Karl Stangens Reisebureau in Berlin.

9. Für die Damen der Mitglieder wird ein besonderes Damencomité in Moskau gebildet; es wird gebeten, Namen und Vornamen der theilnehmenden Damen hierher mitzutheilen. Lösung besonderer Damenkarten ist nicht erforderlich; die Vergünstigung der freien Fahrt erstreckt sich nicht auf die Damen.

10. Ein allgemeines Programm des Congresses ist noch nicht publicirt; seitens der Sectionen sind vorläufige Tagesordnungen festgestellt und durch den I. Schriftführer zu erhalten; derselbe übermittelt auch bis zum 1. August die Anmeldung von Vorträgen an die Vorsitzenden der Sectionen.

11. Zweckmäßige Reisepläne mit Kostenanschlägen versendet auf Wunsch Karl Stangens Reisebureau, Berlin, Mohrenstr. 10.

NB. Für diejenigen, die mit einem deutschen Rundreisebillet über Alexandrowo nach Moskau reisen wollen, sei bemerkt, daß für die (als Rundreisestrecke nicht existirende) Strecke Thorn-Alexandrowo Fahrscheine schon in Berlin zu haben sind, durch deren Lösung Aufenthalt in Thorn erspart und durchgehende Expedition des Gepäcks erreicht wird. Diejenigen Herren, die von Berlin aus (oder über Berlin) an die russische Grenze reisen, werden ersucht, so bald wie möglich dem Vorsitzenden des Berliner Localcomités, Hrn. Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Liebreich, NW., Dorotheenstr. 34a, mitzutheilen, an welchem Tage, mit welchem Zuge und welcher Classe sie zu fahren gedenken und wie viel Plätze sie beanchen. Es soll hierüber an die kgl. Eisenbahndirection berichtet werden, damit rechtzeitig für Einstellung einer genügenden Anzahl von Wagen in die betr. Züge Sorge getragen werden kann.

* **Heidelberg.** Prof. Osann hat den Ruf an die technische Fortbildungsschule zu Mülhausen im Elsaß angenommen.

* **Leipzig.** Zum Rector für das nächste akademische Jahr ward, nachdem Prof. Lesklen abgelehnt, der classische Philolog Geh. Hofrath Prof. Dr. Wachsmuth gewählt.

* **Berlin.** Die bisherigen Hülfsbibliothekare an der kgl. Bibliothek Dr. Hutecker, Dr. Below und Dr. Fick sind zu Bibliothekaren an derselben Bibliothek, der bisherige Hülfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek Dr. Milkau ist zum Bibliothekar an derselben Bibliothek, der bisherige Hülfsbibliothekar an der kgl. Bibliothek Dr. Meyer zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Königsberg ernannt worden.

* **Breslau.** Der Oberarzt der chirurgischen Universitätsklinik Dr. med. Henle hat sich als Privatdocent für Chirurgie habilitirt. — Der bisherige Hülfsbibliothekar Dr. Wilckmann ist zum Bibliothekar an der kgl. Universitätsbibliothek zu Kiel ernannt worden.

* **Wien,** 24. Juli. Der Präsident unsrer Akademie der Wissenschaften, Excellenz Alfred R. v. Arneth, ist ernstlich erkrankt. Während seiner jüngsten Anwesenheit in München hat er sich erkältet. In Folge dessen ist sein altes Leiden (Verkalkung der Arterien) heftiger hervorgebrochen. Der ausgezeichnete Mann hat vor wenigen Jahren eine Lungenentzündung glücklich überwunden. Es wäre zu wünschen, daß er auch diesmal seiner Leiden mit starker Lebenskraft Herr würde. Bis vor seiner jüngsten Erkrankung war Arneth von unverwüstlicher Rüstigkeit. Er corrigirte die Druckbogen seines neuen, zweibändigen Werkes über den Minister v. Wessenberg, leitete die 50jährige Jubelfeier der Wiener Akademie und ging seinen Berufspflichten als Archivdirector, Mitglied des Herrenhauses und Präsident des Volksbildungsvereins mit Jugendfrische nach.

* **Wien.** Der Professor der classischen Philologie Hofrath Dr. Karl Schenkl ist mit Rücksicht auf die gesetzliche Altersgrenze um seine Pensionirung eingekommen; er vollendet am 11. December sein siebzigstes Lebensjahr. Das philosophische Professorencollegium hat indessen einstimmig beim Ministerium um Gewährung eines „Ehrenjahrs" für Hofrath Schenkl angesucht, das dieser auch abzuwarten wird.

* **Zürich.** Zum Ordinarius der Anatomie und Director des anatomischen Instituts der Hochschule ward zum 1. October Dr. Georg Ruge, bisher ausserordentlicher Professor an der Universität Amsterdam, ernannt. — Zum ordentlichen Professor an der staatswissenschaftlichen Facultät ist der Extraordinarius Dr. Hitzig gewählt worden.

i. **Lüttich.** Die philosophische Facultät der Universität Lüttich wird nächstens die Herausgabe einer Sammlung von wissenschaftlichen Abhandlungen aus der Feder ihrer Mitglieder und jetzigen und ehemaligen Schüler begiaaen, unter dem Titel: „Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège". Darunter werden sich auch Studien in deutsche Sprache auf dem Gebiete der germanischen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte befinden. Die Sammlung eröffnen wird eine Schrift von Prof. H. Bischoff über „L. Tieck als Dramaturg"; ferner sind in Aussicht gestellt eine Studie über die englische Kritik im 16. und 17. Jahrhundert von P. Hamélius, eine Untersuchung über Notker von Prof. G. Kurth, über die öffentliche Sklaverei bei den Römern v. L. Hallin. Die drei erstgenannten Abhandlungen werden in deutsche Sprache erscheinen.

St. **Rom.** Nachdem der Gesetzesentwurf, welcher die Erwerbung der Galerie von S. Maria Nuova in Florenz von Staatswegen zum Gegenstand hat, nun endlich der Deputirtenkammer vorgelegen hat und genehmigt ist, scheint es auch mit dem Ankauf der Borghese-Galerie Ernst zu werden. Die Summe von 420,000 Francs wird das Florentiner Spital für seine Bilder erhalten, unter denen sich Hugo van der Goes' berühmte Anbetung des Kindes, Madonnen von Fra Angelico, Verrocchio und Botticelli befinden; auf 7 Millionen und 200,000 Francs ist die Borghese-Galerie abgeschätzt, die nun schon seit Jahren unter der Verwaltung der Gläubiger des berühmten Geschlechtes steht; für 3 Millionen und 700,000 Francs wird sie aber der Staat erwerben können.

Die enorme Summe erscheint doch im Vergleich zu den Schätzen, welche diese herrlichste Galerie der Erde birgt, die je ein Fürstenhaus besessen, keineswegs zu hoch gegriffen, ja gering. Man braucht nur Venturi's prächtig ausgestatteten Katalog zu durchblättern, um sich die Herrlichkeiten dieser Sammlung ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Grablegung Raffaels, Correggio's Danae, die Circe des Dosso Dossi und vor allem Tizians himmlische und irdische Liebe gehören zu den Hauptwerken, welche die Kunst aller Zeiten hervorgebracht hat. Daneben besitzt die Galerie eine ganze Serie von Werken geringeren Rufes, aber von gleicher künstlerischer Qualität. Aus der Mailänder Schule sind Marco Oggione und Andrea Solario vertreten, aus der Florentiner Botticelli und Pier di Cosimo, Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto, aus der Umbrischen Fiorenzo di Lorenzo und Perugino, von den Ferraresen Garofalo und Mazzolini, von den Venezianern endlich Lorenzo Lotto, die Bonifazio, Antonello da Messina und vor allem Tizian.

Trotz der sommerlichen Hitze, welche über Rom und seiner Campagna lagert, sind die Unterhandlungen in vollem Gange und es ist zu hoffen, daß sie eher zum Ziele führen werden, als in Florenz, wo die Erwerbung der Galerie von S. Maria Nuova sich durch so lange Jahre hinzog. In der Presse wird das Interesse, welches der Unterrichtsminister Giacuceo an allen Kunstangelegenheiten nimmt, mit Sympathie begrüßt. Nur die Künstler sind unzufrieden. Wer einmal in stillen Sommermonaten, wenn die Galerie dem Publicum geschlossen ist, dem reizenden Casino des Scipio Borghese einen Besuch abgestattet hat, begreift, warum. Du findest man in jedem Winkel, vor jedem Meisterwerk einen Künstler bedächtig copirend; niemand stört den Frieden dieser wunderbaren Einsamkeit, und wenn das Auge müde ist vom Messen und Studiren, genügt ein Blick hinaus in die schattigen Gärten mit den plätschernden Brunnen und den verwitterten Gestalten griechischer Götter, um es zu erfrischen und zu beleben. Einmal in den Händen des Staates, wird die Borghese-Galerie allerdings aufhören, in den Sommermonaten eine Künstlerakademie zu sein, wie die Welt keine stimmungsvollere besitzt, und der brave Director Piancastelli, selber ein geschätzter Maler, wird mit Betrübniß die Freiheitsrechte seiner Schützlinge sich verringern sehen; aber der Gedanke, daß diese einzigartigen Schätze für immer so vereint Italien erhalten bleiben, wird auch ihn, einen alten Diener des Hauses Borghese, trösten über den Verlust einiger weniger zugunsten der alten, schon so vielen Schmucks beraubten, ewigen Roma.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 27. Juli. Nummer 165.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein angeblicher Liebesroman Goethe's. Von Ludwig Geiger. — Der Achtstunden-Arbeitstag bei den Eisenbahnen. II. Von Dr. Freiherr zu Weichs-Glon. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein angeblicher Liebesroman Goethe's.

Von Ludwig Geiger.

Geschichte und Literaturgeschichte sind den Specialforschern zu vielfachem Danke verpflichtet; denn sie bringen ihnen, was die allgemeine Forschung nicht immer bieten kann: glücklichste Localkenntniß, zu der den allgemeinen Forschern Zeit und Gelegenheit fehlt, Liebe und Begeisterung auch zu den scheinbar unbedeutenden und vernachlässigten Dingen, endlich auch die Möglichkeit, unbekannte oder als unzugänglich verschrieene Quellen zu erschließen. Oeffentliche Archive und Bibliotheken stehen jedem, auch dem fernsten offen, der seinen Wunsch geziemend vorträgt. In Privatarchiven dagegen wird, wie gar manche von uns erfahren haben — es gibt natürlich auch hier glänzende Ausnahmen, welche jedoch nur die allgemeine Regel bestätigen — der Fremde nicht selten argwöhnisch, ja mißtrauisch betrachtet: es wird ihm nichts gutes zugetraut, sein Begehren vielmehr als ein Raub angesehen. Der Einheimische dagegen erscheint wie ein guter Freund, dem manche Thür sich willig öffnet, die jenem fest verschlossen ist. Gerade durch diesen Gegensatz wie durch manche Begleiterscheinung bereitet jedoch auch die Provinzialforschung der wissenschaftlichen manchen Schaden. Wer vom engen Gesichtskreis die Dinge zu betrachten gewöhnt ist, verliert leicht den Blick für das Große und Allgemeine. Dadurch büßt er die Schätzung des wirklich Großen ein, geräth leicht in Gefahr, sein Fündlein für viel wichtiger zu halten, als es in Wahrheit ist, und kommt nicht selten dazu, den großen Mann, mit dem er sich beschäftigt, für klein zu nehmen.

Speciell Goethe gegenüber hat die Localforschung vortreffliche Leistungen entstehen lassen. Man braucht nur mit einem Wort daran zu erinnern, was Weimarer und Frankfurter für die Aufhellung von Goethe's Leben in diesen Städten gethan, oder was Auswärtige mit Zugrundelegung von Localforschungen für die genaue Erkenntniß mancher Lebensperiode geleistet haben. Als eines der glänzendsten Beispiele dafür möge Loepers verdienstvoller Commentar zu „Dichtung und Wahrheit“ statt aller anderen Arbeiten angeführt werden. Sonst soll nur, ohne jeden Anspruch, eine vollständige Liste zu geben, und mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß das Verschweigen so vieler Arbeiten nicht etwa ihre Verurtheilung einschließen soll, an Biedermanns Arbeiten über Goethe in Dresden und Leipzig, an Kriegks Studien über die Frankfurter Zeit erinnert werden, um den vielfachen Gewinn zu constatiren, den unsere Gesammterkenntniß der Localforschung schuldet. Denn ich habe wohl an dieser Stelle nicht nöthig, den allgemeinen Grundsatz zu vertheidigen, daß diese Einzeluntersuchungen wirklich unser Gesammtwissen fördern, oder etwa der oft gehörten Halbwahrheit zu begegnen, daß man durch solche Specialarbeiten der allgemeinen großen Auffassung des Dichters schadet oder gar das Verständniß für sein Wesen und Wirken infolge des Bemühens verliert, jede Einzelheit in das ihr gebührende Licht zu stellen.

Aber so hoch ich im ganzen die Localforschung schätze, die sich in Goethe's Dienst gestellt hat, so kann ich doch nicht umhin, auf ihre Schäden hinzuweisen. Wie viel Böses ist von den Vertretern dieses Wissenschaftszweiges über Goethe gesagt worden! Mit welcher schnöden Heftigkeit, mit welch harter Abwehr wurde er von manchen fortgewiesen, theils weil er die einzelnen Localgrößen nicht nach ihrem wahren Werth behandelte, theils weil er der örtlichen Schönheit nicht völlig gerecht wurde, theils weil er in seinen Zeit- und Ortsangaben nicht mit der scrupulösen Genauigkeit eines Localchronisten verfuhr! Aber im Gegensatz dazu: mit welcher Wichtigthuerei sind von anderen Goethe's Beziehungen zu den einzelnen Menschen und Städten aufgebauscht worden, als läge hierin seine wahre Bedeutung, als schlösse ein freundliches Wort, das er mit einer Prooinznotabilität gewechselt, zugleich das wahre Wesen seiner Freundschaft ein, als wäre ein freundlicher Blick, den er einer Dorfschönen zugeworfen, die Offenbarung seiner Liebe.

Ich fürchte, daß ein neues, sehr hübsch ausgestattetes, mit liebevollem Sinn und nicht ohne Kenntniß geschriebenes Buch durchaus dieser falschen Richtung angehört, daß es unsere Kenntniß daher nicht fördert, sondern verwirrt und aus diesem Grunde mit Ernst zurückgewiesen werden muß. [1])

[1]) „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner. Mit je 3 Portraits in Heliogravüre und in Lichtdruck, darunter einem Bildniß der von Goethe zur Gattin begehrten, bisher unbekannten Schlesierin, und mit 8 Abbildungen im Text. Von Adalbert Hoffmann. Warmbrunn, Verlag von Max Seipelt.“ (1897. Diese Unsitte, neue Bücher ohne Jahreszahl erscheinen zu lassen, ist aufs schärfste zu verdammen. Sie ist für spätere Ernte und Bemerkungen geradezu unleidlich.)

Die speciell auf Goethe bezüglichen Illustrationen dieses Buches sind zwei Heliogravüren Goethe's und der Frenn Henriette von Lüttwitz. Die der Frau kann ich nicht beurtheilen, da ich das Originalbild nicht kenne; die Wiedergabe der Lips'schen Zeichnung Goethe's ist eckig und hart und vermag ein treues Abbild von Goethe's herzerobernder Schönheit, die er damals wirklich besaß, nicht zu geben. — Auf die übrigen Beiträge des Buches, die weit umfangreicher sind als der Goethe gewidmete, gehe ich ausführlich keinesfalls ein, weil sie zum Theil meine Competenz überschreiten. Der Eindruck, den ihre Lectüre auf mich gemacht hat, ist kein unterschiedsloser günstiger. In beiden tritt der kleinliche Provinzialismus unangenehm hervor. Günther wird überschätzt, wenn auch gegen einzelne Vorwürfe vielleicht nicht ohne Glück vertheidigt. Von handschriftlichem Material ist, so viel ich sehe, nur das sogenannte „Koppenbuch“, d. h. das auf der Schneekoppe gebrauchte, jetzt der Gräflich Schaffgotsch'schen Bibliothek in Warmbrunn gehörige Fremdenbuch benutzt, aus dem für meinen Geschmack gar zu reichliche Proben mitgetheilt werden. Dem Aufsatz über Körner liegt manches ungedruckte Material aus dem Körner-Archiv in Dresden zugrunde. Das meiste davon wird wörtlich mitgetheilt. Sollte nicht hier wie auch sonst dem liebenswürdigen Dichter Körner, dessen dichterische Fähigkeit, Mannhaftigkeit, Anmuth und Patriotismus von keinem im Zweifel gezogen wird,

Es handelt sich in der neuen Schrift um Goethe's kurze schlesische Reise. Goethe hat wohl gelegentlich einmal den Plan geäußert, diese Reise zu schildern; er kam davon zurück, weil er erkannte, daß er nicht viel darüber zu sagen habe. In den „Tag- und Jahresheften" oder „Annalen" wird die schlesische Reise mit wenigen Sätzen abgemacht, in denen als Frucht der Reise einige Epigramme und Arbeiten in der vergleichenden Anatomie erwähnt werden. Gegen Schluß heißt es: „Eine Lustfahrt nach den Salinen in Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Ausbach, Graz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet." [1])

Goethe wußte, daß dieser kurze Ausflug nach Schlesien in seinem äußeren Leben und für seine innere Entwicklung nichts bedeute. Dieser Ausflug steht zwischen seiner Reise nach Venedig und seinem Aufenthalt in Frankreich während der Campagne. Jene, im Auftrag des Herzogs unternommen, um die von Italien heimkehrende Fürstin Anna Amalie zu erwarten und nach Hause zu geleiten, war für Goethe von der allergrößten Bedeutung. Sie gab dem Dichter Gelegenheit, seine Anschauungen über Italien zu berichtigen, bestärkte ihn in seinem kurz vorher durch den Besitz Christianens erlangten Glücksgefühl und der dadurch erweckten Sehnsucht nach seinem Hause. Sie gewährte ihm den Anlaß, infolge eines glücklichen Fundes, zu tief greifenden anatomischen Entdeckungen.

Auch die Campagne in Frankreich war ein wirklicher Lebensabschnitt. Sie war, wenn man Goethe's kurzen Aufenthalt in Berlin abrechnet, wo er zwar Friedrich den Großen nicht sah, aber den Eindruck seines Wirkens am lebendigsten empfing, und wenn man von seinem gerade in neuerer Zeit erst richtig gewürdigten Antheil an dem Zustandekommen des deutschen Fürstenbundes absieht, der erste große politische Moment, an dem er theilnahm. In einem sehr bekannten Worte hat Goethe die Bedeutung dieses Augenblicks späteren Geschlechtern klar zu machen gesucht und seiner Angabe nach diese Bedeutung auch schon den Mitlebenden entgegengerufen. Aber die Reise in Frankreich wurde ferner wichtig für die Weitergestaltung seiner optischen Untersuchungen und bedeutsam dadurch, daß er bei seiner Rückkehr alte Freunde aufsuchte, neue Bande knüpfte und die Bedeutsamkeit der Einwirkungen der französischen Revolution auf Deutschland durch das Treiben der Emigranten deutlich erkannte.

Von solchen politischen, wissenschaftlichen, freundschaftlichen und innerlichen Erlebnissen weist die schlesische Reise nichts auf. Sehen wir einstweilen von den kleinen Gedichten ab, so sind die Goethe'schen Quellen, die über diese Reise handeln, die wenigen Briefe Goethe's und sein Notizbuch von der schlesischen Reise. Beide verdienen eine kurze Betrachtung.

Von den Briefen, die Goethe auf der schlesischen Reise geschrieben hat, sind, wenn man die auf der Hin- und Rückreise beidemale aus Dresden abgesandten abrechnet, im ganzen zehn erhalten. Sie sind jetzt abgedruckt in der Weimarischen Ausgabe „Briefe", Bd. IX, S. 217—228. Für einen Zeitraum von beinahe 2½ Monaten ist dies nicht viel. Der erste Brief ist vom 30. Juli, der letzte vom 3. October datirt. In Wirklichkeit reiste Goethe am 26. Juli ab und war am 7. October in Weimar zurück; die letzten 14 Tage, vom 18. September bis 3. October, sind überhaupt ohne briefliches Zeugniß. Die vorhandenen Briefe jedoch entsprechen hier, wie so oft in Goethe's Leben, nicht den wirklich abgeschickten. Zähle ich die im Notizbuch (s. u.) verzeichneten Briefe richtig, so wurden im ganzen 27 abgeschickt. Von ihnen wird bei 11 überhaupt kein Adressat genannt, weil eben, wie schon Zarncke vermuthet, der oder sagen wir richtiger: die Adressatin sich von selbst verstand. Es war „die kleine Hausfreundin", die gerade so wie Goethe diese zweite Trennung sehr schwer empfand und wenigstens durch Briefe entschädigt werden sollte. Die 16 übrigen in jenem Briefverzeichniß aufgezählten sind uns nur zum Theil erhalten.

Betrachtet man nun die erhaltenen Briefe und sucht sich aus ihnen Goethe's Stimmung klar zu machen, so begegnet man gelegentlich seinem Geständniß, daß er nicht schreiben möge und sich auf das Erzählen freue, daß er mancherlei Interessantes sähe und vieles lerne. Man bemerkt ferner, daß er den amtlichen Obliegenheiten seine Aufmerksamkeit zu schenken fortfährt, hauptsächlich, daß er wissenschaftlich thätig ist, die Gebirgsreisen für seine mineralogischen Untersuchungen nutzbar macht, ja sogar seine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben beginnt. Auch seine dichterische Ader regt sich. Er beginnt, wie er mittheilt, eine komische Oper zu schreiben, und schickt Herder ein paar Verse im Charakter der „Römischen Elegien". Sodann erfährt man, daß er viele interessante Männer kennen lernt, von denen er besonders einen nennt, einen Grafen Reden. Doch soll gleich bemerkt werden, daß in späteren Briefen, in denen Reminiscenzen an Breslau vorkommen, eines anderen Mannes mit großem Ruhm gedacht wird: Caspar Friedrich v. Schuckmann. Er war damals Oberbergrichter in Schlesien und wurde später preußischer Minister. Als Mensch und als Beamter gefiel er Goethe und Karl August so sehr, daß ersterer ihn in des Herzogs Auftrage 1791 dringend aufforderte, als Geheimrath in weimarische Dienste zu treten, eine Aufforderung, der Schuckmann nicht entsprach. Zur Anknüpfung und Festigung der Bekanntschaft Goethe's und Schuckmanns diente der Umstand, daß beide mit dem Musiker und Schriftsteller J. Fr. Reichardt gut bekannt waren. In einigen an diesen gerichteten Briefen Goethe's aus diesem Jahre und den folgenden heißt es z. B.: „Ihr Freund Schuckmann ist mir sehr lieb geworden", aber „Ihr Freund, den ich von Herzen liebe und ehre"; aber auch in einem späteren, 1797 an Knebel geschriebenen Briefe kommt über Schuckmann das Wort vor: „Es ist einer der schätzbarsten Männer, die ich in meinem Leben gekannt habe."

Außer diesen Aeußerungen, in denen das Erlebte und die durch diese neuen Erlebnisse hervorgerufene Stimmung dargethan wird, finden sich in den Briefen Aeußerungen des Heimwehs und des nun leider vermißten Behagens an den häuslichen Verhältnissen. Wenn Goethe auch wohl einmal schreibt: „Ich wünsche Euch das Beste, was Weimar geben kann", so äußert er andrerseits: „Sehr gern kehre ich zurück", aber „Ich sehne mich nach Hause, ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen", aber „Möge doch mein Wunsch erfüllt werden, und ich Weimar bald wiedersehen. Man ist außen doch nur geborgt". Und endlich findet sich folgende Hauptstelle:

„Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauferei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb

---

der doch aber von jedem ernsten Urtheiler als Anempfinder, als ein eben seines frühen Todes wegen nicht zur rechten Reife gelangter Schriftsteller charakterisirt werden muß, zu viel Ehre angethan werden? Was bleibt für die wahrhaft Großen übrig, wenn jedes Gedichtchen, das er schrieb, als großer Fund ausposaunt und jedes seiner Erlebnisse, auch das kleinste, übertrieben und zu einem Nationalereigniß erhoben wird!?

[1]) Unter diesem „Aufgezeichneten" kann nur das unten näher zu würdigende „Notizbuch von der schlesischen Reise" gemeint sein. Denn auch in der großen Weimarer Ausgabe enthalten die Lesarten und Paralipomena der autobiographischen und der naturwissenschaftlichen Schriften Goethe's durchaus keinerlei Aufzeichnungen, die nicht schon in jenem Notizbuch enthalten wären.

behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen."

Das Notizbuch zur schlesischen Reise, oder richtiger die Notizbücher Goethe's, die Zarncke in Gelegenheitsschriften und im Goethe-Jahrbuch überaus sorgsam herausgegeben hat (vgl. jetzt Weimarer Ausgabe, Tagebücher, Bd. 2 und Zarncke, Goethe-Schriften 1857, S. 155—197) sind fast noch weniger als Goethe's sonstige Tagebücher Bekenntnisse irgend welcher Art. Vielmehr enthalten sie außer dem schon erwähnten und benutzten Briefverzeichnisse Notizen über die gemachten Beobachtungen und Bekanntschaften, Verzeichnisse der Stationen der Reise, Bemerkungen über Tag und Stunde der Ankunft und Abfahrt, selbst genaue Mittheilungen über die Ausgaben. Die wenigen Namen, die hier genannt sind, gewähren einen sehr geringen Einblick in die von Goethe besuchten Feste und die von ihm geschlossenen Bekanntschaften; so wird der Name Schuckmann, mit dem der Verkehr sich zur Intimität entwickelte, z. B. nur eben so kurz genannt, wie der Manso's, der vielleicht nur von Goethe aufgesucht werden sollte, oder wenn er wirklich besucht wurde, weder damals noch später mit Goethe in irgend welche nähere Beziehungen trat.

Diese Notizbücher haben für die Goethe-Literatur einen wirklichen Werth nur durch die in ihnen enthaltenen ersten, zum Theil sehr flüchtigen Niederschriften von Gedichten. Die hier mitgetheilten Gedichte sind zum Theil sehr allgemeiner Art, haben mit des Dichters christlichen Anschauungen zu thun und äußern seine damals stark ausgeprägte Abneigung gegen Lavater. Einige von ihnen sind in die „Venetianischen Epigramme" aufgenommen worden, oder ähneln wenigstens in Form und Gedanken den in die Epigramme aufgenommenen Gedichten. Andere beschäftigen sich mit der Liebe. Zu diesen Gedichten ist auch das übrigens nicht im Notizbuch, sondern nur in der Nachschrift eines an Herder gerichteten Briefes enthaltene Gedicht zu rechnen, das unter der Ueberschrift: „Feldlager in Schlesien" in die Werke übergegangen ist. Goethe spielt darauf an, daß der erwartete Krieg nicht eingetreten sei, und schließt mit den Versen:

„Aber es zeigt sich kein Feind und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors benügt, bring' uns, Cupido, den Krieg."

Daß diese Stelle sich auf Christiane bezieht, daß sie an die Liebesspiele erinnert, die den Dichter in Weimar glücklich machten und in deren Andenken er sich in Schlesien wehmüthig fühlte, kann von keinem bestritten werden. In ähnlicher Weise glaubte man bisher auch alle übrigen mehr oder weniger erotischen Gedichte auf dieses Weimarer Idyll beziehen zu dürfen.

Von besonderer Bedeutung sind unter diesen Gedichten zwei. Das eine:

„Ach, wir sind zur Qual geboren!"
Sagt Ihr unter Thränen werth,
„Erst in dem, das wir verloren,
Dann in dem, das wir begehrt."

Du bist nicht zur Qual geboren!
Habe, was Dein Herz begehrt!
Jenen Menschen, die verloren,
Ist das zweite doppelt werth.

ist nicht ganz leicht zu erklären. Man wird es wohl so verstehen dürfen, daß sich die erste Strophe gegen die weltabgewandten christlichen Denker richtet, welche auf die Freuden dieser Welt verzichten, den Sündenfall betrauern und jedes irdische Verlangen für sündlich halten, daß die zweite Strophe aber im Namen des Dichters gesprochen ist, seine realistische Auffassung, seine Freude am Besitz und Genuß erklärt. Noch deutlicher sinnlich-erotisch ist das zweite Gedicht, dem Goethe ebenso wenig wie dem ersten einen Platz in seinen Werken eingeräumt hat. Diese Verse gemahnen durchaus an die „Römischen Elegien". Sie lauten:

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags schauen, den freundlichen Stern,
Ungeduldig den Blick der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft hast Du mich mächtig geweckt.
Nun erscheint ihr mir Boten des Morgens, ihr himmlischen Augen
Meines Mädchens, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

Eine Erklärung dieser Verse kann nicht zweifelhaft sein: Goethe stellt den Wanderer, der ungeduldig den Sonnenaufgang erwartet, dem Liebenden gegenüber, der, weil er seine Geliebte nur Nachts besitzt, den Tagesanbruch recht weit hinausschieben möchte und die aufgehende Sonne eher verwünscht, als froh begrüßt. Goethe hat sich also hier durchaus in die Stimmung der „Römischen Elegien" versetzt, wo er sich als den begünstigten Liebhaber schildert, der des Nachts zu seinem Mädchen schleicht. Das Gedicht muß, wenn es auch im Notizbuch auf zwei Blättern steht, von denen die ersten Verse ziemlich unleserlich, also während der Fahrt, die beiden letzten leserlich, also während einer kurzen Station geschrieben sind, durchaus mit einemmale concipirt sein, weil die beiden Theile nothwendig zusammengehören und vereinzelt überhaupt keinen Sinn ergeben. Es ist undenkbar, wie der Verfasser der neuen Schrift annimmt, daß die ersten vier Verse aus einer erst in Schlesien durch eine weibliche Bekanntschaft erzeugten Stimmung, die beiden letzten durch eine Reminiscenz an Christiane entstanden seien. Das ganze Gedicht ist vielmehr eines jener zahlreichen Huldigungsgedichte an Christiane, zugleich mit einem der Naturvergleiche, die in Goethe's Dichtung eine so große Rolle spielen.

Die schlesische Dame nun, welche nach der Meinung des Verfassers unsrer Schrift weit mehr auf Goethe gewirkt haben soll, als daß sie ihm nur einige Verse eingab, war Henriette v. Lüttwitz, geboren am 5. August 1767, damals also 23 Jahre alt. Sie war eine Freundin der ersten Frau des schon genannten Hrn. v. Schuckmann. Von Goethe wird sie weder in den Briefen, noch im Tagebuch, noch in den Gesprächen, noch an irgend einer Stelle seiner Werke genannt, und doch soll Goethe, der, wie wir gleich hören werden, sie wirklich gesehen und freundlich begrüßt hat, um ihre Hand angehalten haben. Die Bekanntschaft Goethe's mit jenem Fräulein ist gut bezeugt; in einem Briefe Schuckmanns an Reichardt kommen nämlich die Worte vor:

„Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen, von der Du die Zeichnung bei mir gesehen hast. Auch da hat ihn sein Auge nicht betrogen."

Diese Worte können nach richtiger Erklärung nichts anderes heißen, als daß Goethe, wie es seine Art war, dem jungen, anmuthigen, aber nicht schönen Mädchen freundlich begegnete, zumal sie viel in dem Hause des ihm schnell zum Freunde gewordenen Hrn. v. Schuckmann verkehrte, und zumal er in seiner Menschenkenntniß merkte, daß sie nicht bloß eine Freundin von Schuckmanns verstorbener Frau war, sondern auch den hinterbliebenen Gatten zu trösten bereit schien.

Der Verfasser unserer Schrift dagegen will in dieser Stelle die beiderseitige Neigung Goethe's und Henriette's bezeugt sehen. Zu dieser Auffassung, die in dem Wortlaut in gar keiner Weise begründet ist, wurde er offenbar durch eine Familientradition geführt. In einer 1835 erschienenen Biographie Schuckmanns, die merkwürdigerweise in der Goethe-Literatur völlig unbeachtet geblieben ist, heißt es nämlich nach Mittheilung der dort zum erstenmal gedruckten Briefe Goethe's an Schuckmann:

„Goethe's Verehrer werden gewiß mit Vergnügen diese seine schönen Aeußerungen lesen, in denen sich Wahrheit ohne Dichtung rein ausspricht, und vielleicht auch gern vernehmen, daß Goethe während seines Aufenthaltes in Breslau in Schuckmanns Hause bei dessen Frau [1]) eine Freundin hatte kennen lernen, die er zur Gattin begehrte, nämlich die älteste Schwester des Verfassers dieser Biographie, welche zwar den Dichter von „Werthers Leiden" nicht verschmähte, aber doch seine Wünsche nicht erfüllen durfte und späterhin zweite Gemahlin Schuckmanns wurde."

Der Verfasser dieser Biographie, der Regierungspräsident Ernst Frhr. v. Lüttwitz, ist uns nicht weiter bekannt. Er kann 1790, da seine älteste Schwester nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt war, wohl nur ein Knabe gewesen sein, und man wird daher annehmen können, daß er weder damals von dieser seiner Schwester nähere Mittheilungen erhalten hat, noch überhaupt vertrauliche Aeußerungen von ihr empfangen konnte, da Henriette, die sich bald mit Schuckmann verheirathete, diesem ihrem Gatten 1795 nach Bayreuth folgte und dort 1799, also 36 Jahre vor dem Erscheinen jener Biographie, starb. Es bleibt daher doch nur die Annahme übrig, daß Frhr. v. Lüttwitz seine Kenntniß der ganzen Sache aus einer trüben Familientradition schöpfte.

Wie leicht eine solche entsteht, kann man täglich bemerken. In unserm Falle mag sich die Sache so entwickelt haben, daß in dem Lüttwitz'schen Hause die Freundlichkeit bekannt war, mit der Goethe dem jungen Mädchen sich genähert hatte, und daß auch das Wort, das Schuckmann seinem Freunde Reichardt schrieb, in Erinnerung geblieben war. Vielleicht ist auch aus Goethe's Munde ein Scherzwort gefallen im Hinblick auf das häusliche Walten des jungen Mädchens, das, ohne Gattin und Hausfrau zu sein, hausfrauliche Pflichten freiwillig übernahm. Daß aber ein Antrag Goethe's, wie in dieser Biographie erzählt wird, nicht geschehen, und infolge dessen auch nicht zurückgewiesen sein kann, ist unbedingt sicher. Das wird aus folgenden Erwägungen jedem klar werden.

Schon das völlige Schweigen Goethe's über das genannte Mädchen beweist viel, wenn nicht alles. Wer will es für möglich halten, daß er nie und nirgends eines Mädchens gedacht, das er zur Frau begehrt hat? Aber noch andere Gründe verweisen diese ganze Geschichte in das Reich der Fabel. Goethe, der ehescheue, der, so oft er auch in Liebesbande verstrickt war, einem Ehebündniß mit einer gesellschaftlich gleich stehenden aus dem Wege ging, sollte plötzlich bei dem Anblick eines jungen, weder durch Schönheit noch, wie es scheint, durch Geist auffallenden Mädchens, das er höchstens ein paar mal sah, seinen Grundsätzen völlig untreu geworden sein!? Und dann, man nehme an, daß Goethe abgewiesen wurde, hauptsächlich im Hinblick darauf, daß Henriette schon damals bereit war, Schuckmanns zweite Gattin zu werden: ist es bei einer solchen Sachlage für einen Mann von Gefühl und Leidenschaft auch nur denkbar, daß er sich bemüht haben soll, den ihm vorgezogenen Nebenbuhler nebst dessen Frau an den Ort zu ziehen, wo er selbst wohnte? Gewiß schätzte Goethe Schuckmann als Menschen und Beamten gleich sehr und bestärkte den Herzog in der Würdigung dieses verdienstvollen Mannes. Aber bei der Gesinnung des Herzogs gegen Goethe, der doch wohl um des Freundes Ehegedanken und Brautwerbung wissen mußte, ist es völlig unglaublich, daß er daran hätte denken können, gerade den Mann mit seiner jungen Frau nach Weimar zu ziehen, der Goethe eine beständige Niederlage vor Augen führen mußte.

[1]) Dies ist nach Schuckmanns Mittheilung an Reichardt (s. o.) irrig; die erste Frau war damals schon gestorben.

Selbst wenn man jedoch eine solche Handlungsweise des Herzogs für möglich halten sollte, wenn man Goethe für so erhaben erklärt, daß er eine derartige Prüfung gern über sich genommen hätte, kann der, der Goethe's Stimmung in jener Zeit und seine gedruckten Zeugnisse kennt, eine solche Brautwerbung niemals für möglich halten.

Goethe lebte seit dem Ende 1788 mit Christiane. Er schwelgte nach den von ihm mitgetheilten Zeugnissen, wie es für einen gesunden Mann billig, auch während seines schlesischen Aufenthaltes in der Erinnerung an die Freuden, die ihm sein Mädchen gewährte. Er drückte diese Freude in liebeglühenden Versen aus, die wir kennen, und in zahlreichen Briefen, von denen wir freilich nur wissen, daß sie geschrieben wurden. Wahrscheinlich sind sie von Goethe oder von seinen Erben, eben ihres gar zu sinnlichen Inhalts und Ausdrucks wegen, vernichtet worden. Und ferner: Goethe hat vom ersten Augenblick an, da er Christiane in sein Haus aufnahm, die Verbindung mit ihr als eine Ehe betrachtet. Er erkannte seinen und Christianens Sohn als sein rechtmäßiges Kind an. Er konnte nicht so gewissenlos sein, dieses Mädchen einer anderen wegen zu verjagen und das Kind von sich zu entfernen. Denn kein wirklich sittlich Denkender wird auf dem pharisäischen Standpunkt stehen, den der Verfasser der vorliegenden Schrift in folgenden Worten vertritt:

„Um Goethe's willen wollen wir nicht bedauern, daß der von ihm gewünschte Ehebund mit Henriette v. Lüttwitz nicht zustande gekommen ist. Blieb ihm doch dadurch die Möglichkeit erhalten, durch die spätere Eheschließung mit Christiane Vulpius wieder gut zu machen, was er bei Eingehung des illegitimen Verhältnisses sowohl an ihr, als an der guten Sitte verschuldet hatte. Gleichviel, wie Goethe dieses Verhältniß später aufgefaßt hat, durch die hier festgestellte Werbung ist der unverrückbare Beweis geliefert, daß er es wenigstens nicht von seinem Beginn an als eine Ehe betrachtet hat, der nur die kirchliche Einsegnung fehlte, und daß somit alle Biographen des großen Dichters Unrecht haben, welche das Gegentheil lehren."

Das sind durchaus unbewiesene Phrasen, auf deren Widerlegung ein ernster Kritiker sich nicht einzulassen braucht. Statt die Mittheilungen zu beweisen, auf die es sich stützt, hält der Verfasser ein unbewiesenes Gerücht für eine Thatsache und wagt es, von dieser angeblichen Thatsache aus an einer Auffassung zu rütteln, die Goethe selbst stets aufs nachdrücklichste vertreten hat.

Die ganze Erzählung des Verfassers, die durch alles, was wir von Goethe wissen, als eine unbeweisbare, ja als eine unmögliche hingestellt wird, können wir getrost in das Reich der Fabel verweisen. Solange nicht andere Beweise als uncontrolirbare Familientraditionen ins Feld geführt werden, dürfen wir ruhig behaupten, daß Goethe weder Henriette v. Lüttwitz geliebt noch jemals daran gedacht hat, sie zu seiner Gattin zu erheben.

Der Achtstunden-Arbeitstag bei den Eisenbahnen.

Von Dr. Freiherr zu Weichs-Glon.

II.

Der Minderheitsentwurf Channings, der treibenden Kraft des Parlaments in dieser Frage, geht weiter. Aus dem sehr umfangreichen Actenstücke seien hier wenigstens einige charakteristische Stücke gegeben.

„So gründlich auch," heißt es darin, „die Untersuchungen sein mögen, welche vom Handelsamte veranstaltet werden, und so dringend auch die Empfehlungen, welche

von diesem an die Eisenbahnverwaltungen angesichts der ärgsten Mißbräuche von Ueberarbeitung gelangen mögen, so steht doch zur Zeit nicht die Spur einer Zwangsbefugniß hinter solchen Empfehlungen. Der Geist, in welchem die Abkürzung der Arbeitszeit als Verpflichtung und als zweckmäßig von Directoren wie Mr. Findlay anerkannt wird, verdient alles Lob; jedoch man wolle nicht vergessen, daß Mr. Findlay selber gesagt hat, die energischen Maßregeln, die auf seiner eigenen Bahn während der letzten zwei bis drei Jahre getroffen sind, seien unmittelbar herbeigeführt durch die Agitation für Abkürzung der Arbeitszeit. Diese hat seine Gesellschaft veranlaßt, die Arbeitsverhältnisse ihrer Bediensteten zu untersuchen. Mehrere andere Aussagen, Eingeständnisse der Directoren selber, stimmen damit überein. Die Mehrzahl der Verbesserungen, deren im Zeugenverhör Erwähnung geschehen ist, ist durchgeführt worden, entweder seit Mr. Channings Antrag im Unterhause (Januar 1891) oder in den wenigen Monaten, die dem vorausgingen, als die öffentliche Meinung speciell auf diese Fragen concentrirt war durch Volksversammlungen, Erörterungen in der Presse und zuletzt die schottische Arbeitseinstellung. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der hauptsächliche Beweggrund für die Eisenbahnverwaltungen die allgemeine Erwartung gewesen ist, das Parlament könnte in der von der öffentlichen Meinung verlangten Richtung gesetzgeberisch eingreifen. Wir finden nun keine hinreichende Bürgschaft, sei es in den amtlichen Ausweisen über die Arbeitszeit oder in den Zusicherungen der Eisenbahnverwaltungen, oder in der Masse der uns vorliegenden Zeugenaussagen, dafür, daß, beim Nachlassen der öffentlichen Aufmerksamkeit die freiwilligen Reformen schnell genug oder überhaupt vorwärts gehen werden. Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß Directoren und Verwaltungsräthe den Antheilbesitzern der Eisenbahnen für gesteigerten Kostenaufwand verantwortlich sind; wenn also eine erleuchtete Politik der Verwaltung nicht von den letzteren unterstützt wird, ist es wünschenswerth, dieselben durch öffentlichen Zwang zu unterstützen.

Verschiedene Einwände sind gegen eine derartige Neuerung gemacht worden. Solch ein System, sagt man, kann nicht durchgeführt werden, ohne die Verantwortlichkeit von der Eisenbahnverwaltung auf die Staatsbehörde zu übertragen; die Arbeiter werden auf die Staatsbehörde sehen statt auf ihre eigenen Vorgesetzten, und die Disciplin wird zerstört werden u. dgl. m. Darauf ist zu erwidern, daß seit dem Gesetze vom Jahre 1889 über die „Regulation of Railways" das Argument von der Verantwortlichkeit, wenn es überhaupt jemals eine Bedeutung gehabt hat, seinen Sinn verloren hat. Denn jede Einmischung des Handelsamtes wegen der Arbeitsstunden der Eisenbahnbediensteten würde, soweit es sich um die Frage der Verantwortlichkeit handelt, genau in derselben Linie stehen, wie die Zwangsbefugnisse, die dem Handelsamte bereits verliehen sind für Veranstaltungen im Dienste der Sicherheit. Nach dem Gesetze von 1889 schreibt das Handelsamt gewisse Sicherheitsvorrichtungen im allgemeinen vor — selbstthätige Bremsen, Blocksystem u. s. w.; aber alle Einzelheiten, die Auswahl der Erfindungen, werden durchaus den Eisenbahnverwaltungen überlassen; ihre Verantwortlichkeit wird keineswegs verletzt, ihre freie Verfügung nicht beeinträchtigt, so lange ihre Sicherheitseinrichtungen auf der Höhe gewisser Normen gehalten werden. Dem entsprechend müßten auch die Vorschriften für die Arbeitszeit gehalten werden.

Die Eisenbahnen sind Monopole, die auf staatlicher Bewilligung beruhen, und der Staat hat das Recht und die Pflicht, auf Sicherheit des Betriebes und angemessenen Bedingungen der dazu nöthigen Arbeit zu bestehen. Der Staat kann dies Recht besser ausüben durch das Handelsamt als durch directe gesetzliche Schranken; die mannichfaltigen Umstände des Eisenbahndienstes machen es für das Handelsamt rathsam, jeden Fall nach seinen besonderen Umständen zu behandeln; aber das Handelsamt muß Zwangsbefugnisse haben. Die Behörde der Railway Commissioners hat die Bußen zu erzwingen und über die Streitfälle, die durch Ausübung der Rechte des Handelsamtes entstehen, zu entscheiden."

In der Folge beginnen nun die Arbeiter der einzelnen Industriekreise sich international zu organisiren und internationale Fachcongresse einzuberufen. Denn sie sind zur Ueberzeugung gekommen, daß nur dann in einem Lande sociale Reformen durchgeführt werden könnten, wenn in den mit diesem Staate auf dem Weltmarkt concurrirenden Staaten in gleicher Richtung vorgegangen würde. Schon auf dem internationalen Arbeitercongreß in Zürich vom 6. bis 12. September 1893 hielten auch die Eisenbahnarbeiter einen Fachcongreß ab und nahmen einstimmig eine Resolution zugunsten des Achtstundentages für Eisenbahnarbeiter an.

Auch in Amerika umfaßt die Bewegung des Achtstundentags die Eisenbahnbediensteten. Die Führung der Bewegung übernahm die „American Federation of Labour", die den Achtstundentag als Grundlage jedes Arbeitsvertrags fordert und für die Durchführung systematisch agitirt.

Was nun die Wirkung einer Verkürzung der gegenwärtig üblichen Arbeitszeiten im allgemeinen auf die Production betrifft, so kann man nach den bisherigen Erfahrungen behaupten, daß diese Wirkung für alle industriellen, mit großem Capital arbeitenden Betriebe, insbesondere die Großbetriebe, eine sehr günstige sein wird. Und zu diesen Betrieben sind auch die Eisenbahnen zu zählen.

John Rae, der Unternehmer, sagt in seinem ausgezeichneten Buch „Der Achtstundenarbeitstag", er habe bei seinen Studien über diese Frage gefunden, daß das benutzbare Material unerwartet reichhaltig ist und die daraus zu ziehenden Lehren so unerwartet klar und gleichförmig sind, daß er persönlich es für unmöglich erkannt, nicht von Tag zu Tag ein entschiedenerer Anhänger des Achtstundentags zu werden. Die Vortheile, die nach seiner Meinung sich für den Unternehmer ergeben, sind in der Hauptsache folgende: die Production bleibt an Quantität mindestens dieselbe, also auch der Profit; die Qualität des Productes wird erhöht, also auch der Profit. Der Arbeiter arbeitet williger, fleißiger, intensiver, daher ist weniger Aufsicht und weniger Antreiberei nothwendig; es wird Abnützung der Maschinen und Werkzeuge erspart, weniger Schmiermaterial, Licht und Feuerung erfordert; es wird sorgfältiger gearbeitet und darum weniger Material verdorben; größere Sorgfalt in Bedienung der Maschinen erspart Reparaturkosten und Zeit.

Thom. Brassey, der Sohn des berühmten Eisenbahnunternehmers, der in allen Theilen der Welt Bahnen gebaut hat, spricht sich, gestützt auf die vielfachen Erfahrungen seines Vaters in seinem Buche „Work and Wages" dahin aus: eine Reduction der Arbeitszeit braucht nicht eine entsprechende Verminderung der geleisteten Arbeit in sich zu schließen. Ein wenig mehr Fleiß wird einen Arbeiter leicht in Stand setzen, ebensoviel in neun als in zehn Stunden zu leisten.

Brassey berichtet auch über einen interessanten Fall gelegentlich des Baues der Eisenbahnlinie Trent Valley. Es kam hier darauf an, die Arbeit in möglichst kurzer Zeit fertig zu stellen. Zu diesem Zweck verlängerte man auf der Station Atherstone die bisher übliche Arbeitszeit von zehn auf sechzehn Stunden und theilte diese in zwei Schichten. Es zeigte sich nun, daß jeder Arbeiter in der achtstündigen Schicht mehr arbeitete, als andere Arbeiter bei der vollen Stundenzahl von 10 Stunden.

Digitized by Google

Wie bereits früher erwähnt wurde, reducirte der Stadtrath von Huddersfield im März des Jahres 1888 die Arbeitszeit der städtischen Tramwaybediensteten — die Tramways befinden sich hier im Besitz und Betrieb der Gemeinde — von 14 auf 8 Stunden täglich.[1]) Um nun aber den Verkehr nicht einzuschränken und die Rentabilität der Pferdebahn nicht zu vermindern, erhöhte man die Betriebsdauer von 14 auf 16 Stunden und theilte diese in zwei Schichten, so daß jeder Arbeiter nur 8 Stunden täglich zu arbeiten hatte. Die Folge war, daß über 50 Proc. mehr Arbeiter angestellt werden mußten. Eine Reduction des Wochenlohns für die Kutscher von 31 auf 26 Schilling und für die Conducteure von 23 auf 21 Schilling trat ein. Durch die Mehranstellung von Arbeitern war der Geschäftsgewinn doch zu bedeutend reducirt worden, als daß die alte Lohnhöhe hätte beibehalten werden können. Bereits im nächsten Geschäftsjahr stiegen jedoch die Einnahmen wieder von 7935 Pfd. St. (1889) auf 8536 Pfd. St. (1890), und nun ging man auch wieder zu den alten und theilweise zu noch höheren Löhnen über.

In Werkstätten wird es sich vielleicht empfehlen, bei Verminderung der Arbeitszeit das Stücklohnsystem in Verbindung mit dem Prämiensystem einzuführen. Es ist dann damit die Gewähr gegeben, daß der Arbeiter in der kürzeren Arbeitszeit möglichst viel leistet und möglichst gut arbeitet. In der Schweiz hat man damit sehr günstige Erfahrungen gemacht.

Eine Verminderung der Arbeitszeit auf 8 Stunden würde jedoch in den einzelnen Productionszweigen für die Arbeitsleistung sehr verschiedene Folgen haben. Der Punkt der größten Leistungsfähigkeit wird in den einzelnen Gewerben, und innerhalb dieser Gewerbe nach den verschiedenen Arbeitsarten, nach kürzerer oder längerer Arbeitszeit erreicht werden, je nachdem in denselben die Arbeitskraft des Menschen mehr oder minder angestrengt wird. Davon wird es abhängen, ob durch Einführung des Achtstundentags das Maß der Kräfte und damit die Arbeitsleistung größer werden kann oder nicht.

Für besonders schwere körperliche Arbeiten dürfte der Punkt der größten Leistungsfähigkeit nicht über 8 Stunden liegen. Am wenigsten befähigt, lange zu arbeiten, werden die Arbeiter aber dann sein, wenn zu schwerer körperlicher Arbeit noch geistige Anstrengung hinzutritt. Hieher dürfte beim Eisenbahnbetrieb die Arbeit der Locomotivführer, Heizer und mancher Werkstättenarbeiter zu zählen sein. Bei diesen wird das Maximum vielleicht schon bei 7—8 Stunden gegeben sein. Für andere Bedienstete, Zugbegleiter, Verkehrsbeamte, Stations- und Magazinarbeiter, Wächter ꝛc. dürften die größten Leistungsfähigkeiten nicht unter 10 bis 12 Stunden, unter Umständen jedoch auch über 12 Stunden hinaus liegen; wenigstens sprechen die Erfahrungen dafür, die man damit in England und in der Schweiz mit Verminderung der Arbeitszeit in diesem Berufe gemacht hat.

In der Schweiz mußte, theilweise nur vorübergehend, nach Einführung des elfstündigen Normalarbeitstages auf den Eisenbahnen eine der gekürzten Arbeitszeit entsprechende größere Anzahl von Arbeitern angestellt werden.

Der Durchführung von Maximalarbeitszeiten im angegebenen Sinne werden sich jedoch die Staaten auf die Dauer nicht entziehen können, denn an ein Verschwinden der Bewegung zugunsten einer Verkürzung der Arbeitszeit wird um so weniger zu denken sein, als sie bis zu einem gewissen Grad innere Berechtigung hat.

Zur Einführung der geplanten Reformen ist als der einfachste und sicherste Weg der der Gesetzgebung zu empfehlen, denn daß die Unternehmer selbst, „beseelt von humaner Gesinnung", den Achtstundentag einführen werden, darf man nicht erwarten; dies kann man nur bei einer Gruppe von Betrieben, bei den staatlichen, voraussetzen. Durch die Arbeiter selbst kann jedoch die Erreichung ihres Zieles nur durch Strikes bewirkt werden, die eine zweischneidige Waffe sind und den socialen Frieden gefährden.

Es muß jedoch davor gewarnt werden, in diesen Dingen sprungweise und ohne Vorbereitung vorzugehen. Man kann — und zwar in den einzelnen Zweigen des Eisenbahnbetriebes — den achtstündigen Arbeitstag nicht einführen, bevor sich der neunstündige nicht bewährt hat, und nicht den neunstündigen, bevor sich der zehnstündige bewährt hat.

Bei den Eisenbahnen hat aber die Frage der Verkürzung der Arbeitszeit noch eine andere und ganz besondere Bedeutung. Es handelt sich hier nicht allein, wie bei anderen Erwerbszweigen, um die in denselben beschäftigten Arbeiter, um die Erfüllung von Forderungen, die namens der Gesammtheit der staatlichen Gesellschaft, der Nation, erhoben werden müssen, um Theile derselben vor Schäden, Gefahren, Entartung und Ruin zu bewahren, Forderungen, die das psychische, geistige und sittliche Wohl der arbeitenden Classen aller Kategorien betreffen. Es handelt sich hier auch darum, daß die von den Eisenbahnen beförderten Personen in ihrem Leben, in ihrer Gesundheit gesichert, und die von den Eisenbahnen in Fortsetzung einer ungeheuren Menge von Productionsprocessen beförderten Güter vor Beschädigung und Vernichtung bewahrt werden. Und daß eine solche und zwar nicht geringe Gefährdung besteht, wer wollte dies leugnen? Am wenigsten dürften es wohl die leugnen, die den Betriebsdienst aus eigener Erfahrung kennen und wissen, wie sehr die Sicherheit des Verkehrs eines einzigen Zuges immer von der Aufmerksamkeit, der Wachsamkeit, dem Pflichtgefühl und der Geistesgegenwart von zehn, fünfzig, hundert Personen abhängt.

Die Sache liegt nun so: Wenn man z. B. wüßte, es existire eine mechanische Vorrichtung, ein Apparat, um Zugentgleisungen wirksam zu verhüten, würde es nicht allgemein als die unbedingte Pflicht der Eisenbahnverwaltungen angesehen werden, diesen Apparat einzuführen, zum mindesten Versuche damit anzustellen? Ja, es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß, wenn dieser Apparat mit Bestimmtheit eine große Zahl von Entgleisungsfällen zu verhüten geeignet wäre, die staatliche Aufsichtsbehörde mit allem Nachdruck die Einführung dieses Apparates bei allen Bahnen anordnen und erzwingen würde.

Es bedarf nun nicht einmal des Hinweises auf die früher angeführten, aus dem Bericht des „Board of Trade" mitgetheilten 65 Fälle, in denen Eisenbahnunglücke als durch übermäßige Arbeitszeit hervorgerufen bezeichnet wurden; denn auch auf den continentalen Bahnen ist eine große Zahl von Eisenbahnunglücken zugestandener- und nicht zugestandenermaßen direct oder indirect auf die lange Arbeitszeit zurückzuführen. Bilden doch dienstliche Vergehen und Pflichtverletzungen, die zwar zu keinen Unglücksfällen Veranlassung gaben, aber leicht zu solchen hätten führen können, und bei denen man nur zu deutlich übermäßige Arbeitszeit als eigentliche Ursache zu erkennen vermag, das tägliche Brod der Disciplinarverhandlungen vieler Bahnanstalten!

Zum mindesten ist es als ganz zweifellos hinzustellen, daß die derzeit bestehenden Arbeitszeiten für viele Kategorien der Eisenbahnbediensteten zu lang sind, jenseits der Grenze dauernder größter Leistungsfähigkeit dieser Bediensteten liegen und daher nicht nur für diese letzteren selbst, sondern auch für die die Bahnen benutzenden Personen eine ganz bedeutende Gefahr in sich schließen. Wenn

[1]) Sidney Webb und Harold Cox.

man dies nun weiß, ist es dann nicht unbedingte Pflicht der Bahnverwaltungen, sowie der die Bahnen überwachenden staatlichen Behörden, die Frage der Arbeitszeit der Eisenbahnarbeiter einer durchgreifenden Regelung zu unterziehen?

Bei den Eisenbahnen liegt überdies die Sache für die Durchführung ganz besonders günstig, wenigstens dort, wo Staatsbahnen in Frage kommen, weil hier staatliche Gewalt und Unternehmer in einer Person zusammenfallen.

Die vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen alljährlich herausgegebenen „Statistischen Nachrichten", die ein Bahnnetz von 80,000 Kilometer Länge (vornehmlich Staatsbahnen) betreffen, enthalten auch nicht ein Sterbenswörtchen über die Frage der Arbeitszeiten der im Vereinsgebiet in Verwendung stehenden 700,000 Beamten, Diener und Arbeiter. Auch kein Sterbenswörtchen über die beobachteten Krankheitserscheinungen in den verschiedenen Dienstzweigen, die Ursachen der Todesfälle, die Zahl und Bewegung der Krankheitsfälle u. dergl. Es ist mir überhaupt kein Verwaltungsbericht von Staats- oder Privatbahnen bekannt geworden, der in dieser Hinsicht das geringste enthalten hätte.

Es ist dies jedenfalls im höchsten Grade bezeichnend. Wie wenig Tropfen socialen Oeles sind doch in die Maschinerie der Eisenbahnverwaltungen eingedrungen! Unter solchen Umständen darf man sich nicht auf das Abwarten verlegen, denn unter solchen Umständen kann ein „Abwarten" zu einer schweren socialen Pflichtverletzung heranwachsen! Es wird daher ein kürzerer Weg zu betreten sein.

Der beste Weg, um mit Sicherheit und ohne allen Verdacht einer Parteinahme für Arbeiter oder Bahnen die Frage der Kürzung der Arbeitszeit im Eisenbahndienst im gleichmäßigen Interesse aller Betheiligten, sowie der öffentlichen Sicherheit zu lösen, dürfte wohl der sein, daß zunächst einer aus Parlamentariern, Socialpolitikern, Aerzten, Fachmännern und Bediensteten der verschiedenen Dienstzweige zu bildenden Commission die Angelegenheit zum Studium und zur Berichterstattung zugewiesen werde. Auf Grund dieses Berichts wird dann die gesetzgebende Körperschaft die Maximalarbeitszeit für jede einzelne Kategorie oder Gruppe der Bediensteten und die Termine bis zur Einführung dieser Arbeitszeiten zu bestimmen haben. Es scheint dies wohl eine billige und möglichst auf alle Betriebe zu verallgemeinernde Forderung zu sein, deren Erfüllung im Besten der ganzen Gesellschaft gelegen wäre. — Heute ist der Arbeiter vielfach schlimmer daran als der Dampfkessel, den er vielleicht bedient. Denn während man bei letzterem sorgfältig prüft, wie viele Atmosphären Druck er aushalten möge, ohne zu zerplatzen, und während man den erlaubten Atmosphärendruck, der immer noch unter dem möglichen steht, nie überschreitet, ja meist nicht einmal erreicht, kümmert sich niemand darum, wie viel Atmosphären Kraftanstrengung der Arbeiter ertragen kann, ohne dahinzusiechen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Eine jüdische Bilderhandschrift des Mittelalters.** (Vorläufige Mittheilung. Abgedruckt mit Genehmigung der Redaction aus dem demnächst erscheinenden V. Bande der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, redigirt von Dr. M. Hoernes".) — Im Besitze des bosn.-herceg. Landesmuseums befindet sich eine merkwürdige jüdische Bilderhandschrift,[1]) wohl eines der reichsten Exemplare seiner Art, die demnächst auf Veranlassung Sr. Exc. des Hrn. Reichsfinanzministers v. Kállay durch Universitätsprofessor Dr. Dav. Heinr. Müller und den Verfasser dieser Zeilen publicirt werden soll. Die Veröffentlichung rechtfertigt sich durch den nicht unbedeutenden historischen Werth des Codex, über dessen kunstgeschichtliche Stellung hier kurz referirt wird.

Die Handschrift — ein Pergamentcodex in Octav (22 : 16 cm) in modernem Einband — ist eine liturgische, eine Art Lectionar, die sogenannte Haggadah, wie sie noch heute in ähnlicher Ausstattung durch den Druck hergestellt wird; sie enthält biblische Perikopen, dann Gesänge und Gebete, wie sie zur Zeit des Passahfestes nach mosaischem Ritus herkömmlich sind. Diesem liturgischen Charakter entspricht der sehr reiche bildliche Schmuck, der sich jedoch in zwei scharf geschiedene Gruppen sondert. Zunächst ist eine Anzahl (62) von selbständigen, dem Text vorausgehenden, figürlichen Compositionen, die zumeist je zwei historische Scenen über einander angeordnet zeigen und die Geschichten der beiden ersten Bücher Mosis, Genesis und Exodus, illustriren. Sie schließen mit einem Vollbilde — Moses die Gesetzestafeln vom Berge Sinai bringend — ab; es folgen zwei Scenen aus dem Deuteronomium (5 Mos. 33, 34: Moses das Volk segnend, und 5 Mos. 34, 9: Moses legt Josua die Hand auf). Ein symbolisches Vollbild: „Der zukünftige Tempel Israels",[2]) leitet auf die eigentlich liturgischen Darstellungen über, die sich direct auf das Passahfest beziehen: „Hausvater und Hausfrau, wie sie die Festspeise und das ungesäuerte Brod dem Gesinde reichen."[2]) Ein drittes Vollbild schließt nach dieser Abtheilung; es zeigt sich die Gemeinde im Tempel vor dem geöffneten Allerheiligsten.

Der zweite Theil enthält die zugehörigen Perikopen und Gebete und ist fast durchaus rein ornamental mit Initialen und Zierleisten ausgeschmückt, unter reichlicher Verwendung von decorativen Figuren und Drölerien. Ein dritter Theil mit den für die übrige Zeit des Festes bestimmten Gebeten und Psalmen entbehrt jeglichen malerischen Schmuckes.

Der Charakter der in lebhaften Gouachefarben ausgeführten Miniaturen läßt den Codex als ein nicht im Lande selbst entstandenes, sondern von außen her importirtes Werk erkennen. Und zwar tragen diese Miniaturen nicht etwa, wie man nach der Provenienz eigentlich vermuthen sollte und wie es bei dem Missale des Herzogs Herwasa thatsächlich der Fall ist, das Gepräge der italienischen Kunst, sondern weisen mit aller Entschiedenheit nordländische Art auf. Vorläufig läßt sich allerdings nichts weiter sagen, als daß die Handschrift vermuthlich in Spanien zu Ende des 13. Jahrhunderts (ein handschriftlicher Vermerk bringt das Jahr 1314) entstanden sein dürfte und den Weg über Italien an die Ostküste der Adria genommen hat. Für den Verkehr der bosnischen Judenschaft mit ihren Glaubensgenossen im Westen dürfte somit dieser Umstand nicht ganz ohne Interesse sein.

Die Miniaturen zeigen den Stil der Büchermalerei zu jener Zeit, als die neue französische Kunst in allen Ländern außerhalb Italiens ihre entscheidende Einwirkung bereits begonnen hat und jene allgemeine gothische Modekunst entstanden ist, deren unumschränkte Herrschaft von den Pyrenäen bis zu den baltischen Gestaden reicht, so daß ihr nur im Süden das geschlossene Gebiet der giottesken italienischen Kunst, im Osten aber das unermeßliche Gebiet der griechisch-slavischen Kunst entgegensteht. Gerade mitten innen, zwischen diesen drei großen Cultur- und Kunstkreisen und die Sphären von allen dreien tangirend, liegt die alte Uburnoillyrische Landschaft der Unna, Bosna und Narenta. Auch unser Codex ist ein Zeuge für diese eigenthümliche Stellung des heutigen Bosnien.

Der Charakter dieser gallicisirenden Miniaturkunst des 14. Jahrhunderts zeigt sich nun klar in der künstlerischen Ausschmückung der Handschrift; besonders in den gemusterten Hintergründen der Bilder (wie auf den Glasgemälden jener Zeit), in den eigenthümlichen Proportionen der Figuren, in der ganzen Erzählungsweise, endlich in der Ornamentik mit ihren Flrurannés-Initialen, mit dem charakteristischen Dornblattmuster, in der reichlichen Verwendung der sogenannten Drölerien, endlich in der beginnenden Nachbildung von Vögeln und allerhand kleinen Thieren, wie sie im folgenden Jahrhundert in der realistischen Kunst Burgunds ihren Höhepunkt erreicht. Daneben treten aber gerade in diesem ornamentalen Theile — abgesehen von der Dürftigkeit des gothischen Beiwerks in den Architekturen ꝛc. —

---

[1]) Diese Handschrift wurde 1894 von einer sehr alten spanischen Familie in Sarajevo erworben.

[1]) Ich verdanke die Lesung der hebräischen Tituli der Güte Herrn Prof. D. H. Müllers, der auch den historisch-paläographischen Theil bearbeiten wird.

[2]) Eine Darstellung des Ostermahles findet sich dann noch weiter im Text.

mancherlei Mechanismen zu Tage, die zum Theil auf Rechnung des jüdischen Elementes kommen mögen, das heute noch, in seiner Heimath Palästina wie im slavischen Nordosten, in eigenthümlich verzierten Gebrauchsgegenständen, in Grabsteinen und Haustafeln urnlte, bis in die romanische Kunst, in noch weitere zurückreichende Formen mit der ganzen wundersamen Zähigkeit dieses Volksstammes festhält.

Auch stofflich sind die Darstellungen der illustrirten Haggadah von nicht geringem Interesse. Die Juden — bekanntlich schon im 6. Jahrhundert v. Chr. durch die unermüdliche Arbeit ihrer Propheten zu einem bildlosen Volke geworden — theilen mit dem stammverwandten Islam jene merkwürdige religiöse Scheu vor figürlichen Darstellungen, die dazu geführt hat, daß die Gestalten und Geschichten ihrer heiligen Sage nicht von ihnen selbst, sondern, nach langen Jahrhunderten, erst in einem ethnisch wie culturell weit abstehenden Kunstkreise, in der christlichen Welt der Mittelmeerländer, bildkünstlerisch fixirt worden sind. Obwohl diese Bilderscheu bei ihnen nachwirkt — auch in der Gegenwart dürfte, etwa abgesehen von Joseph Israels, kein Maler ersten Ranges jüdischer Abkunft sein, so betriebsam und befähigt sich dieses Volk auch auf anderen Kunstgebieten, namentlich in der Musik, bewiesen hat — ganz verzichtet haben sie darum auf das Bild ebenso wenig, wie die idiomatischen Völker, Araber, Perser und Mauren, die uns in Wandgemälden und in illustrirten Handschriften ihrer Dichter und Geschichtschreiber eigenthümliche Zeugen ihres Kunstlebens hinterlassen haben. Immerhin gehören solche Werke mit figürlichen Darstellungen zu den größten Seltenheiten; darum nimmt auch der Haggadah-Codex des bosn.-herzeg. Landesmuseums ein nicht unbedeutendes Interesse für sich in Anspruch, als eine der vollständigsten Illustrationen der heiligen Schriften der Juden, die wir kennen, aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg bewahrt zwei andere verwandte Ritualhandschriften jüdischer Herkunft, deren Bilder aber mehr genrehaften Charakter tragen. Daneben wurden uns von Hrn. Prof. D. Kaufmann in Budapest zwei höchst interessante minirte Haggadahhandschriften zur Verfügung gestellt, die eine wohl deutsch (aus dem 13. Jahrhundert?), die andere anscheinend oberitalienischer Provenienz, im Stile des Trecento. Eine Anzahl sehr merkwürdiger Handschriften dieser Art befinden sich in England; zwei davon aus dem Besitze des Earl of Crawford waren 1887 auf der Anglo-Jewish Exhibition in London zu sehen. Auch diese sind uns durch den Besitzer zum Studium überlassen worden; desgleichen eine Handschrift der Pariser Nationalbibliothek und eine andere im Besitze des Hrn. Albert Wolf in Dresden. Von einem sehr reichen Exemplar des italienischen Quattrocento erhielten wir vollständige photographische Reproductionen durch die Zuvorkommenheit des Besitzers Baron Edmond Rothschild in Paris. Nicht weniger als fünf, anscheinend spanische Handschriften mit illustrirten Haggaden besitzt das British Museum; wir sind in die Lage gesetzt, aus sämmtlichen charakteristische Proben mitzutheilen.[1]) Immerhin gehören diese Miniaturhandschriften zu den größten Seltenheiten; die an orientalischen Manuscripten so reiche Wiener Hofbibliothek besitzt z. B. nichts in dieser Art. Endlich sind noch die mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts einsetzenden Drucke zu beachten, in denen sich die Compositionen der Handschriften vielfach bis auf unsre Tage fortgepflanzt haben.

Die Art, wie sich der jüdische Illuminator nun mit seinem Stoffe abgefunden hat, ist einer näheren Betrachtung werth. Eigene Vorbilder konnten ihm nicht vorliegen; er mußte sie also von dorther nehmen, wo diese Stoffe seit alter Zeit fixirt waren, aus der Kunst der christlichen Kirche. So schöpft er aus dem ikonographischen Material, wie es die großen Bilderbibeln jener Zeit, vor allem die französischen,[2]) mit ihren Capitel für Capitel illustrirenden Darstellungen so überreich bieten. Der jüdische Künstler steht also ganz im Banne der christlichen Kunstvorstellung; doch fehlen nicht einzelne Züge, in denen sich das nationale Element in charakteristischer Weise geltend macht: in der Vermeidung der directen Darstellung Gottes — mit einer einzigen, allerdings sehr bedeutenden Ausnahme: Gottvater am Sabbath ruhend — dann in einzelnen ornamentalen Compositionen. Charakteristisch ist es, daß der jüdische Typus, den die gleichzeitigen christlichen Miniaturen nicht selten, wenn auch oft — z. B. bei der Kreuzigung — tendenziös caricirt wiedergegeben, nirgends erscheint, obwohl auf der anderen Seite der Negertypus in zwei merkwürdigen Darstellungen vorkommt. Ueberall finden wir den gleichen, idealen und allgemeinen Typus mit den regelmäßigen Zügen und dem blonden Haar, wie ihn das 14. Jahrhundert ausgebildet hat. Größeres Interesse bieten dann noch die Bilder am Schlusse der Handschrift, die das Paßhfest illustriren, weil sie Scenen aus dem intimen religiösen Leben der damaligen Juden vorführen; in dieser Beziehung sind besonders die Bilder der Nürnberger Handschrift sehr interessant.

Die Möglichkeit, daß ein christlicher Künstler diese Miniaturen verfertigt hätte, ist so gut wie ausgeschlossen; schon des religiösen Gegensatzes halber, zumal hier, wo es sich um ein liturgisches Werk handelt. Der Miniator gebietet aber über eine vollständig und handwerksmäßig ausgebildete Technik; seine Schulung kann er sich kaum anderswo — wie es auch das ikonographische Material zeigt — als im Kreise der christlichen Entumineure geholt haben. Aus neueren Forschungen wissen wir, daß im 14. Jahrhundert schon der werkstattmäßig von Laien ausgeübte Betrieb der Büchermalerei beginnt. Wie wir uns das engere Verhältniß des jüdischen Miniators zu seinen christlichen Collegen zu denken haben, das entzieht sich noch, wegen der Spärlichkeit des vorliegenden Materials, unserer Beurtheilung.

Dr. Julius v. Schlosser (Wien).

* **Halle.** Dr. phil. Karl Bieler, Assistent an der agriculturchemischen Versuchsstation der Provinz Sachsen, ist zum Herbst als Professor für landwirthschaftliche Chemie an die Universität Tokio berufen worden.

* **Berlin.** Dr. P. Eller, Privatdocent der Augenheilkunde, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Berlin.** Der Magistrat versendet soeben das in seinem Auftrag verfaßte und gedruckte Verzeichniß der Friedlaender'schen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848. Es ist ein stattlicher Band in Großoctavformat von etwa 300 Seiten und umfaßt die aus dem Nachlaß des Dr. med. George Friedlaender (gestorben 1892) gespendete Sammlung, die im wesentlichen eine Literatur der liberalen, radicalen und revolutionären Bestrebungen in Deutschland bis etwa zum Jahre 1866 darstellt. Dr. G. Friedlaender, Sohn des aus Königsberg stammenden Dr. Eberhard Friedlaender, Professors der Nationalökonomie an der Universität Dorpat, kam 1853 als junger Mann nach Berlin, wo er als Arzt eine nicht sehr ausgedehnte, aber ansehnliche Praxis ausübte; besonders die in Berlin Aufenthalt nehmenden Balten und Russen suchten bei ihm Rath und Hülfe, mit einzelnen, wie Victor Hehn, trat er in enge Freundschaft. Geistig hoch begabt und fein gebildet, von vornehmer Sinnesart, aber als Politiker leidenschaftlicher Idealog — von Mutterseite floß schottisches Blut in seinen Adern —, brachte er mit Energie und Verständniß eine unvergleichlich vollständige Reihe von Büchern und Broschüren, Zeitschriften und Tageblättern, politischen Plakaten, Bildnissen und Carricaturen zusammen, die in erster Linie die Berliner Märzrevolution, daneben jedoch auch die damalige deutsche Umwälzung, das Frankfurter Parlament, die Vorgänge in Schleswig-Holstein, Posen u. s. w. nebst den vorbereitenden und nachfolgenden Begebenheiten betreffen. Sein Interesse galt vornehmlich den demokratischen Ideen in der Form etwa, wie sie Johann Jacoby auszutragen pflegte, mit dem Friedlaender ebenso wie mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach persönlich befreundet war; der späteren Socialdemokratie schloß er sich kaum mehr in Gedanken an. Seine Sammlung vermachte er der Stadt Berlin, die damit ein für ihre Geschichte bedeutendes Geschenk empfangen hat.

* **Wien.** Alfred v. Arneth ist im Verlauf seiner gestern (Brll. Nr. 164) besprochenen Krankheit am 23. von einem Schlaganfall betroffen worden. Am 25. ward er mit den Sterbsacramenten versehen; doch melden die letzten ärztlichen Bulletins eine geringe Besserung. — Der Geograph Prof. Dr. Albrecht Penck hat eine Reise nach Canada angetreten, um der Versammlung der British Association in Toronto beizuwohnen.

* **Bern.** Dr. Max Stooß, Director der Universitätsklinik für Kinderkrankheiten, ward zum außerordentlichen Professor ernannt.

Neue Kataloge: B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen aus dem Verlag, 30. Jahrg. 1897. Nr. 3. — Leo Liepmannssohn, Berlin. Antiqu.-Katalog 127: Autographen.

---

[1]) Die Bilderfolge des bosnischen Codex wird vollständig im Lichtdruck publicirt, einige hervorragende Blätter, Zierstücke u. s. w. in farbigen Phototypographien wiedergegeben werden. Von sämmtlichen übrigen Handschriften (zwölf an der Zahl) sollen charakteristische Beispiele in Phototypie mitgetheilt werden.

[2]) Einige hervorragende Exemplare sind in der Wiener Hofbibliothek.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 28. Juli. Nummer 166.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Streifzüge in Australien. Von Dr. F. Fick. — Mittheilungen und Nachrichten.

Streifzüge in Australien.

Von Dr. F. Fick (Sydney).

Einförmig in seiner äußeren Gestaltung bietet sich der australische Continent, einförmig ist das Landschaftsbild im Innern, einförmig sind Sprache, Sitte und Lebensweise seiner Bewohner. Mangel an Wasser, Eukalypten und englische Engländer, sie machen den Gesammteindruck des ganzen Welttheils aus. Der letztere Umstand bringt es mit sich, daß man in Australien von vornherein bei einem Streifzug auf die Ausbeute verzichten muß, welche bei Reisen in anderen Gegenden der Welt die Schilderung der Bevölkerung darbietet. Die englische Varietät der naturgeschichtlichen Species homo sapiens bleibt sich ja merkwürdig gleich, wohin man sie auch verpflanzt, und hat mit der deutschen Varietät nichts von deren hervorragender Eigenthümlichkeit gemein, mit wunderbarer Behendigkeit Zwitterbildungen mit anderen Varietäten einzugehen und sich dergestalt umzuwandeln und anzupassen, daß schon in der zweiten Generation ihr ganzes Wesen vermischt und verwischt ist, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen.

Indessen, wenn wir gleich auf Culturstudien verzichten müssen, so kann man doch auch im fünften Welttheil Beobachtungen anstellen, die ein gewisses Interesse haben, besonders da ich den Leser einladen will, mir in einen wenig bekannten Erdenwinkel an der Küste südlich von Sydney zu folgen, in ein landschaftliches Paradies, das mehr bekannt zu werden verdient. Der Strom der Touristen — und von einem solchen kann man selbst hier bei den Antipoden bereits reden — erfährt zwar wenig von den Schönheiten der Illawarralinie. Von den vielen tausend Fremden, die alljährlich durch die Schönheit Sydney's angelockt werden, allerdings zum größten Theil nicht aus Europa, sondern aus dem Binnenlande und den Hauptstädten der anderen Colonien, versäumen es wohl wenige, einen Ausflug nach den berühmten blauen Bergen zu machen, um dort auf der Hochebene — von eigentlichen Bergen ist ja keine Rede — die herrliche Luft zu genießen; aber nur wenige besuchen die ebenso leicht erreichbaren Plätze an der Küste südlich von Sydney, die an Naturschönheit mit den blauen Bergen mindestens wetteifern können. In zwei Stunden bringt uns die Eisenbahn von Sydney nach Clifton und Bulli, Orten, die es wohl mit den gefeiertsten Plätzen der Riviera aufnehmen können. Selbst die Bewohner von Sydney bewegen sich nicht oft über den Nationalpark hinaus; allerdings können sie geltend machen, daß man Sydney gewöhnlich der Hitze wegen verläßt und daß man dann lieber einen kühleren Platz aufsucht als diesen Küstenstrich, der das gleiche Klima hat wie Sydney, und in der That eignet sich auch diese Riviera mehr zu einem Winter- als zu einem Sommeraufenthalt.

Schon auf der ersten Vorstadtstation zweigt die Illawarralinie von der Hauptlinie ab. Unser Zug saust glücklicherweise, ohne anzuhalten, durch eine Reihe wenig verlockender Vorstädte dahin. Wir sind froh, die Fabrikschornsteine von Alexandria und die Ziegeleien und Lehmgruben von Waterloo aus dem Gesicht zu verlieren; eine der ersten Stationen heißt wohl Tempe, aber es würde schwer fallen, irgend welche Berechtigung für den Namen aufzufinden. Wie kann sich dieses öde, flache Gelände den Namen des gesegneten, herrlichen griechischen Thales anmaßen? Indessen wir sind hier nicht in einem classisch gebildeten Lande. So wundert sich auch niemand weiter darüber oder beklagt sich, daß falschliche Vorstellungen über den Charakter der Landschaft in ihm erweckt worden seien. Gleich darauf rasseln wir dahin über den Cooks River, dessen Name uns an den Entdecker des Landes erinnert; etwas weiter unten mündet dieser Fluß in die Botany Bay, wo die Engländer zuerst den australischen Boden betraten. Der Fluß ist übrigens nichts weiter als das sumpfige Aestuarium eines kleinen Bächleins, das nicht weit her ist, und dem Entdecker Australiens ist mit dieser Pathenschaft keine große Ehre widerfahren. Ein Blick in den von der Staatsbahn herausgegebenen Führer belehrt uns, daß jetzt die Landschaft „malerischer und interessanter“ wird. Ohne diese Bemerkung würde uns allerdings dieser Wechsel in der Scenerie vollständig entgehen; denn sie ist ebenso eintönig wie zuvor. Aber ein australischer Baedeker mit deutscher Objectivität und deutschem Gerechtigkeitsgefühl ist leider einstweilen noch nicht geschrieben. Die wenigen bestehenden Reisebücher bewegen sich nur in Superlativen; in breitem, schwülstigem Stil wird Stadt und Land geschildert; jede Sehenswürdigkeit oder -unwürdigkeit hat einen Doppelstern; von abwägendem Urtheil ist keine Rede. Die gefeiertsten Namen der alten Welt werden herangezogen, als ob sie nur dazu da wären, von ihren australischen Vergleichsobjecten übertroffen zu werden. Der Govetts Leap mit seinem fast senkrechten Absturz von 1000 Fuß hat seinesgleichen nicht auf der ganzen Welt — behauptet der Australier; und wenn die Leute bescheiden sind, behaupten sie schlankweg, der oder jener Thurm sei „der höchste auf der südlichen Halbkugel“, und verlassen sich darauf, daß die Bewohner von Buenos Ayres oder Rio de Janeiro nicht die Kühnheit gehabt haben, etwas zu bauen oder zu schaffen, das australische Leistungen übertrifft. Im allgemeinen geht man mit solchen Behauptungen nicht fehl; denn die Concurrenz auf der südlichen Halbkugel ist naturgemäß in allem etwas beschränkt. Ein gutes hat indessen diese Unzuverlässigkeit der Reiseführer doch, nämlich daß man sich auf seine eigenen Augen und sein eigenes Urtheil verlassen muß. Man gewöhnt sich daran, mehr aus dem Wagenfenster heraus und weniger in den Führer hinein zu blicken. Allerdings zunächst ist noch wenig zu sehen. Die Häuser werden spärlicher, doch kommen auch wieder dichter bewohnte Vorstädte, wo es einem gewiegten

Landspeculanten gelungen ist, sein Stück Urwald an den Mann zu bringen; denn das ist das auffallende hier rings um Sydney, daß der Busch (Urwald) direct zu Häusergrundstücken vermessen wird, ohne je unter dem Pflug oder irgend welcher Bebauung gewesen zu sein. So stehen in meinem eigenen Garten noch einige kümmerliche Eukalypten, die sich aus der Zeit des Urwalds herübergerettet haben und von den Bauleuten dort belassen wurden, weil sie das Glück hatten, nicht im Wege zu sein. Auch ist der Boden, der durchweg zur sogenannten Hawkesbury-Sandsteinformation gehört, im allgemeinen nicht verlockend genug für den Ackerbauer oder Gärtner und so bleibt er eben brach liegen, bis der Häuserspeculant und Architekt ihm seine Jungfräulichkeit rauben. Links zeigt sich hie und da der breite Wasserspiegel der reizlosen Botany Bay, die durch eine schmale Einfahrt zwischen öden Sandhügeln mit dem offenen Ocean in Verbindung steht. Nachdem wir die Höhe der Wasserscheide zwischen Cooks und George's River erklommen haben, geht es mit starkem Gefälle abwärts an das Ufer des „George's River" genannten Aestuariums, das wir auf langer eiserner Brücke überschreiten; am Ende der Brücke liegt Como, 20 km von Sydney entfernt. Bei hohem Wasserstande macht Como einen lieblichen Eindruck. Ueberall erblicken wir nur Wald und Wasser. Anmuthige Buchten erstrecken sich tief in das Land und zahllose Boote beleben den Fluß. Weniger schön sieht die Gegend bei niedrigem Wasser aus. Da tritt ein dritter Factor als gleich berechtigt auf im Landschaftsbild — der Schlamm. Die tiefen Buchten sind verschwunden und Schlamm füllt ihren Platz, und auch den waldigen Ufern rings sind häßliche graue Schlammbänke vorgelagert. An Sonn- und Feiertagen verlassen hier hunderte von Ausflüglern den Zug. Sie bemächtigen sich eiligst der zahlreichen Ruderboote, die bereit liegen. Man landet irgendwo, man zündet irgendwo ein Feuer an, man holt irgendwo Wasser, wenn man keines mitgebracht hat; bald brodelt im unvermeidlichen „billy," einem äußerst ordinär aussehenden Blechtopf, der unvermeidliche Thee, ohne den es nun einmal in Australien nicht abgeht. Das ist das Picnic, das ist die Form, in der der Australier seinen Sonntag genießt, und wer ihn bei dem harmlosen Vergnügen beobachtet, wird sagen, daß diese Art, den Sonntag zu verbringen, vernünftiger ist, als der in Deutschland so beliebte Wirthshausbesuch; nur die niedrigsten Schichten der Bevölkerung huldigen dem Alkoholgenuß in irgendwie erwähnenswerther Weise, und so kann man selbst an Feiertagen sich ungestraft an solche Orte begeben. Ausschreitungen kommen nicht vor, wenn man nicht, wie allerdings gut möglich, unter diesen Begriff die Mißhandlung von Mund- oder Ziehharmonika, die am Abend eine große Rolle spielt, subsumiren will. Auch der unfreiwillig mehrstimmige Gesang, der dann meist über den Wassern schwebt und nachher die Eisenbahnabtheile erdröhnen macht, mag einem zart besaiteten Gehör die Heimkehr verleiden; aber in der Hinsicht schraubt man eben hierzulande seine Ansprüche herunter, wenn man auch nicht gerade mit den Wölfen heult. Unser Zug aber entführt uns bald dem Feiertagsgetümmel und führt uns durch mächtige Einschnitte hinauf auf das Plateau. Schon auf der nächsten Station, die nur 3 km entfernt liegt, sind wir 100 m über dem Meere. Jetzt sind wir wieder auf dem Lande, nichts erinnert uns an die Nähe der Stadt. Der spärliche dünne Busch zeigt an, daß nur eine kümmerliche Humusschicht den Sandstein deckt, der an vielen Stellen auch in den eigenthümlichen horizontalen Felsenbänken zu Tag tritt, die für Australien so charakteristisch sind. Unser Führer bezeichnet die Gegend als: „a magnificent plateau"; Freund Baedeker würde sie eine öde Hochfläche nennen. Auch scheint der australische Colonist sich aus dem großartigen Plateau nicht viel zu machen; denn trotz der Nähe der Stadt ist kaum hier und da ein Spatenstich geschehen, um das Land urbar zu machen. Der Colonist mißgönnt ihm nicht die herbe Jungfräulichkeit. Wohl eröffnet sich hier und da ein Blick in eine tiefe walderfüllte Schlucht, doch das erhöht nur den kahlen Eindruck der unmittelbaren Umgebung; und doch birgt dieser District ein Schatzkästlein der Colonie, den Nationalpark, dem wir jetzt zueilen. Aber das Schatzkästlein thut sich erst auf, wenn wir unmittelbar vor ihm stehen, wenn wir auf einer kleinen Zweigbahn, die nur an Feiertagen befahren wird, von Lostus Junction aus den Park erreichen. Der Park ist nun allerdings kein Park im gewöhnlichen Sinne des Worts; im Gegentheil, er ist Urland und das einzige künstliche an ihm ist, daß er künstlich im Naturzustande erhalten wird. Das Land, welches durch Gesetz ein- für allemal den zerstörenden Einflüssen von Cultur und Civilisation entzogen ist, mißt 1400 ha und wird mit der Zeit zweifelsohne ein äußerst werthvoller Besitz der Nation werden. Denken wir uns, unsre Vorfahren zur Zeit des Tacitus hätten die weise Voraussicht gehabt, in feierlichem Ding einen Riesenwald mit Wild und allem Zubehör zum Bannwald zu erklären, dem Axt und Armbrust für immer fern bleiben sollen. Würde nicht mit Recht ihre Weisheit in den Himmel erhoben? Hier haben wir das Beispiel von solchen klugen Ahnen, die für Kind und Kindeskinder sorgen. Denken wir darüber nach, so thut es uns leid, daß wir nicht erst in 1000 Jahren leben und die Frucht der Voraussicht genießen. Welches Interesse würde dann erst der Besuch des Parkes haben! Immerhin, er ist auch jetzt schon besuchenswerth.

Von der Station, die fast am Rande eines Plateaus liegt, das sich mit steilen Hängen zum Port Hacking-Fluß hinabsenkt, führt eine wohl gebaute, fahrbare, zum Theil in Schlingen angelegte Straße hinunter nach Audley. Dieser Platz, ein von der Regierung auch zum Uebernachten eingerichtetes Unterkunftshaus (oota bene ohne Spirituosen), liegt gar lieblich in dem engen Thal des Baches, der weiter unten den Port Hacking bildet. Gerade unterhalb Audley hat man einen Damm quer über das Thälchen gezogen und dadurch den an und für sich unbedeutenden Bach auf mehrere Kilometer weit zurückgestaut. Wo sonst zur Zeit der Ebbe schmutzige Schlammbänke das Auge beleidigten und wo sonst nur zur Zeit der Fluth das brackige Wasser weit ins Land drang, dehnt sich jetzt gleichmäßig den ganzen Tag ein schöner Wasserspiegel, der uns zu angenehmer Kahnfahrt einlädt — nicht umsonst; denn eine Fahrt auf diesem stillen Wasserspiegel gehört zum schönsten, was Australien uns bietet. Von der Terrasse vor dem Hause bietet sich ein wunderschönes Bild. Gerade vor uns vereinigen sich die beiden Schluchten des Port Hacking und des Känguruhbaches, und in teichartiger Verbreiterung liegt das tiefe, klare Wasser vor uns. Gegenüber liegt eine freundliche Wiese mit einzelnen schönen Bäumen bestanden, eine Verlockung zu fröhlichem Spiel, und stromaufwärts folgen wir dem Flusse, der sich im Waldesschatten verliert. Auch ein verwöhntes Auge wird an den Reizen dieser Parkscenerie nichts auszusetzen finden. Neben dem Fluß dringt auch ein Sträßchen in die Schlucht ein, das von Radfahrern eifrig benutzt wird, aber in ihrer ganzen Eigenart enthüllt sich die Landschaft nur bei der Kahnfahrt. Unmittelbar am Wasser auf dem reichen Alluvialboden entfaltet sich der subtropische Pflanzenwuchs am üppigsten und zaubert uns in eine Märchenwelt. Gleich oberhalb Audley wird das Bett des Flusses bedeutend schmäler. Am rechten Ufer tritt eine Felswand unmittelbar an den Fluß heran, und je weiter wir nach oben dringen, desto mehr verändert sich der Charakter der Vegetation. An Stelle des lichten, dürftigen Busches tritt hochstämmiger Wald. Der Blackbutt-

Digitized by Google

Baum (Eucalyptus pitularis) ragt stattlich hervor über ein Gewirr von Unterholz und Schlingpflanzen. Exemplare von 200 Fuß Höhe bei einem Umfang von 25 Fuß sind keine Seltenheit. Vor allen Dingen aber fesselt uns der Anblick der schönen Palmen mit ihren breiten gefiederten Wedeln, die bei Sydney selbst nicht vorkommen, wohl aber im südlichen und nördlichen Küstendistrict. So dicht ist der Pflanzenwuchs an beiden Seiten, daß an vielen Stellen es ein vergebliches Bemühen wäre, zu landen. Mit der Axt müßte man sich den Weg bahnen. Viele kleine Bäche ergießen sich in den Fluß, doch ist es leicht, sie ganz zu übersehen, da gerade über ihnen sich die Bäume und Büsche dicht verschlingen, so daß das Auge nur auf wenige Schritte ihrem Lauf zu folgen vermag. Doch hat man ihnen in australischer Eigenthümelei Namen aus der Sprache der Eingeborenen beigelegt, die allerdings von niemand verstanden und auch von niemand gebraucht werden. Da ist ein Mullion (Adler), Warrul (Bienen), Burowa (Bussard), Karoga (weißer Kranich) Bach; ein anderer heißt Gorra Gorra zu Ehren einer der wenigen typischen und wirklich auffallenden Erscheinungen unsrer Thierwelt, zu Ehren des Dacelo oder großen Eisvogels, der mit seinem durchdringenden polternden Gelächter das humoristische Element in unsrer Fauna zur Geltung bringt. Er genießt übrigens nicht nur im Nationalpark, sondern in der ganzen Colonie Schonung, da er als ein großer Schlangenvertilger gilt, wenn auch manches, was hierzulande von seinen Jagdabenteuern mit diesem Wilde erzählt wird, etwas an die Erlebnisse des seligen Herrn v. Münchhausen erinnert. Nach 6 km verengt sich da, wo die Wirkung des Stauwehres aufhört, der Fluß derart, daß man mit dem Boot nicht weiter vordringen kann, und wenn wir unsre Wanderung nun auf dem Sträßchen fortsetzen, gelangen wir, einem der Seitenthälchen folgend, zu zwei artigen Wasserfällen, bei denen es allerdings, wie bei den meisten australischen Wasserfällen, um das Wasser schlecht bestellt ist. Aus einer Höhe von 30 m fällt, um nicht zu sagen tröpfelt, das Wasser in ein Felsenbecken, das zum kühlen Bade anlockt. Der Reiz dieser Wasserfälle liegt durchweg nicht in der abfallenden Wassermenge, sondern in der herrlichen, feuchtfröhlichen Vegetation, die an solchen Stellen sich entwickelt. Aus jeder Felsenritze sprossen die schönsten Farnkräuter hervor, jedes Felsensims trägt seinen Schmuck, und in der Tiefe der Schluchten erheben sich unter den Eugenien, die in Farbe des Stamms und im Wuchs an unsre Eiben, im satten Grün ihres dichten Blätterschmucks an den Lorbeer gemahnen, die eigenthümlichen Farnbäume (Alsophila Cooperii). Auf über mannshohem cylindrischen Stamm tragen sie eine Krone von zierlich gefiederten meterlangen Wedeln, die unserm Adlerfarn ähnlich sind. In der unmittelbaren Umgebung Sydney's sind sie schon nicht mehr häufig, da sie mit unerhörtem Vandalismus aus ihren kühlen Schluchten weggeschleppt werden, um ihre Existenz in dumpfen Höfen oder den verengenden Vorgärtchen der Häuser rasch dahinsiechend zu beenden.

Folgen wir nun aber dieser Straße weiter, so gelangen wir nach einstündiger Wanderung zu einer anderen Station der Illawarralinie, als von der wir ausgegangen sind, nach der Waterfalls Station, die 200 m hoch über dem Meere liegt, und während wir ansteigen, lassen wir die üppige Vegetation der Schluchten hinter uns; die kärgliche Sandsteinvegetation tritt wieder in ihr Recht. Die Fahrt auf dem Fluß stromaufwärts und der Spaziergang bis zu den Wasserfällen ist die Glanzpartie des Parkes; stromabwärts unterhalb des Dammes wird der Fluß zu einem mächtigen Aestuarium mit zahlreichen tief eingeschnittenen, fischwimmelnden Buchten, die aber für den Angler interessanter sind als für den Touristen. Weiter unten nach dem Meere zu sind die Tummelplätze des schmackhaften Schnappers, der ein Gewicht bis zu 13 kg erreicht. Auf einer Landzunge hat man einen Thierpark angelegt, in dem das Damwild gut fortzukommen scheint, und so ist noch mancher andere besuchenswerthe Punkt in diesem großen Naturpark. Die Wege sind durchweg in gutem Zustande; für die Instandhaltung derselben und den Schutz des Parkes werden alljährlich 40,000 bis 80,000 Mark verausgabt, und die Verwaltung des Parks untersteht einem parlamentarischen Ausschuß.

Indessen so schön der Nationalpark auch ist, er kann sich mit dem südlichen Küstendistrict, dem Garten von Neusüdwales, an Naturschönheit nicht messen; allerdings bedarf es einer längeren Eisenbahnfahrt, um denselben zu erreichen, und so kann er für den abgetriebenen Großstädter nie das werden, was der leicht erreichbare Nationalpark ihm ist. Gleich hinter Waterfall beginnen die Geländeschwierigkeiten für die Eisenbahn. Ein tiefer Einschnitt folgt dem andern, auf hohen Dämmen überschreiten wir enge Thälchen. Auf einer Strecke von 8 km durchfahren wir 7 Tunnels, der längste nicht weniger als 1200 m lang. Entzückende Ausblicke bilden sich bald rechts bald links in die tiefen Schluchten, und in den Frühlingsmonaten prangt um uns ein reicher Blumenflor. Besonders die Riesenlilie mit ihren feurigen Blüthen auf 6 bis 8 Fuß hohem Stengel verleiht der ganzen Landschaft ein eigenartiges Gepräge; aber all das gefällige und liedliche, was wir hier sehen, tritt zurück vor dem großartigen Eindruck, den wir bei der Ausfahrt aus dem siebenten Tunnel erhalten, gerade ehe wir die Station Stanwell Park erreichen. Da erscheint es uns plötzlich wieder, das herrliche blaue Meer, in endloser Ausdehnung vor uns ausgebreitet; die Küste erhebt sich in kühnen Formen, gerade vor uns ragt die stolze Felsenbastei der Kohlenklippe; sie läßt kaum genügenden Platz für die Eisenbahn und die Straße. Das ist eine Gegend, die sich kühn den schönsten an der Riviera an die Seite stellen kann. Allerdings fehlt hier der malerische Reiz dessen, was Menschenhand geschaffen, aber dafür haben wir hier das herrlichste, saftigste Grün anstatt der tristen grauen Olivenbäume. Eigenartig heben sich vom blauen Himmel die Silhouetten der Livistona australis, einer unsrer vier einheimischen Palmenarten, ab. Der prosaische Engländer, der den leicht beschwingten Schmetterling „Butterstiege“ getauft hat, nennt diese Palme mehr bezeichnend als schön Kohlkopfpalme. Wirklich sehen von der Entfernung diese Palmen wie riesige Kohlköpfe auf hohen Stangen aus. Auf schlankem, an 15 m hohem Schaft wiegt sich die Blätterkrone mit ihrem glänzenden Grün. Diese ganze Gegend wurde zuerst schon 1796 von einem gewissen Clarke durchstreift, der mit der Mannschaft der „Sydney Cove“ an den Foveaux-Inseln Schiffbruch gelitten hatte; aber obwohl bereits Clarke den Kohlenreichthum der Gegend entdeckte, dauerte es bis zum Jahr 1820, bis man von der Landseite hierher vordrang. Schon Flinders und Baß hatten 1796 an der Küste schwarze, durch die Reibung abgerundete Steinklumpen gefunden; Clarke benutzte sie bereits zum Feuern. Von der See aus gesehen, präsentirt sich das Kohlenflöz als ein breites schwarzes Band in den Küstenklippen, etwa 60 m über der See. Ursprünglich dachte man nicht daran, es auszubeuten, aber heute wird es von zwei Stollen, die horizontal in den Felsen getrieben sind, brarbeitet, und auf einem 100 m langen Landungssteg, den man in das Meer hineingebaut hat, werden die Kohlen direct ins Schiff verladen, was allerdings nur bei gutem Wetter möglich ist, da der Steg keinerlei Schutz bietet. Ueberhaupt ist der Kohlenbergbau dieser ganzen Gegend durch den Mangel eines guten, auch für große Schiffe zugänglichen Hafens sehr zurückgehalten worden. Die Entwicklung der südlichen Minen hat nicht

Digitized by Google

mit der von Newcaſtle Schritt gehalten, welches 140 km nördlich von Sydney liegt und über einen guten Hafen verfügt. Von der Ausdehnung dieſes Kohlenflötzes aber gibt es den beſten Begriff, daß man annimmt, es erſtrecke ſich von Wollongong im Süden bis nach Newcaſtle, eine Entfernung von über 200 km. Allerdings liegt es ſtellenweiſe ſehr tief; ſo iſt man bei Bohrungen, die auf der Cremorno Landzunge im Hafen von Sydney vorgenommen wurden, erſt bei 800 m Tiefe auf die Kohlen geſtoßen. Für den Naturfreund iſt es allerdings eine Freude, daß dieſe lachenden Berghänge des Illawarradiſtrikts einſtweilen noch nicht in ſchwarze Schutt- und Schlackenhalden verwandelt ſind und daß ſich der bergbauliche Charakter nirgends unangenehm in den Vordergrund drängt. Das Vorhandenſein dieſer Naturſchätze macht ſich nur in der dichteren Beſiedelung bemerkbar, die einem in dem menſchenarmen Auſtralien beſonders auffällt. Station liegt dicht an Station; häufig kreuzen wir die von den Bergen nach der Küſte führenden Kohlenbergwerksbahnen. Hie und da ſteigt aus dem mächtigen Wald an den Abhängen der Rauch der Maſchinenhäuſer hervor, und auf halber Höhe lugen aus dem Grün heraus die kleinen Häuschen der Bergarbeiter. Das liebliche Bulli ladet zu längerem Aufenthalt ein. Man kann in Auſtralien im allgemeinen überall auf gute Verpflegung und auf reinliche Unterkunft rechnen; allerdings muß man auch überall den Normalſatz von 8 Schilling für den Tag entrichten, wofür man noch nicht etwa den Comfort einer viel billigeren Schweizer Penſion erwarten darf. Das kleine Oertchen liegt freundlich am Fuße des Bergzuges, der ſich hier etwa 1 km weit von der Küſte entfernt, ſo daß gerade genug Platz für Wieſen und etwas Gartenland übrig bleibt. Von hier beſuchten wir den Bulli-Paß, der zwar kaum mehr erwähnt zu werden braucht und natürlich gar kein Paß oder Einſattelung zwiſchen höheren Bergen iſt, ſondern einfach eine Straße, die auf den Rücken des Bergzuges führt. Aber niemand, der ſubtropiſche auſtraliſche Vegetation in ihrer ganzen Glorie ſehen will, ſollte es verſäumen, dieſe wohl angelegte Straße hinaufzufahren. Unſer Roſſelenker, dem mehrere Laute in ſeinem Alphabet fehlten, war wirklich das einzige, was uns an die Unvollkommenheit mancher Einrichtungen in der Natur erinnerte. Eine Viertelſtunde folgten wir der Küſtenſtraße, dann zweigten wir bei einem Wegweiſer, einer in Auſtralien ziemlich ſeltenen Erſcheinung, links ab, und die Straße tritt bald in den Buſch ein. Prächtig blühende duftende Akazien ſtehen an beiden Seiten der Straße; immer dichter wird der Buſch; die Eukalyptenbäume ſtreben zu mächtiger Höhe und ihr Umfang wird ſo gewaltig, daß ein unternehmender Hinterwäldler dadurch ermuthigt wurde, an einem Fußpfädlein ein Schild anzubringen, das beſagt, hier gehe es ab zu dem „großen Baum“, den man für 6 Pence ſich anſehen darf. Unwillkürlich flogen meine Gedanken zurück nach der Schweiz, dem klaſſiſchen Lande der „Naturgenüſſe mit Entree“. Unſre Pferde machten aus alter Gewohnheit vor dem Plakate Halt, und unſer Sthenelos ſuchte uns zum Beſuche des Phänomens zu ermuntern und gab ſich erſt zufrieden, als mein Freund bemerkte, daß wir den Baum ſchon früher einmal geſehen hätten. Auf halber Höhe zieht ſich die Straße über einen Kilometer weit faſt eben hin. Auf beiden Seiten iſt der Buſch faſt undurchdringlich für das Auge. Zwiſchen den rieſenhaften Eukalypten ſtehen dicht gedrängt Eugenien mit dunklem, reichem Blätterſchmuck von der Farbe des Lorbeers, ein Gewirr von Schlingpflanzen macht es an vielen Stellen unmöglich, auch nur einen Schritt von der Straße abzugehen. Wo eine Waſſerader vom Berge herabquillt, verräth ſie ſich durch den üppigen Wuchs der Baumfarne, die in dem dichten Waldesſchatten herrlich gedeihen, und dazwiſchen liegen die rieſigen Leiber der gefallenen Baumrieſen, die allmählich vermodern, überwuchert von dichtem Geſtrüppe. Einſtweilen bezahlt es ſich ja noch nicht, ſie des Holzes wegen zu fällen. Noch iſt das unerbittliche Eiſen, das ſchon hunderte von Quadratmeilen in der Colonie verwüſtet hat, um weit weniger ertragfähigen Boden zu roden, dieſem herrlichen Walde fern geblieben; mit dem Momente, wo die von dem fetten Urwaldboden zu erwartende Bodenrente die Verzinſung der Rodungskoſten überſteigen wird, wird auch dieſes Meiſterwerk der Natur dahinſinken; denn in jungen Colonien weiß man nicht viel von ſentimentalen Bedenken, und von rationeller Waldwirthſchaft noch viel weniger. Meiſtens wird hier auch der Wald nicht gefällt um des Holzes willen, ſondern um Weideplätze zu ſchaffen, und das Holz wird an Ort und Stelle verbrannt, nur um es los zu werden. So kommt es häufig genug vor, daß man ſelbſt jene Rieſenbäume, die quer über die Straße fallen, nicht abfährt. Man ſägt bloß das Stück heraus, das die Straße ſperrt, auf der einen Seite bleibt der Wipfel, auf der anderen das Wurzelende liegen; oder im Nothfall weicht die Straße dem Baume aus, vielleicht dem Grundſatz zu Ehren: der klügere gibt nach. So behauptet man, daß ſelbſt in der Stadt Sydney eine Biegung in der George Street, unſrer Hauptverkehrsader, nur dadurch veranlaßt worden ſei, daß dort für lange Zeit ein Baum gelegen habe, um den die Ochſengeſpanne hätten herumgeführt werden müſſen. Am Ende der ebenen Strecke macht die Straße eine ſcharfe Biegung und führt nun in gleicher Steigung, theilweiſe aus der Berglehne herausgeſprengt, zur Höhe des Kammes empor, wobei ſich ſchon ſtellenweiſe durch die Wipfel der Bäume hindurch ein entzückendes Panorama entfaltet. Auf dem Kamme angelangt, der nichts weiter als der Rand eines ausgedehnten, nach der See zu ſteil abfallenden Plateaus iſt, fuhren wir in ſchlankem Trabe bis zu Webbers Lookout, einem herrlichen Luginsland auf einer Felſenkanzel. Tief unter uns liegt der dunkle Eukalyptenwald, noch tiefer unten ſehen wir ſaftige Wieſen und lichtere Gehölze, zwiſchen denen die in Gruppen von Häuſern aufgelöſten Ortſchaften ſich verſtecken; dann kommt der Küſtenſaum, der bald als felſiger Vorſprung hineintritt in das blaue Meer, bald als glänzender Streif von Sand ſich um eine ſanft geſchwungene Bucht hinzieht, und dann ruht das trunkene Auge aus auf dem blauen unermeßlichen Meere. Nach Norden ſehen wir die ſteile Coal Cliff bei Cliſton und können dem Küſtenſaume bis zum Nationalpark hin folgen; weit unbeſchränkter aber iſt der Blick nach Süden hin. Hier überſchauen wir das ganze Küſtengelände bis zu dem 50 km entfernten Kiama hin; die Illawarrakette tritt von Bulli ab etwas weiter vom Ocean zurück. Von dem lang geſtreckten Kamme ſcheinen ſich die Bergindividuen des Mount Kembla bei Wollongong und des Mount Keira abzulöſen. Aus der grünen Ebene blitzt der lang geſtreckte Spiegel des Illawarrafees hervor, und in der blauen Ferne wird das Panorama vom Saddlebackberge bei Kiama abgeſchloſſen. Ein herrliches Fleckchen Erde. Doch unvermittelt und eigentlich ohne jeden Uebergang ändert ſich das Bild, wenn man, wie wir es thaten, den Ausflug bis zu den Loddon-Waſſerfällen ausdehnt, die auf der anderen Seite des Kammes liegen. Wir traten von unſerer Warte, die über 300 m hoch ſteil aus der Ebene emporragt, zurück und befanden uns gleich darauf auf dem Plateau, das ſich wieder als die öde reizloſe Fläche darſtellt, die ich ſchon öfters zu ſchildern hatte. Wie mit einem Zauberſchlag war die ganze Scenerie verwandelt. Durch den ſchattenloſen Buſch trabten wir auf ſandiger Straße dahin. Allmählich nahm die Landſchaft, als wir uns einer großen flachen Mulde näherten, Heidecharakter an. Wir paſſirten einen kleinen Bach, den Loddon, einen Nebenfluß des Nepean; wir bogen von der Landſtraße ab

und folgten etwa einen Kilometer weit auf holperigem Wege dem Laufe des Baches, der sich schließlich in einer artigen, hufeisenförmigen Cascade ungefähr 10 m tief herabstürzt, ein ganz hübscher Anblick, wenn der Bach viel Wasser führt. Als ich ihn diesmal sah, war die Wassermenge recht kümmerlich, und mein Freund, der den Fall nur aus einer geschickt aufgenommenen Photographie, wo er mit dem Niagara große Aehnlichkeit hat, kannte, war nicht wenig enttäuscht, und selbst der zweite Fall, der entschieden großartiger ist, ließ ihn die widerfahrene Enttäuschung nicht verwinden. Hier stürzt das Wasser, in schmaler Rinne zusammengefaßt, etwa 40 m tief in einem Absturz hinab in einen stillen grünen Felsenteich, dessen Einsamkeit wohl nicht oft gestört wird, da der Abstieg ziemlich beschwerlich ist, und jenseits wird der Bach von einer dunklen, engen Waldschlucht aufgenommen. Es ist ein Platz, der für Sagen wie gemacht ist, aber in Australien gibt es keine Elfen und Mummeln und hat sie nie gegeben; höchstens ein unverbürgtes Gerücht, daß ein berühmter Buschräuber einen Platz mit Vorliebe besucht oder als Schlupfwinkel benützt habe, kann ihm in den Augen dieses aufgeklärten Volkes einen Schimmer von Romantik verleihen. Die ausgedehnten Plateaus, welche die westliche Abdachung der Küstenberge bilden, sind übrigens das große natürliche Reservoir für Sydney's Wasserleitung, so daß in einem regenarmen Jahre der Nepeanfluß, zu dessen Stromgebiet dieses Sammelbecken gehört, zu einem beträchtlichen Theil in Sydney als Trinkwasser verbraucht wird.

Von Bulli läßt sich auch das Kohlenbergwerk leicht erreichen. Am Abhang des Berges etwas unter halber Höhe liegt die sogenannte Miners Village, mitten drin im Urwald mit wunderschöner Aussicht auf die Küstenlandschaften und die weite See. Ein paar Morgen Wald sind gerodet, und da stehen die kleinen, gerade nicht besonders sauberen oder anheimelnden Hütten der Bergarbeiter. Das Mundloch des Stollens ist in 120 m Meereshöhe, und der Tunnel führt über 3 km weit wagrecht in den Berg. Die Beförderung der Kohle zur See geschieht auf einer Drahtseilbahn und die Kohle befördert sich selbst durch ihre eigene Schwere zur Ebene hinab. Es können indessen nur kleinere Fahrzeuge an den Pier gelangen, und so kommt es, daß nur die bessere Kohle den Transport lohnt. Die schlechte wird auf einer mächtigen Schutthalde ohne weiteren Nutzen für die Menschheit, als daß sie eben aus dem Wege ist, verbrannt. Der Neusüdwalefer ist übrigens auch nicht wenig stolz auf diesen natürlichen Reichthum seines Landes; und wenn auch die jährliche Gesammtproduction von Australien — vier Millionen Tonnen — einstweilen noch recht winzig erscheint verglichen mit den Zahlen von Großbritannien (188 Millionen) oder Deutschland (93 Millionen), so stellen sich doch die Zahlen recht günstig für den einzelnen Bergarbeiter. In Neusüdwales betrug im Durchschnitt der Jahre 1885 bis 1894 die Förderung 356 Tonnen per Kopf, in Großbritannien 330 und in Deutschland 336 Tonnen.

Ein weiterer wichtiger Kohlenplatz liegt weiter südlich, Wollongong, etwa 80 km von Sydney entfernt. Auch hier liegen die Bergwerke hoch oben am Abhang, die Kohlen werden auf Tramlinien unmittelbar auf die Landungsstege an der Küste gebracht, wo sie in kleine Dampfer verladen werden. Ueberhaupt ist es die Frage der Verfrachtung, die mehr als alles andere der Entwicklung dieses Kohlendistrictes im Wege gestanden hat, aber dies wird sich mit einem Schlage ändern, sowie das große Unternehmen der australischen Hüttengesellschaft in Betrieb kommt. Diese Gesellschaft hat an dem sogenannten Illawarrasee, der nach unsrer Terminologie eine große Lagune genannt werden müßte, weite Ländereien erworben. Durch Ausbaggerung ist eine Fahrrinne geschaffen worden, die den mächtigsten Dampfern gestattet, im ruhigen Wasser der Lagune ihre Ladung von Erz unmittelbar an der Hütte zu löschen. Vor allem ist es dabei auf die ergiebigen Sulfiderze von Brokenhill abgesehen, die bisher wegen des zu hohen Preises der Kohlen nicht lohnend verhüttet werden konnten. In einer nahen Zukunft wird an der bisher so stillen, idyllischen ausgedehnten Lagune sich ein mächtiges industrielles Leben und Treiben entfalten. Die Verbindungsbahn mit der Hauptlinie ist schon erbaut. Der Plan für die künftige Stadt ist entworfen, die Straßen abgesteckt und der Grund parcellirt. Für die ganze Colonie aber verspricht man sich große Vortheile von diesem Unternehmen, da viele kleine, im Besitze von Privaten oder kleinen Consortien befindlichen Minen nun erst einen Abnehmer für die schwierigeren Erze bekommen, deren Verhüttung sich nur bei rationellem und großem Betriebe lohnen kann. Die Lagune ist 16 km lang und 8 km breit und von Zeit zu Zeit sehen wir sie durch die Bäume schimmern, während die Bahn sie in weitem Bogen umzieht. Das Küstengebirge tritt hier weiter zurück und gestaltet sich abwechslungsreicher, der Kemblaberg und der Keiraberg, zwei ausgesprochene Kuppen, die schon von weitem unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, treten scharf heraus aus dem lang gestreckten geradlinigen Kamm. Auf beiden Seiten der Bahn dehnt sich hier prachtvolles Weideland. Der Illawarradistrict ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Milchkammer von Neusüdwales. Während im übrigen Neusüdwales mit seinem dürren Weideland das Schaf unbedingt dominirt, sind diese fetten Weiden vorzüglich für Rindvieh geeignet, so daß der Bezirk von Kiama vor einiger Zeit bei einem Bestand von bloß 2000 Schafen über 62,000 Stück Rindvieh aufwies und eine jährliche Production von mehr als einer Million Kilo Butter hat.

Kiama selbst, 113 km von Sydney, welches viele Jahre lang der Endpunkt der Küstenbahn war, die nun bis Nowra weitergeführt worden ist, ist nur ein kleiner Ort mit wenigen weitläufig angelegten Straßen. Doch wie die meisten kleineren Landstädtchen von Neusüdwales hat es mehrere Kirchen für die verschiedenen Religionsgemeinschaften und nicht weniger als vier Banken; auch fehlt es nicht an Hotels; denn seiner schönen Lage wegen wird Kiama viel besucht. Die Küste besteht hier aus wild zerklüfteten Basaltfelsen, die der rastlosen Arbeit der Wellen zu spotten scheinen. Wir wandern hinaus auf ein kleines grünes Vorgebirge, das von einem zierlichen Leuchtthurm bekrönt ist, und nun vernehmen wir schon das Tosen des merkwürdigen Naturphänomens, dem der prosaische Colonist den Namen Blowhole d. h. Blaseloch beigelegt hat. Vor uns liegt eine trichterartige Vertiefung, deren oberer Rand einen Durchmesser von etwa 40 Meter hat. Wir steigen den geneigten Rasenhang, welcher die eine Seite des Trichters bildet, hinab und erblicken etwa 5 m unter uns ein kleines Wasserbecken von nicht mehr als 4 m im Durchmesser, und wir sehen, daß in dasselbe ein natürlicher Tunnel von beträchtlicher Länge und Höhe, wie wir aus den eigenthümlichen Reflexen sehen, einmündet. Das Tageslicht fällt auch von der anderen Seite ein. Plötzlich verdunkelt sich der Tunnel, das Wasser stürzt mit mächtigem Tosen heran, es erfüllt den Tunnel, so daß er ganz finster wird. In mächtigem Schwall stürzt sich mit unbeschreiblicher Gewalt die Welle in den engen Felsenkessel. Einen Augenblick scheinen die Wasser da unten unschlüssig zu brodeln; der Druck wird zu gewaltig. Kerzengerade erhebt sich aus dem engen Schlund eine stolze Fontaine. Bis 20 m hoch über den Rand des unteren Kessels spritzt die salzige Gischt, um dann majestätisch in sich selbst zusammenzusinken. Von den Rändern des Kraters rinnt das Wasser in kleinen Bächen in den Felsenkessel nieder, der Schwall ebbt durch den

Tunnel zurück, um vielleicht schon nach ein paar Minuten dasselbe Spiel zu wiederholen. Am gewaltigsten tritt die Erscheinung auf, wenn nach lang anhaltendem Ostwind eine mächtige Dünung mit hohen Wellenbergen gegen die Küste anstehl; doch ist auch bei ruhigem Wetter der Wellenschlag des Stillen Oceans stark genug, um das Wasser als Fontaine emporzuschleudern. Der Tunnel selbst, der sich wohl durch den Zusammensturz zweier Basaltwände gebildet haben dürfte, hat eine Länge von mindestens 50 m und stellt sich, von der Seeseite aus gesehen, als ein mächtiges Felsenthor dar, das den Abschluß einer engen Passage zwischen zwei fast senkrechten Felsenwänden mit schöner säulenartiger Zerklüftung zeigt; und es hat einen eigenthümlichen Reiz, auch von dieser Seite her das Phänomen zu beobachten, wie die mächtigen Wellen des blauen Meeres in den Felsenspalt hineinrollen und in der dunkeln Grotte verschwinden, bis ein dumpfes Getöse uns anzeigt, daß sie den jenseitigen Ausgang erreicht haben, und nun sich eine weiße Wolke von Wasserstaub über dem Felsenkamm, der uns von dem Trichter trennt, erhebt.

So seltsam und wunderbar ist dieses Naturschauspiel, daß es uns während eines längeren Aufenthalts in Kiama fast täglich nach dem Vorgebirge zog, obwohl auch sonst die Gegend an schönen Ausflügen und interessanten Punkten nicht arm ist — und das ist auch gut, denn im übrigen bietet, wie schon gesagt, eine australische Sommerfrische nicht dieselbe Annehmlichkeit und Bequemlichkeit, die man für dasselbe Geld in einem deutschen Luftcurort oder gar in der Schweiz genießt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* 38. Plenarversammlung der historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats.

München, im Juli 1897. Die 38. Plenarversammlung der historischen Commission hat gemäß ah. Befehl in der Pfingstwoche, am 11. und 12. Juni, stattgefunden. Der nach dem Tod des Wirkl. Geh. Raths v. Sybel von der Commission in der vorigen Plenarversammlung gewählte und von Sr. k. Hoh. dem Prinz-Regenten ernannte Vorstand der Commission, der Wirkl. Geh. Rath v. Arneth Exc. aus Wien, leitete die Verhandlungen, an welchen außer ihm folgende ordentliche Mitglieder theilnahmen: die Geh. Regierungsräthe Dümmler und Wattenbach und Prof. Lenz aus Berlin, der Wirkl. Geh. Rath Klosterpropst Dr. v. Liliencron Exc. aus Schleswig, Geh. Rath v. Hegel aus Erlangen, Prof. v. Bezold aus Bonn, Hofrath v. Sickel aus Rom, Prof. Meyer von Knonau aus Zürich, Geh. Rath v. Maurer, Oberbibliothekar Riezler, die Professoren Heigel, Stieve, Lossen und der Secretär der Commission, Geh. Rath Cornelius, von hier; ferner die außerordentlichen Mitglieder Prof. Caro von hier und Dr. Wrede aus Göttingen.

Seit der letzten Plenarversammlung im Mai 1896 sind folgende Publicationen durch die Commission erfolgt: 1. Allgemeine deutsche Biographie. Band XLI, Lieferung 2—5. Band XLII, Lieferung 1—3. 2. Chroniken der deutschen Städte. Band XXV, Band V der schwäbischen Städte: Augsburg. 3. Die Recesse und andere Acten der Hansetage 1256—1430. Band VIII. (Schlußband).

Die Hansereceße, welche einst von der Commission auf Lappenberg Vorschlag in erster Reihe unter ihre Unternehmungen aufgenommen worden waren, sind damit von Dr. Koppmann, den nach Jangbans' frühem Tod noch Lappenberg i. J. 1865 zum Herausgeber bestimmt hatte, zum glücklichen Ende gebracht worden.

Auch die Chroniken der deutschen Städte, unter der Leitung des Geh. Raths v. Hegel, nähern sich dem Abschluß. Als 26. Band soll ein zweiter Band der Magdeburger Chroniken erscheinen, für welchen der Bearbeiter, Stadtarchivar Dr. Dittmar in Magdeburg, das Manuscript bereits im Laufe der nächsten Wochen einzuliefern versprochen hat. Der erste Band, Band 7 der ganzen Reihe, hatte die Magdeburger Schöffenchronik, bearbeitet von Janicke, gebracht. Für den zweiten Band ist die hochdeutsche Fortsetzung dieser Chronik bis 1566 und die Chronik des Georg Butz 1467 bis 1551 bestimmt. Als vorläufiger Schluß des ganzen Unternehmens, nämlich als Band 27, ist ein zweiter Band der Lübecker Chroniken in Aussicht genommen, welchen Dr. Koppmann, sobald er die nöthige Muße gewinnt, bearbeiten will.

Von den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Friedrich II. wird in der allernächsten Zeit der zweite Band veröffentlicht werden, der die Jahre 1228—1233, im Manuscript vom Geh. Hofrath Winkelmann hinterlassen, umfaßt. Auf eine Fortsetzung und Vollendung dieser Arbeit ist eine bestimmte Aussicht noch nicht vorhanden. — Für die Jahrbücher des Reiches unter Otto II. und Otto III. ist Dr. Uhlirz mit der Bearbeitung des gesammelten Stoffes, für die Zeit Friedrichs I. Dr. Simonsfeld noch mit der Sammlung des Stoffes beschäftigt, Professor Meyer von Knonau arbeitet einausgesetzt am dritten Band der Jahrbücher des Reichs unter Heinrich IV. und Heinrich V.

Betreffend die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland ist das für dieses Jahr erhoffte Erscheinen der Geschichte der Geologie und Paläontologie von dem Geh. Rath v. Zittel auf das nächste Jahr verschoben worden, weil die Schwierigkeit der Bewältigung der für die Geschichte des 19. Jahrhunderts vorliegenden Literatur sich als allzu groß erwies.

Die Allgemeine deutsche Biographie, unter der Leitung des Frhrn. v. Liliencron und des Geh. Raths Wegele, ist in diesem Jahr in außerordentlicher Weise in ihrem Fortgang aufgehalten worden, zuerst durch den Tod v. Sybels, der den Artikel „Kaiser Wilhelm I." übernommen hatte, dann durch den Eintritt des neuen Autors, Prof. Erich Marcks in Leipzig, zuletzt durch das Zusammentreffen der Ausarbeitung dieses Artikels mit der Centenarfeier und der durch dieselbe hervorgerufenen zahlreichen Literatur.

Die Reichstagsacten der älteren Serie stehen am 10. und 11. Band. Es hat sich die Zweckmäßigkeit einer Theilung der Kaiserzeit Sigmunds (Mitte 1433 bis Ende 1437) in zwei Bände herausgestellt. Der 11. Band soll bis zur Mitte des Jahres 1435 reichen. Die Druckleguug ist von Dr. Beckmann bis zum 43. Bogen gefördert worden. Das Erscheinen des Bandes kann für den Herbst dieses Jahres in Aussicht gestellt werden. Der Druck des 12. Bandes soll dann sofort sich anschließen. Während des Jahres hat Dr. Beckmann kleine Lücken des Materials sowohl aus Münchner, wie aus den von Paris, Basel, Nördlingen, Köln eingesandten Archivalien, sodann durch eine kurze Reise nach Nürnberg ausgefüllt. — Der Stand der Arbeiten für den 10. Band ist weniger befriedigend. Doch darf erwartet werden, daß mit dem Druck desselben begonnen werden kann, sobald der Druck des 11. Bandes beendigt sein wird. Dr. Herre hat sich entschließen müssen, seine eingehenden und außerordentlich lange Zeit in Anspruch nehmenden Forschungen über die Vorgeschichte des Romzugs Sigmunds nicht, wie beabsichtigt war, in die Einleitung des Bandes aufzunehmen, sondern in einer besonderen Abhandlung zu veröffentlichen und in der Einleitung nur kurz deren Ergebniß mitzutheilen. Die Acten zur Vorgeschichte des Romzuges können nicht nach Reichstagen geordnet werden; sie erscheinen vielmehr in zwei Abtheilungen: 1. Romzugsverhandlungen vom Herbst 1427 bis zum Sommer 1428. 2. Verhandlungen von 1431 bis zum Aufbruch des Kaisers von Feldkirch nach Mailand. Für reichlich 400 selbständige Nummern ist die Textrecension fast abgeschlossen; kleine Nachträge werden theils brieflich, theils auf einer Reise nach Wien zu erledigen sein. Auch das Material zu den Anmerkungen ist zum größeren Theil bereits gesichtet. Eine nicht unwesentliche Schwierigkeit für die Schlußredaction des Bandes, die große Zahl undatirter Stücke, die sich auf die Concilisfrage beziehen, konnte durch Benützung eines inzwischen publicirten Pariser Codex (Protokoll Bennets) in der Hauptsache gehoben werden. Benutzt wurden im ablaufenden Jahre besonders das Münchner Reichsarchiv, Handschriften aus den Bibliotheken von Paris, München, Kues an der Mosel, Heidelberg und Dresden, und Acten aus dem Nürnberger Kreisarchiv. Anfragen in den römischen Archiven und Bibliotheken wurden in dankenswerther Weise durch Dr. Schellhaß in Rom erledigt.

Für die Reichstagsacten der Reformationszeit sind die Arbeiten wie bisher von Dr. Wrede mit Unterstützung von Dr. Bernays fortgeführt worden. Das Material für den dritten Band ist vervollständigt worden aus Acten von Köln, Nürnberg, Frankfurt, Karlsruhe und Würzburg; einige bisher noch zurückgestellte Stücke, wie die große Beschwerdeschrift der Grafen und Herren vom Ende 1522, wurden abgeschrieben; aus dem Mainzer

Staatsarchiv in Wien wurden Abschriften erbeten und geliefert. Hiemit ist dieser Theil der Arbeit für den dritten Band vollendet. Daneben ist bereits ein großer Theil des Manuscripts fertig gestellt: Die Acten des Regimentsrichstags zu Nürnberg vom Frühling 1522 und von dem zweiten Nürnberger Reichstag die Verhandlungen über die Religionssache, die Gravamina, die Verhandlungen der Stände mit den Städten, die Zolloerenung und zum größten Theil die Verhandlungen mit der Ritterschaft: zusammen etwa die kleinere Hälfte des Bandes. Im nächsten Jahr soll das Manuscript ganz oder bis auf einen geringen Rest vollendet sein und dann mit dem Druck des dritten Bandes begonnen werden. Von der im vorigen Jahre beabsichtigten Collationirung der vorliegenden Abschriften der Berichte des Kursächsischen Reichstagsgesandten Hans v. d. Planitz mit den Originalen im Weimarer Archiv konnte abgesehen werden, da diese Planitz-Berichte von der kgl. Sächsischen Commission für Geschichte selbständig und vollständig veröffentlicht werden sollen. Die Reichstagsacten werden sich deßhalb auf kurze Auszüge beschränken können und diese Entlastung wird es möglich machen, mit dem dritten Band bis zum Beginn des dritten Nürnberger Reichstags zu gelangen.

Die ältere Bayerische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen unter Leitung des Prof. Lossen wird demnächst zum Abschluß kommen. Von den durch Dr. Goetz bearbeiteten „Beiträgen zur Geschichte Herzog Albrechts V. und des Landsberger Bundes" sind 48 Bogen gedruckt, die bis zum Ende des Jahres 1570 reichen. Nur noch 10 bis 12 Bogen sind zu drucken.

Die ältere Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen konnte auch in diesem Jahr keinen Fortgang gewinnen, da der Herausgeber, Prof. v. Bezold, von der Vollendung der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir neuerdings durch seine Berufung an die Universität Bonn abgehalten wurde. Derselbe hofft nun, in den nächsten Ferien die bisher aufgeschobene Forschungsreise nach Kopenhagen ausführen zu können.

Die Arbeiten der jüngeren Bayerischen und Pfälzischen Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen unter Leitung des Prof. Stieve waren in gleicher Weise wie früher in erfreulicher Entwicklung begriffen. Nur war Proj. Stieve selber, durch die nämlichen Gründe wie im vorhergehenden Jahr, an der gewohnter Mitarbeit gehindert; er wird voraussichtlich erst im Frühling 1898 an die Herausgabe des 7. Bandes der Briefe und Acten gehen können. Dr. Chroust war zunächst mit einer Nachlese in den Münchner Archiven beschäftigt. Im Staatsarchiv fand er, dank den hülfreichen Bemühungen des Geheimsecretärs Hrn. Dr. Werner, Pfalz-Neuburger Acten, die über den Streit um die Kurpfälzer Administration (1610—1614), sowie über den Jülicher Streit werthvolle Aufschlüsse gewährten, und bayerische Acten von großer Bedeutung für die Geschichte des Passauer Kriegsvolks und den Streit Herzog Maximilians mit Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg. In der Absicht, für die Lücken in den Münchner Kurpfälzischen Urkundenacten eine Ergänzung zu finden, reiste Dr. Chroust im October 1896 nach Stuttgart, wo die Württembergischen Unionsacten sich fanden, die, soweit sie den Jahren 1611—1613 angehören, nach München gesandt und dort aufgearbeitet wurden. In Karlsruhe fanden sich Pfalz-Neuburgische Acten über den Administrationsstreit mit Kurpfalz und über das Reichsvikariat von 1612, die ebenfalls nach München geschickt wurden. In Innsbruck gewährten die Acten über Erzherzog Maximilians bekannte lebhafte Thätigkeit im Hausstreit und in der Successionsfrage so reiche Ausbeute, daß der Forscher sich zunächst auf das Jahr 1611 beschränken mußte. Leider ist der auf die Kaiserwahl bezügliche „Successionsfaszikel" spurlos verschwunden. Die Osterferien widmete Dr. Chroust in Wien hauptsächlich dem Finanzarchiv, dessen überaus umfangreiche Acten neben einer Menge werthvoller Nachrichten über Persönlichkeiten ein Bild von der Finanzgebahrung des Hofes, der Zerrüttung des Geldwesens und von dem Verhältniß der beiden Reichspfennigämter zur Hofkammer gewährten. Der Güte des Directors des Kriegsarchivs, Feldmarschall-Lieutenants v. Weyer, wurden Abschriften von wichtigen Acten über die Schulden des Kaisers und die Leistungen der Reichsstände zum Türkenkrieg verdankt. Die Commission hat nicht versäumt, Sr. Excellenz den schuldigen ehrerbietigen Dank auszusprechen. Die Hofzahlamtsrechnungen fanden sich auf der Hofbibliothek. Im begonnenen Jahr hat Dr. Chroust vor, außer einem Rest der Acten des Münchner Staatsarchivs, die schon früher in Arbeit genommenen Ansbacher Acten des Berliner Staatsarchivs aufzuarbeiten, dann an die Papiere Christians von Anhalt in Zerbst und die Kursächsischen Acten zu gehen. Wenn die Innsbrucker Acten nicht verschickt werden, so muß er einen zweiten Besuch dort machen. Alsdann wird, nach Durchsicht der Staatsarchive von Ulm und Nürnberg, der Stoff für den ersten von ihm herauszugebenden Band, der die Jahre 1611 und 1612 umfassen soll, vollständig vorliegen. — Dr. Mayr-Deisinger arbeitete im Herbst sechs Wochen in Wien. Alsdann wird, nach Durchsicht der Staatsarchive von Ulm und Nürnberg, der Stoff für den ersten von ihm herauszugebenden Band, der die Jahre 1611 und 1612 umfassen soll, vollständig vorliegen. — Dr. Mayr-Deisinger arbeitete im Herbst sechs Wochen in Wien. Dort sah er im Geheimen Staatsarchiv die sog. „Große Correspondenz" durch, die außer dem Briefwechsel verschiedener Beamter und insbesondere des Cardinals Dietrichstein auch den Rest eines sehr regen Briefwechsels zwischen dem Herzog Maximilian und dem kaiserlichen Botschafter zu Madrid, Khevenhüller, 1618—20, enthält. Ferner setzte er die Bearbeitung der schon 1895 in Angriff genommenen Serie „Bohemica" fort, die unter anderm werthvolle Gutachten von Reichshofräthen über die Maßnahmen des Kaisers gegen Friedrich V. von der Pfalz und vertrauliche Berichte über die Zustände in Prag und Böhmen lieferte. Er mußte abbrechen, um die ebenfalls schon 1895 begonnene Durchsicht der „Hofkammeracten" im Finanzarchiv abzuschließen, die für die Jahre 1618—20 ein ebenso klägliches Bild von dem kaiserlichen Finanzelend ergaben, wie für die von Dr. Chroust bearbeitete Zeit. In München beendete Dr. Mayr die Bearbeitung der Dresdner Archivalien. Im Staatsarchiv stellte auch ihm die Sorgfalt des Hrn. Geheimsecretärs Dr. Werner viele unbenützte Faszikel zu Gebote: darunter befand sich ein Theil der so lange vergeblich gesuchten Acten, die nach der Eroberung Heidelbergs nach München gebracht wurden, dann die Verhandlungen, die im Juni 1620 zu Ulm mit den Unirten gepflogen wurden, der Briefwechsel Herzog Maximilians mit Buquoy aus der Zeit des böhmischen Feldzugs, ein umfangreicher Briefwechsel Maximilians mit Erzherzog Albrecht und eine Menge Unionsacten. Im neuen Jahre wird Dr. Mayr nochmals nach Wien reisen und auch das Innsbrucker Archiv besuchen müssen. Er hofft, die Stoffsammlung im Laufe des Jahres abschließen zu können. — Dr. Altmann hat seine auf die bayerische Politik der Jahre 1627—1630 gerichteten Studien fortgesetzt. Einen Theil der Ergebnisse will er in einer Abhandlung über das Verhältniß Maximilians zu Wallenstein veröffentlichen. — Dr. Hopfen ist gegenwärtig in Italien, um in Florenz und Rom zu arbeiten, und wird dann nach München und Wien gehen. — Im Laufe des Jahres ist noch ein anderer Arbeiter, Hr. Alois Müller, in ein ähnliches Verhältniß wie die beiden Genannten zur Commission getreten, und wird unter gefälliger Anleitung des Dr. Chroust sich zunächst mit den Acten des Jülicher Streites vom Jahre 1614 beschäftigen.

Zu Lessings „Geldansichten". In der interessanten Studie „Das Geld in Lessings Minna von Barnhelm" von Dr. Heinr. Krueger (Bell. Nr. 161) wird ein Gebiet gestreift, das m. E. wohl einmal eingehendere Bearbeitung verdienen würde, die Frage nämlich, wie Geld, Besitz und Erwerb in ihrer Bedeutung für den Menschen von den großen Dichtern der verschiedenen Zeiten behandelt werden. Wie klar und treffend geschieht dies bei dem einzigen Shakespeare, wie wellfremd stehen Goethe und Schiller in ihren Dichtungen den materiellen Dingen gegenüber, obgleich jener im zweiten Theil des „Faust" die Erfindung der Banknoten in so grubenartiger Conception als Teufelswerk darstellt! Welch breiten Raum nimmt das Geld in den verschiedenen Acten, seine Wirkungen zu bethätigen, bei den skandinavischen Dichtern ein, welch geringen bei den russischen! Zola und Daudet reden davon mit voller Sachkunde. Bei Gottfried Keller wird das Thema mehrfach Gegenstand socialpolitischer und philosophischer Erörterungen (im „Grünen Heinrich", „Verlorenen Lachen", dem „Martin Salander"), bei Heyse und Storm wird es kaum obenhin gestreift. Unter den Dichtern der klassischen Periode hat sich keiner in so realer Weise damit beschäftigt wie Lessing. Hatte er doch von Beginn seiner literarischen Thätigkeit an bis an sein Lebensende beständig mit den Geldansprüchen der Familie zu rechnen — man lese die Briefe an die Mutter, die Brüder, die Schwester — und spielt doch auch das Geld in seinen Kämpfen um Braunschweiger Hof, in dem langen Martyrium seines Brautstandes mit Eva König eine große Rolle. Als „kindlich sorglos" darf er allenfalls nur in der glücklichen Zeit seines Breslauer Aufenthaltes bezeichnet werden, in der die „Minna" entstand, vorher nicht und nachher auch nicht mehr. Damals aber hatte er große Einkünfte, die er theils zur Unterstützung der Familie, theils zur Anlegung einer großen Bibliothek verwandte, während er Sporen weder damals noch später verstand. Das Geld spielt nun aber nicht nur in der „Minna von Barnhelm", sondern vielleicht

Digitized by Google

mehr noch im „Nathan“ eine große Rolle, und hier hat er seine eigene stolze Stellung diesem Weltbeherrscher gegenüber deutlich ausgedrückt. Lessing hat es durch die einzelnen Züge, die er seinem Nathan gab, bewiesen, daß er wohl verstanden hat, wie man mit Geld umgehen soll. Seinem Sinn aber entspricht die Auffassung Saladins, die in den schönen Worten zum Ausdruck gebracht ist: „Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig, und hab ich's nicht, so unentbehrlich scheint, das leidige, verwünschte Geld!“ Solche Lage hat Lessing im Leben selbst gar häufig durchgemacht. Die Anschauungen Lessings gibt offenbar auch der Derwisch wieder, für den Geld nur den einen Werth hat, daß man anderen damit helfen kann, der, selbst bedürfnißlos, „Knall und Fall ihm selbst zu leben“ im Stande ist. Nur hat der Culturmensch in Lessing zu große Ansprüche gestellt, so daß die Verwirklichung eines solchen Ideales der Lebensführung unversucht bleiben mußte.

Frankfurt a. Main. Sigmund Schott.

* Ueber die jüngst dan Grenfell und Hunt entdeckten „Sprüche Jesu“ erscheint demnächst eine Schrift von Prof. Adolf Harnack bei J. C. B. Mohr in Freiburg. Ziemlich geringschätzig hat sich der erste unitarische Geistliche Englands Dr. Mortineau über den Fund geäußert. „Unsre Kenntniß der Reden Christi,“ sagt er, „wird dadurch nicht bereichert. Aber man ersieht daraus, wie unsre Evangelien zustande gekommen sind. Das Datum der jetzt veröffentlichten Papyri ist zu spät, als daß sie als Zeugniß dienen können. Ich kann mich nur darüber wundern, welche Wichtigkeit man diesen „Logia Jesu“ zuschreibt.“ Das ist der Standpunkt des Geistlichen, nicht der des Literarhistorikers.

* **Göttingen.** Der Senior der theologischen Facultät, Oberconsistorialrath Prof. D. Wiesinger, hat am 25. d. M. das 50jährige Licentiatenjubiläum gefeiert.

* **Altenburg.** Die berühmte Vogelsammlung Alfred Brehms ist von Baron Rothschild angekauft worden, der sie einem Londoner Museum überwiesen hat. Die Sammlung ist größtentheils von Brehms Vater, dem Pfarrer Christian Ludwig Brehm, zusammengestellt worden. Er allein brachte schon mehr als 9000 fast ausschließlich europäischer Vögel zusammen. Die Sammlung ist besonders deshalb von hohem Werth, weil sie ein und dieselbe Art in allen Abweichungen je nach Alter, Geschlecht und Wohnkreis in sich vereinigt.

-y- **Brüssel**, 25. Juli. Morgen wird die vierte Tagung des Internationalen Congresses für Unfallwesen und sociale Versicherung hier eröffnet. Bei der Mehrzahl der im laufenden Jahre hier abgehaltenen Congresse kommt in der Hauptsache nur ein äußerlicher Zusammenhang mit der durch die Brüsseler Ausstellung veranlaßten Anhäufung debattefreudiger Männer in Frage. Bei dem morgen beginnenden Congreß aber besteht ein tief greifender innerer Zusammenhang zwischen den socialpolitischen Aufgaben, an deren Lösung man nunmehr auch in Belgien herantreten im Begriffe ist, und zwischen der reichen Sammlung hier einschlägiger Erwägungen und Erörterungen, welche den bisherigen Tagungen des Congresses für Unfallwesen und sociale Versicherung, insbesondere jenen von Bern (1891) und Mailand (1894) zu verdanken sind. Man hat hier in gesetzgeberischer Vorarbeit die großen Grundfragen der geordneten und erschöpfenden Arbeiterversicherung einer eingehenden Prüfung unterzogen. Diese ernste und gewissenhafte Erwägung aller Fragen der socialen Versicherung gereicht der diesmaligen Tagung des Congresses zum Vortheil. Ausdruck findet dies in der zahlreichen Betheiligung der Belgier an den für den Congreß fertig gestellten Referaten.

In erster Linie ist hier zu erwähnen der Bericht von van Doerbergh, Cabinetschef des Ministers des Innern, über die wichtige Frage der „faute lourde“, d. h. über die Frage, ob das eigene schwere Verschulden des Arbeiters dessen Anspruch auf Unfallentschädigung aufheben soll oder nicht. Mit derselben Frage beschäftigt sich ein weiteres Referat von Ryer, Advocat in Brüssel. In glänzender Ausführung spricht sich Chimirri's, des vormaligen italienischen Ministers, Bericht, übereinstimmend mit Doerbergh, in entschiedener Weise für den Grundsatz der deutschen Unfallversicherung aus, daß nur absichtliche Herbeiführung des Unfalles einen Anlaß zur Verweigerung der Unfallentschädigung bilden dürfe.

Unter den Specialfragen der Ausgestaltung der öffentlich-rechtlichen Unfallversicherung nimmt die Frage der Anwendung des Umlageverfahrens oder des Capitaldeckungsverfahrens eine wichtige Stelle ein. Dabei ist man keineswegs auf theoretische Erörterungen beschränkt. Der Umstand, daß Deutschland das Umlageverfahren, Oesterreich dagegen das Capitaldeckungsverfahren gewählt hat, liefert reiche praktische Erfahrung. Was zugunsten des deutschen Verfahrens vorgebracht werden kann, ist in trefflicher Weise in dem Bericht von Professor van der Borght (Aachen) zusammengefaßt. Zu derselben Frage liegen noch drei weitere Referate vor, zwei von belgischen Versicherungsmathematikern (Adan und Maingie) und eines von einem französischen Techniker (Macie). Daß diese Techniker des Versicherungswesens in entschiedener Weise das Capitaldeckungsverfahren befürworten, ist begreiflich. Zum Theil gehen sie sogar so weit, die Zweckbestimmung der Unfallentschädigung in ihrer Anpassung an die individuellen Fälle in dem Sinne verändern zu wollen, daß das Vorhandensein oder Fehlen des exacten mathematischen Anhalts für die Berechnung der einschlägigen Chancen für die Ausgestaltung der gesetzlich anzuerkennenden Ansprüche maßgebend sein solle. Dies findet beispielsweise darin seinen Ausdruck, daß nur Alters-, aber nicht weiter auch Familienstandsverhältnisse der Verunglückten in Betracht gezogen werden wollen.

In knapper Ausführung beschäftigt sich Prof. Prins (Brüssel), der bekannte Socialpolitiker und Criminalist, den wir in der Frage des groben Verschuldens leider nicht auf dem Standpunkt des deutschen Socialversicherungsrechtes finden, mit den Schiedsgerichten (tribunaux professionels) auf dem Gebiet des Unfallwesens. Durch Auslösung der Unfallsachen aus der allgemeinen Rechtsprechung in Civilsachen glaubt er — in etwas mystischer Weise — die unsres Erachtens unlösbare Aufgabe der Findung einer Trennungslinie zwischen grobem und nicht grobem Verschulden leichter lösen zu können. Ueber die Constatirung der Betriebsunfälle liegen Berichte von Hanqoet, Mitglied des belgischen Oberarbeitsraths, und von dem französischen Versicherungsdirector Mapen vor. Mit den zur Abschwächung der Unfallfolgen zu ergreifenden Maßnahmen beschäftigt sich Glibert, Arbeitsinspector bei der Centralverwaltung in Brüssel.

Endlich sind noch drei Berichte zu erwähnen, welche uns über thatsächliche Zustände auf dem Gebiete der Unfallversicherung und verwandten Einrichtungen in verschiedenen Ländern belehren. Hier ist in erster Linie unsres vortrefflichen „Präsidenten“ — das bleibt er für uns doch! — Böhlers Bericht über die Ergebnisse der deutschen Unfallversicherung und die Vorzüge der obligatorischen Versicherung überhaupt zu erwähnen. W. Dilke, das englische Parlamentsmitglied, berichtet über die Frage des Unfallwesens und die einschlägige Gesetzesvorlage in England. Carroll D. Wright verbreitet sich über die Fabrikinspection in England.

Weitere Referate sind zur Vertheilung bei Beginn der Verhandlungen in Aussicht gestellt. Was aber bis jetzt vorliegt, genügt für den Nachweis, daß die Verhandlungen gut vorbereitet sind. So darf man also mit Interesse den Debatten entgegensehen, bei denen wiederum, wie in Bern und Mailand, ein mannichfach gegliederter Kampf zwischen zwei Weltanschauungen sich entwickeln wird, von denen die eine, bei deren Vertretung wir Deutsche in erster Linie stehen, die feste Grundlage thatsächlichen Erfolges für sich hat, während die andere wesentlich auf theoretische Erwägungen sich stützt. Der kleine Trupp Deutscher, der in Mailand sochte, hat sich wieder eingefunden: Böhler, der Abgeordnete Möller, v. Mayr (Unterstaatssecretär z. D., Professor, Straßburg), van der Borght (Aachen). Erwünschte Verstärkung hat er durch den Geh. Rath Zacher vom Reichsversicherungsamt und verschiedene deutsche Großindustrielle, darunter Commercienrath Frey aus dem Elsaß, gefunden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

H. Settegast: Der deutschen Freimaurerei Gegenwart u. Zukunft. Berlin, Emil Goldschmidt 1897. — N. A. Lejkin: Wo die Orangen blühn, humoristische Schilderung der Erlebnisse des Ehepaares Iwanow. Aus d. Russischen v. Helene Mordaunt. Berlin, August Deubner 1897. — Alpenheim, Monatsschrift. II. Jahrg. Heft 7. St. Johann im Pongau, Gustav Adolf Bibus 1897. — Weltpost, Internationale Revue für Sammelwesen, Kunst und Kunstgewerbe. Vol. XXII. Nr. 8. Wien, Sigmund Friedl 1897. — Dr. S. Radin: Die Erkenntnißtheorie Maimons in ihrem Verhältniß zu Cartesius, Leibniz, Hume und Kant (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte VII). Bern, Steiger u. Co. 1897. — Jahresbericht über das kgl. humanistische Gymnasium Schweinfurt für 1896/97; mit Programm: Dr. Karl Richard Raab: Beiträge zur Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt am Ausgang des Mittelalters. — Jahresbericht der Höhren Töchterschule Schweinfurt f. 1896/97.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 29. Juli. Nummer 167.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Vedische Mythologie. Von L. v. Schröder. — Die religiöse Jugendentwicklung des Erzbischofs Clemens August von Köln. — Mittheilungen und Nachrichten.

Vedische Mythologie. [1])

Die im Laufe unsres Jahrhunderts so reich und glücklich entwickelte Wissenschaft der Indologie darf sich just eines Unternehmens freuen und rühmen, das sie nach allen Richtungen zu bereichern und zu vertiefen, ja in epochemachender Weise zu fördern beginnt. Es ist dies der großartig angelegte, von Hrn. Hofrath Georg Bühler in Wien, einem der ersten Indologen, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegebene, im Verlage von Karl J. Trübner in Straßburg erscheinende „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde" — ein Werk, das eine Encyklopädie der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde zu werden verspricht, nicht nur für den Fachmann unentbehrlich, sondern auch für alle die weiteren Kreise, welche den indologischen Studien Interesse und Verständniß entgegenbringen, von größtem Werth und höchster Bedeutung. Die einzelnen Theile des großen Werkes, die meisten deutsch, einige auch englisch geschrieben, erscheinen ganz außer der Reihe, als selbständige, einzeln käufliche Bücher oder Hefte, und eine Anzahl derselben ist auch bereits an die Oeffentlichkeit gelangt: so die bewundernswerthe Indische Paläographie von G. Bühler; Kunst und Sitte von J. Jolly; Ritual-Literatur, Vedische Opfer und Zauber von A. Hillebrandt; Sâṁkhya und Yoga von R. Garbe; Vedische und Sanskrit-Syntax von J. S. Speyer. Ihnen reiht sich nun die englisch geschriebene Vedic Mythology von A. A. Macdonell an.

Mythologie ist ein schwieriges und mißliches Gebiet der Forschung. Sie ist in unsrer Zeit geradezu zu einem Stiefkinde der Wissenschaft geworden — naturgemäß, denn diese unsre Zeit fordert überall streng exacte Forschung und begünstigt darum alle die Gebiete, wo solche eher möglich und erreichbar ist. Wenige Gebiete aber dürften einer exacten Forschung so sehr widerstreben wie gerade die Mythologie, und zwar zufolge der Natur ihres Objectes. Denn die mythologischen Gebilde, Schöpfungen einer phantasievollen primitiven Zeit, haben etwas von der unbestimmten Natur der Wolken an sich, die sich vor unsern Augen verändern, dem einen so, dem andern anders erscheinend. Was eben wie ein Wiesel aussah, erscheint jetzt vielleicht als Elephant, als Bär oder als Löwe. Wo der eine eine Schlacht zu sehen glaubt, will der andere eine Jagd erkennen oder gar eine Stadt mit Kuppeln, Zinnen und Thürmen. Gegenüber den so vieldeutigen, oft so räthselhaften, schwankenden, in ihren Umrissen verschwimmenden mythologischen Gebilden ist der subjectiven Anschauung breiter Spielraum gegeben und das Unsichere, ja ganz Zweifelhafte allzu oft nicht leicht von dem einigermaßen Sicheren oder doch Wahrscheinlichen zu scheiden. So schwer es hier auf der einen Seite ist, zu sicheren, festen Ergebnissen zu gelangen, so leicht ist es auf der andern Seite, neue Ansichten der verschiedensten Art aufzustellen, die, wenn mit einigem Geist und Scharfsinn vertreten, nicht so leicht aus der Welt zu schaffen sind wie etwa falsche oder schiefe Uebersetzungen eines fremden Textes oder gar verfehlte Auffassungen naturwissenschaftlicher oder mathematischer Probleme. Hier liegt also ein verlockender Tummelplatz für den wissenschaftlichen Dilettantismus vor, der sich denn auch gern auf demselben bewegt hat; ja das gefährliche Gebiet ließ manchen sonst vielleicht exacten Forscher hier zum Dilettanten werden, der mit dem Object mehr spielte als ernstlich prüfend operirte. Dadurch wurde wiederum vielen ernsten Forschern das ganze Gebiet naturgemäß verleidet. Es trifft dies am meisten die vergleichende Mythologie, aber nicht sie allein, — es trifft die Mythologie überhaupt.

Man wird allerdings zugeben müssen, daß der Forscher, welcher mit Erfolg mythologische Probleme fördern will, eine gewisse Congenialität für sein Object mitbringen muß; es darf ihm nach der Seite der Phantasie und Poesie an Begabung und Verständniß nicht fehlen, wenn er jenen Gebilden einer schöpferischen Volksphantasie, einer an den Gestalten der Götter, Heroen und Dämonen sich bethätigenden primitiven Volkspoesie gerecht werden will; allein die Gefahren in dieser Richtung liegen klar am Tage, und darum bedarf es immer wieder und wieder der strengsten verstandesmäßigen Prüfung dessen, was auf dem Wege congenialer Divination gefunden oder anscheinend gefunden worden. Beide Fähigkeiten des menschlichen Geistes, die divinatorische und die kritische, müssen sich hier beständig die Hand reichen. Die divinatorische allein würde die Forschung bald verwildern, die kritische allein sie bald unfruchtbar werden lassen.

Trotz aller Verstimmungen, trotz unzähliger Differenzen muß die Wissenschaft und insbesondere die Alterthumskunde immer wieder der Mythologie sich zuwenden; denn in den älteren und ältesten Stadien der Cultur spielt die Mythologie eine Rolle von kaum zu überschätzender Bedeutung; sie bildet einen so mächtigen integrirenden Bestandtheil der alten Religionen, sie dominirt in solchem Maße in den meisten poetischen und überhaupt literarischen Schöpfungen des frühesten Alterthums, sie durchdringt so sehr das gesammte Leben und Denken unsrer Vorväter, daß man sich dem gar nicht entziehen kann, ihr gegenüber Stellung zu nehmen. Und unser Jahrhundert gerade mit seiner so vielseitig reich und tief entwickelten historischen Forschung hat der mythologischen Wissenschaft ein ungeheures, früher so gut wie ganz unbekanntes Material zugeführt. Hier kommt das indische Alterthum in erster Linie mit in Betracht. Gilt von den Indern doch all das oben Gesagte in erhöhtem,

[1]) Vedic Mythology von A. A. Macdonell (Band III, Heft I, des Grundrisses der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde, herausgegeben von Georg Bühler). Straßburg, Karl J. Trübner 1897.

Digitized by Google

gesteigertem Maße. Steht doch an der Spitze ihrer alten Literatur nicht etwa ein Epos, sondern eine Riesensammlung religiöser Hymnen, durchtränkt von Mythologie; reiht sich doch an diese eine große Anzahl ganz oder vorwiegend sacraler Werke an; zeigt sich doch ihre ganze große erste Culturperiode von Religion, Mythologie und Cultus beherrscht, während Philosophie, Sprachwissenschaft, Recht und mit ihm die epische Dichtung erst später und erst aus diesem ersten Culturboden heraus, nun freilich vielfach in Gegensatz zu demselben tretend, sich entwickeln. In der indologischen Alterthumswissenschaft muß daher naturgemäß die Mythologie eine ganz hervorragende Stellung einnehmen.

Es war ein glücklicher Griff, die Bearbeitung der vedischen Mythologie für den „Grundriß" den bewährten Händen A. A. Macdonells anzuvertrauen. Erschien doch dieser Forscher mit der ihm eigenen, vorsichtig und ruhig, klar und gerecht abwägenden Art des Urtheils, seiner hervorragenden und sicheren Kenntniß des Objectes durchaus als der rechte Mann, um dasjenige zu leisten, was für den Grundriß gefordert werden mußte: nicht eine von irgend einer neuen Theorie getragene Darstellung der vedischen Götterwelt, sondern einen umfassenden, klaren, kritischen Ueberblick über alles dasjenige, was zur Stunde von der vedischen Mythologie mit einiger Sicherheit sich sagen läßt, unter sorgfältigster Berücksichtigung aller nach dieser oder jener Richtung abweichenden Stimmen der ihre eigenen Wege gehenden Forscher.

Man darf es aussprechen: Macdonell hat seine schwierige Aufgabe in mustergültiger Weise gelöst. Ein Buch wie dieses war gerade jetzt ein Bedürfniß für den Forscher wie für den mit dem indischen Alterthum sich gern beschäftigenden Laien. Denn eine umfassende kritische Darstellung der vedischen Mythologie fehlte bisher. Die zur Orientirung sehr empfehlenswerthen trefflichen Bücher von A. Barth (Les Religions de l'Inde) und A. Kaegi (Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder) waren nicht eingehend, nicht umfassend genug; während auf der anderen Seite scharfsinnige, gelehrte, zum Theil selbst geistreiche Bücher, wie Bergaigne's La Religion Védique, A. Hillebrandts erst begonnene Vedische Mythologie und Oldenbergs Religion des Veda, zufolge der eigenartigen von ihren Verfassern vertretenen Ansichten und Theorien, einen kritischen, auch anderen Anschauungen gerecht werdenden Ueberblick nicht gewährten, ja in den Händen von Unkundigen sogar gefährlich werden konnten, von Werken geringerer Bedeutung und Einzelarbeiten ganz zu geschweigen.

In Macdonells Vedic Mythology finden wir nicht nur den Rigveda, sondern die gesammte vedische Literatur mit größter Umsicht und Einsicht ausgebeutet. Das in ihr enthaltene mythologische Material ist hier in einem Umfang gesammelt und zu einem Gesammtbilde vereinigt, wie solches bis jetzt überhaupt noch nirgends geschehen. Ebenso weit reichend und tief gehend ist des Verfassers Kenntniß der auf die vedische Literatur bezüglichen modern wissenschaftlichen Literatur. Nichts irgendwie wichtiges dürfte seinem Scharfblick entgangen sein; alles ist mit sorgfältigster Prüfung verwerthet. Wer den Umfang und die Schwierigkeit der vedischen Texte und der mit ihnen sich beschäftigenden modern wissenschaftlichen Literatur kennt, wird solches zu würdigen wissen.

Das Bild der vedischen Mythologie, ihrer Götter, Halbgötter, Dämonen, Heroen u. s. w. baut sich hier aus den Texten selbst auf, indem der Verfasser für all die unzähligen, von ihm zusammengestellten Züge dieses Bildes sich auf Stellen der vedischen Texte stützt, die jedesmal sorgfältig angemerkt werden und jedermann die Nachprüfung ermöglichen. Die allgemeinen Folgerungen sind mit größter Vorsicht und Behutsamkeit gezogen. Nirgends zeigt sich der Verfasser von besonderen vorgefaßten Theorien geleitet, die ihn veranlassen könnten, der Texterklärung Zwang anzuthun oder bei der Gruppirung der einzelnen Züge willkürlich zu verfahren. Es herrscht in dem ganzen Werke eine Ruhe und Objectivität vor, wie sie kaum größer gedacht werden kann. Sie tritt namentlich auch in der Behandlung der vielen, oft so widersprechenden Ansichten anderer Forscher zu Tage. Immer und überall hat man den Eindruck, daß der Verfasser niemand zuliebe und niemand zuleide urtheilt, nur von der Sache selbst und dem Interesse der Wahrheit geleitet. Gerade gegenüber den vielen stark subjectiv gefärbten Leistungen auf dem Gebiete der mythologischen Wissenschaft hat diese ruhige, klare, ja kühle, objective Betrachtung des Gegenstandes etwas ungemein wohlthuendes.

Ueberall ist es des Verfassers eifriges Bemühen, das Sichere und gut Verbürgte vom Unsicheren und ungenügend Verbürgten klar zu scheiden. Sorgfältigst berücksichtigt wird alles Einschlägige, was in der vedischen Literatur selbst sich findet und was in neuerer Zeit darüber geschrieben ist; auch die seltsamsten und unhaltbarsten Theorien werden gewissenhaft verzeichnet. Aber nur dasjenige, was der Verfasser nach vorsichtigster Prüfung als allseitig sicher begründet erkennt, wird von ihm auch so dargestellt; dem Zweifelhaften gegenüber verhält er sich skeptisch, das ganz ungenügend Begründete lehnt er ab, doch stets in einer Form, die niemand verletzen kann. Eine Widerlegung ungenügend begründeter Theorien konnte bei der für den Grundriß im allgemeinen angestrebten Kürze und Knappheit der Darstellung nur theilweise stattfinden; oft müssen dieselben sich damit begnügen, aufgeführt zu werden; aber vergessen oder übergangen wird kaum oder wohl nur höchst selten etwas.

So bietet das Werk einen ganz vorzüglichen kritischen Ueberblick der gesammten vedischen Mythologie und der dieselbe behandelnden Literatur, einen Ueberblick, wie er uns bisher durchaus noch gefehlt hat. Der Forscher vermag sich an seiner Hand aufs bequemste zu orientiren, der Laie wird, wenn er an ihn sich hält, kaum jemals Gefahr laufen, auf Irrwege geführt zu werden.

Hier und da wird wohl mancher meinen, daß der Verfasser vielleicht in der Vorsicht und Skepsis etwas zu weit gegangen sei; aber ganz gewiß wird niemand an der Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Klarheit, mit welcher das ganze Werk gearbeitet ist, etwas auszusetzen haben. Wohl jeder, der an der mythologischen Wissenschaft selbstthätig mitarbeitet oder mitgearbeitet hat, wird (wie auch Schreiber dieser Zeilen) hier und da bedauern, eine ihm zur Ueberzeugung gewordene Ansicht nicht anerkannt oder doch nicht voll anerkannt zu sehen; aber überall wird man das ernste Streben des Verfassers, nur das wirklich schon ganz Gesicherte auch als sicher zu geben, anerkennen und achten müssen. Die daraus resultirende Zuverlässigkeit des Werkes ist namentlich für den Laien und für den Anfänger, der nicht oder noch nicht selbst kritisch sicher scheiden kann, von ganz besonderem Werth und hervorragender Bedeutung. Die reichen Literaturnachweise, die jedem Paragraphen zum Schluß angefügt sind, ermöglichen es jedem, die bezüglichen Fragen weiter zu verfolgen und sein Urtheil dadurch zu befestigen oder zu modificiren.

Das einleitende erste Capitel behandelt zunächst den Begriff von Religion und Mythologie im allgemeinen, um sich dann mit den charakteristischen Zügen der vedischen Mythologie und ihren Quellen zu beschäftigen. Es wird weiter die zu verfolgende Methode der Untersuchung beleuchtet, welche, die vergleichende Mythologie und vorgefaßte allgemeine Theorien als Ausgangspunkt verschmähend, die Gestalten der vedischen Götterwelt durchaus auf dem festen Grunde

Digitized by Google

des reichen altindischen Materials zu zeichnen unternimmt, erst weiterhin auch die Mythologie der nahe verwandten alten Perser (Avesta) und der anderen indogermanischen Völker zu vergleichender Betrachtung heranziehend.

Die Darstellung beginnt sodann im zweiten Capitel mit einer Untersuchung der vedischen Vorstellungen von der Welt und ihrem Ursprung, der Kosmologie und Kosmogonie des Veda, seinen Lehren von dem Ursprung der Götter und Menschen.

Das dritte, bei weitem umfangreichste Capitel handelt von den vedischen Göttern. Zunächst wird der allgemeine Charakter derselben und ihre Classification umsichtig erörtert und bei dieser Gelegenheit auch Max Müllers viel besprochene Lehre vom Henotheismus oder Kathenotheismus der vedischen Götterwelt auf das richtige Maß ihrer Bedeutung herabgedrückt. Als einzig praktische, gut durchführbare Classification der vedischen Götter erweist sich bei näherer Betrachtung die altindische nach dem Bereich ihres Wirkens: Himmel, Luftraum und Erde.

So kommen denn zunächst die himmlischen Gottheiten zur Besprechung, an erster Stelle der alt ehrwürdige, als Vater gedachte Himmel Dyâus, der sich mit Namen und Wesen bis in die indogermanische Urzeit zurück verfolgen läßt; sodann Varuna, diese erhabenste, idealste, moralisch am höchsten entwickelte Gestalt des vedischen Pantheons. Mit vollem Recht hält Macdonell an der seit lange vorherrschenden Ansicht fest, daß dem vedischen Varuna die Vorstellung des allumfassenden Himmels als Naturbasis zugrunde liegt; dem entsprechend verhält er sich ablehnend gegenüber der nicht genügend begründeten Theorie von Oldenberg, welche in Varuna einen alten Mondgott erkennen will. An Varuna reiht sich ungezwungen der mit ihm so eng verbunden erscheinende Gott Mitra, ein alter Sonnengott, dessen ursprüngliches Wesen aber schon etwas verdunkelt ist. Es folgen weitere Sonnengötter: der klarste und unzweideutigste von allen, Sûria, die Sonne; ferner Savitar, der Erreger, der Leben und Bewegung schaffende und am Abend auch wieder zur Ruhe kommen lassende Gott, den Macdonell mit Recht als alten Sonnengott festhält gegenüber der abstracten Deutung Oldenbergs; weiter Pûshan, der Gedeihen schaffende, der namentlich für das Gedeihen der Herden sorgt, der aller Pfade kundige Geleitsmann; und Vishnu, der in späterer Zeit so hoch gefeierte Gott, dem Macdonell einen interessanten Abschnitt widmet. Auch Vivasvat gehört noch in diese Reihe, denn er ist ein Gott der aufleuchtenden, aufgehenden Sonne. Weniger deutlich ist der Charakter der Âdityas, der Brüder des Varuna und Mitra, doch ist es klar, daß auch sie in die himmlische Lichtregion gehören. Es folgt Ushas, die Morgenröthe, die anmuthigste Schöpfung der vedischen Poesieliteratur, das Zwillingspaar der Açvin, deren ursprüngliches Wesen Macdonell für zweifelhaft hält. Ich bin mit Mannhardt und Oldenberg der Meinung, daß wir in den Açvin Morgen- und Abendstern zu erkennen haben, doch kann ich mich hier auf eine Motivirung dieser schon mehrfach erörterten Ansicht nicht einlassen. Uebrigens erklärt auch Macdonell die Zwielicht- und die Morgensterntheorien für die relativ wahrscheinlichsten unter all den verschiedenen auf das Wesen der Açvin bezüglichen Hypothesen. Mit vollem Recht bringt er die Açvin mit den griechischen Dioskuren zusammen und ist auch der weiteren Vergleichung derselben mit den lettischen Gottessöhnen nicht abgeneigt; mit Recht erklärt er es darum auch nicht für unwahrscheinlich, daß die Açvin, wenn auch nicht ihrem Namen, so doch ihrem Wesen nach aus der indogermanischen Urzeit herstammen dürften (p. 64).

Unter den Göttern des Luftraums nimmt unbedingt die erste Stelle Indra ein, den Macdonell durchaus richtig als alten Donnergott faßt und charakterisirt. Die Vergleichung macht es wahrscheinlich, daß die indogermanische, resp. indoperssische Periode einen Gott besaß, der sich der vedischen Form des Vrtratödters Indra näherte. Ja, es ist sogar möglich, daß außer dem donnernden Himmelsgotte die indogermanische Urzeit schon einen besonderen Donnergott concipirt hatte, gigantischen Wuchses, einen mächtigen Esser und Trinker, der mit dem Donnerkeil den Drachen schlägt (p. 66). So ist vielleicht auch Indra, wenn auch nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach in die indogermanische Urzeit zurückzuführen.

In dieselbe Sphäre wie Indra gehört der weiter behandelte alte und vielfach dunkle Gott Trita Âptya, den Macdonell als ursprünglichen Gott des Blitzes ansieht. Den Blitz haben wir weiter wohl ohne Zweifel in dem merkwürdigen Apâm napât, dem „Sohn der Wasser", zu erkennen, der mit Agni, dem Feuergott, identificirt wird. Es ist eben das aus den Wolkenwassern geborene Blitzfeuer. Die Gestalt dieses Gottes läßt sich in die indo-iranische Zeit zurück verfolgen, bei den Iraniern aber ist derselbe zu einem Wassergenius verblaßt, was uns jedoch nicht verleiten darf, wie Oldenberg will, auch den indischen Apâm napât für einen ursprünglich reinen Wassergenius anzusehen, der erst später mit dem aus den Wassern geborenen Agni contaminirt, zu einer Person verschmolzen wäre. Macdonell beschränkt sich darauf, die Ansichten der verschiedenen Forscher über die ursprüngliche Natur dieser Göttergestalt mitzutheilen, ohne in dieser Beziehung entschieden Stellung zu nehmen. — Er behandelt weiter Mâtariçvan, der wohl auch als Blitzgott zu fassen, Ahi budhnya, den Drachen der Tiefe, der vielleicht ursprünglich mit dem Wolkendämon Vrtra identisch war, und den dunklen Aja ekapâd.

Daran schließt sich die Besprechung des wichtigen Gottes Rudra, aus welchem in der Folge der große Gott Çiva sich entwickelt hat. Rudra, eine merkwürdige und vielfach dunkle Göttergestalt, gefährlich, aber auch heilvoll, steht in naher Beziehung zu Sturm und Wind, aber auch zum Reiche der Todten. Nach meiner Meinung ist er ursprünglich der Führer des Heeres der abgeschiedenen Seelen, das in Wind und Sturm, als „wilde Jagd", durch die Luft fährt, der indische „wilde Jäger", nah verwandt dem Wotan-Odin der Germanen, dem Dionysos der Griechen, wie ich solches in der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes Bd. IX p. 235 f. in Kürze darzulegen versucht habe. Macdonell beschränkt sich darauf, die Gestalt des Gottes nach den indischen Quellen zu zeichnen und die verschiedenen Ansichten über die ursprüngliche Natur desselben auszuführen.

An Rudra reihen sich naturgemäß die Marutas, seine Söhne, die Sturmgötter. Daß diese, wie Kuhn und Benfey zuerst gewollt und wie auch ich für wahrscheinlich halte, ursprünglich die Seelen der Abgeschiedenen sind, die in Wind und Sturm dahinfahren, hält Macdonell historisch für möglich (p. 81), meint aber, der Rigveda biete keinen Beweis zur Unterstützung dieser Ansicht. Ich denke aber, daß das enge Verhältniß der Marutas zu Rudra, welcher unzweifelhaft mit dem Todtenreich in Beziehung steht, doch in dieser Richtung hindeutet.

Es werden weiter die Windgötter Vâyu und Vâta, der Regengott Parjanya und die „Gewässer", d. i. die Wolkenwasser, besprochen.

An diese schließen sich unter den nun folgenden indischen Gottheiten naturgemäß die Flüsse; dann folgt die Mutter Erde, Prthivî, die mit dem Himmel Dyâus ein eng verbundenes Paar bildet, und Agni, der große, eminent wichtige Gott des Feuers, der eingehend und gründlich behandelt wird. Doch vermisse ich hier die Erwähnung meiner Identification des Agni mit dem griechischen

Digitized by Google

Apollon und dem germanischen Loki,[1]) an welcher ich durchaus festhalte. An Agni als den priesterlichen Gott reiht sich wiederum Bṛhaspati oder Brahmanaspati, der Gebetsherr, der aber vielleicht noch passender seinen Platz weiter unten unter den abstracten Göttern gefunden hätte. Jedenfalls hierher gehörig aber ist Soma, den Macdonell durchaus richtig, in Uebereinstimmung mit der Tradition und den meisten Fachgenossen, in den Rigveda-Hymnen als Gottheit der Somapflanze und des aus ihr gepreßten berauschenden Somatrankes auffaßt, im Gegensatz zu Hillebrandt, der fast überall im indischen Soma den Mond erkennen will. Die Identification des Soma mit dem Monde tritt aber erst später auf. Hillebrandts Versuch, den Mond, den man früher gar nicht unter die indischen Götter zu rechnen pflegte, geradezu zum gefeiertsten Gott des Rigveda zu machen, darf wohl als gescheitert angesehen werden. Macdonells gegen diese Hypothese gerichtete Ausführungen sind recht beachtenswerth.

Ein weiterer Abschnitt ist den „abstracten Gottheiten" gewidmet, wie Dhâtar „der Schöpfer", Tvashṭar „der Bildner", Viçvakarman „der Allschaffer" und der mit ihm identificirte Prajâpati „der Herr der Geschöpfe", der in den Brâhmana eine so wichtige Rolle spielt. Was den letzteren Gott anbetrifft, so möchte ich es übrigens für fraglich halten, ob der berühmte Hiranyagarbha-Hymnus RV 10, 121 wirklich ursprünglich ihm gewidmet ist. Allerdings wird im letzten Verse desselben Prajâpati ausdrücklich genannt, mir erscheint es aber nicht unwahrscheinlich, daß dieser Vers als ein späterer Zusatz aufzufassen ist. Die überwältigende Größe und Hoheit dieses Hymnus, den man ja oft schon mit jenem Altar verglichen hat, welchen der Apostel Paulus in Athen „dem unbekannten Gott" errichtet fand, beruht gerade auf der immer wiederkehrenden Frage: „Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?" Mit dieser Frage, welche den größten, alles wirkenden und regierenden Gott im Dunkeln läßt, sollte der Hymnus auch ausklingen. Der letzte Vers, in welchem Prajâpati genannt wird, reiht sich recht ungeschickt an, und das Lied gewinnt wesentlich, wenn man ihn streicht. Ich halte ihn daher für einen späteren Zusatz, gemacht von Leuten, welche für dasjenige, was uns jenen Hymnus so groß und erhaben erscheinen läßt, kein Verständniß mehr hatten. Dieser Hymnus gehört in erster Linie, wie übrigens auch die Schöpfung der Gestalten des Viçvakarman und des Prajâpati, die ich nicht für ursprünglich identisch halten möchte, zu jenen bemerkenswerthen Symptomen einer zum Monotheismus drängenden Strömung in den jüngeren vedischen Liedern. Sie sind aber, wie ich meine, als unabhängige Versuche, in derselben Richtung gemacht, zu fassen — Versuche, welche leider nicht zum rechten Ziele führten.

Zu den abstracten Gottheiten gehören weiter Manyu „der Zorn", Çraddhâ „der Glaube", Aramati „die Pietät" u. a. m. Zu ihnen rechnet Macdonell auch die wichtigere Aditi, die Mutter der Aditya, der großen Götter Varuna, Mitra und ihrer Brüder. Macdonell zeigt, daß die beiden einzigen charakteristischen Züge dieser Göttin darin bestehen, daß sie Mutter der Aditya ist, und daß sie von Fesseln, Leiden und Schuld befreit. Er vermuthet daher, was mit der Etymologie des Namens sich gut vertrüge, daß Aditi ursprünglich einfach „Freiheit" bedeutet haben, und daß die Bezeichnung „Söhne der Freiheit" für gewisse Götter in einer vorvedischen Periode auf derselben Stufe gestanden haben dürfte, wie die Bezeichnung des Agni als „Sohn der Kraft" u. dgl. m. Daraus wurde dann die bekannte Göttin, die es aber auch nie zu einer lebensvollen Persönlichkeit hat bringen können. Ich gestehe, daß mir diese Auffassung recht plausibel erscheint — wahrscheinlicher als alles, was vorher über die Göttin Aditi gesagt worden ist.

Ein kurzer Abschnitt ist weiter einer Reihe weiblicher Gottheiten gewidmet, welch letztere in Veda eine nur sehr bescheidene Rolle spielen. Dann werden die für den Veda so charakteristischen, dualisch als Paar zusammengefaßt erscheinenden Götter, sowie auch die in größeren Gruppen auftretenden Gottheiten besprochen, endlich noch Gottheiten niederen Ranges, allen voran die Ribhu, jene Götterkünstler, welche ihrem Namen wie ihrem Wesen nach schon lange wohl mit Recht mit den kunstreichen germanischen Elben zusammengebracht worden sind. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß dieselben bis in die indogermanische Urzeit zurückgehen. Macdonell spricht das allerdings nicht aus. Er hält den Namen für identisch mit dem deutschen elbe, englisch elf (p. 133) und hält es weiter für wahrscheinlich, daß die Ribhu „were originally terrestrial or aerial elves, whose dexterity gradually attracted to them various myths illustrative of marvelous skill"; meint indessen, daß das Material des Rigveda keinen bestimmten Schluß gestatte (p. 134), was mir in der Skepsis etwas zu weit gegangen scheint. An die Besprechung der Ribhu reiht sich die der Apsaras, der schönen himmlischen Nymphen, und ihrer männlichen Partner, der Gandharven. Die viel umstrittene, allerdings zweifelhafte Identification der letzteren mit den Kentauren will auch Macdonell nicht gelten lassen. Den Beschluß des Capitels bildet die Besprechung der Schutzgottheiten, wie Vâstoshpati „Hausesherr", Kshetrasyapati „Feldesherr" u. a. m.

Capitel IV behandelt die mythischen Priester und Heroen: Manu, die Bhrgu, Atharvan, Dadhyañc, die Angiras, die Virûpa, Navagva, Daçagva, die sieben Rshi, Atri, Kanva u. a. m. Capitel V handelt von den Thieren und unbelebten Gegenständen. Die Thierwelt spielt auch in der vedischen Mythologie natürlich eine wichtige Rolle. Denn abgesehen davon, daß manche Götter und Dämonen theriomorphisch gedacht sind, erscheinen Thiere als Begleiter, als Zugthiere oder sonst in Beziehung zu den göttlichen Wesen. Auch Spuren einer Art Werwolfsglaubens und mögliche Spuren des Totemismus werden behandelt. Weiter spielen unbelebte Gegenstände, wie Berge, Pflanzen, Waffen u. a. m. eine Rolle in der Mythologie, theils als directe Objecte der Verehrung, theils als Symbole; so werden denn auch diese einer Besprechung unterzogen. Capitel VI ist den Dämonen und Feinden der Götter und Menschen gewidmet: dem Asura, Pani, Dâsa, Dasyu; dem Vṛtra, Vala und andern Wolkendämonen, Feinden des Indra; dem Çushna, Çambara, Pipru, Namuci, den Dhuni und Cumuri, den Rakshasen, den Zauberern u. a. m. Der Schluß endlich, Capitel VII, behandelt die Eschatologie des Veda, die Vorstellungen von Tod, Seele, künftigem Leben, Himmel und Hölle, so weit auch von der letzteren die Rede sein kann; den Glauben an die Pitaras, die „Väter", die Seelen der Ahnen; und endlich Yama, den König im Kreise der Abgeschiedenen.

Eine Bemerkung praktischer Natur sei mir zum Schluß noch gestattet. Es scheint mir, daß Macdonell in Bezug auf Abkürzung von Büchertiteln des guten zu viel gethan hat. Wir sind es gewohnt, gewisse bekannte Werke, resp. Zeitschriften, durch die bloßen Anfangsbuchstaben abgekürzt zu sehen; PW, Petersburger Wörterbuch, KZ, Kuhns Zeitschrift, ZDMG, Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, WZKM, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes u. dgl. m. sind uns geläufig. Wenn nun aber mit einer ganzen Menge solcher Formeln, mit AIL, ASL, AR, BDA, BRV, GGH, GVS, HRI, HVBP, HVM, KHF, KRV, LRF, LRV, LSL, OGR, OLS, OO, ORV,

[1]) In der Anmerkung unter den literarischen Nachweisen werden allerdings die bezüglichen Arbeiten citirt, so daß dieselben also nicht ganz übergangen sind.

OST, PAOS, PhR, PsR, PRASB, PVS, SPH, SVL ꝛc. operirt wird, und wir darunter verstehen sollen Zimmers Altindisches Leben, Max Müllers History of Ancient Sanskrit Literature, desselben Anthropological Religion, Braske's Dyâus Asura ꝛc., so ist damit wohl für die meisten Leser eine erhebliche Erschwerung der Lectüre verbunden, da sie in einem fort die Liste der Abkürzungen aufschlagen müssen, um sich zu orientiren, welches Buch denn eigentlich gemeint ist. So starke Abkürzungen dürfen nur sparsam gebraucht werden; in Menge angewandt, sind sie durchaus vom Uebel. Es wird zwar an Raum gespart, aber auf Kosten der Zeit des Lesers.

Doch das nur nebenbei. Macdonells Buch kann allen, die sich für den Gegenstand interessiren, wärmstens empfohlen werden. Diese klare, sorgfältige, kritische, mit umfassender Vollständigkeit gearbeitete Uebersicht der vedischen Mythologie erfüllt ihre Aufgabe vollkommen, sie orientirt allseitig und aufs beste. Neue Bahnen zu brechen, hat der Verfasser selbst nicht beabsichtigt; was er wollte und sollte, das hat er geleistet, das bietet er uns dar: ein Handbuch ersten Ranges.

Innsbruck, Juli 1897. L. v. Schröder.

Die religiöse Jugendentwicklung des Erzbischofs Clemens August von Köln.

tz. In der Geschichte des deutschen Ultramontanismus des 19. Jahrhunderts ist unstreitig eine der marcantesten Gestalten Clemens August Freiherr Droste zu Vischering, der Erzbischof von Köln. (1773—1845.)

Unbeugsam, mit eiserner Consequenz oder, wie er selbst sagte, mit „steifem Vorsatz" hat er für die vermeintlichen Rechte seiner Kirche gegen den Staat gekämpft und ist sich in der Energie seines Willens gleich geblieben von seiner Jugend bis zu seinem Tode. Im romantischen Katholicismus des Stolberg-Gallizin'schen Kreises stehend, hat er diesen Katholicismus ausgemünzt zum modernen römischen Ultramontanismus. Er ist das Vorbild geworden für alle, die später bis zum Culturkampf unsrer Tage den Kampf der römischen hierarchischen Idee gegen den modernen Staat und seine Einrichtungen geführt haben. So bezeichnet es sein Biograph[1]) selbst als das unsterbliche Verdienst Clemens Augusts, daß er „die Richtschnur angegeben, nach der man verfahren müsse, um die Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Kirche in Deutschland aufrecht zu erhalten". (S. 103.) Woher begreifen wir diese zielbewußte, nicht eine Linie von ihrem Plan abweichende Consequenz seines Charakters? Alles im menschlichen Leben ist Entwicklung, vollends im geistigen und religiösen. Da werden wir denn auch die Grundlage der kirchenpolitischen Ideale Clemens Augusts und ihrer Ausprägung in seinem amtlichen Wirken in der religiösen Erziehung zu suchen haben, die Clemens August erhielt, in der Entwicklung, die er da durchgemacht hat.

Da bietet nun diese neue Biographie von Kappen ziemliches authentisches Material, eine Anzahl Briefe, die Clemens August im Alter von 17—19 Jahren schrieb. Daß für seine Geistesrichtung das Aufwachsen in einer streng römisch-katholischen Familie von großer Bedeutung war, unterliegt natürlich keinem Zweifel, nicht minder groß ist jedenfalls die Einwirkung seines Erziehers, des späteren Kirchenhistorikers Katerkamp, gewesen. Interessant ist in letzterer Hinsicht ein Brief, den Clemens Augusts Mutter an Katerkamp richtete, als er mit seinen Zöglingen zur Vollendung ihrer Studien die übliche größere Reise antrat. In herzlicher Weise gibt sie da ihrem großen Danke Ausdruck für das, was sie dem Erzieher ihrer Söhne verdankt.

Indeß über das allmähliche Werden der religiösen Anschauungen Clemens Augusts sind wir wenig unterrichtet, wir finden in seinen Briefen aus dem 17. Lebensjahr den Jüngling in einem allseits fertigen System religiöser und kirchlicher Anschauungen vor. Und welches sind die?

Es muthet uns schon ganz fremd an, wenn wir in einem Briefe des damals 14jährigen Clemens August lesen (Kappen S. 6): „Wir müssen nicht zu sehr ins Feine gehen, wir haben große Fehler genug an uns. Zuerst müssen wir diese überwinden, dann die seinen. Wenn wir aber endlich nach langen Kämpfen unsere Fehler überwunden haben, dann wollen wir auch andere zur Ueberwindung ihrer Fehler zu bringen suchen, damit wir einst alle den Namen des Herrn loben und preisen." Früh reif, ist zu wenig gesagt für diese Ergüsse des Herzens eines 14jährigen, der noch halb in den Kinderschuhen stecken soll, es ist kein Kindersinn, der sich darin offenbart.

Sehr bezeichnend für das religiöse Wesen Clemens Augusts ist nun folgendes Schreiben an seinen Bruder aus seinem 17. Lebensjahr: „Ich habe lange nicht geschrieben. Ihr denkt vielleicht, dies geschehe aus Nachlässigkeit. Das ist aber nicht so. Briefe, die so sind, wie sie sein sollen, die uns inniger mit Gott vereinen, die uns näher zum höheren Zweck aller unsrer Gedanken, Worte und Werke bringen, die dahin abzielen, hier zeitlich, dort ewig Gott theils wegen seiner Gnaden, theils aber und hauptsächlich seiner innerlichen Vollkommenheit wegen zu lieben, zu loben und zu preisen, ja solche Briefe schreibe ich recht gerne, denn mein Gemüth wird dadurch sehr zu Gott erhoben. Nur dann schreibe ich sie nicht gerne, wenn ich etwas Nöthigeres zu thun habe, was meine Pflicht ist, und das ist es gerade, was mich gehindert hat und hindern wird, zu schreiben. Für jeden Menschen ist es Pflicht, seinen Verstand zu entwickeln. Ich habe in den vorhergehenden Studienjahren dies noch nicht hinreichend gethan. Durch die Gnade Gottes erleuchtet, habe ich jetzt ernstlich angefangen und werde fortfahren. Da mir kein Mensch ohne Gott etwas Gutes thun kann, so kann ich auch dies nicht ohne Gott. Betet für mich und empfehlet mich dem Gebet aller meiner Freunde. Ich bete für euch und für alle Menschen an jedem Tage."

Ein solcher Brief eines 17jährigen ist sicherlich nicht das Product einer natürlichen, normalen Entwicklung des Geistes, er ist nur zu verstehen als das Resultat einer gemachten Geistesrichtung, einer gekünstelten Verbildung. Was kann ein junger Mensch von 17 Jahren, der kaum die Flegeljahre hinter sich hat, von der Durchleuchtung mit der Gnade Gottes wissen? Bei aller ungewöhnlichen Reife des Geistes und bei allem Ernst einer soliden religiösen Erziehung ist es psychologisch undenkbar, daß er in das Wesen der Gnade eingedrungen sei und voll verstehe, was er da schreibt. Es sind, und das ist von wesentlicher Wichtigkeit für die Beurtheilung der religiösen Anschauungen bei Clemens August, eingelernte Dinge, die er da vorbringt. Wie Katechismussätze nehmen sich seine Aufstellungen über Gnade und Gutes thun aus. Man empfängt den Eindruck, daß er hier einfach etwas Vorgesagtes nachsagt, und da es ihm mit der nöthigen Autorität als gültige Wahrheit verkündet worden ist, hält er es um so zäher fest und klammert sich um so mehr daran, als er es in seinem inneren Werth und Wesen noch nicht verstehen kann. Wenn wir uns diese Erscheinung im religiösen Bildungsgange Clemens Augusts vor Augen halten und sehen, daß sie bei anderen religiösen Begriffen wiederkehrt, daß sie auch für die Aneignung der Begriffe über die katholische

[1]) Herm. Kappen: Clemens August, Erzbischof von Köln. Münster i. W., Aschendorff 1897.

Kirche im allgemeinen und ihre Stellung in der Welt von Bedeutung sind, dann erklärt sich uns die Zähigkeit, mit der er später allzeit in seinen Kämpfen an den römisch-kirchlichen Anschauungen festhielt. Es ist das aber alles keine natürliche Entwicklung, sondern eine ihm gewaltsam und tief eingeprägte Anschauung, die in Clemens August von Anfang an so fest Wurzel faßte, daß er ihrer nicht mehr ledig werden konnte.

Gleichfalls die ganze Unnatur seiner religiösen Gefühle bekundet folgende Stelle, die auch in dem Briefe des 17jährigen enthalten ist (Kappen S. 9): „Dir Caspar Melchior Balthasar viel Glück zum Namenstag und wünsche dir recht von Herzen, daß du mögest so weise sein, wie jene Weisen. Sie waren Menschen wie wir, und wie viel hatten sie nicht zu kämpfen, ehe sie fanden das Licht der Welt! Sinn, Verstand, Fleisch, Welt, Satan und alles, was versuchen kann, wird auch sie versucht haben, aber sie hatten seinen Stern gesehen, hielten sich an Gott, suchten und fanden. Daß du doch den Herren suchen, finden möchtest! Wer innerlich Gott dient, ist den Menschen werth und Gott gefällig. Ich habe heute unseren Herren Jesum Christum empfangen. Wichtigeres kann ich nicht schreiben. Gott gebe, daß wenn wir hier oder in Darfeld uns wiedersehen, ihr es mir noch ansehen könnt. Das übrige Neue kann die Zeitung euch besser als ich bekannt machen. Mein Leib geht noch, von der innewohnenden Seele getrieben, auf zwei Beinen. Auch der innere Sinn rührt sich noch, kurz ich bin noch, wie allzeit, ein schwacher Mensch und Gott ist wie in Ewigkeit Gott." Auch diese Stellen lassen keinen Zweifel, daß wir es hier nicht mit einer natürlichen, freien Entwicklung des menschlichen Geistes zu thun haben, sondern mit einer frühzeitigen Einzwängung in die Schablone eines bestimmten religiösen Phrasenthums, bei dem aber der innere Gehalt für den 17jährigen unmöglich groß gewesen sein kann. Die exaltirte Auffassung von der Wirkung seiner Communion, die sprunghafte Denkweise . . . Mein Leib, . . . Gott in Ewigkeit . . . bekunden, daß das nicht aus seinem eigenen religiösen Fühlen erwachsene, sondern von außen eingeimpfte Redensarten sind, die in seinem Innern wie in seinen Briefen ziemlich unvermittelt und unverdaut neben einander stehen. So ist Clemens August, wie der Fortgang seines Lebens zeigt, von früh an die ganze römisch-asketische Frömmigkeit eingepreßt worden, und je früher und tiefer das geschah, desto weniger war er mehr in der Lage, sich davon loszumachen. Es ist kein freies Auswachsen eines jungen Baumes, sondern ein Einschnüren und Einpressen in die Zwangsjacke kirchlich weltfremder und weltfeindlicher Bigotterie.

Ebenso unnatürlich und unpsychologisch ist die Idee, die viel in seinen Briefen aus jener Zeit wiederkehrt, daß der Mensch immer sich selbst besiegen und allzeit mit dem Schwert auf alle seine irdischen Gefühle losschlagen müsse. Oft zeichnet er Schwerter und Degen in seine Briefe. Ein halber Jüngling kann bei normaler körperlicher und geistiger Entwicklung unmöglich schreiben oder denken wie er (S. 10.): „Ich fühle jetzt, was es ist, noch Leib und Sinne haben, noch schwacher Mensch sein. Oft meine ich, daß ich es ziemlich fühle, ja daß ich sogar etwas wäre . . . Hochmuth . . . Gott . . . und dann ist die Hülfe Gottes und das tapfere Kämpfen mit dem (hier ist ein Schwert gezeichnet) nöthig. Helft mir doch kämpfen durch Gebet! Verleugnet euch selbst, tragt euer Kreuz (eines 17jährigen!) und folget Jesus nach, auf daß ich es auch thue und immer lebendig vor Augen habe die Wahrheiten — daß ich ein armer sündiger Mensch, ein Ebenbild Gottes bin, der sich selbst entstellt, daß ich nichts bin und nicht werth, hier auf Gottes Erde zu stehen, und dann nicht vergesse, daß Gott der große Gott ist . . . der . . . heilige."

Als Mittel zu diesem Kampf, der in so hohem Maße sein religiöses Denken ausfüllte, nennt er selbst die Demuth, die Selbstverleugnung, die Armuth. „Es kann mir also alles nicht helfen, wenn ich nicht die Armuth habe, denn die Armuth scheidet mich ja von allen Dingen, und dann erst kann die Liebe in mich kommen. Paulus sagt: Wenn du alles hast und hast die Liebe nicht, hilft alles nicht. Ich wiederhole nochmals also meine Bitte: betet doch für mich um die wahre Armuth im Geiste." (S. 13.) Das sind ja gewiß Gedankengänge, die vollkommen begreiflich sind im Munde eines geistig ausgewachsenen Christen, zumal eines solchen, der für solche psychologische Subtilitäten angelegt ist; aber im Munde eines 17jährigen Jünglings, der trotz aller Einimpfung eben doch ein noch unreifer, im Werden begriffener Jüngling ist, sind sie einfach unnatürlich, ein Kunstproduct.

Es ist ja ganz richtig, was Kappen sagt (S. 13): „Also asketische Ablöse von allen Außendingen der Welt war sein Gedanke und Ziel schon im Jünglingsalter", nur war es nicht sein Gedanke und sein Ziel, sondern derer, die ihn auf diese Bahn geleitet, seinen Geist auf diesem Prokrustesbette früh schon aufgeschnallt haben.

Daß diese ganze Entwicklung keine freie, sondern eine gemachte war, das tritt, abgesehen von der Unnatur seiner Briefe, an verschiedenen Stellen zu Tage. Er selbst, sobald er einmal in diese erkünstelte Gedankenrichtung eingeschult war, hat das Bewußtsein, daß er selbst darin weiter künstelt. So schreibt er einmal (S. 9): „Ich stand heute, als ich über diesen Brief mich bedachte, am Fenster"; dann erzählt sein Biograph (S. 13): „Er schreibt (in einem Brief) an seinen Bruder Caspar Max scherzhaft einige Worte über die Jagd und sagt, er sei auch mal auf der Jagd gewesen, bricht aber dann schnell ab und sagt, er wolle, so gut er könne, etwas über den inneren Menschen schreiben."

Bei dieser Art religiöser Erziehung mußte Clemens August, je mehr sie ihm in Fleisch und Blut überging und sein natürliches Wesen umwandelte, Anhänger des Autoritätsglaubens in religiöser Hinsicht werden. Sehr bezeichnend ist der folgende Ausspruch des 17jährigen: „Nicht speculiren ist das sicherste, durch Speculiren verliert man das gerade Sehen, zudem verliert man die Achtung vor der Autorität anderer und wird sich selbst Autorität . . . Religion und Philosophie stehen gegen einander wie Demuth und Stolz. Für jene das einzige Organ Demuth, für diese ewig Stolz." Dieser eine Satz des jungen Mannes erklärt den heftigen Kampf, den er als Mann gegen die kritisch-philosophische Richtung von Hermes und seinen Schülern geführt hat. Das sich Anklammern an die Autorität aber hat er in seinem Leben und Kämpfen stets zum Ausdruck gebracht durch den engsten Anschluß an Rom, seine Gebote und seine Kirchenpolitik.

Wenn man so die marcantesten religiösen Begriffe des 17jährigen Clemens August überschaut, so kann man mit seinem Biographen urtheilen (S. 26): „Die Wahl des Standes hatte keine Schwierigkeiten bereitet, er hatte sich von Jugend auf für den Priesterstand bestimmt; seine ganze Jugend, sein frommes Leben, welches wir aus seinen Briefen kennen gelernt haben, war eine stete Vorbereitung auf diesen Stand." Nur müssen wir das „er hatte sich vorbereitet" auch hier wieder ändern: „er wurde vorbereitet", sein Verstand und seine Gefühle wurden frühzeitig eingeschnürt in die Zwangsjacke des mönchisch-asketischen Ideals. Der Mensch in ihm wurde unterdrückt durch den Priestercandidaten, er wurde nicht erzogen zum homo sapiens und zu allseitiger Entwicklung seiner Naturanlage und seiner Talente, sondern lediglich zum Streiter für die Kirche, zu einem echten Gliede der ecclesia militans, das losgelöst ist von möglichst allen Banden, die den Menschen mit der Welt

Digitized by Google

verknüpfen. Er wurde von klein auf zum Vertreter eines unnatürlichen, den Gesetzen der menschlichen Entwicklung ins Gesicht schlagenden Systems heran erzogen. Mit einem gewissen Stolz sagt Kappen von ihm (S. 26): „Seine Jugend kannte keine Krisen, kein Schwanken, kein Verirren, Versinken, kein Zweifeln und Bangen — das Ziel war klar und wurde mit eiserner Festigkeit verfolgt.“ Das ist wahr, aber es war eine künstlich geschaffene Festigkeit, die nicht dem natürlichen Wesen des Menschen entsprach; denn wer keine Krisen, Schwankungen u. s. w. an sich durchlebt, der ist kein wahrer Mensch. Clemens August wurde in früher Jugend schon auf die schiefe Bahn religiöser Verbildung gestellt, auf der er immer weiter ging, sein ganzes Leben hindurch, von der er — und das war die Folge des πρῶτον ψεῦδος seiner religiösen Jugenderziehung — nicht mehr herunter konnte. Das machte ihn stark zu dem erbitterten Kampf, den er gegen die preußische Regierung führte; diese Charakterentwicklung machte ihn auch zum Vorbild für alle späteren Culturkämpfer. Er wurde die möglichste Ausprägung des mönchisch-asketisch-hierarchischen Ideals, aber er war kein frei und geistig normal ausgebildeter Mensch.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. B. Das Boyeeische Gewerbemuseum in Nürnberg hat vor kurzem durch seinen trefflichen, verdienstvollen Bibliothekar und Secretär, Dr. Paul Johannes Rée, einen Katalog herausgeben lassen, der wegen seiner Anordnung Beachtung verdient, die einerseits wissenschaftlichen, andererseits vor allem den Bedürfnissen des praktischen Museumsbeamten und -benutzers in vortrefflicher Weise Genüge leistet. Den ersten Theil des stattlichen Katalogs, der in kleinem, übersichtlichem Druck 722 Seiten enthält, bildet ein Bücherverzeichniß, das rein alphabetisch angelegt und nach dem Verfasser oder, falls dieser nicht angegeben ist, nach dem ersten Hauptworte des Titels gestellt ist. Auf diese Weise ist der Interessent sofort über den Bestand der Bibliothek unterrichtet, da er mit Hülfe dieser summarischen, rein alphabetischen Anordnung alles rasch zu finden im Stande ist. Die Rubrik „Kataloge“ z. B. umfaßt 503 Nummern mit den nothwendigen Unterabtheilungen Auctionskataloge, Ausstellungskataloge, Museums- und Sammlungskataloge, Geschäftskataloge und Verschiedenes, jede einzelne wieder alphabetisch angeordnet. Die pièce de résistance aber und für den Praktiker von außerordentlichem Werth ist der zweite Theil, der „Schlagwortkatalog“, ein mit bewundernswerthem Fleiß und sorgfältiger Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Praxis ausgearbeitetes alphabetisches Gesammtregister, das nicht nur das sachliche Leitwort des Büchertitels, sondern auch die Excerpte aus einer Reihe von großen Sammelwerken enthält. Ich nenne nur die Titel „Alterthümer von Pergamon“, „Karnarsch“, „Onckens Allgemeine Geschichte“, „Viollet-le-Duc“ ꝛc. Aber noch complicirter, doch für den Benützer um so klarer ist das Schlagwortverzeichniß. Ich lasse den Verfasser selbst reden. „Es mußte jedes Schlagwort des Katalogs, soweit es noch unter einen mehrere Schlagworte zusammenfassenden Oberbegriff fällt, einem dieser bezeichnenden Schlagworte untergeordnet werden. Manches Schlagwort kommt naturgemäß unter einer ganzen Reihe von Schlagworten vor, z. B. Dürer, auf den unter Apokalypse, Biographien, Deutsche Kunst, Handzeichnungen, Holzschneidekunst, Kupferstich, Malerei, Renaissance (Deutschland) und Tracht verwiesen ist; in vielen Fällen ergab sich eine ganze Stufenleiter vom Allgemeinen zum Besonderen, doch ist, um eine zu große Complicirung notzuhängen, vielfach neben einander gestellt, was dem Begriffe nach einander hätte untergeordnet werden müssen, so sind z. B. unter dem Schlagworte Dürer die Schlagworte Apokalypse, Ehrenpforte, Große Passion, Kleine Passion, Marienleben, Triumph Kaiser Maximilians dem Schlagworte Holzschnitt nicht unter-, sondern nebengeordnet. Maßgebend waren überall praktische Gesichtspunkte, und ein besonderer Werth wurde darauf gelegt, von möglichst vielen Punkten aus auf einen Gegenstand zu führen, wie das oben angeführte Beispiel ‚Dürer‘ gezeigt hat.“ Es ist aus all dem Mitgetheilten einleuchtend, daß diese neueste Publication des blühenden Instituts in ihrer Art nachahmenswerth und von vorbildlicher Bedeutung ist.

*Düsseldorf. Der Plan einer Verlegung des Düsseldorfer Staatsarchivs nach Bonn wurde dieser Tage vom hiesigen Geschichtsverein in einer zahlreich besuchten Einspruchs-Generalversammlung besprochen. Es wurde beschlossen, durch eine Eingabe den drohenden Verlust von Düsseldorf abzuwenden. Sowohl an den Oberbürgermeister, wie an den Ministerpräsidenten sollen schleunigst Eingaben um Belassung des Archivs gerichtet werden, an letzteren durch Vermittlung des Regierungspräsidenten.

* Altenburg. Beehms Vogelsammlung wird von Baron Rothschild nicht einem öffentlichen Museum in London, sondern dem eigenen Rothschild'schen Museum in Tring einverleibt werden.

* Wien. Die täglich ausgegebenen Bulletins über das Befinden Alfred v. Arneths lauten wenig tröstlich. Der Zustand des Kranken ist verhältnißmäßig ruhig, nur die Lähmungserscheinungen und Bewußtseinsstörung dauern unverändert fort. — Der Professor der Nervenheilkunde Dr. Moriz Benedikt wurde von der Pariser medicinischen Akademie zum correspondirenden Mitglied gewählt.

-y- Brüssel, 26. Juli. Congreß für Unfallwesen und sociale Versicherung. Der heutige Tag war ausschließlich der Eröffnungsfeier gewidmet. Nachdem in einer gemeinschaftlichen Vormittagssitzung des permanenten Comités des Congresses und des Brüsseler Organisationscomités die Frage der Wahl des Bureaus geregelt und eine kleine Umstellung der Reihenfolge des Berathungsstoffes beschlossen war, fand Nachmittag um 3 Uhr im großen Festsaale der Akademie der Wissenschaften die Eröffnung des Congresses statt. Der Staatsminister und dermalige Kammerpräsident Beernaert, bisheriger Vorsitzender des Organisationscomités, wurde zum Präsidenten des Congresses gewählt. Ferner wurde eine Anzahl Vicepräsidenten aus den Vertretern der verschiedenen Nationen bestellt, darunter für Deutschland Dr. Bödiker. Beernaert begrüßte alsdann die Versammlung in einer längeren Ansprache. Er gab dabei eine Uebersicht über die bisherigen Arbeiten der Congresse in Paris (1889), Bern (1891) und Mailand (1894), hob die Verdienste Lindens, des Präsidenten der permanenten Commission des Congresses, hervor, und betonte, daß man bemüht gewesen sei, das Programm des Brüsseler Congresses auf die Erörterung von einzelnen wichtigen Fragen einzuengen. (Was aber nicht hindern wird, daß der Strom der Reden über die allgemeinen Grundfragen der socialen Versicherung hier nicht weniger als in Bern und Mailand rauschen wird.) Indem er dann weiter den Stand der Gesetzgebungsarbeiten in verschiedenen europäischen Ländern berührte, wies er auf das besondere Interesse hin, welches sich gerade in Belgien an die Arbeiten des Congresses knüpfe, da man hier um Abschluß eingehendere Vorberathungen im Oberarbeitsrath mit der Feststellung der endgültigen Gesetzentwürfe beschäftigt sei. Nachdem der Redner noch die große Zahl der Adhäsionen am Congreß (820, darunter 550 von außerhalb Belgiens) hervorgehoben hatte, schloß er mit einem warmen Appell an die Gesinnungen der menschlichen Solidarität, welche unbeschadet der verschiedenen Meinungen über die Wahl der Mittel die Gesammtheit der Anwesenden über das Prinzip der Versicherung als solches einig erscheinen lasse.

Darauf begrüßte der Industrie- und Arbeitsminister Nyssens namens der Staatsregierung in einer sehr warm gehaltenen Ansprache den Congreß, dabei zunächst hervorhebend, daß man in Belgien vor endgültiger Feststellung der einschlägigen Gesetzesvorlage gerade die Arbeiten des Congresses habe abwarten wollen. Insbesondere begrüßte der Minister an erster Stelle die Vertreter der Staaten, welche zuerst in der Frage der Arbeiterversicherung energisch vorgegangen sind, damit noch eine specielle sympathische Begrüßung Böckers verbindend. Dann kamen weiter die Länder an die Reihe, die noch im Stadium der Erwägung sich befinden, insbesondere Frankreich, Italien, England. Die weitere Ausführung des Ministers war einer eingehenderen Darlegung des Details der zu erörternden Fragen gewidmet und schloß mit dem Wunsche für gedeihliche Arbeit des Congresses.

Auf die Ansprachen von Beernaert und Nyssens antworteten Linden, der Präsident der permanenten Commission, und Bödiker. Linden benützte diese Gelegenheit, um einerseits auf die Absicht der in der deutschen und österreichischen Gesetzgebung beabsichtigten Modificationen und andererseits auf das neueste englische Vorgehen hinzuweisen, welches (nach Lindens Meinung) vielleicht die „einfachste“ Lösung der Frage bringe. (?)

Bödikers Rede — in deutscher Sprache — wurde sehr beifällig aufgenommen. Zunächst schloß er sich in seiner doppelten

Eigenschaft als Vicepräsident des Congresses und als Congreßtheilnehmer aus Deutschland dem Dank für Lindes an, ferner dem Dank an die belgische Staatsregierung, wobei er an die Thatsache anknüpfte, daß der König eine ihm überwiesene Stiftung zugunsten der Arbeiter verwendet habe. Sadaon brachte er weiter die aufrichtige Theilnahme des Congresses an dem Heimgang von zwei seiner Ehrenpräsidenten, Jules Simon und Léon Say, zum Ausdruck. Weiter wies Böckiker darauf hin, wie England unter Chamberlains Führung einen großen Fortschritt zu machen im Begriffe sei, und wie es sich auch in Rußland rege. Wir hoffen — so fügte Böckiker in seiner Bemerkung bei — daß die lateinischen Nationen, je länger sie nachdenken, um so vorzüglicheres leisten werden. Weiter hob er — und dies war von besonderem Interesse und gegenüber mancher thörichten Notiz in auswärtigen Zeitungen sehr zweckmäßig — ausdrücklich hervor, er sei gern gekommen, weil es ihm Bedürfniß sei, hier zu sagen, daß sein Ausscheiden aus dem Staatsdienst mit der Güte unsrer deutschen Gesetze gar nichts zu thun habe; dafür seien ganz andere Gründe entscheidend gewesen. In geschickter Weise schloß Böckiker seine Ansprache mit folgenden Worten: „Zu demselben Ziele führen die verschiedensten Wege; man muß nur wirklich ein Ziel im Auge haben. Alle Wege führen nach Rom. Nach dem Rom der Arbeiterversicherung haben wir in Deutschland eine Eisenbahn gebaut. Wer ans Ziel gelangen will, muß marschiren oder, wenn er fahren will, einsteigen. Fahren Sie mit uns, Sie werden uns liebe Fahrgäste sein. Also: en voiture, Messieurs!"

Mit der Bekanntgabe der für die Reihenfolge der Berathungsgegenstände ungenommenen Bestimmungen schloß Beernaert die sehr zahlreich besuchte Eröffnungssitzung. An weiteren und zwar sehr ausführlichen Referaten sind heute zur Verhandlung gelangt ein solches von Darcy (Paris) über den gegenwärtigen Stand der Unfallfrage in Frankreich und von Bernacchi (Mailand) über die gesetzgeberischen und technischen Maßnahmen zur Milderung der Unfallfolgen und zur Beschleunigung der Heilung der Verletzten.

Von bekannteren Namen der Congreßtheilnehmer aus Frankreich seien angeführt: Yves Guyot, Cheysson, Bellom, Albert Gigot, Mamy. Die Italiener sind verhältnißmäßig zahlreich vertreten, außer Chimirri sind zu nennen: De Angeli, Ferraris, Ritti, Perelli. Von den Engländern sahen wir die Antipoden Denge und Wolff. Weiter seien aufgeführt Kögler (Oesterreich), Snijder van Wissenkerke (Holland), v. Keppen (Rußland), Comtesse (Schweiz). — Von den im ersten Bericht erwähnten deutschen Großindustriellen sind außer den bereits genannten Möller und Feey noch aufzuführen u. a. van der Wijngaart (Berlin), Websky, geh. Commercienrath (Breslau), Dierig (Langenbielau), Dr. Kauffmann (Schlesien).

* **Paris.** Der Académie des inscriptions theilte Botto, Director des archäologischen Museums von Faro, der südlichsten Hafenstadt Portugals, eine interessante hebräische Inschrift mit, welche daselbst in einer Sandgrube gefunden wurde. Die Inschrift ist genau datirt. Sie stammt aus dem Jahre 1315 und ist die älteste dieser Art auf der Pyrenäen-Halbinsel. Sie erwähnt mit Auszeichnung einen „ehrwürdigen" Rabbi Joseph Potomol und muß als Grabschrift gedient haben. Das Document zeigt, daß schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts, 65 Jahre nach der Vertreibung der Araber aus Algarve und der Eroberung Faro's durch die Portugiesen, die Israeliten daselbst eine öffentlich geduldete, stark organisirte Gemeinde bildeten. Ihre heutigen Nachkommen haben die Inschrift sofort erworben und an der Mauer ihres Friedhofs angebracht, so daß Director Botto sie nicht mehr für sein Museum gewinnen konnte.

* **Petersburg.** Der Director des Weiblichen Medicinischen Instituts, Professor Anrep, hat dem Ministerium folgende Lehrkräfte zur Bestätigung vorgestellt: für Chemie den ehemaligen Professor der Universität Tomsk Salesski, für Histologie den Professor der Petersburger Universität Vogel, für Anatomie den Prosector der Militär-Medicinischen Akademie Batajew, für Botanik den Docenten der Petersburger Universität Radlow, für Zoologie den Docenten der Petersburger Universität Faustek, für Mineralogie den Docenten der Petersburger Universität Semjatschenski. — Geh. Rath Prof. Rudolf Virchow wird, wie der „Pet. Listok" meldet, Ende der nächsten Woche hier eintreffen und bis zum Schluß des internationalen Aerztecongresses in Rußland verweilen. — Auf dem internationalen Aerztecongreß in Moskau sollen, wie die „Nowosti" erfahren, mehrere interessante Vorträge über die Verbreitung der Lepra in den verschiedenen Staaten gehalten werden. Unter anderen haben die russischen Doctoren Gorodnowski aus Wladikawkas und Grünfeldt aus Rostow am Don Vorträge über dieses Thema angemeldet, wobei Dr. Grünfeldt mehrere Präparate demonstriren will. Da nicht alle russischen Aerzte ausländische Sprachen beherrschen, die ausländischen Aerzte wiederum bis auf sehr wenige Ausnahmen des Russischen nicht mächtig sind, sollen aus der Zahl der Mediciner Dolmetscher gewählt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Jahresbericht der Handelskammer zu Leipzig 1896. I. Theil: Einleitung. Leipzig 1897. — Gustav Hirschfeld: Aus dem Orient. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur 1897. — Oscar Liebe: Venus divina, Liebesgeschichten aus drei Jahrtausenden. Großenhain, Baumert u. Ronge 1897. — Hugo Terberg: Verse. Ebd. 1897. — Dr. Otto Heyn: Kritik des Bimetallismus. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897. — Ethische Cultur, Wochenschrift für sociol-ethische Reformen, hagb. von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg. V. Jahrg. Nr. 27—29. Berlin, Richard Bieber 1897. — *Gaston Deschamps:* La vie et les livres. 4me série. Paris, Armand Colin et Cie. 1897. — *Adolphe Brisson:* Portraits intimes. 3me série. Ebd. 1897. — Adolf Rosinski: Fürst Bismarcks Verdienste und ihre Würdigung durch den Deutschen Reichstag bei der Feier seines 80. Geburtstages kritisch beleuchtet. Berlin, Selbstverlag 1897. — Derselbe: Fürst Bismarcks Kampf gegen den Grafen Caprivi und seine Kundgebungen über das Sinken des deutschen Nationalgefühls und über die deutsche Reichsverfassung kritisirt. Ebd. 1897. — Dr. jur. Felix Friedrich Bruck: Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reich. Breslau, M. u. H. Marcus 1897. — Max May: Wie der Arbeiter lebt. Arbeiterhaushaltungsrechnungen gesammelt, im Auszug mitgetheilt und besprochen. Berlin, Karl Heymann 1897. — Magnus Biermer: Eine neuere englische Stimme über das Lohn- und Gewerkvereinsproblem. (S.-A. aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. N. F. XXI. Jahrg. Heft 3.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Derselbe: Die Arbeitseinstellungen in Preußen in den beiden letzten Jahren. (S.-A. aus Hildebrands Jahrbüchern für Nationaalökonomie ꝛc. 3. Folge. Bd. XIII, 6.) Jena, Gustav Fischer 1897. — Karl Barth: Arbeitsregeln für Fabriken mit besonderer Berücksichtigung von Papier-, Zellstoff- und Holzstofffabriken. Karlsruhe, Selbstverlag. — Georg Obst: Capitalanlage und Werthpapiere, ein Rathgeber. Mit Anhang: Die Börse und ihre Geschäfte. Heilbronn, Schröder u. Co. 1897. — Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahr 1896/97. Wien, Verlag der Universität 1897. — Alexander Baumgartner, S. J.: Geschichte der Weltliteratur. 4. Lfg. Freiburg i. Br., Herder 1897. — *Guide* de la section de l'*État indépendant du Congo* à l'exposition de *Bruxelles-Tervueren* en 1897, publié par les soins du Lieutenant *Th. Masui*, sécrétaire général; illustrations d'*Amédée Lynen*. Bruxelles, Veuve Monnom 1897. — Jahrbuch der Berliner Börse 1897/98. XIX. Ausgabe, abgeschlossen am 14. Juli 1897. Berlin, Verlag des „Berliner Actionär" 1897. — Joseph Reber: Ein Blick auf Frankreichs Schulwesen. Aschaffenburg, Wailanot'sche Druckerei A.-G. 1897. — Julius Stettenheim: Wippchens sämmtliche Berichte. Bd. XI. Berlin, Hermann Poetel 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Gmelin-Kraut's anorganische Chemie jetzt vollständig!

Soeben ist erschienen: (15839)

Gmelin-Kraut's Handbuch der anorganischen Chemie. 6. umgearb. Aufl. in 3 Bdn. Herausgegeben von Prof. Dr. K. Kraut, fortges. von Prof. Dr. A. Hilger.

Register bearb. von Dr. R. Weinland unter Mitwirkung von Dr. P. Metzger und Dr. E. Schäffer. 8°. brosch. M. 2.

Das **alphabet. Sachregister** zu „Gmelin-Kraut's Handbuch der anorganischen Chemie" ist allen Besitzern desselben beim Gebrauch unentbehrlich. So lange der Vorrath reicht, liefere wir **einzelne Hefte zur Ergänzung** des I. Bd. 2. Abth. (M. 12.—) [I. Bd. 1. Abth. Allg. u. physikal. Chemie ist vergriffen], II. Bd. 1. u. 2. Abth. (M. 50.—), III. Bd. 1. und 2. Abth. (M. 30.—) noch zum Preis von M. 2.— pro Lieferung.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 30. Juli. Nummer 168.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Anfänge deutschen Lebens und deutscher Politik in Amerika. I. Von Dr. Hermann Schoenfeld. — Die Hospitalfrage in England. — Zwei alte englische Bearbeitungen des König Lear. Von Dr. Eugen Kilian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Anfänge deutschen Lebens und deutscher Politik in Amerika.

Von Dr. Hermann Schoenfeld (Washington).

I.

Die Culturgeschichte und das geistige Leben, sowie die Sprache des deutschen Volkes lassen sich durchaus nicht auf die staatlichen Grenzen des politischen Deutschlands und seiner deutschen Nebenländer in Europa beschränken. Unter dem Culturbegriff „deutsch", der den ganzen Stamm umfassen soll, haben wir nicht allein die natürlichen Marken des in Mitteleuropa gelagerten Ländergebietes zwischen den nordischen Seen nnd dem Adriatischen Meere, zwischen den Karpathen und den Vogesen, zwischen den Alpen und den jütischen Haiden zu verstehen, sondern auch jedes außereuropäische Land, welches deutsch ist in Sprache, Denkart, Bildung und Brauch. Dieses außerhalb des eigentlichen Deutschlands gelegene Land sind aber die Vereinigten Staaten von Amerika par excellence. Nicht wie Oasen sind die von Millionen Deutschen bewohnten Gebiete über die nordamerikanische Welt zerstreut, sondern als compacte Massen beherrschen sie theils bewußt, theils unbewußt ganze Staaten, durchdringen das nicht deutsche geistige, politische und sociale Leben in glücklicher Mischung, beeinflussen die altenglische religiöse Starre und den allzu engherzig gewordenen Yankeehandelssinn mit frischen Strömen norddeutscher Kraft und süddeutscher Regsamkeit und zunächst freilich nur langsam, aber stetig keimenden idealen und künstlerischen Bestrebungen. Wie daheim, so hat auch hier unser Volk keinen einförmigen Charakter in seiner Weltanschauung und Lebensführung. Auch hier findet sich die außerordentliche Verschiedenheit der deutschen Stämme in Gewohnheiten nnd Bräuchen, im Betrieb der Industrie, des Handels und der Landwirthschaft. Auch hier verhindert uns der deutsche Charakterzug der Geltendmachung der Persönlichkeit und wiederum die psychologisch so schwer damit zu vereinigende Anlehnung an das Fremde, eine zusammen stehende, zusammen wirkende, geschlossene Nation zu werden.

Man betrachte dagegen z. B. die französische Bevölkerung in Canada. Als ein fest gefügter Volkskörper steht das französische Element in seinem Patriotismus, religiösem Gefühl, seiner Zusammengehörigkeit, seiner selbständigen Literatur dem Anglikanerthum gegenüber, ohne je in seiner Loyalität zu wanken oder gar einen politischen Anschluß an Frankreich zu suchen. Der canadische Franzose ist aber sonst französischer als der in der alten Heimath. Rein und unverfälscht hat der Bretone wie der Normanne, der Colonist von der Touraine seinen Dialekt, seine Ueberlieferungen, seine alten Lieder, seine alten Sympathien aus der Zeit Franz' I. treulich bewahrt; wie einst in der alten Heimath, wo nun auch die alles nivellirende Cultur, sowie die modern politische Eintheilung der Provinzen in Departements die alten Stämme fast zum Verwechseln gleich gemacht hat, hört man über die Straßen der canadischen Städte und Weiler den Holzschuh — sabot — dahinklappern; und wenn der französische Culturhistoriker die alten Typen, die daheim verschwunden sind, studiren will, so muß er sich zu dem Behuf nach Canada begeben.

Den Männern, welche den großen, in seinen Folgen ganz unberechenbaren Plan verwirklicht haben, deutsche Geschichtsvereine in den deutschen Bildungscentren Amerika's in größerem Maßstabe zu begründen, denen immer neue, ganze Staaten umfassende Vereine folgen werden und müssen, die mit Fleiß, liebevoller Hingebung und idealem Interesse allmählich die ganze Union in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen und sich wie ein Netz über das Land spannen werden, den Männern, die solches leisten, wird es zu danken sein, wenn aus ihrer Mitte eine Geschichtswissenschaft aufblüht, die dem großdeutschen Ideen- und Gedankenthum eine neue, unendliche Welt erschließen wird. Deutsche Männer ragen in großer Anzahl an Geschäftstüchtigkeit, Wohlstand, Fähigkeit vor allen anderen hervor. Nun ist es an der Zeit, einen Theil der auf die Materie verwandten Energie den ideelleren Lebenszwecken und Lebensbedürfnissen zuzuwenden. Nun ist der Zeitpunkt gekommen, der Colonistenthätigkeit einigermaßen zu entsagen, nachdem das Dach über dem Haupte fest gezimmert, die materiellen Lebensvorräthe für ein Menschenalter hinaus gesichert sind. Denn darüber kann für den Historiker kein Zweifel obwalten, daß der wahrste nnd zerschmetterndste Vorwurf, der von der Geschichte gegen diese Aera des dahinsinkenden Jahrhunderts in Amerika erhoben werden wird, derjenige sein muß, daß die amerikanische Nation, nachdem sie ihre materielle Existenz gesichert hat, für ihr ideelles Dasein noch zu wenig gethan hat, folglich ihre heiligste Pflicht verabsäumt hat. Und die Weltgeschichte mit diesem harten, aber berechtigten Vorwurf ist das Weltgericht. Und zu allem Unglück ist nicht einmal der materielle Zweck erfüllt worden. Wohin hat uns der Materialismus geführt? Die Zeiten, wo niemand ohne Abendbrod zu Bett zu gehen brauchte, sind längst vorüber; die Hast und Gier mit ihrer Ueberproduction im Gefolge hat Hunderttausende arbeitslos gemacht, Hunderttausende an den Bettelstab gebracht; die Riesenrepublik, die unter normalen Verhältnissen eine Welt mit aller Nothdurft reichlich versorgen könnte, enthält gegenwärtig ebenso viel Jammer und Elend, wie die ärmeren Staaten Europa's; seit nahezu vier Jahren befindet sich das Land in einem chaotischen, kritischen, panikartigen Zustand. Das frühere Glück der Massen ist gegen eine größere Anzahl von nie dagewesenen Millionären mit ungezählten Millionen, von einigen Dutzend unerhörter Trusts eingetauscht worden, und merkwürdigerweise zaugen auch einige von diesen zu wanken an. Dabei wird die

Digitized by Google

Quelle all dieses Jammers nicht nur von der „miscra contribuens plebs", sondern auch von den wahren Schuldigen vielfach auf unschuldige Sündenböcke abgewälzt. Racenhaß und Massenhaß und Classenhaß halten ihren Einzug, der Nativismus und das Knownothingthum lebt gewaltig auf, die Einwanderung muß herhalten, um inhärente Sünden zu decken. Unter solchen Umständen mögen einige Züge deutschamerikanischer Ursprungsgeschichte manche Vorurtheile mildern, wenn nicht ganz beseitigen.

Deutsche Geschichte hat sich hier in bestimmten Communen und einzelnen Staaten wie daheim entwickelt, nur mehr zersplittert, unbewußter, zielloser, weil mehr unbehindert, in anderen Canälen, in unzähligen Rinnsälen und Bächlein; aber diese schwellen allgemach zum Strome an, und aus diesem Strom ergießt sich ein befruchtendes Naß über unser Adoptivvaterland, und ihm wird das Land zum großen Theil seine Rettung aus dem corrumpirenden Utilitarismus verdanken. Denn Idealismus ist die deutsche Grundstimmung, die, wenn auch nur allzu oft schlummernde, doch in jedem Deutschen innerlich gegenwärtige Begeisterung für das Edle, Große, Schöne. Unsre Blüthe in Poesie, Literatur, unsre Freiheitsbegeisterung, das Rechtsgefühl des deutschen Volkes wird doch hoffentlich bestimmt unsre alten Sünden der Zersplitterung, des Spießbürgerthums, die äffische Nachahmungssucht des schlechteren Fremden, die particularistische Kirchthurmspolitik, die Verballhornisirung unsrer herrlichen Sprache ausmerzen. Und dann ist die Zeit gekommen, wo das Deutschthum, das in diesem Lande mit Hacke und Karst, mit Schwert und Feder so Großes im stillen gewirkt hat, auch offen, frei und deutlich das führende oder wenigstens eines der führenden Elemente sein wird. Dann aber muß das Deutschthum Amerika's eine eigene, selbständige, echte Geschichtswissenschaft haben. — Es ist also hohe Zeit, daß die besten und gebildetsten unsres Volkes zusammentreten und sich die Erforschung der deutschen Vergangenheit in Amerika zum Gegenstand ihrer Bestrebungen erwählen. Jeder wenn auch noch so geringe Beitrag wird dem zukünftigen Historiker des Deutschthums in Amerika eine gute Quelle sein, und so heißt es denn, den bereits angeschwollenen Strom durch alle seine Windungen, Zu-, Ab- und Nebenflüsse bis zu seinem Anfang zurückverfolgen.

George Bancroft, der Altmeister der Vereinigten Staaten-Geschichte, stellt folgende beherzigenswerthe Grundsätze auf: „Das Volk, das zwischen Frankreich und den Slaven wohnte, gründete keine Colonien in Amerika, aber es gab dem sich erhebenden Lande theilweise seine Gesetze der Existenz." Beide Grundsätze sind richtig; aber seiner Beweisführung für den letzteren kann ich nicht in allen Stücken beistimmen. Bancroft ist geneigt, allzu einseitig dem großen Reformator Luther in erster Instanz alle Segnungen der amerikanischen Freiheit zuzuschreiben: „denn", sagt er, „die Prinzipien, für welche Luther die Mitwirkung jedes Individuums verlangte, faßten die tiefste Wurzel. Doch würde ihre augenblickliche und allgemeine Anwendung eher den Bürgerkrieg, als einen gesunden Wechsel zuwege gebracht haben. Eine neue Nation, frei von mittelalterlichen Traditionen, mußte emporwachsen, die große Erbin und Trägerin des neuen Systems zu werden." Aber die reformirte Kirche Frankreichs, deren Constitution aus sich selbst herauswuchs, und die aus der allgemeinen Gährung mit Naturnothwendigkeit hervorgegangen war, hatte nur mit Luthers ursprünglicher Lehre, die allen das Heil der Freiheit zu versprechen schien, Gemeinschaft. Auf dem Prinzip der Religionsfreiheit colonisirten die der Unduldsamkeit daheim entflohenen Franzosen zuerst das jetzt Nova Scotia genannte Land und Florida, und auch in den Ansiedlungen von Canada bis zum Chesapeake, oder den puritanischen in Neu-England, den episkopalischen in Virginia und im Pennsylvanien der Quäker blieb der Name Luthers so gut wie unbekannt. Aber insofern der ursprüngliche Geist des Protestantismus, die Gährung gegen die Mißbräuche des verdorbenen Klerus specifisch deutsch war, von wo aus die Reformation sich über die Welt ergoß, kann man Bancrofts Wort gewiß unterschreiben: „So gab Deutschland, obwohl es kein Territorium in Amerika erwarb, den Colonien von Neu-Holland und Neu-England ihre Gesetze der Existenz." Nur sind solche geistreiche, aber allzu allgemeine Aeußerungen auch bei Bancroft stets cum grano salis zu verstehen.

Die historische Wahrheit erfordert es gerade heute, wo sich eine wüthende Propaganda gegen die deutsch katholische Kirche in Amerika geltend macht, den großen Dienst dieser Kirche in der Civilisation und Colonisirung Amerika's anzuerkennen, um so mehr, als diese Seite selbst von den Besten, die aus puritanischem Blute stammen, entweder todtgeschwiegen oder mit einem ironischen Lächeln über die katholischen Missionäre unter den Indianern abgethan wird, während andrerseits die ausschließlich katholischen Historiker in ihrer Art als ecclesia militans gar zu sehr ihre in der That großen Verdienste einseitig hervorheben. Der große Webster hat freilich in seiner berühmten Bunker Hill-Rede bei der Besprechung des Ursprungs und der Merkmale unsrer freien Institutionen den katholischen Begründer des Staates Maryland, Lord Baltimore, der für die politische Freiheit dieses Landes mindestens ebenso viel gethan hat als die Pilgerväter, und für die religiöse Freiheit unendlich mehr als die Gesetzgeber der Blue-Laws und der Hexenprocesse, besser gewürdigt. Unter den Historikern der jüngeren Schule hat eigentlich nur der ausgezeichnete Francis Parkman die Mission der katholischen Kirche in der Erschließung und Colonisirung der Nordstaaten der Union gerecht gewürdigt.

Das oben entworfene Bild der Religionsfreiheit suchenden Protestanten und Reformirten hatte auch seine bedeutenden Schatten. Der Natur dieser Bevölkerung zufolge enthielten die Colonien auch sehr viel des wildesten Fanatismus, der sich ganz besonders gegen das katholische Element mit einer wahrhaft mittelalterlichen Barbarei kehrte. Die Geschichte der Salem witchcraft, die Verfolgung der Quäker in Massachusetts und die Unterdrückung der religiösen Freiheit der Quäker in Maryland, die Unzahl barbarischer und absurder Gesetze, die nicht nur die Handlungen, sondern auch die Meinungen regulirten, zeigen, wie weit entfernt die Colonisten puritanischen Schlages davon entfernt waren, die Glaubensfreiheit und freie Religionsübung, die sie einst hier gesucht hatten, selbst zu gewähren.

Das deutsche protestantische Element aber drang eigentlich in Masse erst im Jahr 1742 mit den Salzburger Protestanten und seit den Colonialkriegen Englands mit Frankreich in Amerika ein, und mit dieser Einwanderung beginnt denn auch gleich ein ganz anderer Zug religiöser Freiheit über dieses Land dahin zu wehen.

Hinsichtlich des Katholicismus steht es fest, daß derselbe, dem durch die Reformation ein so ungeheurer Abbruch in Europa gethan worden ist, sich mit dem Opfermuthe des Martyriums auf die Bekehrung der Eingeborenen und ihre Civilisirung in Amerika warf. Viel katholisches Priesterblut ist in Amerika geflossen, bevor noch die ersten Spatenstiche den jungfräulichen Boden aufwühlten. Die Geschichte der frühesten katholischen Missionen in Canada, im Nordwesten und Süden der Vereinigten Staaten muß das bewundernde Interesse jedes Historikers erregen, der das Erstehen und den Fortschritt unsrer frühesten Colonien verfolgt. Ja die Geschichte der frühen Zeit kann thatsächlich nicht erschöpfend behandelt werden, ohne die Annalen

Digitized by Google

der katholischen Pioniere reichlich zurathe zu ziehen. Wie in Süd-, so war es auch in Nordamerika. Katholische Missionare waren die ersten Culturfactoren. Religiöser Eifer nicht weniger als commercieller Ehrgeiz hatte Frankreich bewogen, Canada zu gewinnen. Champlain, dessen Name mit dem Ruhme eines Smith und Hudson wetteifern wird, war ein selbstloser, ehrenhafter Mann von echter Frömmigkeit und religiösem Eifer. Die Katholiken Marylands waren die ersten, die allgemeine bürgerliche und religiöse Freiheit in Nordamerika proclamirten. Das katholische Frankreich leistete den meisten protestantischen Colonien die endgültige, wirksame Hülfe; die Maryland-Linie unter dem deutsch katholischen Baron v. Kalb blutete vor allem bei Camden, der illustre Prälat Charles Carroll, einer der Zeichner der Unabhängigkeitserklärung, hatte in seiner geistlichen Eigenschaft im Falle des Mißlingens am meisten zu verlieren; die Hälfte der Generale und Offiziere im Revolutionskrieg waren Katholiken, so Lafayette und Rochambeau, so die Polen Kosciuszko und Pulaski, so der Deutsche Kalb, und der erste Commodore, der unsre damals in den Kinderschuhen steckende Marine begründete, war der Irländer Barry.

Angesichts der bedauerlichen brudermörderischen Religionszwistigkeiten, die sich weithin breit machen, glaubte ich diesen Passus einreihen zu müssen, der historischen Wahrheit zu Ehren und um dem Vorwurf engherziger localdeutscher Einseitigkeit zu begegnen. Es bleibt der deutschen protestantischen Majorität überdies noch der Ehre genug, ohne ungerecht gegen das Fremde zu werden.

Um aber den deutschen Protestantismus in seinem Einfluß auf die Colonien und in seinen Beziehungen zu denselben gründlich zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen. Denn aus der historischen Entwicklung Deutschlands wird der Uebergang zu den Colonien klar werden.

Bei genauerer Prüfung der deutschen Geschichte ergibt sich natürlich und nothwendig, daß die Keime zur Einigung Deutschlands nicht in Oesterreich mit den slavischen Gewichten an den Füßen, sondern in dem Hause lagen, das der sechste Burggraf von Nürnberg nach Brandenburg verpflanzt hatte. Im Jahre 1613 nahm der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, den Glauben derer an, welche Massachusetts colonisiren sollten. Mit aller Formalität schied er aus der Kirche Luthers aus und ging zu der mehr liberalen, unter republikanischen Auspicien begründeten schweizerischen Kirche über. Während im Jahr 1618 die Pilger in England petitionirten, mit einem königlichen Freibrief nach der freien, selbstbestimmenden Regel der Reformation, wie sie in Luthers frühen Lehren erschienen war, auswandern zu dürfen, weihte sich der Kurfürst von neuem der Reformation, indem er das säcularisirte Preußen seinem Lande einverleibte. Mit verschiedenem Erfolge, aber in gleicher Weise hatte der Protestantismus in Deutschland wie in Neu-England um seine Existenz zu ringen. Nur triumphirte hier der Protestantismus und gewann durch die Einsetzung einer regulären protestantischen Regierung Bestand, wenngleich der Fortschritt zuerst so langsam war, daß die Colonie nach zehn Jahren nur 300 Mitglieder zählte; aber mit der Constitution von Plymouth, die in Cape Cod Harbor gezeichnet wurde, war ihr protestantischer Charakter besiegelt, während gleichzeitig in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag der Protestantismus niedergeschmettert wurde. — An demselben Sommertage 1630, an welchem Winthrop mit seinen 500 Puritanern, den Begründern von Cambridge, Lynn, Rosebury, Boston und anderen Plätzen in dem Hafen der Massachusetts-Bai einlief, landete Gustav Adolf mit 15,000 Mann in Pommern. Derselbe Geist herrschte hier wie dort. (Bancroft, vol. IV.) Die Gemeinden von Massachusetts, die zu schwach waren, Hülfstruppen oder Hülfsgelder an ihre deutschen Glaubensbrüder zu senden, strömten wenigstens in Gebeten ihre Seelen für sie aus. Von der freien Reichsstadt Nürnberg aus empfahl Gustav Adolf drei Wochen vor seinem Tode in der Schlacht bei Lützen den deutschen Protestanten die Colonisation in Amerika als „einen Segen für die protestantische Welt". Im Verfolg des Planes des schwedischen Königs rief der Kanzler Oxenstierna im April 1633 die Deutschen auf, Emigranten aus ihrer Mitte nach Amerika zu senden, und unter deutschem Schutzbrief wurde eine deutsche evangelische Colonie am Delaware begründet.

Zwar hat der dreißigjährige Krieg das norddeutsche Land in eine Wildniß verwandelt, zwei Jahrhunderte lang nach dem westfälischen Frieden zeigte sich keine deutsche Flagge auf den Meeren, die Bildung und der Wohlstand aller Classen war vernichtet, Deutschlands Einfluß nach außen war auf nichts herabgesunken; keine Colonie wurde begründet. Nur von Amerika, wie von Brandenburg leuchtete ein Hoffnungsstrahl für die deutschen und die französischen Protestanten. Die französischen Reformirten, die in einer Anzahl von einer halben Million durch den Großen Kurfürsten in Brandenburg angesiedelt wurden, bildeten die beste Intelligenz nach der Verrohung des furchtbaren Krieges; es ist interessant, die Spuren des wohlthätigen französischen Einflusses in Brandenburg und Preußen zu verfolgen, sowie es interessant ist, den deutschen Einflüssen in Amerika nachzuspüren. Durch die wilden Einfälle während der Raubkriege des „Roi soleil" und seiner Generale Turenne und 15 Jahre später seines Bluthundes Melac, und auch durch die heimische Unterdrückung seitens einiger deutscher Duodezfürsten verjagt, strömten die Deutschen, besonders von den Rheinufern, in solcher Anzahl nach Amerika, daß sie im Laufe eines Jahrhunderts einen großen Theil des besten Landes vom Mohawk bis zum Thale von Virginia in Besitz nahmen und mit der bekannten deutschen Hingebung bebauten. Auch die Salzburger Protestanten, welche im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts in die Verbannung getrieben wurden, fanden, soweit sie nicht in den Staaten Friedrich Wilhelms I., jenes harten Soldatenkönigs, aber auch des Schulmeisters des preußischen Volkes und des Begründers der preußischen Armee und Finanzverwaltung, bleiben konnten oder wollten, Aufnahme in einer neuen Heimath an den Strömen Amerika's.

Im Jahre 1740 bestieg Friedrich II. den preußischen Thron, über dessen Ruhmesthaten als Feldherr, Staatsmann, Philosoph und Literat sich eine ungeheure Literatur aufgehäuft hat, aber dessen Ueberzeugungen, Sympathien, Ideen, die jungen Vereinigten Staaten betreffend, noch so gut wie gar nicht gewürdigt sind. Darüber müssen außer den mir zugänglichen noch viele Documente in den Berliner, Pariser und Washingtoner Archiven vorhanden sein, die der Hebung harren.

Die Hospitalfrage in England.

Von einem deutschen Arzt in London.

Die Hospitalfrage in England und seiner Metropolis London im besonderen ist seit den letzten Jahren in eine Krisis eingetreten, deren endgültig glückliche Lösung gerade jetzt weiter als je entfernt zu sein scheint. Die directe Veranlassung der Krisis bildet die immer mehr wachsende Schwierigkeit, aus öffentlichen freiwilligen Sammlungen die sich mehrenden Ausgaben der Krankenhäuser zu bestreiten. Außerordentliche Sammlungen, welche fast in jedem der letzten Jahre veranstaltet wurden, und namentlich der anläßlich des 60jährigen Regierungsjubiläums der Königin veranstaltete Prince of Wales Hospital Fund haben die

Aufmerksamkeit größerer Mengen des Publicums dieser Frage zugewandt und durch eifrige Discussion in der Laien- und medicinischen Presse, sowie Veröffentlichung genauerer Reports über die Verwaltung der einzelnen Institute zu einer größeren Klarheit der Verhältnisse geführt. Der Versuch, durch eine außerordentliche Sammlung einer größeren Summe, welche der oben erwähnte auf Anregung des Prinzen von Wales in diesem Jahre veranstaltete Hospitalfonds liefern sollte, die finanziellen Verhältnisse der Londoner Hospitäler zu ordnen und zugleich einen Fonds für spätere schlechtere Jahre zu bilden, dürfte jetzt schon als mißlungen zu betrachten sein. Eine Million Pfund Sterling war die bescheidene Summe, welche die von allerhöchster Stelle, sowie auch von allen leitenden Zeitungen, der Geistlichkeit und anderen warm empfohlene Sammlung innerhalb eines Jahres ergeben sollte; nicht ganz 200,000 Pfund ist die Summe, welche jetzt nach annähernd 7 Monaten zusammengebracht worden ist. Obwohl gerade in diesem Jahre bereits außerordentliche Ansprüche an die Taschen des Publicums durch die Hungersnoth in Indien, die Reconstituirung des alten historischen Guys-Hospitals und unzählige kleinere Collecten in Verbindung mit dem Regierungsjubiläum gestellt wurden, gibt die Zurückhaltung des sonst so außerordentlich freigebigen englischen Volkes, sobald es sich um Unterstützung von Wohlthätigkeitsanstalten handelt, in diesem Falle doch zu denken. Das Uebel sitzt eben tiefer, wie man zu sagen pflegt, und die Lösung dieser Frage läßt sich eben nicht, wie sonst die meisten anderen Angelegenheiten, hier durch eine wenn auch noch so hohe Geldsumme erreichen. Dieses scheint auch jetzt die Ansicht des Prinzen von Wales selbst zu sein, welche man in einer kürzlich von ihm gehaltenen Rede angedeutet findet. „Ich hoffe", sagt er, „daß meine Bemühungen für die Hospitäler erfolgreich sein werden. Die Sache (d. h. die Einnahmen) schreitet langsamer vorwärts als ich wünschen möchte, jedoch wir müssen Geduld haben. Ich hoffe, daß das Hospitalwesen eine feste Basis erlangen wird und daß das Volk allmählich einsieht, daß die gespendeten Gaben nicht umsonst ausgegeben sind."

Die Zahl der in Betracht kommenden Krankenhäuser, Wohlthätigkeits- und Pflegeanstalten ist in London, der größten Stadt der Welt, natürlich eine außerordentlich hohe. 353 ist die Zahl sämmtlicher Institute, unter denen 181 direct als Krankenhäuser oder Polikliniken bezeichnet werden können. Zu diesen gehören 26 große allgemeine Krankenhäuser, 57 Specialspitäler, 55 Polikliniken und 53 Reconvalescentenanstalten und sogenannte College Hospitals. Die größte Mannigfaltigkeit zeigen die Hospitäler; man findet hier 6 für Schwindsucht, 13 für Kinder, 12 für Frauenkrankheiten und Geburtshülfe, 5 für Augen, ferner solche für Herz- und Gefäßkrankheiten, Nervenkrankheiten, Epilepsie und Lähmungen, acute Fieber, Krebs, Fisteln, Stein (der Harn- und Gallenblase), Haut, Nase und Ohr, Zähne, Orthopädie ꝛc. Um einen annähernden Begriff von der Bedeutung dieser Anstalten zu geben, will ich die Zahl der in diesen Instituten im Jahre 1893 behandelten Patienten anführen.

	Zahl	Aufgenommene Patienten	Poliklinische Patienten	Behandelte Verletzungen ꝛc.
Allgemeine Krankenhäuser	26	55,514	1,584,735	318,961
Specialhospitäler . . .	57	28,561	1,310,885	28,932
College Hospitals u. Reconvalescentenanstalten	43	23,013	10,795	339
Polikliniken	55	—	1,222,001	—
Summa	181	107,088	4,128,416	348,232

Die Einnahmen inclusive Legate betrugen für sämmtliche 353 Institute im gleichen Jahre über 5 Millionen Pfund, worin die Einnahmen, welche viele Hospitäler aus ihrem eigenen Vermögen ziehen, nicht einmal eingerechnet sind; ausgereicht hat diese Summe jedoch nicht, um die Auslagen sämmtlicher Anstalten zu decken. Letztere sind in London sehr groß, z. B. betragen die jährlichen Kosten für die Unterhaltung eines Krankenbettes — Gesammtausgaben eines Hospitals durch Anzahl der Betten dividirt — 90 bis 100 Pfund; in England und Wales exclusive London circa 44 Pfund. Wunderbar wird gewiß manchem der Leser die Mittheilung erscheinen, daß die oben erwähnte Geldsumme ganz und allein durch freiwillige Beiträge aus dem Volk in Gestalt des Hospital Sunday und Saturday Fund, Schenkungen, Subscriptionen, Sammlung während jährlicher Diners und durch die an den Hospitälern selbst angebrachten Sammelbüchsen eingeht; denn der Staat gibt nichts, da die Hospitäler eben Privatinstitute sind. Das englische Volk ist stolz auf diese Einrichtung, welche Armen und Kranken Linderung ihrer physischen Leiden durch freiwillige Schenkungen verschafft, und betrachtet sie als die edelste Form christlicher Barmherzigkeit. Vollständig uneigennützig kann man diese Gaben jedoch nicht immer nennen, denn mancher reiche englische Kaufmann hätte seinen Baronet oder Lordstitel nicht ohne entsprechende Schenkung an die Hospitäler erhalten; ferner beanspruchen Fabrikherren und Arbeitgeber kostenlose Behandlung ihrer Untergebenen, nicht nur bei vorübergehenden Krankheitsfällen, sondern auch oft bei dauernder Arbeitsunfähigkeit, die aus einem Unglücksfall resultirt. Die oft kleinliche Oberaufsicht des Staates besteht allerdings infolge der oben erwähnten Verhältnisse nicht in den Hospitälern, weder in ihren Einrichtungen zur Behandlung Kranker, noch in ihren wissenschaftlichen Instituten zur Ausbildung medicinischer Studenten; dafür erlangen jedoch die freigebigen Spender, welche zugleich den alleinigen oder größten Theil des Hospitalcomités gegenüber den Aerzten ausmachen, vollständige Oberaufsicht und Macht über Verwaltung, Einrichtung, Besetzung ärztlicher Stellen ꝛc. Welches von beiden Uebeln das schlimmere ist, mag fraglich erscheinen; mir scheint, das letztere. Abgesehen von den im Hospital residirenden Hausärzten, welche die Rolle von Assistenten einnehmen, sind sämmtliche Anstaltsärzte nicht bezahlt; dem entsprechend soll auch die Behandlung aller Patienten eine vollständig unentgeltliche sein, was jedoch nicht immer zutrifft.

Direct verknüpft mit den größeren der allgemeinen und Specialhospitäler sind auch die medicinischen Schulen. Jedes Hospital bildet, oder hat wenigstens die löbliche Absicht, in sich allein ein vollständiges Ganze zu bilden, welches seinen Studenten in sämmtlichen Zweigen der Medicin eine ausreichende, allen Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechende Ausbildung gibt und nebenbei in seinen Laboratorien noch Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten bietet. Mit welchem Erfolge, ist nicht zweifelhaft, wenn man sieht, wie selbst die größten Institute weit hinter den Einrichtungen der kleinsten deutschen medicinischen Universität zurückbleiben. In Schottland, wo diese Verhältnisse dem modernen continentalen und speciell deutschen Universitätswesen angepaßt sind, sind die Zustände weit besser. Daß durch eine passende Vereinigung wenigstens der Lehrkörper der einzelnen Hospitäler nicht nur die Ausgaben verringert, sondern auch die Güte der medicinischen Schulen gehoben werden würde, liegt klar auf der Hand. Der zu diesem Zwecke vor einigen Jahren gemachte Vorschlag der Bildung einer medicinischen Universität in London scheiterte bekanntlich.

Um auf die Krankenpflege selbst zurückzukommen, so haben gerade die letzten Jahre deutlich gezeigt, daß in vielen, namentlich kleineren Instituten starke Mißstände herrschen. Mißwirthschaft in der Verwaltung, schlechte

Digitized by Google

sanitäre Einrichtungen, unzureichende Behandlung der Patienten und zum Schluß Mißbrauch der Hospitäler durch die Patienten selbst: so lauten die Klagen, welche die Hospital Reform Association in ihren Untersuchungen der Hospitalfrage aufgedeckt hat. Daß namentlich viele kleinere Anstalten, die thatsächlich vor dem Bankerott stehen, in ihren Einrichtungen unzureichend sein müssen, nimmt nicht Wunder. Es ist das Verdienst der Zeitschrift Truth, manche eclatantere Formen aufgedeckt zu haben. Nach ihr sollen z. B. in einem Krankenhause, welches den stolzen Namen des Queen's Jubilee Hospital führt, die Einrichtungen jeder Sanität Hohn sprechen, so daß es ungeeignet zur Krankenaufnahme sei; das Publicum wurde gewarnt, die Hülfe dieses Instituts in Anspruch zu nehmen.

Als enorm schildert die Hospital Reform Association den Mißbrauch der Hospitäler, namentlich der speciellen durch Patienten, welche wohl im Stande sind, das Honorar eines Arztes zu bezahlen. Die Zahl der die Hospitäler frequentirenden Patienten, welche dort mehr oder minder unentgeltliche Behandlung finden, hat von Jahr zu Jahr zugenommen und beträgt jetzt circa 1:3 in der Londoner Bevölkerung. Verschiedene Vorschläge einer Controle der Hospitalpatienten haben sich als unzulänglich erwiesen, und die Folge davon ist, daß es selbst dem besten Doctor fast unmöglich wird, in den mittleren und ärmeren Classen der Stadt London sein Brod zu verdienen. Die Gründung zahlreicher sogenannter Medical Provident Institutions oder Clubs, welche den Zweck haben, ihren Mitgliedern gegen geringe Bezahlung ärztliche Hülfe angedeihen zu lassen, hat diese Schwierigkeit noch erhöht. So existiren z. B. in der Stadt Coventry mit 52,000 Einwohnern 39,000 Mitglieder derartiger Clubs, welche einen Penny pro Woche bezahlen (circa 4.50 M. pro Jahr); daneben gibt es circa 3000 arme Hospitalpatienten, so daß nur noch 10,000 aus der Bevölkerung übrig bleiben, welche eventuell die ärztliche Hülfe bezahlen. Ein Club mit 26,000 Mitgliedern hat nur 5 Aerzte, und Klagen über falsche ärztliche Behandlung — Kunstfehler — sind sehr zahlreich. Das System, ohne jede Controle jeden Patienten, der sich an ein Hospital wendet, unentgeltlich zu behandeln, hat zu einer Demoralisirung gewisser Bevölkerungsschichten geführt. Nicht nur die ärmeren, sondern auch die Mittelclassen beginnen unentgeltliche medicinische Behandlung als ihr Recht zu betrachten; falls ihnen gewisse Formen und Aeußerlichkeiten in einem Hospital nicht mehr conveniren, so beglücken sie ein anderes mit ihrem Besuch, denn Mangel an Instituten gibt es ja nicht. Derartige Verhältnisse werden durch die Rivalität zwischen den einzelnen Hospitälern noch begünstigt. Jedes Hospital ist bestrebt, die Zahl seiner Patienten zu vermehren, 1. um ein besseres Material für die medicinischen Schulen zu haben, 2. um mit mehr Nachdruck größere Summen von den Verwaltern der verschiedenen Fonds verlangen zu können, da die Vertheilung derselben entsprechend der Anzahl der behandelten Patienten erfolgt. In manchen Hospitälern erhält jeder Patient einen Brief, der zu einer Behandlungsdauer von zwei Monaten berechtigt; nach Ablauf dieser Zeit wird er dann wieder als neuer Patient eingetragen.

Die Rivalität zwischen den einzelnen Hospitälern hat sogar schon zu einer gewissen Form von Reclame geführt. Die Nothwendigkeit einer solchen für die medicinischen Schulen wird sogar von einem der ersten und ältesten Hospitäler zwar als bedauerlich, jedoch als unumgänglich hingestellt. Heutzutage — so schreibt die Guys Hospital Gazette —, wo die außerordentliche Entwicklung der Medicin große Auslagen sowohl für die medicinischen Schulen wie auch für die sanitären Einrichtungen der Krankenhäuser verlange, sei man gezwungen, der Welt wissen zu lassen, wo die betreffenden Vortheile in der besten Form zu haben seien. Der Vergleich mit einem Ladengeschäft, welches Waare verkauft, liegt sehr nahe.

Einer Mißwirthschaft in der Verwaltung sucht man jetzt durch obligatorisch genaue Reports der Geschäftsführung vorzubeugen, zu denen seit einigen Jahren jedes Krankenhaus verpflichtet ist. Folgendes sind die Hauptdaten aus dem Bericht zweier vorzüglicher Hospitäler hier.

	Kosten eines aufgenommenen Patienten pro Tag	Kosten eines poliklinischen Patienten pro Tag	Procentsatz der Verwaltungskosten aus allgemeinen Unkosten	Durchschnittliche jährliche Einnahmen	Durchschnittliche jährliche Ausgaben
London Hospital in Whitechapel	4.60 Mark	1.50 Mark	4.242 %	75,235 £	70,236 £
Hospital for Consumption (Schwindsucht)	5 Mark	3.80 Mark	6.54 %	33,130 £	29,244 £

Ein weiterer Uebelstand, auf welchen die Hospital Reform Association aufmerksam gemacht hat, ist die Behandlung einer zu großen Anzahl poliklinischer Patienten in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, was im Interesse der Kranken selbst absolut zu verwerfen sei.

Die Vorschläge zur Verbesserung all dieser Mißstände sind so zahlreich und zum größten Theil von so zweifelhaftem Werthe, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, dieselben hier alle aufzuzählen. Einer der wesentlichsten besteht darin, ein Central Hospital Board aus Comitémitgliedern der verschiedenen Hospitäler Londons einzurichten, welches die Aufgabe haben soll,

1) eine gewisse Oberaufsicht über die Verwaltung zu führen, ohne jedoch eine directe Gewalt in der Leitung der Anstalten zu haben;
2) die sanitären Verhältnisse und Einrichtungen durch Delegirte zu prüfen;
3) außerordentliche Geldsummen für bestimmte Zwecke zu bewilligen;
4) nöthige Informationen zu geben und durch jährliche Reports die Verhältnisse und die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Ein großer Unterschied zwischen dieser Oberaufsichtsbehörde und staatlicher Controle scheint mir nicht zu bestehen; jedoch von einer letzteren will niemand etwas wissen, der Staat selbst auch nicht, wahrscheinlich weil er keine Lust hat, die verantwortliche Verwaltung eines so complicirten Apparates ohne weiteres zu übernehmen.

Im Interesse des Publicums, sowie namentlich der Patienten, ist sehr zu wünschen, daß eine befriedigende Lösung der augenblicklich kritischen Frage bald gefunden werde; jedoch wird es wohl noch lange dauern, bis Hospitäler und medicinische Schulen hier ähnlich geordnete und vorzügliche Verhältnisse darbieten, wie in unserm guten alten Deutschland.

Zwei alte englische Bearbeitungen des König Lear.

Später als sonst ist in diesem Jahre das Jahrbuch der Deutschen Shakespearegesellschaft (33. Band) an die Oeffentlichkeit gelangt. Es erscheint in diesem Jahre insofern unter besonderen Verhältnissen, als seinem Erscheinen nicht wie sonst die übliche öffentliche Generalversammlung der Gesellschaft vorangegangen ist. Genau einen Monat vor dem Geburtstag des Dichters, an dem jene stattzufinden pflegt, am 23. März d. J. ist Großherzogin Sophie von

Sachsen, die hohe Protectorin der Deutschen Shakespeare-gesellschaft, aus dem Leben geschieden. So veranlaßte der Vorstand mit Recht den Ausfall der auf den diesjährigen Geburtstag geplanten Versammlung, der ersten seit über 30 Jahren, der es nicht vergönnt gewesen wäre, die hohe Frau in ihrer Mitte zu begrüßen, und beschloß die Vertagung der Sitzung bis zu einer im Herbst dieses Jahres gemeinschaftlich mit der Goethegesellschaft abzuhaltenden Erinnerungsfeier für die erlauchte Fürstin. Das Jahrbuch aber hat die traurige Pflicht, seine Spalten in diesem Jahre mit einem dem Gedächtniß der Großherzogin Sophie gewidmeten Nachrufe zu eröffnen und dankend der hervorragenden Verdienste zu gedenken, welche die vortreffliche Frau, wie um unsre Literatur und Kunst im allgemeinen, so insbesondere um die Gründung der Deutschen Shakespeare-gesellschaft, um deren Entwicklung und Gedeihen seit über drei Jahrzehnten sich erworben hat.

Der Inhalt des Jahrbuchs hat sich schon in früheren Bänden in der Weise erweitert, daß neben Shakespeare selbst auch die zeitgenössische Literatur in den Kreis der Betrachtung gezogen wird. Speciell in dem vorliegenden Bande sind zwei der umfangreichsten Abhandlungen zwei dichterischen Zeitgenossen Shakespeare's gewidmet. In der einen veranstaltet Wilhelm Dibelius einen Neudruck des zu der Gattung der sogen. Moralitäten gehörigen Stückes „The Cobbler's Prophecy" von Robert Wilson (1594), in der anderen bringt Wolfgang v. Wurzbach eine gediegene literarhistorische Abhandlung über das dichterische Schaffen von John Marston (1575—1634), einem hoch bedeutenden, aber nicht zur Abklärung gelangten Talente, dessen Dramen auch durch mannichfache Reminiscenzen und Parallelen zu Shakespare's Werken vielseitiges Interesse erwecken. Der ästhetischen Würdigung Shakespeare's dient ein Aufsatz von Julius Czerwinka „Königsfrömmigkeit in Shakespeare's Historien", der grammatisch-philologischen Forschung ein solcher von G. Sarrazin „Wort-echos bei Shakespeare", der den kühnen, aber nicht uninteressanten Versuch unternimmt, eine Statistik über die bei Shakespeare vorkommenden Worte zur Bestimmung der Chronologie der Dramen zu verwenden. Neben zahlreichen kleineren Arbeiten, unter denen uns manche werthvolle Anregung aus der Feder des verdienstvollen Herausgebers des Jahrbuchs, F. A. Leo, begegnet, finden wir die üblichen kritischen Abschnitte, die von A. Wechsung geatbeitete Statistik der Shakespeareaufführungen in Deutschland, sowie eine sehr verdienstliche Shakespearebibliographie über die Jahre 1894—96 von Albert Cohn.

Ein gewisses Interesse für weitere Kreise dürfte eine größere Abhandlung von Rudolf Erzgraeber bieten (S. 167 bis 230), in der zwei ältere englische Bühnenbearbeitungen des König Lear einer sorgfältigen kritisch philologischen und ästhetischen Würdigung unterzogen wurden. Die Bearbeitungen, in denen von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ab und im Laufe des 18. Jahrhunderts Shakespeare's Dramen allmählich wieder festen Fuß faßten auf der englischen Bühne, sind literarhistorisch für uns interessant, schon wegen des Vergleichs mit der Form, in der die Stücke des Briten auf dem deutschen Theater erschienen, als sie sich in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts daselbst einzubürgern begannen. Dieser Vergleich zeigt, daß Shakespeare's Dramen im eigenen Vaterlande des Dichters sich theilweise noch tiefer greifende und Geist und Sinn noch mehr entstellende Abänderungen gefallen lassen mußten, als es beispielsweise in den ersten deutschen Bühnenbearbeitungen Schröders, Dalbergs u. a. geschah, die uns meist doch schon als entsetzliche Verballhornungen Shakespeare'scher Kunst erscheinen.

Nur wenige der alten englischen Shakespearebearbeitungen haben bis jetzt die ihnen gebührende eingehendere Berücksichtigung durch die Theatergeschichtschreibung gefunden. Auch die beiden in Frage kommenden Bearbeitungen des König Lear, die eine von Nahum Tate aus dem Jahre 1681, die andere von George Colman aus dem Jahre 1768, wurden literarhistorisch bis dahin nicht gebührend beachtet, so daß die gründlichen Untersuchungen Erzgraebers mit entschiedenem Danke zu begrüßen sind.

Die beiden genannten Bearbeitungen stehen insofern in einem gewissen Zusammenhang, als „Colman sich theils in bewußten Gegensatz zu Tate stellt, von dessen ‚Schlacken' er den Lear reinigen wolle, theils fundamentale Aenderungen Tate's aufnimmt". Die Bedeutung des Tate'schen Lear für die englische Bühne erhellt daraus, daß das Stück von 1681 bis 1838 beinahe ausschließlich in dessen Version gegeben wurde, insofern als auch die seit 1786 auftretende Garrick'sche Bearbeitung des König Lear sich im wesentlichen kaum von der von Tate unterschied.

Nach einer kurzen Zusammenstellung des über Tate (1652—1715) und Colman (1733—1794) vorhandenen biographischen Materials erhalten wir eine kritische Untersuchung über die von beiden Bearbeitern benutzten Quellen, die zu dem Resultate führt, daß Tate die eine Quarto- von 1608 und die dritte Folioausgabe von 1664 als Vorlagen dienten, während Colman die erste Auflage der Theobald'schen Shakespeareausgabe von 1733 benutzte. An eine eingehende Inhaltsangabe beider Stücke schließt sich eine kritische Vergleichung und ästhetische Würdigung der Bearbeitungen, nebst einem Exturse über grammatische Eigenthümlichkeiten und Metrik. Die Hauptveränderungen, durch die sich Tate's Bearbeitung vom Originale unterscheidet, bestehen in folgenden vier Punkten: 1. Tate läßt das Stück glücklich schließen, indem Cordelia sowohl wie Lear am Leben bleiben. Als die Soldaten in Lears Gefängniß dringen, mit dem Auftrag, Cordelia zu erhängen, entreißt Lear einem derselben eine Partisane und tödtet zwei von ihnen. Von dem Tode, der ihn nun selbst bedroht, wird er durch das rechtzeitige Erscheinen Albanieus und Edgars gerettet. 2. Tate führt ein Liebesverhältniß zwischen Edgar und Cordelia ein, das von Anfang an breiten Raum einnimmt und zu verschiedenen neu gedichteten Scenen Veranlassung gibt. Die Werbung des Königs von Frankreich um Cordelia und seine Verbindung mit ihr kommt in Wegfall. Infolge dessen kämpft Cordelia nicht mit französischer Hülfe für die Sache ihres Vaters, vielmehr wird durch Gloster selbst ein Aufstand des britischen Volkes gegen die beiden Schwestern erregt. Zum Schlusse erhält Edgar zum Dank für seine treuen Dienste von Lear die Hand Cordelia's, mit der er gemeinsam die Regierung des Landes führen soll. 3. Tate verändert den Charakter Edmunds in der Weise, daß er zur Haupttriebfeder seines Handelns die Lüsternheit macht und das Streben, gleichzeitig die Liebe der beiden königlichen Schwestern sich zu erringen. Durch verschiedene dichterische Zuthaten wird seinen Beziehungen zu den Schwestern ein starker, für das England der Restauration und seine sittliche Corruption sehr bezeichnender erotischer Beigeschmack verliehen. 4. Tate streicht die Rolle des Narren, die zum Theil auf Kent übertragen wird.

Diese Hauptveränderungen, denen eine Reihe minder bedeutsamer kleiner Aenderungen und Zuthaten zur Seite steht, sucht Tate in der seinem Stücke beigegebenen Widmung zu rechtfertigen und zu begründen. Der Nachweis von der Unhaltbarkeit der hiefür vorgebrachten Motive brauchte kaum so ausführlich gegeben zu sein, wie dies von seiten Erzgraebers geschehen ist. Es handelt sich für uns in der Hauptsache nur darum, zu erkennen, inwiefern die von Tate an Shakespeare vorgenommenen Verschlimmerungen in dem Zeitgeschmack ihre natürliche Erklärung finden. Und allerdings konnte Tate in dem Geschmack seiner Zeit, in der

nach Colmans Aussage die Liebe die Seele der Tragödie wie der Komödie gewesen sei, eine gewisse Entschuldigung finden für die Einführung des Liebesverhältnisses zwischen Edgar und Cordelia; wie der Charakter des Zeitalters es auch erklärlich macht, daß, wo immer möglich, dem Verlangen des Publicums nach Sinnenkitzel und pikanter Erotik Rechnung getragen wird. Das Liebespaar Edgar-Cordelia hat seine Parallele in einer Liebesscene zwischen Portia und Brutus in einer Bearbeitung des Julius Cäsar von Buckingham und in einer Geliebten, die sogar dem Menschenfeinde Timon durch eine Bearbeitung von Thomas Shadwell bewilligt wird. Der rührselig versöhnende Schluß kann Tate kaum zum Vorwurf gemacht werden, da derselbe noch hundert Jahre nach ihm nicht nur von seiten Colmans, sondern sogar durch Garrick beibehalten und dem tragischen Ausgang des Originals vorgezogen wurde. Es ist bekannt, daß auch die ersten deutschen Bearbeitungen des König Lear es nicht wagten, das Publicum durch die ganze, volle Tragik der Dichtung zu erschüttern. In Schröders Bearbeitung (1778), die das Stück recht eigentlich dem deutschen Theater gewonnen und sich auf vielen Bühnen bis tief in unser Jahrhundert herein erhalten hat, blieb ebenfalls Cordelia am Leben, während hinsichtlich Lears, im Gegensatz zu den englischen Einrichtungen, der tragische Ausgang des Originals beibehalten wurde. Eine andere deutsche, kurz nach Schröders Arbeit entstandene Bühnenbearbeitung von J. C. Bock (1779) ging einen Schritt weiter, indem sie nach englischem Vorbild neben Cordelia auch Lear am Leben ließ. Diesem Beispiel ist sogar noch ein so feinsinniger Bühnenleiter wie Schreivogel gefolgt, in dessen sonst sehr anerkennenswerther 1822 für die Wiener Hofburg hergestellter Bühnenbearbeitung Cordelia sowohl wie Lear mit dem Leben davonkommen. Erst Heinrich Laube blieb es vorbehalten, das Stück in Wien 1852 zum erstenmal mit tragischem Schluß zu geben.

Die letzt erwähnten Thatsachen, die Tate's Verfahren in sehr gemildertem Licht erscheinen lassen, zeigen in charakteristischer Weise, wie das keineswegs zu rechtfertigende, aber wohl zu erklärende Verlangen des Publicums nach einem versöhnenden Schluß sich bei keiner anderen Tragödie Shakespeare's so stark und so anhaltend erwiesen hat, wie gerade bei König Lear.

Auch in der zweiten der beiden von Erzgraeber behandelten englischen Bearbeitungen, der im Jahre 1768 von dem Theaterdirector Colman edirten Learausgabe, wird, wie bereits erwähnt, Tate's versöhnlicher Schluß, desgleichen die von diesem vorgenommene Streichung der Narrenrolle beibehalten. Im übrigen zeigt sich Colman bemüht, das Stück, wie er in der Einleitung sagt, von den „Schlacken" der Tate'schen Ueberarbeitung zu reinigen. Unter diesen Schlacken versteht er vor allem das Liebesverhältniß zwischen Edgar und Cordelia, sowie die hinsichtlich des Edmundcharakters vorgenommenen Veränderungen. Indem hier das Original wieder in seine Rechte tritt, entsprechen die vier ersten Acte von Colmans Lear im wesentlichen der Shakespeare'schen Dichtung, während der fünfte Act ziemlich genau der Tate'schen Umdichtung entnommen ist. Auch in den Einzelheiten steht Colman dem Originale weit conservativer gegenüber als die ältere Bearbeitung. Nur an zwei Stellen nimmt er wesentliche Aenderungen vor; er verlegt Glosters Blendung hinter die Bühne und streicht den von Tate beibehaltenen vermeintlichen Absturz Glosters von der Doverklippe, indem er, um die berühmte Schilderung der Doverklippe für die Aufführung zu retten, die Scene beibehält bis zu der Stelle, wo Gloster springen will, und in diesem Augenblick Lear erscheinen läßt.

Hinsichtlich des Verhältnisses der beiden englischen Learausgaben zu der deutschen Shakespearepflege möchte ich zum Schluß der, wie ich glaube, sehr sicheren Vermuthung Ausdruck geben, daß der Verfasser der oben erwähnten deutschen Learbearbeitung vom Jahre 1779, der Theaterdichter J. C. Bock, eine Ausgabe des Tate'schen Lear als Vorlage benutzte. Darauf deutet nicht nur der gleich lautende Schluß, die Streichung des Narren, dessen Rolle auch bei Bock mit der des Kent verschmolzen ist, und manche andere Einzelheit, sondern vor allem die höchst auffallende Uebereinstimmung bezüglich des Liebesverhältnisses zwischen Edmund und Regan, dem auch in der deutschen Bearbeitung durch zahlreiche Neudichtungen ein ungleich breiterer Raum gegeben ist als im Original. Am Schluß des zweiten Actes findet sich in Bocks Learausgabe eine Liebesscene zwischen Edmund und Regan, die ihr genaues Vorbild hat in einer entsprechenden Scene der Tate'schen Bearbeitung (daselbst IV, 1). Hier wie dort gibt sie ihm einen Ring, er ihr sein Bildniß; hier wie dort findet Regan, allein gelassen, einen Brief Goneriis, der Edmund unbemerkt entfallen ist.

So zeigt sich, daß Tate's Lear auch auf die deutsche Shakespearebearbeitung einen directen Einfluß geübt hat. In Bocks Fassung ist König Lear in Dresden und Leipzig auf die Bühne gelangt.

Dr. Eugen Kilian.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbrief von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Richard Dehmels Muse hat in Wilhelm Schäfer einen feurigen und beredten Anwalt gefunden. Das Feuer ist allerdings häufig nur ein flackerndes Strohfeuer, die Beredsamkeit eine gleißende Sophisterei. Immer interessant, geistreich, pikant; aber nicht allzu oft überzeugend und zutreffend. Jedenfalls eine geschickte Panegyrik von Anfang bis zu Ende. Der einseitige Interpret beliebt seine Würdigung einzig und allein auf die veranstaltete kleine Auswahl der Dehmel'schen Poesie; er sieht nur die lichten Stellen, über die Schatten springt er mit fröhlichem Juchze hinweg. Und er reizt mehr als einmal zum Widerspruche. In der „Lebensluft" höre man „wohl bloß den Schrei der Natur gegen menschliche Mißcultur". Gut. Aber wie tönt dieser schöne Schrei? „Nur mit kurzen Röcken kann man lieben." Sonst fall man einen „mächtigen Lebenswillen und ein starkes Verbindungsgewissen" spüren. An der Dehmel'schen Ehebruchsidyll schreitet Schäfer tiefsinnig schweigend vorüber; diese läßt sich selbst in das weiteste „Cultusgewissen", wenigstens in ein künstlerisches Cultusgewissen, nicht hineinzwängen. Das Cultusgewissen soll indessen bei unserm Poeten eine wahrhaft Goethe'sche Ausbildung erfahren haben. An den Epigonen rühmt Schäfer nie „einzigen Vorzug dieser Nichtdichter" die Flucht vor den „großen" Fragen der „Jetztzeit". „Ihre Armuth war der Mangel an jeder Naturbeobachtung, jeder Offenbarung." Das jüngste Geschlecht schwelgt allerdings in lauter Offenbarungen, Träumen, Visionen; ihre Poesie ist nicht von dieser Welt. Sehr tragisch ist es aber, ob diese Offenbarungen, Träume, Visionen sich als wirkliche Erlebnisse ausweisen lassen. Mit einer lügen Phrase, etwa „die Zeit ist dazu reif geworden", läßt sich doch selbst das Klare nicht erklären. Diese selbstbewußte und selbstgewollte Hellseherei sinkt zum guten Theil in bloßes blasses Spiel herab, sie bedeutet eine Form nicht mehr und nicht minder wie die verlechte „Epigonenkunst". — Schäfer glaubt Richard Dehmels Dunkelheit auf die Blindheit oder Verbildung des Publicums zurückführen zu müssen. „Das Märchen vom Maulwurf" hätten selbst die Kinder einer Volksschule erfaßt. Aber sicher geht nur die Schlichtheit dieser Geschichte, nicht ihr Tiefsinn. So vermag auch manches Andersen'sche Märchen, z. B. „Der Floh" und „Der Schweinehirt" bloß mit seiner rein sinnlichen Oberfläche zu ergötzen; wer aber geschärften Sinnes in die Dinge eindringt, der kann auch hier allerlei tiefsinnige Gedanken herauszielen oder hineinlegen. „Dehmels Naivetäten sind niemals naiv", wie indessen Julius Hart in seiner Literaturgeschichte, seelisch übertreibend, erklärt. — Weiter. Erst in Richard Dehmel soll sich „die neue Rückkehr zur Natur der Menschheit angebahnt" haben. In ihm lebe dichterische Klarheit; „dafür bürgt ein untrügliches Kennzeichen: der voll-

Digitized by Google

kommene Friede zwischen Geist und Seele in ihm, selbst inmitten seiner schmerzlichsten Ekstasen" (?). Säßen fast alle Modernen zu wenig kritisch über ihrem Schaffen, so sündige er nur durch ein Zuviel (?). Er habe „die Sprache des täglichen Lebens ins Ursprüngliche vertieft . . ., was bei Nietzsche meist schönrednerische Absicht war, das ist bei Dehmel dichterische Unwillkürlichkeit und wirkt daher elementarer . . ., im Reichthum seiner Einfachheit liegt seine Unverständlichkeit!" Diese herausgegriffenen prunklosen Sätze geben am deutlichsten den Ton und Schwung der Jubelouverture wieder. Zum Schlusse nur noch eines. Schäfer meint, der Dichter habe, um seinen Trieb zur Schönheit auf seine Kraft hin zu prüfen, Häßlichkeiten eine Weile schalten lassen und damit nur sich in Gefahr gebracht. „Denn wenn in einem Volke der Trieb zur Schönheit mächtig ist, wird es allen zerstörenden und zerstreuenden Mächten des Einzelnen gewachsen sein." Freilich, und diesen gesunden Drang, diese glückliche Erkenntniß, die sich nicht blitzenden und blendenden Schönreden beugt, hat das deutsche Volk dadurch bekundet, daß es die Dehmel'schen Gedichte, reich und einfach wie es ist, schlankweg ignorirt hat. Es ist in dieser Einfachheit seines Reichthums zu weit gegangen; ebenso zu weit gegangen, wie der neue Messias der Tagesmodernen in dem „Reichthum seiner Einfachheit". Aber seine entzückenden Kinderlieder „Maiwunder" und „Fitzebutze", die wunderbar stimmungsvolle „Stille Stadt", das finstere Schreckensbild „Anno Domini 1812", der flüchtige Napoleon in Rußlands Leichenwüsten — diese wahren Poeme sollte man über anderen chaotischen Spott- und Mißgeburten nicht vergessen. Darin bewährt sich ein kräftig erfassender und reproducirender Dichtergeist. A. K. T. Tielo.

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor der systematischen Theologie Otto Ritschl wurde zum Ordinarius in der evangelisch-theologischen Facultät ernannt. — Für Zoologie habilitirte sich als Privatdocent Dr. A. Borgert, Assistent am zoologischen und vergleichenden anatomischen Institut, mit einer Antrittsrede über die deutsche Plankton-Expedition von 1889.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Karl Ludwig Egmbrodt hielt am 24. d. M. seine Antrittsrede über „den Einfluß der Unfallgesetzgebung auf die chirurgische Praxis".

* **Wien.** Der Historiker Professor Zeißberg hat sein Lehramt an der Universität niedergelegt. Sein Rücktritt hat seinen Grund in der außerordentlichen Arbeitslast, die ihm seine neue Stellung als Director der Hofbibliothek auferlegt.

HK. **Oxford.** An demselben Tage (dem 22. Juli d. J.) schieden neulich eine wohl bekannte und beliebte englische Jugend-Erzählerin und Dichterin: Jean Ingelow zu Kensington in London und ein ausgezeichneter schottischer Jurist und Geschichtsforscher Sir John Skelton in Edinburg aus dem Leben, deren Namen und Wirksamkeit auch in weiteren Kreisen nicht unerwähnt zu bleiben verdienen. Jean Ingelow, deren Geburtsjahr und -stätte 1820 zu Boston in Lincolnshire war (und nicht, wie man irrthümlich zuweilen angibt: 1830 zu Ipswich), die gefeierte Dichterin der volksthümlich gewordenen Boston-Songs: High Tide on the Coast of Lincolnshire, Songs of Seven und anderer Balladen, zählt in Amerika zu vielen Lesern und Verehrern ihrer Muse, daß dort allein über 200,000 Exemplare ihrer seit 1863 in immer neuen Auflagen erschienenen und später, 1887, durch eine zweite Sammlung bereicherten Poeme, sowie ihrer Stories told to a Child verkauft worden sind. Von ihren populären Erzählungen ist namentlich die 1872 unter dem Titel Off the Skelligs veröffentlichte wegen ihrer reizenden Naturschilderung und treffenden Charakterskizzen hoch geschätzt und gerühmt. Zu ihren persönlichen Freunden gehörten außer anderen die bekannten amerikanischen Schriftsteller Lowell und Holmes, sowie der berühmte noch lebende englische Kunsthistoriker Ruskin. Ihren wohlthätigen Sinn gegen Bedürftige bewies die Verstorbene viele Jahre ihres Lebens hindurch, indem sie für arme aus den öffentlichen Krankenhäusern entlassene Personen regelmäßig ein Mittagsmahl zu geben pflegte. — Von dem 1831 in Edinburg geborenen und daselbst zum Rechtsanwalt herangebildeten, als Präsident der schottischen Localverwaltung lange Zeit erfolgreich thätigen und erst in diesem Jubiläumsjahr als Ritter des Bath-Ordens von der Königin geadelten Sir John Skelton erschien 1876 eine Abhandlung über öffentliche Armenpflege, insbesondere der verwaisten Kinder und 1889 ein Handbuch über öffentliche Gesundheit, das als Wegweiser zur heutigen musterhaften Armenpflege (z. B. in Glasgow) weite Anerkennung und Verbreitung fand. Außerdem erwarb er sich zugleich durch seine geschichtlichen Untersuchungen über Mary Stuart (1889 und 1893), die er dem Historiker Froude gegenüber entschieden vertheidigte, sowie durch seinen Table Talk (in 2 Bänden 1895 und 1896) als Autor verbreiteten Ruf.

* **Christiania.** Eine neue norwegische Polarexpedition unter Führung des Capitäns Sverdrup, welcher bekanntlich auch Frithjof Nansens „Fram" commandirte, ist nunmehr beschlossene Sache. Die Ausrüstung der Expedition wird rund 100,000 Kronen kosten, zu welchem Betrage die norwegische Regierung 20,000 Kronen beisteuert, während der Rest durch Spenden reicher Privatleute, der HH. Axel Heiberg und der Gebrüder Amund und Ellef Ringnes, gedeckt werden wird. Der Zeitpunkt für die Abfahrt der neuen „Fram"-Expedition ist noch nicht endgültig festgesetzt. Geplant ist vorläufig, daß Sverdrup an der Westküste von Grönland entlang den äußersten nördlichen Punkt der Insel zu erreichen suche. Kann er Grönland umsegeln und die Ostküste herablommen, so betrachtet er seine Aufgabe, für die er 2 Jahre in Anspruch nehmen will, als gelöst. Bleibt er im Eise stecken, so will er mit den Begleitern über das Eis so weit nördlich wie möglich vordringen. Er nimmt 20—30 Hunde von Norwegen mit und beabsichtigt, von den Eskimos in Grönland noch 60 Stück zuzukaufen, so daß er mindestens 80 zur Verfügung hat. Bekanntlich war eine Hauptursache der Umkehr Nansens die geringe Anzahl von Hunden, weil die sibirischen nicht an Bord kamen. Als erster Steuermann soll Berntsen, als zweiter Hendriksen mitgehen, also Sverdrups ehemalige Genossen.

* **Sofia.** Zu dem im August in Moskau stattfindenden medicinischen Congreß hat der Ministerrath die Doctoren Zolotowitsch, Chef des Medicinalraths, und Dragomiroff entsandt. Verschiedene andere Mediciner aus Bulgarien werden als einfache Theilnehmer auf eigene Kosten den Congreß besuchen. — Auf dem fast um die gleiche Zeit tagenden VII. internationalen geologischen Congreß in St. Petersburg, dem bekanntlich große Excursionen nach Finland, Esthland, dem Ural, dem Kaukasus, der Krim u. s. w. vorangehen und folgen werden, wird Bulgarien durch den Landesgeologen und derzeitigen Rector der Universität Sofia, Prof. Geo. Zlatarski, seitens der Regierung, und durch Dr. Paul Leverkühn, Director der Bibliothek und wissenschaftlichen Institute des Fürsten, seitens des letzteren vertreten sein.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Hans Eisele: Illustrirter Reiseführer für Kochelsee und Umgebung. München, Pössenbacher 1897. — Aladár v. Berzeviczy: Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungarischen Edelmannes im vorigen Jahrhundert. Briefe Gregor v. Berzeviczy's. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1897. — Prof. Dr. Basen: Aus zwei Kriegen. Selbsterlebtes aus 1866 u. 1870/71. Berlin, Liebel. — Max Berger: Deutsche Unteroffiziere in Frankreich. Erzählungen aus dem Feldzuge 1870/71. Ebd. — K. Tschorschewski: Skizzen aus dem Leben des russischen Soldaten. Autoris. Uebersetzung von Küster. Ebd. — Meurers Pflanzenbilder: Ornamental verwerthbare Naturstudien für Architekten, Kunsthandwerker, Musterzeichner. Lfg. III—VI. Dresden, Richard Kühtmann. — *La Rassegna nazionale.* Anno XIX. Vol. XCVI. Firenze 1897. — Das Forstgesetz für das Königreich Bayern (neue Textirung v. J. 1896) nebst Vollzugsvorschriften ꝛc., zum Dienstgebrauch bestimmte Handausgabe. München, C. H. Beck 1897. — Jahresbericht der Handels- u. Gewerbekammer zu Chemnitz 1896. II. Theil. Chemnitz, Eduard Focke 1897. — Jahresbericht der Handelskammer in Hanau für 1896. Hanau, J. C. Kittsteiner 1897. — Wilhelm Spemann: Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. II. Jahrg. Lfg. 13. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, redigirt von Carl Glossy. VII. Jahrgang. Wien, Carl Konegen 1897. — Dr. Georg v. Mayr: Statistik und Gesellschaftslehre. II. Bd. Bevölkerungsstatistik. Freiburg i. B. ꝛc., J. C. B. Mohr 1897. — Gustav Schmoller: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. XXI. Jahrg. 3. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Alfred Doren: Entwicklung und Organisation der Florentiner Zünfte im 13. und 14. Jahrhundert (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen hrgg. von G. Schmoller Bd. XV. Heft 3). Ebd. 1897. — Sir John Fortescue: Ueber die Regierung Englands, übersetzt u. hrgg. von Dr. Walter Parow (Brentano u. Leser, Sammlung staatswissenschaftl. Schriften Nr. 10). Ebd. 1897.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 31. Juli. Nummer 169.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Hetairien in Hellas. — Anfänge deutschen Lebens und deutscher Politik in Amerika. II. Von Dr. Hermann Schoenfeld. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Hetairien in Hellas.

Seit dem Kriege 1788—1791, in dem zum erstenmal die Rajah Schulter an Schulter mit den Armeen zweier Großmächte (Oesterreich und Rußland) gegen die Türken gefochten hatten, begann das Ringen derselben um die Befreiung vom türkischen Joch. Als Vorbereitung betrieb man in fast allen größeren und geschlosseneren christlichen Völkerschaften der Balkanhalbinsel die Wiedererweckung der heimischen Sprache und Literatur. Die hiezu gebildeten Literatur- und Schulvereine, welche unter dem harten türkischen Joche ihre Thätigkeit mehr oder weniger im geheimen ausüben mußten, verquickten sehr bald literarische mit politischen Zwecken. Im besondern haben diese geheimen Vereine und Gesellschaften bei dem Wiedererwachen des politischen Lebens in Hellas und auch während des ganzen Bestehens des jungen hellenischen Königreichs eine große Rolle gespielt.

Constantin Rhigas, geboren 1753 zu Velestino (dem alten Pherä) in Thessalien, gründete eine Hetairia, welche die ganze unterjochte hellenische Welt umfassen sollte. Mit seinen das Feuer der „Marseillaise" athmenden Freiheitsliedern — das berühmteste: „Auf, ihr Kinder der Hellenen" —, deren Verbreitung nach seinem engeren Vaterlande die österreichische Polizei oft mit Glück verhinderte, suchte er auf den Patriotismus seiner Landsleute einzuwirken. Wohl gewann er viele Gesinnungsgenossen. Als er mit seinen Plänen auf österreichischem, jeder freiheitlichen Regung feindlichem Boden 1797 zu unvorsichtig hervortrat, verlangte der türkische Gesandte seine Auslieferung. In Triest wurde er im Begriff, sich nach Hellas zu begeben, auf Veranlassung des österreichischen Gouverneurs festgenommen. Dem türkischen Gesandten ausgeliefert, starb er im Mai 1798 in Belgrad, auf barbarische Weise zwischen zwei Brettern zersägt, dann in die Donau gestürzt, den Märtyrertod. Seine Hetairia ist zu keinem kriegerischen Auftreten gekommen. Im Jahre 1812 bildete sich in Athen die Hetairia der „Philomusen" mit mehr literarischen Tendenzen. Im Jahre 1814 trat auf russischem Boden in Odessa, dem damaligen Mittelpunkt hellenischen Reichthums und nationaler Gesinnung, die Hetairia der Philiker („Freunde") ins Leben. Entgegen den bisherigen zeigte dieselbe, von Nikolaos Skuphas begründet, von vornherein in schärfster Weise politische Tendenzen. „Bewaffnete Gemeinschaft aller Hellenen und Christen des türkischen Reichs zur Erhöhung des Kreuzes über den Halbmond" war ihr Hauptartikel. Gleichzeitig gründete Tsakaloff in Paris die Hetairia „Xenodochion tis Ellinikis ghlossis" („Gasthaus zur hellenischen Sprache"). Die Philiker gewannen in den Donaufürstenthümern, in Konstantinopel und in Hellas selbst an Boden. Auch Fürst Milosch von Serbien zählte zu ihren Anhängern. Der corfiotische Graf Johannes Capodistrias am Hofe Alexanders I. von Rußland war ein warmer Fürsprecher des Vereins. Mit seiner Zustimmung trat Fürst Alexander Ypsilanti an die Spitze der Philiker, ein Mitglied einer angesehenen Phanariotenfamilie, welche sich durch ihre patriotischen Gesinnungen und Bestrebungen bei allen Hellenen eines großen Einflusses erfreute. Eine strenge Parteidisciplin herrschte in den Reihen der Philiker. Unzuverlässigkeit der nationalen Gesinnung wurde z. B. mehrfach mit Mord geahndet. Das kriegerische Losbrechen der Hetairia war zu vorzeitig. Mißgriffe der Leitung und Mißhelligkeiten unter den Führern erschwerten die Ausbreitung der Bewegung. Am 19. Juni 1821 nahmen die Philiker, die „heilige Schar", auf den Gefilden von Dragaschan ein blutiges, wenn auch nicht ruhmloses Ende. Alexander Ypsilanti fiel in österreichische Gefangenschaft. Für den Mißcredit, in den die Hetairia durch dies Fiasco gerathen war, ist das Benehmen eines Theils der hellenischen Abgeordneten auf dem Congreß zu Piada charakteristisch. Der Peloponnes hatte sich nämlich fast gleichzeitig mit der Hetairia, — allerdings mit mehr Erfolg — erhoben. Diese warnten vor einem Zusammengehen mit der Hetairia der Philiker, damit nicht die Großmächte den hellenischen Einheitsbestrebungen mißtrauisch gegenüberstünden, als ob dieselben lediglich auf einem Complott geheimer politischer Gesellschaften beruhten. Nach Vorstehendem erscheint es fraglos, daß die verschiedenen Hetairien die gesammte hellenische Welt auf jede mögliche Weise für einen Aufstand gegen die Türkei vorbereitet, mithin am hellenischen Freiheitskriege den größten Antheil gehabt haben. Daß das Vorgehen Ypsilanti's zeitlich nicht in vollstem Zusammenhang mit demjenigen auf dem Peloponnes steht, ist hierbei gleichgültig.

Als Hellas ein selbständiger Staat geworden war, hörte die Bildung der Hetairien keineswegs auf. Sie wechselten nur ihre Tendenzen; statt gegen die Türkei, wandten sie sich großentheils gegen die Machthaber des eigenen Landes. So fiel der erste Präsident des hellenischen Staates, der schon erwähnte Graf Johannes Capodistrias, als Opfer hetairistischer Bestrebungen, wenn auch seine Mörder Konstantin und Georg Mavromichalis mit ihrem tödtlichen Dolchstoße am 9. October 1831 zunächst die eigene Familie rächen wollten.

Im Königreich Hellas traten dann die Hetairien in die Dienste großer politischer Parteien, welche sich großentheils auf den Einfluß der Großmächte Rußland, England und Frankreich stützten. Die Hetairia philorthodoxi („die Rechtgläubigkeit liebende Vereinigung"), die stärkste und rührigste dieser Verbindungen, stand z. B. im Dienste der autokratischen russischen Partei, wenn sie auch vorgab, die Rechte der bedrohten hellenischen Kirche zu vertreten. Daneben suchte sie die Rajah, die Christen, in der Türkei zu insurgiren. Eine zügellose Presse unterstützte ein derartiges Vorgehen. „Die göttliche Vorsehung wacht stets über Hellas", war ihr erstes Dogma. Auch als die unblutige Revolution der Obersten Kalergis und Makryjannis zu der vom Volke so ersehnten Constitution geführt hatte

Digitized by Google

(15. September 1843), arbeiteten die Hetairien weiter fort. Aus der inzwischen aufgelösten Hetairia philorthodoxi wurde die „Megali adelphiki Hetairia“ („die große Verbrüderung“). Sie arbeitete zum Theil in Verbindung mit der „Hetairia epitherika“ („Beobachtender Verein“) ziemlich offen auf die Entthronung des Königs Otto hin. Am 22. October 1862 erreichte sie ihr Ziel: der „Hagios (Heilige) Othon“ (Otto) verließ das Land.

Unter König Otto's Nachfolger, Georgios, befaßten sich die Hetairien vorzugsweise mit äußerer Politik, mit der Verwirklichung des bekannten phantastischen Traumes eines Großgriechenlands mit Konstantinopel als Hauptstadt. Sobald es auf dem Balkan stürmte oder auch nur wetterleuchtete, erstanden Hetairien, um die nationale Idee zu verfechten: so 1854—1856 im Krimkriege, 1868 im kretischen, 1875 im bosnischen Aufstande, 1876 im serbisch-montenegrinisch-türkischen, 1877/78 im russisch-türkischen, 1885 im serbisch-bulgarischen Kriege. Aber nur 1881 konnten die Hetairien einen verschwindend kleinen Theil ihres Programms erfüllen: Hellas erhielt mit Epirus und Thessalien, ohne dabei einen scharfen Schuß zu thun, ein Stück bei der Auftheilung der türkischen Beute.

Mit voller Bestimmtheit läßt sich auch nach hellenischen Quellen nicht feststellen, wann die jetzt so oft genannte „Ethniki Hetairia“ (Nationalverein), welche ja bekanntlich den ganzen jüngsten Krieg in Scene gesetzt hat, ins Leben getreten ist. Sie soll aus einer Umbildung, bezw. Vereinigung des „epirotischen“ und „macedonischen“ Vereins entstanden sein. Bei den „Aufständischen“ in Macedonien — seit zwei Jahren wieder eine ständige Zeitungsrubrik — wurden im August 1896 Zettel vom „Hellenischen Comité“ unterzeichnet und mit der bekannten Devise Constantin des Großen: „En tuto nika“ („In diesem Zeichen siege“) gefunden. Die türkischen Truppen mühten sich damals vergebens ab, sie abzufangen. Als Ende August 1896 das „Corps“ von Bruphas, Makris, Daodis und Takis bei Elassona eingeschlossen war, fiel ein furchtbarer Platzregen, mit dessen Hülfe die Hetairisten truppweise ins Grenzgebirge entkamen. Auch trugen einige wenige von den Türken gefangene die Initialen des Vereins an der Kopfbedeckung E. E. (Ethniki (H)etairia). Die Hetairie knüpft in ihren Tendenzen in allen wesentlichen Punkten an die oben erwähnten Philiker von Alexander Ypsilanti an. Hellenische Zeitungen pflegten dieselben mit den Carbonaris zu vergleichen. Jedenfalls hat der Verein seit seinem Bestehen in Hellas niemals irgendwie mit Schwierigkeiten einer wachsamen Polizei gegenüber zu kämpfen gehabt, sondern ist mit seinem Treiben ziemlich offen aufgetreten. Im Auslande dagegen hat er im geheimen gearbeitet. Gleichwohl hat der Verein es für gut befunden, sich auch im hellenischen Inlande mit dem mystischen Schleier des Geheimnisses zu umgeben. Insbesondere fehlt jede Angabe, wer das gesammte Räderwerk dieses über die Hellenen aller Länder verbreiteten Bundes spielen läßt. Es hieß, die Hauptleiter hätten zunächst in London, dem Asyl aller geheimen Gesellschaften, geweilt und sich dann nach Paris und Rom verzweigt. Seit Anfang dieses Jahres haben sich im Königreich Hellas, wie die Zeitungen meldeten, ganz öffentlich Unterausschüsse der Hetairie aus wohl bekannten Persönlichkeiten mit voller Namenzeichnung zusammengethan. So wurde übereinstimmend der ehemalige Bürgermeister von Athen, Michael Melas (Melos?), als Präsident eines Unterausschusses genannt: am 1. Juli ist er ganz plötzlich gestorben. Ob der Umstand, er solle wegen Verwaltung der Gelder der Hetairie in Anklagezustand versetzt werden, hiermit zusammenhängt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Nach den Enthüllungen der „Ephimeris“ befänden sich der Professor an der Athener Universität Politis Cambros (Gambros?), der Rath im Finanzministerium Lykondis und 7 Offiziere unter den Mitgliedern. Nach einer andern Version sollen 600 Offiziere Mitglieder sein, obgleich es gesetzlich Militärpersonen durchaus verboten ist, geheimen Gesellschaften anzugehören. Ein geheimes, von sämmtlichen Athener Abendblättern veröffentliches Circular der „Ethniki Hetairia“ vom 7. Juni behauptete geradezu, die Gesellschaft sei direct aus der Armee hervorgegangen und werde niemals aufhören zu bestehen, so lange die hellenische Nation bestehen werde. Ferner sollen Minister und sogar Mitglieder der königlichen Familie dem Verein angehören. Andrerseits soll nach der „Ephimeris“ ein besonderer Artikel der Satzungen des Vereins sich dahin aussprechen, der König und die Mitglieder der königlichen Familie dürften in keinem Falle Mitglieder werden. Die Zweigvereine empfangen nur Geldzeichnungen, haben aber keine Kenntniß von den eigentlichen Leitern. Die Zahl der Mitglieder soll eine sehr beschränkte sein. (?)

In den letzten beiden Jahren beliebte es der Leitung, sich von Zeit zu Zeit in der hellenischen Presse vernehmen zu lassen. Bald erschienen, dunkel wie der Spruch der delphischen Pythia, „Anleitungen“, bald sehr deutliche Proclamationen oder Empfehlungen von Einführung gewisser Reformen. Diese Auslassungen waren vielfach zuvor dem Könige und der Regierung zugesandt worden, erschienen also gleichsam im stillschweigenden Einverständniß mit diesen Factoren. Auch die Dithyramben auf die Initiative des „national gesinnten“ Königs gelegentlich der Einrichtung des Lagers von Theben im December 1896 waren bestellte Arbeit der Hetairie. Aber nicht immer waren Hetairie und Regierung ein Herz und eine Seele. Nach der Ephimeris griff ein Circular des Vorstandes vom 25. März (5. April) 1897 die Regierung aufs heftigste an, weil sie das Werk des Vereines hindere. Alle Mitglieder werden zur Verhinderung jeder antinationalen Lösung aufgefordert. Nur dann wird mit dem Unternehmen eingehalten, wenn die noch unerlösten Provinzen („die Grecia irredenta“) frei geworden sind. Baldiger Beginn des Kampfs und Hintanhaltung aller halben Lösungen wird besonders empfohlen. Am 7. (19.) Juni spricht ein Circular des Vereins die Streichung jener Secretäre aus, welche die Operationen des Vereins enthüllen und sich gar noch gegen denselben aussprechen.

Der „Ethniki Hetairia“ wurden in allen Volkskreisen große Sympathien entgegengebracht. Begrüßte man in ihr doch ein Wiederaufleben jener alten Hetairien der großen Tage des Krieges, der wenigstens einem Theil der Hellenen Freiheit und Unabhängigkeit gebracht hatte. So konnte es denn natürlich nicht Wunder nehmen, daß, als die in die Blätter gebrachten Auslassungen des Vereins auf eine möglichst werkthätige — noch besser gesagt finanzielle — Bethätigung des Patriotismus hinwiesen, diesem zahlreiche Gaben zuflossen. Hiermit war an eine der wenigen Tugenden der Neuhellenen appellirt. In erster Linie zeichneten eine Reihe außerhalb des Königreichs lebender Bankiers und Großkaufleute, welche der Regierung schon direct einen beträchtlichen Obolus zugewiesen hatten. So hatte Averofos aus Alexandrien, der vor einigen Jahren die Evelpiden-(Cadetten-) Schule in Athen hatte erweitern lassen und durch dessen Millionenspende 1895 erst die „olympischen Spiele“ möglich wurden, der Regierung 30 Millionen Drachmen, Syngros aus Constantinopel eine gleiche Summe zur Verfügung gestellt. Auf der Spenderliste der Hetairia standen sie wieder unter den ersten; ihnen schlossen sich Zarifi, Zafiropulo u. s. w. an. Aber auch arme Leute spendeten ihr Scherflein. Hellenische Dienstmädchen und Köchinnen in Constantinopel und Alexandrien z. B. gaben den größeren Theil ihres Lohnes dahin. Am 10. März

soll der Verein über 21 Millionen Drachmen verfügt haben. Anfang April eröffnete derselbe im Königreiche und im Auslande seine Werbebureaus. Die Kosten für den Kampf der ersten 3000 Freiwilligen an der Grenze Macedoniens sollen 4 Millionen Drachmen betragen haben. Im Verlaufe des Krieges hat über die Freiwilligen des Vereins wenig Günstiges verlautet. Sie haben sich schlecht geschlagen und waren Feinde jeglicher Disciplin. Bei Larissa, Volo, Lamia haben sie gründlich geplündert.

Als nach den Mißerfolgen bei Pharsalus und Velestino ein großer Theil der Presse nach dem wahren Schuldigen der für Hellas so ungünstigen Lage suchte, wurde mit Recht behauptet, daß das chauvinistische Treiben der „Ethniki Hetairia" den Krieg heraufbeschworen hätte. Später wurden derselben geradezu antidynastische und antinationale Absichten zugeschrieben. Auch eine strenge Untersuchung über die Verwendung der für den Krieg gesammelten Fonds wurde mit großer Hartnäckigkeit gefordert. Der Verein entgegnete darauf ausweichend: er würde seiner Zeit mit einer Rechnungsablage nicht zögern; im übrigen befände sich die Leitung in der Hand monarchisch gesinnter Personen; sie habe die Gefahr antidynastischer Treibereien erkannt und bemühe sich, dieser Bewegung unter den Massen Einhalt zu thun. Ob die weitere Entwickelung der Finanzangelegenheit der „Ethniki Hetairia" nicht auch für Hellas ein Panama bringen wird, steht dahin.

Daß sich endlich in der hellenischen Presse die Entrüstung gegen den „Nationalverein" Bahn gebrochen hat, ist ein Zeichen, daß dort noch nicht alles faul ist. Die Hetairie hat König und Regierung zum Kriege veranlaßt; als derselbe sich zu einem vollständigen Zusammenbruch gestaltete, hat sie die Schuld auf den Monarchen und den Thronerben selbst gewälzt. Bei den Straßenscenen in Athen nach dem Schlage von Mati, welche die königliche Autorität angriffen und verzweifelte Aehnlichkeit mit Pariser Mustern vom September 1870 hatten, hatte die Hetairia ihre Hand im Spiel. Welches ihr Endziel, zeigt das vorher erwähnte Geschick des Königs Otto. Dabei hat der Ministerpräsident Rallí, im Herzen ein Hetairist, keine Energie, weder gegen die antidynastischen Treibereien, noch gegen die neuerdings wieder beginnenden Sendungen von Hetairisten nach Kreta gezeigt. Ein Gouverneur wie der General Smolenski mit sichern Truppen ist die einzige Rettung für den König. Sollte König Georgios seinen Thron trotz alledem behaupten, so wäre dies doch kein Beweis für die Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes: diese Eigenschaften gibt es weder in Athen, noch sonst auf der Balkanhalbinsel. Es ist vielmehr das Ergebniß einer einfachen Rechnung der kaufmännisch so ungemein gut veranlagten hellenischen Nation, daß beim Friedensschluß ihre Chancen unter einem König leidlich, unter einem Präsidenten minimal sein werden. „Lange und schmerzliche Erfahrungen haben uns gelehrt, daß der Thron der Anker unsres Heils, die einzig mögliche Stütze unsres politischen Bestandes ist." Diese Begrüßungsworte des Admirals Miaulis an den jungen König Otto bei seiner Landung auf hellenischem Boden haben noch heute ihren vollen Werth behalten.

Auch die andern Balkanstaaten haben ähnliche Vereinsbildungen wie die Ethniki Hetairia aufzuweisen. Nur reichen diese in Serbien und Rumänien nicht bis zum Beginn des politischen Werdeprocesses dieser Staaten zurück, sind vielmehr erst in den letzten Jahrzehnten entstanden. Ihnen gemeinsam sind irredentistische Tendenzen (serbische Omladina 1866, rumänische Unirea 1868), deren stricte Befolgung sie in zahllose kriegerische Abenteuer mit weit mächtigeren Staaten stürzen würde. In Bulgarien hat der Kampf um die kirchliche Freiheit vom griechischen Patriarchat die ersten geheimen Verbindungen gezeitigt, deren Stifter Dimitri und Constantin Miladinov im November 1861 in Konstantinopel den Märtyrertod starben. Vorübergehend fand 1867 eine politische Hajdukenunternehmung unter Panajot und Totjov statt, die bald von den Türken unterdrückt wurde. Erst 1876 kam es zum ernsteren Aufstand, welcher das schließliche Eintreten Rußlands und die politische Unabhängigkeit zur Folge hatte. Die Thätigkeit aller Vereine der genannten Staaten gipfelt heute in dem Worte: „Macedonien". Die Regierungen in Belgrad, Sofia und Bukarest werden sich aber wohl aus dem Gebahren der Ethniki Hetairia die Lehre ziehen, auf die verwandten politischen Wühlarbeiten ein scharfes Auge zu haben, damit nicht eines Tages diese dunkeln Gewalten die Regierungen auf Wege drängen, welche einen blutigen und verlustreichen Krieg unausbleiblich machen. S.

Anfänge deutschen Lebens und deutscher Politik in Amerika.

Von Dr. Hermann Schoenfeld (Washington).

II.

Als sich die katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich gegen die aufstrebende protestantische Macht in Deutschland unter dem großen Friedrich zu einem Trutzbündniß vereinigten, vergaß sich das selbstsüchtige England unter Georg II. und einem kurzsichtigen Ministerium so weit, auch noch Rußland gegen Preußen zu hetzen und mit Hülfsgeldern zu unterstützen. Ueberhaupt ist die Zeit, bevor Pitt ans Ruder kam, wohl mit die traurigste, die England je durchgemacht hat. Unter den vielen Mittelmäßigkeiten brachte es der Herzog von Newcastle zu einer führenden Rolle, ein bemerkenswerthes Beispiel, wie unter dem alten System großes Besitzthum und Familieneinflüsse einen total unfähigen Mann zu der obersten Stellung im Staate erheben konnten. Seine geistige Erbärmlichkeit trat um so heller zu Tage, als der Gegensatz zu Walpole und Pitt sich von selbst aufdrängte, die damals noch in untergeordneten Stellungen ihre Verachtung nicht einmal verbargen. In Zeiten des Friedens hätten die Intriguen seiner Untergebenen eben nur den Standpunkt der politischen Moralität noch um ein gut Theil herabgedrückt, aber jetzt wüthete schon der langwierige Colonialkrieg mit Frankreich. In einer solchen Zeit also, während der unfähige Newcastle an der Spitze der englischen Politik stand, war der König wie gewöhnlich mit Hannover beschäftigt, denn er fürchtete, diese seine Hausmacht könnte den Franzosen in die Hände fallen, indem vielleicht Preußen die letzteren gegen das Versprechen einer Annexion Hannovers unterstützen würde. Diese Furcht veranlaßte die englischen Intriguen, auch noch Rußland mit Hülfsgeldern gegen das bedrohte Preußen zu unterstützen. Aber gerade diese Hülfsgelder, die England an eine fremde Macht zahlte, um des Königs fremde Staaten zu vertheidigen, waren im höchsten Grad unpopulär; und diese Unnatur in der englischen Politik brachte William Pitt ans Ruder, und nun wirkten die drei protestantischen Mächte — England, Preußen und die Embryo-Vereinigten Staaten, Pitt, Friedrich und Washington — für die Sache der menschlichen Freiheit. Der siebenjährige Krieg, der Friedrich dem Großen Schlesien, die Perle in der preußischen Krone, sicherte, dehnte auch die englischen Colonien bis zum Mississippi aus und brachte Canada an England. „Wir eroberten Amerika in Deutschland", sagte der ältere Pitt, indem er Friedrich einen Antheil an der Ausbreitung der germanischen Race in der westlichen Hemisphäre zuschrieb, und in gleicher Weise behandelte Friedrich in seiner Geschichte die englische Bewegung in Amerika und seine

Digitized by Google

eigenen Kämpfe in Europa als ein und dasselbe, so lange Pitt am Ruder war. Aber in dem Triumphe Englands, Frankreichs Macht in Amerika völlig vernichtet zu haben, lag auch schon der Keim der Vernichtung der englischen Macht daselbst. Denn mit der Vertreibung der Franzosen von Amerika war auch die von dieser Seite drohende Gefahr für die englischen Colonien beseitigt und deren Abhängigkeit und Unterordnung unter das Mutterland besiegelt. Ferner gaben die großen Colonialstreitkräfte, welche England während des Krieges erfolgreich benutzt hatte, den Colonien zum erstenmal ein Bewußtsein ihrer Stärke und versahen sie mit Führern für den Unabhängigkeitskrieg der Zukunft. Sodann ließ die Schuldenlast, die der langwierige überseeische Krieg aufgehäuft hatte, den alten Plan der Besteuerung der amerikanischen Colonien wieder aufleben, und diese Besteuerung führte ja in wenigen Jahren unmittelbar zu dem furchtbaren Ausbruch, der unter dem Namen „Revolutionskrieg" in den Annalen der Geschichte verzeichnet ist.

Das von höchstem staatsmännischen Geiste durchdrungene Ministerium Pitt wurde durch ein anderes ersetzt, das sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz und Engherzigkeit herumdrehte, und damit war der Bruch des guten Einvernehmens zwischen den Colonien und England ausgesprochen. Als das Volk, das politischen und religiösen Verfolgungen daheim entflohen war und nach Bancrofts schönem Wort „auf Freiheit als sein Geburtsrecht blickte", durch Ungerechtigkeiten moralisch von dem Mutterlande losgerissen wurde, und durch die Navigations-, die Stamp- und die Mutinpacte förmlich als ein erobertes Land behandelt wurde, als die Colonien erklärten, daß Besteuerung ohne parlamentarische Vertretung Tyrannei sei, daß die krämerhafte Handelspolitik Englands jede amerikanische Industrie, die mit dem Mutterlande concurriren könnte, ersticken wolle, — da waren die leitenden Geister Deutschlands, Friedrich an der Spitze, keinen Augenblick im Zweifel, welcher Seite ihre Sympathien gehören sollten.

Die literarische Seite dieser Meinungen, so interessant sie ist, kann hier kaum erwähnt werden; sie gehört der großen classischen Blüthepeviode an. Hatte schon Wieland für die Aufhebung des Erbadels oder wenigstens seiner Privilegien alle Mittel seiner Dialektik und auch der Satire ins Feld geführt, so veröffentlichte Lessing für die deutsche Nation seine Meinung, daß „die Amerikaner in der neuen Welt den Herd der Humanität aufbauen". Schillers „Kabale und Liebe" braudmarkt in heiligem Grimme die Miserabilität, welche deutsches Blut zur Unterdrückung eines für die Freiheit kämpfenden Volkes verkauft. Herder und Goethe ließen sich ihrer Natur nach kühler, aber in demselben Sinne aus. Kants Sympathie für das unterdrückte Amerika war in seiner Natur inhärent, da er seine Meinungen über Fragen der Freiheit von der elementaren Urwahrheit ableitete. Er trat als einer der ersten für die Sache der Vereinigten Staaten ein, wie er auch den schmählichen Soldatenhandel seitens einiger Fürsten mit England wie jede andere Sklaverei an den Pranger stellte. Kurz, die besten deutschen Köpfe standen damals auf Seiten der freiheitliebenden „Rebellen", um sie bald als eine brüderliche Nation begrüßen zu können.

Es scheint mir recht nnd billig, auch einmal auf die deutschen Fürsten hinzuweisen, die Englands Geldanerbietungen zurückwiesen, welches ihre Unterthanen für englischen Sold begehrte. Bancroft führt sie ausdrücklich an. Wir sind es ihnen schuldig, ihre Namen mit unvergänglichen Lettern in unser Gedächtniß einzutragen, denn es gehörte Herzensgüte und Charaktergröße dazu, in einer Zeit, wo der Unterthan nicht viel besser war als ein Lastthier, wo das Geld in noch höherem Ansehen stand als heute, um den widernatürlichen Lastern jener Zeit zu fröhnen, dem englischen Goldklang zu widerstehen. Scheint es doch, als ob die Vorsehung die Schuld jener gerächt hätte. Während die drei sächsischen Fürstenhäuser von Gotha, Weimar und dem Königreich Sachsen, die das englische Ansinnen mit Entrüstung zurückwiesen, noch heute in Blüthe nnd Ehre stehen, sind die anderen Dynastien, welche „Material" nach England verkauft hatten, insgesammt verbannt, gestorben und verdorben. Der Verrath an ihren Unterthanen ist zum Verräther an ihnen selbst geworden; das Gesetz der Zweckmäßigkeit in der Natur wie in der Geschichte hat sie als unnütz von der Erde hinweggefegt.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Freunde der nordamerikanischen Freiheitsbewegung, der ihr von ihren ersten Regungen bis zu seinem eigenen Tode unwandelbar treu war, wenn freilich seine Liebe auch nur platonisch blieb und bleiben mußte: ich meine Friedrich den Großen. Dieser einzige Fürst, der in seinen eigenen Staaten die Unterthanen unter seinem starren Griff zu dem größten Culturvolk Europa's heranbildete, so daß ihm seine für die Größe Preußens freilich heilsame Tyrannei den Beinamen eines „erleuchteten Despoten" eintrug, hatte in der That zwei Seelen in der Brust wohnen. Denn sein „Republikanismus" — wenn ich mich so ausdrücken darf — trat in seiner Feindseligkeit gegen verdienstlosen Erbadel, in seinem Bekenntniß, wonach er sich als den ersten Diener des Staates betrachtete, in seiner religiösen Duldsamkeit, wonach „jeder in seinen Staaten nach seiner eigenen Façon selig werden" konnte, klar und deutlich zu Tage. Starr und kalt, freudlos und freundlos flossen seine späteren Lebensjahre dahin in dem Bestreben, sein Land, dessen Kräfte durch die schlesischen Kriege aufs äußerste angespannt worden waren, auch nach innen auszubauen; aber warm geworden ist er unzweifelhaft in seinen Sympathien für die auf Tod und Leben um ihre politische Existenz kämpfenden Vereinigten Staaten. Sein Nachfolger und Neffe, der nachmalige Friedrich Wilhelm II., mochte ihm wohl leise Zweifel haben aufsteigen lassen, ob auf diesem Pfeiler seine so mühsam und genial aufgeführte Monarchie stark genug aufgebaut sei; jedenfalls ist Friedrich der Große zu der philosophischen Meinung gelangt, „daß die Republiken schneller die Absicht ihrer Gründer erfullen als Monarchien; denn gute Könige sterben, aber weise Gesetze sind unsterblich."

Ja, so weit ging seine Sympathie für die Colonien, daß er mit dem bitter gehaßten Frankreich, das einst in sein Land eingebrochen und das er bei Roßbach aufs Haupt schlagen mußte, um wieder gegen Oesterreich Front machen zu können, in seinem Gefühl für die Vereinigten Staaten eins war, während er gegen das conservative England mit seiner Manchesterpolitik unter Bute und North seinen Widerwillen nicht unterdrücken konnte, obwohl er doch ohne Englands pecuniäre Hülfe den siebenjährigen Krieg unmöglich hätte zu Ende führen können. Schon im November 1774 sprach er sich dahin aus, „daß die britischen Colonien sich eher unter den Ruinen ihrer Niederlassungen begraben lassen, als sich dem Joche des Mutterlandes beugen würden"; und im November des nächsten Jahres schrieb er: „Die Behandlung der Colonien scheint mir der erste Schritt zum Despotismus; wenn der König hierin Erfolg haben sollte, so wird er nach und nach versuchen, auch dem Mutterlande seinen Willen aufzudrängen." Die Augustproclamation Georgs III. entlockte seiner Feder die Bemerkung: „Es erscheint mir sehr hart, freie Unterthanen für Rebellen zu erklären, bloß weil sie ihre Privilegien gegen den Despotismus eines Ministeriums vertheidigen." Während einer schweren Krankheit, als seine Umgebung ihn im Sterben wähnte, beschäftigte sich sein Geist mit den Fragen des englisch-amerikanischen

Digitized by Google

Conflicts: „Je mehr ich über die Maßregeln der britischen Regierung nachdenke," schreibt er wieder, „um so willkürlicher und despotischer erscheinen sie mir. Die britische Verfassung selbst scheint den Widerstand zu rechtfertigen. Daß der Hof seine Colonien herausgefordert hat, seinen Maßregeln zu widerstehen, kann niemand bezweifeln. Die Regierung erfindet neue Steuern; sie wünscht dieselben, auf ihre eigene Autorität hin und in offenbarem Bruch der colonialen Privilegien, den Staaten aufzubürden; die Colonien verweigern die früheren Steuern nicht, sondern verlangen nur, hinsichtlich neuer mit England auf denselben Standpunkt gestellt zu werden; aber die Regierung will ihnen das Recht, sich selbst zu besteuern, nicht zugestehen. Dies ist mit kurzen Worten die ganze Geschichte dieser Unruhen."

Es ist freilich selbstverständlich, daß Friedrichs Anschauungen und gute Wünsche für die Colonien zunächst nicht über sein ideelles Wohlwollen hinausgingen, und daß er auch nicht im entferntesten daran denken konnte, etwa den unterdrückten Colonien gegen England offene Hülfe zu leisten. Denn dabei wäre für ihn nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren gewesen, und es wäre geradezu wahnsinnig und mit Friedrichs staatsmännischer Weisheit unvereinbar gewesen, aus persönlichen Sympathien oder Antipathien „auch nur die Knochen eines pommer'schen Grenadiers dranzusetzen" — um ein Bismarck'sches Kraftwort zu gebrauchen. Sein Land bedurfte der Ruhe, er fühlte sich eben als „der erste Diener des Staates", und im Volke war natürlich nicht der geringste Wunsch vorhanden, exotische Fahrten für große Ideen zu unternehmen. Aber darin liegt die Größe und Erleuchtung der Weltanschauung Friedrichs, daß er die Bewegung der Welt nach der Richtung des Lichts, der Vernunft, der Besserung des Innern und des Völkerrechts beeinflußte und begünstigte. Und darin bestand der substantielle Werth seiner Sympathien, daß ohne seinen Willen Frankreich nun und nimmer im Stande gewesen wäre, auch nur eine Fregatte oder eine Compagnie Soldaten der Freiheit zur Verfügung zu stellen. Er hat sich zu wiederholtenmalen heilig verpflichtet, Frankreich während seines Kampfes für die amerikanische Sache nicht zu stören, und hat es oft genug sogar moralisch unterstützt. Den Durchmarsch deutscher Söldner Englands, wie derer von Ansbach und Hessen, durch seine Staaten hat er unweigerlich versagt.

Der positive Werth seiner Beurlaubung eines der ausgezeichnetsten Offiziere der fridericianischen Schule, des Generals Steuben, um sich in den Dienst der in der Bildung begriffenen Vereinigten Colonialarmee zu stellen, und dessen ungeheure Leistungen für die Verwandlung der undisciplinirten Miliz in eine fest gefügte Armee, gehört der Geschichte an und kann gar nicht überschätzt werden. Ueber dieses überaus wichtige Capitel ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen worden.

Andrerseits lehnte Friedrich der Große den Vorschlag seines Gesandten in London ab, der einen Plan für einen directen Handel mit Amerika zu unterbreiten sich erbot, um für die schlesische Leinwand ein neues Exportfeld zu eröffnen und um amerikanische Producte zu möglichst billigen Raten in Preußen einzuführen; denn er, Friedrich, kannte ebenso gut seine Schwäche, wie seine Kraft. „Der Plan scheint mir sehr problematisch," schreibt der König seinem Gesandten. „Wie könnte ich ohne eine Flotte einem solchen Handel Achtung verschaffen? Ich werde nie im Stande sein, eine Flotte zu bauen, die stark genug wäre, überseeischen Handel zu schützen." Im September 1776 erhielt er von seinem Londoner Gesandten eine französische Version der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Er hatte diese Maßregel vorausgesehen, als er erfuhr, daß England fremde Truppen suchte, um die Colonien zu unterjochen; und da bis jetzt die britischen Truppen keinen entscheidenden Erfolg gehabt hatten, so war ihm die Unabhängigkeitserklärung ein deutliches Zeichen, daß die Colonien nicht unterworfen werden könnten.

Für England selbst sah er den Verlust der altbritischen Freiheit voraus. „Jeder patriotische Engländer müßte die verhängnißvolle Wendung der vaterländischen Angelegenheiten unter der gegenwärtigen Regierung beklagen, sowie auch die verächtliche Aussicht auf persönliche Unfreiheit in der Zukunft." „Der Hof besteht auf einem falschen Standpunkt gegen alle Grundsätze eines echten Patriotismus und tritt alle Regeln einer gesunden Politik mit Füßen." Er hatte von der Bemerkung Hume's auf dem Todtenbette gehört, daß der Erfolg des Hofes für England den Untergang seiner Freiheit bedeuten würde. Wenn dann die Nation duldete, daß die Partei eines Bute und der Tories ungestraft die Form seiner Regierung vernichteten, dann verdienten sie nicht länger den Namen „freier Briten".

Am 14. Februar 1777 übermittelte der amerikanische Commissär in Paris dem großen Friedrich eine Copie der Unabhängigkeitserklärung und die Artikel der amerikanischen Union mit dem förmlichen Ausdruck des Wunsches der Vereinigten Staaten, seine Freundschaft zu erlangen und einen gegenseitig wohlthätigen Freihandel zwischen ihren entfernten Ländern anzubahnen. Der König empfing mit ungemischter Befriedigung das Manifest der Republik, den ersten Abriß einer Constitution. Washingtons Siege bei Trenton und Princeton waren ihm bereits ein Beweis, daß die Colonien eine unabhängige Nation geworden waren. Und als England fremde Handelsschiffe gegen Amerika aufbot, brandmarkte er sie als Seepiraten.

Freilich glaubte er auch jetzt noch, einen directen Handel mit den Colonien ablehnen zu müssen: „Ich bin ohne Flotte; da ich keine Kriegsschiffe habe, um meinen Handel zu schützen, so könnte der Verkehr nur unter der niederländischen Flagge geführt werden, aber England respectirt diese Flagge nicht mehr. Unter günstigeren Bedingungen könnten unsre schlesische Leinwand, unsre Woll- und andere Manufacturwaaren ein neues Absatzgebiet finden." Während er so nothgedrungen die Verhandlungen aufschieben mußte, beauftragte er seine Minister zu wiederholtenmalen, alles zu vermeiden, was das amerikanische Volk verletzen könnte. Gegen Franklins Rath, der die Staaten in Paris vertrat, und gegen einen zeitgemäßen Wink des preußischen Ministers Schulenburg ging Arthur Lee, der amerikanische Agent, von Wien, wo er von Kaunitz und dem Auswärtigen Amte ignorirt wurde, nach Berlin. Hier empfing ihn zwar der König nicht, zeigte aber dem Agenten der Vereinigten Staaten die freundlichste Hochachtung und versprach ihm durch Mittelpersonen, mit all seinem Einfluß darauf hinzuwirken, daß England keine neuen Truppen mehr in Deutschland werben solle, und verbot den nach Amerika verkauften Truppen den Durchzug durch seine Länder.

Der damalige britische Gesandte in Berlin, Elliot, miethete um den Preis von tausend Guineen einen Dieb, um die Papiere des Vereinigten Staaten-Agenten Arthur Lee zu stehlen, escamotirte dieselben aber wieder zurück,[1]) als letzterer bei der Polizei klagbar wurde, und suchte die Verantwortung für diese That auf einen Untergebenen zu schieben, während er doch selbst die Schriftstücke erhalten und gelesen hatte. Gegen die Regeln des Hofes eilte er nach Potsdam: der König weigerte sich, ihn zu empfangen, und eine höhnische Cabinetsordre, die Friedrichs Urtheil

[1]) Alle diese Vorgänge sind in den „State Papers" in dem Staats-Departement zu Washington genau verzeichnet und sind der Herausgabe im Deutschen wohl werth.

über Elliot enthält, ist uns in seiner eigenen Handschrift erhalten: „Es ist ein Fall gemeinen Diebstahls; man sollte ihm den Hof verbieten, aber ich will die Angelegenheit nicht bis zum äußersten treiben.“ Und seinem Gesandten in London schrieb er: „O über den würdigen Schüler Bute's! In der That, England sollte sich schämen, solche Gesandten an fremde Höfe zu senden.“

Trotz Englands heißem Bemühen, die Freundschaft Friedrichs zu gewinnen, wies der König jede Annäherung schroff zurück: „Niemand ist weiter davon entfernt, ein Bündniß mit England einzugehen, als ich!“ Ferner: „Frankreich weiß recht wohl, daß es im Fall eines Krieges mit England von mir nichts zu fürchten hat. Meine Gleichgültigkeit gegen letztere Macht kann niemand überraschen. Und von welcher Art überhaupt könnte meine Verbündung mit jener Krone sein nach der Erfahrung, die ich mit ihrer Doppelzüngigkeit gemacht habe? Wenn mir England alle seine Millionen geben wollte, so würde ich ihm nicht zwei Compagnien meiner Truppen liefern, um gegen die Colonien zu kämpfen. Noch auch kann England von mir eine Garantie für sein Kurfürstenthum Hannover erwarten. Ich weiß aus der Vergangenheit nur zu wohl, was mich ähnliche Garantien gekostet haben, um einen Wunsch zu hegen, sie zu erneuern. Obgleich ich damals Englands Verbündeter war, war sein Verfahren gegen mich das eines gründlichen Feindes.“

Daß er übrigens die Ueberlegenheit der Colonien über das Mutterland in moralischer Hinsicht wohl erkannte, beweisen seine Worte: „Niemals ist die Lage in England so kritisch gewesen. Die Nation selbst scheint mir entartet zu sein. Einst so stolz und eifersüchtig auf ihre Freiheit, überläßt sie nun das Staatsschiff der Laune eines Ministeriums, das ohne Männer von Talent ist ..... Ein Blick auf die Situation zeigt, daß auch nicht vier Campagnen genügen werden, die Colonien zu unterwerfen.“ Und später: „Alle Urtheilsfähigen stimmen mit mir darin überein, daß, wenn die Colonien vereinigt bleiben, das Mutterland sie niemals unterjochen wird.“ Gleichzeitig wies er seinen Gesandten in London an, die Regierung zu benachrichtigen, daß er den amerikanischen Emissären verweigert habe, den Hafen von Emden zur Beunruhigung der englischen Schiffahrt zu benutzen. „Freilich,“ fügte er hinzu, „wenn die Colonien ihre Unabhängigkeit behaupten, wird ein directer Handel mit ihnen folgen.“

Frankreich ermuthigte er nun zu einem entscheidenden Schlage gegen England; denn dieses könnte von keiner Seite die Truppen, deren es benöthigte, erhalten; Dänemark würde vergebens ersucht werden, Kriegschiffe und Matrosen zu liefern; er selbst habe Beweise genug von seiner Sympathie für die Amerikaner gegeben. Frankreich dürfe frei von Furcht vor Preußen und Rußland sein. England habe den ersten dummen Streich begangen, sich in einen Krieg mit den Colonien einzulassen; dann den zweiten, sie mit siebentausend Mann unterjochen zu wollen; ferner den dritten, seine verschiedenen Corps zu zersplittern, was alle Unternehmungen zum Scheitern gebracht habe. Zugleich zeigte er nun auch in der That seine Sympathien für die Vereinigten Staaten offener; hatte der Hafen von Emden die amerikanischen Kreuzer nicht aufgenommen, da man ihnen aus Mangel an einer Flotte keinen Schutz verbürgen konnte, so wurde ihnen jetzt in dem Hafen von Danzig ein Asyl angeboten. Jede Erleichterung, in Deutschland Waffen zu kaufen und zu verschiffen, wurde ihnen gewährt. Bevor noch das Jahr 1777 zu Ende ging, versprach der König, nicht der letzte zu sein, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen würde; und im Januar 1778 schrieb sein Gesandter, Graf Schulenburg, officiell an einen der amerikanischen Agenten in Paris: „Der König wünscht, daß Ihre edlen Anstrengungen von vollständigem Erfolge gekrönt werden mögen. Er wird nicht zögern, Ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, wenn Frankreich, das an dem Kampfe directer betheiligt ist, das Beispiel gegeben haben wird.“

So geschah es. Im Mai 1778 kündigte ein französisches Rescript dem britischen Ministerium an, daß ein Volk durch seinen eigenen Willen und die öffentliche Erklärung desselben seine politische Existenz für alle Zeiten aussprechen könne, und nach diesem Prinzip erkenne Frankreich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an. Die Handels- und Allianzverträge mit Ludwig XVI. wurden nun vom Congreß einmüthig bestätigt, mit dankbarer Anerkennung der französischen großmüthigen und selbstlosen Unterstützung und dem „Wunsche, daß die Freundschaft zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten, die so glücklich begonnen, für ewige Zeiten dauern möge“. Die hundertjährige Feindschaft, in der die Colonien mit Frankreich gelebt hatten, sei nur ein Resultat ihrer Abhängigkeit von England gewesen, und die Erinnerung an dieselbe solle für immer ausgetilgt werden. Der König von Frankreich wurde als „Protector der Rechte der Menschheit“ erklärt, ein Beiwort, das in diesem Falle mindestens in gleichem Maße Friedrich dem Großen zukam. Denn der König von Frankreich hatte während der Unterhandlungen instinctiv — und mit Recht — gefühlt, daß er durch seine Anerkennung der Rebellen die Sache der Monarchie schwer schädigte, und hatte sich nur mit äußerstem Widerstreben und ganz gegen seinen Willen dem Rathe Maurepas' und seines Cabinettes gefügt. Auch die Sympathie seiner Gemahlin Marie Antoinette für die Sache der unterdrückten Amerikaner hatte den schwachen König zum Nachgeben bestimmt. Denn während sie den amerikanischen Freiheitskampf zu einer Mode am französischen Hofe machte, war Ludwig persönlich Franklin und seinem Anhange nichts weniger als günstig gestimmt und machte aus seinem Verdruß auch gar kein Hehl. Wie richtig übrigens sein Gefühl von seinem Standpunkt aus war, hat die Geschichte genugsam bewiesen; denn nicht das Elend des tiers état, nicht die Encyklopädisten, nicht der wachsende Republikanismus in den Massen war so sehr die Veranlassung, das königliche Haupt drei Lustren später in den Sand rollen zu lassen, als der amerikanische Befreiungskrieg mit seiner großen Lehre: der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren. — Da war gewiß der andere Bourbon auf dem spanischen Throne, der Onkel Ludwigs, viel logischer und consequenter in seinen Ueberzeugungen, wie ein absoluter Monarch sich bei der freiheitlichen Erhebung eines Volkes zu verhalten habe. Er verstand klarer, daß die Unabhängigkeit der englischen Colonien auch seine Krone ihrer Besitzungen in beiden Theilen Amerika's berauben könnte, und daß die Begründung des Republikanismus an den Grenzen seiner transatlantischen Provinzen für ihn mehr zu fürchten war, als alle Macht eines, wenn auch noch so feindlichen Großbritanniens. Und auch er hatte von seinem Standpunkte aus Recht; die schwächliche Nachgiebigkeit seines königlichen Neffen kostete letzterem Krone und Leben, ersterem die amerikanischen Besitzungen und den Goldstrom, den seine tyrannischen Gouverneure nach Madrid zu leiten verstanden.

Die Vereinigten Staaten sind also aus Ludwigs unbewußter, aber instinctiv gefühlter Selbstopferung, vereint mit Englands schweren politischen Fehlern und gieriger Selbstsucht, sowie aus einem glühenden Triebe der Colonien, sich von der Rolle englischer Rechenpfennige zu befreien, erwachsen. Wer aber die historische Einsicht und die staatsmännische Weisheit Friedrichs des Großen auch nur einigermaßen kennt, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß derselbe die politischen Folgen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wohl gekannt habe. Die politischen Ideale, die in den Geistern der denkenden Deutschen von dieser

Digitized by Google

Zeit an einen festen Halt gewonnen, entsprangen theilweise unmittelbar aus diesen Kämpfen. Wir müssen annehmen, daß Friedrich die aus dem Revolutionskriege entspringende Strömung, die Frankreich in den Grundfesten erschütterte, vorausgesehen und gewünscht habe, daß ein neues politisches Staatswesen jenseits des Weltmeeres unter völlig neuen Bedingungen wachsen sollte. Andernfalls hätte er eine so stark in die Wagschale fallende moralische und mittelbar wirkliche Unterstützung den „Rebellen" nicht gewähren können.

Leider wird tieferes Studium des Ursprungs und der Bildung unserer Republik, verglichen mit der gegenwärtigen Lage und den sich überall aufthürmenden Schwierigkeiten, die nicht der historischen Naturnothwendigkeit, sondern gewissen Charakterfehlern eines kleinen Geschlechts und bewußten politischen Sünden entspringen, klar erweisen, wieviel von dem ursprünglichen Geist verloren gegangen ist. Nur die Rückkehr zu den alten Bürgertugenden, dem alten, echten Patriotismus der Selbstverleugnung, der jetzt so vielfach mit engherzigem Jingoismus verwechselt wird, die Verwirklichung der von einem Washington, Hamilton, Jefferson, Lafayette, Steuben inaugurirten Pläne eines idealen Staatswesens, die Befreiung von einem alles verzehrenden Moloch, genannt Utilitarismus, kann uns zurückführen zu der einfachen, aber wahrhaft freiheitlichen Größe unsrer heroischen Epoche, der Revolutionszeit, die uns die Zuneigung eines Friedrichs des Großen erworben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Straßburg.** Die philosophische Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität hat den bekannten Aegyptologen Flinders Petrie, Professor am London University College, zum Ehrendoctor ernannt.

* **Düsseldorf.** Zur Frage der Verlegung des Staatsarchivs nach Bonn hat nun auch der Bergische Geschichtsverein Stellung genommen und in seiner letzten Sitzung beschlossen, alles aufzubieten, um die Erhaltung des Archivs in Düsseldorf zu erwirken, da es eine schwere Schädigung für die Forschungen des Vereins bedeute, wenn das Archiv verlegt und seine Benutzung nicht mehr in der bisherigen Weise möglich wäre.

* **Berlin.** Eine wichtige Ergänzung zur Pharmacopoea Germanica erscheint, wie die „Apoth.-Ztg." mittheilt, im nächsten Monat hier, nämlich die zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe des Ergänzungsbuches unter dem Titel: „Arzneimittel, welche in dem Arzneibuch für das Deutsche Reich, dritte Ausgabe (Pharmacopoea Germanica, editio III), Neudruck 1895, nicht enthalten sind." Bestellungen sind an den deutschen Apothekerverein zu richten.

* **Wien,** 31. Juli. Alfred v. Arneth ist dieser Nacht gestorben.

-y- **Brüssel,** 27. Juli. Internationaler Congreß für Unfallwesen und sociale Versicherung. Die beiden Sitzungen des heutigen Tages waren reichlich mit grundsätzlichen Erörterungen über Versicherung und Nichtversicherung gegen Unfälle ausgefüllt. Dabei ging es ohne ein starkes Zurückgreifen auf das A. B. C. der socialen Versicherung nicht ab. Schuld daran trägt das anglofranzösische Rednerpaar Drage-Yves Guyot, welches ähnlich wie in Mailand, wenn auch weniger gewandt als damals, den Standpunkt des antisocialen Individualismus der Manchesterschule allerstrikt vertrat. Im einzelnen kam die Sache folgendermaßen.

Auf der Tagesordnung stand die erste Frage des Programms: Gegenwärtiger Stand der Unfallfrage in den verschiedenen Ländern, insbesondere unter dem Gesichtspunkt facultativer oder obligatorischer Einrichtung der Versicherung. Das war an sich eine Frage, die zu polemischen Erörterungen wenig Anlaß zu geben schien. In der That bewegte sich auch die erste Ausführung, welche Bellom (Paris) im Anschluß an seinen gedruckten Bericht brachte, in der Hauptsache auf dem Boden objectiver Berichterstattung. Wenn etwas dabei zu Widerspruch reizen konnte, so war es das Uebermaß mildernder Umstände, welche den gesetzgebenden Körperschaften, die in dieser Frage nicht zum Entschluß kommen können, zugebilligt wurde. Die Werthschätzung, welche der Redner auf diesem Gebiete der socialen Impotenz angedeihen ließ, war zu hoch. Im übrigen ist Bellom ein vortrefflicher Kenner nicht bloß der allgemeinen Grundsätze, sondern auch des Details der auf das Arbeiterversicherungswesen bezüglichen Gesetze und Gesetzentwürfe der verschiedensten Länder. In einem großen mit der Ausgestaltung der Arbeiterversicherung sich beschäftigenden Sammelwerk hat er namentlich unsere deutsche Gesetzgebung seinen Landsleuten in dankenswerther Weise zugänglich gemacht.

Darauf folgte Böhlke, der wiederum in der ihm eigenen knappen und überzeugenden Weise gewissermaßen den widerstrebenden Elementen den Zwangsweg zum Versicherungszwange zeigte. Daß Zwang irgend welcher Art nöthig ist, wenn den Arbeitern, wie nun einmal unsre industrielle Lage sich gestaltet hat, der Eintritt von Unfällen gründlich geholfen werden soll, steht fest. Ueber das Wie aber besteht Streit. Man meint, es genüge vielleicht, die einzelnen Unternehmer zu zwingen, die verunglückten Arbeiter zu entschädigen. Das ist Zwang gegen den Arbeitgeber, und wenn er dazu nicht noch weiter gezwungen wird, sich seinerseits zu versichern, so ist er — und insbesondere der kleine Mann — dem Elend preisgegeben, falls ein größerer Unfall sich ereignet. Gesetze machen, welche die kleinen Unternehmer ruiniren, ist aber nicht Staatsweisheit. Man muß also weiter nach dieser Richtung für Deckung sorgen. Vielleicht durch Privatgesellschaften? Diese arbeiten theuer, und die gesetzliche Controle, daß diese Art von Versicherungszwang durchgeführt wird, kostet wieder viel Geld. Dazu kommt noch besonders die bei dem System der Privatversicherung vorliegende Gefahr der Ringbildung seitens der Gesellschaften behufs Erhöhung der Prämien. Dem gegenüber ist die Versicherung bei öffentlichen Corporationen der Unternehmer einfacher. Die Unternehmer vertragen sich nach deutscher Erfahrung gut in diesen Corporationen. Trotz der Verschiedenartigkeit der Stimmungsanschauungen in den verschiedenen Gebieten des Deutschen Reiches haben sich einheitliche Corporationsbildungen bewährt. Der deutsche Zwang ist den Betheiligten angenehm. Die deutschen Berufsgenossenschaften haben durch Förderung des Gedankenaustausches und der Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten unter den Fachgenossen zur Entwicklung der deutschen Industrie mit beigetragen. Trotz starker politischer Gegensätze ist in den deutschen Berufsgenossenschaften keine Strömung für Auflösung derselben vorhanden. Nun sagt man aber — fährt Böhlke fort — unsre Novelle beweise, daß wir bisher auf dem Holzweg gewesen seien. Diese Auffassung ist ganz falsch. Von einer Reconstruction des Gebäudes unserer Versicherung ist keine Rede, wir wollen es nur besser einrichten und es in unserm Zwangshaus, unsrer „Caserne", so bequem als möglich machen. Dazu kommt, daß dabei durchaus das Princip der Selbstverwaltung in freiester Weise zur Geltung kommt.

Man darf überhaupt nicht bloß den Bestituirten helfen wollen, sondern der ganzen Masse der Arbeiter, auch den schlechten Risiken und den nur vorübergehend Beschäftigten. Die Gesammtversicherung auf öffentlich-rechtlicher Grundlage vermag dies, die Privatversicherung nicht. Hier muß das Interesse der Arbeiter gegenüber der jüngst auch im englischen Parlament vereinzelt hervorgetretenen Furcht vor einer „zumdien" Einrichtung vorgehen. Die nachstrebenden Nationen sollen die Beispiele anderer sich zu Nutzen machen. Mehr als schöne Reden, Schriften und Zeitungsartikel bedeutet hier das Einsetzen der ganzen moralischen und materiellen Kraft der Nation. So kräftige — so schloß Böhlke seine Ausführungen — Volk und Staat, wenn nicht bloß die oberen, sondern auch die unteren Stände sich in erträglicher Lage befinden.

Einen ungeheuren Abstand gegen Böhlkes Ausführungen bot die darauf sich reihende, in kleinlichster Nörgelei sich bewegende Rede des seit Mailand zum Mitglied des Parlaments vorgerückten Hrn. Drage. Das deutsche System ist schlecht, das beweist ihm die Schrift eines jungen Amerikaners und eine Grillenberger'sche Rede im Reichstag. Im übrigen ist sein Programm ein absolut negatives. Man soll alles der freien Initiative der Einzelnen überlassen und grundsätzlich höchstmöglichen Lohn unter Aufrechterhaltung des individuellen Risico erstreben. (Mit welchen Mitteln das geschehen soll, unterließ Hr. Drage zu verrathen.) Außerdem hat sich der Redner noch viel auf die Idee zugute, daß ein gutes Unfallversicherungsgesetz vor allem die Unfälle verhüten müsse. Den Schluß bildete ein im Stil der Volksversammlung gehaltener Appell an die „libidit", der natürlich, zumal bei den französischen Gegnern der öffentlich-rechtlichen Versicherung vielbusig (später kam die Sache dann anders) einen gewissen rhetorischen Erfolg erzielte.

Gleich der nächstfolgende Redner, Ferrero aus Padua, konnte einige thatsächliche Angaben Drage's betreff der Leistungen der

friendly societies auf dem Gebiete der Unfallversicherung richtigstellen. Dann folgte Moser (Schweiz) mit einer Darlegung der Entwicklung der schweizerischen Gesetzgebungsarbeiten und unter Bekennung der Thatsache, daß der Schweizer Volkswille dahin geht, an die Stelle der Haftpflicht eine Einrichtung der socialen Versicherung zu setzen. Den Schluß der Vormittagssitzung bildete eine reich gegliederte Darlegung der Bedenken, welche der französische Unternehmer und Gesetzgeber noch heute, da man sich schon fast zwei Jahrzehnte mit der Sache beschäftigt, in den verschiedensten Beziehungen hegt. Diese Bedenken fanden durch Darcy, der sie dem Congreß auch gedruckt in einem eingehenden Referat vorgelegt hat, Ausdruck.

In der Nachmittagssitzung ergriff zunächst Kink, ein österreichischer Industrieller, das Wort, um — wie er selbst sagte —, provocirt durch die Ausführungen von Drage, in wirkungsvoller Weise die Erklärung abzugeben, daß im allgemeinen die Industriellen in Oesterreich wie auch in Deutschland mit der Zwangsversicherung durchaus einverstanden seien.

Darauf folgte Yves Guyot mit der Anpreisung des rücksichtslosesten Individualismus und mit Abweisung der Uebernahme irgend welcher Berufsgefahr auf die breiten Schultern der socialen Versicherung. Alle die alten Einwendungen, die wir schon von Mailand her kennen, kamen wieder: die angebliche Unfallmachung als Folge der Versicherung, die Nichtbewerkstelligung des socialen Friedens, die Ungewißheit darüber, wie die Versicherten selbst zur Sache dächten u. s. w., und das alles eingehüllt in allgemeine Phrasen nörgelnden Mißtrauens.

Unser Reichstagsabgeordneter Möller, der danach das Wort ergriff, ließ Yves Guyot laufen, wandte sich aber mit um so größerem Erfolge gegen Drage. Eine mächtige Unterstützung fand er in den darauf folgenden Ausführungen des Engländers Wolff, der in trefflicher Weise eine Art moralischer Hinrichtung an Drage vollzog. Er hob hervor, wie Drage in den jüngsten Tagen durch das Votum des Unterhauses ein kategorisches Dementi seitens der englischen Nation selbst erfahren habe. Auch habe er ja selbst im Parlament nicht einmal die zur Unterstützung seines Amendements erforderliche Zahl von Collegen finden können. Drage rethrile nach Büchern und Reden; da sei es doch besser, man mache es wie er (Wolff) und sehe sich die deutschen Einrichtungen an Ort und Stelle an. Das englische Project, das sehr bald Gesetz sein werde, stelle den Anfang einer richtigen Action dar. Das deutsche Princip sei gut; mit Recht sei in England jüngst hervorgehoben, der wahre Socialismus sei in der bisherigen Gestaltung der Dinge enthalten, welcher ein Bruchstück der Unfallfürsorge in der Steigung der Armenlast zum Ausdruck bringe.

Nach Wolff beschäftigte sich v. Mayr (Straßburg) eingehend mit den manchesterlichen Ausführungen von Yves Guyot und Drage. Einleitend betonte v. Mayr, die anwesenden Deutschen wollten niemand ihre Anschauungen aufdrängen, aber sie seien bereit, ihre Erfahrungen international nutzbar machen zu lassen. Der Congreß habe in Mailand sich den Zusatz der Bezeichnung als Congreß für sociale Versicherung beigelegt; man wäre aber, wenn nicht Yves Guyot und Drage glücklicherweise doch nur eine sehr kleine Minderheit darstellen würden, allerdings über das ABC der socialen Versicherung noch nicht hinaus. Gegen Yves Guyot hebt v. Mayr hervor, daß er zu viel habe beweisen wollen und thatsächlich nichts bewiesen habe. Seine Anschauungen gingen nicht bloß gegen die Unfallversicherung, sondern gegen das Versicherungswesen überhaupt, das öffentliche wie das private. Wenn Yves Guyot meine, der Versicherte komme nicht zum Wort, so sei dies falsch; für ihn sprächen eine laute Sprache die seit zehn Jahren an ihn gezahlten 250 Mill. Mark. Was man nicht wisse, das sei die Gestaltung der Unfallschäden und des daraus hervorgehenden Unheils in den Ländern ohne sociale Versicherung. Gegen Drage bleibe nach Wolffs Ausführungen wenig mehr zu sagen; nur auf die merkwürdige Auffassung müsse hingewiesen werden, daß die Unfallversicherung vor allem die Unfälle verhindern müsse. Das geschehe allerdings secundär durch die Sorge für Unfallverhütung, aber primär erscheine die Verhinderung der Unfälle durch das Factum der Versicherung ebenso wenig möglich, wie die Verhinderung des Todes durch die Lebensversicherung oder des Hagels durch die Hagelversicherung. Was aber die Frage der Freiheit angehe, so komme es auf die richtige Umgrenzung derselben an; eine individualistische Gestaltung der Willkür, welche für die breiten Schichten der Arbeiter thatsächlich zur Unterlassung wichtigster Maßnahmen der Vorsicht führt, beruhe nicht mehr auf dem Princip der Freiheit, sondern auf jenem der Anarchie.

In außerordentlich wirkungsvoller Weise trat für das Princip der Zwangsversicherung der Belgier Prins ein. Er legte in glänzender Ausführung die Sterilität des hohlen Freiheitsbegriffes dar und wies gegenüber der Aengstlichkeit der Unternehmer vor den Lasten der Versicherung auf die glänzende Entwicklung der deutschen Industrie gerade in der Neuzeit hin. Er zieht die Sicherheit für alle der illusorischen Freiheit vor, und ist — unter Vorbehalt der Frage des groben Verschuldens — gern bereit, mit Böhler den Bahnzug zu besteigen.

Von den weiteren Ausführungen der Nachmittagssitzung sind noch zwei zu erwähnen. Commercienrath Frey (Mülhausen) gab der Zufriedenheit der deutschen und speciell den elsässischen Industriellen mit den deutschen Unfallversicherungen Ausdruck und setzte dem „Laissez faire“ grundsätzlich ein „Travaillons“ entgegen. Prof. von der Borght (Aachen) legte Protest ein gegen die Art und Weise, in welcher Drage eine Verspottung der deutschen Einrichtungen beliebt habe. Das sei nicht am Platz gegenüber der Thatsache, daß wir in Deutschland den Muth gehabt hätten, nicht bloß zu reden, sondern auch zu handeln. — Morgen Fortsetzung der Debatte.

* **Paris.** Mit dem nächsten Schuljahr tritt die Reform in Kraft, welche allen Facultäten oder Gruppen von Facultäten den Charakter und die Rechte von Universitäten verleiht. Das glückliche Ereigniß, das durch die Veröffentlichung der Decrete im „Journal Officiel“ endlich seine Bestätigung erhalten hat, ist bereits in den verschiedenen Städten, die fortan Universitäten statt unansehnlichen Facultäten besitzen werden, mit großem Pompe gefeiert worden, wobei die Municipalitäten wacker mitmachten. In einigen derselben geht man ernstlich mit dem Plan einer Erweiterung der neuen Universitäten um, und es sind schon neue Lehrstühle geschaffen worden. So in Bordeaux, Poitiers, Clermont, Nancy, Lille, Toulouse. Das locale Element wird dabei in anerkennenswerther Weise beachtet; so wird es in Caen einen Lehrstuhl für normannische Kunst und Literatur, in Lille einen solchen für Kunst und Literatur der Picardie geben, während Aix sich um die provençalische Literatur wieder verdient machen will, und Toulouse und Grenoble sogar an alte Ueberlieferungen anknüpfen, indem sie die italienische und die spanische Literatur wieder pflegen wollen. Es handelt sich jetzt nur noch darum, für alle diese Bildungsstätten auch Studiengrade und die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen. Das letztere hängt eng mit der Frequenz der Anstalten zusammen. Dank den Immatriculations- und Diplomgebühren, den Studiengeldern u. s. w. darf die Universität Paris für das nächste Schuljahr auf 600,000 Franken zählen, Lyon auf 130,000, Besançon dagegen nur auf 725 Franken und Clermont auf 722. Wenn für die letzteren keine Besserung eintritt, so steht ihre Schließung über kurz oder lang bevor, es sei denn, daß sich mehrere Facultäten benachbarter Städte zusammenthun, um sich gegenseitig zu stützen und zu stärken, wie dies in Südfrankreich schon in Aussicht genommen ist. — Am 28. d. M. starb hier der Philosoph Etienne Vacherot, in seiner Jugend wegen Freisinns verfolgt und deshalb 1850 seines Amts als Director der École normale supérieure enthoben, unterm Kaiserreich in der liberalen Opposition, dann Freund der conservativen Republik, aber dem späteren radicalen Wesen ebenso abgeneigt und darum von seinen früheren Freunden verlassen. Er war Mitglied der Académie des sciences morales.

—?— **Petersburg.** Der Orientalist Dr. Karl Salemann ist auf einer im Auftrage der hiesigen Akademie nach Buchara unternommenen linguistischen Studienreise von einem Unfall betroffen worden. Er hatte seinem russischen Kutscher erlaubt, in einem Kruge unweit Maegbelan einzukehren, um dort zu „rauchen“, ohne zu wissen, daß es sich dabei um Haschischrauchen handle. Der Kutscher brachte darauf schlaftrunken den Wagen bei abschüssiger Fahrt zu Fall; Salemann verrenkte sich den Schenkel und brach ein Bein; doch hofft man auf baldige Wiederherstellung.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Drittes Heft. [1894]

Inhalt: Die orthodoxe Kirche Griechenlands. (III.) — Dante in Deutschland. (II.) — Deutschland, Frankreich und der Rhein. — Zeitläufe. Vom Friedensschluß in Konstantinopel trübe Aussichten. — Katholicismus und Wissenschaft. (Schluß.) — Historische Miscellen. Zur Gregorovius-Legende über Papst Urban VIII. und Gustav Adolf.

Jahrgang 1897. München, Montag, 2. August. Nummer 170.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXVI. Von Spectator. — Alfred v. Arneth †. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XXVI.

„Ich glaube, daß das Jahrhundert für die Einführung der demokratischen Form noch nicht erschienen ist und auch noch so bald nicht erscheinen wird." (!)
J. Görres 1797. (Ges. Schriften I, 15.)

Paris, 20. Juli. Unsere westlichen Nachbarn sind ein so liebenswürdiges und geistreiches Volk, daß man immer mit Vergnügen zu ihnen zurückkehrt. Es ist recht lange, daß wir ihnen keinen Besuch gemacht haben; sehen wir zu, was es kirchenpolitisch Neues an der Seine gibt.

Liest man den „Univers" und die „Croix" oder den „Osservatore Romano", so könnte man wirklich in Versuchung kommen, zu glauben, die „Ralliés" seien die wichtigsten Persönlichkeiten des Landes und ihr Uebertritt zur Republik stelle die bedeutsamste Thatsache des ausgehenden Jahrhunderts dar. Wer irgend ein menschliches Fühlen hat, müßte ja wirklich dem greisen Pontifex diese Genugthuung wünschen. Aber leider sind diese Franzosen doch eine unsäglich vergeßliche, leichtfertige und undankbare Nation. Kaum daß man in Frankreich von diesem Ereignisse sich unterhält. Die Reise Felix Faure's des Glücklichen, die Erörterung der Toilette, die Mademoiselle Faure in dieser Sommerhitze mit nach Petersburg nehmen soll, und die spinösen Etikettenfragen, welche sich an den Besuch ihres Papa's in den ungewohnten Räumen nordischer Fürstenpaläste knüpfen, — das alles interessirt diese Pariser hundertmal mehr als die „Ralliés", für die sie offenbar gar kein rechtes Verständniß und betrübender Weise nicht einmal sonderlichen Respect bezeigen. Ging ich da des Abends auf dem Boulevard her, da, wo man in den großen Tagen des Kaiserreichs sein Eis bei Tortoni aß, als ein Rudel junger Herren aus dem Café kommend sich mit ausgelassenem Spotte von Herrn Piou unterhielt; einer der Cavaliere brummte den bekannten Refrain des Liedes vom ewigen Juden vor sich hin:

son sort dien malheureux
est triste et fâcheux.

So eine elegische Stimmung muß die gewesen sein, in welcher jüngst Hr. Piou seinen viel besprochenen Artikel in der „Revue des Deux Mondes" (15. Juni) geschrieben hat. Der Aufsatz ist eine Art Programmrede der Ralliirten; er liest sich auch wie eine Apologie der „Revue" selbst, die Herr Brunetière auf ihre neue Bahn gebracht hat und die offenbar von Zeit zu Zeit von dem unheimlichen Gefühl ergriffen wird, daß es mit dem neuen Curs doch nicht ganz in Ordnung sei und die Redaction alle Ursache habe, sich hie und da mit denjenigen ihrer Leser auseinanderzusetzen, welcher vergangener Zeiten und eines vergangenen Geschmackes in politischen und literarischen Dingen gedenken. Wir beabsichtigen, gelegentlich einmal Ansichten und Absichten der unter dem Fähnlein des Hrn. Brunetière kämpfenden Gruppe der „Neokatholiken" wieder des näheren uns anzusehen. Heute wollen wir noch etwas bei den Ralliirten verweilen, gelegentlich einen Blick auf etwas abnorme Geisteszustände, wie sie die Hitze zeitigt, werfen, und uns dann mit der ihren Eintritt ins europäische Concert, zu deutsch ihre Aufnahme unter die ernst zu nehmenden politischen Parteien so dringend fordernden und so geräuschvoll betreibenden „christlichen Demokratie" und ihren demokratischen Abbé's beschäftigen. Man wird es der besonders freundlichen Gesinnung des Spectators für diese ehrwürdige Gesellschaft auf Rechnung setzen müssen, wenn er diesmal ihr eine etwas eingehendere Studie widmet und die Wendung der Dinge in Frankreich unserm hochwürdigsten Episkopat zu gnädigster Nachachtung zu empfehlen wagt.

Herr Piou ist bekanntlich jahrelang eine Säule der conservativ-monarchischen Partei gewesen. Der Aufsatz der „Revue" will dessen eigenen Uebertritt zur Republik begründen, zugleich aber die ganze Lage der conservativen Partei in Frankreich beleuchten. Er ist nicht viel weniger als eine Anklageschrift gegen dieselbe geworden. Hr. Piou geht von der Thatsache aus, daß Frankreich eine Demokratie geworden und daß an diesem Factum nichts mehr zu ändern ist: „Le fleuve ne reviendra pas en arrière." Es ist Zeit, sich darein zu ergeben, und weil man das nicht früh genug eingesehen hat, ist man auf die Seite gedrückt und sieht man sich fast allen Einflusses beraubt. Die Conservativen sind unpopulär, weil man sieht, daß ihnen die Demokratie Verachtung und Mißtrauen einflößt. Sie lebten der Ansicht, die Macht stehe eigentlich ihnen zu, und sie sehen sich nun unrechtmäßiger Weise derselben beraubt; sie warten darauf, daß die Demokratie ihre Unfähigkeit, das Staatsschiff zu leiten, documentiren und es ihnen dann reuevoll wieder überlassen werde. Daran, sagt Hr. Piou sehr richtig, denkt aber die Demokratie nicht im entferntesten. Sie sieht, wie viel ihr noch an Erfahrung und Autorität fehlt; aber amende honorable zu machen und das Joch der Conservativen wieder auf sich zu nehmen, das fällt ihr nicht ein. Zu glauben, daß sie jemals capituliren werde, ist die schlimmste Illusion, welche die Conservativen hegen können.

Herr Piou lädt dann seine Leser ein, sich den Geist und die Leistungsfähigkeit dieser Conservativen selbst näher anzusehen. Er läßt ihrem guten Willen, ihrem Patriotismus, ihrem Edelmuth alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber, sagt er, diese Partei lebt in dem Bedauern um die Vergangenheit und der Verachtung der Gegenwart. Der Adel

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 143 vom 1. Juli d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

stehl sich seiner Vorrechte entkleidet, und für ihn ist natürlich alles, was übles vor sich geht, nur eine Strafe für dieses Verbrechen. Die vornehme Bourgeoisie, welche sich durch Heirathen mit dem Adel verbindet und durch Usurpation sich in seine Gesellschaft eindrängt, bemüht sich, seine Empfindungen und Allüren zu copiren. Dazu kommt eine Reihe ruhiger, arbeitsamer, gleichgültiger und ängstlicher Leute, für welche alle die Demokratie das große Unbekannte mit all seinen Gefahren, Neuerungen und Wagnissen darstellt. Diese Leute wollen in ihren Arbeiten und in ihren Vergnüglichkeiten nicht aufgestört werden. Das sind, sagt Piou, die Elemente, aus denen die conservative Partei sich zusammensetzt. Sie ist der Demokratie verdächtig, weil diese jener verdächtig ist. Die Conservativen mißtrauen dem Volk, das Volk zahlt ihnen mit gleicher Münze. So überlebt der Antagonismus der Classen die Zerstörung derselben. Nun ist aber das Volk Herr. Das Volk ist heute, was Ludwig XIV. seiner Zeit war, und sagt wie der König: l'État, c'est moi. Hr. Piou erkennt in dieser Wendung der Dinge eine von der Vorsehung zugelassene, unausweichliche und unversöhnliche Fügung des Schicksals. Heute besitzt die Demokratie das allgemeine Stimmrecht und, seit einem Vierteljahrhundert, die Republik. Und diese letztere Institution verdankt sie den Conservativen, die sie 1871 als provisorisches Zelt einzurichten meinten und damit thatsächlich den Donjon der Volksherrschaft schufen. Als der Platz befestigt war, zogen sie mit ihrer Fahne aus und fingen an, die Burg zu belagern, die sie selber geschaffen hatten. Man weiß, mit welchem Erfolg. Gegenwärtig handelt es sich nicht mehr um Sein oder Nichtsein der Demokratie. Ihre Zukunft ist gesichert, es fragt sich nur, ob sie cäsarianisch oder liberal, materialistisch oder christlich, socialistisch oder brüderlich (!) sein wird: das ist das Problem der Gegenwart, dessen Lösung zum Theil von den Conservativen abhängt. Und da hat nun Leo XIII. die ihm von seinem Genie dictirte und vom Himmel eingegebene (!) Initiative ergriffen und die Franzosen aufgefordert, im Interesse der Religion selbst sich der Republik und der Demokratie anzuschließen. Das fordern, sagt Hr. Piou, auch die Interessen Frankreichs, welches der Ruhe und des Friedens bedarf. „Geben wir", ruft er seinen ehemaligen Parteigenossen zu, „eine Haltung auf, welche durch eine lange und harte Erfahrung verurtheilt wird. Was uns aufhält, ist nicht werth, mit dem verglichen zu werden, was unser wartet. Sollen eitle Phantome, die Gewohnheit, die politische Menschenfurcht uns hindern, die Stimme der Vernunft und des Patriotismus zu hören, so lange es noch Zeit ist? Selbst die Eigensinnigsten müssen heute die Nothwendigkeit anerkennen und mehr an ihre Kinder als an ihre Vorfahren denken."

Der „Temps" findet, daß Hr. Piou nicht weit genug geht: die Conservativen hätten alle Ursache, sich Verzeihung dafür zu verschaffen, daß sie durch einen lange fortgesetzten Widerstand und eine hartnäckige Blindheit die Befestigung der Republik so lange verhindert hätten. Ihre Hauptschuld sei, daß sie seinerzeit die in den Thiers, Dufaure u. s. s. verkörperten, gemäßigten Elemente der Republik verlassen hätten. Dem gegenüber kehrt die gute alte „Gazette" den Stil um und meint, niemand könne den Conservativen verübeln, sich von der Republik abgekehrt zu haben, nachdem die Demokratie selbst diese gemäßigten Elemente, die Richtung der Thiers, Jules Simon u. s. s. aufgegeben habe.

In den Ausführungen Piou's ist, das kann niemand verkennen, sehr viel wahres enthalten. Aber weder sie noch diejenigen der Gegenpartei treffen den Punkt, auf welchen es hinsichtlich der Ralliirten allein ankommt.

Das Volk hat noch immer mehr Respect vor dem Edelmann, der fern von dem Getriebe der Politik, auf dem verarmten Erbe seiner Ahnen sitzt und sein Liedchen vom Roi Dagobert singt, während er schwermüthig und um seinen König trauernd mit seinem alten treuen Hunde auf die Pirsch geht, als mit dem „encanaillirten" Marquis oder Comte, der um einer Botschaft willen seinen guten Namen der Republik der Herren Grévy, Carnot, Faure und Consorten verkauft. Gewiß, es ist sehr erlaubt, der Ansicht zu sein, daß die Republik den einzigen Ausweg für das heutige Frankreich darstellt, und nichts liegt uns ferner, als diejenigen zu schmähen, welche diesen Weg aus Ueberzeugung nehmen. Einen Mann, der aus innerer Ueberzeugung sich trotz seines alten Namens und der monarchischen Traditionen seiner Familie der Republik anschließt, wissen auch die Franzosen zu schätzen; aber was ihnen verächtlich ist, das ist, einen Monarchisten ohne oder gegen seine Ueberzeugung nur auf ein äußeres Geheiß hin den Mantel wechseln und dem „König" die Treue aufgeben zu sehen.

Hätte der Vatican sich darauf beschränkt, den französischen Klerus vor jeder Feindseligkeit gegen die Regierung, welche sich das Land einmal gegeben, zu warnen; ihm zu verbieten, Kanzel und Beichtstuhl gegen die Republik zu gebrauchen und die Privilegien seines Amtes und seiner Stellung zu politischen Zwecken auszunutzen, so wäre das etwas sehr selbstverständliches und weises gewesen, und jeder verständige Franzose hätte ihm dafür Dank gewußt. Indem aber in einer, wie man sagt, über die Intentionen des Papstes weit hinausgehenden Weise den katholischen Franzosen der Rath gegeben wurde, sich der Republik anzuschließen, ging der Vatican über die ihm zustehenden Competenzen hinaus, mischte sich positiv in die bürgerlichen Angelegenheiten ein und führte eine Spaltung der conservativen Partei herbei, welche nach keiner Seite Nutzen bringen konnte. Nicht den Monarchisten, welche jetzt unfreiwillig in einen Conflict mit Rom hineingetrieben, nicht den Ralliirten, die vor der Nation als Männer ohne Charakter dastehen und denen die Republikaner nicht trauen; nicht der Republik, welche nunmehr aus Angst vor einer „Klerikalisirung" erst rechts nach links abspringt, statt den ruhigen Weg der Befestigung aufzusuchen. Wollte man die Republik hindern, conservativ zu werden, so war kein Mittel geeigneter, als ihr einen Schwarm unsicherer Gäste in Gestalt dieser ralliirten Ultramontanen zuzuschicken. Und auch der Kirche war damit nicht gedient. Es ist traurig genug, daß im Vatican jetzt keine Männer mehr verkehren, welche den Muth haben, Sr. Heiligkeit zu sagen, daß die Kirche mehr dabei gewinnt, ihre Todten zu begraben und ihre Gräber zu pflegen, als hinter dem Wagen der lebenden Sieger des Tages herzulaufen. Diese „Lebenden" hießen 1801 Napoleon, 1815 Bourbon, 1830 Orleans, 1849 Louis Napoleon; 1897 heißen sie Faure und Méline, 1910 vielleicht Rauz und Rochefort u. s. s. Im Grunde ist der Name gleichgültig; das wesentliche ist, daß kirchlicherseits den Franzosen zugemuthet wird, sich alle zwanzig Jahre eine neue Livree anzuschaffen und daß diese Livree nicht einmal eine solche ist, daß ein anständiger Mann Appetit haben kann, sie mit ihren Flecken und Rissen anzulegen.

Hr. Piou hat seinen ehemaligen Parteigenossen einen Spiegel vorgehalten, in welchem sie gewiß manches zu lesen haben. Er hat ganz Recht, auf die Unbehülflichkeit hinzuweisen, mit der ein großer Theil der alten Aristokratie den neuen Verhältnissen gegenübersteht, unfähig zu begreifen, daß man das Rad der Zeit nicht zurückschwingen und das Ancien Régime nicht wieder heraufbeschwören kann. Aber dieser Bruchtheil vorsinthfluthlicher Aristokraten spielt auch innerhalb der conservativen Partei seit 1870 keine irgendwie nennenswerthe Rolle; die maßgebenden Führer der

letzteren nach 1870, die HH. de Broglie, Buffet, Decazes, Pasquier, Wallon, Chesnelong u. s. f. sind Politiker, welche über die Forderungen der Gegenwart vollkommen aufgeklärt sind und nicht daran denken, auf die Zustände vor 1789 zurückzugreifen. Wenn diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen kein Vertrauen zur Demokratie gewinnen konnten, und wenn andrerseits die Demokratie ihnen mit tiefem Mißtrauen begegnete, so müssen andere Gründe vorliegen als diejenigen, welche in der beschränkten und reactionären Denkart einer Anzahl verstimmter Landjunker gesucht werden. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Zerrüttung des religiös-kirchlichen Lebens in Frankreich hier als eigentlicher Hauptgrund der völlig zerfahrenen Lage anzusehen ist. Die fast ein Jahrhundert füllenden Streitigkeiten zwischen Jansenisten und Jesuiten haben der französischen Kirche Niederlagen auf Niederlagen zugefügt, von denen sie sich nie mehr zu erholen im Stande war. Würde und Ansehen der alten gallicanischen Kirche ist in diesen Kämpfen völlig in die Brüche gegangen, das Rückgrat derselben und damit dasjenige der Nation ist hier zerbrochen worden, und als die Wasser der Revolution aufstiegen, fehlte die ethisch-religiöse Macht, welche im Stande gewesen wäre, das Schiff über den Fluthen zu halten. Die Restauration des Katholicismus durch Napoleon war nicht dazu angethan, einen großen Theil des Volkes mit der Kirche innerlich auszusöhnen, und der seit De Maistre und Lamennais sich erhebende Ultramontanismus trieb den weitaus größern Theil der Bourgeoisie vollständig in das Heerlager des Antiklerikalismus. Die conservative Partei sah mit vollem Recht in dem Christenthum ihren mächtigsten Bundesgenossen; aber sie irrte sich, indem sie die Partei, deren Papst Hr. Louis Veuillot und deren Summa theologica der „Univers" geworden war, mit der alten französischen Kirche verwechselte. Freilich, es war keine andere mehr da, auf welche man sich hätte stützen können; es gab keine Bossuet und Fénelon mehr, und die Lacordaire und Dupanloup waren so behandelt worden, daß von einer Nachwirkung ihres Geistes keine Rede mehr sein konnte. Eine Partei, welche freiwillig oder gezwungen die Bundesgenossenschaft des Veuillot'schen Ultramontanismus annimmt, kann sich keine Hoffnung machen, in Frankreich je wieder regierungsfähig zu werden; die Demokratie weiß, daß die Ziele dieser kirchlichen Bewegung politische sind, daß ihre Absichten auf die Macht gehen, und sie wird daher den Ralliirten, welche aus jenem Lager kommen, nie etwas anderes als Mißtrauen widmen. Man braucht nur die Declamationen des Hrn. Ranc zu lesen, um sich darüber klar zu werden. Wollte man sich von dem „Ralliement" einen wirklichen Vortheil für die Religion versprechen, so war die erste und unumgänglichste Bedingung die, das religiös-kirchliche Princip in seiner idealen Reinheit wieder herauszustellen und es von der Verbindung mit denjenigen Elementen loszulösen, welche 1851 die Interessen des Katholicismus an den Cäsar verkauft hatten.

Unterdessen scheint der hl. Stuhl selbst das Bedürfniß empfunden zu haben, der unbequemen Lage der „Ralliirten" zu Hülfe zu kommen. In seiner Nr. 132 vom 10. Juni d. J. veröffentlichte der „Osservatore Romano" ein „autorevole Communicato" „dessen Bedeutung, wie er an der Spitze der Mittheilung erklärt, niemandem entgehen könne. Unsere Blätter haben von diesem „Communiqué" wohl Notiz genommen, es aber nirgend in seinem Wortlaute wiedergegeben. Wir halten es daher für angemessen, unseren Lesern dieses wichtige Document zu unserer neuesten Zeitgeschichte in wortgetreuer Uebersetzung mitzutheilen.

„Der hl. Vater hat in verschiedenen Kundgebungen und auf das klarste schon früher seine Ansicht und sein Urtheil über das von den Katholiken Frankreichs gegenüber der dort bestehenden Regierung zu beobachtende Verhalten dargelegt. Nichts desto weniger fehlt es zu unserer schmerzlichen Ueberraschung nicht an Personen, die den guten Glauben andrer mißbrauchen und jeden kleinen Zwischenfall benutzen, um den wahren Sinn dieser (päpstlichen) Kundgebungen zu verdunkeln. Sie nehmen keinen Anstand, zu Beweisführungen, Vermuthungen und Kunstgriffen jeglicher Art ihre Zuflucht zu nehmen, um jene Acte in einem ihrer persönlichen Auffassung günstigen Sinne auszulegen, während der hl. Vater sich in eigenster Person (da sè) ausgelassen und seine Auslassung mehr als einmal (in authentischer Weise) erklärt hat.

„Jedenfalls ist der Gegenstand zu wichtig, die Absicht des hl. Vaters zu edel, seine Liebe zur französischen Nation zu groß, als daß ihm nicht angelegen sein sollte, die Geister immer mehr aufzuklären, indem er die Mißverständnisse (equivoci) zerstört, welche andere hartnäckig aufzuhäufen suchen.

„Ueberflüssig wäre, zu wiederholen, was in Uebereinstimmung mit der Lehre der Kirche, den Ueberlieferungen des hl. Stuhles, den Theorien der großen Lehrer hinsichtlich der verschiedenen Formen der Regierung und des den thatsächlich bestehenden Gewalten geschuldeten Gehorsams gesagt wurde. Erinnern wir nur an einige Punkte, welche in engerer Beziehung zu der von den Katholiken zu beobachtenden Praxis stehen und welche geeignet sind, sie über die wirkliche Meinung des hl. Vaters aufzuklären.

„Vor allem ist nicht daran gedacht worden, der republikanischen oder der monarchischen Regierungsform einen bestimmten Vorzug in der Werthschätzung oder Liebe der Katholiken zu geben; denn weder die eine noch die andere kann als unvernünftig oder unchristlich bezeichnet werden. Den Katholiken steht es wie allen Bürgern daher frei, theoretisch (nell' ordine speculativo) der einen oder der andern dieser Regierungsformen den Vorzug zu geben.

„Auch ist es (uns) niemals beigefallen, die intimen Empfindungen und die der Vergangenheit geschuldete Ehrfurcht anzutasten.

„Es muß weiter erinnert werden, daß der Kirche allein die göttliche Verheißung der Unveränderlichkeit ihrer Regierungsform gegeben ist. Die menschliche Gesellschaft ist dagegen hinsichtlich der Dauer ihrer politischen Einrichtungen dem Wandel und den Veränderungen der Zeit ausgesetzt; sie unterliegt vorzüglich der Einwirkung der göttlichen Vorsehung, von welcher das künftige Loos der Völker abhängt.

„Anderseits haben die französischen Katholiken erfahren, daß das Wohl des Gemeinwesens, die Erhaltung der Gesellschaft und der öffentlichen Sicherheit ihnen auf dem Gebiete der Praxis die Annahme der thatsächlich etablirten, an die Stelle dahingegangener Regierungen getretenen Gewalten zur Pflicht machen.

„Der Papst hat sich veranlaßt gesehen, diese der gesunden Vernunft ganz conformen Lehren wieder einzuschärfen, weil hier die Interessen der Religion auf dem Spiele standen, und ihm das Recht wie die Pflicht zusteht, je nach Ort und Zeit anzugeben, in welcher Weise die Sache der Religion zu vertheidigen oder zu fördern ist.

„Es ergibt sich daraus, daß die französischen Katholiken die thatsächlich bestehende Regierungsform weder direct noch indirect bekämpfen dürfen, daß sie sich im Gegentheil auf den constitutionellen und gesetzlichen Boden zu stellen haben, sowohl um eine compacte Vereinigung ihrer Kräfte zu erreichen, als um den Gegnern jeden Vorwand zu benehmen, sie als Feinde der bestehenden Staatseinrichtungen zu bezeichnen (ein Vorwand, welcher die Wirksamkeit ihrer Bestrebungen in hohem Grade beeinträchtigte), und auch,

weil die höher stehende Sache der Religion nicht mit derjenigen einer politischen Partei identificirt werden darf.

„Jede andere Kampfweise wäre bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs weder haltbar, noch den Interessen der Religion förderlich.

„Die Katholiken haben sich daher unter Hintansetzung ihrer politischen Meinungsverschiedenheiten zu einigen und alle erlaubten und gesetzlichen Mittel anzuwenden, um die Gesetzgebung langsam zu verbessern. Denn es besteht, wie wiederholt bemerkt wurde, ein Unterschied zwischen der Staatsgewalt selbst und ihren Gesetzen. Jene ist stets respectabel und geheiligt; diese, falls sie die Rechte des Gewissens verletzen, sind zu emendiren.

„Um diesen edlen Zweck zu erreichen und denen, welche Frankreich entchristlichen und in dem Volk die Begriffe von Ordnung und Ruhe der Gesellschaft zu ersticken suchen, entgegenzuwirken, hat man an alle ehrlichen und unparteiischen Männer de toute nuance appellirt. Denn die Erhaltung der Achtung vor den höchsten Rechten Gottes (!), die Förderung der Eintracht unter den Mitbürgern, der Schutz jenes moralischen Besitzthums, welchem man die wahre Größe und Wohlfahrt einer Nation zu danken hat, sind ein Lebensinteresse aller, und auf diesem Gebiete können und sollen sich alle zu gemeinsamer Thätigkeit verbinden.

„Die Katholiken aber haben eine ganz besondere Pflicht, mit allen Kräften an diesem Werk des Heiles mitzuwirken; denn ihnen muß das Interesse ihrer Religion, welchem dasjenige des Vaterlandes aufs engste verbunden ist, Hauptgegenstand ihrer Lebensthätigkeit sein. Es wäre daher höchst sündhaft, wenn sie dem zu erreichenden Ziele Lauigkeit und Gleichgültigkeit oder gar Widerstand entgegensetzen wollten.

„Ihnen liegt auch die stricte Pflicht ob, die Stimme ihres von Gott zur Vertheidigung und zum Schutz der Religion eingesetzten Oberhauptes zu hören. Gegen diese Pflicht verfehlen sich diejenigen, welche ungeachtet der von ihnen betheuerten Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl die Rathschläge des heiligen Vaters mißachten oder gar bekämpfen; diejenigen, welche sie wissentlich nicht achten oder in Widerspruch setzen mit den Anweisungen früherer Päpste; diejenigen, welche den päpstlichen Directiven mit der subtilen Ausrede begegnen, daß diese Dinge dem Gebiet der Politik angehören und die betreffenden Anweisungen nicht den Gedanken des Papstes, sondern ausführender Stellen (degli essecutori) wiedergeben; diejenigen, welche auf Grund von Privatbriefen und Aeußerungen hoch gestellter Persönlichkeiten die klaren Instructionen des hl. Stuhles einzuschränken oder abzuschwächen trachten; diejenigen endlich, welche, statt den religiösen Frieden und die Eintracht der Geister zu fördern, vielmehr darauf ausgehen, Schwierigkeiten zu schaffen und Mißtrauen wie Entmuthigung zu säen.

„Der Papst ist von keiner menschlichen oder untergeordneten Rücksicht geleitet, sondern ausschließlich von jener auf das Heil der Seelen und von jener großen und beharrlichen Neigung, welche er für die französische Nation fühlt (dall' affezione grande e costante che nutre per la nazione francese): kennt er doch deren hochherzige Gesinnung und deren nobeln Eifer für alle Werke des Glaubens, der Liebe und der Religion.

„Der Papst hegt das Vertrauen, daß die Leidenschaften sich legen, sein Wort von allen erfaßt und aufgenommen werde, und er zweifelt nicht daran, daß die Segnungen Gottes um so reichlicher sich über diejenigen ausgießen werden, welche edelmüthig nicht bloß für die Wohlfahrt der Religion mitwirken, sondern auch das Opfer ihrer eigenen Ueberzeugungen und ihrer persönlichen Neigungen zu bringen wußten."

Man kann nicht behaupten, daß diese Enunciation sich auf irgend einer Seite besonders günstiger Aufnahme zu erfreuen hatte, die Blätter natürlich ausgenommen, welche direct vom Vatican abhängen. Die französischen Republikaner protestirten gegen die Einmischung des Papstes in die Angelegenheiten der Republik, die Leser der Allg. Ztg. wissen, was Hr. Nanc dazu gemeint hat. Diese Herren haben die sehr begründete Ansicht, daß, wenn ihnen momentan und in diesem Fall die päpstliche Einmischung auch willkommen sein kann, sie in anderen Fällen nur um so unbequemer und der Republik gefährlicher sein werde, und sie sehen mit offenbarem Entsetzen in dem Papst einen Bundesgenossen, der die Republick nur so lange warm halten möchte, bis er sie zugunsten irgend eines mehr bietenden Prätendenten erdrosseln kann. Die royalistischen Blätter, wie die „Gazette", ließen durchblicken, daß das „Communiqué" ohne Wissen des Papstes von den Hintertreppen der päpstlichen Kanzleien herabgekommen sei, und sie erklärten trocken, falls das Oberhaupt der Kirche die Christenheit instruiren wolle, habe es andere Wege und Mittel zu wählen, als die eines journalistischen Entrefilets. Die italienischen Journale vollends ersuchten Se. Heiligkeit, die für Frankreichs „etablirte Regierung" für gut befundene Rücksichtnahme und Anerkennung doch auch auf Italien anzuwenden, auf welche Forderung des „Popolo Romano" der „Osservatore Romano" keine andere Antwort vorzubringen wußte, als daß der Papst allerdings diesseit und jenseit der Alpen nach den nämlichen Prinzipien handle, aber dieselben je nach Bedürfniß der betreffenden Nationen praktisch verschieden in Anwendung bringe. Es ist leider zu befürchten, daß die Italiener in ihrem Gemüthe viel zu verdorben sind, um dies „ja Bauer, das ist ganz was anders" nach Gebühr zu würdigen. Was aber die prinzipielle Seite der Frage anlangt, so begegnet man durchaus unter den Katholiken der Auffassung, es stehe dem hl. Stuhl wohl zu, sich über die Prinzipien zu äußern und allgemeine Directiven zu geben; inwieweit, wie und wann diese Prinzipien aber auf specielle Fälle der Politik zu appliciren seien, das sei stets Sache des individuellen Gewissens, und der hl. Stuhl überschreite die Grenzen seiner Befugniß, wenn er eine Einwirkung nach dieser Richtung unternehme. Nach diesen Grundsätzen handelte s. Z. O'Connell, wenn er die berühmte Formel aufstellte: our religion from Rome, our politic from home; und diesen Grundsätzen gemäß handelten in unsren Tagen die HH. v. Franckenstein und Windthorst, als sie die bekannten Anweisungen Leo's XIII. betreffs des Septennats ruhig in die Taschen steckten und den hl. Stuhl benachrichtigten, daß das Centrum in politischen Fragen von Rom nicht Befehle anzunehmen gedenke.

Daß die thatsächliche Absicht des „Communiqué" nicht darauf ausgeht, den in Frankreich sich streitenden Parteien gegenüber eine durchaus neutrale Stellung einzunehmen, geht aus dem Satz hervor, welcher den Monarchisten untersagt, das bestehende Regime direct oder indirect anzugreifen. Damit ist weit hinausgegangen über die für alle Katholiken selbstverständliche Verpflichtung, eine von der Nation gegebene und angenommene Verfassung thatsächlich zu respectiren und ihr keinerlei gewaltthätigen Widerstand entgegenzusetzen. Die Untersagung eines „indirecten Angriffs" schließt das Verbot literarisch-publicistischer und parlamentarischer Bekämpfung der gegebenen republikanischen Regierungsform und der ihr zugrunde liegenden demokratischen Structur des Gemeinwesens ein. Es ist, streng genommen, die denkbar stärkste Bevormundung, welche eine Nation oder eine große politische Partei von seiten des römischen Stuhles jemals erfahren hat. Daß hiermit nicht zu viel gesagt ist, dafür liefert die viel besprochene Brester Wahl

den allerausgiebigsten Beweis. Hier handelte es sich darum, dem durch den Tod dahingerafften Msgr. d'Hulst einen Nachfolger in der Kammer der Abgeordneten zu geben, d. h. einen Deputirten zu wählen, welcher in ähnlicher Weise wie der verewigte Rector des Institut catholique de Paris und dessen Vorgänger Msgr. Freppel und Msgr. Dupanloup eine anerkannte Führerrolle an der Spitze der katholischen Partei im Parlament zu übernehmen hatte. Die anständigen und gemäßigten Royalisten dachten daran, die Candidatur eines dem alten Adel entstammenden, übrigens durchaus nicht intransigenten Bischofs aufzustellen: es wurde dem betreffenden Prälaten von Rom untersagt, die Candidatur anzunehmen. Dann einigten sich die Conservativen auf die Candidatur eines braven, in der Bretagne ansässigen und allgemein geachteten Edelmannes: sie wurde von der ganzen ultramontanen Presse trotz der streng katholischen Gesinnung des Grafen de Blois bekämpft, und es wurde ihr diejenige des Abbé Gayraud entgegengestellt, welcher von der Partei des „Univers" als der Candidat des Papstes proclamirt wurde, und von dem der „Univers" am 10. Februar (Nr. 10615) nach seiner Wahl berichten durfte: „Bénédiction Pontificale!" M. l'abbé Gayraud s'est rendu ce matin chez S. Exc. Mgr. Clari, nonce apostolique qui lui a transmis la bénédiction toute spéciale que S. S. Léon XIII vient d'accorder au nouveau député du Finistère.

Es währte bekanntlich nicht lange, so entpuppte sich der neue „Apostel der christlichen Demokratie", „l'homme providentiel", wie er sich selbst bescheiden nannte, als einen gewöhnlichen und thörichten Schwätzer; es blieb nicht unbekannt, daß er den Dominicanerorden unter ziemlich unerquicklichen Umständen verlassen und bei seinen Oberen keinen Geruch der Heiligkeit zurückgelassen hatte. Er gelangte in der Kammer rasch auf eine Linie mit dem Député-musulman, und als er vollends seine Zustimmung zu der vom „Univers" als „le trait d'un malotru, d'un ignorant, d'un méchant et d'un sot" charakterisirten Allocution des Kammerpräsidenten Brisson gegen den P. Ollivier gab, da verloren selbst Gayrauds beredteste Anwälte, der „Peuple français" und der „Univers" momentan die Sprache. Das erstere Blatt fand sie auch nur wieder, um zu constatiren, daß Hr. Gayraud die Lehren eines Freimaurers denen der Kirche vorgezogen habe. Der „Univers", dem die Schamhaftigkeit in solchen Dingen längst ausgetrieben ist, thut seither wieder gleich dem „Osservatore", als sei nichts vorgefallen.[1])

In summa ist das Ergebniß dieser berühmten Brester Wahlaffaire, daß die Gayraud'sche Angelegenheit im ganzen Lande als eine der unseligsten und schamlosesten Compromittirungen des hl. Stuhles empfunden wird. Kaum jemals hat man gewagt, mit dem Ansehen des hl. Stuhles solchen Mißbrauch zu decken. Es war gleichwohl nur eine Consequenz der ganzen Lage. Sobald man mit den Conservativen officiell gebrochen, blieb die Durchführung einer Politik, welche auf die Zertrümmerung des italienischen Königthums durch den Triumph der französischen Republik ausging, nur möglich, indem man sich auf die pure Demokratie stützte und in dem Klerus selbst die demokratischen Elemente ins Kraut schießen ließ.

Vor sechsundzwanzig Jahren und noch vor zwanzig Jahren hätte, das Prinzip einmal als statthaft zugegeben, eine Einmischung der römischen Curie in die inneren Angelegenheiten der französischen Nation von Erfolg sein können. Eine solche hätte zunächst eintreten können, um die in sich gespaltenen Monarchisten zu einigen und zur gemeinsamen Annahme des Königthums, andrerseits den Grafen von Chambord zu der Einsicht zu bringen, der Gegenwart ihr Recht widerfahren zu lassen. Eine solche Politik aber begegnete der ausgesprochenen Abneigung der ultramontanen Partei gegen die Wiedererrichtung einer parlamentarischen Monarchie, bei welcher nothwendigerweise die Orléans als die Nachfolger des Grafen von Chambord in Betracht gekommen wären. Es kann wohl heute kaum mehr zweifelhaft sein, daß es Louis Veuillot war, welcher in Verbindung mit dem Beichtvater des Grafen damals die Frage der weißen Fahne aufwarf und den König hinderte, in Paris einzuziehen. Heinrich V. starb und mit ihm sank, in das Leichentuch des Drapeau blanc eingehüllt, das Königthum der Bourbonen dahin. Einige Jahre später hätte die conservative Republik gegründet und erhalten werden können, wenn die gemäßigten Monarchisten bewogen worden wären, sich mit den Herren Thiers und Dufaure zu vertragen; auch dagegen war die ultramontane Partei, weil sie um keinen Preis die Herrschaft der liberalen Bourgeoisie und die Erhaltung eines constitutionellen Rechtsstaates wünscht. Sie ward durch ihre eigene innere Entwicklung auf die Alliirung mit dem vierten Stand getrieben: die Bekehrung zur puren Demokratie war die mit eiserner Nothwendigkeit sich ergebende Consequenz der Thatsachen.

Daß die Conservativen der ultramontanen Bewegung zur Demokratie hin nicht folgen konnten, ergab sich, wie Hr. Piou ganz richtig gesehen, von selbst aus dem tiefen Mißtrauen, welches sie dieser entgegentragen mußten. Nur wenige Leute von Namen und Bedeutung gingen auf die von Rom ausgegebene Ordre hin zur Republik über: der namhafteste Mann unter den Ralliirten war der Graf de Mun, und auch dieser hat nun in der neuesten Zeit ein Haar in der Suppe gefunden, welche die christlichen Demokraten gebraut haben und welche sie in den Reden der Herren Hermel, Lemire, Gayraud u. s. f., vorzüglich aber in ihrer als Centralorgan ihrer Interessen dienenden Zeitschrift „La Démocratie chrétienne" dem katholischen Frankreich serviren. Wir wollen in unserm nächsten Brief das Programm und die Leistungen dieser Revue uns näher ansehen und aufweisen, ob nach Maßgabe dieser authentischen Documente das Mißtrauen der conservativen Kreise gegen die Demokratie, auch wenn sie eine Soutane anzieht, gerechtfertigt ist oder nicht.

Für heute aber wollen wir mit einer anderen Betrachtung schließen, die sich uns angesichts gewisser neuester Nachrichten aufdrängen.

Man hat viel von dem „Baptême de la Révolution" gesprochen, welches 1801 vollzogen wurde, als Bonaparte sein Concordat mit Rom vollzog und das große Tedeum singen ließ, zu welchem Chateaubriands „Génie du christianisme" den halb theologischen, halb poetischen Commentar lieferte. Man hat in der Approbation der heutigen französischen Republik durch Leo XIII. und in der Aufforderung, sich ihr zu „ralliiren", den diesen ersten großen Schritt des Papstthums ergänzenden zweiten Passus gesehen, die Taufe der Demokratie. Beide Vorgänge haben unzweifelhaft eine gewisse Aehnlichkeit und beiden dürften, nach dem, was wir jetzt über die Genesis und geheime Geschichte der Concordatsverhandlungen wissen, genau dieselben politischen Motive zu Grunde liegen. Aber diesmal hat kein Chateaubriand das Kind aus der Taufe gehoben. Der düstere in die Gegenwart hineinragende Schatten des zum Radicalismus abgefallenen Lamennais ist sein Pathe

[1]) Seither ist die Wahl des Abbé Gayraud bekanntlich von der Kammer annullirt worden, und zwar bezeichnenderweise ausschließlich durch die Stimmen der republikanisch-radicalen Elemente, während die Conservativen theils für die Gültigkeit stimmten, theils sich des Votums enthielten. Auch dies Ergebniß bestätigt, wie wenig das „Ralliement" eingetragen hat. In seiner übrigens nicht ungewandten Vertheidigungsrede hatte Abbé Gayraud gewagt zu sagen: „L'invalidation de mon élection serait un acte d'hostilité contre la politique du Souverain Pontife."

gewesen, und schon heute sieht man, daß es den Gevattern, welche diese Ceremonie umstanden, weit weniger um den Segen der Kirche, als um ein ihrem Sinne entsprechendes Pathengeschenk zu thun war.

Die Vertreter der „christlichen Demokratie" im Klerus fangen an, mit erschreckender Raschheit das Mäntelchen abzuwerfen, welches sie sich einstweilen im Monte di pietà jenseit der Tiber geliehen haben. In Deutschland tritt das noch nicht so hervor, weil wir dank kräftigen und verständigen Regierungen noch lange nicht so weit in dem Zersetzungsproceß vorgeschritten sind. In Belgien hat sich seither der viel berufene Führer der christlichen Socialisten, Abbé Daëns, in der Kammer als ein sehr gewöhnlicher Unruhestifter entpuppt, dessen alle Parteien jetzt überdrüssig sind und den nur seine unzweifelhaft bessere Begabung vor dem Vergleich mit unserm edlen „Rector" Ahlwardt schützt. In Frankreich sahen wir im vorigen Jahr die Versammlungen der demokratischen Abbés zu Reims und besonders zu Lyon einen Charakter annehmen, welcher dem Episkopat schon ein gelindes Entsetzen einjagte. Heute kommt einer der rührigsten und bekanntesten Vorfechter der christlichen Demokratie, der Abbé Charbonnel, mit einem höchst bemerkenswerthen Artikel, welcher ganz geeignet ist, die rasche innere Entwicklung dieser Bewegung anzuweisen. Schon die Ueberschrift des Aufsatzes: „Vers la liberté" ist interessant genug. Er beginnt mit der Erklärung, die wir im Originaltext wiedergeben, um uns nicht dem Vorwurf auszusetzen, als ob wir diesen Herren eine zu scharfe Sprache liehen:

„L'Éclair a signalé quelques graves manifestations d'impatience, et même de révolte, qui se sont produites naguère parmi le jeune clergé. Voici qu'une vingtaine de prêtres — et je pourrai, avec certitude, en nommer de dix à douze — quittent l'Église.

„L'alarme, certes, n'est pas négligeable". Gewiß nicht. Aber hören wir weiter: „Bei Lamennais war es der Stolz; bei Döllinger der Eigensinn; bei Renan Ehrgeiz und ein bischen Keckheit; beim P. Hyacinthe Loyson die Lust, zu heirathen. Den Unglücklichen, welche nicht den Vorzug so großer Namen haben, wird man nach viel unbedeutendere Motive unterschieben. Die Psychologie aller dieser Abgefallenen ist schnell gemacht.

„Denen indessen, welche diese Vorgänge mit weniger Voreingenommenheit zu prüfen in der Lage sind, scheint es doch, daß das Glaubensbekenntniß einiger dieser kürzlich aus der Kirche ausgetretenen Priester von durchaus evangelischem Geiste getragen und bis in seine Ketzereien hinein — wenn von solchen absolut die Rede sein muß — durchaus ehrlich und aufrichtig ist (... est pleine d'une ardeur noblement évangélique, tout pénétrée d'un christianisme généreux, et jusque dans les hérésies — puisque hérésies il y a — piensement candide). Die einen bleiben in ihren Pfarreien, nahe dem Volke, welches sie da leben sah; andere treten in die Gesellschaft für Evangelisirung ein, wieder andere wollen sich zusammenthun, um in einer Villa zu Sèvres, wo ihnen eine vornehme protestantische Edelfrau Gastfreundschaft gewährt hat, sich auf ihr neues Apostolat vorzubereiten. Alles das sieht nicht nach einem gewöhnlichen Abfall (défroquement) aus und deutet auf eine ernstliche seelische Beunruhigung hin.

„Und da", fährt Abbé Charbonnel fort, „so viele Seelen stolz den Katholicismus verlassen, muß man da nicht annehmen, daß etwas faul ist im Königreich der Kirche?

„Man spricht da nue mehr von der Autorität, von Polizei, von Politik, Verwaltung, Bureaukratie, Regierung, vollends Regierung der Seelen! Man bildet sich da wirklich ein, die Seelen zu regieren! Die Achtung vor der Macht ist der erste und fast einzige Artikel eines Credo geworden, welches schon viel mehr kirchlicher als religiöser Natur ist. Das Uebermaß des Druckes bewirkt Auflehnungen: man fordert eine liberale Kirche, nicht ohne eine Autorität, aber mit einer weniger gouvernemental aussehenden Autorität, die einen mehr moralischen, erziehlichen, überredenden und dirigirenden (als herrschgewaltigen) Charakter hätte. Man will weniger Klerikalismus in der Kirche und mehr Religion Gottes; weniger Cultus der Macht und mehr Cultus des Gewissens.

„Um es frei herauszusagen, gewisse ehrlich Gläubige haben das Recht, sich einen Katholicismus zu wünschen, der lebensvoller, praktischer, moralischer, socialer, weniger mit der Routine eines engherzigen und eigennützigen Confessionalismus verwachsen ist."

Stellen wir fest, daß diese äußerst charakteristischen Kundgebungen, welche auf eine weit verbreitete innere Auflehnung gegen das kirchliche Prinzip schließen lassen, aus einem Lager kommen, welches wir stets als feindlich behandelt haben und welches sich der offenen, consequenten und uneingeschränkten Protection der Hauptführer der ultramontanen Presse, des „Univers", des „Osservatore cattolico", des „Osservatore Romano" u. s. f. zu erfreuen hatte; welches in seinem Abbé Gayraud den glänzenden Führern des französischen Katholicismus in der Kammer die denkbar traurigste Nachfolge gab und diese durch den päpstlichen Nuntius mit dem Segen Sr. Heiligkeit ausstatten ließ, und das im selben Augenblick, wo die conservativen Freunde der Kirche jedem Schimpf, jeder Insulte in der ultramontanen Presse preisgegeben sind.

Der Spectator hat seit Jahren für die Mitte des nächsten Jahrhunderts eine Krisis innerhalb der katholischen Kirche vorausgesehen und vorausgesagt, welche vielleicht viel radicaler und viel folgenschwerer sein wird, als die traurigen Katastrophen von 1517 und 1789 es für den Organismus des Katholicismus gewesen sind. Sollte er sich in dem Datum geirrt haben, und sollte das unnatürliche und doch wieder so verständliche Bündniß des heutigen Pharisäismus mit der „christlichen Demokratie" den Erguß der Eiterbeule um einige Jahrzehnte früher herbeiführen?

In diesem Falle bittet der Spectator wegen dieses Rechenfehlers seine freundlichen Leser um Verzeihung: so ein alter Royalist ist an die neumodische Arithmetik noch nicht gewohnt und man muß seinem reactionären Gemüthe etwas zu gute halten.

SPECTATOR.

Alfred v. Arneth †.

a/D. Am 30. Juli, auf der Schwelle seines 79. Jahrs, hat Alfred Ritter v. Arneth, der namhafteste Geschichtschreiber Oesterreichs, zu Wien, in der Stadt seiner Geburt, nach kurzer Krankheit sein reiches und glückliches Leben beschlossen. Er selbst hat dies Leben als Siebziger mit der ihm eigenen fröhlichen Lauterkeit zunächst den Seinen schlicht erzählt; aber mit vollem Recht ward dies Muster einer redlichen Autobiographie alsbald auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, sodaß, wer ihm heute ein Wort des Andenkens nachruft, vor deutschen Lesern von einem guten Bekannten sprechen kann. Natur und Erziehung verdankte er den besten und liebenswürdigsten Eltern, dem Archäologen und Münzkundigen Joseph v. Arneth und der Hofschauspielerin Toni Adamberger, Theodor Körners hinterlassener Braut. Im Stift zu Kremsmünster erwarb er seine Gymnasialbildung, studirte die Rechte in Wien, war seit 1841 eine Reihe von Jahren als Beamter in der Staatskanzlei oder mit sonstigen politischen Aufgaben beschäftigt, die ihm jedoch Muße genug vergönnten, um mit

seinen ersten historischen Arbeiten, dem Leben des Grafen Guido v. Starhemberg (1853) und dem dreibändigen Werke „Prinz Eugen von Savoyen“ (1858—59) hervorzutreten, und ward 1860 zum Vicedirector des Staatsarchivs ernannt, als dessen Director er seit 1868 durch den Grundsatz weitherziger Erschließung den ausländischen wie den einheimischen Besuchern gegenüber eine neue Epoche der modernen Geschichtsforschung nicht für Oesterreich allein heraufführte. Von 1863—1879 erschien sein Hauptwerk, die Geschichte Maria Thresia's in zehn Bänden, das er durch eine Fülle von verwandten Publicationen ergänzte, wie Ausgaben des Briefwechsels der Kaiserin mit ihren Kindern und dieser unter einander, oder gediegene Abhandlungen zur Geschichte jener Zeit, durchweg auf archivalische Studien gegründet. In die Akademie der Wissenschaften ward er 1858 gewählt, seit Rokitansky's Tode 1879 stand er als Präsident an ihrer Spitze.

Im Wesen und Wirken bot Arneth die vollkommenste Erscheinung eines deutschen Oesterreichers dar; und zwar gelang ihm dies, ohne daß man an ihm eine Spur von Genialität, noch auch einen besonders scharf gezeichneten Zug von origineller Eigenart hätte wahrnehmen können. Kerngesund und regelmäßig schön wie seine leibliche Gestalt war auch die Form seines Geistes und Gemüths; klug und klar, fest und warm, fein und vornehm, maßvoll und verbindlich: im sicheren Gleichgewicht solcher Eigenschaften, in der wohlthuenden Vereinigung menschlicher Tugenden überhaupt mit der ernsten Hingabe an Beruf und Pflicht lag der einfache Zauber seiner Persönlichkeit, liegt der echte, dauerhafte Werth seines emsigen Schaffens. Es bezeichnet seine Geschichtschreibung, daß sie durchweg einen biographischen Charakter trägt; mit derselben kunstlosen und doch wohl bedachten Wahrhaftigkeit, wie er sich selber gab, läßt er auch seine Helden hervortreten — fast geräuschlos führt seine historische Muse den Prinzen Eugen wie Maria Thresia auf den ruhmvollen Platz, den sie so für immer behaupten werden.

Aber Arneths Biographien sind Darstellungen politisch wirksamer Menschen, und so hat er zugleich die Staatsgeschichte Oesterreichs im 18. Jahrhundert mit persönlich belebter Sachkunde seinen Büchern einverleibt. War er doch selber als Politiker wie als Patriot erfahren und bewährt: aufrichtiger Katholik, aber jedem Klerikalismus abhold, besonnen liberal und seinem Herrscherhause treu ergeben. Sein Herz schlug für die Machtstellung der österreichischen Monarchie in der Welt, wie für ihre Staatseinheit im Innern unter entschiedenem Vorwalten des deutschen Elements. So hat er als junger großdeutscher Abgeordneter im Frankfurter Parlament, wie hernach im niederösterreichischen Landtag, in den Delegationen und zumal seit 1869 im Herrenhause, wo er sich am wohlsten fühlte, auf dem linken Flügel der Verfassungspartei eine stets eifrige, nicht selten heilsam eingreifende Thätigkeit entfaltet. Mit tiefer Wehmuth sah er den Ausgang der Kriege von 1859 und 1866, mit wachsender Sorge später daheim das Uebermaß von Nachgiebigkeit gegen Magyaren und Slaven; nichtsdestoweniger hielt er unverzagt den Glauben an die Größe Oesterreichs fest, die er in ihren glänzendsten geschichtlichen Erscheinungen so treu vergegenwärtigt hatte. Wer möchte ihm verargen, wenn er über das erste Auftreten Friedrichs des Großen bitter feindselig, ja mit sittlichem Abscheu geurtheilt hat? Von dessen Schilderhebung ging ja die Bewegung aus, die zur völligen Absonderung Oesterreichs von Deutschland führen mußte. Für den siebenjährigen Krieg jedoch den König verantwortlich zu machen, war Arneth viel zu einsichtig und zu gerecht; die neueste Irrlehre kann sich nirgend auf ihn berufen. Und die gleiche Offenheit, mit der er hier die planvolle Politik eines Kaunitz dargelegt, schien dem beherzten Geschichtsforscher für die ganze Vergangenheit seines Vaterlandes geboten. Der großartige Entschluß, den auf seinen Antrieb zuerst unter allen Mächten das früher so lichtscheue Oesterreich gefaßt, mit der Gewohnheit der Geheimhaltung geschichtlicher Documente gründlich zu brechen: er war nichts anderes als ein Ausfluß der patriotischen Ueberzeugung Arneths, daß die viel verdächtigte habsburgische Politik sich am geschicktesten selber vertheidigen werde. Oesterreich erwies sich besser, als sein Ruf im Munde der Droysen, Häusser, Sybel und ihrer Schüler gewesen.

Von deutscher Seite ward denn auch Arneths Bedeutung für die Sache der historischen Studien willig anerkannt; unsre besten Meister, Ranke wie Döllinger, schätzten ihn und seine Leistung nach Verdienst. 1864 ward er in die historische Commission bei der Münchener Akademie aufgenommen, die ihn 1898 nach Sybels Tode sogar zu ihrem Vorsitzenden erkor. Eine Anregung, seine Maria Thresia 1878 mit dem Berliner Verdunpreis zu krönen, drang nicht durch, und man faßte statt dessen den ausweichenden Beschluß, das anonyme preußische Generalstabswerk über den Krieg von 1870 mit dieser Ehre zu bedenken; aber den preußischen Orden pour le mérite für Wissenschaft und Kunst hat Arneth bald darauf erhalten, denn die Schatten Friedrichs und Maria Thresia's waren endlich auch in der Geschichtschreibung mit einander ausgesöhnt. Die Berliner Archivleitung ist unter Duncker und Sybel dem bahnbrechenden Wiener Beispiel gefolgt. Heut aber trauern die Freunde deutscher Wissenschaft ohne Ausnahme um den ritterlichen Oesterreicher als um einen der Ihren, den thätigsten und erfolgreichsten Arbeiter auf dem Felde der neueren Geschichte, der seit Sybels und Treitschke's Hingang noch unter uns gewandelt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Stuttgart.** Der Architekt Gustav Halmhuber in Berlin ist als Nachfolger des verstorbenen Professors Kopp an die Technische Hochschule hierselbst berufen worden, um Ornamentzeichnen und Entwerfen von Ornamenten und Innendecorationen zu lehren.

* **Münster.** Der außerordentliche Professor der Erdkunde Dr. Richard Lehmann ist zum Ordinarius ernannt worden.

* **Göttingen.** Dem Privatdocenten in der theologischen Facultät Lic. Dr. Achelis ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden.

* **Leipzig.** Geh. Kirchenrath Prof. R. H. Hofmann, bekannt besonders dadurch, daß er zuerst die Pädagogik als Lehrfach auch in die theologische Facultät eingeführt, begeht am 1. Aug. sein 50jähriges Jubiläum als Doctor der Philosophie.

-y- **Brüssel**, 28. Juli. Internationaler Congreß für Unfallwesen und sociale Versicherung. Das Redebedürfniß der Congreßmitglieder war auch heute noch so groß, daß die beiden Sitzungen des heutigen Tages noch mit den allgemeinen Erörterungen über die Grundlagen der socialen Versicherung ausgefüllt wurden. Gleichwohl war die Zeit nicht verloren; denn die lange Debatte hat zur Klärung der Sachlage viel beigetragen. Diese ist in Kürze dahin zu charakterisiren, daß nun allen Ländern, in welchen eine besondere Unfallgesetzgebung, insbesondere in der Richtung der sozialen Versicherung, eingeführt oder in ernsthafter Vorbereitung ist, in durchaus überwiegender Weise Stimmen zugunsten dieser Gesetzgebung und namentlich auch des Versicherungszwanges laut werden. Die Deutschen und Oesterreicher sind darin vollkommen einig; ihnen schließen sich die Italiener an; auch die Schweizer sind mit einer einzigen Ausnahme hier zu nennen. Ebenso sind die Belgier überwiegend für den Versicherungszwang. Die Engländer unterstützen gleichfalls — mit Ausnahme von Dicey — den neuesten legislativen Versuch ausgiebigerer Fürsorge für den verunglückten Arbeiter. Nur aus dem Chor des diesmal noch zahlreicher als in Bern und Mailand erschienenen Franzosen erschallen laute Proteste gegen den „Collecti-

Digitized by Google

vismus" und den „Staatssocialismus". Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Gruppe der Franzosen in diesem Sinne noch geschlossener als früher auftritt, und daß einzelne Redner wie Rostand und sogar Cheysson gegenüber der Mailänder dem Versicherungszwange günstigeren Position zurückweichen. Der Gang der Debatte und namentlich der Zwischenfall, der sich ereignete, als Tarbouriech (Paris) die wirkliche öffentliche Meinung Frankreichs gegenüber dem hier zweifellos den Ausschlag gebenden Ring der privaten französischen und der mit ihnen verbündeten belgischen Versicherungsgesellschaften zur Geltung zu bringen versuchte, bietet den Schlüssel zur Beantwortung der Frage, warum gerade aus Frankreich die scharfe Gegnerschaft gegen den Versicherungszwang kommt. Daneben mag auch der unausgesprochene Hintergedanke obwalten, durch Abwendung einer Belastung von der französischen Industrie deren Concurrenzfähigkeit insbesondere gegenüber der deutschen zu stärken. Der Völkerpsycholog könnte daneben vielleicht noch weiter zur Meinung gelangen, daß in der Schwierigkeit, in Frankreich zum Entschluß zu kommen, eine im übrigen auch in der ganzen Entwicklung der Bevölkerungsbewegung hervortretende Greisenhaftigkeit der Entwicklung ihren Ausdruck finde.

Von den Einzelheiten der Debatte kann nur folgendes hervorgehoben werden. In der Vormittagsitzung sprach zunächst der Schweizer Favon (Genf) in entschiedener Weise für den Versicherungszwang; in einem Zeitalter, in dem der Gesetzgeber mit den verschiedenen Objecten des Nationalreichthums in so eingehender Weise sich beschäftige, müsse gleiche Sorgfalt der Erhaltung der menschlichen Arbeitskraft, dem wichtigsten Bestandtheil dieses Reichthums, zugewendet werden. In eingehender, wohl geordneter Darstellung begründete alsdann Yves Guyot die Nothwendigkeit, auf dem Wege der Versicherung zu helfen; aber er will nur die „freie Versicherung" unter Mitwirkung der Syndikatscassen. Immerhin bringt er im Gegensatz zu der Masse seiner Landsleute die soziale Nothwendigkeit der Versicherung zur Geltung; aber das möchte er allerdings mit einem „Minimum von Gesetz" erreichen. Er schließt mit einem warmen Appell an die französische Industrie, freiwillig ihre Pflicht zu thun; geschehe dies nicht, so werde sie reif für den Staatssocialismus sein.

In vortrefflicher Auseinandersetzung rechtfertigte Forrer (Winterthur) den schweizerischen Standpunkt einer durch den Staat verwirklichten Zwangsversicherung. Anknüpfend an die durch das Schweizer Volk zur Anbahnung der öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung beschlossene Ergänzung der Verfassung, legte er den Stand der Gesetzgebungsarbeit dar und betonte, falls etwa bei einer schließlichen Volksabstimmung das Gesetz fallen falle, werde daran nicht der Versicherungszwang als solcher die Schuld tragen; denn das Schweizer Volk will den Versicherungszwang. „Und warum ist es darin so einmüthig? Wir haben eine sehr scharfe Haftpflichtgesetzgebung, insbesondere die Zufallshaft gehabt und gefunden, daß mit diesem System nicht weiter zu kommen war. Nun standen wir vor der Wahl der freien oder der obligatorischen Versicherung. Die Allgemeinheit kann nur bei der obligatorischen Versicherung einbezogen werden. Nun blieb noch die Frage: soll nur die Versicherungspflicht ausgesprochen werden, ohne daß auch eine Versicherungsgriegenheit geschossen wird, aber soll das letztere geschehen? Wir mußten uns sagen, daß doch gar kein Anlaß vorliegt, den Privatgesellschaften einen fetten Hasen in die Küche zu jagen. Zudem hätte ja für diese eine Aufnahmeverpflichtung nicht bestanden; eine staatliche Reinsanstalt für die schlechten Risiken wäre immer noch nöthig geblieben — so dumm sind die Schweizer nicht! So sind wir zur Versicherung von Staatswegen gekommen." Eingehend auf die allgemeinen Einwürfe hinsichtlich der angeblichen Processvermehrung und der Freiheitsentziehung, hebt Forrer zutreffend hervor, daß gerade das Bedürfniß, die Haftpflichtprocesse zu beseitigen, zur Zwangsversicherung geführt habe und daß, so wenig die Schweizer die preußische „Caserne" lieben, sie diese doch äußerstenfalls dem indischen Hungertod vorziehen würden. Das Gefühl für Freiheit sei bei jedem Schweizer nicht minder groß als bei jedem Franzosen und jedem Engländer in England und Irland. Die Unwissenheit, mit welcher im Bulletin des Congresses das Schweizer Vorgehen kritisirt worden sei, verdiene Mitleid. Der Einladung Bödikers zum Einsteigen könne die Schweiz nicht folgen; sie seien bereits auf der Fahrt im eigenen Wagen begriffen. Im weiteren Verlauf der Vormittagssitzung trat noch ein dritter Schweizer, Comtesse, mit gleicher Entschiedenheit für die schweizerischen Entwürfe und insbesondere für die Bevorzugung der Staatsversicherung vor der Privatversicherung ein. Richtig hob er namentlich hervor, daß es darauf ankomme, das Unterstützungssystem durch das Versicherungssystem zu ersetzen. Bei letzterem gedenkt die Schweiz, da sie über die Erfassung des bloßen Betriebsunfalls hinausgeht, nicht blos den Unternehmer als Beitragenden zu betheiligen, sondern auch den Arbeiter und den Staat. Mit diesem Prinzip der „mutualité obligatoire" hofft man, wenn auch nicht einen Palast, so doch eine bescheidene „Alpenhütte" der socialen Versicherung errichten zu können, mit dem Wahrspruch: „Klein, aber mein!"

Erst gegen Schluß der Nachmittagssitzung stellte sich ein vierter (französischer) Schweizer ein, der sich gegen die Schweizer Entwürfe erklärte und mit vollen Segeln den Uebergang in das von Frankreich so reich beschickte Lager der Privatversicherung vollzog (Micheli, Redacteur beim „Journal de Genève").

Sehr bedeutsam war in den beiden heutigen Sitzungen die weitere Stellungnahme der anwesenden Engländer. Es zeigte sich dabei, daß Drage mit seinem Manchesterthum ältester Ausgabe durchaus vereinsamt dasteht.

Zunächst kam Gould „Her Majesty's superintending inspector of factories and workshops" zum Wort. Man merkte ihm an, daß es ihm nicht leicht geworden ist, von der alten Theorie der unbedingten Vorzüglichkeit des „freien Arbeitsvertrags" sich loszulösen; aber er hat sich losgelöst. England ist, wie er bemerkt, in dieser Frage heute nicht mehr Lehrmeister, sondern Schüler und schickt sich an, in seiner Gesetzgebung den ersten sachlich nicht weiter vermeidbaren Schritt im Interesse der arbeitenden Classen zu thun. In gleicher Weise äußerte sich der englische Arzt Professor Oliver. Er betonte namentlich, daß die englischen Arbeiter allerdings auf dem Boden der Selbsthülfe bedeutendes geleistet haben, daß aber daran nur die besser bezahlten Arbeiter theilnehmen. Die neue Gesetzgebung sei für die geringer bezahlten Arbeiter eine absolute Nothwendigkeit geworden. Auch er sieht die jetzt in parlamentarischer Berathung befindliche Bill nur als die Vorläuferin einer weiteren gesetzgeberischen Action an. Als dritter im Bunde reiht sich aus Tasmanien Collin's Levy an, der — selbst ein niter Offizier — den im Industriegetriebe verletzten Arbeiter mit dem auf dem Schlachtfeld verwundeten Soldaten vergleicht und für ihn wie für diesen die staatliche Fürsorge befürwortet.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschienen:

Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik.

Herausgegeben von **Dr. E. Wollny,** Professor in München.
XX. Band, 1. Heft, mit 2 Holzschnitten. Gr. 8°. Brosch. 6 Mark.

Inhalt: E. Wollny, Untersuchungen über die Volumveränderungen der Bodenarten. E. Wollny, Untersuchungen über den Einfluss der Wachsthumsfaktoren auf das Produktionsvermögen der Kulturpflanzen. E. Wollny, Untersuchungen über das Verhalten der atmosphärischen Niederschläge zur Pflanze und zum Boden. Neue Litteratur.

Mitteilungen der Grossherzogl. Badischen Geologischen Landesanstalt.

Herausgegeben im Auftrage des Ministeriums des Innern.
III. Band. 3. Heft. Lex. 8°. Brosch. n. u. 10 Mark.

Inhalt: Beiträge zur Stratigraphie und Tektonik des Isteiner Klotzes. Mit 6 Fig. u. 2 Taf. Von O. Hug. — Ein Beispiel von Winderosion am Heidelberger Schloss. Mit 2 Fig. u. 3 Taf. Von K. Futterer. — Ueber eigentümliche Konkretionen im Nodosenkalk von Leimen bei Heidelberg. Mit 9 Fig. u. 1 Taf. Von F. A. Kudrnr. — Der braune Jura (Dogger) des Donau-Rheinzugs nach seiner Gliederung und Fossilführung. 1. Teil. Mit 4 Fig. Von F. Sahnisch. — Ueber Graphitoid-Vorkommnisse im Elsthale. Mit 1 Taf. Von F. W. Pfaff. — Mitteilungen aus dem Aufnahmegebiet des Blattes Zell am Hamersbach. Mit 6 Fig. Von H. Thürach. [15839]

Oberbadisches Geschlechterbuch.

Herausgegeben von der Badischen historischen Kommission, bearbeitet von J. Kindler von Knobloch, Oberstleutnant a. D., Mitglied des Königlichen Herolds-Amtes.
Mit Wappenbildern. I. Band. 6. Lieferung. gr. 4°. Brosch. n. u. 6 M.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 3. August. Nummer 171.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Redekunst und Geschichtschreibung im Alterthum. I. Von Hermann Peter. — Vom deutschen Sortimentsbuchhandel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Redekunst und Geschichtschreibung im Alterthum.

Von Hermann Peter.*)

I.

Für die Macht der Rede sind die Griechen von altersher empfänglich gewesen; durch den honigsüßen Mund ihres Nestor wurden die hoch gehenden Wogen der Erregung eines ganzen Volkes beschwichtigt; das gesammte Hellas zitterte unter dem von den Lippen des Perikles ausgehenden Unwetter, dann aber zauberten sich seine Worte auch wieder tief und unwiderstehlich in die Herzen der Zuhörer hinein, so daß sie sie nie vergessen konnten. Gewaltigen Eindruck machte es daher auf die Gemüther, als in Athen sicilische Fremdlinge von kühnem Selbstvertrauen versprachen, die männerbeherrschende Rede zu lehren, und dem Ehrgeiz strebsamer Jünglinge die Aussicht auf die nämliche Bewunderung der Menge eröffneten. In dem Leontiner Gorgias, der bald nach dem Anfang des peloponnesischen Krieges in Athen einwanderte, vereinigte sich die Kunst der Rede mit der neuen Weisheit, der Sophistik, die von der bis dahin betriebenen Forschung über den Urgrund der Dinge ablenkend sich mit dem Menschen selbst beschäftigte und durch den Glanz ihrer Vorträge über die Oberflächlichkeit und Unsicherheit ihrer Lehre hinwegzutäuschen verstand; der Rhythmus und der Prunk, mit dem er seine Rede ausstattete, klang schmeichelnd in das Ohr; die Geschäftigkeit, mit der er einer an sich schwächeren Sache zum Siege verhalf, versetzte die proceßlustigen Athener in staunende Bewunderung. Zahlreiche Schüler bekannten sich zu dieser neuen Richtung. Das Heldenepos war längst verstummt, die während der Ständekämpfe die Herzen begeisternde Lyrik hatte sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen; das Drama nahm noch die Höhe seiner Entwicklung ein, aber schon die Tragödie des Euripides mußte dem neuen Zeitgeiste Opfer bringen; vergebens wehrte sich die an der alten Zucht festhaltende Komödie gegen die Zungenfertigkeit des jungen Volks. Die Rede stand in Athen im Mittelpunkt des geistigen Lebens und beherrschte die Geister.

Noch war sie zwar an den Inhalt gebunden; doch lag es in dem Programm der Sophisten, durch die Kunst der Worte aus dem Stoff zu machen, was sie nur wollten, sowie in dem Sinn des griechischen Volkes für die feine Dichtung und Bildnerei beseelende und es von allen Seiten umgebende Schönheit der Form, daß diese bald das Uebergewicht über den Inhalt gewann. Es folgte daher Isokrates der Zeitströmung, als er die Wirkung seiner Rede allein auf den Wohllaut begründete und es nur auf das ästhetische Wohlgefallen seiner Zuhörer absah. Die äußere Vollendung war ihm Selbstzweck, werth der peinlichsten Sorgfalt. An dem Panathenaikos, 68 nicht großen Seiten, hat er nach seiner eigenen Aussage drei Jahre gearbeitet; der Panegyrikos, 45 Seiten, soll ihn zehn Jahre beschäftigt haben, demnach mehr, als Alexander der Große zur Eroberung Asiens gebraucht hat, wie ein Spötter schon im Alterthum bemerkte. Immerhin legte er seinen Prunkreden noch einen großen, edlen Inhalt zugrunde, beide Reden verherrlichen die Größe Athens; den Stoff aber hat er von der Oberfläche seiner geschäftlichen Kenntnisse abgeschöpft, und so war seine gesammte Thätigkeit während jenes Zeitraums der Form zugewandt; das Vermeiden des Hiatus, d. h. des fehlerhaften Aneinanderstoßens eines Vocals am Ende des ersten mit einem zu Anfang des nächsten Wortes, bildete nur einen Theil seiner Kunst.

Die begabtesten Geister strömten aus dem ganzen griechisch redenden Osten in die Schule des Isokrates, um sich hier für ihren Lebenslauf vorzubereiten, und die Königin Artemisia glaubte das Andenken ihres verstorbenen Gemahls nicht besser feiern zu können, als indem sie den Meister und zwei seiner Schüler zu einem Redekampf an des Mausolos Grabe nach Halikarnaß einlud.

Dies wird heutzutage erst begreiflich, wenn wir die Musik zum Vergleich heranziehen. Wie diese der Worte nicht bedarf, so konnten die Alten die Schönheit der Sprache von dem Stoffe lösen und durch sie allein ihr volles Genüge finden. Nichts aber nutzt sich so schnell ab wie eine nur auf das Gemüth berechnete Wirkung. Wie bald ermattet ein Laie in einer Gemäldegalerie, in der er über die Empfindung der Schönheit nicht hinauskommt! Der große Aesthetiker Fr. Vischer war kein Sachkenner, sonst hätte er den Satz nicht ausgesprochen, daß die Musik alle ermüde, wenn sie ein bescheidenes Maß der Dauer überschreite; es gilt für diejenigen, welche sich beim Hören in ein unbestimmtes Weben der subjectiven Empfindung einwiegen lassen, aber wer dabei zugleich denkt und das gesammte geistige Leben in Bewegung setzt, der wird das Anhören von Musik oder das Betrachten von Kunstwerken ebenso lange fortsetzen können wie die Lectüre eines Buches. Uns ist das Verständniß für die Kunst der Rede verloren gegangen, weil wir unsern Geist, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise auf den Inhalt dessen, was wir lesen oder hören, zu richten pflegen. Das umgekehrte gilt für die Alten, namentlich die Griechen, deren Cultur ein jetzt viel genannter Philosoph überhaupt als eine ästhetische oder als Kunstcultur charakterisirt hat. Die Anhänger der zweiten Sophistik, die unter Hadrian und den Antoninen die Herrschaft über den Geschmack und das Urtheil der gesammten schöngeistigen Welt, selbst über den Kaiser an sich riß, verglichen sich selbst mit Nachtigallen und wollten nur

*) Die Beweisstellen sind aus einem gleichzeitig bei B. G. Teubner in Leipzig erschienenen Buch („Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I und ihre Quellen" von H. P., 2 Bände) zu entnehmen.

mit dem Wohllaut der Worte das Ohr bezaubern. In der Provinz ließ man die Kaiser durch lange Reden der Sophisten empfangen, Tempel und öffentliche Gebäude wurden durch sie eingeweiht; beehrte ein berühmter Redner einmal auf seiner Wanderschaft eine Stadt, so wurde der Tag als ein Festtag gefeiert; die Zahl der Zuhörer stieg bis auf tausend; auch ohne die Sprache zu verstehen, konnte sich ein Römer für den Vortrag eines Griechen begeistern. Und doch wie abschreckend ist die öde Trivialität der erhaltenen Declamationen des Polemon, der als der berühmteste Redner seiner Zeit angesehen und von den Antoninen hoch geachtet und ausgezeichnet wurde! Gleichwohl würde es ein durchaus unhistorisches Verfahren sein, wegen des Inhalts diese Schaureden überhaupt zu verurtheilen, die eben nur wegen des künstlerisch zurecht gelegten Faltenwurfs bewundert werden wollten und bewundert wurden. Noch in der Zeit des sinkenden Alterthums nahmen die Romane den Schluß gleich zu Anfang voraus, um das ästhetische Wohlgefallen an der Form nicht zu beeinträchtigen. Ein „spannendes" Buch schien damals mit den Forderungen der rednerischen Kunst unvereinbar.

Ja diese Ueberschätzung verstieg sich so weit, daß Theopomp, der befähigtste Schüler des Isokrates, die angesehensten Schriftsteller vor dem Aufschwung der Rede (er meint Herodot und Thucydides) denjenigen hintansetzte, die man in seiner Zeit nicht einmal des zweiten Ranges würdige; die nach den Regeln der neuen Kunst gestaltete Rede überstrahlte also in seinen Augen alle die Vorzüge, derentwegen wir den Thucydides als den ersten, nicht wieder erreichten Historiker des Alterthums verehren; und dabei hat sogar dieser schon manches von den Sophisten gelernt und in der Form mehr gekünstelt, als es einer seiner großen Nachfolger unsrer Tage seiner für würdig hält. Selbst die Poesie fand vor diesem Richterstuhle nicht ihr Recht. Nach Isokrates beruht die Berühmtheit der hoch gefeierten Dichter nur auf der metrischen Einkleidung; seine Jünger erniedrigten die Beschäftigung mit ihnen zu einer Vorbereitung für die eigene Kunst; die späteren Rhetoren Aristides, Eunapios, Themistios vermaßen sich, die aus der Empfindung quellende Poesie durch das Scheinbild schöner Worte ersetzen zu können, und der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus berichtet von dem Kaiser Constantin II., daß er wegen seiner geringen Begabung sich von der Rhetorik dem Versemachen zugewandt habe. Mit gleicher Verachtung behandelte man die Musik. Dem Alcibiades wurde das höhnende Wort in den Mund gelegt, die Söhne der Thebaner möchten die Flöte blasen, weil sie es nicht verstünden, zu reden, und der Sophist auf dem Kaiserthron, Julian, nennt es schimpflich, Musik zu treiben.

Und dies sind nicht nur Aeußerungen beschränkten Hochmuths von Fachmännern. Die Rhetorik hatte sich vielmehr der gesammten Jugendbildung bemächtigt, und es ist die folgenschwerste Eroberung des besiegten Griechenlands in Rom, daß sie trotz des energischen Widerstands altrömisch gesinnter Männer die oberste Lehrstufe einnahm und den gründlichen Unterricht des Grammatikers (Philologen) einengte und zuletzt verdrängte. Auf ihrem Studium beruhte die gesammte Bildung und die Vorbereitung für jede Wissenschaft und literarische Beschäftigung, sogar die Erziehung des Charakters. So wurde gelehrt und geglaubt. Der Unterricht selbst zerfiel in den Vortrag des Systems von dem Finden des Stoffs, seiner Ordnung und Stilisirung, dem Auswendiglernen und dem Vortrag und in praktische Uebungen, die seit Isokrates besonders darin bestanden, bekannte Erzählungen in neue Formen zu gießen, bei Vorgerückteren darin, durch eine neue, womöglich überraschende Beleuchtung einer gewissen Anzahl von Themen, die sich immer wiederholten, zu blenden. So lange die Jugend noch dem öffentlichen Leben zustrebte, schützte dies vor der Verkennung dieser Aufgaben. Als jedoch die Monarchie die freie Rede vom Forum verbannte, verlor die Rhetorenschule den Boden der Wirklichkeit und gewöhnte sich, die Uebungen nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern als Endzweck zu behandeln, nicht mehr Staatsmänner, sondern Rhetoren heranzubilden. Die Eitelkeit der Eltern, die das Auftreten ihrer Söhne kaum erwarten konnten, und die Bequemlichkeit der Jugend, der sogar das Lernen der Regeln des Systems und die Aneignung des Stoffes für eine Rede zu viel wurde, förderte die Verflachung des Unterrichts. Immer und immer wieder ließ man den Hannibal sich überlegen, ob er nach der Schlacht bei Cannä Rom angreifen solle, oder dem Dictator Sulla den Rath ertheilen, sich ins Privatleben zurückzuziehen, oder den Cato in Utica vor dem Selbstmord seine Freunde anreden ꝛc. Endlich befreite man sich überhaupt von der Fessel eines geschichtlichen Stoffes, so locker diese auch war, und redete über allgemeine Themen, bei deren Erfindung die Phantasie wahrhafte Ausgeburten zu Tage gebracht hat. Ein Lieblingsthema war der Tyrannenmord; z. B.: ein Vater fordert von seinem Sohne, daß er den Tyrannen ermorden solle, und enterbt ihn, als er es nicht thut; darauf setzt der Vater denjenigen, der die That ausführe, zum Erben ein; der enterbte Sohn tödtet den Tyrannen und verlangt das Erbe. Oder: ein Tyrann fürchtet, von seinem Arzt vergiftet zu sein, läßt sich von einem zweiten ein Gegenmittel geben und stirbt sofort an dem von diesem gegebenen Mittel, worauf sich die beiden Aerzte die übliche Belohnung streitig machen. Oder: ein Tyrannenmörder hat die verheißene Belohnung an seine Stiefmutter abgetreten; diese fordert als solche die Verheirathung mit dem Sohne, und nun dreht sich die Erörterung darum, ob der Vater oder der Sohn dagegen Einspruch zu erheben habe. Zur Charakteristik der Fälle in der Rhetorenschule überhaupt mag es genügen, daß die italienische Novellistik des Mittelalters mit Vorliebe aus dieser Quelle geschöpft hat.

Weichlich und kraftlos schilt diese Beredsamkeit der junge Tacitus, dem die Cicero's als ein nicht wieder erreichbares Ideal vor der Seele steht; die Schule der Rhetoren selbst hatte schon der alte Crassus zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts eine Schule der Unverschämtheit genannt; zweihundert Jahre später macht einem früheren Zögling, dem jüngeren Plinius, die Frühreife, Sittenlosigkeit und Blasirtheit der jungen Leute, die nichts wußten und doch über alles redeten und dafür mit Beifall überschüttet wurden, ernste Sorge. Namentlich verletzt unser Gefühl die hier groß gezogene Mißachtung der Wahrheit.

Das Uebertreiben und Erweitern wurde in der Schule, der griechischen und römischen, sogar methodisch gelehrt und in den Redeübungen mit den geschichtlichen Thatsachen ein schnödes Spiel getrieben. Dafür ein Beispiel. Es wird nur von wenig Schriftstellern berichtet, daß der geächtete Cicero von Popillius ermordet sei, und auch von diesen nur, daß er seinen Mörder einst in einem Privatproceß vertheidigt habe. Gleichwohl wurde in der Schule vorausgesetzt, daß es sich in jenem Proceß um Leben und Tod für Popillius gehandelt habe, und nun alles ersonnen, um die Unbefangenheit des Patrons und die Unthat des Mörders in möglichst wirksamen Gegensatz zu bringen. Die berühmtesten Redner seiner Zeit hat der ältere Seneca dies Thema behandeln hören; nach dem einen hatte Cicero sich eingeschlossen und läßt niemand zu sich; Popillius aber wird gleich zu ihm geführt, denn „für Popillius habe er immer Zeit"; ein anderer läßt Cicero den Popillius selbst fragen, ob er sicher versteckt sei oder den Ort wechseln solle, ein dritter ihn aber die einst für den Mörder gehaltene Rede wieder lesen, als dieser naht. Für die Prunkrede

auf die Kaiser wurde in der Schule die Vertheilung von Lob und Tadel allein nach rhetorischen Gesichtspunkten, ja die Erdichtung von hoher Geburt und von Vorzeichen, die ihre künftige Macht prophezeit hätten, und dergleichen ausdrücklich vorgeschrieben. Hermogenes, ein anerkannter Meister, erörterte in seinem Lehrbuch systematisch die Frage, wann ein Redner unter Mitwissen der Zuhörer lügen dürfe, und der spätere Kirchenvater Augustinus rühmt sich demgemäß einst als Lehrer der Beredsamkeit in einer Lobrede auf den Kaiser das meiste gelogen und trotzdem reichen Beifall geerntet zu haben, selbst von denen, die dies gewußt hätten.

Im Osten ist an den Höfen der Diadochen, namentlich in Alexandria und Pergamos, auch die Gelehrsamkeit gepflegt worden und zwar mit staunenswerther Gründlichkeit und Erfolgen, an denen wir noch zehren. Pergamos hatte durch Krates von Mallos dies Studium auch nach Rom verpflanzt, wo es in Ascouius (unter Nero) seine höchste Blüthe erreicht hat. Aber da gelehrte Stoffe in einer einfachen, schlichten Sprache dargestellt zu werden pflegten, blickte die Rhetorik hochmüthig auf diese Richtung herab; schon Isokrates verurtheilt die Mythographen und Antiquare, und stolz und bequem haben sich seine Nachfolger entweder überhaupt von ihnen fern gehalten oder ihre Werke nur als Rohmaterial behandelt. Sie stellten ihre eigene Thätigkeit neben die der Bildhauer und meinten, daß es das Maß der höchsten geistigen Kraft ausfülle, wenn sie, wie diese einen Block Marmor oder einen Klumpen Gold, so einen von anderen zurecht gemachten Stoff in eine schöne Form verarbeiteten. Cicero hat versucht, nach gelehrten, ihm von Atticus besorgten Unterlagen ein Buch über mathematische Geographie zu schreiben, obgleich er gar nichts von dieser verstand, und im Zeitalter der zweiten Sophistik widmete Polyän, der weder in die praktische Kriegführung, noch in die theoretische Strategie je einen Blick gethan hatte, den beiden gegen die Parther ausbrechenden Kaisern Mark Aurel und Verus das auf uns gekommene Werk über Kriegslisten.

Als ihr Hauptgebiet aber sah die Rhetorik die Geschichtschreibung an, ja sie behauptete, daß geschichtliche Darstellung erst und nur durch sie Geschichtschreibung werde. Die Isokrateer stellten sich, wie bemerkt, über Herodot und Thucydides, Cicero lobt vor letzterem den rhetorisch geschulten Theopomp und läßt die römische Geschichtschreibung erst mit dem rhetorischen Aufputzen beginnen. Unterstützt wurde diese Einbildung dadurch, daß überhaupt im Alterthum Reden und Hören mehr galt als Lesen und Schreiben und der Geschichtschreiber sich die Verbreitung seines Werkes durch Vorlesen dachte. Es sind Vorlesungen von Herodot an bis auf Ammianus Marcellinus bezeugt, also für mehr als acht Jahrhunderte, und Thucydides wendet sich, wie auch spätere Historiker, z. B. Polybios, an „Hörer". Demnach lag es der Rhetorik besonders nahe, die Anforderungen an das gesprochene Wort auf das Geschichtswerk zu übertragen, und so nahmen die Systematiker die historische Redegattung allgemein in ihr Lehrgebäude auf, nur darin von einander abweichend, daß die einen sie zu etwas besonderem machten neben der gerichtlichen, der berathenden und der epideiktischen, die anderen sie der letzten einordneten, wobei sie nicht etwa nur die als Glanzstücke eingeflochtenen Reden im Auge hatten, sondern die gesammte Darstellung.

Nun haben die Griechen so großes dadurch erreicht, daß sie, wie Plato sagt, was sie thaten, mit ganzer Seele thaten. Diese Eigenschaft aller hohen Begabung aber erzeugte wieder eine gewisse Einseitigkeit, und so drängte naturgemäß in der Literatur die schöne Form in demselben Maß, in welchem sie bevorzugt wurde, den Stoff immer weiter zurück. Als Folge davon entwickelte sich im Organismus des Menschen überhaupt ein entschiedenes Uebergewicht des Sinnes für das Formale, unter dem die allgemeine Würdigung des Inhalts und sein Verständniß leiden mußte; eine geistige Thätigkeit, die nicht gepflegt wird, verkümmert im Einzelnen wie in einer Gemeinschaft. Zudem ist es eine alte Erfahrung, daß Gedanken- und Wissensfülle den Fluß des Stiles hemmt, während ein von Gedanken nicht beschwerter Mensch mit erstaunlicher Leichtigkeit in Schrift und Rede umherplätschert, um mich eines Satzes aus einer kürzlich erschienenen Kunst der Rede zu bedienen. Lessing macht daher seinen Zeitgenossen den treffenden Vorwurf, daß die schönen Geister selten Gelehrte, die Gelehrten selten schöne Geister seien. Erst die vollste Durchdringung und Beherrschung des Stoffs führt zu einer klaren und leichten Redeweise zurück. Eine solche Vereinigung hat jedoch seit Plato niemand im Alterthum wieder erreicht; als der griechische Geist sich in Hervorbringung von Genies erschöpft hatte, führte unbewußt die Erfahrung oder einsichtsvolle Ueberlegung zu dem Entschluß, sich mit der einen Hälfte zu begnügen, mit der sachlichen Gestaltung des Stoffs oder mit der Kunst der Rede. Wir werden demnach verstehen, daß ein Künstler der Rede sich um den Stoff wenig oder überhaupt nicht kümmerte, und daß eine quellenmäßige Durcharbeitung desselben von dem rhetorischen Historiker nicht mehr verlangt wurde als von Cicero geographische Vorstudien oder von Polyän wissenschaftliche oder praktische Beschäftigung mit der Strategie; und ferner, daß uns nirgends im Alterthum eine Ahnung von dem heutzutage als selbstverständlich geltenden Fachstudium begegnet, der Geschichtschreiber sich vielmehr bei dem Rhetor ausbildete. Zum Vergleich können wir auch hier wieder die Musik heranziehen; der mit einem Theologen, der sein Studium auf die Homiletik beschränken wollte, würde ungerecht, weil nicht historisch, sein.

Einer mußte freilich einmal die Thatsachen aufzeichnen; aber weil nach den damaligen Anschauungen eine solche Sammlung von Stoff ausreichend beschäftigte, entband man den Verfasser zeitgenössischer Geschichte von den Forderungen der Rhetorik. Der große Unterschied, der des Tacitus Historien von seinen Annalen trennt, findet seine Erklärung nicht nur in den Jahren des Verfassers, und es ist nicht nur einer zufälligen Geistesrichtung zuzuschreiben, daß eben derjenige Historiker, der sich unsern Ansichten über seinen Beruf am meisten nähert, Polybios, mit einer ausführlichen zeitgenössischen Geschichte geschlossen hat. Dann aber wurden solche Werke als Gemeingut betrachtet, von welchem jeder Nachfolger für eine rhetorische Darstellung einen beliebigen Gebrauch machen durfte. Den Vorwurf des Plagiats kannte man dafür nicht. Wie die Musiker jetzt ein und dasselbe Lied immer von neuem componiren, so verfügte damals der Rhetor über eine Zeitgeschichte, und wie es einem Operncomponisten bis vor kurzem seinen Ruhm nicht schmälerte, sich das Libretto von einem anderen anfertigen zu lassen, so wissen wir von dem vornehmen Staatsmann Sallust, daß ihm ein Freigelassener Stoff für seine Geschichtschreibung zurichtete. Man wetteiferte darin, in der kunstvollen und zeitgemäßen Ausstattung einer bekannten Unterlage den Vorgänger zu überbieten, und fand in dieser Arbeit ein volles Anrecht auf Ruhm und Ehre. Die erste Zusammenstellung des Stoffes war, sobald er künstlerisch geformt worden war, für den Rhetor abgethan und erschien des Lesens nicht werth und würdig, da dieses seinen Genuß in der Form suchte. Daher erklärte z. B. Dionys von Halikarnaß, sonst ein klarer Kopf mit einem scharfen Urtheil und nicht ohne Geschmack, er könne den Polybios wegen Langerweile nicht zu Ende lesen, während uns wieder seine römische Geschichte durch ihre gekünstelte Form und Verwässerung des Stoffes anwidert. Für den Ernst und die Gründlichkeit, mit welcher

Digitized by Google

der mißachtete Polybios über seine Aufgabe nachgedacht und sie gelöst hat, haben die Kunstrichter der Augusteischen Zeit kein Wort der Anerkennung; diese Vorzüge fielen außer den Bereich ihrer Beurtheilung; nur als Unterlage ist er benutzt worden.

Rhetorik und Geschichtschreibung vertragen sich durchaus nicht mit einander; so wenig, daß vor einigen Jahren von dem Professor H. Ulmann die ästhetische Forderung als unvereinbar mit der Geschichtswissenschaft ganz beiseite geschoben werden konnte. Im Alterthum herrschte die erstere und mit ihr die Rhetorik, die, indem sie Stimmung machen und Bewunderung der eigenen Kunst erregen wollte, die Geschichte zur Dienerin herabgewürdigt und sie von ihrer durch Herodot und Thucydides so großartig eröffneten natürlichen Bahn auf Irrwege abgedrängt hat, auf denen sie ihr eigenartiges Wesen vollständig einbüßen mußte.

Zunächst nämlich suchte der Rhetor den Strom der Rede möglichst wenig durch Schwere der Gedanken und durch Einzelheiten der Thatsachen zu belasten und dem Leser oder Hörer das Denken zu ersparen, damit er ganz in der Empfindung und Bewunderung aufgehen könne. Der Erdgeschmack mußte, wie Vischer sich ausdrückt, erst der Ueberlieferung entzogen werden. Bestimmte geschichtliche Zahlen und Namen von Personen und Oertlichkeiten müssen, um auf das Gefühl zu wirken, erst durch das Denken in die Anschauung umgesetzt werden; daher wurden Namen von den Alten oft überhaupt weggelassen (für die berühmtesten Schlachten fehlen bei ihren Historikern oft die Namen des Orts) oder umschrieben; die Zahlen wurden, wenn man sie angab, willkürlich abgerundet oder in irgend welcher für das Gefühl leicht faßbaren Weise angedeutet; Tacitus hat die Zahl der Gefallenen nur dreimal verzeichnet, einmal bis auf die Zehner, sonst bis auf die Hunderter.

Auch genaue und treue Erzählung und Schilderung, technische Ausdrücke u. dergl. stimmten nicht zu einer solchen Verflüchtigung des Thatsächlichen. Deßhalb machen uns die Beschreibungen kriegerischer Actionen die größten Schwierigkeiten; oft sind sie sogar völlig frei oder nach berühmten Mustern erfunden, wie übrigens auch im Mittelalter. Cassius Dio hat zur Ausschmückung Cäsarischer Schlachtenzüge aus Herodot und sogar aus Homer entlehnt und die Cäsarische Unterlage durch die Masse solchen Beiwerks völlig versteckt, so daß man sie lange Zeit gar nicht hat erkennen können; und doch hat Dio Heere vor dem Feind befehligt und ist als tüchtiger Soldat von seinem Kaiser ausgezeichnet worden. Daß alle paar Jahre ein Localpatriot unweit der Weser in seiner Umgebung einen neuen Schauplatz für die Teutoburger Schlacht mit Sicherheit entdeckt haben will, erklärt sich aus der absichtlichen Unbestimmtheit, mit der Tacitus seinen Germanicus über das Schlachtfeld des Varus ziehen läßt. Er ist nicht „der unmilitärischste aller Schriftsteller", wie ihn Mommsen nennt, die Forderungen einer streng militärischen Darstellung lagen der Rhetorik fern; nur der sich von ihr grundsätzlich fern haltende Polybios hat sich um die Oertlichkeit wirklich bekümmert (ohne indeß mit seiner Schilderung an die Genauigkeit und Anschaulichkeit neuerer Historiker, z. B. Häussers, heranzureichen) und deßhalb auf die Schlachtbeschreibungen des Theopomp, Ephoros und Timaios als mit ihr völlig unvereinbar die schwersten Vorwürfe gehäuft.

Ja, die Rhetorik wählte sich überhaupt zur Behandlung nur solche Stoffe, die ästhetisches Wohlgefallen zu wecken geeignet waren, und es ist im Alterthum sogar die Ansicht ausgesprochen worden, daß man die Grenel des peloponnesischen Kriegs überhaupt der Vergessenheit hätte anheimgeben sollen. Ebenso wenig machte man sich ein Gewissen aus dem Ueberspringen von Ereignissen, die der Kunst geringen Erfolg versprachen, und aus dem Zusammenrücken getrennter, um dadurch energischere Wirkung zu erzielen. Die Chronologie wurde als Arbeitsfeld der Antiquare stolz verachtet und, wo es zweckmäßig erschien, unbedenklich außer Acht gelassen; obgleich Tacitus in den Annalen die Ereignisse nach Jahren geschieden hat, verbindet er doch einem wirkungsvollen Abschluß zuliebe am Ende des zweiten Buchs den Tod des Germanicus mit dem zwei Jahre späteren des Arminius. Die gesammte Ueberlieferung leidet an dieser Willkür; erst durch die Athenische Politie des Aristoteles haben wir wieder ersehen, wie sich Maßregeln, die bis dahin als Werk des Solon galten, auf mehrere Schultern vertheilt haben und seine Reform das Ergebniß einer langjährigen Vorbereitung gewesen ist, und noch ärger ist die Verfassungsgeschichte von Sparta zerrüttet, in der durchaus verkehrt eine lange Entwicklung in der Person des Lykurg zusammengefaßt ist.

Mancherlei trug dazu bei, diese Auflösung des Gewebes in einzelne Fäden zu fördern; zunächst der Bedarf der Rhetorenschule an Beispielen, die, namentlich im römischen Leben, nicht allein in der Rede eine so bedeutungsvolle Stellung einnahmen und bei den meisten das gesammte historische Wissen ausmachten — für den rhetorischen Gebrauch angelegte Beispielsammlungen wie die des Valerius Maximus wurden von ernsten Männern reinen Geschichtsquellen vorgezogen —, ferner die Vermischung der Grenzen zwischen Malerei und Poesie. Für uns sind sie durch Lessing scharf und deutlich gezogen. Simonides aber nannte die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei, und dieser Irrthum beherrscht das ganze Alterthum. Nun verfolgen Poesie und Rhetorik das gemeinsame Ziel, den gewöhnlichen Ausdruck, der sich nur verständlich machen will, zu steigern, und streben beide dem Reich des Schönen zu, sind also dadurch einander nahe gerückt. So lange indeß die Beredsamkeit darauf ausging, die erregte Ueberzeugung und Empfindung in Willen, den Willen in That umzusetzen, die Poesie sich nur in der Welt des Geistes bewegte, waren sie noch immer scharf von einander getrennt. Die gelehrte Poesie der Alexandriner begann die Brücke zu bauen, indem sie die didaktische Gattung pflegte, die Mittel gegen den Biß giftiger Thiere oder gegen den Genuß vergifteter Speisen, die Gestirne am Himmel u. s. w. im Lehrtone behandelte. In Rom war unter den Kaisern in den ersten anderthalb Jahrhunderten Fertigkeit im Versemachen ein unerläßliches Erforderniß feinerer Bildung; sogar die Machthaber konnten sich ihm nicht entziehen. Aber der Dichter ließ sich nicht von den Eingebungen jenes göttlichen Wahnsinns leiten, wie ihn einst Plato in ihm vorausgesetzt hatte, sondern von der persönlichen Eitelkeit und Berechnung und von der Mode; wahre Poesie wurde schon durch den Druck, der auf den höher gebildeten Geistern lastete und den Aufschwung einer von Herzen zu Herzen sprechenden Stimmung und Begeisterung verhinderte, niedergehalten; die Sinnlichkeit, die allein zu concreter Gestaltung befähigt, verlor jede Lebensfrische. Ein den Alexandrinern abgesehenes, im besten Fall geistreiches Spielen mit der Form reichte aus und ermöglichte erst die allgemeine Betreibung, und da gleichzeitig die Beredsamkeit die Fühlung mit dem Leben aufgab und ihre Aufgabe nur noch in der Erregung ästhetischen Wohlgefallens durch die Beobachtung gewisser formeller Regeln und durch das Walten des Witzes und der Phantasie erblickte, war die Verbindung der Poesie mit der Rhetorik hergestellt. Wenn derselbe Verfasser in sieben verschiedenen Gedichten einen in einen Krystall eingeschlossenen Wassertropfen schildert, so unterscheidet sich diese Tändelei von der in der Rhetorenschule, in der die nämlichen Erzählungen und Fabeln immer mit neuen Wendungen vorgetragen wurden, nur durch den Vers. Bis in das vierte Jahrhundert hinein erörterten die Gelehrten die Frage, ob

Digitized by Google

Virgil ein Redner oder ein Dichter gewesen sei. Die Bahn zu der Anmaßung der Sophisten war geebnet, die nicht nur bei Götterfesten mit ihren Prunkreden sich in die Stelle der alten Hymnen eindrängten, sondern auch Epithalamien verfaßten, Lenz und Liebe, die Nachtigall und die Rose zum Gegenstand ihrer Auslassungen machten.

Vom deutschen Sortimentsbuchhandel.

wie er ist und wie er sein könnte!

Das Buch, sofern es einen wirklichen Werth hat, sofern es einem Bedürfniß entspricht, sei es als Product wissenschaftlichen Fleißes, sei es als belehrende, erziehende Schöpfung eines Dichters, muß, um seinen Zweck zu erfüllen, in die weitesten Kreise Eingang finden. Dies zu ermöglichen, den Verkehr zwischen Autor und Publicum zu vermitteln, ist Aufgabe des Buchhandels. Während der Verlag durch Herstellung, Ausstattung u. ä. dem Buche die Möglichkeit schafft, seinen Weg zu gehen, hat das Sortiment die Aufgabe, die Kreise aufzusuchen, deren das Buch bedarf, die des Buches bedürfen. Der naturgemäß weit ausgedehntere Verkehr im Sortiment macht auch ein weit größeres Interesse dafür seitens des Publicums erklärlich, wie dies die Anregungen und Klagen, die das Publicum oft genug hören läßt, wohl beweisen.

So mag es denn wohl auch einmal erwünscht und gestattet sein, dem Publicum aus der Mitte des Buchhandels heraus ein Bild zu entwerfen der jetzigen Zustände im Sortiment und zugleich eine Skizze, welcher Gestalt der Sortimentsbuchhandel nach den gerechten Wünschen sowohl mancher Buchhändler wie des Bücher kaufenden Publicums sein könnte. Letzteres mag denn, wie es vorzugsweise dazu berufen ist, auch an seiner Stelle mithelfen, durch Unterstützung der besseren Elemente die schlechteren zu unterdrücken. Denn auch das Publicum kann und muß es sich zur Aufgabe stellen, darauf hinzuwirken, daß ein derartiges allgemeines Zurückgehen eines solch wichtigen Standes nach Möglichkeit aufgehalten wird. Und wenn das Bild auch vielleicht etwas zu dunkel ausfällt — es ist leider nur zu sehr der Wirklichkeit entsprechend, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß es noch immerhin Geschäfte „alter Ordnung" gibt, die ihrer wahren Aufgabe sich bewußt sind.

Nachdem in den siebziger Jahren bei dem allgemeinen Aufschwung des Handels auch der Buchhandel wiederum zu hoher Blüthe gelangt war, so daß der Glaube weite Kreise beherrschte, man könne bei diesem Berufe viel verdienen, drängte sich naturgemäß eine große Menge neuer Elemente zu demselben, die ihm bis dahin ganz fern gestanden hatten und in ihm nur die Quelle guten Verdienstes sahen. In dem Wahne, ein leichtes Arbeitsfeld zu finden, wo man ohne große Mühe Reichthümer erwerben könnte, stellten diese unberufenen neuen Glieder den Buchhandel mit dem reinen Waarenkaufgeschäft auf gleiche Stufe und meinten, genug gethan zu haben, wenn sie ihn auch in kaufmännischer, um nicht zu sagen krämerhafter Weise betrieben. Da ein gesetzlicher Ausschluß solcher Geister, wie in früheren Zeiten durch Concessions- und Prüfungszwang, nicht mehr möglich war, nahm diese Herabwürdigung des Standes immer mehr zu, und in der Folge mußte es dahin kommen — im natürlichen Verlauf der Dinge —, daß nicht nur diese Geschäfte selbst den erhofften leichten und großen Verdienst nicht fanden, sondern daß auch die anderen durch eine unsaubere Concurrenz nach und nach gezwungen wurden, ihren keineswegs so ungeheuren Verdienst zu kürzen; ein Abzug, wie in Berlin z. B. üblich, von 10 Proc., an anderen Orten von 5 Proc. wurde ein Zwang, wenn ihm auch nicht die geringste Berechtigung zuerkannt werden kann.

Die Regelung dieser s. Zt. so viel besprochenen Rabattfrage bildete denn auch bisher den Hauptpunkt der Reformbestrebungen im Buchhandel in den letzten Jahren, die aber, wie einer der genauesten Kenner buchhändlerischer Organisationen, Aug. Schürmann in Halle, im Vorwort seiner letzten Schrift ausführt, keineswegs als so beängstigend angesehen werden muß. Und in der That könnte man auf Grund der geschichtlichen Thatsachen beruhigter sein, da bereits zu Anfang unsres Jahrhunderts gleichfalls der Kundenrabatt die Gemüther großer Buchhändler erregte, es aber bis heute noch nicht zur Aufhebung der buchhändlerischen Organisation gekommen ist. Aber doch ist die eine Grundbedingung, die Fr. Perthes 1816 in seiner Schrift: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur", u. a. aufstellt: billige Preise der Verlagswerke und gleichmäßige Haltung der Fabrik- (Verlags-) Preise von seiten der Verkäufer (Sortimenthändler) durch alle deutschen Länder, noch heute ebenso begründet wie seinerzeit.

Die Waare, das Buch, bleibt sich in allen Handlungen gleich, da dasselbe ja nur in einer Fabrik, durch den Verleger, hergestellt wird, die den Preis dafür festsetzt. Ein Rabatt in seiner Urform, also in Gestalt eines Scontos auf Baarzahlung, läßt sich ja zweifellos in unsrer mehr denn je Credit gewährenden Zeit rechtfertigen; aber aus welchem Grunde ein Buchhändler sich verpflichtet fühlen muß, auch auf Bücher, die z. B. in Jahresrechnung geliefert werden, einen Rabatt zu gewähren, dafür läßt sich wohl kaum eine stichhaltige Berechtigung herleiten. Ein zu hoher Verdienst der Sortimenter: dieser Grund kann wohl nicht ernst genommen werden; denn einerseits ist der Rabattsatz der früheren Zeiten 33⅓ bis 40 Proc. im Durchschnitt, zum mindestens größeren Theile auf 25 bis 30 Proc. herabgesunken. Bei diesen scheinbar äußerst günstigen Einkaufsbedingungen muß nun aber einmal berücksichtigt werden, daß bei der Kleinheit der Verkaufsobjecte und der Eigenart des Buches als Waare, das doch abgesehen vielleicht von Schul- und Lehrbüchern nicht zu den Gebrauchsgegenständen zu rechnen ist, der zu erzielen mögliche Umsatz immer nur ein verhältnißmäßig geringer sein kann; andererseits stehen diesem Rabattsatz heutzutage dermaßen große Unkosten gegenüber — große Ladenmiethe (zumal in einem möglichst groß und vollständig gehaltenen Lager eine hauptsächliche Waffe im Concurrenzkampf gesucht werden muß), Frachtspesen, Verluste durch Verderben von Büchern und durch zweifelhafte Forderungen u. s. s. —, daß der angewandten Thätigkeit des Sortimenters in den weitaus vorherrschenden Fällen das verdiente Acquivalent fehlt.

Diese ungünstige Lage des Sortiments in letzter Zeit hat nun die weitere Folge, daß auch die pecuniären Verhältnisse bei demselben geradezu traurig, ja drückend sind. Man vergegenwärtige sich die Anforderungen, die — in Ansehung des Berufes wahrlich nicht groß zu nennen — an den jungen Buchhändler gestellt werden! Vorbildung: wenn irgend möglich, wenigstens mit dem Einjähr.-Zeugniß abgeschlossene Gymnasial- oder Realschulbildung. Dann eine drei- bis vierjährige Lehrzeit, mit einer Vergütung bisweilen von 10 bis 30 Mark pro Monat in den einzelnen Jahren. Dann Anstellung als Gehülfe (Commis in kaufmännischen Geschäften) unter den erschwerendsten Verhältnissen infolge großer Auswahl, mit einem Gehalt von ca. Mk. 75.— (auch 60.—) bis Mk. 100.—.[1]) Dann allmähliches, aber nur sehr langsames Steigen. Und das

[1]) U. a. wurde vor einiger Zeit folgendes Angebot veröffentlicht: Tüchtiger Gehülfe bei freier Kost und Logis und monatlichem Gehalt von 10 Mark gesucht!

Digitized by Google

Resultat für die nicht Bemittelten und darauf Angewiesenen? Etwa im dreißigsten Lebensjahr ein Gehalt von Mk. 140.— bis 160.—. Wohl bemerkt, dies sind noch nicht die schlechtesten Beispiele, sondern ein gutes Durchschnittsresultat. Dabei wird dann anständige Kleidung und gute Bildung und Umgangsform gefordert, daneben Ansprüche an literarische Selbstausbildung gestellt, und dem allem steht eine Thätigkeit zur Seite, die an Anstrengung während der größeren Hälfte des Jahres ihresgleichen sucht und die durch die unvermeidbare Vielseitigkeit der Arbeit selbst eine starke Gesundheit auf die Dauer angreift. [1])

Die Geringschätzung der buchhändlerischen Thätigkeit auf der einen, die schlechten Erwerbsverhältnisse, die eine bessere Honorirung der Angestellten nicht ermöglichen, auf der anderen Seite brachten es dann mit sich, daß auch die Ansprüche, die an die Mitglieder des Buchhandels gestellt werden, bedeutend herabgesetzt wurden. So geben sich denn die meisten Geschäfte mit dem Nachweis des Einjährig-Freiwilligen-Examens ganz zufrieden, unbeachtet ob außerdem Bildung und Befähigung eine solche ist, daß sie wirklich in praktischer Bethätigung sich zu vervollkommnen verspricht; von den Geschäften gar nicht zu reden, die sich mit 14—15jährigen Knaben, die noch nicht einmal Tertianerbildung haben, als Lehrlinge begnügen. [2]) Diese jungen Leute nun, deren Bildung doch kaum für einen solchen Beruf als abgeschlossen zu bezeichnen ist, die von Literatur noch kaum die geringste Ahnung haben, die noch völlig unfähig sind, sich über den Werth und die Bedeutung eines Buches ein Urtheil zu bilden, die dann erfahrungsgemäß während des größten Theils ihrer Lehrzeit nur mechanische Vorarbeiten zu erledigen haben und zur Selbstausbildung nur in den seltensten Fällen Zeit und Gelegenheit finden werden, diese jungen Leute also sollen berufen sein, das Publicum zu bedienen, Rathschläge über passende Geschenkwerke, über Vorzüge und Nachtheile eines Buches zu ertheilen. Die Folge ist, sie können nur aufgefangene Urtheile hersagen, sie werden durch eifriges Vorschwatzen ihre Unkenntniß zu verbergen suchen, werden durchweg jedes Buch, nach welchem sie gefragt werden, empfehlen u. s. f. Und das Publicum, das etwa selbst unbekannt mit den Büchern sich auf die Urtheile derartiger Buchhändler verlassen will, dürfte schlecht berathen sein.

Hier möge denn auch das Publicum für seinen Theil mit eingreifen und unter Berücksichtigung der Thatsache, daß die Bücher und Bücherpreise durchweg die gleichen sind, die Unterscheidung der Geschäfte darin suchen, ob sie sich den wahren Aufgaben des Buchhandels gewachsen zeigen oder nicht, nämlich Bücher zu beurtheilen und nach dem Werth zu verkaufen. Ein höherer Rabatt kann von gewissen Geschäften gewährt werden, die sich der Mühe und Arbeit des wirklichen Büchervertriebes nicht unterziehen, neue Erscheinungen nicht vertreiben, kein großes Lager zur nöthigen Auswahl sich halten und somit mit geringeren Unkosten zu rechnen haben, deren Thätigkeit der oben erwähnte Autor treffend dahin zusammenfaßt: „die ohne Vorschule und oft auch ohne den allernothwendigsten Anflug von literarischer Bildung nichts erstrebten, als den sich von selbst meldenden Bedarf dem berufsmäßigen Sortimentshandel abzufangen und ihm dafür den ebenso schwierigen und mühsamen, wie unter solchen Verhältnissen undankbaren Büchervertrieb ungeschmälert zu überlassen."

Auf solche oben geschilderte Weise hat nun der Sortimentsbuchhandel seine frühere Bedeutung verloren, und wahrlich, wenn er in seiner heutigen zum Theil traurigen Verfassung bleibt, verdient er sie auch nicht mehr. Der Sortimenter fühlt sich eben heute nur dazu da, dem Kunden das gewünschte Buch hinzureichen; und wenn er etwa gefragt wird, was er empfehlen könne, wird er, dem eben jeder Sinn für seinen Beruf fehlt, immer das vorschlagen, woran er am meisten verdient oder was er gern los sein möchte. Es geht leider dem Buchhändler unsrer Zeit der Begriff seiner Stellung als „eines verantwortlichen Mitarbeiters im Reiche des Geistes" völlig ab, und nur wenige werden sich bereit finden, ein Buch nur je nach Werth oder Unwerth zu empfehlen oder gar vom Kaufe abzurathen, eventuell ihn zu verweigeen. Unter diesen Umständen ist es dann allerdings dem Publicum auch nicht zu verdenken, wenn es seinerseits den Buchhändler auch nur als seinen Handlanger betrachtet und ihm die Stellung abspricht, die er als treuer und gewissenhafter Mitarbeiter beanspruchen kann und muß.

Der wahre Buchhändler sollte bei seiner geschäftlichen Thätigkeit nie die idealen Ziele aus dem Auge verlieren und sich stets bewußt bleiben, daß ihm durch seinen Beruf eine hohe und heilige Aufgabe geworden ist, die er getreulich nach besten Kräften erfüllen soll. Ihm ist es anvertraut, die geistigen Erzeugnisse zu verbreiten und dadurch der Menschheit die Resultate wissenschaftlicher Forschung und der dichterischen Schöpfungen zugänglich zu machen. Dazu bedarf es allerdings zuvörderst einer guten Vorbildung und einer reifen Auffassungsgabe. So gewiß demnach einerseits nur diejenigen, die wirklich Neigung zu einem sicherlich vornehmen, aber auch harten und schwer durchzukämpfenden Lebensberuf haben, sich dem Buchhandel zuwenden sollten, so gewiß müßten sie sich andrerseits auch eine gediegene Grundlage allgemeiner Bildung zu erwerben suchen; darauf zu halten und dieselben dabei zu unterstützen, wäre eine schöne Aufgabe für die Lehrherren! Damit würden sie sich ein Gegengewicht schaffen gegen die Zersplitterung, die nur zu leicht durch die Vielseitigkeit des Buchhandels hervorgerufen wird.

Vertritt seener der Sortimenter die Interessen seiner Kunden, der Bücherkäufer, gegenüber der Waare, den Büchern, so kann er sich dadurch einen Einfluß sichern auf die zeitige Literatur, indem er sein Geschäft gegen alle unnützen und unlauteren Erscheinungen abschließt. Zunächst hätte er damit ein Mittel, der überhand nehmenden Ueberproduction, über die mit Recht so viel jetzt geklagt wird, Einhalt zu thun, indem er sich eben nur für der Veröffentlichung werthe Erzeugnisse verwendet und sich nicht etwa durch den Umstand beeinflussen läßt, daß er bei den minderwerthigen, wie dies erklärlicherweise gewöhnlich der Fall ist, mehr verdient. Allerdings bedarf er dazu des Vertrauens seiner Kundschaft auf seine Tüchtigkeit und sein Urtheil. Dann könnten auch die Sortimenter auf die Verleger gewissermaßen zwingend einwirken, bei ihren Veröffentlichungen mehr die wirklichen Bedürfnisse zu berücksichtigen.

So steht denn der Sortimentsbuchhändler mit auf dem Plan des Kampfes der Geister; wenn er auch nicht selber als Gelehrter oder Schriftsteller hervortritt, so nimmt er doch eine nicht zu unterschätzende Stellung ein; sein mehr praktisches Urtheil über die Schöpfungen der Autoren kann und wird alsdann wohl beachtet werden. Ein Sortimenter, der so „in Mischung von praktischer und geistiger Thätigkeit" seinen Beruf auffaßt, wird dann auch die

---

1) So gilt als Arbeitszeit z. B. in Berlin 8 bis 8, in Hamburg ½9 bis 9 mit 2 Stunden Tischzeit; in der ruhigen Zeit, im Sommer etwa 3 bis 4 Monate, verkürzt sich diese Arbeitszeit allerdings um ½ bis 1 Stunde, dafür heißt es dann im Winter, etwa 4 bis 6 Wochen vor Weihnachten, sowie zur Zeit der Abrechnungs- (Ostermeß-) Arbeiten und des Schulanfanges bis 10 oder 11 Uhr, ja nicht gerade selten bis über Mitternacht hinaus aushalten, bei Abkürzung der Tischzeit auf 1 Stunde etwa. An Urlaub, wenn ein solcher überhaupt gewährt wird, gibt es 8 bis 14 Tage im Jahr.

2) Die sich hieraus ergebenden Mißstände werden jetzt bereits von den Buchhändlern selbst erkannt, indem zur Zeit mit aller Macht darauf hingearbeitet wird, den Eintritt in den Buchhandel wieder wie früher von einem Gehulfen-, resp. Lehrlingsexamen abhängig zu machen.

wahre Befriedigung in ihm finden, und mit Stolz darf er die Worte, die J. V. Meyer an W. Hertz, den Verleger, zum 70. Geburtstag richtete, auch auf sich als Sortimenter beziehen: „Ein Buchhändler, der im geistig erfaßten Berufe vielen ein Berather und Helfer sein kann, gehört zu den Mitarbeitern im Reiche des Geistes. Seine Mitempfindung wirkt schöpferisch belebend und erhaltend. Den Dank dafür findet er in der edelsten Freundschaft, welche die Gemeinschaft geistigen Lebens zu bieten hat."

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 15. Juli. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. Tobler las aus einer größeren Arbeit „Über die Legende des hl. Julian in der schönen Literatur" die auf Mira de Amescua und auf G. Flaubert bezüglichen Theile. Das Stück des ersteren „el animal profeta" wurde in eingehender Inhaltsangabe und theilweise in metrischer Uebertragung vorgeführt, seine Abweichungen von der Quellenschrift gekennzeichnet und auf ihre Motive und ihre Wirkung hin gewürdigt. Dem G. Julien Flauberts wurde seine Stellung in der persönlichen Entwicklung des Verfassers und im Verhältniß zu seinen übrigen Werken angewiesen. 2. Die philosophisch-historische Classe hat Hrn. Dr. Konrad Plath in Berlin zu einer Ausgrabung der Königspfalz in Kirchheim im Elsaß 1000 M. und der G. Reimer'schen Buchhandlung hierselbst zur Herausgabe des 15. und 16. Hefts des V. Bandes der Gerhardt's „Etruskischen Spiegel" 360 M. bewilligt. — Hr. Japetus Steenstrup in Kopenhagen, correspondirendes Mitglied der physikalisch-mathematischen Classe, ist am 20. Juni verstorben.

Philosophisch-historische Classe. Sitzung vom 22. Juli. Vorsitzender Secretar: He. Diels. 1. He. Wattenbach las „Über die Quirinalien des Metellus aus Tegernsee." Eine Handschrift des Klosters Admont enthält die Quirinalien des Metellus aus Tegernsee nicht nur aller coercitae als der Druck bei Canisius, sondern auch mit vielen Zusätzen; 5 neue Oden werden daraus mitgetheilt. Manches spricht dafür, daß hier eine neue Bearbeitung im Autograph des Verfassers vorliegt, und daß dazu auch der den anderen Handschriften fehlende 6. Theil über die Uebelthaten der Vögte gehört, welcher bald nach 1159 verfaßt ist, dessen Ende aber leider fehlt. Dieser Theil, aus welchem früher nur Auszüge bekannt waren, wird vollständig mitgetheilt. 2. Hr. Harnack sprach „Über die jüngst entdeckten Sprüche Jesu" (B. P. Grenfell and A. S. Hunt, *ΛΟΓΙΑ ΙΗΣΟΥ*, London 1897). Er suchte zu zeigen, daß sie weder ein Bruchstück eines Evangeliums noch einer Apophthegmata-Sammlung, sondern ein Excerpt aus einem Evangelium sind, das wahrscheinlich mit dem Aegypter-Evangelium identisch ist. Dieses Evangelium und die evangelische Schriftstellerei überhaupt erhalten durch den Papyrus, wenn jene Identification richtig ist, eine sehr willkommene Beleuchtung.

* München. Die Herausgabe der Beilage zur Allgemeinen Zeitung wird Mitte September d. J. Dr. Oskar Bulle übernehmen. Dr. Bulle, seit einigen Jahren in Florenz ansässig, verwaltete dort in Gemeinschaft mit dem Akademiker der Crusca Giuseppe Rigutini das neue große italienisch-deutsche und deutsch-italienische Wörterbuch, das im Verlage von Tauchnitz in Leipzig und Hoepli in Mailand erscheint. Seine früheren Arbeiten galten vornehmlich der literarischen Geschichte Italiens; den Lesern der Beilage wird er durch seinen jüngsten Beitrag, den kritischen Essay über Antonin Fogazzaro (Beil. Nr. 98 u. 99 vom 28. und 29. April 1896) in frischer Erinnerung stehen.

* Heidelberg. Der Pandektist Geh. Roth Prof. Dr. Immanuel Bekker ist von der Berliner Akademie zum correspondirenden Mitglied erwählt worden. — Bei der medicinischen Facultät habilitirte sich als Privatdocent Dr. Ludolf Brauer. — Die Universitätsbibliothek hat durch Kauf vom Dr. Reinhardt, Dragoman des deutschen Consulats in Kairo, eine werthvolle Sammlung von mehreren hundert Stück antiker Papyri in ägyptischer, hebräischer, griechischer und lateinischer Schrift erworben.

* Zürich. An der Polytechnischen Schule ist die Professur für die französische Sprache und Literatur neu zu besetzen. Bewerber um diese Professur sind eingeladen, ihre Anmeldung, begleitet von einem „curriculum vitae" nebst Zeugnissen und Ausweisen über ihre Studien, bisherige Thätigkeit und Leistungen, bis zum 31. August an den Präsidenten des schweizerischen Schulraths, Hrn. H. Wenker in Zürich, einzusenden, der auf Verlangen nähere Auskunft über die Professur ertheilt.

-y- Brüssel, 28. Juli. Internationaler Congreß für Unfallwesen und soziale Versicherung. Zu Fortsetzung des Ueberblicks über die Ergebnisse der beiden heutigen Sitzungen ist zunächst die Stellungnahme der zahlreich erschienenen Franzosen zu den Grundfragen der sozialen Versicherung hervorzuheben. Zweifellos ist diese Stellungnahme heute der Annahme des Prinzips der öffentlich-rechtlichen Versicherung noch etwas ungünstiger, als seinerzeit auf den Congressen von Bern und Mailand. Was in Frankreich an privater Versicherung auf diesem Gebiete, sei es auf Gegenseitigkeit, sei es als Erwerbsunternehmen, vorhanden ist, hat sich hier in Brüssel mit dem festen Entschluß der Bekämpfung der öffentlich-rechtlichen Versicherung zusammengethan und zugleich Anschluß an die gleichen belgischen Interessen gefunden. So steht thatsächlich ein fest geschlossener Ring von Interessenten auf dem Boden prinzipieller Bekämpfung der öffentlich-rechtlichen Versicherung, aber — wie es mit Vorliebe genannt wird — der „l'assurance par l'état". Unter dem Druck, der — wie die heutige Sitzung gezeigt hat — gelegentlich sogar in den Formen des Terrorismus zum Ausdruck kommen kann, sind auch ehedem unabhängig denkende Franzosen, die nicht zu den Interessenten gehören, ängstlich geworden und haben es für richtig gehalten, einer rückläufigen Auffassung Ausdruck zu geben.

Zunächst seien die Interessenten des Privatversicherungswesens aus Frankreich und Belgien aufgeführt, die heute zu Worte kamen. Jouanny, Vicepräsident des Centralcomités der chambres syndicales, segelt ganz und gar unter der Flagge von Yves Guyot. Die Gefahren, welche der Arbeiter bei Uebereinführung der Versicherung in die freie Action der Unternehmer läuft, glaubt er dadurch als nicht bestehend hinstellen zu dürfen, daß die private Action gewissermaßen eine Versicherung auf Ehrenwort darstelle und demgemäß ein Schaden für die Arbeiter aus der Zahlungsunfähigkeit der Unternehmer sich nicht ergeben werde. Zum Schluß betonte er die heutige starke Ausbreitung der Privatversicherung in Frankreich, von der er behauptete, sie erstrecke sich auf 2½ Milliarden Löhne und vertheile jährlich 20 Millionen Francs Entschädigung. (?) Daß der zweifellos starke Aufschwung der französischen Privatversicherung, von der auch ihre starke Vertretung auf dem Congreß Zeugniß ablegt, eine indirecte Wirkung des deutschen Vorgehens ist, hob Jouanny freilich nicht hervor; ein anderer einsichtiger Franzose hat es im Privatgespräch mit dem Schreiber dieser Zeilen bereitwillig anerkannt und namentlich das wichtige Agens hervorgehoben, das darin liege, durch breite Ausgestaltung der Privatversicherung dem siegreichen Vordringen der Idee der öffentlich-rechtlichen Versicherung einen Damm entgegenzustellen. Ungefähr im gleichen Sinne wie Jouanny äußerte sich Malignon, Directeur de la caisse d'assurances mutuelles des Chambres syndicales contre les accidents du travail (Paris).

Eine starke Waffenbrüderschaft fanden die privaten französischen Versicherungsinteressen in dem Eingreifen der belgischen privaten Versicherungspolitik und Versicherungstechnik. Lepreux, Generaldirector der allgemeinen Spar- und Altersversorgungscasse, Adan, Generaldirector der „Royale Belge" und Foucart, Präsident der belgischen Vereinigung von Glasfabrikanten, brachten unter starker Hervorhebung des versicherungsmathematischen Standpunktes der Privatversicherung noch einmal allen vor, was an gruselig machenden Gerüchten über die öffentlich-rechtliche Unfallversicherung aufzutreiben war. Adan insbesondere hob hervor, daß von maßgebender Stelle, nämlich seitens der Mülhauser Unfallversicherungsgesellschaft, die unfallmeldende Wirkung des deutschen Systems anerkannt sei. Es war eine glückliche Fügung, daß Commercienrath Zeyer aus Mülhausen zur Stelle war, der eine amtliche Mittheilung des Vorsitzenden der Textilberufsgenossenschaft in Elsaß-Lothringen verlesen konnte, welche sich in durchaus entgegengesetztem Sinne ausspricht; dadurch ist die von Adan angezogene, von einem vormaligen Beamten der genannten Gesellschaft zum Ausdruck gebrachte Privatmeinung auf ihren Werth, besser gesagt Unwerth, zurückgeführt. Wie eigenthümlich unsre Gegner von unsern Einrichtungen denken, zeigt sich auch darin, daß Adan die Unterstellung wagen durfte, wie deutschen Großindustriellen, die sich mit unserm System zufrieden erklärten, seien eigentlich im Grunde unzufrieden und flüchteten sich nur, dies

auszusprechen, weil sie alsdann von der Verwaltung schlecht behandelt würden! Eine Unterstützung von wissenschaftlicher Seite fanden die Aeußerungen der vorgenannten Belgier bis zu einem gewissen Grade in der Rede von Professor Dejace (Lüttich), der zwar das Princip der Berufsgefahr (risque professionel) annehmen will, aber nur unter der scharf betonten Bedingung, daß das grobe Versehen nicht darunter begriffen werde (davon wird übermorgen noch besonders die Rede sein).

Daß die französischen und belgischen Priontätsinteressen gegen die obligatorische öffentlich-rechtliche Versicherung sich wehren, ist durchaus begreiflich. Niemand wird aber den Darlegungen einer solchen privaten Partei ein irgend erhebliches Gewicht beilegen.

Psychologisch mehr Grund zum Nachdenken gibt die Thatsache, daß — wie oben erwähnt — unter dem Druck dieser Parteitendenzen auch Männer, die außerhalb des engeren Kreises dieser Partei stehen, ihrer ursprünglichen Ueberzeugung von dem Segen der socialen Versicherung nicht ganz treu zu bleiben vermochten. Nur mit Bedauern kann man diesen Vorgang für Rostand, den Präsidenten der Syndicate von Marseille, und vor allem für Cheysson, den trefflichen Pariser Gelehrten auch Socialpolitiker, registriren. Herr Rostand war es auch vorbehalten, als Blutzeugen gegen das deutsche System neben Grilleaberger unsern viel genannten jüngsten Professor der Staatswissenschaften Reinhold ins Feld zu führen. Cheysson konnte man es am Gesichte ablesen, wie seine gegenüber dem von ihm in Mailand eingenommenen Standpunkt abschwächenden Erklärungen ihm schwer von der Seele kamen. Allein offenbar wollten die Franzosen diesmal auch ein Beispiel der Einigkeit geben. Da meldet sich, sofort von der Unruhe seiner Landsleute begrüßt, Tarbouriech, Professor am Collège libre des sciences sociales in Paris, zum Wort. Er hat ein recht brauchbares Buch über „La responsabilité des accidents etc." geschrieben, das im Jahre 1896 in Paris erschienen ist. An der Hand seiner Schrift sucht er nachzuweisen, daß keineswegs, wie es nach den Aeußerungen der hier anwesenden Franzosen scheinen könne, die Zwangsversicherung in Frankreich allgemein verworfen werde, daß vielmehr, namentlich im Parlament wie auch in industriellen Kreisen, eine starke Strömung dafür vorhanden sei. Der Redner kann seine wenigen Sätze kaum beenden, denn der Ring — allen voran Hr. Yves Guyot — beginnt zu schreien und zu toben, um, als wäre man in einem unsrer aerztlichen Parlamente, dem Redner die Fortsetzung seiner Ausführungen zu verleiden. Doch dieser hält muthig aus und gibt damit ein Zeugniß, daß er in seiner schlichten Wahrheit thurmhoch über den Advocatenreden aus dem Interessentenringe steht. Doppelt werthvoll war dieser Zwischenfall deshalb, weil er dazu gedient hat, das Maß der Leidenschaft kennen zu lernen, das in der Gruppe der französischen und belgischen Interessenten gegen die sociale Versicherung angehäuft ist.

Um so erfrischender wirkte die mit feiner Gedankenfolge und doch zugleich auch mit warmem Herzen vorgetragene Rede von Mirisseaux, dem Generaldirector des belgischen Arbeitsamts, zugunsten des belgischen Projects öffentlich-rechtlicher Zwangsversicherung. Auch der diese Rede, welche nur den Ausführungen von Tarbouriech gehalten wurde, machte sich schon einiges Brodeln im Kessel der Privatversicherungsinteressen bemerklich. In zwingender Gedankenfolge resumirte Morisseaux nochmals die in der Entwicklungsgeschichte der deutschen wie der schweizerischen Specialversicherung niedergelegte Erfahrung, daß den Massen ohne Zwang zur Entschädigung nicht zu helfen ist, und daß die Garantie für die Entschädigung nur in der Zwangsversicherung gebeten ist. Im einzelnen spricht sich Morisseaux dabei insbesondere für die Einfügung eines Arbeiterbeitrags aus. Eine werthvolle Unterstützung fand Morisseaux in den Ausführungen von Professor Prins.

Für die deutschen Mitglieder des Congresses war heute in der Hauptsache eine reservirte Rolle in der Richtung geboten, daß es nur allem darauf ankam, Unrichtigkeiten zu berichtigen und der phantastischen Kritik eine nüchterne Antikritik entgegenzusetzen. Wie ersteres durch Frey (Mülhausen) geschehen ist, kam bereits oben zur Sprache. Auf dem Boden der Antikritik, namentlich in der viel genannten Frage der Unfallvermehrung, bewegten sich die Ausführungen von Vogts (Berlin).

In zusammenfassender Weise sprach Böhmert. Seit Bern und Mailand haben die Ideen, die sich den unsrigen nähern, mehr von mehr Eingang gefunden — mit gewissen Modificationen. Mit den beiden Herren der reinen Negation brauche man nicht weiter zu rechten; diese Uhr ist abgelaufen; Chamberlains jüngste Gesetzvorlage ist hiefür charakteristisch. Wenn Yves Guyot sagt: wo bleibt der Arbeiter? so sei zunächst mit v. Mayr hervorzuheben, daß er der Empfänger der gewaltigen Rentenbeträge sei, die bei der öffentlich-rechtlichen Versicherung zur Auszahlung kommen. Aber auch in specieller Weise habe er (Böhmert) beim Austritt aus dem Staatsdienst aus breiten, auch socialdemokratischen Arbeiterkreisen den Ausdruck aufrichtigen Dankes gefunden. Und was die vermeintliche Tyrannei gegenüber den Industriellen anlange, so könne er auch hier auf die ausdrückliche Anerkennung seitens des durchaus unabhängigen Centralverbandes deutscher Industrieller sich berufen. Was den Fall Reinhold anlange, so komme in Betracht, daß dieser, der übrigens seine Versicherungsthätigkeit erst im Herbst begonnen werde, die fraglichen Aeußerungen bei einem Bankett gethan habe, und daß speciell von den Arbeiterversicherungsgesetzen dabei seines Wissens überhaupt nicht die Rede gewesen sei.

Die Behauptung, daß die Aufmerksamkeit der Unternehmer abgeschwächt werde, sei unzutreffend; diese werde durch die Ausgestaltung der Beiträge, selbst wenn man nur den ökonomischen Gesichtspunkt in Betracht ziehen wolle, wach erhalten, während die Arbeiter mit ihren Armen und Beinen dafür hafteten. Wenn man behaupte, die Quelle der Unfälle liege in der Sicherung einer Entschädigung, dann dürfe man für gar kein System einer solchen Entschädigung, sei es mit oder ohne Zwangsversicherung, eintreten.

Weiter wies Böhmert nach, daß Yves Guyot eine Aeußerung von Anna Droz unrichtig citirt hatte, und schloß zur Andeutung einer Verständigung mit Prins, dem Gegner der Einbeziehung des groben Versehens, mit der Bemerkung: die Einbeziehung dieses Versehens im Sinne der deutschen Gesetzgebung liege allerdings im Interesse nicht nur der Arbeiter, sondern der Industrie überhaupt. Wolle man es aber anders versuchen, so sei auch dieser Weg, zumal es sich praktisch nur um etwa 1 Proc. der Fälle handle, gangbar.

* **Brüssel.** Dem Professor an der Universität Architekten Dr. D. Inseph ist die Leitung der Abtheilung Archäologie und Kunstgeschichte des vom belgischen Unterrichtsministerium reformirenden Amts für internationale Bibliographie übertragen worden.

* **Nizza.** Hier starb am 1. August der englische Orientalist Dr. Frank Chance, ursprünglich Arzt und u. a. Uebersetzer von Virchow's Cellularpathologie, in späteren Jahren an der englischen Uebersetzung des Alten Testamentes wesentlich betheiligt.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dritte, unveränderte Auflage von:

Michael, E., S. J.,

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.

Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts. gr. 8°. (XX u. 368 S.) *M.* 5; geb. in Orig.-Einband: Leinwand mit Lederrücken *M.* 6.80; Einbanddecke *M.* 1.20. (12178)

J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf. in Stuttgart.

Aus meinem Leben.

Von (12171)

Alfred Ritter v. Arneth.

Zwei Bände.

Mit zwei Porträts.

Preis geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien

Aus Dur und Moll.

Gedichte

von

Paul Heinze u. Anna Heinze.

Preis geh. M. 3.50; in Leinwand geb. M. 4.50.

Den zahlreichen Verehrern des früheren Herausgebers des „Deutschen Dichterheims" dürften diese Gedichte hochwillkommen sein. (8850)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 4. August. Nummer 172.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zwei neueste Beiträge zur Kunde baulicher Monumente in der Schweiz. Von G. Meyer von Knonau. — Redekunst und Geschichtschreibung im Alterthum. II. Von Hermann Peter. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zwei neueste Beiträge zur Kunde baulicher Monumente in der Schweiz.

Zwar ist auch in der Schweiz noch in neuerer Zeit gegenüber dem Monumentenbestande, in Demolirungen oder nicht minder brutalen Restaurationen, viel gesündigt worden; dagegen hat andrerseits die sachverständige, auf fester historischer Basis fußende Registrirung ebenfalls besten Fortgang gewonnen. Aus der Gründung der Gesellschaft für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler heraus erwuchs die rege Betheiligung der Bundesbehörden an solchen Aufgaben; der Lehrer der Kunstgeschichte an den beiden zürcherischen Hochschulen, Professor Rahn, widmet, jetzt auch durch jüngere Kräfte vortrefflich unterstützt, seit Jahren seine Thätigkeit der umfassenden Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler, und viele größere Territorien dürfen jetzt die schweizerischen Cantone Schaffhausen, Solothurn, Tessin, Thurgau um diese ausgezeichnet sorgfältig und reich illustrirten Buchungen der Denkmäler beneiden. Doch daneben ist überall reger Fleiß vorhanden, und hier ist der Platz, weitere Kreise auf zwei Publicationen hinzuweisen, die zwei unter einander befreundete Arbeiter auf historischem Felde 1896 und 1897 gebracht haben.

Nicht wegen großen Umfanges oder glänzender Ausstattung, sondern um ihres Namens und ihrer geschichtlichen Beziehungen willen zieht immer wieder die Stammburg des 1273 erwählten deutschen Königs die Aufmerksamkeit auf sich. Der Rechtshistoriker Dr. jur. Walther Merz in Aarau schrieb: „Die Habsburg, Studie im Auftrag der h. Baudirection des Cantons Aargau verfaßt“ (Aarau und Leipzig, Emil Wirz, 1896).

Die reichen Illustrationen der in so großer Fülle am Ende des Mittelalters und im 16. Jahrhundert entstandenen schweizerischen Chroniken, Beigaben erst zu handschriftlichen, dann zu gedruckten Werken, sind, abgesehen von ihrem mehr oder minder ansehnlichen künstlerischen Werthe, von hoher Wichtigkeit als Quellen, oft nicht so sehr zur thatsächlichen Feststellung der dargestellten Begebenheiten, denn als culturhistorische gleichzeitige Urkunden, für das Leben der Zeit nach allen Richtungen, Trachten, Waffen, Erscheinungen jeglicher Art. So hat der Assistent am schweizerischen Landesmuseum, Dr. phil. Joseph Zemp aus Luzern, in seiner zuerst der I. Section der philosophischen Facultät in Zürich als Dissertation vorgelegten Arbeit: „Die schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellungen“ (Zürich, Commissionsverl. Schultheß, 1897) diese Fragen, die schon längst einer Behandlung würdig waren, an das Licht gezogen, mit Beifügung von 133 nach Originalen erstellter bildlicher Reproductionen.

Die erstgenannte Schrift erwuchs aus dem 1895 vom Regierungsrath des Cantons Aargau ertheilten Auftrage, die Frage einer Restauration der Habsburg zu prüfen. Der Verfasser suchte infolge dessen das Material zur Geschichte der Burg möglichst vollständig zu sammeln, dann aus den älteren und neueren Ansichten der Habsburg die Kenntniß des Baues zu gewinnen, einen Ueberblick der baugeschichtlichen Entwicklung zu geben. Die Schrift ist sehr reich ausgestaltet, mit 31 Abbildungen im Text und 23 Tafeln, welche Siegelbilder, dann Ansichten der Habsburg, von dem kleinen Bildchen auf der ältesten Schweizer Landkarte des Türst, 1495 bis 1497, von den Prospecten bei Stumpff, Sebastian Münster u. s. f. bis auf die Gegenwart, endlich von Dr. Rob. Durrer gemachte Einzelaufnahmen jetziger Bautheile enthalten; am Schluß ist ein Plan der Burg beigelegt.

In dem ersten historischen Theile geht Merz von der jetzt wohl allgemein festgehaltenen Annahme aus, daß das, als freies Sondergut, „im Eigen“ genannte Herrschaftsgebiet im Aargau, das die Habsburg in sich schließt, erst nachträglich, wohl durch Heirath, in den Besitz jenes Geschlechtes gekommen sei, dessen Geschichte, wo sie heller wird, in die des Hauses Habsburg einmündet, und er versteht es sehr wahrscheinlich zu machen, wie die Burg dem Bischof Wernher von Straßburg, Guntrams des Reichen Enkel, ihren Ursprung verdanke. Er setzt ihn in Zusammenhang mit Wernhers die Frage der Erwerbung Burgunds berührenden eifrigen Dienstleistungen für Kaiser Heinrich II., da es galt, zumal auch das eigene Gebiet gegen fremde Angriffe zu schützen. Der alte Thurm stammt noch von dieser etwa 1020 geschaffenen Anlage, die dem Geschlechte den Namen gab. Allerdings fehlen dann durch zwei Jahrhunderte alle Nachrichten über die Burg; aber es ist anzunehmen, daß zeitweilig einzelne Angehörige, vielleicht gerade der älteste Sproß des Geschlechtes, darauf saßen, und ebenso ist jedenfalls schon früh zur Verstärkung der Stellung im Aarethal das Vertheidigungssystem durch die Burgen Wildegg und Brunegg ergänzt worden, die in Form eines Dreiecks der nördlicher liegenden Habsburg gegenüberstehen und habsburgischen Vasallen anvertraut waren. Bei der Theilung des Geschlechtes im 13. Jahrhundert fiel die Habsburg dem Haupte der älteren Linie, dem Vater des nachherigen Königs Rudolf, zu; aber schon damals war die Burg nicht mehr Sitz des Geschlechtes und wohl nur noch selten von einem Gliede desselben besucht, sondern wahrscheinlich Dienstleuten als Lehen hingegeben, was auch zur Folge hatte, daß die Burg im habsburgisch-österreichischen Urbar, weil nichts abwerfend, gar nicht erwähnt wird. Urkunden des 14. Jahrhunderts lassen erkennen, daß zwei Ministerialenfamilien, von denen die eine ihr Lehen wieder theilte, im Besitze der beiden Burghälften standen. Doch kam dann die ganze Burg an die Ritter von Wolen, die Inhaber des vorderen Theils; denn die Truchsessen von Habsburg und Wildegg vermochten sich auf ihrer hinteren Hälfte, dem Thurme, nicht zu halten. Aber in die Zeit

des Alleinbesitzes des ganzen Burglehens durch die Ritter von Wolen fiel 1415 die Eroberung des Aargaus durch Bern und damit die Huldigung auch des Ritters Henman zugunsten der siegreichen Stadt. Dann kam noch das den Wolen verschwägerte Haus von Griffensee in den Besitz der Burg, bis endlich — wie, ist nicht bekannt — Bern selbst als Herr unmittelbar erscheint. Doch ging nachher die Burg an das Kloster Königsfelden über, so daß die Königsfelder Urkunden und Jahresrechnungen des Aargauer Staatsarchivs eine — vor dem Buche von Merz niemals ausgebeutete — reiche Quelle zue späteren Baugeschichte der Habsburg ausmachen. Die Burg blieb nämlich auch nach der Säcularisation der Habsburger Stiftung in der Aufsicht des von Bern zur Verwaltung des Oberamts Königsfelden je auf sechs Jahre bestellten Hofmeisters, der auf der Habsbueg einen Wächter hielt, wenn nicht der Bau zeitweise gänzlich unbewohnt war. Jedenfalls wurde, besonders gegen das Ende der Berner Herrschaft, nur noch das allernothwendigste für die Erhaltung geleistet. Seit 1804 gehört Königsfelden mit allen seinen Gütern, also auch mit der Habsburg, dem Fiscus des Cantons Aargau, in dessen Besitz sie geblieben ist, da alle Kaufofferten durchaus abgewiesen wurden; denn schon 1832 wurden solche Anfragen begonnen, zwar ausschließlich von privatee Seite, wenn auch mehrfach mit der Absicht, die Burg Persönlichkeiten des österreichischen Kaiserhauses zum Geschenk zu machen, so 1881 und 1888. Von 1858 an wurden Begutachtungen der Frage einer würdigeren Instandhaltung oder geradezu einer Restauration an die Hand genommen, eben jenee Angelegenheit, die den Anstoß zur Abfassung der vorliegenden Schrift gegeben hat.

An diesen durch Stammtafeln der Habsburger, der verschiedenen mit der Burg belehnten Ministerialenfamilien und durch die schon erwähnten Siegelbilder erläuterten historischen Theil schließen sich die kritische Eeörterung über die durch nahezu ein halbes Jahrtausend hin reichenden Ansichten der Burg und weiter die hierauf sich stutzende Geschichte des Baues. Unter den Ansichten kann Merz erst das 1634 durch den Aarauer Maler Hans Ulrich Fisch,[1]) in dessen Wappenbuch — auf der Luzerner Bürgerbibliothek — niedergelegte Bild als das erste dee Wirklichkeit entsprechende anerkennen, und er weist insbesondeee — gegen Luschin v. Ebengreuth: „Die ältesten Ansichten der Habsbueg", in den Mittheilungen der Wiener Centralcommission, Band VI, 1880 — entschieden zurück, daß der dem Jahre 1563 entstammenden Ansicht im Grazer Codex irgend ein größerer Werth zuzumessen sei. In der Würdigung des Baues hat sich der Verfasser ganz vorzüglich mit den Ausführungen des besten, wenn auch, wie vielfach in seinen Arbeiten, allzu kühn sich ergehenden Forschers über die Habsburg, Krieg v. Hochfelden, in Band XI der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, auseinanderzusetzen. Nach den sorgsamen, wohl erwogenen Darlegungen gehört allein der Bereefrit, der eine Zeit lang einzig dageftanden haben mag, ein Wohnthurm, der Mittelpunkt des späteren hinteren Burglehens, der ursprünglichen Anlage an; an diesen Thurm schloß sich mit der steigenden Bedeutung der Burg für das Herrschergeschlecht ein Palas. Aber auch auf der östlich gegenüberliegenden Terrasse erhob sich ein Thurm runder Anlage, als Centrum des späteren voederen, Wulpelsberg genannten Burglehens, und zwischen beiden Thürmen wurde dann der Raum überbaut, unter anderem mit einer Capelle, während eine Ringmauer, am Berghange hin, das Ganze umschloß. Allein in der Zeit der getheilten Burglehen erwies sich die ökonomische Zerrüttung der Inhaber des hinteren, älteren Thurmes mit Anbau, der Truchsessen, jedenfalls auch in der baulichen Verwahrlosung ihres Burgantheils, und ebenso that das Klostee Königsfelden nichts größeres für die Erhaltung der Schöpfung Bischof Wernhers. Bei der Uebernahme durch Bern folgte ein Umbau der hinteren Burg, während der vordere Theil allmählich dem Zerfall preisgegeben wurde, bis dann dessen letzte Ueberreste erst im 19. Jahrhunderl zur Beseitigung kamen. Die Herstellung des hinteren an den alten Bereefrit sich anlehnenden Baues geschah 1559 und wieder 1628; aus dem erstgenannten Jahr stammt das jetzige Wohnhaus mit seinen spätgothischen Holzdecken, und vielleicht wurde damals — möglicherweise auch erst im 17. Jahrhundert — der kleineee östlich vom Bereefrit stehende Thurm errichtet, der wahrscheinlich zur Anbringung von Kornschütten diente. Das Malerial zu den Bauten lieferten die abgetragenen Reste der vorderen Burg. Das Bild Frischs von 1634 entspricht schon im wesentlichen dem gegenwärtigen Bauzustande: einzig war damals der Bereefrit noch höher als jetzt und mit einem Spitzdach überdeckt, die Capelle östlich vom Wohnhaus noch aufrecht und auf der Nordseite der Hochfläche am Rande die Ringmauer sichtbar.

Es ist sehr erwünscht, daß eine in neuester Zeit erschienene Schrift, die ganz unverdienterma̧ßen eine zweite Auflage erlebte, J. Langls: „Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung" (Wien, 1895), nach dem Urtheil, das Merz S. 7 u. 20 einläßlich belegt, eine zumeist, in Text und Illustration, nur compilirte und vielfach einfach aus nicht citirten Vorlagen abgeschriebene, auch im übrigen fast durchaus werthlose Arbeit, durch diese ausgezeichnet sorgfältige, einzig auf den ersten Quellen ruhende Schrift ersetzt worden ist. —

Die splendid ausgestattete, wie schon gesagt, reich illustrirte Publication Dr. Zemps[2]) gehört in die Reihe der durch die „Stiftung von Schnyder v. Wartensee" edirten Werke. Der 1868 verstorbene phantasievolle, liebenswürdige Tondichter Xaver Schnyder v. Wartensee aus Luzern, hat durch seine an die Zürchee Stadtbibliothek angeknüpfte Stiftung die Veröffentlichung wissenschaftlicher, poetischer, künstlerischer Werke verschiedenster Gattung — von den Wissenschaften ist bloß die Theologie nach ihrer dogmatischen Seite ausgeschlossen — ermöglicht, und es ist schon eine Reihe bedeutender Arbeiten seit 1888, wo mit der Drucklegung der „Lebenserinnerungen von Xaver Schnyder v. Wartensee" selbst der Anfang gemacht wurde, auf diesem Wege herausgegeben worden.

Das Buch gliedert sich, wie schon der Titel zeigt, in zwei Hauptabschnitte. Der erste führt die schweizerischen Bilderchroniken vor, die dem Verfasser das Material zu seinee Arbeit lieferten, und der zweite sucht die Architekturdarstellungen, die sich darin finden, im einzelnen zu sammeln, zu beurtheilen, die daraus zu gewinnenden Aufschlüsse zu formuliren.

Als eine Art Vorschule der illustrirten Schweizerchroniken sieht Zemp die seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts in Suddeutschtand häufig copirte, mit Bildern gezieete Weltchronik des Rudolf von Ems an; er zieht sie in drei schweizerischen Exemplaren dee St. Galler Stadtbibliothek, der Zürcher Cantonsbibliothek, des Berliner Kupferstichcabinets (die sogenannte Toggenburger Bibel von 1411) heran. Zwar stellen diese Illustrationen alttestamentarische Vorgange dar; doch sind diese ganz in das Gewand der eigenen Zeit gekleidet. Auf niedrigerer Stufe steht die 1426 von einem Luzerner Maler Johannes zum Bach verfertigte Weltchronik.

[1]) Ueber die Künstlerfamilie Fisch ließ Dr. Merz 1894 die kleine Schrift: „Hans Ulrich Fisch, ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Aargaus" (Aarau) erscheinen.

[2]) Eine frühere Veröffentlichung: „Wallfahrtskirchen im Canton Luzern" diente 1895 als Festgabe bei der Feier des fünfzigjährigen Bestandes des historischen Vereins der fünf Orte in Luzern.

Aber erst als Bern kräftig in die Theilnahme an der Chronikillustration eintrat, begann die Entwicklung dieser Thätigkeit aufzublühen.

Als erstes Stück steht da die auf der Zürcher Stadtbibliothek liegende, in ihrem Text allerdings nicht selbständige Tschachtlan-Dittlinger'sche Chronik, die aber als eine private Arbeit der beiden zum Werk sich vereinigenden Männer in ihrer äußeren Erscheinung noch einfacher sich darstellt; die Bilder sind in anspruchsloser Weise in der leichten raschen Technik der colorirten Federzeichnung ausgeführt. Höher stehen die drei Bände der amtlichen Berner Chronik des Diebold Schilling, von denen die beiden ersten Tschachtlan-Dittlinger im Text entsprechen, während der dritte das große Ereigniß des Burgunderkrieges behandelt. Außerdem ist der sogenannte Spiezer Schilling, im privaten Auftrag für den Herrn v. Erlach auf Spiez angefertigt, eine illustrirte Copie der Justinger'schen Berner Chronik mit den 343 Illustrationen, kräftig colorirten markigen Federzeichnungen, nach Wahl der Gegenstände und nach Gestaltung und Composition der Bilder besonders eindrucksvoll. Freilich noch prunkvoller erweist sich die Ausstattung jenes 1484 vollendeten dritten Bandes der schon erwähnten amtlichen Chronik, der mit seinen 277 historischen Illustrationen die reifste Leistung der schweizerischen Chronikillustration des 15. Jahrhunderts ausmacht. Viel kunstloser sind die Bilder der Zürcher Chronik des Gerold Edlibach, deren Text den alten Zürichkrieg zum Hauptgegenstand hat; von Wichtigkeit ist hier, daß die Identität von Schreiber und Illustrator feststeht. Andrerseits zeichnet sich die Luzerner Chronik des Diebold Schilling aus den Jahren 1511—1513 — der Verfasser ist Neffe des gleichnamigen Berners gewesen — dadurch aus, daß ihre Bilder sämmtlich mit Deckfarben gemalt sind; zwei Hände, eine ältere spätgothisch geschulte, eine jüngere keck naturalistisch schaffende, theilten sich in die künstlerische Arbeit. Auch der gewandte Zeichner der anspruchsloseren Bilder in der eidgenössischen Chronik des Bremgartners Schodoler ist ein solcher derber Naturalist gewesen.

Allein inzwischen waren seit 1500 neben diesen illustrirten Handschriften die ersten schweizergeschichtlichen Illustrationen in Holzschnitt und Kupferstich hinzugekommen. Nach den ältesten Proben hievon, dem Blockbuch der Einsiedler Meinradslegende, kommt der große Holzschnitt der Schlacht bei Dornach 1499, geradezu ein Blatt von historischem Quellenwerth, als dessen Urheber Zemp den Basler Maler Rudolf Herrin hinstellen zu können glaubt. Daran schließen sich 1500 als erstes gedrucktes Buch schweizerischer Geschichte die Reimchronik des Schwabenkriegs des Luzerner Rathssubstituten Schradin und 1507, ein Basler Druck, des Luzerner Gerichtsschreibers Petermann Etterlin eidgenössische Chronik. Auch hier ist eine rasche Entwicklung einer freien naturalistisch schaffenden Kunstrichtung ersichtlich, die von Stufe zu Stufe vorschreitet und in den zwei letzten Holzschnitten bei Etterlin — hier ist auf S. 93 daraus Tells Apfelschuß reproducirt — zu überraschender Reife gediehen ist. Mit der Mitte des 16. Jahrhunderts tritt danach die historische Triebkraft der Illustration der Handschriften immer stärker zurück. Dagegen bringt jetzt Stumpfs eidgenössische Chronik in ihren nahezu 2000 Bildern die Leistung der Druckwerke auf den Gipfel; denn der Drucker, Froschauer, schrieb selbst 1545, er habe „den besten Maler, der jetzt ist", für diese Arbeit bei sich im Hause. Dieser und den anderen großen buchhändlerischen Leistungen — Wurstisens Basler Chronik von 1580 steht als letzte genannt — gingen ferner graphische Einzelblätter noch zur Seite, des Rudolf Manuel Deutsch Holzschnitt der Sempacher Schlacht von 1551, die Arbeiten des Zürchers Christoph Murer, des Solothurner Kupferradirers Sickinger, bis auf Martin Martini's Kupferstichwerk der Murtenschlacht, das aber wahrscheinlich, nach der vollen Uebereinstimmung mit dem geschichtlichen Sachverhalt zu schließen, auf ein kurz nach dem Vorgang entstandenes Originalbild zurückgeht.

Dieser erste Abschnitt der Zemp'schen Arbeit, eine Studie, die ebenso sehr nach Hinsicht der Kritik historischer Quellen als nach der einer kunstgeschichtlich und technisch eindringlichen Prüfung des beigebrachten Materials vielfach ganz neue Aufschlüsse bringt, ist schon durch eine Reihe von Bilderproben nach den Originalien belebt. Sie reichen von der naiven Darstellung des Auszugs Jakobs und seiner Söhne nach Aegypten aus Rudolf von Ems und der sogenannten Toggenburger Bibel bis auf die späten Leistungen des 16. Jahrhunderts. Der Berner Schilling ist am reichsten vertreten, so der Illustrator der beiden ersten Bände durch Papst Martins V. Einzug in Bern, dann der dritte Band durch das Festmahl Friedrichs III. bei Herzog Karl dem Kühnen und die auch für das Landschaftliche wichtige Belagerung von Héricourt. Die hohe Lebendigkeit der Illustrationen des Spiezer Schilling beweisen ein Tanz von Kriegern im Lager vor einer zu bedrängenden Burg, das wilde Kampfgewühl der Schlacht bei Laupen oder das Innere einer Münzwerkstätte. Aber nicht weniger läßt sich die Verschiedenheit des Schmucks der Chronik des Luzerner Schilling erkennen. Die ältere Hand A ist vertreten im Bilde der Degradation der Berner Dominicanermönche, die den einfältigen Laienbruder Hans Jetzer bethört hatten, und in dem großen Blatt, das die Schlacht bei Murten darstellt, ebenso in der vortrefflichen ein Stück aus Zürich als Umrahmung bietenden Darstellung der Verhandlung von Söldnern mit kaiserlichen Räthen; die Hand B verräth sich unverkennbar in der Vorführung des gottlosen Schabernacks, den jene Mönche mit Jetzer in dessen Zelle getrieben hatten.

Die zweite Abtheilung des Werkes geht nun den in den Chroniken enthaltenen Architekturdarstellungen nach. Einerseits will der Verfasser feststellen, welche dieser Bilder Bauten nach der Wirklichkeit wiedergeben, und diese Aufgabe sullt das höchst gewissenhaft ausgeführte Capitel: „Verzeichniß und Kritik der authentischen Architekturbilder in den schweizerischen Chroniken", das auf 63 Seiten unter etwas zu hundert alphabetisch geordneten Rubriken für alle in Betracht fallenden Oertlichkeiten, Städte, Klöster, Burgen ꝛc., und zwar unter Ausdehnung der Aufzählung auch auf andere Quellen — bis auf das abschließende monumentale Werk des 17. Jahrhunderts, Matthäus Merians Topographie hinunter — sämmtliche Abbildungen aufzählt und nach dem Grade der Zuverlässigkeit beurtheilt. Diesem Abschnitt sind 18 Illustrationen eingefügt, darunter zwei große Reproductionen aus dem Luzerner Schilling: Versammlung vor dem Luzerner Rathshause und Tagsatzung zu Stans 1481 mit Ansicht des Dorfplatzes und dem einzigen Zeugniß für das Aussehen der alten Kirche, ferner mehrere Bilder aus Edlibach und aus dessen Copie, so für Baden, Zürich und dreimal, mit historischen Scenen, für das Zürcher Rathshaus.

Aber am meisten wird anderntheils das allgemeine Interesse erwecken, was Zemp aus seinen Forschungen zur Beurtheilung der Architekturdarstellungen überhaupt und hernach zur Charakteristik dee schweizerischen Baugewohnheiten im 15. und 16. Jahrhundert beibringt.

Nach einer Unterscheidung von zweierlei Art, erstlich der Abbildungen bestimmter Bauten und der Zeichnungen aus freier Phantasie, zweitens der selbständigen Bilder und der Darstellungen ohne eigene Bedeutung — in Heiligenattributen oder in Hintergründen von Gemälden und Illustrationen, theils wirklicher Art, theils aus der Phantasie

— wird nochmals das ganze dem literarischen Theile des Buches enthobene Material gemustert, nach der Entwicklung der Darstellungsform bis zur vollendeten malerischen oder geometrischen Darstellungsart des 16. und 17. Jahrhunderts. Unter den hier beigegebenen Bildern zeigen beispielsweise zwei Siegel den wesentlichen Gegensatz zwischen typischer Stilisirung — Abbildung des unteren Thores in Chur — und weit gehend treuer Uebereinstimmung mit der Natur, bei Notre Dame auf Valeria bei Sitten; dagegen führt die Gegenüberstellung der Stadtbilder des Rheinstädtchens Eglisau, bei Stumpf und Merian, dort die abbrevirende, nach dem Bedürfniß der malerischen Vedute frei schaltende Art des 16., hier die genau zuverlässige, nach geometrischer Grundlage arbeitende Manier des 17. Jahrhunderts vor.

Die große Fruchtbarkeit einer derartigen völligen Sammlung und Sichtung dieses Quellenmaterials erhellt aber ganz besonders aus der Uebersicht der baulichen Gewohnheiten, wie sie durch die Chronikenillustrationen möglich gemacht wird, und zwar liegt da, so bemerkenswerth die Abschnitte über kirchliche und über Civilarchitektur sind, — eine Nachlese verbreitet sich noch über Einzelheiten, wie Brücken, Brunnen, Schiffe oder Schießplätze, Spielstätten, die Gerichtslocalitäten u. s. w. — das Hauptgewicht auf der Militärarchitektur, wie ganz begreiflich. Denn weit die größte Zahl der Chronikenbilder hat es ja mit Schlachten, Belagerungen, mit Kämpfen jeglicher Art zu thun, und überall steht die Kriegsbaukunst in erster Linie. Mit großem Fleiß und Geschick sind nun hier charakteristische Einzelbilder aus den Illustrationen ausgewählt, mit einander in Beziehung gebracht und erklärt. So zeigt S. 294 sechserlei verschiedenartige Typen von Burgen. Die Thoranlagen, mit Zwinger, Fallgatter, Zugbrücken, Barrieren, hölzernen und steinernen Bollwerken, kommen in elf Bildern zur Anschauung, worunter zweimal — aus Edlibach und Copie — das alte Rennwegthor in Zürich. Aus den Kriegslagern sind Geschützlager, Schanzkörbe und Blenddächer, überhaupt Deckungen der Belagerer, dann Zelte, Wurfmaschinen, andere Apparate dargestellt. Auf dem flachen Lande kamen Letzen, Dorfsicherungen verschiedener Art, die mannichfaltigsten Hecken, deren Ersteigung oder Nichterringung leicht in den Gefechten den Ausschlag gab, zu wichtiger Geltung.

Eine eingehende Inhaltsübersicht und ein alphabetisches Namenregister erleichtern in hohem Grade den Ueberblick des reichen Inhaltes.

Zemp sagt im Vorwort, Inhalt und Form dieser reichen Bilderwelt vermöge in dem, der sich in diese anspruchslosen Bilder vertiefe, eine eigenthümliche Bestimmtheit historischen Gefühles, eine gewisse Congenialität des Empfindens wachzurufen. Das ist in vollem Grade bei dem dankbaren Leser erwahrt, dem hier der zugleich gelehrte und kunstverständige Verfasser die köstlichen Proben seines Fleißes darbietet.

Zürich. G. Meyer von Knonau.

Redekunst und Geschichtschreibung im Alterthum.

Von Hermann Peter.

II.

Es ist auch im Alterthum die Ansicht aufgestellt worden, daß die Geschichtschreibung der Poesie verwandt sei, obgleich nicht in dem hohen Sinne, von dem aus W. v. Humboldt, Ranke, Löbell verlangten, daß der Geschichtschreiber ein Stück Dichter sein müsse, um sich mit seiner Phantasie in den Geist der von ihm dargestellten Periode und der handelnden Persönlichkeiten zu versetzen und so die Lücken in der Ueberlieferung zu ergänzen: schließlich wurde bei der Vermischung der Aufgaben der Poesie und der Rhetorik die Entscheidung über jenes Verhältniß gleichgültig, und wenn die Rhetorik in das Gebiet der Poesie hinübergriff, so war die Geschichtschreibung ebenfalls dazu berechtigt oder sogar verpflichtet, mochte sie sich für der Rhetorik zugehörig oder für die Inhaberin eines Nachbargebietes der Poesie ansehen. Als daher die Rhetorik gleich der Poesie zu malen anfing und sogar um das Jahr 160 n. Chr. in der Darstellung von erfundenen Gemälden eine besondere Literaturgattung schuf, warf sich auch die Geschichte auf diese Seite und bewegte sich in ihr mit Vorliebe, zugleich um für das Schmuckstück der Rede einen Ersatz zu gewinnen, deren Wirkung sich trotz aller nur denkbaren Neuerungen stark abgenutzt hatte. Plutarch vermeidet die Ausarbeitung der Rhetorik, aber auch er rühmt als den besten Historiker denjenigen, dessen Erzählung wie ein Bild Gemüthserregungen und Persönlichkeiten zur Anschauung bringe. Der Strom der Geschichte, so schon vielfach durch die Willkür bei der Bevorzugung einzelner Ereignisse unterbrochen, wird nun kunstvoll von Zeit zu Zeit abgedämmt und nicht in seiner Bewegung gezeigt, sondern gewissermaßen in einer Reihe von Wasserspiegeln, die nur durch dünne, oft versteckte Rinnsale mit einander zusammenhängen. Der Meister in dieser Situationsmalerei ist Tacitus, dessen wirkungsvolle Bilder sich der Empfindung und so dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen; aber die Verbindungsglieder haben wir darüber oft eingebüßt, gerade dann, wenn seine Kunst am glänzendsten leuchtet. Als Germanicus z. B. seinen zweiten Zug in das Innere Deutschlands unternimmt, sehen wir ihn eben noch in dem Mündungsgebiet der Ems, und unmittelbar darauf läßt Tacitus die Weser zwischen den beiden feindlichen Heeren dahinrauschen und an ihren Ufern den Arminius sich mit seinem römisch gesinnten Bruder unterreden. Welche künstlerische Gestaltungskraft eine solche Zusammenfassung zu einzelnen Scenen erfordert, lehrt die stümperhafte Nachahmung des Herodian; indeß, mögen wir die Meisterschaft eines Tacitus noch so sehr bewundern, die Ueberlieferung ist dadurch empfindlich geschädigt worden, und nicht überall gelingt es der Forschung, jene Verbindung und damit einen gleichmäßigen Fluß der Ereignisse wieder herzustellen.

Aber noch eine größere Gefahr hat die Verwischung der Grenzen zwischen der Geschichtschreibung und der Rhetorik über die erstere gebracht. Der Rhetor stand seinem Stoffe kalt gegenüber; er sah in ihm nur ein Piedestal für den eigenen Ruhm, und obwohl er ihm mit seiner Kunst alle möglichen Seiten abzugewinnen und ihn in seiner Weise zu beherrschen versuchte und wußte, seine Empfindung war eine erkünstelte und unwahre. Wie daher die in ein ähnliches Verhältniß zu der Rhetorik gerückte römische Poesie z. B. des Lucan gerade dann, wenn sie glaubt, alle Mittel ihrer Kunst aufbieten zu müssen, doch über rhetorische Declamationen nicht hinauskommt — schon Horaz glaubt, dem Dichter den Rath ertheilen zu müssen, daß er selbst erst Schmerz empfinden müsse, wenn er dem Leser Thränen entlocken wolle —, so dachte der rhetorische Historiker nicht daran, sich für seinen Stoff innerlich zu erwärmen, und da es ihm an Aufrichtigkeit des Gefühls fehlte, so konnte er auch nicht bei anderen jenen Enthusiasmus für die Geschichte erwecken, der nach Goethe das beste ist, was wir von der Geschichte haben, jedenfalls nicht den der gesammten Lebensführung ihre Richtung anweisenden. Ferner: Isokrates und seine unmittelbaren Schüler erkennen noch die Gebundenheit der Geschichtschreibung an den Stoff namentlich gegenüber der freieren Bewegung der Prunkrede an. Aber schon dem samischen Geschichtschreiber Duris (geboren kurz vor dem Tode des Isokrates) ist die Tragödie das Vorbild gewesen; wenn die Ueberlieferung

keine ergreifenden Momente bot, erfand er sie gleich dem Tragiker, und Plutarch wirft ihm vor, gewohnheitsmäßig aus lauter Lust an der Lüge von der Wahrheit abzuweichen. Das tragische Pathos des zwei Menschenalter jüngeren Phylarch klingt uns noch aus den von ihm abgeleiteten Werken entgegen, und bitter eifert Polybios gegen seine „weibische, thränenfeuchte Rührseligkeit“. Mag diese immerhin von den späteren Griechen und den Römern anders beurtheilt worden sein, als von uns in dem letzten halben Jahrhundert: scharfsinnig durchschaut der nüchterne Verstandesmensch, wie durch sie das Denken eingeschläfert werde und wie leicht sich durch sie der Historiker verführen lassen könne, von dieser Erfahrung Gebrauch zu machen und dem Leser Undenkbares zuzumuthen. Jahrzehnte hindurch hat man die aus Goethe's Gedicht an den Mond hervorströmende Wehmuth in weihevoller Stimmung aufgenommen, bis die Goethephilologen jetzt die Unklarheit des logischen Zusammenhanges aufgestochen haben, über den sie sich noch nicht haben einigen können.

Uebertreiben liegt in der menschlichen Natur begründet und kann von dem Einzelnen nur durch stete Aufmerksamkeit bis zu einem gewissen Grade beschränkt werden — man passe nur auf sich auf, in welcher Verbindung einzelne Worte, wie furchtbar oder schrecklich, ohne alle komische Wirkung, uns geläufig sind —: von den Alten wurde es für die Rede als erstes Gesetz gefordert und von da unbedenklich in die Geschichtschreibung übernommen. Um eine Vorstellung von der Größe eines Heeres zu geben, läßt man von seinem Lärm Vögel aus der Luft herunterfallen, und von einer mörderischen Schlacht fließen die Flüsse roth vom Blut der Gefallenen; oder es nennen die beiden Annalisten Claudius Quadrigarius und Valerius Antias Summen von Todten, die unzweifelhaft die Zahl der gesammten damaligen Bevölkerung der besiegten Stadt oder Landschaft weit hinter sich lassen, gleich Zehntausende in der ältesten römischen Geschichte: die unbeholfenen Schüler der Rhetorik wollten die Leser mit dem Umrechnen der historischen Zahl in die Verhältnisse der Gegenwart verschonen und besorgten dies gleich selbst; auf ihr an Blutvergießen gewöhntes Geschlecht aber machten eben nur sehr hohe Ziffern noch Eindruck, und der Erregung der Empfindung halber kein Mittel zu scheuen und namentlich mit den Zahlen beliebig zu schalten, hatten sie ja gelernt. Ein griechischer Schmeichler des Kaisers Lucius Verus hatte gar in der Schlacht am Europos 370,206 Parther hinschlachten lassen, während die Römer nur zwei Mann eingebüßt hätten. Auch der durch die Häufung der in ihm steckenden Geschosse aufrecht gehaltene Marathonkämpfer Kynägirus gehört hieher.

Sogar den Gang der Ereignisse veränderten die Rhetoren willkürlich, um sie zu größerer Wirkung zuzuspitzen. Es wurde ihnen allgemein das Zugeständniß der „Lüge“ für diesen Zweck gemacht, und zahlreiche Verdrehungen und Unwahrheiten der Schule haben den Weg in die Ueberlieferung gefunden und bis in die neueste Zeit hinein in ihr behauptet, z. B. der Selbstmord der Porcia, die angeblich nach dem Tode des Brutus glühende Kohlen verschluckt haben soll, um die Republik nicht zu überleben, während sie eines natürlichen Todes an einer Krankheit gestorben ist und noch vor ihrem Gemahl. Cicero stellt an Lucceius, als er ihn bereden will, seine Geschichte zu schreiben, Zumuthungen, die uns ehrenrührig erscheinen und auf seinen Charakter dunkle Flecken werfen würden, wenn wir nicht die Anschauungen der Zeit in Rechnung zögen. Kurz, schon dem jüngeren Seneca ist das „Lügen“ der Historiker zum Sprichwort geworden, wobei wir allerdings bedenken müssen, daß im Alterthum nur einzelne bevorzugte Köpfe, nicht einmal Aristoteles, den gewaltigen Unterschied zwischen der auf Täuschung anderer berechneten Lüge, der poetischen Fiction und dem unbewußten Irrthum scharf erfaßt haben, das Volksbewußtsein sie immer durch einander gemengt hat. Selbst die Scheidung, welche die Technik zwischen den aus der Geschichte, Mythologie und Dichtung entlehnten oder zwischen wahren, wahrscheinlichen und möglichen Beispielen durch besondere Ausdrücke einzuführen gesucht hat, ist nicht durchgedrungen; der Sprachgebrauch verstand unter Historia überhaupt Erzählung ohne Betonung des geschichtlich Ueberlieferten, und so konnte dies Wort ebenso die rhetorische Geschichtschreibung, das Erzeugniß der Isokratischen Rhetorik, wie den Roman, das der zweiten Sophistik, bezeichnen; und weiter war es möglich, daß die aberwitzigsten Erfindungen des Dictys Cretensis und Dares Phrygius, angeblich Memoiren von Mitkämpfern im trojanischen Kriege, von späteren Historikern als Thatsachen weiter erzählt worden sind.

Die mancherlei Ausstattungsstücke, durch welche die Rhetorik die Eintönigkeit glaubte unterbrechen zu müssen, können wir mit wenig Worten erledigen. Den größten Raum nahmen nach dem Vorgang des Thucydides die Reden ein; bei ihm, obgleich Schöpfungen des eigenen Geistes, doch wahrhaft historische Zeugnisse, und künstlerisch betrachtet höher stehend als unsre Betrachtungen und Charakteristiken, indem sie die Erzählung im Fluß erhalten; bei den späteren Historikern, je breiter sie ausgeführt sind, um so mehr Geschwätz der Schule und oft ohne jeden geschichtlichen Inhalt oder völlig anachronistisch. Auch die Geographie und Naturwissenschaften waren zu Dienerinnen der Rhetorik erniedrigt worden und mußten Stoff zu ihren Exeursen liefern, während sie in der Erzählung selbst vernachlässigt wurden und genaue geographische Anschauungen der Schauplätze nirgends zu Tage treten. Aber diese und ähnliche Stücke sind leicht als Zuthaten des Rhetors erkannt worden und haben die Ueberlieferung nicht geschädigt wie die rhetorische Behandlung der Thatsachen selbst. Ueber diese können wir zum Abschluß sagen, daß ein Geschichtswerk um so geringeren Glauben verdient, je rhetorischer seine Färbung ist. Der Bischof Eusebius hat in der Weltchronik und der Kirchengeschichte Werke geschaffen, die ihm mit Recht den Namen eines Gründers der christlichen Geschichtschreibung eingetragen haben; aber als er ein Jahr nach dem Tode des großen Constantin unter der Regierung von dessen Söhnen des Vaters Leben beschrieb und dazu die rhetorische Form wählte, hat er nicht nur alle Kunstmittel bis zur äußersten Geschmacklosigkeit angewandt, sondern auch Actenfunde erdichtet und mit der Versicherung der Wahrheit ein uns unfaßbares Spiel getrieben, das bis in unsre Zeit hinein zu falschen Vorstellungen über das Verhältniß des Kaisers zum Christenthum die Veranlassung gewesen ist. Diese soeben geschilderte Biographie zeigt uns in erschreckender Weise, wie tief die Rhetorik den geschichtlichen Werth eines Werkes herunterdrücken konnte.

Daran verzweifelnd, durch ihren dichten, täuschenden Schleier die Wahrheit zu ermitteln, hat kürzlich ein Gelehrter verlangt, daß die alte Geschichte überhaupt nur nach den Inschriften und Monumenten geschrieben werden dürfe. Glücklichertweise steht es so schlimm um ihre schriftliche Ueberlieferung nicht. Es läßt sich nicht ableugnen, daß schon Thucydides Spuren des Einflusses rhetorischer Künstelei aufweist, aber der Kern ist gesund und liegt für ein unbefangenes Auge klar vor uns. Zeitgenössische Geschichte war überhaupt von den rhetorischen Regeln befreit und allein dem Stoffe zugewandt. Polybios hat als abgesagter Feind aller Rhetorik in bewußter Ablehnung jedes Einflusses von ihrer Seite seine Forschungen angestellt und ihre Ergebnisse aufgezeichnet. Für die römische Kaisergeschichte hat es sich endlich glücklich gefügt, daß die Kaiser-

biographie aus den antiquarischen Studien herausgewachsen ist und unter Verzicht auf jeden Schmuck der Form allein die Wißbegierde des Publicums hat befriedigen wollen.

Schließlich können wir sogar von der rhetorischen Geschichtschreibung noch etwas günstiges aussagen. Die Schule gestattete ihr eine gewisse Freiheit der Bewegung und verlangte sogar, daß die Persönlichkeit sich in dem, was sie schreibt, klar ausprüge; und so wenig wir von den äußeren Schicksalen der alten Historiker erfahren, das Bild ihres Geistes tritt uns in ihren Worten um so deutlicher entgegen, je bedeutender diese sind; es haben sich nicht alle so verleugnet wie Eusebius in der Biographie Constantins. Der Historiker konnte eben willkürlicher, selbständiger mit dem Stoffe schalten, als es jetzt möglich ist, wo er durch die Forderung der Wahrheit an ihn eng gebunden ist. Besaß daher der Autor einen gesunden natürlichen Sinn wie Livius, so hält ihn dieser immer in Fühlung mit der Wirklichkeit und schützt ihn vor den Ausartungen seiner Kunst, so daß er uns auch für so viele Fehler durch die aus seinem Werk uns ansprechende Liebenswürdigkeit des Charakters entschädigen kann; des Tacitus ernstes Wissen, das schon in den Reden des Jünglings Ehrfurcht erweckte, die Wucht seiner Empfindung, die er zwar zu dämpfen gelernt hatte, die aber doch jedes Wort durchglüht und durch die Wahrheit und Echtheit des Gefühls, der Begeisterung für die geschwundene altrömische Virtus mächtig packt, ließ ihn zwar von den vornehmen Mitteln der Schule Gebrauch machen, aber nie hat er sich wissentlich zu grober Verdrehung und Fälschung der Thatsachen zum Zwecke künstlerischer Wirkung erniedrigt. Aber wir finden hier Wahrheit, wie wir die Persönlichkeiten eindringend und unbefangen studiren und den Begriff der Wahrheit in der weniger strengen antiken Weise auffassen, trotz der Schule, dank dem eingeborenen festen Wahrheitssinn des Einzelnen, während die neue Geschichtsforschung die Wahrheit finden lehrt und mit jedem Fortschritt in ihrer Entwicklung ihr näher führt. Das ist die tiefe Kluft, welche in dieser Hinsicht Alterthum und Neuzeit von einander scheidet, die wir kennen müssen, um das Gewicht der alten Ueberlieferung richtig zu schätzen, aber überspringen, wenn wir den alten Historikern nach ihrem künstlerischen und literargeschichtlichen Werth gerecht werden wollen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-o- Alfred Beelschen: Ein Pegasusritt durch die Schweiz mit 75 Illustrationen von E. Buffetti. Aachen, Kunsthandlung Müller u. Teuß. — Derselbe: Flegeljahre der Liebe. Leipzig, Philipp Reclam jun. — Ein Schalk, der mit hellen Augen in die Welt schaut und seine Bilder lieber auf saftigen Wiesen weiden läßt, als auf schmutzigen Sümpfen, ein lachfrohes Gemüth, dem es auch einmal auf einen schlechten Witz nicht ankommt, das auch zornig werden kann, aber viel lieber lustig ist: so etwa erscheint uns Alfred Beelschen in den beiden vorliegenden Bändchen. Der „Pegasusritt in die Schweiz" führt uns so leichten Bierzellern von Bern durchs Oberland und die anderen von den Touristenschaaren besuchten Plätze der Schweiz bis nach Genf. Oft ist die Charakteristik der Gegend und der Landesart in kurzen Zügen eine ganz schlagende, manchmal klingt nur die Schellenkappe, manchmal aber saust auch die Peitsche vernehmlich durch die Luft. Die Verse klingen an die des Heine'schen Wintermärchens an, und es ist gewiß nichts Uebles, daß Beelschen diesen Schatten ohne Gefahr beschwören kann. Mit knappen Bildern von der Landschaft, des Sees und den Menschen, die da wimmeln, wechseln kecke politische und literarische Anspielungen. Bei Graubünden heißt es:

„Hier schlug Ignatsch den Pfaffen nieder,
Vor Thatenlust die Brust ihm schwoll,
R. Voß gab ihn der Bühne wieder,
Ach, — beides war höchst schauervoll!"

Ganz wunderhübsch sind die lebendigen, scharf ausgeführten Illustrationen. Die übermüthigen Verse Beelschens wird der Leser, gerade wie die kecken Epigramme über die Münchener Kunstausstellung, die in der Allg. Ztg. erschienen, lachend und manchmal auch ein bischen gedegert genießen.

Die kleinen Skizzen, die in „Flegeljahre der Liebe" vereinigt sind, machen sympathischen Eindruck, besonders wegen des frischen jugendlichen Tones, in dem sie gehalten sind, wegen des Verständnisses für junges wunschloses Fühlen. Der reife Mann mag ja über die täppische Periode der „süßen, blöden Jugendseligkeit" lächeln, aber glücklich, wer sie überhaupt erlebt hat. Bei der heutigen Jugend, die so frühreif überlegen sich geberdet und so rasch greisenhaft wird, ist sie überhaupt nicht mehr die Regel. Die hübschen, zum Theil etwas dreisten Geschichten sind wohl nicht durchaus und bis in die kleinsten Einzelheiten den Erlebnissen des Verfassers entnommen, aber die Gefühle und Gedanken, die er darstellt, hat er zweifellos ganz durchlebt.

* Ueber eine wichtige Erfindung auf dem Gebiete der Ohrenheilkunde berichtet der Director der Universitäts-Ohrenklinik in Berlin, Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Lucae, in dem „Archiv für Ohrenheilkunde". Es betrifft die Behandlung der beginnenden Schwerhörigkeit mittelst einer von Dr. Beetung in Coburg angegebenen elektromotorisch betriebenen Luftpumpe für Erschütterungsmassage des Trommelfells. Der Apparat arbeitet nach dem Prinzip, daß er an Stelle der früher behufs Mobilisirung des schalleitenden Apparats benutzten Ansaugungen der Luft die pneumatische Massage in Form von Pendelschwingungen jetzt. Prof. Lucae erklärt, daß er unter Anwendung dieses Verfahrens Besserungen gesehen habe, wie er sie früher niemals erlebt.

* Heidelberg. Der Privatdocent der Theologie Lic. Dr. Georg Goltzmacher hat den Charakter als außerordentlicher Professor erhalten.

* Wien. Der österreichisch-ungarische Kriegsdampfer „Pola" wird am 1. September eine wissenschaftliche Expedition antreten, um sein im vorigen Jahre begonnenes Werk der zoologischen, physikalisch-oceanographischen und chemischen Durchforschung des Rothen Meeres auf der Strecke von Dschedda bis Aden fortzusetzen. Das Commando des Schiffes wird auch diesmal Linienschiffscapitän Poul v. Schalk führen, als Delegirte der Akademie der Wissenschaften werden abermals Hofrath Dr. Franz Steindachner für Zoologie, Regierungsrath und Professor der Marineakademie J. Luksch für oceanographisch-physikalische Arbeiten und zwei andere Gelehrte für Chemie und Zoologie die Fahrt mitmachen. Die Arbeiten zur See werden sich auf Sammlungen zoologischer Objecte durch Dredschungen (Fischen mit Tiefnetzen am Meeresgrunde), Lothungen behufs besserer Erkenntniß des Seebodenreliefs, Beobachtungen von Temperaturen und specifischen Gewichten des Seewassers, Messungen von Strömungen, chemische Untersuchungen, astronomische Zeitbestimmungen, Sammlungen meteorologischer Daten zur See u. s. w. erstrecken.

-y- Brüssel, 30. Juli. Internationaler Congreß für Unfallwesen und sociale Versicherung. Nachdem der gestrige Tag der Besichtigung der Ausstellung und einem Ausflug nach Tervueren und dem Besuch des dort befindlichen Congo-Museums gewidmet war, ging es heute wieder an die Arbeit. Die beiden Sitzungen des heutigen Tags wurden mit der Erörterung der Frage des schweren Verschuldens, der sog. „faute lourde", ausgefüllt. Sollen Arbeiter und Unternehmer nach deutschem System nur im Falle absichtlicher Herbeiführung des Unfalls seine Deckung durch die Versicherung finden, oder soll die Verweigerung der Entschädigung an den Arbeiter, bezw. die Haftbarkeit des Unternehmers für den vollen wirklichen Schaden die Strafe für schweres Verschulden bilden? Es liegt im Wesen der socialen Versicherung, daß der Gedanke der Verschuldung (namentlich des Arbeiters) auf dem Boden des bürgerlichen Rechts aus der Welt geschafft und damit zugleich die Gefahr endloser Streitigkeiten beseitigt wird, die sich aus der Abgrenzung schweren und leichten Verschuldens mit Nothwendigkeit ergeben. Im allgemeinen zeigt sich demgemäß, daß da, wo der Sinn für sociale Versicherung entwickelt ist, auch Neigung für Deckung der faute lourde durch die Versicherung besteht, während die Gegner der Zwangsversicherung von dem Boden einer veralteten individualistischen Rechtsauffassung aus zur Ablehnung dieses Gedankens socialer Ausgleichung hinneigen. Indessen gibt es, wie auch die heutige Debatte gezeigt hat, auf beiden Seiten Ausnahmen. Es gibt Anhänger der

Digitized by Google

Zwangsversicherung, welche mit großer Entschiedenheit die Ausscheidung der Fälle schwerer Verschuldens verlangen (z. B. der Belgier Prins), und andererseits auch Gegner der Zwangsversicherung, welche bei der Regelung der Haftpflicht auf den Umstand, ob schweres oder leichtes Verschulden vorliegt, keine Rücksicht nehmen wollen (z. B. der Franzose Chrysson).

Die heutige Berathung war durch zwei treffliche — durchaus auf dem Boden des deutschen Prinzips stehende — Referate von Chimirri, ehemaligem italienischen Minister, und van Overbergh, Cabinetschef des belgischen Ministers des Innern, sehr gut vorbereitet. In gehaltvoller Rede gab als erster Chimirri noch weitere mündliche Ausführungen. Dabei betrachtete er zunächst das Wesen des neuesten englischen Gesetzgebungsversuches und wies auf die Complicirtheit eines Systems hin, welches zur parallelen Action des gemeinen Rechts und der besonderen Entschädigungsgesetzgebung führt. Er zeigt weiter, wie dieses System, wonach nicht die Industrie nie leicht, sondern der einzelne Industrielle belastet wird, zwar das Princip der Freiheit rettet, aber den kleineren, leistungsunfähigeren Unternehmer opfert. Weiter zeigt er, wie man in Italien aus der Erkenntniß, mit dem System der freiwilligen Versicherung nicht auszureichen, zum Gedanken der Zwangsversicherung, und zwar einer solchen, die alle Risiken umfaßt, gekommen sei, gestützt auf die Ueberzeugung, daß die Haftpflicht den Krieg, die Versicherung den Frieden bedeute. Was die aus der Statistik abgeleiteten Einwände anlangt, so weist Chimirri mit Recht darauf hin, daß die Unfallvermehrung keine Sondererscheinung in den Ländern der Zwangsversicherung sei, sondern sich in gleicher Weise auch in den Ländern der Haftpflicht als eine Folge der neuzeitlichen Ausgestaltung der Industrie-Entwicklung zeige. Unter Hinweis auf den Socialismus, der aus einem kleinen Bache bereits ein gewaltiger Strom geworden sei, verlangt Chimirri die Deckung auch des schweren Verschuldens durch die Versicherung als einen Act der socialen Gerechtigkeit.

Ihm folgt van Overbergh, der im Anschluß an sein schriftliches Referat und mit besonderer Berücksichtigung der belgischen Verhältnisse zu dem gleichen Ergebnisse wie Chimirri gelangt. In geschickter Weise zeigte er namentlich die Unhaltbarkeit des Versuches der Herausschälung des schweren Verschuldens vom juristischen Standpunkte aus. Die Vorgeschichte des im Entstehen begriffenen belgischen Gesetzentwurfes ist deshalb von besonderem Interesse, weil die Vorbereitung desselben in zwei verschiedenen Commissionen eine außerordentlich sorgfältige war und zu einer durchgreifenden Erörterung aller Grundfragen der Unfallgesetzgebung geführt hat. Es ist deshalb nun Wichtigkeit, daß auch anfänglicher Zweifelhaftigkeit der Entscheidung schließlich die Deckung des schweren Verschuldens durch die Versicherung, in Uebereinstimmung mit den Wünschen der belgischen Industrie selbst, durchgedrungen ist.

Mit viel Aufwand an juristischer Feinspinnerei und socialer Philosophie versuchte nieraus Prins, der bei den belgischen Vorbereitungsarbeiten die Deckung auch des schweren Verschuldens durch die Versicherung bekämpft hatte, seinen Standpunkt zu rechtfertigen. Die Schwäche desselben geht wohl daraus am besten hervor, daß Prins selbst zugibt, eine zutreffende Definition des schweren Verschuldens nicht geben zu können. Weiter glaubt er auch nicht, daß die ordentlichen Gerichte im Stande sein würden, durch die Rechtsprechung die mangelnde Begriffsfestlegung zu ersetzen. Aber was diese nicht können, das erhofft er in etwas mystischer Weise von der Einsetzung besonderer, ungefähr nach dem Muster der deutschen Gewerbegerichte ausgestalteter Gerichte.

Nachdem die drei Berichterstatter gesprochen hatten, nahm zunächst vor Eintritt in die Tagesordnung der Commercienrath Möller das Wort zur Abgabe einer Erklärung über die vorgestern zur Sprache gebrachte Stellungnahme der Knappschaftsberufsgenossenschaft zur Frage des groben Verschuldens, an Stelle des inzwischen abgereisten Bergrathes Krabler. Dabei wies Möller zutreffend darauf hin, daß gerade dieser Vorgang zeige, wie sehr die Berufsgenossenschaften die volle Freiheit besäßen, zu erklären, was sie für recht halten. Ein Ausfluß dieser Freiheit der Industriellen, die keine Politiker sind nun demgemäß die weiteren Folgen ihrer Erklärungen sich nicht klar machen, sei es gewesen, daß einige Sectionen der Knappschafts-berufsgenossenschaft gelegentlich der in Angriff genommenen gesetzlichen Modificationen den Wunsch ausgesprochen haben, daß in den Fällen, in denen die Arbeiter direct oder indirect die Schuld tragen, ein Abzug von 25 Proc. der Rente gemacht werden möge. Für den deutschen Politiker bestehe darüber kein Zweifel, daß die Knute bourde auch wie vor in die Versicherung eingeschlossen bleiben müsse. Dabei komme namentlich auch in Betracht, daß die Einbeziehung aller Arten des Verschuldens ein Compromiß gebildet habe bei Feststellung der Rentenhöhe nicht von 100 Proc., sondern nur von 66⅔ Proc. des Verdienstes. Zutreffend bemerkte Möller weiter, es zeige sich, wie schwer es sei, zu festen Anschauungen zu gelangen, wenn man sich nur theoretisch über solche Dinge unterhalte, und wie es deshalb gut wäre, wenn der Congreß in einem praktisch arbeitenden Lande abgehalten würde. In Düsseldorf würde der Congreß freundliche Aufnahme finden können.

Den Schluß der Vormittagssitzung bildete eine auf dem Boden innerer italienischer Gegensätze sich bewegende Rede von Ritti (Professor in Neapel), welcher die Deckung des schweren Verschuldens bekämpft und insbesondere geltend macht, in Italien seien weder bei den Arbeitern noch bei den Unternehmern die Bedingungen gegeben, welche in Deutschland die moralischen Bedenken gegen die Deckung des schweren Verschuldens durch die Versicherung abzuschwächen geeignet seien. Die Art der Angriffe, welche bei dieser Gelegenheit von Ritti gegen seinen auf diesem Gebiete praktisch wie wissenschaftlich hoch verdienten Landsmann Chimirri gerichtet wurden, ließen eine innere Begründung vermissen. —

In der heutigen Nachmittagssitzung ergriff zunächst Professor H. Denis das Wort, um in einer stark mit socialistischer Philosophie durchsetzten Rede sich gegen den Gedanken ökonomischer Bestrafung des groben Verschuldens zu wenden, welche der erzieherischen Wirkung ganz entbehren würde. Danach machte Snijders van Wissenkerke, Abtheilungschef im Justizministerium im Haag, Mittheilung über den Stand der gesetzgeberischen Arbeiten in den Niederlanden. Es liegt ein Entwurf vor, welcher den Versicherungszwang, und zwar ausgestaltet durch die Einrichtung einer staatlichen Versicherungsanstalt, einführen will, und zwar mit Deckung auch des groben Verschuldens durch die Versicherung mit einziger Ausnahme der durch Trunkenheit herbeigeführten Unfälle.

Mit dem darauf folgenden Eingreifen von Yves Guyot in die Debatte beginnen die Wogen des Redekampfes höher zu schlagen. Zunächst will er nicht anerkennen, daß er Numa Droz falsch citirt hat. Dann wendet er sich gegen die, wie er meint, falsche Auffassung des Wesens der Industrie, wonach diese mit einer gewissen Nothwendigkeit (fatalement) Unfälle producire. Es stellt sich — als der einzige Vertreter solcher Auffassung, nachdem sein Gesinnungsgenosse Drage inzwischen abgereist ist — auf einen durchaus individualistischen Standpunkt, welcher eine in der Ausgestaltung der Industrie als solcher begründete Collectivgefahr des Unfalls nicht anerkennen will. Er findet es entsetzlich, daß man auf diesem Wege zur Rechtfertigung des Institutes der Fabrikinspection komme. Dann wiederholt er seine schon von Mailand her bekannten Betrittelungen der deutschen Einrichtungen, namentlich die „Annahme der Processe" hervorhebend, wobei er ohne jegliche kritische Sichtung einfach die groben abstrakten Zahlen anführet. Den Knalleffect seiner Rede hatte er sich zum Schlusse aufgehoben, indem er, anknüpfend an Bödiker's Ausscheiden aus dem Staatsdienst, der Unterstellung Ausdruck gab, als könnten die diesmaligen deutschen Reden als die „Leichenreden" auf die deutsche Socialversicherung angesehen werden.

Der belgische Generaldirector des Bergwerke, Hauzé, verbreitet sich eingehend über die Statistik der in Bergwerken Verunglückten, wobei die tödtlichen Fälle trotz zunehmender Schwierigkeit der Förderung allenthalben einen Rückgang zeigten. Er ist entschieden für Zwangsversicherung, möchte aber in der Wahl des Maßes der zu gewährenden Entschädigung vorsichtig sein und deßhalb, wie er sich ausdrückt, in dem Bödiker'schen Eisenbahnzug nicht mit diesem erster Classe, sondern nur dritter Classe fahren. Darauf, der Präsident des französischen Centralcomités der Kohlenbergwerke, sympathisirt mit der Anregung einiger Sectionen der deutschen Knappschaftsberufsgenossenschaft und möchte bei schwerem Verschulden den Arbeiters die Entschädigung für diesen abmindern, bei schwerem Verschulden des Arbeitgebers sie erhöhen.

v. Mayr (Straßburg) wendet sich zunächst gegen die pessimistischen Auffassungen Ritti's über den Abstand der Lage und der socialen Auffassungen bei den Arbeitern und Unternehmern Italiens gegenüber jenen von Deutschland. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen tritt er insbesondere den Ausführungen von Yves Guyot entgegen. Er weist zunächst nach, daß Bödiker mit der Darlegung der Unvollständigkeit des Citats von Numa Droz durch Yves Guyot vollkommen im Recht war. Dann beleuchtet er die mit unsere modernen statistischen Erkenntniß durchaus nicht zu vereinbarende Verzweiflung, welche Yves Guyot gegenüber der

Thatsache der Unfälle als unvermeidbarer, wenn auch in verschiedenen Grenzen sich haltender, Massenerscheinung ausgesprochen hatte. Dem Widerwillen, welchen Yves Guyot, der Vertreter des uneingeschränkten Individualismus, der Einrichtung der Fabrikinspection entgegenbringt, gegenüber erinnert v. Mayr daran, daß gerade in England, dem Lande der individualistischen Freiheitsentwicklung, das Fabrikinspectorat eine besondere Entwicklung gefunden habe. Was aber die Meinung von Yves Guyot, daß die Deutschen hier Leichenreden hielten, angehe, so könne dies ein Anlaß zur Heiterkeit sein, wenn es nicht traurig wäre, sehen zu müssen, wie in einem so nahe an Deutschland liegenden Lande einzelne Personen — die glücklicherweise die wahre Meinung des Landes nicht darstellen — so unendlich falsche Vorstellungen von deutschen Verhältnissen haben könnten. Um Hrn. Yves Guyot eine gründliche Belehrung angedeihen zu lassen, wäre es wohl das beste, durch einige deutsche Arbeiterbataillone ihm solche ertheilen zu lassen. Gegen Dutcy bezieht sich v. Mayr auf Möllers Erklärung, wonach eine Aufnahme der in Frage stehenden abschwächenden Bestimmungen in die deutsche Gesetzgebung nicht zu erwarten ist. Eingehend beschäftigt sich sodann Mayr mit den juristischen Bedenken von Prins. Dabei tritt er namentlich der Auffassung entgegen, als folge aus der Unmöglichkeit, schwere und leichte Schuld zu unterscheiden, auch die weitere Unmöglichkeit, absichtliche und unabsichtliche Herbeiführung eines Unfalles bestimmt unterscheiden zu können. Prins als berühmter Criminalist und College des Redners in der Internationalen criminalistischen Vereinigung müsse dann auch die Unmöglichkeit der Unterscheidung von Mord und Todtschlag zugeben. Mit größter Entschiedenheit betont v. Mayr, daß es Aufgabe gesunder socialer Politik sei, den Gedanken einer ökonomischen Bestrafung durch Nichtdeckung des groben Verschuldens aufzugeben. Strafsanction möge in diesem Falle Platz greifen, aber nicht Civilstrafe, sondern Criminalstrafe. Seien die einschlägigen Bestimmungen zu mild, so verschärfe man sie, seien sie zu streng und deshalb praktisch wenig angewendet, so mildere man sie. Nedner erklärt sich bei diesem Anlaß auch gegen den Versuch, in den Niederlanden auf falschem ungeeigneten Wege ein Stück der Trunkenheitsgesetzgebung zur Durchführung zu bringen. Was endlich die Frage der Statistik anlangt, so verweist v. Mayr auf seine Mailänder Ausführungen. Außerdem weist er darauf hin, daß die Andauer starker Zunahme der deutschen Betriebsunfälle überhaupt darauf beruht, daß die landwirthschaftliche Versicherung später in Wirksamkeit getreten ist und daß bei ihr die Verbreitung der Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen am langsamsten vor sich gegangen ist. Bei den landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaften ist man deshalb noch in den Anfangsjahren, in welchen die gemeldeten Unfälle einen steigenden Procentsatz der wirklich vorgekommenen ausmachen, bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften nicht mehr. Hiezu verweist v. Mayr auf die eingehenden Ausführungen von C. Lange in dem Braun'schen Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik.

Trochon (Paris) tritt für das System individueller Haftpflicht ein, während Keller (Paris) eine — anscheinend praktisch ganz undurchführbare — Vereinigung der Ideen in der Richtung sucht, daß im allgemeinen das Versicherungsprinzip maßgebend sein solle, daß aber Arbeiter wie Unternehmer das Recht haben sollen, auf die Realisirung der Versicherung zu verzichten, wenn sie der Ansicht sind, daß im gegebenen Falle schweres Verschulden der Gegenpartei vorliege.

Für die Deckung alles Verschuldens durch die Versicherung tritt in entschiedener Weise Wolff (London) ein; dabei betonend, daß die entgegenstehenden Prinzipien der heute noch geltenden englischen Gesetzgebung jetzt dort allgemein verworfen würden.

Tarbouriech (Paris), der heute ohne Beeinflussung seitens seiner Landsleute zum Worte kommt, erklärt sich gleichfalls für die Deckung des schweren Verschuldens durch die Versicherung; dabei namentlich das große Interesse betonend, welches die kleinen Unternehmer haben, welche viel trichter als Großindustrielle oder gar Actiengesellschaften persönlich in die Lage kommen, ein gerades Verschulden zu begehen.

Während Ronn, belgischer Versicherungsdirector, gegen die Deckung der schweren Verschuldung ist, und Perissé (Paris) diese Deckung bei schwerer, durch gerichtliche Bestrafung festgestellter Verschuldung ausschließen will, erklärt sich Chrysson (Paris) in trefflicher Ausführung und anknüpfend an seine eigenen praktischen Erfahrungen als Ingenieur und Betriebsleiter für die Deckung alles Verschuldens durch die Versicherung. Namentlich bekämpft er den Gedanken, die Ziehung der Grenze zwischen schwerer und leichter Verschuldung auf die Thatsache der Verletzung positiver Betriebsvorschriften zu stützen. Mit Recht betont er, daß es immer eine Reihe von Fällen geben müsse, in denen die Beobachtung der Betriebsvorschriften überhaupt nicht möglich sei.

Nach einigen Bemerkungen von Ferraris über den italienischen Gesetzentwurf nimmt ein Schweizer, v. Steiger, Regierungsrath in Bern, das Wort, um das schweizerische Project darzulegen, wonach im allgemeinen alles Verschulden durch die Versicherung gedeckt, aber für dolus und gewisse Unfolgsamkeiten ein Abzug vorgenommen werden soll. Als Gegengewicht seien dabei zu erachten: erstens die Betheiligung der Arbeiter mit 20 Proc. an den Versicherungsprämien, womit diese gewissermaßen auch ihr Selbstverschulden versichern, und zweitens die gleichzeitige Errichtung der Krankenversicherung mit Identität der Personen und Verwaltung der Arbeiter, wodurch ausgiebige Controle geschaffen werde.

Zum Schluß nimmt nach Bödiker Anlaß, Chimirri besonderen Dank für dessen ausgezeichnetes Referat auszusprechen. Nicht als Advocat habe Chimirri gesprochen, sondern von der Höhe des vornehmen Justizministers; er will den Advocaten das Material für Processe entziehen. Nur bei Ausschluß der directen Processe zwischen Arbeiter und Arbeitgeber gestalten sich deren Interessen harmonisch. In Deutschland unterstützt jetzt der Arbeitgeber den Arbeiter in seinen gerechten Ansprüchen, er hat die Prämie gezahlt und will nun auch, daß der Arbeiter seine Entschädigung erhalte. Dieses schöne Verhältniß würde durch die Suche nach der fraude loarde gestört. Wer also noch frei sei in der Gesetzgebungsarbeit, der thue besser, ganze Arbeit zu machen: einer für alle, alle für einen!

* **Rom.** Die Accademia dei Lincei hat den Geh. Rath Prof. Dr. Helmert, Director des Geodätischen Instituts in Potsdam, zum auswärtigen Mitglied gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Otto Oppermann: Das sächsische Amt Wittenberg im Anfang des 16. Jahrhunderts (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte, hggb. von G. Buchholz u. IV. Bd. 2. Heft). Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Dr. Max Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Vorträge. Lfg. 3. Mannheim, J. Bensheimer 1897. — Archiv für Strafrecht, begründet durch Dr. Goltdammer, fortgesetzt von Dr. Meves u. XLV. Jahrg. 1. Heft. Berlin, R. v. Decker 1897. — Oskar Asemissen: Folgen des Verhaltens der höchsten Organe des Deutschen Reiches in dem Lippischen Thronfolgestreite. Berlin, H. S. Hermann (Commiss.) 1897. — Markus Märt: Das Gold — nicht mehr Geld. Brief an einen Finanzmann. Budapest, Dabrowsky u. Franke 1897. — Derselbe: Die bleibende Abstellung der regelmäßig eintretenden Geldknappheit der Welt, Denkschrift. Ebd. 1896. — Dr. Max Conrat (Cohn): Die Christenverfolgungen im römischen Reiche vom Standpunkt des Juristen. Leipzig, J. C. Hinrichs 1897. — Die Verhandlungen des 8. Canngeistlich-socialen Congresses abgehalten zu Leipzig am 10. und 11. Juni 1897. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897. — Dr. med. Wilhelm Stern: Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Jakob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, fortgesetzt von Dr. Moriz Heyne u. IX. Bd. 10. Lfg.: Schreinerarbeit bis Schuldmann. Leipzig, S. Hirzel 1897. — Georg Bielefeldt: Die Schlacht bei Sedan. Berlin, Militärverlag R. Felix 1896. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. 43. Bd. 1897. Heft VII. Gotha, Justus Perthes. — Schweden, Reisehandbuch hggb. vom schwedischen Touristenverein. Mit Karten und Plänen (Svenska Turistföreningens Reschandböcker VI). Stockholm, Wahlström u. Widstrand (Comm.) 1897. — Führer durch Zürich u. Umgebung, hggb. von Leo Waerl. 6. Aufl. Würzburg und Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Schweiz und angrenzende Gebiete, Reise- und Touristenkarte. München, A. Bruckmann. — Neueste Touristenkarte: Bayerisches Hochland und Tirol, Vorarlberg, Algäu und angrenzende Gebiete. Ebd. — G. Freytags Kursbuchkarten, Blatt 2. Oberösterreich u. Salzburg. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Edwin Burmann: Die Komödie der Wahrheit, Lustspiel in 3 Acten. Leipzig, Selbstverlag 1897. — Gotthold A. Reeß: Primula veris, Gedichte. Dresden 2c., C. Pierson 1897.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 5. August. Nummer 173.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein Royalist im Heere Napoleons I. Von Paul Holzhausen. — Fossile Bakterien. Von Dr. Ludwig Karell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Royalist im Heere Napoleons I.[1])

Von Paul Holzhausen.

Heinrich Heine, bekanntlich ein schwärmerischer Verehrer des ersten Kaiserreiches und seines Regenten, lobt an einer Stelle der „Englischen Fragmente" die französische Nation, weil sie so eifrig beflissen sei, die ruhmreichen Thaten jener damals noch nicht lange vorübergegangenen Epoche in Memoiren und anderen Darstellungen niederzulegen und festzuhalten. Heine's Lob ist nicht ungerechtfertigt. Denn kaum waren die letzten Attacken der Milhaud'schen Cürassire über die Höhen von Mont Saint-Jean dahingebraust, kaum hatte Excelmans mit den Trümmern der kaiserlichen Geschwader noch einmal bei Versailles einen ruhmvollen Reiterkampf gegen die Preußen ausgefochten, als sich unzählige Generale und Offiziere der „großen Armee", von den blutgetränkten Schlachtfeldern in die heimathlichen Dörfer und Städte zurückgekehrt, manche auch in der Fremde das magere Brod der Verbannung essend, an den Schreibtisch niedersetzten, um mit der Feder in der Hand noch einmal die großen Tage von 1792—1815 zu durchleben. Ueber Jahrzehnte hat sich diese Schriftstellerei ausgedehnt, und zahlreiche Bände von Manuscripten wanderten schon in den zwanziger Jahren in die Druckereien. So die Memoiren, welche, auch hierin allen voran, der gefangene Kaiser seinen Generalen Gourgaud und Montholon in die Feder dirtirte, so die Werke der Pelet, Ségur, Mathieu Dumas und Vaudoncourt, welcher letztere sich während der Restaurationszeit in London schriftstellernd sein Brod erwarb. Sie alle bauten an der napoleonischen Legende und sie alle trugen dazu bei, daß die Gestalt des Kaisers, dessen Unpopularität nach dem russischen Feldzug den Gipfel der Möglichkeit erreicht hatte, aus dem Felsengrabe von St. Helena verklärt emporstieg, um von neuem die Völker zu berauschen.

Wieder trat eine Zeit ein, wo der Name Bonaparte der best gehaßte, wenigstens in Frankreich, wurde. Es war in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs, als sich auch der Stern des dritten Napoleon zum Niedergang neigte, um an dem furchtbaren Wettertage von Sedan aus der Geschichte zu verschwinden. Damals und im Laufe der siebziger Jahre ist kein Fluch, keine Verwünschung von französischen Lippen gekommen, die nicht dem Besiegten von Sedan gegolten hätten. Um diesen zu treffen, war auch der Begründer der Dynastie mit reichlichem Geschosse beworfen worden, und wer die Charras, Laufrey, Jung und Taine liest, sollte es in der That kaum für möglich halten, daß wenige Jahre nach dem Erscheinen dieser Werke in demselben Volke wiederum ein Napoleoncultus erwachen werde, der ganz wie jener in den zwanziger und dreißiger Jahren den Mann der Vendômesäule zum Nationalhelden des französischen Landes erheben sollte. Ohne nun hier auf die historiographischen Werke dieser neuesten Epoche, die Geschichtschreibung der Houssaye, Vandal, Masson, Lévy u. a. einzugehen, mag erwähnt werden, daß dieselbe mit dem Napoleoncultus der zwanziger Jahre den Zug gemein hat, daß in den Familienarchiven und Memoirenmanuscripten wieder ein großes Wühlen begann; nur waren es diesmal die Kinder und Enkel der Männer von Moskau und Waterloo, welche das herausgaben oder herausgeben ließen, was die Helden selber, durch die Zeitumstände oder den Tod verhindert, nicht mehr hatten ans Licht bringen können. Man kennt die Marbot, Thiébault, Macdonald, Chaptal, Castellane, Pouget, die Briefe Davouts, die Erinnerungen der Marschallin Oudinot und wie die bändereichen Memoiren, Souvenirs, Journale und Tagebücher alle heißen, die bei Dentu, Ollendorff, Calman Lévy, vor allem aber bei Plon in den letzten Jahren erschienen sind.

Wie bei allen, namentlich französischen Memoiren, so auch hier. Viel Interessantes, weniger des Zuverlässigen, viel glänzende Rhetorik, Selbstbespiegelung und Eitelkeit, mit einem Wort viel Tand, aber auch manche Schlaglichter, auf intime Verhältnisse und geheime Fäden geworfen. Vielfach ein wohl gerundetes Ensemble, lebensfrische Bilder, farbensatte Töne. Die kaiserlichen Marschälle steigen aus den ernsten Rahmen des Versailler Bildermuseums in die lebendige Wirklichkeit hernieder: Murat, der Theaterprinz und glänzende Sabreur, erscheint in den „Memoiren einer Unbekannten", der an seinem Hofe weilenden Frau von Cadaignac, in der ganzen Gebrechlichkeit seiner sittlichen Haltung; auf Masséna, den genialen Feldherrn und schmutzigen Geizhals, auf Augereau, den Bauern im Salon, den Helden auf dem Schlachtfelde, richtet Marbots glanzvolle Darstellung den elektrischen Scheinwerfer; Davout ist uns aus der Briefsammlung der Tochter und der Journalausgabe des Neffen ein vertrauter Bekannter geworden. Nun wird uns auch Soult vorgeführt, der Soult von Austerlitz, der Held von Toulouse, der allen Regierungen mit gleichem Eifer diente, aber trotz seiner bedenklichen Charaktereigenschaften den tüchtigsten Feldherrntalenten jener an großen Strategen so reichen Geschichtsepoche zugezählt werden muß.

Es ist Graf Saint-Chamans, der uns von ihm erzählt, Saint-Chamans, der sein langjähriger Adjutant gewesen, wie Marbot der von Masséna, Augereau und Lannes, und Castellane der des Generals Mouton, Grafen von der Lobau, war. Wir haben hiemit zugleich einen der wesentlichsten Gesichtspunkte gewonnen, von dem aus die Memoiren dieses Offiziers ein hervorragendes Interesse beanspruchen und verdienen. Speciell für die Kriegführung in Spanien und das schleierhafte Complott von

[1]) Mémoires du Général, Cte. de Saint-Chamans, ancien aide de camp du Maréchal Soult. 1802—1832. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie., 1896, 8°, 542 S.

Oporto. Aber noch aus einem anderen Gesichtswinkel betrachtet verdient Saint-Chamans unsre Aufmerksamkeit. Dieser Graf, aus altem aristokratischen Geblüte des ancien régime, der auf den baron de l'Empire mitleidig herabsieht, ist ein typisches Beispiel jener Adeligen, die Napoleon aus ihren verwaisten Schlössern oder dem Elend der Emigration hervorzog, in der Hoffnung, durch ihre Anstellung den letzten Schein der Usurpation von seinem Regiment hinwegzuwischen. Man weiß, wie sehr er sich hiebei verrechnete und daß die Hauptmasse dieses Adels, zur Zeit als der Kaiseradler, vom allzu hoch gespannten Fluge ermüdet, auf ihren Schultern ausruhen wollte, sich keinen Augenblick besann, die Standarte Cäsars mit dem Lilienbanner der Bourbonen zu vertauschen.

Nach dem Gesagten wird man von dem Grafen Saint-Chamans keine begeisterten Tiraden napoleonischer Färbung zu befürchten haben, und wenn er auch den Franzosen, „der der Welt Gesetze dictirt", gelegentlich nicht verleugnet, so fällt doch aus seinen Augen ein scharfer, oft beinahe feindseliger Blick auf die Ausschweifungen des Genies, an dessen Ruhm er theilnahm, dessen aufreibenden Kriegszügen er indeß den Quietismus der Königsherrschaft unbedenklich vorzog.

Alfred Armand Robert Graf von Saint-Chamans war am 29. September 1781 in Paris geboren. Am 1. October 1801 trat er als Gemeiner bei dem 9. Dragonerregiment ein, wurde am 17. Februar 1803 Unterlieutenant und am 15. März 1804 Adjutant des Marschalls Soult. Es war in der Zeit des Boulogner Lagers, als alle Welt mit großer Spannung die Frage discutirte, ob der erste Consul den Versuch Cäsars und des Normannenherzogs Wilhelm wiederholen und in England mit einer Flotte landen würde. Der Consul beschäftigte sich inzwischen mit ganz anderen Dingen: er verlieh unter großen Feierlichkeiten seinen Triariern die ersten Kreuze der neuen Ehrenlegion. Sämmtliche Adjutanten des Marschalls Soult wurden hiezu vorgeschlagen; nur Saint-Chamans nicht, der jüngste, der noch keinem Feldzug beigewohnt und noch keine Kugel hatte pfeifen hören. Mit Fug und Recht, aber der 23jährige Lieutenant war darob höchlich empört, und wirklich gelang es ihm, durch Soult und Eugen Beauharnais den Orden zu erbetteln. Das erfuhr der Kaiser und cassirte die Wahl. Hierüber außer sich, wollte der junge Held die Armee verlassen, besann sich aber eines besseren und machte die Feldzüge der folgenden Jahre mit, die ihm reichliche Gelegenheit gaben, sich auszuzeichnen. Denn war er auch maßlos eitel, so war er doch keineswegs, wie so manche eitle Gecken, unfähig oder unthätig; im Gegentheil, Graf Saint-Chamans galt bald für einen der tüchtigsten Reiteroffiziere in dem Gefolge seines Marschalls. 1805 Lieutenant und nach Austerlitz Capitän, erwarb er sich — nunmehr rite — das rothe Band im Feldzug gegen Preußen. Auf dem Schlachtfelde von Jena hatte er eine Begegnung mit Napoleon, welche, wenn auch sonst ohne weitere Bedeutung, doch für die militärische Ausdrucksweise des Kaisers allzu charakteristisch ist, um nicht erwähnt zu werden. Während Napoleon selber gegen das preußische Centrum vorging, marschirte Soult gegen den linken Flügel der Feinde. Auf dem Schlachtfeld angekommen, schickte er seinen Adjutanten Saint-Chamans zum Kaiser, um sich dessen Befehle für weitere Operationen zu erbitten. Saint-Chamans hatte eben seine Meldung erstattet, als Napoleon sich mit der Frage an ihn wandte: Le maréchal Soult a-t-il son cul ici? Der Offizier war starr vor Erstaunen über diese unvermuthete Wendung, deren Sinn er nicht begriff. Der Kaiser, ungeduldig, wiederholte seine Frage. Es war gefährlich, ihm nicht sogleich zu antworten, ihm, der, wie bewährte Psychiater behaupten, Epileptiker war, zum mindesten manchmal bei geringfügigen Anlässen epileptiforme Anfälle bekam, in denen er sich an dem ersten besten — und wenn es ein Metternich war — vergreifen konnte. Da rettete einer der persönlichen Adjutanten Napoleons den unglücklichen Capitän aus seiner peinlichen Lage, indem er ihm zuflüsterte, daß der Kaiser wissen wolle, ob Soults gesammtes Corps auf dem Schlachtfelde angekommen sei. Saint-Chamans bejahte und sprengte bald mit neuen Befehlen von dannen. Die über das Schlachtfeld sausenden Kugeln der Preußen mochten ihn weniger geniren, als die Fragen des Kaisers.

Aber noch prekärere Situationen standen dem Adjutanten Soults in den Feldzügen auf der pyrenäischen Halbinsel bevor. Im Jahre 1809 war der Marschall von Norden her über den Minho in Portugal eingedrungen und hatte Oporto, die zweitwichtigste Stadt des Landes, besetzt. Man kennt den Charakter der Kriege in jenen Gegenden und die furchtbare Explosion des von der Geistlichkeit geschürten Nationalhasses gegen die Eindringlinge. Die entsetzlichen Greuelthaten, welche die portugiesischen Bauern an den unglücklichen Verwundeten und Gefangenen des französischen Heeres verübten, reizten das aus Franzosen, Polen und Rheinländern bunt zusammengesetzte Heer des Marschalls zu blutigen Repressalien, und der Rauch flammender Dörfer bezeichnete die Marschlinie seiner Colonnen. In Oporto selbst war die Abscheu gegen die Feinde und zugleich die Furcht vor ihren Plünderungen und Mißhandlungen so groß, daß sich bei der Einnahme der Stadt, als eine über den Duero führende Schiffbrücke in der Mitte gerissen war, tausende von flüchtenden Landleuten in wilder Hast in den Fluß stürzten, derart, daß die letzten, über die Leichen der Ertrunkenen und Zermalmten hinwegschreitend, wirklich das jenseitige Ufer erreichen konnten. Alle Welt war des entsetzlichen Krieges satt und sehnte eine Erlösung herbei. Diese Stimmungen machen es erklärlich, daß unter den besseren Ständen von Oporto, Braga und anderen Orten der Gedanke aufkommen konnte, all dem Elend ein Ende zu machen, indem man, freilich echt prätorianermäßig, den siegreichen Feldherrn zum König ausriefe. Es liegt in der Natur der einschlägigen Verhältnisse, daß nur mit großer Schwierigkeit über die geheimen Umtriebe von Oporto Licht zu verbreiten ist, und erst neuerdings ist es der sorgfältigen und mit Benutzung eines umfassenden Actenmaterials angestellten Forschung des Pariser Doctors E. Guillon[1]) gelungen, in die verwirrenden und verwirrten Nachrichten über diese Vorgänge einigermaßen Ordnung zu bringen. Soviel steht nunmehr fest und wird durch Saint-Chamans' Mittheilungen von neuem bestätigt, daß sich Soult längere Zeit hindurch ernsthaft mit dem Gedanken getragen hat, „König von Nord-Lusitanien" zu werden. Schon ließ er sich bei Gastmählern „Sire" und „Majestät" anreden und im Theater mit dem Ruf „Es lebe König Nikolaus!" begrüßen. Das Felonistische, das Prätorianermäßige, Diadochenhafte in dem Betragen der kaiserlichen Marschälle, wie es hier Soult zeigte, wie es bei andern Gelegenheiten ein Bernadotte und ein Murat, am Ende der Kaiserzeit Marmont, der Verräther von Essonnes, bewiesen haben, ist im Grunde weit weniger merkwürdig, als es oft hingestellt wird. Denn viele der kaiserlichen Heerführer waren älter als Napoleon, hatten sich frühere Lorbeeren erworben, und man weiß, daß sie schon im Jahre 1796 neidisch auf den Ruhm des Siegers von Lodi und Montenotte sahen. Er war zum Kaiser geworden, sie Generale geblieben; was war natürlicher bei ehrgeizigen und vielfach skrupellosen, aus dem Blut der Revolution und dem Sumpf des Directoriums emporgetauchten Naturen, als daß sie werden zu

[1]) Complots militaires sous le Consulat et l'Empire d'après les documents inédits des Archives, Paris, Plon, 1894.

können glaubten und werden wollten, was der Meister war? Und war nicht in diesem Zeitalter einfach alles möglich? Saßen nicht die Söhne der Madame Bonaparte, geborenen Ramolino, auf den Thronen von Spanien, Holland und Westfalen, war nicht Murat König von Neapel, Berthier Fürst von Neuchatel?

Und ehrgeizig, im höchsten Grad ehrgeizig war Marschall Soult. Seine Leistungen bei Austerlitz, seine bewunderungswürdigen Züge durch die spanischen Gebirge, sein zähes Aushatten bis Toulouse, das alles sind respectable Leistungen, aber sein Charakter war hart, rücksichtslos und vor allem egoistisch, wofür uns Saint-Chamans, der ihn genau kennen mußte, ein classischer Zeuge ist. Wie es ihm nicht darauf ankam, hinter einander Napoleon, Ludwig XVIII. und Louis Philipp zu dienen, wenn er nur seine Rechnung dabei fand und einflußreiche Stellungen eroberte, so setzte er auch damals in Oporto seiner eigenen Interessen halber das Wohl seines ganzen Heeres aufs Spiel. Von den gaukelnden Bildern des Ehrgeizes gebannt, weilte er in der Stadt so lange, bis ihn Wellesley mit den Engländern überfiel und ihn zwang, die tausende seiner Kranken und Verwundeten in den Hospitälern der wahnsinnigen Wuth der grausamen und blutgierigen Portugiesen zu überlassen. Allerdings gelang es Soult, das Gros seiner Armee durch einen strategisch glänzenden Rückmarsch über Orense nach Lugo in die galicischen Berge zu retten.

Die verwickelte Sachlage der sogenannten Verschwörung von Oporto wird für den ferner stehenden Beobachter um so räthselhafter, als sich gegen Soults feloniſtische Bestrebungen im Kreise seiner eigenen Unterführer eine Art von Gegenverschwörung gebildet hatte, welche auf eine gleichfalls recht eigenthümliche Art den Plänen des Chefgenerals und dem grauenhaften Feldzug ein Ende zu machen wünschte — nämlich durch eine Capitulation vor den Engländern. An der Spitze dieser zweiten, nicht minder abenteuerlichen Bewegung standen die bekannten Generäle Merle, Delaborde, Quesnel und der einarmige Loison, der 1813—1814 in Hamburg einen gefürchteten Namen zurückließ. Es war vielleicht für alle Betheiligten ein Glück, daß ein in diese schmutzigen Verhältnisse tief eingeweihter Hauptmann Argenton, der an die Engländer als Unterhändler geschickt war, sich im Herbst desselben Jahres, nach einem Aufenthalt in London, zu Boulogne-sur-Mer fangen ließ und nach einem auffallend kurzen Proceß als Hochverräther in Paris erschossen wurde. Möglich, daß niemand, auch der Kaiser mit eingeschlossen, es angezeigt fand, allzu tief in diese Sachen hineinzublicken, und man es daher bei der Beseitigung eines an und für sich unbedeutenden Werkzeugs bewenden ließ.

Soviel steht fest, daß Soults Adjutanten die Absichten ihres Marschalls als bekannte Dinge behandelten und bei Tisch, wie es bei jungen Leuten nicht anders zu erwarten war, darüber zu scherzen und zu witzeln pflegten. Sie ernannten sich gegenseitig bei dem König von „Nord-Lusitanien“ zu Kammerherren, Stallmeistern und Großjägermeistern, und der Skandal wurde so arg, daß Soult, der davon gehört haben mußte, Saint-Chamans gegenüber, dem er ein besonderes Vertrauen geschenkt zu haben scheint, auf dem Spaziergang durch einen der Orangengärten Oporto's über seine Ideen etwas verlauten ließ. Was Saint-Chamans da gehört haben will (S. 138 ff. seiner Memoiren), stimmt im wesentlichen mit den Resultaten der Guillon'schen Forschung überein; der Marschall hoffte, er werde Napoleons Zustimmung zu seinen Plänen erlangen, da ihre Ausführung das einzige Mittel wäre, die in Portugal stehende Armee zu retten und dem ganzen Unglück dort ein Ende zu machen. Das eine ist sicher: der Kaiser ernannte — ein offenbarer Gnadenbeweis — den Marschall kurze Zeit später zum major général der spanischen Armee.

Mit dem Uebertritt nach Spanien wurde auch Saint-Chamans auf den Kriegsschauplatz in diesem Lande versetzt, wo der Kampf mit nicht geringerer Erbitterung und Grausamkeit von seiten der Eingeborenen geführt wurde als in Portugal. Am schlimmsten waren die Adjutanten, Meldereiter, Couriere und Estafetten daran, auf welche die Guerillas systematisch Jagd machten, um sie abzufangen und häufig auf die unmenschlichste Weise hinzuschlachten. Die Erinnerungen Marbots sind in dieser Hinsicht reich an Bildern einer schauerlichen Romantik, und auch Saint-Chamans erzählt uns einige Ordonanzritte, bei denen dem Leser, welchem ja gerade der intim plaudernde Memoirenschreiber unter allen Schriftstellern gemüthlich mit am nächsten zu treten pflegt, sich die Haare zu sträuben beginnen. Der eine dieser Ritte war durch Andalusien, von Sevilla über Cordova, Granada nach Malaga, der andere zwischen Madrid und Valladolid, wo die Franzosen, Saint-Chamans und einige Couriere mit einer schwachen Bedeckungsmannschaft, von 5—600 Guerilleros angegriffen wurden, was ein in einem nahen Kloster aufgestellter französischer Posten merkwürdigerweise geschehen ließ, ohne Hülfe zu bringen. Der Kampf war höchst dramatisch. Die Franzosen suchen am Rand einer Schlucht Deckung, von wo sie auf die spanischen Banden feuern. Der Sergent, der Führer der Begleitmannschaft, durch beide Beine geschossen, kriecht die Felsen hinab, um sich unter Brombeerstauden vor den grausamen Feinden zu verstecken; schon sind die Franzosen fast sämmtlich verwundet und auf dem Punkte, zu erliegen: da naht aus einem benachbarten Dorf ein braver Lieutenant mit einer kleiner Truppe, deren Zahl zehnfach erscheint, da der kluge Führer seine Leute tüchtig in den Staub der castilianischen Landstraße treten läßt. Die Spanier stutzen, ziehen sich zurück, und Saint-Chamans mit seinen Begleitern ist gerettet.

Diesen furchtbaren Intermezzo's steht ein freundliches Kriegsidyll in Deutschland gegenüber. Graf Saint-Chamans hat den Feldzug in Rußland mitgemacht, aber die Schauer der Beresina sind ihm erspart geblieben; er hat auf dem linken Flügel der großen Fächeraufstellung des napoleonischen Heeres bei dem Corps gestanden, das erst von Oudinot, später von Saint-Cyr commandirt gegen die Düna operirte, ist infolge einer Verwundung zurückgebracht und in Paris geheilt worden. Im Herbstfeldzuge bei Leipzig verwundet, gehört er zu den tausenden von Franzosen, welche in den Häusern der Lindenstadt den Verbündeten in die Hände fallen. Er wendet sich an Bernadotte, wird von diesem freundlich aufgenommen, nach Rostock gebracht und soll mit einer Menge höherer Offiziere gegen Ehrenwort entlassen werden. Aber der preußische General Borstell läßt die Gefangenen bei Wesel nicht die Vorposten passiren, und diese werden zurückgeschickt und schließlich in dem Dörfchen Hamelsburg bei Fulda internirt. Hier liegt das Kloster eines Bettelordens, dessen Mönche im Keller einen köstlichen Tropfen und trefflichen Schinken haben. Zwischen den gemüthlichen Patres und den jungen Offizieren ist bald ein freundliches Einvernehmen hergestellt, und ist auch das Tischtuch im Kloster nur ein „Wischlappen“, so wird doch der Weinkrug auf demselben nimmer leer, und wenn man sich satt gegessen und getrunken, gehen die Franzosen in den Klosterhof, wo die einen den „Kalvarienberg“ besetzen, während die andern ihn unter einer heftigen Kanonade von Schneeballen zu stürmen versuchen. So wird den guten Mönchen, welche schmunzelnd zuschauen, die Belagerung von Danzig und Glogau vorgeführt. Aber das Idyll erreicht ein jähes Ende, als Bernadotte, auf nochmalige Reclamation hin, die Gefangenen nach Lüttich bringen läßt. Hier werden

sie ihm persönlich vorgestellt, und der schwedische Kronprinz läßt sich seinen Landsleuten gegenüber, die er überaus huldreich behandelt, dahin vernehmen, daß er von Napoleon „an den Ufern der Seine Genugthuung fordern und die Franzosen selber zwischen ihm und jenem entscheiden lassen wolle". Auch trägt er den Gefangenen, fast lauter höheren Offizieren aus angesehenen Familien, auf, ihren Freunden und Verwandten zu sagen, „daß er immer zuerst Franzose sei und diesen Titel allen Thronen der Erde vorziehe". Man begreift es, daß Saint-Chamans bei solchen Worten merkte, welche Absichten Bernadotte damals auf den französischen Thron hatte, Absichten, die bekanntlich seine Politik und Kriegführung in den Jahren 1813 und 1814 mehr als billig beherrscht haben.

Von 1814 an tritt uns in Saint-Chamans bei allen Gelegenheiten in erster Linie der Royalist entgegen. Daß er am 30. März, während die Kugeln über die Dächer von Paris dahinsausen, auf dem Boulevard der Chaussee d'Antin müßig umherschlenderl, darf nicht Wunder nehmen; denn er hat ja sein Ehrenwort gegeben, in diesem Feldzuge nicht mehr zu dienen. Auffallender berührt die Thatsache, daß er nach der Rückkehr der Bourbonen als einer der ersten von den kaiserlichen Offizieren, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, in den königlichen Dienst tritt, er, dessen im Dienste des Kaisers empfangene Wunden kaum vernarbt waren. Noch 1807, als er bei einer Sendung an Savary nach St. Petersburg die Stadt Mitau passirt und an dem Schlosse vorbeifährt, welches dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII. zum Aufenthalt diente, spricht er von ihm und der königlichen Familie ziemlich kühl. Von 1814 an zeigt er sich hingegen in Wort und That als eifrigen Legitimisten. Und doch darf er schwerlich den charakterlosen Systemwechslern beigezählt werden. Die Abstammung, das Blut war in ihm erwacht, und er ist der königlichen Sache, der er sich von nun ab weihte, unverbrüchlich treu geblieben. 1815, als sein ganzes Regiment, dessen Oberst er war, in der Nähe von Paris unter dem Rufe „Es lebe der Kaiser!" zu dem Manne von Elba überging, hat er den kaiserlichen Wagen vorüberrollen sehen, ohne einen Augenblick zu schwanken. Und 1830, als sich der Leichenzug des königlichen Gefolges mit feierlicher Langsamkeit von Saint-Cloud über Rambouillet nach Cherbourg zu bewegte, ist er einer der letzten gewesen, welche bei diesem Begräbniß erster Classe den Friedhof verließen. Er hat auch bei Ludwig Philipp nicht wieder Militärdienste genommen, sondern sich in demselben Jahre 1830 für immer ins Privatleben zurückgezogen.

Auf der andern Seite spricht Saint-Chamans von Napoleon ohne Gehässigkeit. Er nennt ihn nicht den „Usurpator", den „Tyrannen", den „corsischen Wärwolf" und wie sich sonst die ehedem geschmeidigen Royalisten über den Gefallenen auszudrücken beliebten, auch — bis auf eine einzige Ausnahme — nicht „Bonaparte"; für ihn ist er auch 1815 nur „der Kaiser". Das sind kleine Züge, die einen Mann charakterisiren, umso mehr als Saint-Chamans den Corsen niemals geliebt haben kann. Er betrachtet ihn von vornherein kühl, als einen Menschen, dessen Schrankenlosigkeit — sie wird einmal geradezu la folie de l'Empereur genannt — Frankreich ins Unglück stürzen werde. Nach 1815 ist Napoleon für Saint-Chamans völlig vergessen, und in den Aufzeichnungen des Jahres 1821 findet sich der Tod des einst Gewaltigen mit keiner Silbe erwähnt, während doch selbst ein Royalist wie Pasquier demselben eine längere Betrachtung widmet.

Für die meisten Mitglieder der königlichen Familie ist der Graf persönlich sehr eingenommen, und die Brutalitäten des Herzogs von Berry sucht er damit zu entschuldigen, daß der Herzog im Grunde eine recht gutmüthige Natur gewesen sei. Bekanntlich that sich Berry etwas darauf zu gute, durch Barschheiten jeder Art den Wachtstubenton Napoleons zu copiren, freilich ohne rechten Erfolg; denn alle Welt wußte, daß der Herzog nicht allein kein Bonaparte war, sondern in militärischen Dingen kaum die Kenntnisse eines Subalternoffiziers besaß. Auch Ludwig XVIII., körperlich wie geistig ein wahrer Antipode seines rastlos thätigen Vorgängers, wird von Saint-Chamans sehr günstig beurtheilt, und des Königs Sucht, mit lateinischen Citaten und Brocken aus Racine und Corneille zu glänzen, hat dem Obersten sichtlich imponirt. Doch verschweigt er den impotenten Cynismus, eine der widerlichsten Seiten dieses Monarchen, nicht, und wenn er bemerkt, daß die Anekdoten, welche der König nach dem Dejeuner seiner Herrengesellschaft zum besten gegeben, zum großen Theile derartig gewesen seien, daß er sie nicht wiedererzählen könne, so weiß der Leser eines französischen Buches sicherlich genug.

Auf andere ernstere Schattenseiten des königlichen Regimes einzugehen, vermeidet Graf Saint-Chamans zwar im allgemeinen, und nicht einmal für die berüchtigten Ordonnanzen Karls X. findet er ein Wort des Tadels. Nur wenn die militärische Mißwirthschaft gar zu arg wird, erwacht in ihm der Soldat Napoleons. So in einem lehrreichen Capitel über 1814, wo erzählt wird, in welcher schamlosen Weise unter dem Kriegsminister Dupont die Commandeur- und Offizierstellen an die unfähigsten Günstlinge der Prinzen vergeben wurden, während im Kriege ergraute Veteranen vor Hunger starben. Höchst instructio ist auch ein Briefwechsel zwischen Saint-Chamans, welcher damals das Dragonerregiment der königlichen Garde commandirte, und dem Divisionsgeneral Digeon. Es handelte sich um die Entsendung eines Offiziers zu der großen Reitschule von Saumur, und wir erfahren aus dieser Affaire, daß zur Zeit der Restauration bei derartigen Auszeichnungen weit weniger die cavalleristischen Eigenschaften als vielmehr — der Meßbesuch eines Offiziers Ausschlag gebend war. Ueber die Unfähigkeit der Emigrantensöhne und ihre Unbotmäßigkeit als Offiziere wird gelegentlich auch gesprochen, eine Stelle, die lustige Parallelen zu dem gehaltvollen Journal des Marschalls Castellane bietet.

Im Jahre 1823 macht Graf Saint-Chamans den Feldzug in Spanien mit. Er behandelt ihn als was er in Wirklichkeit war und woran auch ein geistreiches Dictum Goethe's nichts ändert, lediglich als einen militärischen Spaziergang ohne sonderlichen Ruhm für diejenigen, welche einst den Sanct Bernhard und die Beresina überschreiten konnten. Interessant sind freilich die Bemerkungen über das Verhältniß der spanischen Bevölkerung zu den Franzosen, namentlich im Vergleich zu 1808 bis 1814, sowie einige Stellen über Mina und das schauerliche Ende des unglücklichen Riego. Im übrigen ist für Saint-Chamans alles, was sich liberal nennt, einfach „Canaille" — in dieser Beziehung ist er Royalist pur sang — und noch nach dem Abzug der königlichen Truppen von Paris in den Julitagen von 1830 entwirft er in Saint-Cloud dem Marschall Marmont einen Plan der Wiedereroberung der Hauptstadt, welcher glücklicherweise unausgeführt blieb, da er nichts geholfen und nur neues Blutvergießen veranlaßt hätte.

Persönlich ist von dem Grafen noch zu sagen, daß er ebenso leichtsinnig wie tapfer gewesen ist und ebenso viele Frauenherzen wie Feinde gefangen hat. Das Band der Ehe hat ihn nie gefesselt; aber in Wien, Berlin und Madrid, unter den Bäuerinnen Polens wie den schlanken Töchtern Andalusiens hat er, ein echter französischer Troupier, manch zweifelhafte Eroberung gemacht.

Sonderbarer Weise hat sich der Herausgeber der Memoiren auf dem Titel des Buches nicht genannt. Er

hätte sich seiner Arbeit nicht zu schämen brauchen; denn er hat den Werth des Werkes durch seine Anmerkungen wesentlich erhöht. Dieselben betreffen durchweg aus dem Archiv des französischen Kriegministeriums geschöpfte, sehr genaue Angaben über die Dienstleistungen der in dem Buche namhaft gemachten Generale, Stabs- und Subaltern-offiziere. Ja, sogar die gemeinen Soldaten sind öfters mit der Regimentsmatrikel angegeben. Eine sorgfältige und für den weiter Forschenden, bei der relativen Unzugänglichkeit des genannten Archivs, recht werthvolle Arbeit.

Fossile Bakterien.

Von Dr. Ludwig Karell.

Das Leben und Weben der Natur wird mit Recht ein stetiges und ewig gleiches genannt. Formen, die in ihrem Haushalt eine Rolle spielen, treten darum niemals unvermittelt auf. Es unterlag für den Naturforscher keinem Zweifel, daß es auch in früheren Perioden der Erde Bakterien, jene kleinsten Organismen, gegeben hat, in deren Wirksamkeit erst die letzten Decennien uns einen so tiefen Einblick gewährten.

Fäulniß und Verwesung bedursten von jeher der Anwesenheit von Mikroben. Folgerichtig wandten die Geologen ihre Aufmerksamkeit derartigen Petrefacten zu, die im Zustande hochgradiger Zersetzung von dem Versteinerungsprocesse gleichsam überrascht wurden.

Die erste Frucht dieser Bemühungen war die Auffindung eines stäbchenförmigen Mikroorganismus, der in fast allen Stücken dem Erreger der Buttersäuregährung, dem Bacterium Amylobacter von heute gleicht.

Ph. Van Tieghem war der glückliche Entdecker des ersten fossilen Bakteriums.

In der Umgebung von Grand-Croix, bei St.-Etienne, fanden sich verkieselte Samen von nadelholzähnlichen Gewächsen (Gymnospermen), an deren Dünnschliffen das verkieselte, mikroskopische Fossil zum Vorschein kam. Beschrieben wurde es von Van Tieghem unter dem Titel: „Sur le ferment butyzique à l'époque de la houille" in den Comptes rendus de l'Institut, 1879, t. 89, p. 1102.

Ein weiterer Bacillus aus dem Perm wurde im Jahre 1892 von B. Renauld und C. Bertrand in den Berichten der Société d'histoire naturelle d'Autun vom 24. April beschrieben. Die bedeutendste und reichhaltigste Arbeit über dieses Thema erschien erst vor wenigen Wochen; sie rührt gleichfalls von B. Renauld her und ist in dem neuesten Hefte der „Annales des sciences naturelles", 65. Jahrgang, 8. Serie, t. 2, enthalten. Sie umfaßt 75 Seiten und ist von zahlreichen Abbildungen begleitet.

Renauld weist darin das Vorkommen fossiler Bakterien schon zur Zeit der Urahnen unsrer Fische, also im Devon, und zwar im Cypridinenschiefer von Saalfeld, nach. Auch während der Epoche, in welcher die Farben-, Schuppen- und Siegelbäume ihre Wedel in die heiße, von Kohlensäure getränkte Atmosphäre erstreckten, übten Bacillen diejenige Thätigkeit aus, welche die Phrase dem „Zahne der Zeit" zuschreibt. Renauld constatirt solche im Obercarbon der Gegend von Autun, im Mittelcarbon von Manchester und in Schottland, im Culm von d'Esnost und Lay und Regny in Frankreich, in der Blätterkohle bei Tovarkovo im Gouvernement Tula in Rußland, im Kohlenkalk von Falkenberg in der Grafschaft Glatz u. a. v. a. O. Der Form nach gehören diese allerkleinsten Petrefacten zur Unterabtheilung der Kokken. Ihrer Wirksamkeit nach sind sie in solche zu unterscheiden, welche besonders die Mittellamellen oder die Zwischenzellsubstanz der Gewebe zersetzten, und in solche, die ihre Thätigkeit auf die Verdickungsschichten der Gefäße richteten. Als Beispiele der ersten Art seien Micrococcus hymenophagus aus dem Obercarbon und Micrococcus priscus aus dem Culm erwähnt. Das sind die kleinsten unter den Kleinen, denn ihr Durchmesser schwankt zwischen 0.004 bis 0.008 Millimeter. Ein Exempel der zweiten Art ist Micrococcus Guignardi aus dem Obercarbon von Autun, sie erreichen eine Größe von 0.022 bis 0.033 Millimeter.

Mikroben um die Gefäße der Gewächse herum und zwischen denselben brachten es zuwege, daß so mancher Organismus sich, wie man vulgär sagt, „in nichts auflöste". Es blieb von solch heimgesuchten Pflanzen keine Spur zurück und nur die zum Klumpen geballten Zerstörer (die sogen. Zooglöen), geben Kunde davon, daß hier einst ein Lebewesen zugrunde gegangen.

Wenn der Ichthyosaurus oder sein langhalsiger Vetter, der Plesiosaurus der Juraformation, Zahnschmerzen hatte, so war ebenfalls die Thätigkeit solcher fossiler Mikroorganismen daran schuld. In der That gleichen die von Renauld auf den „fossilen Albumblättern" (Koprolithen) im Perm und Carbon gefundenen Bacillus lepidophagus und Bacillus arcuatus denjenigen Mikroben, welche heute die Caries der Zähne und Knochen verursachen.

Außer in den Früchten und Samen von Phanerogamen und den Zähnen und Knochen fossiler Thiere ließen sich noch Bakterien in den Sporeugehäusen von Farnen, wie z. B. von Pecopteris, nachweisen.

Man muß annehmen, daß die Gewebe, deren Zersetzung schon weit vorgeschritten war, durch kieselsäurereiche Gewässer sehr rasch in solche Schichten geführt wurden, wo sie versteinerten; denn sonst wäre es nicht möglich, daß so minutiöse Formen, wie die Bakterien sind, sich so deutlich erhalten konnten. Manche sind sogar besser zu erkennen als die recenten Formen. Dies ist auf die Verkohlung der Zellwände zurückzuführen und in manchen Fällen auch durch die Einlagerung eines braunen Farbstoffes — des Ulmins — bedingt. Ferner kommt der Unterscheidung auch der Umstand zugute, daß die oft plötzlich eingetretene Verkieselung die Bacillen in ihren verschiedenen Functionen für ewige Zeiten der Nachwelt überlieferte. Die einen wurden zu Stein in dem Moment, als sie sich liebten, die anderen nachdem sie ihre Rolle schon ausgespielt hatten. Darum liegen Bakterien, die im Begriffe sind, sich zu theilen, neben den schon vorhin charakterisirten Zooglöen.

Freilich entbehrt man, nach den Ausführungen des Hofraths Professor Dr. A. Kornhuber in den Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, vom 26. März 1897 zur Unterscheidung der fossilen Formen und zur sicheren Feststellung ihrer Arten derjenigen Methode, welche man bei lebenden anzuwenden vermag, nämlich die Züchtung auf den verschiedenen Substraten. Aber andere Verhältnisse ersetzen dieses Mittel; so vor allem ihre Gestalt und ihre Größe, die Art und Weise ihrer Zellverbände und ihrer Anordnung, ihre Theilung und Vermehrung; also wie schon erwähnt, diejenigen Vorgänge, bei denen sie plötzlich versteinert wurden. Auch das geologische Alter ihrer Grüfte ist bei dieser Bestimmung von Wichtigkeit.

Manchmal reicht das Mikroskop allein nicht zur Feststellung aus, das ist z. B. dort der Fall, wo die Zellwände nur verkohlt und nicht verkieselt sind, wie in dem schon erwähnten Vorkommen in der Blätterkohle von Tovarkovo. Dann muß der Chemiker aus der Verlegenheit helfen. Sind die Körnchen, um deren Identität es sich handelt, kalkig, so erkennt man sie an dem Aufbrausen in Säuren, sind sie harzig, so lassen sie sich in heißem Alkohol, und sind sie gummiartig, in Wasser lösen, während verkieselte sich durch ihre Unlöslichkeit selbst in heißer Salzsäure auszeichnen.

Digitized by Google

Auch aus den steinernen Tafeln, aus welchen sich die Geschichte der längst untergegangenen Welten zusammensetzt, ersehen wir die gleiche Taktik der Bakterien, wie sie noch heute von ihnen geübt wird. Zuerst verschwinden unter ihren Angriffen die zarteren Theile des Cambiums und des Weichbastes, darauf folgen die verholzten Zellen der Markstrahlen, die Tracheiden, der Hartbast; am meisten Widerstand leisten die Kork- und Epidermiszellen und die Cuticula. Bei der Blätterkohle des russischen Culm waren alle Gewebe eines Gewächses bis auf die Cuticula zerstört.

So beweisen uns die fossilen Bakterien wieder aufs neue, daß die Natur sowohl in dem Werden als auch in dem Vergehen ihrer Schöpfungen seit ihrem Bestehen die ewig gleiche ist — sie, von deren Schaffen Goethe sagt:

„Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in allen;
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Mittheilungen und Nachrichten.

Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Herausgegeben von **Christian Meyer**. Mit 4 Portraittafeln. Leipzig, J. J. Weber 1897. XIII. 248 S. 8°. — Mit vollem Recht erinnert der Herausgeber an G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", welche zuerst ferner stehenden einen Begriff von dem hohen Werthe vermittelten, den die Autobiographie in culturhistorischer Beziehung besitzt. Auch der berufenste Geschichtschreiber vermag das Wesen einer bestimmten Epoche nicht mit jener eindringenden Natürlichkeit zu schildern, wie dies dem Sohne der Zeit, häufig in der schlichtesten Weise und in ungeübter Sprache, so leicht gelingt. Sehr zahlreich ist ja die Reihe solcher Schriften nicht, und so sind denn in die vorliegende Sammlung auch einzelne Lebensbeschreibungen mit aufgenommen, welche schon bei Freytag sich vorfinden; aber daneben enthält dieselbe auch viel Neues oder minder Bekanntes, und zudem ist allenthalben der Originaltext beibehalten worden. Durch die Uebertragung in unser modernes Deutsch wird den treuherzigen Erzählungen doch etwas von dem Colorit genommen, welches sie für uns Epigonen so anziehend macht, und wenn bezüglich der Interpunction der heute herrschenden Sitte Rechnung getragen wurde, so wird sich kaum etwas einwenden lassen. Wir erhalten zwei zusammenhängende Darstellungen; diese sind die Selbstbiographie des Memmingers Burkhard Zink und die von dem großen Albrecht selbst niedergeschriebene Chronik des Geschlechtes der Dürer. Die übrigen sechs Stücke sind Fragmente, aber gut ausgewählte, und zudem wird der Leser durch einige Notizen immer in den Stand gesetzt, sich das Fehlende bis zu einem gewissen Grade zu ergänzen. Es treten uns folgerweise entgegen: der humanistische Buchdrucker Thomas Platter; sein Sohn, der berühmte Arzt und Mediciner Felix Platter; der pommerische Politiker Baethomäus Sastrow, einer der schärfsten Beobachter der Religionswirren des 16. Jahrhunderts; der aus Tirol stammende Jurist Lucas Geltkofler, dessen Pariser Studienzeit deßhalb von Interesse für uns ist, weil in sie die entsetzlichen Gräuel der Bartholomäusnacht fällt; der geniale Baumeister Elias Holl von Augsburg; und der protestantische Geistliche Johann Ludwig Hocker (1670 bis 1746). Alles, was geboten ist, wird man mit Vergnügen zur Kenntniß nehmen, und daß man ab und zu noch etwas mehr wünschen möchte, liegt in den Umständen. So würden wir gern von Felix Platters Studienzeit in Montpellier und Basel gehört haben, denn diese lebensvolle Schilderung führt uns in geradezu mustergültiger Weise den Lehrgang eines werdenden Doctors der Heilkunde in der späteren Reformationszeit vor Augen; man sieht, wie ein reger, lebhafter Geist sich abmüht, der Unvollkommenheit eines noch rein formalistischen Studienbetriebes durch eigenes Nachdenken zu Hülfe zu kommen, wie denn aus dem wißbegierigen Jüngling später einer der Begründer der pathologischen Anatomie geworden ist. Um die Biographie Hockers hat sich Heer Archivar Meyer ein besonderes Verdienst erworben, und der Lebensgang dieses bescheidenen Candidaten der Theologie führt denn auch mitten in die großen Ereignisse des Zeitalters hinein, weil Hocker als Feldprediger des Brandenburg-Ansbach'schen Contingents theilweise den spanischen Erbfolgekrieg mitzumachen und ordentlich Pulver zu riechen hatte.

An erläuternden sprachlichen und sachlichen Fußnoten hat es der Herausgeber seinerseits nicht fehlen lassen, so daß kaum irgendwo eine Schwierigkeit bei der Lectüre sich ergeben dürfte. An einzelnen Orten, sodaß im letzten Abschnitte, schienen uns einige geschichtliche Erklärungen erwünscht. So konnte darauf hingewiesen werden, daß jener General Colborn, dessen Hocker öftere Erwähnung thut, der berühmte Ingenieur Coehorn, und daß „Myiord Cuto" mit dem sogenannten „Salamander" Cutts, dem Helden von Namur und Höchstädt, identisch ist. Jener Lieutenant v. Römee, von dem Hocker kurzweg angibt, er sei später in Schlesien erschossen worden, hatte den Tag von Mollwitz schon zugunsten der Oesterreicher entschieden, aber eine preußische Kugel fällte den trefflichen Reitergeneral, und in dem nun folgenden Infanteriegefechte gab Schwerins Taktik den Ausschlag. Es gewährt immer einigen Reiz, Personen, welche man schon anderweit aus der Geschichte kennt, nunmehr in neuer Beleuchtung vor sich zu sehen. Sollte sich der Herausgeber, wofür ihm nur Dank zu wissen wäre, vielleicht zur Veröffentlichung eines zweiten Bändchens von verwandtem Inhalte entschließen, so könnte vielleicht auch in commentirenden Anmerkungen der bezeichneten Art noch über die bisweilen eingehaltene Schranke hinausgegangen werden.

S. Günther.

* **Bonn.** Dr. Felix **Solmsen**, Privatdocent der vergleichenden Sprachwissenschaft, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Wernigerode.** Am 29. Juli ist hier das **Fürst Otto-Museum** in Anwesenheit der fürstlichen Familie eröffnet worden. Die Sammlungen befinden sich in dem früher gräflichen Regierungsgebäude, das einer vollständigen Erneuerung unterzogen worden ist. Die Aufstellung der Objecte aus dem Besitz des verstorbenen Fürsten begann bereits im Herbst 1895 und ist bis jetzt fortgeführt worden, zu Lebzeiten des Fürsten unter dessen besonderer Leitung. Das Museum umfaßt eine mineralogische Abtheilung (Sammlungen des Grafen Henrich Ernst, des Bergraths Jasche und des Lehrers Döring), eine botanische (Herbarium des früheren Regierungsdirectors Sporleder), eine zoologische (Vermächtniß des Stabsarztes Dr. Müller), eine vorhistorische (Sammlungen des Domprediger Augustin in Halberstadt und des Sanitätsraths Dr. Friederich), eine geschichtliche, eine culturgeschichtliche, eine kunstgewerbliche ꝛc.

* **Prag.** Dr. Wenzel **Rubeska**, Privatdocent der Geburtshülfe an der tschechischen Universität, erhielt den Titel eines außerordentlichen Professors. Als Privatdocenten an derselben Universität wurden zugelassen: für Anthropologie und Demographie Dr. med. Heinrich **Matiegka**; für Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit Dr. Karl **Chytil** und Dr. Gottlieb **Matejka**.

* **Lemberg.** Als Privatdocenten für Chirurgie wurden zugelassen: Primararzt Dr. Gregor **Ziembicki** und Dr. Victor **Wehr**.

-y- **Brüssel**, 31. Juli. **Internationaler Congreß für Unfallwesen und soziale Versicherung.** Gegenüber der eingehenden Berathung von Grundfragen der socialen Versicherung, welche die bisherigen Verhandlungen des Congresses geboten haben, stellt sich die Arbeit des heutigen letzten Congreßtages als eine zum Theil sehr abgekürzte Berathung verschiedener neben den Grundfragen auf das Programm des Congresses gesetzter Einzelfragen dar. Zunächst wurde nur flüchtig die Frage der Organisation der **Rechtsprechung in Unfallsachen** und zwar in der Hauptsache unter Einschränkung der Erörterung auf französische Verhältnisse von Barberet (Beamter im französischen Ministerium des Innern) behandelt. Eine Discussion knüpfte sich daran nicht.

Zu eingehender Erörterung gab dagegen die nächste Frage — **Capitaldeckung oder Umlageverfahren?** — Anlaß. Es handelt sich dabei bekanntlich darum, ob die Beiträge auf Grund von Wahrscheinlichkeitsberechnungen so bemessen werden sollen, daß dieselben volle Deckung der Anspruchsmöglichkeiten jedes neu zugehenden Versicherten bieten, oder ob man sich — unter gleichzeitiger Ansammlung von Reserven — damit begnügen soll, die Beiträge nach Maßgabe des thatsächlich sich ergebenden Umfangs der Leistungen anzuschlagen, wobei sich nothwendigerweise für neu geschaffene Einrichtungen solcher Art zunächst für eine lange Reihe von Jahren ein Ansteigen der ursprünglich sehr geringen Umlagebeträge ergibt. In diesem Gegensatz gelangt der Kern der elementaren Verschiedenheiten zum Ausdruck, welche zwischen Privatversicherung und öffent-

Digitized by Google

sicherrechtlicher Versicherung bestehen. Die Privatversicherung, welche ausschließlich auf die Leistungsfähigkeit ihres ausgewählten Bestandes an Versicherten angewiesen ist, kann gar nicht anders als nach den Prinzipien des Capitaldeckungsverfahrens vorgehen. Im entgegengesetzten Fall würde sie den Erstversicherten im Verhältniß zu ihren Beiträgen zu viel versprechen; im weiteren Verlauf des Unternehmens aber würde außerdem wegen der steigenden Prämien der neue Zugang von Versicherten fortlaufend sich mindern und schließlich aufhören. Es fehlt hier an der bei der öffentlich-rechtlichen Versicherung vorhandenen Continuität des Versicherungsstammes. Es ist deßhalb begreiflich, daß die in der Neuzeit überdies zu einem recht gesteigerten Standesbewußtsein gelangten „Actuare", d. h. die modernen Versicherungsmathematiker, in denen sich das Privatversicherungsinteresse gewissermaßen verkörpert, mit der größten Entschiedenheit für das „wissenschaftlich" allein richtige Capitaldeckungsverfahren eintreten. Dies that zunächst Maingie (belgischer Actuar), der dabei betonte, daß das Capitaldeckungsverfahren da, wo es bei der öffentlich-rechtlichen Versicherung vorkomme (Invaliditätsversicherung in Deutschland, Unfallversicherung in Oesterreich), mit dem wissenschaftlich richtigen Capitaldeckungsverfahren nicht identisch, sondern vielfach mit Repartitionselementen durchsetzt und deßhalb des „science actuarienne" nicht entsprechend sei. In gleicher Richtung äußerten sich weiter Adan (Generaldirector der Royal Belge), namentlich aber Lepreux (Generaldirector der Generalspar- und Rentencasse, Brüssel) und Cheysson (General-Brücken- u. Straßeninspector, Professor in Paris). Lepreux beklagt es namentlich, daß bei der deutschen Unfallversicherung entgegen den versicherungsmathematischen Grundlagen des ersten Entwurfs zu dem „système destructeur" der Repartition übergegangen sei. In eindringlicher Weise sucht er die Gefahr der aus den steigenden Rentenverpflichtungen anwachsenden Lage darzustellen. Bei den Erklärungen Cheysson's gegen das Umlageverfahren ist zu beachten, daß er die Ablehnung dieses Verfahrens ausdrücklich in engen Zusammenhang mit der Verwerfung jeglicher Zwangsversicherung, insbesondere einer solchen staatlicher Art, bringt. Bei dieser Stellungnahme, welche das Wiederaufwerfen einer reich gegliederten Privatversicherungsthätigkeit voraussetzt, ist die Ablehnung des nur für eine öffentlich-rechtliche Organisation passenden Umlageverfahrens wohl erklärlich. Die subtil mathematischen Auffassungen sind, wie oben bemerkt, ganz und gar auf dem Boden der Privatversicherung erwachsen. Dabei steht, nebenbei bemerkt, die Peinlichkeit in der Ausgestaltung der mathematischen Formel nicht immer im rechten Verhältniß zu dem Umfang und der Zuverlässigkeit des benutzten Beobachtungsmaterials, so daß nicht selten einer der Fälle vorliegt, über die der verstorbene Statistiker Engel scherzweise sich einmal dahin äußerte, daß vielleicht die Dreimalvier der berechneten Werthe richtig sein werden, die Ganzen aber nicht.

Die Gesammtheit der Erwägungen, welche geeignet sind, das Umlageverfahren aus den Schreckbissen zu entkleiden, welche die Versicherungsmathematiker an demselben finden, wurde von einem französischen Industriellen (Darcy, Präsidenten des Centralcomités der Kohlenbergwerke, Paris) und einem deutschen Professor (van der Borght, Aachen) in zutreffender Weise dargelegt. Darcy weist einleitend auf den von den Actuaren nicht genügend berücksichtigten Umstand hin, daß eine Aenderung des Zinsfußes eine wesentliche Veränderung der gesammten Berechnung der Capitaldeckung bringt, ganz besonders aber auf den zwar nicht versicherungstechnisch, aber volkswirthschaftlich sehr bedeutsamen Umstand, daß das Umlageverfahren der Industrie für eine ausgiebige Zeitdauer ein großes Capital beläßt, das sie selbst nutzbarer zu machen in der Lage ist, als es dann der Fall ist, wenn dies Capital durch das Deckungsverfahren den Versicherungsgenossen zur Nutzbarmachung überwiesen ist. Er beachte dabei auch den schon von anderer Seite angeregten Gedanken zur Sprache, eine staatliche Intervention zur Sicherstellung regelmäßiger Rentenzahlung an die Verletzten und eventuell zur Aufrechterhaltung des Umlageverfahrens auch im Fall der Ausgestaltung der Unfallentschädigungen in Capitalform in der Art einzurichten, daß der Arbeiter seine Rente als Staatsrente, bezw. seine Capitalentschädigung in Staatsschuldverschreibungen erhält, während der Staat die erforderlichen Beiträge von den Unternehmern einzieht und etwaige Ausfälle den Industriellen solidarisch auferlegt. Den Vorwurf des Socialismus fürchtet Darcy nicht; sind wir doch alle — nur Yves Guyot nicht — im guten Sinn für sociale Versicherung. Die Charakterisirung der Stellungnahme von Yves Guyot als einer buchhandlerischen vermitteln durch den eigenen Landsmann Darcy verdient besondere Beachtung.

Von der Borght denkt nicht daran, die Mathematiker überzeugen zu wollen. Man kann die Sache von verschiedenen Seiten betrachten, als Mathematiker oder als Praktiker. Sicher ist, daß nicht bloß eine versicherungstechnische, sondern auch eine volkswirthschaftliche Frage vorliegt. Namentlich handelt es sich in dieser Hinsicht um Erleichterungen für die Industrie, wie sie gerade bei der Uebergangsperiode nach der Einrichtung der speciellen Unfallversicherung ganz besonders geboten sind. Diese Erleichterung kann insbesondere unter der Voraussetzung des Systems der Renten- (nicht der Capital-) Entschädigung durchgeführt werden. Bei der öffentlich-rechtlichen, auf breitere Grundlage durchgeführten Zwangsversicherung handelt es sich um Garantien, welche durch die Gesammtversicherung der Industrie und der productiven Stände gegeben werden. Dies ist praktisch bedeutsamer, als die formale Correctheit von versicherungstechnischen Berechnungen, deren Formeln das praktische Leben nicht zu zwingen vermögen und deßhalb nicht versagen. Bei der deutschen Invalidenversicherung kommt dies z. B. in einem Plus der thatsächlichen gegenüber der rechnerischen Deckung, bei der österreichischen Unfallversicherung in einem Minus zum Ausdruck. Die Deutschen wollen durchaus nicht behaupten, daß ihr Standpunkt der allein richtige sei. Ein System, wie es in Deutschland besteht, ist nur unter gewissen dort gegebenen Voraussetzungen brauchbar, namentlich bei stetig großer Entwicklung der Industrie, welche große Capitalien braucht. Daß unser System nicht unsolid und destructiv ist, ergibt sich aus unseren Capitalreserven. Auch darf, wie von der Borght schließlich hervorhebt, als eine wichtige Seite des Umlageverfahrens der Umstand nicht übersehen werden, daß dasselbe am meisten geeignet ist, unmittelbar auf Verstärkung der Unfallverhütung hinzuwirken, weil Unfallvermehrung für die Betheiligten unmittelbare finanzielle Folgen hat.

In wirksamer Weise sprach schließlich noch der Director des belgischen Arbeitsamts Mahaim zur Sache. Die Vorfrage, ob Capital- oder Rentenentschädigung, beantwortet er mit Rücksicht auf die mit der Capitalentschädigung bei einem großen Bergwerksunfall in Belgien gemachten außerordentlich ungünstigen Erfahrungen im Sinne der Rentenzahlung. Dabei weist er noch prinzipiell auf den Umstand hin, daß nach im vorliegenden Fall der Arbeiter überhaupt nicht in die Lage komme, seine Arbeitskraft in Capital umzusetzen, daß dagegen die laufende Rente als Analogon des laufenden Lohnes auch innerlich berechtigt sei. Im übrigen erklärt sich Mahaim als Anhänger des Capitaldeckungsverfahrens. Er glaubt, namentlich ein kleineres Land müsse mit dem Umstand rechnen, daß Perioden des Aufschwungs und des Niedergangs sich ablösen und demgemäß die Vorsicht sich hier empfehle, der zukünftigen Gestaltung der industriellen Entwicklung nicht zu viel aufzubürden.

Im Laufe der Sitzung war auch die Frage der nächsten Beesammlung des Congresses zur Sprache gebracht worden. Beumer (Düsseldorf) brachte, nachdem Möllee durch Abreise verhindert war es zu thun, die Einladung des Congresses nach Düsseldorf 1900 oder 1903 zum Ausdruck, unter Bezugnahme auf die hierüber sowohl von dem Oberbürgermeister von Düsseldorf als von der rheinisch-westfälischen Industrie eingegangenen entgegenkommenden Mittheilungen. Auf Grund der Auseinandersetzungen des Präsidenten des permanenten Comités des Congresses Lindee (Paris), welcher die Abhaltung des Congresses im Jahr 1900 in Paris für geboten hält, im übrigen aber jederzeit bereit ist, vorher oder nachher nach Brüssel zu gehen, spricht sich Morisseaux dafür aus, Zeit und Ort der zwei nächsten Congresse zu bestimmen, und zwar 1900 Paris, 1903 Düsseldorf. Böhler brunette dazu namens der Deutschen, sie seien mit dem Schiedsspruche Belgiens einverstanden, nur möchte es gewissermaßen als Bedingung beifügen, daß der Congreß im Jahre 1900 in Paris ein perfect gewordenes französisches Gesetz vorfinde, worauf auch nur mit einem moralischen Engagement socialpolitischer Hoffnung hingegeben Lindee nicht bereit war. Bei dieser Sachlage konnte die Anregung von Denis (Brüssel), noch vor Paris nach Düsseldorf zu gehen, keine Berücksichtigung finden.

Mit den vorstehenden Erörterungen war nie Vormittagssitzung ausgefüllt. Am Nachmittag folgte alsdann noch eine kurze Schlußsitzung. Zunächst hielt Hauquet (Industrieller in Lüttich) im Anschluß an sein gedrucktes Referat einen Vortrag über die Feststellung der Unfälle mit Verantwortung der Anzeigeverpflichtung für die Industriellen und der Anzeigberechtigung für die Arbeiter, sofern die Arbeitsunfähigkeit sich auf mindestens vier Tage erstreckt. Discussion folgte nicht.

Ebensowenig folgte dem darauf folgenden Vortrag von Grange über die Beaufsichtigungsbeamten eine Debatte. Alles war reif-,

nicht erbebeeit. Grange verbreitete sich insbesondere über die schweren mit der Handschabsabeitation verbaadenen Berufskrankheiten und befürwortete in entschiedener Weise die Herstellung von Statistiten der Berufskrankheiten auf breitee Granblage, an deaen es bisher noch allzu sehr fehlte. Dies stimmt. Bemerkt sei noch, daß Grange (ein belgischee Arzt) sich ausdrücklich als den einzigen Arbeiterdelegirten auf dem Congreß bezeichnete, daß er sein Bedauern darüber nassprach, daß die Arbeiter sich nicht mehr hätten verteeten lassen, uad daß ee für die Zukunft in dieser Hinsicht eine Besserung erwaetete.

Daraa reihte sich rine Mittheilang von Nordström (Bureauchef beim Commerz-Collegium in Stockholm) über den Stand der Gesetzgebungsarbeiten in Schweden, wo dee Versuch der Regierung, eine auf den Versicheruagszwang gegeaadete Unfallfürsorge einzurichten, bis jetzt noch nicht zum Ziele geführt hat. Inzwischrn hat maa vorsoeglich einige Millionea Kronen als Fonds angesammelt; wie aber die Organisation sich gestalten wird, steht noch nicht fest.

Die Arbeiten des Cangresses waren damit erschöpft. Da der Präsident Beeraaert durch parlamentarische Geschäfte zurückgehalten war, richtete Lieder turze Abschiedsworte an die Versammlung, auf ein Resumé der Verhandlungen ausdrücklich verzichtend. Böditer brachte vierfachen Dank zum Ausdruck: an die nichtdeutschen Mitglieder, welche die Darlegungen der Deutschen theils gebilligt, theils kritisirt hättea, für die gute Behandlung seinee eigenea Person, für dea Minister der Industrie uad der Arbeit und für den Staatsminister Beernaert. Zugleich wünscht er allen Congreßtheilnehmern, mögen sie nun in seinen Wagea eingestiegen sein oder nicht, glückliche Reise. Darcy dankt der Regierung and dem Organisationscomité; er erkennt die bedrutende Leistung Deutschlands auf dem Gebiete dieser großen Caitaraufgabe an, will aber jedem Lande die Wahl der Mittel zue Durchführung derselbea lassen, nicht ohne dabei für alle eine „obligation morale“ zue That anzuerkennen. Von belgischer Seite antwortete in treffliehen Worten Moriseaux, dabei zugleich in scharfen Zügen die Aufgabe des Arbeitsamtes kennzeichnend. Erkenntniß der Thatsachen ist das erste; daraa reiht sich das zielbewußte gesetzgeberische Handeln; damit soll insbesoadere dafür gesargt sein, daß es keine Catschuldigung für das Nichtsthaa gib.

Am ersten Tage des Coagresses konnte ein deutscher Theilnehmer den Eindruck gewinnea, als sei ein Fortschritt in der internationalen Erfassung des Wesens der socialen Versicherung seit dem Mailänder Coagreß nicht zu verzeichnea. Im weiteren Verlauf hat sich aber doch mehr und mehe herausgestellt, daß zu einem solchen Pessimismus kein Grund norliegt. Läßt man nämlich die polternde Aufregung des französischea Rings, der nichts naa öffentlichrechtliche Versicherung wissen will, beiseite, so findet man, daß thatsächlich in dea Vorbereitungsarbeiten der Gesetzgebung uad in dee Grundstimmung der Volkskreise die Idee der sociales Versicherung bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hat. Von den Beetretern dee verschirdensten Nationen ist unbeschadet der Unterschiede in der Auffassung voa Einzelfeagen dee Ausführung in diesem Sinne Zeugnißablege vor dim Congreß erfolgt. Und auch die zum Theil recht stürmische Gegaerschaft aus der Mitte dee Franzosen ist allmählich in ihrer thatsächlichea Isolirung selbst im Kreise dre französischen Auffassungen erkaant worden. Hrn. Yves Guyot insbesondere ist von einem eigeaea Landsmann (Darcy) das Zeugniß seiaer nollen Isolirung ertheilt worden. Die Idee der Sacialversicherung ist in mächtigem Wachsthum begriffea; sie wird aach in dem Gedankenaustausch auf dem Brüsseler Congreß, wie wir hoffen wollen, einen fruchtboren Nährboden finden.

-yx- **Brüssel.** Am 2. August wurde hier im Hotel Ravenstein die II. Internationale bibliographische Conferenz unter dem Patronat der belgischen Regierung eröffnet. Unter den zahlreichen Anwesenden befinden sich Fétis, Directoe dee hirsigen kgl. Bibliothek, Mac Iarlane, Delegirter des Britisb Museum, General Sébert, Mitglied des Institut de France, der Bibliothekar von Stockholm, Lundstedt, als Delegirter der schwedischen Regierung, aus Amerika der bekannte Bibliograph Cutter und Biscoe, der langjährige Mitarbeiter aad Nachfolger Dewey's an dee Bibliothek in Albany, ferner Funck-Brentano uno Dr. Baudouin aus Paris, Dr. Schulz aus München, Dr. Field, Director des Züricher Concilium bibliographicum, Dr. Ujfalvy aus Budapest, Dr. Joseph, ein Deutschee, welcher hier aa der Université Nouvelle die Professur für Archäologie inne hat, u. v. a. Senator Chev. Descamps-David, dee Präsident des Institut international de Bibliographie, eröffnete wenige Minuten nach 10 Uhr die Sitzung; er begrüßt die Versammlung, insbesondere die Vertreter der Regierungen, und hofft, daß die Conferenz, welche nicht den Zweck habe, Lärm zu machen, sondern eine Vereinigung ernster Arbeiter sei, die gelernen seien, an dee vor zwei Jahren an dieser Stelle zuerst geplanten Weltbibliographie mitzuwirken, wichtige Resultate fördern werde. Auf Antrag des Generals Sébert wird dann Senator Descamps per Acclamation zum Vorsitzenden und die HH. Henri La Fontaine und Paul Otlet zu Secretären gewählt. Der Präsident ladet die HH. Sébert, Lundstedt, Cutter und Mac Iarlane ein, an seiner Seite Platz zu nehmen, worauf Senator La Fontaine einen eingehenden Bericht über die bisherigen Arbeiten des Instituts erstattet. Er weist auf die großen Erfolge hin, die das belgische Unternehmen in fast allen Ländern Europa's und Amerika's, ja auch in solchen Asiens und Afrika's während der kurzen Dauer seines Bestehens schon errungen, woraus mit Recht geschlossen werden kann, daß es einem wahren Bedürfniß entgegenkomme. Er berichtet über die verschiedenen Publicationen, die theils von dem Institut, theils im Anschluß an dasselbe ausgegeben worden sind, und bespricht sie eingehend. Otlet verliest sodann die Liste der zahlreichen Anhänger des Instituts, die ihr persönliches Erscheinen entschuldigt haben, darunter Garnett, Van der Haeghen, Chilousi, Barbèra, Graf Teleki namens des bibliographischen Comités in Budapest u. s. w. Auch von der österreichischen Regierung war im diplomatischen Weg ein Schreiben eingelaufen. Er verliest außerdem eine lange Liste der Referate, welche theils bereits gedruckt vorliegen, theils mündlich erstattet werden sollen. Den ersten Punkt der Tagesordnung bildet: Stand der Bibliographie in den einzelnen Ländern. Der österreichische Secretär des Institutes und Delegirte der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, He. Carl Junker, legt einen gedruckten Bericht über den Stand der Bibliographie in Oesterreich vor und resumirt den Hauptinhalt desselben in französischer Sprache. Er überreicht die eben bei Hölder in Wien erschienene, von ihm besorgte drutsche Ausgabe der gekürzten Tafeln der Decimalclassification. Lundstedt erstattet Bericht über die schwedische Bibliographie und überreicht einen schriftlichen Bericht zur Drucklegung. Vorsteman van Oye, der Vertreter des Instituts in den Niederlanden, entwirft ein Bild der Bibliothekverhältnisse in seinem Vaterland und glaubt, die baldige allgemeine Annahme des Decimalsystems in den holländischen Bibliographien in Aussicht stellen zu können. Ein sehr interessanter und eingehender Bericht über die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika liegt von Hrn. Biscoe vor, dessen Hauptinhalt Otlet in französischer Sprache zur Kenntniß bringt. Hierauf wird die erste Sitzung geschlossen. Nachmittags besuchten die Theilnehmer an der Conferenz das belgantlich im Anschluß an die erste Conferenz von der belgischen Regierung geschaffene Office international de Bibliographie. Dasselbe ist in einem Kanez der königlichen Bibliothek untergebracht. In ungefähr 30 Kästen zu je 75 Laden befindet sich hier das derzeit über 2 Millionen Zettel umfassende Manuscript des geplanten allgemeinen bibliographischen Repertoriums. Mehr als die Hälfte dieser Zettel ist bereits nach dem Decimalsystem classificirt. Freilich sind es 2 Millionen nur ein kleiner Theil der noch zu leistenden Arbeit, aber man wird den Werth derselben ermessen, wenn man bedenkt, daß der Katalog der größten Bibliothek der Welt, der Pariser Nationalbibliothek, nicht mehr Nummern enthält. Hr. Otlet erläuterte vorerst die Einrichtung des Amtes und wies mit seinee eigenthümlichen, der Bibliographie vorhee wohl noch niemals gewidmeten feurigen Beredsamkeit die Vorzüge des Repertoriums, erklärte die einzelnen Methoden, es herzustellen, und zeigte, daß dasl diesen and dee internationalen Mitarbeit die großen Schwierigkeiten gewiß siegreich werden überwunden werden können. Hierauf besichtigten die Theilnehmee eingehend unter Führung verschiedener Mitarbeitee des Office die einzelnen Theile des Manuscripts und konnten sich wiederholt des lauten Ausdrucks ihres Staunens und Lobes über das bereits Geleistete nicht enthalten. — Abends findet ein Besuch dee Colonialausstellung in Tervueren statt, nachdem gestern der Bürgermeister und der Magistrat dee Stadt Brüssel die Mitglieder der Conferenz zugleich mit jenen des ebenfalls hier tagenden Advocatentages in den feierlich erleuchteten Räumen des Rathhauses bei einem festlichen Rout empfangen hatte.

Gesucht für die Landes-Bibliothek zu Rostock: **Beilage Nr. 237 von 1896 zur Allgemeinen Zeitung.** Anerbietungen an die Expedition dieses Blattes unter **Nr. 12220** erbeten.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 6. August. Nummer 174.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Einblicke in das Arbeitsleben der Suaheli. I. Von Chr. Barth. — Im Gefolge Heinrich Heine's. Von A. K. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Einblicke in das Arbeitsleben der Suaheli.

Nach eigenen Beobachtungen von Chr. Barth.[1])

I.

Wenn wir heute das Arbeitsleben der Suaheli einer näheren Betrachtung unterziehen, so liegt uns die Absicht vollständig fern, unsre ostafrikanischen Landsleute gegen den Vorwurf der Trägheit, der ganz allgemein gegen sie erhoben wird, in Schutz zu nehmen. Wir unterlassen das jedoch nicht deßhalb, weil wir von der Berechtigung eines solchen Vorwurfes überzeugt sind, sondern lediglich darum, weil uns ein solches Vorhaben bei der herrschenden Ansicht ebenso aussichtslos erscheint, als wenn wir es versuchten, unsre schwarzen Mitbürger vor den Augen der Welt weiß zu waschen.

Auf einen Punkt soll hier aber trotzdem besonders hingewiesen werden: auf den tief greifenden Einfluß, den die klimatischen Verhältnisse unter heißen Himmelsstrichen auf die Arbeitsleistung des Menschen ausüben. Dies besonders deßhalb, weil derjenige, der jahrelang solchen Einflüssen ausgesetzt war, das Gefühl hat, als würde in unsern Büchern viel zu wenig Gewicht auf diesen Umstand gelegt, ein Gefühl, das sich namentlich dann einstellt, wenn man die gleichen Beine, die in Europa so frisch und munter vorwärts eilten, wenn man die in Afrika so mühsam nachzuziehen hat, als wären sie durch Bleiklötze beschwert, und besonders dann, wenn einem jegliche Lust zu freiwilliger geistiger Bethätigung fehlt. Das ist nicht bloß eine andere „Luft“, die das bewirkt; da müssen tief greifende, innere Veränderungen im Spiele sein. „Halb mit Schmerz, halb mit Lust erinnere ich mich z. B. der sieben neuen Bände sprachwissenschaftlicher Werke, die ich vor meiner Abreise nach Ostafrika in Berlin mit dem festen Vorsatze erwarb, sie in jenen warmen Gegenden aufs gewissenhafteste auszubeuten. Als ich nach drei Jahren meine Koffer zur Rückbeförderung nach Europa packte, waren sechs Bände überhaupt noch nicht berührt, und im siebenten war ich nur bis Seite 9 gekommen. Ich muß allerdings zur Entschuldigung meines Unfleißes bemerken, daß meine Arbeitskraft durch die Lösung praktischer Aufgaben vollauf in Anspruch genommen war. Doch läßt sich jene geringe Bethätigung auf geistigem Gebiete hiedurch nicht ganz erklären.

Man begegnet nun freilich hin und wieder dem Einwurfe, daß der Neger, der dort geboren und aufgewachsen sei, doch unmöglich unter den Einflüssen seines heimathlichen Klimas leiden könne. Dem widerspricht jedoch schon die einfache Thatsache, daß auch der Schwarze vom Malariafieber und von all den anderen Krankheiten ergriffen wird, die dort den Europäer heimsuchen, sowie der Umstand, daß nicht selten ganze Dörfer aus gesundheitlichen Gründen verlassen werden; ein Umstand, der deßhalb so bemerkenswerth ist, weil der Bewohner des schwarzen Erdtheils bei der Anlage seines Wohnorts gewöhnlich nicht gesundheitliche Rücksichten, sondern äußere Sicherheit in den Vordergrund stellt, so daß ihm ein Hügel oder eine Insel in sumpfiger Niederung zum Wohnplatz geeigneter erscheint als in gesunder Lage, falls seinen Feinden durch jene äußeren Umstände der Zugang zu seinen Behausungen versperrt wird. Welchen nachtheiligen Einfluß endlich das heiße Klima in geistiger Beziehung auf den Menschen ausübt, lehrt die Entwicklungsgeschichte aller Tropenbewohner, mit besonderer Deutlichkeit die Entwicklungsgeschichte der Bantuvölker. Auch unsre Betrachtungen werden uns in mancher Richtung darauf hinführen.

Gehen wir nun auf die Arbeit der Suaheli näher ein, so müssen wir innerhalb dieses Volksstammes von vornherein zwei große Gruppen von einander unterscheiden, die Suaheli, die im Dienste der Europäer stehen, und die selbständig arbeitenden.

Da, wo der Weiße die Arbeit leitet, machen sich naturgemäß starke europäische Einflüsse geltend. Dies zeigt sich vor allem darin, daß sich das Arbeitsleben unter seiner Aufsicht zu einem streng regelmäßigen gestaltet, regelmäßig in Bezug auf den Beginn der Arbeit und regelmäßig in Bezug auf die Arbeitszeit. Morgens um sechs Uhr, gerade wenn die Sonne ihre ersten, schon ziemlich warmen Strahlen über die Landschaft ergießt, tritt man zur Arbeit an. Wie bei uns die Dampfpfeifen in ihren verschiedenen Klangfarben, so mahnen dort die dumpfen Töne mächtiger Trommeln zum Sammeln. Dabei weiß der Trommler seinem Signal einen anregenden, musikalisch idealen Anstrich zu geben, einen musikalisch idealen, denn er arbeitet mit seinen Trommelschlegeln zuerst im kräftigsten Lento und dann in immer gedämpfterem Prestissimo, bis drei kurze, scharfe Staccatoschläge das Ganze zum Abschluß bringen, als wollte er den Säumigen mit Nachdruck zu möglichster Eile anspornen.

Von Morgens sechs Uhr dauert die Arbeit gewöhnlich bis um zwölf. Dann tritt eine zweistündige Pause ein. Sie wird zur Bereitung und Verzehrung des bescheidenen Mittagsmahles und zur Abhaltung eines kurzen Schlummerstündchens benützt. Um zwei Uhr ertönen die Trommeln aufs neue. Um sechs Uhr Abends, kurz vor Sonnenuntergang, verkünden aber ihre bezeichnenden Töne — bisweilen von den Arbeitenden mit lautem Jauchzen begrüßt —, daß des Tages Last und Hitze ein Ende habe.

Im Gegensatz hiezu kann sich der selbständig arbeitende Suaheli an keine feste Arbeitszeit binden, weder so, daß er seine Beschäftigung regelmäßig zu einer festgesetzten Stunde oder Tageszeit aufnähme und schlösse, noch so, daß er seinem Berufe jeden Tag nachginge. Mitunter freilich arbeitet er sehr eifrig, namentlich wenn ihn seine Gläubiger

[1]) Vortrag, gehalten in der Abtheilung Leipzig der deutschen Colonialgesellschaft.

Digitized by Google

drängen, oder wenn ihn der Hunger dazu nöthigt, oder endlich wenn er sich an bevorstehenden Festlichkeiten hervorragend betheiligen möchte und nicht in der angenehmen Lage ist, die dazu nöthigen Auslagen bestreiten zu können. Sonst aber liegt er seiner Beschäftigung meist ganz unregelmäßig ob. Ist er gar in gehobener Festesstimmung, so denkt er tage- und wochenlang nicht mehr an seinen Beruf. Werden in einer solchen Zeit seine Kunden bei ihm vorstellig, so vertröstet er sie oft einen ganzen Monat hindurch auf das berühmte „morgen". —

Unter europäischem Einfluß stehen hauptsächlich die Träger, die Arbeiter auf den Pflanzungen und die Bauhandwerker.

Die Träger spielen natürlicherweise in einem Lande, wo Eisenbahnen, Lastwagen und schiffbare Flüsse fehlen, eine sehr bedeutende Rolle. Kein Reisender, überhaupt niemand, der im Innern des Schutzgebietes irgend etwas unternehmen will, kann ohne sie auskommen. In jeder Reisebeschreibung wird ihnen denn auch ein so breiter Raum gewidmet, daß es überflüssig erscheint, hier ihre Arbeitsweise näher zu verfolgen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß gerade durch sie eine Arbeitsleistung vollbracht wird, die selbst einem Weißen Achtung gebietend erscheint. Mit einer Last von 50 bis 60 Pfund auf dem Kopfe wandern diese Leute täglich von Morgens fünf Uhr bis um elf, nicht selten auch noch Nachmittags von drei bis sechs, bei Sonnenschein und Regenwetter, auf zum Theil kaum gebahnten, schmalen Fußwegen bergauf und bergab, Flüsse und Sümpfe durchwatend, barfuß über Ameisenschwärme, über umgefallene Baumstämme, über Schlingpflanzen und aufgetriebene Wurzeltheile wegschreitend. Bei der kärglichen Nahrung, die ihnen das Reiseleben bietet, eine wirkliche Kraftprobe.

Und trotzdem hängen sie mit zäher Leidenschaftlichkeit an ihrer Beschäftigung. Das freiere, ungebundenere Lagerleben und die Wanderlust überhaupt sind ihnen so ans Herz gewachsen, daß sie zeitweilig — wenn keine Trägerdienste zu erhalten sind — lieber hungern, als einen andern Beruf ergreifen. Während des Eisenbahnbaues in Tanga wurde z. B. eine Anzahl Träger, die gerade keine Arbeit fand, aufgefordert, sich als Erdarbeiter einstellen zu lassen. Aber obwohl man ihnen vorrechnete, daß sie dabei viel mehr verdienten, und obwohl sie augenscheinlich nicht in der rosigsten Lage waren, erklärten sie bestimmt, ihr Beruf sei das Tragen von Lasten und nicht das Graben. Sie wollten warten, bis sie wieder als Träger Verwendung fänden.

Nur wenn sie an einer schweren Last zu zweit oder zu viert schleppen sollen, werden sie ihrem Berufe oft untreu. Warum? Die ungemeine Unbeholfenheit der Schwarzen beim Zusammenarbeiten ist hier der tiefere Grund. Sie verstehen es nicht, durch gegenseitig geschicktes Zusammenwirken die Kräfte des Einzelnen möglichst zu schonen. Im Gegentheil. Während der vordere langsam geht — die Last wird in solchen Fällen an einer Stange auf der Schulter getragen — bemüht sich der hintere, seine Beine so schnell als möglich in Gang zu bringen. Dadurch wird die Last natürlich zum Schaukeln gezwungen, und die Stange reibt beiden die Schultern wund. Selbstverständlich schiebt jeder die Schuld auf den andern. Eine lebhafte „Debatte" entspinnt sich dabei, und nach einigen Stunden des Verhandelns wird der Beschluß gefaßt, die Last wegzuwerfen und gemeinsam das Weite zu suchen.

Lebhaft erinnere ich mich eines heiteren Vorfalls dieser Art. Ein Afrikaverein stiftete einer Missionsstation am Kilima-Njaro eine Glocke, deren Gewicht so bedeutend war, daß vier Träger zu ihrem Fortschaffen gewonnen werden mußten. Lange kam kein Unternehmungslustiger an. Durch die Vermittelung eines Dorfältesten fanden sich aber schließlich doch vier ein. In ihren Mienen freilich schien deutlich der Spruch zum Ausdruck zu kommen: „Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb." Wir warteten begierig auf Nachrichten über die Erfolge ihrer gemeinsamen Anstrengungen. Die erste Botschaft lautete gut: die vier Träger hatten schon 20 km ihres Weges zurückgelegt. Der zweite Bote dagegen hatte sie nur 5 km dahinter angetroffen, und Tags darauf kam bereits die Meldung, daß die Glocke, von ihren Getreuen verlassen, am Ufer eines Flusses ihrer Weiterbeförderung harre. Sie mußte dann unter Aufsicht an ihren Bestimmungsort gebracht werden. —

Während nun die Träger im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung verlieren werden — jede neue Verkehrseinrichtung thut ihnen Abbruch — nimmt die Wichtigkeit der zweiten Berufsclasse, die Wichtigkeit der Plantagenarbeiter von Tag zu Tage zu. Jedes Jahr bringt ja erfreulicherweise neue Unternehmungen zur Anlage von Pflanzungen, und jede derartige Gründung muß sich einen neuen Stamm von Arbeitern heranziehen.

Auf den Pflanzungen nun muß sich der Suaheli mit einer ganz neuen Arbeitsweise und mit oft ganz fremden Arbeiten bekannt machen. Selbst die Werkzeuge sind oft ungewohnte. Die nothwendige Folge davon ist, daß er sich wenigstens anfangs ziemlich ungeschickt anstellt und daß seine Leistungen den Erwartungen des Europäers keineswegs entsprechen. Daraus ergeben sich eine Reihe von Mißständen. Der Weiße, der jene Umstände oft übersieht, wird ärgerlich. Er hatte es früher, auf Sumatra und Java oder in Mexico, mit geschulten Arbeitern zu thun und vergleicht seine Schwarzen unwillkürlich damit. Dabei kommt der Schwarze natürlicherweise schlecht weg, und der Mißmuth darüber spiegelt sich oft in der Behandlung des Negers deutlich wieder.

Der Suaheli andrerseits, ein geschworener Feind alles Neuen, fühlt sich schon von vornherein in seinem Arbeitsverhältniß sehr unbehaglich. Die rauhe Behandlung macht ihm die Sache vollends unerträglich: er verläßt den Dienst, ohne um seinen Abschied gebeten zu haben. Ein bißchen Nachsicht und etwas pädagogischer Tact könnte dem manchmal vorbeugen.

Durch eine Art Accordarbeit sucht man freilich manchenorts zu befriedigenderen Ergebnissen zu kommen. Beim Schlagen der Stämme z. B. kann man dem Einzelnen zwei oder drei Bäume bezeichnen und ihm sagen, daß er nach dem Niederlegen der Stämme, auch wenn er vor Abend damit fertig werde, die Arbeitsstätte verlassen dürfe. Beim Anlegen von Wegen kann man in ähnlicher Weise verfahren, wenn man einer kleineren Abtheilung jedesmal eine gewisse Strecke zur Herstellung überläßt. Erfahrungsmäßig ist der Schwarze dann bestrebt, so bald als möglich fertig zu werden. Allein gerade darin liegen auch die Nachtheile einer solchen Arbeitsvertheilung. Sorgfalt heischende Verrichtungen, wie das Pflücken der reifen Früchte, das Bestäuben der Blüthen, das Setzen der jungen Pflänzchen, alles das kann nicht durch jene Art von Accordarbeit ausgeführt werden, da hiebei die Erfolge in hohem Maße von einer gewissenhaften Ausführung abhängig sind. —

Auch die dritte Berufsclasse, die der Bauhandwerker, nimmt gegenwärtig in regster Weise an der Culturarbeit in Ostafrika theil.

Die Küstenstädte des Schutzgebietes sind so eng und winklig gebaut, daß man wirkliche Straßen in ihnen vergeblich sucht. Nicht selten muß man sich, wenn man im Gänsemarsch die Stadt durchwandert, in der abenteuerlichsten Weise zwischen den einzelnen Hütten durchschlängeln, ein Umstand, der der Durchführung einer geordneten Verwaltung und der Handhabung einer polizeilichen Ordnung

Digitized by Google

ebenso im Wege steht, wie er in gesundheitlicher Richtung nachtheilig wirkt, den Straßenverkehr beeinträchtigt und das Schönheitsgefühl verletzt. Eine der ersten Sorgen der deutschen Regierung war es daher, hierin Wandel zu schaffen. Für Tanga, Bagamoyo, Dar-es-Salaam und für andere größere Küstenstädtchen wurden Stadtpläne mit einem regelmäßigen Straßennetz entworfen. Bauvorschriften erschienen, die die Steinhäuser den besseren, die Lehmhütten den entlegeneren Stadttheilen zuwiesen, und die Folge davon war, daß die Bauhandwerker für einige Zeit die lohnendste Beschäftigung fanden.

Unter Suahelibauhandwerkern darf man sich jedoch keine berufsmäßig ausgebildeten Handwerker, oder Handwerker in unserm Sinne, vorstellen, keine Handwerker, die nach bestimmten Plänen, nach Zeichnungen oder Mustern selbständig zu arbeiten vermögen. In Ostafrika genügt z. B. für den Schreiner, daß er ein Brett abhobeln und leidlich gerade durchsägen kann. Sehr oft nennt sich ein solcher mit einem gewissen Selbstgefühl schon „Meister".

Neben dem Schreiner arbeitet dort der Zimmermann, der Maurer, der Erdarbeiter, der Stein-, der Holz-, der Kalk- und der Wasserträger. Die Zimmerleute behauen in der Regel die herbeigeschafften Stämme. Das bringen die meisten von ihnen fertig. Das Abmessen der einzelnen Balken dagegen muß der Europäer übernehmen, und er muß dabei außerordentlich vorsichtig sein, da sein schwarzer Mitarbeiter, wenn die Bleistiftstriche nicht ganz unzweideutig gezogen sind, mit Vorliebe an der unrichtigen Stelle absägt. Tüchtigere „Meister" verstehen es auch, zwei Balkenstücke im schiefen Schnitt zusammenzufügen. Doch genießen solche unter ihren Zunftgenossen schon ein gewisses Ansehen.

Maurer und Erdarbeiter können ohne den Seiler nicht auskommen. Die Breite einer aufzuführenden Mauer oder eines auszuhebenden Grabens bezeichnet man ihnen gewöhnlich mit zwei parallel gezogenen Seilen. Zwei andere, möglichst straff gespannt und senkrecht auf die unteren ausgerichtet, deuten die Höhe und den Aufbau des Gemäuers an. Leichte Lothe, aus Grashälmchen und kleinen Steinchen hergestellt und an den obern Seilen aufgehängt, vervollständigen die Anschauungsmittel und bestimmen zugleich die Plätze, die für Thür- und Fensteröffnungen frei gehalten werden müssen. Wo Luftlöcher auftreten sollen, werden runde Baumstämmchen oder Bananenstrünke eingelegt und übermauert. Auf diese Weise kann jenen Arbeitern ihr Tagewerk genau zugewiesen werden, so daß sie ohne weitere Beihülfe ihrer Aufgabe gerecht zu werden verstehen.

Die Stein-, die Holz-, die Kalk- und Wasserträger dagegen bedürfen steter Aufsicht. Sie haben die Baumaterialien von den Lager- und den Verkaufsplätzen am Strand nach dem Bauplatz zu schaffen. Auch das Wasser ist dort zu holen, da nur wenige Brunnen gegraben sind und ergiebige Quellen nur dort zu Tage treten. Der Weg dahin ist oft weit, die Gelegenheit zum Scherzen und zur Unterhaltung reich, ein Ueberblick über alle unmöglich. Man sucht nun mit Hülfe von schwarzen Aufsehern auszukommen. Sehr häufig macht man dabei aber recht trübe Erfahrungen. Denn meistens fügen sich eben die Untergebenen den Befehlen ihrer schwarzen Vorgesetzten nicht. Die Aufseher halten es deßhalb für das gerathenste, sich dem Willen ihrer Pflegbefohlenen unterzuordnen, d. h. an das Arbeiten erst in zweiter Linie zu denken.

Unter jenen Hülfsarbeitern fällt der anstrengendste Dienst unstreitig den Holzträgern zu. Das Mangrovenholz, das in Ostafrika allgemein zum Bauen verwendet wird, ist so schwer, daß es im Wasser, selbst im Meerwasser, nicht schwimmt. Zur Beförderung eines größeren Stammes muß man daher so viele Leute heranziehen, als daran überhaupt Platz finden können. Bei einem solchen Zusammenwirken feiert dann die Unbeholfenheit der Suaheli ihre höchsten Triumphe. Ein Beispiel möge das veranschaulichen.

Nachdem die ganze Schaar der Leute, 15—20 Köpfe, auf einer Seite des Stammes aufgestellt ist, die stärkeren am dickeren Ende, wird das Zeichen zum Aufheben des Balkens gegeben. Zunächst versuchen sie nun, dem Europäer begreiflich zu machen, daß die Last für sie zu schwer sei. Alle legen zwar vorschriftsmäßig ihre Hände an den Stamm; das Holz will aber nicht in die Höhe kommen. Mit vollendeter Verstellungskunst geben sie sich den Anschein, als verdoppelten sie ihre Anstrengungen. Läßt man sie dann, ohne eine Miene zu verziehen, ihre Schauspielertalente eine Weile ausüben, so erheben sie sich bald und erklären allen Ernstes, das Fortschaffen des Stammes sei unmöglich. Hierauf theilt man ihnen gelassen mit, daß man ihre List durchschaut habe. Nun bricht die ganze Schaar in ein höllisches Gelächter aus. Darauf flüstern sie sich zu: „Den kann man nicht hinters Licht führen." Nun wird ihnen erklärt, daß das Holz unter allen Umständen fortgeschafft werden müsse. Man läßt zuerst das eine, dann das andere Ende des Stammes in die Höhe heben, und schließlich sitzt die gefürchtete Last sicher auf den Schultern der Trägerreihe. Die erste Schwierigkeit ist damit überwunden.

Auf dem Weg zum Bauplatz freilich erhebt sich bald eine neue. Es gilt, die Last auf die Höhe der etwas steilen Uferrampe hinaufzuschaffen. Sobald nun der Pfad zu steigen beginnt, fühlen die hinteren, daß sie einen erheblicheren Theil des Stammes zu tragen haben. Die Last drückt sie immer mehr. Sie glauben nicht anders, als daß die vorderen ihnen einen Schabernack spielen, und drohen, den Ballen abzuwerfen. Man hat die größte Mühe, sie davon abzuhalten und ihnen begreiflich zu machen, daß das der Hälfte von ihnen die Beine kosten würde. Beginnt dann der Weg wieder eben zu werden, so sind alle plötzlich wieder guten Muthes. Einer von ihnen stimmt ein kurzes Liedchen an. Es handelt entweder von der schweren Arbeit, oder von der Strenge des Aufsehers, oder vom mageren Lohn und schließt — in weiterer Ausführung dieses Themas — meist mit der Anspielung auf Gewährung eines guten Trinkgelds. Der Chor wiederholt die Worte in freudig zustimmender Weise. Dann setzt der Vorsänger aufs neue ein, der Chor folgt, und so geht es in schnellstem Tempo dem Bauplatz zu.

Hier entspinnt sich allerdings sofort wieder eine kleine Verhandlung. Denn unterwegs wechselten einige der Schwächeren die Schulter. Ein Theil der Leute hat somit den Kopf gerade auf der Seite, nach der der Stamm abgeworfen werden soll. Die meisten von ihnen sind sich jedoch dessen nicht bewußt. Sie blicken verwundert um sich, wenn ihnen ihre Genossen durch Zurufe verstehen zu geben suchen, sich auf die andere Seite zu stellen. Endlich wird ihnen klar, daß sie wirklich ihre Köpfe zurückziehen müssen, falls sie mit heiler Haut davonkommen wollen. Mit freundlicher Miene folgen sie der gegebenen „Anregung", und unter großem Halloh der ganzen Versammlung fällt der Stamm auf den für ihn bestimmten Platz nieder.

Dünnere Hölzer vermögen die Leute natürlich auch ohne Aufsicht fortzuschaffen. Bei schweren Stücken darf man es jedoch nicht versäumen, selbst die nöthigen Anordnungen zu treffen; sonst sind Unfälle an der Tagesordnung. So war ich z. B. nur ein einzigesmal nicht im Stande, beim Fortschaffen eines schweren Stammes zugegen zu sein. Gleich brachten die Träger einen der ihrigen an, dessen rechte Schulter auseinander gerissen war. Er hatte versucht, die Last zu halten, als die anderen nachließen, und hatte sich dadurch eine solch schwere Verletzung zugezogen.

Dem gegenüber haben die Steinträger jedenfalls einen viel leichteren Dienst. Sie schaffen ihre Lasten auf dem Kopfe fort, entweder so, daß sie dazu Körbe benützen, die aus Palmblattstreifen verfertigt sind, oder daß sie sich mit einer einfachen Unterlage aus Bananenblättern begnügen, die sie bauschartig zusammenbinden. Bedeutende Gewichtsmengen laden sie aber nicht auf. Auch die Kalkträger verwenden jene Körbe. Die Wasserträger in ihrem feuchtfröhlichen Betrieb dagegen benützen mit großer Vorliebe die Blechgefäße, in denen der Nordamerikaner sein Erdöl nach Ostafrika sendet.

Zu den Bauhandwerkern im weiteren Sinn sind schließlich noch die Holzhauer, die Steinbrecher und die Kalkbrenner zu rechnen. Die Holzhauer haben die Aufgabe, aus den Mangrovenwäldern an der Küste die geradesten und stärksten Stämme auszusuchen. Oft treffen sie solche von 8—10 Meter Länge und 15 Centimeter mittlerem Durchmesser an. Die Steinbrecher arbeiten gleichfalls in unmittelbarer Nähe des Meeres. Mit schweren Brecheisen trennen sie von dem Korallenkalk, der dort zu Tage tritt, einzelne Stücke ab, laden sie in größere Segelboote und führen sie den Lagerplätzen zu. Dort werden die Steine aufgeschichtet und dem Kubikmeter nach verkauft. Der Maurer verwendet sie, ohne sie zu behauen, mit einem starken Zusatz von Mörtel zur Aufführung der Mauerwerke. Der weiche Kalkstein tritt denn auch mit seinem Bindemittel in so enge Gemeinschaft, daß das Ganze nach dem Abtrocknen wie aus einem einzigen Guß hergestellt erscheint. Das Stammholz dann erwirbt man dem Stück nach, kleinere Nutzhölzer in Partien zu 20 Stück. Die zum Brennen geeigneten Kalksteine legt man auf einen kreisrund aufgebauten Holzstoß und überläßt dem Feuer die weitere Arbeit. Der gebrannte Kalk wird neuerdings kubikmeterweise gekauft. Früher schloß man die Käufe in Bausch und Bogen ab.

Den Uebergang zur Gruppe der selbständig arbeitenden Suaheli endlich bilden die persönlichen Diener der Europäer, in Ostafrika unnöthigerweise boys genannt.

Sie haben in den Wohnzimmern ihrer Herren eine gewisse Ordnung aufrecht zu erhalten, die gewünschten Kleider herbeizuschaffen, bei den Mahlzeiten aufzuwarten und etwaige Ausgänge zu besorgen, alles Dienstleistungen, die bei alleinstehenden Herren keine besondere Zeit in Anspruch nehmen. Nach vier bis fünf Stunden mäßiger Arbeit kann der Diener daher seinem Vergnügen nachgehen. Er legt sich zuerst in den Schatten eines nahen Baumes, um sich von seinen Anstrengungen zu erholen. Dann macht er als Stutzer, mit weiß gestickter Mütze, sauberem Schulterhemd, hübschen Sandalen und zierlichem Stöckchen — die Cigarrette darf nicht fehlen — seinen Rundgang in der Stadt, um seine Wohlhabenheit zur Schau zu tragen. Auch Nachts macht er sich oft in auffälliger Weise bemerkbar, so daß er nicht selten der Sicherheitswache Gelegenheit zum Einschreiten gibt. Trotzdem also diese Leute in engster Fühlung mit den Weißen stehen, haben sie das ursprünglich Negerhafte am treuesten bewahrt.

Trotz alledem hält aber jeder Europäer ungemein viel auf seinen schwarzen Burschen. Auch der „boy“ ist jederzeit bereit, das Lied seines Herrn zu singen. Natürlich! ist es doch immer eine größere Ehre, einem einflußreichen als einem einfachen Herrn zu dienen. Wunderbarerweise ist jedoch auch der Europäer so für seinen Burschen eingenommen, daß er alle Mühe hat, eine offene Bemerkung über seinen Diener nicht als persönliche Beleidigung aufzufassen. Wir kannten unsre Schwäche auf diesem Gebiete und nannten unsre dienstbaren Geister gegenseitig stets „Perlen“. Wenn dann einer von ihnen über Nacht von der Wache hinter Schloß und Riegel gebracht worden war, so nahm es sich sehr lustig aus, zu hören: Ihre „Perle“ sitzt auch wieder in Nummer „Sicher“.

Die Träger und die Diener nun treten in ihr Arbeitsverhältniß meist mit dem Recht und der Pflicht monatlicher Kündigung ein. Die Träger allerdings müssen bei größeren Unternehmungen für die ganze Dauer einer Reise zusagen. Die Löhne kommen dem entsprechend monatlich oder am Ende der Reise zur Auszahlung. Doch werden Vorschüsse gern gewährt. Auch bei den Plantagenarbeitern und Bauhandwerkern herrscht dieses Dienstverhältniß vor, doch so, daß manche unter ihnen es vorziehen, auf Taglohn zu arbeiten. Der Europäer sucht seine Leute gewöhnlich für größere Zeiträume zu verpflichten. Der Suaheli aber findet an den lockeren Beziehungen, wie sie die Taglohnarbeit gewährt, mehr Gefallen. Er ist dabei unabhängiger und sieht sich bei plötzlicher Lösung des Arbeitsverhältnisses nicht gerichtlich verfolgt.

Die Höhe der Löhne richtet sich nach dem Alter, nach der Brauchbarkeit und der Geschicklichkeit des Arbeitenden. Sie wechselt zwischen 20 Pfg. und M. 1.30 täglich. Die niedersten Lohnsätze fallen dabei auf jugendliche Arbeiter, die höchsten auf die schwarzen Aufseher; die Mehrzahl der Leute verdient im Tag 35—40 Pfg., für die dortigen Verhältnisse ein sehr gutes „Einkommen“.

Nicht so bescheiden in ihren Ansprüchen ist die Gruppe der selbständig arbeitenden Suaheli.

Im Gefolge Heinrich Heine's.

Von A. K. T. Tielo.

Von Goethe abgesehen, hat in diesem Jahrhundert kein deutscher Lyriker auf unser Volk so nachdrucksvoll und andauernd eingewirkt wie Heinrich Heine. Geibel mit seinen ersten Gedichten und Bodenstedt mit seinem Mirza Schaffy haben das „Buch der Lieder“ in der Anzahl der Auflagen weit überholt; ein wahrer, tief greifender Erfolg ist nur der geistreich gemüthvollen Muse des letzteren beschieden worden.

1827 war das schöne Werk in die Oeffentlichkeit getreten: es fand ebenso laute Verehrer wie Verächter. Aber wohl gemerkt! Immer ist nur die Lascivität seiner Sitten angefeindet worden, sein künstlerischer Geist wurde niemals und nirgends auf die Wagschale gelegt. Besonders die Jugend wurde von diesem glänzenden Byronianer unwiderstehlich angezogen. Hören wir einmal eine flüchtige Tagebuchnotiz, die sich 1840 an die 3. Ausgabe der Lieder unmittelbar anreihte, eine Stimme, die um so wichtiger und gewichtiger erscheint, als sie das reinste Bekenntniß eines jungen Herzens ausmacht:

„Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu flüstern wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Wehmuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. . . .“

Der so überschwänglich Heine's Genie feierte, war ein 15jähriger Handelsschüler in Leipzig — Ferdinand Lassalle.

Den stärksten Einfluß gewann Heine von jeher auf tastende, unsichere Talente, auf solche, die erst ihre Kraft erproben wollten. Sie suchten an ihm ihren Halt und konnten, einmal von ihm beherrscht, nie wieder seinen Zauberkreis durchbrechen. So erging es namentlich Franz v. Gaudy und, um bloß einen der „Neueren“ zu citiren, Eduard Grisebach. Aber selbst freiere Lyriker, Grün und

Digitized by Google

Geibel an ihrer Spitze, haben seines Geistes Hauch verspürt. Und noch jetzt fördert das Weihnachtsfest fort und fort eine Menge heinisirender Dichtungen zu Tage, zumeist Producte junger Leute oder jener Alten, die ewige Jungen bleiben. Man muß es sich indessen vor Augen halten, daß selbst der Fähigste ganz aus eigenem Vermögen nichts hervorragendes zu leisten vermag. Gesteht doch Goethe offen und ehrlich: „Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns waren. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte." So wird man bei jedem Schriftsteller direct wahlverwandte Vorgänger und Wegweiser ermitteln können. Nur fällt die Art und Ausdehnung der einzelnen Beziehungen sehr verschieden aus, je nach der ursprünglichen Begabung des Betreffenden. Schiller als strebsamer Karlsschüler steht 1778 noch nicht auf eigenen Füßen; Klopstock leuchtet ihm sonnenhaft voran. Doch sein Standpunkt ist gerechtfertigt, wenn er die Vorwürfe seines Freundes Scharfenstein zurückweist: „Freilich hab' ich Klopstock viel zu danken, aber ich hab' mir sein Gefühl zu eigen gemacht." Sein stürmisches Gedicht zeigt thatsächlich bereits den Schöpfer der „Räuber" an; die todte Nachahmung geht in lebendige Nacheiferung über.

Aber der heinisirende Poet bleibt gewöhnlich, wie schon angedeutet, in der hergebrachten Bahn stehen, ohne viel mehr als die gute, alte Manier in Form und Bild aufgenommen zu haben. Er schreibt entweder keck-sentimentale Liebeslieder oder ätzende Zeitsatiren, in denen er möglichst durch graziösen Esprit und scharf pointirte Contraste zu bestechen sucht. Vor dem lieben Gott, der heiligen Person des „angestammelten" Landesvaters und der hochwohllöblichen Staatsgewalt trägt er indessen neuerdings, ein Spiegel seiner bequemen, salonmäßigen Zeit, die kindlichste Ehrfurcht und hochwohllöblichste Ergebenheit zur Schau. Diese gediegene Vorsicht könnte man noch allenfalls zweckdienlich erachten. Aber ihm fehlt vor allem die Macht der zwingenden Persönlichkeit, welche überall ihr Körnchen Salz hinzuthut und damit die scheinbar unverdaulichsten Speisen würzt und lecker zubereitet. Er weiß nicht die ererbte feine Technik mit selbstherrlichen Gedanken zu erfüllen und die überkommene Architektonik schöpferisch auszubauen. Mag er sich auch lärmend auf die Fußspitzen stellen, man erkennt doch den kleinen, unterthänigen Gefolgsmann. Man lächelt über seine liebliche Harmlosigkeit und läßt ihn laufen.

Vor der Oberhoheit Heine's haben sich auch mehr oder minder die nachfolgenden drei Autoren zu beugen. Zur vollen Selbständigkeit ist keiner von dieser Trias vorgedrungen, und der letzte wird eigenen Grund und Boden voraussichtlich niemals erwerben. —

Rudolf Knuffert ist am weitesten vorgeschritten. Er ist nahe daran, sich von Heine's Aegide zu emancipiren. Oft klingt er nur von fern an sein bewährtes Vorbild an, und eine Anlehnung im Detail läßt sich nicht mehr mit absoluter Sicherheit nachweisen. Nicht allein der erste Abschnitt seiner Lieder[1]) hätte die Bezeichnung „Erotika" verdient, sondern auch die Gruppe der daran geschlossenen. Er verfügt über eine sinnige Beobachtung und inniges Gefühl; an irgend eine bedeutungslose Begebenheit versteht er einen bedeutungsvollen Gedanken oder eine vollendende Bemerkung mit eleganter Bildlichkeit anzuknüpfen. Wie Heine hat er die Blumen, besonders die Rosen und Lilien mit Vorliebe zu Verkündigern seines Seelenlebens gemacht; seiner Geliebten rühmt er Rosenhände und Lilienohren nach. Es ist die obligate „fromme Liebe". Die Schöne wird selbstverständlich als Engel verherrlicht. Wenn er sich an ihrem „Himmelsangesicht" weidet, oder wenn er gar in „ihres Geistes frommes Licht" hinabtauchen darf, dann strahlt er von „himmlischem Entzücken". Sie gibt und nimmt sein Glück wie der Herrgott selber. Aber wie es auch kommen mag: ihr, seiner „Königin", möchte er „ums Haupt die Himmelskrone" schlingen. Kurzum, Knuffert himmelt zeitweilig wahrhaft himmlisch, um in seinem abgeschmackten Himmelsstile zu reden. Während aber Heine vor seinen Rosen und Lilien und Tauben demüthig auf den Knieen liegt, um sie nach abgehaltener Andacht um so frecher zu verunreinigen, bleibt sein Schüler immer ein züchtiger und sittlicher Jüngling. Wenn er tanzt — und er tanzt im Gegensatz zu seinem verehrten Lehrer mit Wonne —, schielt er nach „des schimmernden Busens Wellen", „dem höchsten Erdenreiz". Auch sonst erlaben ihn „eines Busens Schnee", „eine schöne Büste" oder „entblößte Brüste". Einer von den Liedercyklen ist „verlor'ne Neigung" betitelt. Wie treffend er sein Sinnen und Minnen zu charakterisiren versteht! Neigung! Ergo, man glaubt ihm nicht recht, wenn er von seinem wilden oder gar blutenden Herzen lamentirt. Es ist sehr fragwürdig, ob er wirklich „nie verzeihen und vergessen" könne, und ob jemals „auf seinem Herzen ein Hassen gelegen habe wie eine blitzdurchflammte Nacht". Doch kann man hier wenigstens nicht die Gluth der Sprache in Abrede stellen. Was er von seinem verfehlten Leben, vom Grabe seines Lebensglückes und von seiner Todessehnsucht seufzt, ist eitel Phantasterei. Das bedeutet alles nur eine schwärmerische, kurzlebige Jugendeselei. Ueberhaupt gefallen sich überspannte Schwächlinge in allerlei herzbrechenden Kraftposen, vornehmlich mit der interessanten blassen Leichenbittermiene des Armen in der Pariser Matratzengruft. Da dünken sie sich ihren Dämchen gegenüber geradezu unwiderstehlich. In solchen schaurig schönen Momenten vergaffen sie sich à la Heine in ihre eigenen ungeheuren Atlasqualen. Es rinnen dabei natürlich viele Thränen — in Knufferts Liedern „goldene Thränen" sogar. Zur echten Heine-Lyrik gehören endlich noch als unerläßlicher Apparat Sonne, Sterne und Träume. Man trifft alle diese Dinge in musterhafter Vollzähligkeit beisammen, nur müht man sich vergeblich, die schluchzende Nachtigall, den Lieblingsvogel mondscheinsüchtiger Romantiker, an diesem Orte zu entdecken. Dafür hat er die griechische Mythologie mit Amor, Iris, Aurora und Luna seinen Zwecken dienstbar gemacht, leider! — und sein Genius trägt noch immer auf der Stirne jenes Freiligrath'sche Kainsmal, das uns doch längst — man verzeihe den Ausdruck — im Magen liegt. Aber trotz alledem und alledem! Mag auch der junge Verfasser allzu auffällig von fremden Spuren geleitet sein, manchmal quellen in seinen Gedichten reine, tiefe Töne, und hie und da fluthet auch bereits etwas wie abgeklärte, bewegende Leidenschaft. Von diesem karg bemessenen Gebiet intensiver Empfindung hebe ich eine kurze Probe heraus, die zugleich für seine plastische Momentmalerei ein beredtes Zeugniß ablegt:

„Aus dunkler Himmelswolke zuckt ein Strahl,
Du meinst, es sei des Himmels lichter Saal
Geöffnet plötzlich durch den Feuerspalt;
Doch schon sind finster wieder Feld und Wald.

So sendest aus den dunklen Augen du
Zuweilen blitzgleich einen Blick mir zu,
Aus dem ein Himmel mir entgegenblinkt,
Indeß mir eings die Welt in Nacht versinkt." —

Fritz Stern macht an Heine's Hand seine ersten tappenden und schwankenden Gehversuche. Ihm ist wohl ein leiser Instinct für das Poetische im prosaischen Leben mitgegeben, aber er vermag den Kern und Angelpunkt seines

[1]) „Lieder" von Rudolf Knuffert. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896.

Sujets nur unklar zu erfassen und demgemäß nur mit dämmerhaften Contouren zu Papier zu bringen. Er versteht es noch nicht, die Stille seines Herzens zu belauschen. Seine Verse sind mit einer gewissen fröhlichen Leichtigkeit hingeworfen. Aber diese Leichtigkeit entspringt der Lässigkeit des Reimes und des Metrums, diese Leichtigkeit ist streng genommen Leichtfertigkeit. Selbst in der formalen Ausgestaltung seines Stoffes möchte er sein schillerndes Vorbild portraitiren. Freilich hat er von der raffinirten Kunst der Heine'schen Flüchtigkeit so viel begriffen wie ein gelehriger Affe vom Geigenspiel. Wo jener mit einem spitzen Biberhaarpinsel tuscht, wirthschaftet dieser mit einem borstigen Stubenmalergeräth. Des Virtuosen ausgetüftelte Finessen verwandeln sich bei diesem Anfänger in unbedachte Plumpheiten.

Seinem Buche kann man den Vorzug einer einheitlichen Stimmung zusprechen. Dieser hübsche Vorzug erweist sich wiederum als garstiger Fehler. Die Einheitlichkeit des Farbentones resultirt aus der trägen Einseitigkeit und blöden Schwäche seiner Anschauung. Sein Horizont läßt sich mühelos umfassen. Es mangeln ihm die inneren und verinnerlichten Erlebnisse. Daher wiederholt er sich beständig, er variirt immer dasselbe Thema mit der langweiligsten Ausdauer. Kennt man ein Poem dieser Art, so kennt man die übrigen sammt und sonders. „Gegen Abend ..."[1]) hat er seine Sammlung sehr charakteristisch betitelt. In diesem Bereich bewegt sich seine ganze tappende Gefühlssphäre. Dämmerung — ein letztes Tagesleuchten, auf der beruhigten Fluth ein Schiff und herüberschwellende dunkle Nacht — das ist sein A und sein O. Also „die Heimkehr" hat es ihm angethan, und zwar müssen als die Hauptschuldigen die verführerische Lorelei und „Du bist wie eine Blume" angesehen werden. Daneben sind ein bischen Sehnsucht nach dem stillen Frieden der Kindheit, ein paar wächserne Engel und ein Stückchen Ewigkeit völlig auf sein Conto zu setzen. Trotz seiner Jugendlichkeit hat er bereits viel geliebt und viel gelitten, natürlich immer frei nach Heine. Wie dieser singt er eine ganze Galerie holder Mädchen an, alphabetisch geordnet: Anna, Johanna, Margherita, Maria und Mathilde. Dem verliebten Don Juan muß man gelegentlich recht übel mitgespielt haben. Ihn peinigt in dunkeln Stunden ein „ungeheures Herzeleid", und dann und wann bricht ihm, „dem armen, leidenden Manne", horribile dictu, das gemarterte Herz entzwei. Alsdann nimmt er Fechterstellung ein, und schmerzüberwältigt, gerührt von dem eigenen übergroßen Weh, weint er die berühmte „einsame Thräne". Solche Glanzpartien seines Erdenwallens dürfen beileibe nicht der staunenden Mit- und Nachwelt entzogen werden.

Als eingeschworener Heinejünger kommt er selbstredend nicht ohne ein Quentchen Lüsternheit davon. Aber seine Sinnlichkeit präsentirt sich ohne berechnende Kühnheit und berauschenden Schmelz. Anbetend versenkt er sich in die Pracht eines „süßen, nackten Arms" oder sinkt mit jungdeutscher Inbrunst vor ihrem „süßen, ungenoss'nen, jungfräulichen Götterleibe" aufs Knie. Auf diesen „süßen, ungenoss'nen, jungfräulichen Götterleib" lächelt, versteht sich, ein „süßes Engelsangesicht" hernieder.

Weiterhin plagt er sich mit der beliebten Heine'schen Ironie herum: „Ambrosia, gemischt mit Sauerkraut". Man kann unbesorgt in dieses saubere Collaborat hineinfahren, auf einen witzigen Stachel oder stacheligen Witz wird man nirgends stoßen. Zur Abwechslung hat er ein paar läppische, duftlose „Volksliedchen" gedrechselt, in seinem „Schloß" Uhland und in seiner „Mühle" Eichendorff und Storm nachgeahmt. Das letztgenannte Gedicht erhebt sich um ein gutes über das Niveau seiner Naturgedichte; es berückt mit seiner maßvoll beschleunigten Melodie und seinem zarten Stimmungsgehalt. Das Buch schließt mit einer weinerlichen, innerlich unwahren Geschichte eines „armen, sterbenden Künstlers".

Summa summarum?

„Sei nur ruhig! meine eignen
Wege geh' ich unbeirrt",

erklärt der Dichter Fritz Stern am Ende seiner Sarkasmen mit edler Bescheidenheit. Nun, ich bewundere Ihren heroischen Idealismus, Herr Dichter, zumal in unsrer Zeit, wo täglich mehr und mehr die Bessern schwinden. Oder sollte etwa Ihre grandiose Erklärung nur eine versteckte Ironie darstellen? —

Herr Franz Kurz-Elsheim hat aber noch viel, viel weniger zu sagen als das melancholische Fritzchen. Wahrscheinlich ein ehrenfester Charakter, ein höchst liberaler, prompt steuerzahlender Bürgersmann — mit der Göttin Poesie hat er niemals etwas zu thun gehabt. Sein libellus Fin de siècle[1]) liefert für ihn mit seinen wenig zahlreichen und doch viel zu zahlreichen Blättern ein fortgesetztes widerwilliges testimonium paupertatis. Freilich erhebt er auf Genialität auch nicht die geringsten Ansprüche. Mit komischem Ernst bemerkt er ausdrücklich, er wolle nur Reimereien und Verse fabriciren. „Und sollte sich doch ein Gedicht eingeschlichen haben" — nicht doch, dieses Malheur ist ihm leider Gottes nirgends passirt. Mit wundervollen Plattheiten und Flachheiten eifert er gegen Frauenputz und ästhetische Theegesellschaft, gegen Duell und verrottetes Fabrikwesen, gegen Vereinsmeierei und moderne Ehen. Und so fort. Die Hand eines Künstlers hätte dem aufgebotenen Material gewiß manches beißende Epigramm, manchen launigen Scherz und manche erschütternd tragische Episode abgewonnen; ein unbeholfener Dilettant stolpert ewig über die eigenen Füße. Wo er einmal ein gutes Wort hervorstammelt oder eine geschmeidige Wendung zu Wege bringt, da plappert er Heine nach. Er verabschiedet sich von dem Leser mit seinem trivialen Machwerk „Lisette", einem widerlichen Gemengsel von Heine, Bürgers „Pfarrertochter von Taubenhain" und Goethe's Gretchentragödie. Diese widerlichen Romanzen stattet er mit einer prächtigen Randglosse aus: „Anmerkung für die Modernen: das Recht der Dramatisirung vorbehalten." Von ähnlicher denkwürdiger Originalität nimmt sich seine ungereimte Prosa aus, von der ich noch ein paar Goldkörner zum besten geben möchte. „Eines hoffe ich, daß nach mir ein wirklicher Poet kommt, der die Stoffe zu wirklichen Gedichten benutzt ..." Wie man nur aus eigenen großartigen Gepflogenheiten auf die seiner lieben Mitmenschen schließen kann! Der Poet „von Gottes Gnaden" zieht seine Stoffe nicht aus dem schalen Versgeklapper irgend eines braven Tendenzpoetasters, sondern er findet sie draußen im frohen, frischen Leben. Und weiter: „Ich erwarte nun, daß der Verleger nicht mit dem Buche hereinfällt, und ferner auch, daß dies keinen Anlaß gibt, mir nach meinem Tode ein Denkmal zu verweigern." Vielleicht dürften sich diese hoch fliegenden Dichterträume nicht so ganz realisiren. Der Verleger wird am Ende hereinfallen und das Denkmal — Schwamm drüber! Einstweilen möchte ich dem tapferen Reimerhauptmann die Moral von der Geschichte, eine alte Moral in neuer Auflage, nicht vorenthalten. Die Lectüre seiner poetischen Heldenthaten legte sie mir unwillkürlich wieder einmal in den Mund: „Schlechte Verse, resp. schlechte Witze zu machen, ist ein sehr unschuldiges Vergnügen; aber sie pietätlos drucken zu lassen, ist die achte und ärgste der schwarzen Todsünden."

1) „Gegen Abend ..." von Fritz Stern. Genf, H. Robert.

1) „Fin de siècle. Verse und Reimereien" von Franz Kurz-Elsheim. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1896.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Direction der Berliner Sternwarte hat dem „Reichs-Anzeiger“ folgende Mittheilung zugehen lassen: „Die nähere Erforschung der Eigenthümlichkeiten der Kathodenstrahlen, welche seit etwa drei Jahrzehnten von mehreren Physikern unternommen worden ist, hat nicht nur zu der epochemachenden Entdeckung der Röntgenstrahlen geführt, sondern auch sehr viel versprechende Aussichten für die Erklärung gewisser Himmelserscheinungen und gewisser Beziehungen zwischen den Zuständen der Sonne und den elektrischen, sowie den magnetischen Erscheinungen auf der Erde eröffnet. Vor etwa zwei Jahren ist von der Leitung der hiesigen Sternwarte eine Reihe von experimentellen Untersuchungen in dieser Richtung angeregt, und sie ist seitdem mit Staatsmitteln in solcher Weise unterstützt worden, daß der Kathodenstrahlforscher Prof. Goldstein als Physiker der Sternwarte angestellt und insbesondere mit Untersuchungen der Bedeutung der Kathodenstrahlen für die Erscheinungen im Weltraum betraut worden ist, während die experimentellen Hülfsmittel und Einrichtungen hierfür dem genannten Physiker anfangs in dem physikalischen Institut der Universität, sodann in der Physikalisch-technischen Reichsanstalt zur Verfügung gestellt wurden. Bis jetzt sind über die Ergebnisse der bezüglichen Untersuchungen nur wenige Einzelheiten in den Fachblättern, besonders in den Jahresberichten der Sternwarte, veröffentlicht worden, weil man den Arbeiten, gemäß den Gepflogenheiten der Wissenschaft, einen gewissen Abschluß zu geben wünschte, bevor die größere Oeffentlichkeit damit befaßt wurde. Wenn diese Zurückhaltung in den nachfolgenden Mittheilungen aufgegeben und etwas zusammenhängender von den hier bereits gewonnenen Erfolgen in der Oeffentlichkeit berichtet wird, so besteht der Anlaß hierzu darin, daß an anderen Stellen, im Ausland, in allerneuester Zeit ähnliche Untersuchungen in Gang gekommen sind, und daß die viel weniger entwickelten, geschweige denn abgeschlossenen Resultate derselben sofort der breitesten Oeffentlichkeit übergeben worden sind. Dem gegenüber handelt es sich darum, den hiesigen Arbeiten jetzt auch in der Oeffentlichkeit ihr Recht durch folgende kurze Angaben zu wahren. Es ist Hrn. Prof. Goldstein bereits seit mehreren Jahren gelungen, sehr wesentliche und charakteristische Züge der Kometenerscheinungen, nämlich der Lichtausstrahlungen am Kometenkopf und der daraus hervorgehenden Schweifentwicklungen, experimentell mit Hülfe von Kathodenstrahlen in folgender Weise nachzubilden:

„In dem ganzen Bereiche des Raumes, welcher bei gewissen Entladungen im luftverdünnten Raume die Kathode (den negativen Pol der Entladung) als lichtschwächste Schicht des Kathodenlichts umgibt, machen sich bestimmte Abstoßungswirkungen der Kathode auf solche elektrische Strahlen geltend, welche an der Oberfläche der in jenen Raum gebrachten festen Körper durch die auf sie fallenden primären Kathodenstrahlen neu hervorgerufen werden. Die Ausdehnung dieses Abstoßungsraumes ist um so größer, je geringer die Gasdichte ist. Falls ein wirkliches Analogon zu Kometenerscheinungen hier vorliegt, wäre die Sonne, noch übrigens bereits früher vorhandenen Anschauungen, als Sitz weit in den Weltraum reichender Abstoßungswirkungen im Gebiete der Lichterscheinungen anzusehen, und zwar nach den vorerwähnten neueren Ergebnissen als Ausgangsstelle sehr langer Bündel von Kathodenstrahlen, während der Komet, ein von sehr dünnen Dämpfen umgebenes Aggregat festen Körperchen, sein Analogon in den in den Abstoßungsraum gebrachten festen Körpern hätte, von welchen bei den Experimenten erst eine kurze Strecke zur abstoßenden Kathode hin, dann von ihr hinweg bis fast in die entgegengesetzte Richtung umgebogene, leuchtende, hohle Licht-Parabeloide sich weithin in den fast luftleeren Raum erstrecken. In der That ist es in dieser Weise gelungen, einen großen Theil der charakteristischen Erscheinungen der Kometenschweife rein experimentell aufs deutlichste nachzubilden und dadurch auch einige in den letzten Jahren durch photographische Aufnahmen von Kometen nachgewiesene Besonderheiten dieser Erscheinungsgruppe erklärbar zu machen, welche der bisherigen Theorie vollständig widerstrebten. Man hatte nämlich in den photographischen Abbildungen der Umrisse und der Lage gewisser Schweifbildungen enorme und sehr schnelle Veränderlichkeiten entdeckt, welche bis dahin in diesem Grade nicht konstatirt waren. Dieselben können jetzt zwanglos dadurch erklärt werden, daß es sich bei den Schweifen nicht um Fortschleuderung von Massentheilen, wie die bisherige Theorie annahm, sondern nur um Beleuchtungswirkungen und Fortpflanzung von Lichterregungen in veränderlichen Richtungen handelt. Der Erfolg dieser experimentellen Nachbildungen war bis jetzt nur dadurch unvollständig geblieben, daß es noch nicht gelungen ist, gewisse Einzelheiten mancher Schweifgestaltungen, welche gerade von der bisherigen Theorie ziemlich gut erklärt wurden, durch Kathodenstrahlwirkungen wiederzugeben. Es werden hierzu voraussichtlich noch Vervielfältigungen und Abänderungen der Versuchsbedingungen und Hülfsmittel erforderlich sein. Indessen darf man sagen, daß nach neueren Erwägungen auf Grund der bisherigen Ergebnisse auch in dieser Beziehung die Zuversicht vorliegt, diese entscheidenden Vervollständigungen der Darstellung der Erscheinungen und der daraus hervorgehenden einfachen Erklärungen ebenfalls noch zu erreichen. Jedenfalls ist es durch das Gelingen der experimentellen Nachbildungen wesentlicher Züge der Kometenerscheinungen recht wahrscheinlich gemacht, übrigens auch in der sogenannten Corona der Sonne durch die Lichtstructur derselben angedeutet, daß weitreichende Kathodenstrahlwirkungen der Sonne vorhanden sind, die an sich zunächst nicht sichtbar werden, aber auf den Flächen anderer Weltkörper und Weltkörperchen secundäre Strahlungswirkungen auslösen und diese letzteren alsdann durch ihre Abstoßungswirkungen beeinflussen. Und auch für die Lösung zahlreicher anderer Probleme wird dies sehr bedeutsam sein, u. a. für die zweifellosen, aber bis jetzt sehr schwer zu erklärenden Wirkungen der Sonne auf die elektrischen und magnetischen Erscheinungen der Erde, nämlich auf die Polarlichter, die Gewitter, die Zustände des Erdmagnetismus und die in den Telegraphenlinien beobachteten elektrischen Erdströme.“

Wie man sieht, handelt es sich bei den Goldstein'schen Ermittelungen noch um unfertige Dinge: ein Rest von Erscheinungen wird durch die bisherige Theorie, der überdies die Ergebnisse der Spectralanalyse zur Stütze dienen, besser erklärt als durch die neue. Eine Entscheidung für die letztere würde sich wohl erst herausstellen, wenn es gelänge, vom Lichte der Kometen directe Wirkungen zu gewinnen, wie sie die Kathodenstrahlen auf dem Umweg der Verwandlung in Röntgenstrahlen ausüben. In dieser Richtung sollten übrigens auch die Nordlichter von den Herren Polarfahrern während ihrer reichlichen Nachtmuße fleißig untersucht werden.

* **Freiburg i. B.** Dem Privatdocenten und ersten Assistenzarzt der Universitätsfrauenklinik Dr. Gaetan Buttus ist der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen worden.

* **Frankfurt a. M.** Staatsbibliothekar Dr. Eduard erhielt den Professortitel.

* **Breslau.** Zum Rector der Universität wurde der classische Philolog Prof. R. Förster gewählt.

yo **Lübeck**, 3. Aug. Nachdem gestern Abend im Haase der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit“ durch Senator Dr. Eschenburg die Begrüßung der Congreßmitglieder zum „XXVIII. Congreß der deutschen Anthropologen“ stattgefunden, begonnen heute Vormittag 10 Uhr in den Festräumen dieser Gesellschaft die Verhandlungen. Die im Südosten unseres Vaterlandes eingetretenen elementaren Ereignisse haben dem Congreß seinen Vorsitzenden Fehrn. Dr. v. Andrian-Werburg (Wien) für die Eröffnungssitzung vorenthalten; denn er hat hier wegen der Verkehrsstörungen nicht rechtzeitig eintreffen können, und so übernahm Geheimrath Rudolf Virchow das Präsidium und eröffnete den Congreß mit einem Vortrag über den heutigen Stand anthropologischer Forschung, um dann zu dem specielleren Thema Deutsche und Slaven überzuleiten. War einem Menschenalter, so etwa führte der Vortragende aus, nahm man Aufgaben in Angriff, wie die Probleme nach der Abstammung des Menschen, dessen Verhältniß zu den höheren Affen, die Fragen nach der Existenz prähistorischer Racen und den ältesten Vorgängen der europäischen Geschichte, und hasste aus der Rennthier-, Mammuth- und Hyänenwelt, wie aus der Erdenatur, die die Pfahlbauten zu eröffnen schienen, diese Dinge schnell zu klären. Dies erwies sich als Täuschung und daher begann die anthropologische Forschung, sich nationalen Aufgaben zuzuwenden. Hiebei mußte sich die Prähistorie abzweigen, die sich von der Geschichte schwer scharf scheiden ließ; denn die Anthropologie beschäftigte sich nicht nur mit den begrabenen Menschenalter Vorzeit, vielmehr zog sie auch die physischen und geistigen Eigenschaften der lebenden oft mit Erfolg in ihre Untersuchung und erschien so der historischen Forschung als Eindringling in deren Gebiet. Muß man der Historie die Epochen mit Recht anheimstellen, wo wir uns auf schriftliche Urkunden stützen können, so ist infolge davon, daß oftmals eine Zeitfeststellung kaum erreichbar ist, zwischen Geschichte und Prähistorie ein Grenzgebiet entstanden, auf dem nach Art der geologischen Chronologie größere oder kleinere

Epochen für die Zeitfeststellung, die nicht genau zu finden ist, einen Ersatz bieten. Man nahm ein Wachsthum der Torfmoore eine Zeit lang als Maßstab für die Beurtheilung der Zeitepoche an, aus der gewisse Dinge, die man in den Mooren fand, stammen sollten; doch dies war insofern irrig, als die Torfmoore keine feste Substanz darstellen und Funde in ihren tieferen Schichten, wie die berühmte Hütte im Moor südlich von Stockholm, hineingesunken sein können, was sich auch thatsächlich erwies. Es tauchten nunmehr in Norddeutschland Fragen auf wie: Wie lange waren hier Slaven ansässig, wann kamen sie, stellen sie die erste Bevölkerung der niederdeutschen Tiefebene dar? Ein Versuch, die Wohnsitze der Slaven in Mitteleuropa nach den Resten der Skelette in den Gräbern genau zu bestimmen, ist bisher nicht gelungen. Die Schädel der heutigen Slaven selbst sind durchaus von einander verschieden. Polen und Slovaken stimmen hinsichtlich ihrer Schädelbildung in keinem Punkte mit einander überein. Wie müssen uns deßhalb mit allgemeiner Gruppirung, wie Nord-, Süd-, West- und Ostslaven, begnügen. Auch was ein germanischer Schädel ist, hat bisher nicht exact festgestellt werden können. Am Rhein bezeichnet man Schädel als merovingische, während zu jener Zeit, wo Merowinger historisch bekannt sind, diesseits der Elbe die großen Suwenstämme bis zur Weichsel hin und wieder ostwärts sich festgesetzt haben. Die länglichen, nicht allzu hohen, mäßig breiten sogenannten „Germanenschädel" mit schöner Gesichtsform treten auch in rein slavischen Gebieten auf, obgleich man nicht mit Sicherheit sie den alten Germanen vor der Völkerwanderung zuweisen kann, die bekanntlich Leichenbrand übten; allein man hat in den Topfscherben und ihren Formen einen bestimmten Anhalt gefunden für die positive Bestimmung des Slavischen. Deutsche und dänische Forscher haben auf Rügen bei Arcona, auf dem Rugard bei Bergen und sonst, alte slavische Cultstätten gefunden, die seit dem 12. Jahrhundert zerstört, seitdem nicht mehr bebaut worden sind, und die die typischen Formen von Lübecks Umgebung, von Julin, dem Vineta der Sage, bei Wollin aufweisen. Die Topfscherben sind der einzige Anhalt zur Deutung dieser Dinge als slavisches Eigenthum. Die historische Tradition bei Heimold läßt in Verbindung mit seinen zahlreichen Untersuchungen dieser Reste an den Mündungen der Oder und Weichsel Virchow zur Aufstellung eines sogenannten „Seeterritoriums" gelangen, das von den Slaven einst am Baltischen Meer behauptet worden ist und dessen Häfen Helby bei Elbing, Visby auf Gothland, Birka in Schweden und Truso gewesen sein mögen. Diese Häfen trieben mit dem deutschen Binnenland keinen Handel, wohl aber mit dem Südosten Europa's — wie Graeci als Einwohner der Militärcolonie an der Dionowmündung bei Jalin erwähnt werden — und, wie Depotfunde von Silbermünzen erwiesen haben, mit Samarland, Merw, Khiwa und Buchara, woher wolgaaufwärts durch Finnland die Handelsstraße an die Ostsee geführt hat. Die Elbe bildet für diese Silbersachen im Westen eine scharfe Grenze. Hier lag Barbovik, die Zoll- und Militärgrenze des Deutschen Reichs. Die Silberfunde auf der englischen Westküste, in Dänemark, Schleswig, auf schwedischem und auf russischem Gebiet sind als slavisches Material, aus arabischen Handelsquellen dorthin als Transitartikel gelangt, zu betrachten. In dem schon zu Karls des Großen Zeit sehr lebhaften Verkehr zwischen Ostsee und den Gebieten um das Kaspische Meer spielte schon damals der Heringshandel die bedeutsame Rolle, die er später in der Zeit der Blüthe des Hansabundes gespielt hat, während nun seit Jahrhunderten der Hering sich nach der Westküste von Norwegen gewandt hat und dessen Fund auf Sanddänen im Canal ergiebig geworden ist. Ob Liwen, Finnen oder Esthen zuerst das Baltische Meer auf Böten befuhren, oder die Slaven selbst, ist heute nicht mehr festzustellen. Rügen ist jedenfalls die Ausgangsstätte für die in Norddeutschland so zahlreich gefundenen Geräthe aus Feuerstein gewesen und war in slavischem Besitz. Jedenfalls ist eine chronologische Datirung dieser slavischen Zeit am Baltischen Meer, wenn man nach dem terminus a quo fragt, ungemein schwierig. An dem Beispiel der Langobardenwanderung nach den Gegenden an der Donau bis nach Friaul suchte Virchow zu zeigen, daß diese Richtung nach dem Südosten stattgehabt hat, und daß man nicht nur einen Zug der Germanen gegen den Rhein hin annehmen muß. Diese Wanderung der Longobarden hat zwei Jahrhunderte gewährt, sie zogen durch meist leeres Gebiet; denn sie hatten nicht allzu viele Kämpfe zu bestehen, in ihre Wohnsitze rückten bis zur Elbe die Slaven nach, die erst wieder durch die Niederdeutschen von dort verdrängt wurden. Die Mischung der Stämme exact zu analysiren, kann man heute von der anthropologischen Wissenschaft noch nicht fordern, da sie alsdann Hypothesen aufzustellen genöthigt sein würde, während sie doch nach Erkenntniß der Thatsachen strebt.

An diese Eröffnungsrede Virchows schlossen sich die Begrüßungsansprachen. Namens des Senats sprach Bürgermeister Dr. Brehmer, namens des Lübeckischen Geschichtsvereins Prof. Dr. Hoffmann, des ärztlichen Vereins Dr. med. Eschenburg, des naturwissenschaftlichen Vereins Dr. Lenz. Senator Dr. Eschenburg überreichte dem Congreß die Festschrift. Sie enthält vier gediegene Arbeiten zur Kenntniß der Lübeckischen Alterthumssammlungen und ist im Auftrage der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit" hergestellt, die hier in Lübeck seit 1789 als vornehmster wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Club besteht und in mannichfacher Beziehung zur Förderung jeder nützlichen Bestrebung beigetragen hat. Alsdann folgte seitens des Generalsecretärs Prof. Dr. Johannes Ranke (München) der wissenschaftliche Jahresbericht der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, aus dem neben dem von Adolf Bastian in Batavia geschriebenen Buche „Lose Blätter aus Indien" und anderen werthvollen Beiträgen besonders die Forschungen von Ernst Grosse über die Formen der Familie und der Wirthschaft hervorgehoben seien. Aus dem durch den Schatzmeister Oberlehrer Weismann erstatteten Rechenschaftsbericht ergibt sich als Vermögensbestand der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" die Summe von 12,767.53 M. Der verstorbenen Forscher Steenstrup und Wankel wurde durch den Generalsecretär in ehrenden Worten gedacht.

Nach einer kleinen Pause sprach dann Dr. Freund: Zur Einführung in die Vorgeschichte Lübecks. Der Vortragende hat den Bestand des Museums für Alterthümer in der Festschrift ausführlich dargelegt und betonte, daß die Cultur der neolithischen Periode für Lübeck die vorherrschende sei, während Funde aus der älteren Steinzeit in der Umgegend von Kiel und in Holstein gemacht worden sind. Die Moorfunde aus der Trave und die Lage der Gräber auf Hügeln deuten darauf hin, daß die Bodenform in Lübecks Umgebung in prähistorischer Zeit von der heutigen verschieden gewesen ist. Aus den Artefacten geht hervor, daß die alte Bevölkerung durchaus culturfähig gewesen ist. Erst aus der jüngeren Bronzezeit finden wir Reste; für die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung klafft in den Alterthümern um Lübeck eine Lücke, dann folgen 5 Jahrhunderte slavischer Cultur, wohin der 1138 zerstörte Ringwall bei „Alt-Lübeck" und die dort gefundenen Reste gehören. Die dann folgenden 7½ Jahrhunderte germanischer Cultur haben jedoch die alten slavischen Namen der Trave = Grasfluß und Lübecks selbst nicht zu ändern vermocht, das als „Fischerbuden" oder als „Freude vieler Leute" seine Deutung erfahren hat. Dr. Splieth (Kiel) sprach dann über das Dannewerk, jene dem limes Romanus vergleichbare 1½ Meilen lange, von Ost nach West ziehende Wehr gegen Ausfälle der Sachsen auf dänisches Gebiet. Es besteht aus mehreren, zum Theil parallel laufenden Wällen. König Göttril hat es nach Einhard erbaut mit nur einem Thore, dem Wiglisthor, durch das der Ochsenweg führt. Königin Thyra, Gemahlin Gorms des Alten, und Waldemar I. († 1182) haben es weiter befestigt. Heinrich I., Otto II. mit Waffengewalt und Heinrich der Löwe haben es überschritten. Kaiser Lothar hatte gegen Herzog Magnus um Dannewerk zu kämpfen. Vier Runensteine zum Gedächtniß an gefallene Helden um Hedeby-Schleswig deuten auf die dort durchgekämpften Fehden hin. Der Vortragende beantragt die Erhaltung der Reste des Dannewerks im Interesse archäologischer Forschung.

Zum Schluß der heutigen Sitzung berichtet Geheimrath Virchow über den Umfang, in dem der Schloßberg bei Burg (Mark Brandenburg) trotz der ihn durchschneidenden Bahntrace erhalten bleibt.

* **Wien.** Als Nachfolger Arneths wird von verläßlicher Seite der gegenwärtige Director der Hofbibliothek, Heinrich v. Zeißberg, genannt, soweit die Leitung des Staatsarchivs in Betracht kommt. Zeißberg, der ursprünglich Universitätsprofessor in Krakau, sodann Lehrer des Kronprinzen Rudolf, späterhin Professor der Geschichte in Wien war, hat kürzlich auch eine Biographie von Erzherzog Karl veröffentlicht, zu der ihm die Söhne desselben, Erzherzog Albrecht voran, alle Quellen erschlossen. — In das Präsidium der Akademie dürfte Wilhelm v. Hartel berufen werden.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sonder wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Kostenersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an **A. Semle** in **Neuburg a. D.**

Jahrgang 1897. München, Samstag, 7. August. Nummer 175.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Großherzog Adolph von Luxemburg. — Einblicke in das Arbeitsleben der Suaheli. II. Von Chr. Barth. — Mittheilungen und Nachrichten.

Großherzog Adolph von Luxemburg.

Am 24. Juli hat der Großherzog Adolph von Luxemburg seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Dieses Ereigniß war schon deßhalb bemerkenswerth, weil der frühere Herzog von Nassau jetzt der älteste aller regierenden weltlichen Fürsten ist. Vor wenigen Jahren erst wurde er auf den Thron des kleinen Luxemburger Landes berufen, nachdem er 23 Jahre vorher sein Land, das schöne Nassau, verloren hatte. Es sind seither keine bedeutenden politischen Veränderungen in Luxemburg zu Tage getreten, und es ist ja bekannt, daß der Großherzog den im Lande herrschenden particularistischen Strömungen in keiner Weise entgegengetreten ist. Es ist dieserhalb schon manches scharfe Urtheil in deutschen Blättern über ihn gefällt worden, aber eine eingehende, objective Darstellung seiner früheren und seiner jetzigen Herrscherthätigkeit gibt es bisher nicht.

Jetzt versucht ein Nassauer, ein ehemaliger Offizier des Herzogs Adolph, ein Lebensbild dieses Fürsten zu zeichnen, dessen Leben an Wechselfällen so reich war.[1]) Der Verfasser dieses Werkes, Major Kolb, ist seinem früheren Fürsten in Liebe und Verehrung zugethan, und man darf deßhalb von ihm keine kritische Darstellung erwarten. Er will auch kein streng geschichtliches Werk liefern, sondern das Leben des Fürsten mit all seinen kleinen Zügen schildern. Im Anschluß an diese eben erschienene Schrift sei hier einiges aus dem Leben des jetzigen Großherzogs mitgetheilt.

Als Thronerbe des gesegneten nassauischen Landes wurde Herzog Adolph am 24. Juli 1817 zu Biebrich geboren. In der langen Stammreihe des nassauischen Dynastengeschlechtes war er der siebzehnte directe Nachkomme des Königs Adolph. Er verlebte seine Jugendzeit in dem herrlichen Schlosse zu Biebrich, am sonnigen Gestade des Rheins. In Begleitung eines Offiziers bezog er im Herbst 1837 die Hochschule in Wien, wo er zwei Jahre lang blieb. Sein Vater, Herzog Wilhelm, starb an einem Schlaganfall in Kissingen am 20. August 1839, und so wurde der kaum 22jährige Herzog auf den Thron berufen, den er 27 Jahre inne behielt. „Wie jener unvergessene Wohlthäter Nassau's“, schreibt Major Kolb, „ist er unermüdlich persönlich thätig gewesen, auf allen Gebieten den Wohlstand des Landes zu fördern, hat er in allen wichtigen Fragen selbst mitgearbeitet, und ist nichts seiner Entscheidung und Bestätigung unterbreitet worden, ohne daß er die betreffende Materie von Grund aus prüfte und erwog.“ Der Verfasser zählt eine lange Reihe von Gesetzen und Verordnungen auf, die ein anschauliches Bild regen Schaffens auf den verschiedensten Gebieten geben.

Am 31. Januar 1844 heirathete der junge Fürst die Prinzessin Elisabeth Michailowna, die 1826 geborene zweite Tochter des Großfürsten Michael von Rußland. Die Vermählung fand in Petersburg statt, und am 26. März hielt das herzogliche Paar seinen feierlichen Einzug in die festlich geschmückte Residenz. Die Herzogin starb jedoch schon am 27. Januar 1845 im Wochenbett. Der Herzog ließ ihr auf dem Neroberg bei Wiesbaden ein prächtiges Mausoleum, eine griechische Capelle, errichten.

Die Pariser Februarrevolution gab in Nassau wie in ganz Deutschland das Signal zur Nachahmung, und plötzlich, fast über Nacht, befand sich das Land, allen voran die Residenzstadt Wiesbaden, im Aufruhr. Von einer Revolution im eigentlichen Sinne des Wortes konnte man jedoch nicht sprechen. Der unmittelbare Anstoß zur Märzbewegung ging übrigens von der Abgeordnetenkammer aus. Am 2. März ließ eine große Volksversammlung dem Staatsminister v. Dungern — der Herzog befand sich in Berlin — die „Forderungen der Nassauer“ übergeben. In dem Schriftstück hieß es: „Folgende Forderungen sind es, welche sofort erfüllt werden müssen: 1. Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Anführer, namentlich sofortige Abgabe von 2000 Gewehren und Munition an die Stadtbehörde von Wiesbaden; 2. unbedingte Preßfreiheit; 3. sofortige Einberufung eines deutschen Parlaments; 4. sofortige Beeidigung des Militärs auf die Verfassung; 5. Recht der freien Vereinigung; 6. öffentliches und mündliches Verfahren mit Schwurgerichten; 7. Erklärung der Domänen zum Staatseigenthum, unter Controle der Verwaltung durch die Stände; 8. sofortige Einberufung der zweiten Kammer zur Entwerfung eines neuen Wahlgesetzes; 9. Beseitigung aller Beengung der Religionsfreiheit.“ Der Minister versprach nur Gewährung der Preßfreiheit und des Bewaffnungsrechts, wobei er betonte, auf die Bewilligung der übrigen Punkte hinwirken zu wollen. Der Herzog zeigte sich nach seiner Rückkehr nachgiebig, so daß größere Unruhen vermieden wurden. Es wurde ein neues Wahlgesetz berathen, die Wahl der neuen Volkskammer ausgeschrieben, die Herrenbank aufgehoben. Ein vorläufiges Preßgesetz, das unbeschränkte Freiheit gewährte und Preßvergehen den allgemeinen Strafgesetzen unterliegend erklärte, wurde erlassen, alle bis dahin verhängten Strafen für Feld-, Forst- und Jagdpolizeivergehen niedergeschlagen u. s. w. Unter den vielen schönen, aber meistens sehr radicalen Petitionen jener Zeit ist wohl die der Wiesbadener Gymnasiasten eine der köstlichsten, die in einer Reihe von Paragraphen folgende Forderungen enthielt: „Der Besuch von Theater, Wirthshäusern und sonstigen Vergnügungsorten, sowie das Tabakrauchen, darf von seiten der Schule nicht weiterhin verboten werden, das Maturitätsexamen ist aufzuheben, in Prima sind mehr freie Nachmittage zu gewähren und der mißliebige Director, wie der Regierungsreferent sind zu entfernen.“ Ein kleiner Aufstand der Bürgerwehr

[1]) Adolph, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Nassau. Gedenkschrift zur Feier des achtzigsten Geburtsfestes am 24. Juli 1897 von R. Kolb, Major a. D. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Comp. 1897.

verlief ohne Blutvergießen. Laut Bundesbeschluß wurde das nassauische Contingent zusammengezogen und nach Baden gesandt, wo es an der Niederwerfung des Aufstandes theilnahm. Am 24. December wurde das Gesetz über die Ablösung der Zehnten veröffentlicht, das jede Abgabe von landwirthschaftlichen Erzeugnissen vom 1. Januar 1848 an als aufgehoben erklärte. Für die Ablösung war der vierzehnfache Betrag des mittleren reinen Ertrags der Zehnteinnahme angenommen worden und deren Höhe dem Uebereinkommen der Berechtigten und Verpflichteten überlassen.

Als im Frühjahr 1849 die Oberhauptsfrage im Parlament zu Frankfurt zur Entscheidung gebracht wurde, unterstützte Herzog Adolph die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern. Er nahm an dem Kriege gegen Dänemark theil; außer einigen kleineren Vorpostengefechten hatte die nassauische Infanterie jedoch keine Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit. Ein Gesetz vom 15. September 1849 rief das Landjägercorps ins Leben, das an Stelle der bisher bestandenen Reserven II. Classe militärisch organisirt und über das Land vertheilt wurde.

Der Beschluß des Bundestags, durch welchen die 1848 und 1849 erlassenen sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes als aufgehoben erklärt wurden, wurde auch in Nassau in Wirksamkeit gesetzt. Die Regierung bemühte sich, die in den vorhergegangenen Jahren bewilligten politischen Zugeständnisse zurückzuziehen oder abzuändern. Herzog Adolph aber war bestrebt, die militärische und tactische Ausbildung der Truppen zu fördern. Er wohnte stets den Manövern bei, überzeugte sich persönlich von den gemachten Fortschritten und prüfte alle Einzelheiten. Eine besondere Aufmerksamkeit war seit der Einführung der gezogenen Gewehre für die gesammte Infanterie dem Schieß- und Felddienst gewidmet worden; eine vortreffliche Waffe (System Podewils) unterstützte die Pflege des ersteren Dienstzweiges. Major Kolb sagt: „Daß die nassauische Brigade in dem deutschen Kriege nicht mehr Erfolg erringen konnte und untergehen mußte, ist nicht ihr Verschulden; ihre militärische Ehre ist intact geblieben, treu und unverzagt hat sie bei ihrem angestammten Fürsten, bei ihren ruhmreichen Fahnen ausgeharrt, standhaft jedes Ungemach ertragen und ihre Pflicht erfüllt bis zu dem letzten Augenblick."

Wir werden Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen. Zuvor seien noch einige Ereignisse aus dem Privatleben des Herzogs und der Verwaltung des Landes erwähnt. Sieben Jahre nach dem Hinscheiden seiner ersten Gemahlin entschloß sich Herzog Adolph zu einer zweiten Vermählung; am 23. April 1851 heirathete er in Dessau die siebzehnjährige Prinzessin Adelheid von Anhalt, die ihm am 22. April des folgenden Jahres den Erbprinzen Wilhelm schenkte. Am 23. April 1854 wurde ein zweiter Prinz geboren, der jedoch schon im nächsten Jahre starb. Im Sommer 1855 wurde dem Herzog, der an heftigen Kopfschmerzen litt, eine Kaltwassercur in Gräfenberg verordnet. Die stärkende Wasser- und Luftcur bekam ihm vortrefflich, so daß er ein überzeugter Anhänger der Wassercur wurde. Noch jetzt nimmt er trotz seines hohen Alters jeden Morgen ein kaltes Bad.

Gleich seinen Vorfahren war Herzog Adolph bemüht, das Schulwesen in Nassau zu fördern und den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden. Wie wirksam diese Bestrebungen waren, beweist der Umstand, daß es Analphabeten im Herzogthum Nassau in den letzten 25 Jahren seines Bestehens nicht gab. Auch den seit 1838 begonnenen Eisenbahnbauten widmete der Herzog eine besondere Aufmerksamkeit. Der Abschluß von Zoll- und Handelsverträgen brachte die einzelnen Productionszweige zu hoher Entwickelung, namentlich den Rheingauer Weinbau, die Westerwälder Viehzucht und den Bergbau an der Lahn. Der letzteren Industrie kam es namentlich zu statten, daß durch die Zulassung fremden Capitals nicht nur die Production gehoben und vielfach neue Grubenreviere erschlossen werden konnten, sondern auch der Verdienst der meist armen Bevölkerung in den Bergwerksbezirken sich erheblich steigerte. Als in den anderen Staaten, namentlich auch in Oesterreich, die Einführung der Gewerbefreiheit stattgefunden hatte, ließ der Herzog 1860 dem Landtage ein Gesetz zur Wiedereinführung der Gewerbefreiheit vorlegen, das auch im selben Jahre in Kraft trat. Für die Erweiterung und Verschönerung der Haupt- und Residenzstadt Wiesbaden war Herzog Adolph wie sein Vater unermüdlich thätig. Was Wiesbaden an hervorragenden Anlagen und Gebäuden besitzt, stammt fast ausnahmlos aus jener Zeit.

Am 5. November 1864 wurde dem Herzog die Prinzessin Hilda geboren, die später den Erbgroßherzog von Baden heirathete.

Die politischen Verhältnisse bespricht Kolb ausschließlich vom nassauischen Standpunkte, und er wendet sich besonders gegen Dr. C. Braun, den Verfasser der „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei". Er sagt zwar, er wolle sich darauf beschränken, die Folgen zu schildern, die der Krieg von 1866 für Nassau und dessen Fürstenhaus hatte; allein die mannigfachen Angriffe gegen die Männer, die nicht auf seiten des Herzog Adolph und Oesterreichs standen, werden gewiß nicht ohne Erwiderung bleiben, so wenig Anlaß auch vorliegt, diese Fragen wieder aufzufrischen.

Der Verfasser behauptet: Herzog Adolphs „deutsche Politik ging im Landesinteresse mit Preußen"; er leugnet aber nicht, daß „vielleicht sein Herz ihn mehr nach Oesterreich zog". Die fortschrittliche Mehrheit der Ständekammer lehnte den Antrag der Regierung, die Mittel zur Mobilmachung der herzoglichen Truppen zu bewilligen, ab, um sie zu hindern, dem Bunde gegen Preußen beizutreten. Die Mobilmachung war aber bereits erfolgt, und die Ständeversammlung wurde aufgelöst. Das nassauische Contingent schloß sich dem süddeutschen Armeecorps an, und der Herzog mußte bald seine Heimath verlassen. Sein Biograph behauptet, er sei gegen den Krieg gewesen; noch kurz vor der Kriegserklärung habe er den Minister v. Wittgenstein nach München gesandt, um dem Minister v. d. Pfordten nochmals die Neutralität der süddeutschen Staatengruppe, zu der Nassau gehörte, vorzuschlagen, die Antwort sei aber entschieden für den Krieg gewesen. Wie dem auch sein mag, der Kampf nahm für ihn einen ungünstigen Ausgang und die Folge für ihn war der Verlust seines Landes. In einem am 30. August zu Berlin durch den Bruder des Herzogs, Prinzen Nicolaus, abgeschlossenen Vertrag wurden die Bedingungen festgesetzt, unter denen die nassauischen Truppen in die Heimath zurückkehren konnten, und am 8. September nahm der Herzog bei Günzburg Abschied von denselben, wobei er sagte: „Wie ich mein Schicksal mit Ergebung in den Willen der Vorsehung mit männlichem Muth zu tragen weiß, so zeigt auch ihr, daß ihr euch in das zu fügen wißt, was nun nicht zu ändern ist." Auf jener Stelle wurde eine Pyramide errichtet mit dem nassauischen Wappen und der Inschrift: „Hier sagte Herzog Adolph von Nassau seiner braven Armee das letzte Lebewohl, ein schweres Opfer zum Wohle Deutschlands."

Die Verhandlungen mit der preußischen Krone über die zukünftige Stellung des Herzogs und dessen Vermögen dauerten fast ein Jahr; durch den Vertrag vom 18. September 1867 wurde dem Herzog außer mehreren Schlössern eine bedeutende Abfindungssumme zuerkannt. Die herzogliche Familie nahm nun ihren Aufenthalt zunächst in Frankfurt a. M., Königstein blieb Sommerresidenz und der Winter wurde meist in Wien verbracht. Später erwarb

der Herzog das Schloß und Gut Hohenburg im Isarthal, wo ihm Gelegenheit zur Gemsjagd geboten wurde, der er noch jetzt jedes Jahr obliegt. Er ist nämlich gleich seinen Vorfahren ein leidenschaftlicher Waidmann.

Sein Sohn, Erbprinz Wilhelm, trat in die österreichische Armee ein, wo er es bis zum Generalmajor brachte, bis er aus dem activen Dienste ausschied. Die Ereignisse von 1866 waren für den Herzog gewiß persönlich sehr schmerzlich, aber er hat sich seither mit der neuen Ordnung der Dinge wohl einigermaßen ausgesöhnt. Durch die Vermählung der Prinzessin Hilda mit dem Erbgroßherzog von Baden wurde die Aussöhnung mit dem deutschen Kaiserhause angebahnt, und 1888 fand eine Zusammenkunft des Herzogs mit Kaiser Wilhelm II. im Schlosse Mainau statt.

Es ist noch in aller Erinnerung, daß Herzog Adolph im Jahre 1889 berufen wurde, den durch den Tod Wilhelms III. von Holland erledigten luxemburgischen Thron zu besteigen, nachdem er vorher zweimal für einen kurzen Zeitpunkt die Regentschaft übernommen hatte. Die Politik des Großherzogs von Luxemburg ist im Anschluß an Tagesereignisse schon öfter besprochen worden, so daß es überflüssig sein dürfte, darauf zurückzukommen. Es sei hier nur daran erinnert, daß er sich den Spruch der Luxemburger: „Mir welle bleiwe wat mir sin“ zu eigen gemacht hat und ohne Rücksicht auf Deutschland nur die Wünsche seiner nunmehrigen Unterthanen zu erfüllen sucht. Major Kolb enthält sich hierbei jeder kritischen Besprechung; er begnügt sich, aus luxemburgischen Schriften einige Festbeschreibungen abzudrucken. Sein Werk bietet überhaupt keinerlei besondere Forschungen; abgesehen von dem particularistisch nassauischen Standpunkt des Verfassers enthält es interessante Mittheilungen über das Leben eines deutschen Fürsten, über dessen politische Haltung wohl wenige dasselbe Urtheil fällen werden wie der Verfasser, dessen persönlichen Schicksalen man aber wohl Theilnahme entgegenbringen kann. -nn.

Einblicke in das Arbeitsleben der Suaheli.

Nach eigenen Beobachtungen von Chr. Barth.

II.

Die selbständig arbeitenden Suaheli, d. h. die Fischer, die Ackerbauer und die Handwerker im engeren Sinne, sind der Ansicht, daß alle Europäer ungeheuer reich seien. Sie sehen hunderte ihrer Landsleute bei den Weißen in Arbeit treten, hunderte, die Woche für Woche bedeutende Löhne erhalten. Sie sehen den Europäer große Steinbauten aufführen, breite Straßen anlegen, kostspielige Brücken herstellen, weite Waldstrecken lichten und ausgedehnte Pflanzungen bewirthschaften. Jede dieser Arbeiten verschlingt gewiß große Summen. Dem wenig geldkräftigen Schwarzen aber erscheinen die dazu nöthigen Mittel stets unterm Vergrößerungsglas. Zudem glaubt er seinem Anschauungskreise entsprechend, daß immer ein Einzelner die Kosten eines solchen Unternehmens bestreite. Der Mann, der die Eisenbahn bauen läßt, hört man ihn daher sagen, muß entweder steinreich sein oder er wird daran zugrunde gehen. Da jedoch der Bahnbau rüstig fortschreitet, hält er folgerichtig den Unternehmer für fabelhaft reich. Und so in vielen anderen Fällen.

Dem entsprechend sucht er nun, wenn der Europäer seine Dienste in Anspruch nimmt, möglichst viel für seine geringen Leistungen herauszuschlagen. Macht man ihn dann darauf aufmerksam, daß er die gleiche Arbeit für einen seiner Landsleute um die Hälfte oder um zwei Drittel billiger liefere, so schlägt er ein Gelächter auf und meint, der Weiße sei eben zahlungskräftiger. Natürlich ist nicht jeder damit einverstanden. Die meisten wenigstens verlangen für die höheren Preise auch bessere Arbeit, und diese Umstände bringen es mit sich, daß der selbständige Suaheli von Europäern sehr ungern Bestellungen annimmt. Ein ehrsamer Klempnermeister hatte sich sogar vorgenommen, überhaupt nichts mehr für sie zu thun. Ueber den Grund befragt, erzählte er, daß er vor einiger Zeit an dem Hause eines Weißen eine Dachrinne angebracht habe, die vom Sturme theilweise wieder heruntergefegt worden sei. Nun habe ihn der Bauführer gezwungen, den Schaden auf seine eigenen Kosten wieder auszubessern. Das sei doch nicht richtig.

Die Fischer und die Ackerbauer kommen seltener in eine solch unangenehme Lage. Sie verkaufen auf dem Markte, und da können sich zweierlei Preislagen nicht halten. Vom Fischer und vom Bauern übrigens läßt man sich bei schöneren Waaren kleine Preiserhöhungen gern gefallen. Ja, dem Fischer ist man noch sehr dankbar, wenn er sich durch ein kleines Aufgeld bewogen fühlt, seine besten Stücke für die weißen Kunden zurückzubehalten, da sein Fang oft zu schnell Abnehmer findet.

Die Fischer sind in den Küstenstädten Ostafrika's sehr zahlreich vertreten. In Tanga z. B. bilden ihre Hütten einen ganzen Stadttheil, Chumbageni, zu deutsch Fremdenhausen (da sie vermuthlich nach der Gründung der Stadt erst zuwanderten). Ihr Beruf ist übrigens äußerst anstrengend und gefährlich. Schon mancher von ihnen fand bei stürmischer See einen frühen Tod. Wenn sie ihrer Arbeit im Hafen oder in Flüssen, also in ruhigen Gewässern nachgehen, fahren sie im schwanken Einbaume aus. Das offene Meer suchen sie aber nur im Auslegerboote auf, das mit seinem dreieckigen Segel selbst bei leichten Brisen pfeilschnell durch die Wogen schießt. Im Gegensatz zu ihm ist der Einbaum, der durch lange Schifferstangen geschoben oder durch kurze, breite Ruder in Bewegung gesetzt wird, ein plumpes Fahrzeug.

Als Fanggeräthe werden fast ausschließlich Netze verwendet. Auch große Fischreusen trifft man an. Die Angel (unsre europäische) tritt erst neuerdings auf. Werden beim Fange die Netze verwendet, so schließen sich immer mehrere Fischer an einander an. Sie suchen zuerst einen fischreichen Platz auf. Dann fährt das erste Boot mit dem einen Ende des Netzes im Kreise um jene Stelle herum. Das zweite, dritte und vierte Boot folgen in einem Abstand von je 10 Meter, jedes einen weiteren Theil des Netzes auswerfend. Das letzte Boot bleibt ruhig liegen. Sobald nun der Kreis geschlossen ist, wird das Netz auf einer Seite wieder eingezogen und die Ausbeute den einzelnen Booten anvertraut.

Sehr geschickt wissen die Leute dann die Gezeiten für ihre Zwecke auszunützen. Jede starke Fluth schiebt eine ziemliche Menge Meerwasser den kleinen Fluß hinauf, der sich bei Tanga in den Hafen ergießt. Mit der Fluth dringen auch die Bewohner des Meeres dorthin vor. Wenn nun die Ebbe einzusetzen beginnt, werden die einzelnen Mündungsarme des Flußdeltas, die während des tiefsten Wasserstandes nur schmale Rinnsale bilden, durch quergespannte Netze abgesperrt, und jeder Eindringling wird damit die sichere Beute der schwarzen Fischer. Der Fang ist dort so ergiebig, daß selbst die Nacht — wenn auf diese gerade der Gezeitenwechsel fällt — zur Ausübung des Gewerbes benützt wird. Die langen Ketten von Lichtern, die sich dabei gespensterhaft hin und her bewegen, könnten ein abergläubisches Gemüth in seinen Anschauungen bestärken.

Reusen werden nur an ganz geschützten und von der Schiffahrt wenig berührten Punkten angelegt. Sie bestehen aus langen Reihen von dünnen Holzstängchen. Die einzelnen Stängchen sind dicht neben einander in den Boden

eingetrieben und über Wasser mit Blattstreifen an wagrechte Pfähle gebunden, so daß sie aus ihrer Stellung nicht weichen können. Nach vorn, d. h. gegen das Meer zu, greifen ihre Arme weit aus; nach dem Lande zu verengen sie sich immer mehr, bis sie in einer ziemlich engen Einzäunung enden, in die der Fisch jederzeit eindringen kann, aus der aber kein Entrinnen möglich ist, da (wie bei einer gewissen Art von Mausfallen) nach einwärts gerichtete, spitze Stäbe die Oeffnung nahezu ganz verschließen.

Große Bewegung ist unter den Fischern wahrzunehmen, wenn am Geburtsfeste Seiner Majestät des Kaisers oder an anderen Festtagen von den Europäern Einladungen zu einem Preiswettsegeln ergehen. Vierzig bis fünfzig Auslegerboote mit guten, geflickten und zerrissenen Segeln stellen sich ein, und jeder bemüht sich, durch Bespritzen des Segels mit Wasser, durch geschicktes Auffangen des Windes und durch glückliches Drehen und Wenden einen Preis an seinen Mast zu fesseln. Mancher sucht heimlich auch mit dem Ruder nachzuhelfen. Die Sieger sind natürlich überglücklich. Desto trauriger hängen die leer Ausgegangenen die Köpfe. Sie hatten geglaubt, ihre wackeren Anstrengungen doch wenigstens durch ein gutes Trinkgeld belohnt zu sehen. —

Weitaus die Mehrzahl der Suaheli sodann gehört dem Stande der Ackerbauer an. Auch er hat keine leichte Beschäftigung. Allerdings ist es hier nicht die Gefährlichkeit des Berufs, die besondere Anstrengungen im Gefolge hätte, sondern der Mangel an handlichen und zweckmäßigen Werkzeugen. Denn eigentlich besitzt der Bauer dort nur ein einziges Ackergeräth, eine breite Hacke mit einem dünnen Stiel von 40—50 Centimeter Länge, also von einer Art, die ihn bei seiner Thätigkeit nöthigt, ohne Ausnützung der Hebelkraft andauernd in ganz gebückter Stellung zu arbeiten. Was Wunder, wenn er von seinem Besitzthum an einem Tage nicht viel mehr als ein Stück Land von Stubengröße umhackt. Wagen, Pflug und Egge, Geräthe, die bei uns selbst der einfachste Landwirth besitzt, sind in Ostafrika noch nicht in Verwendung, landwirthschaftliche Maschinen irgend welcher Art nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Die Regierung versuchte zwar, die Leute wenigstens mit dem Pfluge bekannt zu machen. Sie betraute einen Wanderlehrer mit der Lösung dieser Aufgabe. Ein Pflug und Zugthiere wurden beschafft. Die Schwarzen sahen der Vorführung höchst vergnügt zu. Als sie aber befragt wurden, ob sie sich nicht auch mit der Sache befassen wollten, brachen sie in ihr bezeichnendes Gelächter aus und meinten: jener Wanderlehrer habe das gut machen. Der habe Zugthiere und sie nicht; ihr Vieh lasse sich nicht vor den Pflug spannen. Der ganze Versuch hatte demnach höchstens einen Heiterkeitserfolg zu verzeichnen.

Es muß übrigens zugegeben werden, daß sich dort Pflug und Egge nicht in der gleichen Weise verwenden ließen wie bei uns. Schon die Art der Felder schließt das aus; denn dort trifft man in der Regel keine Aecker, die so frei gelegen sind, daß man mit jenen Geräthschaften ungestört auf ihnen arbeiten könnte. Ueberall stehen so viele Palmen, Mangobäume und Affenbrodbäume, daß ein Ueberblick über eine Halde ganz ausgeschlossen ist, und daß die Felder vollständig das Aussehen eines Parkes erhalten.

Auf den ersten Blick erscheint uns das als außerordentlich unzweckmäßig, da jene Bäume den eigentlichen Nutzpflanzen eine Menge von Nahrungsstoffen entziehen müssen. Allein der Schatten, den sie den Feldern spenden, schützt andrerseits den Boden vor den sengenden Strahlen der Tropensonne. Denn bis um 9 Uhr Morgens und Abends von 3 Uhr an erfreuen sich die angebauten Güterstücke unter seinem Schutze eines behaglichen Halbdunkels, und nur in der Zwischenzeit sind sie — aber auch bloß theilweise — der Sonne unmittelbar ausgesetzt.

Unter den angebauten Pflanzen nehmen Muhogo (Maniok) und Reis die erste Stelle ein.

Der Maniok, der immer die Nähe menschlicher Ansiedlungen verräth, ist so recht die Lieblingspflanze der Suaheli: er verlangt wenig Pflege und liefert ganz zufriedenstellende Erträge. Der Landmann hat dabei nichts weiter zu thun, als Schnittlinge von ältern Muhogostengeln in den frisch umgehackten Boden zu stecken. Aehnlich wie bei uns die Weiden und die Weinreben, setzen dann die Schnittlinge, wenn sie die nöthige Feuchtigkeit haben, unten Wurzeln, oben Schößlinge an. Im Laufe von 3—4 Jahren verdicken sich die Wurzeln so sehr, daß sie unsern länglichen Kartoffeln nicht unähnlich sehen. Sie werden hierauf ausgegraben und entweder roh oder gekocht verzehrt. In beiden Fällen schält man die Haut ab. Noch häufiger werden sie getrocknet, zerstoßen und zur Bereitung einer breiähnlichen Suppe verwendet, einer Suppe, die in der Fastenzeit fast die einzige Nahrung der Leute bildet und die auch sonst auf dem Küchenzettel der Suaheli eine große Rolle spielt.

Der Reis kann nur in muldenförmigen Vertiefungen angebaut werden, in Vertiefungen, die durch Einstürze und Einbrüche oder durch Aufdämmungen entstanden sind. Nur da vermag der sandige Thonboden über die Regenzeit so viel Wasser festzuhalten, als diese Getreideart zu ihrer Entwicklung braucht. Ehe die Regenzeit einsetzt, muß jedoch das Reisfeld bestellt sein. Wenn die ersten Regen fallen, hackt daher der Schwarze sein Grundstück um. Ist der Boden dann gehörig durchfeuchtet, so denkt man ans Säen. Hiebei werden aber die Körner nicht gleichmäßig über den ganzen Acker gestreut, sondern in kleine, dicht neben einander liegende Grübchen gebracht und mit Erde zugedeckt. Das Säen der Suaheli ist somit eine Art von Stecken.

Der feuchtwarme Boden bringt die Sameukörner sehr rasch zum Keimen. Während aber der Reis aufgeht, stellen sich die Regen massenhafter ein. Das Reisfeld, das anfangs einer Wiese glich, verwandelt sich jetzt in einen Sumpf, den zahlreiche Frösche beleben. Die Reishalme wachsen jedoch so schnell davon, daß sie selbst in den feuchtesten Tagen mit ihren Köpfen immer noch aus der Wasserfläche hervorragen. Nach der Regenzeit beginnt dann das Wasser allmählich zu versickern. Der Reis setzt Aehren an, und nicht lange nachher wird er fahl. Zahlreiche Vögel stellen sich nun als Gäste auf dem Reisfeld ein, so daß die halbwüchsigen Jungen, die sich mit Rätschen und alten Pfannen, mit Pfeilen und Bogen als Wachen auf benachbarten Termitenhaufen aufgestellt haben, sich alle Mühe geben müssen, die lästigen Kostgänger zu verscheuchen. Endlich erscheint der schwarze Schnitter. Er begnügt sich mit den Aehren. Die Halme bleiben zurück und bezeichnen noch lange die Stätte, an der in den ersten Monaten des Jahres so reges Leben sich entfaltet hatte. Zu Hause werden schließlich die Körner aus den Aehren herausgerieben, worauf die Frauen ihre Mörser und Mühlsteine hervorsuchen und aufs eifrigste der Mehlbereitung obliegen.

Neben Reis und Maniok zieht der Suaheli auch viel Sesam; der Ertrag wird jedoch fast ganz in den Handel gebracht. Mit geringerem Raum als Sesam begnügen sich die Hirse, die Süßkartoffeln, die Bohnen, Mais, Gurken und Kürbisse, während eine Straucherbsenart und die Ananas meistens bloß die Einfassung eines Grundstückes bilden, besonders da, wo viel betretene Fußwege durch die Felder führen. In manchen Gegenden nimmt dann der Anbau von Zuckerrohr, in anderen die Bananencultur einen hervorragenden Rang ein. Der Zuckerbereitung selbst dienen die Zuckermühlen, die man z. B. in Pangani und Sansibar häufiger trifft, und die als bewegende Kraft in der Regel Kamele eingestellt haben.

Die Düngung seiner Felder endlich macht dem schwarzen Landwirth die allergeringsten Sorgen: er huldigt der Brachwirthschaft. Die Felder, die er 4 bis 5 Jahre zur Anpflanzung herangezogen hat, läßt er ebensa lange liegen, um sie aufs neue bewirthschaften zu können. Daher kommt es auch, daß man überall zwischen wohl angebauten Feldern Güterstücke sieht, die mehr einer Wiese als einem Acker gleichen. Ebenso wenig wie fürs Düngen kann sich der Suaheli fürs Heumachen begeistern. Sein Vieh findet allerdings auf den Weideplätzen wie auf den brach liegenden Aeckern das ganze Jahr hindurch grünes Futter. Allein in der Regenzeit könnte etwas trockenes Heu nur von Vortheil für seine Vierfüßler sein. Die vielen Fälle von Kolik, die sich während der Regenmonate unter dem Rindvieh, namentlich aber unter den Pferden zeigen und die schon manch schönes Stück Vieh wegrafften, sprechen deutlich genug dafür. —

Unter den Handwerkern im engeren Sinne schließlich treten die Schmiede, die Weber, die Mattenflechter und die Wäscher am meisten hervor.

Der Suaheli-Schmied hat eigentlich bloß eine einzige Aehnlichkeit mit seinem europäischen Vetter: beide sehen gewöhnlich schwarz aus. Im übrigen ist er ein ganz anderer. Seiner Beschäftigung geht er nicht stehend, sondern sitzend nach. Dem entsprechend vermögen seine langgestielten Hämmer bei weitem nicht die Schwere aufzuweisen, die wir an ihnen entdecken möchten. Der Blasebalg, der bei uns einen so stattlichen Theil der Schmiede ausfüllt, schrumpft dort zu zwei armseligen Ziegenfellen zusammen, die möglichst luftdicht zusammengenäht sind. Zwischen ihnen sitzt der Schmiedejunge. Er faßt mit der rechten Hand das eine Ende des rechtsliegenden Felles, mit der andern das des linken. Dann zieht er immer das eine Fell aus, während er das andere zusammenpreßt. Er erzielt so einen ziemlich gleichmäßig fließenden Luftstrom, der das armselige Kohlenfeuer davor in steter Lebensthätigkeit zu erhalten vermag.

Was wir aber am schmerzlichsten vermissen, das sind die markig schwungvollen Formen eines kräftigen Amboßes. Ein unansehnliches Stück Eisen, in einen Holzpflock eingetrieben, vertritt dort die Stelle des treffendsten Wahrzeichens aller Schmiede. Endlich fehlen die feuersicheren Wände der Schmiedewerkstatt, die bei uns mit einer stattlichen Reihe von Werkzeugen ausgeschmückt sind. Dort liegt der Meister seinem Berufe unter einem einfachen Blätterdach ob, das auf 10 bis 12 kurzen Pfählen ruht; und neben dem Hammer benützt er bei seiner Beschäftigung nichts weiter als eine Zange. Seinen Bedarf an Eisen und Kohle deckt er neuerdings beim europäischen Händler.

Bei diesem stellt sich oft auch der Weber ein, um sein Garn zu holen. Der Weber arbeitet gewöhnlich an einem ganz alterthümlichen Webstuhle. Er spannt daran seine Stränge in zwei senkrecht hinter einander stehenden Reihen auf und legt mit Hulfe eines Schiffleins zwischen beide Reihen die Querfäden. Seine Erzeugnisse sind jedenfalls sehr haltbar; aber der Europäer liefert ihm gegenüber so außerordentlich billig, daß seine Landsleute europäischen Waaren den Vorzug geben. Nur solche Kleidungsstücke, die man als Familienheiligthümer auf jüngere Geschlechter vererben will (kostbare schwarzseidene und golddurchwirkte Schulterhemden, Turbantücher) werden bei ihm in Bestellung gegeben.

Die Mattenflechter finden ihm gegenüber jedenfalls reicheren Absatz. Sie stellen ihre Erzeugnisse ausschließlich aus Palmblattstreifen her. Den zähen Blättchen der Fächerpalme geben sie dabei entschieden den Vorzug. Diese Blättchen werden in der Sonne gedörrt, in schmale Streifen geschnitten und dann so zusammengeflochten, wie man bei uns gröbere Garnstoffe verwebt. Durch das Färben der Blattstreifen (schwarz, weiß und roth) ermöglichen es sich die Leute, in ihrem Flechtwerk bunte Muster darzustellen. Die Muster, Zusammenstellungen geometrischer Figuren, kamen jedenfalls von auswärts, wahrscheinlich von Arabien. Das Einflechten von Koransprüchen und von Namen mit arabischen Buchstaben scheint wenigstens darauf hinzuweisen.

Einer ganz besonderen Aufmerksamkeit endlich erfreut sich in Ostafrika der Wäscher. Jeden Tag sind dort die Ober- und die Unterkleider zu wechseln, die leichten Unterkleider, weil sie bei der reichen Schweißabsonderung zu bald durchfeuchtet werden, die hellen Oberkleider, weil sich auf ihnen auch die kleinsten Schmutzflecken mit unliebsamer Deutlichkeit abheben. Jeder neue Tag bringt einen demnach mit dem Wäscher in Berührung, und dies um so mehr, als man der reinen Wäsche weder eine sorgfältige noch eine schonende Behandlung anmerkt.

Keine schonende Behandlung — das ist allerdings wohl begreiflich, wenn man sieht, wie der schwarze Wäscher seiner Beschäftigung obliegt. Nicht durch Abbrühen und durch Reiben, sondern durch Einseifen und Schlagen sucht er seiner Aufgabe gerecht zu werden. Er faßt das Kleidungsstück, das seiner Hand anvertraut ist, an dem einen Ende an und schlägt es so lange über einen glatten Stein oder über eine Holzkiste, bis nach seiner Ansicht aller Schmutz daraus entwichen ist. Wenn ein Beinkleid oder ein Hemd das nicht aushält, was kümmert's ihn?

Neben dem Schmied und dem Weber, neben dem Mattenflechter und dem Wäscher treffen wir in den Küstenstädtchen Ostafrika's noch Fleischer, Seiler, Schneider und Drechsler an.

Beim Fleischermeister suchen wir vergeblich nach ausgestellten Würsten, Lendenstücken, Hintervierteln oder Speckseiten. All das fiele bei der feuchtwarmen Luft so schnell der Verwesung anheim, daß es schon nach Verfluß von 24 Stunden ungenießbar würde. Der Fleischer schlachtet daher nur das, was er sofort verkaufen kann, eine Ziege oder ein Schaf, wenn wenige, ein Rind oder einen Ochsen, wenn zahlreiche Bestellungen einlaufen. Kleinere Gemeinden eifriger Fleischliebhaber sind deßhalb oft das ganze Jahr hindurch dazu verurtheilt, dem Ziegenbraten zu huldigen. Die allgemein übliche Art des Schlachtens ist das Schächten.

Der Seiler ferner darf bei der Anfertigung seiner Waaren nicht auf Hanf oder Flachs rechnen. Er ist auf die Fasern angewiesen, die die harte Schale der Cocosnuß umgeben. Die Fasern sind ganz kurz, kaum 5 cm lang; sie werden zopfartig zusammengeflochten. Die daraus hergestellten Seile zeichnen sich deßhalb nicht durch besondere Tragfähigkeit aus. Der geringe Preis jedoch, um den sie zu erhalten sind, läßt sie — wie oben dargestellt wurde — namentlich im Bauhandwerk häufig zur Verwendung kommen.

Schneider, Schuhmacher und Drechsler endlich sind fast ganz auf den besser gestellten Theil der eingeborenen Bevölkerung angewiesen. Weniger freilich der Schneider; denn ein weißes oder gelbbraunes Schulterhemd oder eine weiß gestickte Mütze erwirbt sich nicht selten auch der weniger Bemittelte. Zu Schuhen und zu Drechslerwaaren jedoch greifen nur die Vermöglicheren und Angesehneren.

Die Aufgabe des Schneiders ist keine sehr schwierige. Bei der Herstellung eines Schulterhemdes braucht er bloß auf die Schulterbreite und die Größe seines Kunden Rücksicht zu nehmen. Alle Schnittrichtungen verlaufen ziemlich gerade, da der Suaheli eng anliegende Kleider nicht liebt. Den Stoff kauft der Besteller beim Kleinhändler. Das Sticken der zierlich weißen Mützchen erfordert freilich etwas mehr Sorgfalt. Eigentliche Schwierigkeiten treten jedoch auch da nicht auf. Für die Suahelifrauen aber hat der Schneider rein gar nichts zu thun. Sie tragen ausschließlich un-

Digitized by Google

genähte Tücher, die sie in übrigens ganz zierlicher Weise um den schön gestalteten Körper zu schlagen wissen, wobei sie die linke Schulter und den linken Arm gewöhnlich frei lassen.

Des Schneiders nächster Berufsgenosse, der Schuhmacher, arbeitet noch bequemer. Seine Schuhe sind nach arabischem Vorbild nichts weiter als dicke Sohlen. Denn statt des Oberleders tragen sie nur einen kurzen schmalen Riemen, der in der Zehengegend derart befestigt ist, daß die große Zehe zwischen der Sohle und dem Riemen durchgezwängt werden kann. Die große Zehe trägt somit den Schuh.

Unter schwierigeren Verhältnissen arbeitet der Vertreter des Kunsthandwerks, der Drechsler. Er muß sich bei der Ausübung seiner Thätigkeit einer ganz altväterisch eingerichteten Drehbank bedienen, einer Drehbank, deren oberer Theil mittelst eines Trittbretles auf ähnliche Weise in kreisende Bewegung gesetzt wird, wie der Schleifstein des fahrenden Scheerenschleifers. Jener kreisende Theil nimmt das auszudrechselnde Holzstück auf. Beim Drehen selbst drückt der Schwarze mit beiden Händen und mit der großen Zehe des einen Fußes eine Art Meißel gegen das Holz. Auf diese Weise dreht er nach Belieben tiefere oder leichtere Ringe aus. Genau und fein kann unter solchen Umständen seine Arbeit nicht werden. Um ihr aber wenigstens ein gefälliges Aussehen zu geben, nimmt er den Pinsel zur Hand und streicht — den Maler und Lakirer vertretend — die tieferen Einschnitte schwarz, die leichteren roth oder gelb an. —

Ziehen wir nun die Schlußfolgerungen, die sich hieraus ergeben, so werden wir sofort belehrt, daß unser schwarzer Landsmann nicht der unverbesserliche Müßiggänger ist, den man sich unter ihm oft vorstellt. Freilich trägt seine Beschäftigung nicht den Stempel des Stetigen und des Regelmäßigen an sich, den wir gewöhnlich von einer Arbeit als oberster Bedingung verlangen. Aber das muß man ihm zugeben: in seiner Art und Weise bringt er es nicht selten (wie im Trägerdienst und in der Fischerei) zu wirklich tüchtigen Leistungen.

Eine zweite Thatsache tritt uns aber aus alledem mit unverhüllter Deutlichkeit entgegen, eine Thatsache, die zugleich der tiefere Grund, die psychologische Ursache jener Unstetigkeit und jener Unregelmäßigkeit im Arbeitsleben des Suaheli ist. Das ist der Zug des Unentwickelten, des Unmündigen, des Kindlichen. Genau so, wie unsre Kinder jederzeit geneigt sind, von der Arbeit zum Spiel überzugehen, genau so willig verläßt der Schwarze seine Beschäftigung, wenn die Festtrommeln ihn zum Tanze auffordern, und er gibt sich dem Vergnügen dann mit derselben Leidenschaftlichkeit hin, die wir an unsern Kindern beobachten können: er vergißt über der Festesfreude Beruf und Haus und sich selbst so vollständig, daß er meist erst dann an den Schluß denkt, wenn die Sonne des nächsten Tages ihn daran mahnt. Dann sucht er endlich seine Hütte auf, aber nicht um zu arbeiten.

Auf jenen Zustand des Unentwickelten und Kindlichen weist aber noch eine ganze Reihe anderer Erscheinungen hin: in erster Linie jene Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit, die wir beim Tragen von Doppellasten und beim Herbeischaffen des Bauholzes bewundern konnten.

Dazu kommt noch der Mangel an Sinn für Unterordnung unter die Stammesgenossen. Wie die Kinder unter sich keine Autorität anerkennen, so fehlt auch dem Suaheli jedes Gefühl dafür, daß er den Anordnungen eines schwarzen Aufsehers Folge zu leisten habe. Dem Weißen zu gehorchen, ja, das ist ganz selbstverständlich. Führt aber sein eigener Landsmann die Aufsicht, dann wird zunächst verschiedenes an der Arbeit oder an dem Befehl ausgesetzt. Jeder gibt seine Weisheit dazu, und so entstehen langwierige Verhandlungen, deren Erfolg mindestens in erheblicher Verzögerung der Arbeit besteht. Jeder Europäer, der über keinen gut erzogenen Schwarzen verfügt, wird daher gut thun, wenigstens schwerere Arbeiten selbst zu leiten.

Andrerseits gibt sich der Neger — wiederum ein kindlicher Zug — einer einmal anerkannten Autorität blindlings hin. Wie die Kinder, ohne zu prüfen, das Urtheil des Vaters als unbedingt richtig hinnehmen, so leichtgläubig ist der Suaheli dem Weißen gegenüber, dem er große Achtung zollt. Bei dem letzten Gefecht am Kilima-Ndjaro z. B. sollten die Träger während des Kampfes ein Berggeschütz in die Gefechtslinie schaffen. Sie hörten dabei natürlich die feindlichen Kugeln pfeifen und machten Miene, das Weite zu suchen. Einer der Offiziere rief ihnen jedoch zu, sie brauchten sich vor den Kugeln nicht zu fürchten; die seien bloß für die Soldaten, nicht für die Träger. Hierauf trugen sie das Geschütz widerspruchslos an den gewünschten Platz.

Die weit vorgeschrittene europäische Cultur aber flößt dem Neger am meisten Bewunderung ein. Wenn er sieht, wie der weiße Mann die Dampferungethüme in den Häfen zu lenken weiß, bald nach rechts, bald nach links, bald in schön geschwungenem Bogen, bald schnurgerade, tändelnd, spielend, ganz nach Belieben, und er sucht daneben mit der größten Anstrengung sein armseliges Einbäumchen in Bewegung zu setzen — wenn er das alles sieht und vergleicht, so läßt er sich innerlich die Ueberzeugung nicht rauben, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Er läßt darum, wie unsre Kleinen in ihren Märchen, die Zauberei an die Stelle der Urtheilskraft treten. Die Zauberkunst, die eben der weiße Mann versteht und der schwarze nicht, die setzt den Europäer in Stand, derartiges durchzuführen. Und wie könnte es auch anders sein? Wie sollte sich der einfache Neger eine annähernd richtige Vorstellung von dem ungeheuren Arbeitsaufwand und Arbeitsverbrauch machen können, der dazu nöthig war, unsre Dampfschiffe auf den heutigen Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen?

Endlich erinnert uns der Suaheli durch sein sorgloses Leben an unsre Jugend.

Komme, was kommen mag,
Morgen ist auch ein Tag.

Das singt er zwar nicht, aber er lebt desto eifriger danach.

In diese Verhältnisse nun soll durch deutsche Thätigkeit und deutsche Kraft ein neuer Zug und neues Leben einströmen. Das ist nur auf dem Wege der Erziehung möglich, der Erziehung, wie sie die Schule der Jugend zutheil werden läßt, und der Erziehung, wie sie jeder Einzelne auszuüben hat, der unter den Leuten seinen Wohnsitz aufschlägt. Erinnert sich die Regierung, erinnert sich der Einzelne jederzeit dieser Pflicht, so werden wir bald nicht mehr nöthig haben, in Ostindien und Ostasien brauchbare Arbeiter für unser deutsches Ostafrika zu suchen; dann werden wir unsre eigenen Landsleute dazu heranziehen können, zu unserm eigenen Nutz und Frommen, zum Wohl für die Eingeborenen und zum Segen für das ganze Schutzgebiet.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Die deutschen Frauen in dem Mittelalter.“ Von Karl Weinhold. 3. Auflage. 2 Bände. Wien, Karl Gerolds Sohn. 1897. Preis 15 Mark. — „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“ sind das erste große Werk Karl Weinholds, in der Art gearbeitet, wie sein Lehrer und Meister Jacob Grimm zu arbeiten pflegte. Eine unter den größten Gesichtspunkten mit rastlosem Fleiß hergestellte, dann übersichtlich geordnete Sammlung des ganzen erreichbaren Materials, aus der die Ideen dann hervorwachsen. Weinhold erzählt uns von den germanischen Frauennamen,

Digitized by Google

von den germanischen Göttinnen, der Stellung des Weibes in Religion und Cult. Er begleitet das Leben der Frau von der Geburt bis zum Tod, besonders lange bei der Ehe und der Verlobung verweilend. Auch über Wohnung, Nahrung und Kleidung der Frau werden wir ausführlich unterrichtet und schließlich erhalten wir eine sehr eingehende Schilderung von der Stellung der Frau im Hause und im geselligen Leben. Dabei wird auch auf die Sittlichkeit der mittelalterlichen Gesellschaft eingegangen. Nicht nur die deutschen Frauen, auch die stammverwandten englischen und nordischen sind berücksichtigt. Das Buch erlebt jetzt seine dritte Auflage. Sie ist nach des Verfassers Angabe eine „bessernde Ueberarbeitung": „eine völlige Erneuerung würde eine Reihe von Jahren erfordern, auf die ich nicht mehr rechnen darf." In den bald fünfzig Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1851) der deutschen Frauen verflossen, hat sich sehr viel verwandelt. „Im deutschen Leben sah es damals anders aus als heute. Gewaltige Ereignisse haben die deutschen Staaten umgestaltet und auch das deutsche Haus nicht unberührt gelassen. Im Bauern- und kleinen Bürgerstand ist vieles umgeworfen, das noch von den Urvätern her bestund im Lebensbetrieb, in Sitte und Gedanken. Die Formen mögen zerfallen, wenn nur der alte gute Geist unsres Volkes fortlebt, der unsterbliche Geist der Deutschen, den ich mit nicht anders denken kann als den Geist edler Menschlichkeit." So heißt es im Vorwort. Möge man denn das Buch auffassen wie es gemeint ist, als ein Geschenk des Verfassers an sein Volk. Ihm hat das ganze Dasein, der ganze Glaube Karl Weinholds gehört, ihm schildert er seine reiche und herrliche Vergangenheit, seine Frauen. Daß es sich daran aufrichten und mit sturem Vertrauen in die Zukunft blicke! F. v. d. L.

* Die 69. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte wird heuer bekanntlich in Braunschweig stattfinden, und zwar vom 20. bis zum 25. September. Vorsitzender der Gesellschaft ist Hofrath Prof. Dr. Victor Edler v. Lang (Wien), dessen Stellvertreter Geh. Rath Prof. Waldeyer (Berlin) und Wirkl. Geh. Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumayer (Hamburg). Die localen Geschäftsführer sind Geh. Hofrath Prof. Dr. W. Blasius und Prof. Dr. Rich. Schulz, Oberarzt am herzoglichen Krankenhause. In den allgemeinen Sitzungen halten nach dem Programm Vorträge Prof. Dr. Richard Meyer (Braunschweig) über chemische Forschung und chemische Technik in ihrer Wechselbeziehung, Geh. Rath Prof. Waldeyer (Berlin) über Befruchtung und Vererbung, Geh. Rath Prof. Orth (Göttingen) über medicinischen Unterricht und ärztliche Praxis, Dr. Hermann Meyer (Leipzig) über das Quellgebiet des Schingu. Auch werden sämmtliche naturwissenschaftliche und medicinische Abtheilungen zu einer gemeinsamen Sitzung vereinigt, in der die wissenschaftliche Photographie und ihre Anwendung auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft und Medicin behandelt wird. Dazu haben Prof. Dr. H. W. Vogel (Berlin), Dr. René du Bois-Reymond (Berlin), Ingenieur Dr. Max Levy (Berlin), Prof. Dr. Lassar (Berlin) und Prof. Dr. Selenka (München) Vorträge zugesagt. Auf dem Leonhardsplatz werden von Prof. Dr. Koch Volks- und Jugendspiele vorgeführt werden. Außerdem wird es an den üblichen Ausflügen und geselligen Vereinigungen nicht fehlen.

* Verlagsrecht und Vorräthe der Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, hggb. von H. Ebbinghaus und Arthur König. Band 1—14, sowie der Vorlesungen über theoretische Physik von H. v. Helmholtz, herausgegeben von A. König, O. Krigar-Menzel und C. Runge, Band 1—6 (bis jetzt erschienen Band V, Elektromagnet. Theorie des Lichtes) und der Abhandlungen zur Physiologie der Gesichtsempfindungen, hggb. von J. v. Kries, Heft 1, sind aus dem Verlage von Leopold Voß in Hamburg in den von Johann Ambrosius Barth in Leipzig übergegangen. In der Erscheinungsweise wird keine Unterbrechung eintreten. Heft 1/2 des 15. Bandes der Zeitschrift soll demnächst ausgegeben werden, auch ist zu hoffen, daß nun Helmholtz' Vorlesungen in diesem Jahre noch zwei Bände werden erscheinen können.

* Auf dem Grundstück des Fabrikbesitzers Schaad in Trier hat man, wie die „Köln. Ztg." berichtet, nach monatelanger Arbeit eine der interessantesten Ausgrabungen der alten römischen Stadt ans Tageslicht befördert, ein vornehmes römisches Privathaus, das den öffentlichen Prachtbauten der kaiserlichen Treviris würdig zur Seite gestellt werden darf. Die mit der Hauptstraße des altrömischen Trier parallel liegende Front ist noch in einer Anzahl von Blöcken erhalten, die dazu bestimmt waren, Säulen oder Pfeiler von Holz oder Stein zur Unterstützung einer Halle zu tragen. Der noch deutlich erkennbare Eingang befindet sich zwischen zwei Pfeilern und einem cyklopischen Steinhaufen. Ein langer, durch die ganze Tiefe des Hauses sich hinziehender Flur wird von einem zweiten Flur quer durchschnitten, so daß das riesige Gebäude in vier Theile getheilt ist. Seitenflure oder, nach der Roheit des Mauerwerks zu urtheilen, Thüren, die in späterer, fränkischer Zeit zugemauert wurden, führen in die einzelnen Gemächer. Von diesen sind namentlich die mit Marmor ausgelegten Baderäume hervorzuheben, von denen das Kaltbad, das Warmbad und das warme Luftbad neben einander liegen. Die letzteren Gemächer wurden durch unterirdische Canäle gleichmäßig mit warmer Luft versorgt. Durch auf einander gelegte Hohlziegel wurde der Abzug des Rauches ermöglicht. Die südwestlichen Räume sind unterkellert. Gut erhalten ist in einem nach dieser Seite gelegenen Lichthof eine Fensteranlage, die man hier überhaupt zum erstenmal an römischen Bauten gefunden. Das interessanteste an der hoch bedeutsamen Ausgrabung ist jedoch der nunmehr frei gelegte prachtvolle Mosaikboden, der in seinem farbenprächtigen ornamentalen Schmuck zu den größten Seltenheiten zählt. Das hervorragende Bauwerk dürfte nach der Ansicht von Sachverständigen aus den Jahren 300—350, der Glanzzeit des römischen Trier unter Constantin und seinen Söhnen, herrühren.

* Bonn. Dr. Bernhard Schönborff, Assistent am physiologischen Institut, habilitirt sich als Privatdocent mit einem Vortrag über die Function der Schilddrüse.

* Wien. Die Akademie der Wissenschaften hat dem Spender der großartigsten Stiftung, die ihr je zutheil geworden, Hrn. Joseph Textil, auf dem Hietzinger Friedhof ein künstlerisch vollendetes Denkmal setzen lassen. — Den 70. Geburtstag beging der Professor der Ohrenheilkunde Dr. Joseph Gruber.

* Czernowitz. Im Alter von 47 Jahren starb nach längerem Leiden Dr. Alexander Grawein, Professor des österreichischen Privatrechts und des Handels- und Wechselrechts, zugleich bekannt als Uebersetzer spanischer Dramen.

-yx.- Brüssel. Am 3. August setzte die II. Internationale bibliographische Conferenz ihre Sitzungen fort. Der zweite und dritte Punkt der Tagesordnung, die Organisation und Classification des allgemeinen bibl. Repertoriums gaben Anlaß zu einer lebhaften Debatte, in welcher die HH. Funck-Brentano, Mourlon, der Director des geologischen Bureaus in Brüssel, Junker, Weissenbruch, Sauvage, Sébert ꝛc., sowie der Präsident zum Theil wiederholt das Wort ergriffen. Sehr interessant waren die Ausführungen der HH. Dr. Baudouin, Mourlon und Field, die selbst in ihren Instituten die Decimalclassification seit langem anwenden und die Vorzüge derselben nicht genug hervorheben können, während Funck-Brentano diese zwar bekämpft, aber den Arbeiten des Office volles Lob zollt. — Cutter vertheidigt in längerer Rede und unter Vorlage eines gedruckten Berichtes seine auf der Namendnag der Buchstaben beruhende sogenannte „Expansive Classification". Ver Hees (Brüssel) bespricht die Verwendung der Decimalclassification in der Philologie; Weißenbruch legt die ausgearbeiteten Tafeln für das Eisenbahnwesen vor und theilt mit, daß der ständige Ausschuß des Eisenbahncongresses die Herausgabe einer auf Grund dieser Tafeln classificirten internationalen Bibliographie des Eisenbahnwesens beschlossen habe. General Sébert legt die vollständige Classification der Photographie vor. Nach einem Resumé des Präsidenten und Otlets gelangte folgende Resolution zur Annahme: „Die zweite internationale bibl. Conferenz bezeichnet es als nothwendig, die bibliographischen Arbeiten international zu organisiren. Nach Kenntnißnahme der nach dem Decimalsystem ausgeführten Arbeiten des Office international de Bibliographie und seiner Mitarbeiter lobt sie dieselben ein, ihr Werk auf Grund der weitestgehenden internationalen und wissenschaftlichen Mitwirkung und mit steter Berücksichtigung der jeweilig angeregten Verbesserungen fortzuführen." Weitere Beschlüsse betrafen die von Funck-Brentano betonte Wichtigkeit von kritischen und Specialbibliographien als Ergänzung des Repertoriums und den Unterricht in der Bibliographie. Auf Antrag des Generals Sébert wurde den Regierungen Belgiens und der Schweiz der Dank für ihre bisher der Bibliographie gewährte Unterstützung votirt und das Bureau beauftragt, Schritte zu unternehmen, um auch die übrigen Regierungen zu veranlassen, die internationale Organisirung der Bibliographie zu fördern. — Eine Anzahl neuer Zuschriften, darunter vom französischen Unterrichtsminister, war eingelangt, ebenso waren neue Theilnehmer, unter diesen Prof. Pruśik aus Prag, Prof. Jlovaisky aus Odessa, der Delegirte der

Digitized by Google

spanischen Regierung Mariana Mañez Rivero, und der Bibliothekar von Montreal Gouls eingetroffen. Die drei letzteren und Funck-Brentano wurden Nachmittags vom Präsidenten eingeladen, an seiner Seite Platz zu nehmen, während Vormittags die HH. Junkee (Wien), Dr. Ejztegar (Budapest) und Dr. Field (Zürich) dahin berufen worden waren. Zwischen den zwei Sitzungen fand ein Besuch der königl. Bibliothek statt, wo unter Führung des Directors Fétis insbesondere die werthvollen Manuscripte besichtigt wurden. Den Tag beschloß ein sehr animirtes Bankett im Bois de la Cambre, bei welchem das Institut und seine Förderer in nicht weniger als zehn Sprachen gefeiert wurden.

Am 4. August schloß die Conferenz mit der vierten Sitzung ihre Arbeiten. Der letzte Tag war den Detailfragen gewidmet. Hr. Andrews (Chicago) besprach die Methoden des Druckes bibliographischer Zettel. Die Conferenz forderte den Ausschuß des Instituts auf, ein Comité zum Studium dieser Frage und der Regeln für die Abfassung bibliographischer Titelcopien einzusetzen, und bestätigte den Ausschuß in seiner Stellung bis zur nächsten (für das Jahr 1900 in Paris geplanten) Conferenz. Sodann wurde noch beschlossen, nationale Sectionen des Instituts ins Leben zu rufen, die wissenschaftlichen Gesellschaften zur Mitarbeit aufzufordern und auf Antrag der HH. Sury und Lamerre (Brüssel) die Errichtung von Schulen für Bibliographie, Bibliothekwesen und Buchhandel zu empfehlen. Nach den üblichen Dankreden wurde die Conferenz geschlossen, und die Theilnehmer begaben sich nach Antwerpen zum corporativen Besuch des Musée Plantin.

* **Paris.** Der berühmte Chemiker Berthelot erhielt als intimster Freund Renans nach dessen Tode von der seither ebenfalls gestorbenen Wittwe den Auftrag, ihre Correspondenz zu veröffentlichen. Nun hat Berthelot in der „Revue de Paris“ diese Publication begonnen und bereits liegt uns der Briefwechsel beider Freunde von 1847 bis 1850 in zwei Lieferungen vor. Als sich Renan und Berthelot kennen lernten, zählte jener 23, dieser 19 Jahre. Renan hatte seit zwei Jahren das Priesterseminar verlassen und einen bescheidenen Posten an der Nationalbibliothek erhalten. Berthelot erwarb sich als chemischer Assistent die Mittel, um weiter zu studiren. Ihre Freundschaft behielt immer einen sehr ernsthaften, beinahe frostigen Charakter und bequemte sich nie zu dem vertraulichen Du; sie war mehr ein Austausch von Ideen als von Gefühlen. Den ersten Brief an Berthelot schrieb Renan am 28. August 1847 von St. Malo aus, wo er bei seiner Mutter zum Besuche weilte. Renan zeigt sich schon hier in seiner Auffassung der Religion und des Christenthums von jenem unerkannten Liberalismus beseelt, der seinen bedeutendsten späteren Schriften eigen ist. Ohne Haß gegen das Christenthum spricht er von der Möglichkeit einer neuen Religion und erwähnt als Beispiel, daß man bereits auf dem Wege der „Religionification“ der französischen Revolution begriffen sei. 1849 reiste Renan in wissenschaftlichem Auftrage nach Italien und richtete von dort interessante Beschreibungen an seinen Freund. Rom belehrt ihn beinahe wieder zum alten Glauben. Er schreibt z. B.: „Rom galt mir als eine Verdrehung des religiösen Instincts; ich nahm mir vor, über die Albernheiten des Cultus und den Aberglauben dieses Landes nach Herzenslust zu lachen. Wohlan, mein Freund, die Madonnen haben mich besiegt. Ich habe in diesem Volke, in seinen Sitten und Anschauungen eine unvergleichliche Hoheit, Poesie und Idealität gefunden.“ Ganz anders lautet dann freilich sein Urtheil über Neapel. Von dort schrieb er an den Freund: „Ich sagte Ihnen, daß Rom mich zum erstenmal die Größe einer Religion verstehen ließ, welche das geistige Leben eines Volkes beherrscht und monopolisirt. Ich kann Ihnen jetzt sagen, daß Neapel mich zum erstenmal die vollendete Lächerlichkeit und die scheußliche Geschmacklosigkeit einer Religion erkennen ließ, welche durch ein heruntergekommenes Volk erniedrigt und in den Staub gezogen werden ist. Es gibt keinen Gott für diese Leute, sondern nur Heilige, und diese Heiligen sind keine Vorbilder der Religion oder der Moral, sondern übernatürliche Wunderthäter, die man in jeder Verlegenheit anruft. Ich habe mit meinen Augen Votivbilder gesehen, wo der Dieb dargestellt ist, wie er aus der Hand der Gendarmen befreit wird.“ Mit wahrer Begeisterung spricht dann Renan wieder von seinem Aufenthalt bei den Mönchen in Monte-Cassino, die damals im Königreich Neapel der reactionären Tyrannei Opposition machten und für Garibaldi schwärmten. Er findet sie im Besitze der Werke von Strauß und anderen deutschen Bibelkritikern und erfährt, daß sie ihre religiösen Anschauungen von den seinigen kaum unterscheiden. In Rom ging Renan hin und wieder in die Messe; er schreibt seinem Freund, der sich über sein ödes Dasein beklagt, daß er gut daran thun würde, das gleiche zu thun. Die wissenschaftliche Mission, an der Renan theilnahm, wurde in Portici auch dem Papst Pius IX. vorgestellt. Renan war überrascht von der naiven Gutmüthigkeit des Papstes, die er bei einem Franzosen als Zeichen der Borniertheit und Ungebildetheit ansehen würde. Der Papst vermied es vollständig, von der Religion zu sprechen. Er gab sich für einen guten Freund der modernen Civilisation aus, welche durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Dampfmaschine die Menschen einander genähert und dadurch die antike Civilisation besiegt habe. Renan findet diesen Ausspruch thöricht und oberflächlich.

* **Paris.** Ein internationaler Congreß zur Erforschung der Tuberculose soll hier im Juli nächsten Jahres unter dem Vorsitze von Nocard abgehalten werden. Bis jetzt sind vier Fragen zur Erörterung gestellt: über Sanatorien als Mittel zur Verhütung und Behandlung der Tuberculose; über Heilsera und Gegengifte in der Behandlung; über die X-Strahlen in der Erkennung und Behandlung der Krankheit; die Bekämpfung der Tuberculose bei Thieren durch vorbeugende Maßregeln.

* **Petersburg.** An der hiesigen Universität wird mit dem Beginn des nächsten Lehrjahres ein Katheder für die Geschichte Abessiniens begründet werden, das dem jungen Orientalisten Prof. B. Turajew übertragen werden soll, der sich eingehend mit dem Studium der abessinischen Sprache befaßt hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Rousseau's ausgewählte Werke in 6 Bänden übersetzt von J. H. G. Heusinger, mit Einleitung von Ph. Aug. Becker. I. Bd. Bekenntnisse I (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Georg Ebers: Gesammelte Werke. Lfg. 106—121. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Eine moderne Feuerbestattung. Mit Abbildung. Hggb. vom Verein für Feuerbestattung zu Berlin 1897. — Prof. Dr. Eduard Ruthert: Karten u. Skizzen aus der Geschichte des Alterthums. I. Hs. des Gesammtwerkes. Düsseldorf, August Bagel. — *The Cosmopolitan*, illustrated monthly magazine. Vol. XXIII. Nr. 3. July 1897. Irvington (New York), John Brisben Walker. — Die evangelischen Missionen, illustriertes Familienblatt, hggb. v. Julius Richter. III. Jahrg. 1897, 8. Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Prof. Dr. Huber, Stuttgart: Zur Einführung des Reichsgesetzes über die Innungen und Handwerkskammern. (S.-A.) — A. Breitner u. H. Bergmeister: Literarisches Scherbengericht, in Urnaform. Nürnberg, C. W. Fleischmann 1897. — Arthur Dintee: Jugenddrängen, Briefe u. Tagebuchblättee eines Jünglings. München, Karl Schüler 1897. — Alfred Beetschen: Scherben aus dem Münchner Glaskasten, illustrirt von Georg Riper. München, Pössenbacher 1897. — Alfred Niedermann: Dinne Peutinger, die Aerztin von Ingolstadt. Hexengeschichte aus der Schwedenzeit. Leipzig, H. Haessel 1897. — Dr. Julius Böring: Das Saterland, Darstellung von Land, Leben, Leuten, in Wort und Bild. I. Theil. Oldenburg, Gerhard Stalling 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Gustav Fischer, Verlag, Jena.

Soeben erschien:

Kraepelin, Dr. E.,
Prof. a. d. Univers. Heidelberg.

Zur
Ueberbürdungsfrage.

— Preis: 75 Pf. —

Diese neue Schrift des berühmten Psychiaters wird nicht nur die Lehrerwelt interessieren, sondern auch die verdiente Beachtung aller Gebildeten finden.

Von demselben Verfasser erschien soeben in zweiter Auflage: (15067)

Ueber geistige Arbeit.

— Preis: 50 Pf. —

Tauchnitz Edition.

August 4, 1897.

Mrs. Crichton's Creditor.

By (12230)

Mrs. Alexander,

Author of „A Fight with Fate“ etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1897. München, Montag, 9. August. Nummer 176.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Betrachtungen über die Technik der graphischen Künste. Von Rolf v. Brockdorff. — Zur Literatur des Völkerrechts. Von Heinrich Harburger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Betrachtungen über die Technik der graphischen Künste.

Von Rolf v. Brockdorff.

Zwei Richtungen gehen durch die moderne Kunst, die dem „l'art pour l'art“ den Krieg erklärt haben: ein ungeahntes Aufblühen der decorativen auf der einen, eine gewaltige Entfaltung der vervielfältigenden Künste auf der anderen Seite. Beide Bestrebungen verfolgen den Zweck, die Kunst in das tägliche Leben zu tragen; im modernen Placat reichen sie sich die Hand, aus dem „l'art pour l'art“ wurde „l'art pour la rue“.

Frankreich, d. h. Paris, denn die Provinz kommt hier nicht in Betracht, England und Amerika haben in letzterem Kunstzweig die Führung. Deutschland ist bis jetzt zurückgeblieben, doch macht sich auch hier schon ein Aufschwung bemerklich; fremde Anregungen wurden ja bei uns schon oft in der glücklichsten Weise national verarbeitet. — Das Placat ist auf Fernwirkung berechnet und soll in die Augen fallen; es muß daher einfach und klar in der Composition sein und wenige, aber kräftige Farben haben. Der Text soll deutlich hervortreten nnd den decorativen Eindruck des Ganzen heben. Fügt man noch hinzu, daß die Reproduction keine großen Schwierigkeiten bieten darf, so sind die Bedingungen, die man daran stellen muß, erschöpft. Cheret in Paris war einer der ersten, die hier bahnbrechend gewirkt haben; seither haben viele Künstler sich in den Dienst der Affiche gestellt; die alljährlich stattfindende „Exposition des Cent“ bringt immer hervorragende Leistungen. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen und verweise daher auf ein kürzlich erschienenes kleines Buch: „Posters in miniature, with an introduction by Penfield“. Auch hier in München wurde die Ankündigung der VII. internationalen Kunstausstellung mit einer gewissen Spannung erwartet; da Künstlergenossenschaft und Secession diesmal vereinigt ausstellen, galt es auch, ein neues Placat zu schaffen, eine Aufgabe, die Hrn. Professor Franz Stuck übertragen wurde; aber es war offenbar leichter, die beiden feindlichen Brüder unter ein Dach, als auf ein Placat zu bringen. Stucks Stärke liegt auf einem anderen Gebiet, seine Affiche war eine arge Enttäuschung; von Fernwirkung keine Spur, die fahlen Farben, die auf Gemälden oft sehr effectvoll sind, waren hier nicht am Platz, und zur Reproduction wurde eine Technik gewählt, die sonst nnr beim Illustrationsdruck verwendet wird. Bei der Wahl des künstlerischen Motivs macht sich die Abhängigkeit von griechischen Vasenbildern und trojanischen Ausgrabungen unliebsam bemerkbar. Nichtsdestoweniger enthält die Ausstellung auch auf dem Gebiet der graphischen Künste Hervorragendes, und so mag es nicht uninteressant sein, einen Blick auf die Technik derselben zu werfen. Ein Eingehen auf die einzelnen Künstler ist allerdings an dieser Stelle nicht möglich; dabei ist die Anschauung ungleich wichtiger als das geschriebene Wort; es kommt darauf an, sehen zu lernen — „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“.

Die Fortschritte der Photographie und mit ihr der photomechanischen Druckverfahren haben der graphischen Kunst keineswegs, wie es zuerst erwartet wurde, Schaden gebracht. Die Heliogravüre übertrifft oft in sammtartiger Wirkung und Weichheit den in Schabkunst ausgeführten Kupferstich, und so wurden die Anforderungen, die an die Reproduction gestellt wurden, sehr hoch. Die Künstler waren gezwungen, ihre Techniken mehr und mehr zu vervollkommnen, und da Nachbildungen auf mechanischem Wege billig und vollkommen geliefert wurden, gelangte der schon von den alten Meistern geübte Originalstich zu neuer und höchster Blüthe. Den graphischen Künsten gehört so recht eigentlich das ganze weite Gebiet der Phantasie; das Reale deutlich ausgeführt, Empfundenes, Gefühltes, Geträumtes leicht angedeutet, wie hingehaucht zu geben, ist ihr Privilegium. Max Klinger, der selbst zu ihren hervorragendsten Vertretern gehört, hat in seiner Broschüre „Die Griffelkunst“ dieses Wesen in geistvoller Weise besprochen.

Nach dem Material der Druckplatte unterscheidet man Kupferstich, Lithographie und Holzschnitt. Diese drei Zweige der vervielfältigenden Künste unterscheiden sich prinzipiell darin, daß beim Kupferstich die wiederzugebenden Linien vertieft, beim Holzschnitt aber erhaben sind, während bei der Lithographie einzelne Stellen des zur Verwendung gelangenden Steines durch chemische Präparation zur Aufnahme einer fetten Farbe geeignet gemacht werden, die von den nicht präparirten Stellen abgestoßen wird.

Beim Kupferstich unterscheidet man je nach den angewandten Werkzeugen und Techniken verschiedene Arten. Die eigentliche Kupferstecherkunst mit dem Grabstichel, bei den Franzosen la gravure au burin, bei den Engländern engraving genannt, wird gegenwärtig viel seltener ausgeübt als früher. Eine gehämmerte und dann polirte Kupferplatte wird erwärmt und gleichmäßig mit Firniß überzogen, der, wenn die Platte wieder abgekühlt ist, entweder mit in Gummiwasser aufgelöster Kremserkreide weiß, oder durch Räuchern über einer aus sechs oder acht gelben Wachskerzen bestehenden Fackel schwarz gefärbt wird. Die zu übertragende Zeichnung wird auf der Rückseite mit Röthel beschmiert, auf der Platte mit Klebwachs befestigt und dann durch Nachfahren der Umrisse mit einem Stift aufgepaust. Nun werden die Linien mit einer scharfen Radirnadel durch den Firniß in das Kupfer schwach eingeritzt und die Platte über Kohlengluth gereinigt. Die eigentliche Bearbeitung erfolgt dann mit dem Grabstichel, einem viereckigen Stahlstäugelchen mit passend angeschliffener Spitze; damit werden die Linien in das Kupfer eingeschnitten und dann der bei jedem Strich entstehende Grat oder Bart mit dem Schabeisen weggenommen. Mit demselben Instrument werden fehlerhafte Stellen herausgeschabt; die dabei

Digitized by Google

entstehende Vertiefung wird von der Rückseite der Platte mit einem kleinen Hammer hervorgetrieben und dann mit dem Polirstahl geglättet. Je nach dem Winkel der Schneide unterscheidet man hohe und niedere Grabstichel; mit dem niederen werden die Striche angelegt, mit dem hohen nach und nach vertieft. Durchweg mit dem hohen Stichel gearbeitete Platten geben geistvolle, saftig schimmernde Abdrücke, die anderen sind grauer und matter in der Farbe. Die mit dem Grabstichel erzeugten Striche sind durchaus rein und scharf, verlaufen in Spitzen und sind von wechselnder Dicke. Die Punkte sind nicht rund, sondern etwas länglich und haben eine feinere und eine stumpfere Spitze.

Der Stich mit der trockenen oder kalten Nadel (à la pointe sèche, dry point) spielt in der modernen Kunst eine große Rolle. Er verdankt dies namentlich Paul Hellen, dessen reizende Damenporträts das Entzücken aller Kenner sind. Die Zeichnung wird in derselben Weise wie oben in die Platte eingeritzt und dann mit scharf geschliffenen Nadeln bearbeitet; sowie eine Strichclasse fertig ist, wird der Grat weggeschabt und die zweite darüber gearbeitet. Ganz eigenartige Effecte werden aber durch Stehenlassen des Bartes erreicht; je nachdem der Künstler die Nadel mehr oder weniger schräg führt, erzeugt sie eine größere oder geringere Rauhigkeit; an diese hängt sich beim Abdruck die Druckfarbe an und bewirkt sammtartige, satte schwarze Linien. So behandelte Stiche sind unverkennbar; wurde der Grat entfernt, so erkennt man die Arbeit der trockenen Nadel an den zarten, wenig gekrümmten Strichen und den vollkommen runden, sehr reinen Punkten. Ein derartiger Abdruck sieht aus einiger Entfernung wie eine fein lavirte Tuschzeichnung aus.

Die Punktirmanier, bei der die Linien nicht eingegraben, sondern mit der Goldschmiedpunze eingeschlagen werden (la manière au maillet), wird wenig mehr angewendet. In England bedient man sich ihrer zum Stahlstich, um damit eine der Kreidezeichnung ähnliche Wirkung hervorzubringen.

Zu allen Zeiten hat aber die Radirung für die selbst schaffenden Künstler die größte Bedeutung gehabt. Ihre technischen Schwierigkeiten sind nicht so groß, wie die des Grabstichels und der kalten Nadel. Die Platte wird zunächst mit Natronlauge und Schlemmkreide sehr sorgfältig gereinigt und dann mit dem Aetzgrund, einem aus Asphalt, Wachs und Mastix bestehenden Firniß, überzogen; durch diesen wird die Zeichnung einradirt, nicht tiefer als nöthig ist, um das Kupfer bloßzulegen. Die weitere Arbeit besorgt dann das Aetzwasser; man verwendet dazu verschiedene Säuren, neuerdings auch Eisenchloridlösung. Die Platte wird entweder mit einem Wachsrand umgeben, oder auch auf der Rückseite gedeckt und in einer Porzellanschale der Einwirkung der Flüssigkeit überlassen; die Dauer dieses Processes ist sehr verschieden; bei warmem Wetter geht er schneller vor sich als an regnerischen und kalten Tagen. Sowie die leichten Linien, z. B. bei Landschaften die Ferne, die nöthige Kraft gewonnen haben, wird das Reagens abgegossen, gründlich mit Wasser nachgespült und die fertigen Stellen mit Firniß gedeckt; dann wird von neuem geätzt und so fort, bis auch die tiefsten Schatten vollendet sind. Die Deckung wird schließlich über Kohlenfeuer abgeschmolzen und nach dem Ermessen des Künstlers mit Grabstichel und trockener Nadel noch Kleinigkeiten hinzugefügt. — In derselben Zeit, die zu einer Platte mit dem Grabstichel erforderlich ist, kann man zehn geätzte Platten verfertigen. Bei dieser Technik sind die Striche immer rauh und verlaufen niemals in Spitzen. Die Radirung läßt sich mit allen anderen Manieren combiniren, was heutzutage besonders häufig mit der Schabkunst (manière noire, mezzotinto) geschieht.

Während bei den bisher beschriebenen Techniken die Schattirung durch parallele oder sich kreuzende Linien angegeben wird, arbeitet die Schabkunst mit Flächen; die Platte muß zu diesem Zweck mit einer gleichmäßig sammtartig rauhen Oberfläche versehen werden, in welche man dann die Lichter hineinschabt, wozu man sich des Granirstahls bedient; dieses Instrument gleicht einem kleinen halbmondförmigen Wiegemesser, das an seiner Schneide mit feinen Zähnen versehen ist. Damit übergeht man die Platte in verschiedenen Richtungen, bis sie ein ganz gleichmäßig feines Korn zeigt. Die Granirung, von der die Schönheit und das Gelingen der ganzen Arbeit abhängt, nimmt viel Zeit in Anspruch; zu größeren Platten ist oft ein Monat und mehr erforderlich. Um die Procedur zu erleichtern, versieht man neuerdings das Wiegeeisen mit einem langen Heft, das rechtwinkelig zur Schneide steht und mit seinem einen Ende auf dem Tisch aufliegt, wo es zwischen zwei Leisten geführt wird; der nöthige Druck wird durch ein kleines Gewicht erhalten, so daß die Hand nur eine wenig ermüdende, leicht wiegende Bewegung auszuführen hat. — Eine so vorbereitete Platte gibt in der Presse einen pechschwarzen Abdruck. Mit messerförmigen, 4—5 Zoll langen Schabeisen werden dann die Lichter hineingearbeitet; man schabt die Rauhigkeit mehr oder weniger fort, so daß an den geglätteten Stellen die Farbe nur in geringer Menge haften bleibt. Glanzlichter werden mit dem Polirstahl hervorgebracht. Ein derartiger Stich wirkt ungemein malerisch und weich; das Nackte kann damit vollendet dargestellt werden. Die Schabkunst eignet sich daher auch besser als jede andere Technik zur Wiedergabe von Gemälden. Ein geschabter Kupferstich ist sehr leicht zu erkennen; ein untrügliches Merkmal, wodurch er sich auch von der Photogravüre unterscheidet, sind die Spuren des nach verschiedenen Richtungen geführten Granirstahls, die sich in Form von dicht neben einander stehenden kleinen Punkten und Kreuzen in den größeren Lichtmassen zeigen.

Die Schwierigkeit der Granirung legte den Gedanken nahe, ähnliche Wirkungen durch Anwendung des Aetzwassers zu erzielen. So entstand die sogenannte Aquatinta (manière de lavis), wohl diejenige Stichgattung, die die größten technischen Verschiedenheiten in ihrer Ausführung aufweist. Fast jeder Künstler, der sich damit beschäftigte, kam im Lauf seiner Versuche auf neue Kunstgriffe; in der Gegenwart gelangte sie, nachdem sie fast vergessen war, namentlich durch Klinger zu hoher Blüthe. Eines der ältesten Verfahren ist das von Stapart in seiner 1773 in Nürnberg erschienenen Abhandlung „Kunst, mit dem Pinsel in Kupfer zu stechen“ angegebene. Die Umrisse der Zeichnung werden mittelst der Radirung hergestellt und die Platte dann mit einem dünnen durchsichtigen Firniß überzogen. Solange derselbe noch flüssig ist, siebt man äußerst fein pulverisirtes Meer- oder Steinsalz darüber und läßt dann die Deckung erkalten. Durch Auswaschen mit Wasser werden die Salztheilchen aufgelöst, und man erhält so einen überaus fein porösen Grund, durch den man die radirten Linien durchschimmern sieht. Diejenigen Stellen, welche ganz weiß bleiben sollen, werden mit einem Pinsel mit Firniß bedeckt und dann mit verdünnter Säure geätzt; hat der hellste Ton die richtige Kraft erhalten, so spült man die Platte mit Wasser ab, deckt wieder mit Firniß und ätzt von neuem. Dieser Vorgang wird gerade wie bei der Radirung so oft wiederholt, bis auch die tiefsten Schatten fertig gestellt sind und der Firniß abgeschmolzen werden kann. — Ein anderes Verfahren, das noch größere Verbreitung als das Stapart'sche gefunden hat, wurde von Le Prince angegeben. Es besteht darin, daß die radirte Kupfertafel mit dünnem Firniß überzogen wird, der nach dem Erkalten an denjenigen

Digitized by Google

Stellen, welche geätzt werden sollen, mit einem in eine Mischung von Terpentin, Baumöl und Kienruß getauchten Pinsel wieder entfernt wird; hierauf bedeckt man die ganze Platte mit feinem Pech- oder Asphaltstaub und läßt denselben in der Wärme etwas anschmelzen. Nun wird mit schwachem Scheidewasser geätzt, und sowie der erste Schattenton erreicht ist, die Platte gereinigt und das Verfahren bis zur Fertigstellung wiederholt. Diese Methoden eignen sich namentlich zur Reproduction keck hingesetzter Tuschzeichnungen, von denen mit Sepia gedruckte Aquatintastiche oft kaum zu unterscheiden sind.

Aber nicht nur Tusch-, sondern auch Kreide- und Röthelzeichnungen können durch den Kupferstich täuschend nachgeahmt werden. Die Technik, die dabei zur Anwendung kommt, ist die Crayonmanier, eine Abart der Radirung, bei der die Zeichnung aber mit ganz eigenthümlichen Instrumenten in den Firniß eingegraben wird. Am wichtigsten ist dabei die Roulette, ein kleines unregelmäßig gezahntes Rädchen, mit welchem man die auf den Deckfirniß aufgepausten Linien übergeht; der Aetzgrund wird dadurch in Form regellos vertheilter kleiner Punkte aufgerissen. Zur Verschummerung der Schatten bedient sich der Künstler des Mattoirs; dies ist ein kugel- oder würfelförmig endendes Stahlstängelchen, das nach Art einer Punze mit verschiedenen Spitzen versehen ist. Außerdem gelangen noch eine gewöhnliche, eine doppelte und eine dreifache Nadel zur Anwendung. Mit diesen Werkzeugen wird die auf den Firniß kalkirte Zeichnung überarbeitet, und die Platte dann auf die gewöhnliche Weise geätzt. Nachdem dies geschehen ist, muß noch manches auf trockenem Wege hinzugefügt werden; die dunkeln Töne und kräftigen Schatten werden vertieft, ganz lichte Stellen, die durch das Aetzen zu derb geworden wären, mit dem Mattoir hinzugesetzt. Wenn so behandelte Platten mit Sartinober auf Handzeichnungspapier gedruckt werden, so sehen sie einer flotten Röthelskizze zum Verwechseln ähnlich. Weniger breit ausgeführte Zeichnungen, wie die etwas süßlichen Arbeiten der Angelika Kauffmann und ihrer Zeitgenossen, werden besser durch die englische Punktirmanier vervielfältigt. Diese, bei den Franzosen manière pointillée genannt, ist eigentlich nur eine Verfeinerung der vorhergehenden, wobei die Radirung nicht mit der Roulette ausgeführt, sondern mit feinen Nadeln punktirt wird. Zarte Theile, wie die Carnation, werden erst nach der Aetzung mit der trockenen Nadel ergänzt. Solche Stiche sehen wie mit einem feinem Haarpinsel getüpfelte Miniaturen aus. Diese Technik wurde besonders von dem unglücklichen Wynne Ryland gepflegt, der in Paris von Boucher den Kupferstich und von Demanteau die Crayonmanier erlernt hatte. Ryland wurde im Jahre 1783, weil er einen Geldschein der East India Company gefälscht hatte, hingerichtet. Seine letzten Arbeiten stammen aus dem Gefängniß. —

Um eine Platte, die in einer der vorstehend beschriebenen Arten hergestellt wurde, abzudrucken, muß sie zunächst eingeschwärzt werden; dies geschieht meist auf warmem Wege. Man erhitzt sie auf einem eisernen Rost über Kohlenfeuer und trägt dann mit einem Tampon die Farbe auf; durch die Wärme wird dieselbe geschmolzen und setzt sich in die feinsten Striche und Punkte fest; das Ueberflüssige wird dann mit einem zarten Leinenfetzen behutsam weggenommen, und dann die ganze Platte mit dem Ballen der Hand abgewischt. Von der Geschicklichkeit des Druckers im Wischen hängt ein großer Theil der Schönheit des Abdrucks ab. Zu scharf gewischte Platten werden kraftlos und matt, während zu wenig gewischte rauhe, oder, wie der technische Ausdruck lautet, kothige Abdrücke geben. Das zur Verwendung kommende Papier muß, damit es sich ordentlich in die vertieften Linien hineinpressen kann, gefeuchtet werden. Man taucht immer mehrere Blätter zusammen in einen Wasserbottich und preßt sie dann längere Zeit zwischen glatten Brettern, bis sich die Leimung hinreichend gelöst hat. Vor dem Gebrauch zieht man das Papier in dünnen Stößen zwischen zwei Wolltüchern durch die Presse, um das überschüssige Wasser zu entfernen.

Die Kupferdruckpresse besteht aus einem massiven eisernen Gestell, in welchem zwei Walzen, deren untere meist den doppelten Durchmesser der oberen hat, montirt sind; dazwischen ist das Laufbrett, auf welches die Kupferplatte zu liegen kommt, angeordnet. Zum Abdruck legt man einen Bogen feuchtes Papier auf die gut eingeschwärzte Platte, darüber einige Löschblätter und ein wollenes Tuch, und zieht das Ganze unter starkem Druck durch die Presse. Der fertige Kupferstich wird dann von der Platte abgezogen und zwischen beschwerten Pappendeckeln getrocknet. Da zu jedem Abzug neu eingefärbt werden muß, leidet die Feinheit des Stiches bald unter dem Wischen, so daß die späteren Drucke nicht die Vollkommenheit der ersten haben; um dies auch äußerlich anzudeuten, wird die Schrift erst beim Beginn der Abnutzung hinzugestochen, und man unterscheidet danach avant la lettre und avec la lettre-Drucke. Nach Fertigstellung der avant la lettre-Abzüge wird die Platte häufig, um sie widerstandsfähiger zu machen, auf galvanischem Wege mit einer dünnen Stahlschicht überzogen, wodurch allerdings die Weichheit des Stiches leidet. Es ist auch möglich, eine bis ins kleinste Detail genaue galvanoplastische Kupfercopie der Originalplatte herzustellen, ein Verfahren, das aber mehr bei der Photogravüre als beim Kupferstich, dessen Werth natürlich mit der Seltenheit steigt, angewandt wird. Kaltnadelplatten, bei denen der Grat zur Schattengebung benützt wird, geben nur 10 bis 25 Abdrücke erster Classe; Radirungen und Aquatintaplatten liefern je nach der Feinheit der Ausführung 200 bis 500, und durchweg mit dem hohen Grabstichel gearbeitete bis zu 1500 gute Drucke.

Versuche, Buntdruck herzustellen, sind fast so alt wie der Kupferstich selbst; man begnügte sich anfangs damit, den fertigen Abdruck mehr oder minder gewandt zu coloriren; später combinirte man die Radirung mit dem Holzschnitt und druckte die Contouren mit der Kupferplatte und darüber ein oder zwei Holzstöcke mit verschiedenen Schattentönen. Der um 1580 geborene Hercules Seghers bemalte mit dem Pinsel das Papier, worauf er eine einfarbige Radirung druckte. Allmählich entwickelte sich das Verfahren, die ganze Platte sorgfältig mit der Hand einzumalen, das dann aber in dem eigentlichen Farbendruck mit mehreren Platten einen starken Concurrenten erhielt. Der Frankfurter Le Blon ging von der Theorie aus, daß man jeden Farbenton durch Mischung der drei Grundfarben gelb, roth und blau erhalten kann. Er stellte sich daher drei geschabte Platten her, die entsprechend mit Farbe versehen und über einander gedruckt wurden; die damaligen Mittel reichten aber nicht hin, um praktisch völlig zufriedenstellende Resultate zu erhalten; ist doch der Vogel-Ulrich'sche Dreifarbendruck eine Erfindung der allerjüngsten Zeit. Man verwendete daher meist mehr als drei Farben und druckte wohl auch eine besondere Contourenplatte. Die schönsten Farbendrucke wurden mit der Aquatinta hergestellt, wobei aber die sanften Uebergänge auf trockenem Wege mit Roulette und Mattoir hinzugearbeitet wurden. Der Weiterentwicklung des farbigen Kupferstichs wurde plötzlich durch die Lithographie, die bei einfachem Verfahren Vortreffliches leistet, ein Ziel gesetzt. In der modernen Kunst werden Farbendrucke mit wenigen Ausnahmen (einige Blätter von Rops, Klinger und anderen) fast ausschließlich durch den Steindruck hergestellt.

Beim Holzschnitt ist die Zeichnung nicht vertieft, sondern erhaben, so daß er mit der Buchdruckpresse vervielfältigt

werden kann; diesem Umstand verdankt er seine Bedeutung für die Illustration von Büchern und Zeitschriften. Bei der Betrachtung eines alten und eines modernen Holzschnittes wird man einen großen Unterschied zwischen beiden finden. Thatsächlich sind sie auch mit zwei ganz verschiedenen Techniken hergestellt: die älteren Platten wurden mit dem Messer in Langholz geschnitten, wobei die Längsfasern des Holzes parallel mit der Bildfläche laufen; die neueren sind mit dem Grabstichel in Hirnholz gearbeitet, so daß die Fasern senkrecht zur Bildfläche stehen. Die Platten werden aus Buchs- oder Birnbaumholz geschnitten, sehr sorgfältig abgehobelt und dann geschliffen. Schadhafte Stellen müssen herausgebohrt und durch das Einsetzen keilförmiger gesunder Stücke ergänzt werden. Große Tafeln werden oft aus mehreren Theilen zusammengeleimt. Um das Bild darauf zu übertragen, werden sie mit Kremserweiß gefärbt, so daß man mit dem Bleistift oder der Feder darauf zeichnen kann; in letzterem Falle beugt man dem Ausfließen der Tusche durch Einreiben des Holzes mit Sandarakpulver vor. Solche Platten, bei welchen die Originalzeichnung auf dem Holz ausgeführt wurde, heißen Facsimileschnitte. In neuerer Zeit schneidet (was früher sehr selten war) häufig der erfindende Künstler seine Arbeiten selbst, und gerade in der gründlichen Kenntniß und Beherrschung beider Techniken liegt die eigenartige und große Schönheit der Holzschnitte eines Lepère und vieler anderer. Beim Schneiden gräbt man das Holz, welches sich neben den Strichen und Punkten der Zeichnung befindet, sorgfältig mit dem Messer oder Grabstichel heraus, so daß das Bild frei erhaben stehen bleibt. Der Grabstichel des Xylographen hat viele Aehnlichkeit mit dem beim Kupferstich verwendeten, nur ist er viel höher, das heißt spitzer angeschliffen. Bei Landschaften wendet man, um die Ferne in leichterem Ton zu bekommen, den Kunstgriff an, die Stellen, welche heller drucken sollen, vor Beginn des Schneidens auf dem Holzstock etwas abzuhobeln, wodurch sie tiefer liegen als ihre Umgebung und nicht so stark mitdrucken.

Verschiedene Töne erzielt man aber durch Anwendung mehrerer Platten; derartige Drucke werden Clairobscur- oder Chiaroscurodrucke genannt. Bei der Tonplatte werden nur diejenigen Stellen, welche im Abdruck die Farbe des Papiers zeigen sollen, fortgeschnitten; auf diese Art lassen sich mit Weiß gehöhte Zeichnungen trefflich vervielfältigen. Zur Wiedergabe getuschter oder mit dem Pinsel lavirter Originale gebraucht man drei, öfter auch vier Platten, von denen die erste die Umrisse und stärksten Schatten, die zweite die schwächeren, die dritte die Mitteltöne und die vierte die Grundfarbe und die Aufhöhungen enthalten. Solche Drucke nennt man Grau in Grau, oder Camayeux. Um die Contouren recht deutlich zu erhalten, druckt man in der Praxis die Tonplatten meist zuerst und die Umrisse darüber, wobei natürlich sehr sorgfältig darauf zu achten ist, daß die einzelnen Drucke genau auf einander fallen. Holzschnittplatten halten eine fast unbegrenzte Anzahl von Abzügen aus und können außerdem wie der gewöhnliche Schriftsatz mit der größten Leichtigkeit stereotypirt werden. Nichtsdestoweniger fertigt man auch von Holzschnitten oft galvanoplastische Copien, sogenannte Clichés, an. Dies geschieht jedoch nicht wegen der Abnutzung, sondern um vor der Gefahr des Zerspringens des Holzstockes geschützt zu sein. Moderne amerikanische Holzschnitte sind mit so ungemein feinen Strichen gearbeitet, daß sie den bedeutenden Druck der Presse gar nicht aushalten würden, weil sich die feinen Schattirungen umlegen oder zersplittern würden. Sie werden daher immer von Clichés oder bei den wenigen épreuves d'artiste vom Original mit der Bürste gedruckt.

Die Presse besteht aus einem Gestell mit einem auf Schienen laufenden Karren, der die Druckform trägt. Das darüber gelegte Papier wird durch einen senkrechten Stoß einer Platte, des sogenannten Tiegels, auf den eingeschwärzten Holzstock niedergedrückt. Der Drucker macht von jedem Holzschnitt zuerst einen oder mehrere Probedrucke, an welchen er genau sieht, welche Stellen zu stark oder zu schwach kommen; dabei wird dann in der Weise nachgeholfen, daß von Papier ausgeschnittene Schablonen auf den Tiegel aufgeklebt werden, so daß an den Stellen, die zu schwach drucken würden, eine kräftigere Pressung stattfindet. Die Schnellpresse arbeitet nach ähnlichem Princip, nur daß sie alle Nebenarbeiten selbständig besorgt und statt des Tiegels den Druckcylinder, auf welchem dann die Papierschablonen befestigt werden, benützt.

Man verwendete früher auch Holzstöcke, die aus mehreren genau zusammenpassenden Stücken bestanden, die einzeln eingefärbt und dann zusammengesetzt wurden, um farbige Abdrucke herzustellen. Doch spielt auch der Holzschnitt bei weitem nicht die Rolle für den Buntdruck, wie die Lithographie.

Die Lithographie kommt für uns hier nur in so weit in Betracht, als sie der Wiedergabe künstlerischer Ideen dient. Sie hat dabei vor dem Kupferstich und dem Holzschnitt den ungeheuren Vortheil, daß das Bild einfach mit chemisch präparirter Kreide oder Tusche auf einen polirten Stein gezeichnet wird und somit eine ungleich größere Freiheit der Bewegung gestattet als die anderen Techniken. Das Prinzip, welches dabei zur Anwendung kommt, gründet sich auf die Beobachtung, daß die meisten Steinarten sowohl wässerige als fette Flüssigkeiten einsaugen, an den Stellen aber, welche fett sind, kein Wasser, und umgekehrt an den feuchten kein Fett annehmen. Entwirft man also auf einer glatt geschliffenen Steinplatte mit einer fetten Substanz eine Zeichnung und feuchtet dieselbe nachher an, so wird, wenn man mit einer Walze, die eine fette Farbe enthält, darüber geht, die letztere nur an den bezeichneten Stellen angenommen werden. Man verwendet für lithographische Zwecke fast ausschließlich den bei Kelheim und Solnhofen gebrochenen Jurakalkschiefer. Für Federzeichnungen wird der Stein einfach glatt polirt, für Kreidezeichnungen aber muß er durch Schleifen mit grobem Sand mehr oder minder fein gekörnt werden. Auf einer derart präparirten Platte kann man gerade so wie auf Papier zeichnen. Die Tuschen und Kreiden welche dabei gebraucht werden, bestehen der Hauptsache nach aus Wachs, Talg, Seife, Schellack und Kienruß. Diese Substanzen bilden mit dem Stein eine gegen Säuren unempfindliche chemische Verbindung, den oleomargarinsauren Kalk. Wenn die Zeichnung vollendet ist, so wird sie angefeuchtet, mit Farbe eingewalzt und dann mit sehr verdünnter Salpetersäure geätzt, wodurch jede etwaige Unreinigkeit entfernt und die nicht bezeichnete Fläche unmerklich tiefer gelegt wird. Der Stein wird dann zum Schutz mit schwacher Gummilösung übergangen. Soll eine derart präparirte Platte abgedruckt werden, so wird sie zunächst mit Wasser stark angefeuchtet und dann mit fetter Farbe eingewalzt. Zum Druck bedient man sich auch heute noch fast ausschließlich der sogenannten Reiberpressen. Der Stein liegt bei diesen auf einem Wagen, der, nachdem das Papier und einige Lagen Pappendeckel oder Preßspan aufgelegt wurden, unter starkem Druck unter einem hölzernen Reiber durchgezogen wird. Für jeden Abzug muß der Stein von neuem gefeuchtet und mit Farbe eingewalzt werden, Arbeiten, welche mit der Schnellpresse, die in ihrer äußeren Form der beim Buchdruck verwendeten ähnelt, selbstthätig besorgt werden.

Hat die Platte zuviel Farbe angenommen, so gibt sie schmierige Abzüge und muß dann gereinigt werden. Sie wird zu diesem Zweck einfach mit einer Mischung von Leinöl, Terpentinöl und Wasser gewaschen. Das Terpentinöl löst

Digitized by Google

die Zeichnung auf, so daß sie völlig verschwindet, das Leinöl wird von dem oleomargarinsauren Kalk aufgesaugt, so daß dieser fett bleibt, und das Wasser dringt in die nicht bezeichneten Stellen. Schwärzt man die so gereinigte Platte wieder ein, so kommt die Zeichnung in neuer Klarheit zum Vorschein.

Um der Schwierigkeit, in Spiegelschrift schreiben zu müssen, zu entgehen, sowie beim Drucke großer Auflagen bedient man sich des Umdrucks. Die Zeichnung oder Schrift wird mit sogenannter Umdrucktusche auf Papier oder Stein ausgeführt und dann mit der Bildseite auf die Platte, auf welche sie übertragen werden soll, aufgelegt und langsam durch die Presse gezogen. Das auf solche Weise umgedruckte Bild wird dann wie gewöhnlich geätzt, gummirt und eingefärbt. Kleine Platten werden mehrfach auf eine große umgedruckt, so, daß bei einem Durchgang durch die Presse oft 10 und mehr Exemplare fertig gestellt werden können.

Dasselbe Verfahren kommt auch beim Tonplattendruck zur Verwendung, der angewendet wird, wenn man mit Weiß gehöhte Drucke herstellen will. Man macht einen Abzug von der Originalplatte und druckt diesen auf einen zweiten, glatt polirten Stein um. Auf diesen zeichnet man mit gefärbter Gummilösung die Lichter und walzt die Platte, ohne sie vorher anzufeuchten, mit Farbe ein. Nunmehr wird sie sehr stark geätzt, wobei der Gummi sich auflöst und die Lichter vertieft werden. Vor jedem Abdruck wird die Tonplatte angefeuchtet und eingefärbt, wobei dann natürlich die geätzten und feuchten Stellen keine Farbe annehmen. Manche Lithographen zeichnen die Lichter auch mit Aetztusche, die schon eine Säure enthält und so das nachträgliche Aetzen überflüssig macht. Beim Druck ist natürlich darauf zu achten, daß die Tonplatte genau auf dieselbe Stelle kommt wie vorher die Zeichnungsplatte, wozu man sich verschiedener Hülfsmittel bedient. Beim Auflegen mittelst Nadeln z. B. durchsticht man zwei Punkte der Zeichnung, am besten zwei diagonal gegenüberliegende Ecken, mit feinen Nadeln, steckt dann zwei eben solche Nadeln von hinten durch diese Löcher und stellt deren Spitzen genau in die entsprechenden Punkte der Tonplatte, worauf man das Papier heruntergleiten läßt.

Aus dem Druck mit Tonplatten entwickelte sich der Chromodruck, bei welchem man Druck mit über einander greifenden Tinten unterscheidet. Bei ersterem wird für jede Farbe eine besondere Platte verwendet, bei letzterem werden durch Uebereinanderdrucken Farbenmischungen erzeugt. Der Chromodruck erfordert langjährige Erfahrung und wird deßhalb selten von den Künstlern selbst ausgeübt; um so mehr aber die anderen Manieren, die Kreide- und Federzeichnung. Die Lithographie kennt noch eine dritte Technik, die Gravirung, bei welcher die Linien mit stählernen Nadeln oder mit Diamantsplittern in den vorher gummirten Stein eingegraben werden; Hofmann in Würzburg bildete ein der Radirung beim Kupferstich analoges Verfahren aus, bei dem die durch Deckfirniß radirten Linien mittelst der Aetzung vertieft werden. Bei diesen Manieren muß das Einschwärzen natürlich in anderer Weise bewerkstelligt werden als oben. Der fertig gravirte Stein wird mit gutem, reinem Leinöl übergossen, und dieses durch Wischen so verbreitet, daß es in alle vertieften Striche eindringt, während die nicht gravirten Stellen durch den Gummiüberzug geschützt sind. Das Oel läßt man einige Minuten einwirken, putzt dann den Stein leicht ab und färbt ihn mit einem weichen Lappen ein; ist dies geschehen, so taucht man einen anderen Lappen in Gummilösung und reibt mit diesem die überflüssige Farbe und die Präparatur herunter, worauf der Druck genau in derselben Weise wie bei den gewöhnlichen Platten vor sich gehen kann. Für künstlerische Zwecke hat die Gravirung wenig Anwendung gefunden, desto mehr für Schrift- und Landkartendruck.

Im Vorstehenden sind die Techniken, die in der graphischen Kunst eine Rolle spielen, eingehend besprochen worden; die Grenze zu ziehen, wo die Kunst aufhört und das Handwerk anfängt, hält schwer; eigentlich sollte eine solche Grenze auch gar nicht vorhanden sein. Denn gerade darin, daß dem Künstler auch das handwerkmäßige, dem Handwerker aber das künstlerische Element seiner Thätigkeit in Fleisch und Blut übergeht, liegt die Grundbedingung einer gesunden Entwicklung der graphischen und decorativen Kunst.

Zur Literatur des Völkerrechts.

Von Heinrich Harburger.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in unserm Vaterlande, obwohl es eine gewichtige Stimme im Rathe der Völker führt und obwohl seine internationalen Handelsbeziehungen eine großartige Ausdehnung gewonnen haben und in allen dem Verkehre zugänglichen Gegenden und Ländern sich Deutsche befinden, die Wissenschaft des internationalen Rechts nach seinen beiden Zweigen, des Völkerrechtes einerseits und des internationalen Privat- und Strafrechts andrerseits, nur in geringem Maße gepflegt wird. Der Grund hievon liegt hauptsächlich darin, daß dem internationalen Rechte an den Universitäten, sowie in den Prüfungsordnungen Deutschlands und Oesterreichs, im Gegensatz zu jenen aller übrigen Culturstaaten, noch nicht die ihm gebührende Stellung eingeräumt ist. Das Völkerrecht wird ungeachtet dessen, daß es schon von Hugo Grotius als pars jurisprudentiae longe nobilissima bezeichnet wurde, nur im Nebenfach, zumeist von den Lehrern des Strafrechts, vertreten, und das internationale Privat- und Strafrecht wird nur in großen Zügen je in den Vorlesungen über Civil-, Straf- und Proceßrecht behandelt, ohne daß es natürlich hiebei möglich wäre, der immer mehr anwachsenden Fülle von einschlägigen Fragen auch nur einigermaßen gerecht zu werden, geschweige denn den gesammten Stoff von einheitlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Folge hievon ist nicht nur, daß, wenn es gilt, frei gewordene Sitze im Institut für internationales Recht wieder zu besetzen, die deutschen Mitglieder desselben sich gewöhnlich außer Stande sehen, Landsleute in Vorschlag zu bringen, welche genügend bedeutende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen hätten, sondern auch, daß die deutsche Praxis, wenn sie internationalrechtliche Fragen zu entscheiden hat, sich vielfach gezwungen sieht, auf die ausländische Literatur zu recurriren, und daß ferner, soweit die Weiterbildung des internationalen Rechtes durch die Wissenschaft vorbereitet wird, die deutschen Verhältnisse und Interessen dabei nur in geringem Maße Berücksichtigung finden.

Es mußte darum besondere Befriedigung hervorrufen, als im Jahre 1889 ein Ausländer, der für deutsche Art Verständniß besitzt und auch zeitweise selbst schon in Deutschland gelehrt hat, der Universitätsprofessor und schweizerische Generalconsul Alph. Rivier in Brüssel, ein Lehrbuch des Völkerrechts in deutscher Sprache, die er ebenso gut beherrscht wie die französische, erscheinen ließ, in welchem sich dieser letztere Mangel nicht fühlbar macht. Derselbe Schriftsteller hat nunmehr ein größeres, zweibändiges Werk, diesmal in französischer Sprache veröffentlicht,[1]) welches unter Zugrundelegung des Systems des eben erwähnten Lehrbuches den Charakter eines Handbuches trägt und in erster Linie für Männer der praktischen Politik, Staatsmänner, Diplomaten und Parlamentarier,

[1]) *Alphonse Rivier*, Principes du droit des gens, tome I et II, Paris 1896.

Digitized by Google

bestimmt ist. Mit Rücksicht hierauf ist auch die, für ein Lehrbuch allerdings unentbehrliche, Uebersicht über die Geschichte des Völkerrechts, sowie jene über die Geschichte der Völkerrechtswissenschaft weggelassen, dafür aber den einzelnen Rechtsinstituten eine ausführliche historische Einleitung vorausgeschickt, welche deren allmähliche Entwicklung überblicken läßt und wesentlich zum Verständniß ihres gegenwärtigen Standes beiträgt.

In Verbindung mit der regelmäßig sich daran anschließenden Darlegung der allgemeinen Grundsätze, der Prüfung dieser an der Hand der realen Verhältnisse, sowie einer großen Auswahl von praktischen Vorkommnissen ist so dem Kundigen mehr als genügendes Material geboten, um gegebenen Falles für nicht ausdrücklich erörterte Einzelfragen selbst die richtige Antwort finden zu können. Rivier hat übrigens auch, durch seine hervorragende Kenntniß der Literatur des Völkerrechts hiezu ganz besonders in den Stand gesetzt, ohnehin vielfach durch eigene Untersuchungen und Klarlegung seiner Ansichten über mögliche Controversen vorgesorgt. Hiebei hat er alle Lebensgebiete, soweit staatliche Einwirkung überhaupt und gegenseitige Berührung und Beeinflussung der verschiedenen Staaten hiebei in Frage kommen kann, in Berücksichtigung gezogen; dem Geldwesen ist nicht weniger wie der Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung, der Landwirthschaft, dem Wein- und Gartenbau nicht minder wie dem Handel und der Schiffahrt, dem Sanitätswesen ebenso wie den Künsten und Wissenschaften Aufmerksamkeit zugewendet. Alles bisher auf diesen und ähnlichen Gebieten Geschehene und Geschaffene wird einer strengen Prüfung unterworfen und, soweit sich Bedenken einstellen, unbekümmert um die augenblickliche Gunst der betheiligten Kreise denselben Ausdruck verliehen. So erklärt der Verfasser mit aller Offenheit, daß man nach seiner Ansicht im Schutze des Urheberrechtes bereits etwas zu weit gegangen sei, mit der Folge, daß schon jetzt die materiellen, sowie die intellectuellen und die künstlerischen Interessen des Publicums Schaden gelitten, zugleich das Streben, aus geistiger Arbeit Gewinn zu ziehen, sich zu breit gemacht und mit dem moralischen auch das geistige Niveau der Schriftsteller herabgedrückt habe. Ingleichen hält er bei aller Sympathie für die Presse und ihre Freiheit derselben den Spiegel vor, indem er darauf hinweist, wie oft durch unverständige oder gar böswillige Behandlung einzelner Fragen die Harmonie zwischen den Staaten gestört und der Fortbestand des Friedens gefährdet werden kann. Die vielfach verfahrenen parlamentarischen Zustände eines großen Theiles der Culturländer werden unter Hervorhebung ihrer Hauptursache gegeißelt in dem Ausspruche: „Quant aux législateurs, aux membres des parlements, on sait que, grâce au suffrage universel ou quasi-universel, ils forment une société assez mêlée et que leur autorité morale et intellectuelle est souvent contestable.“ Geringfügige und wichtige Gegenstände, so die internationale Stellung des Fürstenthums Monaco und der kleinen Republik San Marino, und andererseits die Monroedoctrin werden mit gleicher Liebe behandelt; Fragen, die schon zur Zeit der Abfassung des Werkes in der Luft lagen, ebenso wie solche, welche erst später aufgetaucht sind, in gleicher Ausführlichkeit und Klarheit, theilweise vorahnend, erörtert, und zwar unter gewissenhafter Berücksichtigung der Präcedenzfälle, der bisherigen Literatur, der einschlägigen völkerrechtlichen Verträge sowie Vertragsentwürfe und der Arbeiten des Institutes für internationales Recht. So die Lehre von der Interessensphäre der verschiedenen Colonialstaaten in Afrika; die Voraussetzungen der Zulässigkeit und die rechtliche Wirkung einer Anerkennung von Insurgenten als kriegführender Macht (in neuerer Zeit besonders durch den cubanischen Aufstand wieder brennend geworden); die Folgen der Unterstellung eines Landes unter das Protectorat eines anderen (Madagaskar!); ebenso jene der Aufnahme eines Staates in eine bestehende Staatenverbindung (wie neuestens die von Hawaii in die nordamerikanische Union); die Staatsangehörigkeit des Souveräns eines Staates in einem anderen und seine dadurch begründete Eigenschaft als Unterthan des anderen Souveräns (Herzog Alfred von Coburg-Gotha!); auch die bekanntlich in den jüngsten Tagen aus Anlaß der neuen Differenzen zwischen Amerika und England über die Auslegung des Spruches des Pariser Schiedsgerichts hinsichtlich des Robbenfanges im Beringsmeer oentilirte Frage, ob und in welcher Weise ein Schiedsspruch, der sich später als unvollständig herausstellt, ergänzt werden könne, ist bereits vorgesehen. Hinsichtlich der Vertretung der Interessen der inländischen Gläubiger eines auswärtigen Staates gegenüber einem vertragswidrigen Verhalten des letzteren (Portugal, Griechenland!) wird mit Recht dargelegt, wie einerseits jeder Staat befugt ist, sich seiner betheiligten Unterthanen anzunehmen, diese selbst aber ihm gegenüber keinerlei Rechtsanspruch auf eine solche Intervention besitzen und darum es sich gefallen lassen müssen, wenn aus Gründen der höheren Politik ihnen eine solche Hülfe versagt wird.

Aus dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrung macht der Verfasser nicht selten Bemerkungen, die auch für weitere Angelegenheiten und Kreise von Werth sind; so sagt er bei Billigung des von dem Bundesrathe der Schweiz erlassenen Verbotes, die Schweizer Flagge auf dem Meere zu führen, sehr richtig: „Il ne suffit pas d'avoir un pavillon, il faut avoir les moyens de le faire respecter.“ Selbst zwar nicht Angehöriger der katholischen Kirche, ist er weit entfernt davon, die Bedeutung des Papstthums zu unterschätzen: „Si le successeur des Grégoire et des Innocent n'est plus aujourd'hui le monarque des monarques, le dispensateur des couronnes, le distributeur des continents et des océans, il personnifie toujours la première force morale du monde.“ Und an anderer Stelle hebt er hervor: „La communauté de confession crée entre les hommes, même appartenants à des Etats différents, un lien moral d'une nature et d'une force particulières. La religion ignore les frontières; les choses de la religion ont une portée internationale.“

Wie der Verfasser auf der einen Seite mit aller Entschiedenheit für die Positivität und die verbindliche Kraft des Völkerrechts eintritt, so hält er sich auf der anderen gänzlich frei von allen bloß theoretischen Schwärmereien; der Idee eines ewigen Friedens und einer allgemeinen Abrüstung steht er skeptisch gegenüber und dem Plebiscit bei erzwungenen Gebietsabtretungen legt er nur sehr geringen Werth bei, den Begriff einer beschränkten, unvollkommenen oder „wohlwollenden“ Neutralität aber verwirft er gänzlich als praktisch unhaltbar.

Die Literaturangaben hätten vielleicht etwas reichlicher ausfallen können; sie vermögen sich insbesondere mit jenen in dem 1889 zum Abschluß gekommenen, allerdings auch bedeutend umfangreicheren, Handbuche des Völkerrechtes seines verstorbenen Freundes v. Holtzendorff nicht zu messen. Dafür hat aber Riviers Werk gegenüber diesem den Vorzug der Einheitlichkeit, indem es nicht bloß die Vereinigung von selbständigen Beiträgen verschiedener Schriftsteller bildet, und führt auch jeweils die jüngsten Arbeiten über die verschiedenen Fragen an, in einer Weise, daß mit Hülfe derselben die einschlägigen Werke aus der früheren Zeit ebenfalls gefunden werden können.

Was endlich die Behandlung und Darstellung des Stoffes anbelangt, so können wir nur sagen: der Verfasser verbindet die Gründlichkeit des Deutschen mit der Eleganz des Franzosen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Otto Kaemmel. Die Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser. I. Theil: Mittelalter. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896. Kl. 8°. XX und 866 Seiten. — Ein glückliches Gedanke, die deutsche Geschichte als „Werdegang des deutschen Volkes" einmal ohne alle gelehrte Pedanterie aber schulmeisterliche Zustutzung in neun Delphini zu darzustellen, wie es sich für das Bedürfniß des gebildeten deutschen Hauses schickt; und der glückliche Gedanke ist, soweit das Werk vorliegt, geschickt ausgeführt. Wanderzeit (bis 500 n. Chr.) — Stammeszeit und fränkisches Reich (500—918) — Deutsch-römische Kaiserzeit (919—1273) — Landesfürstlich-städtische Zeit (1273 bis 1517): das sind die Wegstrecken, durch die dieser erste Band den Leser geleitet. Der kritische Leser wird hie und da einzelnes beanstanden. Manchmal wäre ein offenes: non liquet! besser gewesen als Behaupten schwachbegründeter Tradition (wie z. B. bei der Vorgeschichte des Sturzes Heinrichs des Löwen) oder Uebertragen moderner Theorien und Kategorien auf die Vergangenheit (wie z. B. in dem etwas eintönig wiederkehrenden Gegensatze von Natural- und Geldwirthschaft). Auch am Ausdruck und an der Ordnung im einzelnen läßt sich bei der zweiten Auflage noch feilen. Robert Guiscard „verhing" Plünderung über Rom (statt „verhängte"): diese starke Verbalform im transitiven Sinne ist um so weniger zuzulassen, da sie bei Kaemmel mit der richtigeren schwachen Form wechselt. Anderes kommt wohl auf Rechnung des an sich löblichen Strebens nach Kürze. Indeß diese leichten Schatten stören die Freude des Lesens kaum. Wir wünschen dem trefflichen Büchlein baldige Vollendung und viele dankbare Leser und Leserinnen!

* Ein Gelehrter hatte, wie die „Köln. Ztg." berichtet, von einer Akademie der Wissenschaften einen Preis von beinahe 10,000 M. für wissenschaftliche Leistungen erhalten. Die Steuerbehörde war der Ansicht, daß er verpflichtet sei, auch für diesen Preis Einkommensteuer zu zahlen. Gegen seine Veranlagung legte der Gelehrte Berufung ein, die jedoch verworfen wurde. Das Oberverwaltungsgericht hob aber die Vorentscheidung auf und entschied zugunsten des Gelehrten. Das Oberverwaltungsgericht nahm an, daß akademische Preise, die für bekannt gewordene wissenschaftliche Leistungen ertheilt werden, nicht als Einkommen aus gewinnbringender Beschäftigung gelten. Eine Bewerbung finde nicht statt, bei der Zuwendung fehle es daher an dem Merkmal von Leistung und Gegenleistung, das für die Annahme eines steuerpflichtigen Einkommens aus gewinnbringender Beschäftigung eines Schriftstellers unbedingt erforderlich sei. Der Preis werde von Zeit zu Zeit für die beste Leistung auf einem gewissen Gebiete der Wissenschaft vergeben. Es könne hier weder von einer auf Erwerb gerichteten Absicht bei Ausübung der wissenschaftlichen Thätigkeit, noch von einer Gewährung die Rede sein, die als Entgelt für empfangene Leistungen zu erachten wäre.

* **Heidelberg.** Am 8. August starb an einem Herzschlag noch nicht 49jährig der ausgezeichnete Chemiker Prof. Dr. Victor Meyer, geboren am 8. September 1848 in Berlin, von 1865 bis 1871 Schüler und Assistent Bunsens und seit 1889 dessen Nachfolger, nachdem er inzwischen in Stuttgart, Zürich und Göttingen Professuren innegehabt. Seine zahlreichen Arbeiten betrafen vornehmlich die organische und die physikalische Chemie. Jene betraf ihm besonders bedeutende Untersuchungen über Nitrosoverbindungen, sowie die Entdeckung der Aldoxime, Ketoxime und des Thiophens; diese hat er durch verbesserte Methoden der Dampfdichtebestimmung und Zerlegung der Halogenmoleküle bei hohen Temperaturen bereichert. Er gehörte zu den namhaftesten Forschern seiner Wissenschaft.

◙ **Halle.** Am 5. Aug. feierte Geh.-Rath Dr. Schrader, Curator der Universität, in seltener Rüstigkeit seinen achtzigsten Geburtstag. Dem um die deutschen, insbesondere preußischen Gymnasien hoch verdienten Gelehrten war als Zeichen dankbarer Anerkennung von einer großen Anzahl deutscher Schulmänner ein schöner silberner Pocal gewidmet worden, dessen Sockel Porträtköpfe griechischer Philosophen zieren. Dr. Schrader, am 5. Aug. 1817 in Harbke in der Provinz Sachsen geboren, erhielt seine akademische Vorbildung auf dem Gymnasium in Helmstädt, studirte unter Böckh Philologie in Berlin, wurde 1844 am Joachimsthal'schen Gymnasium angestellt, 1846 übernahm er die Conrectorstelle an dem Gymnasium in Brandenburg, 1848 und 49 war er Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1853 berief ihn die Stadt Sorau zum Director des Gymnasiums, aber schon 1856 ging er als Provinzialschulrath nach Königsberg, wo er in allen Kreisen der Stadt viel Liebe und Anerkennung gefunden hat. 1883 siedelte er als Curator der Universität nach Halle über. Auch in dieser Stellung hat sich der treffliche Mann viele Verehrer durch sein liebenswürdiges Wesen gewonnen. Von seinen Schriften sind die in verschiedenen Auflagen erschienene Erziehungs- und Unterrichtslehre und die Bearbeitung der zweiten Auflage der Schmid'schen pädagogischen Encyklopädie für die Lehrer an höheren Schulen wichtig geworden. Die in zwei Bänden veröffentlichte Geschichte der Universität Halle hat überall verdiente Anerkennung gefunden.

* **Berlin.** Bei der kgl. Universitätsbibliothek ist der bisherige Assistent Dr. Karl Preysch zum Hülfsbibliothekar befördert worden. Zur Vertretung des zum Cultusministerium beurlaubten Universitätsbibliothekars Dr. Milkau ist der Assistent an der Universitätsbibliothek und Bibliothekar der v. Pauckan'schen Bibliothek in Halle Dr. Gotthold Raetebus als Assistent an die Universitätsbibliothek in Berlin versetzt worden. Der Hülfsbibliothekar Dr. Köhnke von der Universitätsbibliothek ist bis zum 31. März 1898 beurlaubt und mit der Wahrnehmung der Stelle des Archivars der kgl. Akademie der Wissenschaften beauftragt. Bei der königlichen Bibliothek sind die bisherigen Assistenten Dr. Karl Brandis, Dr. Oscar Mann und Dr. Otto Günther, letzterer zur Zeit beurlaubt und Stadtbibliothekar und Stadtarchivar in Danzig, zu Hülfsbibliothekaren befördert worden. Der bis vor kurzem als Bibliothekar an der kgl. Bibliothek in Berlin wirkende jetzige Custos extra statum an der k. k. öffentlichen und Universitätsbibliothek in Graz Dr. Richard Kukula ist zum Universitätsbibliothekar daselbst ernannt worden.

γσ **Lübeck,** 4. Aug. Den Beginn der Verhandlungen des zweiten Tages des „XXVIII. deutschen Anthropologen-Congresses" machte Dr. Köhl (Worms) mit seinen Darlegungen über auf dem großen römischen Gräberfelde im Süden von Worms bei Gelegenheit der Aufgrabung vom August 1896 bis zu Ostern 1897 gefundenen Gegenstände. Vor Beginn seines Vortrags legte der Redner der Versammlung einen aus elf Dingen bestehenden Fund vor, der sich als Rüstzeug einer neolithischen Dame darstellt und in einem Frauengrabe in der Umgegend von Worms gefunden ist. Die während der vorjährigen Anthropologenversammlung in Speier gelegentlich einer Excursion nach Worms aufgedeckten 6 bis 8 römischen Gräber aus der Zeit des Leichenbrandes mit ihren aus Tellern, Näpfen und anderen Hausgeräthen bestehenden Beigaben zu den Urnen waren die Vorboten der Aufdeckung von weiteren 518 Gräbern im Süden von Worms, von denen 440 völlig unversehrt waren und die alle der römischen Periode des 1. bis 4. Jahrhunderts unsere Zeitrechnung angehören, so zwar, daß die Brandgräber für das 1. und 2., die Skelettgräber zum Theil über, zum Theil neben den ersteren für das 3. und 4. nachchristliche Jahrhundert bestimmt aus den zahlreich unter den Beigaben gefundenen Münzen zu datiren sind. Auch im Südwesten von Worms scheint sich noch ein römisches Gräberfeld zu befinden, während die Gräberfelder, die im Norden und Westen gelegen, seit langer Zeit durch die Bauten zerstört worden sind. Jedenfalls harren noch tausende von Gräbern ihrer Oeffnung und Verwerthung für die Forschung. Die Funde aus diesen Räubergräbern haben daher ein besonderes Interesse, weil sie die gleichen Typen zeigen, die wir aus der La Tène-Zeit her kennen, und weil, wie nun feststeht, auch diese Töpfe, die ihren Namen nach als Gallier anzusprechen sind, nach den alten Methoden der Keramik aus der La Tène-Zeit nur auch römischem Muster gearbeitet haben. Dem Redner ist es gelungen, etwa 30 Straßen der alten römischen Castells festzulegen, da die Straßen in Worms seit 2000 Jahren kaum ihre Richtung geändert haben. Seine Beziehung der römischen Gräberbeigaben zur La Tène-Zeit findet an dem von Tischler geführten Nachweis eine Stütze, daß die Provinzialfibel der La Tène-Zeit-Fibel in ihrer Form entspricht. Drei römische Schichten in den Straßenanlagen lassen sich deutlich in Worms scheiden, die zwei untersten, der älteren und mittleren römischen Kaiserzeit angehörend, aus dem Material vom rothen Donnersberger Kies gestampft und gewalzt, kennzeichnen sich durch die in ihren Schichten in situ gefundenen Münzen von selbst, während die oberste, jüngste Straßenschicht, aus Bachgeschieben gebettet, ihre zeitliche Bestimmung durch die späten in ihr aufgefundenen Münzen erkennbar gemacht. Auch sind neuerdings etwa 175 Gräber auf dem im Südwesten der Stadt gelegenen Gräberfeld aufgedeckt worden. Was nun die Bestattung der Leichen auf dem großen, im Süden von Worms freigelegten Gräberfelde angeht, so ist es die, wie sie uns auch sonst bei den Provinzialen bekannt ist. Die Leichen sind auf Kieselstücke gelegt worden, darüber Holz, und so

verbrannt worden, meist im Sarge. Als Beigaben dieser Brandgräber erschienen Fibeln, Schlüssel, Messer mit Knochengriff, Kämme, Striegel, Haarnadeln, Kinderklappern, Pfeifchen und Krüge, die wohl zum Wein gedient haben und nicht als sogenannte „Theänentröglein" zu deuten sind. Neben zahlreichen Münzen, für die Datirung werthvoll, finden wir Gläserreste, oft zerschmolzen, Salbenbüchsen und Spuren von Weihrauch. Nach dem Vermögen des Todten begegnet man Aschenkästen aus Holz und Ueberresten von solchen aus Stein; bisweilen sind die Knochen in die Erde gelegt, manchmal auf einen Scherben aus Thon. Von den Skelettgräbern ist ein um 250 n. Chr. zu datirendes Kindergrab das älteste. Münzen des Gordian und Philippus Arabs, die noch nicht sehr abgenützt sind, geben hier die sicherste Datirung. Auch in der Skelettbestattung spielen die Vermögenszustände eine große Rolle. Neben Fichten- und Eichensärgen finden wir Steinsarkophage von 20 bis zu 25 Centner Gewicht; oftmals ist ihnen noch ein Bleisarg eingefügt. Die weiße Substanz, die viele Skelette umfaßt und nur den Kopf frei läßt, ist nach den Untersuchungen des Vortragenden als Gips erkannt worden, der die Leichen conserviren soll; es ist kein Kalk, der sie zersetzen soll. Die schweren, aus Pfälzer Sandstein hergestellten Steinsärge, wie sie zahlreich gefunden wurden, müssen in oder dicht bei Worms hergestellt worden sein; denn sie mußten auf schräger Fläche in die Grube mit großer Mühe hinabgeschoben werden und konnten wohl nicht aus weiterer Entfernung herangebracht werden. Der Gips jedoch kam aus Lothringen, wie anderweit bekannt ist. Stets da, wo das planum inclinatum zum Einschieben der schweren Steinsärge liegt, ist die Römerstraße zu suchen. In diesen jüngeren Skelettgräbern fehlen die Waffen als Beigaben schon völlig, es waren wohl schon Christen; dagegen finden wir oft sechs bis acht kunstvoll technisch hergestellte Glasgefäße, oft in Thierformen oder Trauben gearbeitet. Diese Gläser waren kostbar und sind vielfach geraubt worden, so waren von 95 Steinsarkophagen nur 5 nicht beraubt. Es finden sich ferner Krüge, Sigillatageschirr, bemalte Eier wie Ostereier in diesen Skelettgräbern, Spazierstöcke mit Bronzegriff und Aehnliches. Nur eine Goldbibel wurde bisher aufgedeckt.

Darauf gab Director Hans Hildebrand (Stockholm) seinen Bericht über die von ihm auf der im Osten Schwedens gelegenen Insel Oeland gefundenen Alterthümer. Hinsichtlich der Steinzeit bestehen hier ähnliche Verhältnisse wie in Norddeutschland. Die 16 deutsche Meilen lange, aber in ihrer größten Breite nur 1 Meile breite Insel baut sich aus silurischem Kalkstein auf. Diese Kalksteinfläche ist wohl gutes Weideland, doch ist sie für den Ackerbau wenig ergiebig, die Küsten sind mehr bebölkert als die Mitte der Insel, wo sich indessen die Burgwälle finden, die aber Mörtel aus Kalkstein aufgeführt sind und wohl beim Andringen des Feindes der von den Küsten flüchtenden Bevölkerung und ihrer Habe Schutz gebaten haben müssen; denn diese Befestigungen haben noch in den dänisch-schwedischen Kämpfen des 16. Jahrhunderts militärischen Zwecken gedient. In den Gräbern Oelands finden wir Dinge aus dem Beginn der Eisenzeit, meist gehören die Gräber der Bronzezeit an; ein Grab der Steinzeit ward aufgedeckt. Das Wasser hat vielfach zerstörende Wirkung auf die Gräber ausgeübt. — Dr. O. Kröhnke (Kiel) besprach die chemischen Veränderungen an vorgeschichtlichen Bronzen. Er hat gelegentlich des Schwertes von Narby, das auch Olshausen (Berlin) jüngst untersucht hat, das sogenannte „Weißmetall", eine gelblich-graue Bronze, chemisch analysirt und darin Blei, Arsen, Antimon und viel Zinn gefunden. Es hat sich nun gezeigt, daß oftmals dieses „Weißmetall", so ist es auch bei dem Schleswig'schen Schwerte der Fall, nur Bronze ist, die ihren Kupfergehalt verloren hat, brüchig geworden ist, aber ihre Form beibehalten hat; je dünner die Bronze war, desto mehr Kupfer hat sie ausgeschieden. Den wirksamen Factor bei dieser Ausscheidung glaubt der Vortragende in den Humussäuren zu erkennen und in dem Ammoniak aus den Leichen. Sie haben das Kupfer aus der Bronze in den Gräbern vermuthlich ausgeschieden und Theile des Zinns in Zinnsäure umgewandelt.

Prof. Dr. Oscar Montelius (Stockholm) sprach über Hausurnen und Gesichtsuenen in großem culturgeschichtlichen Zusammenhange. Neben einer Hausurne aus einem Brandgrabe des östlichen Schwedens steht eine bemalte Hausurne aus einem Grabe in Schonen, wie sie sonst bisher so in Skandinavien nicht gefunden wurde. Diese letzte entstammt dem 9. Jahrhundert vor Christo. Aus der Elbgegend ist nagegen solche Hüttenurne mit Thür und Rauchloch (?) bekannt. Diese Hausurnen stellen eine lange Zeit dar, und wenn sie auch nicht importirt sind in die nordischen Länder, so ist die Idee, die Knochenreste in dem Abbild eines kleinen Hauses beizusetzen, wie sich nachweisen läßt, aus italienischen Urnenfunden in Etrurien und bei Albano nach dem Norden gekommen. Dies ist im 13. bis 12. vorchristlichen Jahrhundert geschehen, als die Hausurne längst aus dem Orient nach Italien gekommen war. Die ältesten nordeutschen Hausurnen entstammen dem 10. bis 11. vorchristlichen Jahrhundert und sind mit Antennenschwertern, also Bronzefunden, gleichzeitig zu setzen; so wie die Hausurne ist auch die Gesichtsurne von Süden in die nordischen Länder gekommen, nur finden wir die Gesichtsurne am Ende der Bronzezeit, um die Mitte des 1. Jahrtausends vor Christo, an der Weichsel, während die Hausurne dem westlichen Deutschland angehört. Eine Mischung von Gesichts- und Hausurne treffen wir bei Hatheestadt. Die Wanderung der Hausurnen und der Gesichtsurnen bringt Montelius mit dem Bernsteinhandel zusammen und meint, der ältere Bernsteinhandel, wo Bronze eingetauscht wurde, sei von Jütland nach der Elbe hin gewesen, und erst später sei der preußische Bernsteinhandel bedeutsam geworden, weshalb an der Weichsel weniger Bronzefunde als in Dänemark seien. Dieser Handel geht sehr weit zurück. Director Dr. Voß (Berlin) ergänzte diese Darlegungen, während Virchow Vorsicht hinsichtlich der Auffassung dieser Kultureinflüsse empfahl.

Geheimrath Dr. Grempler (Breslau) konnte der Versammlung einen reichen Bronzefund aus Schlesien vorlegen, bestehend aus drei Bronzeeimern und einem technisch kunstvoll fein stilisirten Pferdegeschirr, das er als Depotfund bezeichnete. Er sprach sich für die Provenienz dieser Dinge aus dem Südosten aus und deutete an, sie hätten den alten Weg aus dem Osten über die Karpathen zur Oder hin gemacht. Als Zeit für die Entstehung der Fundstücke gab er das 5. bis 4. Jahrhundert vor Christo an. — Geheimrath Waldeyer betonte die praktische Bedeutung des Pall'schen Apparats, der die Schädelcapacität mittelst einer Gummiblase mißt, die dem Schädelinnern sich eng anschmiegt, so daß man dieses mit Wasser füllen und dann das Wasser in ein Maßgefäß bringen kann, und lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung darauf, wie wichtig für die Erkenntniß der Entwicklung des Gehirns bei den beiden Geschlechtern die Beschaffung von Material und die exacte Untersuchung der Gehirne von Neugeborenen und Embryonen ist. Er bittet um Zustellung geeigneten Materials für diese ihn beschäftigenden Studien. — Dr. Karl Rabl (München) theilte seine Untersuchungen über die Sehschärfe der Indianer mit, die er auf der mit Dr. Hermann Meyer unternommenen Ethnographie angestellt hat. Das Indianerauge ist nicht von feinerer Structur als unser Auge; nur die Gewohnheit und die Uebung, es richtig auf die Gegenstände einzustellen, die man sehen will, hat ihm eine größere Accommodationsfähigkeit verliehen, die wir unserm Auge gleichfalls durch Uebung zu geben vermögen. Die Sehschärfe der Indianer ist nicht höher als die unsrige, und gegenüber der Thatsache, daß Neugeborene hyperop sind, will Rabl selbst die Kurzsichtigkeit nicht als eine Degeneration des Auges angesehen wissen. — Den Schluß des heutigen Tages machten die sehr interessanten Demonstrationen und Darlegungen der umfassenden Studien des Dr. Bruchanski (Hamburg) über die Beckenformen der Anthropoiden. Weder das Becken des Gorilla noch das des Chimpanse oder des Orang Utan, noch das des Hylobates zeigen einen Ausgangspunkt für das menschliche Becken. Alle Anthropoiden zeigen ein Trichterbecken. Eine Racenbeckenkunde ist bei dem heutigen Stande unsres Beobachtungsmaterials noch nicht möglich.

* **Budapest.** Am 6. d. M. starb nach längerem Leiden hier im 66. Lebensjahre Prof. Dr. Joseph Konacs, der erste und bedeutendste Chirurg in Ungarn, wo er die nseptische Wundbehandlung begründet hat. Die heilsame Strenge, die er bei den wissenschaftlichen Prüfungen an den Tag legte, erregte, wie noch in frischem Andenken steht, die Empörung der Studenten und führte bis in den Lehrkörper der medicinischen Facultät hinauf zu Vorgängen, die der hiesigen Universität nicht zur Ehre gereichten.

* **Antwerpen.** Die belgische Südpolexpedition reist am 15. August ab, nachdem die Regierung die noch fehlenden 60,000 Fr. aus Staatsmitteln bewilligt hat.

* **Petersburg.** Ein internationaler astronomischer Congreß soll nach dem „Pet. List." zum Frühjahr nächsten Jahres auf die Initiative zweier hervorragender Astronomen hierher einberufen werden. Um die Erlaubniß ist bereits nachgesucht worden.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 10. August. Nummer 177.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Leihezwang in der deutschen Agrargeschichte. Von Heinrich Brunner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Leihezwang in der deutschen Agrargeschichte.

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelms III. in der Aula der Universität zu Berlin am 3. August 1897 gehalten von Heinrich Brunner, z. Z. Rector.

Hochgeehrte Versammlung!
Werthe Collegen und Commilitonen!

Unser Stiftungsfest ist nicht ein Fest der Erinnerung an Tage des Glücks und des Glanzes, wie es so manches andere Stiftungsfest sein darf, sondern es erinnert uns an Tage drangvoller Noth des preußischen Königshauses, des preußischen Staates und der deutschen Universitäten, von welchen damals seit den Kriegen mit dem revolutionären Frankreich nicht wenige der Auflösung verfallen waren, andere unter dem Druck der Fremdherrschaft ihre Existenz nur kümmerlich zu fristen vermochten. Nicht ohne guten Grund feiern wir daher Jahr aus Jahr ein die Seelengröße des königlichen Stifters und die Kühnheit des Entschlusses, im Mittelpunkt des niedergeworfenen Staates eine Universität zu gründen.

Indem wir an jedem 3. August die Gedanken wieder zu denken versuchen, aus welchen die Stiftung hervorging, rufen wir uns zugleich die Grundbedingungen ihrer gedeihlichen Fortentwicklung immer aufs neue ins Gedächtniß. Denn nicht nur von den Ideen, sondern auch von den Institutionen gilt das bekannte Wort, daß sie in ihrem Dasein durch den Moment des Hervortretens bestimmt seien.

Die geistigen Triebkräfte, denen unsere Universität ihre Entstehung verdankt, können wir in vollem Maße nur würdigen, wenn wir ihre Gründungsgeschichte in inneren Zusammenhang bringen mit den allgemeinen Zielen der durchgreifenden Reformen, durch die das gesunkene Preußen sich in der Zeit der Erhebung wieder aufzurichten suchte. Die leitenden Staatsmänner stellten sich die Aufgabe, die sittlichen Kräfte des Volkes zu wecken, die Nation zu lebendigem Pflichtgefühl und selbständiger Arbeit im Dienste des Gemeinwesens zu erziehen, ihr wieder Muth und Selbstvertrauen einzuflößen. Darum galt es, die Staatsbürger, soweit sie es nicht waren, frei und selbmündig zu machen und Einrichtungen zu schaffen, denen weiter Spielraum für thatkräftige Selbstverwaltung gegönnt war.

Durch solche Tendenz treten die Schöpfungen jener Zeit in bewußten Gegensatz einerseits zu dem wohlwollenden Bevormundungssystem des altpreußischen Absolutismus, andererseits aber auch zu dem französischen Prinzip der Staatsallmacht. Kleinen Geistern hätte damals sicherlich nichts näher gelegen, als Fachschulen nach französischem Muster zu errichten, oder doch wenigstens die Universität zu einer reinen Staatsanstalt ohne körperschaftliche Verfassung zu gestalten. Allein die weit blickenden Heroen der preußischen Erhebungszeit geizten nicht nach dem Ruhme der französischen Bureaukratie napoleonischen Gepräges, der die Erweiterung ihrer Macht nach unten hin sittliches Prinzip war. Unbeirrt durch engherzige Rücksichten schuf man eine Universität, die, mit maßvoll begrenzter Autonomie ausgestattet, ihre Kräfte in freier Bewegung entfalten sollte.

Aehnliche Grundgedanken beseelen die nahezu gleichzeitigen Reformen auf anderen Gebieten des Staatslebens, insbesondere die gepriesenste That Friedrich Wilhelms III., das große Werk der Bauernbefreiung, wie es unter dem Freiherrn vom Stein begonnen und, wenn auch nicht völlig im Geiste des Vorgängers, unter Hardenberg durchgeführt worden ist.

Gleich den meisten Neuerungen der Stein-Hardenbergischen Epoche war auch die Agrargesetzgebung schon vor der Krisis des preußischen Staates vorbereitet worden. Die Hebung des Standes der Domänenbauern hatte ihr seit Friedrich Wilhelm I. planvoll vorgearbeitet. Schon lange vor 1807 hatte Friedrich Wilhelm III. sich mit dem Gedanken agrarischer Reformen getragen. Nur so erklärt es sich, daß man in der Zeit der schlimmsten Noth, kurz bevor die Scheu der historischen Rechtsschule vor jeder Gesetzgebung zur Herrschaft gelangte, den Muth fand, in bestehende Privatrechtsverhältnisse mit legislativen Maßregeln einzugreifen.

Die Geschichte der preußischen Bauernbefreiung allseitig zu beleuchten, ist heute von dieser Stelle aus unmöglich. Doch sei es wenigstens gestattet, sie von einem bestimmten Gesichtspunkte aus rechtsgeschichtlich zu erörtern.

Nachdem Steins Edict vom 9. October 1807 die Erbunterthänigkeit der Bauern aufgehoben hatte, eröffnete Hardenbergs Regulirungsedict vom 14. September 1811 den Weg, das mit Diensten und Abgaben belastete Bauernland zum Theil in dienstfreies Eigenthum der Bauern umzuwandeln. Diese Umwandlung stellte sich, sofern sie auf einseitigen Antrag des Bauers erfolgen mußte, rechtlich als eine Enteignung des Grundherrn dar. Allein die Enteignung erfolgte gegen billige und gerechte Entschädigung. Außerdem gab der Staat Stück für Stück ein wesentliches Compensationsobject zu Gunsten der Agrarreform aus der Hand, den staatspolizeilichen Leihezwang, der das Eigenthum oder das lehnrechtliche Untereigenthum der Grundherren wesentlich beschränkt hatte, indem er sie nöthigte, jede erledigte Stelle wieder mit einem bäuerlichen Wirthe zu besetzen.

Der staatspolizeiliche Leihezwang, der in Preußen bis 1807 für Bauergüter gegolten hatte und von da ab allmählich aufgegeben wurde, zählt zu den Einrichtungen, die man als Bauernschutz zusammenzufassen pflegt. Eine der verschiedenen Aeußerungen des Bauernschutzes war der Grundsatz, daß Bauernland Bauernland bleiben müsse. Zur Erhaltung des Bauernlandes diente u. a. der Leihezwang, eine Institution, die nicht nur bei bäuerlichen, sondern auch bei anderen Leiheverhältnissen vorkommt und

Digitized by Google

in der Geschichte des deutschen Volkes eine außerordentlich wichtige, aber in vollem Zusammenhang noch kaum beleuchtete Rolle spielt.

Die Ausbildung eines eigentlichen Großgrundbesitzes, wie sie sich zuerst in der Zeit des fränkischen Reiches vollzog, ging Hand in Hand mit der Entstehung mannichfaltiger Leiheverhältnisse, durch welche die Nutzungen von Grund und Boden zwischen dem Grundherrn und dem Beliehenen aufgetheilt wurden. Die Besitzformen, die diese soriale Ausgleichung vermittelten, waren das Lehen, die städtische Häuserleihe und die bäuerliche Leihe in ihren verschiedenen Spielarten. Bei diesen Leiheverhältnissen drängte das Fortwirken der Ursachen, die sie hervorgerufen hatten, in allen Fällen, in denen das Recht des Beliehenen erlosch, zu einer regelmäßigen Erneuerung der Leihe. Die Sitte der Wiederverleihung hat sich dann häufig, aber nicht immer, zu einem rechtlichen und zwar zunächst zu einem privatrechtlichen Leihezwang verdichtet.

Das rechte Lehen war von Hause aus nicht erblich, die Verleihung galt nur für so lange, als der Verleiher und der Beliehene lebten. Allein das Bedürfniß nach berittenen Vasallen, das um die Mitte des 8. Jahrhunderts die plötzliche Ausdehnung des Lehnwesens bewirkt hatte, veranlaßte die Lehnsherren zur Wiederverleihung der Lehen. So wurde es Regel, daß der Erbe des verstorbenen Lehnsherrn dem Besitzer das Lehen aufs neue verlieh, und daß der Herr dem Sohne des verstorbenen Lehnsmanns die Lehnserneuerung nicht versagte. Seit dem 12. Jahrhundert galt das Lehen im Zweifel für erblich, d. h. es bestand ein privatrechtlicher Leihezwang, der die Erblichkeit des Lehns vermittelte. Der Herr war verpflichtet, dem Lehnserben auf dessen Ansuchen das Lehen zu verleihen. Weigerte sich der Herr, so behielt nach dem Sachsenspiegel der Erbe das Lehen ohne Dienstpflicht. Starb der Lehnsbesitzer ohne lehnsfolgefähige Erben, so fiel das Lehen an den Lehnsherrn zurück.

Neben dem privatrechtlichen Leihezwang entstand bei den verfassungsgeschichtlich wichtigsten Arten von Lehen ein öffentlich-rechtlicher Leihezwang, nämlich bei den zu Lehen gewordenen öffentlichen Aemtern. Das Amt verlangte einen Träger der Amtsbefugnisse und der Amtspflichten. Obwohl das Amt zum Lehen geworden war, so wirkte doch die Aemterverfassung noch so weit auf das Lehnwesen ein, daß der Lehnsherr verpflichtet war, das Amtslehen, wenn der Inhaber ohne Hinterlassung von Lehnserben gestorben war, aufs neue durch Belehnung zu besetzen. Solcher Leihezwang bestand für alle Lehen, mit welchen öffentliche Gerichtsbarkeit verbunden war, insbesondere auch für sogenannte Fahnlehen, d. h. für die zu Lehen gewordenen weltlichen Fürstenämter, die durch das Symbol der Fahne verliehen wurden. Der deutsche König durfte das erledigte Fahnlehen nicht unbesetzt lassen; er mußte es binnen Jahr und Tag aufs neue verleihen. Damit war dem deutschen Königthum der Weg versperrt, durch Einziehung heimfallender Fahnlehen der königlichen Gewalt das Uebergewicht über die Territorialgewalten zu verschaffen. Was das bedeutete, wird klar, wenn man erwägt, daß ohne jenen Leihezwang in dem Vierteljahrhundert von 1282 bis 1306 u. a. Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und die windische Mark, Meißen und Thüringen, Böhmen und Mähren, 1319 auch Brandenburg hätten an das Reich gezogen werden können. Anders als in Deutschland verlief die Entwicklung in Frankreich, wo das Lehnwesen schon frühzeitig die Aemterverfassung vollständig zerfressen hatte und das schwache Königthum, weil an staatsrechtlichen Leihezwang nicht gebunden, sich durch die Einziehung der großen Kronlehen consolidiren konnte. Was in Deutschland dem Königthum unerreichbar blieb, der Bruch mit dem Leihezwang, ist daselbst den Landesherren gelungen. Diese begannen seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die in ihren Fahnlehen enthaltenen Gerichtslehen einzuziehen, nicht wieder zu verleihen und mit beamteten und absetzbaren Richtern zu besetzen. Damit war an sich der Sieg der Territorialgewalten über die nach wie vor an den Leihezwang gebundene Centralgewalt des Reiches entschieden.

Steigen wir von den höchsten Kreisen des deutschen Volkes in dessen unterste Schichten, von den Fürsten zu den Bauern herab, so nehmen wir bei diesen eine Entwicklung wahr, die in manchen Beziehungen auffallende Parallelerscheinungen darbietet.

Die freien Hintersassen, die seit fränkischer Zeit im Wege der Güterleihe auf grundherrlichem Boden angesiedelt wurden, hatten daran ursprünglich in der Regel kein festes Erbrecht. Erbliche Verleihungen bildeten die Ausnahme. Den Halbfreien und Leibeigenen, mit welchen der Grundherr bäuerliche Höfe besetzt hatte, fehlte jedes landrechtlich anerkannte Besitzrecht. Im Laufe der Zeit machte sich aber ein mächtiger Zug zur Erblichkeit geltend. Die Lebensweise der Grundherren und die Art des landwirthschaftlichen Betriebs brachten es mit sich, daß die Grundherren erledigte Bauerstellen an taugliche Nachkommen der verstorbenen Bauern verliehen. Die thatsächliche Vererbung der Bauergüter war auf dem besten Wege, zur Erblichkeit von Rechts wegen fortzuschreiten. Selbst bei den hörigen Hintersassen, bei den niederfränkischen Liten oder Leten, bei den sächsischen Laten oder Lassen bildete sich häufig eine hofrechtlich anerkannte Erblichkeit des Gutes aus, die sich auf taugliche Söhne, oder schlechtweg auf Kinder des Besitzers beschränkte. Soweit sich für Bauergüter ein privatrechtlicher Leihezwang durchgesetzt hatte, behielt der Erbe trotz Verweigerung der Leihe das Gut, als ob es ihm verliehen worden wäre, vorausgesetzt, daß er die etwa herkömmlichen Handänderungsgebühren entrichtete. In schweizerischen Dorfrechten findet sich, daß er vier Pfennige, oder daß er einen Jahreszins auf den Altar der kirchlichen Herrschaft legen, daß er ein Viertel besten Landweins dem Herrn, der die Leihe versagt, auf den Tisch stellen und damit das Gut empfangen haben soll.[1]) Sogar bei der Zeitpacht gilt die Wiederverleihung als selbstverständlich. Wenn eines armen Mannes Jahrziel aus ist, soll nach einem fränkischen Weisthum der Herr ihm oder seinem Erben das Gut auf gleichen Zeitraum, ohne Steigerung, wiederum gönnen. Der Bauer aber soll dem Herrn ein Huhn bringen. Das soll des Bauers Zeuge sein.[2])

In einem großen Theile Deutschlands, namentlich östlich der Elbe, dringt seit dem 14. Jahrhundert eine rückläufige Bewegung durch. Als seit der Ausbildung der Söldnerheere das Ritterthum aufhört, ein Lebensberuf zu sein, als seit der Reception der fremden Rechte der Adel in den Staatsämtern den rechtsgelehrten Juristen weichen muß, wird der Ritter zum Landwirth. Er verlegt sich auf die Eigenbewirthschaftung seiner Güter. Soweit es nöthig, verläßt er den Hof des Fürsten, Stadt oder Burg, um sich einen zu landwirthschaftlichem Betrieb geeigneten Rittersitz anzulegen. Fast überall zeigt sich nun ein systematisches Bestreben der Grundherren, die Erblichkeit der bäuerlichen Leiheverhältnisse rückgängig zu machen oder deren Ausbildung zu hemmen. Sie legen nicht selten die Bauern, d. h. sie ziehen das Bauernland ein, um es in unmittelbare Nutzung zu nehmen. Soweit dies nicht geschieht, widerstreben sie häufig der Erbleihe, um durch die Bedingungen der Wiederverleihung die Dienste der Bauern zu steigern und damit für die in Ritteräcker verwandelten

1) Grimm, Weisthümer IV 335, 347, 360, 372, 377, 430. V 179.
2) Grimm, Weisthümer IV 644.

Bauerhufen und für die intensiver betriebene Landwirthschaft die erforderlichen Arbeitskräfte zu gewinnen. In einzelnen Gegenden wird ein Recht des Grundherrn, Bauern ohne vertragsmäßigen Vorbehalt auszukaufen, schon frühzeitig anerkannt. So sprechen Dorfrechte der Wetterau, die der zweiten Hälfte des 14., der Mitte des 15. Jahrhunderts angehören,[1]) dem Leiheherrn das Recht zu, ein Landsiedelgut, das er selbst nutzen, bauen und gebrauchen will, dem Bauer zu kündigen und gegen Ersatz der von diesem eingebrachten Besserung an sich zu ziehen. Nach einem pfälzischen Weisthum von 1482 hat der Gerichts- und Grundherr Macht, ein Bauergut an sich zu ziehen, wenn er dies nützlicher findet, als Zins und Gült daraus zu erheben.[2])

Die beginnende Verschlechterung der Lage des Bauernstandes fällt in die Blüthezeit der landständischen Macht. In den Landtagen, auf welchen die Bauern in aller Regel nicht vertreten waren, hatten die Grundherren die Klinke der Gesetzgebung in der Hand, während um dieselbe Zeit in den grundherrlichen Gemeinden das genossenschaftliche Leben erstarb und die bäuerliche Widerstandskraft gegen Neuerungen der Grundherren und ihrer Beamten erlahmte.

Auch die Reception des römischen Rechtes wirkte zu Ungunsten der Bauern. Die Aufnahme eines neuen, auf ganz andere Agrarverhältnisse zugeschnittenen Rechtes mußte bei den damaligen Uebergangszuständen von vornherein der wirthschaftlich stärkeren Schicht der Gesellschaft zum Nutzen, der schwächeren zum Nachtheil gereichen. Wenn man auch der romanistischen Jurisprudenz jener Zeit nicht geradezu den Vorwurf bauernfeindlicher Gesinnung machen darf, so fehlte ihr doch das Verständniß für die Mannichfaltigkeit der bäuerlichen Besitzformen des deutschen Rechts. Da zu deren Beurtheilung das römische Recht nur die Begriffe der Erbpacht und der Zeitpacht an die Hand gab, so wirkte die Rechtsverwaltung nivellirend und brachte sie zahlreiche Zwischenformen unter die Schablone der Zeitpacht, wie denn z. B. die sächsische Gesetzgebung des 16. Jahrhunderts die Laßgüter als solche Güter behandelt, die der Bauer miethweise, ex titulo locati et conducti, besitzt. In ganz ähnlicher Weise hatten in England schon während des 13. Jahrhunderts die königlichen Gerichte eine antisociale Wirkung ausgeübt, als sie in dem begreiflichen Streben nach Vereinfachung des Rechtsstoffes durch ihre Rechtsprechung die Zwischenstufen zwischen freehold und villainage beseitigten. Zum mindesten lieferte in Deutschland das Corpus juris civilis das Rüstzeug, um thatsächlichen Mißbräuchen die formelle Sanction des Kaiserrechts zu verschaffen. Ein auffallendes Beispiel liefert ein mecklenburgischer Jurist unseligen Angedenkens, jener Husanus, der 1590 mit Hülfe des römischen Rechts die mecklenburgische Leibeigenschaft erfand und dem Grundherrn im Verhältniß zu seinen Bauern ein mäßiges Züchtigungsrecht zusprach, mit Berufung auf den Satz: minima non curat praetor.

Der drohenden Aussaugung des Bauernlandes setzte in den größeren Territorien die Ausbildung eines öffentlichrechtlichen Leihezwanges einen festen Damm entgegen. Diese Eindämmung der grundherrlichen Gewalt erfolgte innerhalb Preußens zuerst in der Mark Brandenburg. Um sie zur Anschauung zu bringen, ist es unvermeidlich, zunächst die älteren Agrarverhältnisse der Mark ins Auge zu fassen.

In der Mark Brandenburg schloß der Satz des deutschen Reichsrechts, daß Grund und Boden der Mark Eigenthum des Königs sei, soweit er nicht zu Gunsten anderer darüber verfügt hatte, von vornherein allodiale Bauergüter aus. Die deutschen Colonisten, die als Bauern angesiedelt wurden und ihr Land meist erst urbar machen mußten, erhielten ihre Güter zu eigenthumsähnlichem Nutzungsrecht, nämlich zu Erbzinsrecht. Die Rittergüter wurden wahrscheinlich von Anfang an durch schollenpflichtige Kossäten bearbeitet.[1]) In Theilen der Mark, so in der Uckermark und in der Neumark, saßen wendische Bauern zu schlechterem Besitzrecht. Wie es scheint, hatte in wendischer Zeit die slavische Haus- und Feldgemeinschaft zu einer Entwicklung geführt analog derjenigen, die man mitunter bei deutschen Markgenossenschaften wahrnehmen kann. Wie hier nicht selten der Leiter der Genossenschaft, der Obermärker, zum Grundherrn des Markbodens wurde, so hatte sich bei den Slaven der Häuptling, ursprünglich der Leiter der Communion, an deren Stelle zum Eigenthümer der Dorfflur aufgeschwungen.[2]) Eine Quelle des 14. Jahrhunderts, die Glosse zum Sachsenspiegel, bezeichnet die Wenden der Mark als Lassen. Sie hatten also lassitisches Besitzrecht, später sogenannte Laßgüter, vererbten sie auf ihre Söhne, durften sie aber nicht veräußern. Bauern, die nicht leibeigen waren, mäßige Frohnden leisteten und das Gut auf die Söhne vererbten, während es in Ermanglung von Söhnen an den Herrn fiel, sind uns neben leibeigenen Bauern durch ein deutsch geschriebenes Rechtsdenkmal des 13. Jahrhunderts für das benachbarte Polen bezeugt.[3])

Im 16. Jahrhundert war die Stellung der märkischen Bauern laut den Landtagsreversen und laut dem Landrechtsentwurf des Kanzlers Lampert Distelmeyer, der darin das geltende Recht fixiren wollte, noch eine verhältnißmäßig günstige. Allerdings wird in einer Stelle, die der Kursachse Distelmeyer fast wörtlich den kursächsischen Constitutionen von 1572 nachschrieb, das Laßgut als ein nicht erbliches, nur miethweise verliehenes bezeichnet. Aber noch spricht bei Aeckern und Wiesen, die im Dorffelde gelegen sind, die Vermuthung gegen deren lassitische Eigenschaft. Laut einem alten Gebrauch, auf den sich der Adel bereits in einem Landtagsrevers von 1540 berief, war der Grundherr berechtigt, Bauern auszukaufen, wenn es galt, einen Rittersitz anzulegen. Jene Befugniß hatte er außerdem, um widerspenstige Bauern zu relegiren. Doch hat man sich über diese Beschränkungen, wie die wiederholten Verböte beweisen, mitunter hinweggesetzt und auch zur Herstellung von Meiereien, von Schäfereien und zur Stärkung des ritterlichen Ackerwerkes Bauern ausgekauft.

Eine erhebliche Verschlimmerung brachte der 30jährige Krieg, der in der Mark reichlich die Hälfte der bäuerlichen Bevölkerung hinwegfegte. Früher als die Bauern vermochten die Grundherren sich von der allgemeinen Verwüstung zu erholen. Die Wiederbesiedelung des verödeten Landes vollzog sich daher nicht selten in der Weise, daß der Grundherr, ehe er die wüsten Bauerstellen besetzte, den verfallenen Hof wieder herstellte, so daß nicht nur das Land, sondern auch Hofgebäude und Hofwehr (das Gutsinventar) Eigenthum des Grundherrn und nicht des Bauern waren. Da unter solchen Umständen das Belieben des Grundherrn die Bedingungen der Leihe dictirte, erlangten die neu angesetzten Bauern schlechteres Besitzrecht als die Inhaber der älteren erblichen Höfe. Hauptsächlich auf den 30jährigen Krieg und auf seine Nachwehen ist es zurückzuführen, daß nachmals in der Mittelmark und in der Priegnitz die Vermuthung für lassitischen Besitz (mit beschränkter Erblichkeit) spricht, und daß in der Ucker- und in der Neumark die Nichterblichkeit der Höfe vorherrscht.[4])

[1]) Grimm, Weisthümer III 414, 417.

[2]) Grimm, Weisthümer V 706.

[1]) Eine freundliche Mittheilung A. Meitzens.

[2]) Bernhard Gutmann, Die Germanisirung der Slaven in der Mark. Forsch. zur brandenburg. u. preuß. Geschichte. IX, 396 ff.

[3]) Das älteste geschriebene polnische Rechtsdenkmal. Herausgegeben von Edwin Bolckmann, S. 14, 21.

[4]) Friedrich Großmann, Ueber die gutsherrlich-bäuerlichen Rechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg vom 16. bis 18. Jahrhundert. 1890. S. 90, 93, 97.

Die Anfänge eines öffentlich-rechtlichen Leihezwanges lassen sich in der Mark bis in das 16. Jahrhundert zurück verfolgen. Deutlich treten die fiscalischen und politischen Gründe schon bei Lampert Distelmeyer hervor, nach dessen Landrechtsentwurf ein Bauerhof, den der Herr mit landesherrlicher Genehmigung zur Bestellung eines Witthums verwendet, nach dem Tode der Wittwe wieder mit einem Bauer besetzt werden solle, damit der Bauerstand auch erhalten und unsrer getreuen Landschaft an der Mannschaft und gemeinen Landeshülfe nichts abgehe.

Dem märkischen Bauerstande kam es wesentlich zu statten, daß seit Joachim II. die Steuerverwaltung in die Hände der Landstände übergegangen war. Von da ab lag es im Interesse der Landstände, daß die Steuerkraft des Landes nicht durch Umwandlung steuerpflichtigen Bauernlandes in steuerfreues Herrenland geschwächt werde. Die Landstände sind darum etliche Zeit hindurch die eigentlich treibende Kraft des Bauernschutzes geworden. Mit Bezugnahme auf einen vor 18 Jahren gefaßten Beschluß eifert ein Receß der altmärkischen und priegnitzischen Ritterschaft vom 3. Juni 1606 gegen den argen Mißbrauch, daß seit etlichen Jahren das Einziehen der Bauergüter gar gemein geworden, daß Bauergüter zu Meiereien, Schäfereien und Vorwerken verwendet, daß die Hufner in Kossäten verwandelt worden seien, von welchen eingezogenen Gütern man keine Landsteuer geben wolle, als wenn's Rittergüter wären. Es solle daher keinem, der Bauerhöfe, Aecker oder Wiesen an sich gezogen, die ordentliche Steuer erlassen werden, es sei denn, daß er das Land zu seinem Rittersitze an sich nehmen müßte.[1]) In einem Patent für die Uckermark und das Land Stolpe[2]) ward es 1624 verboten, Hufen von den wüsten Höfen der Bauern und Kossäten einzuziehen. Man solle mit den armen Leuten also umgehen, daß sie nicht genöthigt würden, zu verkaufen. Höfe, die wegen Ungebeihniß verlassen würden, solle man also bald wieder besetzen; andernfalls müsse von den wüsten Höfen und Hufen der Hufenschoß unweigerlich und voll an die Landschaft entrichtet werden. Ein allgemeines kurfürstliches Verbot, Bauerhufen zu incorporiren, erwähnt zum Jahre 1624 der märkische Jurist Friedrich Müller in seiner Practica civilis Marchica. Neben dem steuerfiscalischen Interesse erscheint als wesentliches Motiv des Verbots die durch solche Incorporationen entstehende Ueberbürdung der seßhaft bleibenden Bauern, deren Frohndienste für die Bestellung des neuen Herrenlandes in Anspruch genommen werden müßten. Seit der Wiederherstellung einer geordneten landesherrlichen Finanzverwaltung ist die Handhabung des Bauernschutzes der ausschließlichen Fürsorge der Landesherren überlassen. Energisch treten diese für Erhaltung des Bauernlandes ein. Die Nachwirkungen des dreißigjährigen Krieges machen es erklärlich, daß der Leihezwang in erster Linie für die wüsten Höfe, d. h. für die nicht mit Bauern oder Kossäten besetzten Höfe, geübt wird. Im Jahre 1667 ermahnt der Große Kurfürst die Ritterschaft, daß sie die wüsten Hufen besetze. Er droht mit einer Untersuchung gegen die Adeligen, welche die Bauern vertreiben oder Leute, die sich für wüste Höfe melden, nicht annehmen wollen. Wüste oder zerrissene Güter befiehlt Friedrich I. 1709 schleunigst wieder zu besetzen und zusammenzubringen, widrigenfalls er sich vorbehalle, sothane Güter einzuziehen.

In schärferer Tonart äußert sich Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, für den außer den sonstigen Gründen des Bauernschutzes die Interessen der Recrutirung und die Versorgung ausrangirter Soldaten maßgebend waren. Mit demselben Ungestüm, mit dem er decretirte, daß die Leibeigenschaft ohne Raisonniren aufzuheben sei, befahl er 1714 den Gutsherren, wüste Stellen binnen sechs Monaten zu besetzen, sonst werde er diese durch seine Landreiter besetzen lassen. In einem Edict vom 31. März 1717 verlangt er die Besetzung wüster Höfe bis zur nächsten Brachzeit. Andernfalls sollen die Landreiter veranlassen, daß sie zwei Sonntage hinter einander von den Predigern in der Kirche ausgeboten werden. Aber noch im selben Jahr sieht der König ein, daß er Unmögliches verlangt habe, weil nicht sowohl der böse Wille der Gutsherren, als der Mangel an Abnehmern die Verleihung der Höfe erschwerte. Sein Befehl, so erklärte er nunmehr, obligire nur so weit, als sich Leute freiwillig melden. Auch solle die Ansetzung von Büdnern, Haus- oder Dienstleuten genügen. Friedrich Wilhelm I. beschränkte seine Maßregeln nicht auf die Mark, er suchte den märkischen Bauernschutz im Verwaltungswege auf ganz Preußen auszudehnen. Am 14. März 1739 beauftragte er alle maßgebenden Behörden, dahin zu sehen, daß kein Bauerhof wüst gelegt und das Land nicht depeupliret werde, und daß kein Landesvasall . . . einen Bauer ohne genügende Raison, und ohne den Hof sogleich wieder zu besetzen, aus dem Hofe werfe.

Friedrich der Große stellte zunächst für Schlesien den allgemeinen Grundsatz auf, daß kein Bauer ein adeliges, kein Edelmann ein Bauergut an sich bringen dürfe. Durch das bekannte Edict vom 12. August 1749 verfügte er mit Androhung erheblicher Geldstrafe für die gesammte Monarchie das Verbot, jemals einen Bauer- oder Kossätenhof eingehen zu lassen, indem er zugleich die hergebrachte Ausnahme beseitigte, daß der Grundherr Bauernland zur Errichtung eines Rittersitzes einziehen dürfe. Nach dem siebenjährigen Kriege befahl er 1764 zunächst für Schlesien, dann für die ganze Monarchie die Wiederbesetzung wüst gewordener Bauerstellen.

Das preußische Landrecht codificirte in dieser Materie nur das Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung, indem es bestimmte, daß die Anzahl der bäuerlichen Besitzungen auf dem Lande weder durch Einziehung der Stellen noch durch das Zusammenschlagen derselben vermindert werden dürfe, und daß die Gutsherren für die gehörige Besetzung der vorhandenen Stellen und Nahrungen in den Dörfern zu sorgen haben.

Die Auffassung, die dem Leihezwang des preußischen Landrechts zugrunde liegt, nähert sich in beachtenswerther Weise dem Grundgedanken, an dem sich der Leihezwang der mittelalterlichen Aemterverfassung aufgerankt hatte. Die bäuerliche Wirthschaft gilt gewissermaßen für ein im Dienste des Gemeinwesens zu verwaltendes Amt. Ein jeder Landmann, sagt das preußische Landrecht, ist die Cultur seines Grundstücks auch zur Unterstützung der gemeinen Nothdurft zu betreiben schuldig. Wie der Beamte, der seine Pflichten nicht erfüllt, abgesetzt werden kann, so darf auch der Bauer wegen beharrlicher Vernachlässigung des Grundstücks vom Staate gewungen werden, es einem anderen zu überlassen.

Der staatspolizeiliche Leihezwang schützte nicht den einzelnen Bauer oder die bäuerliche Familie, sondern das Bauergut. Er hinderte den Gutsherrn nicht, das Gut dem Bauer oder seiner Familie zu entziehen, denn es genügte, wenn der erledigte Hof wieder mit einem anderen Wirthe besetzt wurde.[1]) Dem Staate war ein Bauer so gut wie der andere. Die Bauern waren ihm fungible Größen. Wichtiger als der Bauer war ihm das Bauergut. Der Leihezwang entspricht insofern dem ganzen Zuschnitte des älteren deutschen Bauernrechtes, welches nicht wie das

1) Bei Großmann S. 27, Anm. 5 und S. 106.
2) Bei Großmann S. 106, Anm. 2.

1) Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens 1887, I 61 f.

Adelsrecht die Interessen der Familie, sondern die Bedürfnisse des Bauergutes in erster Linie berücksichtigt.[1]) Soweit der Bauer und seine Familie im Besitze des Hofes rechtlich geschützt waren, war dieser Schutz ein rein privatrechtlicher. Mittelbar kam freilich der staatspolizeiliche Leihezwang auch dem einzelnen Bauer zustatten, namentlich wo der privatrechtliche fehlte. Denn da der Hof nicht unbesetzt bleiben durfte, war der Grundherr leichter geneigt, den Bauer oder dessen Erben auf dem Hofe zu belassen.

Als Freiherr vom Stein 1807 das Werk der Bauernbefreiung in die Hand nahm, stand er vor der Aufgabe, die Erbunterthänigkeit zu beseitigen und den Bauer in einen selbständigen, dienstfreien Grundeigenthümer umzuwandeln. Die Neuerung ließ sich, da der verarmte Staat außer Stande war, einen Theil der Entschädigung der Grundherren zu übernehmen, nicht ohne Einbruch in den geltenden Bauernschutz durchführen. Doch war Freiherr vom Stein durchaus nicht gesonnen, den Leihezwang völlig preiszugeben. Das Edict von 1807 bestimmte zwar, daß in Zukunft jedermann, auch der Edelmann, bäuerliche Güter solle erwerben dürfen. Allein im Bereich der bäuerlichen Leiheverhältnisse blieb der Leihezwang im allgemeinen bestehen. Nur die Einziehung und Zusammenlegung devastirter, nicht erblicher Bauerstellen, die der Gutsherr nicht wieder herstellen oder erhalten kann, wurde offen gehalten und an die Zustimmung der Provinzialkammern gebunden, die deßhalb mit Instructionen versehen werden sollten. Erst die unter Herrn v. Schöns Einfluß entstandene Verordnung[2]) vom 14. Februar 1808 und die ihr nachgebildeten Verordnungen von 1809 und 1810 gaben den Leihezwang in größerem Umfange preis, indem sie ihn nur für Bauergüter älteren Bestandes festhielten, wogegen die Erlaubniß zur Einziehung und Zusammenlegung von Gütern jüngeren Bestandes, d. h. von solchen, die erst seit einem bestimmten für die einzelnen Provinzen verschieden festgesetzten Normaljahre errichtet worden, nicht verweigert werden sollte.

Hardenbergs Regulirungsedict von 1811 gestattete bekanntlich den Besitzern erblicher Laßgüter gegen Abtretung von einem Drittel, den Besitzern unerblicher Laßgüter und den gutsherrlichen Zeitpachtbauern gegen Abtretung der Hälfte des Bauerlandes das dienstfreie Eigenthum ihrer Stellen zu erlangen. Die Landabtretung konnte durch Uebernahme einer entsprechenden Rente, unter Umständen auch durch Capitalzahlung ersetzt werden. Soweit die Regulirung, was die Regel wurde, gegen Landabtretung geschah, bedeutete sie im praktischen Ergebniß eine Verminderung des Bauernlandes um ein Drittel bis zur Hälfte, ein Preis, der im Hinblick auf die segensvollen Vortheile der Reform als ein übermäßiger nicht bezeichnet werden darf. Bei Höfen, die durch die Regulirung freies Eigenthum der Bauern geworden waren, konnte selbstverständlich von irgend einem Leihezwang nicht mehr die Rede sein. Nichts hinderte den früheren Grundherrn, solche Stellen durch Kauf oder sonstwie zu erwerben und in unmittelbare Nutzung zu nehmen. Ausdrücklich wurde den Grundherren gestattet, Höfe, die seit dem letzten Kriege wüste geworden, einzuziehen, wenn sich bei öffentlicher Ausbietung kein Annehmer finde. Im übrigen wurde der Besetzungszwang aufrecht erhalten.

Engere Grenzen als das Edict von 1811 zog der Regulirung die Declaration vom 29. Mai 1816. Sie beschränkte die Regulirbarkeit auf spannfähige, katastrirte Stellen älteren Bestandes, die 1811 dem staatspolizeilichen Leihezwang unterworfen waren, so daß insbesondere die kleineren Stellen ausgeschlossen wurden, deren Arbeitskräfte der grundherrliche Besitz damals schlechterdings nicht hätte entbehren können.

Bedenklicher waren die Bestimmungen der Declaration im Punkte des Leihezwangs. Die Einziehung wüst gewordener Höfe wurde ohne vorausgehendes Ausgebot gestattet. Ebenso die Einziehung erledigter regulirbarer Stellen, soweit nicht eine bestimmte Person einen Rechtsanspruch auf Verleihung hatte.[1]) Der staatspolizeiliche Leihezwang blieb also nur in Kraft, wenn und soweit ein privatrechtlicher Leihezwang bestand. Jener äußerte sich in solchem Falle darin, daß der Berechtigte nicht nur den Schutz der Gerichte, sondern auch den der Verwaltungsbehörden genießen sollte, und daß bei unrechtmäßiger Einziehung die in den älteren Gesetzen angedrohten Strafen anzuwenden waren.

Was jene bäuerlichen Stellen anbelangt, die 1816 von der Regulirung ausgeschlossen wurden, so wäre eine deutliche Einschärfung des staatspolizeilichen Leihezwangs dringendes Bedürfniß gewesen. Allerdings ist eine formelle Aufhebung nicht erfolgt. Da aber die Declaration keine ausdrückliche Bestimmung enthielt, so behandelte man die nicht regulirbaren Höfe füglich gleich den regulirbaren. Praxis und Literatur erklärten die Einziehung für zulässig, soweit nicht ein privatrechtlicher Leihezwang im Wege stand. So sagt ein Erkenntniß des Obertribunals vom 26. Januar 1833: „Zwar besteht nicht mehr die früher durch vielfältige Anordnungen gebotene und sorgsam gepflegte Verpflichtung der Gutsbesitzer, die bäuerlichen Stellen als solche besetzt zu halten. Die mit dieser Aufhebung correspondirende Befugniß aber, diese Stellen zum Vorwerk einzuziehen, ist überall nur unter Anerkennung der Rechte der Inhaber ertheilt worden, so daß jene Befugniß erst mit der Erledigung dieser Rechte in Wirksamkeit treten kann." Diese Einschränkung des staatspolizeilichen Leihezwangs, die in Uebereinstimmung mit den volkswirthschaftlichen Theorien der Freihandelsschule erfolgte, hatte die verhängnißvolle Wirkung, daß nur ein Theil der nicht regulirbaren Höfe die durch das Gesetz vom 2. März 1850 erfolgte Ausdehnung der Regulirbarkeit erlebte. Wie Friedrich Knapp in seinem Buche über die Bauernbefreiung nachwies, ist in der Zeit von 1816 bis 1848 eine große Zahl der nicht regulirbaren, insbesondere der nicht erblichen Stellen von Grundherren eingezogen oder in reine Pachtverhältnisse hinübergeleitet worden.

Für die Würdigung der Edicte von 1807 und 1811 fallen die nachträglichen Aenderungen natürlich nicht ins Gewicht. Mit Recht dürfen wir noch heute jene beiden Gesetze als großartig gedachte Reformen, als befreiende Thaten preisen, die reichlichen Antheil haben an dem Aufschwung, den Preußen in der neueren Geschichte genommen hat. Daß die Bauernbefreiung, deren segensreiche Folgen dem gesammten Staatsleben, also nicht bloß der ländlichen Bevölkerung, zugute kamen, gegen billige und gerechte Entschädigung durchgeführt wurde, ohne wie anderwärts, z. B. in Baden, Württemberg und namentlich in Oesterreich, die Hülfe des Staates oder der Provinzen und so mittelbar die übrigen Volkskreise in Anspruch zu nehmen, ist eine Thatsache, welche die ostelbische Landwirthschaft in kritischen Zeiten zu betonen wohl berechtigt ist. Auch darauf darf sie sich berufen, daß die Reform im Wege gegenseitiger Ausgleichung zwischen Grundherren und Bauern erfolgte, nachdem beide im französischen Kriege unsäglich gelitten und in den Befreiungskriegen beispiellose Opfer gebracht hatten.

Bei aller Werthschätzung des Befreiungswerkes darf aber die fundamentale Bedeutung nicht übersehen werden, die dabei dem staatspolizeilichen Leihezwang zukommt, wie

---

[1]) Beseler, System des deutschen Privatrechts II⁴ 843.

[2]) Knapp a. O. I 140, II 200. 205.

[1]) Vergl. die Entscheidung des Obertribunals vom 14. März 1859, Entsch. XL., 243, Nr. 33.

ihn die Agrarpolitik der Hohenzollern geschaffen hatte. Ihr war es zu danken, daß 1816 überhaupt noch eine erhebliche Zahl regulirbarer Bauergüter vorhanden war. Nur die Existenz des Leihezwanges machte es möglich, die Regulirung ohne höhere Entschädigung der Grundherren durchzuführen. Nur weil der Staat den Leihezwang hatte, konnte er den Grundherren entgegenhalten: das Bauernland, an dem dir Eigenthum oder Lehnrecht zusteht und das du nun mit dem Bauer theilen sollst, hättest du niemals in Cultur und Nutzung nehmen dürfen, weil es stets mit einem bäuerlichen Wirthe hätte besetzt sein müssen. Als Neuvorpommern und Rügen, wo die schwedische Regierung es unterlassen halte, einen öffentlich-rechtlichen Leihezwang auszubilden und der systematischen Bauernlegung wirksam entgegenzutreten, mit Preußen vereinigt wurden, fehlte die gesetzliche Handhabe, um daselbst die Bauernregulirung durchzuführen. Auch 1850 blieben Neuvorpommern und Rügen von der Regulirung ausgeschlossen. Sie wurde erst durch ein Gesetz vom 12. Juni 1892 darauf ausgedehnt. Während in Schwedisch-Pommern schon 1816 lassitische Bauern kaum mehr vorhanden waren, konnten im altpreußischen Pommern, wo die bäuerlichen Besitzrechte ursprünglich schlechter als im schwedischen gewesen waren, bis 1848 mehr als 10,000 spannfähige Güter regulirt werden.

So war der Leihezwang in der Ausgestaltung, die er durch Friedrich Wilhelm I. und durch Friedrich den Großen erhalten hatte, gewissermaßen ein von ihnen zurückgelegter Sparpfennig, der bei der Bauernbefreiung aufgezehrt werden konnte. Die Edicte von 1807 und 1811 sind mit der Sparbüchse noch haushälterisch umgegangen. Daß aber die Declaration von 1816 zu freigebig daraus wirthschaftete und daß man die Sparbüchse völlig zerschlug, blieb nicht ohne nachtheilige Folgen.

Wenn zur Zeit die ostelbische Landwirthschaft mit gutem Grunde über den Mangel an örtlichen Arbeitskräften klagt, so liegt die Erwägung nahe, ob denn nicht neben anderen Ursachen auch der Uebelstand daran schuld sei, daß von 1816 ab zahlreiche nicht spannfähige und deßhalb nicht regulirbare Stellen rechtmäßiger Einziehung verfielen. Indem die neueste preußische Gesetzgebung die Bildung von Rentengülern ermöglicht und befördert, um die Zahl der Bauerstellen zu vermehren, macht sie zum Theil wieder gut, was die allzuweit gehende Beseitigung des Leihezwangs verdorben hatte.[1])

Werfen wir einen Rückblick auf die tausendjährige Geschichte des Leihezwangs, so tritt uns die auffallende, nahezu gesetzmäßige Erscheinung entgegen, daß er in seinem schließlichen Ergebniß zu einer Allodificirung der Rechte des Beliehenen führte. Die mit der Auflösung des alten Reiches verbundene Erhebung der deutschen Landesherren zu souveränen Regenten stellt sich als eine Allodificirung jener alten Fahnlehen dar, die durch privat- und staatsrechtlichen Leihezwang dem Heimfall an das Reich entzogen waren. Bei der großen Masse der Lehen, für die nur ein privalrechtlicher Leihezwaug gegolten hatte, trat dasselbe Ergebniß durch die Allodificirungsgesetze des laufenden Jahrhunderts ein, die den Lehnsmann zum Eigenthümer des Lehnsgutes machten. Sehr viel früher spielte sich im Kreise der städtischen Grundbesitzverhältnisse ein ähnlicher Vorgang ab. Bei der frühzeitig erblich gewordenen Häuserleihe verflüchtigte sich schon im Mittelalter das Eigenthum der städtischen Grundherren zu einem Rentenrechte, das schließlich der Ablösung anheimfiel. Eine verwandte, wenn auch nicht gleichartige Entwicklung vollzog sich bei den bäuerlichen Leiheverhältnissen, für die sich ein Leihezwang, sei es nun ein privatrechtlicher oder ein öffentlich-rechtlicher, ausgebildet hatte. Nicht selten wurde das ganze Bauergut in Allod des Bauers oder Kossäten verwandelt. So in Preußen die Erbzins- und Erbpachtgüter, ferner die Stellen, die bis Ende 1848 ohne Landabtretung, und alle, die seit 1850 regulirt worden sind. Bei der Mehrzahl der lassitischen Güter, die man auf Grund der älteren Gesetzgebung regulirte, erfolgte nicht eine vollständige Allodification, sondern, da es galt, zugleich die noch sehr praktische Dienstpflicht des Bauers aufzuheben, nur eine Theilung des Bauernlandes zwischen Grundherren und Bauern. Zwei Drittel oder die Hälfte wurden Eigenthum des Bauers. Der Rest fiel als Entschädigung an den Grundherrn.

Nach alledem kann die hohe sociale Bedeutung, die dem Leihezwaug in der deutschen Agrargeschichte zukommt, füglich nicht verkannt werden. Ihm ist es hauptsächlich zu danken, daß die Entwicklung der ländlichen Grundbesitzverhältnisse im Stande war, wirthschaftliche Verschiebungen und sociale Differenzirungen, wie jeder Culturfortschritt sie bedingt, im Laufe der Jahrhunderte wenigstens theilweise wieder auszugleichen. Die Geschichte des beweglichen Capitals hat dieser Erscheinung eine ähnliche nicht an die Seite zu setzen.

[1]) Auf einer Verkennung elementarer Rechtsbegriffe beruht es, wenn man das Rentengutsverhältniß als Erbpacht, das Rentenrecht als Obereigenthum bezeichnet. Das Bürgerliche Gesetzbuch behandelt die Rentenschuld als eine Art der Grundschuld. Besser wäre sie unter die Realleasten eingereiht worden.

Mittheilungen und Nachrichten.

a/D. In Jacob Burckhardt, der am 9. d. M. fast achtzigjährig in seiner Vaterstadt Basel gestorben ist, verliert die Schweiz ihren größten Gelehrten, die deutsche historische Wissenschaft eine ihrer merkwürdigsten Gestalten. Von der Theologie ging er schon in der Heimath zu Literatur und Geschichte über und wandte sich dann in Berlin, mit Franz Kugler befreundet, der aufblühenden Kunstforschung zu. Nach Basel zurückgekehrt, erhielt er eine Professur für Geschichte und Kunstgeschichte, die er eine Zeit lang mit dem gleichen Amt am Zürcher Polytechnikum vertauscht, hernach jedoch wieder eingenommen hat, bis er 1893 nach Betogt in den Ruhestand trat. In die funfziger und sechziger Jahre fällt die Vollendung der vier Hauptwerke, die ihn berühmt gemacht haben: 1853 erschien „Die Zeit Constantins des Großen", 1855 „Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens", 1860 „Die Cultur der Renaissance in Italien", 1868 endlich die „Geschichte der Renaissance in Italien", d. h. ihrer Architektur, als erster Theil einer mit Lübke zusammen unternommenen „Geschichte der neueren Baukunst". Burckhardt ist kein Geschichtschreiber, kein Historiker in dem engeren Sinne, daß er den Verlauf des Geschehens darzustellen, dem Strome der Begebenheit zu folgen unternähme; selbst in seinem Constantin bemerkt man kaum einen Anlauf zu wirklicher Erzählung, sein Cicerone wandert naturgemäß von Ort zu Ort, die Geschichte der Renaissance schildert nicht die zeitliche Entwicklung der Architektur, sondern zerlegt den Stoff aphoristisch in thematische Capitel, das wundervolle Gemälde der Cultur der Renaissance zerfällt in große und kleine Gruppen äußerlich verwandter Thatsachen. Soweit es aber gilt, geschichtliche Erscheinungen der Literatur, der Kunst, des Einzeldaseins und des Gemeinlebens zugleich je für sich in ihrer eigenen Bestimmtheit äußerlich zu erfassen und in ihrer Verbindung mit dem Geist und Charakter des Zeitalters von innen her zu erleuchten, wird man kaum einen größeren, oder wenigstens keinen geistvolleren Historiker unter den unseren antreffen. Staat, Recht und Wirthschaft liegen seinem Verständniß oder seiner Theilnahme freilich fern; alles andere jedoch, was man ehedem besonders unter Cultur verstand, von der Religion bis herab zu den Kleinigkeiten des Tages, in denen noch irgend die geistige Natur einer Epoche zu erkennen ist, betrachtet er mit umfassender Quellenkunde, lebendiger Anschauung, in die Tiefe dringendem Urtheil. Burckhardts Lebensluft weht in Italien und dessen Renaissance; selbst das Alterthum genießt er zumeist in dem Anhauch, den diese neue Zeit einer künstlerisch ausgestalteten Humanität von ihnen empfangen hat. Im Constantin malt er meisterhaft die Zersetzung des antiken Wesens, dem Christenthum wird es historisch nicht ganz gerecht, an den Germanen geht er stumm vorüber. Wohl ist die italienische Kunst bis-

weilen schwärmerischer gefeiert worden, als in Burckhardts Cicerone oder in seiner Geschichte der Baukunst, aber niemals mit einer so scharf und sicher begründeten Begeisterung, deren Wahrsprüche denn auch in der Seele tausender von Pilgern und Lesern haften geblieben sind. Auf Burckhardts „Cultur der Renaissance" endlich, seinem an Ideengehalt reichsten, in der Composition geschlossensten, von Pointen der Darstellung über und über funkelnden Buche, beruht die Ansicht, die wir heute allgemein von der weltgeschichtlichen Bedeutung jener Bewegung hegen; er zuerst hat in der Renaissance den inneren Proceß des Ausreifens der italienischen Nation zum modernen geistigen Dasein überhaupt erkannt, wann die Wiederaneignung antiker Cultur nicht sowohl die Ursache als die Wirkung war. Daß dabei enthusiastische Einseitigkeit mit unterläuft, daß Italien hier eine nahezu universelle Bedeutung beigemessen wird, der gegenüber die deutsche Reformation und so manche andere epochemachende Leistung zu kurz käme, darf nicht verschwiegen werden. Burckhardt selber hat dies später bis zu einem gewissen Grade gefühlt, aber seine Gedanken waren so fest zusammengeballt und ihr Ausdruck so fein geschliffen, daß er sich zu Umwandlungen nicht verstehen mochte; lieber brachte er es über sich, die Herstellung neuer Auflagen seiner so durch und durch persönlich eigenartigen Werke den Händen jüngerer, zum Theil unsäglich geringerer Arbeiter zu überlassen, — wer den Geist dem Wissen vorzieht, greife zu den alten.

* **Berlin.** Wie die „Kreuz-Zeitung" hört, wird der im Rheinland aus dem Amte geschiedene Provinzialschulrath Geh. Rath Dr. Münch nach Berlin übersiedeln, um, wie Director Fries in Halle, als Honorarprofessor an der hiesigen Universität pädagogische Vorlesungen zu halten. Also ein weiterer Versuch, die Kunst der Pädagogik als Wissenschaft zu behandeln.

γσ. **Lübeck**, 5. Aug. Der heutige 3. Tag des XXVIII. Deutschen Anthropologen-Congresses begann mit Vorlagen, die Prof. Dr. J. Ranke (München) als Generalsecretär machte über Sunshitale, d. h. Amulette, wie sie bei den nordamerikanischen Eingeborenen in Gebrauch sind, und über japanische Schwertverzierungen aus dem Hamburger Museum. Auch Mittheilungen des Dr. Bumiller über die Betheiligung der Missionare an der ethnologischen Forschung durch die Beantwortung eines ihnen auszuhändigenden Fragebogens lagen vor. Als erster Redner nahm Frhr. Dr. v. Andrian (Wien) das Wort über kosmologische und kosmogonische Vorstellungen bei den Naturvölkern. Der Mythus darf nicht symbolisch oder nur als ein Gebilde der Phantasie aufgefaßt werden, man muß in ihm den Versuch des Naturmenschen erkennen, einen kausalen Causalzusammenhang sich vorzustellen. Der primitive Mensch kennt eine eigentliche Causalität in höherem Sinne nicht, er sieht außer sich in der ihn umgebenden Natur Menschen, Thiere und leblose Naturobjecte. Menschen, glaubt er, verwandeln sich in Thiere und umgekehrt. Nur daß die Menschen aus dem Hullunderbaum, nach einer Sage der Nordamerikaner, entsprossen sind, hat ihre Sterblichkeit bedingt. Wären sie aus Steinen entstanden (Anklang an die Deucalionsage), so wären sie unsterblich. Himmel und Erde stellen sich dieselben nordamerikanischen Indianer, deren Sagen gesammelt zu haben ein sehr hohes Verdienst von Dr. Franz Boas (New-York) ist, als materiell gleich vor. Der Himmel ruht auf der Erde, aber er wird gebrochen, und zwei Stellen gibt es, an denen die Sonne zwischen Himmel und Erde eintreten und wieder schwinden kann. Den Mythus vom auf- und absteigenden Himmelsgewölbe finden wir in Nord- und Südamerika, wie in Afrika. Dort ist der Himmel eingestützt, ein Mythus, der sich bei Aegyptern, Hebräern, Babyloniern und Griechen wiederfindet. Die Meteoriten gelten als Stücke des Himmels, auf dessen Zusammenhang mit der Erde eine ganze Reihe von Sagen hindeutet so bei den Zulus, Ashantis, Dasaks, Bakubiri, wie bei den Japanern, also bei Völkern, die räumlich durch weite Land- und Meeresstrecken von einander getrennt sind. Hieher gehören denn auch die Trennungssagen, die eine gewaltsame Trennung von Himmel und Erde als geschehen voraussetzen. So in Neuseeland, in Aegypten hören wir von dieser gewaltsamen Trennung. Bei den Babyloniern und in den Kosmogonien des Nigoeba wird der Zusammenhang zwischen Himmel und Erde zerschnitten. Die primitive Astronomie kennt Sonne und Mond nur als lebende Wesen von oft wechselndem Geschlecht, bald ist der Mond ein Mann, bald eine kokette Frau und umgekehrt die Sonne der Mann, bald vertauscht sich das Geschlecht der Himmelskörper in den Mythen der Naturvölker. Jedenfalls werden Sonne und Mond als Ehegatten oder als Geschwister aufgefaßt. Die Mondphasen werden als seine Krankheiten gedeutet. Sterne sind Kinder von Sonne und Mond und die Ahnen der Menschen. Unsicher sind in den Mythen der Indianer die Vorstellungen von Nacht und Tag, die nordamerikanischen Eingeborenen nennen Sonne und Tag Wakan, d. h. Mächte, ähnliches finden wir bei den Eingeborenen der Südsee. Wind, Regen und Gewitter denken sich die Amerikaner durch Vögel wie die Elster verursacht. Die Buschmänner dagegen glauben, die Winde seien ehemals Menschen gewesen. Der Blitz tritt oft als Vogel auf. Die Kosmogonien der Naturvölker stellen sich die Erde als von Menschen, Thieren oder Naturgewalten gemacht vor, die Schöpfung ist ihnen nichts wunderbares; die Nordamerikaner unterscheiden den Menschen dadurch vom Thier, daß jener schaffen könne und jene nicht schaffen könnea. Meist ist die Welt nicht auf den ersten Wurf gelungen, sie bedarf eines Verfertigers oder eines Verbesserers. So ist die Sonne zu heiß gewesen, oder ein Vogel ist zur Sonne gemacht worden, der zu schnell fliegt. Züge von List und Bosheit, oft von Lüge und Betrügerei werden den Weltverbesserern zugeschrieben. Thiere wie Raben sind oft als diese personificirt. Die Culturheroen der Naturvölker zeigen darum nicht selten Züge von Rachsucht und Hinterlist und es kommt vor, daß die Menschen ihnen wenig Ehrfurcht oder Scheu entgegenbringen. Sie lieben oft ihre Schöpfer durchaus nicht. So wird Tangaloa von seinem Enkel auf Neuseeland getödtet, und dieser belebt ihn erst wieder, als er fürchtet, seine Eltern könnten seine That erfahren. Solche Züge nun den Göttern erscheinen eben nicht liebenswerth. Der Naturmensch kann sich das Machtverhältniß zu den Kräften, die die Welt besitzen, nur persönlich vorstellen. Diese Personen hindern ihn an der Besitzergreifung der irdischen Dinge, er steht ihnen zunächst feindlich gegenüber, deßhalb muß er oder das linge Thier sie überlisten; so stiehlt der Rabe im amerikanischen Mythus das Wasser, oder der Frosch verschlingt das Wasser. Für die Gewinnung des Feuers finden wir in den Sagen drei Ausgangsquellen bei Naturvölkern. Es kommt entweder vom Himmel oder aus der Erde, aber es wird den es besitzenden Personen durch kluge Thiere oder Menschen entwendet. Hier spielen die Mythen in den mannichfachsten Varianten, die bei Indern, Griechen, Babyloniern und sonst vielfach sich wiederfinden. Für die Erklärung der griechischen Mythen und ihrer realen Grundlagen wird man die Mythen der Naturvölker mit Nutzen heranziehen können. Namentlich finden wir bei den Naturvölkern die localen Gottheiten und den Todtencult ausgebildet, und eine Vergleichung dieser Verhältnisse dürfte nicht ohne Vortheil sein zum besseren Verständniß der antiken Weltanschauung.

Prof. Dr. J. Ranke (München) sprach darauf über individuelle Variation der Schädelbildung. Er constatirte, daß wir heute, wo wir ein über alle Erdtheile ausgedehntes reiches Material überblicken, eine Einheitlichkeit der Entwicklung des Menschenschädels anerkennen müssen, wie sie schon Blumenbach ausgesprochen hat. Es muß eine Mittelform angenommen werden, zu der es viele Uebergangsformen gibt, wenn man sich die Entwicklungsweise ringförmig denkt. Man stellt sich nun gewöhnlich die Entwicklung aufsteigend von den Schädeln der niederen Racen aus oder aus dem Thierreich über die Anthropoiden hinweg und so fort vor, dagegen will der Vortragende eine andere Vorstellungsart begründen. Neben dem Gehirn nämlich, das die bedeutendste Einwirkung auf den menschlichen Schädel übt, es verursacht die Knickung der Schädelbasis, üben doch auch die vegetativen Organe der Ernährung, Athmung, die neroösen Apparate der Sinnesorgane Einfluß auf die Schädelbildung. Bei den Thieren, wie Ranke es an zahlreichen Schädeln des Orang Utaag und anderer Anthropoiden nachgewiesen hat, überwiegt nun die Einwirkung der Kaumusculatur den Einfluß des Gehirns bei der Schädelbildung. Wenn nun Schädel von Papuas, Australiern und anderen Naturvölkern thierähnliche Bildungen zeigen, so rührt das von der Einwirkung der vegetativen Organe her. Man muß, um eine Erklärung zu finden, für diese Erscheinungen den Gedanken festhalten: jedes Einzelindividuum macht in seiner Schädelentwicklung eine abgekürzte Entwicklung seines Stammes, ja des ganzen Thierreichs durch, aber bei allen höheren Wirbelthieren geht diese Entwicklung von der Grundform des typisch-menschlichen Schädels aus. Diese Grundform wird erst zur thierischen entwickelt. Beim Individuum haben die Bildungsmöglichkeiten innerhalb der vererbten sogenannten Racendispositionen weiten Spielraum, stets aber geht die individuelle Entwicklung von einer etwas prognathen Form zur orthognathen über, um dann wieder im Laufe des Lebens sich der prognathen Form zu nähern; damit hängt dann die individuelle Gesichtsbildung, die Aenderung der

Digitized by Google

Augenhöhle zusammen, wie die ganze Formbildung der Stirn und so fort, stets unter Einwirkung von Gehirn und Kaumusculatur zugleich. Die Wirkung der Kaumusculatur in der Abtrennung des Schädels vom Gesicht zeigte der Vortragende am Gorilla und anderen Affen und wies auf die Stellung des Jochbeins nach der Augenhöhlen an Schädeln niederer Racen hin. Es gibt nach Ranke einen einheitlichen Weg der Schädelentwicklung innerhalb des Menschengeschlechts, nur die Racenanlage wird vererbt, und die Racendifferenz ist ehemals auch als aus individueller Variation entstanden zu denken.

Geheimrath Virchow sprach dann: Zur deutschen Steinzeit. Er erinnerte, wie vor einem Menschenalter man hinter die damals viel debattirte Eiszeit die Steinzeit setzte und warnte vor den Fehlerquellen, die dazu führen, Dinge allzu leicht der Steinzeit zuzuschreiben, die bedeutend jünger sind. Es sind dir: etwa von der Natur selbst gebildeten Stücke für Artefacte anzusehen und ferner die Lage der Gegenstände nicht genau zu berücksichtigen. Neben den dänischen Kjökkenmöddigen rechnet Virchow noch die sogenannten Rinnekalns vom Südufer des Ladoga-Sees bis südlich gegen Maslon, nicht nach Kurland und Preußen sich erstreckend, als der älteren Steinzeit zugehörig. Dahin gehören die typischen Stengel in dem mit Muscheln durchknetten Thon. Dagegen ist der neolithische Typus des polirten Steins in Urnen mit Leichenbrand oder in Skelettgräbern über ganz Deutschland verbreitet. In der Mark, in Thüringen, an der Elbe und ebenso in England, den Niederlanden und in Frankreich finden sich neolithische Gräber. Wir haben hier eine räumlich weit ausgedehnte Cultur, die auch bis nach Galizien und an die Schweiz sich zieht. Zwischen Kjökkenmöddigen nun und neolithischen Gräbern muß man die Lößfunde stellen, die wir die Höhlen bei Brünn den Menschen als Jäger von Mammuth, Rhinoceros und Renthier uns zeigen. Solche Höhlen ziehen sich von den Weichselquellen durch Mitteleuropa bis in den Süden Spaniens.

Nach kurzen Bemerkungen von Dr. Lenz (Lübeck) über pathologische Bildungen an den Anthropidenschädeln des Lübecker Museums sprach Prof. Dr. Oscar Montelius (Stockholm) die von ihm schon 1885 gefundenen Perioden der nordischen Bronzezeit des näheren durch Fundstücke aus Italien zu bestimmen. Neben der in der ersten Broncezeriode allmählich entartenden Spirale zeigte der Redner Fibeln aus der zweiten Hälfte seiner zweiten Periode, die fast gleichzeitig mit der dem 14. vorchristlichen Jahrhundert zugeschriebenen Peschiera-Fibel in Italien ist. Man sieht, wie auch im Norden schon die erst der Kupferzeit folgende Broncezeit hinaufreicht, für Italien muß man 2000 vor Christus als Anfang der Bronzezeit annehmen, das führt in die Terramare noch weit hinauf. Wahrlich eine weit zurück liegende Epoche europäischer Cultur.

Director Dr. Brinkmann (Hamburg) knüpfte dem Congreß eine in hoher technischer Vollendung dargestellte Reliefarbeit aus Bronzeguß vorlegen, die aus dem durch die Engländer zerstörten Benin stammt und in der That einen sehr hohen Begriff von der Technik des Negerkünstlers (?) geben muß, der diesen Triumph eines Königs über seine Feinde mit all dem Detail auszuführen verstand, das wir auf dem Relief sehen. Der Typus des Königs hat etwas ägyptisches in seinem Ausdrucke. — Dr. F. Birkner (München) theilte die Resultate seiner Beobachtungen über das Wachsthum der Schädel der sogenannten „Asteken" mit, das den ähnlichen normalen Verlauf zeigt, den wir bei unsern Kindern beobachten können. — Dr. Hagen (Hamburg) demonstrirte ethnographischr Funde von der Matty-Insel bei Neu-Guinea, die in Ornamentik einen mikronesischen Charakter zeigen und zum Theil mit Dingen übereinstimmen, die v. d. Steinen in Central-Brasilien beobachtet hat. Dazu legte Dr. Hagen nach Urnen von einem neolithischen Gräberfelo aus Bergedorf bei Hamburg vor. — Im Schlußvortrage sachte Dr. Hahn (Berlin) die Frage zu beantworten: Wie kommt der Mensch zur Züchtung von Culturpflanzen? Er wies auf die Thatsache hin, daß bei uns alle Obstbäume nicht aus Samen gezogen, sondern gepfropft werden, und erinnerte daran, daß die Naturvölker in ihrer Mehrzahl sehr complicirte Verfahren zur Anwendung bringen müssen, um aus den ihnen bekannten Pflanzen Nahrung zu gewinnen. Wie auch die Chinesen die Pflanzencultur getrieben, geht aus dem Umstande hervor, daß sie Südchina in einen Garten verwandelt und mehrere Wasserpflanzen so weit veredelt haben, daß sie kernlos gewonnen sind, was uns bisher noch nicht gelungen ist. Es findet sich vielleicht bald Gelegenheit, um auf diese interessanten Dinge des eingehenderen zurückzukommen.

Mit dem Dank des Vorsitzenden an Senat und Bürgerschaft Lübecks wurde der Congreß geschlossen. Der nächste Congreß soll 1898 in Braunschweig tagen.

* **Zürich.** Am 8. August starb in der Mitte seines funfzigsten Lebensjahres durch einen Schlaganfall Dr. Jakob Bächtold, Professor für deutsche Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, hoch verdient um die Literaturgeschichte seines Schweizer Vaterlandes, die er allezeit im großen Zusammenhange mit der deutschen überhaupt erfaßt und behandelt hat. Geboren zu Schleitheim im Canton Schaffhausen, besuchte er die Universitäten Heidelberg, München und Tübingen und setzte dann seine germanistischen Studien selbstständig in den Bibliotheken zu Paris und London fort. Seit 1873 wirkte er als Gymnasiallehrer in Solothurn, später in Zürich, wo er sich 1880 habilitirte und 1887 eine außerordentliche, 1888 die ordentliche Professur seines Fachs erhielt. 25 Jahre lang, bis an sein Ende, entfaltete er eine umfassende Thätigkeit als Schriftsteller, mit rastlosem Fleiß, im Besitz philologischer Kunde, von warmem Gefühl für Sprache und Poesie beseelt, zugleich aller Theilnahme für das biographischr Moment in der literarischen Entwicklung. Eine stattliche Reihe von Ausgaben und Monographien zur älteren und neueren Literaturgeschichte der Schweiz trägt seinen Namen; aber auch zur Kenntniß der deutschen Classiker, Goethe's insbesondere, hat er durch classische Arbeiten beigetragen. Wie seinem Landsmann Leuthold, dessen Gedichte er als überlebender Freund veröffentlichte, widmete er auch dem Schwaben Mörike als Herausgeber seines Briefwechsels und Verkünder seines Ruhmes hingebende Fürsorge. 1888 begann er sein Meisterwerk, eine zusammenfassende „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz", die er bis ans Ende des 18ten Jahrhunderts herabgeführt hat. Sie zu vollenden, hinderte ihn die letzte große Aufgabe, die er mit dem Eifer mehr noch der Bewunderung als der Neigung ergriff: in drei Bänden erschien von seiner Hand „Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher" 1893—1897, ein würdiges Denkmal des größten schweizerischen und eigenthümlichsten deutschen Dichters unsrer Zeit. Diese Leistung ist um so höher anzuschlagen, als Bächtold bereits seit einiger Zeit von einem inneren Leiden heimgesucht war, das ihm die Zuversicht benahm, vorm Jahr einem schon angenommenen ehrenden Rufe nach Leipzig wirklich zu folgen. Die Zürcher Hochschule verliert an ihm einen trefflichen Lehrer, der seine Schüler im Seminar zu eigener wissenschaftlicher Arbeit anzuleiten verstand; seine zahlreichen Freunde betrauern in ihm einen Mann von liebenswürdiger Bescheidenheit.

* **Christiania.** Das Storthing wählte am 7. d. M. die im Testament Alfred Nobels vorgesehenen Vertheiler von Preisen und Vermächtnissen. Gewählt wurden: der ehemalige Ministerpräsident Steen, der Dichter Björnstjerne Björnson, der Reichsanwalt Getz, die Storthingsmitglieder John Lund und Løvland; als Stellvertreter die Storthingsmitglieder Ullmann, Horst und Jörgen Knudsen; für die Verhandlungen mit den Testamentsexecutoren wurden die ehemaligen Minister Schweigaard, Blehr und Steen gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

J. u. H. Tetzner: Dainos, litauische Volksgesänge, mit Einleitungen, Abbildungen und Melodien herausgegeben (Universalbibliothek Nr. 3694.) Leipzig, Philipp Reclam jun. — August Streicher: Das Märchen vom Glück, Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1897. — Amtsinstruction für die Ausarbeitung des Zettelkataloges der k. k. öffentlichen Universitätsbibliothek in Prag. Prag, Selbstverlag 1897. — Max Pollaczek: Gertrud. Breslau, Erich Peterson 1897. — Victor Ritter v. Plinzer: Die Osklarden, Trauerspiel in 5 Acten. München, als Mscpt. gedr. 1897. — Dr. phil. Emil Wahrendorp: Katholicismus als Fortschrittsprinzip? Mit e. offenen Brief an Dr. Hermann Schell. Bamberg, Handelsdruckerei. — Carl Junkte: Die Decimal-Classification, gekürzte allgemeine Tafeln. Deutsche Ausgabe. (Office international de bibliographie à Bruxelles, publication No. 14.) Wien, Alfred Hölder 1897. — P. Ehmann: Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache, gesammelt, übersetzt und erklärt. Th. I. A—G. (Suppl. der Mittthlgn. der Deutschen Gesellsch. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens.) Tokyo, Tsukije Type Foundry 1897. — Bilder aus Schweden hrsgb. von dem Schwedischen Touristenverein (Svenskn Turistföreningens Vägvisare No. 15). Leipzig, K. F. Koehler (Comm.).

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 11. August. Nummer 178.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Touren im Aetnagebiet. I. Von A. Sartorius Frhrn. v. Waltershausen. — Die Grabschrift des Aberkios. — Mittheilungen und Nachrichten.

Touren im Aetnagebiet.

Von A. Sartorius Frhrn. v. Waltershausen.

I.

Die Sicilienreisenden, welche den Aetna in ihr Programm aufgenommen haben, wählen zu dessen Besteigung fast immer den Südweg von Catania aus über Nicolosi. Er ist jedenfalls der bequemste, sowohl in Bezug auf die Anstrengungen, die er den Touristen auflegt, als auch hinsichtlich der für ihn geschaffenen Einrichtungen, welche vorschriftsmäßig genau so functioniren, wie es im Bädeker angegeben ist. Im Hochsommer und im Herbst kann man auf dieser Route bis zum Observatorium (2942 m) reiten, von dem aus man in einer Stunde den Gipfel erreicht, im Winter und im Frühjahr ist immer eine längere oder kürzere Schneewanderung erforderlich, die unter Umständen recht strapaziös sein kann. Wintertouren werden nur selten ausgeführt, da die Schneeschuhläufer hier noch nicht das Feld ihrer Wirksamkeit aufgesucht haben. Richtiger gesagt „die Felder“, denn auf allen Seiten des Berges liegen ausgedehnte, meist wenig steile, unter sich zusammenhängende Schneeflächen, ein wundervolles Terrain für den Stiebefissenen, der auf einer Gesammtfläche von 12—15 km im Geviert allen Nüancen seines Sportes fröhnen kann. Der Winter im sicilianischen Tiefland ist freilich anders geartet als hier auf der Höhe des Aetna. Im December kann man sich mit seiner Lectüre in einen duftenden Orangengarten setzen, im Januar beginnt die Blüthe des Mandelbaums und man pflückt Rosen, im März brennt bisweilen die Sonne schon wochenlang heiß auf den breitkrämpigen Strohhut, mit dem der nordische Reisende seinen heimathlichen Filz vertauschen mußte. Daher ist es begreiflich, daß im April das Schneegebiet des Vulcans schon recht erheblich eingeengt sein kann, und wenn dann auch ein stürmischer Tag kommt und die großen schwarzen Lavafelder bis tief hinab in das weiße Gewand des Neuschnees hüllt, so haben doch nach zwei oder drei Tagen der erwärmte Boden und der Sonnenstrahl die Winterlandschaft schon wieder hinweggenommen.

So war es auch in diesem Jahre, als wir, eine kleine Gesellschaft Straßburger, meine Frau, Dr. A. Swaine und ich, am 13. April von Catania aufbrachen, um dem Berg unsern Besuch zunächst auf diesem gewöhnlichen Wege abzustatten. In voller Klarheit hoben sich die Linien der gewaltigen Pyramide vom Himmel ab, die Schneefelder leuchteten und schienen gar nicht in großer Entfernung von uns zu sein, während die untern Partien des Gebirges in einem bläulichen Dunste lagen, so daß einzelnes nicht leicht zu erkennen war. Von Catania aus hat man den Eindruck, als ob zwischen Stadt und Berg eine nur mäßig ausgedehnte und kaum ansteigende Ebene liege, an deren Grenze der Vulcan sich steil erhebe. Es ist dies aber eine Täuschung. Die Luftlinie vom Dom in Catania bis zum Südrande des Gipfelkraters beträgt etwa 30 km, und an der scheinbaren Grenzlinie der genannten Ebene ist man schon 4—500 m über dem Meeresspiegel hoch. Auf dieser Höhe angelangt, hat man wiederum das gleiche Bild vor sich, eine neue Fläche scheint gequert werden zu müssen, hinter welcher der eigentliche Berg erst hervorragt. In Wahrheit — wovon man sich unterwegs nach und nach überzeugt — liegt die Sache so, daß das Gebirge hier vom Süden aus sehr allmählich, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, ansteigt, 4 oder 5 km entfernte Punkte erwecken die Vorstellung, daß sie sich im Vergleich zu der Höhe des Ganzen über den Standpunkt des Beschauers nur wenig erheben, während der fernere, längere Theil des Anstieges sich in unserm Auge zu einer Wand zusammendrängt.

Noch eine andere Ueberraschung steht uns bevor. Nehmen wir eine Aetnakarte zur Hand, so finden wir auf derselben zahlreiche kreisrunde Hügel verzeichnet, die je einen Krater umschließen, aus dem eine Seiteneruption des Vulcans stattgefunden hat. Auf größere Entfernung hin verschwinden diese meist steilen Hügel, die 100—300 m hoch sind, in dem Massiv des Gebirges gänzlich. Kommt man näher heran, so tauchen sie plötzlich auf und beherrschen für kurze Zeit das Bild der Landschaft. Nach einiger Zeit hat man sie umgangen und jetzt liegen sie unter uns, und vor uns sind neue, gleichartige emporgestiegen, denen wir entgegengehen. Diese Eruptionskegel sind gewissermaßen die Marksteine auf unsrer Wanderung und bringen uns die Strecke zum Bewußtsein, die wir zurückgelegt haben.

Doch haben wir zu dem gleichen Zwecke Uhr und Aneroidbarometer in der Tasche. Mit dem Wagen hatten wir um halb elf die Stadt verlassen und waren kurz nach eins in Nicolosi eingetroffen, wo wir uns schon 691 m über dem Meer befinden. Der Weg, stets mit einem Rückblick auf die reiche Piana di Catania mit ihren Weizen-, Reis- und Flachsfeldern, führt durch den Borgo, die Vorstadt im Norden mit ihren üppigen, mit Palmen und Bananen geschmückten Gärten und den Landhäusern der reichen Catanesen, dann weiter zwischen zahlreichen Agrumenanpflanzungen hindurch zu den ausgedehnten Rebenbeständen von Gravina und Mascalucia. Bei Torre del Grisо machen wir zuerst genauere Bekanntschaft mit der Lava, rechts haben wir die stark verwitterte und cultivirte von 1408, links die jüngere, zum Theil unbebaute von 1669, die von einem der größten historisch bekannten Ausbrüche herrührt. Derselbe bildete in vier Monaten ein Lavafeld von der Größe einer Quadratmeile bei einer Mächtigkeit von 15 m, zerstörte durch Erdbeben eine Anzahl Dörfer und Landstädte völlig und begrub sie unter seinen Massen, so daß man ihre Lage nicht mehr genau angeben kann; schließlich wälzte er seinen schwarzen Strom bis Catania hinunter und vernichtete einen Theil der Stadt. Ein Erdbeben war so heftig, daß der Gipfel des Aetna einstürzte. Damals wurden auch die nordwestlich nahe bei Nicolosi gelegenen Monti Rossi auf-

geworfen. Nicolosi ist in den letzten Jahren mehrmals durch Lavaergüsse bedroht gewesen, besonders 1886, als dieselben sich bis auf 300 m den nördlichst gelegenen Häusern näherten, und dann wieder 1891 und 1892, in welchen Jahren sie aber, obgleich wiederum auf den Ort gerichtet, in größerer Entfernung von ihm erstarrten.

In den beiden Gasthäusern von Nicolosi ist man, wenn man den Maßstab sicilianischer Landstädte anlegt, vortrefflich aufgehoben. Doch thut man immerhin besser, seinen Mundvorrath für die Excursion von Catania mitzunehmen. In der Trattoria Lotta, die uns besonders empfohlen war, setzte uns der freundliche und gesprächige Wirth vorzüglichen weißen „Aetnawein" vor, der übrigens bei Messina gewachsen war, und Maccaroni, Eier und Früchte wurden mit Recht von uns gelobt. Maulthiere, deren Treiber und die Führer waren bald zur Stelle. Man braucht — ein seltenes Ding in Sicilien — mit ihnen nicht zu handeln, da alles genau tarifirt ist. Kostspielig ist die Expedition nicht. Der Führer erhält 12 Lire, der Führeraspirant, den wir zum späteren Tragen des Gepäcks nicht entbehren konnten, 8; dazu kamen, je zu 8 Lire, vier Maulthiere, von denen eines dem Führer gestellt wird, der es aber nicht allein benutzte, sondern auch seinem jüngeren Collegen und selbst zeitweise den Treibern zur Verfügung gab. Einige Trinkgelder werden natürlich am Schluß der Reise erwartet.

Bald nach drei Uhr Nachmittags setzte sich unsre Karawane in Bewegung. Die Muli waren ordentlich bepackt, denn oben im Observatorium gibt es keine wollenen Decken, kein Feuermaterial und nichts zu trinken. Um unser nächstes Ziel, die Casa del Bosco, zu erreichen, mußten wir die Monti Rossi westlich umgehen. Als ich im Jahre 1876 den Berg zum erstenmale bestieg, bedurfte es dieses Umwegs nicht. Der alte, direct nach Norden führende Pfad ist durch die erwähnte Lava von 1886 zugedeckt worden, die noch zu wenig verwittert ist, um die Anlage eines neuen Weges zu gestatten. Wir haben immer noch rechts und links Weingärten, — unterbrochen von kleinen Roggen- und Gerstenfeldern —, die bis zur Höhe von 1920 m hinaufreichen. Die Humusschicht ist nicht tief, aber der Boden ist fruchtbar, und hätte man nicht den Mangel an Wasser während eines großen Theils des Jahres zu beklagen, so würden diese Gelände zu den reichsten der sicilianischen Landwirthschaft zu zählen sein. Landleute waren daran, mit großer Sorgfalt den Boden unter den Reben zu lockern und vom Unkraut zu befreien, eine Thätigkeit, die vier- oder fünfmal im Jahre vorgenommen wird. Den natürlichen Verwitterungsproceß der Lava unterstützt die kundige Hand des Menschen durch das Anpflanzen des Ginsters (Genista etnensis), der in den nicht zu hohen Regionen des Berges zu ordentlichen, bis zu sechs Meter hohen Stämmen auswächst, und durch dasjenige der Opuntien (Opuntia ficus indica). Ein großes fleischiges Blatt derselben, umgeben von einer Handvoll Erde, wird in einen Lavaspalt gesteckt und kommt gut fort, treibt Wurzeln in die Tiefe und nach oben neue Blätter aus sich heraus, auf denen dann die stacheligen, grünen und rothgelben Feigen wachsen, welche im Herbst Erfrischung und Nahrung darbieten. Wenn der Vulcan durch seine Lavaergüsse auch die Arbeit der Menschen oft vernichtet und blühende Gefilde in Steinwüsten verwandelt hat, so ist er doch in anderer Weise durch seine Thätigkeit auch segenspendend geworden. Die Asche, die von Zeit zu Zeit ausgeworfen wird und dann Felder und Gärten bedeckt, ist in ihrer Nährkraft schon von Strabo gewürdigt worden. „Wenn Neptun es für gut findet," sagt er „daß der Berg speien soll, so wird die Gegend um Catania mit tiefer Asche bedeckt. Eine Zeitlang leidet das Land darunter, nachher blüht es schöner aus der Asche hervor. Die Weinranke wächst dann besser in diesem Lande auf und überhaupt trägt es viele vorzügliche Früchte, doch besonders vortheilhaft ist es dem Weine. Gras und Kraut erhalten in diesem mit Asche bedeckten Boden eine solche Güte, daß die Schafe vor Fett bersten, daher läßt man ihnen auch alle 40 oder 50 Tage Blut aus den Ohren." Die chemische Analyse hat den Reichthum an Pflanzennährstoffen in den vulcanischen Aschen längst nachgewiesen, eine Ausnützung dieser Gabe des Himmels hat aber die sicilianische Landwirthschaft bisher nicht verstanden, da noch große Aschenfelder vorhanden sein sollen, die der Ausbeutung harren.

Um 5¾ Uhr hatten wir die Casa del Bosco (1438 m) erreicht. Sie trägt ihren Namen davon, daß sie im Walde gelegen ist. In Deutschland verstehen wir freilich unter Wald etwas anderes. Auf der Südseite des Aetna finden wir keinen dichten Bestand von Bäumen, der ein dichtes Laubdach zu gewähren im Stande wäre und der den Boden mit einer braunen Schicht trockener Blätter bedecken könnte, aus der Blumen und Buschwerk hervorsprießen. Die Eichen, Buchen, Birken — seltener treffen wir Ahorn, Linden, Erlen an — stehen weit aus einander und nur ausnahmsweise sind darunter hohe und kräftige Exemplare. Die Eiche scheint unter den Bedingungen des Bodens und des Klimas nicht zu gedeihen. Sie wächst nicht recht in die Höhe, um, wie bei uns, eine herrliche Krone zu bilden, sondern auffällig nur in die Breite zu einem dicken, unproportionirten Stamm. Die andern Baumarten kommen wohl nur nicht zur vollen Entwicklung, weil sie zu frühzeitig niedergeschlagen werden. Auf der Nordseite des Berges wächst auch noch, und zwar in größeren Beständen, die ätneische Kiefer (Pinus maritima), welche ihn vielleicht nebst Fichten und Tannen im Alterthum mit einem breiten Waldgürtel umgeben hat. Der ältere Dionys holte vom Aetna hochstämmiges Nadelholz, um seine Flotte damit zu bauen, und noch 100 Jahre später konnte der König Hieron sich in ähnlicher Weise versorgen. Vermuthlich ward weder zur Römerzeit noch im Mittelalter für die Forstcultur in Sicilien etwas gethan; sicher ist, daß in den letzten Jahrhunderten genau das Gegentheil von einer solchen üblich war. Es bestanden bis 1844 die zu endlosen Processen führenden diritti promiscui, d. h. verschiedene Anrechte auf denselben Boden, denen zufolge die Gemeinden ihr Vieh, vorzüglich die Ziegen, zur Weide und die Schweine zur Eichelmast in die Wälder trieben, das abgefallene Holz sammelten und für den eigenen Gebrauch im Walde Kohlen brannten. Seit zwanzig, dreißig Jahren haben einzelne Großgrundbesitzer angefangen, die rasch wachsende Kastanie anzupflanzen, viel Nachahmung haben sie aber nicht gefunden.

Bei der Casa del Bosco werden die Maulthiere getränkt, und die gefälligen Hirten, die hier wohnen, bieten uns Brod, Wein und gutes Wasser an. Gegen 6½ Uhr geht es weiter. Der Weg wird jetzt steiler, führt zunächst noch durch Buchen und Birken hindurch, die vereinzelt noch auf der Höhe von 2000 m wachsen. Man hat hier die beste Gelegenheit, sich die Lava von 1892 anzusehen. In verschiedenen Armen hat sie sich den Berg hinunter gewälzt, als eine dicke, 8—10 m hohe Masse, die jetzt als eine dunkelbraune und schwarze, völlig geborstene und sich übereinander thürmende harte, klingende Schlacke daliegt. Auf der Oberfläche sind große, ungleichmäßige Blasen, in der Tiefe werden dieselben seltener und kleiner, um schließlich ganz aufzuhören. Wenn wir Kohlenschlacken aus unserm Ofen herausnehmen und auf den grünenden Rasen werfen, so haben wir ein Bild der Landschaft, die wir jetzt durchreiten, im kleinen. Die Lava erstarrt außerordentlich schnell in der Luft und ist ein schlechter Wärmeleiter. Unmittelbar neben ihr, oft nicht einen Meter entfernt, stehen daher

völlig intacte Bäume von 20 oder 30 Jahren, und der Boden ist mit Gras und Kräutern bedeckt. Die Ströme trennen und vereinigen sich bisweilen, so daß sich in der Steinwüste grüne Inseln vorfinden, die Dagala genannt werden, ein Wort, das wahrscheinlich arabischen Ursprungs ist.

Den Gipfel des Aetna sehen wir schon lange nicht mehr vor uns, er ist durch Vorberge verdeckt, aus denen namentlich die Montagnuola (2642 m) hervorragt. Die Vegetation hört nach und nach auf. Wir sind in die regione deserta eingetreten, die dritte der drei Zonen, in welche man den Berg von altersher eintheilt. Die Waldregion und das bebaute Land liegen schon tief unter uns. Wir durchwandern jetzt eine einsame Wüste von Lavaströmen und Aschenfeldern. Bald passiren wir einzelne Schneeflecken. Der Schnee ist aber so hart, daß unsre Reitthiere, die sich mit bewunderungswürdiger Sicherheit durch Blöcke und Spalten hindurchgefunden haben, zunächst noch gut vorwärts kommen. Auf der Höhe von 2280 m müssen wir jedoch schließlich absteigen. Die Thiere werden zur Casa del Bosco zurückgetrieben, und wir treten, stets begünstigt vom besten Wetter, die Schneewanderung bis zum Observatorium an. Es sind nur noch 700 m bei mäßiger Steigung zurückzulegen, wozu wir 1¾ Stunden gebrauchen. Die Verhältnisse der Besteigung waren die denkbar günstigsten, man ging auf dem guten Schnee sicherlich weit bequemer als im Hochsommer auf der Schlacke oder in der tiefen Asche. Besonders angenehm kam mir der Weg auch jetzt vor, als ich an meine erste Aetnareise zurückdachte, bei der ich genöthigt war, bald hinter der Casa del Bosco im tiefen, weichen Schnee zu waten und dies Stampfen sieben Stunden lang fortzusetzen. Damals, 1876, war das Observatorium noch nicht erbaut und man hatte die kleine Casa Inglese, die vor beinahe 100 Jahren mit Hülfe einer Geldsammlung in England von dem braven „Hüter des Aetna", Mario Gemmellaro in Nicolosi, dem und dessen Söhnen die Wissenschaft manche zuverlässige Beobachtungen über Eruptionen verdankt, errichtet worden war. Das englische Haus kenne ich übrigens nur aus Abbildungen, denn im März damals war es ganz im Schnee vergraben. Eine nahe Fumarole, deren heißer Dampf in den Schnee eine Höhle geschmolzen hatte, war bei Kälte und schneidendem Wind der einzige Ort gewesen, in dem etwas Schutz zu finden war; jetzt versprach uns das solide, steinerne Gebäude des Observatoriums sichere Unterkunft und Nachtruhe.

Allein eine ganz reine Freude sollte uns doch nicht beschieden sein. Das Haus lag noch gut zur Hälfte im Schnee und, um hineinzukommen, mußte man erst einen kleinen Schneeschacht passiren. Nun waren uns die unteren Räume zugänglich, während die erste Etage, in welcher in trockenen großen Räumen selbstregistrirende Instrumente aufgestellt sind, verschlossen war. Wir befanden uns also in einem Eiskeller bei einer Temperatur von —4° R., und wie in Eiskellern üblich, so fehlte auch hier der wärmende Ofen. Die Führer hatten zwar zum Schneeschmelzen Holzkohle mitgebracht, aber erst nach dreiviertel Stunden waren sie damit auf dem schlechten Herd im Vorraum des Schlafzimmers so weit gekommen, uns eine Tasse Thee bereiten zu können.

Glücklicherweise war die Nacht nicht lang, um 2 Uhr kamen noch andere Touristen, die mit einem kräftigen deutschen Fluch über dies Unterkunftshaus unsern Versuch zum Einschlafen unterbrachen; um 3 Uhr begann wieder das Theekochen; um 4 Uhr verließen wir dieses Berghotel, um die 350 m betragende Höhe des Hauptkraters noch vor Sonnenaufgang zurückzulegen. Eine kleine Stunde genügte dazu. Es war windstill und oben klar, das Meer im Osten lag, von der ersten weißgrauen Morgendämmerung ein wenig erhellt, regungslos da, während sich im Westen über der Insel tief unten eine unermeßliche Nebelschicht ausbreitete. Der Anstieg, zuerst bequem, wird bald steiler, zuletzt unter dem Gipfel ist die Neigung etwa 35°. Der Schnee hört hier oben auf, da er durch die aufsteigenden warmen Schwefeldämpfe und den warmen Boden immer wieder geschmolzen wird und in die tiefe, hier grobkörnige Asche einsickert, so oft er auch im Jahre neu fallen mag.

Der Gipfel des Aetna besteht aus dem in der Form und Höhe stets wechselnden Kraterrand, dessen höchster Punkt zur Zeit 3313 m beträgt, während z. B. 1836 3330 m genau gemessen wurde. Der Umfang des gewaltigen Trichters ist ungefähr 5 km. Da nur auf der westlichen Seite schwache weiße und bläuliche Dämpfe aus den Spalten aufstiegen, konnten wir in den gewaltigen Schlund nach unsrer Schätzung wohl 500 m tief hineinblicken. Die inneren Wände fallen steil ab, an manchen Stellen senkrecht, und sind mit gelben, grünen und weißen Niederschlägen, mit Krusten von Gips, Salmiak, Schwefel und Eisenvitriol überzogen. In der äußersten Tiefe glüht es von Zeit zu Zeit. Zwei feurig rothe Augen leuchteten auf, um sich dann schnell wieder zu schließen.

Wir waren noch ganz in dies großartige und geheimnißvolle Schauspiel vertieft, als uns die zunehmende Helle und die rothen und gelben Farbenschatten am östlichen Horizonte mahnten, dem Sonnenaufgang unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein Strahl von höchst intensivem rubinfarbigen Licht schießt zuerst aus dem Meer hervor, dann wird ein Strahlenbündel daraus, das in seinem Kern noch leuchtender ist und im Glanze fortgesetzt zunimmt, bis etwa die Hälfte der Kugel sichtbar wurde. Jetzt ist sie ganz emporgestiegen, aber schon verblaßt sie ins Gelbliche, das Meer erglänzt im Norden, Süden und Osten im gelben Licht, und auch der Nebel im Westen ist farbig geworden. Man hat das Gefühl, unendlich weit zu blicken, aber es fehlen genügende Mittel, den Raum zum klaren Bewußtsein zu bringen. Nur im Norden durchbrechen die Sehfläche die Liparischen Inseln, und im Nordosten umgrenzt die calabrische Bergkette das Bild, hinter der eine zweite, den Golf von Squillace umschließende hervortritt. An der Ostküste Siciliens wird es nun auch Tag, von Messina bis Syracus treten deutlich die Buchten, Vorsprünge, die Städte hervor. Die grünende Piana di Catania wird sichtbar, aber weiter westwärts bleibt das Nebelmeer noch liegen. Hie und da ist es zwar durchfurcht und dunkles Land schaut hindurch, aber noch für länger als zwei Stunden ist uns der größte Theil der Insel verhüllt. Erst beim Abstieg konnten wir ihn ganz überblicken, die Gebirgszüge der Nebrodi und Madonie, das Plateau von Enna und manche Bergstädte, an denen Sicilien so reich ist, unterscheiden.

Als die Sonne gerade aufgegangen war, erschien im Westen über dem Nebel im hellen Blau des Himmels der Schatten des gewaltigen Aetna. Ein zweiter Berg, tief indigofarbig, war aus der Tiefe emporgestiegen, mit scharfen Contouren, in denen man die Erhebung des Gipfelkraters deutlich wahrnehmen konnte. Das Schattenbild blieb eine Zeitlang stehen, dann bewegte es sich langsam etwas nach Norden, verblaßte und verschwand.

Es ist schwer, sich von hier oben zu trennen, aber die Führer mahnen zum Aufbruch; gleich ist wieder der Schnee erreicht, auf dem geübte Alpinisten zum Schrecken der dieses Sports unkundigen Führer in wenigen Minuten bis in die Nähe des Observatoriums abfahren. Das zweite Frühstück im vollen Sonnenschein schmeckt besser als das erste im eiskalten Schlafgemach. Frisch gestärkt treten wir den Abstieg an. Wir machen einen kleinen Umweg nach Osten zu dem sogenannten Philosophenthurm, Ueberresten eines römischen Bauwerkes, die aber im Schnee verborgen sind, um einen Blick in die Valle del Bove, welchem Thal wir

in den nächsten Tagen einen Besuch zugedacht haben, zu werfen. Nun geht es schnell hinab; nach einer Stunde, um 8½ Uhr, stehen wir an der Schneegrenze, bald kommen uns unsre Maulthiere entgegen; um 12 Uhr reiten wir in Nicolosi ein. Fröhlich werden einige Flaschen auf das Gelingen der Tour und auf den stolzen Gipfel geleert. Noch die Wagenfahrt von 1¼ Stunde, und wir können uns in Catania im vortrefflichen Hotel Grand Bretagne von den Strapazen der Nacht und der beiden Tage erholen.

Die Grabschrift des Aberkios.

Im neunten Folianten der Acta sanctorum, zum 22. October, erzählt Symeon Metaphrastes Leben und Wirken des heiligen Kirchenvaters Aberkios, des Bischofs von Hierapolis in Phrygien. Darin heißt es: Unter Marc Aurel und Lucius Verus — also in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt — wurde der phrygischen Provinz wie dem ganzen römischen Reiche die Verehrung der alten heidnischen Götterbilder auferlegt. Das Volk mußte dem Zwange gehorchen. Als dies Aberkios, der damalige Bischof von Hierapolis in Klein-Phrygien, sah, gab er sich in seinem Schmerz darüber inbrünstigem Gebete hin. Da erschien ihm im Traume ein Jüngling, der ihm einen Stab überreichte und sagte: Auf, Aberkios, in meinem Namen vernichte die Urheber des Irrthums mit diesem Stabe! Aberkios erwachte und, in der sicheren Ueberzeugung, der Herr sei ihm erschienen, stürzte er in den Tempel des Apollo und der anderen Götter — Hercules, Artemis, Aphrodite nennt der Codex — und zerstörte mit einem Holze die Götterbilder. Ein großer Tumult entstand, die Heiden bedrohten sein Leben; dennoch weigerte Aberkios seinen Jüngern, die Stadt zu verlassen, ja er begab sich mitten unter seine Feinde auf das Forum. Schon wollte die aufgeregte Menge der Götterverehrer Hand an ihn legen, als drei von Dämonen besessene Jünglinge auf ihn zustürzten und ihn baten, sie durch seinen Gott zu heilen. Vermittelst der Macht seines Gebetes gelang es dem heiligen Manne, die Teufelsmächte aus den Jünglingen zu entfernen, und unter dem Eindrucke des Wunders stand die gewaltthätige Heidenschaar von ihm ab und ließ sich taufen. Eine Menge Wunder des gottgesandten Mannes erzählt nun von ihm die Legende, wie er mit heiligen Erscheinungen Kranke heilte, darunter Phrygilla, eine blinde, vornehme Frau, die Mutter des Eugenius Poplio, eines beim Kaiser hoch angesehenen Mannes. Sie machte er mit den Worten sehend: Wenn du wirklich an Jesum Christum glaubst, so soll der Heiland dir das Licht der Augen wieder geben! Da ward durch ihre Heilung der wahre Glaube der Phrygilla bezeugt. Und als er sah, daß die Kranken warmer Quellen und eines Bades bedurften, erlangte er durch sein Gebet vom Himmel, daß heiße, heilkräftige Quellen plötzlich dem Boden entsprangen. Zu dieser Zeit unternahm es auch der oberste (ἑκατόνταρχος, centurio) der bösen Dämonen, ihn zu versuchen. Und da es ihm nicht gelang, drohte er ihm, daß er ihn bald auch gegen seinen Willen Rom sehen lassen werde. Wie nun Aberkios betete, daß der Herr ihn doch nicht so in die Gewalt des bösen Feindes kommen lassen möge, daß dieser nach Gutdünken mit ihm verfahren könne, sah er im Schlafe wiederum eine Vision, die ihn beruhigte: er gelange wohl nach Rom, aber dank der Vorsehung des höchsten Herrn. Und das kam so. Der böse Feind, der ihm gedroht hatte, fuhr in die 16jährige, herrliche, mit Lucius Verus verlobte Tochter des Kaisers Antoninus. In der Verzweiflung, wie sie dem auf die Vermählung drängenden Verlobten der Tochter Unglück verheimlichen und die Heirath hinausschieben könnten, versuchten Kaiser Antoninus und Faustina, die Kaiserin, alles mögliche, um den Dämon zu vertreiben. Da rief der böse Geist selbst aus dem Munde der kaiserlichen Jungfrau, daß er nicht aus ihr weichen werde, bis Aberkios, der Bischof von Hierapolis, nach Rom gekommen sei. Antoninus schrieb daher an seinen Freund Eugenianus, den Sohn der von Aberkios sehend gemachten Phrygilla, er möge ihm unter dem Geleit zweier vornehmer Römer, Valerius und Bassianus, die nach Hierapolis reisen mußten, den Bischof senden, der Dämonen bannen könne. In schneller Reise kamen die Delegirten nach Hierapolis, wo sie beim Betreten der Stadt auf den ihnen unbekannten Aberkios stießen. Bei dieser Gelegenheit mußte Valerius, der seine Hand gegen den heiligen Mann aufgehoben hatte, Gottes Zorn erfahren, denn seine Hand erstorrte. Aberkios half ab und versprach dann im Vertrauen auf sein Traumgesicht, den Gesandten nach Rom zu folgen, zwar für sich zu reisen, doch sie am vierzigsten Tage im Hafen von Rom zu treffen. Mit einigen Broden, Wein, Essig und Oel in einen Schlauch gegossen, machte sich Aberkios auf den Weg und nahm noch einen Winzer, Nomens Trophimion, als Begleiter mit. Aufs wunderbarste bewährte sich dabei der Schlauch; denn wenn Trophimion auf Geheiß des Bischofs etwas daraus fließen lassen wollte, floß aus dem Gemisch der drei Flüssigkeiten jeweils das Gewollte, ging er aber eigenwillig an den Schlauch, so floß das Verkehrte. Die römischen Abgesandten kamen, durch widrige Fahrt gehindert, verspätet nach dem Hafenplatz von Rom, doch hatte der heilige Mann voll Seelenruhe sie daselbst erwartet. So zogen sie vor die Kaiserin Faustina. Im Hippodrom, vor der Schaar der kaiserlichen Beamten und Trabanten, treibt nun Aberkios den fortgesetzt höhnenden bösen Geist, der sich darüber lustig macht, wie er den frommen Mann nach Rom gelockt habe, durch sein Gebet aus und zwingt dann den klein gewordenen Höllenabgesandten noch zu einer Dienstleistung: weil du mich nach Rom gebracht hast, heiße ich dich jetzt in Jesu Namen diesen steinernen Altar da von Rom nach Hierapolis auf deinen Schultern tragen und am Südthor der Stadt niederstellen! Und zum Staunen der Römer bewegt sich der Altar in der Luft fort. Als Belohnung für die Heilung der kaiserlichen Jungfrau nimmt der Bischof von Antoninus und Faustina nichts an, als daß zu Hierapolis an der Stelle, wo durch sein Gebet die heißen Quellen entsprungen waren, Thermen zugunsten der Hierapolitaner von der Kaiserin erbaut und den Armen Getreide vertheilt werden solle. Eine Zeit lang blieb Aberkios in Rom und predigte Christum. Aber wieder erschien ihm der Herr im Schlafe und forderte ihn auf, seiner syrischen Schafe zu gedenken. Trotzdem die Kaiserin mit allen freundlichen Mitteln ihn zurückhalten wollte, zog er gen Syrien; über Antiochia und Apamea, wo er streitende Kirchen vereinigte, ging er über den Euphrat und visitirte die Kirchen durch Mesopotamien bis nach Nisibis. Dort gab man ihm den Ehrenbeinamen ἰσαπόστολος, der Apostelgleiche. Endlich zog er durch Cilicien nach seiner Heimath. Bei Aulon war es, daß der Wind ihm Getreidehülsen von worfelnden Bauern ins Gesicht trieb. Als sie auf seine Bitten nicht aufhörten, legte er den Wind durch sein Gebet, und als sie ihm kein Wasser zu trinken gäben und ihn verspotteten, wünschte er ihnen, sie möchten niemals satt werden. Und das traf ein. Von seinen Getreuen jubelnd empfangen, zieht Aberkios in Hierapolis wieder ein, wo er weiter wirkt, predigt, heilt und Wunder thut. So läßt er durch sein Gebet noch eine Quelle an einem später Locus genuflexionis genannten Orte für seine durstigen Jünger entspringen. Auch schreibt er ein Buch über die Lehre. Durch eine neue Erscheinung auf sein baldiges Ende vorbereitet, setzte er sich selbst seine Grabschrift auf,

wählte sich einen Nachfolger und starb, 72 Jahre alt, am 22. October. Engelchöre trugen den Geist dessen zum Himmel, der selbst einem Engel gleich gelebt hatte, sagt die schön erzählte Legende. Man begrub ihn unter dem Altar, den der Dämon auf sein Geheiß von Rom gebracht hatte, und die von ihm selbst verfaßte Grabschrift wurde darauf gesetzt, die in der wörtlichen Uebersetzung aus dem griechischen Text des Metaphrasten lautet:

„Einer auserwählten Stadt Bürger habe ich dies aufgesetzt,
solange ich noch lebe, damit ich seinerzeit für den Leib eine Stätte hätte.
Aberkios ist mein Name, ein Jünger bin ich des heiligen Hirten,
der da weidet der Schafe Herden auf Bergen und Fluren,
der da gewaltige Augen hat, welche das All überschauen.
Denn er hat mich gelehrt untrügliche Lehren.
Der nach Rom mich sandte, den Sitz der Herrschaft (oder den König) zu sehen
und die Königin mit goldenem Gewand und goldenen Sandalen.
Da sah ich das Volk mit dem leuchtenden Siegel.
Auch Syriens Ebene sah ich und alle Städte, so Nisibis,
und überschritt den Euphrat. Ueberall gewann ich Glaubensgenossen.
Paulos war mit mir. Der treue Glaube geleitete mich überall hin
und verschaffte mir Nahrung überall: den Fisch, groß und rein, den
aus dem Wasser gezogen hatte die reine Jungfrau,
und den er den Genossen immer zur Speise gewährte,
Wein spendete er in guter Mischung mit Brod.
Dieses ließ ich, Aberkios, unter eigener Aufsicht so niederschreiben.
Das zweiundsiebenzigste Jahr hab' ich in der That durchlebt.
Wer so glaubt, bitte für Aberkios, jeder Genosse.
Aber keiner soll in mein Grab noch einen darauf beisetzen.
Thut er es doch, soll er dem römischen Fiscus zweitausend Goldstücke zahlen
und der guten Vaterstadt Hierapolis tausend Goldstücke."

Es erregte allgemeine Genugthuung, als im Jahre 1883 Ramsay den Grabstein des Aberkios zu Hierapolis fand, ganz in der Nähe der heißen Quellen, in einem Gange, der zu dem Männerbade eines Thermenbaues führte, von denen beiden wir ja in der Legende gelesen haben. Die Erzählung des Metaphrasten hatte dadurch ihre Bestätigung gefunden, und mit Recht gebührte dem Stein der Ehrenplatz im Lateranischen Museum, wo er sich jetzt als Geschenk des Sultans für den Papst befindet, mit einer Aufschrift, welche die Bedeutung der Gabe des Nachfolgers des Propheten für den Stellvertreter Christi ausdrücken soll. Zwei Jahre vorher, 1881, hatte Ramsay an gleicher Stelle den Grabstein eines Alexandros, Sohn des Antonios, gefunden, der ganz dieselben Anfangs- und Schlußformeln hatte wie die Aberkiosgrabschrift. Er trägt die Jahreszahl 216 n. Chr. Dem vortrefflichen Gelehrten, mit dessen scharfsinniger Arbeit über die Aberkiosgrabschrift wir uns zu beschäftigen haben, gelingt es, nachzuweisen, daß diese die spätere ist. Das epigraphische Urtheil verweist die beiden Inschriften ungefähr in die gleiche Zeit. Aus der Vergleichung ist die glaubhafte Behauptung geschöpft, daß der Steinmetz des Alexandros nicht so gute Arbeit geliefert hat, als derjenige, der, wie aus der Aberkiosgrabschrift zu lesen ist, unter Aufsicht des Aberkios selbst arbeitete und die Anfangs- und Schlußformeln des Alexandrossteines copirte.[1]) Die Aberkiosgrabschrift ist also fast mit Sicherheit als kurz nach 216 n. Chr. verfaßt zu datiren. Daß der Jünger des heiligen Hirten, der die Schafe weidet, der das All überschaut und untrügliche Lehren lehrt; daß der Gläubige, der in Rom den Sitz der Herrschaft und die hohe Königin, der in des Volkes Augen den Wiederschein des wahren Glaubens sich spiegeln sah, der Paulos zum Begleiter hatte, der von dem altchristlichen Symbol des Fisches (ἰχθύς = Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ) und der reinen Jungfrau sprach, daß dieser Aberkios ein heiliger Christ sein mußte, das konnte keinem Zweifel unterliegen. Und doch ist die Auffassung der Jahrhunderte eine falsche gewesen, und erst die neueste Zeit hat die richtige, vollständige Erklärung gebracht. „Die Grabschrift des Aberkios, von Albrecht Dieterich in Marburg i. H. Leipzig, Teubner, 1896" heißt das interessante Büchlein, das die vorhergegangene Literatur über diesen Gegenstand angibt und eine, wie mir scheint, endgültige Erklärung der Grabschrift bringt. Gerhard Ficker hatte in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1894 in einem für die Deutung der Inschrift epochemachenden Aufsatze darauf hingewiesen, daß in ihr alles stimme — nicht zu dem christlichen Glauben, sondern zu demjenigen, den Gläubige damaliger Zeit von dem phrygischen Attis hatten, dem reinen Jüngling, dem Herrn des heiligen Widders, dem Hirten der leuchtenden Sterne, dem tausendaugigen, alles schauenden, dem höchsten Sonnengott, dem Vater des Alls. Und dem Scharfsinn des Marburgers Dieterich ist es außer weiteren Erklärungen noch gelungen, aus der Inschrift ein historisch bestätigtes Ereigniß herauszulesen.

Im fünften Buch des Herodian ist der Gott geschildert, der Eläagabalos hieß und den der römische Kaiser gleichen Namens als dieses Gottes erster und oberster Priester die römische Welt verehren ließ: „Das ist kein Bild von Menschenhand, das den Gott vorstellte, wie es bei Griechen und Römern üblich ist. Vielmehr befindet sich dort ein sehr großer Stein, von unten her rund und in eine Spitze sich endigend, d. h. kegelförmig und von schwarzer Farbe." Ferner heißt es bei Herodian: „Elagabal suchte für den Gott, dessen Priester er war, eine Gemahlin. Er ließ daher aus Carthago das Bild der Urania, der höchsten Himmelsgöttin, holen. Passend sei eine Verbindung des Sonnengottes mit der Mondgöttin, der Sternenbeherrscherin." Und weiter sagt Herodian, daß zur Verehrung des Gottes alle Völker des Weltreiches aufgefordert waren, und Dio Cassius, daß zur Hochzeitsfeier des Sonnengottes mit der Göttin aus Carthago alle Statthalter und Barbarenkönige des gesammten Reiches Geschenke schicken und sich vertreten lassen mußten. Diese Hochzeitsfeier erwähnt die Grabschrift, bei ihr war Aberkios zugegen. Doch wo hat sie der scharfsinnige Marburger Gelehrte gefunden? λαον δ'εἶδον ἐκεῖ λαμπρὰν σφραγῖδα ἔχοντα heißt es in der Aberkiosgrabschrift, was wir im Hinblick auf die Legende der Acta sanctorum übersetzten mit: „Da sah ich das Volk mit dem leuchtenden Siegel (der Taufe)." Es heißt aber richtig: „Einen Stein sah ich dort mit leuchtendem Gepräge." λαον kann gerade so gut Stein wie Volk heißen, da die Grabschrift nicht accentuirt ist.[1]) Es ist der Stein, von dem Herodian sagt, man weise an ihm kleine Erhöhungen und Eindrücke vor und wolle ihn für ein ungefertigtes Bild des Sonnengottes gehalten wissen. Diese Erhöhungen und Eindrücke werden durch σφραγίς bezeichnet. Es ist der Gott Elagabal, wie er auf der bekannten Münze zu sehen ist (Baumeister Abb. 517), die eine Quadriga darstellt, welche den mit zwei Adlern geschmückten konischen Stein fährt, das Idol des Sonnengottes von Emesa; oder wie das Titelblatt der Dieterich'schen Schrift ihn gibt, wo ich an den Seiten noch auf den Sonnenschirmen die fünf

[1]) Hilgenfeld in der Besprechung der Dieterich'schen Schrift, B. Ph. W. Sch. 1897 Nr. 13, nimmt im Hinblick auf einen mir nicht zugänglichen Bericht in „Le monde" vom 14. September 1883 die Alexandrosinschrift als die spätere an.

[1]) Wenn Dr. P. Th. M. Wehofer, in der röm. Q.-Schr. f. christl. Alterthumskunde 1896, X, in seiner trotz seines kirchlichen Standpunktes ungemein unparteiisch geschriebenen Gegenschrift die „Stein"auslegung aus Sprachgründen zurückweist, so verweise ich auf den Thesaurus und auf Hirschfeld in den Sitzungsberichten der Berl. Akad. d. Wiss. 1894, S. 213. Sophokles' Griechisch Oed. Col. v. 197 ist auch im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung noch Autorität genug.

Strahlen der Attisstrahlenkrone zu erkennen glaube. Und jetzt wird auch die Königin mit goldenem Gewand und goldenen Sandalen ganz klar, die Aberkios in Rom sah. Nicht die Königin oder Prinzessin ist es, die der Bischof der christlichen Legende heilte, und nicht die christliche Himmelskönigin; es ist eine bestimmte Königin, deren goldenes Gewand und goldene Sandalen besonders hervorgehoben werden: die regina coeli, Urania, die carthagische Gemahlin des Steines, der den Sonnengott repräsentirt. Sie heißt mit Recht *χρυσόστολος*; ihr Goldgewand ist bekannt. Nicht allein die bei Dieterich aufgeführte Stelle aus Tredellius Pollio, in der vom peplum der dea caelestis die Rede ist, sagt es uns. In Julius Brauns tief gedachtem Pythagoras lese ich — wohl nach Athenäus: Ein Sybarit Namens Alkisthenes erschien bei einem Feste auf dem Vorgebirge der Hera Lakinia in einem Mantel, für den die Carthager einem späteren Besitzer 120 Talente zahlten, um ihre himmlische Göttin damit zu bekleiden. Braun schildert auch den Mantel — vorausgesetzt, daß es noch der gleiche ist und die carthagische regina coeli ihn nicht bis in Elagabals Zeit abgetragen hatte.[1]) Auch die andere besonders hervorgehobene Eigenschaft „mit goldenen Sandalen" ist ein specielles Epitheton der Himmelsherrscherin. Wie Dieterich nachweist, wird im Gegensatz hiezu die Herrscherin des Reiches der Tiefe „mit ehernen Sandalen" bekleidet genannt.

Ἄττις παρὰ Φρυξὶ μάλιστα τιμᾶται. Die Phrygier verehren zumeist den Attis, heißt es bei Suidas, und Hierapolis liegt in Phrygia salutaris. Attis ist der heidnische heilige Hirte. Als gläubiger Anhänger des pastor Attis, wie ihn Tertullian bezeichnet, hatte also Aberkios Rom besucht und Elagabals Gott, den Stein, sowie die carthagische Göttin gesehen. Und weiter geht aus der Grabschrift hervor, daß Aberkios überall Cultgenossen gewann, daß er durch Syrien bis gen Nisibis wanderte. Dort, in der Heimath der syrischen Göttermutter, waren ja des heiligen Hirten heiligste Verehrungsstätten. Was allerdings bedeuten soll „Paulos war mit mir", ist noch nicht enträthselt. Es gab so unendlich viele Pauli in der damaligen griechisch-römischen Welt, daß eine nähere Bezeichnung nöthig gewesen wäre. Die christliche Auslegung dachte selbstverständlich an den Apostel, und noch 1895 hat C. Weymann die Stelle so erklärt, als habe der Bischof von Hierapolis Aberkios ein Exemplar der Briefe des Paulus mit sich geführt. Vielleicht soll es bedeuten, daß ein Paulus, der eine hervorragende Stellung in der Provinz Phrygien einnahm, Aberkios auf der Reise nach Rom unter seinen Schutz genommen hatte.

Die folgende Stelle, die in der auf das Christenthum hinweisenden Auslegung von dem „treuen Glauben, dem Fischsymbol und der reinen Jungfrau" spricht, ist durch eine scharfsinnige Aenderung der bisher üblichen Lesart durch Dieterich ebenfalls in ihre richtige Beziehung zum Attisdienst gebracht. Man hat bis jetzt immer *„πίστις*, der treue Glaube", gelesen, doch Dieterich fand, daß die Grabschrift hier den Namen einer Göttin als Subject erfordere, und die Untersuchung des Steins hat ihn überzeugt, daß jede andere Lesung der Buchstaben als *Νῆστις* absolut ausgeschlossen sei. Ein Bruch geht gerade durch diese Zeile, den wahrscheinlich der Copist, den die Legende benützte, schon vorgefunden hatte, denn nur in dieser Zeile finden sich größere Lesungsverschiedenheiten. Der Marburger Gelehrte sagt, daß er *Νῆστις* gelesen habe, ohne zu wissen, was Nestis sein könne. *Νῆστις δὲ τὸ ὕδωρ.* Nestis ist das Wasser, die Göttin des Wassers, die den Fisch spendet, lehrt der kleinasiatische Gnostiker Markion auf Grundlage der Prinzipien- und Elementenlehre des Empedokles. Nestis ist nach späteren Ueberlieferungen auch eine sicilische Meer- und Fischgottheit, daher wohl von Empedokles in seine Lehre, die auch den Fleischgenuß verbot, aufgenommen. Nestis ist aber auch bei Athenäus der Name eines Fisches, der immer fastet, in dessen Magen man angeblich keine Speisen findet, so daß das Wort bei Aristophanes schon einen fastenden Menschen bezeichnet. Die Entwicklungsgeschichte einer Göttin von Empedokles zu den Mischculten der Kaiserzeit hat nichts unwahrscheinliches. Die ganze Stelle soll also sagen, daß dank der Göttin Nestis Aberkios auf seiner Reise immer nach seiner Cultregel leben konnte: heilige Fische, die es vielfach in der antiken, namentlich orientalischen sacralen Welt gab, fand er immer; reine Jungfrauen — *παρθενοπάστριαι*, Festschmausbereiterinnen heißen sie auf einer Mysterieninschrift aus Andania — bereiteten sie ihm zu, wie noch heute nach dem Ritus der griechischen Kirche das Opferbrod überall nur von reinen Jungfrauen, von den Priestern oder den Frauen derselben bereitet werden darf. In Nestis liegt auch das Fasten: ihr folgt der Asket Aberkios mit seiner fleischmeidenden geheiligten Lebensweise des Attisgläubigen.

Kurz nach 216 ist die Aberkiosgrabschrift eingehauen. Von 218—222 regierte Elagabal, in diesen Tagen ist also Aberkios in Rom zu den besprochenen Feierlichkeiten erschienen. Im März 222, wie Dieterich wohl nach Dio Cassius annimmt — richtiger vielleicht schon am 3. Febr. 222 nach einer Subscription Cod. Just. IX, 1, 3 — ward Elagabal ermordet. Die Regierungszeit des Sonnenpriesters von Emesa stimmt also mit der für die Abfassung der Grabschrift angenommenen Zeit kurz nach 216.

Doch wie kam die christliche Legende dazu, sich des Attisjüngers Aberkios zu bemächtigen? Es hat im 5. Jahrhundert einen christlichen Bischof von Hierapolis, der Aberkios hieß, wirklich gegeben — ich finde ihn bei Gams, Series Episcoporum unter Phrygia salutaris als Abercius III. anno 451. Dies wird die Veranlassung gewesen sein, daß man die Grabschrift, die in Hierapolis noch stand oder lag, wieder beachtete und in neuem Sinne verstand. Die Inschrift, welche der Legendenschreiber in zuverlässiger Abschrift vor sich hatte, ist das bewegende Element und wird dadurch auch zum Zielpunkt der Erzählung; jeder, der die zu diesem Zweck so ausführlich an die Spitze gestellte Legende liest, wird sich darüber klar werden können. Aus der Grabschrift entstand die Erzählung, daß der ausgetriebene Dämon den Grabaltar nach Phrygien tragen mußte; so mußten heiße Quellen entspringen und Bäder gebaut werden. Denn der alte Attisjünger Aberkios hatte sich sicher um die Thermen seiner Vaterstadt verdient gemacht; lag doch 1883 sein Grabstein noch in ihrer nächsten Umgebung. Harnack, Gesch. d. altchristl. Literatur, identificirt Aberkios mit einem Abircius Marcellus, dem libri III gegen die Montanisten gewidmet sind, und glaubt, daß die vom Metaphrasten bearbeitete Legende aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts stammt. Doch ist sie, wie man jetzt annehmen darf, erst nach dem Tode Abercius' III. entstanden. Was der Erzähler der Legende, Symeon Metaphrastes selbst, im 10. Jahrhundert dazu gethan hat, der — absichtlich oder, wie Leo Allatius zu beweisen gesucht hat, unabsichtlich — nicht frei von Uebertreibungen war, und namentlich was

1) Wehofer, an angeführter Stelle, will nicht zugeben, daß die carthagische Göttin regina schlechtweg hieß. Die Apulejus-Stelle, welche Dieterich bringt, scheint mir genügend. Mit der Philastenstelle ist Wehofer im Recht; mit außerordentlichem Scharfsinn führt er sie auf Jeremias 44, 17 zurück, wo von einem Aberglauben der alexandrinischen Juden die Rede ist und die carthagische Göttin nicht gemeint sein kann. — Hilgenfeld, der den heidnischen Charakter der Inschrift anerkennt, sieht Isis und die Isisgemeinde in der Inschrift erwähnt; Attis hat den Aberkios nach Rom geschickt, damit er seinen Doppelgänger Osiris nebst der prachtigen Isis bei dem Feste der mystischen Gemeinde sehe. Das hätte aber doch Aberkios viel näher haben können; um Isiscult zu sehen, hat der Phrygier bequemer erreichbare Stätten als Rom.

der Cyriakuslegende nachgebildet ist, ist nach Dieterich in der Schrift von Hartmann „Abercius und Cyriakus“, die mir nicht zugänglich war, genügend nachgewiesen. Mir ist namentlich eine für die Nachbildung bezeichnende Stelle beim Lesen der von Cyriakus handelnden Acta sanctorum zum 16. Jan. aufgefallen. Der Dämon der Cyriakuslegende ruft aus dem Munde der königlichen Jungfrau Artemia gerade so wie in der Abercioslegende: Wenn nicht Cyriakus kommt, gehe ich nicht heraus! Und wie der Dämon dem Abercios droht, er werde ihn nach Rom treiben, so droht der Böse dem Cyriakus: O Cyriace, si hinc me ejecis, in Persidam te faciam venire. Daß viel wirklich Geschehenes in die Legende mit verarbeitet ist, unterliegt keinem Zweifel: in der Abercioslegende schreibt der Kaiser Antonin dem Statthalter Eugenian von dessen Verdiensten während des Erdbebens. Sollten da nicht die mehrfach erwähnten heißen Quellen plötzlich entstanden sein?

Der große Kirchenhistoriker Baronius will, wie ich bei Harnack las, einen Brief des Abercius — also des Attisjüngers, den er für den Kirchenvater ansah — an Marc Aurel besessen haben. Baronius hat den Brief verloren: doluimus vehementer e manibus nostris elapsam nescio quo modo, sagt er. Wir bedauern mit ihm, daß dieses Beweisstück nicht mehr vorhanden ist. Aber selbst wenn dieses nur in seinem Sinne zu erklären gewesen wäre, würde es doch der bedeutenden Arbeit Dieterichs über die Aberciosgrabschrift wenig Abbruch thun können, dessen Schrift noch dazu eine Fülle von Anregungen zu neuen Forschungen religionsgeschichtlicher Art bietet. Die schon erwähnte Besprechung von Hilgenfeld und Wehofers Gegenschrift werden die Dieterich'schen Nachweisungen auch nur im Nebensächlichen fassen können; in der Hauptsache bleiben sie bestehen. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Constantin Ritter: Plato's Gesetze. Darstellung des Inhalts. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 8°. IX und 162 Seiten. — Constantin Ritter ist den Freunden platonischer Studien längst bekannt. Seinen 1888 erschienenen Untersuchungen über Echtheit und Chronologie der platonischen Schriften fügte er als Anhang einen Ueberblick über Gedankengang und Grundanschauungen von Plato's „Theätet“ bei, für den ihm manche Leser, der nach brieflicher Handleitung bei der Lectüre Platons bedurfte, dankbar gewesen sein wird. Aehnlich tritt er auch diesmal mit zwei gleichzeitigen Arbeiten hervor, die ihre, obwohl getrennt erscheinend, mit demselben Gegenstande sich beschäftigen, der letzten Schrift des greisen Plato, dessen „Gesetzen“. Neben einem Commentar, der, wesentlich auf philologische Leser berechnet, der Einzelerklärung dient, schenkt er uns die obige Inhaltsangabe, durch die er mehr exoterisch Philosophen, Philologen, Politikern, Theologen, Pädagogen den Zugang zu Platon ebnen möchte. Er schreibt im Vorwort: „Wenn ich meinem Büchlein einen lockenden Titel geben wollte, so hätte ich es nennen dürfen „Plato als Erzieher“: in der That wäre damit der Inhalt ganz treffend bezeichnet. Das ganze praktische Leben des Menschen wird ja durch die Anordnungen der „Gesetze“ umfaßt und geregelt, und der höchste Gesichtspunkt, von dem aus diese entworfen sind, ist kein anderer, als die Erziehung des Menschen zu allseitiger Tüchtigkeit.“ Mit Recht betont Ritter, daß die Gesetze, deren Echtheit man sogar zeitweise bezweifelte, weil sie wenigere als andere, jugendlichere Schriften ihres Verfassers System treiben, so sehr vernachlässigt werden. „Ihr Inhalt ist (bei unfertiger, lockerer Form) ledigtig uns geistgewaltig wie in irgend einem der berühmtesten Dialoge: aus der Tiefe philosophischer Betrachtung geschöpft und zugleich durchtränkt und gesättigt mit den Ergebnissen feinster und sorgsamster Einzelbeobachtung aus allen Gebieten menschlichen Handelns. Wirklich: es wird uns hier von Plato die reifste Frucht seines Nachdenkens über sittliche Fragen geboten; wir haben in den „Gesetzen“ das eigentliche Vermächtniß des achtzigjährigen, in stetem Forschen zum Ziel seines Lebens gelangten Weisen.“ Ritters Inhaltsangabe ist für ihren Zweck wohl geeignet. Nur wird, wer wirklichen Nutzen davon haben will, sie nicht statt des Textes oder einer Uebersetzung, sondern neben jenem oder dieser benutzen müssen. Doch sorgt ein ausführliches, nach einigen Stichproben zuverlässiges Register dafür, daß man das Buch auch bei der Verfolgung einzelner Fragen mit Nutzen verwenden kann. Man wird sich wundern, dabei manches anscheinend ausschließlich modernen Begriff — wie Haussuchung, Contractbruch, Ausfuhr- und Einfuhrzölle ꝛc. — anzutreffen.

ah. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats Juni 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat Juni cr. von je 1000 Einwohnern, aufs Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in München 24.7, Nürnberg 22.1, Würzburg 23.7, Augsburg 27.5, Berlin 17.3, Altona 16.4, Breslau 26.1, Frankfurt a. M. 16.4, Hannover 16.4, Kassel 16.8, Köln 21.9, Königsberg 25.9, Magdeburg 19.2, Stettin 31.9, Wiesbaden 17.8, Dresden 18.2, Leipzig 18.9, Stuttgart 14.2, Karlsruhe 20.9, Braunschweig 17.3, Hamburg 17.0, Straßburg 21.1, Metz 16.6, Amsterdam 15.8, Brüssel 16.4, Budapest 21.9, Christiania 17.9, Edinburg 22.8, Glasgow 19.0, Kopenhagen 16.7, Kratau 31.6, London 14.3, Lyon 18.7, Mailand 53.5, Odessa 23.1, Paris 17.4, Petersburg 30.4, Prag 25.5, Rom ?, Stockholm 16.8, Triest 26.4, Turin (Mai) 16.7, Venedig 20.3, Warschau 19.9, Wien 21.7, New-York 18.9. (Für die nicht deutschen Städte ist der Zeitraum nur 5 Wochen, vom 30. Mai bis einschließlich 3. Juli zusammengefaßt und den Berechnungen zu Grunde gelegt worden.)

Der Gesundheitsstand im Monat Juni blieb in der überwiegenden Mehrzahl der größeren deutschen wie der ausländischen Städte dem unmittelbar vorangegangenen Monat Mai ähnlich günstig und auch die Sterblichkeit blieb im allgemeinen gleich niedrig. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pr. M.) betrug 30 (gegen 29 im Juni) und es erfreuten sich einer solch niedrigen Sterblichkeit die beiden Vororte Berlins: Groß-Lichterfelde und Schöneberg, ferner Bielefeld, Hameln, Hildesheim, Lüdenscheid, Münster, Neumünster, Ohligs, Osnabrück, Remscheid, Rheydt, St. Johann, Schleswig, Siegen, Stuhlweit, Stolp, Stralsund, Velbert, Viersen, Wesel, Wilhelmshaven, Wittenberg, Beuthen i. O.-S., Stuttgart, Darmstadt, Wismar, Eisenach, Weimar, Köthen, Gotha, Hagenau und von ausländischen Städten London. — Die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 25 pr. M.) stieg auf 5 (von 3 im Mai); dies war in Strasburg, Grabow a./O., Jarowraslaw, Langenbielau, Meerane der Fall. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Mai 44.6 pr. M. betrug, erreichte im Berichtsmonat Grabow a./O. mit 43.3 pr. M. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pr. M.) war etwas kleiner als im Mai, 106 gegen 105, erwähnt seien nur Aschaffenburg, Bayreuth, Erlangen, Jagelstadt, Kaiserslautern, Landshut, Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Steglitz, Brandenburg, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Ersurt, Essen, Flensburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Halberstadt, Hannover, Kassel, Kiel, Koblenz, Krefeld, Magdeburg, Minden, Nordhausen, Potsdam, Thorn, Wiesbaden, Dresden, Freiberg i. S., Leipzig, Plauen, Reichenbach, Chemnitz, Gmünd, Ulm, Freiburg i. B., Konstanz, Worms, Rostock, Schwerin i. M., Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lübeck, Metz und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Brüssel, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Lyon, Paris, Stockholm, Turin, Warschau, New-York. — Dagegen stieg die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 25.0 pr. M.) auf 53 (von 48 im Mai), so sei Bamberg, Hof, Ludwigshafen, Nürnberg, Bromberg, Celle, Dortmund, M.-Gladbach, Gleiwitz, Köln, Kreuznach, Liegnitz, Trier, Annaberg, Zittau, Heilbronn, Heidelberg, Karlsruhe, Mainz, Kolmar, Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten Budapest, Edinburg, Venedig und Wien erwähnt. — Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war fast allgemein gesteigert; von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 58, in Hamburg 61, in Berlin und Dresden je 63, in München 105 Säuglinge. Diese höhere Säuglingssterblichkeit war zumeist verursacht durch die allgemein höhere Temperatur der Luft, die im Monat vorherrschte, und welche ein häufigeres Vorkommen acuten Darmkrankheiten begünstigte, die in sehr vielen Orten, namentlich in Augsburg, Fürth, Ludwigshafen, München, Nürnberg, Aachen, Boemen, Berlin (Rixdorf und Weißensee), Breslau, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Elbing, Frankfurt a. M., Grabow o. O., Halle, Hannover, Köln, Königsberg, Magdeburg, Posen, Spandau, Stettin, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Mannheim, Apolda, Gera, Hamburg,

Digitized by Google

Mülhausen und Straßburg i. E., Amsterdam, Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, London, Lynn, Moskau (1784 Todesfälle), Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Stockholm, Triest, Warschau, Wien, New-York, eine bedeutend größere Zahl von Sterbefällen als im Mai veranlaßten. — Dagegen war die Sterblichkeit in den höheren Altersclassen geringer, weil infolge des warmen Wetters acute Entzündungen der Athmungsorgane seltener zum Vorschein kamen und meist einen milderen Verlauf nahmen, so daß die Sterblichkeit in den von diesen Krankheitsformen hauptsächlich betroffenen höheren Altersclassen kleiner wurde. Erheblich hat die Zahl der Sterbefälle an derartigen Entzündungen der Athmungsorgane in München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Köln, Königsberg, Magdeburg, Dresden, Bremen, Hamburg, Straßburg, Krakau, Moskau, Odessa, Paris, Petersburg, Prag, Wien, New-York abgenommen, während sie in Augsburg, Altona, Elberfeld, Leipzig, Amsterdam, Brüssel, London, Triest, Venedig sast gleich groß blieb und nur in wenigen Orten (darunter Charlottenburg, Halle, Hannover, Budapest, Christiania, Stockholm, Kopenhagen) größer als im Mai wurde. Auch Erkrankungen und Sterbefälle an Influenza waren, besonders in deutschen Städten, seltener beobachtet, und führten meist nur in vereinzelten Fällen zum Tode. Mehrfache Todesfälle kamen aus Eberswalde und Amsterdam (je 2), aus Paris und Wien (je 3), aus Moskau (4), New-York (5), Petersburg (12) und London (48) zur Mittheilung. Die Zahl der gemeldeten Sterbefälle an Lungenschwindsucht war gleichfalls kleiner als im Mai.

An der Cholera starben in Calcutta vom 16. Mai bis 12. Juni 165 Personen. In Aegypten wurden im Quarantäne-Lazareth zu El Tor auf 4 Schiffen bei 11 Pilgern Choleravibrionen festgestellt. In Java wurde die Residentschaft Semarang (die Küste der Abtheilung Demak) für choleraverseucht erklärt. — Die Pest in Bombay hat im Juni ein bedeutenderes weiteres Absinken gezeigt. Dagegen herrscht sie in verschiedenen Provinzen der Residentschaft noch in größerer Ausdehnung, wie in Bulsar, Kurla, Bhiwedi, Bassein, Nowsaara und Ucandwi. — In Bombay sind der Seuche im ganzen 50 Europäer erlegen. In Djeddah (Arabien) war nach einer Mittheilung vom 11. Juni die Epidemie ausgebrochen und wurden vom 5. bis 21. Juni 51, vom 28. Juni bis 4. Juli noch 6, im ganzen 57 Todesfälle festgestellt. Sie soll durch Sklavenhändler von der abessinischen Küste her eingeschleppt worden sein. Daß auch im Lazareth zu El Tor und auf einigen Pilgerschiffen einige tödtlich verlaufende Fälle vorgekommen sein sollen, ist noch nicht definitiv festgestellt. — In Formosa (Japan) kamen vom 13. April bis 5. Mai 184 Erkrankungen mit 130 Todesfällen an Pest vor; auch in der Nähe von Kantou (China), sowie in der portugiesischen Colonie Macao soll die Pest herrschen. — Dem Gelbfieber erlagen in Havana in der Zeit vom 21. Mai bis 17. Juni 133 Personen (meist dem spanischen Militär angehörig). In Sagua la Grande, Cardenas, Matanzas, Cienfuegos, Santjago, Manzanillo hat die Zahl der Opfer abgenommen. Auch in Rio de Janeiro war die Zahl der im Mai an Gelbfieber Gestorbenen klein (vom 25. April bis 29. Mai 26). In Panama und Bahia kamen mehrere Gelbfieberfälle zur Kenntniß.

Von den anderen Infectionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie und Typhus mehr, an Keuchhusten und Pocken seltener als im Mai zur Mittheilung. Die schon seit Ende vorigen Jahres in vielen Orten und Bezirken Deutschlands wie des Auslandes herrschenden Masern kamen auch im Juni noch sehr häufig zum Vorschein und forderten stellenweise viele Opfer, wie in Ansbach, München, Berlin, Bochum, Eisleben, Halle, Chemnitz, Monaheim, Petersburg, Wien, New-York, während sie in anderen Orten: Augsburg, Fürth, Nürnberg, Stuttgart, Edinburg, Glasgow, Paris, abnahmen und in Budapest, London, Moskau, Prag nahezu so viel Sterbefälle wie im Mai hervorriefen. Auch in vielen Bezirken (Arnsberg, Aurich, Lüneburg, Minden, Posen, Wiesbaden kamen Masern häufig zum Vorschein. — Das Scharlachfieber hat in Krefeld, Merseburg, Gera, Wien, London, Moskau, Petersburg etwas mehr, in Berlin, Kralau, Odessa, Paris, Stockholm, Warschau, New-York weniger Sterbefälle als im vorigen Monat veranlaßt. Erkrankungen kamen aus Budapest, Edinburg, London, Petersburg, Wien in zahlreichen Fällen zur Meldung. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war im allgemeinen in der überwiegenden Mehrzahl der größeren deutschen und nichtdeutschen Städte niedrig. Kleiner als im Mai war sie in Berlin, Halle, Amsterdam, Budapest, Kopenhagen, Moskau, Odessa, Paris, Warschau, Wien; nahezu gleich groß in Hamburg, Lyon, Prag; etwas größer in München, Dresden, Krefeld, Leipzig, London, Petersburg, New-York. Erkrankungen waren außer in den genannten Städten auch im Reg.-Bez. Düsseldorf häufig. — Todesfälle an Unterleibstyphus waren in London, Moskau, Petersburg zahlreicher als im Mai, doch hat in Petersburg die Epidemie erheblich an Ausbreitung abgenommen. An Flecktyphus kamen aus Niederschönhausen (bei Berlin) und aus Petersburg je 1, aus Warschau 3, aus Moskau 6 Todesfälle zur Mittheilung. Erkrankungen gelangten nur aus Petersburg (6) zur Anzeige. — Erkrankungen an Genickstarre kamen häufiger zur Meldung, blieben aber meist vereinzelt. So wurden aus Nürnberg, Hamburg, Leipzig und dem Reg.-Bez. Stettin einzelne Fälle angezeigt, aus Kopenhagen und dem Reg.-Bez. Düsseldorf, Schleswig je 2, aus Wien 3, aus Berlin und dem Reg.-Bez. Arnsberg und Minden je 4. Todesfälle gelangten aus Karlsruhe 1, aus Kopenhagen 2, aus Wien 3, aus Moskau 4, aus New-York 4 zur Mittheilung. — Todesfälle an Pocken blieben auch meist vereinzelt, so in Dresden, Budapest, London, Glasgow, Paris; aus Moskau wurden 3, aus Odessa 4, aus Petersburg, Bukarest und New-York je 8, aus Alexandrien 12, aus Warschau 15, aus Calcutta (16. Mai bis 12. Juni) 22 Todesfälle berichtet. Erkrankungen gelangten aus München 2, aus Budapest 7, aus Paris 33, aus Petersburg 48 zur Anzeige. Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten ist aus dem Reg.-Bez. Arnsberg 1 Erkrankung an Milzbrand mitgetheilt worden.

* **Heidelberg.** Wie nunmehr bekannt wird, hat der Chemiker **Viktor Meyer** in nervöser Ueberreizung seinem Leben durch Gift freiwillig ein Ziel gesetzt.

* **Straßburg.** Dr. Karl **Spiro**, Assistent am physiologisch-chemischen Institut, hat sich als Privatdocent für physiologische Chemie habilitirt.

* **Berlin.** In der juristischen Facultät hat sich Dr. Walter **Immerwahr** mit einer Antrittsvorlesung über „die Ausschließung eines Gesellschafters" für Handelsrecht habilitirt. — Am 9. d. M. trat hier die aus 22 Mitgliedern bestehende Commission zur Herstellung eines **deutschen homöopathischen Arzneibuchs** zusammen. Ein Redactionscomité ward gebildet, bestehend aus den Aerzten Dr. Sulzer und Dr. Windelband in Berlin, den homöopathischen Apothekern Steinmetz und Commercienrath Dr. Willmar Schwabe in Leipzig, sowie den allopathischen Apothekern Dr. Salzmann und Fröhlich in Berlin.

* **Breslau.** Am 8. d. M. verstarb in Ilmenau der kgl. Archivrath Dr. Paul **Pfotenhauer**, seit mehr als zwanzig Jahren am hiesigen Provinzialarchiv thätig und durch genaue Forschungen zur schlesischen Geschichte verdient, für deren genealogische Seite er der beste Kenner war.

* **Königsberg.** Dem Privatdocenten für orientalische Alterthumskunde, Dr. Poul **Rost**, der zuvor in Greifswald als Lector des Russischen gewirkt, ist die venia legendi auch für slavische Sprachen und Geschichte ertheilt worden.

* **Zürich.** Der Nationalökonom Prof. Dr. **Julius Wolf** ist zum Herbst von der Berliner Regierung für einen Lehrstuhl an einer preußischen Universität — welcher, verlautet noch nicht — gewonnen worden. Wie es heißt, wird ihm auch die Gründung und Leitung einer neuen, antisocialistischen Zeitschrift zugedacht. „Die Bedingungen", sagt die „N. Z. Z.", „die Herr Prof. Wolf von der preußischen Unterrichtsverwaltung angeboten werden, um ihn zu gewinnen, sollen derart sein, daß die hiesigen Behörden kaum im Stande sein können, diesen vortrefflichen akademischen Lehrer Zürich zu erhalten. Die staatswissenschaftliche Facultät sieht daher vor einem schweren Verlust. Als Lehrer der Nationalökonomie und als Forscher hat Prof. Wolf an der Züricher Universität in gleicher Weise anregend gewirkt. Dabei hat er, ein Oesterreicher, von Anfang an den schweizerischen Verhältnissen das lebhafteste Interesse entgegengebracht und sich durch Wort und Schrift um die Lösung unserer besonderen volkswirthschaftlichen Aufgaben verdient gemacht."

* **Zürich.** Am 9. d. M. wurde der erste **internationale Mathematikercongreß** in Anwesenheit von Vertretern der Regierung und des Stadtraths von Prof. Geiser (Zürich) in der Aula des Polytechnikums eröffnet. Etwa 200 Theilnehmer waren erschienen. Prof. Rudio (Zürich) sprach über Zweck und Ziele des Congresses. Der nächste Congreß soll im Jahre 1900 in Paris zusammentreten, weitere sodann alle drei bis fünf Jahre abgehalten werden.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 12. August. Nummer 179.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Ein ungarischer Mathematiker und sein Werk. Von Professor August Heller. — Touren im Aetnagebiet. II. Von A. Sartorius Frhrn. v. Waltershausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein ungarischer Mathematiker und sein Werk.

Im Verlage der ungarischen Akademie der Wissenschaften erschien vor einigen Wochen in zweiter Ausgabe ein mathematisches Werk, das, kurze Zeit nach seinem ersten Erscheinen beinahe vollständig in Vergessenheit gerathen, erst in späteren Jahren die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten in stetig wachsendem Maße auf sich zog und, zum Schluß aus dem Buchhandel fast ganz verschwunden, nunmehr in verjüngter, vollkommenerer Gestalt seine Auferstehung feiert. Ursprünglich zum Schulbuch bestimmt, der in der Zeit seiner Entstehung in Ungarn geltenden Unterrichtssprache entsprechend in lateinischer Sprache verfaßt, ist dieses Werk gegenwärtig als Arbeit eines großen mathematischen Geistes Gegenstand in das Wesen der mathematischen Grundanschauungen tief eindringender Studien.

Der Verfasser des Buches, über das wir hier berichten sollen, ist Wolfgang v. Bolyai, der Studiengenosse und Freund des großen deutschen Mathematikers Gauß. Von den zwei Bänden seines Werkes liegt gegenwärtig der erste vor, dessen Inhalt die Zahlenlehre betrifft.[1]) Der zweite, auf die Geometrie bezügliche Band soll in Kürze erscheinen.

Der Verfasser dieses Buches ist eine in jeder Beziehung höchst interessante und für das Land und das Volk, dem er entsprossen, eine typisch zu nennende Gestalt. In seiner frühen Jugend eine Art von Wunderkind, dessen außerordentliche geistige Fähigkeiten die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf ihn lenken, in seiner späteren Entwicklung ein durchdringender mathematischer Genius, zugleich poetisch veranlagt, ein tief denkend philosophischer Geist, hat er in der Geschichte der Mathematik nicht jene Spur zurückgelassen, wie sein großer Freund, dem es vergönnt gewesen, als Sohn einer im Mittelpunkte des geistigen Lebens befindlichen Nation das Licht der Welt zu erblicken. — Es waltet fürwahr kein günstiger Stern über den wissenschaftlichen Bestrebungen der ungarischen Nation. Die Schuld hieran tragen Verhältnisse, die aus der Geschichte derselben wohl zu verstehen sind. Für die Wissenschaft gilt mehr als für alles andere das oft gebrauchte Wort: „Λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις“. Die Fackel der Wissenschaft muß brennend von Hand zu Hand gehen, das zeigt uns die Geschichte der Wissenschaft auf jedem Blatte. Die große geistige Erbschaft des Griechenvolkes geräth zum Theil in die Hände der Araber, von denen sie in spärlichen Gaben das christliche Europa erhält; jedoch der größte Theil des Schatzes wird erst nach dem Zusammenbruche des oströmischen Reiches durch die nach Italien flüchtenden Griechen dorthin verpflanzt. Dieser Exodus gibt den Anstoß zur Wiedererweckung der Wissenschaft. Von Italien strahlt diese geistige Bewegung aus nach Frankreich, England und Holland und nach dem europäischen Norden. Flüchtige französische Hugenotten und durch aufgeklärte Fürsten ins Land gerufene französische Gelehrte tragen die Leuchte der Wissenschaft in die deutschen Lande und ins ferne Rußland.

Während dieser langen Zeit ist Ungarn der Schauplatz ununterbrochener Kämpfe mit dem türkischen Erbfeinde, das Land, wo die Völker auf einander schlagen, bis es endlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gelingt, den Feind aus den Ländern der Stephanskrone völlig hinaus zu drängen.

In fieberhafter Eile entwickelt sich nun auf dem blutgetränkten Boden eine geistige Bewegung, die vor allem auf dem Gebiete der poetischen Literatur zur Geltung gelangt; die Sprache muß erst zum geeigneten Werkzeuge dieser neuen Literatur umgebildet werden. Die Poesie gelangt nach manchen Versuchen, die Formen fremder Nationen nachzuahmen, auf das gesunde Volkselement, den einzig sicheren Boden jeder nationalen Dichtkunst. Dieser Zweig des geistigen Lebens hat sich in reicher Ausgestaltung entfaltet. Die ungarische poetische Literatur kann sich trotz ihrer auf kaum ein Jahrhundert zurückblickenden Entwicklung kühn unter den Literaturen der großen Nationen blicken lassen: sie wird dort einen ehrenvollen Platz behaupten.

Weit anders steht es mit der Wissenschaft. Diese wurzelt nicht im Volke, sie ist ein Kunstproduct, zu dessen gedeihlicher Entfaltung reichliches Sonnenlicht, günstige Verhältnisse erforderlich sind. Nach den glänzenden Ansätzen der corvinischen Zeit, als die Cultur der Renaissance auf ihrem siegreichen Zuge auch in das Karpathenland gedrungen war, folgte die lange, öde Zeit der Verwüstung. Ungarische Gelehrte haben während dieser langen Jahrhunderte wenig zur Förderung der Weltliteratur beigetragen. Das geringe, was auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur zustande kam, dazu das ganze Unterrichtswesen lag in den Händen der katholischen und protestantischen Geistlichkeit. An zahlreichen Orten des Landes entstanden protestantische Collegien, d. i. Schulen für elementaren und mittleren, hie und da auch höheren Unterricht. An einem derartigen Collegium, dem zu Maros-Vásárhely, lehrte der Verfasser des Werkes, das wir hier zu besprechen vorhaben.

Wolfgang v. Bolyai erblickte das Licht der Welt am 9. Februar 1775 in Siebenbürgen im Ober-Albenser Comitat auf dem Besitzthum seines Vaters Caspar, der das Stuhlrichteramt jenes Comitats und das Amt eines „arendae perceptor“ bekleidete. Seine Mutter Christiane Páva-Vajna brachte der Familie den Gutsbesitz Domáld im Kokelsburger Comitat zu. Schon in seiner frühen Jugend

[1]) Wolfgang Bolyai de Bolya Tentamen juventutem studiosam in elementa matheseos purae elementaris ac sublimioris methodo intuitiva evidentique huic propria introducendi, cum appendice triplici. Editio secunda. Tomus I. Conspectus arithmeticae generalis. Annuario academiae scient. hungaricae suis adnotationibus adjectis ediderunt Julius König et Mauritius Réthy, acad. scient. hung. sodales. Accedit effigies, auctoris Budapestini. Sumptibus Acad. scient. hungar. MDCCCXCVII. — 4°. XII + 679; XI tab.

wies Wolfgang die Zeichen einer außergewöhnlichen Begabung. Nachdem er seine Studien in Eupeh und Klausenburg im Jahre 1798 beendet hatte, ging er als Begleiter des jungen Barons Simon Kemény auf die Universitäten Jena und Göttingen. In Jena verlegte er sich erst auf theologische Studien, die er mit Eifer betrieb, jedoch nach kurzer Zeit wandte er sich mit gleichem Eifer der Mathematik zu. Seiner eigenen Erzählung zufolge entstanden seine ersten Ideen über eine allgemeine Auffassung des Raumes auf einem Spaziergange an den Ufern der Saale zu Jena. Von Jena siedelte Bolyai nach Göttingen über, wo sich die innige Freundschaft zwischen ihm und dem ihm geistesverwandten Gauß entspann.

Die Geschichte der beiden Männer, welche trotz der Trennung durch weite Fernen und für immer eine lebenslang dauernde Freundschaft verband, spiegelt in grellen Farben die Verschiedenheit des Milieus, in dem sie ihre ferneren Lebenstage verbrachten. Während Gauß als glänzendes Gestirn am Himmel der Wissenschaft strahlt, als Universitätsprofessor sein reiches Wissen in fruchtbarer Weise mittheilend, als Director einer Sternwarte mit großen Aufgaben in Bezug auf Landesvermessung, auf Maß- und Gewichtssystem betraut ist, brachte sein an geistigem Vermögen ihm so verwandter Freund Bolyai sein Leben als Gymnasialprofessor der Mathematik, Physik und Chemie in einem weltentlegenen siebenbürgischen Collegium zu; vollständig abgetrennt von dem lebendigen Pulsschlage der Wissenschaft, vertrödelte er seine Zeit mit allerhand technischen Erfindungen und Verbesserungen, baute Oefen, construirte eine Art Draisine, schrieb Dramen und beschäftigte sich mit Obstcultur. Was sich seit seiner Rückkehr aus Göttingen auf dem Gebiete der Wissenschaft ereignet, davon drang nur selten Kunde in seine entlegene Heimath.

So ist denn auch das Hauptwerk seines Lebens, sein „Tentamen", ein höchst merkwürdiges Buch geworden. Als das, was der Autor es gedacht, als ein Leitfaden für seine Schüler, ist das dickleibige, zweibändige Werk wohl nicht als möglich zu erachten. Dazu ist die Ausdrucksweise eine derart schwer verständliche, die vom Verfasser erdachten und gebrauchten Operationszeichen sind so eigenartig, das behandelte Material ein derart sublimes, daß das Buch als Lehrbuch in keiner Weise gedacht werden kann. Der erste Band des „Tentamen" erschien 1832 zu Maros Vásárhely, nachdem es schon am 12. October 1829 das Imprimatur des Censor Librorum: Paulus Horváth, Abbas erhalten hatte. Nach dem „Lectori salutem" folgt ein zusammengeschlagener Bogen mit der „Explicatio signorum" und dem „Arbor Arithmetica Geometriaeque corradicata carronisque confluentibus". Durch letztere Darstellung sucht er den Zusammenhang der einzelnen mathematischen Disciplinen auszudrücken. Der Index des Bandes erstreckt sich über 32 Seiten, während die Errata weitere 26 Seiten in Anspruch nehmen. Nun beginnt der Verfasser nach alter Autoren Weise vorerst eine allgemeine Eintheilung der Wissenschaftsfächer zu geben, um so endlich auf seinen eigentlichen Gegenstand zu kommen.

Die uns vorliegende zweite Ausgabe des „Tentamen" unterscheidet sich in einigen Dingen von der Maros-Vásárhelyer ersten Ausgabe. Selbstverständlich kann es sich hier nur um die Art der Anordnung des Stoffes und um ähnliche unwesentliche Dinge handeln. So wurden z. B. die auf Geometrie bezüglichen Abschnitte des ersten Bandes ausgeschieden und für den zweiten, geometrischen Theil zurückgestellt; dafür wurden die im zweiten Bande befindlichen arithmethischen Theile in den ersten Band verlegt. Gleichfalls wurde der berühmte „Appendix" Johann Bolyai's, des Sohnes von Wolfgang, über die Parallelentheorie dem zweiten Bande vorbehalten.

Die Herausgeber der zweiten Auflage des „Tentamen" haben sich in jeder Weise bemüht, das Buch in eine genießbarere Form zu bringen, als dies dem Autor, schon der primitiven Einrichtung der Collegiumsdruckerei in Maros-Vásárhely zufolge, möglich war. Der Stoff des ersten Bandes wurde in der zweiten Ausgabe in folgender Weise zusammengestellt. Nach der Vorrede der Herausgeber folgt das Verzeichniß der Tabellen und die Erklärung der von Bolyai gebrauchten Symbole und Benennungen, hierauf das Titelblatt der ersten Ausgabe in Facsimiledruck, die Vorrede des Autors, die Einleitung und „praevie notanda", darauf folgend der eigentliche Inhalt des Buches unter dem Titel: „Conspectus Arithmeticae generalis", welchen die Herausgeber in die folgenden vier Sectionen zerlegen: 1. Primae lineae Arithmeticae generalis, 2. Calculus differentialis et integralis, et primae lineae calculi variationis, 3. Primae lineae theoriae aequationum, 4. Additamenta. Den Schluß bilden die Anmerkungen der Herausgeber und die elf von Prof. Béla Tötössy sehr schön gezeichneten und schön gestochenen Figurentafeln.

In der Einleitung gibt der Autor einen „Prospectus cognitionum humanarum", d. i. eine Eintheilung der Wissenschaften, hierauf die Hauptkategarien der Logik in ihrer Anwendung auf Mathematik. Die ganze Zahlenlehre und die Geometrie stellt er im Bilde zweier neben einander wurzelnder Bäume dar, deren Wipfel in der Mechanik in einander greifen.

Der zweite, hoffentlich bald ebenfalls in zweiter Auflage erscheinende Band des „Tentamen" soll, wie oben erwähnt, sämmtliches auf Geometrie bezügliche enthalten, sowie auch den berühmten „Appendix" des Sohnes von Wolfgang Bolyai.[1]) Von dieser für die Begründung der nicht euklidischen oder absoluten Geometrie so bedeutungsvollen Abhandlung kann hier ausführlich nicht die Rede sein. Bekanntlich hat der jüngere Bolyai mit dieser seiner Arbeit sowohl Lobatschewsky als Riemann und Helmholtz um eine lange Reihe von Jahren vorgegriffen. Der Autor dieser Abhandlung war übrigens neben seinem großen mathematischen Talent ein geistig nicht normaler Mensch, von ganz zerfahrenem Wesen, der außer jener Abhandlung von 26 Seiten, welche Abhandlung seinen Namen allerdings berühmt gemacht hat, nichts anderes mehr veröffentlicht hat, trotzdem von ihm behauptet wurde, daß er einige Arbeiten im Manuscript zurückgelassen habe, von welchen sich jedoch bisher nichts vorgefunden hat.

Den „Appendix" theilte der ältere Bolyai seinem Freunde Gauß im Jahre 1831, unmittelbar nach dessen Erscheinen, mit. Da er jedoch hierüber von Gauß keine Nachricht erhielt, sandte er im Januar 1832 ein zweites Exemplar, auf welche Sendung Gauß in seinem Briefe vom 6. März dieses Jahres antwortet. Er schreibt, daß die Arbeit Johann Bolyai's seit 30 bis 35 Jahren in seinem Kopfe sozusagen fertig ausgearbeitet sei, doch habe er über dieses Problem niemals etwas veröffentlicht und auch kaum etwas darüber zu Papier gebracht.

Wolfgang Bolyai schickte ein Exemplar seines „Tentamen" in Begleitung eines vom 20. April 1835 datirten Briefes an Gauß.[2]) Bolyai kennzeichnet sein Werk in diesem Brief mit folgenden Worten: „In diesen zwei Bänden

[1]) Appendix scientiam spatii absolute veram exhibens; a veritate aut falsitate Axiomatis XI Euclidei (a priori haud unquam decidenda) independentem; adjecta ad casum falsitatis, quadratura circuli geometrica. Auctore Johanne Bolyai de eadem, Geometrarum in Exercitu Caesareo Regio Austriaco Castrensium Capitaneo.

[2]) Zu die über diesen Gegenstand zwischen Bolyai und Gauß gewechselten, im Druck bisher nicht erschienenen Briefe Einsicht nehmen zu können, verdanke ich der Güte des Herrn Architekten Franz Schmidt in Budapest, der sich um die Biographie der beiden Bolyai und um die Würdigung ihrer Werke nennenswerthe Verdienste erworben hat.

habe ich die Gründe der höheren und niederen Arithmetik und Geometrie gründlich und anschaulich darzustellen gesucht; die weitere Ausführung soll im dritten Bande folgen" (der jedoch niemals erschienen ist). Bezüglich des Parallelenaxioms äußert sich Bolyai an einer späteren Stelle seines Briefes in folgenden Worten: „Und über alles hätte ich den Beweis davon drucken lassen, daß es absolut unmöglich sey dem menschlichen Auge, einzusehen, ob das XI. Axiom wahr sey oder nicht: mein Sohn behauptet den evidenten Beweis davon zu haben; ich kann sonst nichts beweisen, als daß sowohl das Seyn als das Nicht-Seyn dieses Satzes mit den übrigen euklidischen Axiomen gleich bestehen könne, und dadurch zwey verschiedene Systeme (jedes für sich insofern gleichbestehend) seyen, welches ich schon seit vielen Jahren her weiß. Aber es ist die Frage, ob nicht ein anderes Axiom sey gleichen Ranges, mit denen wenigstens, die Euklid und andere tacite annehmen, und die man in beyden Systemen annehmen mus. — Was ich meinem Sohn vorgearbeitet, ist Tom. I p. 488." . . .

Auf diesen Brief erhielt Bolyai von Gauß keine Antwort. Erst als er noch einmal Anfang October 1835 geschrieben hatte, raffte sich Gauß ein Jahr später, am 23. October 1836, zu einem Antwortschreiben auf, das übrigens auch durch eine an Gauß von Bolyai gerichtete Weinsendung veranlaßt wurde. In diesem Briefe findet Gauß für das Werk seines Freundes die folgenden Worte: „Für das Exemplar deines mathematischen Werkes danke ich bestens. Ich habe mit Vergnügen das redliche Bestreben bemerkt, überall Gründlichkeit und Selbständigkeit zu behaupten. Leider ist nur im Publicum sehr wenig Sinn für solche Bestrebungen. Den meisten Menschen ist das Oberflächlichste das Liebste, auch fürchte ich, daß bei deinem Buche mancher durch die Forderung, sich erst mit manchen neuen Bezeichnungen bekannt zu machen, abgeschreckt werden wird."

Trotzdem der Brief von Gauß den Eindruck macht, als habe er Bolyai's Werk nicht durchweg gelesen, sondern bloß durchgeblättert, so hat der große Meister des mathematischen Denkens doch in kurzen Worten ein ganz und gar treffendes Urtheil gegeben. Er betont die originelle Art der Grundlegung der mathematischen Grundbegriffe, spricht aber sofort sein Bedenken aus darüber, ob das Buch einerseits seiner Gründlichkeit und Tiefe, andrerseits seiner ganz ungewohnten Bezeichnungen wegen im mathematischen Publicum Anerkennung finden werde. In der That hat Bolyai trotz seiner langen Lebensdauer die Würdigung seines Hauptwerkes nicht erlebt. Vergebens bemühte er sich im Jahre 1851, durch ein Schriftchen in deutscher Sprache die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten auf sein lateinisches Werk zu lenken. Als Bolyai diesen „kurzen Grundriß", der übrigens einen unmäßig langen Titel hat, herausgab, war er 76 Jahre alt. Er versuchte noch einmal die Darstellung der Arithmetik „durch zweckmäßig construirte Begriffe von eingebildeten und unendlich kleinen Größen zu reinigen," in der Geometrie seine und seines Sohnes Priorität in der Auffassung des Parallelenproblems zu constatiren. Dieses in deutscher Sprache geschriebene Werkchen erschien, wie die anderen des Verfassers, in Maros-Vásárhely in einer an die titellosen Incunabeln erinnernden Gestalt. In den internationalen Bücherverkehr ist es ebenso wenig gedrungen als das „Tentamen".

Doch der berühmte „Appendix" Johann Bolyai's ließ das Werk des Vaters nicht in Vergessenheit gerathen. Baltzer in Deutschland, Hoüel in Frankreich, Battaglini in Italien lenkten die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in einem gesteigerten Maß auf die Bolyaischen Auffassungen über den Raum, der „Appendix" wurde häufig benützt und erschien in verschiedene Sprachen übersetzt.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften faßte vor längerer Zeit den Beschluß, das kaum mehr erhältliche „Tentamen" in zweiter Ausgabe erscheinen zu lassen, um so das bedeutsame Werk weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Ausgabe des ersten Bandes hat sich infolge der bedeutenden Schwierigkeiten, welche die eigenthümliche Schreibweise Bolyai's und seine verschiedenen Absonderlichkeiten verursachten, theilweise auch durch äußere Umstände, längere Zeit verzögert. Das Erscheinen des zweiten Bandes soll in bedeutend kürzerer Zeit erfolgen, da ein großer Theil der hiezu nöthigen Vorarbeiten bereits vollendet ist. Die Herausgeber der zweiten Auflage des „Tentamen", die Mitglieder der ungarischen Akademie: Professor Julius König und Professor Moritz Réthy, haben ihr Bestes gethan, um den edlen Kern des Bolyai'schen Werkes in einer schönen Schale darzubieten. Befreit von den vielen typographischen Unvollkommenheiten und Fehlern der Originalausgabe, in wahrhaft nobler und splendider Ausstattung, geschmückt mit einer phototypischen Nachbildung des wohl getroffenen Portraits des Autors, liegt nun das Werk vor uns, jenes Werk, das unbeschadet seiner eigenartigen Gestaltung und der Ungunst der Verhältnisse, unter welchen es entstanden, in der Geschichte der Mathematik stets eine hervorragende Stelle einnehmen wird.

Budapest. Professor August Heller.

Touren im Aetnagebiet.

Von A. Sartorius Frhrn. v. Waltershausen.

II.

Nachdem einige Tage lang der Scirocco tüchtig geweht und ganz Sicilien in Staub und graues Licht gehüllt hatte, reinigten ein Regen in Ebene und Thal, ein tüchtiger Schneefall im Gebirge die Luft und zauberten die wunderbare Farbenpracht von Land und Wasser wieder hervor. Wir waren in Taormina, wo alle Schönheiten der Insel in vollster Concentration und Harmonie vereinigt sind: die buchtenreiche steile Küste am dunkelblauen Meere, hoch aufragende steile Felsen, von Burgen und Städten gekrönt, dazwischen tiefe Schluchten mit Orangenhainen, die Ruinen des griechischen Theaters und normannischer Schlösser, endlich das ganze Bild abgeschlossen durch die Riesenpyramide des jetzt tief herab beschneiten Aetna.

Der Berg ist weit imposanter von hier aus als von Catania, obgleich wir ihm nicht näher sind, theils seines Vordergrundes, des üppigen, contourenreichen Alcantarathales und der Waldungen am Nordabhang wegen, theils weil an beiden Seiten des Hauptmassivs die Eckpfeiler der die Valle del Bove umgehenden Gebirgsketten hervorragen und die einförmigen Linien des aufsteigenden Kegels unterbrechen. Diese Valle del Bove ist geologisch, landschaftlich und auch bergtouristisch der interessanteste Theil des Aetna. Stellen wir uns einen Kreiskegel vor, dessen Durchmesser an der Grundfläche etwa 45 und dessen Höhe drei Kilometer beträgt, und an einer Seite in ihm, bald unter der Spitze anfangend, einen Ausschnitt $1^1/_2$ Kilometer tief, fünf breit und acht lang, die Länge in der Richtung nach der Leitlinie an der Basis gerechnet, so haben wir ungefähr die Structur des Aetna mit der Valle del Bove vor uns. Im einzelnen wäre noch zu corrigiren, daß die Längenränder des Ausschnitts nicht durchweg parallel laufen, sondern zum Theil bogenförmig, concav nach innen ausgeschweift sind und daß sie auch mehr oder weniger über die Mantelfläche hervorragen. Die Valle liegt auf der Ostseite des Berges, ihr nördlicher Längenrand ist der Gebirgszug der Serra (Säge) delle Concazze, ihr südlicher die Serra del

Solfizio, im Westen ist der Hauptkrater, im Osten nach dem Meere zu ist sie offen. Ihr Boden (1400—1550 m) ist ganz mit Lava ausgefüllt und wenig geneigt. Nur einige kleinere Krater, ferner einige Felsen am Ausgang erheben sich aus dem Boden heraus. Die Thalwände fallen steil ab, an der Seite des Gipfelkraters steigen sie 1200 bis 1400 m in die Höhe, am Ausgang des Thales 300 bis 400 m. Sie sind Geröllhalden mit Felsgraten durchzogen, kleineren Serren, die auf die Hauptserra hinaufführen.

Die Geologen nehmen an, daß die Valle del Bove der Ueberrest eines gewaltigen uralten Kraters sei, der weit früher bestand, als der jetzige am Gipfel, daß die Ostwand durch Erdbeben und Eruptionen bis auf die einzelnen, heute noch aufragenden Theile zerstört worden, und daß das Material nach dem Meere zu hinausgeschoben sei und eine der Valle vorliegende Terrasse gebildet habe. (Näheres in dem Werke von W. Sartorius v. Waltershausen: Der Aetna; herausgegeben von A. v. Lasaulx, 1880. Bd. II.)

Diesen gewaltigen Felsenkessel kennen zu lernen, war die Aufgabe unsres zweiten Ausfluges. Der beste Ausgangspunkt hiefür ist Zaffarana (564 m), welchen Ort man von Giarre, einer Bahnstation zwischen Catania und Taormina, in 1½ oder von Catania in vier Stunden mit dem Wagen erreicht. Am 21. April Abends trafen wir, Dr. A. Swaine und ich, hier ein. Die Aussicht auf das Gebirge zu ist prachtvoll, von keiner Seite ist sie so großartig wie hier, die beiden Serren treten deutlich hervor, erscheinen wie zwei selbständige Gebirge, über welchen der Centralkrater als drittes thront. Der Neuschnee war zwar stark zurückgegangen, aber er lag doch noch bis zur Höhe von 2000 m und in den Schluchten noch tief hinunter.

Die Unterkunft in Zaffarana bei Francesco Barbara entspricht nicht ganz den Bedürfnissen eines westeuropäischen Culturmenschen. Der alte, gedächtnißschwache, etwas unsaubere Fuhrmann, der den Wirth des Ortes macht, kurz Don Cicio genannt — der dritte Mensch fast scheint übrigens in Sicilien so zu heißen, bekanntlich wird auch Crispi so genannt — ist offenbar ein großer Biedermann, aber er versteht noch weniger italienisch, als wir sicilianisch. Glücklicherweise ist die Baucis dieses Philemon auch da, eine gute Frau mit einigen weltmännischen Gepflogenheiten. Sie erräth die Wünsche müder hungriger Reisenden aus deren Geberden, und thut ihr Bestes. In einem kleinen Topf mit einem schwarzen, sonst undefinirbaren Grunde werden Eier gekocht und dann wird das gleiche Wasser über unsern Thee gegossen. Ein großes Bett wird uns zugewiesen, das glücklicherweise im Dunkel steht. Nachttoilette zu machen ist unrathsam, zumal schon ein tüchtiger Hochtouristenanzug keine sichere Schutzwehr gegen flache kriechende und kurze springende Angreifer bietet. Aber der Wein ist ordentlich und die Wurst von hier hat nicht viel mehr Knoblauch als in Catania.

Um 2 Uhr Nachts hatten wir genug von dem köstlichen Lager; der brave Don Cicio schlief noch, aber das Mütterchen sorgte für das Frühstück und nahm unsre Gastgabe à discretion mit Freuden in Empfang. Die Maulthiere waren auch zur Stelle, und um 2½ Uhr ritten wir im schönsten Mondenschein durch die schwarzen Lavamauern des Städtchens hinaus auf den Mongibello zu — wie der Aetna noch vielfach heißt —, dessen Schneefelder im Silberglanz erstrahlten. Man hat bis in die Mitte der Valle del Bove nur etwa 1000 m zu steigen, aber die Entfernung ist groß, und wir brauchten vier Stunden, ehe wir unser Ziel erreichten. Der Weg geht zuerst durch Weingärten und dann durch ein dünnstämmiges Gehölz, bald aber über Asche, junge und alte Lava, in der es ziemlich schwer ist sich zurecht zu finden. Aber die beiden Zaffaranoten, gute, bescheidene Leute, Vater und Sohn, welche die Thiere trieben, kannten sich gut aus, und als sich der purpurne Ball der Sonne aus dem Meere hob, sahen wir den Monte Calanna (1331 m) vor uns liegen, der der Valle vorgelagert und vermuthlich ein Rest der alten östlichen Urkraterwand ist. Man umgeht den Berg ganz, und wenn sein Gipfel einem zu Füßen liegt, reitet man in das große Amphitheater des Thales ein. Der Eindruck, den es macht, ist ein eigenartiger, großartiger. Es gibt gewiß in den Alpen Thäler, welche durch ihre Wandabstürze weit mehr Imponirendes haben, oder die mit Wäldern und Wasserfällen und grünenden Matten geschmückt sind, über denen sich schlanke Gipfel erheben. Alles das vermissen wir hier. Hingegen trägt die Landschaft den ungemein ernsten, erhabenen Charakter der Einsamkeit. Das ergibt sich zunächst aus der Einfachheit der Form der Thalränder, welche, wenn auch nach oben gezackt, nur eine einzige durch Seitenthäler und Vorsprünge nicht sichtbar unterbrochene Linie bilden. Dazu kommt, daß nur drei Farben und zwar ohne jede Nuancirung der Landschaft eigen sind, das Schwarz der Laven und Felsen, die weiß glänzende Schneeschicht, der blaue Himmel, der sich darüber wölbt. Nicht ein einziger Bach rauscht durch diese Einöde, und durch den vollständigen Mangel an animalischem Leben herrscht lautlose Stille. Der Thalboden ist auf den ersten Blick eine einheitliche Schlackenwüste, bei näherem Nachsehen, zumal wenn man die geologische Specialkarte meines Vaters W. Sartorius v. Waltershausen zur Hand nimmt, kann man die verschiedenen Lavaströme sehr wohl unterscheiden, die sich von den verschiedenen Bocchen der Thalwände herab ergossen haben. Oft hat sich einer über den andern gestürzt und so den Thalboden langsam gehoben, immer wieder den Ansatz zur Vegetation zerstörend, der aus dem verwitterten Gestein hervorgetrieben war. Nur an einigen Abhängen gibt es einige verkrüppelte Buchen und ein dürres Gebüsch von Ilex aquifolium, welche beide aber im Gesammtbilde völlig verschwinden. Vor hundert oder mehr Jahren mag hier eine grüne Weide gewesen sein, weil nur so der Name des Ochsenthales einen Sinn haben kann.

Es war im Herbst 1869, als sich mein Vater als sechzigjähriger Mann, wenige Jahre vor seinem Tode, zur Vollendung seiner Lebensarbeit, der Erforschung des Aetna, zum letztenmal in Sicilien aufhielt und wie schon so oft für Tage und Wochen sein Zelt in der Valle del Bove bezogen hatte. Am 26. September war er hier Zeuge einer Eruption, die in einem unmittelbar danach nach Hause gerichteten Brief kurz von ihm beschrieben worden ist. Ich lasse einiges daraus hier folgen: „Ich sitze wieder im Centrum des Aetnagebietes und zwar im Angesicht einer ungeheuren Eruption, die sich zwar, wie ich in meinem letzten Briefe schrieb, schon vorzubereiten begann, die jedoch früher eintrat, als ich sie erwartete. Es war 8½ Uhr Abends, als ich gestern mit dem Führer vor der Thür des englischen Hauses anlangte. Wir hatten bemerkt, daß der Aetna etwa von halber Stunde zu halber Stunde donnerartige Töne von sich gab, die jedoch nach einer Minute oder weniger aufzuhören pflegten. In der Nacht konnte ich der dünnen Luft wegen wenig schlafen, als sich nach mehrstündiger Pause auf einmal zwischen den brausenden Sturm der Donner des Aetna mischte. Wir waren beim Sonnenaufgang zur Hand und stiegen mit vieler Mühseligkeit bis dicht an den Nordrand des Hauptkraters, wo wir von Zeit zu Zeit das unterirdische Rollen vernahmen, und dann weiter zum elliptischen Krater. Ich machte viele Aufzeichnungen und Messungen und trat um 12½ Uhr die Rückkehr zum englischen Hause an, wo ich, obgleich sehr erschöpft, kurze Zeit ruhte, um dann in das Val del Bove herabzusteigen. Ich ging, ohne etwas Böses zu merken,

Digitized by Google

über die Aschenfelder, welche sich von der casa gegen den Rand des Thales erstrecken, und unter dem Philosophenthurme hin. Der Donner des Berges ließ sich etwa alle 10 Minuten vernehmen. Nun stieg ich über die schroffen Abhänge hinab, machte unterwegs noch viele Notizen und erreichte bei einbrechender Nacht unsre Capanna, die durch den Sturm sehr gelitten hatte. Ich legte mich bald hin, schlief aber wenig und habe in der stillen Nacht nichts vom Aetna vernommen. Es war heute früh gegen 7 Uhr, als ich, noch von der zweitägigen Anstrengung ermüdet, auf meinem Lager von meinen Gedanken umgeben zubrachte, als ich auf einmal wieder zuerst nur ein leises, bald stärker werdendes Geräusch, sowie fernen Donner vom Gipfel des Vulcans vernahm. Dasselbe hatte früher kaum eine Minute gedauert, da es aber nicht aufhörte, sondern nach einiger Zeit immer heftiger wurde, so erhob ich mich vom Lager und sah aus dem Krater eine mehrere tausend Fuß hohe weiße Rauchwolke sich erheben, welche rasch emporstieg, bald das Zenith erreichte und dann über die Solfiziokette fortzog. Jetzt vernahm man einen heftigen Schlag mit leichtem Erdbeben und eine schwarze Aschenwolke stieg empor. Wie wir so dem Schauspiel zusahen, bemerkten wir weißen Dampf in das Thal hinabsteigen, der sich uns immer näher und näher wälzte. Bald waren wir außer Zweifel, daß die Lava hervordrang, um unser tief gelegenes Val del Bove von verschiedenen Seiten anzugreifen. Ohne das mindeste gefrühstückt zu haben, machte ich mich ziemlich ermüdet auf den Weg, erstieg die nächste Anhöhe und war Augenzeuge, wie sich sieben gigantische Lavaströme über die steilen Abhänge in das Thal ergossen. Um 10 Uhr hatten wir den Rand des Feuermeeres erreicht, dessen vorrückende Geschwindigkeit beobachtet wurde. Es war eine solche Höllengluth, daß ich mich kaum auf 10 Fuß heranwagen konnte. Wir setzten eine Reihe von Signalen in der Entfernung von 20 zu 20 Fuß, die eines nach dem anderen durch den Strom begraben wurden. Millionen glühender Steine, wie Glasscherben klingend, rollten an der Testa di lava herab, die sich öffnete, die Gluthmassen vor sich herschob und uns zum Rückzuge nöthigte. Am Mittag war die Lava bereits am Boden des Thales angelangt. Ich bin gestern über die Stelle der Haupteruption ruhigen Schrittes fortgegangen. Der Ausbruch ist von hier unten aus nur in seinen unteren Theilen gut zu überblicken, denn ein Theil des höheren Berges wird durch die steilen Abhänge unserm Blick entzogen, dann aber ist die ganze Gegend auch mit dichtem Rauch bedeckt, durch den die Sonne roth hindurch scheint. Indessen ich hier in dem Zelt schreibe, dauert das Toben ununterbrochen fort, bald wie das Rollen fernen Donners, oder wie das Rollen eines Eisenbahnzuges, nach kurzem Gesause vernimmt man einen furchtbaren Krach, als ob auf einmal hundert Kanonen abgefeuert würden, dann wieder Rollen, Sausen und Pochen."

Heute war der Aetna völlig ruhig, kein Rauchwölkchen lag auf dem Gipfel. Wir ritten noch ein gutes Stück in das Thal hinein, uns immer an den Fuß der Serra del Solfizio haltend, bis zu einer offenen, aus auf einander geschichteten Lavablöcken einfach aufgeführten Hütte, wo wir unser Frühstück einnahmen und die Maulthiertreiber mit ihren Thieren entließen, da wir hierher auf keinen Fall zurückkehren wollten. Unser Plan war, einen Aufstieg zur Solfiziokette zu suchen und dann eine Gratwanderung auf derselben auszuführen, unter dem Centralkrater durchzugehen und mit einer zweiten Gradwanderung auf der Serra delle Concazze abzuschließen. Wir hätten damit die Valle del Bove von allen Seiten in Augenschein genommen. Das Gelingen dieses Vorhabens schien uns an erster Stelle von der Beschaffenheit des Schnees und des Eises an den Felsen abhängig zu sein, denn wir verfügten über keinen Pickel, um eventuell Stufen zu schlagen, und mußten uns auf unsre Spazierstöcke allein verlassen. Daß die Witterung auch ein Wort mitsprechen könnte, war angesichts des wolkenlosen Himmels nicht anzunehmen. Indessen sollten wir eines besseren belehrt werden. Als wir bald nach 7 Uhr an der Rocca piccola di Corvo uns anschickten, die Thalwand zu ersteigen, hörten wir einzelne kurze Windstöße, welche mit solchem Brausen hervorbrachen, daß wir anfangs im Zweifel waren, ob nicht der Vulcan in Thätigkeit getreten sei. Indessen wurde es gleich wieder ruhig, und wir gelangten ohne besondere Schwierigkeit über Geröll, breite Schneebänder und leichte Felsen auf die Grathöhe (1900 m). Das Gestein ist indessen äußerst bröckelig, und man muß unter den Wänden vor Steinschlag auf der Hut sein, denn in den Schneerinnen lagen Blöcke genug, die erst kürzlich von den Felszacken herabgestürzt waren. Die nun folgende Begehung des Grates ist landschaftlich fortwährend schön, da man den Süden Siciliens bis Syracus übersieht und im Norden über den Abgrund des Valle del Bove hinweg die Küste von Taormina und darüber hinaus zu Füßen hat. Sie ist auf der Schiena del Asino, wie dieser Theil der Solfiziokette heißt, bequem, aber dehnt sich sehr aus. Vor uns, scheinbar nur eine halbe Stunde von uns entfernt, liegt, aus der Seitenwand der Serra links hervorragend, die Montagnuola, die uns auf dem Wege von Nicolosi schon als schöner Gipfel entgegengetreten war, ein Krater des Jahres 1763, dessen Lavamassen damals die Bewohner am Südabhang des Aetna in große Gefahr brachten, so daß sie es für angezeigt erachteten, den heiligen syrischen Bischof um seine Vermittlung bei den himmlischen und unterirdischen Mächten anzugehen.

Durch die Klarheit der Luft getäuscht, brauchten wir noch zwei Stunden bis zu diesem Eruptionskegel und hatten einen Anstieg von 750 m zurückzulegen. Zuletzt wurde uns derselbe durch den jetzt stärker hervorbrechenden Wind erschwert. Nach kurzer Rast unterhalb des Gipfels — auf demselben war es im Sturm nicht möglich, Fuß zu fassen — geht es zunächst etwa 80 m hinab an den Rand des Valle del Bove hin, dann steigt unsre Route wieder an einer tiefen Mulde, der Cisterna, vorbei, einem bei der Eruption von 1792 entstandenen Einsturz, bis in die Nähe des Philosophenthurms, wo wir vor 8 Tagen gestanden hatten. Ein Blick auf die Uhr zeigt uns, daß zwei Stunden für uns nöthig gewesen waren, um die kaum 2 km lange, gleichmäßig und wenig ansteigende Strecke von der Montagnuola zurückzulegen. Der Schnee war zwar weich geworden, und wir brachen öfters bis über die Knie ein, aber diese Anstrengung wollte nicht viel bedeuten im Vergleich zu dem Ankämpfen gegen den Orkan, der sich jetzt mit aller Gewalt aufgemacht hatte. Er kam stoßweise mit rasender Wuth aus dem Westen. Der Himmel blieb dabei immer hell, und die Sonne bestrahlte die Schneefelder. Nur aus der Tiefe des Thales stieg, und zwar fortgesetzt sich erneuend, eine Nebelsäule senkrecht empor, welche dann auf der Höhe etwa, in der wir uns befanden, im Kreise herumgewirbelt wurde, zerriß und im Aether verschwand. Oefters waren wir außer Stande, im Sturme vorwärts zu kommen. Unsre mit Proviant, Seil und Kleidungsstücken bepackten Rucksäcke, die nicht leicht waren, flatterten uns geradezu um die Schultern, wiederholt wurden wir lang auf den Boden geworfen und mußten uns mit den Armen tief in den Schnee eingraben, um nicht die steile Thalwand hinabgeschleudert zu werden. Wir waren für eine Hochtour mit der Bekleidung und Schneehaube gut ausgerüstet, aber der Wind schlug so durch, daß wir im Gefühl des Nichtbekleidetseins bitterlich froren. Eine Erleichterung wäre es gewesen, wenn wir nur 20 m tief in das Thal hätten hinabsteigen können und hier die Hänge traversiren. Leider

Digitized by Google

fanden wir aber so viel Eis vor, daß es nicht möglich war, mit unsern Stöcken vorwärts zu kommen. Im Observatorium, von dem wir ja nicht fern waren, Rast zu machen, ging nicht an, da wir den Schlüssel nicht hatten, und zudem war der Tag schon vorgerückt.

Um zur Serra delle Concazze zu gelangen, mußten wir auf den Hauptkrater zugehen und ihn etwa zum Drittel umwandern. Der Schnee war inzwischen immer weicher geworden, und der Wind ließ nicht nach. So ging es nur langsam vorwärts, zumal auch Schwefeldämpfe, die vom Gipfel herunterkamen, recht lästig waren. Nach 1½ Stunden sahen wir ein, daß zur Ersteigung des höchsten Gipfels der Concazzekette weder Kraft noch Zeit ausreichten. Wir stiegen daher etwa 300 m in die Valle del Leone ab, wie der obere Theil der Valle del Bove hier heißt, überkletterten drei parallel in dieselbe sich hinabsenkende Grate und erreichten um 3 Uhr die Serra bei Rocca auf der Höhe von 2650 m. Eine Rast von 20 Minuten war hier um so angenehmer, als der Wind plötzlich nachgelassen hatte. Wir verfolgten nun den Gebirgsrücken ein Stück abwärts nach Osten zu, um das Thal auch von dieser Seite genau in Augenschein zu nehmen, dann aber wandten wir uns, da wir nach Zaffarana nicht zurückkehren wollten, und da die Zeit drängte, nördlich, fuhren die steilen Schneefelder schnell ab und standen nach kaum einer halben Stunde an der Grenze des Waldes, der sich von hier in das Alcantaratha hinabzieht. Der Waldboden war mit Blumen bedeckt, die Buchen hatten ihr hellgrünes Frühlingskleid angezogen, und in der Ferne rief der Kuckuck. Es war windstill, und die Nachmittagssonne wärmte nach sicilianischer Art. Welcher Gegensatz zu dem Sturm an den Eiswänden, an denen wir uns noch vor kurzem mühsam fortbewegt hatten! Die Landschaft erinnert hier an die der Alpen. Der Krater des Aetna ist hinter der weißen Gipfelreihe der Serra verschwunden, die als ein Gebirge für sich mit ihren steilen Wänden aus dem Wald hervorragt. Die schwarzen Lavafelder liegen unter einer grünenden Decke, und nur einzelne, stets isolirt liegende, wenn auch bewaldete Berglegel lassen uns nicht vergessen, daß wir des Hephästos Riesenwerkstatte nahe sind.

Nach einer Stunde treffen wir auf Hirten und Kohlenbrenner; bald sind wir bei den ersten Weingärten, und abwärts führende Wege schreiben uns jetzt die Route vor. Indessen ist es keine Erholung, auf dem glatten Steinpflaster hinabzugehen. Das Barometer zeigt uns, daß wir uns noch 1000 m über dem Meeresspiegel befinden, obgleich wir uns schon fast in der Ebene gewähnt hatten. So heißt es, da keine Reitthiere aufzutreiben sind, noch ein paar Stunden weiter laufen. Endlich um ½7 Uhr erreichen wir San Alfio, wo die Fahrstraße zwar anfängt, wo es aber noch keinen Wagen gibt. Touristen kommen wohl selten hierher, denn wir wurden von der Bevölkerung sprachlos angestarrt. In einer geräumigen Osteria laben wir uns mit dem ersten Tropfen, den wir seit Stunden vermißt hatten. Wir lassen uns einen Augenblick nieder. Schnell kommen Alt und Jung herein, um zuzusehen, wie die fremden Wunderthiere ein Glas Wein leeren. Bald treten noch mehr Leute herzu. Die Kinder hocken auf dem Boden, hinter ihnen stehen Knaben, dahinter Männer, von denen die letzten auf die Stühle an der Wand steigen. Im Centrum dieses amphitheatermäßigen Aufbaues sitzen die Opfer der Bestaunung und des magenzusammenziehenden Rothweines. Kein Wort wird laut gesprochen, nur zuweilen wird „scarpe“ geflüstert, und ehrfürchtige Blicke streifen unsre Münchner Bergschuhe. Die einbrechende Nacht mahnte dazu, diese Idylle abzukürzen. Nach anderthalb Stunden ziehen zwei müde Wanderer die staubige Landstraße entlang; endlich nach 8 Uhr nimmt sie ein Fuhrwerk auf, das sie in kurzer Zeit nach Riposto bei Giarre am Meere bringt, wo freundliche Wirthsleute sich ihre Erfrischung angelegen sein lassen.

Mittheilungen und Nachrichten.

—r— Das russische Finanzministerium gibt gegenwärtig eine ganze Reihe von Büchern heraus, welche den fernen Osten und seine Erforschung betreffen. So erschienen in der letzten Zeit „Beschreibung des Amur-Gebietes“, eine „Karte China's, Japans und Korea's“, und die „Chinesischen Häfen, welche eine Bedeutung für den russischen Handel im fernen Osten haben“. Soeben sind zwei Bände einer Beschreibung der Mandschurei nebst Karte unter der Redaction des Privatdocenten der St. Petersburger Universität Dr. Pasdnjejew erschienen. Dieses Buch bietet ein unendlich reiches Material für die europäische Literatur in der Erdbeschreibung, da es jenes wenig bekannte Land in ziemlich erschöpfender Weise behandelt und streng wissenschaftlich und ernst gehalten ist.

Aus der geographischen Beschreibung der Mandschurei geht hervor, daß das Land in zwei Theile — die nördliche und südliche Mandschurei — zerfällt, von denen jeder ein selbständiges Ganzes bildet und von denen der südliche mit China verschmilzt, während der nördliche, durch den auch die chinesische Ostbahn führen wird, in geographischer, klimatischer und ethnographischer Beziehung sich dem russischen Besitz anschließt. Eine genaue Beschreibung jedes dieser Theile des Landes zeichnet uns die gegenwärtige Lage derselben, wobei der nördliche Theil als der Rußland mehr interessirende in gewisser Hinsicht bevorzugt ist.

Betritt man von der Grenzfestung Alt-Zuruchaitu die Mandschurei, so gelangt man anfangs in die Sselontschakow-Steppe, weiterhin in die wüste Berglandschaft des großen Chingan, und erst bei den Flüssen Nonni und Sungari wird die Bevölkerung ziemlich dicht und zeigt sich eine rationelle Landwirthschaft. Die Flüsse Nonni und Sungari, die Hauptarterien des Landes, sind beide schiffbar und werden viel zur Belebung und zur Entwicklung des ganzen Landstriches beitragen. Die Bevölkerung der Mandschurei ist gemischt. Sie besteht aus Mandschuren, Daurieren, Birarern, Golden, Koreanern, Burjäten, Oloten und Chinesen. Besonders sind es die Chinesen, welche sich über die ganze Mandschurei verbreitet haben, so daß sie immer mehr und mehr chinesischem Einfluß unterliegt. Die Bevölkerungsstatistik des Landes ist noch recht traurig. Die Gesammtziffer der Bevölkerung schwankt nach den chinesischen Quellen zwischen 12 und 23 Millionen, doch nimmt der Autor die erstgenannte Zahl als die wahrscheinlichere von beiden an.

Sehr eingehend ist die ziemlich complicirte Verwaltungsform des Landes besprochen und anknüpfend hieran die einzelnen Städte, Flecken und Dörfer mit ihren charakteristischen Eigenheiten. Die Wege der Mandschurei sind vollständig ihrem Schicksal überlassen, und selbst die Regierung thut nur im äußersten Nothfall irgend etwas zu ihrer Herstellung. Im Werke sind die bekanntesten Wege genau angeführt und auf der Karte eingezeichnet und außerdem noch eine Reihe von Wegen nach chinesischen Quellen angegeben, deren Feststellung weiteren Forschern überlassen wird.

Der interessanteste Theil des Buches behandelt das Gewerbe und den Ackerbau der Mandschurei. Das Land ist hauptsächlich ein ackerbautreibendes Land; es wird neben den verschiedenen Getreidearten Mohn gesäet und Opium gewonnen, neben welcher Cultur namentlich die Seidenzucht eine hervorragende Stelle einnimmt. Im Sungari und seinen Nebenflüssen blüht die Perlenfischerei, welche bis zum Beginn dieses Jahrhunderts und auch theilweise die in die Gegenwart ein Regal der chinesischen Regierung bildete. Mit der Perlenfischerei beschäftigten sich für den Hof von Peking 59 Verbände zu je 30 Mann, welche oft Perlen bis zu einem halben Zoll im Durchmesser dem Hofe liefern konnten. Erstaunenswerth ist der Goldreichthum der Mandschurei. Aus der dem Werke beigelegten Karte geht hervor, daß alle Gebirge des Landes goldhaltig sind, und es werden in dem Text nicht weniger als 15 bekannte Goldwäschereien aufgezählt. Zur Charakteristik des gewonnenen Goldquantums ließe sich anführen, daß in dem berühmten Fluß Sheltuge im Laufe von drei Jahren an 500 Pud Gold gewonnen wurden; aus dem Gebirge Sianfin werden noch gegenwärtig alljährlich 50 Pud Gold producirt. Die Goldwäschereien sind meist in festen Händen und von einer Reihe von blühenden Ansiedelungen und Gemeinschaften umgeben, von denen die größten sich eine ziemlich unabhängige Stellung

Digitized by Google

im Staat bewahrt haben und dieselbe, sei es mit Gewalt oder durch Bestechung, zu wahren wissen. Ja, man erzählt, daß zur Zeit des chino-japanischen Krieges eine der Goldwäschereien um obren Sungari der Regierung ihre eigenen Truppen zu Hülfe schickte. Was das Vorkommen der anderen Metalle betrifft, so werden Silber, Blei und Eisen fast in allen Bergwerken gewonnen; von Mineralien Steinkohle, Schwefel, Soda u. a. Die mechanische Industrie und der Handel der Mandschurei sind noch wenig entwickelt und bieten der europäischen Unternehmungslust ein weites offenes Feld.

Bei den stets wachsenden Beziehungen Rußlands mit der Mandschurei und dem Bau der chinesischen Ostbahn wird sich Rußland alsbald der zwingenden Nothwendigkeit gegenübergestellt sehen, die Mandschurei sehr detaillirt zu erforschen. Aus diesem Grunde versucht das Werk bereits jetzt eine Reihe von Fragen zu lösen und berührt in übersichtlicher Weise das Geistesleben des Volkes.

Der zweite Theil des Werkes ist augenscheinlich dem Bedürfniß entsprungen, den Erbauern der chinesischen Ostbahn genaue Daten über die Witterung und das Klima zu geben. Hier finden wir ausführliche meteorologische Tabellen über die Temperatur, die atmosphärischen Niederschläge und den Druck, über die Windrichtung, das Aufgehen und Zufrieren der Flüsse, die absolute Höhe der Berge und die Entfernung zwischen den einzelnen Städten, sowie die Bevölkerungsziffern der Provinzen. Sehr nützlich sind ferner die Angaben über den chinesischen Kalender für die Periode von 1897—1910 und eine vollständige Literatur über das Land. Dem Werke ist eine Karte der Mandschurei beigelegt, welche 80 Werst auf den Zoll umfaßt, d. h. also die russische Generalstabskarte bei weitem an Genauigkeit übertrifft und namentlich an den Grenzen der Mandschurei nach Korea und der Mongolei ganz Zuverlässiges bietet. Von größtem Interesse ist schließlich die in die Karte eingezeichnete chinesische Ostbahn, welche hier in zwei Richtungen figurirt, eine mehr nördlich auf Zizikar und Chulan-Tschen zu, die andere etwas südlicher nach Bodune hin.

Das Werk ist sehr lebendig und interessant geschrieben und dürfte wohl binnen kurzem auch in deutscher Uebersetzung erscheinen, um einem weiteren Lesepublicum zugänglich zu werden.

* **Kgl. sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.** Verhandlungen der mathematisch-physischen Classe 1897. Gesammtsitzung vom 23. April. Vortrag hielt Hr. Johannes Wisliceuus, o. M.: *„Die geometrischeisomeren Pseudobutylene." — Sitzung vom 3. Mai. Hr. Ad. Mayer, o. M., legte zwei Abhandlungen vor: 1. von J. Thomae, o. M.: *„Lineare Construction der Fläche zweiter Ordnung aus neun Punkten." 2. Von Hr. v. Webee in München: *„Resumé einer Integrationstheorie höherer partieller Differentialprobleme." Hr. Sophus Lie, o. M., trug vor: *„Die Theorie der Integrallinearionten ist ein Corollar der Theorie der Differentialinvarianten." — Außerordentliche Sitzung vom 31. Mai. Hr. E. Lie, o. M., legte eine Abhandlung von W. Aheens in Rostock vor: *„Zur Theorie der adjungirten Gruppe." (Die mit * bezeichneten Abhandlungen sind im III. Heft der Sitzungsberichte von 1897 enthalten, das außerdem noch von früheren Vorträgen veröffentlicht: Friedrich Engel: „Ueber lineare homogene Transformationen." W. Ostwald: „Studien über die Bildung und Umwandlung fester Körper." Johannes Wisliceuus: „Die tautomeren Formen des Dibenzoylmethans.")

* In der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg hat Prof. Dr. Hahn kürzlich eine Erscheinung besprochen, welche bisher in Deutschland wenig beachtet sein dürfte. „An warmen, stillen Sommertagen, niemals im Winter und nie bei kühlem und windigem Wetter, hört man bisweilen auf freiem Felde, aber auch im Walde, ein unablässig surrendes, dem Summen eines großen Mückenschwarmes sehr ähnliches Geräusch. Englische Naturforscher pflegen dies als „Humming in the air" zu bezeichnen. „Gewöhnlich nimmt man an," fuhr Prof. Hahn fort, „daß dieses Summen wirklich durch ungezählte, in ziemlicher Höhe schwebende Insekten verursacht wird. Es ist jedoch merkwürdig, daß es nie gelingen will, diese Insecten, deren Anzahl übrigens eine unsinnbar große sein müßte, zu Gesicht zu bekommen. Tomlinson, Tuckell u. a. constatiren ausdrücklich, daß sie mit allem Fleiß nach den Insekten, welche das Summen verursachen könnten, geforscht haben, nie aber solche finden konnten. Mir selbst ist es nie anders ergangen. Es liegt deshalb nahe, hier an aufsteigende Luftströme zu denken, wie sie an warmen Sommertagen am häufigsten vorkommen müssen und dann auch hörbar werden können. Jedenfalls wird es von Interesse sein, über dieses leise, aber für unsre schönsten Sommertage sehr bezeichnende Geräusch zuverlässigen Aufschluß zu gewinnen."

* Eine **Römervilla** ist kürzlich bei dem Dorfe **Nendeln** im Fürstenthum **Liechtenstein** entdeckt und bloßgelegt worden. Der Fund, der auch deßwegen von Interesse ist, weil er zur genaueren Feststellung der das Fürstenthum durchziehenden Römerstraße beiträgt, ist ein sehr geräumiger Bau, dessen innere mannichfaltige Raumeintheilung, 16 Abtheilungen, darunter drei für Badezwecke, auf größere Ansprüche an Ausstattung schließen läßt. In der Nähe der Villa hat auch eine etwa $^3/_4$ m hohe, ganz mit großen Buchstaben bedeckte Säule aus Sandstein gestanden, die zwar gefunden, aber leider bei den Ausgrabungsarbeiten wieder abhanden gekommen ist, ohne daß vorher der Inhalt des Denkmals festgestellt worden wäre. An Kleinfunden ergab sich bei der Bloßlegung eine Anzahl von Münzen, Bronzegegenständen und eine Statue der Vesta, Palladium und Scepter haltend.

Landau i. Pf. Alte Wandgemälde in der Stiftskirche. Die im 13. und 14. Jahrhundert im frühgothischen Stil erbaute Stiftskirche zu Landau, welche während langer Zeit die einzige Kirche der Stadt war und von beiden Confessionen benützt wurde, ist im Jahre 1893 in den Alleinbesitz der Protestanten übergegangen und wird gegenwärtig unter Leitung des Professors Heinrich Frhrn. v. Schmidt einer umfassenden Restauration unterzogen. Im Laufe der Jahrhunderte sind viele Stürme über diese Kirche gegangen. Die schweren Beschädigungen, welche sie während der vielen Belagerungen und Beschießungen der Stadt, besonders im vorigen Jahrhundert, erlitt, wurden meist nur nothdürftig ausgebessert, und auch in späterer Zeit wurde die Kirche, solange das Simultaneum währte, nur mangelhaft unterhalten. Die protestantische Gemeinde Landau hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, ohne Rücksicht auf die gehen hiedurch gefoderten Opfer die Spuren der langen Vernachlässigung zu tilgen und unter möglichster Schonung des Bestehenden die altehrwürdige Kirche in ihrer monumentalen Schönheit wieder herzustellen und sie zugleich für den protestantischen Gottesdienst möglichst zweckmäßig einzurichten. Daß dieser Zweck erreicht wird, dafür bürgt der anerkannte Name des bauleitenden Architekten. Es ist hier nicht der Platz, das Restaurationsproject und die bedeutenden, für den Fachmann ohne Zweifel höchst bemerkenswerthen Arbeiten näher zu schildern, welche zur Sicherung des Bestandes des Gebäudes durch Verstärkung und theilweise vollständige Erneuerung der Fundamente und Strebepfeiler unternommen werden mußten. Dagegen verdienen mehrere bei Ausführung dieser Arbeiten gemachte Funde in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Hier ist vor allem eine Reihe von alten Wandgemälden zu erwähnen, welche, vergessen und seit Jahrhunderten unter mehrfachen Tünchen verdeckt, jetzt wieder zum Vorschein kamen. Am besten erhalten sind vier Bilder, welche in dem später als katholische Sacristei benützten Raum an der Nordostecke der Kirche aufgefunden wurden. Dieser Raum, ursprünglich vielleicht der Capitelsaal des mit der Kirche verbundenen Klosters der Steigerherren, ist der einzige noch erhaltene Theil der alten Conventsgebäude und, da das Kloster 1276 gestiftet wurde, sehr bald darnach, sicher vor dem Schluß des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Die hier entdeckten Gemälde stammen, wie schon aus der Buchstabenform an den sich daran findenden Inschriften ersichtlich ist, aus derselben Zeit.

Das erste dieser Bilder zeigt Maria mit dem Jesusknaben, vor ihr eine weibliche Gestalt mit einem Buche in der rechten Hand, rechts den Erzengel Michael mit gezücktem Schwert, welcher den unter dem Bilde eines Drachen dargestellten Satan unter seine Füße tritt. Auf dem zweiten Gemälde, der Auferstehung Christi, ist der Erlöser abgebildet, wie er mit der Auferstehungsfahne in der Hand aus dem Grabe steigt. Unten am Grabe liegen die schlafenden Wächter. Auf beiden Seiten stehen oder knieen die hl. Veronica, Odilia, Katharina und Apollonia mit ihren Symbolen. Dabei die Inschrift: „Ornte pro me". Das dritte Bild, die hl. Dreifaltigkeit, stellt Gott den Vater auf der Stadt Gottes sitzend dar. Mit beiden Händen hält er das Kreuz, an welchem Christus hängt. Im linken Kreuzeswinkel sieht man den hl. Geist in Gestalt einer Taube. Das vierte Wandgemälde gibt das Leiden Christi und zeigt Jesus, von den Leidenswerkzeugen umgeben, über seinem Haupte die Inschrift: „Misericordia domini". Auf allen vier Bildern findet sich in einer Ecke der Stifter oder die Stifterin im Gebete knieend, dabei ein Wappen, drei goldene Kronen im schwarzen Felde, der Helm von einer Krone mit Federbusch überragt. Dasselbe Wappen ist auch an mehreren Schlußsteinen der

Seitenschiffgewölbe angebracht. Außerdem ist in dem Tonnengewölbe dieses Raumes über einer jetzt theilweise zugemauerten früheren Eingangsthüre ein altes Wandmuster von edler Form erhalten, unter dem die Worte stehen: „O, sacerdotes oeste pro me.“ Bei allen diesen Bildern ist die Zeichnung in schwarzen Contouren. Die Farben sind, soweit sie nicht beim Aufdecken beschädigt wurden, sehr gut erhalten.

Die in der Kirche selbst aufgedeckten Gemälde sind leider ausnahmlos stark beschädigt und großentheils nur noch in Fragmenten vorhanden. Im Hauptschiff findet sich nur noch die decorative Einfassung einzelner Bögen, von hier zur Decke reichenden Bändern umzogen. Die Säulen waren roth bemalt. Im nördlichen Seitenschiff beim Eingang in die Sacristei sind noch Reste mehrerer Gemälde vorhanden, welche durch verticale rothe Bänder von einander abgetheilt, noch Falten von Gewändern und ähnliches erkennen lassen, ohne daß der dargestellte Gedanke sich bestimmen läßt. Nur die Gestalt eines Bischofs mit Mitra und Nimbus, welcher eine ihm zu Füßen liegende weibliche Figur segnet, ist noch ziemlich deutlich zu erkennen. Ueber das Ganze erstreckt sich eine Inschrift, von welcher aber leider über dem ersten Bilde nur . . . us imperator, über dem zweiten die Worte: „Der erst rudolfus“, letzterer Name nicht mit zweifelloser Sicherheit, lesbar sind. Wären diese Inschriften vollständig erhalten, so hätten sie wohl interessante Aufschlüsse über den Bau der Kirche, welcher unter Rudolf von Habsburg begonnen wurde, sowie über die Geschichte der Stadt Landau gegeben, welche von diesem Kaiser 1293 die Rechte einer freien Reichsstadt erhielt. An dem Ostgiebel dieses nördlichen Seitenschiffs ist noch ein kaum mehr erkennbares altes Gemälde aufgedeckt worden, welches Christus am Kreuz mit Maria und Johannes zum Gegenstand hat.

Im Chor der Kirche wurde auf der Südseite nur in einer Nische als Wanddecoration eine schöne Bordüre, sowie in einem Zwickel darüber eine geflügelte liegende Gestalt, wahrscheinlich ein Engel, vorgefunden. Reste eines größeren, stark beschädigten Figurenbildes wurden auf der Nordseite des Chores bloßgelegt. Dasselbe zeigt in der Mitte oben zwei Engel, welche das Schweißtuch mit dem Haupte Christi tragen. Links ist König Salomo dargestellt, unter ihm der Evangelist Johannes, rechts eine nicht mehr erkennbare Figur, vielleicht König David, unter ihm der Evangelist Matthäus mit seinem Symbole. Auf einem Spruchbande links ist noch zu lesen: „Salomon sedecimo . . panem de coelo“ (nach Weish. Sal. 16, 20); auf einem ähnlichen rechts ist nur das Wort homo lesbar. Dieses Bild scheint aus etwas späterer Zeit zu stammen, aber immerhin noch dem 14. Jahrhundert anzugehören. An derselben Wand ist weiter nach Westen noch der Rest einer größeren alten Inschrift aufgedeckt worden, von welcher leider nur das Wort comes mit Sicherheit entziffert werden kann. Die vorausgehenden Worte sind vielleicht „episcopus comigo“ zu lesen. Wäre diese Lesung richtig, so würde sich die Inschrift auf den Speyerer Bischof Gerlach Emich von Leiningen († 1321) und vielleicht auf die Consecration der Kirche beziehen, welche durch diesen Bischof geschehen sein mag.

Die Aufdeckung aller dieser Gemäldereste wurde mit großer Sorgfalt durch den Maler Fußhöller von Landau bewirkt, welcher von denselben auch mit anerkennenswerthem Verständniß Copien anfertigte. Die Kirchenverwaltung Landau wird bestrebt sein, bei Restauration der Kirche alle diese Bilderreste, soweit immer möglich, zu erhalten. Leider wird dies gerade bei den am besten conservirten Bildern in der Sacristei besondere Schwierigkeiten haben, da man in Ermangelung jedes anderen hiezu verwendbaren Raumes hier wahrscheinlich die Heizkammer für die beabsichtigte Centralheizung der Kirche anzubringen genöthigt sein wird.

Ein weiterer für die Geschichte der Stadt Landau bedeutsamer Fund wurde in den letzten Tagen in Gegenwart des Professors Frhrn. v. Schmidt gemacht. Bei Erneuerung der zu schwachen Strebepfeiler an dem gegen Ende des 15. Jahrhunderts an die Kirche angebauten zweiten nördlichen Seitenschiffe fanden sich nämlich mehrere in die Fundamente eingemauerte, sorgfam behauene Steine vor, welche zweifellos von in edlen Formen ausgeführten Rundbogenfenstern herrühren. Es sind dies die ersten und einzigen bis jetzt in Landau entdeckten Ueberreste eines romanischen Bauwerks. Die älteste Urkunde, welche die Stadt Landau nennt, stammt aus dem Jahre 1268, und noch in einer Urkunde Rudolfs von Habsburg von 1291 wird sie eine neue Pflanzung genannt. Man hat deßhalb bisher angenommen, daß auch die Gründung der Stadt in eine Zeit fällt, welche jener ersten urkundlichen Erwähnung nur wenig vorausgeht, daß also Landau kaum länger als seit der Mitte des 13. Jahrhunderts besteht. Da nun die fraglichen Steine bei der Nähe von ein durchaus geeignetes Baumaterial enthaltenden Steinbrüchen keinenfalls aus größerer Entfernung herbeigebracht wurden, so läßt es der jetzt gemachte Fund als wahrscheinlich erscheinen, daß schon in der Zeit des romanischen Baustils auf dem Gebiete der Stadt Landau, vielleicht in unmittelbarer Nähe der Kirche aber an derselben Stelle, an welcher im 15. Jahrhundert das betreffende Seitenschiff errichtet wurde, ein Bauwerk stand, welches, sei es nun eine Kirche oder ein Profanbau gewesen, mit einem gewissen Aufwande ausgeführt und sicher nicht ohne Bedeutung war. Trifft dieser Schluß zu, so wäre der Ursprung der Stadt Landau um eine ziemliche Zeit weiter zurück zu datiren und in das 12. Jahrhundert zu setzen. Ein sicherer Beweis hiefür ist freilich nicht gegeben, da es auch möglich ist, daß das in Rede stehende Gebäude nicht innerhalb der Mauern Landau's, sondern in einem der älteren, längst verschwundenen Dörfer stand, welche schon vor Gründung der Stadt in deren nächster Nähe bestanden. In letzterem Falle könnten die Steine von der alten Kirche des eingegangenen Dorfes Mühlhausen stammen, welche nach urkundlichen Nachrichten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch bestand, später aber nicht mehr erwähnt wird. J. Rey.

* **Bonn.** Für Geologie habilitirte sich als Privatdocent Dr. Erich Kaiser mit einer Antrittsvorlesung über die Vergletscherung Deutschlands zur Diluvialzeit.

* **Berlin.** Die Angelegenheit der Staatsprüfung für technische Chemiker hat eine neue Gestalt angenommen. Das Reichsgesundheitsamt, das von der Regierung mit den Vorarbeiten betraut ist, wird, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, im October eine Conferenz nach Berlin berufen; es sollen chemische Industrielle sowohl wie Lehrer von den deutschen Universitäten und technischen Hochschulen zu dieser Berathung hinzugezogen werden. — Neuerdings hat sich der Verein deutscher Chemiker der Frage weiterer Professuren zugewandt und an den Cultus- und den Finanzminister Eingaben gerichtet, welche die Begründung außerordentlicher Lehrstühle für allgemeine und specielle technische Chemie bezwecken. Diese Lehrkräfte sollen namentlich an die in chemischen Industrieeinmittelpunkten gelegenen Universitäten berufen werden.

* **Breslau.** Als Privatdocenten habilitirten sich in der medicinischen Facultät Dr. Kader, Assistent an der chirurgischen, und Dr. Kühn, Assistent an der medicinischen Universitätsklinik.

* **London.** Im Longman'schen Verlage ist ein neues Werk des größten lebenden Kenners der ersten englischen Revolution, Prof. Gardiner, erschienen. Es betitelt sich: „Cromwells Place in History“. Nach der Meinung des Verfassers besitzt Cromwells Charakter alle die scheinbar unvereinbaren Gegensätze, welche sich noch heute beim englischen Volke vorfinden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Victor Tilgners ausgewählte Werke. Erläuternder Text von Ludwig Hevesi. Lfg. V. 12 Blatt in Lichtdruck. Wien, J. Löwy 1897. — Zeitschrift für bildende Kunst. VIII. Jahrgang. Heft 10. Juli 1897. Leipzig, Seemann u. Co. — *Annuario statistico Italiano* 1897. Roma, G. Berteco 1897. — Kurze Geschichten I, 3. Fritz Mauthner: Die Retterin; Marie Janitschek: Abendsonne; Ludwig Fulda: Der nächste Morgen; Heaton Hill: Das Geheimniß des Meßbuchs. Berlin, Verlag der Romanwelt 1897. — Historische Zeitschrift, begr. v. H. v. Sybel, hgg. v. Friedrich Meinecke. N. F. 43. B. (= Bd. 79.) 2. Heft. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — Dr. Alois Höfler: Die metaphysischen Theorien von den Beziehungen zwischen Leib und Seele. (S.-A. aus des Verfassers Psychologie.) Wien u. Prag, F. Tempsky 1897. — Der Musikfreund. Nr. 4, 24, 34, 51, 63, 66, 67, 72, 81: Beethovens Symphonien erläutert von Gustav Erlinger u. v. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge, hgg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 226, 227 (R. v. Weinzierl: Die Branzezeit in Böhmen; Die II. Wanderversammlung des Deutschen Vereins). Prag, Fr. Härpfer (Comm.) 1897. — R. Krieg: Das Alter und der Bestand der Kirchenbücher in der Provinz Hannover (S.-A. aus der Zeitschrift des Histor. Vereins für Niedersachsen 1896). — Derselbe: Das Alter und der Bestand der Kirchenbücher im Herzogthum Braunschweig (S.-A. aus der Zeitschr. des Harzvereins. Jahrg. 28. 1895). — Adolf Harnack: Ueber die jüngst entdeckten Sprüche Jesu. Freiburg i. B. 2c., J. C. B. Mohr 1897.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 13. August. Nummer 180.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Ein Beamter der Republik Florenz zur Renaissancezeit. Von Dr. Ernst Kestner. — Die Ausstellung im Leipziger Kunstgewerbemuseum. Von W. v. Seidlitz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Beamter der Republik Florenz zur Renaissancezeit.

Von Dr. Ernst Kestner.

Es ist bekannt, wie zu Anfang des 15. Jahrhunderts das Studium des Alterthums und die Begeisterung für das, was von ihm geblieben war, in Italien eine neue geistige Bewegung hervorrief, welche sich dann allmählich über die ganze gebildete Welt verbreitete. Florenz war der eigentliche Sitz und Mittelpunkt dieses neuen Lebens. Wie die Künstler an den damals noch recht geringen Ueberbleibseln der alten Baukunst und Plastik sich bildeten, so studirte die vornehme Florentiner Jugend mit unendlicher Hingabe alles, was von dem Schriftthum der Alten noch geblieben war. Und wie die Künstler nach den Vorbildern alter Kunst ihre Werke zu gestalten suchten, so ahmten die Studirten in ihren Schriften die großen Classiker des Alterthums nach. Aber zwischen beiden waltete doch ein großer Unterschied. Die Künstler, welche nur Trümmer vorfanden, mußten, um vollendete Kunstwerke im Stil der Alten zu schaffen, sehr viel von ihrer eigenen Phantasie und Erfindungsgabe hinzuthun, und so gelang es ihnen, eine neue künstlerische Ausdrucksweise zu schaffen, die den Bedürfnissen der Zeit, in welcher sie lebten, entsprach. Die Schriftsteller dagegen waren von den antiken Meisterwerken, die in ihrem vollem Glanze sich vor ihnen enthüllten, geradezu wie geblendet, sie verloren ihre Originalität und beschränkten sich darauf, die hohen Vorbilder in fast sklavischer Weise nachzuahmen. Auch dadurch, daß sie durchweg lateinisch schrieben, verloren sie den festen Grund, welchen der Zusammenhang mit dem Volksleben jedem Schriftsteller geben muß. So bedeutet die Literatur jener Zeit, in der Donatello, Ghiberti und Brunellesco wirkten, geradezu einen Rückschritt; denn unter den Prosaikern jener Periode war keiner, der sich dem Boccaccio, unter den Dichtern niemand, der sich nur entfernt einem Dante hätte vergleichen können. So ist es denn auch nicht mehr als billig, wenn die damaligen Literaten völliger Vergessenheit anheimgefallen sind, während der Ruhm der gleichzeitigen, eben genannten Künstler noch fortwährend im Steigen begriffen ist. War also die Beschäftigung mit den alten Classikern für die Productivität der Gebildeten geradezu verderblich, so wirkte sie doch in anderer Weise Großes. Die vornehmen Florentiner, welche ihre Jugend mit classischen Studien hingebracht hatten, suchten nicht nur in ihren Schriften, sondern namentlich auch in ihrem Leben die Alten nachzuahmen. Sie bestrebten sich, jenem Ideale gleichzukommen, das sie sich aus der Lectüre des Plutarch von der Lebensführung der großen Männer des Alterthums gebildet hatten. Römische Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit und Unbestechlichkeit waren die Tugenden, die sie nach dem Vorgange der Alten ins praktische Leben zu übertragen suchten. So geht denn durch diese Kreise ein höherer, von echter Begeisterung getragener Schwung; jeder einzelne sucht seine Persönlichkeit nach den antiken Vorbildern zu gestalten und auszubilden. Da alle diese Männer, den ersten Florentiner Familien angehörig, zugleich Beamte der Republik waren, so wurde damals der Staat von Florenz ganz vortrefflich bedient. Mit solchen Charakteren hätten sich höhere politische Ziele erreichen lassen, wäre nicht bei der Zerrissenheit Italiens und dem Mißtrauen all der kleinen Staaten gegen einander jeder Fortschritt in dieser Richtung geradezu unmöglich gewesen.

Diese florentinischen Beamten, welche in ihrer Jugend mit Eifer die antike Bildung eingesogen hatten und darauf in ihrer praktischen Thätigkeit die so gewonnenen Ideale durchzuführen strebten, dabei aber stets weiter studirten und schriftstellerisch thätig waren, bilden eine hoch interessante Erscheinung der frühen italienischen Renaissancezeit. Zu ihnen gehören die Staatssecretäre Lionardo und Carlo d'Arezzo, die Brüder Acciajoli, verschiedene Mitglieder der vornehmen Familien Strozzi und Pazzi und viele andere, deren Namen freilich jetzt verschollen sind. Ein Zeitgenosse, der treffliche Buchhändler Vespasiano da Bisticci, hat uns in seinen Biographien, welche ein unschätzbares Quellenwerk für jene Zeit sind, ein höchst anschauliches und anziehendes Bild von der Thätigkeit jener Männer entworfen. Er kannte sie alle persönlich, bewunderte ihr hohes und uneigennütziges Streben und suchte durch seine Schrift ihr Andenken der Vergessenheit zu entreißen. Mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt hat der Biograph das Leben eines von ihnen geschildert, des Giannozzo Manetti, welcher als Diplomat, Verwaltungsbeamter und Redner in der Geschichte von Florenz eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Der genannte stammte aus einer ansehnlichen Florentiner Kaufmannsfamilie und fühlte sich schon in früher Jugend zu der eben aufblühenden Wissenschaft der Antike hingezogen; da aber sein Vater dieses Studium nicht billigte, mußte er bis zum 25. Jahre warten, ehe er sich ihm völlig widmen konnte. Mit um so größerem Eifer gab er sich dann der lange ersehnten wissenschaftlichen Thätigkeit hin; er gehörte zu jenen strebsamen und rastlosen Naturen, die mit der Minute geizen, und in einer neunjährigen wohl ausgenutzten Studienzeit brachte er es so weit, sich das ganze Gebiet des damaligen Wissens zu eigen zu machen. Nicht nur Griechisch und Lateinisch, auch Hebräisch hatte er gelernt und benutzte die Kenntniß der letzteren Sprache gern dazu, um mit jüdischen Gelehrten über religiöse Fragen zu disputiren. Bei solchen Gelegenheiten entwickelte sich auch sein großes rednerisches Talent, das ihm in seiner späteren Laufbahn sehr zu gute kam.

Sein vielseitiges Wissen eröffnete dem etwa 35jährigen Mann eine Stelle im Rathe seiner Vaterstadt, und um das Jahr 1440 wurde er zum Mitglied der Signorie erwählt. Zu jener Zeit war Cosmo von Medici, welcher 1434 aus

der Verbannung zurückgekehrt war und all seine früheren Gegner unschädlich gemacht hatte, der unbestrittene Herr von Florenz. Eine amtliche leitende Stellung hatte er freilich nicht; er war und blieb nur ein einzelnes Mitglied des großen Raths, nur daß er durch sein hohes persönliches Ansehen, verbunden mit seinem gewaltigen Reichthum, in allen politischen Fragen den Ausschlag gab. Dem Namen nach aber hatte die Signorie die Souveränetät über den Staat, und aus ihr wurden die Verwaltungsbeamten und die Gesandten gewählt. Um so eifriger wachte der thatsächliche Machthaber darüber, daß niemand aus dem Rathe größeren Einfluß auf die Geschäfte errang, und hatte auch Mittel genug an der Hand, um einen unbequemen Nebenbuhler zu stürzen oder zu vertreiben.

Als Giannozzo Manetti in die Signorie eintrat, war es sein höchstes Bestreben, die Ideen, welche er aus dem langjährigen Studium der Alten geschöpft hatte, nun ins wirkliche Leben zu übertragen. Die großen Männer des Alterthums schwebten ihm bei jeder seiner Handlungen vor. Sein Vorbild war vor allem Cicero, dessen Reden er eifrig studirt und nach welchem er seine natürliche Gabe der Beredsamkeit ausgebildet hatte. Gar bald galt er als der beste Redner im Rath, und wo es sich darum handelte, eindrucksvolle Fest- oder Empfangsreden zu halten, wurde er jedesmal vorgeschickt. Solche Reden waren zumeist lateinisch; war dieses doch nicht allein die Sprache der Kirche, sondern ebenso die des auswärtigen diplomatischen Verkehrs, wie jetzt das Französische, und jeder gebildete Florentiner beherrschte es völlig. Während seiner ganzen Amtszeit hat er aber auch die classischen Studien mit Eifer fortgesetzt und ist ebenso stets schriftstellerisch thätig geblieben. Seine Schriften sind durchweg lateinisch; daß er auch in seiner italienischen Muttersprache ebenso gut seine Gedanken hätte entwickeln können, scheint ihm so wenig wie seinen Mitstrebenden in den Sinn gekommen zu sein. So sehr lastete das Gewicht und die Autorität römischer Sprache und Literatur damals auf den Gemüthern der Gebildeten.

Eines der ersten Aemter, die ihm übertragen wurden, war die Statthalterschaft über das kleine toscanische Städtchen Pescia. Gleich hier trat er wie ein antiker Römer auf. Als die Landleute nach alter Gewohnheit ihm die freiwilligen Abgaben an Holz und Pferdefutter darbrachten, wies er sie zurück; er habe Mittel genug, um sich seine Bedürfnisse selber einzukaufen. Ganz im Gegensatz zu seinen Vorgängern nahm er weder Geschenke noch Bestechungen an, ja er schoß der Gemeinde Geld vor, als sie durch drückende Kriegsabgaben in Verlegenheit gerathen war. Auf seine Unterbeamten hatte er ein scharfes Auge und entließ die, welche sich zu bereichern suchten, sofort. Und während der Muße, welche ihm der Aufenthalt in dem stillen Orte gewährte, verfaßte er zwei lateinische Schriften nach dem Vorbild des Plutarch, die Lebensbeschreibungen des Sokrates und des Seneca.

Nach Florenz zurückberufen, hatte er zum erstenmal Gelegenheit, sich als öffentlicher Redner zu zeigen. Es handelte sich um einen feierlichen Act, der ganz im Sinne des Alterthums gedacht war. Der Staatskanzler und verdiente Geschichtschreiber der Stadt, Lionardo von Arezzo war gestorben, und die Signorie beschloß, ihn bei seiner Bestattung feierlich mit dem Lorbeer zu krönen. Vor einer großen Versammlung hielt Giannozzo Manetti die Leichenrede und legte zum Schluß dem Todten den Kranz aufs Haupt. Wahrscheinlich fand diese Ceremonie in der Kirche S. Croce statt, wo noch jetzt sich das prachtvolle, in den reizenden Formen der Frührenaissance ausgeführte Grabmal des Kanzlers erhebt.

Vor größere Schwierigkeiten wurde Giannozzo gestellt, als man ihm die Statthalterschaft von Pistoja, einer größeren Stadt des florentinischen Gebietes, übertrug. Hier standen sich, wie in den meisten Städten Italiens, zwei Parteien, die sich um die beiden vornehmsten Familien schaarten, feindlich gegenüber. Häufige Kämpfe und Mordthaten, völlige Unsicherheit des Verkehrs waren die Folge davon; die Straßen boten nur zu oft das Bild, wie es uns Shakespeare so anschaulich in „Romeo und Julie“ vor Augen geführt hat. Dem Beamten, der die Autorität des Staates repräsentirte, war es schwer, bei den inneren Zwistigkeiten die Unparteilichkeit zu bewahren. Giannozzo erstrebte und erlangte auch den Ruhm, daß während seiner Amtszeit niemand sagen konnte, welcher der beiden Parteien er mehr zugeneigt gewesen wäre. Sein Streben war darauf gerichtet, wenigstens zeitweilig die Ruhe herzustellen, und er erreichte das durch Friedensschlüsse und Versöhnungen, die er unter dem Beistand der Kirche zwischen einzelnen Mitgliedern der feindlichen Parteien stiftete. Auch das Glücksspiel, das vom Gesetz verboten war, war damals in Pistoja stark im Schwung; vergeblich hatten frühere Beamte sich bemüht, durch Geldstrafen diesem Uebel zu steuern, die freilich in den meisten Fällen nicht eingebracht werden konnten. Manetti erklärte, er wolle eine Strafe setzen, die jeder bezahlen könne, und erließ eine Bekanntmachung, daß jeder, der bei verbotenem Spiele ertappt werde, vier Hiebe mit dem Strick bekommen solle. Das half, und binnen kurzem war dieser Mißstand beseitigt. Zugleich beschäftigte er sich eifrig mit der Vergangenheit der Stadt und legte die Resultate seiner Forschungen in einem in vier Bücher getheilten Geschichtswerke nieder. Bei aller Strenge hatte er sich doch die Liebe der Bevölkerung erworben, und als seine Amtszeit verflossen war, überreichten ihm die Einwohner eine Fahne mit dem städtischen Wappen und einen mit Silber beschlagenen Helm, ein Meisterwerk der Kunst.

Als Manetti nach Florenz zurückkehrte, harrte seiner eine Aufgabe anderer Art. In Rom war soeben Nikolaus V. zum Papst gewählt, und alter Gewohnheit gemäß rüstete die Stadt Florenz eine Gesandtschaft aus, die das neu erkorene Haupt der Christenheit beglückwünschen sollte. Da der neue Papst ein begeisterter Freund der classischen Bildung war, so hatte man einen Redner nöthig, der ihn in fehlerlosem Latein und mit ciceronianischer Beredsamkeit begrüßte. Hiezu wurde Manetti ausersehen. Die Gesandtschaft, welche aus den angesehensten Bürgern, einem Pitti, einem Capponi und Cosimo's Sohne Piero bestand, machte sich mit zahlreichem Gefolge auf nach Rom. Im Vatican gab Nikolaus V. den Florentinern Audienz, und hier hielt Manetti seine Begrüßungsrede, welche den neuen Papst entzückte und die classisch gebildeten Zuhörer zur Bewunderung hinriß. Er machte an jenem Tage, so sagt sein Biograph, sich und seiner Stadt die größte Ehre, und am römischen Hofe sprach man von nichts anderem als von seiner Beredsamkeit. Außer dem Ruhm brachte ihm diese aber noch ein vortheilhafteres Gut ein, nämlich die Freundschaft des Papstes, welche sich ihm in späterer Zeit sehr nützlich erweisen sollte.

Bei seiner Rückkehr fand er seine Stadt in Kriegsvorbereitungen. König Alfons von Neapel hatte den Florentinern den Krieg erklärt, und diese mußten einen jener Condottieri in Dienst nehmen, die damals den italienischen Staaten gegen gutes Geld ihre Miethssoldaten zur Verfügung stellten. Manetti wurde beauftragt, einen dieser Heerführer zu werben, und dabei gelang ihm ein kleines diplomatisches Meisterstück, das in Florenz großes Aufsehen machte. Die bedeutendsten Söldnerführer jener Zeit waren der Herzog Friedrich von Urbino und Sigmund Malatesta von Rimini, welche die geringen Einkünfte, die ihnen ihre Staaten boten, durch die Vermiethung und

Digitized by Google

Führung von Soldtruppen aufs willkommenste ergänzten. Beide waren durchaus verschiedene Charaktere und hatten bloß eines mit einander gemein: sie waren eifrige Beschützer der Künste und Wissenschaften. Der ruchlose, gewaltthätige, ehrgierige Malatesta förderte sie, um dadurch ewigen Ruhm zu erlangen; der milde, menschenfreundliche Urbinate beschützte sie um ihrer selbst willen, und weil sie ihm den reichsten geistigen Genuß gewährten. Die beiden ungleichen Nachbarn lagen fortwährend in Hader mit einander und haßten sich bitter; war der eine von irgend einer kriegführenden Partei in Sold genommen, so konnte man sicher sein, den anderen auf der gegnerischen Seite zu finden. Als daher jetzt der Urbinate sich für Florenz verpflichtete, knüpfte der Gegner der Stadt, König Alfons, Unterhandlungen mit dem Malatesta an. Da begab Manetti sich nach Rimini und wußte dort durch kluge Reden und scharfsinnige politische Auseinandersetzungen Sigismund auf die Seite der Florentiner zu ziehen. Zugleich gelang es ihm, eine Versöhnung der beiden Gegner wenigstens für die Dauer des Feldzuges zustande zu bringen, was ihm freilich keine geringe Mühe machte. Friedrich von Urbino selbst war erstaunt darüber, daß die Schlauheit und Redegewandtheit des Florentiners das unmöglich scheinende zustande gebracht hatte und ließ die Versöhnungsurkunde zu ewigem Gedächtniß in seiner Bibliothek niederlegen. So standen die besten Heerführer, die Italien damals hatte, auf der Seite von Florenz, und dieses konnte nun den Angriff des neapolitanischen Königs siegreich abwehren.

Von nun an wurde Giannozzo Manetti stets dahin gesandt, wo es besonders schwere diplomatische Aufgaben zu bewältigen galt. So war er Gesandter in Venedig zu der Zeit, als Francesco Sforza sich des mailändischen Staates bemächtigte. Es würde zu weit führen, hier die vielfach verschlungenen Fäden der florentinischen Politik zu verfolgen und die mancherlei kleinen Erfolge auseinanderzusetzen, die der Botschafter von Florenz durch seine Klugheit und Redegewandtheit errang; in der Umgebung des Dogen sagte man von ihm, wenn Venedig einen ähnlichen Staatsmann und Redner hätte, es würde ihn nur durch Verleihung einer der schönsten Städte der Republik belohnen können.

Als Manetti wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, bot sich ihm Gelegenheit, seinen hohen Ruf als Redner noch zu verstärken. Im Jahre 1452 kam der Habsburger Friedrich III. nach Italien, um sich die Kaiserkrone zu holen. Es war der letzte Römerzug und zugleich der ruhmloseste; der deutsche Kaiser hatte auf alle Rechte in Italien verzichtet, und die Krönung in Rom, die er erstrebte, war nichts mehr als eine eitle Ceremonie. Friedrich III. kam auf seinem Zuge nach Florenz und wohnte dort in S. Maria Novella; in dem großen Saal der Signorie im Palazzo Vecchio wurde ihm ein feierlicher Empfang bereitet. Der Kanzler der Stadt, Carlo von Arezzo, hielt eine einstudirte lateinische Begrüßungsrede; im Namen des Kaisers antwortete Enea Silvio, der spätere Papst, der damals im Dienste des Habsburgers stand. Er berührte in seiner Rede verschiedene Punkte, welche eine weitere Erwiderung von seiten des Florentiner Redners nothwendig machten. Nun war dieser in Verlegenheit; die Herren des Rathes drangen in ihn, zu antworten, der Kaiser wartete, aber der Kanzler fühlte sich außer Stande, ohne Vorbereitung zu reden. Da trat Giannozzo Manetti für ihn ein. In glänzender improvisirter Rede erwiderte er auf alles, was der kaiserliche Sprecher vorgebracht, und der ganzen Versammlung schien es, als habe er aus dem Stegreif besser gesprochen, als der Kanzler in seiner vorbedachten Rede. Er hatte den Rath aus einer großen Verlegenheit befreit, und dieser lohnte ihn dadurch, daß er ihm die Ehre übertrug, den kaiserlichen Zug bis nach Rom zu geleiten.

Einigermaßen erstaunt sind wir, ihn nach so wichtigen Botschaften bald nachher in einer Stellung zu finden, die seinen bisherigen Erfolgen wenig entsprach. Er wurde zum Statthalter des tief in den Apenninen gelegenen Gebietes von Scarperia erwählt. Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, daß schon jetzt feindliche Einflüsse gegen ihn thätig waren, und daß seine Gegner sich bemühten, die hervorragende Stellung, die er sich in der Florentiner Beamtenschaft errungen hatte, zu untergraben. Gleichwohl verwaltete Manetti auch dieses wenig bedeutende Amt mit seiner sich stets gleich bleibenden Pflichttreue, stellte den inneren Frieden und die äußere Sicherheit in dem abgelegenen Gebiete wieder her und schrieb während seines Aufenthalts in Scarperia, wohl um sich über die Zurücksetzung zu trösten und sich über die kleinlichen Verhältnisse, in denen er lebte, zu erheben, eine philosophische Abhandlung „über die Würde und Hoheit des Menschen“.

In der That war er durch die großen Erfolge, die er bei seinen Gesandtschaften davongetragen hatte, durch seine glänzende Beredsamkeit, die alle übrigen Staatsmänner der Stadt in den Schatten stellte, den thatsächlichen Machthabern längst unbequem geworden. Der schlaue Cosimo von Medici, der seine durch keinerlei äußere Mittel gefestigte Stellung ängstlich zu wahren suchte, duldete nicht, daß ein anderer Florentiner Bürger größeren Ruhm und höheres Ansehen gewann als er. Seine ihm blindlings ergebene Partei bot gern die Hand dazu, einen Nebenbuhler, der gefährlich zu werden drohte, zu verderben. Die Zeit, in der man sich der Männer, deren Einfluß und Bedeutung den Machthabern schadete, durch Meuchelmord zu entledigen suchte, war freilich vorbei; die Medici aber hatten ein weniger auffälliges Mittel, diejenigen, welche ihnen im Wege waren, zu stürzen. Cosimo hatte es in der Hand, seine Gegner durch den Steuerdruck unschädlich zu machen. Die Veranlagung zu den städtischen Steuern ruhte in den Händen einer Commission, die ihm durchaus ergeben war; kein Gesetz war vorhanden, welches eine übermäßige Last, die von ihr aufgelegt war, hätte beschränken können. So beschlossen denn Cosimo und seine Anhänger, den trefflichen Mann durch Auferlegung einer unerträglichen Steuerlast zu ruiniren. Der Streich war schon längere Zeit vorbereitet; die Abgaben, welche man von ihm verlangte, waren bis auf die unglaubliche Summe von 165,000 Gulden gestiegen. Als Manetti von Scarperia zurückkehrte, ging die Partei gegen ihn vor. Man forderte von ihm in ungestümer Weise die sofortige Bezahlung, aber sein ganzer Besitz reichte nicht, um jene gewaltige Auflage zu decken. Er erfuhr unter der Hand, daß man schlimmes gegen ihn vorhabe, wahrscheinlich sollte er ins Schuldgefängniß gesperrt werden. Es blieb ihm nichts übrig, als Florenz zu verlassen; er ritt nach Rom, wo sein alter Gönner Papst Nikolaus V. sich seiner annahm und ihm eine Stellung als Secretär an der Curie verschaffte.

Aber auch hier ließ man ihm keine Ruhe. Bald kam ihm eine Botschaft von Florenz, er solle entweder binnen zehn Tagen zurückkehren, oder in eine vorgeschriebene Verbannung nach Piacenza gehen; thue er beides nicht, so werde er als Rebell angesehen und seine zurückgebliebene Familie darnach behandelt. Da ihn in seiner Vaterstadt nichts gutes erwartete, so gab ihm Nikolaus V. ein Geleitschreiben mit, welches ihn als päpstlichen Gesandten bei der Stadt Florenz beglaubigte. So war er vor Gewaltthaten sicher und begab sich nun nach Florenz zurück.

An dem städtischen Palaste stieg er ab und ging zu der Signorie herauf, welche gerade vereinigt war. In tiefer Bewegung kniete er vor der Versammlung nieder, bis man ihm zurief, er möge sich doch erheben. Dann begann er seine Rede: „Wenn ich, edle Herren, Gott mit

solcher Liebe und Treue gedient hätte, wie dieser Signorie, ich würde glauben, im Himmel einen Sitz an der Seite Johannes des Täufers verdient zu haben; wie mir aber gelohnt ist, das sehet ihr selbst." Und dann setzte er seine Lage aus einander; ihm sei nicht möglich, so schwere Steuerlast zu bezahlen, aber er setze sein Haus und seine Ländereien zum Pfande; nur das einzige möge man ihm vergönnen, außerhalb Florenz ruhig seine Nahrung zu suchen.

Die Signorie, deren größerer Theil ihm durchaus nicht feindlich gesinnt war, wurde von seiner Rede tief gerührt und zeigte ihm ihr Mitgefühl dadurch, daß sie ihn in den Ausschuß der Zehn wählte, welche die Kriegsoperationen gegen König Alfons von Neapel zu leiten hatten. Auch hier that Manetti, aller Unbill vergessend, in vollem Maße seine Pflicht. Er ging ins Lager hinaus, überreichte dem Sigismund Malatesta, welcher wieder die Truppen der Florentiner führte, mit einer feierlichen Rede den Commandostab und war dann bei der Belagerung der kleinen Festung Vada beschäftigt.

Als aber sein Amt abgelaufen war, begannen die Feindseligkeiten der mediceischen Partei aufs neue; dringender als früher verlangte man die Zahlung der auferlegten Steuern. Manetti zahlte davon, soviel ihm möglich war, und erhielt dann, im Hinblick auf seine letzten Dienste, die Erlaubniß, frei aus Florenz zu scheiden und hinzugehen, wo er wolle. Noch einmal versammelte er seine Verwandten und Freunde zu einem Gastmahl, nahm Abschied von seiner Frau und seinen Söhnen, denen er noch manche gute Rathschläge gab; dann bestieg er sein Maulthier und verließ Florenz für immer, um an den Hof des ihm wohlgesinnten Papstes zurückzukehren.

Bis zum Tode dieses energischen Beförderers der Wissenschaften ist er in Rom geblieben. Als dann aber Calixtus III., der erste Borgia, nachfolgte, der nur wenig Verständniß für die Bestrebungen seines Vorgängers zeigte, folgte Manetti dem Rufe des Königs von Neapel; die Muße, welche ihm dieser gewährte, gestattete ihm, sein früher begonnenes theologisches Werk: „Gegen die Juden und Heiden" zu vollenden und nach dem Wunsch seines Gönners noch manche Uebersetzung griechischer Classiker ins Lateinische auszuführen. Ende der 50er Jahre ist er dann in Neapel gestorben.

Die perfide Politik Cosimo's von Medici, alle staatsmännisch hervorragenden Männer der Stadt zu unterdrücken und unschädlich zu machen, hat sich in der Folgezeit an seinem eigenen Stamme bitter gerächt. Sein Enkel Lorenzo befolgte den gleichen Grundsatz, und so sehr er die Männer der Kunst und Wissenschaft heranzog und förderte, ebenso sehr drückte er alle die Vornehmen nieder, welche durch politische Begabung hervorragten und einen Antheil an den Staatsgeschäften beanspruchen konnten. Auf diese Weise drängte er gerade diejenigen, welche die besten Stützen seiner Herrschaft hätten sein können, in die Opposition. So geschah es, daß sein Sohn Piero in der Zeit schwerer Gefahr keinen Rathgeber und keinen Anhänger fand, der den Staat zu seinen Gunsten durch die Wirren der französischen Occupation hätte lenken können. Der Urenkel Cosimo's mußte aus Florenz fliehen, ohne daß sich eine Stimme für ihn erhoben, ein Arm für ihn sich gerührt hätte. Florenz wurde wieder Republik, und diese bot ausgezeichneten Staatsmännern, wie Machiavelli, Raum genug für ihre Thätigkeit. Wenn aber später die Stadt doch wieder der mediceischen Herrschaft anheimfiel, so geschah dies nicht etwa, weil die Bürgerschaft ihr geneigt gewesen wäre; diese hatte damals jede Selbstbestimmung über ihre Regierungsform verloren und fügte sich passiv den Anordnungen, welche die stärkeren Gewalten, die damals in Italien maßgebend wurden, über sie trafen. Zweihundert Jahre haben dann noch die Medici über die Stadt, welche inzwischen ihre alten Freiheitsbestrebungen völlig vergessen hatte, geherrscht.

Die Ausstellung im Leipziger Kunstgewerbemuseum.

Von W. v. Seidlitz.

Die „Ausstellung von Werken alten Kunstgewerbes aus sächsisch-thüringischem Privatbesitz", die durch die Rührigkeit des neuen Directors des Kunstgewerbemuseums, Dr. Graul, zusammengebracht worden ist und bis zum October geöffnet bleibt, zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine Reihe Specialsammlungen aus Privatbesitz, wie die Majoliken und Bestecke von Zschille in Großenhain, die Zinnteller von Demiani und Zöllner in Leipzig, die Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände von Felix ebendaselbst, die Meißner Porzellane aus einem paar neuerer Sammlungen in Dresden, ferner kostbare alte Einrichtungsstücke aus dem Besitz des Königs von Sachsen, des Herzogs von Altenburg, Goldschmiedearbeiten aus dem Eigenthum sächsischer Kirchen und der Städte Leipzig, Altenburg, Zittau u. s. w. in geschlossener, äußerst geschmackvoller und daher gar nicht ermüdender Weise vorführt.

Sie füllt fünf schöne, eigens für diesen Zweck ausgestattete Räume des vor einem Jahre eröffneten Grassi-Museums und liefert leider einen neuen Beweis dafür, daß nur das Massenhafte oder Auffallende Zugkraft ausübt, das bloß Gediegene aber gar zu leicht wirkungslos bleibt. In Leipzig ist diese Ausstellung so gut wie unbekannt geblieben. Von den vielen Vertretern echter Intelligenz, die „Klein-Paris" innerhalb seiner Mauern zählt, hat bisher, trotzdem die Ausstellung bereits in den zweiten Monat hinein dauert, nur ein geringer Bruchtheil den Weg in deren Räume gefunden; die vereinsamten Besucher müssen sich fragen, ob es sich hier etwa um die Wirkung eines Verrufes handelt, oder ob augenblicklich sonst ein besonderes Ereigniß die Masse an irgend einen anderen Ort fesselt. Wahrscheinlich werden auch hier erst „kunsthistorische Belehrungen", wie auf der Kunstausstellung, helfend eingreifen müssen; als ob nicht ein gesunder Blick und einiger Geschmack ausreichte, sich aus der Fülle des Dargebotenen das auszuwählen, was auf den Einzelnen anregend zu wirken und den Besuch der Ausstellung zu einem lohnenden zu gestalten vermag. Ein kurzer Ueberblick mag zeigen, wie reich der hier vorgeführte Inhalt ist.

Die Gegenstände, etwa 1200 an der Zahl, sind nicht in der beliebten Weise wie in Rumpelkammern malerisch gruppirt, auch nicht nach Art naturwissenschaftlicher Sammlungen systematisch geordnet, sondern in gewisse, theils zeitlich, theils durch das Material bedingte Gruppen zusammengefaßt, innerhalb dieser Gruppen aber nach ästhetischen Gesichtspunkten angeordnet. Jedes Zimmer ist mit einem anders gefärbten, zu den vorgeführten Schaustücken passenden einfachen Stoffe ausgeschlagen, zu welchem der Fußbodenbelag in harmonischer Beziehung steht; die Schaukästen und Möbel aber sind auf einem niedrigen, rund um die Wände laufenden, sowie in der Mitte der Zimmer angebrachten Unterbau aufgestellt, der meist in der Complementärfarbe der sonstigen Zimmerdecoration ausgeschlagen ist. So gibt es zwei dunkelrothe Zimmer mit grünem Unterbau, zwei blaugrüne mit Braun; der größere Mittelraum aber, worin die fürstlichen Einrichtungsstücke ihren Platz gefunden haben, ist mit einem gelben Damaststoff ausgeschlagen, wozu das Dunkelgrün des Unterbaues sehr gut paßt. Ein privater Sammler hätte das nicht besser machen können.

In dem ersten Zimmer haben die Kelche aus dem Besitz der Kirchen, die Zschille'sche Majolicasammlung, Glas und Steinzeug, sowie die Zöllner'sche Zinnsammlung ihren

Digitized by Google

Platz gefunden. Unter den Kelchen bildet das Prachtstück der vergoldete des 13. Jahrhunderts, also noch rein romanische, aus dem Kloster Marienstern bei Kamenz; Knauf und Henkel mit Perlen und Rubinen besetzt, die Schale mit Scenen aus dem Leben Christi in Runden geschmückt, auf dem Fuß 36 aufgelöthete Reliefigürchen, die Stifterfamilie mit dem ganzen christlichen Himmel darstellend. Andere schöne Kelche des 15. Jahrhunderts stammen aus Crimmitschau, Werdau (Marienkirche) u. s. w. Einige hervorragende Stücke, wie der Kelch aus Rochsburg vom Ende des 14. Jahrhunderts und der aus der herrlichen, leider den verwegensten Restauratorkünsten zum Tummelplatz dienenden Marienkirche zu Zwickau, vom Ende des 15. Jahrhunderts, sind leider durch eine neue Vergoldung vollständig verdorben worden. Es muß gehofft werden, daß solche Barbarei nicht zu einer Zeit verübt worden ist, da die Controle über die Erhaltung des Besitzes an alten Kunstwerken bereits verschärft worden war.

Unter den Majoliken wiegen die unserm Geschmack etwas entfremdeten Urbinater Stücke mit Malereien nach Raffaels Compositianen nicht in dem Maße vor, wie befürchtet werden könnte; im Gegentheil sind die verschiedenartigsten Fabriken hier vertreten, darunter Gubbio besonders stark und gut. Das älteste Stück dürfte der dunkelblau in gothischem Muster verzierte Krug von Castel Fiorentino (Dr. Thieme) sein; frühe, kraftvolle Faenzaerzeugnisse sind die Apothekergefäße mit einem weiblichen Bildniß und dem Brustbilde des Merkur; auch die schönen spanischen Schüsseln mit der goldschillernden Musterung gehören noch dem 15. Jahrhundert an. In das 16. leitet die große venezianische, alla porcellana decorirte Schüssel über, und nun setzen um 1520 die berühmten Werkstätten von Castel Durante, wiederum Faenza, besonders aber Deruta und das durch seine tief leuchtenden Schillerfarben ausgezeichnete Gubbio mit ihren Haupterzeugnissen ein. Stücke wie die Schale mit dem zart gemalten Bildniß der von vorn gesehenen schönen jungen Frau, von Castel Durante, und der mit dem Namen des Giorgio Andreoli bezeichnete und von 1520 datirte Gubbioteller mit dem Bildniß des hl. Andreas gehören zu jenen Stücken, welche auch der auserlesensten Sammlung zur Zierde gereichen würden. Aus der Werkstatt des letztgenannten Meisters stammt noch eine ganze Anzahl, zumeist datirter und durch Schönheit der Ausführung hervorragender Teller, so auch die Schale mit Neptun, von 1526, aus dem Besitz des Hrn. Felix.

Prächtige Stücke in Steinzeug sind der große Hirschvogelkrug mit seinen tiefen Farben und der Annaberger Krug aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, der auf tief blauem Grunde die Halbfiguren der Kurfürsten zeigt, beide aus dem Besitz des Hrn. Zschille in Großenhain. — Die Zinnteller des Hrn. Zöllner zeichnen sich namentlich durch ihre schönen Arabeskenverzierungen, meist im Flötnerschen Maureskenstile, aus; die der Sammlung Demiani, theils aus Nürnberg, theils aus Frankreich u. s. w. stammend, durch ihren reichen und feinen Figurenschmuck, so die Temperantiaschüssel von Briot und die große, wahl von C. Enderlein stammende Schüssel mit der Susanna. An Kraft des Stils aber werden alle diese Erzeugnisse des ausgehenden 16. und des 17. Jahrhunderts durch die große Zittauer Kanne von 1562 überragt, die noch jetzt auf der Zittauer Stadtbibliothek bewahrt wird und Reliefs nach Flötner zeigt.

In diesem ersten wie dem zweiten Zimmer haben die ältesten der Gemälde ihren Platz gefunden. Da sind zwei lesende Kirchenväter, oberdeutsch von 1498, offenbar Theile eines größeren Altarwerks, von sehr fleißiger Durchführung (Geh. Leg.-Rath v. Lindenau in Altenburg); eine Beweinung Christi, altholländisch um 1470, in den Bewegungen eckig, in der Modellirung hart, im Gesichtsausdruck fast carikirt, wie in den Bildern des Hauptmeisters dieser Richtung und Zeit, des Geertgen von Sint Jans, auch ebenso hell und kühl im Colorit und doch durch den Ernst der Auffassung ergreifend und durch die vorzügliche Farbenzusammenstellung durchaus koloristisch und tief wirkend — ein Beweis dafür, daß die Energie eines Künstlers uns in ihren Bannkreis zu fesseln vermag, auch wo er nicht im geringsten auf Schönheit und Anmuth ausgeht (Dr. Thieme); eine große und schöne Madonna von Mabuse, an das Prager Lukasbild erinnernd, und ein männliches Bildniß mit landschaftlichem Hintergrund, im Katalog als Sächsische Schule um 1530 bezeichnet, doch mehr an den Passauer Fesselen erinnernd[1]) (beide aus dem Besitz des Herzogs von Sachsen-Altenburg). Die übrigen Bilder dieser Zimmer stammen von Hrn. Hans Felix in Leipzig: die kleine thronende Maria mit zwölf Heiligen aus der Schule des Meisters Wilhelm; das Bildniß eines betenden jungen Mannes in Schwarz, von Memling; die kleine Kreuzigung, die wohl eher um 1480 als, mit dem Katalog, um 1510 zu versetzen ist, ein farbentiefes Bildchen, das an den sogenannten Merodemeister denken läßt; endlich Dürers Selbstbildniß von 1493 und dessen Heiland, der über der ursprünglichen, wohl aus der Zeit um 1515 stammenden Vorzeichnung im wesentlichen ganz neu gemalt ist.

Zwei Fensterscheiben von 1506, mit Turnier- und Jagdscenen, sowie eine an den jüngeren Peter Vischer erinnernde, mit einer anmuthvollen nackten Schildhalterin, aus dem gleichen Besitz, reihen sich diesen Bildern im zweiten Zimmer an. Dort sind an den Wänden auch die interessanten deutschen gewebten Teppiche aus dem 16. Jahrhundert angebracht, derjenige mit der Halbfigur Karls V., 1545 von Seger Bambeck in Leipzig gefertigt (aus dem Besitz des Königs von Sachsen), die Tischdecke desselben Wirkers mit dem Kurwappen und den vier Leipziger Stadtwappen, von 1551 (Deutsche Gesellschaft in Leipzig), das Urtheil Salomonis, wahrscheinlich auch von demselben, von 1557 (Stadt Leipzig) und der figurenreiche, fein ausgeführte Bildstreifen mit der Geschichte des treuen Hundes, der seinen Herrn rächt, von 1554 (Felix); endlich ein Wandteppich von Jan Raes in Brüssel (Städtisches Museum), aus dem 17. Jahrhundert, dem sich zwei andere, gleichfalls mit Darstellungen aus der Alten Geschichte, in den übrigen Zimmern anreihen, wo auch noch ein Jahrmarkt von 1748, von Audran, Platz gefunden hat (Stadt Leipzig).

Im zweiten Zimmer sind außerdem einige zierliche sogenannte Stollenschränke, ferner das sauber gearbeitete Schränkchen von Birnbaumholz, eine Regensburger Arbeit von 1602, aus dem Besitz des Hrn. Felix, und die Silbergeräthe profanen Gebrauchs aufgestellt: der große Torgauer Pocal von 1599, dessen ursprüngliche Bemalung leider fast ganz verschwunden ist, der Hirschbecher Johann Georgs III. von 1685 (Leipziger Schützengesellschaft), das prächtige Augsburger Silbergeräth von 1718 und 1733 aus dem Besitz des Königs u. a.

Den Hauptplatz im Mittelzimmer, dem mit Recht ein wahrhaft vornehmer Charakter gewahrt worden ist, nimmt die berühmte „Landschaftsuhr" des Herzogs von Altenburg ein, ein bis in alle Einzelheiten hinein durchgearbeitetes Kunstwerk, das die Vertreter der Landschaft, die vornehmsten Adelsfamilien, 1712 ihrem Fürsten schenkten, und das trotz der Verwendung so verschiedenartiger Materialien, wie Silber, Schildpatt, Email, doch einen einheitlichen und wahrhaft prächtigen Eindruck macht. Ebenfalls Augsburger Arbeit aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist der große

[1]) Man vergleiche namentlich das Brüsseler Bild, das F. v. Marcuard auf Seite 13 seiner Prachtpublication: „Das Bildniß des Hans v. Schönitz" (1896), abbildet.

silberne Tisch mit den vier Jahreszeiten, die dazu gehörenden Leuchter mit ihren Ständern, aus dem Besitz des Königs, der auch noch herrliche Stücke aus der Mitte desselben Jahrhunderts, eine Standuhr in Form einer Palme, einen Eckschrank in vollendetster Einlagearbeit, Wandleuchter ꝛc. hergegeben hat. Interessanter als die beiden lebensgroßen Biscuitbüsten von Napoleon und Josephine (Frhr. v. Friesen) sind zwei große weiße Meißner Vasen aus der frühesten Zeit des ausgezeichneten Modelleurs Kändler; sie zeigen neben reichem Blumenschmuck namentlich sehr schön als Frauenkörper geformte Henkel, die an die Behandlungsweise des Brühl'schen Services erinnern.

Im vorletzten Zimmer befinden sich die Elfenbeinsachen, die kleineren Goldschmiedearbeiten, der „Umlauf", ein langer Streifen mit Applicationsstickerei in bunter Seide, verschiedene Völkertypen in neun stark erhaben gearbeiteten Figuren zeigend, von 1571 (Stadt Leipzig), und einige Gemälde des 17. Jahrhunderts, meist aus Leipziger Privatbesitz. Unter den Elfenbeinarbeiten ragt der Einband eines Evangeliars hervor, byzantinische Arbeit des 10. Jahrhunderts, die theilweise vergoldete Halbfigur der Madonna zeigend (Leipziger Stadtbibliothek); aus gleichem Besitz die große Figur des hl. Michael, die Hälfte eines Diptychons; aus gothischer Zeit eine Madonna mit Heiligen unter Baldachin, bemalt (Deutsche Gesellschaft), und ein schönes frühes französisches Diptychon, die Madonna mit Engeln und Christus am Kreuz enthaltend (H. Reichardt in Cauern). Zu dieser Gruppe gehört auch die ausgezeichnet in Buchsbaum gearbeitete weibliche Gliederpuppe (Felix), die früher Dürer selbst zugeschrieben wurde.

Die zumeist emaillirten Goldschmiedearbeiten bestehen zum großen Theil aus Schützenketten und -kleinoden, sodann aus Gnaden- und Ehrenketten. Die Leipziger Schützenkette aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeigt noch durchsichtige Schmelzarbeit von einfacher, aber würdiger Form; das Leipziger Stadtwappen von 1557 wie die Kleinode aus dem Ende des Jahrhunderts aber bereits jene zierliche Arbeit in undurchsichtigem Schmelz, die zu jenen Zeiten den Ruhm des deutschen Kunsthandwerks bildete. Einen schönen großen Anhänger hat auch Oberhofmarschall v. d. Schulenburg in Altenburg beigesteuert.

Schöne Ketten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts hat namentlich die Stadt Altenburg ausgestellt. Unter dem zahlreich vertretenen Silbergeräth aus dem Ende des 18. Jahrhunderts ragt namentlich ein noch in Rococoformen behandeltes Fruchtkörbchen, Augsburger Arbeit von 1773 bis 1775, aus dem Besitz des Fürsten Reuß, hervor.

Das letzte Zimmer ist an den Wänden ganz mit Porzellan, zumeist Meißner, gefüllt, in der Mitte aber ist die Zschille'sche Bestecksammlung untergebracht. Neben dem Porzellan haben auch die marmorirten Glaswaaren, die sich an die zuerst von Tschirnhaus in Dresden hergestellte Art anlehnen, sowie das in Nachahmung chinesischer Vorbilder in Holland, Deutschland, England gefertigte braune Steinzeug ihren Platz gefunden, beide als mit den Vorläufern des eigentlichen Porzellans in Zusammenhang stehend. Den größeren Theil des Meißner Porzellans haben zwei neue Dresdner Sammlungen, die der HH. v. Schweingel und Fischer, beigesteuert; die zierlichen Rococofiguren stammen zumeist aus dem Besitz des Dr. Crusius in Sahlis; außerdem haben der Herzog von Sachsen-Meiningen ein sehr reizvolles Theeservice mit schwarz gemalten Landschaften in Verzierungen von Gold und Violett und Frhr. v. Bodenhausen eine aus früher Zeit stammende, sehr schön gemalte und vollständig erhaltene Reiseapotheke dargeliehen.

Unter den Zschille'schen Bestecken dürfte das größte Interesse das burgundische Messer aus dem 15. Jahrhundert beanspruchen, mit der Halbfigur eines schildtragenden Mannes; dann die französischen und italienischen Messer mit niellirtem Silbergriff aus dem 16. Jahrhundert, endlich die Bestecke mit fein gravirten biblischen und mythologischen Scenen, deutsche Arbeiten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, darunter solche von 1601, 1618, 1626, mit Darstellungen in der Art Theodor de Bry's. Hr. Felix hat eine Schweizer Dolchscheide von vergoldetem Kupfer beigesteuert.

An erlesenen Stücken dieser Art hat man einen Maßstab dafür, was zu allen Zeiten wahrhaft schön und mustergültig ist, ganz unabhängig von dem historischen Werth, der solchen Erzeugnissen anhaften mag. So vollendet auch die Formen an sich sind, würde deren Nachahmung doch nichts nützen, wenn sich nicht die gleiche Liebe und Gewissenhaftigkeit in der Ausführung dazu gesellte: die erst schafft sich die Formen und schafft sie sich immer neu. Daher, was an diesen Werken zu lernen und was von ihnen nachzuahmen ist, stets nur der Geist ist, in dem sie ausgeführt sind, nicht aber die äußere Gestalt, die sie darbieten.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. **Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.** Herausgegeben vom k. b. Kriegsarchiv. Heft 6. München, J. Lindauer. — Das neue Heft dieser vortrefflichen, von regem Schaffen ein rühmliches Zeugniß ablegenden Publicationen ist dazu angethan, das volle Interesse weiterer Kreise zu beanspruchen. Der erste Essay: „Die bayerische Philhellenenfahrt 1826—1829. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. b. Generallieutenants Karl Frhrn. v. Heideck. 1. Theil", ruft gerade in der Gegenwart — ich möchte sagen — wehmüthige Erinnerungen wach. Der Verfasser, ein Lothringer von Geburt und Zögling der Münchener Cadettencorps, stand nach einer sehr bewegten militärischen Laufbahn 1861 als Generallieutenant und Präsident des Generalauditoriats in München, nachdem er sich als Soldat, Maler und Militärschriftsteller einen rühmlichen Namen erworben hatte. Im Auftrage des für die griechische Sache schwärmenden Königs Ludwig I. begab er sich, damals Oberstlieutenant im Generalquartiermeisterstabe, 1826 an der Spitze von 6 Offizieren, einem Arzte und 7 Unteroffizieren nach Griechenland, nahm 1827 an der Expedition zum Entsatz der Akropolis in Athen theil, zerstörte als Oberbefehlshaber eines kleinen Geschwaders die türkischen Magazine im Canal von Negroponte, wurde 1828 Commandant von Nauplia und bald darauf Militärgouverneur von Argos und kehrte 1829 mit den letzten Kameraden in die Heimath zurück. (Als Mitglied der Regentschaft für den minderjährigen König Otto weilte er 1832—35 nochmals auf griechischem Boden.) Was er über die politischen und gesellschaftlichen Zustände in Hellas und über die mitunter mehr als zweifelhafte Tapferkeit der Palikaren berichtet, zeigt, daß die heutigen Hellenen nur die würdigen Nachkommen ihrer Väter sind, und läßt die damaligen allgemeinen Sympathien für die griechische Sache bloß durch die edenso allgemeine Romantik jener Zeiten und durch den Zauber des Wortes „Befreiung" erklärlich erscheinen. — Der zweite Aufsatz: „Vorstoß der 3. bayerischen Infanteriebrigade in der Schlacht bei Loigny am 2. December 1870. Von Oskar v. Xylander, k. b. Oberstlieutenant a. D.", betrifft eine Episode, deren Besprechung bereits einen lebhaften persönlichen und literarischen Meinungsaustausch hervorrief. Es handelt sich um die Frage, ob dieser anfänglich glänzend verlaufende, dann aber an der französischen Uebermacht gescheiterte, von sehr namhaften Verlusten begleitete Vorstoß der genannten Brigade ohne oder auf höheren Befehl ausgeführt worden sei, und in zweiter Linie darum, wer diesen Befehl gegeben, eventuell, wer dieses Vorgehen veranlaßt habe, letzteres insbesondere deßwegen, weil ein inzwischen verstorbener Offizier, der damalige Generalstabsmajor Kriebel, post festum dieses Verdienst für seine Person in Anspruch nahm. Der Verfasser, seinerzeit Generalstabsoffizier der 3. Brigade, stellt auf Grund seiner eigenen Erinnerungen fest, daß ein Befehl zum Vorrücken der 3. Brigade gegeben wurde, daß das Divisions- oder Corpscommando vom Vorstoße Kenntniß hatte, daß Major Kriebel aus persönlichem Ehrgeize sich zum Träger des jeglichen Befehles an die Brigade machte und dabei mit großem Ungestüm auftrat, ohne einen Auf-

Digitized by Google

trag zur Ueberbringung des Befehles zu haben. Den sonstigen Angaben Kriehels tritt er mit Entschiedenheit entgegen. — Der dritte Aufsatz: „Die bayerische Feldeisenbahnabtheilung im Kriege 1870/71. Von Emil Thuma, Oberstlieutenant z. D. und Otto Gyßling, Hauptmann und Batteriechef im 3. Feldartillerieregiment „Königin Mutter“, schildert unter Beilage eines umfassenden Karten- und Skizzenmaterials die angestrengte und erfolgreiche Thätigkeit der genannten Truppe, die bei Kriegsbeginn erst geschaffen werden mußte und mit Stolz auf ihre ausgezeichneten Leistungen zurückblicken kann. Eine Episode, die Rettung des Eisenbahnmaterials aus Orleans am 10. November nach dem Teeffen bei Coulmiers, hat in diesen Blättern (Nr. 246, 1895) durch ihren Helden selbst, den jetzigen Generaldirectur der k. b. Eisenbahnen v. Ebermayer, damals Ingenieur bei der Feldeisenbahnabtheilung, eine fesselnde Darstellung gefunden.

„Märchen aus Mallorca“. Gesammelt von Erzherzog Ludwig Salvator. Würzburg und Leipzig, Leo Woerl 1896. — Die Art der Märchen, die der Erzherzog Ludwig Salvator auf der Insel Mallorca sammeln ließ — es ist nur eine kleine Auswahl aus einem übergroßen Reichthum —, schildert er uns selbst in seinem trefflichen Vorwort. Sie sind meist aus Italien und Frankreich eingewandert; da nun viele unserer deutschen Märchen ebendaher stammen, so begegnet uns manch lieber Bekannter. Oft sehen sich deutsche und mallorquinische Märchen sogar bis zum Verwechseln ähnlich. Ich fand kaum ein mir neues Motiv; es sei denn das hübsche folgende, das besser Belesene vielleicht auch schon antrafen: Einem Jüngling, der in die Welt zieht, werden die üblichen drei Rathschläge ertheilt und einer davon heißt: er solle nie fragen, warum eine Sache so sei und warum nicht. Hie und da verräth sich natürlich doch die mallorquinische Heimath unserer Märchen, vor allem durch die Spuren, welche die Angriffe der Mauren auf die Insel (im 15. Jahrhundert) und ihre Abwehr durch die Eingeborenen darin hinterließen. So wird uns von der Klugheit des einen, der Dummheit des andern Theils erzählt, wir hören die Schicksale der Mallorquinesen, die als Sklaven zu den Mauren kamen, und ähnliches mehr. Die Märchen aus Mallorca bieten nicht viel, ihr Inhalt ist einförmig und etwas ärmlich. Aber sie erzählen einfach und schlicht, durchaus natürlich, ohne Kunst und ohne Künstelei. Wer sie liest, hat immer die Empfindung, als höre er sie unmittelbar aus dem Mund der Eingeborenen. Diese ihre Wesenheit gibt die Uebersetzung gut wieder, sie scheint sehr wörtlich und daher oft unbeholfen. Aber gerade darum ist sie mir lieb; geschickter konnte sie nur werden, wenn sie die Individualität der Märchen zerstörte. F. v. d. L.

Anastasius Grün und L. A. Frankl. In der Sammlung von Briefen und Aufzeichnungen „Aus dem neunzehnten Jahrhundert“, die unter der Redaction von K. E. Franzos von der deutschen Verlagsanstalt Cuncordin zu Berlin herausgegeben wird, ist vor einigen Wochen der Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und L. A. Frankl, veröffentlicht von dem Sohne des letzteren, Benno v. Frankl, erschienen. Er umfaßt die Jahre 1845 bis 1876 und bringt interessante Beiträge zur Charakteristik der beiden Correspondenten, sowie zur Zeitgeschichte. Der Herausgeber gruppirt den Stoff in sieben Abschnitte; der erste enthält die Briefe aus dem Vormärz und aus den Revolutionsjahren, er bringt u. a. einige Details über die Entstehung der bekannten Schriftsteller-Petition vom Jahre 1845 um Verbesserung der Censureinrichtungen, eine ausführliche Würdigung des Frankl'schen „Don Juan d'Austria“ von A. Grün und eine gute Charakteristik Hormayrs durch denselben („wie sein neuestes Buch immer zum Theil ein Plagiat seiner älteren ist, bis auf die einzelnen Wendungen und Redensarten, in auch seine Briefe“). Der zweite Abschnitt (1850—1855) gibt kleine Beiträge zur Biographie und Charakteristik von Lenau, Hebbel, Haim und Heine; von Heine wird auch ein noch ungedruckter Brief mitgetheilt. Ein dritter Abschnitt (1856—59) enthält hauptsächlich Franklś Berichte von seiner Reise ins heilige Land, die er in erster Linie angetreten hatte, um eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem ins Leben zu rufen, die eine reiche israelitische Dame in Oesterreich dort errichtet haben wollte. Speciell der Brief, der die ersten Eindrücke von Jerusalem gibt, wird gerade heute Interesse erregen. („Dieses polnisch-russische Gesindel — sind das die Wächter Zions? Diese am h. Grabe sich blutig schlagenden Christen — sind die die Hüter desselben? Einer erscheint nur achtungswerth hier — der Mohammedaner, der glücklicherweise die Polizei repräsentirt; sie würden sich sonst unter einander erschlagen.“) Frankl brachte aus dem gelobten Lande, wie üblich, allerlei Andenken mit; als dann zwei Jahre nach seiner Rückkehr dem Freunde nach einer zwanzigjährigen kinderlosen Ehe endlich ein Sohn geboren wurde, spendete er zu dessen Taufe Wasser aus dem Jordan: „Ich hoffe,“ schreibt er dazu, „daß die heilige Fluth nichts an weihender Kraft verloren haben wird durch den Umstand, daß sie ein Jude geschöpft hat; ist sie doch aus einem Strome, der seinen Urvätern gehörte in ihrem heiligen Vaterlande.“ A. Grün antwortete hierauf: „Daß ein Andersgläubiger den heiligen Born geschöpft hat, wird seiner Weihekraft wohl nichts anhaben können; ich sehe vielmehr in diesem Umstande ein beruhigendes Vorzeichen. So möge sich der Glaubenstreue des Täuflings zugleich der Geist der Mildung und Duldung gesellen, den wie bei den Glaubensstarken so oft vermissen.“ Im vierten Abschnitt tritt uns der Politiker Auersperg entgegen. Der Herausgeber hat sich's hier nicht verdrießen lassen, die Briefe A. Grüns aus den Protokollen des krainischen Landtages und des Herrenhauses zu commentiren, wobei viel Unbekanntes oder doch längst Verschollenes zutage kommt. Besonders erwünscht sind die Mittheilungen über Auerspergs Thätigkeit in der Laibacher Lundstube, doch wird man auch für die Auffrischung so mancher Episode und so mancher Worte des Dichters in den Herrenhausdebatten der Jahre 1862 bis 1865 dankbar sein. Der fünfte Abschnitt ist unserer Ansicht nach der werthvollste, weil er die Stimmung zweier geistig hoch stehender und im besten Sinne des Wortes altösterreichisch patriotischer Männer in der schweren Krisis von 1866 und in dem darauf folgenden Geburtsjahr unserer Verfassung rein und kräftig ausdrückt. Die beiden letzten Abschnitte „Das Schillerdenkmal“ und „Letzte Jahre“ fallen dagegen stark ab. — Der Herausgeber glaubt sich am Schlusse des Vorworts darüber rechtfertigen zu müssen, daß er, obwohl literarischen Arbeiten fern stehend, aus Pietät für den kurz verstorbenen Vater die Herausgabe nicht in berufenere Hände gelegt hat, aber er mag beruhigt sein: diese berufeneren Hände hätten es kaum besser machen können, er ist überall mit Einsicht und Umsicht zu Werke gegangen und hat sich von seiner Pietät nicht verleiten lassen, zu viel zu geben. Das einzige, was man gegen das hübsch ausgestattete Buch einwenden könnte, ist, daß der Text der Briefe und der verbindenden Commentare typographisch nicht deutlich genug von einander geschieden sind. E. Engelle.

U. Archäologisches aus Italien. In dem jetzt ausgegebenen ersten Quartalheft der „Notizie degli Scavi“ veröffentlicht Englunn einiges von den neuesten Funden in Pompeji, die in dem Quartier des großen Hauses der Vettii gemacht wurden sind, und theilt mit, daß für dieses besonders prächtige und reich geschmückte Haus eine gesonderte Publication in den Monumenti inediti, pubblicati per cura dell' Accademia dei Lincei vorbereitet wird. Neben einer großen Anzahl Inschriften und Graffiti haben von den bekannt gewordenen Funden besonders zwei Terracotten allgemeines Interesse. Das eine ist eine „trunkene Alte“, ein sitzendes altes Weib mit entblößtem welken Busen, das mit der Linken liebevoll eine Trinkschale an sich drückt, während sie mit geöffnetem Mund und starrem Blick vor sich hin sieht und mit der Rechten in ihr wirr herabhängendes Haar greift. Zu ihren Füßen steht ein Weinkrug in Reserve. Es ist ein ähnliches Motiv, wie es die trunkene Alte der Münchner Glyptothek und deren Wiederholung im capitolinischen Museum in Rom zeigt, sowie zwei kleine Terracottastatuetten aus Griechenland, die von diesem Vorbild unabhängig sind. Die neu gefundene Statuette geht aber nicht auf das gleiche Vorbild zurück, dessen Schöpfer nach Plinius' Zeugniß ein hellenischer Künstler in Smyrna namens Myron war. Sie bringt nicht, wie jenes, die selige Verzückung der Trunkenheit zum Ausdruck, sondern einen vorgerückteren Moment, in dem sich schon die schlimmen Folgen allzu reichlichen Weingenusses ankündigen. Die Kraft des Realismus, die vor dieser Häßlichkeit nicht zurückgeschrocken ist, ist in der pompejanischen Terracotta womöglich noch stärker als in den anderen Darstellungen. — Die andere Thonstatuette stellt einen Kriegselephanten dar, der einen mit drei gewaltigen Ketten auf seinem Rücken befestigten Thurm mit Zinnen und einem nutzen angehängten Schilde trägt. Der Lenker sitzt auf dem Nacken des Thieres und reicht dem Elephanten einen Gegenstand hin, den dieser mit dem zurückgebogenen Rüssel in Empfang nimmt. Es ist eine hübsche Wiedergabe jener eigenartigen Kriegsmaschinen, die den Römern zu Hannibals Zeiten so viel Schrecken einflößten. Beide Terracotten sind ausgehöhlt und dienten als Trinkgefäße. — Von den Wandgemälden stellt eines den Perseus dar, wie er der Andromeda im Spiegel des Wassers das Schreckenshaupt der Medusa zeigt, eine in Pompeji oft gemalte

Scene. Ein anderes gibt eine bisher unerklärte Geschichte aus dem Artemismythus wieder. Die Göttin sitzt in ihrem hoch geschürzten Jagdgewand, in hohen Jagdstiefeln und mit dem Köcher auf dem Rücken neben einem Jüngling, dem sie mit der Hand zärtlich an das Kinn faßt. Zwei Eroten, von denen sich der eine die Zackenkrone der Diana aufgesetzt hat, umgeben das Paar. Auch nun anderen Wandgemälden konnte man schon diese Beziehungen der Artemis zu einem Helden, doch sind sie abweichend componirt. Leider bietet auch das neue Bild keinen Anhalt zu einer gesicherten Deutung.

* Unter den Vorträgen, die auf dem kürzlich in London abgehaltenen Congreß für technische Erziehung gehalten wurden, befand sich, wie das „Centralblatt der Bauverwaltung" berichtet, auch einer mit der Ueberschrift „Eine deutsche technische Hochschule, vom englischen Gesichtspunkt aus betrachtet". Die darin gegebenen Schilderungen bezogen sich auf die Technische Hochschule in Berlin, und zwar vorzugsweise auf die Architekturabtheilung. Der Verfasser sprach im allgemeinen mit Hochachtung, zu oft mit Bewunderung von den deutschen Einrichtungen, kam aber zum Schluß zu folgendem kritisch angehauchten Ergebniß. „Obgleich die Lehrgelegenheiten", so führte er aus, „auf der Technischen Hochschule in Berlin vorzüglich sind, so liegt doch offenbar ein Mangel in der ganzen Einrichtung. Denn trotz der ausgedehnten Vorkehrungen zur Belehrung der Studirenden sind die Ergebnisse keineswegs so erfreulich gewesen, wie man hätte voraussetzen sollen. Kommt dies nicht daher, daß der junge Mann sofort von der Schule, ohne die geringste praktische Vorbildung, auf die Hochschule geht? Während vier langer Jahre verbringt er fast all seine Zeit mit theoretischen Studien, und es gibt meines Wissens nur sehr wenige, die auch nur den kleinsten Theil ihrer Mußestunden darauf verwenden, sich eine Vorstellung von der Praxis anzueignen. Läßt nicht eine Schule, die lediglich die abgezogene Baukunst lehrt, Gefahr, Architekten akademischer Art zu erziehen? Verlieren nicht auch viele Lehrer an einer solchen Schule bald alle Berührung mit der Ausübung ihres Berufs, und — so hervorragende Fachleute und Gelehrte sie beim Antritt ihres Lehramtes auch sein mochten — gerathen sie nicht bald außerhalb des Stromes ihrer Zeit, und werden sie nicht, indem sie fortaus jahrein einen und denselben Lehrstoff wiederholen, mechanisch und uninteressant, so daß sie ihre Schüler nicht mehr zu begeistern vermögen? Zur Abhülfe wäre es zweifellos rathsam, daß der junge Mann, bevor er seine Studien beginnt, ein Jahr bei einem Architekten arbeitete und mindestens sechs Monate davon auf einem Bau verbrächte; daß ferner neben den Uebungen im Zeichnen auch Uebungen im Aufnehmen von Gebäuden herliefen, so daß der Schüler in Stand gesetzt würde, die Wirkung dessen, was er zu Papier bringt, zu beurtheilen; daß schließlich die Lehrer für Entwerfen, Baucnnstruction und Ausbau durchaus Leute von großer ausübender Berufsthätigkeit seien, und daß auch die Lehrer für Baugeschichte, Hülfswissenschaften und Freihandzeichnen sich in Bezug auf die Fortschritte des Tages auf dem laufenden hielten. Wir haben eine Lehranstalt vor uns, die auf breitester Grundlage aufgebaut ist und an der, soweit ihr Lehrplan in Frage kommt, wenig auszusetzen ist. Sie hat sich nun über 12 Jahre bethätigt, aber meiner Ansicht nach stehen ihre Erfolge nicht im richtigen Verhältniß zu dem Aufwand an Zeit und Geld, den die jungen Architekten sowohl wie die preußische Regierung gemacht haben. Ja, da die Berliner Technische Hochschule von den Befürwortern architektanischer Unterrichtsanstalten" — in England ist man nämlich nach nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen — „in vieler Hinsicht als Vorbild genommen wird, so muß sie gleichzeitig als warnendes Beispiel denen gegenüber hingestellt werden, die so weit gehen, einen rein theoretischen Lehrgang als ersten Untergrund der architektanischen Erziehung zu empfehlen. Die Berliner Technische Hochschule ist in Bezug auf ihr Architekturabtheilung eine Anstalt, die sehr wohl unsre Beachtung und in vieler Beziehung unsre Nachahmung verdient; aber gleichzeitig dürfen wir die Nachtheile einer übertrieben theoretischen Erziehung nicht übersehen, noch ihren üblen Einfluß auf einen jungen Mann unterschätzen, der doch vor allem für die praktische Ausübung eines Berufs ausgebildet werden soll."

* Der deutsche Mechanikertag, die von der deutschen Gesellschaft für Mechanik und Optik alljährlich veranstaltete Versammlung, wird heuer zu Braunschweig am 17., 18. und 19. September stattfinden, also unmittelbar vor der Naturforscherversammlung, deren Sitzungen ebendort um 20. September beginnen und auf welcher eine besondere Abtheilung für Instrumentenkunde besteht. Aus der Tagesordnung des Mechanikertages seien erwähnt: die Berathung über die Pariser Weltausstellung 1900, auf welcher die deutsche Mechanik und Optik innerhalb der deutschen Abtheilung eine gesonderte Gruppe bilden soll, an deren geschäftlicher Leitung die deutsche Gesellschaft für Mechanik und Optik sich auf einen ihr vom Reichscommissar ausgesprochenen Wunsch betheiligen wird; ferner Vorträge über die neuesten Arbeiten des internationalen Maß- und Gewichtsbureaus, über Längenmessungen in der Werkstatt, über Unfallverhütungsvorrichtungen u. s. w. Nähere Auskunft ertheilt der Geschäftsführer der Gesellschaft, A. Blaschke (Berlin W., An der Apostelkirche 7b).

* Der Gräfepreis der Deutschen Gesellschaft der Augenärzte ist Dr. Theodor Axenfeld, Privatdocenten in Breslau, und Dr. Eugen v. Hippel, Privatdocenten an der Universität Heidelberg, zu gleichen Theilen zugesprochen worden.

* **Halle.** Dr. Karl Bieler, langjähriger Assistent des Geheimraths Märcker, ist nach Japan an die Universität zu Tokyo als Professor der landwirthschaftlichen Chemie berufen worden und gedenkt, dem Rufe Ende September Folge zu leisten.

* **Zürich.** In der zweiten Versammlung des ersten internationalen Mathematiker-Congresses am 11. August erfolgte die Annahme der Resolutionen über Organisation und Aufgaben des Congresses. Der nächste Congreß soll 1900 in Paris stattfinden. Hierauf folgte noch ein Vortrag von Prof. Klein aus Göttingen über die Frage des höheren mathematischen Unterrichts. In lebhaften Worten wurde sodann von Prof. Brill in Tübingen der Dank an die Veranstalter des Congresses und das Züricher Organisationscomité ausgesprochen, das die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Congreß entgegenstellten, auf das glänzendste gelöst hat. Mit einem kurzen Schlußwort von Prof. Geiser wurde der Congreß geschlossen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Jean Pauls ausgewählte Werke in 8 Bdn. Mit Einleitung von R. Steiner. I. Bd. Vorschule der Aesthetik I (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Dr. Fritz Freund: Gutachten über die Fragen: Empfiehlt sich ein Versuch der Deportation nach den Colonien als Strafe? Empfiehlt sich der Vorschlag bedingter Begnadigung für den Fall der Auswanderung? (S.-A. aus den Verhandlungen des 24. Deutschen Juristentages). — Adolf Philippi: Die Kunst der Renaissance in Italien. II. Buch. Die Frührenaissance in Toscana und Umbrien. Mit 95 Abbildungen (Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen, Nr. 2). Leipzig, E. A. Seemann 1897. — P. J. Billuhzo: Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit, übertragen. 2. Aufl. Bremen, M. Heinsius Nachfolger 1897. — Grundzüge für eine endgültige Lösung der Nationalitätenfrage in Oesterreich, Ideen und Betrachtungen eines Patriaten. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1897. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg 1896. Würzburg, Stahel 1897. — Heemuon Rückner: Der alte Ommo und sein Maat u. a. Martin Bauer: Die Blondamane; Junge Liebe. (Unterwegs und daheim). Breslau, S. Schottlaender 1897. — Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets, hgab. vom kais. Statistischen Amt. Juni 1897. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897. — Friede sei mit euch! Ein Wort an die Christen beider Confessionen. Berlin, Hans Friedrich. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und culturgeschichtlicher Beziehung. III. Abthlg. Das 18. Jahrhundert. Mit Abbildungen. 7. (Schluß-) Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg u. S. 1897. Hesdörffers Monatshefte für Blumen- und Gartenfreunde. I. Jahrg. Heft 7—11. Berlin, Robert Oppenheim 1897. — *S. Vignéras:* Une mission française en Abyssinie, ouvrage illustré. Paris, Armand Colin et Cie. 1897. — Dr. J. W. Nagl u. Jakob Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 3. Lfg. Wien, Karl Fromme. — Volksbote, gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1898. 61. Jahrg., illustrirt. Oldenburg und Leipzig, Schulze. — Die Sprachenverordnungen vom 5. April 1897. Prag, Verlag des Clubs der Landtagsabgeordneten 1897. — Amicus veritatis: Wiederum sagt Jesus —. Tübingen, Selbstverlag, zu beziehen p. Adr. K. Lessing. — *Ernest Edwin Williams:* The foreigner in the farmyard. London, William Heinemann 1897. — Georg Hirth: Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Aufl. Lfg. 6 u. 7. München und Leipzig, G. Hirth 1897.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 14. August. Nummer 181.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Reformbestrebungen auf dem Gebiete des mittleren Schulwesens in Italien. Von Ernst Franz. — Kierkegaard. Von Johs. Schubert. — Mittheilungen und Nachrichten.

Reformbestrebungen auf dem Gebiete des mittleren Schulwesens in Italien.

In Nummer 116 dieser Beilage haben wir über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Hochschulwesens in Italien berichtet; ein sehr anregender Artikel in der bedeutenden italienischen Revue „La vita Italiana“ vom 16. Juni veranlaßt uns heute über die bezüglichen Bestrebungen auf dem Gebiete des mittleren Schulwesens zu referiren. Der erwähnte Artikel erhält durch den Umstand eine ganz besondere Bedeutung, daß sein Verfasser, Prof. Chiarini, der Generaldirector sämmtlicher Mittelschulen (d. h. aller Schulen mit Ausnahme der Elementarschulen und Universitäten) ist, eine Stellung, die gleich hinter der des Unterrichtsministers selbst rangirt. Außerdem darf Prof. Chiarini, der nebenbei gesagt ein hervorragender Schriftsteller und hoch geschätzter Uebersetzer besonders deutscher Literatur (z. B. Heine) ist, als besonders competent in dieser Frage noch dadurch erscheinen, daß er einen großen Theil seines Lebens Leiter von Gymnasien und Lyceen war und auch eine Reihe von Jahren einer scuola tecnica (die etwa unsrer Realschule entspricht) vorstand. Wer die italienischen Verhältnisse etwas genauer und eingehender betrachtet, wird mehr und mehr zu der Ansicht geführt werden, daß das Wohl und Wehe dieses Landes in besonders hohem Grade mit seinen Schulen verknüpft ist, daß es vor allem heißt, hier die nöthigen Reformen zu finden, die einen allgemeinen Aufschwung des Landes ermöglichen können, ohne den es früher oder später dem wirthschaftlichen Ruin entgegengehen muß. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, auf den wir weiter unten noch des öfteren zurückkommen werden, gewinnt die vorliegende Frage eine über die Grenzen Italiens hinausreichende Bedeutung.

Schon seit langen Jahren herrscht in vielen Kreisen Italiens eine große Unzufriedenheit mit den Resultaten der Mittelschulen (im oben angegebenen Sinne), die von Jahr zu Jahr gestiegen ist und fast stärker zu sein scheint als die analogen Erscheinungen in anderen Ländern. Nun sind diese Anklagen, die oft von ganz einseitigem und durchaus nicht historischem, d. h. mit den einmal gegebenen Verhältnissen rechnendem und auf diesem aufbauendem Standpunkt erhoben werden, zum Theil sehr übertrieben, zumal in den letzten Jahren mancherlei Verbesserungen in diesen Schulen eingeführt worden sind; aber die Thatsache weit verbreiteter und wenigstens zum Theil berechtigter Unzufriedenheit muß nichtsdestoweniger anerkannt werden. Natürlich gehen die Wünsche der verschiedenen Reformfreunde sehr weit aus einander, sie verlangen oft das gerade Gegentheil: einige wünschen die classischen Studien in den Gymnasien und Lyceen weiter ausgedehnt zu sehen durch ein tiefer gehendes Studium der alten Sprachen, andere hingegen wollen den classischen Geist durch den modernen ersetzt wissen. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es nun eine Menge von mittleren Vorschlägen, so den, die griechische Sprache über Bord zu werfen, um dafür Latein und andere Disciplinen desto gründlicher zu studiren. Was die sogenannten technischen Schulen anbetrifft, so wollen sie einige in eine Art Fachschulen verwandeln, die den allgemeinen Charakter verlieren und nur für bestimmte Berufe vorbereiten sollen. So wogt der Kampf der Meinungen noch wild durch einander. Er hat es in erster Linie verschuldet, daß man bisher über das Berathen nicht hinausgekommen ist; allerdings neben manchen anderen gewichtigen Gründen, wie die finanzielle Nothlage des Staates, welche einschneidenden Neuerungen auf sämmtlichen Gebieten des Staatslebens wegen der damit verknüpften nothwendigen Ausgaben abhold ist, wie kurzsichtig das auch oft sein mag, und last not least die kurze Dauer der Herrschaft des jeweiligen Ministers, die bei der überwiegenden Bedeutung des Schulwesens für Italien um so lebhafter zu bedauern ist, als durch sie jede Stetigkeit und feste Richtung auf diesem Gebiete so gut wie ausgeschlossen ist.

Eine Idee, die mehr die Schulverhältnisse als Ganzes ordnen als nur einzelne Gebiete derselben reformiren will, hat sich in Italien besonderer Sympathie zu erfreuen, das ist die der gemeinsamen Vorbereitung auf die humanistischen wie auf die realen Studien in einer Einheitsschule, welche die ersten Schuljahre nach Absolvirung des Elementarschulpensums umfaßt. Bekanntlich hat dieselbe Idee in Deutschland vor mehreren Jahren zu praktischen Versuchen geführt (Frankfurt a. M.), die, soweit bisher beurtheilt werden kann, sich durchaus bewähren und immer weitere Communen zur Einführung dieses Systems veranlassen. Der Unterschied ist nur der, daß man in Italien diese Schule gesetzlich einführen und damit die bisherige Zweitheilung gänzlich abschaffen will, zu welch radicaler Aenderung man sich bei uns seinerzeit nicht entschließen konnte. Diese neue Schule soll 3—4 Jahrescurse umfassen und sich dann in die classischen Schulen einerseits, in die realen andrerseits spalten. Auf den classischen Unterricht würden dann nicht wie bisher 8, sondern nur noch 4—5 Jahre fallen. Der jetzige Unterrichtsminister Gianturco steht diesem Project, das Prof. Chiarini in seinem oben erwähnten Artikel näher beleuchtet, nach seinen früheren Aeußerungen hierüber wohlwollend gegenüber; es ist daher wohl möglich, daß, abgesehen von denkbaren Zwischenfällen, die geplante Reform in nicht zu langer Zeit eingeführt werden wird; jedenfalls wird sie nächsten Herbst das Parlament beschäftigen und zu lebhaften Debatten Anlaß geben. Um die Frage besser beurtheilen zu können, werfen wir kurz einen Blick auf die jetzt bestehenden Schulverhältnisse.

Die Grundlage der Schulbildung bietet die Elementarschule, die von allen Kindern, so weit ihnen nicht im Hause oder in Pensionen oder sonstigen Anstalten Unterricht ertheilt wird, besucht werden muß; sogenannte Vorschulen

für die besser Situirten, wie bei uns, kennt man in Italien nicht, vielleicht um nicht gegen das demokratische Prinzip zu verstoßen. Die Elementarschule ist etwa im 10. bis 11. Lebensjahre absolvirt. An sie reihen sich einmal niedere Fachschulen wie Agricultur- und industrielle Schulen, Präparandenschulen ꝛc., dann das Gymnasium für classische, die scuola tecnica für reale Bildung; eine beide Bildungen vermittelnde Anstalt wie unsre Realgymnasien kennt man hier nicht. Die scuola tecnica soll einerseits ihren Besuchern eine höhere, in gewissem Sinne abgeschlossene Bildung bieten, so daß sie für kleine Beamtenstellungen, ferner für den kaufmännischen Beruf genügend vorbereitet sind, andrerseits als Vorstufe für die sogenannten istituti tecnici (die etwa unsern Oberrealschulen entsprechen) dienen. Die scuola tecnica umfaßt 3 Jahrescurse, in denen studirt wird: italienische Sprache und Literatur, französische Sprache, Geschichte Italiens, Geographie und eine, natürlich nur ganz allgemeine, grundlegende Unterweisung über die Rechte und Pflichten des Bürgers, ferner elementare Mathematik und Naturwissenschaften. Auf diese Schule bauen sich dann die istituti tecnici auf, in die also der Schüler etwa mit 14 Jahren tritt. Diese zerfallen in verschiedene Sectionen, die aber zunächst gemeinsamen Unterricht erhalten und sich dann in Fachschulen spalten; solche Sectionen sind: für Feldmessung, Ackerbaulehre, industrielle Lehre, Handelsunterricht und Buchführung. Der Unterricht umfaßt aber nur die Theorie. Neben diesen Specialabtheilungen besteht noch die allgemein realwissenschaftliche, die sogenannte physiko-mathematische, in der neuere Sprachen, vor allem Mathematik und Naturwissenschaften getrieben werden. Diese Abtheilung bereitet ihre Besucher für die höheren Ingenieurschulen und eventuell auch für die Universität zu rein theoretischem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften mit einer leichten Nachprüfung in Latein und Griechisch vor. — Will der Schüler aber nach Absolvirung der Elementarschule sich den classischen Studien zuwenden, so besucht er nun das Gymnasium, das 5 Jahrescurse umfaßt. In den zwei ersten besteht der Lehrplan aus: Latein, italienischer Sprache, Geographie und etwas Arithmetik; im dritten Jahre kommt Französisch hinzu und im vierten Geschichte, Naturwissenschaften und Griechisch. Das Abgangszeugniß dieser Schule gestattet die Subalterncarriere. An das Gymnasium schließt sich als directe Fortsetzung das Lyceum an, das 3 Jahrescurse umfaßt und die Disciplinen, die auf dem Gymnasium gelehrt werden, weiter ausbaut und vertieft; in Wegfall kommt Französisch, für das bei seiner Aehnlichkeit mit dem Italienischen ein dreijähriges Studium genügt; hinzu tritt Unterricht in Philosophie, Physik und Chemie. Das Lyceum bereitet für die Universität und die höheren Ingenieurschulen vor. — Zu erwähnen wäre noch, daß in all diesen Schulen ganz allgemein die Anzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden zum Theil beträchtlich geringer (schwankend von 21—27) als bei uns in Deutschland ist.

Prof. Chiarini constatirt zu Beginn seines Artikels die Zustimmung weiter Kreise zu dem Plan, das Gymnasium und die scuola tecnica in eine einzige Schule zu verschmelzen, die dann für das Lyceum wie für das istituto tecnico vorbereiten soll. Dieser Vorschlag wurde schon, so führt Chiarini, dessen Artikel wir zunächst in seinen Hauptzügen folgen, aus, 1888 in der parlamentarischen Commission, die zur Berathung eines Gesetzentwurfs über die Reform des Mittelschulwesens eingesetzt war, gemacht; dieselbe entschied sich damals aber für den lateinischen Unterricht in dieser Einheitsschule. Eine solche Schule mit lateinischer Sprache hat natürlich nur dann einen Sinn, wenn man der Ansicht ist, daß das Studium der lateinischen Sprache keineswegs bloß Selbstzweck, um diese mehr oder weniger zu beherrschen, auch nicht Mittel zum Studium des classischen Alterthums, sondern vor allem zur Verstandesschärfung vortrefflich sei, so daß selbst diejenigen, die später auf den istituti tecnici das Latein wieder aufgeben müßten, von dem dreijährigen Studium desselben großen Nutzen ziehen würden. Die seit 1888 verflossenen 9 Jahre brachten insofern eine Veränderung in der Behandlung dieser Frage, als sich seitdem in weiten Kreisen die Idee des Ausschlusses der lateinischen Sprache aus dieser neu zu schaffenden Schule verbreitete. So steht z. B. der frühere Unterrichtsminister Martini, der in diesen Fragen ein vorzügliches Urtheil besitzt, jetzt auf diesem Standpunkt, während er 1888 als Berichterstatter jener Commission noch für die lateinische Sprache war; 1893 schon unterbreitete er als Minister der Kammer einen Gesetzentwurf, der die lateinische Sprache aus der zu schaffenden Einheitsschule verbannte. Nach der Ansicht Chiarini's hätte jene Schöpfung mit Beibehaltung der lateinischen Sprache trotz aller guten Absichten den Unterricht in keiner Weise gefördert, ihn vielmehr in seiner Entwicklung um ein Jahrhundert zurückgeworfen. Die Idee der lateinlosen Einheitsschule ist in Italien nunmehr schon 32 Jahre alt; sie wurde seinerzeit von dem Consiglio superiore dell' Istruzione puddlica nach langem eingehenden Studium dieser Frage, in dessen Bericht vorgeschlagen und zur Annahme empfohlen.

Chiarini meint nun, daß alles, was sich auch für die lateinische Sprache vorbringen ließe, durch die einzige, nicht zu leugnende Thatsache hinfällig werde, daß der lateinische Unterricht bei 10—12jährigen Kindern nichts weniger als eine förmliche Folter derselben bedeute, was jeder einsichtige Lehrer, der seine Schüler in solchem Alter beobachte, bestätigen müsse. Ganz entschieden richtet er sich gegen die Meinung derjenigen (und deren sind nicht wenige), die behaupten, daß die lateinische Sprache wie keine andere Disciplin geeignet sei, den Verstand auszubilden und zu schärfen, daß sie sozusagen die beste Gehirngymnastik biete; und daher bekämpft er auch diejenigen, welche die lateinische Sprache hauptsächlich aus diesem Grunde betreiben wollen, statt als Mittel, in den Geist der großen Alten einzudringen. Seiner Meinung nach haben alle Studien denselben guten Erfolg in der Verstandesausbildung, man könne da keiner Disciplin den Vorzug einräumen, wenn sie nur richtig gelehrt würde; auch könne man hier keinen allgemeinen Maßstab anlegen: je nach der individuellen Eigenart und Anlage des einzelnen Schülers wird diese oder jene Disciplin besonders förderlich für ihn sein. Für einen Schüler, der z. B. eine besondere Neigung für die Mathematik besitze, wäre die beste Uebung zur Entwicklung seines Verstandes die Auflösung einer mathematischen Aufgabe, für solche, die mehr Neigung zur Literatur zeigten, die Anfertigung einer literarischen Arbeit. Der Nutzen solcher Arbeiten sei in der Bemühung zu suchen, einen bestimmten, vorgesetzten Zweck zu erreichen; je mehr letzterer nun dem ganzen geistigen Wesen des Betreffenden entspräche, um so lieber und eifriger würde dieser sich der Anstrengung unterziehen und um so größeren Nutzen würde er demgemäß davon ernten. — Aber im Interesse der classischen Sprachen selber und der classischen Bildung wäre es gelegen, sie erst später beginnen zu lassen und sie auch nur einer geringeren Zahl als bisher zugänglich zu machen, so daß in der Hauptsache nur solche noch classische Studien treiben sollten, die dazu ihrer geistigen Constitution nach geeignet wären. Nur so könnten die classischen Studien wieder zu jener Blüthe früherer Zeiten, die längst verschwunden sei, gelangen und gute Früchte zeitigen, und dann erst würden die Klagen über ihren Niedergang aufhören. Dieser Ansicht seien selbst eingeschworene Liebhaber des Alterthums, wie z. B. Professor Bertini, welcher der griechischen Sprache in den classischen

Digitized by Google

Schulen die erste Stelle eingeräumt wissen wolle. Dieser stimmte dem oben erwähnten Vorschlag des Consiglio superiore zu, indem er erklärte, daß die 3 Jahre, die bei Schaffung der beabsichtigten dreijährigen Einheitsschule ohne lateinischen Unterricht für letzteren verloren gingen, nachher doch wieder eingeholt würden, weil dann die Schüler das Studium reifer und mit besserer Vorbereitung begönnen und diesem mehr Zeit opfern könnten, da dann die lateinische Sprache die Hauptdisciplin bilden könne. Prof. Chiarini meint weiter, man könne seinem Reformvorschlag nicht das Beispiel Deutschlands entgegenhalten, wo man 9—10 Jahre lang Latein, dazu noch sehr philologisch treibe, und zwar bei einer größeren Anzahl Wochenstunden als in Italien; denn der Zweck der Mittelschulen sei nicht, Philologen zu züchten. Prof. Chiarini scheint es aber entgangen zu sein, daß auch in Deutschland trotz dieses langjährigen und vielstündigen Unterrichts (der übrigens deßwegen noch nicht einmal eine Bevorzugung des Latein gegenüber den italienischen Schulen zu bedeuten braucht, da selbstverständlich den deutschen Schülern die lateinische Sprache bei weitem schwerer fallen muß als den italienischen bei der so großen Aehnlichkeit beider Sprachen) ein Züchten von Philologen (man möchte sagen, Gott sei Dank) nicht erreicht worden, daß man vielmehr auch dort seit langen Jahren über den bestehenden Zustand höchst unzufrieden ist und demgemäß in gewissem Umfange schon die oben erwähnten Reformen, und zwar mit gutem Erfolge, eingeführt hat. Chiarini führt dann zur Stütze seiner Ansicht Erfahrungen aus anderen Ländern an: so ersehe man aus einem Berichte der HH. Rigot und Robert über eine der größten Schulen New-Yorks aus dem Jahre 1886, daß dort die Schüler, die mit 14 Jahren ohne irgend welche Kenntniß der classischen Studien eintreten, nach 4 Jahren bei 24 Wochenstunden und einer großen Anzahl Disciplinen sich ganz vorzügliche Kenntnisse in den classischen Studien erworben hätten. In Frankreich habe man auf diesen Bericht hin dann folgenden Versuch im Lyceum Charlemagne in Paris gemacht: man gab 20 der besten Schüler einer Oberelementarschule (etwa der italienischen scuola tecnica vergleichbar) nach deren Absolvirung im Alter von 14 Jahren einen besonderen Curs in den classischen Studien, um zu sehen, ob sie im Stande wären, mit den Schülern der oben erwähnten Anstalt in 3 Jahren das Abgangszeugniß, die sogenannte Prüfung zum Bachelier ès lettres, zu erwerben; aber schon nach 16 Monaten legten sie dieselbe ab.

Mit der Fernhaltung der lateinischen Sprache nun hält Chiarini in der Hauptsache das Problem der Einheitsschule für gelöst. An Stelle des Studiums der alten Welt und der abstracten Wissenschaft würde zunächst das des Volkes und der Gesellschaft, natürlich nur in seinen elementaren Zügen, treten, in welcher der Schüler aufwächst, und dies könne nur in einer Schule geschehen, die den Bedingungen, den Bedürfnissen und Bestrebungen der Gegenwart in ihrem Lehrplan Rechnung trüge. Eine Schule nun, die diesen Bedingungen schon heute so ziemlich entspräche, sei die scuola tecnica, über die zu klagen — wie es vielfach geschieht — ungerechtfertigt sei; trotz aller abfälligen Kritik beweise diese Schule ihren großen Nutzen, da stetig neue Anstalten entstünden und die bestehenden eine stets steigende Frequenz aufwiesen, besonders in den Gegenden, wo die Industrie in Blüthe stehe, in der Lombardei und Piemont; hier gab es 1864 wenig mehr als 80 solcher Anstalten mit etwa 8000 Schülern; nun ist ihre Zahl auf 273 mit 30,000 Schülern, darunter 3000 Mädchen, angewachsen; das sei wohl ein Zeichen, daß diese Schule einem dringenden Bedürfniß der Nation entgegenkäme. — Eine wichtige Frage bei Einrichtung der neuen Schule sei dann noch die, ob man in ihr Unterricht in der französischen Sprache, der ja in der scuola tecnica besteht, ertheilen solle oder nicht. Chiarini spricht sich dafür aus, weil er sich in der scuola tecnica bewährt habe, den Schülern, deren Schullaufbahn mit der Einheitsschule endige, ein besseres Fortkommen sichere, und weil es gut sei, auf bekanntem und für gut befundenem Boden Neuerungen durchzuführen. — So könne die heutige scuola tecnica im großen und ganzen der neu zu schaffenden Einheitsschule zum Muster dienen, nur müsse man diese mehr als die alte Schule in innige Verbindung mit dem Gegenwartsleben bringen.

So weit Prof. Chiarini. Was nun zunächst die Frage anbelangt, ob in der Einheitsschule lateinischer Unterricht ertheilt werden soll oder nicht, so ist folgendes zu sagen: Thatsache ist, daß trotz des bisherigen 8jährigen Studiums dieser Sprache auf Gymnasium und Lyceum die Resultate sehr mäßig sind sowohl nach der grammatikalisch-philologischen, wie nach der allgemein culturellen Seite hin; eher gewinnen die Schüler eine Art Widerwillen vor jeder classischen Lectüre — eine Beobachtung, die sich in Deutschland auch machen läßt, wie es viele aus eigener Erfahrung bestätigen werden —, so daß die Erscheinung höchst selten ist, daß nach Beendigung des Lyceums die ehemaligen Schüler noch weiter die alten Schriftsteller studiren; die vielen Altbuchhändler zeugen für die Wahrheit dieser Behauptung. Von der griechischen Sprache braucht gar nicht erst geredet zu werden, in ihr sind die Erfolge geradezu verschwindend, und allem Anschein nach dürfte sie überhaupt ganz aus dem Lehrplan sämmtlicher Mittelschulen, also auch der Lyceen, verschwinden, wenigstens sind ihrer Gegner auch in einflußreichen Stellen sehr viele. In früheren Zeiten freilich, als noch weniger Disciplinen behandelt wurden und auch weniger Schüler den classischen Studien oblagen, waren die Erfolge bedeutend besser, so daß die Schüler in höherem Grade den Geist und das innere Wesen des Alterthums in sich aufnehmen konnten. Ein solcher Vergleich zwischen früherer und jetziger Zeit läßt erkennen, daß hier bestimmte Ursachen thätig sind, die zu ignoriren und trotz ihrer weiter auf der gleichen Behandlung der classischen Studien, unbekümmert um die veränderten Zeiten und deren Anforderungen, zu bestehen, nicht der richtige Weg sein kann.

Die Ursachen des Niederganges der classischen Studien dürften folgende sein: einmal ist die Thätigkeit des Schülers heutzutage, wo er eine beträchtliche Anzahl Disciplinen mehr behandeln muß, nicht mehr so concentrirt auf die alten Studien, wie es in früheren Zeiten der Fall war; dazu kommt, daß unter diesen neuen Disciplinen solche sind, die ihm viel näher liegen und seinen Geist viel lieber beschäftigen, ihm weniger trocken und abstract vorkommen und ihn mit der um ihn befindlichen Natur, Cultur und Gesellschaft verbinden und ihm diese erklären, so z. B. moderne Geschichte, Literatur, Geographie und Naturwissenschaften. Ferner beginnt in Italien, wo die Kinder viel früher als im Norden — geistig wie körperlich — eine gewisse Reife erlangen, der Schüler schon mit 12, 13 Jahren sich um das Leben um ihn her zu bekümmern; er liest Romane, Zeitungen, ihn interessiren die politischen Tagesbegebenheiten auf das lebhafteste, er nimmt Partei für und wider und debattirt eifrig über alle öffentlichen Ereignisse, was alles ja in der neueren Phase italienischer Geschichte besonders zugenommen hat, in der die Beschäftigung mit Politik ꝛc. überhaupt sehr rege geworden ist; und so kommt es, daß es ihm nicht behagt, sich in die längst vergangenen Zeiten zurückzuversetzen und in ihnen zu leben; sie bieten diesem raschen, Abwechslung und Aufregung liebenden Temperament allzu wenig Nahrung und erscheinen ihm nur als lebloser, langweiliger Stoff. Dazu kommt die oft einseitige Betonung des rein grammatikalisch Philologischen

Digitized by Google

im Unterricht der alten Sprachen, die von jüngeren Philologen, die sich an deutschen Mustern gebildet haben, zum Theil geübt wird und jede Liebe und jedes Interesse für die alten Zeiten und ihre Cultur schon im Keime ersticken muß, zumal in einem Alter, in dem so wie so schon, wie Chiarini recht treffend bemerkt, der Lateinunterricht eine förmliche Folter bildet.

Und nun weiter: das Schülermaterial ist zum großen Theil nicht der Art, den classischen Studien Verständniß, ja nur die nöthigen Fähigkeiten entgegenzubringen, und das liegt zum guten Theil in den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes begründet. Italiens Industrie ist mit Ausnahme Norditaliens noch sehr gering, der Handel dem entsprechend wenig ausgedehnt — ausgenommen der Kleinhandel, der eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung angenommen hat — und der Ackerbau jeglicher Art wegen der überaus hohen Grundsteuer wenig einträglich. So kommt es, daß in all diesen Berufen nur wenig Stellungen vorhanden sind, und die wenigen sind recht unsicher, da die Erwerbsverhältnisse nicht stabil genug sind, sondern oft von schweren, weite Kreise in Mitleidenschaft ziehenden Krisen, Bankkrachs, Schließung zahlreicher Werkstätten und Fabriken, ferner durch Entwerthung der wichtigsten Ausfuhrartikel, wie z. B. Wein und Südfrüchte u. s. w., heimgesucht und auf das empfindlichste erschüttert werden. So ist es erklärlich, daß die Eltern ihre Kinder in überwiegendem Maße zu den classischen Studien drängen, um sie als Staatsbeamte, Advocaten, Aerzte u. s. w. gesichert zu sehen, selbst wenn die Einnahmen, was vielfach der Fall ist, zumal bei der rasch und stetig steigenden Concurrenz auf diesen Gebieten nur recht mäßig sind. Dies thun selbst in großer Zahl solche Eltern, die sich schwere Entbehrungen auferlegen müssen, um ihren Söhnen das Studium auf der Schule und später auf der Universität zu ermöglichen. Die Folge hiervon ist — ganz abgesehen davon, daß natürlich auf diese Weise alle jene schon leidenden Gebiete, wie Handel, Industrie ꝛc., noch mehr geschädigt werden, da man ihnen das gute Material entzieht und sie dem Geiste der aufwachsenden Generation mehr und mehr entfremdet — eine Ueberschwemmung der Lateinschulen mit Elementen, die ihrer ganzen Anlage nach nichts weniger als geeignet für classische Studien sind und die diese widerwillig mit in den Kauf nehmen, nur um das ersehnte Ziel zu erreichen; und diese dann drücken das allgemeine Niveau, da sie das Hauptcontingent bilden, herunter. — Uebrigens ist es auch nicht möglich, im Alter von circa 10 Jahren endgültig zu entscheiden, ob die Eigenart eines Knaben ihn auf die classischen Studien hinweist oder nicht. Und dies ist ein weiterer Grund, das Studium des Lateinischen erst später beginnen zu lassen; bisher müssen die Kinder oft aus ganz zufälligen Gründen — so besonders in kleinen Städten, in denen nur eine Art Schule besteht, und wo die Eltern meist nicht wohlhabend genug sind, ihre Kinder acht Jahre lang außerhalb in Pension zu geben, oder nicht willens, sie in noch so jungen Jahren schon Fremden anzuvertrauen — diese oder jene Richtung einschlagen, die oft ihrer Eigenart durchaus nicht entspricht und sie fürs Leben unbefriedigt und zu ihrem Berufe unlustig macht; daher stammt zum größten Schaden des ganzen Landes, für das Energie und Schaffenslust so überaus wichtig wäre, jene große Zahl von Personen, die nicht auf ihrem richtigen Platze sind und daher auch nur Ungenügendes zu leisten vermögen, sei es in Handel und Industrie, die dieserhalb zu einem guten Theil in den Händen von Ausländern sind, sei es in der Verwaltung, die deßwegen schwerer und kostspieliger arbeiten muß. Wird nun die Einheitsschule eingeführt, die für Real- wie humanistische Studien vorbereiten soll, so werden viele von diesen Uebelständen schwinden; die Eigenart des Schülers wird nach Absolvirung derselben viel leichter als bisher zu erkennen sein, und hierin werden dann die Lehrer den Eltern die werthvollsten Rathschläge ertheilen können.

Wenn wir nun auch so durchaus der Meinung Chiarini's sind, daß es besser sei, den lateinischen Unterricht in die Einheitsschule nicht aufzunehmen, so können wir ihm doch nicht darin beistimmen, die classische Bildung zu beschränken und sie nur noch wenigen Auserlesenen zu überlassen. Das Gegentheil vielmehr dünkt uns das richtige zu sein. Etwas anderes, wir möchten fast sagen grundsätzlich verschiedenes ist nämlich der Unterricht in lateinischer Sprache, etwas anderes die classische, humanistische Bildung. Vielfach identificirt man beides, behandelt es als eins und erklärt sich dann allgemein dafür oder dagegen. Uns scheint sehr wohl ein Standpunkt denkbar, der — vom Griechischen ganz abgesehen — das Latein stark einschränkt, dagegen die classische Bildung geradezu ausdehnt! Und dieser scheint uns auch der richtige zu sein. Wir verkennen nicht, daß eine große Zahl sehr bedeutender und hierin durchaus competenter Persönlichkeiten, so eine Reihe von Psychologieprofessoren, gerade den Standpunkt einnehmen, die lateinische Sprache als Verstandesbildung sei so wichtig, daß sie beibehalten werden müßte, selbst wenn man die classische Bildung gar nicht mehr verbreiten wollte; wir glauben aber, daß diese Herren einen Punkt zu wenig berücksichtigen, welcher der Praxis angehört, daß nämlich theoretisch und ganz allgemein genommen wohl die lateinische Sprache das beste Mittel zur Verstandesbildung sein mag — vermöge ihres streng logischen Aufbaues, der sozusagen bei der Wiedererzeugung den Schüler und das bei jedem einzelnen Satze zwingt, ebenso logisch zu verfahren —, daß man es aber praktisch nicht mit Gehirnmaschinen, sondern mit fühlenden Menschen und noch dazu Kindern zu thun hat, die als solche leicht zur Unruhe, Unaufmerksamkeit und leichtem Ermüden ihrer geistigen Fähigkeit — zumal wenn die Thätigkeit, die ihnen zugemuthet wird, rein formal ist — geneigt sind, wogegen nur pädagogisch nicht geschulte Lehrer äußere Zwangsmittel zur Anwendung bringen. Wir glauben, daß dieser Punkt so wichtig ist, daß er es genugsam rechtfertigt, wenn man aus den ersten Schuljahren bis etwa zum 14. Jahr die lateinische Sprache verbannt und die nothwendige Verstandesbildung zwar weniger scharf und streng, dafür aber mundgerechter und dem kindlichen Geiste angepaßter vornimmt. — Die lateinische Sprache völlig — wie dies unsres Wissens in Norwegen geschehen ist —, also auch aus den Lyceen zu verbannen, dafür werden in Italien sich wohl nur wenig Stimmen finden, und das mit Recht. Hängt doch gerade die italienische Sprache mit der lateinischen aufs engste zusammen und bedingt eine Kenntniß der letzteren doch ein bedeutend besseres Verständniß der heutigen Sprache; dann muß auch bedacht werden, daß zwar, wie wir es oben aussprachen, uns eine classische Bildung wohl ohne die lateinische Sprache zu erwerben möglich erscheint, daß aber natürlich besonders für ein tieferes Eindringen in diese die lateinische Sprache ein vorzügliches Hülfsmittel ist, und daß sie ferner eben auch jene so bedeutende Verstandesausbildung ermöglicht.

Jene classische Bildung nun aber, deren Wichtigkeit für die Ausbildung besonders der großen Bürgertugenden, wie Vaterlandsliebe, Zurückstellen des eigenen Wohls vor dem der Gesellschaft, der Freiheitsliebe, ferner für den ästhetisch künstlerischen Geschmack ꝛc. keiner, der auch nur etwas in dieser Frage bewandert ist, in Abrede stellen wird, diese Bildung sollte die denkbar weiteste Verbreitung erhalten. Daß in alter Geschichte, die nicht bloß politische Thatsachen registriren und den Kopf der Schüler mit todten Zahlen vollpfropfen dürfte, sondern ihr Hauptaugenmerk

Digitized by Google

auf die Culturentwicklung, auf deren Bedingungen, auf das wirthschaftliche Leben und Streben, auf die moralischen, religiösen und andere Verhältnisse zu lenken hätte und vor allem auf die vielfachen Fäden hinweisen müßte, die von jenen Zeiten nach der unsrigen führen und diese auf so mannichfache Weise beeinflussen, daß ferner in der bisher (auch in Deutschland) so arg und unverantwortlich vernachlässigten Kunst- und Literaturgeschichte jener Zeiten, die für den Geschmack die trefflichsten Grundlagen abgeben würden, wenn sie nicht trocken oder gar als unumstößliche, auch heut noch einzig als Richtschnur dienende Dogmen vorgetragen würden, wirklich classische Bildung beizubringen sei auch ohne Kenntniß des Lateins, wer wollte das leugnen? Und so gelehrt, nicht als Selbstzweck, als eine Art Geistesluxus, sondern als die Grundbedingung zum richtigen Verständniß der heutigen Zeit und ihres Werdens und ihrer Bestrebungen, würden die classischen Studien zwar in anderer Weise, aber der heutigen Zeit angemessen eine neue und vielleicht nicht geringere Blüthe erleben und von neuem unsre Zeit befruchten können, wie sie dies gerade in Italien vor 400 Jahren so wunderbar vermochten; und dann könnte man auch gewiß sein, daß die Elemente, die heute die classischen Studien nur mit Widerstreben und daher ohne Erfolg treiben, Lust und Liebe zu ihnen gewinnen würden. — Ein weiterer, nicht mehr so beschränkter Geist würde sich Bahn brechen und, was nicht gering angeschlagen werden darf, hier wäre eine gewaltige, oft schon mit großem Erfolg geschwungene Waffe gegen den stärker und stärker gerade in der Schule anstürmenden klerikalen Geist gefunden, die auch diesmal sich als gut bewähren dürfte; denn wer den wahren Geist der großen Alten in sich aufgenommen hat, wird für die Finsterlinge und ihr Treiben nicht mehr zu haben sein, er wird auch nicht in indolenter Ruhe dem Anschwellen der feindlichen Gewalt zuschauen, sondern er wird die ihm gegebene Waffe benützen zum Kampfe gegen den Todfeind; schon einmal suchte in der Nacht klerikaler Herrschaft Italien Befreiung bei den großen Ahnen, es fand sie, warum das so wohl bewährte Mittel nicht auch jetzt wieder hervorsuchen? — Uebrigens ziemt es sich auch für ein Land, das wie Italien auf seine Demokratie stolz ist und sich darin gern mit den alten Römern vergleicht, die Bildung seiner Bürger möglichst zu heben, so daß — dem demokratischen Prinzip gemäß, eine möglichst große Zahl wenigstens in die Lage versetzt wird, die höheren Stufen in der Gesellschaft erreichen zu können; dazu ist aber eine Bildung, deren Grundlage die classischen Studien abgeben, nicht zu umgehen.

So kommt man zu der Forderung, daß die neue Einheitsschule zwar keinen lateinischen Unterricht ertheilen soll, daß sie aber — natürlich in Grenzen, die das jugendliche Alter und somit das Verständniß der Schüler steckt — wenigstens den Grund zu einer classischen Bildung legen soll, und zwar eben in der Art, daß sie gerade die Beziehungen zwischen alter und neuer Zeit betont, betont, wie heute noch diese und jene Anschauung im Gesellschaftsleben zu Recht besteht, wie diese und jene Moralsätze sich im Laufe der Zeiten geändert haben. So wird Lust, Interesse und Liebe für das Alterthum sich einstellen und dabei doch der durchaus nothwendige und wohlthuende Zusammenhang mit der Gegenwart und ihren Anforderungen gewahrt, der dadurch übrigens unsres Erachtens noch auf das günstigste vermehrt werden könnte, wenn man sich entschlösse, dem rein theoretischen Unterricht auch einigen praktischen in allerlei Disciplinen beizugesellen, der für die Ausbildung einer gewissen Selbständigkeit und Initiative nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Zu denken wäre da an den vielerorten in Deutschland mit dem größten Erfolg eingeführten Handfertigkeitsunterricht, der auch insofern in Italien großen Segen stiften könnte, als er der allgemein verbreiteten Abneigung, ja Geringschätzung manueller Arbeitsleistungen am besten und eindringlichsten steuern würde.

Diejenigen nun, die mit der Einheitsschule ihre Studien beenden, werden so wenigstens eine Ahnung der großen alten Zeiten mit sich ins Leben hinaustragen und an ihnen in etwas einen Rückhalt finden, nicht ganz und gar bloß im Tagesinteresse und Erwerbsleben aufzugehen, sondern sich einen freien Blick für Volkswohl ꝛc. zu bewahren, dessen Vorhandensein in weiteren Schichten für einen demokratischen Staat wie Italien, soll die Demokratie nicht bloßer Scherz und Spott sein, geradezu Grundbedingung ist. — Die aber, die sich nach Absolvirung der Einheitsschule einer höheren Realschule zuwenden, müßten natürlich — hierin müßte die Reform einheitlich sein — in dieser einen weiteren Ausbau der ihnen bereits gegebenen Grundlage erfahren, wie er dem höheren Alter und der größeren Verstandesfähigkeit entspricht. Es wird heutzutage in diesen Schulen noch in dieser Richtung viel gethan und die allgemeine Bildung sehr gepflegt, und so wird es sich hier hauptsächlich darum handeln, den Wünschen derjenigen entgegenzutreten, die aus diesen Schulen reine Fachschulen ohne weitere allgemeine Bildung zu machen wünschen. Was aber bisher hier wie auch in den Lyceen schmerzlich vermißt wird, ist ein — man sollte meinen für Italien selbstverständlicher! — Unterricht in allgemeiner Cultur- und Kunstgeschichte, der ja im classischen Alterthum seine Grundlage zu nehmen hätte. — Und schließlich für diejenigen, die sich den classischen Studien auf einem Lyceum nun eingehender widmen wollen, würde es von großem Vortheil sein, wenn sie nicht, wie in früheren Zeiten, von Kind auf mit Latein und immer wieder Latein gedrillt würden, so daß ihre Verstandesthätigkeit ganz einseitig und auf Kosten aller übrigen seelischen Eigenschaften ausgebildet und sie zu fruchtlosen logischen Spitzfindigkeiten veranlaßt würden, die keinen wirklichen Nutzen, aber wohl manchen Schaden stiften können. Sie würden dann über ihren Bücherstudien nicht alles andere vergessen, vergessen, in welcher Zeit sie leben, was diese erstrebt und ersehnt. Werden sie von vornherein dahin geführt, Vergleiche zwischen der alten und der jetzigen Zeit zu ziehen, darin die Hauptaufgabe des Studiums der Antike — denn zu Archäologen ꝛc. hat das Lyceum nicht vorzubereiten, das ist Sache der Universität — zu erblicken, so wird das von hohem Vortheil für sie und damit für das ganze Land sein, das in ihnen dann wirklich modern gebildete Menschen in seinen führenden Stellen erhielte, die dafür stehen würden, daß nicht ein mühseliges Fortwursteln mit überlebten Maximen die dauernde Regierungsart sein, sondern daß ein frisch freier Zug in die Verwaltung einziehen würde. Und dem seufzt Italien sehnsüchtig entgegen. Dabei soll keineswegs etwa geleugnet werden, daß auch jetzt schon viele Männer voll hohen Geistes, warmer Vaterlandsliebe und großer Idealität im öffentlichen Leben thätig sind, aber ihre Zahl und ihr Einfluß scheint doch bisher nicht auszureichen, jene vom ganzen Lande so tief herbeigewünschte Besserung einzuführen; dazu gehört wohl eine Regeneration an Haupt und Gliedern, die sich auf weite Kreise zu erstrecken hätte.

Zwei Punkte also wären es, die bei einer Reform des Schulwesens in Italien vor allem zu beachten sein werden, soll diese die gewünschten guten Folgen zeitigen: das ist einmal die Renaissance der classischen Studien, aber in jenem durch und durch modernen Sinne, und dann ein stärkeres Inbeziehungsetzen der Schulen mit dem Gegenwartsleben, so daß in ihnen der Schüler eine wirkliche Vorbereitung fürs Leben erhalte. Beide Punkte ergänzen sich und beide würden, wenn sie genügend Berücksichtigung fänden, eine neue und bessere Aera einleiten. Der Jugend muß einerseits idealer Sinn eingeprägt werden, andrerseits muß sie

Digitized by Google

aber auch für die Aufgaben, die ihrer draußen im Leben harren, geschickt gemacht werden, daß sie diesen nicht, wie das so vielfach bisher der Fall ist, gänzlich fremd gegenüberstehe und sich nur mit großer Mühe in diese zu finden weiß. Geschieht dies, so werden die überall im Lande selbst erhobenen, jetzt zum Theil nur zu berechtigten Klagen aufhören, daß die Italiener nicht im Stande seien, ihr Land auf eine wirthschaftlich und rulturell höhere Stufe zu heben, daß sie zum großen Theil es nicht verstünden, die großen Vortheile, die ihnen Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens, Gunst des Klimas ꝛc. böten, sich zunutze zu machen, daß ihr Ackerbau, ihr Handel, ihre Industrie darniederlägen, weil es zu wenige gebe, die es verstünden, diese Gewerbe in dem in heutiger Zeit nothwendigen großen und weit ausschauenden Maßstabe zu betreiben. — Wir wollen uns freilich nicht der Uebertreibung schuldig machen und behaupten, daß hier einzig und allein die Schule und ihr Einfluß auf die aufwachsende Generation eine günstige Aenderung hervorrufen könne; im wirthschaftlichen Leben sind der Ursachen und Bedingungen zu viele, als daß man sozusagen auf eine Karte alle seine Hoffnungen setzen könnte, zumal ja jedes Gebiet und so auch das der Schule, mitten im Getriebe des wirthschaftlichen Lebens, seines Gedeihens und seines Darniederliegens und Krankens steht und so von diesem auf die mannichfachste Weise mit beeinflußt wird; die ständige Wechselbeziehung und -wirkung darf nicht außer Acht gelassen werden, aber so viel kann man kühnlich behaupten, daß gerade hier ein Punkt ist, an dem man mit einiger Sicherheit, mit klarem Verständniß der Folgen, ohne im Dunkeln tappen zu müssen, einzugreifen vermag, so daß dann von hier aus ein günstiger Einfluß auf die weitere Entwicklung des Landes sicher vorausgesetzt werden kann. Denn es ist klar: eine Generation, die mehr Verständniß und Sinn für die großen wirthschaftlichen Gebiete besitzt und dabei doch ihren Geist und ihr Gemüth an der alten Cultur gebildet hat, wird auch in ihrer Gesetzgebung dahin wirken, diese Hauptgebiete menschlicher Thätigkeit, auf denen das Wohl und Gedeihen des ganzen Landes beruht, mit größtem Verständniß zu schützen und zu pflegen.

So erscheint in der That diese Reorganisation des Schulwesens von der allergrößten Tragweite für die stetige Weiterentwicklung Italiens, und kein Opfer kann groß genug sein, um hier den Grund zu legen für die ökonomische Wiedergeburt und damit allgemeine culturelle Erhebung dieses schönen Landes, das seine Fähigkeit, sich auch aus schlimmeren Lagen, als sie jetzt besteht, aufzuraffen, schon oft genug bewiesen hat. Wahrlich, kein Capital dürfte so hundert- und tausendfältige Früchte bringen als das hiefür aufgewandte. — Mögen die berufenen Vertreter des Volkes zu dessen allgemeinem Wohl hier ihre Beschlüsse fassen, und möge ein günstiger Stern über dieser Reform walten!

Rom, Juli 1897. Ernst Franz.

Kierkegaard.

Eine auch in philosophischen Fachkreisen verhältnißmäßig wenig bekannte Denkerpersönlichkeit, Sören Kierkegaard, erhält im dritten Bande der im Frommann'schen Verlag erscheinenden „Classiker der Philosophie" eine Würdigung von berufener Feder. Verfasser und Herausgeber können auf den Dank weiterer philosophisch interessirter Kreise rechnen, in die bisher nur geringe Anregung zum Studium dieses bedeutenden und eigenartigen dänischen Denkers gedrungen ist, dessen Werke übrigens zum guten Theil durch vorzügliche Uebersetzungen dem deutschen Leser zugänglich gemacht sind.

Die Aufgabe, der sich der auch in Deutschland als Psycholog und Ethiker in Ansehen stehende Kopenhagener Philosophieprofessor Harald Höffding unterzogen hat, ist gewiß keine leichte, wenn man berücksichtigt, eine wie complicirte, aus gleich starken dichterischen, philosophischen und religiösen Impulsen zusammengesetzte Natur es in Kierkegaard zu erfassen gilt. Das hartnäckigste Festhalten an reactionären Grundsätzen verbindet sich bei diesem Manne mit dem Verständniß für die modernsten Probleme, die lebendigste, in prachtvollen Bildern sich entladende dichterische Phantasie mit einer eminenten, scholastisch anmuthenden Fähigkeit zu abstract logischer Distinction.

Das Verständniß von Kierkegaards Weltanschauung hat, wie dies auch Höffding hervorhebt, von dem Verständniß seiner Persönlichkeit auszugehen. Dieselbe kommt jedoch erklärlicherweise in der auf knappem Umfang berechneten Darstellung dem rein Philosophischen gegenüber etwas zu kurz, so daß in diesem Punkt eine im Jahre 1879 erschienene kleine Schrift von Georg Brandes eine werthvolle Ergänzung zu Höffdings Arbeit bildet. So dankbar man jedoch Brandes für die intimen Aufschlüsse sein muß, die uns tiefe Einblicke in die eigenartige Persönlichkeit Kierkegaards gestatten und das Verständniß mancher wichtiger Schriften erst ermöglichen, so überflüssig und störend ist in seinem Buche die von ephemerem Aufklärungsstandpunkt ausgehende Kritik, welche kurzweg Kierkegaards Unfähigkeit behauptet, irgend ein wirklich modernes Problem zu erfassen, und dadurch nur ihre eigene Unfähigkeit bekundet, die Tiefe der ethischen Problemstellung Kierkegaards zu erfassen.

Nichts leichter freilich als die „Unmodernität" Kierkegaards zu betonen, wenn man das Hauptgewicht auf seine letzten, radical-reactionären Schriften legt, durch die er freilich das größte Aufsehen erregt hat. In diesen verfällt die Fortschrittsseligkeit des modernen Culturmenschen der schneidendsten Ironie; und nicht nur die ausgesprochene Weltlichkeit der evolutionistischen Ethik, auch das Christenthum unsrer Zeit unterliegt als eine verweichlichte, verweltlichte Erscheinung, als ein bloßer „Weihnachtsspaß" der schärfsten Verurtheilung.

Sowohl Brandes als auch Höffding halten sich vorwiegend an diese letzte Epoche, und in sofern mit Recht, als hier die Persönlichkeit des Denkers zu schärfster Eigenart herausgearbeitet erscheint, und als das letzte Wort eines Denkers, gleichsam sein Testament, einen entscheidenden Anspruch auf Gültigkeit machen kann, wenn es sich um die Auffassung seiner Lehre handelt. Indessen wird man mit dieser einseitigen Betonung des letzten, religiösen Stadiums der reichen Fülle des Kierkegaard'schen Geistes und seiner Entwicklung nicht gerecht. Die drei Stadien, in welche der etwas schroff schematisirend vorgehende Denker die Entwicklung des Individuums eintheilt: das ästhetische, das ethische und das religiöse, können einen brauchbaren Eintheilungsgrund für seine eigene schriftstellerische Entwicklung abgeben. Als Zeitgenosse der deutschen Romantik unter deren Einfluß stehend, begann Kierkegaard in echt romantischer Weise mit dem Entwurf einer ästhetischen Lebensauffassung, die an Kühnheit und Genialität der eines Friedrich Schlegel um nichts nachsteht, sie jedoch übertrifft an wirklich künstlerischem Feingehalt und psychologischer Finesse und sich vor allem von ihrem Hautgout, ihrem cynischen Raffinement völlig fern hält. Zu den Schriften, die dieses Stadium bezeichnen, gehören in erster Linie das „Tagebuch des Verführers", „Das Musikalisch-Erotische" (ein sprühender Dithyrambus auf Mozarts Don Juan) und „In vino veritas", ein geistreicher Discurs über das Wesen des Weibes und der Erotik. In der Schrift über „Das Gleichgewicht des Aesthetischen und Ethischen in der

Entwicklung der Persönlichkeit" erfolgt dann eine Auseinandersetzung zwischen der ästhetischen und der ethischen Lebensauffassung. Die letztere wird auch auf ihrer höchsten Höhe, in ihrer feinsten Vergeistigung als Genußphilosophie nachgewiesen, und als ihre psychologisch nothwendige Consequenz die Verzweiflung hingestellt. Ein Literarhistoriker der romantischen Periode würde in dieser Schrift eine Fülle psychologischen Rüstzeuges zur Erklärung jenes charakteristischen Absturzes aus der romantischen Genußverherrlichung in die schon von Goethe so genannte „Literatur der Verzweiflung" vorfinden. Obwohl Kierkegaard nur in einem einzigen kurzen Satze auf concrete Zeitverhältnisse anspielt und im übrigen rein theoretisch-psychologisch vorgeht, so ist doch das Ganze durchtränkt vom romantischen Geiste der Zeit, der bei der Entfernung des dänischen Denkers von den eigentlichen Geburtstätten der Romantik, dafür um so besser in seinen charakteristischen Erscheinungsformen beobachtet und erfaßt werden konnte.

Als den Uebergang vom ästhetischen zum ethischen Stadium bezeichnet nun Kierkegaard ein Entweder Oder, einen Wahlact, und zwar ist der Gegenstand des letzteren nichts anderes als das concrete Selbst in seiner ewigen Gültigkeit. Diese Lehre ist nun von seinen Auslegern als ein extremer Individualismus bezeichnet worden, dessen religiöse Fundamentirung vom Standpunkt der humanen Ethik, dessen vermeintlich unhistorische und unsociale Tendenz vom Standpunkt einer evolutionistischen und social-utilitarischen Ethik — zu der sich Höffding bekennt — bekämpft werden müsse.

Aber sowohl Höffding wie Brandes haben einen entscheidenden Punkt in dieser Lehre übersehen, nämlich denjenigen, daß das Individuum durch seine größte Isolation zugleich in die innigste Continuität gesetzt wird. Denn dieses Individuum wird ja von Kierkegaard ausdrücklich als Product der Gesellschaft anerkannt; es ist nicht — wie etwa bei Fichte — Schöpfer seiner selbst, sondern Geschöpf der Gesellschaft, und damit zugleich bürgerliches, sociales Selbst. Aus dieser Auffassung sind nun — je nach ihrer Complication mit anderen Voraussetzungen — zwei entgegengesetzte Consequenzen möglich: entweder wälzt das Individuum alle Schuld von sich ab auf die Gesellschaft, deren Geschöpf es ist, und erklärt sich für unverantwortlich; oder es nimmt durch jenen Wahlact, durch den es sich zu seiner concreten Eigenthümlichkeit bekennt, zugleich die Schuld der Gesellschaft auf sich, empfindet sie als seine eigene. Kierkegaard zieht die zweite Consequenz. Das Individuum kann sich und seiner Verantwortlichkeit nicht entfliehen und soll es nicht; weder wie der Aesthetiker kann es entfliehen in die Phantasiewelt der „Möglichkeit", noch wie der Mystiker unter Zurückstoßung der Welt in die Seligkeit der unmittelbaren Gottschauung, noch wie der Stoiker unter Verachtung und Verleugnung seines concreten Selbst in das abstracte Tugendideal.

Kein Zweifel, daß mit dieser Zuspitzung des Problems eine Vertiefung des Individualitätsbegriffs erreicht ist, daß, praktisch betrachtet, dem inneren Leben eine Energie, eine Spannung zugemuthet wird, von der eine Ethik, die sich im Wohlfahrtsbegriff erschöpft, keine Ahnung hat. Von diesem psychologischen Grundbegriff der inneren Spannung ist überhaupt der ganze Kierkegaard, auch in seinem letzten, radicalsten Stadium zu begreifen.

Die Stärke der inneren Spannung ist für ihn der Maßstab für die Höhe des Standpunktes überhaupt; von diesem Grundsatz gelangt er zu einer Vertheidigung des credo quia absurdum, wie sie seit Tertullian kaum versucht sein dürfte. Das Paradoxon des Glaubens, das darin besteht, daß man das Ewige (Gott) als historisch (zu einer bestimmten Zeit auf Erden wandelnd) auffassen solle, verursacht die stärkste innere Spannung. Mit schneidender Ironie verwirft Kierkegaard die zu seiner Zeit so beliebten romantischen Versöhnungsversuche von Glauben und Denken und verficht die Paradoxie des Glaubens, nicht um sich zugunsten des Denkens zu entscheiden, sondern zugunsten der — inneren Anspannung, die der für das Paradoxon eintretende Wille nöthig hat. Der Satz: „die Subjectivität ist die Wahrheit" bedeutet nicht, wie Höffding will, ein erkenntnißtheoretisches Programm, etwa im Sinn eines Berkeley, er ist vielmehr durchaus ethisch zu fassen und sagt weiter nichts, als daß eine Wahrheit in erster Linie meinen Willen ergreifen, daß die Wahrheit „an sich" zu einer Wahrheit „für mich" werden soll. Von diesem Standpunkt tritt Kierkegaard der dialektischen Vermittlung der Gegensätze entgegen, wie sie Hegel unternommen, und macht ihr den Vorwurf, daß sie den Weltproceß in ein ästhetisches Schauspiel auflöse, bei dem der Wille leer ausgehe. Für den Willen gibt es absolute Gegensätze, er bedarf der Entscheidung für ein Entweder Oder. Hierbei vergißt Kierkegaard nur, daß er selber den Versuch gemacht hat, einen Gegensatz, den er später als absoluten hinstellt, zu versöhnen, so daß beide Momente zu ihrem Rechte kommen, nämlich den der ästhetischen und der ethischen Lebensanschauung. Es geschieht dies in der schon genannten Schrift über „Das Gleichgewicht des Aesthetischen und Ethischen in der Entwicklung der Persönlichkeit". Man darf getrost behaupten, daß sich Kierkegaard mit dieser Schrift dem Höhenzuge germanischer Speculation in der nachkantischen Philosophie als würdiges Glied anschließt. Es klingen hier Gedanken Fichte's, Schillers, Schleiermachers an, aber so, daß vielleicht nur hier und da von einem Einfluß, im allgemeinen jedoch von einem durch und durch originalen, autochthonen Gewächs auf dem Boden echt germanischer Denkungsart gesprochen werden kann. —

So bedeutungsvoll und imponirend Kierkegaard in seiner letzten Phase als religiöser Charakter vor uns steht: in philosophischer Beziehung beruht seine Bedeutung in erster Linie auf seiner Verinnerlichung und Vertiefung des Individualitätsbegriffs. Gegenüber den verflachenden Tendenzen eines den Culturfortschritt einseitig verherrlichenden Evolutionismus, wie gegenüber den Unklarheiten einer sich individualistisch geberdenden, durch und durch ungermanischen Modephilosophie bildet das Werk des dänischen Denkers einen Factor, dem im Kampf um die Weltanschauung ein viel größerer Einfluß gewünscht werden muß, als er bisher verzeichnet werden kann. —

Johs. Schubert.

Mittheilungen und Nachrichten.

Botticelli. Ghirlandajo. Von Ernst Steinmann (XXIV und XXV der Künstler-Monographien von H. Knackfuß. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing). — Diese anziehend geschriebenen und reich illustrirten Biographien, die einen unserer Zeit ganz besonders nahestehenden Künstler — Botticelli — behandeln und einen zweiten, Ghirlandajo, der so recht geeignet ist, zu zeigen, was wahrhaft monumentale Behandlung malerischer Vorwürfe heiße, werden nicht allein dem großen Publicum, sondern auch den Forschern willkommen sein, da sie vielfach neue Ergebnisse eigener Forschung veröffentlichen und von den Hauptwerken, namentlich von den Wandmalereien, einzelne Theile in wesentlich vergrößerter Aufnahme vorführen. Solche Einzelheiten, die den Stil des Meisters deutlich erkennen lassen, sind im Grunde genommen auch für den Laien die einzig nutzbringenden, während Photographien nach figurenreichen Werken allzu häufig unklar ausfallen. Wie weit solche Monographien einem Bedürfniß des Publicums entgegenkommen, ist eine andere Frage. Kunstgeschichte ist jetzt Mode, man verlangt daher nur Gewohnheit nach solchen Schriften. Doch ist kaum anzunehmen, daß Erörterungen über die Entwicklung von Künstlern, die gleich den beiden genannten im Grunde vom

vornherein fertig waren — weil sie zur rechten Zeit gekommen waren — und bis an das Ende ihrer Wirksamkeit wenig Wandlungen zeigten, das Interesse jener großen Zahl von Menschen erregen könnten, die weder die italienische Kunst genauer kennen noch für Kunst überhaupt ein wärmeres Empfinden haben. Ebenso müßte es sich mit der eingehenden Schilderung des künstlerischen Inhalts der vorgeführten Werke verhalten. Die Nachweisung von äußerlichen Bezügen, wie den dargestellten Gegenständen und deren Quellen, den Bestellern und gewissen mit den Malereien in Zusammenhang stehenden Zeitereignissen, also das rein Historische und Archäologische, wird freilich stets auf die allgemeine Theilnahme rechnen können. Was nützen aber solche Unterlagen, solange der Boden für das künstlerische Verständniß nicht bereitet ist? Erst wenn der warme Sinn für Kunst wieder allgemein verbreitet sein wird, wenn wir wissen, daß die Kunst für jede Zeit eine bestimmte Aufgabe zu lösen hat, die nicht in dem Wiederholen des bereits Dagewesenen bestehen kann, sondern stets etwas neues sein muß, werden wir einen Standpunkt haben, von dem aus wir fähig sind, Kunstwerke zu beurtheilen; werden wir auch wirkliches Interesse an jenen Künstlern der Vergangenheit gewinnen können, die uns sympathisch berühren und uns etwas zu sagen haben. Bisher ist die Zahl derer, die auf eine solche ästhetische, nicht (kunst-) historische Bildung ausgehen, noch gering; doch wächst sie stetig an und es dürfte sich der Mühe lohnen, für sie und nicht für die eingebildeten Bedürfnisse der Masse zu schreiben. W. v. S.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.**

Physikalisch-mathematische Classe. Sitzung vom 22. Juli. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. Hr. Dames las „über Brustbein, Schulter- und Beckengürtel der Gattung Archaeopteryx." An der hiesigen Archaeopteryx-Platte wurden alle Theile der rechten Beckenseite und von der Unterseite her ein Durchschnitt des Sternum, das distale Ende des linken Coracoid und die Querdurchschnitte der beiden Furcula-Aeste bloßgelegt. Die auffallende Verschiedenheit der Ilia des Londoner und des Berliner Exemplars führte zur Trennung in zwei Arten; für die durch das hiesige Exemplar repräsentirte neue Art wurde der Name Archaeopteryx Siemensii vorgeschlagen. — Auch die neu aufgedeckten Skelettheile sprechen dafür, daß Archaeopteryx kein Uebergang zwischen Reptil und Vogel ist, sondern ein Vogel, bei welchem Merkmale, welche jetzt nur unentwickelte oder junge Vögel aufweisen, dem ausgewachsenen Individuum eigenthümlich sind.

Gesammtsitzung vom 29. Juli. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. Engler las „über die systematische Anordnung der dikotyledoneen Angiospermen". Nachdem in den letzten Jahren die Chalazogamie bei den Casuarinaceen entdeckt worden war, und nachdem auch versucht worden war, der Beschaffenheit der Samenanlagen mit Rücksicht auf die Entwicklung der Integumente einen hohen systematischen Werth beizulegen, konnte man zweifelhaft sein, ob die bisherige Eintheilung der Angiospermen in Monokotyledoneen und Dikotyledoneen beizubehalten sei. Da die Chalazogamie auch bei Betulaceen und Juglandaceen entdeckt wurde und da die Nichtentwicklung von Integumenten bei den Santalales auch als secundäre Erscheinung aufgefaßt werden kann, so ist davon Abstand zu nehmen, die Angiospermen in Chalazogamen und Acrogamen zu spalten oder dieselben nach dem Vorgang von Tieghem in Involucrate, Innucellate und Nucellate zu gruppiren. Es ist aber auffallend, daß gerade bei apetalen aber haplochlamydeischen Familien derartige Abweichungen in der Entwicklung des Pollenschlauches und der Embryosäcke vorkommen. Es scheint dies ein Grund mehr dafür zu sein, daß alle diese Familien im System der Dikotyledoneen eine niedere Stufe einnehmen. Bei ihnen ist die Art der Befruchtung und die Entwicklung der Embryosäcke nicht so fixirt, wie bei den übrigen Dikotyledoneen. Für die vom Verfasser vorgenommene Anordnung der Reihen der Dikotyledoneen sind nach wie vor Beschaffenheit der Blüthenhüllen, der Blüthenachse und Stellung der Blüthenphyllome maßgebend; die Reihen sind nicht immer einheitliche monophyletische Verwandtschaftskreise, sondern Complexe von mehreren Verwandtschaftskreisen, von Unterreihen, die, theilweise von verschiedenen Anfangspunkten ausgehend, in ihrer Entwicklung auf derselben morphologischen Hauptstufe Halt gemacht haben, theilweise aber auch noch verschiedene Hauptstufen der Entwicklung erkennen lassen. Jede der morphologisch weiter vorgeschrittenen Reihen ist als eine selbständige Pflanzengruppe anzusehen, welche in keiner Weise von einer der anderen abgeleitet werden kann. 2. Hr. Harnack legte eine Abhandlung des Dr. E. Klostermann in Kiel vor: „Die Schriften des Origenes in Hieronymus' Brief an Paula". Das in dem Brief des Hieronymus an die Paula mitgetheilte Verzeichniß der Werke des Origenes war bisher nur aus dem Codex von Arras bekannt. Es ist hier auf Grund von vier Handschriften (Arras, zwei Pariser, Brüssel) neu recensirt und commentirt. 3. Hr. v. Bezold legte eine Mittheilung des Prof. Dr. A. König hierselbst vor: „Die Abhängigkeit der Farben- und Helligkeitsgleichungen von der absoluten Intensität." Werden bei einem „Grünblinden" aus den Enden des Spectrums Farbengleichungen mit Lichtern der zwischenliegenden Wellenlängen hergestellt, so ist von diesen Gleichungen nur eine, auf eine bestimmte Nüance bezügliche, von der absoluten Intensität unabhängig. — Stellt ein „Grünblinder" Farbengleichungen zwischen Gaslicht (oder Sonnenlicht) einerseits und Mischungen des langwelligen Endes des Spectrums mit einem anderen manchenmatischen Licht andererseits her, so muß dieses letztere Licht eine bestimmte (bei Sonnenlicht andere) Wellenlänge haben, damit die Farbengleichung von der Intensität unabhängig ist. — Die als Pulfrich'sches Phänomen bezeichnete verschiedene Abhängigkeit der Helligkeit der verschiedenen Spectralfarben von der absoluten Intensität ist keine allgemein gültige Regel. 4. Die philosophisch-historische Classe hat Hrn. Conze zu einer topographischen Aufnahme der Umgegend von Pergamon 12,000 M., und Hrn. Sachau zur Herausgabe der Geschichte des Islam von Ibn Saad 18,000 M. bewilligt. 5. Die physikalisch-mathematische Classe hat Hrn. Hasserath Dr. B. Hagen in Frankfurt a. M. zur Herausgabe eines anthropologischen Atlas 3000 M. bewilligt. 6. Hr. Gaston Maspero, Mitglied des Institut und Professor am Collège de France in Paris, ist zum correspondirenden Mitglied der philosophisch-historischen Classe im Fach der orientalischen Philologie erwählt, und Hr. Girolama Vitelli, Professor am Regio Istituto di Studj superiori in Florenz, zum correspondirenden Mitglied derselben Classe im Fach der klassischen Philologie.

* Im Dorfe Pianezzo bei Bellinzona im Tessin hat man bei Herstellungsarbeiten in der Kirche eine Freskndarstellung des Abendmahls aus der Renaissancezeit entdeckt. Es wird sich um ein Werk Luini's, wie im nahen Lugano, oder doch um ein Bild aus seiner Schule handeln.

* **Tübingen.** Der Historiker Prof. Dr. Bernhard v. Kugler, dem sein Gesundheitszustand schon seit drei Semestern die Vorlesungen verbot, wird sich, wie es heißt, vom Lehramt zurückziehen.

* **Wiesbaden.** Am 12. d. M. starb im 64. Lebensjahr der Oberbibliothekar an der hiesigen Landesbibliothek, Prof. Dr. Antonius van der Linde. Geboren in Haarlem, besaß er den Muth, aus wissenschaftlichem Wahrheitstrieb in seinem Buche: „De Haarlemsche Costeriegende" (im Haag 1870) die Ansprüche seiner Vaterstadt auf den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst endgültig zu widerlegen. Populäre Zorn vertrieb ihn darauf aus dem Vaterland, er siedelte 1871 nach Berlin über und erhielt 1876 seine hiesige Stelle. Auf eine vorläufige Schrift von 1878: „Gutenberg, Geschichte und Erdichtung" ließ er dann 1886 ein dreibändiges Prachtwerk: „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" als positive Darstellung des weltgeschichtlichen Herganges folgen. In einzelnen Punkten hat auch er hier geirrt, die Forschungen Dziatzko's haben manches wichtige Datum richtig gestellt; auch zeigt sich von der Linde in formaler Hinsicht oft als Autodidakt und Dilettant von stürmisch begeistertem Wesen. Im ganzen aber darf ihm die Ehre zugesprochen werden, Gutenbergs Leistung für immer gegen unlauteren historischen Wettbewerb gesichert zu haben. Auch außerdem hat von der Linde eifrig geschriftstellert, besonders auf dem Gebiete der Schachspielkunde, der er theoretische wie historische Schriften in Menge gewidmet hat.

* **London.** Auf Vorstellungen von seiten der Royal Society hin hat das englische Schatzamt einen Ausschuß eingesetzt, welcher die Frage begutachten soll, ob es wünschenswerth ist, ein Institut, ähnlich dem der deutschen physikalischen Reichsanstalt, zu errichten zur Prüfung von Instrumenten und Maßen und Gewichten, zur Festsetzung von Constanten ꝛc., die sich sowohl für wissenschaftliche, wie industrielle Zwecke verwenden lassen.

Neuer Katalog: Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Verzeichniß der bisher erschienenen Werke aus Georg Thourets Sammlung „Musik am preußischen Hofe".

Jahrgang 1897. München, Montag, 16. August. Nummer 182.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das wunderthätige Höhlenkloster zu Kiew. I. Von Lic. Leopold Karl Goetz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das wunderthätige Höhlenkloster zu Kiew.

Von Lic. Leopold Karl Goetz (Passau).

I.

Den Monat Juli neuen Stiles dieses Jahres verbrachte ich auf einer Studienreise in Kiew. Der Zweck war einmal ein wissenschaftlicher, für meine „Geschichte der Slavenapostel Cyrillus und Methodius" und deren begonnene Fortsetzung, die Geschichte der slavischen Liturgie, die einschlägige russische Literatur, soweit sie mir auf der Münchner Staatsbibliothek nicht zugänglich war, und das war sie größtentheils nicht, näher kennen zu lernen. Der andere, praktisch kirchliche Zweck war mir nahe gelegt durch die zwischen der altkatholischen und der orthodoxen Kirche stattfindenden Unionsverhandlungen und bestand in der Aufgabe, das religiöse und kirchliche Leben der orthodoxen Kirche an Ort und Stelle kennen zu lernen, wofür die Kenntniß der kirchenslavischen liturgischen Sprache unerläßlich war. Empfehlungsbriefe von dem Oberprocurer des hl. Synod, Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew, dem bekannten Verfasser der „Moskauer Sammlung" (deutsch unter dem Titel „Streitfragen der Gegenwart", cf. meine Besprechung im „Deutschen Merkur" 1897, Nr. 18 u. 19) und von dem Hofpfarrer Protopresbyter Johann Leontiewitsch Jayschew in Petersburg verschafften mir bei den leitenden geistlichen Kreisen in Kiew die freundlichste Aufnahme und die zuvorkommendste Förderung meiner Studien. Ich wurde eingeladen, in der Lawra Wohnung zu nehmen, und hatte so täglich und stündlich die beste Gelegenheit, an dieser heiligen Stätte Rußlands, der Wiege sozusagen des russischen Klosterlebens, dieses kennen zu lernen. Außerdem bot Kiew, der Ausgangspunkt für die Christianisirung Rußlands, mit seiner geistlichen Akademie (in ganz Rußland gibt es deren vier: Petersburg, Moskau, Kiew, Kasan) und seinen vielen Kirchen ganz besonders die Möglichkeit, im persönlichen Verkehr mit den Bischöfen, Professoren und Geistlichen sich mit der russischen Kirche, ihren Einrichtungen, ihren Vertretern und deren Anschauungen bekannt zu machen. Meine Beobachtungen habe ich, soweit sie vom culturgeschichtlichen Standpunkt aus die Allgemeinheit der Leser interessiren werden, im folgenden niedergeschrieben. Längere wissenschaftliche Darlegungen über Fragen des kirchlichen und cultischen Lebens habe ich vermieden, der Kundige wird aber doch merken, wo einzelnen Bemerkungen der entsprechende wissenschaftliche Begriff der Sache zugrunde liegt.

Die ersten Ansiedler an der Stelle, wo heute auf den Höhen rechts des Dniepr Kiew[1]) in weiter Ausdehnung daliegt, „die Mutter der russischen Städte", weithin mit ihren goldenen Kirchenkuppeln über die kleinrussische Ebene hinleuchtend, wohnten in Höhlen, die sie in den Sandhügeln am Dniepr sich gruben oder schon vorfanden. Götzenbilder, die dort gefunden wurden, lassen keinen Zweifel daran, daß diese ersten Ansiedelungen schon in der vorgeschichtlichen Periode Kiews stattfanden. Zur Zeit der Waräger, deren Fürsten Askold und Dir 882 in dem hoch gelegenen Theil von Kiew Petschersk — von peschtschera, die Höhle, gebildet — residirten, dienten diese Höhlen als Schatzkammern und Zufluchtsstätten für die kühnen und verwegenen Kaufleute in ihrem Handel mit den Griechen. An ihrer Stelle und wohl aus ihnen entstanden die Höhlen, in denen später die christlichen Mönche ihr Leben zubrachten. Der erste Einsiedler an dieser Stelle war der hl. Hilarion, der aber bald im Jahre 1051 auf Befehl des Großfürsten Jaroslaw des Weisen den Metropolitenstuhl in Kiew besteigen mußte. Aber doch sieht die russische Legende nicht in ihm, wie es eigentlich recht wäre, den Begründer der Höhlenansiedelei, die der Anfang des heutigen gewaltigen Kiewer Höhlenklosters war,[2]) sondern im hl. Antonius, nach dem die Höhlen auch Antoniushöhlen genannt werden und mit dem als Gründer stets der hl. Theodosius als erster Organisator des Klosters zusammen genannt wird.

Antonius und Theodosius sind die russischen Heiligen und Klostergründer κατ' ἐξοχήν, so daß es wohl angezeigt scheint, das Wesentliche ihres Lebens und die charakteristischen Züge ihrer Person nach dem „Paterikon" — dem „Väterbuch" — der Lawra anzugeben. Der hl. Antonius aus Liubetsch im heutigen Gouvernement Tschernigow grub sich schon als Kind eine Höhle aus, um in ihr ungestört leben zu können. Auch an seinem späteren Aufenthaltsort, auf dem Berge Athos, der classischen Stätte des griechisch-orthodoxen Mönchthums, lebte er in einer Höhle, die heute noch den frommen Pilgern gezeigt wird. Von seinem Abte mit dem „Segen des hl. Berges Athos" nach Rußland zur Verbreitung des Christenthums zurückgekehrt, fand er endlich, nachdem ihm keine der in Kiew schon vorhandenen Kirchen oder Klöster zugesagt hatte, die Höhle des hl. Hilarion, in der er dann bei Wasser und Brod ein strenges Einsiedlerleben führte. Bald hatte der heilige Mann von nah und fern Zulauf nicht nur von den Besuchern, die sich Rath und seinen Segen erholten, sondern auch von Männern, die es gelüstete, mit ihm das Einsiedlerleben zu theilen. Und bald war deren Zahl bis auf 12, natürlich Christi Vorbild gemäß, gestiegen. Die enge Höhle des hl. Antonius mußte erweitert werden, man vergrößerte sie um einen langen gemeinsamen Gang, längs dessen die kleinen Mönchs-

[1]) Vgl. Petrow (der verdiente Gründer und Conservator des Archäologischen Museums in der Kiewer geistlichen Akademie): „Kiew, seine Heiligthümer und Denkmäler." St. Petersburg 1896 (russisch).

[2]) Die gewöhnliche Bezeichnung für Kloster ist monastyr, daneben pustyn oder skit, Einsiedelei, in der eben auch mehrere leben können. Lawra ist ein besonderer Ehrenname für besonders große, aus verschiedenen Complexen bestehende Kloster. Lawren gibt es in Rußland nur vier, die Alexander Newsky-Lawra in St. Petersburg, die Sergei-Dreifaltigkeits-Lawra bei Moskau, die Potschaew'sche Lawra in Wolhynien und als die bedeutendste die „wunderthätige hl. Kiewer Petscherskische (Höhlen)-Lawra".

zellen lagen, weiter wurde ein Refectorium und eine kleine Kirche ausgegraben. Aber dem hl. Antonius fielen die vielen Besucher zur Last, seine heilige Seele sehnte sich nach Einsamkeit, so spendete er denn den Brüdern den „Segen Gottes und danach des hl. Berges", gab ihnen als Igumen (Abt) Warlaam, verließ diese heute sogenannten „entfernteren" Höhlen und grub sich, 700 Faden davon entfernt, an der heute „die nahen Höhlen" genannten Stätte eine neue Höhle aus. Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den nahen wie in den entfernten Höhlen, als deren Gründer also der hl. Antonius angesehen wird, wuchs die Zahl der Brüder mehr und mehr. 40 Jahre lebte da Antonius als demüthiger und einfacher Mönch und weder wollte er die hl. Priesterweihe empfangen noch Igumen werden. Er erlebte es noch, daß bei der Enge der unterirdischen Kirche über der entfernten Höhle eine kleine hölzerne Mariä-Himmelfahrtskirche gebaut ward, zu der bald ein Kloster mit vielen Zellen hinzugefügt werden mußte. Die Streitigkeiten zwischen den russischen Theilfürsten veranlaßten einmal den Heiligen, nach Tschernigow zu ziehen; auch dort sammelten sich um ihn viele Mönche, die sich ein Kloster erbauten. Indeß kehrte er wieder an die frühere Stätte seiner Wirksamkeit nach Kiew zurück und lebte in seinen klösterlichen Uebungen, von der Brüderschaft höchst geehrt und stets um seinen Rath befragt, bis 1073, als er, 90 Jahre alt, starb. Seine Reliquien konnten nicht, wie die der anderen heiligen Höhlenbewohner aufgefunden werden, Feuer und Wasser schreckten immer die zurück, die frevelhaft dieses Wagniß unternahmen.

Unzertrennlich von ihm ist der hl. Theodosius, in Wasilkow, 35 Werst von Kiew, geboren. Auch er zeigte sich als Wunderkind, das offenbar zu einem besonderen Streiter Gottes von früh an bestimmt war. Seine unbezwingliche Lust zum Einsiedlerleben brachte ihn in manchen Conflict mit seiner Mutter — damit er natürlich als rechter Jünger Christi diesen mehr liebe als Vater und Mutter —; mehrmals brannte er, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach den hl. Stätten ergriffen, seiner Mutter durch und fand schließlich auch Aufnahme beim hl. Antonius. Um überhaupt ihren Sohn zuweilen zu sehen, mußte sich seine Mutter, deren Mutterrechte in der Legende gegenüber dem heiligen Beruf ihres Sohnes beinahe zu Mutterunrechten werden, entschließen, in Kiew in ein Nonnenkloster einzutreten. Bald wurde er zum Geistlichen der Mönchsbrüderschaft gemacht und zur großen Freude der Brüder vom hl. Antonius zum Igumen bestellt, als Warlaam vom Großfürsten Isiaslaw an ein neu gegründetes Kloster versetzt wurde. Als Grundzug seines Charakters schildert die Legende in allen Farben seine Demuth, mit der er — natürlich als echter Christusjünger — aller Diener sein wollte und in freiwilliger Uebernahme der verschiedensten Arbeiten auch war. Seine Legende ist ein Hymnus auf seinen Gehorsam und seine Demuth als Ideal mönchischer Frömmigkeit. Als der Organisator des Klosters, der die Satzungen des konstantinopolitanischen Studitenklosters einführte, war er aber bei aller Demuth gegen seine Brüder sehr streng und gleich bereit, jedes kleine Vergehen zu strafen, wie die Legende in manchen Fällen berichtet. Er hatte aber auch die Genugthuung, daß unter seiner Leitung die Zahl der Brüder sich bald bis auf 100 vermehrte. Das hatte einen Umbau und die Vergrößerung des oberirdischen Klosters zur Folge und die Verlegung des Klosters aus den Höhlen in dieses vergrößerte Kloster. Hier führte er nun ein gemeinsames Mönchsleben nach der Regel des hl. Theodorus Studita ein. Er selbst lebte sehr ascetisch und nach dem mönchischen Ideal der Reinlichkeit und Körperpflege wusch er sich nie Gesicht und Hände. In seiner Amtsführung bemüht sich seine Legende sichtlich ihn als Befolger des Heilandswortes „Sorget nicht für den morgigen Tag" zu schildern; seine Sorglosigkeit und oft absichtliche Entblößung der Brüderschaft von den nothwendigsten Dingen grenzt nach unsern heutigen Begriffen stark an Leichtsinn, aber immer half ihm Gott und schickte immer unerwartet neue Vorräthe. Bald wurde auch das dritte oberirdische Holzkloster zu klein, und man mußte ein geräumigeres steinernes errichten, dessen Bau von allerhand wunderbaren Erscheinungen begleitet war. Das neue Kloster mit seiner Kirche wurde an der Stelle der heutigen großen Klosterkirche von griechischen Meistern erbaut, die wieder unter allerhand Wundern eigens zu diesem Bau von Gott nach Kiew geschickt wurden und dabei das Bild der Himmelfahrt Mariä mitbrachten, das seitdem als „wunderthätig" in dieser Kirche verehrt wird. Theodosius selbst erlebte die Ausschmückung dieser Kirche, deren Mauern ohne den inneren Schmuck als Capelle der heutigen großen Kirche noch erhalten sind, mit Mosaik und Fresken nicht mehr. Im Jahre 1074 starb er, nachdem er noch den hl. Stephan zu seinem Nachfolger bestimmt und kurz vor seinem Ende in einer Vision die zukünftige Herrlichkeit des Klosters vorausgeschaut hatte. Sein Leichnam wurde nach seinem Wunsch erst in einer Höhle beigesetzt, nach der Einweihung der großen Kirche aber dorthin übergeführt, wo er im Lauf der Zeiten manches Wunder wirkte.

So hatte sich die Lawra zu Lebzeiten ihrer Gründer aus den kleinsten Anfängen zu einem stattlichen Kloster entwickelt und mit der Zeit wuchs sie mehr und mehr. Die Geschicke des Landes waren auch ihre Geschicke, mehr als einmal wurde sie von den Feinden zerstört, von den Polowzern wie von den Tataren. Aber immer wieder entstand das Kloster aufs neue und vergrößerte sich dank den vielen Stiftungen, zumal von den orthodoxen littauisch-russischen Fürsten, an die mit Kiew 1362 das Kloster fiel, und die sich als kräftige Schützer und Förderer des Klosters bewährten. In späteren Zeiten erwarb sich vor allem große Verdienste um die Renovirung des ganzen Klosters wie seiner Einrichtung der Archimandrit und spätere Kiewer Metropolit Peter Mogila, der in den kirchlichen Kämpfen, die für Kleinrußland eine Folge der Brester Union mit Rom von 1596 waren, ein eifriger Kämpe für die Orthodoxie war. Nach der Vereinigung Kleinrußlands und Kiews mit Rußland im Jahre 1654 und in den folgenden Kampfeszeiten war die Lawra, wie manch anderes russisches Kloster auch zu anderen Zeiten, ein förmliches Kriegslager und eine Festung. Die Gebäude wurden, soweit sie noch von Holz waren, durch steinerne ersetzt, und der Hetman Mazepa, von dessen Huld das Kloster auch noch manch anderen kostbaren Beweis erbringen kann, umgab in den Jahren von 1696—1701 das ganze Kloster mit einer steinernen Mauer. Im Jahre 1718 wurde das ganze Kloster ein Raub der Flammen, das wunderthätige Muttergottesbild wurde aber gerettet, was Peter den Großen zu dem Ausruf veranlaßt haben soll: „Wenn dieses Bild gerettet ist, ist auch die Lawra gerettet." Bald war das Kloster wieder aufgebaut und blieb seitdem von größerem Unglück verschont; dank der Huld der russischen Herrscher und dem Eifer der Pilger war sein alter Glanz bald wieder erreicht und wuchs seine Größe, sein Reichthum und sein Ansehen immer mehr und mehr.

Heute zeigt sich das Kloster dem Besucher als ein allseits von hohen Mauern umgebener bedeutender Gebäudecomplex, der wirklich mit seinen schweren Bauten, massiven Wänden und Thoren den Eindruck einer kleinen Festung macht. Dieser Eindruck wird noch dadurch gesteigert, daß der Haupteingang gerade gegenüber dem Arsenal mit seinen aufgestapelten Haufen Kugeln und Kanonen früherer Zeit liegt. Man sagt sich unwillkürlich, daß die Stätte des Friedens auch zugleich ein wehrhafter Platz war. Im

Digitized by Google

ganzen zerfällt diese kleine Klosterstadt, denn so dürfen wir mit vollem Recht das Kloster nach seiner Ausdehnung wie nach der Zahl seiner Einwohner nennen, in vier Theile: in der zunächst der Stadt und am höchsten gelegenen Hälfte ist die eigentliche Lawra und das Krankenkloster, in dem dnieprwärts tiefer gelegenen Theile sind die zwei Klöster der nahen und entfernten Höhlen mit den Fremdengasthöfen und Massenquartieren.

Wir betreten das Kloster gegenüber dem Arsenal durch die Hauptpforte, dies heilige Thor, das ganz festungsartig in einem tiefen Einschnitt zwischen der Mauer angebracht ist. Auf der Mauerwand, rechts und links vom Eingang, sind in zwei schon etwas verwitterten Fresken die sämmtlichen Heiligen der Lawra, mit dem hl. Antonius und Theodosius an der Spitze, dargestellt, und über der Pforte befindet sich die alte Dreifaltigkeitskirche. Hier vor der Pforte verbeugt sich unter vielen Bekreuzungen der fromme russische Pilger tief zur Erde nieder, und hier beginnen für ihn die unzähligen verehrenden Verbeugungen, poklon, die ein Charakteristicum russischer Frömmigkeit sind. Im Thoreingang bezeigt der Fromme mit Bekreuzen oder Küssen seine Verehrung vor einer Copie des wunderthätigen Mariendildes, läßt sich von dem diensthuenden Pförtnermönch mit Weihwasser besprengen und vergißt auch nicht, seinen Obolus in den Teller zu werfen, der sich uns als die erste der derartigen fast unzähligen Einnahmequellen des Klosters darstellt. Ein sauber gehaltener, mit wohl gepflegtem Garten versehener Hof nimmt uns auf; rechts und links ziehen sich die Gebäude hin, welche die Mönchszellen enthalten. In dem Theile links von der heiligen Pforte liegt das Krankenkloster mit seinen zwei Kirchen und der Apotheke. Wir gehen auf gutem Pflaster, dessen man sich auf das Kiewer Pflaster hinauf herzlich freut, gerade aus und stoßen nach einigen hundert Schritten rechter Hand auf den großen, 1745 beendigten vierstöckigen Glockenthurm, der als das Wahrzeichen der Lawra und als der höchste Punkt Kiews weithin mit seiner goldenen Kuppel sichtbar ist. Von seiner Spitze aus hat man eine herrliche Aussicht, aber der Möglichkeit wegen, von ihnen die Festungswerke aufzuzeichnen, bedarf man zu seiner Besteigung der besonderen Erlaubniß des Festungscommandanten. Bei dem absolut friedlichen Charakter meiner Studien und der Garantie, die mein Stand bot, gelang es mir doch, ohne besondere Erlaubniß eines Tages nach Benützung der Bibliothek des Klosters mit dem Bibliothekar, dem Hieromonach (Priestermönch) Dimitrij, wenigstens den Glockenstuhl im zweiten Stock zu besteigen. Im ersten Stock nämlich ist die Klosterbibliothek untergebracht. Nicht zu ihrem Vortheil, denn die Räume sind fencht und die Bücher theilweise mit dickem Schimmel überzogen. Das macht aber nichts, da sie wenig benutzt zu werden scheinen. Die Bibliothek selbst ist nach unsern Anschauungen und bei den reichen Mitteln, die dem Kloster zur Verfügung stehen, mehr als dürftig. Von dem Mangel ausländischer Literatur, die, zumal die deutsche, in ganz vorzüglicher Weise — Bücher wie Zeitschriften — in der Bibliothek der geistlichen Akademie vertreten ist, ganz zu schweigen, habe ich manches größere russische geschichtliche Werk der letzten Jahrzehnte vermißt, sogar von solchen Autoren, die in Kiew selbst lebten und lehrten. Wir werden später sehen, daß die Thätigkeit der Brüder sich auf einem andern Gebiet als auf Bücherstudien bewegt und daher sich dieser Zustand der Bibliothek erklärt. Zu ihrer Benutzung bedarf man der Erlaubniß des Abtes, die mir selbstverständlich sofort ohne jede Einschränkung ertheilt wurde. Im zweiten und dritten Stock sind die Glocken, nach morgenländisch-katholischer Sitte selbst fest und mit beweglichem Klöppel geschlagen, aufgehängt. Bei mehreren großen hängen eine größere Zahl kleinere Glocken, auch große runde Ringe, die geschlagen werden. Der Klang hat mehr Aehnlichkeit mit dem eines Tamtam als mit dem Glockengeläute, wie wir es zu hören gewohnt sind. Auf einen Schlag an die große Glocke folgen in raschem Durcheinander vier bis sechs kleinere Glocken, etwa so — ⏑⏑⏑⏑⏑ — ⏑⏑⏑⏑⏑. Solcher Haupt- mit ihren Nebenglocken ertönen manchmal mehrere zugleich, so daß der Lärm, den sie machen, trotz der guten Abstimmung der Glocken nicht immer angenehm ist, zumal wenn die Glöckner sich bemühen, ein möglichst rasendes Tempo zustande zu bringen, als ob sie oder die Glocken verrückt geworden wären. Weiter rechts vom Glockenthurm liegen die Wohnhäuser des Metropoliten von Kiew und des Klosteradts mit ihren Hauscapellen. Einige fünfzig Schritte weiter von dem Glockenthurm steht die Hauptkirche, die Mariä-Himmelfahrtskirche. Neben dem Hauptaltar hat sie noch acht Nebenaltäre in verschiedenen Capellen zu Ehren der Verklärung Christi, des hl. Antonius und Theodosius ꝛc. Der Altar ist ganz mit Gold- und Silberplatten belegt und der Ikonastes, die durchbrochene, mit drei Thüren versehene Wand, die in den gottesdienstlichen Gebäuden der anatolischen Kirche den Altar von der Gemeinde trennt, ist ein wahres Prachtwerk, mit werthvollen Heiligenbildern geschmückt. Ueber der mittleren, der sogenannten königlichen Thür, ist das schon erwähnte wunderthätige Marienbild aufgehängt. Nach orthodoxer Sitte ist das Bild selbst mit Silber- und Goldplatten belegt, so daß nur die Köpfe, Hände und Füße frei sind. Die ganzen aufgelegten Platten sind aber über und über bedeckt mit kleinen, oder auch sehr großen Brillanten, so daß man von der Platte eigentlich nichts mehr sieht. Das Bild ist natürlich unter Glas und Rahmen und wird bei besonderen Gelegenheiten zur Verehrung und zum Küssen heruntergelassen. Der Mönch, der uns das Bild herabließ und genauer zeigte, nachdem wir erst mit Kniebeugung und Kuß unser poklon gemacht hatten, gab den Werth des Bildes auf 100,000 Rubel an. Der Metropolit, die Bischöfe und sonstigen höheren Geistlichen dürfen, wie ich selbst aus nächster Nähe gesehen habe, das Bild selbst, nicht nur die darüber befindlichen Glasrahmen küssen.

Die Kirche ist natürlich auch reich an Reliquien, von denen ich als besonders bemerkenswerth neben den Leibern verschiedener Metropoliten und Fürsten, sowie des hl. Theodosius, Theile des Diakons Stephanus und das Haupt des „hl. apostelgleichen Wladimir", des Bekehrers der Russen zum Christenthum, erwähne. Die Kirche wird seit einigen Jahren renovirt und ist ganz mit Gerüsten verstellt. Bezeichnend für den Geist, in dem renovirt wird, ist, daß an die Stelle der bisherigen, im „westlichen" Geiste gehaltenen Wandgemälde nunmehr „byzantinische" treten sollen. „Westlich", so wollte mir manchmal scheinen, hat überhaupt keinen besonders guten Klang bei den russischen Mönchen.

Rechts vom Haupteingang in die Kirche, einige Stufen höher, liegt hinter schwerer Eisenthür die Schatzkammer, die diesen Namen wirklich vollauf verdient, denn Schätze für mehrere Millionen sind hier aufgespeichert. In einem Glasschranke hängen eine große Anzahl Bischofskreuze, vielfach kaiserliche Geschenke, mit großen Edelsteinen geschmückt, darunter eines reich mit großen Brillanten geziert, dessen Werth mir auf 25,000 Rubel angegeben wurde. Viele dieser kirchlichen Gegenstände sind außer durch ihr Gold und Edelgestein auch durch ihr Alter von höchstem Werth. Verschiedene Schränke enthalten nach meiner Schätzung gegen hundert Bischofskaseln, neue und alte. Unter den neuen wurde mir die zur Krönung Nikolaus' II. eigens angefertigte gezeigt, deren Werth 500 Rubel sei; die alten sind vielfach mit Perlen reich gestickt, eingefaßte Rubinen und Smaragde von ziemlicher Größe sah ich auf manche aufgenäht, an anderen waren wieder statt der Knöpfe ziemlich große

Diamanten verwendet. Getragen werden natürlich diese Gewänder auch wegen ihrer Kostbarkeit nicht mehr. In anderen Schränken sind schwere, rein goldene Patenen-Diskos mit dem dazu gehörigen kreuzförmigen Schutzgitter für das Brod, mehrere Pfund schwer, große, mit Edelsteinen besetzte und emaillirte Kelche, oft von bedeutendem Gewicht. Dann folgt eine Sammlung von Mitren, von den ältesten bis zu der zur Kaiserkrönung Nikolaus' II. angefertigten, die alle, reich mit Perlen und Brillanten besetzt und oben mit einem Brillantenkreuz versehen, einen großen Werth repräsentiren. Auch alte Evangeliarien sind da, deren Einband mit Silber- und Goldplatten mit großen Edelsteinen belegt ist, dann alte Ikone, Heiligenbilder, die schon durch ihr Alter kostbar sind, darunter z. B. eine Darstellung, wie Christus den kranken hl. Joseph besucht. Neben diesen kirchlichen Sachen, zu denen noch eine Anzahl schöner, edelsteinbesetzter Bischofsstühle zu zählen sind, finden sich aber auch sehr weltliche Dinge, herrliche silberne Bier- und Weinkrüge, Münzbecher u. dgl. In der Schatzkammer werden dann auch noch die großen Kannen mit dem Myron, dem heiligen Oel, das der Metropolit für die Kirchen seiner Metropolie weiht, aufgehoben. Ein ungemein großer Werth ist in dieser Schatzkammer geborgen, eine treffliche Illustration zu dem Mönchsgrundgesetz: der einzelne Mönch muß arm sein, aber das Kloster reich. Neben der Hauptkirche ist die 1893—1895 neu erbaute Peter und Paulskirche mit dem vorgebauten Refectorium, an das sich die große Klosterkirche anschließt. Auf der entgegengesetzten Nordseite der Hauptkirche liegt die Allerheiligenkirche, die Buchdruckerei, Malschule und verschiedene größere und kleinere Oekonomiegebäude.

Durch einen Thorweg an verschiedenen Verkaufsbuden vorbei gelangen wir dann in den niederer gelegenen Theil des Klosters zu den nahen und entfernten Höhlen.

Diese nun sind unstreitig der interessanteste Theil der Lawra selbst, als die Stätte, wo diese ihren Anfang genommen hat, und werden demgemäß auch sehr zahlreich von den Pilgern besucht. Es erinnert den Besucher an ein Bergwerk im kleinen, wenn er, mit Wachskerze versehen, unter Führung eines Mönches dieses Labyrinth von Gängen und kleinen Höhlen durchwandert. Allenthalben längs der Gänge stehen in Nischen Särge, in denen die verhüllten Leichname der Heiligen ruhen, die durch die Gesteinsbeschaffenheit mumificirt sind. Ueber den Särgen sind gestickte Sammetdecken ausgebreitet, an der Seite ist der unvermeidlich wiederkehrende Opferstock, eine Tafel belehrt uns über den Namen und Beinamen der hier Ruhenden. Diese Beinamen sind verschiedenartig, theilweise genommen von ihren besonderen Charaktereigenschaften, theilweise ihren geistlichen Beruf angebend. So zum Beispiel: „Antonius, der erste Vorstand", „Johann der Faster", „Warlaam der Igumen", „Polykarp der Archimandrit", „Theodor und Basilius, die ehrwürdigen Märtyrer". Andere Beinamen sind: der Prosphoren-(Abendmahlsbrod-)bäcker, der Heiler, der Arzt, der Gott gefällige, der gehorsame, der viel kranke, Nestor der Chronist, der geistliche Märtyrer, der scharfsinnige, der Grabgräber, der Bildermaler, der Gott wohlgefällige, der Wunderthäter, der Arbeit liebende, der schweigsame, der Bekenner, der magere, der Asket, der kränkliche, der Krieger, der Pförtner, der Diakon, der Bischof, der Metropolit. Bei vielen heißt es: „der ehrwürdige", eine Bezeichnung, die mit Vorliebe gebraucht wird. Oft sieht man an den Gängen kleine runde Oeffnungen von der Größe eines gewöhnlichen Tellers. Dahinter lebten in kleinen Zellen die eigentlich sogenannten „Einsiedler", deren ganzer Verkehr mit der Außenwelt durch dieses kleine Loch stattfand, gewiß eine harte Lebensweise, gegen die sich uns heute manche hygienische Bedenken erheben würden. Gegenwärtig zählt das Kloster keinen solchen Satwornik. Einen Heiligen sehen wir auch, der sich bis an die Brust in die Erde eingegraben hatte und so starb. Besonderes Interesse erregt natürlich auch die Zelle des hl. Antonius, die Zelle des russischen Chronisten Nestor, bei der eine Tafel mit entsprechender Inschrift angebracht ist, dann auch die drei kleinen Kirchen, in denen auch Messe gelesen wird. In der Kirche des hl. Antonius wird, nach der Aussage des Mönches, auch heute noch die Mönchsweihe vorgenommen. In den nahen Höhlen liegen außer dem hl. Antonius 49 heilige Leiber und 10 Satworniki, andere einzelne nicht eingerechnet. Außerdem befinden sich noch in den nahen Höhlen 30 „Wohlgeruch verbreitende", „von Salböl triefende" Schädel, die Salböl, Myron ausschwitzen, das an die Pilger verkauft wird und mit dem diese sich salben. In einer der Höhlenkirchen ist noch das Kupferkreuz des ehrwürdigen Grabgräbers Markus aus dem 11. Jahrhundert, „aus dem der ehrwürdige manchmal trank und aus dem heute noch heiliges Wasser an die frommen Pilger abgegeben wird". Unter diesen nahen Höhlen sind gleichfalls 3 Kirchen. Ein gedeckter Gang führt in die entfernten Höhlen, die 3 oberirdische und 2 unterirdische Kirchen besitzen, unter letzteren die des hl. Theodosius und dabei seine Zelle, und die angeblich älteste Mariä-Verkündigungskirche, die von den ersten Höhlenansiedlern selbst ausgegraben sein soll. Hier in den entfernten Höhlen ruhen 33 ehrwürdige Väter, 13 Satworniki, 31 „von Salböl triefende Häupter" und ein Schienbein.

Die Höhlen sollen ganz besonders im Pilger die Gedanken an die Vergänglichkeit und den Tod hervorrufen, darum sind am Eingang Fresken angebracht, die das jüngste Gericht und dergleichen Themata darstellen. Besonders interessant ist eine Bilderserie, die Darstellung der Reinigung der Seele nach dem Tode. Vom hl. Basilius wird die Seele an 20 Sünden, die sie alle während des Lebens begangen haben kann, vorbeigeführt, bis sie endlich gereinigt vor dem Throne Gottes angelangt ist, auf dem Christus, wie vielfach üblich, als Bischof mit der Mitra dargestellt sitzt. Als 19. Sünde ist da „Häresie und Raskol" aufgeführt.

Einen besonderen großen Gebäudecomplex bilden dann die Pilgerherbergen und Gasthöfe mit Spital und eigener Kirche. Es sind theils Massenquartiere, theils Gasthöfe mit separaten Zimmern. Auf einzelnes werde ich später noch zurückkommen bei der Schilderung des Lebens der Pilger. Zu diesen Gebäuden kommen dann noch die weiteren Oekonomiegebäude, Bierbrauerei, Wachssiederei, Dampfmühle u. s. w., die natürlich in ihrer Größe der Ausdehnung des ganzen Klosters entsprechen.

In Kitajew, 9 Werst von der Lawra, hat diese noch eine — sagen wir Dependance —, eine Art Ruhesitz für bejahrte Brüder, 3 Werst von Kitajew liegt ein weiteres kleines, zur Lawra gehörendes Kloster Golosejew, ursprünglich ein Oekonomiegut, jetzt „Einsiedelei", Landsitz für den Metropoliten.

Diesem bedeutenden Gebäudecomplex entspricht natürlich auch die Zahl seiner Bewohner, und so zählt die Lawra nach der Angabe, die mir Bischof Sergei von Uman im Nikolauskloster in Petschersk-Kiew, der selbst früher Prior der Lawra war, machte, über 1200 Patres und Fratres, und zwar, wie mir von anderer Seite gesagt wurde, 400 Patres und 800 Fratres. Bekanntlich heißt die Klostergeistlichkeit nach ihrem schwarzen Talar und der schwarzen Kopfbedeckung, die man mit einem Cylinderhut ohne Rand, der hinten einen langen, schwarzen Schleier hat, vergleichen könnte, die „schwarze" Geistlichkeit, im Gegensatz zur „weißen", der Weltgeistlichkeit, die natürlich nicht gerade weiße, sondern verschiedenfarbige Talare, Riasa, trägt. Den Talar trägt, nebenbei bemerkt, der orthodoxe Geistliche immer, ebenso

Digitized by Google

wie seinen Bart und die langen, oft über die Schultern herabwallenden Locken. Es war darum eine im Sinne der Russen ganz natürliche Frage, die mir oft gestellt wurde, ob ich Priester sei, ohne Talar, Bart und Locken zu tragen. Ebenso wie die Weltgeistlichkeit zur einmaligen Ehe, ist die Klostergeistlichkeit zum Cölibat verpflichtet. Nur aus ihr werden die höheren Geistlichen, der Reihe nach Igumen, Archimandrit, Bischof, Erzbischof, Metropolit, genommen, und daher stammt zum guten Theil der scharfe Gegensatz zwischen schwarzer und weißer Geistlichkeit. Stirbt einem Weltgeistlichen seine Frau, so wird er Mönch, dann kann er die höheren Stellen erlangen. Man sieht also, das Verheirathetsein ist kein grundsätzliches Hinderniß gegen die Bekleidung des Bischofsamtes, sondern nur eine historisch gewordene disciplinare Vorschrift. So lernte ich in Tschernigow in dem gastfreundlichen Bischof Eothimij einen solchen früher Weltgeistlicher gewesenen, darnach Mönch gewordenen Bischof kennen, dessen Sohn mit uns an der Tafel saß.

Der eigentliche Abt nun der Lawra ist der Metropolit von Kiew und Galizien, zur Zeit Jaamiki, es wird auch darum in den Klosterkirchen in der Messe in den verschiedenen Ektenien (Bittgebetsreihe mit jedesmaliger Antwort: Herr erbarme dich) stets gebetet „für den heiligsten dirigirenden Synod und unsern Metropoliten und Archimandriten". Diese Sitte stammt von den Zeiten des Petrus Mogila her, der früher Aechimandrit der Lawra und als solcher der Gründer einer neuen Periode für die Lawra und Reformator ihrer Einrichtungen, bei seiner Erhöhung zum Metropoliten von Kiew seinen früheren Rang nebst Amt[1]) beibehielt. Es ist bezeichnend für die Macht des Priors der Lawra, daß, als nach der Brester Union um 1596 der damalige von der Orthodoxie zur Union übergetretene Metropolit von Kiew, Michael Ragosa, versuchte, die Lawra seiner Gewalt zu unterwerfen, die Lawra sich kräftig und mit Erfolg dagegen und gegen das gleiche öfters gestellte Verlangen selbst des polnischen Königs Sigismund III. wehren konnte. Der wirklich fungirende Abt im Range eines Archimandriten, gegenwärtig der ehrwürdige und äußerst freundliche Greis Antonij, heißt demnach mit Recht „Namiestnik", d. h. „Stellvertreter", und als solcher hat er unter Bestätigung durch den Metropoliten die Leitung des riesigen Klosters. Ihm zur Seite stehen noch verschiedene Functionäre, so der Kasnatschei, der „Rentbeamte" des Klosters, der eine naturgemäß höchst wichtige Stelle bekleidet, der Ekklesiarch, Kirchenverwalter, der Kelar, Kellermeister, der Blagotschinyi, der Propst, diese vier gleichfalls im Range des Archimandriten, und der Oekonom im Range eines Igumen. Den Rang eines Igumen oder Archimandriten können übrigens als Belohnung auch noch andere Priestermönche bekommen. Diese fünf mit dem Namiestnik bilden den duchownyi sobor, den „geistlichen Rath" des Klosters, der über alle wichtigeren Angelegenheiten unter Bestätigung durch den Metropoliten entscheidet und auch die Disciplinargewalt, gleichfalls unter Gutheißung des Metropoliten, ausübt.

Daneben gibt es natürlich noch andere Natschalniki, „Vorstände" oder „Abtheilungschefs", so der Metropolitenkanzlei, den Aufseher über die Fremdengasthöfe. Eines der wichtigsten derartigen Aemter ist das des Vorstandes der Klosterdruckerei, die allein einen Etat von 130 Leuten hat. Der jetzige Vorstand, „Vater Nasarii", früherer Artillerieoberstlieutenant, ist ein fein gebildeter Mann mit einem für einen Mönch ungewöhnlich großen Kreise von Kenntnissen, der deutsch, französisch und englisch versteht. Ihm speciell habe ich manche Auskunft zu verdanken, wie er überhaupt stets das liebenswürdigste Entgegenkommen und herzgewinnende Freundlichkeit zeigte. Wenn wir aber bei einem Glase Thee beisammen saßen und auf theologische Dinge zu sprechen kamen, z. B. Verhältniß und Union zwischen Altkatholicismus und Orthodoxie, da hatte er in meinen Schriften immer allerhand Ketzereien angestrichen, die nicht „rechtgläubig", sondern „westlich" waren. Derselbe Mann, der z. B. zu seiner Erholung und zum Sprachstudium die Revue Cosmopolis las, war in kirchlichen Fragen ein starrer Vertreter der Orthodoxie von einer rechtgläubigen Strenge, wie ich sie bei vielen Theologieprofessoren und Weltgeistlichen nicht getroffen habe.

Die Mönche zerfallen in einfache Mönche, die natürlich kein derartiges Amt erlangen können, in Hierodiakonen und Hieromonache. Während letzterer Name „Priestermönch", wofür es in alter Zeit vielfach „Geistlichermönch" hieß, den Stand ganz richtig bezeichnet, ist der Name Hierodiakon eigentlich ein logischer Nonsens, da die Begriffe Priester und Diakon, aus denen er zusammengesetzt ist, ja einander ausschließen. Außer den Mönchen sind dann noch in großer Anzahl die Poßluschniki, die „Brüder", im Gegensatz zu den „Vätern Mönchen", da. Für viele ist das natürlich nur die Vorstufe des Noviziats, aber es gibt auch welche, die ihr Leben ganz „Brüder" bleiben. Die Bildung der Mönche ist sehr verschieden, eine solche, wie Vater Nasarii sie hatte, ist selten. Im allgemeinen schien sie mir nach unsern „westlichen" Begriffen nicht zu groß zu sein, was schon aus der Vernachlässigung der Bibliothek zu entnehmen ist; die Hauptlectüre für den Mönch und vollends für den Bruder ist eben sein Gebetbuch und das Leben der Heiligen. Der Stellung entspricht auch die Wohnung, die andere ist bei dem Brudee, anders bei dem einfachen Mönch, beim Hieromonach, der z. B. 2 Zimmer hatte, anders bei Vater Nasarii, dessen „Zelle" aus 3 schönen Zimmern, die Dienerwohnung nicht eingerechnet, bestand, wieder anders beim Namiestnik, dessen „Zelle" ein schönes, geräumiges, zweistöckiges (Paeterre und I. Stock) Haus mit großen Empfangsräumen ist. In den gleichen Abstufungen bewegt sich die Höhe des „Taschengeldes", das für Kleidung und private Bedürfnisse gegeben wird. Der Priestermönch erhält durchschnittlich zweimal jährlich im ganzen ungefähr 500 Rubel, die Ratschalniki, wie Vater Nasarii, etwa 700, der Namiestnik etwa 3000. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß das Kloster sehr reich ist. Was der Metropolit bezieht, konnte ich nicht erfahren, nur hörte ich, daß der Moskauer Metropolit von der dortigen Lawra jährlich gegen 45,000 Rubel Einnahme hat.

Das Leben der Mönche ist geregelt nach den Satzungen für das Mönchs- und Klosterleben von Basilius und Theodor Studita. Im einzelnen ist genau bestimmt, wann und wie die göttliche Liturgie zu feiern ist, was und wie zu essen und zu trinken ist, wann und wie viele Verbeugungen, pokloni, zu machen sind, wann man beim Gebet sitzen darf und stehen muß, welche Nahrung je an den verschiedenen Tagen zu nehmen ist, wie man sich in seiner Zelle verhalten muß u. s. w. Im großen und ganzen sind diese Satzungen heute noch im Gebrauch, ihre Anwendung im einzelnen ist natürlich beschränkt durch die täglichen Verrichtungen der einzelnen. So gibt es z. B. kein gemeinsames Chorgebet der Brüder, ein jeder geht eben dahin und zu der Zeit in die Kirche, wann ihm seine, sagen wir: weltlichen Geschäfte Zeit lassen. Dasselbe gilt von der einzigen Hauptmahlzeit, auch da sind oft nur 50 Brüder und Mönche zugegen, während die anderen durch ihren Dienst abgehalten sind. Jeder ißt dann eben daheim, wann er Zeit hat. Die Mönche essen niemals Fleisch, nur Fisch (die Mönche strengster Observanz auch diesen nicht) und Vegetabilien. Die Küche ist für den, der die russische Zubereitung erträgt, recht schmackhaft. So habe ich z. B.

[1]) Darnach ist die Angabe bei Strahl: Gesch. d. russischen Kirche S. 98 richtig zu stellen.

bei einem Besuch in einer Zelle am Mahl um halb 12 Uhr theilgenommen, es bestand aus Kartoffeln, die in großen Scheiben geröstet waren und ganz köstlich schmeckten. Die Zubereitung der Fische ist eine außerordentlich reichhaltige, und die täglich unvermeidliche Grütze ist auch recht nahrhaft. Als Getränk figurirt natürlich in erster Linie der Thee, dann der allgemein übliche Kwaß, der in verschiedenen Qualitäten hergestellt wird, ferner eine Art Meth, dann Branntwein, das „Wässerchen" und bei Festtafeln allerhand Südweine. Bier gibt es auch, aber nur bei festlichen Gelegenheiten. Ich bewahre jetzt noch ein Document auf, worin der Aufseher der Fremdengasthöfe dem Pater Kellermeister kund thut, daß nach Gutheißung des Namiestnik „dem deutschen Pfarrer Götz Bier zu verabreichen ist, wann er solches begehrt". Ich habe von der Erlaubniß nur einmal Gebrauch gemacht.

Zweimal habe ich auf Einladung bei besonderen Gelegenheiten an der Klostertafel theilgenommen. Das erstemal waren es ungefähr 400 Mittagsgäste. Drei Tafeln, zwei Längs- und eine kürzere Quertafel, waren gedeckt, zwischen beiden Längstafeln stand das Pult für den Vorleser. Nachdem der Tischvorsitzende, an dem Tage der Propst, erschienen war und zum Gebet den seidenen Mantel angelegt hatte, wurde erst der Psalm 109, dann das Vaterunser gebetet, und nachdem der Propst den Segen ertheilt, begann die Mahlzeit. Als Gast wies man mir meinen Platz an der Quertafel mitten unter den Functionären und Vorständen des Klosters an. Bei uns herrschte auch ein größerer Luxus als an den Längstafeln, mehrere Zinnteller standen vor unsern Plätzen, dabei Löffel, Gabel, Messer, während letzteres bei dem einen Teller an den Längstafeln fehlte. Unser Klosterbier und Kwaß war in silbernen Kannen, aus denen man sich mit einem kleinen Becher herausschöpfte, auf den Längstafeln standen einfach emaillirte Blechkannen. Das Essen wickelt sich nach den Glockenzeichen des Propstes rasch ab. Als hors d'oeuvre wurde Fischgelee servirt. Es folgte wieder ein Gebet, ein Glockenzeichen, daß man nunmehr trinken dürfe. Dann kam der Borschtsch, die Fischsuppe, die mir hier weit besser schmeckte, als die ich einige Tage zuvor aus der Fremdengasthofküche auf meinem Zimmer gegessen hatte. Das nächste Gericht war die Ucha, eine weitere Fischsuppe, bei der als Getränk Bier und methartiger Honig geboten wurde. Dann kam gebratener Fisch—Karpfen, wenn ich nicht irre — mit halb rohen Salzgurken, einer in Rußland außerordentlich beliebten Speise, endlich die unvermeidliche Grütze. Nach der Mahlzeit wieder Gebet und ein eigenthümlicher Gebrauch, der an die altchristlichen Liebesmahle, die Agapen, erinnern soll. Hinter dem Stuhl des Tischpräsidenten ist ein großer Kelch, dessen Deckel herabgenommen und über dem gebetet wird. Dann wird aus ihm eine prosphora, ein Abendmahlsbrod, entnommen, von dem jeder sich ein winziges Stückchen nimmt, wobei er den Teller, auf dem es liegt, küßt. Gleichfalls erhält jeder dann die gemeinschaftliche Schale mit Wein, aus der er trinkt. Gesprochen wurde während der ganzen Mahlzeit, so daß die Vorlesung aus dem Leben irgend eines Heiligen wenig Zweck hatte. Eine besonders große Festtafel fand am Antoniustag, am 10/22. Juli statt, an dem auch die armen Pilger an langen Bankreihen auf dem Hof unentgeltlich gespeist wurden. Der Luxus war an dem Tage noch größer, da der Metropolit, die drei Kiewer Bischöfe, der Gouvernenr, Festungscommandant und andere Gäste an der Tafel theilnahmen. Statt der zinnernen hatten wir Gäste Porzellanteller, die Getränke waren um Südweine und Branntwein vermehrt, und statt des gewöhnlichen wurde heute der sogenannte „Metropolitenkwaß" geschenkt. Dem Fest zu Ehren hatten heute auch die Brüder an den gewöhnlichen Tafeln Servietten, und es bedienten uns Gäste statt der dienenden Brüder Lakaien in weißen Handschuhen. Dem entsprechend war auch das Mahl reichhaltiger, so daß es mir nicht möglich war, mich durch mehr als die Hälfte der Gerichte durchzuessen. Das Ceremoniell war dasselbe wie bei der früheren Tafel.

Im allgemeinen habe ich den Eindruck gewonnen, daß die frommen Brüder gar nicht schlecht leben, die meisten sehen auch recht gut bei ihrer Fastenkost aus. Gänzlich verboten ist den Mönchen und im Kloster mit Ausnahme der Gastzimmer das Rauchen. Und wie streng die Brüder auf die Erfüllung dieses Gebotes achten, das ist wirklich manchmal geradezu kindisch. In den ersten Tagen meiner Anwesenheit ging ich, noch unkundig des Verbotes, da auch im Hotel kein Bruder mich darauf aufmerksam gemacht hatte, rauchend in einen Verkaufsladen des Klosters. Als der Bruder sich entsetzte, merkte ich aus seinen Worten meinen Verstoß und beeilte mich natürlich unter Entschuldigungen das corpus delicti auf die Straße zu werfen. Das war aber dem frommen Kindergemüth des Bruders nicht genug; nervös aufgeregt lief er im Laden hin und her, brummte allerlei und stürzte endlich auf die Straße, um die noch rauchende Cigarette todt zu treten. Sichtlich beruhigt kehrte er dann in den Laden zurück. Glücklicherweise waren nicht alle Mönche so beschränkt einfällig. Bei einem Besuch beim Inspector der geistlichen Akademie Archimandriten Dimitrij brachte er selbst Feuer und Aschenteller und animirte in seinem Salon zum Rauchen. Man sieht, je ungebildeter der Mensch, desto starrer macht er die Gebräuche mit, die ihm autoritativ vorgemacht werden, desto mehr ist er ihr Sklave. Ein Charakteristicum im täglichen Mönchsleben ist noch bei dem Zusammentreffen zweier Mönche das einander Küssen, das übrigens überhaupt bei der Geistlichkeit in Uebung ist, und das einander Segnen, das ein Stück der Klosterregel ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

E-m. Classischer Sculpturenschatz, herausgegeben von Reber und Boyersdorfer. München, Bruckmann. — Die letzten Hefte der verdienstvollen Sammlung, die dank der freundlichen Aufnahme von seiten des Publicums jetzt in rascherer Aufeinanderfolge erscheinen können, bringen wieder einige Meisterwerke der griechischen Sculptur, wie den jetzt als Dionysos bezeichneten Narciß in Neapel und den reizenden Adorante aus dem Berliner Museum. Ein ganz besonderer Vorzug dieser Publication ist es, daß sie der Plastik des Mittelalters so viel Raum gewährt. Dank unserer humanistischen Bildung haben ja auch unsre gebildeten Kreise wenig Ahnung davon, daß die romanische und die gothische Kunst auch in der Bildhauerei wirkliche Meisterwerke hervorgebracht haben, die nicht nur der Liebhaber schätzt, sondern jeder Kunstverständige vom freiem Blick. Figuren, wie die des Domes in Freiberg i. S. oder die des Mosesbrunnens in Dijon, sind bezeichnende Beispiele. Selbstverständlich werden die bewundernswerthen und so wenig gekannten Arbeiten der italienischen Frührenaissance in großer Vollständigkeit publicirt. Hier seien nur Donatello's polychrome Büste des Florentiner Staatsmannes Niccolo da Uzzano erwähnt und das stehende Portrait einer jungen Frau von Verrocchio aus der Sammlung Foule in Paris; es ist auch unter Verrocchio's Arbeiten nicht möglich etwas zu finden, was in höherem Maße Einfachheit mit Größe vereinigt.

* Germanisches Nationalmuseum zu Nürnberg. Am 9. und 10. Juni fand die alljährliche Versammlung des Verwaltungsausschusses statt. Zu derselben hatten sich eingefunden: Geheimrath Prof. Dr. Dümmler, Vorsitzender der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica aus Berlin, Staatsminister D. Dr. v. Goßler, Oberpräsident der Provinz Westpreußen aus Danzig; Dr. Hugo Graf, Director des bayerischen Nationalmuseums aus München, Prof. Karl Hammer, Director der Kunstgewerbeschule aus Nürnberg; Geheimrath Dr. v. Hefner-

Altneck aus München; Geheimrath Prof. Dr. v. Hegel aus Erlangen; Prof. Dr. Karl Theodor Heigel aus München; Prof. Dr. Moritz Heyne aus Göttingen; Th. v. Kramer, Director des bayerischen Gewerbemuseums aus Nürnberg; Justizrath Frhr. v. Kreß aus Nürnberg, Kaufmann O. Lampson aus Berlin; Ritter v. Lama, Mitglied des Herrenhauses aus Prag; Dr. v. Laubmann, Director der bayerischen Hof- und Staatsbibliothek aus München; Prof. Dr. Alfred Lichtwark, Director der Kunsthalle aus Hamburg; Geheimrath Dr. F. v. Reber, Director der bayer. Centralgemäldegalerie aus München; Bürgermeister Dr. v. Schuh aus Nürnberg; Prof. Dr. Alwin Schultz aus Prag; Rittergutsbesitzer Frhr. v. Tucher aus Nürnberg; Geheimrath Dr. E. Wagner, Director der badischen Alterthumssammlungen aus Karlsruhe; Geheimrath Prof. Dr. W. Wattenbach aus Berlin, sowie die beiden Directoren des Museums Gustav v. Bezold und Hans Bösch. Am ersten Tage widmete nur Eintritt in die Tagesordnung Geheimrath v. Heisner-Altneck dem jüngst verstorbenen Mitgliede des Verwaltungsausschusses Prof. v. Heyden in Berlin einen tief empfundenen Nachruf. Sodann berichteten Director v. Bezold über die Verwaltung des Museums, Director Bösch über deren Finanzen, Frhr. v. Tucher über die Rechnungen für 1896, Director Bösch über die Rechnungen der Stiftung für Erhaltung von Nürnberger Kunstwerken. Die nähere Prüfung der Verwaltung und der Neuerwerbungen wurde im Laufe des Nachmittags durch mehrere Commissionen vorgenommen. Außerdem wurde über Grunderwerbungen und Erweiterungsbauten für das Museum berathen. Am zweiten Versammlungstag berichteten die Commissionen über ihre Wahrnehmungen. Sowohl die Verwaltung der Sammlungen und die Neuerwerbungen, als namentlich der günstige Stand des Finanz- und Cassenwesens fanden die Anerkennung der Berichterstatter. Mit großem Dank wurde die Stiftung der Pflegschaft Berlin, die Warnecke'sche Siegelstempelsammlung begrüßt. Als Hauptgegenstand für die Erwerbungen der nächsten Zeit wurde die Sammlung von Volkstrachten in Aussicht genommen. Wenn diese Gegenstände, die Möbel und Hausgeräthe des Landvolks, soweit sie insbesondere auch eigenartige Formen tragen, auch großentheils kein hohes Alter haben, so sind sie doch in raschem Verschwinden begriffen, so daß es hohe Zeit ist, sie zu sammeln, um der Nachwelt ihre Kenntniß zu erhalten.

Ueber die erwähnte Siegelstempelsammlung des † Geheimraths F. Warnecke zu Berlin berichtet der „Anzeiger des germanischen Nationalmuseums" des näheren: „Unter den in den letzten Jahren dem Museum geschenkweise zugeflossenen Gaben nimmt die in diesem Frühjahr dem Museum überwiesene Siegelstempelsammlung des bekannten Heraldikers und Genealogen, des verstorbenen Geh. Raths F. Warnecke, mit den ersten Rang ein. Sie wurde dem Museum von der Pflegschaft Berlin, der die Sammlungen der Anstalt schon so manche dankenswerthe Bereicherung verdankt, gestiftet, mit Beihülfe namhafter außerordentlicher Beiträge. Ihr Umfang, wie die Qualität der einzelnen Stücke weisen dieser Sammlung in ihrer Art den hervorragendsten Platz an. Das Museum, das bisher nur eine geringere Anzahl werthvoller Siegelstempel, wenig über hundert, sein eigen nennen konnte, ist darum hiermit sozusagen um eine ganze wichtige Abtheilung bereichert worden. Die Sammlung ist vorläufig bis auf wenige Stücke, die der Raumverhältnisse wegen zurückgelegt wurden, zusammen mit den Abdrücken der einzelnen Siegel im östlichen Flügel des großen Kreuzganges zur Ausstellung gebracht. Im folgenden sei auf das Wichtigste der mehr als 1000 Nummern umfassenden Sammlung hingewiesen, wobei der freilich auch nur vorläufigen Anordnung gefolgt werden mag.

„Den Beginn machen die Siegel geistlicher Stifter, Klöster, Corporationen u. dgl. vom Ende des 12. bis Ausgang des 18. Jahrhunderts. Wie die Kunst überhaupt im Mittelalter mit der Kirche in engstem Zusammenhang stand, so sind hier insbesondere in den Klosterstegeln eine Reihe von Arbeiten, die, für die Glyptik von höchstem Interesse, wichtige Rückschlüsse auf die Geschichte der Sculptur überhaupt gestatten. Von den künstlerisch hervorragenden Stücken ist das früheste dasjenige des Klosters Kompen bei Rheinberg in Mandorlaform, welches dem späten 12. oder dem frühen 13. Jahrhundert angehören dürfte. Es zeigt die thronende Maria mit dem Jesuskind. Spitz oval, wie die meisten mittelalterlichen geistlichen Siegel, ist auch das von St. Mauritius in Mainz mit der prächtigen Ritterfigur des hl. Mauritius; ebenfalls wohl noch aus dem 13. Jahrhundert. Später sind die beiden, Meisterwerke der Stempelschneidekunst bildenden Siegel des Klosters Komp mit der thronenden Maria mit dem Jesuskind und das des österreichischen Stiftes Lambach, auf dem der hl. Adalbero der thronenden Maria die Klosterkirche darbringt. Die Arbeit ist so ausdrucksvoll und schön, daß sie den besten Bildhauerarbeiten der Zeit ungereiht werden kann. Hierher gehört auch das die beiden sitzenden Figuren des hl. Justus und des hl. Clemens in Architekturumrahmung enthaltende Siegel von Bevern. Ebenso trefflich ist ein Stempel mit der todtlos in den Kreis componirten Reitergestalt des hl. Georg von Neuberg (Nuebirch?), bei der namentlich das Pferd mit einem für die Zeit außerordentlichen Verständniß wiedergegeben ist.

„Im 15. Jahrhundert kommt die Mandorlaform fast ausschließlich zur Anwendung. Die Siegelstempel werden wenigstens in den besseren Exemplaren reicher behandelt, reiche gothische Baldachinarchitektur rahmt die figürlichen Darstellungen ein. Hervorragende Beispiele dieser Zeit sind die beiden Siegel des Sittener Bischofs Jobst von Spline, wovon das eine Maria mit zwei Heiligen, das andere eine Bischofsfigur zeigt. Das 16. Jahrhundert schon konnte die Höhe des vorangegangenen nicht bewahren; wir sehen, ausgenommen einige italienische große Siegelstempel mit reicherer figürlicher Decoration, wenig Bedeutendes in der Sammlung. Das beste Stück ist ein Siegel des Capitels der St. Jakobskirche von Straubing aus dem Jahre 1581, mit den trefflich ausgeführten Figuren der Heiligen Jacobus und Tiburtius. Aus dem 17. Jahrhundert sind eine Reihe kleinerer in Silber ausgeführter Siegel von Aebten und Bischöfen zu erwähnen.

„Den geistlichen Siegeln folgen eine Anzahl von Notariatssiegeln vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, darunter das interessanteste dasjenige des Petrus Pecci aus Siena, mit der sitzenden Figur des Siegelführers, eines Ahnen des jetzigen Papstes, Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts. Noch Zunftsiegel sind zahlreich vertreten, meist mit auf das betreffende Handwerk bezüglichen Emblemen geschmückt. Besonders schön ist dasjenige der Münchner Tuchhändler (17. Jahrh.) mit dem Löwen des hl. Marcus, und dasjenige der Bäcker zu Stendal mit der Reiterfigur des hl. Georg.

„Von hervorragender Bedeutung ist die reiche Abtheilung der Städtesiegel, besonders derjenigen aus dem 13.—14. Jahrhundert. Da ist zunächst ein Siegel der Stadt Essen mit der thronenden Maria und zwei assistirenden Heiligen; dann eines von „Nuenburg" (Naumburg?) merkwürdig schief geschnitten und ausgezeichnet erhalten: Christus krönt Petrus und Paulus. Das Siegel der Stadt Paschim zeigt einen sonderbaren Ochsenkopf. Ebenso merkwürdig ist der in Silber geschnittene Stempel einer Stadt Gnevesmolen (?), eine gehörnte, gekrönte Thierfratze in einem Rundsiegel. Thürme und Mauern sind häufig dargestellt, so auf dem Siegel von Aschaffenburg, wo unter dem geöffneten Thor ein heiliger Bischof sitzt. Mit dem 15. Jahrhundert tritt auf den Städtesiegeln das eigentliche Wappen mehr in seine Rechte; hier wie bei den geistlichen Siegeln erblicken wir in diese Zeit die sorgsamste und künstlerischste Ausführung. Die prächtigen in Silber geschnittenen Stempel von Delitzsch, Weißenburg in Mittelfranken, Dinkelsbühl und Goch am Rhein liefern hiefür den Beweis.

„Nicht sehr zahlreich, aber durch einige besonders schöne Stücke ausgezeichnet, ist die Reihe der Staats-, Corporations- und Amtssiegel. In erster Linie steht hier ein Siegel des Kaisers Sigismund mit dessen Brustbild, dann das merkwürdige Siegel (15. Jahrh.) der Pariser Armbrustschützen, dann das meisterhaft gearbeitete Siegel eines Reiterbefehlshabers von Viterbo; ebenso das Geheimsiegel Karls des Kühnen von Burgund. Interessant ist auch das aus dem 16. Jahrhundert ein Siegel der Rechtsfacultät zu Rheims.

„Den größeren Theil der Sammlung nehmen die heraldischen Personalsiegel ein. Diese sind vom 13. Jahrhundert an vertreten. Sie geben für die Wappen- und Siegelkunde sehr schätzbares Material. Die Art, das Wappen als Siegel zu verwenden, liebt in ihrer ganzen Entwicklung vor uns. Wir begegnen dem Topfhelm allein mit einfacher Helmzier, wie ihn ein interessantes Siegel des Johannes Lange, 13. Jahrh., zeigt, dann dem einfachen Wappen ohne Helmzier; weiter, wie es besonders die romanischen Siegelstempel aufweisen, den Wappenbildern ohne Verwendung des Schildes, sowie der ganzen Reiterfigur. Ein Räthsel der Siegelkunde ist das schön geschnittene „Sigillum Vini", wie die Umschrift des mit eingelegter Lanzenfahne dahersprengenden Ritters heißt. Die Form des Siegels ist im Gegensatz zum geistlichen Siegel in der Regel die runde, doch kommt auch die Form des Dreieckschildes ziemlich häufig vor. Charakteristisch für italienische Siegel ist die seit dem 14. Jahrhundert auftretende decorative Behandlung des Kreises innerhalb der Legende, mit Rosetten, Sternen,

Musterung des Grundes u. dgl. Mit dem 15. Jahrhundert tritt auch bei den Personalsiegeln eine Bereicherung des Wappenschmucks durch Hinzufügung des Helms, oder von Halbfiguren über dem Wappenschild, Schildhaltern, auf. Das schönste Beispiel dieser Art bildet ein dem Ende des 15. Jahrhunderts angehöriger Bronzesiegelstempel der Familie Hahn (Mecklenburg): Mann und Frau, deren von hinten umgeworfene Mäntel zur wirksamen Drapirung des Hintergrundes dienen, halten das Wappen mit Helm und Helmzier, unter dem auf einem Spruchband die Devise des Hauses angebracht ist.

„Die reichste Ausgestaltung zeigt hier wenigstens in den größeren Exemplaren das 16. Jahrhundert. An Stelle der strengen Heroldbilder treten allegorische und decorative Bildungen. Ein großer in Silber gegossener Stempel zeigt eine prächtig modellirte, geflügelte nackte Frauengestalt, dieselbe hält ein Spruchband mit der Devise: „Das • ist • mein • Herczen • Pein • Das Ich nit • pi • da • ich • gern • walt • sein." Unten links steht das von einem Löwen, der den Helm über den Kopf gestülpt hat, gehaltene Wappen, rechts sitzt ein geflügelter Affe. Diesem Stempel reiht sich ein weiterer, die Judith mit dem Haupt des Holofernes darstellend, an. Der Stempel zeigt genau dieselbe Darstellung und Größe, wie das Wachsrelief, das in der ersten Nummer des diesjährigen „Anzeigers" besprochen wurde. Da die Ausführung eine merklich weniger feine ist, so dürfte hier das Wachsmodell für den jetzt erworbenen Siegelstempel vorliegen. Daß die Kunst der Kleinmeister auf die Stempelschneidekunst des 16. Jahrhunderts nicht ohne Einfluß blieb, ist selbstverständlich; insbesondere ist die Sauberkeit der Ausführung eine sehr große. Aus dem Anfang dieses Jahrhunderts mag das auch heraldisch schön behandelte Siegel des Wichmann, Grafen zu Lindow und Ruppin, † 1524 als der letzte seines Stammes, aus der Spätzeit desselben die Patricierstegel des Salomon Hirzel von Zürich und des Georg Baumgärtner in Nürnberg als Beispiel dienen. Das 17. Jahrhundert beginnt mit einem herrlich gearbeiteten Siegel Ladislaus' IV. von Polen.

„Sehr groß ist die Anzahl der heraldischen Petschaftsiegel des 17. und 18. Jahrhunderts. Bieten dieselben auch schließlich heraldisch kein so großes Interesse wie diejenigen der vorangegangenen Epochen, so ist doch trotz der größeren Gleichförmigkeit und Einfachheit auch unter ihnen manch treffliche Arbeit enthalten. Die Verzierung des Wappens, das schon vielfach vermehrt auftritt, beschränkt sich in der Regel auf die Helmdecke, welche im Geschmack der Zeit stilisirt wird; Rollwerk, resp. Rocailleornament tritt in selteneren Fällen dazu, die Umrahmung bildet in der Regel ein Laub- oder Perlenkranz. Aus dem 18. Jahrhundert dürfen die mannichfaltigen, schön gearbeiteten Petschafte, meist zum Anhängen bestimmt, nicht unerwähnt bleiben. Theils in Silber, theils in Eisen ausgeführt, erblicken wir hier die beliebten dreifachen Siegel, die innerhalb eines meist halbkreisförmigen Bügels drehbar und durch einen federnden Stift over eine Schraube feststellbar sind. Mancherlei Curiosität läuft hier mit unter, so ein Siegel mit einem Riechfläschchen combinirt, Petschaft mit Pfeifenstopfer und -räumer, hohle Petschafte zur Aufnahme von Stiften und dergl. mehr.

„Endlich sei noch verwiesen auf die große Zahl von geschnittenen Steinen des 19. Jahrhunderts, die, aus Ringen, Verlaques u. dergl. stammend, ausschließlich privaten Zwecken dienstbar waren und viele vorzügliche Arbeiten moderner Steinschneidekunst enthalten."

* **München.** Daß der Nationalökonom Prof. Julius Wolf in Zürich einen Ruf nach Preußen erhalten hat, wurde in Beil. Nr. 178 gemeldet, zugleich jedoch bemerkt, daß es bis jetzt an bestimmten Nachrichten fehle, an welche preußische Universität er berufen sei. Wer indeß die Universitätsverhältnisse kennt, kann sich die Sache leicht zurecht legen. Gegenwärtig ist nur an einer preußischen Universität ein ordentlicher Lehrstuhl der Nationalökonomie verfügbar, nämlich in Greifswald, indem Prof. Fuchs von dort nach Freiburg in Baden übersiedelt wird. Es ist aber wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß demnächst auch in Breslau durch den defaitiven Uebertritt des Prof. Elster in das Cultusministerium ein nationalökonomischen Ordinariat zur Erledigung kommen wird. Die Dinge liegen also offenbar so, daß Prof. Wolf in diesem Falle für Breslau, sonst aber für Greifswald in Aussicht genommen ist.

gb. Zu der nekrologischen Notiz, die Beil. Nr. 181 aus Wiesbaden über A. van der Linde brachte, ist berichtigend zu bemerken, daß die durch ihn vollbrachte Zerstörung der „Costerlegende" zwar, wie natürlich, in den Niederlanden unangenehm berührte, daß jedoch hierin kein Grund für ihn lag, die Heimath zu verlassen. Van der Linde wanderte aus, weil er in ganz anderen, weniger ehrenvollen Dingen persönlich compromittirt war.

* **London.** In seinem Geburtsort Shrewsbury wurde am 10. v. M. ein Denkmal des Naturforschers Charles Darwin von Lord Kenyon, dem Präsidenten des dortigen Gartenbauvereins, der die Kosten der broncenen Statue bestritten hat, enthüllt. Das Denkmal ist das Werk des Londoner Bildhauers Montford. Den Platz hat die Stadt Shrewsbury hergegeben.

* **Paris.** Der Académie des sciences hat ein Hr. Radiguet folgende Ergebnisse seiner Untersuchungen von Metallarbeiten mittels Röntgenstrahlen mitgetheilt. Es wurden experimentell untersucht: ein Aluminiumbarren von 3½ cm Durchmesser, ein gewöhnliches Thürschloß mit seinen beiden Schutzplatten, ein gußeisernes Gestell für das verkleinerte Modell einer Dampfmaschine, ein eiserner Schlüssel, ein Zwanzigfrancsstück, ein Stück von einem Ebonitcylinder, eine Bronzemedaille von der Ausstellung 1844, ein Fünffrancsstück, eine silberne Taschenuhr, ein Zehncentimesstück, eine Aluminiummedaille, deren Rückseite vorher abgefeilt war. Die Röntgenphotographien ergaben: In dem Aluminiumbarren waren genau die Luftblasen zu erkennen, die durch das Strecken des Metalles eine längliche Form angenommen hatten. An dem eisernen Thürschloß waren die inneren Theile zu sehen und ganz deutlich die peismuthische Form des Riegels wahrzunehmen. An dem gußeisernen Sockel konnte man die verschiedene Dicke der einzelnen Theile unterscheiden, sowohl an dem Gesims wie an dem concaven Theile, das Metall war für die Strahlen genügend durchlässig, um ein unter den Sockel gelegtes Zehnfrancsstück als einen schwarzen Fleck sehr deutlich erkennen zu lassen. In dem eisernen Schlüssel sah man die Fehler des Gusses. Von dem goldenen Zwanzigfrancsstück waren Theile des Bildes auf der Photographie sichtbar. Von der Bronzemedaille waren Vorderseite und Rückseite gleich deutlich. Die Taschenuhr, aus deren silbernem Gehäuse nur das Glas vorher entfernt war, zeigte alle inneren Theile mit großer Schärfe. Von allen untersuchten Gegenständen gaben nur das Ebonitstück und die Aluminiummedaille kein Bild. Im übrigen sind also die Metalle in den meisten Fällen kein Hinderniß mehr für die Untersuchung mit X-Strahlen.

* **Petersburg.** Fridtjof Nansen wird Mitte August zum VII. internationalen geologischen Congreß hier eintreffen, auf dem er einen Vortrag über seine letzte Reise halten wird. Abgesehen von den Ehrungen durch die kais. Geographische Gesellschaft, beabsichtigt, wie die „Nasw. Wr." erfährt, ein Damenkreis dem kühnen Reisenden einen Teppich zu überreichen, auf dem in farbiger Seide eine Karte aller von Nansen besuchten Erdtheile und eine Darstellung der „Fram" gestickt werden soll. Am Rande des Schiffes wird sich die Aufschrift befinden: „F. Nansen — von den russischen Frauen" und „Dem Muthigen hilft Gott".

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Oesterreichisch-ungarische Revue, herausgegeben von A. Mayer-Wyde. Jahrg. XII. Bd. 22. Heft 2. Wien, Wilhelm Braumüller (Comm.) 1897. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer in Zittau für 1896. Zittau, Richard Menzel 1897. — Ferdinand Luthmer: Werkbuch des Decorateurs. 11.—15. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union 1897. — Bericht der Handels- u. Gewerbekammer zu Dresden 1896. Dresden, C. Heinrich 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. V. Bd. 7. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Adolf Friedrich v. Schack: Gesammelte Werke in 10 Bänden. 3. Aufl. Bd. II. Weihgesänge, Gedichte, Lotosblätter. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1897. — Deutscher Dry Goods Economist, Wochenschrift für Textilwaaren, -maschinen, Confection, Börsen- u. allgemeine Handelsberichte. I. Jahrg. Nr. 1. Berlin, H. v. Oergen (Comm. Louis Adet) 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Viertes Heft. [12842]

Inhalt: Katholisches aus England. Rückblick auf das diamantene Jubiläum der Königin. — Die orthodoxe Kirche Griechenlands. (Schluß.) — Die tieferen Ursachen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1775—1783. — Zum böhmischen Sprachenstreit. — Das Wettei. — Zeitläufe. Deutschland und Griechenland; der Besuch in Petersburg. — Religion und Politik in den Jahren 1688 und 1689.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 17. August. Nummer 183.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Buren und Engländer in Südafrika. Von Friedrich Lünenbürger. — Das wunderthätige Höhlenkloster zu Kiew. II. Von Lic. Leopold Karl Goetz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Buren und Engländer in Südafrika.

Von Friedrich Lünenbürger.

Wie so viele geniale Ahnungen der Vorzeit erst in unserm rasch fortschreitenden Jahrhundert ihre Erfüllung gefunden haben, so ist auch jener stolze Ausspruch des 16. Jahrhunderts: il mondo è poco, der selbst nach den Tagen des Columbus noch wie vermessene Prahlerei klang, heute zur Wahrheit geworden. Seit die Flaggen der Europäer in allen Meeren allgegenwärtig wehen, seit europäische Auswanderer über alle Erdtheile sich ergießen und in neuen Welten neue Staaten gründen, oder doch die Herrschaft in den schon bestehenden an sich reißen, seit Eisenbahn und Dampfschiff in wenigen Wochen uns um diesen Erdball herumführen, ist die Erde wirklich klein geworden. Gleichzeitig aber ist in demselben Verhältniß der Horizont, den die Politik der heutigen Großstaaten umspannt, gewachsen, der Staat, der heute noch mit in der vordersten Reihe stehen will, darf seinen Blick nicht auf dies kleine Europa beschränken, die Fäden seiner Politik müssen über alle Erdtheile reichen, und sein Wille muß geachtet werden gleicherweise bei den halb civilisirten Völkern Amerika's oder Asiens, wie bei den Wilden Afrika's oder der australischen Inselwelt. Wie unbedeutend erscheint uns bereits das politische Leben unsrer Väter! Ihnen war dieser kleine Continent im wesentlichen noch die Welt; wir sehen uns heute gezwungen, bald in die Verhältnisse Hinter- oder Vorderasiens, bald in die Zustände Nord-, Mittel- oder Südafrika's regelnd einzugreifen. Der Leser, der seine politische Phantasie gerne in diesen Weiten sich ergehen läßt, wird uns daher mit Vergnügen folgen, wenn wir ihn heute nach jenem Theile der Welt führen, der in den letzten Jahren besonders in unserm Vaterland ein Gegenstand lebhaften Interesses und eifrigen Meinungsaustausches war, nach dem Süden Afrika's. Zwar steht die südafrikanische Frage auf der politischen Tagesordnung heute nicht gerade obenan, aber verschwunden, gelöst ist sie darum doch nicht; die Mächte, die sich dort kämpfend und einander befehdend gegenüberstehen, sind auch heute noch an der Arbeit, und ehe man sich's versieht, kann dies Problem von neuem in ein kritisches Stadium treten.

Um so nothwendiger ist eine erneute Prüfung desselben, eine wiederholte Betrachtung der dabei zugrunde liegenden Interessen, zumal Deutschland selbst hier nicht ganz unbetheiligt ist. Es ist ja so schwer, in politischen Fragen ein objectives Urtheil zu gewinnen; der Parteien Gunst und Haß verwirren nicht nur das Urtheil über Vorgänge, die längst der Vergangenheit angehören, sie färben auch jede Frage, deren Lösung der Gegenwart aufgegeben ist, in dem Lichte, das der jeweiligen Parteistellung entspricht. Und gerade dies hat die hier hauptsächlich in Betracht kommende Partei, hat England von jeher so meisterhaft verstanden, hat es auch bei dem Streit mit den Buren von neuem bewiesen. Der Bur, der das englische Joch sich nicht gutwillig auferlegen lassen wollte, war von vornherein der Barbar, der, unbeleckt von der europäischen Civilisation, den Freund zurückstieß, der ihn großmüthig mit deren Segnungen beschenken wollte. Darum kommt eine Darlegung dieses Streites aus dem andern Lager, die uns heute vorliegt, nicht unerwünscht; wir lernen darin die Ansichten eines Angehörigen des von den Engländern in Südafrika bedrohten Volkes kennen.[1]) Es ist, wir müssen das von vornherein bemerken, nicht das Werk eines gewandten, gelehrten Schriftstellers; hie und da sogar nicht ohne Ueberschwänglichkeit und Ungeschick, zeichnet es sich doch durch eins vortheilhaft aus: die warme Liebe zu seinem Vaterland und seinem Volk, die Sprache des patriotischen, frevelhaft gekränkten Herzens. Wer diese Sprache noch zu würdigen weiß, wird diese Schrift deßhalb mit Genuß lesen, auch wo die äußere Form, die Art und Weise der Darstellung seinen verwöhnten ästhetischen Geschmack nicht ganz befriedigen sollte.

Es ist eine andere, uns in mancher Beziehung fremd anmuthende Welt, diese Welt des afrikanischen Burenvolks, in die uns der Erzähler hineinführt. Treu den Traditionen der Väter in jeder Beziehung, im häuslichen und öffentlichen Leben, in Religion und Politik, hat der Bur in seinen primitiv bäuerlichen, weltabgeschlossenen Verhältnissen bis heute einfach und schlicht dahingelebt; die Jahrhunderte mit ihren mannichfaltigen und wechselnden Ereignissen sind vorübergerauscht, ohne sein Dasein merklich geändert zu haben, die Errungenschaften der Cultur haben noch wenig Eingang bei ihm gefunden. Wer ihn deßhalb lediglich mit dem Prüfstein modern europäischer Bildung mißt, für den bietet er kaum ein anziehendes Bild; für den Forscher dagegen, der mit dem Auge des Menschen- und Völkerkenners in die Tiefe zu dringen sich bemüht, ist er sicherlich ein Mann, der lebhaftes Interesse erregt, ein fester, kernhafter Charakter, politisch, gesellschaftlich und individuell der Entwicklung fähig. Er schätzt die Freiheit, d. h. die nationale Selbständigkeit über alles, und sein Todfeind ist der Engländer, der ihm seine Sprache, seine Kirche, sein politisches Selbstbestimmungsrecht rauben will. Um mit seinen Volksgenossen ein selbständiges Gemeinwesen bilden zu können, ist er vor dem zudringlichen Engländer nordwärts und immer nordwärts gezogen; und als er nirgends Ruhe findet, als ihm der herrschsüchtige Gegner auch jenseit des Vaal den ersehnten Frieden nicht gönnen will, da erwacht in ihm die alte teutonische Wuth, und in einer Reihe glänzender Gefechte schlägt er den Feind zum Land hinaus. Unsre eigene Vergangenheit wird uns lebendig bei der Betrachtung

[1]) Die Schrift heißt: „Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal“, von R. J. Holmeyr in Pretoria (Transvaal). Bremen 1897.

dieses tapferen und freiheitliebenden deutschen Volksstammes. Wie leben in unsrer Phantasie die germanischen Wälder mit ihren reisigen Bewohnern wieder auf, wenn wir lesen von dem kriegerischen Leben, von den Kämpfen der Buren! Rückt ein Feind an, dann geht der Kriegsruf durch die Dörfer und Gehöfte, dann sattelt der Bur unverweilt sein Roß, langt von der Wand die stets bereite Büchse und reitet mit seinen Söhnen oder Brüdern dem nächsten Sammelplatze zu. Dann verschwindet vor der Gefahr des Vaterlandes aller Zwietracht und Streit, alles lebt nur der höheren Aufgabe, den gemeinsamen Feind zu verjagen. Unser Erzähler bringt darüber aus der Zeit des Jamesonschen Einfalls eine hübsche Anekdote. Zwei Buren leben schon Jahre lang in Feindschaft; als sie aber jetzt einander treffen, geht der eine auf den andern zu, legt seine breite Hand in die des Waffenbruders und sagt: „Wir haben uns drei Jahre lang wegen der Kirchenstreitfrage nicht gegrüßt, heute aber sind wir einig, denn das Vaterland ist in Gefahr.“ Von tiefer, schlichter Frömmigkeit wird das geistige Leben des Buren vorwiegend durch biblische Anschauungen bestimmt, und zwar noch mehr durch die des Alten als die des Neuen Testaments. In naiver Weise kommt das in der Proclamation, die sie 1891 erließen, als sie sich zu dem Zuge nach dem Limpopo rüsteten, zum Ausdruck. Da stellen sie sich hin als die Gottesstreiter, die „nach dem Willen des Höchsten ausziehen, ein neues Land zu suchen, wo wir ein neues Afrikanervolk gründen können, wo niemand den Rauch seines Nachbars am Himmel erblickt, wo jedermann sein eigenes Mittagsmahl schießt, sein Vieh und seinen Weizen selbst zieht und mit den heidnischen Kanaanitern nach seinen Gesetzen schalten darf“. Es ist alt germanische Kraft der Arbeit und der Waffen, die uns hier entgegentritt, geleitet und beseelt von religiösen Gedanken, in mancher Hinsicht noch der echte, nicht durch den dreißigjährigen Krieg und dessen Folgeübel verkümmerte deutsche Typus. Ein Volk, das solche Eigenschaften aufweist, dessen innerster Kern ein so gesunder ist, muß man, sofern ihm die erforderliche Intelligenz nicht mangelt — was bei den Buren nicht der Fall ist — jeder höchsten Entwicklung für fähig halten, und man wird ihm seine Sympathie nicht versagen, wenn man es für seine Unabhängigkeit gegen einen übermächtigen Gegner kämpfen sieht. Ja, wer die übermächtige Stellung, die England heute schon einnimmt, für nicht wünschenswerth und für nicht verträglich mit den politischen Interessen der andern Völker erachtet, muß sich in diesem Streit zwischen Engländern und Buren durchaus auf die Seite der letzteren stellen.

Diese Feindschaft gegen die Engländer liefert ein weiteres Moment zur Kennzeichnung des heutigen Buren, sie deckt eine neue Seite seines Charakters auf, es ist das der Widerwille, ja der Haß, brennender, glühender Haß gegen seine unermüdlichen Verfolger. Und man darf ihn darob nicht tadeln. Als fremde, unwillkommene Gäste erschienen die Engländer einst den Buren am Cap, fremd und feindlich sind sie ihnen bis heute geblieben. Um nicht ihre nationale Eigenthümlichkeit zu verlieren und in dem größeren Kaliber der Engländer aufzugehen, sahen sich die Buren bald genöthigt, die lieb gewordene Heimath in der Capcolonie zu verlassen, sie begannen ihren „Tret“. „Sie verließen Haus und Hof, Land und Volk, Verwandte und Freunde, mit Bitterkeit im Herzen und Thränen in den Augen, um, nordwärts oder ostwärts — nur fern, fern von dem unerträglichen Joch der Engländer — ihre politischen Ideale in einer neuen Heimath zu verwirklichen.“ Sie besiedelten Natal, sie gründeten die Oranje-, die Transvaalrepublik; Natal ward ihnen genommen, der Oranje- und Transvaal-Freistaat annectirt, und nur ihren guten Büchsen, ihrer festen Hand, ihrem sicheren Auge dankten sie es, wenn sie in den beiden Freistaaten ihre Unabhängigkeit wieder errangen. Wie wenig die aber gesichert ist, zeigte der Jameson'sche Einfall.

Es steht heute fest und wird durch die Darlegungen unsres Gewährsmannes von neuem unwiderleglich bewiesen, daß dieser Raubzug ein in den höchsten englischen Regierungskreisen, insbesondere von dem Premierminister der Capcolonie Cecil Rhodes, vorbereiteter Versuch war, die Südafrikanische Republik mit ihren Schätzen und Reichthümern dem englischen Gebiete einzuverleiben. Man könnte diesen Wunsch ja schließlich begreiflich finden; unangenehm berührt nur die heuchlerische Maske, mit der man auch hier die Außenwelt wieder zu täuschen suchte. Auch wo in Wahrheit nur seine unersättliche Herrschsucht und der Absatz seiner Baumwollfabricate in Frage kam, hat England es stets verstanden, seine eigentlichen Interessen durch ein schimmerndes Mäntelchen zu verhüllen. Bald war Cultur und Menschlichkeit, bald Freiheit oder christliche Liebe, bald nationale Unabhängigkeit oder Gleichgewicht der Völker, oder ähnliche schöne Phrasen, das Stichwort, mit dem der Brite die übrigen Nationen bethörte, um gemächlich ein Stück der Welt nach dem andern in seine Tasche zu stecken. Es hat niemals in der Welt ein Staat eine erfolgreichere, aber auch niemals einer eine gewissenlosere Politik getrieben. So mußte denn diesmal die sogenannte Unterdrückung der Uitländerbevölkerung, der die grausamen Buren hartnäckig alle politischen Rechte verweigerten, den begehrten Vorwand liefern. Von unserm Burenschriftsteller erfahren wir aber, wie diesen Goldgräbern, einer flurluirenden, wenig seßhaften Volksmasse, im großen und ganzen alle politischen Rechte vollkommen gleichgültig waren, wie sie erst durch die Agitation einiger in den Plan eingeweihter vornehmer Engländer aufgeregt werden mußten. Die wahren Absichten der Rhodes und Genossen, überhaupt die der englischen Weltpolitik zugrunde liegenden Ideen, hat denn auch ein englischer Schriftsteller kurze Zeit nach der Jameson'schen Expedition mit schamloser Offenheit ausgesprochen. Er sagt: „Rhodes' Endzweck ist ein englisches Weltreich. Er schwärmt für das englische Volk und hält es für auserkoren, für prädestinirt, die Welt zu beherrschen (sic!). Er ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Gott nicht besser dienen könne (sic!), als wenn er die Karte von Afrika so roth wie möglich anstreiche und damit Gottes Engländer (sic!) ihrer Bestimmung näher bringe.“ Welche Ueberhebung! Welcher thörichte Chauvinismus! Daß aber die Masse des englischen Volkes, daß die englische Regierung selbst nicht anders denkt, haben die Ereignisse seit jener Zeit, haben besonders die gerichtlichen Untersuchungen und parlamentarischen Verhandlungen über jenen Fall bewiesen; die Buren haben daraus zugleich ersehen können, welches Loos ihrer harrt. Aufgeben wird England seinen Plan nicht, früher oder später wird es eine günstige Gelegenheit benutzen, um die kostbare Beute in Südafrika in Sicherheit zu bringen.

Allerdings eine so ganz einfache Sache wird dies nun freilich nicht sein; England hat hier andere Gegner zu überwinden als in seinen übrigen Colonien, und gerade der letzte Rechtsbruch hat den Drang nach Unabhängigkeit, hat das Gefühl der Gemeinsamkeit unter der holländischen Bevölkerung in Südafrika mächtig gestärkt. Die beiden Republiken haben sich gegenseitig Unterstützung bei einem Ueberfall zugesagt, und auch die Buren der Capcolonie und in Natal sympathisiren durchaus mit ihren Stammesgenossen. Wie unser Gewährsmann mittheilt, waren viele Buren aus dem englischen Colonialgebiet bereit, den von Jameson überfallenen Brüdern in Transvaal zu Hülfe zu ziehen, und der sogenannte Afrikanerbund, eine Vereinigung der unter englischer Herrschaft lebenden Buren zur Wahrung

ihrer Interessen, sprach sich in einer bewegten Versammlung energisch für die bedrohten Volksgenossen im Norden aus. England setzt sich infolgedessen der Gefahr aus, bei gewaltsamer Unterdrückung des holländischen Elements in ganz Südafrika einen Racenkrieg hervorzurufen, der für Sicherung und Befestigung seiner Herrschaft wenig dienlich wäre. Die Buren sind also durchaus ein Gegner, mit dem England in seiner Politik zu rechnen hat, und es wird schon eine größere Macht aufbieten und vor dem Einschreiten einer dritten Macht sicher sein müssen, wenn es ihrer Herr werden will. Aber trotzdem wird die Hoffnung des Verfassers, daß Südafrika in der Zukunft ein einiger Afrikanerstaat, bewohnt von einer einigen Afrikanernation — Afrikaner nennen sich die Buren — sein würde, ein Traum bleiben; früher oder später werden auch die Buren in den Republiken den Engländern erliegen müssen, wenn ihnen nicht Hülfe von außen kommt.

Und damit kommen wir zu der Seite der Sache, die uns betrifft. Patriotische Träumer haben wohl einst darauf gehofft, dort in Südafrika eine passende Stätte zu finden, wohin der Ueberfluß unsres Volksthums ohne Gefährdung seiner Nationalität abfließen könnte. England würde dabei seinen rontinentalen Stammesvettern wohl kein Hinderniß in den Weg legen, hatte es doch in den verflossenen Jahrhunderten so viele Vortheile von ihnen gehabt. Wie wenig kannten diese Idealpolitiker den englischen Geschäftsmann, wie wenig seine Selbstsucht und Herrschbegier! Wie mag er oft gelacht haben, der gute John Bull, wenn der dumme Deutsche von Stammesverwandtschaft, von alten Bündnissen und Kriegskameradschaft sprach! Englands Freundschaft haben wir ja genugsam kennen gelernt, als das neue Deutsche Reich sich anschickte, an der überseeischen Colonisation theilzunehmen. Deutschlands Politik muß deßhalb überall die sein, den Vergrößerungsgelüsten Englands entgegenzutreten; denn jede Ausdehnung Englands beengt den Raum, der unsrer Thätigkeit offen steht. Und so müssen wir auch, soweit es ohne Gefahr für uns selbst geschehen kann, die tapferen Buren in der Behauptung ihrer Unabhängigkeit und nationalen Selbständigkeit unterstützen; es erfordert das unser eigenes Interesse.

Das wunderthätige Höhlenkloster zu Kiew.

Von Lic. Leopold Karl Goetz (Passau).

II.

Einen interessanten Punkt bilden auch die Einnahmen des Klosters. Gerade hier zeigt es sich wieder, daß man beim Besuchen eines Instituts trotz der besten Empfehlungen und des bereitwilligsten Entgegenkommens eben doch nur das zu sehen bekommt, was der andere will. Und gemeiniglich gehören gerade die Finanzen zu den Punkten, die man nicht gerne zeigt. So waren denn meine Bemühungen, einen directen Einblick in die Einnahmen zu bekommen, vergebens; der Hinweis, daß ja der Staat auch sein Budget veröffentlicht, half nichts. Nun, schließlich kann ich es der Klosterverwaltnng nicht verübeln, wenn sie einem „Westler" derartige Dinge nicht zeigt. Daß das Kloster ein großes Vermögen besitzt, ist aus der Schilderung der Kostbarkeiten der Schatzkammer ersichtlich; ich füge hinzu, daß ein Mönch mir zugestand, das Kloster habe noch 1½ Millionen Baargeld im Keller liegen. Kiewer Bürger bezeichneten diese Summe als viel zu niedrig. Dabei erzählte man mir eine überall in Rußland bekannte Geschichte. Die Lawra habe im Krimkriege dem Kaiser Nikolaus gegen Schuldschein einige Millionen geliehen; als der Ramieſsmik von Alexander II. dann die Rückzahlung verlangte, habe er statt des Geldes nur die Aufforderung erhalten, sich den Schuldschein als „Erinnerung" an Nikolaus aufzubewahren. — Zugegeben wird auch seitens der Mönche, daß sie in Kiew einige Häuser besitzen, die sich gut rentiren. Zum Vermögen dürfen wir auch den Werth ihrer Gebäude und Oekonomien zählen. Unter den jährlichen Einnahmen entziehen sich die Einnahmen aus Capitalzinsen, sowie die Leistungen der Regierung und die Erträgnisse der im Lande für die Lawra veranstalteten Collecten meiner Beurtheilung. Dagegen ist es möglich, wenu auch nicht ziffermäßig, so doch im allgemeinen festzustellen, welche Einnahmen das Kloster täglich hat.

Da sind in erster Linie die Opferteller und -kasten aufzuführen. An der hl. Pforte fangen sie an und überall, in jeder Kirche, an jeder Stätte, die besonderes Interesse für den Pilger hat, auf allen Gängen der Gasthöfe findet man sie. Nicht alle sind für das Kloster bestimmt, manche auch für das rothe Kreuz, zur Verbreitung der Orthodoxie „in den Gouvernements des Westens" (also für Polen), oder „im Kaukasus" (also gegen die Mohammedaner und vielleicht auch Armenier), oder für ein Militärspital, oder für eine bestimmte Kirche. Aber diese, sagen wir: fremden Opferbüchsen verschwinden in der Masse derer, deren Erträgniß dem Kloster zufließt. Es wird keinen Pilger geben, der nicht in verschiedene dieser Büchsen seinen Obolus spendet. Am Eingang zu den Höhlen, die ja eines besonders starken Besuches sich erfreuen, habe ich ganze Tische voll Kupfer- und auch Silberhaufen gesehen, die schön, wie auf einem Schachbrett geordnet waren und ganz den Eindruck eines kleinen Bankgeschäftes machten. Außerdem sind an den Gräbern der Heiligen selbst überall Opferkästen, deren Einnahmen natürlich von der Beliebtheit des betreffenden Heiligen abhängen.

Eine große Einnahmequelle ist die Fabrikation und der Verkauf von Wachskerzen. Kein Pilger betritt die Lawra, ohne nicht an diesem oder jenem Altar, vor seinem Lieblingsheiligen eine oder mehrere Kerzen aufzustecken, deren Größe natürlich seiner Casse entspricht. In jeder Kirche ist am Eingang ein Kasten, in dem die Kerzen nach Größen sortirt daliegen.[1]) Wie oft habe ich armen Bauern, die selbst mehr Bettlern ähnlich sahen, zugeschaut, wenn sie aus einem Fetzen groben Papiers ein oder mehrere Fünfkopekenstücke hervorholten, sie manchmal prüfend lange betrachteten, bis sie zum Kerzenstande gingen. Dabei verbrennen diese Kerzen nicht ganz; kaum ist ein Drittel der Kerze verbrannt, so nimmt sie schon ein dienender Bruder, löscht sie aus und macht Platz für andere Kerzen. Man kann sich ausrechnen, wie oft da dieselbe Kerze verkauft wird. Am Eingang in die Höhlen muß natürlich jeder sich seine Kerze kaufen, beim Verlassen der Höhle wirft er sie, die ihm jetzt unnütz ist, ¾ noch unverbrannt, in den Korb. Allerdings habe ich auch sparsame Pilger gesehen, die ihre Kerze aus den nahen Höhlen auch noch zum Besuch der weiten mitnehmen.

Auch durch den Verkauf des aus den Schädeln der Höhlen ausgeschwitzten Oeles wird das Kloster eine ziemliche Einnahme erzielen.

Eine bedeutende Einnahmequelle bildet ohne Zweifel die Druckerei, die in mehreren Buden (Lawka) ihre Erzeugnisse verkauft. Der Katalog umfaßt liturgische Bücher der verschiedensten Art, Bibeln, Heiligenleben, Werke der Väter, allerhand Erbauungsbücher, chromolithographische Bilder, im ganzen 653 verschiedene Artikel im Preise von 3 Kopeken bis zu 115 Rubel. Gegründet wurde die Druckerei um

[1]) In Tschernigow am Grabe des hl. Theodosius, Erzbischofs von Tschernigow † 1696, der 1896 selig gesprochen wurde, sah ich bei der Entleerung der Opferkasten einen vielleicht 25 cm hohen Geldhaufen, meist Kupfer, aber auch Silber und Noten zu 1, 3 u. 5 Rubel. Das Geld wurde da einfach in Kisten geschaufelt.

das Jahr 1600 und heute ist sie eine ganz stattliche Offizin von 130 Arbeitern mit eigener Schriftgießerei und ähnlichem Zubehör. Der Absatz ist natürlich nicht auf die Pilger beschränkt, die liturgischen Bücher zumal finden ihren Absatz im ganzen Land. Die Auflagen der kleinen Gebetbücher sind oft recht groß, so sah ich welche von 10,000 Stück.

Andere Buden wiederum sind Verkaufsstätten für allerhand Devotionalien, ohne die der Russe nicht fromm sein kann. Da sind auch die Heiligenbilder, die in jedem Zimmer, auch in öffentlichen Räumen und Büreaus aufgehängt sind und die das Kloster selbst herstellt. Von den kleinsten bis zu den größten sind sie in reicher Auswahl käuflich. Viele Artikel, zum Theil recht kunstvolle Holzschnitzereien, Kreuze, Heilige u. s. w., Medaillons und Kreuze, Rosenkränze, bei denen jede Perle, oder jeder Tuchknopf einen „Poklon" bedeutet, allerhand Gürtel, große und kleine metallene, emaillirte silberne Heiligen-, Marien- und Christusbilder, hölzerne Löffel, wie sie im Kloster verwendet werden, der Stiel in einen Fisch, die tägliche Speise der Mönche, auslaufend, und eine Menge anderer frommer Kleinigkeiten sind da zu haben, auch Handtücher und Schürzen. Andere Buden sorgen wieder für die leiblichen Bedürfnisse der Pilger; was sie an Lebensmitteln brauchen, können sie da kaufen. Auch eine eigene Dampfmühle und Bäckerei hat das Kloster, die ein kräftig säuerliches Schwarzbrod und ein ganz köstliches, äußerst wohlschmeckendes Weißbrod (Bulla) zu sehr billigem Preis in großer Menge verkauft. Auch von der Kwaßfabrikation wird das Kloster seinen Vortheil haben.

Andere Einnahmen stehen in directem Zusammenhang mit dem Gottesdienst. Ich denke dabei zunächst weniger an Sporteln für die Verrichtung bestimmter Functionen. Aber kein Pilger wird das Kloster verlassen, ohne sich nicht eine Prosphora aus der Klosterbäckerei zu kaufen. Das sind die Abendmahlsbrode, aus denen mit einem Messer kleine dreieckige Stücke zur Communionfeier herausgeschnitten werden. Letzteres, die Proskomichi, geschieht vor und während des Gottesdienstes, bis die Consecration beginnt. Der Pilger kauft sich seine Prosphora — ich habe in der Hauscapelle des Metropoliten manchesmal 10—15 zugleich überreichen sehen —, läßt sich unten auf die Prosphora oder in kleine Büchlein — ähnlich den Diptychen der alten Kirche — Namen von bestimmten Personen, lebenden und verstorbenen, aufschreiben. Bei der Proskomichi übergibt er mit einigen Kopeken seine Brode und sein Büchlein, aus jedem Brod wird ein Stück und drei ganz kleine Bröckelchen herausgestochen und dabei der aufgeschriebene Name vom fungirenden Priester genannt mit dem Zusatz: Herr, erbarme dich! Im Gang unsres Hotels war ein ausführlicher gedruckter Tarif angeschlagen, welche Summen für die „Erwähnung eines Namens und verschiedene Gebete" in der Lawra, den Höhlenkirchen u. s. w. zu zahlen sind. So sind notirt für ewiges Gedächtniß 75 Rubel in der Liturgie, 25 Rubel bei der Proskomichi in der Lawra der nahen und entfernten Höhlen; dagegen in Kitajew und Golosejew kostet dasselbe nur 40, resp. 20 Rubel. Eine einjährige Namensnennung kostet in der Lawra 3, bezw. 1.50 Rubel, in Kitajew ꝛc. 1.50 Rubel, bezw. 60 Kopeken. Eine einmalige Namensnennung — Application der Messe würden wir auf abendländisch sagen — kostet 1 Rubel. Ich habe dabei aus dem ausführlichen und specialisirten Tarif nur das wesentliche hervorgehoben.

Eine weitere Einnahmequelle sind die Gasthöfe. Zunächst die Einnahme aus dem Essen und Trinken. Der Samowar mit heißem Wasser gefüllt kostet 10 Kopeken; Thee, Zucker, Brod und die Salzgurken kann sich der Pilger in den Läden des Klosters kaufen, den Kwaß erhält er im Hofe ausgeschenkt. Außerdem werden noch verschiedene russische Suppen: Borschtsch, Ucha, Fischpasteten, gesottene und gebratene Fische verkauft, die Portion 20—25, die halbe 10—15 Kopeken. Die Portionen sind reichlich und die Kost selbst für den, der das Fleisch entbehren mag und die sauren Suppen verdaut, schmackhaft und kräftig. Zur Ehre des Klosters soll aber noch besonders erwähnt werden, daß den armen Pilgern die Kost unentgeltlich verabreicht wird. Für Bedienung hinterlegt man beim Abschied in einen versiegelten Kasten ein angemessenes Trinkgeld. Das Zimmer selbst kostet nichts, aber es ist allgemeine Sitte, daß man beim Verlassen der Lawra, bezw. des Gasthofes, ein freiwilliges Geschenk als Aequivalent für die Beherbergung macht. Da macht es dem praktischen Sinn der Brüder alle Ehre, daß der Scheidende ein Buch vorgelegt erhält, in dem die Anzahl der gehabten Samowars verzeichnet ist, und daß er selbst einschreibt, welche Summe er gleichzeitig als Geschenk für das Kloster offen auf den Tisch des Hauses niederlegt.

Noch eine weitere Einnahmequelle bilden die Naturalgeschenke, die das Kloster erhält und die zum Theil wohl wieder verkauft werden.

Im ganzen genommen ist die Liste der Einnahmequellen, die sich controliren läßt, demnach recht stattlich. Rechnen wir dazu die Renten und Einkünfte aus der Oekonomie, so wird sich eine bedeutende Summe ergeben. Auf mein Befragen gab mir ein Mönch die Höhe aller jährlichen Einnahmen auf ungefähr 400,000 Rubel an; die Ausgaben, sagte er, seien ebenso groß. Kundige Kiewer meinten indeß, das sei viel zu niedrig gegriffen. Wie gesagt, gerade der Punkt entzieht sich ganz begreiflicher- und berechtigterweise der Kenntniß der Fremden; aber so stattlich die Gebäudereihe und so stattlich die Brüderzahl, so stattlich wird auch das Budget des Klosters sein, und es ist erklärlich, daß der Kasnatschei, der Rentmeister, eine wichtige Person ist. Dabei habe ich oft genug in den Verkaufsläden, wenn ich zuschauend darinsaß, beobachtet, wie in den verkaufenden Brüdern der Gesellschaftsegoismus ausgeprägt ist, dessen Wahlspruch ist: der einzelne Mönch arm, das Kloster reich! und wie sich das im Verkehr mit der Kundschaft zeigt. Auch die schöne Sitte des Vorbietens der Preise wird geübt; als ich unter der Führung eines der angesehensten Mönche, des „Vaters Nasarii", dessen Segen zu erbitten mitten beim Verkaufen sich alle Brüder beeilten, den Ikonenladen besuchte, gab er gleich dem Verkäufer die Anweisung, mir die Gegenstände billiger abzugeben, als die aufnotirten Preise angaben. Ohne seine Intervention hätte ich diese jedenfalls zahlen müssen. Ein anderes kleines Erlebniß ist noch besser geeignet, den praktischen Erwerbssinn der Brüder ins rechte Licht zu stellen. Wenn man in Rußland in einem Laden Briefmarken kauft, lassen sich die Verkäufer gewöhnlich einen Kopeken über den Preis der Marken bezahlen. Eines Sonntags brauchte ich Marken und erbat mir auf dem Contor der Klostergasthöfe welche im Betrage von 23 Kopeken. Obwohl die Brüder nun mich ganz genau kannten, da sie mich beim Vorübergehen stets begrüßten, hinderte sie das doch nicht, mir statt 23 Kopeken deren 28 abzunehmen.

Noch einige Worte über die, die gewissermaßen dem Kloster in seinen Einnahmen Concurrenz machen, die Bettler. Die sind nun in stattlicher Anzahl da, an allen Kirchenthüren lungern sie herum, und die Allee, die zu den Höhlen führt, könnte man mit Fug und Recht die Bettlerallee nennen. Männer im kräftigsten Alter, Greise, junge und alte Frauen sitzen, liegen oder stehen in buntem Gemisch durch einander. Viele habe ich auf meinen täglichen Rundgängen gesehen, an denen ich kein weiteres Gebrechen bemerkte als — nach meinen Begriffen — einen unglaublichen Schmutz, kräftige Gestalten, deren Glieder eher zur

Arbeit geschaffen schienen als zum müßigen Herumliegen auf dem Pflaster. Dafür sind in großer Anzahl wieder solche da, deren Gesichter oft wund zerfressen, deren Augen halb ausgelaufen waren — wie mir als Laien in der Medicin schien —, kurz, die so ekelerregend mit ihren offen zur Mitleiderregung gezeigten Gebrechen waren, daß es seitens der Polizei nur eine billige Rücksichtnahme auf das allgemeine Anstandsgefühl wäre, wenn sie diesen das öffentliche Betteln untersagte. Wieder anderen fehlte eine Hand oder ein Bein; einen sah ich, dessen ganzes Gebrechen darin bestand, daß er in ziemlichem Maße einen vogelähnlichen Kopf hatte, sonst schien ihm aber nichts zu fehlen. Sichee waren untee dieser Schaar viele Faullenzer. Die einen standen auf ihre Stöcke gelehnt unbeweglich da, andere knieten und machten unaufhörlich gegen die Kirche „Poklone"; andere beteten laut oder lasen in heiligen Legenden, ohne sich scheinbar um die Passanten zu kümmern, andere horchten, bis ein Pilger in die Nähe kam, und fingen dann zu flehen an: der eine streckte die Schüssel zum Empfang der Gabe hin, ein anderer hatte sein Erbetteltes auf einem Brett schön in Reih und Glied hingelegt, ein kleiner Bankier unter den Bettlern. Alle aber, so verschieden die Begründung ihrer Bitte lauten mochte, schlossen mit dem stereotypen: „gib um Christi willen". Und dieser Mahnung kann der Russe mit seiner Gutmüthigkeit gegen Arme und Unglückliche nicht widerstehen; er gibt, ohne zu fragen: ist es angebracht oder nicht? ohne sich erst die Beantwortung der Frage zur sittlichen Pflicht zu machen: kannst du das Geld nicht zu einem besseren humanen Zweck verwenden? Man muß nicht nach der Person fragen, ob sie würdig ist oder nicht, sagte mir auf einem Spaziergang Vater Nasarii; wenn man im Namen Gottes angegangen wird, muß man um der Barmherzigkeit willen geben. Mit diesem podai Christa radi, gib um Christi willen, kommt der Bettler durch ganz Rußland. In der That sah ich mehrmals Bäuerinnen und Bauern, die von Bettler zu Bettler gingen und ein Geldstück nach dem andern vertheilten. Einmal habe ich auch einen Vorgang gesehen, der einer polizeilichen Controle der Bettler ähnlich sah. Von diesen Bettlern sind die Collectanten zu unterscheiden, die füe einen kirchlichen Zweck sammeln gehen; sie tragen ein Buch, das mit einem Kreuz versehen ist, in dee Hand, auf dem sie einige Münzen liegen haben, und überall, auf allen Wegen trifft man sie.

Die große Ausdehnung, die mit der Zeit die Lawra gewonnen hat, die Einnahmen des Klosters, wie überhaupt die ganz vorwiegend auf praktisches Geschäftsleben gerichtete Thätigkeit der Mönche ist bedingt dadurch, daß die Lawra als die classische Stätte des russischen Mönchthums von jeher ein viel besuchter Wallfahrtsort war. Während meiner Anwesenheit in der Lawra war ja gerade „stille Zeit", die Erntearbeiten hatten begonnen und hielten die Bauern, die einen hohen Procentsatz der Wallfahrer ausmachen, zu Hause zurück. Aber doch übernachteten Anfang Juli — neuen Stils — einmal 3114 Pilger in den Gasthöfen und Massenquartieren des Klosters. Man hat mir gesagt, daß zur „Saison" manchmal 10,000 und mehr Pilger im Tag die Lawra besuchen. Und diese Pilger kommen aus nah und fern. Das Kloster hat eine eigene Herberge „für die Pilger aus den nahe bei Kiew gelegenen Gubernien"; die Pilger strömen aber auch aus weiter Ferne, hoch vom Norden wie aus dem Süden, von Petersburg und aus der Krim und dem Kaukasus zusammen. Ein äußerst buntes Leben ist es, das sich zumal zur Essenszeit und bei Beginn der Gottesdienste, den Zeitpunkten, wo man die Volksmassen sich sammeln sieht, abspielt. Das ganze Leben und Treiben macht oft einen rechten weltlichen Eindruck, es erinnert an einen großen Jahrmarkt. Daß es unter den frommen Pilgern oft recht weltlich zugeht, bezeugt ein überall angebrachter Anschlag, dessen Inhalt kurz zusammengefaßt lautet: „Vor Taschendieben wird besonders in den Kaufläden und Cassen und bei den Opferstöcken gewarnt." In der That waren wir einmal auch Zeuge, wie eine fromme Pilgerin ein kleines Körbchen von einigen Kopeken Werth verschwinden lassen wollte. Auf die entrüsteten Vorhaltungen, wie sie, eine Pilgerin, ein Bogomoliza, so etwas thun könne, meinte sie, sie habe ja das Körbchen, das am Boden lag, nur aufheben wollen.

Die Pilger sind, wie gesagt, zum größten Theil Bauern. In langen Reihen wandern sie — oft weite Strecken zu Fuß zurücklegend — in das Kloster, gegen Mitternacht habe ich manche noch eintreffen sehen. Die Männer meist in den russischen Bastschuhen, die Füße bis zu den Knien mit Leinwand umwickelt, in Hemdärmeln oder einer ärmellosen Unterjacke, einen langen Stab in der Hand. Die Frauen in bunten Gewändern, ein Tuch nach Art der Böhminnen auf dem Kopf, odee eine Art farbigen Turbans. Viele gehen barfuß, die etwas wohlhabenderen tragen rothe oder gelbe Schaftstiefel, manche auch Zugstiefel an den bloßen Beinen. Alle sind mehr oder weniger mit Gepäck beladen. Oefters als die Männer habe ich die Frauen schwer beladen gesehen, viele Frauen trugen vorn im Kleid ihr Kind und einen großen Pack auf dem Rücken. Fast durchweg schauen auch die Frauen alt und abgearbeitet aus, jüngere mit frischen Gesichtszügen habe ich verhältnißmäßig wenig gesehen. In dem Gepäck ist oft das Geschenk des Bauern und dee Bäuerin an das Kloster; wenn sie kein Baargeld haben, so geben sie Garn, das sie selbst gesponnen, Leinwand, die sie selbst gewebt, die bekannten russischen bunt gestickten Handtücher, die sie selbst verfertigt haben.[1]) Das Kloster wird diese Sachen wohl wieder veräußern, so weit es sie nicht verwenden kann, und in allen Läden auf Petschersk kann man diese Waaren um ein billiges kaufen. Für 65 Kopeken kaufte ich selbst solch ein roth genähtes langes Handtuch und hätte es gewiß bei längerem Handeln noch billigee bekommen. Den eisernen Bestand des Gepäcks bildet aber der Theekessel, den ich übrigens gelegentlich auch als Waschschüssel verwendet gesehen habe. Wenn eine solche Gesellschaft von Bauern aus einem Dorf mit einander wallfahrt, so sind das wirklich kleine Berge von Bündeln, die an ihren Ruheplätzen aufgestapelt sind. Die Bildungsstufe dieser Pilger ist natürlich eine ganz geringe, wohl wenige nur sind des Lesens und Schreibens kundig; es kommt sogar vor, daß man auf die Frage nach ihrem Alter die Antwort erhält: „o, Gott wird es schon wissen, ich weiß es nicht". Diese Art Pilger wohnt in den veeschiedenen Massenquartieren. An den Wänden und in der Mitte der Säle sind Pritschen aufgeschlagen, die, vorn und auf den Seiten mit Brettern verschlossen und abgetheilt, zugleich als Aufbewahrungsort für das Gepäck dienen. Im Sommer aber zumal ziehen es viele vor, im Freien zu nächtigen; auf den schmalen Bänken den Häusern entlang, unter den Bänken mitten im Hof liegen sie, Männlein und Weiblein in hellen Haufen durch einander; auch den Holzstoß verschmähen sie nicht als Lagerstätte und im Regen bleiben sie ruhig auf dem Boden liegen. Manchmal bin ich an dunklen Winkeln bei meinen nächtlichen Rundgängen fast auf den Schläfer getreten. So liegen sie, begreiflicherweise von der oft mehrwöchentlichen Wallfahrt müde, auch des Tags auf den Höfen herum oder warten, um die Kirche gelagert, auf den Beginn des Gottesdienstes, oder liegen selbst in der Kirche — sitzen kann man ja nicht — an den Säulen herum,

[1]) In Tschernigow sah ich ein Zimmer, das circa 1½ Meter mit solcher Leinwand bedeckt war.

im Liegen eifrig sich bekreuzend und „Poklone“ machend. Ihre Kost ist einfach, viel von dem trefflichen und billigen Brod, Früchte, Salzgurken, geräucherte und getrocknete Salzfische und Thee, Thee zu allen Zeiten, denn wann man die Bankreihen im Hofe passirt, wird man Theetrinker finden.[1]) Ebenso einfach ist auch die Toilette: vor den Massenquartieren stehen große Wasserbottiche mit Hähnen; das sind die Waschstellen, um die sich die Pilger Morgens drängen, manche nur, um mit der nassen Hand sich das Gesicht abzureiben, manche um Wasser zu fassen und abseits diese Procedur etwas gründlicher vorzunehmen. So sah ich vom Fenster aus in der Frühe um 3½ Uhr eine Pilgerin, die, mit ihrem wassergefüllten Theekessel sich auf eine Bank setzend, mit Seife und Handtuch sorgfältig Kopf, Hals, Arme und Füße wusch, danach ihren Theekessel gut ausschwenkte und wahrscheinlich zum Frühstücksthee ging. Ein nothwendiges Stück der Toilette schien es mir oft zu sein, wenn der eine Pilger (oder Pilgerin) seinen Kopf in den Schoß des andern gelegt hatte und dieser eifrig auf dem Kopfe Suche hielt. Aborte waren in langen Reihen vorhanden, aber doch zogen viele das einfachere Verfahren entlang den Holzstößen im offenen, pilgererfullten Hofe vor.

Der unter den Wallfahrern auch zahlreich vertretene Mittelstand und die besseren Classen wohnen in den verschiedenen Gasthöfen. Diese sind, zumal die neueren, recht stattliche Bauten, die Gänge und Treppen breit, die Zimmer wenn auch klein, doch hoch und luftig, die Einrichtung einfach. So hatte man mir im „großen Gasthof“, der der jüngste und geräumigste ist, im ersten Stock mit der Aussicht auf die Höfe und den höher gelegenen Klostertheil drei kleine Zimmer gegeben, die bei aller Einfachheit recht behaglich waren. Die Betten sind schmal, hart, das Kopfkissen, mit zerschnittenen Hühnerfedern gefüllt, gleichfalls hart. Unangenehme Gäste waren die unzähligen Fliegen. Auch Wanzen liefen am hellen Tag auf dem Kopfkissen herum, so daß ich schließlich das Bett mitten im Zimmer aufstellen ließ, damit sie von ihren Herden in den Tapeten, wo wir eine Schlacht veranstalteten, mir nicht ins Bett fielen. Auf dem Closet wäre ich einmal am hellen Tage beinahe auf eine feiste Ratte getreten, die schleunigst das Weite suchte. Man muß sich nur vorhalten, welche Menge von Menschen mit den verschiedensten Begriffen von Reinlichkeit hier tagtäglich zusammenströmen, dann wird man einsehen, daß bei aller Sorgfalt des Dienstpersonals das Ungeziefer sich einfach nicht ausrotten läßt. Uebrigens scheint sich das Personal zum Theil selbst sehr wenig daraus zu machen. Wenigstens wollte, als ich einzog, die Aufwärterin in meinem Bett das Leintuch meines Vorgängers ungeachtet mancher Blutspuren liegen lassen — es sei ja noch ganz gut — bis der Bruder, der die Aufsicht führte, es sie wegnehmen hieß.

Von diesen — nationalen — Eigenthümlichkeiten abgesehen, war ich aber mit dem Gasthof und der Bedienung sehr zufrieden, die Brüder waren alle recht aufmerksam. Die Leute, die in den Gasthöfen wohnen, haben vielfach ihre eigene Bettwäsche und Kissen bei sich, eine in Rußland ja sehr viel geübte Sitte. Daß der an die russische Küche Gewohnte mit der Kost nur zufrieden sein konnte, habe ich oben schon erwähnt.

Die Tagesordnung eines Pilgers, die ich mir aus öfteren einzelnen Notizen zusammengestellt habe, wäre etwa folgende. Morgens um 1½ Uhr wird er geweckt, zur Utrennia, dem Frühdienst. Leider nicht nur er, sondern das ganze Haus, auch die, die nicht beabsichtigen, so intensiv fromm zu sein. Treppauf, treppab laufen die Brüder und vollführen mit ihren Klingeln, die sie vor jeder Thür erschallen lassen, einen Höllenlärm. Aus den Zeiten, da noch keine Glocken in Gebrauch waren, besteht im Kloster noch eine Sitte: daß die Stunden und der Beginn des Gottesdienstes durch Klopfen auf schmalen Brettern angekündigt werden. Um 9 Uhr Abends z. B. beginnt das Geklopf in bestimmtem Tact; mit seinem Brett und Klöppel schreitet der Bruder um die Kirche herum und geht die Höfe ab. Nicht lange, nachdem er aufgehört, geht das Geklopf um 10 Uhr an einer anderen Stelle an, und so geht es immer weiter, ungefähr in diesem Tact — — ~~~ — — ~~~ — — ~~~ Das macht einen ganz eigenthümlichen Lärm, der zumal in der Stille der Nacht weithin hörbar ist und mir manche Nacht, in der ich vor Hitze kaum einschlafen konnte, das bißchen Ruhe noch gestört hat. An der Hauptkirche hängt an einer Kette an einem Baum ein solches großes Schlagbrett. Der Frühdienst ist vielleicht um 4 Uhr zu Ende. Andere, die nicht so fromm sind oder vielleicht erst um 11½ Uhr Nachts aus der Kirche gekommen sind, verrichten jetzt erst ihre Morgenandacht. So beobachtete ich einmal einen solchen Beter früh um 4 Uhr im Hofe über eine halbe Stunde lang. Das Antlitz nach Osten gewendet, stand er aufrecht da; von Zeit zu Zeit machte er seinen „Poklon“ und beugte sich dabei tief nieder, mit den Knien und der Stirn die Erde berührend und verschiedene Kreuze schlagend. Das wiederholte er alle paar Minuten; was er in der Zwischenzeit that, ob er, was wahrscheinlich ist, das lange, kirchlicherseits vorgeschriebene Morgengebet mit Doxologie, Psalm, Symbolum, Gebeten zum Schutzengel, für den Zaren, für Lebende und Verstorbene zu Maria ꝛc. bete, konnte ich natürlich aus der Ferne vom Fenster aus nicht sehen. Wenn dann der Pilger gefrühstückt hat, beginnt um 7 Uhr in den verschiedenen Kirchen die Messe, die vielleicht gegen 9 Uhr zu Ende geht, oder die, wenn der Metropolit selbst bei feierlichen Gelegenheiten fungirt, wobei dann von Gendarmen in der Kirche die Ordnung aufrecht erhalten wird, von 9—12 Uhr dauert.[1]) Den Tag kann er mit dem Besuch der Höhlen und anderer Sehenswürdigkeiten, mit Essen und Trinken und Ausruhen verbringen. Abends von 5 bis 8 Uhr findet die Swetschernia, der Abenddienst, statt; so lange dauert er in der Hauscapelle des Metropoliten, in der Hauptkirche aber von 6—11½ Uhr manchmal, und während dieser ganzen Zeit muß man stehen. Gewiß hat dann der fromme Pilger seine Nachtruhe wohl verdient, wenn im Sommer die Hitze und die Fliegen sie ihm lassen. Die Gasthöfe sind auch für Winterbesuch eingerichtet und mit großen Kachelöfen versehen.

Wenn ich den Eindruck dieses Pilgerlebens kurz zusammenfassen soll, kann ich nur sagen, daß es für einen Westeuropäer von ungemeinem Interesse ist, Hoch und Niedrig da an bevorzugter Wallfahrtsstätte in der Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu sehen. Das Ganze aber mit der ewig fluctuirenden Menge, den Verkaufsbuden für geistliche und weltliche Sachen macht den Eindruck eines großen Jahrmarktes, bei dem die Frömmigkeit das Kaufs- und Verkaufsobject bildet.

[1]) Auch Kwaß wird viel getrunken und das „Wässerchen“, das dem rechten Russen unentbehrlich ist; denn „Gott gibt den Leib und Wodka die Gesundheit“, philosophirte einmal ein Bruder, dem ich ein Glas Branntwein schenkte.

[1]) Eine Predigt hört man dabei selten, wenigstens habe ich während eines Monats nur am Antoniusfest eine zu hören bekommen, und zwar in der Messe, während die Geistlichkeit, den Metropoliten an der Spitze, hinter dem zugezogenen Vorhang der königlichen Thüre die Communion feierte, und auch nicht gehalten von einem Mönch des Klosters, sondern von einem Docenten des geistlichen Seminars. Dagegen habe ich Pfarrer getroffen, die nach der Messe regelmäßig sonntäglich predigten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Neuere Literatur über den Buddhismus. Während der moderne Mysticismus fortfährt, sein phantastisches Buddhathum den Urtheilslosen anzupreisen, ist die wissenschaftliche Forschung ihrerseits emsig bemüht, für die wahre Erkenntniß dieses wichtigen Religionssystems neues und zuverlässiges Material zusammenzutragen. Einige der wichtigsten Publicationen aus den letzten Jahren mögen hier kurz zusammengestellt sein.

Für die in der Pâlisprache abgefaßte Literatur des orthodoxen Buddhismus kommt vor allem in Betracht die aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs von Siam im Jahre 1894 veröffentlichte Gesammtausgabe der heiligen Schriften des südlichen Tripitaka, 39 Bände in siamesischen Typen, welche mit rühmlicher Munificenz an eine große Anzahl europäischer und amerikanischer Bibliotheken vertheilt und von C. Teza in den Atti del Istituto Veneto Ser. VII, T. VII, sowie von Ch. R. Lanman im Journal of the American Oriental Society Vol. XVI näher beschrieben worden ist. Eine vortrefflich ausgewählte Anthologie südlicher Texte in zuverlässiger Uebersetzung ist H. C. Warren's Buddhism in Translations (Harvard Oriental Series Vol. III. Cambridge, Mass. 1896). V. Fausbölls Ausgabe des für die Verbreitung der indischen Fabelliteratur so wichtigen Dschâtakabuches, das heißt der Legenden von den Präexistenzen Buddha's, nähert sich ihrem Abschluß (The Jâtaka together with its commentary, Vol. VI. London, Paul, 1896), während eine in London erscheinende Uebersetzung bis zum zweiten Bande vorgeschritten ist (The Jâtaka or stories of the Buddha's former births. Vol. I transl. by R. Chalmers. Vol. II transl. by W. H. Rouse. Cambridge, University Press, 1895). Eine fleißige, wenn auch nicht immer einwandfreie Uebersetzung des umfangreichen Predigttexte des Madschdschhimanikâya ist von K. E. Neumann begonnen worden. (Die Reden Gotamo Buddha's aus der mittleren Sammlung Majjhimanikâyo des Pâli-Kanons. Bd. I. Leipzig, Friedrich, 1896.) Welche Förderung unsre Kenntniß des altindischen Volkslebens aus diesen südbuddhistischen Quellen gewinnen kann, zeigt in anerkennenswerthester Weise eine Arbeit R. Ficks (Die sociale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit. Kiel, Häseler, 1897), in welcher auf Grund der Dschâtala gegenüber den brahmanischen Theorien ein Bild des wirklichen Stände- und Kastenwesens in seiner echt nichtbrahmanischen Grundlage entworfen und die von E. Senart und J. Jolly kurz vorher geäußerten Ansichten über diesen Gegenstand vielfach bestätigt und vervollständigt werden.

Was die Sanskrittexte der nördlichen Buddhisten betrifft, so hat J. S. Speyer die vor einigen Jahren von Kern herausgegebene Dschâtakamâlâ, eine poetische Bearbeitung ausgewählter Dschâtakalegenden, in das Englische übersetzt; diese Uebersetzung, abschnittsweise schon früher in den Bijdragen des Niederländisch-Indischen Instituts veröffentlicht, bildet den ersten Band einer unter Max Müllers Leitung erscheinenden Sammlung Sacred Books of the Buddhists (London, Frowde, 1895). Eine Specialstudie über die nordbuddhistische Göttin Târâ verdankt man G. de Blonay (Matériaux pour servir à l'histoire de la déesse buddhique Târâ. Paris, Bouillon, 1895). Zwei in die Bibliotheca ausgenommene Werke, den umfangreichen Legendentext Avadâna-kalpalatâ mit seiner tibetischen Uebersetzung und den tibetische Text Speyer Phyln schreiten im Drucke rüstig vorwärts. Die beiden tibetischen Wörterbücher, welche in Japan und seitens der französischen Mission im östlichen Tibet in Angriff genommen sind, werden sich auch für die buddhistische Dogmatik als wichtig erweisen. In Deutschland ist die tibetische Literatur durch Publicationen von G. Huth und E. Schlagintweit würdig vertreten. Ersterer hat dem Originaltexte von Jigs-med nam-kha's Geschichte des Buddhismus in der Mongolei jetzt im zweiten Theil die Uebersetzung folgen lassen (Straßburg, Trübner 1896) und in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie vom Jahre 1895 über eine besonders interessante Abtheilung der tibetischen Tandschur willkommene Nachricht gegeben; letzterem verdanken wir Text und Uebersetzung von Sureçamatibhadra's „Berechnung der Lehre", einer Streitschrift zur Berichtigung der buddhistischen Chronologie aus dem Jahre 1591 (Abhandlungen der Münchener Akademie I. Cl. Bd. XX.)

Auch die Literatur des chinesischen Buddhismus behauptet ihre alte Bedeutung. Das Buddhatscharita des Açvaghoscha, dessen Sanskritoriginal die Gelehrten fortdauernd beschäftigt, ist nach S. Beals Uebertragung des chinesischen Textes von einem achtungswerthen Dilettanten und Freunde der indischen Religion jetzt in recht lesbaren deutschen Versen bearbeitet worden (Buddha's Leben und Wirken. Uebertr. von Th. Schultze. Reclams Universalbibliothek Nr. 3418 bis 3420).

Für die mittelalterliche Geographie und Geschichte Indiens erhielten wir in dem von S. Lévi und E. Chavannes im Journal asiatique, Sér. IX, T. VI, sowie vom M. A. Stein in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie Band CXXXV eingehend gewürdigten Reisenden Da-K'ong eine neue, bedeutsame Quelle. Werthvolle Streiflichter auf die literarischen Beziehungen zwischen den verschiedenen buddhistischen Gebieten und darüber hinaus gewähren E. Specht's und des Japaners J. Takakusu fortgesetzte Untersuchungen über die chinesischen Uebersetzungen des Pâlitextes Milindapanho (Journal asiatique Sér. IX, T. VII und Journal of the Royal Asiatic Society 1896), S. Lévi's scharfsinnige Herstellung eines Sanskritgedichts des Königs Harscha aus der chinesischen Umschrift (Actes du X. Congrès internat. des Orientalistes. II. Partie), endlich der von F. W. K. Müller (in der Festschrift für A. Bastian. Berlin, D. Reimer 1897) und H. Lüders (in den Nachrichten der Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Cl. 1897, H. 1) ziemlich gleichzeitig gelieferte Nachweis, daß das Einhorncapitel des christlichen Physiologus auf eine buddhistische Legende zurückzuführen ist, und E. Kuhns Kasseiandersetzung über Buddhistisches in den apokryphen Evangelien (in der Gurupûjâ-Kaumudî. Festgabe, A. Weber dargebracht. Leipzig, Harrassowitz, 1895). Die Versuchung Buddha's durch Mâra, den Vertreter des bösen Princips, hat Windisch auch den Sanskrit- und Pâliquellen vergleichend behandelt (Mâra und Buddha. Abhandlungen der Sächs. Gesellsch. der Wiss. XV, Nr. 4), während H. Jacobi (Der Ursprung des Buddhismus aus dem Sânkhya-Yoga, in den Nachrichten d. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Cl. 1896, H. 1) und der durch sein Buch „Das Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch" (Berlin, Dames 1895) bereits vortheilhaft bekannte Jesuit J. Dahlmann (Nirvâna. Eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus. Berlin, Dames 1896.) das Verhältniß des Buddhismus zur vorausgegangenen brahmanischen Philosophie in einigen wichtigen Punkten näher zu bestimmen suchen.

Vermischte Beiträge zur Kenntniß des Buddhismus lieferten die ihm speciell gewidmeten Zeitschriften The Buddhist (Vol. VII ff. Colombo 1895 ff.) und Journal of the Buddhist Text Society of India (Vol. III ff. Calcutta 1895 ff.). Propaganda für den Buddhismus macht das sonst nicht ganz unbrauchbare Buch von P. Carus The Gospel of Buddha according to old records, 2d. ed. Chicago, Open Court Publishing Company 1895 (ebenda auch in deutscher Uebersetzung); das gleiche unternahm übrigens schon der Japaner S. Kurazo bei Gelegenheit des Religionsparlaments von Chicago (Outlines of the Malayâna as taught by Buddha. Tokyo 1893). Wer wirkliche Belehrung wünscht, hält sich besser an die von T. W. Rhys Davids in Amerika gehaltenen Vorlesungen (Buddhism, its history and literature. New York, Putnam, 1896) und an H. Kerns durch Gelehrsamkeit und Unbefangenheit gleich ausgezeichnetes Manual of Indian Buddhism, in welchem auch die Schattenseiten des Religionssystems nicht vergessen sind; das Werk bildet einen Theil des großartigen „Grundrisses der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde", welcher unter Redaction von G. Bühler in Karl J. Trübners Verlag, Straßburg 1896, zu erscheinen begonnen hat, bis jetzt sieben, meist recht umfangreiche Hefte, bearbeitet von Bühler, R. Garbe, A. Hillebrandt, J. Jolly, Kern, A. A. Macdonell, Speyer) und jedenfalls für die nächste Zeit den weitesten Fortschritt der indischen Philologie wesentlich mit bestimmen wird. * * *

* **Germanisches Nationalmuseum zu Nürnberg.** Abgesehen von dem Erwerb der (in Heft Nr. 182 beschriebenen) Warnecke'schen Sammlung von Siegelstempeln, hat das Museum in jüngster Zeit den reichsten Zuwachs erhalten auf dem Gebiete seiner **Münzensammlung**, zunächst durch Legat des zu Eisenach verstorbenen Justizraths **Seger**, wodurch insbesondere eine namhafte Bereicherung der Thalersammlung des Museums erzielt ward. Es finden sich im Seger'schen Vermächtniß manche schöne Stücke, wie z. B. der seltene, gut erhaltene Doppelthaler des Grafen Stephan Schlick von 1526. Eine weit großartigere Erwerbung jedoch geschah durch den Ankauf der Sammlung von Ratisbonensien des † Regierungsregistrators **Schenz** in **Regensburg**, welche, mehr als 1000 Nummern umfassend, für die Regensburger Münzkunde im Museum eine ähnliche Stelle einzunehmen bestimmt ist, wie die

Kreß'sche Münzsammlung für Nürnberg, wenn sie die letztere an Werth und Vollständigkeit auch nicht annähernd erreicht.

Regensburg nimmt für Bayern als jedenfalls früheste Münzstätte eine große münzgeschichtliche Bedeutung ein. Als Münzherren kommen neben den Kaisern, die im frühen Mittelalter des öfteren Münzen schlagen ließen, in erster Linie die bayerischen Herzoge, die Bischöfe, diese vielfach mit den vorgenannten gemeinschaftlich, und endlich die Stadt selbst vom Ausgang des Mittelalters an in Betracht. Die vorliegende Sammlung hebt mit den Denaren des Herzogs Bertold (938—47) an bis zu Heinrich V. (1017—1026), welchen sich Pfennige (Halbbrakteaten) von Leopold (1138—1141) bis Ludwig I. (1193—1231) anschließen. Es sind 29, zum Theil sehr seltene Stücke. Von Kaisern und Königen sind vertreten: Heinrich II., 1002—1004, und 1000—1014, als Kaiser 1014—1017; Heinrich III., als König 1024—1040, als Kaiser 1047—1049. Die bischöflichen „Pfenning" beginnen mit Hartwich II. (1155—1165). Diese setzen sich fort bis zu Leo (1262 bis 1277), wo der Conventionspfennig an ihre Stelle tritt, von dem eine große Anzahl Stücke vorhanden ist bis auf Johann I. (1384—1409). Von diesem Zeitpunkt an mehren sich die Münzgattungen, es treten bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts die Heller, die Batzen und Doppelbatzen, die „Gröschl" und Kreuzer auf, denen sich dann die Thaler anreihen. Später treten dann als bischöfliche Münzen noch Halbbatzen und Fünfhellerstücke (Vierundachtziger) auf. Eine reichhaltige Folge aller dieser Münzen führt bis zur Säculaeisation im Jahre 1806. Unter den größeren Stücken sind insbesondere mehrere Sedisacanzthaler hervorzuheben.

Die eigentlichen Regensburger Stadtmünzen heben mit dem beginnenden 16. Jahrhundert an, insbesondere sind die kleineren Currentmünzen in fast lückenlosen Reihen vertreten. Von Goldmünzen sind zwei äußerst seltene Thalerabschläge vom 1667 und einer des Kaisers Franz II. ohne Datirung zu erwähnen, dann ein Doppelducaten auf Kaiser Leopold und eine Reihe von einfachen, $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ und $^1/_{16}$ Ducaten des 18. Jahrhunderts, sowie eine Anzahl Spruchducaten. Unter den Thalern sind die Prägungen des 17. und 18. Jahrhunderts in schön erhaltenen Stücken gut vertreten; besondere Erwähnung verdient ein sehr seltener Guldenthaler vom 1578. Diesen schließen sich Halbe-, Drittel-, Viertel- und Neuntelthaler aus dem 17. und 18. Jahrhundert, eine Reihe seltener Fünfdäpaer des 16. Jahrhunderts, sodann die 20-, 15- und 10-Kreuzerstücke des 18. Jahrhunderts als größere Silbermünzen an.

Von gleicher Reichhaltigkeit wie die eigentlichen Currentmünzen ist die Abtheilung der Medaillen, Schau-, Schenk- und Denkmünzen. Abgesehen von einer Reihe schöner Klippen, wie sie insbesondere zur Verherrlichung des permanenten Regensburger Reichstags geprägt wurden, und den verschiedenen Ehe-, Tauf- und Glückwunschmünzen, sind eine Anzahl Medaillen und Klippen der Regensburger Stahlschützen zu erwähnen. Zahlreich sind auch in Originalen und Bleiabschlägen die Medaillen auf Regensburger Bischöfe, insbesondere des 18. Jahrhunderts, und Regensburger kirchliche Ereignisse. Eine fast lückenlose Reihe dürften die Medaillen und Denkmünzen auf Regensburger Begebenheiten und Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts bilden, die allein über hundert Nummern ausmachen. Uebrigens hat sich der Vorbesitzer bei den Medaillen nicht so streng an den Localcharakter gehalten, so daß neben den eigentlich Regensburger auch sonstige Kaiser-, Fürsten- und Privatmedaillen vom 16. bis 18. Jahrhundert die Sammlung zieren. Es seien darunter eine silbervergoldete Medaille auf Maximilian II., auch eine solche auf die Vermählung Ferdinands II. vom Jahre 1622, dann eine ebensolche mit den kleinen Brustbildern der habsburgischen Kaiser von Rudolf von Habsburg bis auf Rudolf II. verwiesen. Ebenso verdient eine vergoldete, schöne Bronzemedaille auf Papst Pius V. Beachtung.

Besonders reichhaltig ist die Schratz'sche Sammlung an Wallfahrtsdenkmünzen und Betpfennigen der Diöcese Regensburg vom 16. Jahrhundert an bis auf die neueste Zeit. Obwohl die Mehrzahl nicht durch Material und künstlerische Qualität sich auszeichnen, bieten sie doch für die zahlreichen Klöster und Wallfahrtsorte gerade dieser Landestheile reiches culturgeschichtliches Material. Erwähnt sei ein Kupferabschlag einer viereckigen plaquettenartigen Medaille auf die schöne Maria zu Regensburg vom Jahre 1519. Weiter sei der zahlreichen und theilweise sehr seltenen Medaillen auf das Fürstenhaus Turn und Taxis gedacht, das bekanntlich zu Regensburg residirt. Diese Medaillen vertheilen sich ungefähr auf die letztverflossenen hundert Jahre.

Eine weitere Abtheilung endlich bilden die in solcher Zahl für einen Ort wohl selten vereinigten Marken, Brückenzollmarken, Brauhausmarken, Bauamts-, Umgelds-, Gerichts- u. dergl. Marken, welche als Präsenzzeichen dienten, ferner Handwerker- und Handwerksburschenzeichen der verschiedensten Art, welche besonders gut vertreten, vom 16. bis zum 19. Jahrhundert reichen und ebenfalls in solch systematischer Zusammenstellung von nicht zu unterschätzender culturgeschichtlicher Bedeutung sind.

* **Bonn.** Der alphabetische Katalog der hiesigen Universitätsbibliothek, der seit 1881 in Arbeit war, ist, wie die soeben erschienene Chronik der Universität mittheilt, im vorigen Jahre im Umfang von 42 Foliobänden fertig gestellt. Auch der neue Realkatalog der semitischen Literatur wurde gleichzeitig abgeschlossen.

* **Berlin.** Am 18. d. M. starb in Freienwalde a. O. im Alter von 65 Jahren der außerordentliche Professor der Theologie an der hiesigen Universität D. Dr. Siegfried Lommatzsch, ein Großneffe Schleiermachers, mit dessen Leben und Lehre sich die Schriften des Verstorbenen vornehmlich beschäftigt haben.

eh. **Basel.** Die Basler Regierung hat an die Angehörigen Jakob Burckhardts ein Beileidschreiben gerichtet, in dem sie die großen Verdienste des unvergleichlichen Kunstforschers und Culturhistorikers um seine Vaterstadt dankbar rühmt. — Unser Mitbürger Louis Calame, seit zehn Jahren Lehrer an der Kunstgewerbeschule zu Köln a. Rh., wurde von der Zürcher Regierung unter Verleihung des Professortitels als Lehrer für Stillehre, gewerbliches Zeichnen und Malen an das Technikum in Winterthur berufen.

> **Kopenhagen.** Unter den bisher angemeldeten Theilnehmern an der demnächst hier stattfindenden 18. Jahresversammlung des Institut de droit international befinden sich Prof. v. Bar (Göttingen), Landgerichtsrath Harburger (München), Geh. Heimburger (Gießen), Prof. Stärk (Greifswald); aus Italien kommen die Professoren Brusa (Turin), Castellani und Buzzati (Padua) und Olivi (Modena). England sendet Lord Reay, früher Gouverneur in Bombay, Begründer der Zeitschrift „Revue de droit international", Westlake, Professor der Universität in Cambridge, Advocat Barclay u. a. Frankreich wird durch 12 Mitglieder vertreten, darunter die Professoren Beauchet und Chevalier aus Nancy und Desjardins und Laiaé, sowie Ernest Lehr aus Paris. Dazu kommen Geheimrath Prof. Martens, der hervorragendste Jurist Rußlands, Generalmajor Deen Beer Portugael aus Holland, Prof. Rolin aus Belgien, Prof. Kasparel (Keetau), Prof. Oliveerona aus Schweden, Exminister Vesnitsch aus Serbien. Damit ist ein Theil der Namen genannt, die geeignet sind, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den bevorstehenden Congreß zu lenken.

* **Athen.** Am 6. d. M. starb hier Achilleus Postolakas, ausgezeichneter Numismatiker und lange Zeit Director des athenischen Münzcabinets. Zumeist in Deutschland gebildet, unterhielt er mit dem Deutschen archäologischen Institut allhier die freundlichsten Beziehungen. Dem Institut hat er auch seine werthvolle Bibliothek vermacht; Prof. Dörpfeld legte in dessen Namen dankend einen Kranz am Grabe nieder.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die Umschau, Uebersicht über die Fortschritte u. Bewegungen auf dem Gesammtgebiet der Wissenschaft, Technik, Literatur u. Kunst, hggb. von Dr. J. H. Bechhold. Jahrg. 1 Nr. 32. Frankfurt a. M., H. Bechhold 1897. — Geographische Zeitschrift, hggb. von Dr. Alfred Hettner. III. Jahrg. 8. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Julius Hart: Geschichte der Weltliteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. Heft 1. Neudamm, J. Neumann. — Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. II. Jahrg. 14. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Die Kunst für alle. XII. Jahrg. Heft 22. München, F. Bruckmann A.-G. 1897. — Bericht über die kgl. bayerische Akademie für Landwirthschaft und Brauerei in Weihenstephan für das Studienjahr 1896/97. Freising, Dr. Franz Paul Datterer 1897. — Justus Verus: Vater Kneipp, sein Leben und sein Wirken. Mit Illustrationen. 2. Aufl. Kempten, Jos. Kösel 1897. — Josef Ruederer: Höllischer Spuk, ein Münchner Erlebniß. Berlin, Georg Bondi 1897. — Apollo, unabhängiges Fachblatt für Photographen u. Kunstliebhaber, hggb. v. Franz Hoffmann in Dresden. Bd. III. Nr. 51. 1897. — La rassegna nazionale. Anno XIX. Vol. XCVI. 1. agosto 1897. Firenze. — Elektrotechnischer Anzeiger. XIV. Jahrg. Nr. 63. Berlin, F. A. Günther u. S. 1897.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 18. August. Nummer 184.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilage-Expedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Priene und Didyma. — Compaßpflanzen. Von Dr. E. Müller. — Ein neues Werk über Schiller. Von M. Necker. — Mittheilungen und Nachrichten.

Priene und Didyma.

Während im griechischen Mutterlande der Spaten des Archäologen ruht und wohl noch eine Weile ruhen wird, bis mit dem Frieden allmählich wieder Ruhe und Sicherheit in das unglückliche Land eingezogen sind, hat der Wetteifer der Nationen in der Aufdeckung griechischer Alterthümer uns auf kleinasiatischem Boden mit neuen Funden beschenkt. An drei nahe bei einander gelegenen Plätzen sind die Ausgräber thätig gewesen, in Ephesos die Oesterreicher, südlich davon die Deutschen in Priene, und abermals ein Stück südlicher in der Nähe von Milet im Heiligthum des Apollon Didymaios die Franzosen. Ueber die Erfolge der Oesterreicher hat Benndorf selbst in einem ausführlichen Berichte an die Wiener Akademie, der in den „Mittheilungen und Nachrichten“ der Beilage abgedruckt worden ist, berichtet. Ueber Priene und Didyma erhalten wir die ersten authentischen Nachrichten in dem „Anzeiger“ des Jahrbuchs des Deutschen archäologischen Instituts (1897, Heft 2) durch einen Bericht Professor Conze's, der sowohl auf eigener Anschauung der Fundstätten, als auch auf Mittheilungen des Leiters der französischen Ausgrabungen, Haussoulliers, beruht.

Priene, die Vaterstadt des weisen Bias, ist eine der zwölf Seestädte des alten jonischen Bundes. Sie liegt am Südabhange des steilen Gebirges Mykale, das, von Osten nach Westen gelagert, mit seinem weithinaus ragenden Vorgebirge bis zu der Insel Samos hinübergreift. Die Stadt lag ursprünglich am Meer, aber schon im späteren Alterthum hatte der Mäander die Küste weiter hinausgeschoben, so daß besondere Hafenanlagen nothwendig wurden, und heute liegen die Ruinen eine sehr beträchtliche Strecke vom Meere entfernt; denn der ganze Latmische Golf, an dessen Nord- und Südrand sich Priene und Milet gegenüberlagen, ist heute festes, von den Schlangenwindungen des Mäander und Gäson durchzogenes Land. Auf einer vorspringenden Kuppe am Südabhang der Mykale, 370 Meter über dem Meeresspiegel, liegt die Akropolis von Priene, geschützt nicht nur durch die Steilheit der Felsen, sondern auch noch durch eine Mauer aus gewaltigen, rechteckigen Blöcken. Nur durch eine einzige schmale Treppe, die in den Felsen gehauen ist und heutzutage zu ihrer Ersteigung einen schwindelfreien Kletterer verlangt, war die Hochburg zugänglich, ganz ähnlich wie der schroffe Burgfelsen des böotischen Orchomenos. Wie dort und wie bei so mancher anderen griechischen Stadt — man braucht nur an Korinth und Athen zu erinnern — breitet sich die eigentliche Wohnstadt von Priene fast 200 Meter tiefer als das Plateau der Akropolis, auf mehreren Terrassen hingelagert, am Fuße der Burg aus. Auf der obersten dieser Terrassen liegt am vorderen Rand der Tempel der Athena; zwischen ihm und der aufsteigenden Felswand, in die das später zu erwähnende Theater eingeschnitten ist, ist noch unerforschtes Gebiet. Hier muß die Altstadt von Priene gelegen haben. 20 Meter unterhalb der Tempelterrasse beginnt auf einem breiteren Absatz die neue Stadt, die in der Zeit Alexanders des Großen nach einem großartigen einheitlichen Plane angelegt worden ist; sie zieht sich von der Agora, die sich mit dem Rücken an den Abhang der Tempelterrasse stößt, bis hinunter zu der untersten, nur 30 Meter über die Maeanderebene ragenden Stufe, welche von dem Stadion eingenommen wird.

Die erste Erforschung von Priene geht in das vorige Jahrhundert zurück, als Chandler und Revett im Auftrage der englischen Gesellschaft der Dilettanti die Ruinen des in Trümmer gestürzten Athenatempels untersuchten. Etwa ein Jahrhundert später, im Jahre 1868/69, kamen abermals die Engländer an den Ort, legten einen Theil der Ruinen bloß und entführten, was sich an guten Stücken mitnehmen ließ, in das Britische Museum. Das Verhängniß wollte es, daß die Bewohner der Umgegend, durch das Treiben der Fremden angestachelt, unter den Steinen nach Schätzen suchten und, in einem Altar verbaut, eine Anzahl von Münzen entdeckten, was ihren Eifer auf das verderblichste entflammte. Denn nun suchten sie nicht nur unter, sondern auch in den Steinen, und heute ist das ganze Feld des Tempels nichts als ein Haufe zerschlagener, weiß glänzender Marmorstücke. Als im Jahre 1873 Thomas und Rayet die um den Latmischen Meerbusen liegenden Städte erforschten, wurde ein Plan des Tempelgrundrisses aufgenommen und nebst einer Reconstruction in dem Werke „Milet et le Golf Latmique“ veröffentlicht. Die neueste Untersuchung, die von der Verwaltung der königlichen Museen in Berlin ins Werk gesetzt ist, wird nun — es ist überflüssig, das zu erwähnen — nach strengen wissenschaftschaftlichen Grundsätzen unternommen, nach denen es fast weniger auf effectvolle Einzelfunde, als auf eine systematische Erkenntniß des Ganzen der Stadtanlage und auf eine sorgfältige Verwerthung aller, anfangs vielleicht unbedeutend erscheinender Funde ankommt. Karl Humann, der im vorigen Jahre die Arbeit begonnen hatte, ist darüber gestorben; sie ist von Wiegand und Schrader unter Leitung von Kekule v. Stradonitz bis in das Frühjahr hinein fortgesetzt worden und wird mit Beginn des Winters wieder aufgenommen werden.

Das noch von Humann gesteckte nächste Ziel ist die Aufdeckung der hellenistischen Stadt unterhalb der Tempelterrasse, das schon zum großen Theil erreicht ist. Hier breitet sich der große viereckige Marktplatz aus, rings von Säulenhallen umgeben. In seiner Mitte liegt ein Tempel des Asklepios. Drei Straßen, geradlinig geführt, treffen hier von drei Thoren der unteren Stadtmauer rechtwinklig zusammen. Um den Markt gruppiren sich die Wohnhäuser, wie in Pompeji zu einzelnen Blocks zusammengelegt, welche in ihrer regelmäßigen, rechteckigen Anordnung erkennen

lassen, daß das Ganze nach einem einheitlichen Plane geschaffen worden ist. Es ist das erstemal, daß wir in diesem Umfang die Anlage einer griechischen Stadt kennen lernen, die noch dazu aus einem Gusse ist und, wie es scheint, bei der abnehmenden Bedeutung von Priene in späterer Zeit keine wesentliche Veränderung mehr erfahren hat. Von mancher hübschen Einzelheit, von Brunnen, Ruhebänken, Versammlungsräumen der Bürger und des Rathes, die einen lebendigen Begriff von dem Leben und Treiben der Stadt geben, wird erst Zeit zu sprechen sein, wenn genaueres darüber und mit Abbildungen veröffentlicht ist. Am unteren Rande der bewohnten Stadt, mit der einen Seite an die Stadtmauer gelehnt, zieht sich das Stadion hin. Die interessanteste der bisher aufgedeckten Anlagen ist aber ohne Zweifel das am Fuße des Burgberges in den Felsen geschnittene Theater. Denn außer dem Zuschauerraum ist hier das Bühnengebäude so vollständig erhalten, wie an keinem anderen griechischen Theater, so daß das kleine Theater von Oropos mit seinem Bühnengebäude in den Schatten gestellt ist. Die cannellirten dorischen Säulchen, welche die Vorderseite der Skene bilden, sind an rechteckige Pfeiler angelehnt. An diesen sind an den Seiten noch die Rillen erhalten, in die die Tafeln (Pinakes) eingesetzt wurden, welche den Zwischenraum zwischen den Säulen verschlossen. Hinter dieser Säulenwand liegt ein langer schmaler Raum für die Schauspieler, von dessen Bedachung noch mehrere Steinbalken erhalten sind. Da auch trotz Dörpfelds und Reischs großem Werke über das griechische Theater die „Bühnenfrage" noch immer nicht zur Ruhe zu kommen scheint, so ist dieser Fund der Wissenschaft doppelt willkommen.

Wir haben also in Priene alles, was zu einer antiken Stadt gehört, Burg, Tempel, Markt mit Hallen und Rathhaus, Bürgerwohnungen, Theater, Rennbahn, und es ist begreiflich, daß sich dem ersten Berichterstatter Conze der Vergleich mit Pompeji fast gegen seinen Willen aufgedrängt hat. Freilich stehen in diesem hellenistischen Pompeji die Mauern nicht mehr so hoch wie in dem römischen, aber bei der scharfsinnigen Methode, mit der Dörpfeld die heutige Generation von Archäologen gelehrt hat, auch aus unbedeutenden Spuren das Ganze im Geiste wieder aufzubauen, wird die Wissenschaft ein volles Bild des alten Priene gewinnen können. Auch wenn es daher den Ausgräbern nicht mehr beschieden sein sollte, ein bedeutendes Kunstwerk zu entdecken, das der großen Menge in die Augen sticht, so wird ihre Mühe doch schon reiche Früchte getragen haben; aber wir wollen ihnen wünschen, daß auch sie ihren „Hermes" noch finden.

Ganz anders sind die Aufgaben, die die Franzosen in Didyma lösen. Hier handelt es sich um den gewaltigen Tempel des Apollon, einen jonischen Bau mit zehn Säulen in der Front, der zum Theil von Häusern überbaut, zum Theil mit Trümmern überdeckt ist. Nur drei Säulen von 20 Meter Höhe stehen noch aufrecht. Auch hier haben Frühere, namentlich Rayet und Thomas, Versuchsgrabungen gemacht und den Grundriß des Tempels mit seiner doppelten Säulenhalle außen und dem offenen Innenraume schon festgestellt. Jetzt ist die Aufdeckung systematisch und zwar von der Vorderseite aus in Angriff genommen worden. Zunächst sind die sieben hohen Stufen, die zur Vorhalle emporführen, freigelegt, auf deren oberster noch acht Basen der Säulen an ihrem Orte stehen, während zwei von Rayet und Thomas in den Louvre gebracht worden sind. Vor der dritten und achten Säule sind pylonenartige Postamente auf die Stufen gesetzt, die zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren, aber niemals welche getragen haben. Zwischen diesen Pylonen sind in die hohen Stufen kleinere eingefügt, so daß man auf dreizehn Tritten bequem zum Tempel emporsteigen konnte. Schon hier zeigt sich, daß der Bau nicht seine letzte Vollendung erhalten hat, denn an Stufen und Basen ist der Werkzoll, die während der Arbeit stehen gelassene Schutzschicht, nicht entfernt worden, wie auch an der einen der aufrechten Säulen die Cannellüren nur oben und unten begonnen, aber nicht auf die ganze Länge durchgeführt sind. Der merkwürdigste Fund, der bisher gemacht wurde, besteht in Compositcapitellen von einem ganz neuen Typus; in die Voluten des jonischen Capitells sind Götterköpfe von außerordentlicher Größe (über einen Meter Höhe) eingesetzt, während zwischen den Voluten in der Mitte des Capitells ein Stierkopf herausspringt. Die Götterköpfe stellen Apollon und Zeus dar. Zu welcher der Säulenreihen des Tempels diese Bekrönungen gehören, ist noch nicht festgestellt. Von nicht geringerem Interesse sind die gefundenen Inschriften, welche erstlich Bericht über die Vertheilung der Arbeiten bei dem Tempelbau geben, ferner die einzelnen Theile des Gebäudes genau benennen und last not least eine sichere Datirung des Tempels ermöglichen. Danach waren die Arbeiten in der Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christus in vollem Gange. Wie lange freilich an dem Riesenbau gearbeitet worden ist, scheint noch nicht festgestellt, gewiß noch das zweite Jahrhundert hindurch, möglicherweise aber noch sehr viel länger. Jedenfalls ist bereits ein außerordentlich wichtiger terminus a qua gewonnen, der die frühere irrige Datirung des Tempels in das 4. Jahrhundert beseitigt. Da die Säulenbasen und alle anderen Bauglieder auf das reichste mit Ornamenten geschmückt sind, so ist das nun gewonnene Datum auch für die Geschichte der Zierformen von hoher Bedeutung. Wenn das ungeheure Areal des Tempels erst freigelegt sein wird, so wird er die stattlichste Ruine auf kleinasiatischem Boden sein. Er ist ein beredtes Zeugniß dafür, wie nach der Zeit Alexanders des Großen der Schwerpunkt der griechischen Welt sich wieder nach Osten verschoben hat. Athens und des übrigen griechischen Mutterlandes Blüthezeit ist vorüber, aber an den Küsten Kleinasiens blühen die Städte neu auf und werden Bauten von einer Größe und verschwenderischen Pracht aufgerichtet, wie sie die künstlerisch allerdings ungleich feiner arbeitende Zeit des fünften und vierten Jahrhunderts nicht gekannt hat. *ll.*

Compaßpflanzen.

Von Dr. C. Müller.

Einer der wichtigsten Lebensvorgänge für fast alle Pflanzen ist die Transpiration, d. h. die Abgabe von dunstförmigem Wasser an die umgebende Luft; wird doch dadurch in erster Linie das Emporsteigen des mittelst der Saugwurzeln aus der Erde aufgenommenen Wassers mit den in ihm gelösten Nährstoffen hervorgerufen, bewirkt, daß dies der Schwerkraft entgegen in die Höhe steigt und dabei oft Strecken bis zu 50 m und darüber zurücklegt.

Durch die Transpiration, so sagt Kerner in seinem Pflanzenleben, gelangt nicht nur Wasser aus der Tiefe in die höher gelegenen Pflanzentheile, es gelangen durch sie auch die Nährsalze in gelöstem Zustande in die von Licht und Luft umgebenen grünen Gewebe der Zweige und Blätter. Die Hauptmasse des emporsteigenden Wassers hat nur die Bedeutung eines Transportmittels für diese aus dem Boden in die Pflanze gelangten mineralischen Salze; nachdem es in die Blätter gekommen, verdunstet es zum größten Theil wieder in die Atmosphäre; die von ihm in die grünen Gewebe transportirten Salze aber bleiben dort zurück, um sich bei den chemischen Vorgängen zu betheiligen, durch welche aus den Rohstoffen organische

Verbindungen erzeugt werden. Sie sind dort unentbehrlich, und insofern ist auch die Transpiration unentbehrlich, ohne Transpiration wäre die Ernährung derjenigen Pflanzen, deren grüne Zweige und Blätter von Luft umspült werden, es wäre die Ernährung der Bäume, welche, was Massenhaftigkeit anlangt, allen anderen Pflanzen vorausgehen, unmöglich; somit ist also die Transpiration für die Erdpflanzen von außerordentlicher Wichtigkeit.

Diejenigen Zellen, welche dadurch, daß sie dunstförmiges Wasser an die Atmosphäre abgeben, den Transpirationsstrom veranlassen, finden sich bei den Blüthenpflanzen vorzüglich im Innern der grünen Blätter, deren derbe, für Wasserdampf nur schwer durchgängige Haut mit vielen Oeffnungen, den sogenannten Spaltöffnungen, versehen ist, durch die dann derselbe nach außen entweichen kann. Jede dieser Oeffnungen wird von zwei Zellen, Schließzellen genannt, begrenzt, die durch Oeffnen und Schließen des Spaltes in der Hauptsache die Transpiration bei den verschiedenen Wandlungen der Temperatur, Beleuchtung und Feuchtigkeit reguliren. Daneben finden sich aber sowohl für Wohnorte mit extremen Witterungsverhältnissen, wie auch für die schwankenden Witterungsverhältnisse eines und desselben Standortes von weniger extremem Witterungscharakter Einrichtungen, welche einerseits eine zu langsame, andrerseits eine zu rasche Wasserabgabe verhindern.

Zu den mancherlei Einrichtungen nun, die die Natur getroffen hat, um einer zu weit gehenden Transpiration vorzubeugen, gehört das Verkümmern der Blätter, die Ausbildung flächenförmig ausgebreiteter Zweige statt dieser, die dann mit ihrer Fläche nicht wagerecht, sondern lothrecht gerichtet sind, vor allem aber auch die Einrichtung, daß bei vielen Myrtaceen und Proteaceen, namentlich bei Arten der Gattung Eucalyptus, die Blattscheiben selbst so gewendet sind. Sie sind nicht wie jene unsrer Ahorne, Ulmen, Buchen und Eichen horizontal, sondern auf die Kante, also vertical gestellt. Ist es auch nicht gerade wörtlich zu nehmen, daß jedes so gestellte Blatt zur Mittagszeit nur einen linienförmigen Schatten wirft, so ist doch so viel gewiß, daß es mit dem Schatten im Grunde eines derart zusammengesetzten Waldes schlecht bestellt sein wird. Die Sonnenstrahlen finden allenthalben ihren Weg zwischen den aufgerichteten Blattflächen, gleiten hinab in die Tiefe, und von einem Waldesdunkel kann in solchen Beständen keine Rede sein. Es liegt auch auf der Hand, daß ein auf die Kante gestelltes Blatt viel weniger verdunkelt, als ein Laubblatt, dessen Fläche den zur Mittagszeit einfallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. „Die Arbeit in den grünen Zellen, welche sich unter dem Einflusse des Lichtes vollzieht, wird durch diese Richtung des blattartigen Gebildes nicht beeinträchtigt. Können die vertical gestellten grünen Flächen zur wärmsten Zeit des Tages von den Sonnenstrahlen auch weniger gut durchleuchtet werden, so wird das reichlich dadurch aufgewogen, daß deren Breitseiten dem Lichte der Morgen- und Abendsonne ausgesetzt sind. Dagegen ist zur Zeit des Sonnenauf- und Niederganges keine so starke Erwärmung und daher auch keine so starke Verdunstung zu befürchten wie dann, wenn die Sonne im Zenith steht. Um es kurz zu sagen: es wird durch die Verticalstellung der grünen Flächen nur die Verdunstung, nicht aber auch die Durchleuchtung beschränkt, und man hat daher diese Einrichtung mit Recht als Schutzmittel gegen eine zu weit gehende Verdunstung aufzufassen."

In der Mannichfaltigkeit und Fülle von Gewächsen mit vertical gerichteten Blattflächen steht besonders Neuholland einzig da, immerhin aber bieten auch andere Florengebiete noch viele und zwar recht auffallende Beispiele dieser Einrichtung, aus denen hier vor allem die sogenannten „Compaßpflanzen" hervorgehoben seien.

Die Bezeichnung Compaßpflanze ist zuerst einer zur Familie der Korbblüthler (Compositae) gehörigen Staudenpflanze, Silphium laciniatum, gegeben worden, die in den Prairien Nordamerika's, von Michigan und Wisconsin westlich bis zum Felsengebirge, südlich bis Texas und Alabama, sehr verbreitet ist. An dieser Pflanze war es den Jägern, welche die Prairien durchstreiften, längst aufgefallen, daß die Flächen der Blätter, namentlich jener, welche vom untersten Theile des Stengels ausgehen, nicht nur eine verticale Lage annehmen, sondern immer auch so gerichtet sind, daß jedes Blatt die eine Breitseite nach Sonnenaufgang, die andere gegen Sonnenuntergang wendet. Die ganze lebende Pflanze, wie sie auf der sonnigen Flur steht, macht nach der Beschreibung Kerners den Eindruck, als hätte man sie zwischen riesige Bogen Papier gelegt gehabt, etwas gepreßt und eine Zeitlang getrocknet, wie man Pflanzen für das Herbarium präparirt, dann aber aus der Presse herausgenommen und so aufgestellt, daß die Spitzen und das Profil der verticalen Blattflächen, entsprechend der Richtung der Magnetnadel, nach Nord und Süd, die Breitseiten dagegen nach Ost und West gerichtet sind. Diese Richtung wird von der lebenden Pflanze auf den Prairien so gut und so regelmäßig eingehalten, daß die Jäger bei trübem Himmel sich nach dieser Pflanze über die Himmelsrichtung zu orientiren vermögen, aus welchem Grunde Silphium laciniatum denn auch Compaßpflanze genannt wurde. In Europa wurde sie 1781 eingeführt; die Eigenthümlichkeit ihrer Blätter ist zuerst vom General Alvord im Jahre 1842 in seinen Mittheilungen an die „American association for the advancement of science" geschildert worden. Messungen von hunderten von Blättern, insbesondere den Wurzelblättern vermittelst des Compasses, haben später diese Eigenthümlichkeit bestätigt. Zu bemerken ist aber, daß die Blätter dieser Compaßpflanze die beschriebene Richtung und Lage nur dann annehmen, wenn sie auf ebenem, ziemlich trockenem, unbeschattetem Lande emporgewachsen sind, und daß an feuchten, schattigen Orten, wo die Gefahr einer durch die kräftigen Sonnenstrahlen des Mittags eingeleiteten zu weit gehenden Verdunstung nicht gegeben ist, auch die Drehung und Meridianstellung der Blätter nicht eintritt.

Dieselbe Erscheinung wie die vorgenannte Pflanze zeigt eine im mittleren Europa vorkommende Composite Lactuca scariola. Prof. Stahl in Jena hat diese Pflanze in Bezug auf die erwähnte Eigenthümlichkeit einer sorgfältigen Beobachtung unterworfen. Darnach sind die Blätter derselben ungefähr nach der Divergenz drei Achtel am Stengel vertheilt. Betrachtet man aber frei stehende Pflanzen genauer, so bemerkt man, daß die verticalen Blattscheiben nicht ihrer Insertion gemäß in acht Längsreihen vom Stengel ausstrahlen, sondern mehr oder weniger deutlich die Neigung zeigen, sich alle in parallele Verticalebenen zu ordnen. Diese Eigenthümlichkeit tritt je nach Standorten und Individuen in verschieden hohem Maße hervor. Am stärksten ausgeprägt ist dieselbe bei mageren Pflanzen, welche auf dürrem Boden an sonnigen Standorten wachsen, und es ist in hohem Grade auffallend, zahlreiche Pflanzen mit parallel gerichteten Blättern neben einander stehen zu sehen, um so mehr, als die Orientirung der Blätter ziemlich genau mit der Meridianebene zusammenfällt.

Ein Theil der Blätter kehrt die Spitze nach Norden, ein anderer nach Süden; nach Osten und Westen stehen keine Blätter ab.

Die auf der Südseite inserirten Blätter haben durch eine ungefähr 90° betragende, dicht über der Basis erfolgte Torsion ihre Spreite in die Meridianebene gebracht. Der Winkel von Blattrippe und Stengelachse beträgt 50 bis 70°.

Blätter, deren Insertion auf die Nordseite fällt, verhalten sich ganz ähnlich. Die Spreite des mit der Spitze nach Norden gekehrten Blattes ist durch Drehung ebenfalls vertical geworden. Die Oberfläche der auf der Nord- und Südseite inserirten Blätter schaut bei den einen nach Osten, bei den anderen nach Westen.

Wesentlich verschieden verhalten sich die nach Osten und Westen am Stengel sitzenden Blätter. Hier ist oft keine Spur von Torsion vorhanden: die Blätter sind einfach steil aufgerichtet, ihre Oberfläche der Stengeloberfläche angeschmiegt. Bei anderen Blättern ist mit der Torsion der Mittelrippe eine Krümmung verbunden, wodurch die Spreite wieder annähernd in die Meridianebene zu stehen kommt. Je nachdem die Krümmung nach der einen Seite oder nach der anderen Seite stattgefunden hat, ist die Spitze des Blattes nach Norden oder nach Süden gewendet. Die auf der Ostseite inserirten Blätter kehren ihre Oberfläche nach Westen, während die der entgegengesetzten Seite nach Osten schauen.

Die hier geschilderten Stellungsverhältnisse sind bald mehr, bald weniger scharf ausgeprägt; am schärfsten treten sie gewöhnlich hervor an den unteren Blättern des eben aufschießenden Stengels, am schwächsten an den kleineren Blättern in der Blüthenstandregion. Die Neigung, sich in die Meridianebene zu stellen, fand Stahl schon, wenn auch schwach ausgeprägt, am ersten auf die Cotyledonen folgenden Blatte bei im Monat Juli gekeimten Pflänzchen. Beim dritten und vierten Blatt der allerdings bereits aufschießenden Pflänzchen war die Meridianstellung schon sehr auffallend.

Bezüglich der Bedeutung, welche die Meridianstellung der Blätter für den Haushalt des wilden Lattich hat, ist Stahl auf Grund sorgfältiger Beobachtungen zu folgendem Resultat gekommen: Der aufgehenden Sonne kehren die verticalen Blätter ihre größte Fläche zu. In dem Maße, als die Sonne höher steigt, wird auch der Winkel, unter welchem ihre Strahlen die Blattflächen treffen, geringer, bis schließlich zur Mittagszeit alle Blätter, in der Richtung der Sonnenstrahlen betrachtet, im Profil gesehen werden. In den Nachmittagsstunden nimmt dann der Einfallwinkel der Sonnenstrahlen auf die Blätter allmählich zu, so daß diese letzteren gegen Abend wieder senkrecht von den Sonnenstrahlen getroffen werden.

Geringer Wasserverlust durch Transpiration, Milderung des zu intensiven Sonnenlichts, das sind die Vortheile, welche der Pflanze aus ihrer eigenthümlichen Blattorientirung erwachsen. Bekräftigt wird diese Annahme über den Vortheil, den die Meridianstellung der Blätter bietet, noch durch die Beobachtung, daß dieselbe nur dann angenommen wird, wenn die Pflanzen auf trockenem, unbeschattetem Lande emporgewachsen sind. An feuchten, schattigen Orten, wo die Gefahr einer durch die kräftigen Sonnenstrahlen des Mittags eingetretenen, zu weit gehenden Verdunstung nicht gegeben ist, tritt auch die Drehung und die Meridianstellung der Blätter nicht ein.

Außer den beiden besprochenen Pflanzen zeigen nach den Beobachtungen Stahls noch zwei andere Compositen, Lactuca saligna, der Weidenlattich, und Chondrilla juncea, der Simsonkrümling, beides Angehörige der deutschen Flora, wenn auch in geringerem Maße, die Neigung, ihre Blätter in die Meridianebene zu stellen. Daß sich aber die Zahl der sogenannten Compaßpflanzen noch beträchtlich vermehren wird, sobald man, namentlich in trockenen Vegetationsgebieten, diesen Verhältnissen mehr Aufmerksamkeit schenkt, ist nach Ansicht des vorgenannten Forschers kaum zu bezweifeln.

Erwähnt sei noch, daß es eine nicht unbeträchtliche Zahl von Pflanzen, sowohl Staudenpflanzen als Sträucher und Bäume gibt, deren Blattflächen im Schatten parallel zum Boden ausgebreitet sind, während sie sich an sonnigen, trockenen Plätzen aufrichten und vertical stellen, wenn schon sie dabei nicht gerade die Meridianstellung einnehmen. Besonders auffallend ist in dieser Beziehung nach Kerner eine Lindenart des südöstlichen Europa, die Silberlinde (Tilia argentea). Haben nämlich die der Sonne ausgesetzten Blätter die Verticalstellung eingenommen, während andere beschattete horizontal ausgebreitet geblieben sind, so bietet der Baum einen um so fremdartigeren Anblick dar, als die Blätter zweifarbig sind, oberseits dunkelgrün, unterseits von feinem Sternhaarfilze weiß, und kaum glaublich erscheint es dann beim ersten Anblick, daß die beschatteten und besonnten Theile des Baumes zusammengehören. Schließlich soll noch bemerkt werden, daß sowohl bei den Compaßpflanzen als auch bei der Silberlinde die Richtungsänderungen der Blätter durch Aenderungen im Turgor bestimmter Zellgruppen des Blattstiels veranlaßt werden.

Ein neues Werk über Schiller.

Es gibt Bücher, die geschrieben werden müssen. Ideen liegen in der Luft, jeder fühlt sie, jedem drängen sie sich auf, bis einer kommt, sie formulirt und niederschreibt. So entstehen, wenn nicht die besten, so doch die zeitgemäßesten Bücher, und solch ein Buch ist Karl Weitbrechts „Schiller in seinen Dramen“.[1])

Wir haben kürzlich an dieser Stelle (Beil. Nr. 107 v. 13. Mai 1897), vor dem Erscheinen des Weitbrecht'schen Buches, ohne eine Ahnung davon zu haben, von einer fühlbar werdenden Schillerrenaissance gesprochen; wir haben den literarischen Zustand geschildert, der uns wie mit einer inneren Nothwendigkeit zu Schiller, den lange zurückgestellten, wieder zurückführt: zum Manne par excellence unter den Dichtern, nachdem uns der subjectiv und sentimental gewordene Realismus gründlich ermüdet hat. Und Weitbrecht sagt:

„Geister wie Goethe und Schiller kann die Nation einfach auch in Zukunft nicht entbehren, und nur oberflächliche Neuerungswuth kann glauben, über sie hinweg zu sein. . . . Und gerade Schiller kann für die nächste Weiterentwicklung unsres geistigen Lebens wieder von ganz besonderer Bedeutung werden: wo sich's um Gesundung unsrer so mannichfach angekränkelten modernen Geistescultur handelt, namentlich, wo sich's in Kunst und Literatur darum handelt, daß der nervöse Femininismus und die primanerhafte Früh- und Ueberreife der Modernen wieder einer männlicheren Art Platz mache — da mag eine erneute Vertiefung in Schillers Geist . . . gerade unsrer Uebergangszeit ersprießliche Dienste leisten.“

Es ist also derselbe Gedanke, von dem aus auch wir die Wendung der Zeit zu Schiller als eine heilsame und werthvolle Erscheinung begrüßten, und wenn wir nun sagen, daß wir Weitbrechts Buch mit einer wahren Freude gelesen haben, so geschieht es nicht bloß darum, weil es uns auf unserem Wege entgegenkam, sondern weil es auch in der That eine bedeutende literarische Leistung ist und die Aufgabe, die gegeben war, in geistvoller, wenn auch nicht erschöpfender Weise erfüllt.

Es galt, Schiller nicht mit den Augen des Historikers, des Philologen, des Biographen anzusehen, sondern nur mit denen des modernen Menschen, der ein lebendiges Verhältniß zur Kunst hat, seinen Dichter nicht bloß als wissenschaftliches Object kühl studirt, sondern auch genießt. „Ist Schiller noch lebendig in unsrer Zeit?“ Diese Frage wurde schon vor mehreren Jahrem in einem Wiener literarischen Preisausschreiben aufgeworfen, und es entstanden mehrere

[1]) Stuttgart, Fr. Frommann, 1897.

gute Essays. Damals hat ihr Urheber selbst, Alfred v. Berger, in einem Essay: „Otto Ludwig und Friedrich Schiller“ (der jetzt in seinem Buche „Studien und Kritiken“ steht) eine höchst anregende Charakteristik der Schillerpersönlichkeit geliefert. Darin sagt Berger:

„Die charakteristische Grundgeberde des Ludwig'schen Geistes ist die energische Wendung ins eigne Innere; der scharfe, ja stechende, nach innen zielende Blick, der deutlich ausnimmt, was innen dämmerig vorgeht, die monomanisch leidenschaftliche Arbeit an sich selbst, um aus sich das, gerade das zu machen, was das ewig grübelnde Haupt als das Richtige ausgesonnen hat. . . . Die charakteristische Grundgeberde des Schiller'schen Geistes ist weit schwieriger mit knappen Worten wiederzugeben, schon deßhalb, weil sie eine normalere, volksthümlichere, keine einseitig monomanische ist, sondern eine Synthesis der psychologisch ethischen Betrachtungsweise und einer anderen, die ich die geschichtliche nennen will. Schiller blickt und strebt nicht nach innen, sein Ziel ist das Dasein eines Werkes, etwas außerhalb seines Bewußtseins, seines Ichs, nicht ausschließlich eine zu erringende innere Befriedigung.“ U. s. w.

Ganz dasselbe könnte auch Weitbrecht geschrieben haben, und gleichviel ob er jemals den Berger'schen Essay gelesen hat oder nicht (ich hoffe es nicht für wahrscheinlich), beide gehen von derselben Grunderkenntniß der Schiller'schen Persönlichkeit aus; nur freilich hat Weitbrecht in seinem ausführlichen Buche viel mehr als Berger geleistet, der sich mit der aphoristischen Skizzirung der tiefen Charaktergegensätze von Schiller und Otto Ludwig begnügte, um schließlich dessen Kritik des „Wallenstein“ (geradeso wie jetzt Weitbrecht) abzulehnen.

Es galt also, als moderner Mensch Schiller gegenüberzutreten und dornach zu forschen, was noch modern, was wirklich lebendig in ihm für uns ist.

Aber da freilich stoßen wir sofort auf eine Schwierigkeit in der Auffassung des Wortes „modern“. Was ist modern? was ist es nicht? Eine Gruppe von Schriftstellern hat bekanntlich dieses Wort gewissermaßen in Beschlag gelegt: das sind die Naturalisten und Symbolisten, die Decadenten und Nervösen, die Idealloſen und Neurastheniker, welche auch mit ihren Geruchsorganen auf neue Seelenforschungen ausgehen. Laura Marholm ging sogar so weit, eine so bedeutende und vom Geiste der Gegenwart erfüllte Dichterin wie Marie v. Ebner-Eschenbach als „alte Tante“ zu den abgethanen Dichterinnen zu werfen; einer der vielen Widersprüche, in denen sich Frau Marholm mit sich selbst befindet. Diese Gruppe von Schriftstellern erklärt: was nicht zur „Moderne“ gehört, ist nicht zeitgemäß, und zeitgemäß ist, wenn man da näher zusieht, im Grunde nur die Kameradschaft. Auch Georg Brandes hat mit der nachsichtigen Beurtheilung von Monomanen als relativ berechtigten Zeiterscheinungen den Begriff „modern“ zu eng gefaßt. Aber wenn man nicht Mißbrauch mit Worten treiben will, so gehören zu den modernen Geistern denn doch nicht bloß die guten Freunde, die sich gegenseitig emporloben, nicht bloß die Anhänger einer bestimmten Schule oder die radicalen Vertreter irgend eines einseitigen Prinzips, sondern auch alle wahrhaft productiven Dichter derselben Zeit. Die Antipoden von Nord und Süd zusammen machen die Einwohnerschaft der Erde aus, und die Antipoden der Kunst einer und derselben Zeit stellen die Gesammtheit der modernen Kunst dar. Stehen auf der einen Seite die Feminiuisten, welche die Flinte ins Korn werfen und sich, im lächerlichen Gefühl, Epigonen zu sein, auf das ohnmächtige Spiel der Beobachtung ihrer selbst und der Außenwelt beschränken und damit nothwendigerweise zu ihren saft- und kraftlosen Männergestalten gelangen; so stehen auf der anderen Seite Dichter, die Ideale pflegen und aus dem Gesammtgefühl unsrer Zeit heraus Ideale gestalten. Solche Dichter haben wir; ich nenne nur Wilhelm Raabe, der sie mit seinem auf pessimistischem Grunde blühenden Humor in elegischer Beleuchtung zeigt. Zur Erkenntniß der Größe Raabe's dringt man jetzt durch. Aber auch ein anderer, Raabe verwandter Dichter, Hans Hoffmann, gehört hierher. Auch er ein durch und durch moderner Geist, denn das Ideal unsrer Zeit des Individualismus: das Ideal der Persönlichkeit, des souveränen Mannes, der keinen Herrn über sich anerkennen will, auch nicht einmal den obstrocten, kategorischen Imperativ, ist auch das seinige. Hoffmann hat es schon vor Jahren in mehreren Dichtungen gestaltet: im philosophirenden und humoristischen Roman: „Der eiserne Rittmeister“, in der künstlerisch weitaus vollkommeneren Erzählung: „Der Teufel vom Sande“ (im Buche: „Geschichten aus Hinterpommern“), zuletzt im Roman: „Wider den Kurfürsten“. Und wenn Friedrich Nietzsche mit seinem Herrenideal und seiner Herrenmoral eine so weite Verbreitung finden konnte, so geschah es auch nur darum, weil dieses Ideal in der Zeit schon bestand, nicht weil er es schuf. . . . Erst diese, in Wahrheit schöpferischen, idealistischen Dichter ergänzen zur Vollständigkeit das Bild unsrer Zeit; ihr Charakter besteht in der Gleichzeitigkeit der beiden Pole oder Antipoden, und die „Moderne“ ist ebenso hüben wie drüben, wenn schon einmal das Wort gebraucht werden soll.

Im stillen erfüllt von diesem Bewußtsein der Gegenwart und ihrer Ideale tritt nun Weitbrecht an Schiller heran und entwirft uns ein Bild seiner Persönlichkeit, wie es bisher keiner gethan, auch Berger nicht, so nahe er daran war. Und das bedeutsame an diesem Bilde ist, daß es zugleich ebenso modern wie wahrhaft ist. Die Frage, ob Schiller noch wirklich lebendig ist oder nicht, hat keiner so tief und überzeugend zu bejahen vermocht, wie Weitbrecht in seinem Buch. „Der Schiller, den eine oberflächliche Betrachtungsweise so gern als einen in abgelegenen Fernen schweifenden Idealisten verschreit, wor in Wahrheit ein ganz modern realistischer Geist“: das ist Weitbrechts mit überzeugender Kraft bewiesene These. Man hat Schiller als den Ideologen, als den Schönredner in Verruf gebracht. Otto Ludwig schrieb: „Wenn Sophokles' Production einer schlanken Palme, Shakespeare's einer knorrigen Eiche gleicht, ist Schillers Production ein Christbaum. Da hängen die Sentenzen lose, um leicht heruntergenommen zu werden“ (Ges. Schriften V. 323). Man hat sich daran gewöhnt, mit einem gewissen Lächeln der Ueberlegenheit von Schillers Enthusiasmus — „Seid umschlungen Millionen!“ — zu sprechen. Natürlich: im Zeitalter des Pessimismus haben wir die Begeisterung des Marquis Posa für die Menschheit nicht mehr aufgebracht. Da kam das Wort „goethereif“ auf: nicht schwärmen, sondern nur schauen und erkennen, über den Dingen stehend. Das ist auch bequemer, sieht genial aus. Man hat sich ferner daran gewöhnt, nur Goethe's, nicht auch Schillers Dichtungen als das Product der Persönlichkeit, als dichterische Gestaltung bedeutsomer innerer Erlebnisse zu betrachten. Die Modellforschung beim länger lebenden und viel verkehrenden Goethe ist ja auch ergiebiger als beim guten Ehemanne Schiller. Aber es gibt keinen Dichter ohne Persönlichkeit, ohne Gestaltung innerer Erlebnisse. Die Dichterpsychologie, sagt Weitbrecht ganz richtig, gilt doch nicht bloß für Goethe. Und als solch ein Psycholog tritt er an Schiller heran, er forscht nach dem Zusammenhang seiner Worte mit seiner Persönlichkeit, ohne deßwegen die Unbefangenheit des künstlerischen Urtheils zu verlieren.

Wie vor ihm Alfred v. Berger nach der „Grundgeberde“, so fragt jetzt Weitbrecht nach dem „Grundpathos“ Schillers, denn irgend eine vorwaltende Neigung und Tendenz weist jede Persönlichkeit auf. „Goethe“, sagt Weit-

brecht, „hat schon in Schillers Aeußerem ein Symbol seiner geistigen Eigenart zu erkennen geglaubt: der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen — alles an ihm, sagt Goethe, war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Auch geistig (fährt Weitbrecht fort) war Schiller eine stolze, großartige Natur, allem kleinlichen abhold, gewaltig bis zur Gewaltsamkeit, ob er nun als junger Regimentsmedicus die verschlossene Thür seiner Parterrewohnung mit einem Fußtritt sprengte, oder ob er mit der Kunst des geborenen Dramatikers gewaltige und spröde Stoffe gewaltig oder gewaltthätig meisterte. Aber sanft wie seine Augen schaut doch aus alldem ein gutes, tiefes, ehrliches Gemüth. Schiller," sagt Weitbrecht, „war eine „Herrennatur", ein Mann, der die Verhältnisse meisterte und sich nicht von ihnen meistern ließ. Das Schicksal stellt ihn in seiner Jugend in ein enges System der Bevormundung: er schüttelt es ab. Er hat mit Noth und Widrigkeiten aller Art zu kämpfen und ringt sich durch zur unabhängigen Stellung, die seinem Wesen entspricht. Und erst die Energie, die er in seiner zweiten Lebenshälfte, mitten in Krankheit, entfaltete, und die Energie, mit der er sich aus der kritischen Philosophie heraus wieder zu gestaltendem künstlerischen Schaffen rettete!" Jeder andere Dichter hätte bei solcher Thätigkeit seine schaffende Kraft verloren, wie es ja auch bei Otto Ludwig der Fall war, dem die Hölle analytischer Kunstbetrachtung zum größten Schaden gereichte. In dieser gewaltigen Energie des Willens lag auch der Grund von Schillers dramatischem Genie. Denn das Drama hat es mit dem Willen zu thun, seinen Aeußerungen, seinen Leidenschaften und Conflicten. Man kann nichts poetisch darstellen, was man nicht innerlich erlebt hat. Man wird kein großer Dramatiker, wenn man nicht selbst eine Willensnatur ist, und darum war Schillers Grundpathos auf das in der Geschichte und im unmittelbaren Leben der Gegenwart sich offenbarende Spiel der Energien gerichtet. Dafür hatte er das natürliche, unmittelbare, intuitive Verständniß. Das ideale Pathos, die Begeisterung für Freiheit, für Menschenrechte und Menschenadel ist nicht der primäre Zug seiner Persönlichkeit; das ist auch von der Zeit bestimmt, und es allein konnte ihn nicht zum Dichter und vollends zum Tragiker machen. Sondern der Sinn und der Blick für das Spiel der Kräfte in der Menschenwelt, das Verständniß der Persönlichkeit, ihrer Thaten und deren Folgen. Und das Grundpathos der Schiller'schen Persönlichkeit ist deßhalb nicht die abstracte Begeisterung für die Ideen der Freiheit, sondern das leidenschaftliche Interesse am Spiel der Willensenergien, am Kampf der Charaktere unter einander, wie sie einer Herr des andern werden wollen, oder, um ganz modern zu sprechen: am Schauspiel des „Willens zur Macht".

„Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen —"

wie es im Prolog zum „Wallenstein" heißt. Weitbrecht fügt hinzu: „Der Menschheit große Gegenstände, gewaltige Naturen in gewaltigem Kampfe, Herrschaft und Freiheit — das ist's, was Schiller am tiefsten erregt und was er darum am liebsten darstellt. Und das ist es, nicht weil er mit willkürlicher Verstandesreflexion sich solche Stoffe ausgeklügelt hätte, sondern weil das seiner eigenen angeborenen Natur entsprach, weil er in solche Gegenstände am meisten von dem hineinlegen und hineinschauen konnte, was in ihm selbst persönlich trieb und drängte." Und ferner: „Schillers viel besprochener Idealismus besteht lediglich darin, daß er die realen Lebensinteressen nicht unter dem engen Gesichtswinkel des Alltags, der vorübergehenden Tendenzen einer kleinen Zeitspanne sah, sondern sub specie aeternitatis; daß er nicht am Zufälligen und Unwesentlichen hängen blieb, sondern überall auf das Wesentliche und Bleibende losging, auf das, worin allein die sogenannten Ideen liegen." Und so wie er das alles sah und persönlich erlebte, so stellte er's auch als Dichter dar; und darum hat seine Poesie ein noch immer gegenwärtiges, reales, nicht bloß literarisches Interesse.

Zu dieser Charakteristik Schillers als realistischen Kopfes (die wir hier in Umrissen wiedergaben) hätte Weitbrecht auch dessen Lehre vom Spiel als der wesentlichen und ursprünglichen Bethätigung des menschlichen Geistes heranziehen können; denn auch sie bezeugt, daß Schillers Interesse, nach aller echten Dichter Art, viel mehr auf die Aeußerungen des Willens als auf das Spiel der Ideen gerichtet war.

Nachdem nun Weitbrecht also das Wesen der Schiller'schen Persönlichkeit festgestellt hat, geht er an die Betrachtung der einzelnen Tragödien, und es gelingt ihm mit Erfolg, zu zeigen, daß Schiller überall die herrischen Naturen in tragischer Verwicklung darstellte. Karl Moor, Fiesco, Ferdinand, Marquis Posa und König Philipp, Wallenstein, Maria Stuart, Demetrius, die feindlichen Brüder in der Braut von Messina: durchweg nicht bloß willensstarke, sondern auch herrische Menschen, deren Tragik eben darin beruht, daß sie ihren Herrenwillen, so berechtigt er von ihrem Standpunkte sein mag, nicht durchzusetzen vermögen und damit untergehen. Um Freiheit und um Herrschaft wird auch im „Tell" gekämpft. An der mit Jähzorn und Uebereilung gepaarten Herrennatur gehen die feindlichen Brüder zu Grunde. . . . In diese Einzelbetrachtungen wollen wir indeß Weitbrecht nicht folgen, so fesselnd sie auch sind, denn er macht über die uns all vertrauten poetischen Gestalten neue oder doch neu formulirte Beobachtungen. Die originellsten wohl über Ferdinand und Luise in „Kabale und Liebe", wo die Wahrscheinlichkeit der Handlung — Luisens Brief und Ferdinands Glaube daran — so sehr von der richtigen Auffassung der zwei Gestalten abhängt. Nach Weitbrecht besteht Luisens tragische Schuld in ihrer Passivität (die psychologisch begründet ist), und Ferdinands Herrennatur tritt unter anderem in den Worten zutage: „Das Mädchen ist mein! Ich einst ihr Gott, jetzt ihr Teufel!" Er fühlt sich auch verantwortlich für ihr Schicksal. . . . Ueberall ist Weitbrecht mit Glück bestrebt nachzuweisen, wie sorgsam Schiller die dramatische Handlung mit den Charakteren der Gestalten motivirte, auch in der so sehr stilisirten „Braut von Messina". Doch schreibt Weitbrecht keine „Rettung" Schillers. Verlorene Posten wie die „Jungfrau von Orleans" vertheidigt er nicht; die Veränderung der Sprache in Schillers Tragödien, vom genialen Realismus der drei Jugendwerke zur Schönrednerei der classischen Zeit bedauert auch er, allerdings nicht besonders nachdrücklich. Auch ist er in der Kritik „Wallensteins" nicht objectiv genug. Denn so schön Weitbrecht den poetischen Gehalt dieser großen Persönlichkeit kennzeichnet und insbesondere den Sternenglauben Wallensteins als den in objectiver Form erscheinenden Glauben an sich selbst darstellt, so bleibt Otto Ludwigs Urtheil (Wallenstein ist dramatisch nur so lange groß als er repräsentirt, nicht sobald er handelt) noch immer bestehen. Auf eine Abwehr dieses Urtheils ließ sich Weitbrecht überhaupt nicht ein, und das ist unsres Erachtens ein Mangel des sonst so gehaltvollen Capitels. Dagegen wird hier der Gestalt Max Piccolomini's mit Erfolg der Proceß gemacht. . . . Doch das sind Einzelheiten, auf die wir nicht näher eingehen wollen. Jedenfalls wächst die künstlerische Persönlichkeit Schillers mit ihrer Größe und ihren Schwächen in allen diesen Capiteln schlank empor, und einen der bedeutsamsten Charakterzüge

an ihr hebt Weitbrecht überall mit besonderem Glück hervor: Schillers tragischen Humor. Ein eigenes Lustspiel hat bekanntlich Schiller nie geschrieben, aber humoristische Momente oder Figuren oder Lichter finden sich in fast allen seinen Tragödien, man denke nur an die Räuber, an den Mohr im Fiesco — das humoristische Spottbild des Helden — an den Musikus Miller, an Wallensteins Lager. Dieser tragische Humor ist wohl der genialste Zug in der künstlerischen Persönlichkeit Schillers. Und mir scheint's, daß die Hervorhebung dieses Zuges am Portrait Schillers der glücklichste Griff Weitbrechts in seinem Werke ist, das die Verwandtschaft Schillers mit dem modernen Geiste nachzuweisen bestimmt ist. Denn von tragischem Humor ist die Gegenwart erfüllt.

M. Necker.

Mittheilungen und Nachrichten.

B. Schmid, W. M., Anleitung zur Denkmalspflege im Königreich Bayern. München. J. J. Lentner, 1897. 8°, Preis 1 M. 25 Pfg. — Trotz der Sorgfalt der bayerischen Staatsregierung sind bis zur Stunde die Erzeugnisse alter Kunst im Lande noch nicht nur Verschleuderung, Verbalhornung und Vernichtung völlig sicher. Was helfen die besten Vorschriften, wenn diejenigen, welchen die Pflege der Kunst- und Alterthumsdenkmale auf dem Lande anvertraut ist, gar wenig kunstgeschichtliches Wissen, gar wenig Kunstsinn besitzen? Soll da dauernd geholfen werden, so muß den Vorständen der staatlichen, kirchlichen und Gemeindebehörden, sowie der adeligen und anderen Familien, die im Besitz von Ansitzen und Alterthümern sind, ein Mittel geboten werden, das sie auch ohne Erwerbung eingehender fachmännischer Kenntnisse erkennen läßt, ob in einem gegebenen Fall ein Kunstdenkmal vorliegt und wie dasselbe dann als Gegenstand der öffentlichen Denkmalpflege weiter richtig zu behandeln ist. Die Ueberzeugung, daß ein solches bequem zu handhabendes Hülfsmittel unbedingt geschaffen werden müsse, hat Dr. W. M. Schmid, kgl. Bibliothekar und Secretär am Bayerischen Nationalmuseum, zur Ausarbeitung des oben genannten Büchleins veranlaßt; hatte er doch durch seine lange Thätigkeit bei der staatlichen Inventarisirung der Kunst- und Alterthumsdenkmale in Bayern Gelegenheit genug, um zu erkennen, wie wenig kunstgeschichtliches Wissen trotz aller Anregung von oben auf dem Lande sich eingebürgert hat. Sein Büchlein zählt nur 87 Seiten, enthält aber trotzdem alles, was sein Zweck erfordert, in knapper, stets jedoch klarer Form. Jede Seite desselben zeigt, daß sein Ueberer ein wirklicher Kenner der Kunst- und Alterthumsdenkmale des Bayerlandes ist. In drei Abtheilungen behandelt Schmid die allgemeinen Grundsätze der Denkmalpflege, die Schädigung von Kunstdenkmalen, die vom Staat hiegegen getroffenen Maßnahmen und die amtliche Behandlung der Denkmalsangelegenheiten. Dann schließt er eine praktische Anleitung zum Erkennen von Kunstdenkmalen, die in alphabetischer Reihenfolge die hier in Betracht kommenden Punkte behandelt und ihr Verständniß durch Beigabe belehrender Abbildungen unterstützt; sowie einen auszugsweisen Abdruck der wichtigsten für die Pflege der Kunst- und Alterthumsdenkmale gegebenen bayerischen Gesetze und Verordnungen. Möge das Büchlein, das nur die bayerischen Kunst- und Alterthumsdenkmale behandeln will, aber in Wirklichkeit auch für die übrigen deutschen Lande des Belehrenden in Fülle bietet, weiteste Verbreitung finden; es wird dann sicherlich zur Erhaltung der Kunst- und Alterthumsdenkmale und zur Verhütung gut gemeinter, aber verfehlter, kunstverderbender Restaurationen wesentlich mitwirken.

* Germanisches Nationalmuseum zu Nürnberg (vgl. Beil. Nr. 182 u. 183). Von wichtigeren Einzelerwerbungen, die in den letzten Monaten für die Sammlungen gemacht wurden, heben wir noch folgende hervor. Zunächst weist der „Anzeiger" des Museums auf einen vortrefflich erhaltenen, nur wenig verbogenen goldenen Fingerring hin, der, rheinischen Ursprungs, möglicherweise noch dem 4. oder 5. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung angehört. Der eigentliche Reif wird von einem ziemlich dünnen Goldblechstreifen in einer Breite von 7 mm gebildet. Auf die Außenränder ist ein schmales, ca. 1 mm breites Band aufgelöthet, welches scheinbar die Dicke des Reifes erhöht. An diese Bänder schließen sich im inneren Falz zunächst je ein spiralförmig gedrehter Wulst, dann schmale Goldblechbänder, in der Mitte aber ein dreitheilig geflochtenes breiteres Band an, dessen einzelne Glieder wieder aus drei Drähten zusammengesetzt sind. Dieser Reif hält den annähernd quadratischen Kasten für den Stein (Bergkrystall). Als Uebergang dienen noch auf dem Reif vier kleine knopfartige Rosetten. Den Kasten umgibt außerdem ein abstehendes Band mit geschrägten, eingeschlagenen Linien.

In die Sammlung kirchlicher Geräthschaften kam ein interessanter Gegenstand, der aus zwei Haupttheilen besteht und dessen Bestimmung einigen Schwierigkeiten begegnet. Es ist dies ein viereckiges Pergamentbild, nach links gewendetes Brustbild auf blauem Grund mit Goldornament. Um dasselbe die Umschrift: Talis erat Christi facies cum natus esset annos duos et triginta Ego sum lux mundi. Die Ausführung des Bildes, einer Copie nach einem der zahlreichen als authentisch angegebenen Bildnisse Christi, deutet gegen d. J. 1600. Um das Pergamentbild ist ein Stoffrahmen (rothe, verblichene Seide) angebracht, auf dem zwölf kleine viereckige Reliquienbehälter in Form von mit Goldfaden und Silberflitter besetzten Kissen aus abwechselnd grünem und rothem Sammet sich befinden, auf denen auf kleinen Pergamentstückchen der Inhalt angegeben ist. Zwischen den einzelnen Reliquienbehältern Goldfadenornament. Vielleicht war dieses Bild als Kußtafel (Pax) bestimmt; möglich auch, daß es dem Sepulcrum eines Altars entstammt. Mit ihr verbunden ist ein viereckiger, gleich großer Zugbeutel mit reicher, sehr schöner ornamentaler Stickerei in Silber und bunter Seide. Der Beutel diente entweder ebenfalls zur Aufbewahrung von Reliquien oder zur Aufnahme des Sacraments, bezw. der heil. Oele zur Provisur. Die beiden Theile dürften um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts zu setzen sein. Ein seltenes Stück wurde ferner in einer dreitheiligen zusammenlegbaren Kanontafel erworben. Die Tafeln, welche die vorgeschriebenen liturgischen Texte der heiligen Messe enthalten, und zwar mit römischer Rubrizirung, sind gedruckt, auf der mittleren Tafel, welche die Ueberschrift Convivium sanctum trägt, eine Darstellung der Kreuzigung mit Maria und Johannes in Kupferstich. Das Ganze ist in dunkles Rindsleder gebunden, bezw. aufgezogen. Reichste ornamentale Goldpressung bildet innen um die drei Tafeln einen prächtigen Rahmen. Das Stück ist von ausgezeichneter Erhaltung und in dieser Form wie überhaupt von großer Seltenheit, da die Kanontafeln naturgemäß mehr oder minder durch Abnützung bald dem Untergang entgegengehen. Das vorliegende Exemplar in seiner bequemen Gestaltung mag wohl einem hohen Geistlichen auf der Reise gedient haben. Seine Entstehung dürfte ins Ende des 17. Jahrhunderts zu setzen sein; die Arbeit ist nach dem Ornament zu urtheilen, möglicherweise flandrisch.

Aus einer fränkischen Kirche endlich erhielt das Museum eine hübsche kupfervergoldete Sanduhr, wie solche an dem Pfeiler der Kanzel angebracht zu sein pflegte, um dem Kanzelredner über die Länge seiner gerade gehaltenen Predigt jederzeit Aufschluß zu geben. Die Sanduhr besteht aus einem Gestell aus oberer und unterer Platte, die von zehn säulchenartigen Stäben mit reicher Profilirung zusammengehalten werden. In diesem Gestell befinden sich vier Stundengläser, welche, mit weißem Sand gefüllt, auch der aufgemalten Bezeichnung je eine Viertelstunde laufen. Die beiden Platten sind mit getriebenem Ornament versehen. Die Widmungsinschrift der Sanduhr, die an einem Zapfen zum Drehen an der Wand befestigt war, gibt als Stifter ein zu Thalheim 1782 getrautes Ehepaar an, welches das Werk zum Gedenken an seinen Ehrentag spendet. Die Formen wie Arbeit sind fein und elegant und gemahnen noch an die früheren besseren Zeiten der Goldschmiedekunst.

Von den Erwerbungen der Abtheilung für kleine Plastik mag hier ein rundes, in gelbbraunem Wachs modellirtes Relief in hölzerner Schraubenbüchse wegen der künstlerischen Eigenart seiner Behandlung Erwähnung finden. Dargestellt ist Judith gefolgt mit dem Schwert in der Rechten, dem Haupt des Holofernes in der Linken. Rechts zu ihren Füßen von zwei Putten gehalten Wappenschild mit einem Greifen, links Putto mit der Heimzier. Ein vielfach verschlungenes Band enthält eine nicht recht verständliche Schrift. Das Ganze verräth einen eigenartigen künstlerischen Charakter und wird oberdeutschen Ursprungs um die Mitte des 16. Jahrhunderts sein.

Die Waffensammlung erhielt einen bemerkenswerthen Zuwachs durch zwei Dolche; der eine aus dem 15. Jahrhundert mit vierseitiger kräftiger Klinge ohne kurzem geschweiften Bügel ist hauptsächlich dadurch bemerkenswerth, daß die Umhüllung des Griffs, aus tief quer geriefeltem Horn bestehend, wenigstens zum größeren

Digitized by Google

Theil erhalten ist. Der andere aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts steckt in der ursprünglichen Scheide. Diese ist aus Holz, mit Leinwand und dann mit schwarzem Papier überzogen. Der Beschlag der Oeffnung ist wie der Griff aus vergoldeter Bronze; vorn ist ein Behälter für ein kleineres zweites Messer. Die Klinge, doppelt hohl geschliffen, zeigt die Form der sogenannten Ochsenzungen. Am breiten Theil reiche, vergoldete Gravirung, bestehend aus vielfach verschlungenem Bandwerk mit einem Medaillon in der Mitte, das ein männliches Brustbild enthält. Beide Seiten sind gleich behandelt. Der Stil des Ornaments weist auf Italien hin, wie auch die Form dieser Schwerter und Dolche auf Venedig zurückgeführt wird. Der Bügel ist mit einem Grat versehen, beiderseitig nach unten volutenartig geschweift. Der Griff ist mit Leder überzogen; der Knauf bildet eine flache runde, beiderseits mit einer Rosette gezierte Scheibe.

Unter den zahlreichen Erwerbungen für die Abtheilung der Hausgeräthe sind in erster Reihe eine Anzahl keramischer Erzeugnisse hervorzuheben. Einmal ein mäßig großer Thonkrug mit weitem Bauch und sich verengerndem Hals und schwach eund geschweiftem Henkel. Er ist dunkelgrün in der auch für die Oefen am meisten verwendeten Faebennuance glasirt und trägt auf dem Bauch in architektonischer Bogenstellung zwei Brustbilder, je dreimal. Das eine stellt einen antiken Helden, das andere eine Frau vom Ausgang des 16. Jahrhunderts dar. Am Hals drei durch Kränze gebildete Medaillons mit Engelsköpfchen in der Mitte. Der Henkel ist recht gut mit Rollwerkverzierung behandelt. Im ganzen trägt der Krug in seiner Verzierung den Charakter des gleichzeitigen Steinzeugs und dürfte jedenfalls süddeutschen Ursprungs sein. Die Fayencen wurden um ein großes prächtiges Stück aus der Männer Manufactur vermehrt, einen wohl als Weinkühler oder als Jardiniere gedachten, vielfach geschweiften Kübel. Er ist mit guter Blumenmalerei verziert und trägt das Fabrikzeichen, die drei Halbmonde, das Wappen der Familie v. Hanstein. Die Porzellane der Berliner Manufactur, welche insbesondere bezüglich der Gruppen noch etwas spärlich vertreten sind, wurden durch drei Stücke vermehrt, eine hübsche weiße Terrine mit geschmackvoller Reliefverzierung und zwei Gruppen. Die eine stellt eine Allegorie der Gärtnerei in Kinderfiguren dar. Auf einem architektonisch aufgebauten runden Sockel steht oben ein Knabe mit Spaten und Blumenstrauß als Bekrönung der Gruppe; unter ihm drei weitere Kinderfiguren, zwei Mädchen mit Blumen und Weintrauben und ein Knabe mit Hacke und ebenfalls zwei Körben mit Weintrauben. Die andere Gruppe hat ebenfalls ein rundes Postament. Um einen Felsen, auf dem ein Faß liegt, sind drei jugendliche Personen. Hinter dem Faß in der Höhe junger Mann mit einem Korb Weintrauben. Unten links vom Faß Mädchen mit Weinflasche, rechts junger Mann mit Becher. Die beiden übrigens nicht zusammengehörenden Gruppen entstammen etwa der Zeit um 1800 und sind discret und zart bemalt. Des weiteren verdient noch eine treffliche Meißener Gruppe besondere Hervorhebung. Auch diese auf rundem Postament von drei nackten Kindern gebildet, welche, wie die Attribute erweisen, Architektur, Dichtung und Musik darstellen. Der eine Knabe sitzt und spielt die Laute, der andere declamirt in pathetischer Stellung aus einem Buche, während der dritte auf verstreuten Architekturtheilen stehend (Säule und Capitäl) seinen Beruf durch Zirkel und Stift documentirt. Die Gruppe ist vortrefflich modellirt und mit feinstem Verständniß bemalt; sie dürfte um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein.

Nachträglich mag noch ein der Abtheilung für Tracht und Schmuck zugehöriges Costüm Besprechung finden, dessen Bestimmung anfänglich ziemliche Schwierigkeiten bereitete. Aus zwei Theilen, Wams und kurzem Beinkleid, zusammengesetzt, hatte es bis in die jüngste Zeit in der bekannten P. Zschille'schen Waffensammlung in Großenhain als Unterlage für eine Rüstung gedient. Obwohl der verwendete Stoff, gestreifter rother Sammet für das Wams und desgleichen blauer für das Beinkleid, auf das 17. Jahrhundert, der Schnitt der kurzen Puffenhose, dann die Schlitzung des Wamses gar auf das 16. Jahrhundert hinwies, gab doch der Schnitt der kurzen weiten Aermel, dann der Besatz von Beinkleid und Wams mit Posamentierspitzen zu Bedenken Anlaß, das Costüm als ein originales anzusehen. Schließlich entpuppte sich dasselbe — und insbesondere die stark den Charakter des 18. Jahrhunderts tragenden Posamenterien bestärkten darin — als ein ritterliches Theatercostüm des 18. Jahrhunderts, zu dem ältere gute Stoffe verwendet wurden. Bei der außerordentlichen Seltenheit derartiger Stücke ist die Bereicherung unserer Costümsammlung durch dasselbe freudig zu begrüßen.

* **Leipzig.** Der Privatdocent für ostasiatische Sprachen Dr. Aug. Conrady wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Wien.** Mit dem kommenden Wintersemester können Damen als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen die philosophische Facultät der Universität besuchen. Die Durchführungsbestimmungen für den bekannten ministeriellen Erlaß lauten: „Frauen können als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen an den philosophischen Facultäten der Universitäten gegen Erfüllung nachstehender Bedingungen zugelassen werden: Die Candidatin hat behufs Zulassung zur Inscription nachzuweisen: a) Die österreichische Staatsbürgerschaft; b) das zurückgelegte 18. Lebensjahr oder dessen Vollendung in dem Kalenderjahre, in welchem die Inscription angesucht wird; c) die erfolgreiche Ablegung der in der Ministerialverordnung vom 9. März 1896, Z. 1966, näher bezeichneten Prüfung (Reifeprüfung) an einem inländischen oder einem vom Minister für Cultus und Unterricht als gleichwerthig erkannten ausländischen Staatsgymnasium. Ueber die Aufnahme oder Nichtaufnahme von Frauen als ordentlichen oder außerordentlichen Hörerinnen entscheidet der Decan der philosophischen Facultät. Im Falle der Nichtzulassung zur Inscription steht der Aufnahmewerberin der Recurs an den Minister für Cultus und Unterricht offen. Die geltenden Vorschriften über die Inscription und Immatriculation, Frequenz der Vorlesungen und Befreiung vom Collegiengelde, sowie die geltenden Disciplinarvorschriften haben auch hinsichtlich der Frauen als ordentlicher Universitätshörerinnen sinngemäße Anwendung zu finden. Verläßt eine ordentliche Hörerin der philosophischen Facultät die Universität, entweder weil sie ihre Studien beendet hat oder sich an eine andere Universität begeben will, so ist ihr vom Decan ein Abgangszeugniß auszufertigen. Ohne ein solches Universitäts-(Abgangs-)Zeugniß darf dieselbe an einer anderen Universität nicht aufgenommen werden. Hinsichtlich der Zulassung von ordentlichen Hörerinnen zu den philosophischen Rigorosen haben die Bestimmungen der Rigorosenordnung vom 15. April 1872, beziehungsweise der Ministerialverordnung vom 11. Februar 1888 zur Anwendung zu kommen. Frauen, welche die Ablegung der Reifeprüfung nicht nachzuweisen vermögen, können als außerordentliche Hörerinnen an den philosophischen Facultäten aufgenommen werden, wenn sie mindestens die Lehrerinnen-Bildungsanstalt oder eine von jenen Schulen für Mädchen (höhere Töchterschulen, Lyceen, Gymnasien), welche der Minister für Cultus und Unterricht hiefür von Fall zu Fall als gleichwerthig bezeichnet, mit Erfolg absolvirt haben. Solche außerordentliche Hörerinnen haben jedoch mindestens zehn Vorlesungen per Woche zu inscribiren. Die Erlaubniß zum Besuch einzelner Vorlesungen kann Frauen nur ausnahmsweise in Gemäßheit der Ministerialverordnung vom 6. Mai 1878 auf Antrag des betreffenden Docenten von dem Professorencollegium gestattet werden. Die außerordentlichen Hörerinnen sind ebenso wie die ordentlichen Hörerinnen zur Beobachtung der akademischen Gesetze und Verordnungen verpflichtet. Die Bedingungen der Zulassung ordentlicher oder außerordentlicher Hörerinnen zu Lehramtsprüfungen für höhere Töchterschulen, eventuell Mädchen-Mittelschulen, werden in einer besonderen Verordnung geregelt."

* **Graz.** Dr. Anton Mell erhielt die Zulassung als Privatdocent für österreichische Geschichte mit besonderer Rücksicht auf steirische Landesgeschichte.

* **Paris.** Die experimentelle Station des „Institut Pasteur", dem bekanntlich die bakteriologische Forschung im ganzen Umfange obliegt, ist durch eine neue Abtheilung erweitert worden, deren Arbeiten besonders der Landwirthschaft zugute kommen werden; es handelt sich nämlich dabei um das Studium von Vertheidigungsmitteln gegen schädliche Insecten. Die der neuen Abtheilung zufallenden Arbeiten sind: 1. Sammlung und Pflege aller pathogenen Mikroben, d. h. der kleinen Lebewesen, welche Krankheiten der Insecten und anderer die Ernte zerstörender Thiere hervorrufen, 2. Erforschung der Verhältnisse der Entwicklung dieser Mikroben in Thieren und auf anderem Boden, 3. Anstellung von Versuchen auf freiem Felde, 4. Ueberwachung und Controle praktischer Anwendungen der Ergebnisse der Laboratoriumsarbeiten.

---

* **Berichtigung.** In dem Artikel „Redekunst und Geschichtschreibung im Alterthum" (Beil. Nr. 171 u. 172) sind folgende Versehen zu berichtigen: Nr. 171 S. 1 Sp. 2 Z. 14 lies „geschichtlichen" statt „geschäftlichen"; S. 4 Sp. 1 Z. 40 l. „Schlachten Züge" st. „Schlachtenzüge"; Nr. 172 S. 4 Sp. 2 Z. 15 l. „Auseinung" statt „Auseinandersetzung"; S. 5 Sp. 2 Z. 47 l. „Actenstücke" st. „Actenfunde"; ebd. Z. 51 l. „sogenannte" st. „soeben geschilderte"; S. 6 Sp. 1 Z. 21 l. „Wesen" st. „Wissen"; ebd. Z. 31 l. „wenn" st. „wie".

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 19. August. Nummer 185.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Literarisches und Literarhistorisches von Treitschke. — Ein homöopathischer Ausfall. Von Dr. Schuh. — Mittheilungen und Nachrichten.

Literarisches und Literarhistorisches von Treitschke.

In dem gleichen Maße wie die Geschichte ist die Literaturgeschichte Treitschke verpflichtet. Die beiden Eigenschaften, die der Literarhistoriker vor allem besitzen muß, waren bei dem der Wissenschaft so früh Entrissenen in glänzender Weise vereinigt: einmal schnell in den Kern des einzelnen dichterischen Werkes einzudringen, ihn in seiner Eigenart sicher zu erfassen und über Nebendingen nicht aus dem Gesicht zu verlieren, und dann den poetischen Eindruck, den die Dichtung auf den empfänglichen Leser oder Hörer ausübt, in adäquaten Worten wiederzugeben. Darum wird jeder Freund der deutschen Dichtung immer wieder mit inniger Freude zu den in ihrer Art einzigen literarhistorischen Abschnitten der „Deutschen Geschichte“ zurückkehren; denn auch wo man den Urtheilen, die Treitschke ausspricht, nicht unbedingt zustimmen kann, versteht er doch in ganz eigenartiger Weise anzuregen und den Gegenstand von neuen Seiten aus zu erschließen. Freilich, eben weil es sich um eine Gesammtdarstellung der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts handelt, werden hier ganz selbstverständlich manchmal Maßstäbe an die Kunstwerke angelegt, die mehr dem Standpunkt des Mannes, der die nationale Entwicklung Deutschlands verfolgt, als der rein literarhistorischen Betrachtung entsprechen. Treitschke mußte naturgemäß alles mit Freude begrüßen, was zu dem Endziel seines Buches hinstrebte und geeignet war, dieses in der einen oder anderen Weise zu fördern; und ebenso bekämpfte er mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Natur, alles, was die nationale Entwicklung Deutschlands im Sinne der schließlichen Einigung aufhalten oder hemmen konnte. So ist es gekommen, daß in der „Deutschen Geschichte“ manche Werthurtheile unter dem Gesichtspunkt, von dem aus das Buch geschrieben ist, zwar vollständig zutreffend sind, aber dennoch mit dem Urtheil des Literarhistorikers nicht übereinstimmen. So steht es z. B. mit der Beurtheilung, die Heine in dem sonst nicht hoch genug zu rühmenden fünften Bande erfahren hat. Auch wer mit dem hier ausgesprochenen Gesammturtheil über Heine im allgemeinen einverstanden ist, wird Treitschke nicht zugeben können, daß die Poesie der letzten Lebensjahre des Dichters eine derart ungünstige Beurtheilung verdient, noch weniger wird er mit der vollständigen Verschweigung des Romanzero einverstanden sein, aus dem nur einmal im vierten Bande gelegentlich der polnischen Umtriebe ein Gedicht Erwähnung findet. Vielmehr wird ein kälterer Beobachter Heine's wirkliche Größe gerade in der Dichtung seiner späteren Jahre finden: während uns das, was den Ruhm seines Namens begründet hat, heute schon abgeblaßt und unnatürlich erscheint, ergreift die Kraft der Darstellung, wie sie etwa in den Balladen „Schlachtfeld bei Hastings“, „Firdusi“, „Der Apollogolt“ u. s. w. uns entgegentritt, noch heute unmittelbar, und die gestaltende Fähigkeit des grotesken Witzes, von der der Atta Troll, das Wintermärchen und zahlreiche Balladen glänzendes Zeugniß ablegen, muß Bewunderung erwecken, ohne daß man an gelegentlichen Blasphemien oder der vaterlandslosen Gesinnung gerade seine Freude zu haben braucht. Wie vortrefflich Treitschke indessen jeder dichterischen Eigenart gerecht zu werden wußte, auch wenn sie ihm nicht sympathisch war, zeigen die ausgezeichneten literarhistorischen Aufsätze, die der frühesten Periode seines Schaffens angehören und in dem ersten Bande der „Historischen und politischen Aufsätze“ vereinigt sind. Wenn diese Essays auch noch nicht die urwüchsige, ungestüm vorwärts dringende Darstellungskraft der „Deutschen Geschichte“ aufweisen, so verrathen sie doch eine solche Feinheit der Beobachtung, ein so eindringendes Verständniß für die Intentionen des Dichters und die einzelnen dichterischen Individualitäten, vor allem aber eine solch freie und hohe Auffassung, daß sie unbedingt zu den besten literarhistorischen Arbeiten zu zählen sind, welche unsre Literatur aufzuweisen hat. Unsre Kenntniß der Versuche Treitschke's auf dem Gebiete der literarischen Kritik und der Literaturgeschichte hat nun durch den jüngst erschienenen vierten Band der Historischen und politischen Aufsätze: „Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte“; Leipzig, S. Hirzel 1897, eine schöne Bereicherung erfahren. Zwei werthvolle, bisher in den älteren Jahrgängen der „Grenzboten“ vergrabene umfangreichere Aufsätze ergänzen das Bild, welches wir aus dem ersten Band der Historischen und politischen Aufsätze gewinnen. Wie dort Treitschke einzelne zeitgenössische Dichter, so Uhland, Hebbel, Otto Ludwig, zu würdigen und die Summe ihres Wirkens unmittelbar nach dem Abschluß ihres Lebens zu ziehen sucht, so entwirft er hier ein Bild der poetischen Individualität Gottfried Kellers und sucht die charakteristischen Züge in der Erscheinung Paul Heyse's zu erfassen. Ein Trauerspiel Gustav Freytags wird eingehend und sorgsam gewürdigt; und dazu kommen zahlreiche kleinere Recensionen, welche Treitschke's fortdauerndes Interesse an der Entwicklung namentlich der deutschen Literatur, sowie an ihrer wissenschaftlichen Erforschung bezeugen. Ueberhaupt sind diese aus dem literarischen Centralblatt abgedruckten Recensionen, welche sich auf die Jahre 1858 bis 1867 vertheilen, höchst charakteristische Arbeiten, und für den, der einmal eine Geschichte des gesammten Lebens und Schaffens Treitschke's unternimmt, werden sie von der größten Wichtigkeit sein, da sie deutlich zeigen, wie der Schriftsteller, der Historiker sich entwickelte. Für uns bilden sie eine werthvolle Ergänzung zu den köstlichen Selbstzeugnissen Treitschke's, mit denen uns Schiemann und Bailleu erfreut haben.

Daß Treitschke ein warmer Verehrer Gottfried Kellers gewesen, wissen wir schon aus dem ersten Band der Historischen und politischen Aufsätze. Es war damals (1860)

nicht so leicht wie heute, seine Bewunderung für den Schweizer Dichter zu zeigen; der erste Band der Seldwyler war noch vor nicht allzu langer Zeit erschienen, und trotzdem sofort einzelne begeisterte Stimmen die Schönheit der wunderbaren Novellen gepriesen hatten, war doch auch die Verbreitung dieses Werkes außerordentlich langsam vor sich gegangen. Alles aber, was Keller vorher geschrieben, hatte sich überhaupt nicht durchgesetzt und war auf einen ganz kleinen Kreis beschränkt geblieben. Wie die Thatsache, daß eine so eigenartige dichterische Persönlichkeit so lange für die Nation gleichsam ein unentdeckter Hort bleiben konnte, zu erklären ist, darüber hat Treitschke goldene Worte gesprochen, die heute nach beinahe vierzig Jahren noch die gleiche Geltung haben und die sich die Lebenden nur recht zu Herzen nehmen sollten; der erste Satz kehrt übrigens fast Wort für Wort im ersten Bande der „Historischen und politischen Aufsätze" wieder: „Die Ueberfülle seichten poetischen Stoffes hat allmählich in die Reihen der Kritik einen unwürdigen Ton handwerksmäßiger Roheit eingeführt: Kritik und Kunst leiden gleich sehr, wenn ein begabter Dichter sein Fleisch und Blut als Nummer 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane" besprochen findet. Was der Kritik gegenwärtig vor allem noth thut, ist ein wenig Pietät vor der individuellen Eigenthümlichkeit der Künstler. Wer nicht einzusehen vermag, daß in jedem Kunstwerk außer seinem absoluten ästhetischen Werth und seiner historischen Bedeutung noch ein höchst persönliches Element liegt, das gebieterisch Verständniß fordert, der ist für Kunstbetrachtungen verdorben." — Was wir an allen Partien der „Deutschen Geschichte" zu bewundern Gelegenheit haben, das zeigt sich auch bei diesem Essay wieder auf das schönste: Treitschke's Kunst, jede Einzelthatsache in einen großen Zusammenhang hineinzustellen und aus diesem zu erklären. So weiß er hier das Verhältniß der Schweiz zur deutschen Litteratur in einem raschen Ueberblick zu erfassen. Nachdem er zuerst mit Recht darauf hingewiesen, wie die erhabene Natur und die politische Freiheit durchaus dazu angethan seien, in der Schweiz echt menschliche Bildung und damit auch die Kunst zu wecken und zu fördern, thut er in einem kurzen Ueberblick dar, wie das, was die hehre Alpennatur und die bürgerliche Unabhängigkeit dem Schweizer zu verheißen schienen, sich durch die literarischen Leistungen des Volkes doch nur zum kleinsten Theil verwirklicht hat. Eine vortreffliche Charakteristik wird dabei von Jeremias Gotthelf entworfen, wobei man wieder die Beobachtung machen kann, wie der Historiker es verstand, mit wenigen Strichen doch ein in seiner Art vollständiges und deutlich erkennbares Bild zu zeichnen; ergänzend wäre vielleicht zu dem von Treitschke Gesagten nur hinzuzufügen, daß auch Bitzius eine als Ganzes wirkende dichterische Arbeit nur zustande bringt, wenn der romantische Schimmer nicht ganz fehlt, wie er z. B. in „Uli dem Knecht" die Gestalt des alten Bauern aus dem Blitzloch umfließt: „Die naturwüchsige Kraft des wackeren Berner Pfarrherrn in Ehren: wir verargen es doch keinem seiner Landsleute, wenn er sich ernstlich verwahrt gegen die Unterstellung, daß die Erzählungen Jeremias Gotthelfs ein getreues Bild vom Schweizerleben böten. Nur eine Seite der Schweizer Art weiß er zu schildern: die Härte, den Trotz, die örtliche Beschränktheit, das zähe Beharren der Bauern; aber statt des unbefangenen, allem Guten hell entgegenblickenden Auges, das wir von dem Bürger eines tüchtigen Freistaates erwarten, finden wir kleinlichen Sinn, einen unerträglich engherzigen Haß gegen alles, was unser Jahrhundert groß macht; und statt der lieblichen Bilder, die ihm ein Gang ins Freie zeigen konnte, führt er uns nur zu oft eine kümmerliche, häßlich enge Welt vor Augen."

Die Charakteristik Kellers baut sich auf den beiden Gedichtsammlungen, den „Gedichten" von 1846 und den „Neueren Gedichten", auf der ersten Fassung des grünen Heinrich und dem ersten Bande der Seldwyler auf; es ist also nicht der ganze Keller, der uns hier vorgeführt wird, wenn auch die wesentlichsten Züge des Schriftstellers sich in den besprochenen Schriften schon ausgeprägt finden. Mit der dankbaren Aufgabe einer Betrachtung der Lyrik Kellers beginnt Treitschke; auch auf diesem Gebiet hat ein heutiger Beurtheiler dank der einbändigen Gesammtausgabe über ein volleres und schöneres Material zu verfügen; der Prolog zu der Schweizerischen Beethovenfeier (1870) mit seinem prachtvollen Eingang und der so treffenden Charakteristik des Meisters, sowie manche andere Stücke zeigen, wie Keller auch auf diesem Gebiete seine Eigenart immer stärker und kräftiger entfaltete; und wer möchte es nicht beklagen, daß Treitschke nicht das nach so vielen Richtungen hin bemerkenswerthe Gedicht: „Der Apotheker von Chamounix" mit in seine Darstellung verweben konnte? Heute können wir sagen, daß manches in Kellers dichterischer Entwicklung sich gerade durch diese eigenthümliche lyrisch-epische Dichtung aufhellt, die zur Zeit der Abfassung von Treitschke's Arbeit zwar schon verfaßt war, aber bekanntlich erst viel später veröffentlicht worden ist. Mit vollem Recht weist Treitschke auf die Einwirkung Herweghs hin, wie sie sich namentlich in der ersten Sammlung geltend macht; es wird ihm sicher ohne weiteres zuzugeben sein, daß dieser Einfluß bei Keller (nebenbei bemerkt ebenso wenig bei seinem Landsmann Leuthold) nicht von Segen gewesen ist. Das Phrasenhafte und die Neigung zu großen, in Wahrheit aber nichts bedeutenden Worten, wie es uns aus Herweghs politischen Liedern entgegentritt, entsprach so wenig Kellers innerster poetischer Natur, daß bei der Nachahmung unmöglich etwas poetisch brauchbares herauskommen konnte. Die lebensfähigen Keime von Kellers Lyrik lagen auf ganz anderen Gebieten, und richtig macht Treitschke darauf aufmerksam, daß Keller den Urgrund seiner politischen Parteistellung, „die vorurtheilslose, alles Menschliche achtende Humanität" besser poetisch zu erfassen wisse, als die politischen Bestrebungen selbst; er hebt ferner die schönen Naturbilder, die frische Betheiligung am wirklichen Leben hervor, und ganz selbstverständlich ist es, daß er als besonders bemerkenswerthe und unübertreffliche Leistung das zur Vertheidigung der Eisenbahnen an Justinus Kerner gerichtete Gedicht herausgreift, das jedem Freunde der Lyrik Kellers vertraut ist und jedem aufmerksamen Leser durch seine Frische und Unmittelbarkeit sofort auffallen wird. Vortrefflich wieder die allgemeine, und doch die charakteristischen Züge sicher erfassende Bemerkung, mit der Treitschke die Erwähnung dieses Stückes einleitet und die das Wesen des Gedichtes sicher zu bezeichnen weiß: „Und dann gerade erklingt sein Lied am schönsten, wenn er die rein menschliche Lebenslust und seine Liebe zu seiner großen, rastlos vorwärts strebenden Zeit zugleich ausspricht." Auch die zweite Sammlung findet an Treitschke einen sorgsamen und fein beobachtenden Beurtheiler. Wie in der zwischen den beiden Gedichtsammlungen liegenden Zeit Kellers künstlerische Kraft sich geklärt, wie in dem Dichter die Fähigkeit des Gestaltens gereift und in dem gleichen Maße eine Abwendung von dem Allgemeinen, Verschwommenen zu dem Individuellen, Lebendigen, Greifbaren eingetreten ist, das weist Treitschke durch einen Vergleich zwischen den politischen Liedern der „Gedichte" und der „Neueren Gedichte" treffend nach.

Eine vortreffliche Analyse hat Treitschke der ersten Fassung des grünen Heinrich zutheil werden lassen; es ist eine Freude, zu sehen, wie frei er den Intentionen des Dichters folgt und diese zu würdigen weiß. Auch den Ausstellungen,

die gemacht werden, wird man im allgemeinen zustimmen können; die Mängel des Buches hängen eben so eng mit seinen Vorzügen zusammen und ergeben sich so nothwendig aus der künstlerischen Anlage des Romans, daß trotz der zahlreichen Aenderungen, die Keller später vorgenommen hat, alles, was hier gesagt ist, im wesentlichen auch auf die zweite Fassung zutrifft. Bei dem Tadel, den Treitschke über den Schluß der ersten Fassung ausspricht, zeigt es sich vielleicht am deutlichsten, daß eine Betrachtung, die den Maßstab des reinen Kunstwerkes an diesen Roman legt, nicht die richtigen Grundlinien für eine gerechte Beurtheilung liefert. Und Treitschke hat das wohl selbst gefühlt, wenn er gelegentlich sagt: „Noch klarer zeigen sich die schlimmen Folgen davon, daß der Held zuviel von des Dichters Fleisch und Blut hat." Diesen sehr richtigen Gedanken hat Treitschke indeß nicht so für seine Betrachtung nutzbar gemacht, wie es hätte geschehen können, obgleich ihm das starke autobiographische Element, das in dem Roman steckt, natürlich keineswegs entgangen ist. Er bleibt bei einer rein ästhetischen Betrachtungsweise, wobei er allerdings mit sicherem Scharfblick den Kern des Problems zu erfassen weiß. Heinrich, der zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß ein Maler nicht in ihm steckt, ist sich über die Natur seiner Befähigung nicht klar, und mit Recht weist Treitschke darauf hin, daß die ganze Entwicklung des Romans darauf hinziele, in Heinrich das Gefühl seiner Befähigung zum Dichter zu erwecken. Staatsmännische Thätigkeit, zu der sich Heinrich am Schluß des Romans hingezogen fühlt, liegt, wie Treitschke meint, dem Charakter Heinrichs so fern, daß aus dem Hineintragen dieses Motivs ein ganz falscher Abschluß entstehe. Indessen die zweite Fassung des Romans, in der die Art des Abschlusses noch breiter und eindringender ausgeführt ist, belehrt uns, wie sehr gerade diese Neigungen und Bestrebungen aus dem starken autobiographischen Element des Romans zu erklären sind. Der künstlerische Fehler liegt wohl darin, daß der Dichter seinem Helden die Seiten seiner eigenen Individualität eben nicht verliehen hat, die bei ihm derartige Wünsche nach einer Theilnahme am handelnden, thätigen Leben erklärlich und berechtigt machten. Vielleicht wird diese Thatsache ihre Erklärung finden, wenn man den Vorbildern des grünen Heinrich näher auf den Leib rückt; stärker nämlich, als man meinen sollte, wurzelt das Werk in der Sphäre der romantischen Bildungs- und Künstlerromane, so daß ein späterer Biograph Kellers den Sternbald und Heinrich von Ofterdingen nicht außer Augen lassen darf, wenn er die Eigenart dieser Dichtung erfassen will. Von einer derartigen Betrachtungsweise hat Treitschke indessen, und dem Lebenden gegenüber wohl mit Recht, vollständig abgesehen.

Wird man im wesentlichen mit Treitschke's Gesammturtheil über den grünen Heinrich einverstanden sein und nur einzelne seiner Aeußerungen modificiren oder doch durch eine andere Begründung umgestalten wollen, so kann man mit seiner Behandlung des Seldwyler sich nur unter sehr starken Vorbehalten einverstanden erklären. Treitschke steht hier allzu sehr unter der Herrschaft einer ideensuchenden Aesthetik, die jedes Kunstwerk auf eine abstracte Formel bringen und unter allen Umständen einen dem Ganzen zugrunde liegenden Gedanken klipp und klar herausarbeiten möchte. Daher kann er zu einer wirklichen Würdigung der den meisten Freunden Kellers so ans Herz gewachsenen Erzählung „Pankraz, der Schmoller" nicht gelangen. Wie weit ab liegt es von den Intentionen Kellers, wenn Treitschke den Gehalt dieser Geschichte folgendermaßen zu erfassen sucht: „Es scheint des Dichters Absicht, zu schildern, wie oft gerade seine kleinen Eigenschaften des Menschen Schicksal bestimmen, ihn fast wider Wissen und Willen in ein schweres Schuldverhältniß zu seiner Umgebung bringen. Und wieder scheint es, er wolle in dem nichtig eitlen Charakter der Lydia das unheimliche Geheimniß der Schönheit, das schon Vater Homer geahnt, enthüllen. Aber er versucht nicht einmal, diese Motive auszuführen. Kurz und gut, die Geschichte entbehrt jeder Pointe." Nein, weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin gingen Kellers künstlerische Absichten. Vielmehr liegt auch hier die Wurzel in dem autobiographischen Element, und kräftiger als im grünen Heinrich hat Keller hier die Knorrigkeit der eigenen Natur wiederzugeben gewußt, die den jungen Pankraz verhindert, in das Lumpenthum seiner Landsleute zu verfallen und die sein Wesen frisch erhält, „wie der Essig ein Stück Schöpsenfleisch" (Kellers Worte). Wie nun eine solche Natur, unzufrieden mit der Enge der Heimath, in die Fremde hinauszieht, dort dem nichtig eitlen Schimmer nachjagt, sich aber dann von dessen Unwerth überzeugt und mit stiller Resignation zu den Ihren zurückkehrt — dies, ein großes Stück des eigenen Selbst und der eigenen Lebensgeschichte, hat Keller schildern wollen, wie es denn auch wohl sicher scheint, daß in dem so anmuthend geschilderten Jugendleben des Pankraz und in dem Verhältniß zu Mutter und Schwester eigne Kindheitserinnerungen, Erfahrungen und Wünsche poetisch verdichtet worden sind. Daß Treitschke überhaupt zu einem derartigen Urtheil gelangen konnte, erklärt sich daraus, daß in der That manche nicht eigentlich zur Hauptsache gehörenden Motive etwas zu breit ausgeführt sind und die eigentlich treibenden Kräfte des Werkes zu überwuchern drohen. Noch weniger als bei dieser Novelle wird man Treitschke's Urtheil bei dem Märchen „Spiegel, das Kätzchen" billigen können. Den engen Zusammenhang mit der Romantik hat Treitschke zwar scharfsichtig erkannt; aber der Maßstab, den er an diesen „ideenlosen Humor der Romantik" legt, ist entschieden kein gerechter. Wohin kämen wir, wollten wir bei einem derartigen freien Spiel der Phantasie immer genaue Rechenschaft über die Grundgedanken verlangen? Will man aber auch dem Märchen gegenüber so verfahren, so läßt uns der Dichter hier keineswegs, wie Treitschke meint, im Stich. Keller scheint vielmehr eine ähnliche Idee zum Ausdruck haben bringen wollen als in den „drei gerechten Kammachern". In dem Zauberer Pitteiß wird uns ein äußerlich makellos Gerechter vorgeführt, der bei aller schlauen Zähigkeit, mit der er sein Ziel verfolgt, doch schließlich betrogen wird und unter die Herrschaft einer bösen Frau geräth, die trotz ihres nonnenhaften und ehrbaren Lebens eine gefährliche Hexe ist. Gegen die äußere Ehrbarkeit und den Pharisäismus ist also das Märchen ebenso gerichtet, wie die lustige Kammachergeschichte — wenn man den unsres Erachtens ebenso unnöthigen als wenig ersprießlichen Versuch machen will, das Kunstwerk, das eine Seite des vielgestaltigen Lebens wiedergeben und daher ebenso wie das Leben complicirt sein muß, so lange zu destilliren, bis eine einheitliche Grundidee zum Vorschein kommt. Einsichtiger und gerechter hat Treitschke die übrigen Geschichten des Bandes zu beurtheilen verstanden; begeistert stimmt auch er in das Lob von „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ein.

Bei allen Differenzen zwischen einem heutigen Beurtheiler, der in der Lage ist, die ganze weitere dichterische Production Kellers zur Aufhellung seiner früheren Thätigkeit herbeizuziehen, und dem Standpunkt, den man am Anfang der sechziger Jahre nothwendig einnehmen mußte, kann man doch sagen, daß Treitschke den Kern von Kellers Wesen und Lebensarbeit gut erfaßt und im wesentlichen der Persönlichkeit des Dichters gegenüber eine richtige Stellung einnimmt. Nicht ganz in dem gleichen Maße läßt sich das von dem Urtheil behaupten, welches Treitschke über Heyse fällt. Wenige Jahre nach dem Aufsatz über Gottfried

Keller unterzog Treitschke Heyse's Schauspiel: „Ludwig der Baier" einer Kritik, die zu einem für diese Dichtung durchaus ungünstigen Ergebniß führte. Man wird nun Treitschke zugeben können, daß dieses Drama nicht gerade zu den besten Arbeiten Heyse's gehört, und seiner sorgfältigen Analyse des Stückes geht gewiß jeder Leser mit Vergnügen nach, da der Verfasser sich trotz seiner ablehnenden Haltung redlich bestrebt, die Intentionen des Dichters zu erkennen und ihnen gerecht zu werden. Anders verhält es sich aber mit den einleitenden Bemerkungen allgemeiner Natur, die Treitschke seiner Specialkritik vorausschickt. In ihnen sucht er das Urtheil zu formuliren, welches sich nach der bisherigen dichterischen Thätigkeit Paul Heyse's über das Werden und die Entwicklung des Dichters fällen ließ, und man wird wohl sagen müssen, daß er dabei dem Dichter nicht gerecht geworden ist, obgleich er die beiden Novellen „La Rabbiata" und „Das Mädchen von Treppi", sowie das italienische Liederbuch bewundernd anerkennt. Er vermißt an Heyse die stolze Eigenart der Persönlichkeit und erkennt in dem Adel seines Formensinnes, in der glücklichen Beherrschung der Stimmung den eigentlichen Kern von Heyse's Dichternatur. „Sichtlich enthüllen sich seinem inneren Auge zuerst die Umrisse und Farben seiner Gestalten und später erst die Seele. Er bedarf der schönen farbenreichen Umgebung, wenn die echte Dichterwärme sein Herz durchströmen soll; kein Zufall wahrlich, daß die italienischen Stoffe sich am glücklichsten unter seiner Hand gestalten. Auch das Innere der Menschenbrust erschließt sich diesem Dichter, wenn es gilt, naive, vornehmlich weibliche Charaktere zu schildern, solche Naturen, deren Erscheinung schon die einfältige Schönheit des Herzens widerspiegelt. Rathlos jedoch tastet sein Talent umher, wenn er ein reiches, widerspruchsvolles Mannesherz zu zeichnen sucht." Gewiß ist an dem hier ausgesprochenen Tadel etwas wahres; man kann sogar sagen, daß jeder Satz, für sich allein betrachtet, das Richtige trifft. Und dennoch gibt das Ganze ein falsches Bild. Und gewiß werden wir uns nicht darüber wundern dürfen, daß Treitschke der dichterischen Individualität Paul Heyse's nicht vollständig gerecht zu werden vermochte. Das, was Treitschke's Persönlichkeit adäquat und demnach auch in der dichterischen Erscheinung besonders sympathisch sein mußte, die naive Einfalt der Idee und der Darstellung, trat bei Heyse wenig hervor, obwohl er uns seitdem in seinem „Hans Lange" gezeigt hat, daß auch diese Seite dem Dichter nicht ganz fremd ist. Es ist also ein Gegensatz der Individualitäten, der hier zum Ausdruck kommt, und wir werden es leicht verstehen können, daß Treitschke auch die immer feinere Vertiefung in das seelische Problem, wie sie die deutsche Dichtung Paul Heyse verdankt, nicht in ihrem vollem Werthe zu würdigen im Stande war. — In ähnlicher Weise wie hier das Heyse'sche Schauspiel geht Treitschke Freytags Fabier unmittelbar nach ihrem Erscheinen durch; sorgfältig und mit unverkennbarer Sympathie verfolgt er die Dichtung und fällt ein im wesentlichen günstiges Urtheil, wenn er es auch an einigen fein abgewogenen Ausstellungen nicht fehlen läßt. Kürzer, summarischer, doch nicht ohne eine treffende Bemerkung über den realen Gehalt der Gedichte hat Treitschke die Gesammtausgabe von Mosens Werken angezeigt.

Im allgemeinen zeigen uns alle diese Betrachtungen, mit welch liebevollem Blicke Treitschke auch die Entwicklung der gleichzeitigen deutschen Poesie verfolgt hat. Wir wissen jetzt, daß diese lebendige und warme Antheilnahme an der Dichtung der Gegenwart bis zu seinem Tode angehalten hat; noch in seinen letzten Tagen hat ihn, wie wir aus Schiemanns Buche lernen, Wildenbruchs gewaltige Tragödie: „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" auf das tiefste erregt. Aber auch die Versuche, werthvolle Erzeugnisse der fremden Literaturen durch Uebersetzungen dem deutschen Volke anzueignen, beschäftigten ihn lebhaft, und wiederholt bezeugen uns kleinere Besprechungen, wie sorgfältig er derartige Arbeiten auf ihren Werth geprüft hat. Eine Anzeige der Uebertragung von Miltons Comus durch Immanuel Schmidt gehört eigentlich mehr in das Capitel der Vorarbeiten zu seinen literarhistorischen Aufsätzen. Vortrefflich dagegen ist die Art, in der er zwei Uebersetzungen von Shakespeare's Sonetten, die Nachdichtung von Bodenstedt und die Uebertragung von W. Jordan, in ihrer Eigenart zu charakterisiren und der Bedeutung nach gegen einander abzuwägen weiß. Ganz zweckmäßig werden dabei zwei der bekanntesten Sonette herausgegriffen, und an einzelnen Stellen und der Art ihrer Wiedergabe zeigt der Recensent, in welcher Weise die beiden Dichter, und jeder in seiner Art glücklich, ihre Aufgabe ergriffen und gelöst haben. Die innige Freude Treitschke's an der schönen, Schmerz und Wonne eines ganzen Menschenlebens spiegelnden Dichtung tritt auch hier deutlich hervor; und lebhaft erklingt seine Klage, „wie lange doch die gebildeten Deutschen theilnahmlos an solchen Werken vorübergehen konnten". Der eine der beiden Dichter, die hier als Uebersetzer beurtheilt und mit einander verglichen werden, erscheint in der gleichen Eigenschaft noch einmal und zwar mit seiner Nachdichtung der Sophokleischen Tragödien. Treitschke hat auch hier die eigenthümlichen Vorzüge der Arbeit fein herauszuempfinden und wiederzugeben verstanden; bei der Begründung des hohen Lobes, das dem Werke zuertheilt wird, fallen die ebenso wahren als schönen Worte: „Der letzte Grund der Vorzüglichkeit seiner Arbeit ist einfach dieser: nur eine poetische Natur kann Dichtungen übersetzen. Eine handgreifliche Wahrheit, selbstverständlich für das unverbildete Gefühl, aber nahezu vergessen in unsern übergelehrten Tagen."

Unter den rein literarhistorischen Recensionen verdienen die ein besonderes Interesse, die gewissermaßen aus den Vorarbeiten zu Treitschke's im ersten Bande der „Historischen und politischen Aufsätze" zusammengestellten literaturgeschichtlichen Essays herausgewachsen, oder doch im Zusammenhang mit ihnen entstanden sind. Selbstverständlich mußte es den Verfasser reizen, zu erfahren, was andere zeitgenössische Gelehrte über den gleichen Gegenstand oder über ein nahe angrenzendes Gebiet zu sagen hatten. Der schöne Aufsatz über Milton, der das Wirken des großen Dichters vortrefflich im Zusammenhang mit der Zeit- und Landesgeschichte zu entwickeln weiß, berührt sich mit der Besprechung der schon erwähnten Uebersetzung des „Comus", sowie mit der Anzeige einer heute schon so gut wie vergessenen Schrift von G. Liebert: „Milton" (1860). — Jedem Freunde der deutschen Dichtung wird Treitschke's vortrefflicher Aufsatz über H. v. Kleist bekannt sein, der namentlich durch die glänzende Würdigung des Amphitryon und den Vergleich dieses Stückes mit dem Moliere's für die literarhistorische Forschung geradezu vorbildlich wirken sollte. Wie stark die Probleme, die Kleists Leben und Schaffen aufgeben, Treitschke's Geist damals beschäftigten, kann man auch aus den beiden Besprechungen ersehen, die an Veröffentlichungen aus Kleists Nachlaß anknüpfen. Die eine (1860) würdigt den von Koberstein herausgegebenen Briefwechsel zwischen dem Dichter und seiner Schwester Ulrike, der uns, wie bekannt, die geheimsten Falten dieses so reichen, widerspruchsvollen und gemarterten Menschenherzens aufdeckt. Klar weiß Treitschke die werthvollen Aufschlüsse zu bezeichnen, die der Literaturgeschichte aus diesen unschätzbaren Documenten zugeflossen sind. Besser ist der Gesammteindruck der Briefe des Dichters an die Frau, die seinem Herzen am nächsten stand, noch nicht wieder formulirt worden, als es hier geschieht: „Dies gequälte Herz, dessen

Nothrufe uns aus diesen Briefen entgegenhallen, besaß Kraft genug, inmitten schwerer Leiden Unsterbliches zu schaffen, und selbst die Krankheiten dieses Geistes, das einsiedlerische Grübeln, das wiederholte Umherwälzen der Gedanken, sind eng, ja untrennbar verbunden mit seinen edelsten Künstlertugenden. Wo uns das Räthsel alles Lebens so wunderbar nahe tritt, da kann nur ein Pedant rund und nett ein Urtheil fällen. Wir wissen kein besseres Epigramm auf den Dichter, als das wehmüthige Wort, welches die Prinzessin von Oranien über sein Ebenbild sagt: „O, was ist Menschengröße, Menschenruhm?“ — Wilbrandts in neuerer Zeit wieder gedruckte biographische Skizze über Kleist erfährt eine eingehende Beurtheilung. Ohne der Arbeit gerade ein unbedingtes Lob zu ertheilen — wer Wilbrandts Arbeit mit Treitschke's Aufsatz über Kleist zusammenhält, wird leicht sehen können, welches für Treitschke wesentliche Element er an dem besprochenen Werke vermißte —, hebt er die Vorzüge des Buches doch gerecht und einsichtig hervor und greift die Punkte heraus, die förderlich und aufschlußreich sind. Auch die von Köpke herausgegebenen, meist dem „Phöbus“ und den „Berliner Abendblättern“ entnommenen politischen Aufsätze Kleists hat Treitschke angezeigt und dabei für die Erforschung von Kleists Leben einige beherzigenswerthe Winke gegeben. Sehr gut wird der Charakter der einzelnen Bestandtheile bezeichnet, und die Bedeutung, die das Ganze für die Erkenntniß von Kleists menschlicher und poetischer Individualität gewinnt, hat Treitschke wiederum mit wenigen Worten, und doch unübertrefflich, zusammengefaßt: „Im ganzen hinterläßt das Buch einen traurigen, fast unheimlichen Eindruck. Auf eine Stelle in der Literatur haben die flüchtigen Aufsätze keinen Anspruch; der Charakter des Dichters aber enthüllt sich, und hier noch nackter sogar als in den Briefen an seine Schwester: eine unvergleichliche Energie des Vorstellungsvermögens, ein antiker Ernst der patriotischen Empfindung neben sehr mangelhafter politischer Einsicht, haltungsloser Leidenschaft und unseliger Verbitterung.“ Ob Treitschke's Vermuthungen über die Autorschaft einzelner Aufsätze, die er Kleist abspricht und für Achim v. Arnim in Anspruch nimmt, das Richtige treffen, möge dahingestellt bleiben; für unsern Zweck kommt die ganze Frage weniger in Betracht, doch scheint dem Schreiber dieser Zeilen die Urheberschaft Kleists auch in den von Treitschke angezweifelten Fällen sicher; immerhin aber mögen Treitschke's damals (1862) wohl kaum beachtete Fingerzeige zur genauen stilistischen Beobachtung der sachlich so werthvollen Aufsätze Veranlassung geben. — In den Zusammenhang der ebenfalls im ersten Band der „Historischen und politischen Aufsätze“ abgedruckten schönen Würdigung Uhlands gehören die Besprechungen der werthvollen Uhlandrede Otto Jahns (1863) und der Uhlandbiographie Notters. Dagegen berühren sich mit dem einsichtigen und verständnißvollen Lessingaufsatz Treitschke's seine Recensionen der Schriften von Dav. Fr. Strauß und Kuno Fischer über Nathan den Weisen (1864 und 1865). Beide werden anerkennend besprochen, doch klingt Treitschke's Lob bei Strauß wärmer und herzlicher, und besonders rühmend wird die glänzende Analyse hervorgehoben, die Strauß dem Drama hat zutheil werden lassen; „die Erzählung des Allbekannten fesselt den Leser wie ein spannender Roman.“

Auch die „kleinen Schriften“ von Strauß (1862) hat Treitschke besprochen, und zwar mit einer warmen Sympathie für den Verfasser, die seltsam absticht von der Charakteristik, die er ihm in der „deutschen Geschichte“ gewidmet hat. „Wären sie noch zu belehren“, ruft Treitschke in der Recension aus, „jene blinden Zeloten, welche nicht müde werden, den Ischarotismus David Strauß' mit lautem Toben zu verketzern: zu diesem Buche wollten wir sie führen, damit sie den ruchlosen Verfasser des Lebens Jesu als liebenswürdigen und liebevollen Menschen kennen lernten.“ Und ähnlich in der oben erwähnten Besprechung: „Wer sich frei hält von theologischer Gebundenheit des Denkens und in den geistlichen Schriften des Verfassers unbefangen den zugleich milden und scharfen Geist bewundert hat, der kann nur mit Widerwillen die unausrottbaren Vorurtheile des gebildeten Pöbels gegen David Strauß betrachten.“ Die in diesen Worten niedergelegten Anschauungen sind dem Urtheil, das Treitschke in der Deutschen Geschichte über Strauß gefällt hat, so diametral entgegengesetzt, daß man versuchen muß, den Widerspruch zu erklären. Einmal wird die Erklärung wohl in Treitschke's religiöser Entwicklung zu finden sein; wenn sich Treitschke auch die Freiheit des Denkens bis zu seinem Ende bewahrt hat, so hat er sich doch dem Bekenntniß allmählich mehr genähert. Dann aber war es der Standpunkt des Geschichtschreibers, der ihm das in der Deutschen Geschichte abgegebene Urtheil dictirt hat, das, wie auch der größte Bewunderer Treitschke's zugeben muß, hart und ungerecht ist und weder die eigenthümliche Bedeutung von Strauß, noch seine Stellung innerhalb der deutschen Theologie zu erfassen weiß. Treitschke wirft Strauß vor, daß er gar nicht einmal den Versuch gemacht habe, „das Leben des menschlich betrachtet größten Menschen zu erzählen“. Gewiß, dem phantasievollen und darstellungsmächtigen Historiker mußte die Aufgabe verlockend und lohnend erscheinen, aus den dürftigen, lückenhaften, nicht selten mit einander im Widerspruch stehenden Angaben über das Leben Jesu mit Hülfe der wissenschaftlich geschulten Phantasie und einer glänzenden Combinationskraft ein großartig wirkendes Bild von dem Leben und Schaffen des größten aller Menschen zu entwerfen. Aber Strauß hat sich eine derartige Aufgabe gar nicht gestellt, und man darf ihm daher keinen Vorwurf daraus machen, daß er sie nicht gelöst hat. Er wollte vielmehr gerade im Gegentheil zeigen, daß das vorliegende Material so unsicher und unzuverlässig sei, daß es zur Errichtung eines nur einigermaßen klaren Lebensbildes nicht ausreiche. So wenig wir nun heute auch noch geneigt sind, Strauß in alle von ihm für die neutestamentliche Kritik gezogenen Consequenzen zu folgen, so muß man doch so viel zugestehen, daß auch die positiven Ergebnisse der moderuen Erforschung des neuen Testamentes nur auf Grund seines negativen Verfahrens erwachsen konnten und ohne dasselbe unmöglich gewesen wären.

Mit besonderer Vorliebe wendet sich Treitschke als Recensent der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu; auch bei seiner Besprechung von Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst (1862) fühlt man, wie sein Hauptinteresse auf den Folgerungen beruht, die sich aus diesem Buche für die deutsche Kunst der Gegenwart ergeben. Die Schwächen von Gottschalls als Repertorium immerhin brauchbarer „deutscher Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ sind natürlich einem so scharfsichtigen Kritiker nicht entgangen, und wenn er dem Buche auch „eine wohlthuende Liebe zur Sache“ nachrühmt, so ist es doch ganz selbstverständlich, daß er der Darstellung Julian Schmidts vor ihm den Vorzug gibt. Doch ist er auch keineswegs blind gegen die Einseitigkeiten und Mängel der Betrachtungsweise Schmidts; aber mit vollem Rechte fertigt er die Schmähschrift Lassalles gegen Schmidt (1862) gebührend ab. Als Documente zur neueren deutschen Literaturgeschichte werden auch die damals erschienenen Bände der Strodtmann'schen Heineausgabe gewürdigt; sehr richtig hebt Treitschke bei der Erwähnung von „Shakespeare's Mädchen und Frauen“ die wunderbare Charakteristik der Kleopatra hervor. Ebenso treffend ist, was Treitschke von dem Eindruck sagt, den Heine's Briefe auf jeden denkenden

Menſchen ausüben; neben einigen Lichtſeiten offenbare ſich doch in ihnen die „Zerriſſenheit und Gemeinheit des Charakters“. Der übermäßigen Neigung zur Publication von Briefen tritt Treitſchke bei der Beſprechung von Holtei's „Briefen an Tieck“ entgegen, wo er zugleich das Anziehendſte gut herauszuheben weiß. Den Kern der Sache trifft er, wenn er den unglücklichen Stieglitz als das charakteriſirt, was er war, nämlich als eine künſtleriſche Null, und wenn er die aus unſeliger Verblendung und Verirrung entſprungene That ſeiner Frau ebenſo wie die Bewunderung, die dieſem Schritte gezollt wurde, als das Zeichen einer weit verbreiteten Zeitkrankheit bezeichnet. Zu einigen recht lehrreichen Bemerkungen gibt Hageus Schenkendorfbiographie Treitſchke Veranlaſſung.

Außer dieſen vergrabenen und ſo gut wie unbekannten älteren Arbeiten birgt der Band noch zwei Aufſätze, die jedem Geſchichtsfreunde vertraut ſind: den Eſſay über Pufendorf und die Rede: „Luther und die deutſche Nation“. Wenn beide Aufſätze auch hauptſächlich von geſchichtlichen Geſichtspunkten ausgehen, ſo berühren ſie doch überall ſo ſehr das Geiſtesleben und die literariſche Entwicklung, daß die Literaturgeſchichte faſt auf jeder Seite dankbar von ihnen lernen kann.

Nur Andeutungen ſollten hier gegeben werden; erſchöpfen können dieſe wenigen Zeilen, die vor allen Dingen die Freunde der deutſchen Dichtung auf dieſes Buch aufmerkſam machen wollen, den reichen Inhalt nicht, der uns die Perſönlichkeit des geiſtesgewaltigen Mannes wieder unmittelbar vor Augen führt. G. E.

Ein homöopathiſcher Ausfall.

Unter dem Titel „Mediciniſche Streiflichter“ hat ein Herr Sperling im „Verlag der Bücherfreunde“ zu Berlin („Zehntes Tauſend“ 1896) in 10 Capiteln ebenſo viele Eſſays über verſchiedene Gebiete des ärztlichen Lebens, wie auch über brennende Tagesfragen geliefert. Hiebei gibt er manch intereſſante Idee zum beſten und behandelt wichtige Themata in eigenartiger und anregender Form. Um ſo mehr muß es den Leſer Wunder nehmen, wenn er vom V. Capitel an den Verfaſſer immer und immer wieder auf eine von der Wiſſenſchaft auf Grund einwandfreier Unterſuchungen längſt als werthlos erwieſene und daher verlaſſene Methode zurückkommen, ja förmlich für dieſelbe Propaganda machen ſieht, nämlich für die Homöopathie. Dies iſt um ſo unverſtändlicher, als es bisher als allgemein gültige Regel galt, daß jemand, der in ſolchen Fragen etwas neues vorzubringen hatte, dies in wiſſenſchaftlichen Journalen oder in Monographien, die ſich an ein wiſſenſchaftliches Publicum wenden, veröffentlichte, während der Verfaſſer mit Umgehung dieſes einzig zuläſſigen Weges ſich an das Laienpublicum (den Verein der Bücherfreunde) wendet, und zwar in einer Form, welche ſein Vorgehen in einem noch merkwürdigeren Lichte erſcheinen läßt. Statt nämlich wenigſtens das Ganze in einem Capitel abzuhandeln, werden ſeine Verſuche, die Homöopathie zu rechtfertigen (und im Einklange damit die Wiſſenſchaft zu beſchimpfen), durch die größere Hälfte des Buches zerſtreut, ſo daß das Werk, welches ſich unter dem Titel „Mediciniſche Streiflichter“ einführt, dieſen Titel eigentlich gar nicht verdient.

Auf die Homöopathie überhaupt einzugehen, zwingen uns einige Bemerkungen des Verfaſſers über dieſe und über die wiſſenſchaftliche Medicin. Hr. Sperling läßt ſich nämlich in ſeinem Eifer, den Gegner zu bekämpfen, dazu hinreißen, an mehreren Stellen direct unwahre Behauptungen, ſowie Beſchuldigungen und Verdächtigungen der Aerzte vorzubringen, die nicht unwiderſprochen bleiben dürfen.

Bevor wir aber hierauf eingehen, möchten wir nicht verfehlen, die Bezeichnung zu beſprechen, mit welcher Sperling die wiſſenſchaftliche Heilkunde bedenkt; und zwar aus dem Grunde, weil er ſich hiemit in die Reihen der ſogenannten „Naturärzte“ begibt, welche ebenſo wie er von „Schulmedicin“ ſprechen. Was die Vertreter der „Naturheilkunde“ betrifft, ſo habe ich mich über dieſe bereits in der „Beilage“[1]) ausgeſprochen und ich nehme nun Gelegenheit, mich in dieſer Beziehung auch über die Homöopathie zu äußern. Wenn irgend jemand kein Recht hat, anderen vorzuwerfen, daß ſie nur die Regeln einer Schule zur Richtſchnur ihres Handelns machen, ſo iſt dies ein Schüler Hahnemanns. Denn wenn auch die heutigen Homöopathen in vielen Einzelheiten von der Lehre des Meiſters abgewichen ſind, ſo iſt doch ihr ganzes Verfahren auf der Grundlage ſeiner Theorien aufgebaut. Und da es ſich, um das Wort zu wiederholen, lediglich um Theorien handelt, für die der Begründer jener Secte die Beweiſe ſchuldig blieb, ſo ſind ſeine Anhänger nichts anderes als „jurantes in verba magistri“. Wie es dagegen um die wiſſenſchaftliche Medicin in dieſer Beziehung beſtellt iſt, habe ich in meinem bereits erwähnten Aufſatze gezeigt.

Um die Homöopathie zu charakteriſiren, kann ich mich auf kein beſſeres und maßgebenderes Urtheil berufen, als auf das Liebigs, der in ſeinen Chemiſchen Briefen ſchreibt:[2]) „Wer kann behaupten, daß die Mehrzahl der gebildeten und unterrichteten Menſchen unſrer Zeit auf einer höheren Stufe der Erkenntniß der Natur und ihrer Kräfte ſtehe als die Jatrochemiker des 16. Jahrhunderts, der da weiß, daß hunderte von Aerzten, die ſich auf unſern Univerſitäten ausgebildet haben, Grundſätze für wahr halten, welche aller Erfahrung und dem geſunden Menſchenverſtande Hohn ſprechen; Männer, welche glauben, daß die Wirkungen von Arzneien in gewiſſen Kräften und Qualitäten lägen, die durch Reiben und Schütteln in Bewegung geſetzt und verſtärkt und auf unwirkſame Stoffe übertragen werden könnten; welche glauben, daß ein Naturgeſetz, das keine Ausnahme hat, unwahr ſei für Arzneiſtoffe, indem ſie annehmen, daß deren Wirkſamkeit mit ihrer Abnahme an wirkſamen Stoffen zuzunehmen fähig ſei?“

Nach dieſer Abſchweifung zurück zu Sperlings „Streiflichtern!“ S. 93/94 ſtellt der Verfaſſer es zuerſt ſo hin, als ob die Studirenden der Medicin ſich mit Homöopathie nicht beſchäftigen dürften, „weil's von oben her (was iſt das?) verpönt iſt“. Dies nur als Beiſpiel ſeiner Darſtellungsweiſe, die — das muß man feſthalten — ſich an das Laienpublicum wendet. Aber wenn ferner die Behauptung aufgeſtellt wird, daß homöopathiſche Mittel den Kranken nichts ſchaden (was ebenſo wahr iſt als die Thatſache, daß ſie auch nichts nützen), daß aber im Gegenſatz dazu die Aerzte „mit Antipyrin, Antifebrin, Phenacetin, Morphium tauſende vergiften“, indem dieſe Mittel ſchleichend, aber ſicher „die Geſundheit untergraben“, ſo erſcheint es faſt unglaublich, daß ſolche directe Unwahrheiten als Thatſachen hingeſtellt werden. Denn wenn je einmal — nicht in tauſenden von Fällen — durch ein ſolches Mittel die Geſundheit untergraben wird, ſo trägt der Kranke, der damit Mißbrauch treibt, die Schuld daran und nicht das Mittel, das bei vernünftigem Gebrauch nur ſegensreich wirken kann.

Die Ausführungen gegen die Medicinalbehörden, die ſich durch Animoſität auszeichnen, übergehen wir, um uns den weiteren der Wiſſenſchaft zum Vorwurf gemachten

---

[1]) Vgl. meinen Aufſatz: „Naturheilkunde und Wiſſenſchaft“ in Beil. Nr. 132 vom 14. Juni d. J.

[2]) Ich führe Liebigs Auslaſſungen wörtlich an, obgleich ſie heutzutage in Bezug auf die Aerzte nicht mehr ganz paſſen, da mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft auch die Erkenntniß der Unrichtigkeit von Hahnemanns Theorien Schritt gehalten hat.

Punkten zuzuwenden. Auf Seite 128 behauptet der Verfasser z. B., daß beim medicinischen Unterricht nur die sogenannten „Paradefälle", d. h. seltene oder schwere Erkrankungen, eine Rolle spielten, und daß „die Leute, denen eigentlich nichts rechtes fehlt, einer geringeren Beachtung sicher" seien. Auch das widerspricht direct der Wahrheit, denn der klinische Unterricht sieht heutzutage gerade darin seine Aufgabe, den künftigen Aerzten eine möglichst umfassende Ausbildung zu geben, und es werden daher die „Leute, denen nichts rechtes fehlt" ebenso, wenn nicht mehr, zum Unterricht benützt als die „Paradefälle". Ueberhaupt scheint der Verfasser die Polikliniken mit ihrem dem Sprechstundenpublicum analogen Krankenmaterial gar nicht zu kennen.

Wenn ferner gesagt wird, daß die „Aerzte aus eigener Kraft einen siegreichen Kampf mit dem Curpfuscherthum aufzunehmen im Stande" sein sollen, so ist das recht schön, nur vermissen wir Angabe der Mittel, wie das zu erreichen ist; denn des Verfassers Erörterungen handeln von Dingen, die ja entschieden bei der ärztlichen Ausbildung mehr Beachtung verdienen; aber zu einem „siegreichen Kampf" mit dem Unverstand der Menge — um diesen handelt es sich neben den Mängeln der betreffenden Gesetze in der Pfuscherfrage allein — dürfte m. E. Ausbildung in der Krankenpflege kaum genügen.

Eine weitere Behauptung, deren Berechtigung wir ganz entschieden bestreiten, ist (S. 141), daß „der Arzt in gewisser Beziehung von der Gunst oder Ungunst (nämlich der Patienten) abhängig sein" müsse. Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß der Verfasser dies für nöthig hält, um die Aerzte zur Tüchtigkeit, resp. zur Entfaltung ihres ganzen Könnens und Wissens zu veranlassen. An was für Aerzten Verfasser die Erfahrungen gemacht hat, die ihn zu solchen Wünschen veranlassen, wissen wir nicht; jedenfalls waren es keine Aerzte von der Art, welche das Gros der Vertreter der wissenschaftlichen Medicin ausmachen, denn das sind Männer, welche nicht durch „Gunst oder Ungunst des Publicums" in ihrem Handeln bestimmt werden; sondern dieselben werden in ihrem Thun von dem geleitet, was man Pflichtgefühl nennt, und sie setzen ihren Stolz darein, unbeirrt von der „Gunst oder Ungunst des Publicums" das zu leisten, was sie in ihrer Kunst vermögen, um das menschliche Elend zu lindern. Des Verfassers Phantasien (ich gebrauche dieses Wort, um mich recht mild auszudrücken) über die Qualität der medicinischen Literatur beweisen im besten Falle nur, daß er darüber spricht, ohne dieselbe zu kennen, und werfen außerdem noch ein eigenthümliches Licht darauf, was dieser Herr dem Laienpublicum als „Wahrheit" vorträgt. Wir lassen die Behauptungen des Verfassers hier in extenso folgen; dann wird jedermann, der einen Blick in medicinische Journale wirft, sich vom Gegentheil überzeugen können. (Im übrigen ist die eigentliche Aufgabe der periodischen Literatur, das Material zusammenzutragen, das dann in den Hand- und Lehrbüchern verarbeitet wird.)

Hr. Sperling schreibt wörtlich: „Beschaut man mit kritischem Blick den Inhalt der größeren und kleineren medicinischen Zeitschriften, so findet man viel Schall und wenig Kern. Die meisten der Nüsse kann man sich ersparen aufzuknacken. (NB. Dann darf man aber auch nicht darüber urtheilen wollen! Ref.) Viel Zeit auf unwesentliche Dinge verwendet, Unfähigkeit, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, Anhäufung von viel Thatsachenmaterial ohne bindende Momente, Mangel an Mitteln, eine Arbeit bis zu den letzten Schlüssen durchzuführen, und schließlich absichtliches oder unabsichtliches Todtschweigen ganzer großer Gebiete (soll heißen Auswüchse) der Medicin (mit diesen „Gebieten" ist natürlich die Homöopathie gemeint) — das ist annähernd die Signatur der von der Universität und ihren Anhängern beherrschten medicinischen Literatur." Diese Sätze haben wir deßhalb wörtlich wiedergegeben, um zu zeigen, in welcher Weise der Verfasser in einem für das Laienpublicum bestimmten Buch der Wahrheit ins Gesicht schlägt.

Die geradezu boshaften Ausfälle gegen die „Schulmedicin", die sich der Verfasser im achten Capitel erlaubt — er citirt sogar die Goethe'schen Verse: „So haben wir mit höllischen Latwergen" ꝛc., wo bekanntlich am Schluß die Aerzte als „freche Mörder" bezeichnet werden —, richten sich in den Augen jedes ehrenhaft denkenden Menschen von selbst, und sie enthalten neben solchen Beschimpfungen und Verleumdungen nichts als die alten, längst widerlegten Theorien und Behauptungen der Homöopathen. Zu deren Widerlegung möchten wir nur daran erinnern, wie die Homöopathie Fiasco machte, als ihre Vertreter ein Anerbieten Bocks, sich zu Experimenten herzugeben, angenommen hatten. Als nämlich Bock von ihnen verlangte, die Wahrheit des Grundsatzes der Homöopathie „similia similibus" dadurch zu erweisen, daß sie ihm durch ihre Arzneien ein Wechselfieber ꝛc. ancuriren sollten, da mußten die Herren ihre Ohnmacht eingestehen, und seitdem datirt die Gleichgültigkeit der Wissenschaft gegenüber jenem lediglich auf Theorien aufgebauten Phantasiegebilde, das sich Homöopathie nennt.

Nur die ärgsten Unwahrheiten, Verleumdungen und Beschimpfungen der „Schulmedicin" gegenüber haben wir hier erwähnt und widerlegt, und wir müssen sagen, daß es um eine Sache, für die mit solchen Waffen, wie die des Verfassers sind, gekämpft wird, schlecht stehen muß. Dem „Verein der Bücherfreunde" aber können wir nur unser Bedauern darüber aussprechen, daß sich ein derartiges Buch in seine Sammlung verirrt hat.

Dr. Schuh.

Mittheilungen und Nachrichten.

„ Eine schon jahrelang sehnlichst erwartete Arbeit des zu früh verstorbenen Wilhelm Scherer: „Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild" ist gegen den Schluß des Jahres 1896 in der Weidmann'schen Buchhandlung zu Berlin an das Licht getreten. Die gelehrte wie die rein menschliche Seite Müllenhoffs kommen in dem vortrefflichen Buche in wirklich vollendeter Weise zum Ausdruck. Referent, welcher selbst zu Müllenhoffs Füßen gesessen hat, gesteht gern zu, daß ihm das volle Verständniß des eigenartigen Mannes erst durch diese mustergültige Biographie erschlossen worden ist. Als dankenswerthe Ergänzung ist die Gedächtnißrede, welche Scherer seinem Lehrer und Freund in der Berliner Akademie gehalten hat, hier als Beilage nochmals zum Abdruck gebracht. Die Schrift mit dem wohl gelungenen Portrait Müllenhoffs kann allen Freunden unserer nationalen Alterthumswissenschaft auf das beste empfohlen werden.

„ J. Grunzels „Entwurf einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen nebst einem vergleichenden Wörterbuch." Leipzig, Friedrich, 1895 (kl. 90 S. 8) beschränkt sich nicht auf die von den meisten Gelehrten für verwandt gehaltenen Sprachformen des Türkischen, Mongolischen und Tungusischen, sondern will darüber hinaus noch das Japanische diesem altaischen Sprachstamme angliedern. Der Arbeit muß Geschick und Maßhalten bei der Vergleichung nachgerühmt werden; skeptische Gemüther wird sie aber von der neu angenommenen Verwandtschaft nicht recht überzeugen, zumal die auffallende lautliche Verschiedenheit der morphologisch gleichen Formelemente selbst in den drei zuerst genannten Sprachen gerade in der übersichtlichen Darstellung doppelt deutlich zu Tage tritt. Das soll uns aber nicht hindern, Hrn. Grunzel als tüchtigen Forscher auf diesem für die Geschichte Asiens hochwichtigen Sprachgebiet bestens willkommen zu heißen.

* Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. In den im Geschäftsjahre 1896/97 abgehaltenen Sitzungen wurden die nachstehend verzeichneten wissenschaftlichen Mittheilungen gemacht:

Digitized by Google

Außerordentliche Sitzung vom 25. April 1896. F. Klein legt vor: R. Fricke, Ueber die Theorie der automorphen Modulgruppen. E. Riecke legt vor: F. Pockels, Ueber die optische Wirkung eines elektrischen Feldes. Sitzung vom 9. Mai. O. Wallach: Untersuchungen aus dem Universitätslaboratorium. Sitzung vom 6. Juni. P. Kehr: Ueber die Chronologie der Briefe Papst Pauls I. im Codex Carolinus. F. Klein legt vor: O. Hölder, Ueber die Principien von Hamilton und Maupertuis. Sitzung vom 20. Juni. E. Riecke legt vor: F. Braun, 1. Versuche zum Nachweis einer orientirten elektrischen Oberflächenleitung; 2. Ueber den continuirlichen Uebergang einer elektrischen Eigenschaft in der Grenzschicht von festen und flüssigen Körpern; 3. Ueber die Leitung elektrisirter Luft; 4. ein Versuch über magnetischen Strom. U. v. Wilamowitz: Die Amphiktionie von Kalaureia. Sitzung vom 4. Juli. M. Lehmann: Denkwürdigkeiten des Frhrn. vom Stein aus dem Jahre 1812. D. Hilbert: Zur Theorie der aus n Einheiten gebildeten complexen Größen. Sitzung vom 20. Juli. W. Voigt: 1. Ueber die Aenderung der Schwingungsform des Lichtes beim Fortschreiten in einem dispergirenden oder absorbirenden Mittel; 2. Fluorescenz und kinetische Theorie. F. Frensdorff: Zur Geschichte der deutschen Reichsinsignien. F. Leo: Die staatsrechtlichen Excurse in den Annalen des Tacitus. Außerordentliche Sitzung vom 1. August. U. v. Wilamowitz: Des Mädchens Klage, eine alexandrinische Arie. E. Ehlers: Ueber die Anordnungsfauna der Magelhaensstraße und der Kerguelen. F. Klein: Ueber die zu singulären elliptischen Gebilden gehörigen Werthe der Jacobi'schen Irrationalität. D. Hilbert legt vor: E. Novis (S. Francisco), Lösung der Randwerthaufgabe für eine ebene Randcurve mit stückweise stetig sich ändernder Tangente und ohne Spitzen.

Sitzung vom 24. October 1896. U. v. Wilamowitz legt vor: 1. W. Helbig, Ueber die Nekropole von Assarlik in Karien; 2. Fr. Hultsch, Ueber die Größe und Entfernung der Sonne nach Poseidonius. N. Bonwetsch legt vor: H. Achilles, Ueber Hippolyts Oden und seine Schrift „Zur großen Ode". F. Kielhorn legt vor: Th. Zachariae, Prakrit maṇa und Verwandtes. F. Lea: Zum Briefwechsel des Ausonius und Paulinus. J. Wellhausen: Der arabische Josippus. P. Kehr: Papsturkunden in Venedig, Reisebericht. J. Orth: 1. Fibrinbildung an serösen und Schleimhäuten; 2. dritter Bericht über Arbeiten aus dem pathologischen Institut in Göttingen. W. Voigt: 1. Eine neue Methode zur Untersuchung der Wärmeleitung in Krystallen; 2. Ueber die Lage der Absorptionsbüschel in zweiaxigen pleochroitischen Krystallen. Oeffentliche Sitzung vom 7. November. P. Kehr: Ueber den Plan einer kritischen Ausgabe der Papsturkunden bis Innocenz III. Sitzung vom 21. November. F. Klein legt vor: 1. H. Weber, Ueber einen in der Zahlentheorie angewandten Satz der Integralrechnung; 2. E. v. Weber, Ueber Linearcomplexe; 3. W. F. Osgood, Ueber die ungleichmäßige Convergenz und die gliedweise Integration der Reihe. D. Hilbert legt vor: 1. A. Schoenflies, Ueber die Abbildung eines Würfels in beliebig vielen Dimensionen auf ein Punktsystem von der Streckenlänge Null; 2. H. Burkhardt, Lineare Scharen von Punktaggregaten; W. Voigt, Einige kinetische Beobachtungen, die mit der Theorie der Verdampfung in Zusammenhang zu stehen scheinen. W. Schur überreicht Sonderabdrücke seiner Publicationen über die Thätigkeit der Sternwarte 1895 und über die Dimensionen des Planeten Jupiter. U. v. Wilamowitz legt vor: E. Fredrich, Anecdota aus einer athenischen Handschrift mit Zusätzen von G. Wentzel. N. Bonwetsch: Die apokryphen Fragen des Bartholomaeus. Sitzung vom 5. December. W. Meyer: Die Buchstabenverbindungen der sog. gothischen Schrift. D. Hilbert legt vor: P. Stäckel, Ueber Gaidbachs empirisches Theorem. Sitzung vom 19. December. E. Riecke legt vor: P. Bachmetjew, Hauptresultate der Untersuchung über die Abhängigkeit der elektrischen Erdströme von Niveauschwankungen des Grundwassers in Bulgarien. O. Wallach: Untersuchungen aus dem Universitätslaboratorium (V). Der vorsitzende Secretär legt vor: A. Hurwitz, Ueber die Zahlentheorie der Quaternionen. E. Ehlers macht Mittheilungen über die von der Gesellschaft unterstützte Forschungsreise des Dr. Bürger in Südamerika. U. v. Wilamowitz legt vor: H. Graeven: Florentiner Lutianhandschriften.

Sitzung vom 9. Januar 1897. U. v. Wilamowitz: Ueber die Geltung des Wortaccents in der griechischen Musik und den Vortrag der verschiedenen Gattungen der Lyrik. W. Schur: Ueber die Abplattung des Planeten Mars. Der vorsitzende Secretär verliest einen Dankbrief des Baumeisters Schmidt aus Budapest, dem die Gesellschaft eine Abschrift des Gauß-Bólyai'schen Briefwechsels zugestellt hat, und legt einen daraus von Hrn. P. Stäckel gemachten Auszug vor. Sitzung vom 23. Januar. F. Klein legt vor: R. Müller, Ueber die angenäherte Geradführung durch das ebene Gelenkviereck. J. Wellhausen legt vor: P. Horn, Lughati Furs, die älteste persische Glossensammlung von al Asadi. Sitzung vom 6. Februar. F. Kielhorn legt vor: H. Lüders, Die Sage von Rsyaśṛṅga, ein Beitrag zur Geschichte des Epos. F. Leo: Die plautinischen Cantica und die hellenistische Lyrik. A. v. Könen: Ueber untere Kreiden in Kamerun. W. Voigt: Zur kinetischen Theorie idealer Flüssigkeiten. W. Schur überreicht einen Separatabzug seiner Abhandlungen „Neue Untersuchungen über den Verlauf der systematischen Fehler bei Distanzmessungen." Sitzung vom 20. Februar. F. Klein legt vor: A. Wiman, Ueber die Gruppe der Vertauschungen von 8 Dingen. D. Hilbert: Ueber diophantische Gleichungen. W. Voigt legt vor: W. Schütz, Das Princip der absoluten Erhaltung der Energie. E. Dilthey legt vor: Degering, Ueber etruskischen Tempelbau. F. Leo: Ueber die Composition von Seneca's Chorliedern. W. Schur überreicht einen Separatabzug seiner Abhandlung über die Marsabplattung. Sitzung vom 6. März. F. Frensdorff: Ueber die Kaiseracte von 1742. F. Kielhorn spricht über die Junagadh-Felseninschrift des Rudradaman und legt einen Abklatsch derselben vor. D. Hilbert: Ueber die Entwicklung einer beliebigen analytischen Function in eine unendliche nach ganzen rationalen Functionen fortschreitende Reihe. Der vorsitzende Secretär legt vor: A. Hurwitz, Ueber die Erzeugung der Invarianten durch Integration. W. Schur überreicht einen Separatabzug seiner Abhandlung „Heliometer" in Valentins Handwörterbuch der Astronomie. Sitzung vom 20. März. F. Leo legt vor: M. Welimann, Ueber Krateuas. Der vorsitzende Secretär macht Mittheilungen über den Fortgang der Reise des Prof. Bürger in Columbien.

* **Hannover.** Hier ist jüngst ein Verein zur Verhütung und Bekämpfung der Schwindsucht gegründet worden. Der Verein will zunächst der Weiterverbreitung dieser Seuche durch Belehrung in Wort und Schrift entgegenarbeiten und hat zu diesem Zweck eine Broschüre: Auf zum Kampf gegen die Schwindsucht! und ein Flugblatt: Rathschläge zur Verhütung und Bekämpfung der Schwindsucht! bei der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung hierselbst erscheinen lassen. Die Broschüre ist für 50 Pfg., das Flugblatt — 10 Exemplare zu 50 Pfg. — durch jede Buchhandlung von dort zu beziehen. Der Reinertrag ist für den Verein bestimmt.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor Dr. Erwin v. Esmarch, Director des Hygienischen Instituts, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Wien.** Als Privatdocent für Augenheilkunde wurde bei der medicinischen Facultät Dr. Hugo Wintersteiner zugelassen.

* **Upsala.** Am 14. d. M. starb am Herzschlag Prof. Dr. Alarik Fredrik Holmgren, Ordinarius der Physiologie an der hiesigen Universität, besonders bekannt durch seine auch in das praktische Leben (beim Eisenbahn- und Schiffsdienst) eingreifenden Studien über Farbenblindheit, die ihn zu Anfang der siebziger Jahre längere Zeit nach Deutschland führten.

* **Dorpat.** Für die theologische Facultät der Universität Jurjew ist im Ministerium der Volksaufklärung wiederum die Frage der Begründung eines estnischen und eines lettischen Katheders für praktische Theologie angeregt worden. In der philosophischen Facultät ward das Amt eines außeretatsmäßigen Assistenten im geologischen Cabinet genehmigt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Kuevig: Das Sexualleben und der Pessimismus. Leipzig, Max Spohr 1897. — Karl Pröll: Halt! Wer da? Lieder aus dem deutsch-österreichischen Feldlager. München, J. F. Lehmann 1897. — Dr. E. Braun: Distinguo. Mängel und Uebelstände im heutigen Katholicismus nach Professor Schell in Würzburg und dessen Vorschläge zu ihrer Heilung. Ein Wort zur Verständigung. 2. Aufl. Mainz, Franz Kirchheim 1897. — Julius Jolob Strauß: Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn 1897. — Georg J. Merkel: Erinnerungen an meine 25jährige Thätigkeit als Bürgermeister von Göttingen. Göttingen, Lüder Horstmann 1897. — Schiedsspruch in dem Rechtsstreit über die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. Wortgetreuer Abdruck mit Anlagen. Leipzig, Veit u. Co. 1897.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 20. August. Nummer 186.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Zurückforderung von Elsaß-Lothringen in Paris 1815. I. Von Dr. Albert Pfister. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Zurückforderung von Elsaß-Lothringen in Paris 1815.

Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D.

I.

Alles das auszugleichen und wieder gut zu machen, was seither Frankreich gegenüber versäumt worden war, dazu schien sich reichliche Gelegenheit zu bieten, als im Sommer des Jahres 1815 nach der Niederwerfung Napoleons bei Waterloo die preußischen und englischen Armeen von neuem Paris besetzten, als Monarchen und Staatsmänner wiederum in der Hauptstadt Frankreichs eintrafen, um neue Garantien für den Frieden Europa's zu schaffen. In der That, die Sache nahm ein ernstes Gesicht an, als nach der Capitulation von Paris in den ersten Tagen des Juli die Sieger von Waterloo in Paris einrückten, als der in ihrem Gefolge zurückgeführte König Ludwig XVIII. seinen Thron wieder einnahm.

Nicht in triumphirendem Einzug stolzirten die Sieger diesmal durch die Straßen von Paris, wie es am 31. März 1814 geschehen war; nicht Jubelrufe des Volkes und Begrüßung der Monarchen empfingen den zurückgekehrten hülflosen König. Das waren finster blickende, gleichgültige Feldsoldaten, welche vor wenigen Tagen noch harte, blutige Arbeit verrichtet hatten. Die Preußen namentlich verhielten sich durchaus kalt und frostig. Sie schlugen ein Biwack im Hofe der Tuilerien auf, und wie sie nichts gethan hatten zugunsten des Königs, so ließen sie sich nicht stören durch seinen Einzug, der nothwendig an ihrem Lager vorübergehen mußte. Die Truppen fuhren, ohne Honneurs zu erweisen, in ihren zufälligen Beschäftigungen fort. Alles war willens, zu zeigen, daß das, was hier vorgehe, die fremden Sieger nicht berühre. Ein ganzes Programm für die Zukunft lag in dem Schweigen und ruhigen Weiterarbeiten der ihre Gewehre putzenden Preußen im Tuilerienhofe beim Vorüberschreiten des zurückgebrachten Königs von Frankreich.

Beinahe unerkannt trafen am 10. Juli 1815 nach eiligem Zuge vom Rhein her die Monarchen von Rußland, Oesterreich, Preußen in Paris ein. Bald folgten die Staatsmänner nach, und da hatte man sich wieder in Paris gefunden, das man erst vor elf Monaten verlassen. Genau dieselben Persönlichkeiten, welche im Frühjahr 1814 in Paris, im Winter 1814 und 1815 in Wien berathen hatten, stießen jetzt wieder auf einander. Aber das Geschäft, bisher so vielfach verwickelt, schien sich jetzt wesentlich vereinfacht zu haben. Die vier Mächte, welche sich seit dem Sommer 1813 die Verbündeten nannten, brauchten sich nur in einem einzigen Cabinet zusammenzufinden, um die Maßregeln in die Wege zu leiten, welche im Stande waren, Frankreich für seinen Friedensbruch zu züchtigen und dem gekränkten Europa Garantien zu schaffen für Aufrechterhaltung des Friedens in der Zukunft.

Die Vertreter der vier Mächte setzten sich auch in einem Cabinet zusammen und fingen an zu berathschlagen. Schon bei den ersten Worten aber zeigten sich schroff und ohne Aussicht auf Versöhnung die Gegensätze. — England, dem starren Legitimitätsprinzip huldigend, mußte nothwendig verlangen, daß der in sein persönliches Eigenthum zurückgeführte König nach Besitz und Würde keinerlei Schädigung oder Erniedrigung erfahre; höchstens könnte es angehen, ihm auf seinem Gebiet für eine gewisse Zeit eine Truppe zurückzulassen, weniger um den Frieden zu verbürgen, als um Ruhe und Ordnung sich unter ihrem Schutze in Frankreich eingewöhnen zu lassen.

Rußland schien zunächst streng gegen Frankreich einschreiten zu wollen, kehrte aber bald zu der Ansicht zurück, daß es wegen der im Orient geplanten weiteren Unternehmungen zweckmäßig sei, sich in Frankreich einen dankbaren Freund zu erwerben; auch gehe es nun und nimmer an, sich in Sachen der Großmuth und des Edelsinns durch England überbieten zu lassen.

Oesterreichs Staatsmänner, Metternich namentlich, wurden von der steten Sorge umgetrieben, es möchte durch eine Verkettung der Umstände, durch neue Ländervertheilung sich ereignen, daß dem österreichischen Staate, im Elsaß etwa, wiederum ein deutsches Vorderösterreich angehängt werde, das unmittelbare Berührung mit Frankreich schaffe und damit zugleich die Grenzwächterstelle am Rhein und die stetigen Reibereien mit dem unruhigen Volke drüben. Und fand man für Oesterreich Vergrößerung hier am Rhein, so mußte wohl Rußland in Galizien entschädigt werden. Der sichere polnische Besitz ging so verloren gegen den bedenklichen Erwerb am Rhein. Darum sprach sich im allgemeinen Oesterreich dahin aus: was man in Wien mühsam ins Gleichgewicht gesetzt, an das nicht mehr zu rühren.

Preußen, auf dem Congreß in Wien mit Rußland noch allermeist zusammengehend, fand sich jetzt so verlassen wie niemals. So isolirt war es auch im Frühjahr 1814 in Paris nicht gestanden. Den günstigen Zeitpunkt nützen, den Frieden für lange Zeit sichern, Frankreich unfähig machen zum Angriff auf seine Nachbarn, das war es, was Preußen jetzt als seine Forderung in erste Linie stellte. Und dazu gehöre: Abreißung der Festungsgürtel im Norden und Osten längs der französischen Grenze, Lostrennung mindestens von Elsaß und Lothringen, finanzielle Schädigung, Ueberwachung des gefährlichen Gegners auf längere Zeit.

Für einzelne sicherstellende Maßregeln an der Grenze trat zwar auch Oesterreich zu Zeiten auf, allein im großen und ganzen stand Preußen mit seinem Verlangen, Frankreich als niedergeworfenen Feind zu behandeln, allein. Unterstützung fand es bei einzelnen Staaten vom zweiten und dritten Rang; am meisten von seiten der Vertreter Württembergs.

Die Stellung des Königs Friedrich von Württemberg, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der württembergischen Bevollmächtigten in der elsaß-lothringischen Frage

wird erwähnt in Gagern, „Mein Antheil an der Politik", Band V. Auch Pertz-Delbrück, Gneisenau, IV. und Pertz, Leben Steins IV. deuten darauf hin und geben manche Einzelheiten aus dem Verhalten der Württemberger, welche bis zuletzt im Streite um Elsaß-Lothringen den Preußen zur Seite standen, ja auch dann nicht nachließen, als die Sache längst hoffnungslos geworden war. Neue Anhaltspunkte für die Thätigkeit der Württemberger haben sich mir ergeben aus den Gesandtschaftsberichten und aus der Privatregistratur des Königs Friedrich. Es sind mir diese Urkunden vor kurzem zugänglich gemacht worden und aus ihnen geht hervor, mit welch eingehender Begründung, mit welch scharfer Umgrenzung, mit welchem Zukunftsblick der klare Kopf des Königs Friedrich von Württemberg seine Forderungen zum Ausdruck zu bringen wußte, wie mit gründlicher Beobachtung von Personen und Zuständen, mit gewissenhafter Berichterstattung seine Bevollmächtigten ihn unterstützt haben.[1])

Kronprinz Friedrich Wilhelm, seit dem 19. Juli in Paris, machte es zu seiner persönlichen Angelegenheit, im Verein mit dem Gesandten seines Vaters, dem Grafen Wintzingerode, die Anschauungen Preußens zu fördern, trotzdem er sich dadurch von den Beziehungen, welche in natürlicher Weise auf Rußland hinwiesen, lossagen mußte. Zu bedauern bleibt, daß vom Kronprinzen selbst keinerlei Berichte zu finden sind, von mir wenigstens keine gefunden werden konnten. Der Umfang württembergischer Thätigkeit ist somit nur den Meldungen zu entnehmen, welche die Vertreter des Königs Friedrich in Paris während des Sommers 1815 nach Stuttgart gelangen ließen.

Es waren diese Vertreter der Graf Wintzingerode, beglaubigt bei den Monarchen und insbesondere bei dem Kaiser von Rußland; General v. Varnbüler, dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg als Militär bevollmächtigter beigegeben, und General Ernst v. Hügel, in gleicher Eigenschaft bei Wellingtons Armee. Es könnte scheinen, als ob diese Vertreter in der Eigenschaft von Repräsentanten eines minder mächtigen Staates mit ihren Beobachtungen nur auf die Oberfläche der Dinge angewiesen gewesen wären, als ob ihren Berichten nur beschränkte Bedeutung zukomme. Allein durch verwandtschaftliche und persönliche eigene Verbindungen, wie durch die verwandtschaftlichen Beziehungen ihres Königs war es diesen Männern doch gestattet, den in Behandlung befindlichen Fragen etwas näher zu rücken und in manches Einblick zu bekommen, was den Vertretern der kleineren Mächte sonst verborgen geblieben wäre. Und der Einfluß ihres Kronprinzen stand ihnen noch mächtig zur Seite.

Wintzingerode war schon im Feldzug 1814 bei Kaiser Alexander gut aufgenommen worden und wohl gelitten; von seinem Gesandtschaftsposten in Paris her besaß er genügende Vertrautheit mit dem Boden der französischen Hauptstadt und den leitenden Persönlichkeiten. Varnbüler hatte manche Sendungen nach Wien, darunter auch geheime, ausgeführt und sich einige Kenntniß der österreichischen Politik angeeignet; Hügel wurde als Vertreter eines dem englischen Hofe nahe verwandten Fürsten mit Auszeichnung behandelt und verstand es, sich mit Gneisenau und Müffling auf freundschaftlichen Fuß zu setzen. Von seinem weiten und freien Blick hatte er schon mehrfach Zeugniß gegeben.

Alle diese drei Vertreter Württembergs waren ja unmittelbar aus der Schule des erfahrenen und rücksichtslos strengen Königs hervorgegangen, der selbst seine Lehrjahre bei Friedrich dem Großen zugebracht hatte, der keine Mittelsperson zwischen sich selbst und seinen Vertretern duldete, sondern überall persönlich mit ihnen in Beziehung und Briefwechsel trat, peinlich streng auf scharfe Beobachtung, auf kritisches Vergleichen, auf zutreffende und getreue Berichterstattung hielt. Freimüthigen Ausdruck, wenn er nur mit Geist geschah, sah der König besonders gern.

Den württembergischen Vertretern stand nahe der Gesandte der Niederlande, v. Gagern; zuweilen schlossen sich mit ihren Anschauungen auch die Vertreter von Bayern, Baden, Darmstadt an Württemberg an; doch finde ich nicht, daß deren Ansichten zu so scharfem und abgerundetem Ausdruck kamen, wie die von den Württembergern aufgestellten.

Eigenthümlich: in allen Fragen, welche die Sicherstellung der Grenzen betrafen, gingen die süddeutschen Staaten, Württemberg voran, Hand in Hand mit Preußen als dessen einzige Bundesgenossen; getrennt aber sahen sie sich von Preußen immer wieder durch das Mißtrauen, mit dem sie die deutschfreundlichen Bestrebungen einzelner Kreise dort betrachteten, Bestrebungen, von denen sie den Umsturz des soeben mühsam Gebauten, die Beschränkung der Regierungsgewalten und das Zusammenknüpfen der deutschen Nation zur Einheit befürchteten. Und diese zunächst von Metternich eingepflanzte Furcht war es, welche die deutschen Mittelstaaten immer wieder zu Oesterreich und Rußland zurückführte, wiewohl sie doch klar erkannten, und, wie es Württemberg that, zu deutlichem Ausdruck brachten, daß Preußen allein auf dem richtigen Wege sei, die deutsche Grenze zu schützen und des deutschen Volkes Wohlfahrt für die Zukunft sicherzustellen. Aus der zweiten Hälfte des Juli berichtet Hügel an den König nach Stuttgart: es sei stark die Rede davon, Elsaß und Lothringen von Frankreich abzureißen; sehr vortheilhafte Gesinnungen für Württembergs Vergrößerung am Rhein hege das preußische Ministerium. „Ich suche jede Gelegenheit auf, um auf die Generale Gneisenau und Müffling zu wirken, welche einen sehr großen Einfluß bei ihrer Regierung haben. Sicherheit aber für die Zukunft wird nur erreicht, wenn Frankreich kleiner und ärmer gemacht wird. England hat gut großmüthig sein; es hat seinen Zweck erreicht und nicht viel von Frankreich zu fürchten, auch wenn dieses mächtig bleibt. Preußen allein hat den wahren Gesichtspunkt über die Sicherstellung gegen Frankreich. Die persönlichen Eigenschaften des russischen Kaisers werden das größte Hinderniß bilden für ein energisches Verhalten gegen Frankreich. Oesterreich schwankt noch zwischen beiden Parteien. Preußen gibt sich alle erdenkliche Mühe, um Oesterreich auf seine Seite zu ziehen. Talleyrand nützt das alles aus; er wird die Integrität Frankreichs erhalten und so haben die Franzosen die Schlacht bei Waterloo gar nicht verloren.

„Eine Sicherheit gegen dieses Land Frankreich kommt eben nicht zustande; jede Macht beachtet nur das Momentane, nur den eigenen Vortheil. Es ist für die Menschheit ein Unglück, daß in dem gegenwärtigen wichtigen Augenblick, der vielleicht in einem Jahrhundert nie wieder zurückkehren wird, kein Mann unter denen sich befindet, welche das Zutrauen der Souveräne besitzen, der dieser

---

[1]) Gestützt auf diese Urkunden wird der Verfasser demnächst in einer Schrift: „Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815" die Vorgänge in Paris und Wien und die Feldzüge der beiden Jahre zu eingehender Darstellung bringen. — (Bemerkung des Herausgebers. Wir fügen hinzu, daß der Herr Verfasser auf das gleiche Aktenmaterial bereits eine tüchtige und anziehende historische Arbeit gegründet hat: „Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813"; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. Dieser stattliche Band begleitet Armee und Politik Württembergs durch jene beiden Jahre des Umschwungs, auf dem Zuge nach Moskau wie im deutschen Freiheitskriege bis zur Lossage von Napoleon. Er liefert eine zusammenhängende Reihe genau und anschaulich ausgeführter Bilder, die zugleich für die rheinbündische Geschichte überhaupt als typisch gelten dürfen, und zeichnet sich überdies durch ein sicheres Gleichgewicht zwischen historischer Gerechtigkeit und nationaler Gesinnung aus. Wir begrüßen in ihm eine angenehme Bereicherung unsrer geschichtlichen Kenntniß und freuen uns der Aussicht auf die versprochene Fortsetzung.)

Sache im eigentlichen hohen Sinne gewachsen wäre. Ein Oxenstierna würde sich auf den Standpunkt erhoben haben, von dem allein etwas Heilsames für Europa entspringen könnte; ein Metternich wird diesen Standpunkt nie finden. Wenn Metternich behauptet, es sei bedenklich, Provinzen von Frankreich loszureißen, weil das ohnehin schon so gefährliche Rußland dann nach Verhältniß auch für sich weitere Abtretungen in Polen (Galizien) fordern würde, so rechtfertigt er meine Behauptung."

Um des Besitzes von Galizien willen wurde so der Anspruch auf das Elsaß von Oesterreich geopfert. Wie Elsaß und Galizien in Wechselwirkung zu einander standen, wie nur durch den Verbleib des Elsasses bei Frankreich nach österreichischer Auffassung Galizien für das Haus Habsburg zu erhalten war, das deutet weiter unten auch Varnbüler in einem Bericht an; das ist aber auch längst ausgeführt bei Gagern, „Mein Antheil" 2c., V, 148 und durch Bailleu in Sybels Histor. Zeitschrift 1880, 44. Band, S. 264: Berichte des Grafen Münster vom 30. Januar und 23. Februar 1814, wonach Metternich mit Schrecken daran dachte, daß Kaiser Alexander das Elsaß an Oesterreich geben und dafür Galizien ganz oder theilweise an sich nehmen könnte.

Ursprünglich hatte es in Paris im Sommer 1815 den Anschein genommen, als wolle Oesterreich bezüglich der Hauptfragen Hand in Hand mit Preußen gehen. Mehr und mehr aber verließ Oesterreich seinen ersten Standpunkt und näherte sich im Laufe der Unterhandlungen der Anschauungsweise von England und Rußland, wenn es auch mit einigem Festhalten an soliden Friedensgarantien der ursprünglichen Auffassung treu blieb. Die preußische Politik nahm deßhalb Veranlassung, darzulegen, wie es ihr nicht um eigenen Gewinn an Land und Leuten zu thun sei, wie sie dahin strebe, die deutschen Grenzen überhaupt und die zunächst anliegenden Staaten zu verstärken. Das war es nun, was die Aussichten der süddeutschen Staaten auf Vergrößerungen so günstig gestaltete wie noch nie. Namentlich König Friedrich von Württemberg sah sich der Verwirklichung seiner innersten Herzenswünsche jetzt wirklich nahe gerückt. Jetzt konnte sein Verlangen nach einem Grenzwächteramt am Rhein und auf dem Rücken der Vogesen bestimmte Formen annehmen.

Bisher war der Landhunger der größeren Rheinbundstaaten für ihre Leistungen in Napoleons Kriegen mit wiederholten, aber jedesmal ziemlich bescheiden zugemessenen Gaben befriedigt worden. Jetzt aber ließ sich die bestehende Lage so ausbeuten, daß die Frankreich benachbarten Grenzstaaten einen tüchtigen Bissen abbekamen, daß Württemberg seine Bevölkerung vielleicht nahezu verdoppelte und zugleich aus der gedrückten Stellung, in der man doch manches über sich ergehen lassen mußte, herauskam.

Bei dem Versagen Oesterreichs aber setzte das feste Zusammenhalten Rußlands und Englands allen Anstrengungen der Preußen einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Die öffentliche Meinung in Deutschland, welche ihren Ausdruck fand in einem Theil der Presse, wie im Rheinischen Merkur, und sich kräftig kundgab in der preußischen Armee, war noch nicht mächtig genug, um die Hindernisse, welche durch dynastische und bureaukratische Engherzigkeit bereitet wurden, beiseite zu schieben. In Memoiren, in Denkschriften ohne Zahl, von denen die von Humboldt, vom Kronprinzen von Württemberg, von Gagern die bedeutendsten sind, kam die Berechtigung der aufgestellten Forderungen und der Unwille über die Zurückweisung zur Geltung. In den ersten Tagen des Monats September erreichte denn auch der Kampf in den Cabinetten der in Paris verhandelnden Mächte seinen Höhepunkt. Kaiser Alexander erließ den Befehl zum Rückmarsch seiner Armee in die Heimath, und es handelte sich schließlich darum, daß Preußen den Krieg gegen Frankreich allein fortsetze, Preußen mit seinen 11 Millionen Einwohnern, dessen alte Provinzen durchaus erschöpft waren, dessen neues Volk und Land noch nicht den bescheidensten Anfang gemacht hatte, sich in einen einheitlich fühlenden Körper zusammenzufügen.

In solcher Lage mußte Preußen geschehen lassen, was nicht hintanzuhalten war. Noch einen Rest der alten Forderungen suchte am 10. September Hardenberg zu retten. Vergebens. Es war alles aus. Wehrlos, arm und uneins sollte Deutschland bleiben; dahin lautete der Spruch von England und Rußland. Und das galt bei ihnen als selbstverständlich, als die eigentliche Bestimmung des deutschen Volkes. Hier liegt die Entscheidung und hier sind die Umrisse für Jahrzehnte der deutschen Geschichte zu suchen. —

In die auf einander folgenden Stufen des Ganges der Verhandlungen geben die Berichte der drei oben genannten Vertreter, verglichen zugleich mit den Aufzeichnungen anderer Mithandelnden, vielfachen Einblick.

Vom 25. Juli aus Paris schildert Graf Winzingerode seinem König die Lage so: Ein Besuch bei Metternich habe ihn belehrt, daß die Minister der vier Mächte ein einziges Cabinet bilden werden, um alle Maßnahmen der französischen Regierung zu überwachen und um die Forderungen an diese festzustellen. Der Herr Alexis de Noailles et tous les kaiseurs de Mons. de Talleyrand führten laute Klage über die Härte der Bedingungen, die man Frankreich auflegen wolle. — „Man ist sehr uneinig: England und Rußland widersetzen sich lebhaft jeder Verkleinerung Frankreichs. Von Seite Englands glaubt man, sein System sei eigentlich nicht feindlich gegen Oesterreich und Preußen gerichtet, sondern entspringe mehr der persönlichen Freundschaft des Prinzregenten und Wellingtons für Ludwig XVIII. Rußland ist verstimmt, weil seine Armee keinen Antheil an den Lorbeeren hat. Jetzt will es die Augen auf sich lenken dadurch, daß es die Grundsätze der Mäßigung und der Großmuth zu den seinigen macht. Den Engländern hat Kaiser Alexander gesagt: Im verflossenen Jahr haben wir euch die Thore von Paris geöffnet; diesmal habt ihr euch revanchirt.

„Am Tage seiner Ankunft hier mißbilligte der König von Preußen die Absicht Blüchers, die Brücke von Jena sprengen zu wollen. Seine eigenen Adjutanten aber tadelten diese Inschutznahme der Franzosen: die Preußen hätten Paris genommen und diese Rache sei für ihre Ehre nöthig; der König habe nicht das Recht, sie daran zu hindern. Ich habe das von einem preußischen Offizier, der Zeuge war. Wie mir ein russischer Adjutant sagte, ist die Abneigung des Kaisers Alexander gegen die preußische Armee und Regierung auf dem Gipfel. Nur seine Freundschaft für den König und die Nothwendigkeit der Eintracht halten ihn zurück.

Des Morgens um 8 Uhr, fährt Winzingerode fort, setze er sich en campagne, um den Geschäften nachzugehen. Sonst treffe man niemand; denn Paris sei ein schauderhafter Platz für Geschäfte, weil alle die Zerstreuungen aufsuchen. Die Zeit der Ordensregen war wieder gekommen, der Feste, der diplomatischen Hetzereien, die Zeit, da man jedem Schritt des Nachbars mißtraute: er könnte sich einen Vortheil aneignen; die Zeit, da man sich soweit sicher fühlte, um mit Hochgenuß sich Reibereien zu überlassen, wo auch unter der Weste des kleinsten Diplomaten und Generals das Bewußtsein lebendig wurde, mit zu den europäischen Mächten zu zählen.

Vom 5. August setzt Winzingerode hinzu: er und seine Collegen von Baden und Darmstadt hätten den Kanzler Fürsten Hardenberg noch nicht gesehen; dagegen habe er sich an Humboldt gewendet und dieser habe erklärt: „die

Interessen Preußens fallen zusammen mit denen Württembergs". Er wolle keine Vergrößerung für Preußen, würde aber dahin zielende Absichten Württembergs gern unterstützen. Jede positive Verbindlichkeit aber habe Humboldt sorglich vermieden. Ueber Rußland und Oesterreich sprach er sich mit Vorsicht aus.

Vom gleichen Tage schreibt Varnbüler dem König: „Obwohl man in der Armee und in ganz Deutschland mit Recht erwartet, daß zur Sicherung der Zukunft ein Stück Lothringen und das Elsaß von Frankreich abgerissen und Deutschland zugetheilt werde, um die starke Offensivstellung Frankreichs zu vermindern, so arbeiten doch die Franzosen mit Erfolg auf ihre Integrität hin, weil sich für diese auch Kaiser Alexander erklärt hat. Sie wollen sich lieber zu großen Geldopfern verstehen, welche dem russischen Curs aufhelfen könnten." — „Oesterreich," fährt Varnbüler fort, „ist ganz damit einverstanden; denn 1. hat es immer Angst wegen Galizien, 2. verzichtet es gern auf jede Stellung am Rhein, will 3. auch den süddeutschen Staaten keine Vergrößerung gönnen.

„Ich weiß bestimmt, daß die Oesterreicher nichts so sehr fürchten, als die Möglichkeit einer aufrichtigen Vereinigung der süddeutschen Staaten. In der preußischen Politik sind zwei verschiedene Richtungen: die Generale wollen die Beschränkung der französischen Grenzen, der Minister Hardenberg aber scheint nicht geneigt zu sein, sich zu isoliren. Die englische Diplomatie aber äußert nicht das mindeste Interesse dafür, daß Deutschland neue und gesicherte Grenzen bekomme. — Die Bayern beginnen zu fühlen, daß sie allein nicht mächtig genug sind, die Rolle eines selbständigen Staates zu spielen. Die furchtsamsten und abgeneigtesten deutschen Höfe beginnen einzusehen, daß es Zeit wäre, vereinigt zu handeln."

Es war seit lange Sitte geworden, politische Meinungen über die Gegenwart, Absichten für die Zukunft in Denkschriften niederzulegen, welche von Cabinet zu Cabinet wanderten, von Staatsmann zu Staatsmann, um dann zumeist in aller Stille begraben zu werden. Derartige Denkschriften, Memoires, gingen sowohl von den großen Staatsmännern aus, wie namentlich von den Vertretern der Mächte zweiten Ranges, welche nicht in den Berathungssaal der Großen zugelassen wurden, trotzdem dieß in den Accessionsverträgen stipulirt war. Seit den ersten Tagen des August scheint Wintzingerode im Auftrag des Kronprinzen und unter dessen Beihülfe mit Abfassung einer Denkschrift beschäftigt gewesen zu sein, welche den Standpunkt Württembergs in der Frage über Schaffung von gesicherten Grenzen für Süddeutschland klarzulegen bestimmt war.

Der Freiherr vom Stein erzählt, in der Mitte des Monats August habe der Kronprinz von Württemberg dem Kaiser Alexander eine Denkschrift zugestellt, welche er selbst ausgearbeitet und der Minister Graf Wintzingerode unterzeichnet habe. Am 31. August sandte der Kronprinz seine Denkschrift auch an Stein mit den Worten: „Euer Excellenz Verdienste um Deutschland, Ihre wahrhaft patriotischen Gesinnungen sind so bekannt, daß man mit Vertrauen Ihnen Wahrheiten vorlegen kann; in der beiliegenden Denkschrift sind die wichtigsten Fragen über unser süddeutsches Interesse behandelt; sollten Sie glauben, daß deren Mittheilung nutzen kann, so ist Ihnen überlassen, beliebigen Gebrauch davon zu machen. — Mit den Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung bin ich

Eurer Excellenz ergebenster

Paris, den 31. Aug. 1815. Friedrich Wilhelm."

Stein suchte auf dies hin eine Unterredung bei Alexander nach, um aber nur zu erfahren, er, der Kaiser, glaube sich zum Wiederhersteller der Religion in Frankreich berufen; jede Abtretung sei dem Ansehen und der Erhaltung des Königs von Frankreich nachtheilig. Capodistria fügte dem noch bei: Rußlands Vortheil sei, Frankreich stark zu lassen.

Auch Gagern erwähnt die Denkschrift des Kronprinzen mit dem Beisatz: „der württembergische Aufsatz ist sicher werth, in dieser Reihe deutscher Bestrebungen sehr beachtet zu werden, ja voran zu stehen. Ich lasse dahingestellt sein, was der Kronprinz selbst, dessen sehr fähig, was mein geschätzter Freund Graf Wintzingerode oder andere dazu beigetragen haben. Die Grundideen der Württemberger waren sehr richtig. Die großen Mächte glaubten übrigens, den freundschaftlichen Verhältnissen, den politischen Rücksichten gegen die süddeutschen Fürsten, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Nassau genug gethan zu haben, indem man die napoleonischen Erweiterungen, so vieler Reclamationen ungeachtet, im ganzen unangetastet bestehen ließ."

Graf Wintzingerode legt ausführlich die leitenden Gedanken dar, welche ihm bei Ausarbeitung der für die Vertreter der Mächte bestimmten Denkschrift zur Richtschnur gedient haben. — Die Erfahrung habe gelehrt, daß die Wiedereinsetzung der Bourbonen nur so lang Bestand habe, als die Truppen der Mächte in der Nähe bleiben. Es müssen daher Garantien geschaffen werden, welche Stand halten, auch wenn die Regierung in jenem Lande wechselt. Gerade der Beruf des württembergischen Hofes ist es, seine Stimme dafür zu erheben, daß die Frankreich benachbarten Staaten mit ausreichend starken Bollwerken versehen werden, um jeden Grund zur Besorgniß zu entfernen. Der Friede von Paris und die Bestimmungen des Wiener Congresses haben allenthalben befriedigt mit alleiniger Ausnahme der Staaten von Süddeutschland. Der jetzige Augenblick muß ergriffen werden, um die Lücke auszufüllen. Auf keiner Strecke der Grenze von den Alpen bis zur Nordsee sind die Grenzbollwerke von der Natur auf eine so in die Augen springende Weise gezogen, wie durch die Vogesen im Süden von Deutschland.

Es wäre überflüssig, hier alle die Argumente zu wiederholen, welche die Vereinigung von Elsaß mit dem Mutterlande fordern, aber es ist nicht überflüssig, auf die Einwürfe zu antworten, welche man diesem Verlangen von einer verbündeten Macht machen könnte, indem man vorbringt: die Bourbonen könnten sich nicht halten, wenn man sie zu Abtretungen zwingt, und ein Verschwinden Frankreichs aus der Liste der Großmächte würde das Gleichgewicht stören.

Solcher Einwand würde Beachtung verdienen, wenn man nachweisen könnte, daß die Bourbonen sich zu halten vermögen, wenn man ihnen keine Abtretungen zumuthet, und daß Frankreich die Angriffswaffe, die man ihm mit dem linken Rheinufer im Elsaß läßt, niemals dazu verwendet, wiederum die Ruhe zu stören.

Da diese Garantie aber einmal nicht gegeben werden kann, so würde eine größere Verschuldung darin liegen, die Interessen von Europa und die Sicherheit einer Reihe von Bundesgenossen einer Begünstigung der Bourbonen zum Opfer zu bringen, statt den Bourbonen oder vielmehr der französischen Nation die Garantien abzuverlangen, welche man jetzt fordern kann. Es handelt sich dabei keineswegs um die Abreißung eines Stücks von Frankreich, sondern einzig um die Zurückerstattung einer Provinz, die zu Frankreich gehört einzig nach dem Recht der Eroberung. Es handelt sich nicht darum, das Beispiel nachzuahmen, das Frankreich selbst seit 25 Jahren gegeben hat, sondern einzig darum, auf den germanischen Mutterboden eine Provinz zurückzuführen, welche ihm nur die Gewalt entrissen hat.

Durch die Zurückerstattung dieser Provinz würde Frankreich keineswegs seine Grenzsicherung verlieren, welche auch in den Vogesen besteht. Nur seine vornehmste Angriffs-

waffe würde Frankreich entrissen werden mit dem Besitz des linken Ufers am Oberrhein; Frankreich selbst würde an Bevölkerung und Quellen des Wohlstandes den angrenzenden Mächten doch stets überlegen bleiben.

Für den König Friedrich von Württemberg war der Gedanke an die Vogesengrenze nichts neues: er hatte darauf hingewiesen, schon zu Anfang des Jahres 1814, und jetzt eben zu Ende des Monats Juli 1815 schrieb er aus Ludwigsburg an Wintzingerode: die Mömpelgarder hätten, 500 Mann stark, eine Bittschrift um Einverleibung in den württembergischen Staat eingereicht. (Es ist diese Adresse, mit den ursprünglichen Handschriften bedeckt, noch vorhanden.) Eine mißliche Sache sei es, Entscheidungen treffen zu müssen, wenn doch täglich die Lage ein anderes Gesicht zeige, nicht nach Grundsätzen, sondern von Menschen geleitet, welche augenblicklichen Eindrücken folgen. „In diesem Sinn habe ich meinem Sohn geschrieben." — Und den Anstoß zu der Denkschrift gebend, fügt der König bei: „Der Friede von Paris und die Wiener Verträge haben überall gegen Frankreich Bollwerke geschaffen mit alleiniger Ausnahme der süddeutschen Staaten. Auf diese Lücke will Se. Majestät die Aufmerksamkeit der Mächte lenken. Diese Pflichten, Sicherheiten zu schaffen, bilden heute das vornehmste Geschäft des Königs von Württemberg."

Graf Wintzingerode fährt in der Zusammenstellung seiner Denkschrift fort und hebt zunächst hervor: nicht von den Bourbons, sondern von Frankreich habe man Sicherheit zu verlangen; Frankreich habe sich von den Bourbons getrennt. Bei der Frage, ob es hinreiche, nur einige Punkte oder die ganzen Vogesen zurückzunehmen, haben diejenigen Verbündeten doch wohl die Hauptstimme, welche Jahrhunderte lang gegen Frankreichs Ehrgeiz gerungen und nach endlichem Unterliegen lange und grausame Jahre der Trauer, der Erniedrigung, der Verzweiflung hindurch das Joch dieses unruhigen Nachbars getragen haben.

Es schließt die Denkschrift, welche officiell als die Denkschrift des Kronprinzen oder des Grafen Wintzingerode bezeichnet wird, aber in Wirklichkeit die Ansichten des Königs selbst wiedergibt, mit den Worten:

„Die Verstärkung Süddeutschlands ist eine Nothwendigkeit, wie viele traurige Erfahrungen bewiesen und alle aufgeklärten Cabinette anerkannt haben. Eine bloße Schleifung der Festungen erreicht diesen Zweck nicht; sie erniedrigt und erbittert ein Volk, ohne es zu schwächen. Der Erwerb der Festungen selbst ohne das zugehörige Land ist eine Last für den Eroberer und eine Plackerei für den Verlierenden. Nicht die Festungen Hüningen, Schlettstadt, Straßburg und Landau, sondern der Boden des linken Rheinufers ist es, der, wenn er den Franzosen belassen wird, früher oder später die Sicherheit von Süddeutschland und dadurch die Ruhe von Europa bedroht.

„Den Einwand wird man nicht zu widerlegen brauchen, daß Süddeutschland deßhalb keiner Bollwerke bedürfe, weil die Heere der großen Mächte zu seiner Vertheidigung nahe genug seien; es wäre das eine Beschimpfung für Völker, welche 20 Jahre lang die Heere aller Nationen beherbergten, welche durch Ströme Bluts und schmerzlichste Opfer das Recht erlangt haben, endlich zu fordern, daß sie in den Stand gesetzt werden, sich selbst zu vertheidigen. Sie fordern dieses Recht, und die Regierung, welche ihnen ihre Stimme leiht, erfüllt damit eine heilige Pflicht.

„Die öffentliche Meinung in Deutschland fordert diese Maßregel, und auf beiden Seiten des Rheins würde ein allgemeiner Schrei des Unwillens sich erheben, wenn der einstimmige Wunsch der verbrüderten Volksstämme nicht erhört und der Deutsche im Breisgau und in Zweibrücken sich nochmals verdammt sähe, in dem Deutschen von Mömpelgard oder Saarburg einen Feind zu erblicken.

„Den Entrüstungsschrei der Franzosen darüber braucht man so wenig zu hören, als man ihr Geschrei wegen Belgiens Verlust beachtete. Wollte man sich an die Franzosen kehren, so dürften die Verbündeten sich weder an einer Festung, noch an irgend einem Kunstwerk, noch an ihren Börsen vergreifen und müßten mit unsichtbaren Lorbeeren abziehen. Sonstige Gebietsveränderungen wären gar nicht erforderlich, wenn man nur das Elsaß zur Verstärkung der süddeutschen Staaten verwendet, welche sich in erster Linie den Angriffen Frankreichs bloßgestellt sehen. Eine solche Vergrößerung könnte niemand beunruhigen, die Süddeutschen aber würden sich dadurch in den Stand gesetzt sehen, diejenige Truppenzahl und diejenigen Festungen zu unterhalten, welche nothwendig sind, um einem ersten Anlauf zu widerstehen."

Es ist, von Nichtdeutschen, auch in unsern Tagen behauptet worden: ganz Europa würde der Ruhe zurückgegeben sein, wenn Elsaß und Lothringen wieder an Frankreich fallen würden; dann würde man an Frankreich einen friedlichen Nachbar gewinnen, die ganze Waffenrüstung Europa's könnte fallen. Nun, Frankreich hat Jahrhunderte lang Elsaß und Lothringen besessen, ohne sich dadurch zum Ruhehalten bewegen zu lassen; es hat seine Angriffe auf Deutschland wiederholt unternommen, trotzdem es Elsaß und Lothringen besaß, und es konnte diese Angriffe durchführen, weil es im Besitz von Elsaß und Lothringen sich befand, im Besitz der Schlüssel zu unserm Haus.

Aus Ludwigsburg vom 25. August 1815 fügte der König noch bei: „Diese energische Denkschrift soll eingegeben werden, sobald die Unterhandlungen angefangen haben. Sie führt die Sprache, wie sie allein einer gesunden Politik angemessen ist, zumal in einem Augenblick, wo, was selten mehr zusammentreffen wird, man die Macht und die Mittel in Händen hat, um sich auf immer gegen Frankreich zu decken."

„Um endlich," fährt der König fort, „auf den Hauptpunkt, auf die Länderabtretungen zu kommen, so können wir unter den vorliegenden Umständen, wo jeder Theil nach seinen besonderen Vortheilen an sich zu reißen sucht, was er nur erhoffen kann, nicht mehr auf dem moderaten System beharren, wonach wir im vorigen Jahr gehandelt haben. Die Schwierigkeit bei allen Acquisitionen besteht eben immer in der Nothwendigkeit, von Baden Landestheile abreißen zu müssen. Um diese Schwierigkeit zu vermeiden, so haben Wir Unser Hauptabsehen auf Mömpelgard gerichtet."

Mit dem Gebiet von Mömpelgard möchte der König die Seigneurien im Elsaß, den Bezirk von Pruntrut und den badischen Seekreis verbinden, wofür dann Baden im Elsaß entschädigt werden könnte. — „Sondiren Sie Humboldt und Capodistria", fährt der König an Wintzingerode fort; „dem Metternich und Hardenberg unsre Wünsche vorzutragen, nutzt nichts; der eine lügt Sie an, der andere schweigt. Seien Sie aufmerksam wegen Mömpelgard und vergessen Sie den rechten Augenblick nicht. — Das Memoire von Humboldt gefällt mir ziemlich; mit dem Ihrigen bin ich ganz einverstanden, aber ich will nicht, daß man unter den jetzigen Umständen Meinem Ministerium einen unnützen Versuch nachsagt."

So scheint es, die Denkschrift wurde nie officiell an die vier Mächte überreicht; denn ein günstiger Moment erschien eben nie. Unter der Hand scheint sie bei den Staatsmännern nach Steins Aussage circulirt zu haben. Aber im ganzen blieb sie wohl akademische Stilübung, bei der sich der König, der Kronprinz, Wintzingerode von der Seele schrieben, was sie drückte. Die weiteren Berichte Wintzingerode's an den König bestätigen die Verschlimmerung der Aussichten in Paris. Vom 10. August läßt er sich so vernehmen:

Digitized by Google

„Metternich und die anderen sind erstaunt über die Petition mit ihren zahlreichen Unterschriften aus Mömpelgard. Hier in Paris wird gerade nicht so viel getanzt wie auf dem Congreß in Wien, aber schneller geht die Sache auch nicht. — Es scheint, daß Preußen in manchem von seinen Ansprüchen herabgestiegen ist. Man schreibt diese Aenderung dem Wunsch des Herrn v. Humboldt zu, als Gesandter hier bleiben zu können. Gewiß ist, daß Talleyrand in Wien kein Hehl daraus machte, wie sehr ihm eine solche Wahl zuwider wäre, und jetzt hat er ihn verlangt.

„So ist wenig Aussicht vorhanden, daß man von Frankreich eine Abtretung erlangen wird. Die Früchte des blutigsten Sieges und der riesigsten Anstrengungen werden von neuem verloren sein, beinahe wenigstens. Die Ueberlegenheit des französischen Ministers über die unfrigen und die wenige Harmonie, welche sowohl zwischen den einzelnen Staaten als auch im Innern der einzelnen Cabinette selbst herrscht, bringen diese Consequenzen unfehlbar hervor. Resselrode und Capodistria, Metternich und Baldacci, besonders Humboldt und Hardenberg sind noch weniger einig als Preußen und Rußland. Die heftigsten Scenen aber haben Blücher und Gneisenau aufgeführt nicht nur gegenüber von Schwarzenberg, sondern auch von Hardenberg. Diese zwei Generale haben im Namen der preußischen Armee erklärt, daß Preußen sich nicht zufrieden geben könne mit der gegenwärtigen Zusammenstellung seiner Provinzen, welche nur das Skelett eines Staates vorstellen, nicht aber einen Staat selbst, daß Preußens Volk und Armee sich mit ihren Opfern ein Recht erworben hätten, zu fordern, daß man aus Preußen endlich einen Staat mache, und wenn man sich dessen weigere, so würden sie die Mittel anwenden, welche sie besitzen pour opérer une revolution en Allemagne. Fürst Hardenberg hat sich beim König beklagt und dieser die beiden Generale zurecht gewiesen und ihnen verboten, sich in Politik zu mengen. Blücher hat schon zweimal seinen Abschied verlangt, aber er ist ihm verweigert worden.

„Der einzige nützliche Schritt, den wir Württemberger thun können, ist, eine Note in Circulation zu setzen, ein Memoire in vertraulicher Weise im Sinn vom zweiten Theil meiner Denkschrift. Aber wir müssen diesen Schritt allein thun, weil Bayern sich weigert, sich uns anzuschließen, und weil wir die beiden Großherzogthümer nicht voranstellen dürfen.

„Graf Rechberg, der bayerische Gesandte, sagte mir, es sei ihm durch seine Instruction verboten, irgend eine Abtretung von Frankreich und irgend eine Vergrößerung für Bayern zu verlangen, um Oesterreich jeden Vorwand zu nehmen, das Innviertel und Salzburg zu reclamiren, auf welche Bayern nicht anders verzichten will als nur gegen die Rheinpfalz. — Preußen, Bayern, Holland für unser Project mit dem Elsaß zu interessiren, dürfte schwer fallen; Preußen hat von seinen Ansprüchen nachgelassen und will den Kaiser Alexander nicht allzusehr gegen sich aufbringen; Holland wird nicht wagen, eine andere Meinung zu haben als England, und Bayern hat seine besonderen Weisungen."

So erscheint Württemberg als der einzige Staat, der neben einigen kleineren festhielt an der Forderung von Elsaß. Denn nicht um die Festungen allein handle es sich, sondern um den Boden des ganzen linken Rheinufers; das war ja der Inhalt der Denkschrift.

„Pozzo di Borgo," fährt Wintzingerode fort, „soll an Frankreich verkauft sein, so gut wie Madame de Courlande et de Rohan, mit denen Kaiser Alexander seine Abende verbringt und dank diesem Einfluß fester als je ist in seinem Protectionssystem gegenüber von Frankreich. In diesem Sinn hat er auch mit Madame de Baur gesprochen, die Audienz bei ihm hatte. Er sagte ihr unter anderem: er sei nur nach Paris gekommen, um Frankreich zu protegiren, nichts werde entschieden ohne ihn.

„Der badische Gesandte Berstedt hat in einer Audienz bei Kaiser Alexander zu widersprechen gewagt, als davon die Rede war, Frankreich zu schonen und es ja nicht zur Verzweiflung zu bringen. Da fiel der Kaiser mit großer Lebhaftigkeit ins Wort: ‚Ich weiß wohl, daß dies die Ansicht mancher Leute ist, aber niemals ist sie oder wird sie die meinige.'

„Ich schmeichelte mir, daß die Herren vom Stein und v. Anstedt, welche vor einiger Zeit angekommen sind und die Wiedervereinigung der ehemals deutschen Provinzen mit la mère patrie sehr warm befürworten, eine Aenderung in den Ansichten des russischen Kaisers hervorbringen werden. Aber ich erfahre, daß sie wenig Credit mehr haben.

„Herr vom Stein hat erklärt, er wolle nicht lebendig aus Paris kommen, wenn man nicht Elsaß und Lothringen an Deutschland gebe. Ich fürchte aber, der Jakobiner da nord wird sein Wort so wenig halten wie der gekrönte Jakobiner das seinige hielt, nicht lebendig den Bellerophon zu verlassen. Herr v. Wessenberg, von dem man sagt, daß er großen Einfluß bei der Bequemlichkeit und Talentlosigkeit seines Herrn ausübe, ist gleicherweise unsern Ansichten entgegen.

„Nach all dem sehe ich nur eine Hoffnung: daß nach unserm Abmarsch der Bürgerkrieg in Frankreich ausbricht, daß wir alle wieder erscheinen, um dann von Rußland herauszuschlagen, daß man die provisorisch besetzten Provinzen endgültig behält und unter sich theilt.

„Rußland bekommt Furcht, man werde ihm Vorwürfe machen wegen Verraths an der allgemeinen Sache, als wolle es, ohne nur einen Tropfen russischen Blutes vergossen zu haben, die Mächte der Früchte ihres Erfolgs berauben und nichts thun als Frankreich protegiren. Es geht ziemlich mit England zusammen, das eine Occupation für eine bestimmte Zeit verlangt. Man vermuthet, daß England unter der Hand die Bourbonen ermuntert, keine Abtretungen zu machen und sie auch heimlich mit Geld unterstützt.

„Die Verhandlungen schleppen sich so hin, Metternich zeichnet Caricaturen, und Castlereagh liest die Zeitung. Es regnet Denkschriften von Hardenberg, Capodistria, Gagern, Wessenberg, Stein u. a. Alle diese Memoires haben nur den Zweck, die Talente ihrer Verfasser zu enthüllen; sie überzeugen niemand."

Ob es jetzt zweckmäßig sei, wenn er seine Denkschrift wegen des Schutzes für Süddeutschland übergebe, fragt Wintzingerode an; Capodistria räth ab, es sei dem Kaiser Alexander nicht angenehm, wenn darauf die Rede komme; die Württemberger sollen auf einen günstigeren Zeitpunkt ihre Sache aufschieben.

„Ich zweifle aber," sagt Wintzingerode, „ob dieser Moment kommen wird, hier wenigstens nicht. Metternich sagt immer, bis 10. September sei alles beendet; Kaiser Alexander spricht ebenso und steht immer auf dem Sprung, abzureisen sammt seiner Armee; die preußischen Truppen dagegen legen Magazine an; ein Labyrinth von Widersprüchen. — Gagerns Denkschrift habe ich gelesen; er hat geschrieben als niederländischer Minister, aber wie ein deutscher Edelmann. — Es gibt riesige Diners. Namentlich wurde das Fest Ludwigs XVIII. begangen, wobei Metternich den Toast auf den König ausbrachte. Bald darauf erhebt sich Talleyrand und liest mit Würde seinen Toast: ‚Auf das Wohl der verbündeten Souveräne, welche, die Gefahren der Gegenwart wie der Zukunft im Auge, sich vereinigen, um die Civilisation von Europa in ihren Schutz zu nehmen, um den Keim der Revolution zu unterdrücken und den

Geist der Eroberung zu zerstören!' — Es erschien sehr lächerlich, uns ein Diner und zugleich eine Lection zu geben. Andern Tags hielt der König Cercle und ignorirte auffallend den Fürsten Wrede, der die ihm unterstellten Departements sehr streng verwaltet."

Neben Württemberg trat am 13. August der preußische General v. d. Knesebeck mit einer Denkschrift für die Sicherung der Grenze ein: es sei ein gefährlicher Irrthum zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Schonung und Großmuth geneigt machen; die Rückgabe der Eroberungen Frankreichs sei unerläßlich. Nicht um eigene Eroberungen handle es sich, sondern um Sicherheiten; man solle den gegenwärtigen theuer erkauften Augenblick nicht nutzlos verstreichen lassen.

Der Vorschlag, das Elsaß dem Kronprinzen von Württemberg zu geben (wodurch bei seiner Thronbesteigung in Württemberg sich nahezu eine Verdoppelung des ererbten Besitzes ergeben hätte), durchkreuzte zwar den österreichischen Plan, Elsaß und Lothringen zu einer Ausstattung für den Erzherzog Karl zu verwenden; doch schien Kaiser Alexander zu Zeiten geneigter, dem Kronprinzen und dadurch seiner Schwester Katharina und deren Nachkommen ein schönes Land zu sichern. Allein im Augenblick war Alexander gegen den Kronprinzen mißgestimmt und nahm seine Pläne nicht gut auf, welche ihn ohnedieß in seinen vorgefaßten Absichten zu Gunsten Frankreichs störten.

Unter die ernsthaft aufgestellten Projecte hat die Absicht, den Kronprinzen von Württemberg zum Regenten im Elsaß zu machen, wohl nie gehört. Aber auch auf den viel bescheideneren Plan, Theile des Elsasses oder einzelne Festungen in deutschen Besitz übergehen zu lassen, verzichtete man allmählich in den Conferenzen. —

Derselbe Wilhelm von Württemberg, der im Sommer 1815 als Kronprinz so tapfer mit seiner Denkschrift für den Erwerb des Elsasses eintrat, hat sich im Jahre 1854 als König in bezeichnender Weise über denselben Gegenstand, über die Bedeutung von Elsaß und Straßburg für Süddeutschland ausgesprochen. Es handelte sich im Jahre 1854 darum, daß unter dem Vortritt Preußens die deutschen Staaten sich eng zusammenschlossen, um im gegebenen Falle Front gegen Frankreich machen zu können. Damals sprach König Wilhelm von Württemberg so zu dem Vertreter der preußischen Regierung:

„Hüten Sie sich, die Menschen anders zu beurtheilen, als sie sind. Geben Sie uns Straßburg, und wir werden einig sein für alle Fälle. So lange aber Straßburg ein Ausfallthor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der deutsche Bund zu Hülfe kommen kann. Der Knotenpunkt liegt in Straßburg; denn so lange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hinderniß für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben."

So sprach im Jahre 1854 derselbe grundverständige Mann, der 40 Jahre vorher genau mit denselben Gründen ausführlich dargelegt hatte, daß er sich das Recht erworben, den Hausschlüssel für die Thüre Süddeutschlands zu verlangen.

In zornigen Thränen, in bitteren Betrachtungen suchten sich die enttäuschten Gemüther zu erleichtern in den Jahren 1814 und 1815, 1840 und später, als man die Wahrnehmung machen mußte, wie der Schlüssel zum Hause, ja die Hausthüre selbst dem deutschen Lande von den Fremden vorenthalten blieb.

Und doch liegt in der tiefen sittlichen Entrüstung darüber, daß die fremden Mächte gelassen zusehen konnten, wenn die Franzosen und Dänen Stücke vom deutschen Land abrissen, daß die Fremden uns auf die Finger klopften, wenn wir unser Gut wieder haben wollten — in dieser sittlichen Entrüstung liegt im Grunde nur der Nachweis für unsre vollendete politische Unschuld und Naivetät. Wie konnten wir doch nur erwarten, daß die Fremden sich für unsre Wohlfahrt interessirten, da doch in ihrem Vortheil viel mehr unsre Zerrissenheit, Schwäche und Wehrlosigkeit lag? Erst später, als wir das Unschuldskleid zum großen Theil abgestreift, lernten wir die alte Wahrheit schätzen: Man muß nur können, um zu dürfen! Und heute noch sind wir damit beschäftigt, uns recht klar zu machen, welche Wohlthaten sich aus dem nationalen Egoismus ableiten lassen.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. Neue Novellen. Was in den sechs Novellenbändchen enthalten ist, die hier besprochen werden sollen, das sind meistens Kleinigkeiten, sowohl dem Umfang als der Bedeutung nach. Darin liegt wohl auch unsre Rechtfertigung dafür, daß wir sie kurz behandeln.

Cäsar Flaischlen nennt die beiden Novellen, die den Titel seines Buches [1]) bilden, Skizzen, aber er gibt mehr, als er verspricht. Man könnte sie auch als Seelenanalysen oder Stimmungsmalereien bezeichnen, jedenfalls widerspricht die sorgfältige Ausführung dem Begriff Skizze. Professor Hardtmut, der müde gewordene Mann, der nie recht jung gewesen und der daran stirbt, daß er der ihm lieb gewordenen Gewohnheit beraubt wird, ist recht gut gezeichnet. In der zweiten Novelle ist der Nebentitel doch vielleicht übertrieben. Dem Ideal anhängen und es hochhalten kann jeder, wer es aber zur Grundlage der Existenz machen, wer eine Familie darauf gründen will, für den ist es eben nicht mehr das Ideal. Der unzufriedene, immer vergeblich ringende Jost ist wohl eine häufig im Leben vorkommende Figur, die standhaft und gläubig an ihm hängende Hannie ist hübsch und sympathisch geschildert.

Einer von den „Modernen" ist jedenfalls der Autor der „kleinen unscheinbaren Skizzen", die unter dem Titel „Modelle" [2]) vereinigt sind, **Georg Hermann**. In der Beschränkung zeigt sich wohl der Meister, es ist aber nicht die Beschränkung allein, die den Meister macht. Unter den knappen Skizzen, die theilweise gar eine gute Beobachtungsgabe des Verfassers zeigen, theilweise aber auch hübsche, stachlige Pointe haben, sind einzelne, aus denen sich wohl, wie es in der Vorrede heißt, „mehr machen ließe", meistens wirken sie aber durch die Kürze. Ferdinand Groß und Marie Eboer haben auch manche kleine Geschichten geschrieben, aber dort liegt doch mehr darin, Gemüth und Seele!

„Die gehetzten Seelen", Novelletten von **Kurt Martens** [3]) haben etwas gezwungenes, gleich der koketten Widmung „Meinen verschiedenen Stimmungen dankbar zugeeignet", doch hat der Verfasser Phantasie und Gestaltungskraft und man wird vielleicht noch Gutes von ihm erwarten dürfen, wenn er reifer geworden, wenn er namentlich den ungesund erotischen Zug überwunden hat, der in einzelnen Novellen hervortritt.

Dora Doecker zeigt in den drei tragischen Novellen „Mütter" [4]) starkes Erzählertalent und den Muth, herbe und düstere Stoffe ohne Schonung und Vertuschung durchzuführen. In „Sturm", der bedeutendsten der drei Geschichten, und in „Eine Mutter" ist die wild bewegte See kraftvoll und lebendig dargestellt. Die Berliner Geschichte „Für ihr Kind" ist etwas romanhaft, aber die Situation und die Menschen treten frisch und lebhaft hervor.

Sehr hübsch ist die Sammlung „In Licht und Sonne" von **R. v. Seydlitz**. [5]) Fröhlicher Humor, heitere Lebensfreude und reiche Phantasie vereinigen sich, die anspruchslosen Geschichten, die aus Erinnerungen und Eindrücken eines offenbar viel gereisten Mannes entstanden sind, zu einer recht genußreichen Lectüre zu machen. Einzelne darunter, so „Porto Felice" und „Die letzte Nelke", könnten fast von Maupassant geschrieben sein, nur ist Seydlitz nicht ganz so graziös, dafür aber auch nicht entfernt so frech, wie Maupassant in seinen kleinen Geschichten.

---

[1]) Professor Hardtmut, Charakterstudie. Flügelmüde, ein Abschnitt aus dem Leben eines jeden. Berlin, F. Fontane u. Co. 1897.
[2]) F. Fontane u. Co., Berlin.
[3]) Ebd.
[4]) Ebd.
[5]) Ebd.

In „Franz Friedrich Ferdinand und Anderes“ [1]) endlich von Ernst Muellenbuch (E. Lenbach) treten die früher von uns gewürdigten guten Seiten dieses unmuthigen Erzählers hervor (vgl. Beilage vom 26. Juni 1896 Nr. 146), leichtflüssige Darstellung, schalkige Laune und gute Charakteristik. Die vormärzliche Titelnovelle und das Capriccio „Daphnis und Chloe“ klingen ganz an die Riehl'sche Schreibart an, die „Silberdistel“ setzt im Ton der Familienblattgeschichte ein, dann aber schlägt der Ton zur Satire um. Doch ist der satirische Zug, der auch in einzelnen anderen Geschichten hervortritt, nicht sehr bösartig, nur ein Kratzen mit kurzen Nägeln. Muellenbuch ist nicht gerade ein Autor, der uns packt und mit fortreißt, aber man liest ihn mit Behagen und kehrt auch gern zu ihm zurück.

* Einem Vortrag, den Prof. Studer auf der 79. Jahresversammlung der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft in Zürich über die Geschichte des Hundes gehalten hat, entnimmt die „N. Z.“ folgende Aufstellungen: Es sind fünf Stammformen, von denen drei in den Pfahlbauten vorkommen, während die beiden übrigen zur Bronzezeit lebten. Der am längsten bekannte Vorfahr unserer Hunde ist der sogenannte Torfhund, von dem jüngst verstorbenen Zoologen Rütimeyer zuerst beschrieben; dieser Hund war in der neueren Steinzeit der Begleiter des Menschen, und von ihm stammen alle unsre Spitze und Pinscher ab. Schädel und andere Knochenreste des Torfhundes sind in großen Mengen in den Pfahlbauten gefunden worden, und schon zu jener Zeit konnte man eine Unterscheidung zwischen Spitz und Pinscher machen. An manchen Stellen, z. B. bei Baden im Aargau, fand sich der Torfhund noch zur Römerzeit. Eine Reihe der heute beliebtesten Hunderacen leitet ihren Ursprung von einem Hunde aus der Steinzeit her, der nach dem russischen Gelehrten Inostranzew benannt ist und zuerst von Anutschin in Ablagerungen am Ladoga-See, später auch in dem Pfahlbau von Font am Neuchateler See gefunden wurde. Am reinsten hat der sibirische Schlittenhund, der sogenannte Laika, den Typus jenes Hundes bis auf unsre Zeit bewahrt, außerdem aber verdanken wir ihm auch die Entstehung des Neufundländers, des Bernhardiners und der Doggen und ihrer Zwergformen, deren kleinste unser Mops darstellt. Der dritte Hund aus der Steinzeit wurde von Studer selbst in einem Pfahlbau am Ueberlinger See gefunden, er ist groß und schlank gebaut und hat eine vollkommen übereinstimmende Schädelform mit dem schottischen Deerhound; von diesem Hunde stammen die Hirschhunde und die irischen Wolfshunde ab. Zur Zeit, als die Gallier in der Schweiz weilten, war dieser Hund dort im ganzen Lande verbreitet. Ein Hund der Broncezeit, der den lateinischen Namen canis familiaris matris optimae (Haushund der Göttinmutter) erhalten hat, ist der Ahn unsrer Schäferhunde und Pudel. Eine kleine alte Hunderart endlich, ebenfalls aus der Bronzezeit stammend, hat den Jagdhunden das Leben gegeben. Eine ganz besondere Entstehung hat die Race der Windhunde, deren Vorfahren namentlich in der Umgebung des Mittelmeeres und besonders in Aegypten von den ältesten Zeiten an dem Menschen gehalten wurden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Formen die größte Aehnlichkeit mit dem Pariahunde besitzen, der also als die Stammform unsrer Windhunde zu betrachten ist.

* Die sogenannte „Londoner Universität“ ist bekanntlich eine bloße Prüfungsbehörde. Seit langer Zeit sind indessen Pläne aufgestellt und Anstrengungen gemacht worden, sie zu einer lehrenden Anstalt auszubauen, bisher ohne Erfolg. Das Fehlschlagen dieser Versuche und die Zurückziehung der Regierungsvorlage über denselben Gegenstand haben nun den Anlaß gegeben, daß diejenigen, die sich für die Sache interessiren, einen anderen Weg einschlagen wollen. Es sollen nämlich die bestehenden höheren Lehranstalten Londons als eine besondere Universität unter dem Titel „University of Westminster“ zusammengefaßt werden. Man hofft, auf diese Weise die Schwierigkeiten zu umgehen, die sich den früheren Versuchen entgegengestellt haben.

* Berlin. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat, wie die „Nat.-Lib. Corr.“ bemerkt, im Vollzug der Landtagsbeschlüsse, betreffs der Besoldungsreform Umfrage bei den Universitätsprofessoren gehalten, um festzustellen, wer sich dem neuen Besoldungssystem unterwerfen will und wer nicht. Bekanntlich blieb es den beim Inkrafttreten der Neuerung schon angestellten Professoren freigestellt, ob sie ihre bisherigen Bezüge (festes Gehalt und Collegiengelder) weiterhin behalten oder nach dem neuen System ihr Diensteinkommen aus Grundgehalt, Dienstalterszulage und der Hälfte der Collegiengelder zusammengesetzt sehen wollten, wobei dann die andere Hälfte der letzteren Gelder in die Staatscasse fließt, beziehungsweise zu einem Ausgabefonds vereinigt wird, welcher „zu jährlichen Zuschüssen an etatsmäßige Professoren mit geringfügigen Nebenbezügen“ bestimmt ist. Wie sich erwarten ließ, haben diejenigen Lehrer, deren Einkommen zur Zeit schon höher ist, als es nach dem neuen System sein würde, sich für Beibehaltung des bisherigen Besoldungsverfahrens erklärt. Man hat vor kurzem in Bezug auf die Besoldungsreform Zweifel geäußert, wie es mit der Berechnung der gestundeten Collegienhonorare eingerichtet werden soll, und Besorgnisse wegen einer möglicherweise bevorstehenden Erschwerung solcher Stundungen kundgegeben. Diese Besorgniß erscheinen durchaus unbegründet, wie denn auch bei den Landtagsverhandlungen und -beschlüssen die Berechnung der gestundeten Gelder geregelt ist. Die in einem Jahre buchmäßig gestundeten Honorare werden bei der Berechnung des Antheils an den Collegiengeldern einfach ignorirt. Hingegen werden die in demselben Jahre thatsächlich eingegangenen, in früheren Jahren gestundete Gelder mit in Anrechnung gebracht. Also die Berechnung ist gesetzlich genauestens und, wie bei den Verhandlungen des Landtags sich ergab, in allseits befriedigender Weise geordnet und die Einrichtung der Stundung von Collegienhonoraren bleibt von dieser Neuerung völlig unberührt.

ir. Aus den Niederlanden. Prof. Dr. Ruge (Anatom) in Amsterdam hat infolge seiner Berufung nach Zürich gegen Mitte October seine Entlassung erbeten und erhalten. Dr. D. Simons, Advocat beim Gerichtshof in Amsterdam, wurde zum Professor für Strafrecht an der Universität Utrecht, als Nachfolger des Prof. Pols, ernannt. — Kürzlich hat sich ein Verein gebildet, der das Haus, in welchem Spinoza zu Rijnsburg wohnte, käuflich erwarb und dort nun alles zusammenbringen will, was sich von diesem Philosophen erhalten hat. Viel wird das wohl kaum sein, denn sein Hab und Gut wurde 1677 öffentlich versteigert und zerstreut. Nur einige Bücher und Briefe sind davon erhalten geblieben. Den Nachforschungen des Hrn. Servaas van Rooyen gelang es ferner, seine einstige Bibliothek zu ermitteln, welche man nun wieder zu sammeln wünscht und dazu die Mitwirkung aller Spinozafreunde erbittet. Außerdem sollen auch seine Werke dort eine Stelle finden, und was man sonst noch ermitteln und erlangen kann. Bekanntlich besitzt die kgl. Bibliothek im Haag eine bedeutende Spinozasammlung. — In Eicheren, einem Dorf in Nordbrabant, wo schon früher fränkische Alterthümer gefunden wurden, hat ein Bauer einen Topf mit 65 Merovingermünzen aus dem 6. und 7. Jahrhundert gefunden. Es sind theils in Gallien verfertigte Copien byzantinischer Kaisermünzen (von Anastasius, Justinus I., Justinianus I., Justinus II., Mauritius und Tiberius) — theils Merowingermünzen, welche zu Amiens, Orleans, Sion (in der Schweiz), Noviomagus, Trajectum rc. geprägt wurden. (Vergl. auch „Museum“ vom Monat August.) — Bei dieser Gelegenheit will ich auch auf den eben erschienenen „Catalogus der muntverzameling van het koninklyk oudheidkundig genootschap & Amsterdam“ von Joh. W. Stephanik hinweisen. Der Verfasser, welchem gründliche Kenntnisse, große Belesenheit und praktischer Blick nachgerühmt werden, hat darin nicht nur die Schätze der Gesellschaft verzeichnet, sondern damit eine Art Handbuch oder Leitfaden verbunden, welcher allen Sammlern als Führer und Berather dienen kann.

* Winkau. Am 12. d. M. starb im nahen Dorfe Ljublin 79jährig noch schwerem Leiden der Akademiker Feodor Iwanowitsch Buslajew, von 1841 bis 1881 Professor für russische Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, hervorragend als Kenner und Bearbeiter beider Wissensgebiete, mit denen er auch vergleichende indoeuropäische Studien zu verbinden wußte. Seine Hauptwerke gelten der historischen Grammatik der russischen Sprache und dem russischen Heldenepos. — Am 15. wurde auf dem Jungfernfelde dahier, im sogenannten klinischen Viertel, das oft besprochene Denkmal des großen Chirurgen Virchow feierlich enthüllt.

[1]) Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Vervielfältigung (17179)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie“. So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuhaus a. D.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 21. August. Nummer 187.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein neues Ziel der französischen Sociologie. Von Dr. Hermann Jantzen. — Die Zurückforderung von Elsaß-Lothringen in Paris 1815. II. Von Dr. Albert Pfister. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein neues Ziel der französischen Sociologie.

Von Dr. Hermann Jantzen.

Frankreich ist nicht mehr die „große Nation“; es steht nicht mehr an der Spitze der gebildeten Welt, weder in politischem, noch socialem, noch wissenschaftlichem Sinne. Es ist aus dieser Stellung verdrängt durch Völker germanischer Abkunft, und namentlich die angelsächsische, die englische Race hat es im Kampfe um den Welthandel und die culturelle Eroberung der Welt weit überflügelt. Diese Thatsache hat den bekannten französischen Sociologen Edmond Demolins, den Herausgeber der Revue „la Science sociale“, zu seinem neuesten Buche[1]) veranlaßt, welches einer Untersuchung über die Ursachen dieses allmählichen Rückganges von Frankreich und des stetigen, unaufhaltsamen Vordringens von England und Nordamerika gewidmet ist. Zugleich sucht er dann aus ihrer Erkenntniß die Mittel zu einer Besserung und zu einem erfolgreichen Kampfe gegen diese gefährlichsten Feinde aufzufinden. Es ist gewiß nicht uninteressant, die leitenden Gedanken des Buches, die manchmal hinter der Fülle der Einzelheiten etwas zurückzutreten drohen, herauszuschälen und darzustellen.

Zwei Grundformen der menschlichen Gesellschaft gibt es; die eine ist die uralte, auf dem Prinzip der Zusammengehörigkeit irgend eines Verbandes, Familie, Tribus, Clan, Gemeinde, beruhende communistische, die andere die neue, moderne, durch Emancipation aus jener hervorgegangene particularistische, deren Typus der self-made man ist, deren Ziel im struggle for life liegt, deren Repräsentanten die Engländer und Nordamerikaner sind, während die übrigen Völker und Staaten noch mehr oder weniger die erstere vertreten. Auf dieser Basis ist Demolins' Werk aufgebaut, und in allen seinen Ausführungen strebt er darnach, uns zu überzeugen, daß die communistische Ordnung sich überlebt hat und mehr und mehr der particularistischen weichen muß, der die Welt und die Zukunft gehört. England und Nordamerika auf der einen, Frankreich und in beschränktem Maße Deutschland auf der anderen Seite bieten den Stoff für die Beweisführung, die an dem gesammten socialen Leben, wie es sich in Schule und Erziehung, in Haus und Familie, in der Oeffentlichkeit und im Staate äußert, vorgenommen wird.

Wie ist nun der französische Schulunterricht beschaffen und zu welchem Ziele führt er? Das Ideal der französischen Jugend, welche die höhere Schule (collège) besucht, ist der Staats- und Verwaltungsdienst in allen seinen Formen; ihm wollen sich ungefähr drei Viertel aller Besucher dieser Schulen widmen. Die Berechtigung hiezu wird nun durch das „Examen“ erworben, welches naturgemäß immer mehr erschwert werden muß, um eine allzu große Ueberzahl von Aspiranten fernzuhalten. Der Hauptzweck der Schule ist daher kein anderer, als auf dieses allein selig machende Examen vorzubereiten und sein Bestehen zu ermöglichen. Das Verfahren, durch welches dieses ebensowenig ideale wie praktische Ziel erreicht wird, nennt Demolins mit dem bezeichnenden Ausdruck le chauffage, der etwa mit „Dampfbetrieb“ zu übersetzen ist, und erklärt es als das Mittel, in möglichst kurzer Zeit recht viel überflüssige, aber für das nächste Bedürfniß genügende Kenntnisse, mit einem Worte „Examenwissen“, zu verleihen. Und nun die Institute, in denen man diesem Ziele nachjagt! Es sind die berüchtigten „großen Internate“, mit oft 500 bis 1000, ja mehr Insassen, besser Casernen genannt, nach deren Muster sie eingerichtet sind. In ihnen lernen die Zöglinge praktisch, was sie später als Beamte und Bureaukraten am meisten brauchen: Verzicht auf eigenen Willen, eigene Initiative, und pünktlichen, maschinenhaften Gehorsam gegen die Vorgesetzten. Dazu kommt thatsächliche Ueberbürdung mit unnützem Gedächtnißkram, Verkürzung des Genusses freier Luft und Bewegung, fast völlige Trennung von Familie und Haus. Daß eine solche Erziehung zu praktischer, freier, selbständiger Bethätigung im Leben nicht befähigt, ist klar; denn alles dazu erforderliche bleibt ja unberücksichtigt. Eine weitere schlimme Folge ist, daß der junge Franzose an erheblicher Selbstüberschätzung leidet, da er nach dem zwar vielseitigen, aber ganz oberflächlichen Unterricht alles zu wissen vermeint, während er doch nichts gründlich weiß. Die französische Schule genügt also ihrer eigensten Aufgabe, Menschen zu bilden, sie für das Leben zu bilden, durchaus nicht.

Wie anders dagegen die englischen Schulen! Da gibt es zunächst keinen allgemeinen Typus wie das französische collège; die praktischen und die Fachschulen überwiegen bei weitem. Ein Muster ist eine Anstalt mit dem Endziel, junge Leute zu befähigen, sich selbst eine Lebensstellung zu schaffen, insbesondere im Auslande als Colonisten, was sie durch systematischen Unterricht in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten zu erreichen weiß. Andere vorbildliche Schulen sind die des Dr. Cecil Reddie in Abbotsholme, Derbyshire, und ihre Schwesteranstalt in Bedales, Sussex. Ihre Aufgabe ist, ganz allgemein die harmonische Entwicklung aller menschlichen Fähigkeiten zu fördern, und sie lösen sie durchaus anerkennenswerth durch weise Vertheilung ihrer Zeit auf die geistige, körperliche und künstlerische Ausbildung der Zöglinge, sowie durch reichliche Gewährung der nothwendigen Ruhe. In den letzten Schuljahren tritt je nach dem gewählten Lebensberuf eine Differenzirung des Unterrichts ein. In der Erziehungsfrage hat also die particularistische Gesellschaftsordnung weitaus das beste getroffen. Das Individuum soll sich nicht vorwiegend auf Familie oder Staat verlassen, sondern im Vertrauen auf sich selbst seine Kräfte selbständig verwerthen lernen.

[1]) À quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons? Paris, Didot. XVI und 410 S. 8°.

Die bei dieser Gelegenheit vorgenommene Vergleichung des deutschen Schulwesens mit dem französischen und englischen ist zwar recht interessant für des Verfassers Standpunkt, zeugt aber von einer gänzlich mißverständlichen Auffassung der Thatsachen. Er hält sich allein an eine Rede des Deutschen Kaisers gelegentlich der jüngsten Schulreform, ohne sie richtig zu verstehen und ohne den wirklichen Inhalt der neuen Lehrpläne zu kennen oder wenigstens zu berücksichtigen. Im einzelnen seine Irrthümer zu widerlegen muß ich mir hier versagen, da dies allzu viel Raum beanspruchen würde.

Die Schlußfolgerung dieses Abschnitts lautet: Frankreich befindet sich vor, ja schon in einer socialen Krisis. Erfahrungsgemäß geht die Bevölkerungsziffer stetig zurück und wird die Leistungsfähigkeit des Einzelnen immer geringer. Unter diesen Umständen kann es den Wettkampf mit seinem größten und gefährlichsten Feinde, der nicht rechts des Rheins, sondern jenseit des Canals wohnt, nicht mit Erfolg führen. Folglich bleibt nichts anderes als eine gründliche Reform übrig, die mit der Schule zu beginnen und sich eben den gefürchteten Feind, England, oder allgemeiner die particularistische Gesellschaftsform und ihre Prinzipien zum Vorbilde zu nehmen hat.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse im Privatleben. Die französische Erziehung mit ihren Folgen setzt die Lebensfähigkeit und sociale Macht Frankreichs aufs Spiel. Die Zahl der Geburten ist von 380 in der Zeit von 1770 bis 1780 auf 220 in der Zeit von 1880 bis 1896 (auf je 10,000 Einwohner) gesunken. Die Zahl der Ehen sinkt ebenfalls: 1884 zählte man 289,555, im Jahre 1890 dagegen nur noch 269,332. Die Zahl der Todesfälle dagegen stieg von 828,828 im Jahre 1881 auf 876,505 im Jahre 1890; und endlich braucht zur Verdoppelung seiner Bevölkerungsziffer England 63, Deutschland 98, Frankreich aber 334 Jahre. Man hat für diese erschreckenden Thatsachen viele Erklärungen versucht; man sprach von der natürlichen Unfruchtbarkeit der Race, von den Einwirkungen des Alkoholismus, von den Lasten des Militärdienstes und der Steuern. Aber alles dies trifft nicht den Kernpunkt. Dieser liegt vielmehr in der eigenthümlichen Gestaltung der Familienverhältnisse in Frankreich. Die Eltern brauchen für die Versorgung ihrer Kinder viel mehr Geld als etwa die Engländer. Denn nach Abschluß der auch schon kostspieligen Schulbildung müssen die Söhne in den weitaus meisten Fällen bei der vorhandenen Ueberfülle von Candidaten für alle Aemter noch jahrelang warten, ehe sie selbst sich ihren Unterhalt verdienen. Ferner ist eine Verheirathung der Söhne und Töchter ohne die Grundlage einer erheblichen Mitgift so gut wie ausgeschlossen, und dazu kommt noch, daß die Beamtengehälter durchaus nicht glänzend sind. Die Kinder beanspruchen also infolge der communistischen Lebensform einen ganz unverhältnißmäßig großen Aufwand an Geld seitens der Eltern, der in der Regel eben einfach nicht bestritten werden kann. Daher die Abneigung vor der Ehe und daher die Thatsache des Zweikindersystems oder gar des fils unique in den mittleren und vornehmen Kreisen; denn in den armen Schichten der Bevölkerung existirt sie nicht.

Das nächste Capitel Demolins' hat die Ueberschrift: Unsre Art der Erziehung gibt die finanzielle Stellung Frankreichs preis. Frankreich hat zur Zeit den größten Geldmarkt, aber die Gründe dafür sind verhängnißvoll. Die Geldwerthe sind alle Börsenwerthe und daher höchst unsicher. Ein „krack" ist der größte der Schrecken für die französische Finanzwelt. Und woher kommt diese Fülle? Die Franzosen stecken nicht wie andere Völker nur ihre Ersparnisse, sondern ihr Gesammtvermögen, auch ihr Erbgut und vor allem das, was sie durch die ungesunde Beschränkung in der Kinderzahl erübrigen, in Börsenwerthe; die Verwerthung des Geldes dagegen in landwirthschaftlichen, gewerblichen und Handelsunternehmungen, die doch immer die reellste Grundlage für Cultur und Wohlstand sind, verschmähen, ja verachten sie.

In England und Nordamerika wieder das Gegentheil. Hier gibt es kein überflüssiges und theures Beamtenheer; Landwirthschaft, Handel und Gewerbe nehmen in erster Linie die persönliche und pecuniäre Leistungsfähigkeit der Bewohner in Anspruch, und sodann die ausgedehnte und äußerst fruchtbare Colonisationsthätigkeit.

Die wohl gelungene Schilderung einiger englischer Meierhöfe und Arbeiterhäuser mit ihrer hübschen, sauberen, zweckmäßigen Einrichtung, und im Gegensatz dazu die etwas drastische Beschreibung der schmutzigen, primitiven und vielfach verkommenen Bauern- und Arbeiterbehausungen in Frankreich bilden die Unterlage für die darauf folgenden theoretischen Erörterungen über die Ursachen dieser Erscheinung. Sie gehen wieder auf den Unterschied der Gesellschaftsformen und der dadurch bedingten Verhältnisse zurück. Die communistische Auffassung des häuslichen Herdes hat etwas realistisches, materielles, äußerliches an sich. Man begnügt sich einfach, an der ererbten Scholle hängen zu bleiben, und sucht zugleich, am meisten in den Städten, nach außen möglichst zu repräsentiren. Daher die meist unbenutzte, luxuriöse „gute Stube" des Bourgeois und daneben die schlechten, in Lage, Raum und Ausstattung beschränkten eigentlichen Wohnzimmer; daher die Hochachtung vor den alten, unpraktischen Schlössern des Edelmannes, die zu drei Viertelu unbenutzt stehen. Der Particularist dagegen faßt den Begriff des home mehr in übertragenem Sinne. Den Ort seines Heims wechselt er leicht; es kann überall sein, wo er sich wohnlich und bequem einzurichten vermag. Darum baut sich der Begüterte auch kein Schloß oder eine große Miethscaserne, sondern ein bescheidenes cottage, und jeder, auch der weniger Bemittelte, sucht sich seine Wohnung so praktisch und angenehm auszustatten wie möglich, und zwar durchaus für sich selbst, nicht für den „Besuch" wie der Franzose. Das ist erstens möglich, weil er keine übermäßig großen Ersparnisse für seine Kinder zu machen braucht, weil er nicht speculirt und weil er sich kein Luxuszimmer hält; zweitens ist es in jeder Beziehung nützlich, da dieser Umstand nicht wenig zur Hebung der Würde und Unabhängigkeit des Einzelnen, zur Förderung der Thatkraft und Selbstbildung und endlich zur Verschönerung des Lebens überhaupt beiträgt — alles Züge, die bis ins einzelnste treffend und anziehend dargelegt werden.

Genau dieselben Mißstände wie in Schule und Privatleben zeigen sich auch im öffentlichen Leben. Den Anfang dieses Abschnittes bildet eine ausführliche Studie über die Zusammensetzung des französischen und englischen Parlaments, der man früher noch keine Beachtung geschenkt hat. In der französischen Deputirtenkammer überwiegen zum Schaden des Landes und Volkes ganz unverhältnißmäßig die professions libérales, namentlich die Juristen, Journalisten und Mediciner, mit zusammen 270 Mitgliedern, und die Beamten mit 95, während Landwirthschaft, Gewerbe und Handel nur ganz mangelhaft mit 72, 41 und 22 Mitgliedern vertreten sind. Im englischen House of Commons dagegen bilden Landwirthschaft und Gewerbe mit 132, bezw. 131 Mitgliedern den soliden und gesunden Grundstock, an den sich passend die Vertreter des Handels mit 100, der freien Berufe mit 107 Stimmen anschließen; die Beamten spielen naturgemäß mit 47 Vertretern hier die unbedeutendste Rolle. Die Nachtheile, welche die erstere Zusammensetzung infolge eigennütziger Bestrebungen und mangelhaften Verständnisses der wahren Bedürfnisse mit

Digitized by Google

sich bringen, werden eingehend auseinandergesetzt und nachgewiesen.

Eine der interessantesten Partien des Buches ist sodann das Capitel über den Socialismus, der, von Deutschland ausgehend, sich allmählich überall mit Ausnahme der Gebiete angelsächsischer Bevölkerung ausbreitet. Demolins stellt ihn als eine in sich schon völlig veralleie, durchaus communistische Erscheinung dar, die unmittelbar zu den primitiven Verhältnissen des Alterthums zurückführt, anstatt die Allgemeinheit und speciell den Arbeiterstand zu fördern. Der schlagende Beweis dafür, daß auch in diesem Fall das praktisch kühle help-yourself-Verfahren der Particularisten viel mehr erreicht, als die unklaren Prinzipienstreitereien und chimärischen Pläne der Communisten, ist der amerikanische Arbeiterstand, der bereits viel größere Erfolge erzielt und eine viel bessere sociale Stellung errungen hat als alle übrigen Arbeiter.

Die noch folgenden Abschnitte dienen der Zurückweisung des Vorwurfes, als sei des Verfassers neue Lehre nur ein System des Materialismus und Egoismus, dem jeder ideale Gehalt fehle. Zunächst handelt es sich um den Vaterlandsbegriff, von dem es heute zwei Auffassungen gibt. Die eine ist der staatliche Patriotismus, der im politischen Ehrgeiz begründet ist und den Völkern die unbilligsten, grausamsten, auf die Dauer unerträglichen Lasten auferlegt. Die zweite ist der Patriotismus, welcher sich auf die Unabhängigkeit des Privatlebens gründet; dieser ist der natürlichste, er fördert Wohlstand und Moral eines jeden Individuums, beschleunigt die Ausbreitung der Race in der Welt und sichert so durch die eifersüchtig gewahrte Selbständigkeit des Einzelnen die Entwicklung und die sociale Macht und Blüthe des ganzen Vaterlandes am besten.

Eine weitere Untersuchung betrifft die wechselseitige Verpflichtung der Menschen (solidarité), bei der die Hauptfrage ist, ob das Individuum der Gesellschaft, oder die Gesellschaft dem Individuum untergeordnet sei. Die Antwort lautet, daß eine gesunde Gesellschaft nur existiren kann, wenn die einzelnen Glieder einen möglichst hohen Standpunkt erreichen, eine Ansicht, die übrigens schon Rousseau und Schiller vertraten. Das lebende Beispiel dafür geben wieder die Vereinigten Staaten, die heute an der Spitze des socialen Fortschrittes stehen.

Der Particularismus lehrt ferner, wie der Mensch zu wahrem Glück gelangt, d. h. zu dem Zustand der Befriedigung über die wirklich gelungene Ueberwindung der materiellen und moralischen Schwierigkeiten des Lebens. Das erreicht man nur durch eigene Anstrengung, durch die Fähigkeit, selbst stets das möglichste zu leisten; und diese Fähigkeit wieder erwirbt man nur durch eine wohl überlegte zweckvolle Schul- und Hauserziehung, die vor allem auch die Erweckung und Hebung des Selbstvertrauens und Selbstbewußtseins zu erstreben hat.

Zuletzt wiederholt der Verfasser nochmals eindringlich seine Lehre: wir müssen unsre Kinder so erziehen, daß sie nicht ängstlich den Gefahren im Kampf ums Dasein sich entziehen, sondern ihnen muthig entgegengehen wollen und sie erfolgreich überwinden können. Dann schließt er mit einer, wie ich glaube, etwas zu optimistischen Aufzählung derjenigen Anzeichen, die ihm bereits für eine nicht mehr ferne Umwandlung der bestehenden Gesellschaftsordnung Frankreichs in die particularistische, nach englisch-amerikanischem Muster, zu sprechen scheinen.

Demolins' Buch ist, wie unsre Skizze wohl gezeigt hat, eine äußerste Durchführung und Verherrlichung des Individualismus, in dem wir zweifellos das Grundprinzip modernen Lebens sehen, der aber keineswegs so neu und so eng begrenzt ist, wie man nach dieser Darstellung glauben könnte. Seine Anfänge reichen ja bis zu den frühesten Zeiten des Humanismus zurück, sie sind ja gerade das charakteristische Zeichen der neuen Zeit, und große und hervorragende Individualisten hat es seitdem wohl überall gegeben. Allerdings ist er bei der angelsächsischen Race am klarsten und deutlichsten ausgeprägt, und darum ist das gewählte Beispiel im allgemeinen durchaus richtig, wenngleich mir im einzelnen manche kleine Ueberschätzung vorhanden zu sein scheint. So sind z. B. im Schulwesen, zum mindesten was die Organisation der Universitäten anlangt, wir Deutsche den Engländern sicher überlegen. Andrerseits ist Deutschland, soweit es überhaupt berücksichtigt ist, was wohl in weiterem Umfang hätte geschehen können, völlig falsch aufgefaßt, wie nicht nur die verfehlte Darstellung der Schulreform, sondern auch die wiederholt ausgesprochene Wesensgleichheit des Deutschen Reiches mit der spanischen Monarchie unter Philipp II. und mit der französischen unter Ludwig XIV. zeigt.

Als Ganzes ist das Buch jedenfalls sehr anregend, reichhaltig und sittlich werthvoll und verdient auch bei uns viele aufmerksame Leser. Auch für uns ist ja der unermüdliche Hinweis auf die Nothwendigkeit thatkräftigen und zielbewußten eigenen Handelns und Schaffens höchst angebracht und beherzigenswerth; denn ein berechtigtes Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, das keineswegs mit einer idealen Lebensauffassung im Widerspruch steht, muß unbedingt bei dem Einzelnen vorhanden sein, wenn das Ganze recht gedeihen soll.

Die Zurückforderung von Elsaß-Lothringen in Paris 1815.

Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D.

II.

In Paris war man vollauf damit beschäftigt, das Gebäude der deutsch-patriotischen Träumer sowohl, wie der zielbewußt Strebenden zu zerstören. Die Geschäfte aber rückten dem von Talleyrand und Fouché geleiteten Ministerium gegenüber nicht von der Stelle; überall wurden auch den bescheidensten Forderungen Hindernisse entgegengestellt. Und das soll zum Ruhm der Franzosen gesagt sein: es fand sich kein Abtrünniger unter ihnen, jeder einzelne vielmehr verfolgte die Fremden, die da herumstolzirten, mit herzhaftem Haß und suchte sie zu schädigen, wo er nur konnte. Wenn man freundlich, ja kriechend gegen die Russen war, so geschah das nur, weil es sich gewinnbringend für das Vaterland erwies.

Aus dieser Zeit, vom 17. August, schreibt Gneisenau an E. M. Arndt: „England ist von unbegreiflich schlechten Gesinnungen und mit seinem Willen soll Frankreich kein Leid geschehen. Während England nicht will, daß hier Eroberungen gemacht werden, sorgt es ganz artig für sich. Am schlechtesten benimmt sich Wellington, der ohne uns zertrümmert worden wäre. Oesterreich oder vielmehr Metternich ist schwankend, unzuverlässig, auf Verbindung mit Frankreich sinnend. Bayern und Württemberg schließen sich an uns an. Wäre Bayern zuverlässiger und fähig, nach einer höheren Politik zu handeln, so könnten wir wohl im Verein mit den Kleineren ein Gesetz geben, und die anderen müßten schweigen."

Mit unvergleichlicher Salbung predigte Castlereagh die Weisheit des Maßhaltens. Um aber den Kaiser Alexander immer von neuem in gute Stimmung zu versetzen, wurde von französischer Seite alles aufgeboten. Keine Beschwerde über russische Truppen durfte laut werden; dagegen war man eifrig beflissen, alle anderen Klagen aus den Provinzen, begründete und unbegründete, oftmals übertrieben, zu seiner Kunde zu bringen.

„Wenn die alliirten Souveräne," berichtet Hügel, „zusammen in die Stadt reiten, so hört man immer nur rufen: es lebe Kaiser Alexander! — Die Kriecherei der Franzosen vor dem russischen Kaiser wird täglich größer." — „In einer Note," fährt Hügel fort, „welche über Theilung der Trophäen von seiten des englischen Commissariats an das preußische übergeben worden, heißt es unter anderem: die englische Armee hätte die Schlacht bei Waterloo allein gewonnen, während die preußische sich bloß zu der Verfolgung hinzugedrängt habe. Der General Graf Gneisenau, der mir dieses bei der preußischen Fahnenweihe erzählte, fügte bei, daß die Antwort kräftig ausfallen solle. Seit gestern (7. Sept.) soll Oesterreich von seinen Forderungen ganz zurückgetreten sein, so daß nun Preußen Frankreich gegenüber ganz allein steht, eine Stellung, welche es nicht behaupten kann." — „Preußen soll jetzt (13. Sept.) auch größtentheils nachgegeben haben, so daß man sich einen Begriff von dem abzuschließenden Frieden zu machen vermag.

„England und besonders Rußland sind ganz auf französischer Seite. Das hat Kaiser Alexander bewiesen, als er es durchsetzte, daß Straßburg weder abgetreten, noch occupirt, noch geschleift werden solle. Nun ist nicht zu leugnen, daß Straßburg kein gefährlicher Posten für Rußland ist; daß aber das Interesse von Süddeutschland, welches in dem Kampfe gegen Frankreich so große Anstrengungen gemacht hat, in so hohem Grade vernachlässigt wird, bleibt unverantwortlich."

Man fühlte, die an Frankreich von seiten der Mächte zu stellenden Forderungen wurden immer harmloser. Da wies in der Mitte des Monats September König Friedrich den Grafen Wintzingerode nochmals an, er solle daran erinnern: wenn auch der Friede von Paris vom 30. Mai 1814 auf eine schuldbare Weise die Sicherheit Süddeutschlands vernachlässigte dadurch, daß er Straßburg und Landau in den Händen Frankreichs ließ, so würde jetzt eine Wiederholung dieses Fehlers in den Augen von ganz Deutschland als ein Verbrechen erscheinen. In beiden Feldzügen hätten die württembergischen Truppen wirksam mitgeholfen; er sei der erste gewesen, der in Süddeutschland gerüstet, als Napoleon den französischen Boden wieder betrat; so habe er auch ein Recht, auf Vergrößerung zu hoffen; alle Eroberungen seien bisher für die Niederlande, für Preußen, für Oesterreich gewesen.

Unermüdlich erwies sich Graf Wintzingerode, um der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Sein Bericht vom 3. September hat folgenden Inhalt: „Jede Abtretung, Landau ausgenommen, wird vermieden." In einer Audienz bei Kaiser Alexander habe er angebracht, sein Herr sei in Unruhe darüber, ob seine Erwartungen bei diesen Friedensverhandlungen sich auch erfüllen würden. Von diesem Uebergang etwas betroffen, sprach der Kaiser sein Bedauern aus, daß das allgemeine Interesse nicht zusammengehe mit dem besonderen Würtembergs. „Ich bemerkte, zum mindesten möge der Kaiser doch verhindern, daß irgend eine andere Macht, eine von den großen, sich einzelner vorgeschobener Punkte bemächtige, welche hier als Pfähle dienen könnten, um daran ein Garn zu befestigen, geeignet, uns einzuwickeln. Da ergriff der Kaiser meine Hand und antwortete mit fester Stimme: Ich verstehe euch, das wird nicht geschehen."

Das hatte Kaiser Alexander leicht versprechen, denn Oesterreich, auf das der besorgte Wintzingerode hindeutete, ließ sich durch die Furcht, Galizien verlieren zu müssen, leicht vom Rhein, vom Elsaß, vom badischen Lande abhalten.

„Als ich vom Kaiser Alexander herausging, stieß ich auf Nesselrode, welcher die entgegengesetzte Ansicht kundgab wie der Kaiser und äußerte: solche vorgeschobene Posten würden in der Hand einer großen Macht am besten verwahrt sein. Ich antwortete, daß der Bescheid, den mir soeben der Kaiser gegeben, mich der Furcht überhebe, der heilige Geist könnte einmal die großen Mächte so sehr im Stiche lassen, daß sie ein Wiederfestsetzen Oesterreichs am Rheine zugäben. Auch hob ich hier den Plan zur Wiedergewinnung von Mömpelgard hervor und die Mittel, uns mit dieser Provinz in Verbindung zu bringen. Da bat aber Nesselrode inständig, nach dieser Richtung hin Ew. Majestät keine Hoffnung zu machen; auch Hardenberg mahnte ab. — Alle Welt schreibt Memoires; Capodistria widerlegt Humboldt, der doch schon zahm genug ist. —

„Warum läßt man denn die süddeutschen Staaten in dem Zustande, welchen Frankreich extra für sein Interesse geschaffen und zugeschnitten hat? Natürlich müssen dieselben Ursachen auch dieselben Wirkungen haben, und die süddeutschen Staaten werden mit Gewalt in das französische System hineingedrängt, weil man ihre Interessen vergaß in Basel, in Luneville, in Regensburg und Campo Formio; weil man auf ihre Beschwerden nicht geachtet hat in Paris und Wien. Und so hört man auch heute nicht auf ihre Klagen.

„Diese Staaten haben sich das erhalten, was sie besaßen — so wird man ihnen antworten; als die Verbündeten den Bau Napoleons umstürzten, haben sie diesen Theil desselben erhalten und damit ihre Schuldigkeit gegenüber den Souveränen Süddeutschlands gethan — so wird man sagen. Es handelt sich aber gar nicht um die Souveräne; es handelt sich um die Völker und um die Staaten, und das Interesse von Europa verlangt, daß sie geschützt sind gegen die Invasionen Frankreichs.

„Eine so günstige Gelegenheit, das Elsaß zu nehmen, wird nicht zum zweitenmal kommen. — Es ist doch unmöglich, daß man Ludwig XVIII. deßhalb eingesetzt hat, um den Verbündeten die Früchte ihrer Siege zu entreißen. Ob die Vogesengrenze nothwendig ist, darüber sollte die Meinung der unmittelbaren Grenznachbarn doch mehr zu bedeuten haben, als diejenige von Leuten, welche weit vom Schuß sind, welche nicht Jahrhunderte hindurch im Kampfe mit dem Ehrgeiz Frankreichs lagen, nicht viele blutige, grausame Jahre hindurch die Demüthigungen unter dem Joche dieses übermüthigen Nachbars getragen haben. Alle aufgeklärten Cabinette erkennen deßhalb die Nothwendigkeit einer Verstärkung der süddeutschen Staaten an. Der Deutsche von Straßburg oder Mömpelgard hat ein Recht, deutsch zu sein, so gut wie der Breisgauer oder Zweibrückener.

„Aber man wirft ein, man müsse die Integrität Frankreichs respectiren. Also: abermals dürre Lorbeeren und die sichere Aussicht, bei erster Gelegenheit dieselben Opfer wieder bringen zu müssen."

Mit derartigen Stilübungen, welche ebenso gut auch 50 Jahre später geschrieben sein konnten, legte Wintzingerode offenbar den Grund zu einer neuen Denkschrift, welche zum Zweck hatte, den Staaten vom zweiten Rang den Zutritt zu den Verhandlungen zu eröffnen. — „Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem Gang der Dinge zu machen. Die Minister der großen Mächte sind unzugänglich, und wenn man je einen erwischt, so verschanzt er sich hinter allgemeinen Redensarten. Es scheinen die Mächte einig zu sein mit Ausnahme von Preußen, das sich für uns interessirt. Metternich hat sich entschieden dem englisch-russischen Einvernehmen genähert.

„Stein ist abgereist und hat in einer Audienz dem Kaiser Alexander Vorwürfe gemacht wegen seiner Undankbarkeit gegen Deutschland, dessen Beistand und Anstrengungen im Jahre 1813 Rußland vor einer zweiten Invasion gerettet haben."

Indessen hatten die Mächte am 19. September ihre gemäßigt gehaltenen Forderungen der französischen Regierung überreicht. Talleyrand fand den Muth zu einer runden

Abweisung. Nun aber wurde die Sache denn doch auch für die Staatsmänner Englands und Rußlands zu bunt. In herrischen Worten legten sie ihren Standpunkt dar. Talleyrand mußte seinen Posten räumen; der Herzog von Richelieu trat an seine Stelle, ein Schützling des Kaisers Alexander.

„Es leitet sich dieser Schritt," erzählt Wintzingerode, „aus derselben Quelle ab, aus welcher die ganze Vorliebe für Frankreich stammt, welche die Grundlage alles Thuns bei Kaiser Alexander bildet.

„Schon in Wien hatte der Kaiser vielfach eine gewisse Madame de Krüdener gesehen, Wittwe eines russischen Ministers, Schriftstellerin, sehr sentimental, ja sogar Seherin. Diese Dame kam in Paris an kurz nach dem Kaiser; er hat sie oft gesehen und verbringt mit ihr den größten Theil seiner Abende. Ein Herr Bergasse, Advocat, exaltirter Schriftsteller, den Bourbonen ergeben, ist als dritter bei diesen Abenden zugelassen und außerdem ein Engel, der besondere Geist der Frau v. Krüdener, welcher erscheint, um sie zu begeistern und ihr die Geheimnisse der Zukunft zu enthüllen; mit ihm ist die Gesellschaft der viere vollzählig.

„Diesen Abenden und dem Einfluß des Herrn Pozzo will man die Beschützung Frankreichs durch Rußland zuschreiben."

Es ist bekannt, wie Julie v. Krüdener, als sie in das Lebensalter getreten war, welches der Franzose mit l'âge ingrat bezeichnet, zur Feder griff und das allgemeine Interesse auf ihre Visionen zu lenken suchte. Endlich weihte sie ihr zärtliches Herz, ihre abgebrauchte, nach Beachtung, nach Beschäftigung ringende Seele der göttlichen Liebe, den Betrachtungen über das ewige Heil. Mit ihr vereinigte sich die verwittwete Gräfin Lezay-Marnesia, eine milde, fromme Dame, nicht ohne die pikanten Reize früherer großer Schönheit. Beide Damen gefielen sich darin, die herzliche Vereinigung und Freundschaft der russischen und französischen Welt in ihrer persönlichen Umschlingung darzustellen und dadurch auf das Gemüth des Kaisers Alexander einzuwirken. —

An den unter dem 19. September gestellten höchst bescheidenen Forderungen wurde in der Folge noch manches nachgelassen und abgeschliffen, was, wie man behauptete, das Zartgefühl der Franzosen hätte verletzen können. So kam am 2. October 1815 der Präliminarfriede zustande, dem dann nach manchem Hin- und Herzerren wegen des Zahlungsmodus, wegen der Occupation durch die europäische Armee, am 20. November der Friede folgte. Eine mäßige Kriegsentschädigung hatte Frankreich zu zahlen, unbedeutende Grenzregulirung mit kleinen Abtretungen von seiten Frankreichs fand bei Landau, an der Saar, in den Niederlanden statt; auf mindestens 3 Jahre waren die östlichen und nördlichen Departements Frankreichs durch die europäische Armee in der Stärke von 150,000 Mann zu besetzen.

Unmittelbar vor und nach dem Präliminarfrieden vom 2. October verließen die Monarchen Paris, um endlose Paraden abzuhalten und sich zum Schlusse der großen Unternehmung, die sie zusammengeführt, noch durch einen feierlichen Tractat dahin zu verbinden, daß sie in Zukunft die christliche Religion zur Richtschnur ihres Handelns machen und in ganz Europa für Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung sorgen wollten.

In Paris saßen noch die Staatsmänner der Mächte beisammen, um alle Einzelheiten des Friedensschlusses festzustellen. Jetzt lag es ja klar am Tage: Preußen war mit allen seinen Forderungen, mit der ganzen Anschauungsweise, von der es ausgegangen, durchgefallen. Wenn es siegreich aus dem Streit der Cabinette hervorgegangen wäre, dann konnte es auftreten vergrößert am eigenen Staatsgebiet, gesichert durch neue Grenzen gegen Frankreich, gehoben durch die Sympathien der Staaten vom Süden und Westen Deutschlands, denen es vermehrte Garantien ihres Daseins und Vergrößerung ihres Besitzes zugeführt.

So wie aber in Wirklichkeit die Dinge lagen, sah sich Preußen heute genau in derselben ungünstigen Lage, wie sie geschaffen war durch das Uebelwollen aller Mächte auf dem Congreß in Wien, angewiesen darauf, sich durch Abrundung seiner Grenzen innerhalb des deutschen Gebiets eine günstigere topographische und politische Stellung zu verschaffen.

Dieser Gedankengang war es, der den württembergischen Vertreter in Paris, den Grafen Wintzingerode, ganz besonders beschäftigte. Wie er seither tüchtig am Werk gewesen war, ein Stück des linken Rheinufers für seinen Gebieter zu sichern, so plagte ihn jetzt die Sorge wegen eines Umsichgreifens von seiten Preußens, wegen befürchteter Aufrüttelung der Völker Deutschlands, wegen der auf Vereinigung aller deutschen Stämme hinzielenden Schritte.

Vom Ende October 1815 schreibt Wintzingerode aus Paris: „Es scheint, die Mächte wollen die Ansprüche Bayerns herabstimmen und sich rächen wegen der vielen Verlegenheiten, die es gemacht. Oesterreich möchte Salzburg, Innviertel und Hausruckviertel haben, Preußen will Mainz nicht den Bayern geben. Dagegen will man Landau den Bayern anbieten und dafür soll Oesterreich den Preußen in Frankfurt freie Hand lassen, damit in deutschen Sachen der Tugendbund seine Pläne ausführt, welche dahin gehen, mit allen Mitteln die Autorität der deutschen Souveräne zu vermindern, die Irrungen zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu erhöhen, um die preußische Regierung endlich zur Herrin über die öffentliche Meinung und den Volksgeist zu machen und eine Revolution herbeizuführen, deren Bestimmung es ist, die Kaiserkrone auf das Haupt der Nachkommen der Burggrafen von Nürnberg zu setzen."

Wunderbar richtig prophezeit unser württembergischer Diplomat von seinem Standpunkte in Paris im Jahre 1815 über das Volksgewirre in Deutschland, über all das Drängen und Suchen und Sehnen nach einem Zusammenschluß und Oberhaupt hinausblickend in die Ferne bis zu den Jahren 1848, 1849, 1866 und 1870 als dem Jahre der Vollendung. Und ganz unschuldig war der Tugendbund auch nicht, so sehr man auch, in der hellen Seelenangst vor dem Empfinden des Volksgemüths, seine Thätigkeit aufgebauscht hat; ganz unschuldig war der Tugendbund nicht mit seiner Lehre von der Liebe zum Vaterlande, von der Herrlichkeit eines geeinigten deutschen Volkes, eine Lehre, welche die Herzen der Jugend zunächst füllte und hinübergenommen wurde in die grundlegenden Ideen, welche die Revolutionäre der Jahre 1848 und 1849 ebenso wohl beseelten wie später die Anhänger des Nationalvereins. —

„Man versichert," fährt Wintzingerode fort, „daß Oesterreich in der Ueberzeugung, daß es in Deutschland gegen die wachsende Macht Preußens nicht aufkommen kann, und beeinflußt wohl auch durch die Indolenz des leitenden Ministers, sich diesen preußischen Projecten nicht entgegenstemmen wird. Es will sich gleichsam für einige Zeit von der Bühne zurückziehen und sich mit Italien und seinem Inneren beschäftigen. Aber es schmeichelt sich, daß es später mit neuer Kraft wieder auf den Plan treten könne. Aehnlichen Weg wird Rußland gehen und sich der Türkei widmen. Die ehrgeizige Politik des Berliner Cabinets ist darauf angewiesen, auf Kosten Deutschlands Vergrößerung zu suchen. In der inneren Stärke seiner Provinzen, die in so bizarrer Weise in die Länge gestreckt sind, wird es nie Kraft genug finden, um Front gegen Frankreich oder Rußland machen zu können. Preußen steht vor der absoluten Nothwendigkeit, Vergrößerung und Abrundung zu suchen.

„So wie Preußen jetzt ist, kann es nicht bestehen bleiben. Es hat nur zu wählen zwischen seinem eigenen Untergang und dem seiner Nachbarn, und es ist nicht schwer, die Wahl zu errathen, die es trifft. Die größten Hindernisse, auf die es stößt, werden ohne Zweifel von England ausgehen; aber es scheint, daß Preußen stark auf den Grafen Münster rechnet, der durch Freundschaft und gleichartige Grundsätze verbunden ist.

„Ein fester und geschickter Zusammenschluß der süddeutschen Staaten ist das beste Mittel für die Sicherheit Süddeutschlands und für die Rettung der Autorität seiner Souveräne. Es dürfte sich sogar darum handeln, ob nicht die Erinnerung an die frühere bayerische Politik und an unangenehme Vorgänge zu verwischen wäre. Die Gefahren, die von Bayern drohen, wenn überhaupt drohen, sind entfernt, diejenigen aber von seiten Oesterreichs und namentlich von seiten Preußens sind bedenklich und riesengroß." —

In Paris spitzte sich indessen alles für den Abmarsch zu; am 2. November hat General Müffling das Gouvernement von Paris den französischen Behörden übergeben; am 3. November faßt Wintzingerode seine letzten Eindrücke in der Schlußbetrachtung zusammen:

„Gegen England und Rußland sollten heute alle europäischen Mächte, namentlich Oesterreich und Preußen, sich verbinden, während jetzt Oesterreich und Preußen, um des leeren Ruhmes willen, die Mächte vom zweiten Rang tyrannisiren zu können und in dem Quartumvirat (so!) die hohe Polizei in Europa auszuüben, sich fortreißen lassen durch die Erneuerung des Tractates von Chaumont zu einer Verlängerung dieser Allianz, die nicht mehr bestehen kann, seit das Ziel, das sie entstehen ließ, erreicht ist. Jetzt wird dieser Bund nur dazu dienen, Oesterreich und Preußen dem Willen der andern Mächte zu unterwerfen.

„Diejenigen Angelegenheiten, welche man „deutsche" zu nennen pflegt, sind ebenfalls seit Monaten unterzeichnet, d. h. man hat die Grenzen für die Niederlande und für Preußen bestimmt und den Rest der disponiblen Objecte an Oesterreich gewiesen, um mit Bayern gegen Salzburg einen Tausch zu treffen. In dem Fall aber, daß Oesterreich diese linksrheinischen Länder (die Pfalz) behält, will Preußen auf Mainz verzichten und diesen Platz, der eine deutsche Bundesfestung werden soll, ganz an Oesterreich überlassen. In Englands Wunsch liegt dieses Arrangement vollständig.

„Die Absicht, Oesterreich bei der Vertheidigung des Rheins zu interessiren und dadurch mehr Sicherheit gegen Frankreich zu gewinnen, hat offenbar England und Preußen hier geleitet. Die Herren Metternich und Wessenberg aber haben die positive Anweisung vom Kaiser Franz, sich nicht mehr um den Rhein zu kümmern, sondern von Bayern Salzburg und die alte österreichische Grenze zu verlangen, ihm dafür die Rheinpfalz anzubieten und ihm den Krieg zu erklären, wenn es sich weigert. — Das alles hat mir der bayerische Gesandte Graf Rechberg mitgetheilt, der eine intime Annäherung der süddeutschen Staaten zu einem engeren Bunde befürwortet."

König Friedrich von Württemberg hat bis zuletzt noch einige Hoffnung gehegt, wenn auch nicht ein Stück Oberelsaß, so doch Mömpelgard für sich zu erhalten. In einer Note an die vier Mächte erinnert der König noch einmal an seine, seines Sohnes, seiner Truppen Dienste; ins Gedächtniß ruft er zurück, wie er sofort nach der Landung Napoleons der erste gewesen, der seine Truppen mobil gemacht, der über Süddeutschland gewacht habe, als es von den Mächten gänzlich vernachlässigt worden sei. Jetzt sei ja das Elsaß endgültig an Frankreich verloren, aber so wie man Savoyen an Sardinien gegeben habe, so möge man ihm Mömpelgard zusprechen; das alte Patrimonium des württembergischen Hauses, den Stammsitz der Familie Württemberg, die Wiege auch des russischen Kaiserhauses solle man doch nicht ewig unter der Fremdherrschaft seufzen lassen.

„In der Conferenz vom 2. October," schreibt darauf Wintzingerode, „ist Mömpelgard durch die vier Mächte, oder eigentlich fünf, denn der Franzose Richelieu sitzt jetzt auch dabei, Frankreich zugesprochen worden. Vergrößerung wird also Württemberg nicht erhalten."

„So sind also alle Anstrengungen wieder umsonst gewesen", gibt König Friedrich vom 16. October zurück; „Süddeutschland so wenig gegen Frankreich geschützt, als es bisher war. Und zum zweitenmal ist das Loos von Mömpelgard entschieden zu Meinem Nachtheil. — Der Fluch, das Unglück des Schwachen ist es eben, daß er niedergedrückt wird durch die Fehler der Mächtigeren."

So vollzog sich am 20. November 1815 die Unterzeichnung des Friedensschlusses, bei dessen Festsetzung alles sorgfältig vermieden war, was die französische Empfindlichkeit hätte verletzen oder die Regierung Frankreichs an freier Bewegung hätte hindern können. Wie ganz anders klang doch die Tonart auf den Schlüssen zu Tilsit und Wien, als dem zu Boden Geworfenen der Hals so fest zugeschnürt wurde, daß er kaum mehr zu athmen vermochte!

Das Jahr 1815 neigte sich dem Ende zu; die Mehrzahl der Truppen, die Monarchen und Feldherren befanden sich wieder in der Heimath; Gneisenau hatte seinen Wohnsitz in Coblenz gefunden und schrieb von hier aus unter dem Eindruck des Friedensschlusses zu Paris an seinen Freund Gibsane vom 28. December: „Den englischen Ministern sind viele Vorwürfe darüber zu machen, daß nicht etwas Entschlossenes gegen Frankreich und zur Minderung der noch immer furchtbaren Uebermacht dieses Landes gethan wurde. Der Herzog von Wellington wollte nicht, daß Frankreich etwas Leides geschähe. Was von allen Forderungen dennoch durchgesetzt wurde, hat mühsam errungen werden müssen; denn Rußland stimmte in gleicher Art wie England, und Oesterreich war unthätig und verschlossen. Preußen hatte keinen einzigen Alliirten; denn der König der Niederlande wollte die Gelegenheit nicht nützen, um sich selbständig zu machen, und sogar Bayern ließ seinen Gesandten ohne Instruction. Das kleine Württemberg allein hielt es mit uns, war aber ohne Einfluß. — In diesen Diplomaten ist weder Weisheit, noch Redlichkeit, noch Würde. Zu meinem Erstaunen haben die englischen am schlechtesten gehandelt."

Wenn so damals die aus dem innersten Empfinden kommenden Anklagen den Fremden ins Gesicht geschleudert wurden, so hat man heute wohl das Recht, nochmals zu fragen: wie kam man denn eigentlich dazu, von den Fremden irgend ein Wohlwollen für die deutsche Sache zu erwarten, da doch in ihrem Interesse liegen mußte, die deutschen Angelegenheiten möglichst unfertig zu lassen als ein Feld, auf das man zum Streit jederzeit zurückkehren könnte? Kein Mensch hielt es für der Mühe werth, der deutschen oder der italienischen Erde eine feste Gestalt zu geben, und wir Deutsche waren noch zu uneinig, zu schwach, zu befangen in der Fremdenbewunderung, um unsern Herzenswünschen den Ausdruck einer ernsten Forderung geben zu können.

Es ist schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie die Dinge sich wohl gestaltet hätten, wenn ein Stück Lothringen und das Elsaß sammt Mömpelgard von Frankreich losgetrennt und nach dem Vorschlag des Königs Friedrich unter die süddeutschen Staaten vertheilt worden wären; wenn an der burgundischen Pforte, auf dem Rücken der Vogesen Württemberg, Baden, Bayern das Grenzwächteramt übernommen hätten; alle drei in der Eigenschaft

Digitized by Google

von Eroberern natürlicherweise gründlich verfeindet mit Frankreich. Ob diese Staaten von sich aus Kraft genug besaßen, die Bevölkerung einigermaßen sich zu nähern und des Grenzwächteramtes energisch zu walten?

Beklagenswerth blieb es ja, daß die Hausschlüssel sammt den Hausthüren zum deutschen Lande nochmals dem rechtmäßigen Besitzer vorenthalten wurden; aber eine Gunst der Umstände mag es bei alledem noch genannt werden, daß sie in der Verwahrung des Nachbars blieben so lange, bis das geeinigte deutsche Volk anpochen und sein Eigenthum zurückverlangen konnte, um es in die Obhut des neuen Deutschen Reichs zu geben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Otto Clemen, Johann Pappus von Goch. 8°. X und 290 Seiten. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Es ist eine Freude, diese treffliche Monographie eines Schülers von Albert Hauck anzuzeigen. Hr. Licent. Dr. Clemen tritt mit ihr bescheiden unter dem Schutze eines Scherer'schen Wortes hervor: „In der Wissenschaft kann auch das Unfertige nützlich werden, wenn es nur nicht am Einzelnen haftet, sondern zum Ganzen strebt." Aber er hätte dieses Schildes nicht bedurft. Bei aller Pietät und Dankbarkeit gegen seine Vorgänger, unter denen er mit Recht Ullmann (Reformatoren vor der Reformation) und Andreas Knaake (Aufsatz in den Studien und Kritiken 1891 mit Nachtrag das. 1894) auszeichnet, hat er doch durch gründliches und methodisches Forschen diese in wichtigen Punkten berichtigen oder ergänzen und das Bild des mehr genannten als gekannten niederrheinischen Neuaugustianers (gestorben gegen 1477) wesentlich erhellen dürfen. Manches bleibt noch dunkel und wird vielleicht nie ganz aufzuklären sein; aber die Gestalt des frommen Gelehrten selbst, wie sein Verhältniß zu seiner Zeit und Umwelt ist durch Clemen weit deutlicher geworden. Nahe jenen deutschen Vorarbeiten kam ihm dabei besonders die fleißig gepflegte niederländisch-belgische Gelehrtengeschichte zu Hülfe. Nach Angabe der vorhandenen Literatur führt der Verfasser seinen Gegenstand aus in den drei Theilen: Leben, Schriften, Lehre. Im dritten Theile stellt er erst Goche Lehre als Ganzes dar und erörtert dann dessen Stellung in der Dogmengeschichte. Zum Schluß folgen fünf Beilagen, die dem voranstehenden Texte sich anschließen. Aus ihnen seien die erste und die dritte hervorgehoben. Jene enthält die Vorreden zu den im ersten Jahrzehnt der Reformation posthum gedruckten Schriften Gochs. Es ist da besonders zu bemerken, daß Clemen die kurze, knappe Vorrede zu den „Fragmenta" mit überzeugenden Argumenten für Luther selbst in Anspruch nimmt. Die dritte Beilage enthält eine biographische Skizze des gelehrten Antwerpener Stadtschreibers Cornelius Graphens (Scribonius, Schreyber: 1482—1558), des ersten Herausgebers mehrerer Pupper'scher Schriften, dessen Person und Schicksale wohl verdienten, dem deutschen Leser etwas näher gerückt zu werden. In der Würdigung der Luther'schen Vorrede ist dem Verfasser übrigens ein sonderbarer Irrthum begegnet. Der Reformator schreibt: „Intercidant, etiam me supplicante, si quid me audiunt bibliopolae, universi mei libelli! Gloria mea nihil est.... His ducibus (i. e. Taulero, Theologiae teutonicae, Wesselo Groningensi, Joanni Gochio Machlinensi) ex horreum cedeas lompadem trado." Es heißt doch die ganze Rhetorik der Stelle auf den Kopf stellen, wenn man herauslieset, Luther wolle die Buchhändler bitten, die Vernichtung seiner Bücher zu hindern! Nein: er ist bereit, sogar selber die Buchhändler um Vernichtung seiner Bücher zu bitten, wenn dies dem Heile der Christenheit frommen kann (modo consuleretur Christianae saluti sive aspere sive blande). Auch sonst hat er seinen Schriften gegenüber „saturnischen Hunger" empfunden. Freilich rechnete er nicht darauf, daß die Bibliopolae — homines φιλοκερδεῖς, wie Freund Philippus sie gelegentlich nennt — darauf eingehen werden. Noch eins: ich würde nichts sagen, wenn die barbarische Schreibung „Cidymologie" (ἐτυμολογία) einmal oder zweimal durchs Netz geschlüpft wäre. Daß aber der Herr Licentiatus at Doctor regelmäßig so zu schreiben scheint, ist seltsam. Doch das nebenbei. Im ganzen kann man Hrn. Clemen nur bezeugen: bene meruit!

* **Weimar.** Vom 29. September bis zum 3. October d. J. wird der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen zum Zweck der Feier seines 25jährigen Bestehens hier seine 15. Hauptversammlung abhalten. Die Tagesordnung lautet: Mittwoch 29. Sept. Vormittags 9 Uhr: Sitzung des Engeren Ausschusses im Sophienstift. Nachmittags 3 Uhr: Sitzung des Weiteren Ausschusses ebenda. Nachher wird Frl. Sprengel eine Sitzung des Allgemeinen deutschen Verbandes gemeinnütziger Anstalten für Lehrerinnen abhalten, und zwar auch im Sophienstift. Abends 8 Uhr: Vorversammlung in der „Erholung" (Karlsplatz): Begrüßung und Vortrag einiger Gesangstücke durch einen Männergesangverein. — Donnerstag, 30. Sept. Vormittags 9 Uhr: 1. Hauptversammlung in der „Erholung": 1. Begrüßungen. 2. Vortrag des Vorsitzenden über „Ziele und Ergebnisse der Vereinsbestrebungen". 3. Vortrag des Director Dr. Kreyenberg in Jena-Iohn über „Die Entwicklung des deutschen höheren Mädchenschulwesens bis Weimar 1872". Nachmittags: Ausflug nach Jena. Abends geselliges Beisammensein in der „Erholung". — Freitag, 1. Oct. Vormittags 9 Uhr: Sitzung der vereinigten Abtheilungen I (Lehrerinnenbildungsanstalten) und III (Angelegenheiten der Lehrerinnen). 1. Bericht über die Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen (Director Stäckel oder Schulrath Moldeha [Berlin]). 2. Die Seminar- und Oberlehrerinnenfrage. Vorlegende: a) Director Dr. Reharn (Frankfurt a. M.), b) Frl. Vorwerk (Wolfenbüttel). Vor- und Nachmittags: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Weimars. Abends 7 Uhr: Festvorstellung im Hoftheater: Goethe's Iphigenie. — Sonnabend, 2. Oct. Vormittags 9 Uhr: II. Hauptversammlung in der „Erholung". Vorträge: 1. Hofrath Prof. Dr. Ritter (Weimar) über „Schiller als Pädagog" und 2. Director Prof. Dr. Keller (Freiburg i. Br.) über „Das Verhältniß der ethischen Fächer zu den Realfächern in der höheren Mädchenschule". Nachmittags 1 Uhr: Sitzung des Weiteren Ausschusses im Sophienstift. Nachmittags 3½ Uhr: Festessen in der „Erholung". — Sonntag, 3. Oct. Bei günstigem Wetter und genügender Theilnahme Ausflug in das Schwarzathal.

* **Berlin.** Ueber neue Erwerbungen der kgl. Museen machen die „Amtlichen Nachrichten aus den kgl. Kunstsammlungen" folgende Mittheilungen: Die Gemäldegalerie erwarb ein interessantes Werk des van Dyck, das aus des Meisters Frühzeit stammt. Dargestellt sind zwei Nymphen, die beim Bade von zwei Satyrn überrascht werden. Die Landschaft ist sehr dunkel, so daß die Frauenkörper mit starkem Effect hervorleuchten. Die Figuren sind etwa halb lebensgroß. Der Vortrag zeichnet sich durch große Freiheit und Kühnheit aus bei theilweise starkem Impasto und skizzenhafter Behandlung. Van Dyck schließt sich in diesem Gemälde noch eng an Rubens, scheint aber auch schon durch Tizians Kunst angeregt, von dem der junge Künstler hervorragende Werke gerade damals bei seinem ersten Aufenthalt in England kennen lernte. Das Stoffgebiet der mythologischen Poesie war bisher unter van Dycks Werken in der Berliner Galerie noch nicht vertreten. Um so willkommener erscheint das Bild, das aus dem Londoner Kunsthandel als Geschenk eines Gönners, der ungenannt zu bleiben wünscht, in die Berliner Galerie gelangt. — Ebenfalls durch die Zuwendung eines Gönners, der nicht genannt sein möchte, konnte die Gemäldegalerie bereichert werden um ein kleines weibliches Bildniß, das ohne Zweifel von dem neuerdings viel beachteten Florentiner Meister Francesco Ubertini, gen. Bacchiacca, herrührt. Der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts thätige Meister zeigt sich in diesem Portrait einer vornehmen Dame in halber Figur mit einer Paatherkatze auf dem Schoße liebenswürdiger als auf seinem gewöhnlichen Wirkungsfelde, den kleinfigurigen biblischen Darstellungen. Namentlich coloristisch ist das Bildchen in seiner feinen, kühlen, grünlich-blauen Harmonie sehr reizvoll.

Von den Bildwerken der christlichen Epoche wurde die Gruppe der frühmittelalterlichen Sculpturen durch ein byzantinisches Marmorrelief, etwa aus dem 10. Jahrhundert, ein Geschenk des Hrn. v. Kühlmann in Konstantinopel, bereichert. Die nicht sehr deutliche Composition scheint den Kampf zweier Krieger darzustellen, von denen der eine den Kopf in eine große Thiermaske gesteckt hat. Stilisirte Pflanzen, die sich über den Grund ziehen, sollen wohl die Oertlichkeit andeuten. — Als Geschenk eines Gönners, der nicht genannt zu sein wünscht, kam in die Sammlung der italienischen Sculpturen ein Stuckrelief Donatello's, das Idealportrait eines antiken Kaisers, vielleicht auch des Ptolemäus, auf den die Form des Kronreifs zu deuten scheint. Der lebensgroße, in ziemlich hohem Relief seitlich dargestellte Kopf zeigt namentlich in der charaktervollen und edlen Profillinie, sowie in der Bildung der Ohrmuschel deutlich die Merkmale der Kunst Donatello's, aus dessen

mittlerer Wirkungszeit das Werk zu stammen scheint. Ganz besonderes Interesse erregt die nicht gewöhnliche Bemalung, die das harte Material des Porphyrs im Kopfe und des verde antico im Grunde mit glücklicher Wirkung nachahmt. — Ebenfalls durch die Zuwendung eines ungenannten Gönners wurde die Sammlung der oberdeutschen Holzschnitzereien vermehrt um ein kleines aus Birnbaumholz gearbeitetes Hochrelief, das die Kreuzigung Christi darstellt. Mit seiner überaus keden und unbefangenen Auffassung und der originellen Behandlung des Faltenwurfs zeigt das Werk einen Stil, der an die Kunst Altdorfers und W. Hubers erinnert, in Sculpturen dem Kunstfreunde aber höchst selten begegnet. Eine besonders merkwürdige Schöpfung dieses etwa um 1520 in Regensburg und Passau heimischen Stils besaß die Sammlung bereits in einer Bronzestatuette der Madonna.

Das Antiquarium hat an hervorragenden Stücken eine durch gute Erhaltung und Feinheit der Arbeit ausgezeichnete cretische Thonvase mit einer Opferdarstellung und dem Fabrikstempel M. Perenn. Tigrani und ein großes archaisches, aus Levantini stammendes Bronzebecken erworben, das in der Form einem dorischen Capitell ähnlich und mit vier wohl erhaltenen plastischen Widderköpfen verziert ist. An kleineren Gegenständen wurden ein bronzener Messergriff mit der Figur eines Gladiators, eine alterthümliche Terracotte aus Tanagra (Frau mit Brodteller), die Scherbe einer attischen Schale mit weißgrundigem Innenschild und ein Stück römischen Wandputzes erworben.

Das Münzcabinet hat u. a. einen zu Edfu in Aegypten gemachten Fund von 1176 römischen Kupfermünzen erworben und durch Schenkung eine große Anzahl orientalischer Münzen erhalten, auch außerdem durch Geschenke Bereicherungen erfahren. Unter den Einzelankäufen werden mehrere Mittelaltermünzen von höchster Seltenheit, so eine Silbermünze des Amatrich von Tyrus, Denare des Erzbischofs Adalbero von Trier (1131—1152), ein Brakteat des Hermann von Orlamünde, des Sohnes Albrechts des Bären, aus dem Funde von Miloo und die Funde von Aubitz und von der Leitzower Mühle (thüringische und hessische Gepräge von Brakteaten und Denaren des 10. und 11. Jahrhunderts enthaltend) hervorgehoben. — Die ägyptische Abtheilung hat durch Tausch mit dem Reichspostmuseum eine Schreibtafel erhalten, auf der ein ägyptischer Knabe, etwa im 3. Jahrhundert n. Chr., ein Stück aus der Ilias (Buch II, Vers 132—162) aufgeschrieben hat. — Unter den Neuerwerbungen des Kunstgewerbemuseums sind vorwiegend Stücke des 18. Jahrhunderts, außerdem ein bronzener Reliquienbehälter des 13. Jahrhunderts aus dem Rheinland, eine italienische Grubenschmelzplatte des 14. Jahrhunderts und um 1600 angesetzte Fayencefliesen von Ispahan.

* **Paris.** In der Académie des inscriptions las am 13. d. M. Clermont-Ganneau eine Studie über die wahrscheinliche Stätte der Gräber Davids und der jüdischen Könige. Die ehemals von de Saulcy empfohlene Lösung dieses Problems der hebräischen Archäologie, derzufolge die königliche Nekropole in der Kohurei-Moloh im Norden von Jerusalem zu erblicken ist, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Dieses seltsame Grabmal, das im römisch-griechischen Stile erbaut ist, ist wahrscheinlich von der Königin Helena von Adiabene und hat nichts mit dem der jüdischen Könige zu schaffen. Clermont-Ganneau sprach sein Bedauern darüber aus, daß die französische Regierung durch die Annahme der Schenkung dieses Grabmales durch einen reichen Privatmann eine Doctrin weihe, die eine förmliche historische Ketzerei bilde; die Akademie müsse einschreiten, um eine Aenderung der Inschrift dieses Monuments, das man „die Gräber der jüdischen Könige" benannt habe, herbeizuführen. Der Vortragende brachte darauf eine Menge historischer Beweise und vorzüglich genaue Studien eines unterirdischen Aquäducts von 500 Meter Länge, der, wie eine hebräische Inschrift in phönizischen Charakteren am Ausgang desselben beweist, in den Felsen unter dem Hügel Ophel zur Zeit des Königs Zachias gegraben wurde, für die These zur Geltung, daß die Grabmäler der jüdischen Könige in oder an diesem Aquäduct zu suchen seien. Diese Wasserleitung nämlich, die einen wahren Tunnel bildet, beschreibt in ihrem südlichen Theil einen ungeheuren, rechtwinkligen Umweg, für den sich bisher keine Erklärung hat finden lassen; Clermont Ganneau sucht zu beweisen, daß dieser Umweg nothwendig war, um nicht auf die jüdischen Königsgräber zu stoßen, die sich in der Tiefe des Hügels befanden. Dieser Inductionsbeweis gestattet, genau das Terrain zu bestimmen, das man in Angriff nehmen müßte, um den geheimnißvollen Eingang zu der Nekropole freizulegen, in der die Körper Davids, Salomons und der meisten ihrer Nachfolger beigesetzt sind. Dieser Eingang, der bisher allen Nachforschungen sich entzogen hat, müßte nicht in einer monumentalen Pforte, sondern in einer einfachen Brunnenöffnung bestehen, durch die man nach dem Vorbilde alter phönicischer und ägyptischer Grabmäler in die Nekropole hinabstieg. Das beweise klar eine Stelle des Josephus, deren Sinn man bisher nicht verstanden habe. Auf diese schon vor längerer Zeit von Clermont-Ganneau entwickelten Ideen hin hat bereits ein englischer Archäolog, Dr. Bliß, ohne den Namen des französischen Gelehrten zu erwähnen, Nachgrabungen in diesem Sinne angestellt, ohne indessen irgend ein Ergebniß zu erzielen. Clermont-Ganneau meint, das sei ganz erklärlich, weil Bliß trotz seiner — Clermonts — genauen Angaben die Nachgrabungen außerhalb des Winkels angestellt, während man im Gegentheil innerhalb desselben hätte nachgraben müssen. Man müsse deßhalb die Operation in dieser Richtung wieder aufnehmen. Das Studium der von Clermont der Akademie unterbreiteten Vorschläge wurde einer aus den HH. Maspero, Prager, Oppert, Dieulafoy, Marquis de Vogüé und dem Antragsteller zusammengesetzten Commission überwiesen.

* **St. Petersburg.** Der Director des Physikalischen Hauptobservatoriums, Generalmajor M. A. Rykatschew, beabsichtigt, eine Geschichte des ihm unterstellten Instituts herauszugeben, und wendet sich daher an alle Personen, die im Besitz irgend welcher Documente sind, welche die Thätigkeit oder Vergangenheit des Observatoriums betreffen, mit dem Ersuchen, die genannten Documente oder sonstige, die Geschichte des Observatoriums berührende Hinweise und Bemerkungen dem Observatorium, sei es auch nur zeitweilig, zur Verfügung zu stellen. Wichtigere Materialien sollen vollständig zum Abdruck gelangen. Besonders werthvoll wären Briefe der ehemaligen Directoren A. Kupffer, L. Kämtz und Wildt. Alle, die das geplante Unternehmen fördern wollen, werden aufgefordert, ihre Adressen und gegenwärtige Thätigkeit dem Director des Observatoriums mitzutheilen.

* **Moskau.** Das am 15. d. M. enthüllte Pirogow-Denkmal stellt den großen Chirurgen sitzend dar, in der Rechten die Sonde, in der Linken einen Schädel haltend. An den Seitenflächen des Granitsockels sind Bronzekränze angebracht, in deren Mitte sich Kupfertafeln mit verschiedenen aus den Werken Pirogows entnommenen Inschriften befinden, die vier Ecken werden durch Bronzevasen, aus denen sich Schlangen emporringeln, geschmückt. Nachdem die verschiedenen Deputationen, darunter auch eine des Vereins deutscher Aerzte in Petersburg, Kränze am Denkmal niedergelegt hatten, wurde in der chirurgischen Klinik eine Festversammlung abgehalten, auf der eine Reihe von Reden zu Ehren Pirogows gehalten wurde. Hier machte auch Dr. Malowski die erfreuliche Mittheilung, daß in Irkutsk zur Erinnerung an den Meister ein Krankenhaus mit Freibetten errichtet werde. Befremdet hat es, daß die Universität Dorpat auf der Feier weder durch eine Deputation vertreten war, noch jemand beauftragt hatte, einen Kranz am Denkmal niederzulegen, sondern sich mit einem Telegramm abgefunden hat. Pirogow, der die Vorlesungen an jener Universität besucht, dort sein Doctorexamen gemacht und später Dörptscher Professor gewesen, hätte wohl mehr Ehrung von der Universität Dorpat erwarten können.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Himmel und Erde, illustrirte naturwissenschaftl. Monatsschrift. IX. Jahrg. Heft 11. August 1897. Berlin, Herm. Paetel. — Rousseau's ausgewählte Werke in 6 Bdn. übers. u. J. H. G. Heusinger. II. Bd. Bekenntnisse II. (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Offenburg u. Amtsbezirk Ettenheim in Lahr für 1896. Lahr, Fr. Müllerleile 1897. — Prof. Dr. Paul Vetter: Die Metrik des Buches Job. (Biblische Studien, hggb. v. O. Bardenhewer, II, 4.) Freiburg i. Br., Herder 1897. — Johs. Penzler: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben u. Politik des Fürsten, auf Grund aller authentischen Kundgebungen hggb. u. mit historischen Erläuterungen versehen. II. Bd. 12. Febr. bis 5. Dec. 1894. Leipzig, Walther Fiedler 1897. — Dr. Richard Zander: Die Bedeutung der körperlichen Uebungen für die Entwicklung des Körpers und der Gesundheit. Dr. G. Mentz: Die deutsche Publicistik im 17. Jahrhundert (Virchow-Wattenbach, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 271/272). Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1897.

Jahrgang 1897. München, Montag, 23. August. Nummer 188.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Kluken. I. Von Dr. F. Tetzner. — Die neueste lutherische Dogmatik. Von Julius Schiller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kluken.

Von Dr. F. Tetzner.

I.

Das kaschubische Sprachgebiet in Pommern, das sich vor 120 Jahren noch über die Kreise Stolp, Bütow und Lauenburg erstreckte, hat heute seine Grenzen auf einen schmalen Rand am Südufer des Lebasees zurückgezogen, der kaum über die drei Dörfer Czarnowske, Gieseбitz nebst Fuchsberg, und Kluken hinausreicht. Und von diesen hat nur noch das letztere eigenthümliches kaschubisches Wesen bewahrt. Die Kluken liegen wie auf einer Lebainsel, durch Moor, Wald, Wasser und Weglosigkeit von den nächsten Orten getrennt; hier sprechen einzelne Familien zu Hause und auf dem See noch immer in ihrer Muttersprache, während sie rund herum, auch in Czarnowske und Gieseбitz, gleichsam nur als Rarität von einzelnen bewahrt wird. Noch ein Menschenalter, und die Wogen des Deutschthums haben das Eiland überfluthet. Derselbe Büsching, der noch vor 100 Jahren die nun längst verschwundenen Gothen und Tetraxiten am Schwarzen Meere kannte (?), wußte auch von den spärlichen kaschubischen Resten am Lebasee zu berichten. Diese haben sich zäher gehalten als unsre germanischen Brüder im Tatarenlande, und ehe auch sie im Strudel der umwogenden Gleichheit untergehen, sollen ihre Siedelungen in ihrer alten Eigenart vorgeführt werden. Ihre weltferne Lage, abseits von Eisenbahnen und Postkutschen, ist der Grund, weßhalb bis jetzt kein Forscher jenes Gebiet durchstreift und das Volksleben erforscht hat. Es ist heute bequemer, nach der ostafrikanischen oder brasilianischen Küste zu fahren, als nach der des Lebasees. Unsre ganze Kunde von den Kaschuben seit 100 Jahren stammt aus einigen Einzelberichten dortiger Pastoren und Lehrer, das ganze Gebiet zwischen Lugow und Leba in Zusammenhang haben auch diese nicht erforscht oder geschildert.

Die Kluken (=Hütten), 40 an der Zahl, liegen unterm 39.05 Längen- und 54.64 Breitengrad und zerfallen in die Schmolsiner, Selesener und Zemminer Kluken. Alle drei bilden eine Schulgemeinschaft, aber nur die ersten eine Dorfgemeinde, während die anderen zu den in dem Bestimmungsort genannten Dörfern gehören. Die Bezeichnung ist Eigenname ohne Artikel geworden, so daß man jetzt unschön statt „in den Kluken“ sagt „in Kluken“. Die Schmolsiner Kluken sind am meisten deutsch geworden, hier befindet sich im Gegensatz zu den verstreut liegenden anderen ein Fahrweg, der nach dem $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Kirchdorf Schmolsin führt. Außerdem hat dies Dorf die Schule, die Postniederlage, den Gottesacker und — den Krug. Der Gottesacker gehört aber nur den Schmolsiner Kluken, die Selesener Kluken begraben ihre Todten in dem $1\frac{1}{2}$ Meile entfernten Selesen, die Zemminer in dem 2 Meilen entfernten Kirchdorf Glowitz. Dahin gehen auch die Bewohner der zuletzt genannten Dorftheile in die Kirche, während die ersteren beiden in Schmolsin eingepfarrt sind.

Die Kluken liegen mitten im Lebamoor, 2 km von der Südwestspitze des Lebasees, durch Wiesen von ihm getrennt. Sie stehen kaum $\frac{1}{2}$ m über dem Seespiegel, sind bis zu einem Kilometer von einander entfernt und beherbergen etwa 550 Einwohner, von denen 350 auf die Schmolsiner, 150 auf die Selesener und 50 auf die Zemminer Kluken kommen. Die letzteren beiden liegen, getrennt durch moorige Wiesen, 2 km südlich von den ersteren und werden wieder von einander durch den Pastininkebach geschieden, der die Schmolsiner Kluken nicht berührt. Mitten durch diese geht eine Sanddüne, die hinter der Schule sich bergartig thürmt und den Fahrweg vor dieser als Sandwüste erscheinen läßt. Von diesem Sandberg aus übersieht man nicht nur die durch Fußpfade verbundenen Kluken und die Pastininkebrücke, sondern den See mit der Nehrung und die ganze Kaschubei. Im Norden und Nordosten breiten sich, unterbrochen von Sträuchern und schmalen Gräben, die saftigen bunten Lebawiesen aus, die im Schilf des flachen Ufers enden. Zahllose bekannte und nicht wenige seltene Blumen schmücken sie. Da finden wir das rothe glockige Moosglöckchen (Linnaea borealis) und den ährenähnlichen Sumpfcalla (Calla), den zähen grünbraunblättrigen, weiß blühenden Sumpfporst (Sedum), verschiedene Arten rothen Ampfer (Rumex) und Augentrost (Euphrasia), gelbes Taschenkraut (Alectarolophus), weißes Wollgras und gelben Löwenzahn (Leontodon taraxacum), Hahnenfuß, Wegerich und rothen Klee, braungelbes Läusekraut (Pedicularis) und weiße Schafgarbe (Alchemilla vulgaris), die kleine weiße Spergel (Spergula arvensis) und eine ebenso kleine gelbe Hahnenfußart, rothes Epilobium und das prächtige weiße Herzblatt (Parnassia), den Wasserliesch (Butomus umbellatus), das Pfeil- und das Habichtskraut, den rothen Stendel, Sitter oder Sumpfwurz (Epipactis latifolia) und das Knabenkraut, den Engelfüß und die Hundskamille (Anthemis arvensis), das Sumpfvergißmeinnicht und den seltenen Tannenwedel, wie den zarten Wassernabel (Hydrocotyle vulgaris). Verschiedene Heidearten schmücken das ärmlichere Land, so die röthliche gipfelglöckige Erica tetralix und die schlankere Calluna vulgaris. Im Pastininkeloch aber leuchtet die schöne gelbe Teichrose (Nymphaea lutea) und die Kaschubenraute, die sonst Wasserpest (Elodea) genannt wird. Der sich westwärts anschließende Wald aber läßt Birken, Buchen und Eichen, Heidelbeeren, Fichten und Kiefern grünen.

Nordwärts erglänzt der meilenbreite blaue Lebasee. Weiß buchten die Dünen der Nehrung, an deren Fuß sich Wälder anschließen. Brauender Nebel verbirgt das zur Schmolsiner Hofkammer gehörige Gut Daubee (Eichen), das von zwei Familien bewohnt wird. Hieher geben die Kluckener oft ihr Vieh in die Weide und müssen dafür jährlich pro Stück etwa 15 M. bezahlen. Im Osten der Nehrung vor den Ruinen der Lebamünder Kirche liegen die Häuschen

des Dörfchens Rombke, das nach Schmolsin eingepfarrt ist. Westlich von der Düne breiten sich nach den Gehöften kleine Kartoffeläcker, sowie zahlreiche Baumgruppen neben Kohlfeldern und Moorstichen bis zum Walde aus. Am Ende aber winkt auf hoher Düne ein Leuchtthurm. Im Südwesten ragt der heilige Berg der Kaschuben, der sagenumwobene Revekol, an dessen Fuße Schmolsin liegt. Von hier fahren auf sandigem Wege nordwärts Heu- und Torfwagen am Canal hin, der die beiden Seen verbindet. Bis übers Knie versinkt man oft im Sand. Ein Ziehbrunnen ist weithin sichtbar, dann wendet der Weg rechts nach den Klucken ab, überall durch Sand, den man scherzweise „Hamburger Schnee" nennt. Der Süden zeigt Binsenwiesen und Moorstriche, unterbrochen von Baumgruppen. Die Aussicht endet mit jener nadelholzbewachsenen Hügelkette, aus der im Süden hoch erhoben die Thurmspitze von Glowitz schaut. Dahin führt jetzt von den Zemminer Klucken aus ein Fahrdamm. Auch der weite Osten ist flach, hat Wiesen und Moorgegend und endet in Wald und Hügel. Man erblickt die Stranddörfer Fuchsberg oder Gieseditzer Moor, Gieseditz, die Lebamündung, Speck, Babidal, Czarnowske und das Städtchen Leba. —

Die Klucken sind uralte kaschubische Siedelungen, die schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts einen heimischen Schullehrer, Polley (1738), hatten. Die Bewohnerzahl ist früher eine sehr geringe gewesen. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wohnten in den Schmolsiner Klucken nur 9 Familien, heute über 60 mit 350 Seelen, die Selesener weisen 20 Familien mit 150, die Zemminer 8 mit 50 Köpfen auf. Von diesen 90 Familien, unter denen sich in den Selesener Klucken ein Hausstand Zigeuner befindet, sind nur die des Lehrers und des Gastwirths rein deutsch, eine andere (Reimann) ist mit ihren vielen alt ansässigen Verzweigungen halb kaschubisch geworden. So kommt es, daß wir nur wenige deutsche Familiennamen antreffen. Und da außerdem seit alters fremde Siedler nur schwer in die Klucken gelassen, und meist Verwandtschaftsheirathen geschlossen werden, so ist die Zahl der Namen eine geringe. In den Schmolsiner Klucken herrscht von Anbeginn die Familie Klück, sie weist 22 Hausstände auf, außerdem 10 Polley und 8 Reimann. In den Selesener Klucken walten die Namen Kirck, Czirr und Ruch, in den Zemminer der letztere. Andere Familiennamen, die häufiger vorkommen, sind Proy, Eick, Krietzsch, Gabbey, Gromoll, Kaitzschick, Damaschke, Wogatzki.

So kam es, daß 1857 unter 57 Schülern 18 Klück, 13 Kirck, 10 Ruch, 4 Polley, 3 Reimann waren, 1875 unter 72 Kindern 40 Klück. Die Zahl der Knaben überwiegt die der Mädchen, 1880 waren unter 82 Schülern 50 Knaben. Zum Unterschied setzt der Lehrer den Schülern des Vaters Vornamen vor. Aus der Geschichte der Klucken ist erst seit der Mitte vorigen Jahrhunderts etwas bekannt. Es werden die ersten Lehrer Polley (1738) und Heick (1747) namhaft gemacht; letzterer war „ein junger geschickter Mann", unter ihm sollte eine Schule gebaut werden, was jedoch erst 1863 geschah. In diesem Jahrhundert wirkt einer aus der Familie Klück. Er war früher Seefahrer und wurde Schulhalter, weil er Schaden genommen hatte und nun lahm war. Die Kinder brachten ihn selbst in die Schule und nach Hause. Er bezog zwölf Thaler Gehalt und verfertigte während des Unterrichts hölzerne Löffel und Holzpantoffel. 1849 hatte der Ort wie so viele Großstädte seine regelrechte Revolution, die sich in der Zeit der Steuerverweigerer nach Edelbüttel folgendermaßen abspielte. Schon 1848 hatte man in Selesen die Zollgelder verweigert, schließlich aber klein beigegeben. Die Selesener und Schmolsiner Klucken widersetzen sich aber weiterhin, Chausseebeiträge zu bezahlen, da sie ja selbst keine Chaussee hätten und bekämen. Die Execution wiesen sie durch passiven Widerstand ab. Am 5. Juli in aller Frühe rückten 1 Offizier, 7 Unteroffiziere und 43 Soldaten mit klingendem Spiel von Stolp aus in Schmolsin ein. Am 6. früh 6 Uhr zogen sie unter Trommelschlag in den Klucken ein, nahmen 74 Schafe, viele Schweine und mancherlei Hausgeräth. Dann ging's nach Schmolsin zurück, wo andern Tags alles verkauft werden sollte. Die Kluckener kamen aber hinterher, borgten sich Geld in Schmolsin und bezahlten die Kosten, die von 13 auf 126 Thaler gestiegen waren. Zwei Selesener blieben indessen standhaft und wurden am 7. Nachmittags durch einen Trupp von 12 Soldaten nochmals ausgepfändet, und eine Kuh wurde nach Schmolsin getrieben. Die Geschädigten gingen aber nach, lösten sie ein, wie jene die Schafe und Schweine, und zogen theils lachend, theils scheltend zurück. Ein Klück aber rief dem Rittergutsbesitzer Herrn v. Bandemer zu: „Wenn uns der König auf der einen Seite und die Herren auf der anderen ausplündern, so kann nichts überbleiben." Er erhielt einen Kolbenstoß und flache Säbelhiebe, und der Führer der Execution wollte ihn mitnehmen; durch ausständiges Bitten erlangte er aber Vergebung. — Damals hatten die Schmolsiner Klucken 153, das Kirchspiel 3709 Einwohner. Die Schule wurde in einer Stube abgehalten, die eine Wittwe auf Gorni geschenkt hatte. Der Lehrer und Schneider Gabbey hielt dann in einer Stube seines Wohnhauses Schule; dann wurde 1863 ein Schulhaus gebaut, ein seminaristisch gebildeter Lehrer, Fröhling, angestellt, der nun in deutscher Sprache unterrichtete und mit der Cultivirung des Bodens begann, die aber erst durch den jetzigen Schmolsiner Pfarrer Neumeister und den Kluckener Lehrer Stodtmeister zu einer nicht mehr vergänglichen gestaltet wurde. —

Der Boden, auf dem die Klucken gebaut sind, sucht an Ungastlichkeit seinesgleichen und ähnelt nur dem Czarnowskes. Zwischen See und Dorf ist Wiesenland, das aber den Kluckern nicht gehört. Als nämlich die Regierung, um den armen Bewohnern aufzuhelfen, diese saftigen Lebawiesen umsonst gegen geringe Grundsteuer anbot, nahmen sie das Geschenk nicht an und riefen dem Verkünder zu: „Dat möt wat fin, dat is en Seelenverköper." Die Selesener dagegen griffen dankend zu und scheuten den meilenweiten Weg nicht. Nun müssen sich die Kluckener, die so wenig Gras haben, das schönste Heu von der Nase wegholen lassen, schelten auf die Witterer jener Seelenverköper und ergreifen jede Gelegenheit, ein Stück Wiese zu erwerben, um nicht das theure Heu kaufen zu müssen. An die Wiesen schließt sich südwärts reiner Sandboden an, der Haus und Zaun, Baum und Stein zuweht und nur mit Mühe abgewehrt wird. Diese Sandstrecke ist nur schmal, aber alle Schmolsiner Klucken stehen in dieser Wüste, die noch westlich in den Wald hineinreicht. Weiter südlich folgt Moorboden, der die Grundlage der Selesener und Zemminer Klucken bildet, aus diesem aber hat man durch Cultur doch einige Felder und Wiesen gewonnen. Das fruchtbare Land beginnt erst südlich von den Klucken, nach einer stein- und kiesreichen Gegend. Die Bodenschichten beim Brunnengraben sind dieselben. In den Schmolsiner Klucken folgten beispielsweise auf 3 Meter zu Tage liegenden Sand eben so viele Meter Moor und dann Kies.

Wie fanden sich nun die slawischen Siedler mit diesem Boden ab? Von einer runden Dorfanlage konnte schon des ungleichartigen, meist unbrauchbaren Landes wegen nicht die Rede sein. Die Gehöfte baute man, wo man's für gut hielt, nur die Schmolsiner Klucken bilden eine Straße. Jeder Siedler nahm sein Stück und gab ihm einen Namen. Der Name des Stückes blieb, auch wenn es wiederholt getheilt worden war. Diese Einrichtung finden wir ebenso

in Litauen und genau so in anderen kaschubischen Dörfern. So hießen die Theile Zezenows: Czegorke, Czeschinitz, Gawreuz, Kateuz, Pablitz, Pasitz, Schlauschitz, Schlippnitz, Tomschütz, Toplitz. Die Theile von Giesebitz führen die Namen: Bijelawa, Bilowa, Birk-Lessagurka, Bobann, Buttaw, Czefka, Dobrowka, Jerusalem, Gonlätsch, Kamstätsch, Klina, Kwistrow (Quisdoska), Mist (Muisk), Nord, Oberstraße, Paagekrauz (Froschkrug), Pajanke (Pajnik, Parzonkaris), Saborra, Sammczefka, Sekampja, Woinstrow, Wolitsch, Zoll. Die Schmolsiner Kluckengrundstücke führten die Namen: Dambowi, Gorni, Grzendovi, Jach, Lugowi, Novidomski, Powelki, Piaskowi, Zickor. Diese Namen waren so in Fleisch und Blut übergegangen, daß beispielsweise in der Schulliste unter Beschäftigung einfach der Name Gorni oder Zickor geschrieben wurde, und Marie Klück Pawelks Marie genannt ward. Jeder dieser Theile hatte nun außer seinen Stücken Wiese, Acker und Unland für gewisse Stücke Vieh Weidegerechtigkeit. Brachte der Theil mehr Kühe, so mußte dafür Bezahlung geleistet werden. Ursprünglich erbte nur der älteste oder der jüngste Sohn das Grundstück, später theilte man alles regelmäßig, so daß jetzt annähernd 60 zu den 9 Theilen gehören. Und man theilte nicht etwa zusammenhängend, sondern jede Sorte Land für sich, so daß ein solcher Theil jetzt eine ganze Menge kleiner, unzusammenhängender Theile in Haus und Feld hat, die naturgemäß die Quelle von Familienprocessen sein müssen, zumal die Theilungen nie gerichtlich festgesetzt worden sind. Dazu kommt das Unangenehme, daß eben keiner ein neues Heim baut, oder auswandert, oder Geld statt des Theiles nimmt. Es will durchaus jeder „Besitzer" sein, und wenn drei Familien in einer Stube zusammen wohnen müssen und die Kathe immer mehr Flickwerk wird. In einem solchen Kathentheil geschehen hinter einander mehrere Sterbefälle, die Frau bleibt allein übrig und verläßt außerdem aus irgend einem Grunde gleichfalls die Wohnung, um eine andere ererbte zu beziehen. Die Stube steht seit Jahr und Tag leer, die Scheiben sind zerbrochen, Ungeziefer nistet sich ein. Ich frage: warum verkauft denn die Frau ihren Antheil nicht, trotzdem Käufer genug da sind? „Und wenn sie 1000 Thaler bekäme, will sie das Stück nicht hergeben, weil es eben ihren Vätern gehörte." So kommt's, daß auch die Schmolsiner Klucken keinen aus den anderen auf ihrem Gottesacker begraben lassen; der Gottesacker gehört eben nur ihnen, und keine Summe kann genügen, ein Eckchen abzutreten. Und sogar die Kämmerei gibt kein Land für den Gottesacker weiter her. —

Das Urgepräge des kaschubischen Hauses, wie es in der Glowitzer Gegend noch erhalten ist, ward durch fortwährenden Anbau verwischt, ist aber doch wieder zu erkennen. Die Vorderseite ist meist der Straße abgekehrt. Die Wände sind aus Fachwerk oder bloßem Lehm gebaut, öfter ist der untere Theil mit Brettern beschlagen, die Rückseite aber mit Schilf verstärkt. Die Lehmwand ist etwa 2 Meter, der zugeschrägte Giebel weitere 3 Meter hoch. Das Dach ist mit Schilfschindel bedeckt, trägt ein Storchnest, eine bis zur Erde reichende Feuerstange oder Feuerleiter und neuerdings einen Steinschornstein. Die alten Holzessen werden immer seltener, doch sind selbst die Rauchkathen noch häufig anzutreffen, bei denen sich der Herdrauch seinen Ausweg durch Fenster, Thür und Bodenluke suchen muß. Rauchkathen gibt es auch noch in Garde und Czarnowske. Die Vorderseite des Hauses ist in zwei Theile geschieden, die beiden Thüren stoßen mit den Bäudern an einander und halbiren das Haus. Je ein kleines sechstheiliges Fenster und ein Hausfensterchen seitlich oberhalb der Thür kennzeichnen die Vorderseite, die oben über der Thür augenförmig aufgebogen ist und je eine Heuluke enthält. Unter den Fenstern sind Bänke, daneben Torf- oder Brennholzschichten. Die Hausflur ist meist in zwei Theile geschieden, deren hinterer die Küche bildet. Zu dieser führt geradeaus eine Thür, zur Stube seitwärts eine solche, hinter der Stube ist noch eine Kammer. Der Stubenthür gegenüber stehen meist die Betten, seitwärts der Herd und eine Kommode oder ein Glasschrank.

Die Grundform wird verschiedentlich abgeändert, oft finden sich je zwei statt eines Fensters, oft sind die Fenster in der Mitte und die Thüren außen, zuweilen folgt der Reihe nach Thür auf Fenster, in anderen Fällen sind die Ställe gleich seitlich angebaut. — Die Lehmwände ruhen selten auf Stein, meist auf Stubben und Balken. Die Diele fehlt meist, auch Steinfliesen sind selten, oft ist der glatte Moorboden mit Lehm gemischt, zuweilen ist das bloße Moor mit Sand bestreut. Einen Keller hat kein Haus, man baut einen solchen auf steinerner Grundlage auf die platte Erde kegelförmig, etwa 4 Meter breit und 3 hoch, man belegt ihn mit Holz und Schindel und bewahrt meist nur Kartoffeln darin; ähnlich sieht auch der Backofen aus, er ist nur halbkugelförmig, besteht aus Lehm und hat eine Eisenthür an der abgeschrägten Vorderseite. Beim Gehöft liegen der Vorderseite die Stallungen oder Gärten gegenüber, jene wie die Wirthschaftsgebäude sind gewöhnlich seitlich. Die andere Seite ist für den Eingang frei, der jedoch auch zwischen den Gärten durch auf den Hof führen kann. Die Gärten haben selten einen Zaun, sind jedoch mit einem Rand von Fichten, Birken oder Kiefern, auch Apfelbäumen umgeben, die 2 Meter von einander entfernt sind. Viel mehr als Kartoffeln und Kohl wird darin nicht gebaut, doch befindet sich zwischen Garten und Wohnhaus auf dem Hofe oft neben dem Schöpfbrunnen ein Gärtchen, wo Salat und Gemüse, ein Obstbaum oder Beerenstrauch gedeiht. Ein von dünnen Aesten geflochtener Entenstall und eine Hundehütte, die immer den gleichen schäferhundartigen kleinen Hund beherbergt, runden das Bild des Hofes ab. Die Felder und Wiesen stoßen meist nicht ans Gehöft, jene bieten Kartoffeln und Hafer und seit etwa 20 Jahren auch Korn. —

Um den unfruchtbaren Sand- und Torfboden nutzbar zu machen, sind verschiedene Versuche angestellt worden, aber die begutachtenden Herren kamen immer zu dem Ausspruch: „hier gedeiht weder Baum noch Strauch." Der Thatkraft zweier Männer gelang es aber doch, aus Wüsten Paradiese zu zaubern; das sind der Schmolsiner Pastor Neumeister und der Kluckener Lehrer Stodtmeister. In den 70er Jahren hatte der Pastor bereits dem Lehrer Fröhling mit Bäumen aus seinem Garten und Rathschlägen die Hand zur Urbarmachung eines Stückes Land geboten. Es erstand ein Garten, dessen Spuren nicht untergegangen sind. Die baldige Versetzung Fröhlings und die Abgeneigtheit seiner Nachfolger für Gartenbau ließen alles verkümmern. Folgen wir dem Bericht Stodtmeisters, der 1886 von der alten Arbeit nur wenig mehr vorfand. Die Schulwohnstube hatte bestoßene Thüren und Wände, die Tapeten waren zerrissen, die Schulstube befand sich in ähnlichem Zustand, Bücher fehlten gänzlich; sofort ließ der Schulvorstand das Gröbste in Ordnung richten, zur Pflasterung der Küche ließ er sich aber nicht herbei, da er selbst nicht einmal in der Stube Steinbelag hatte. Vom Schulgarten sah man noch „Spuren früherer Anlagen und Anpflanzungen. Die einst von fleißigen Händen gepflanzten jungen Obstbäume und Beerensträucher waren meist ausverkauft, einige sollen des Nachts gestohlen worden sein. Da der Zaun um den Garten fehlte, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß die noch übrigen Bäume vom Vieh befressen und bestoßen wurden." Nun schickte Neumeister eine Einspännerfuhr Beerensträucher, Kirschbäume u. s. w. Stodtmeister mischte den Sand mit Torfgrabenauswurf

pflanzte und jätete und schuf einen wirklichen Garten. „An der westlichen Seite des Schulgartens lag ein zur Schule gehöriges Stück Unland, auf welchem die Bewohner weideten und Streusand gruben. Es war der Wunsch der kgl. Regierung, dies Stück Land, ca. 4 Morgen, zu tragbarem Lande umzuwandeln, aber kein Vorgänger that's." Nun grub auf Anrathen des Pastors der Lehrer ein Viertel Morgen aus, erhöhte ihn durch Moorboden und Gräbenauswurf und pflanzte Hopfen und Cichorie. Das war nicht lohnend genug; da versuchte er's mit Korn, das gab guten Ertrag. Sofort gab die kgl. Regierung 40 M. Belohnung und forderte zu weiterer Urbarmachung auf. 1887 wurde ein Stück zwischen dem Schulgarten und der Viehweide, 1888 ein anderes fertig. Da gewährte die kgl. Regierung 150 und 179 Mark, und der Kammerherr v. Bandemer schickte seine Begutachtung der kgl. Regierung ein. Nun wurde immer weiterer Boden ertragsfähig gemacht und des Kaisers Gnade und die Anerkennung von seiten der Regierung wurden dem Lehrer wiederholt zutheil. Man kaufte ihm eine Wiese, baute ihm eine Scheune für 1300 Mark und unterstützte ihn überall.

Jetzt ist das große Schulgrundstück ein blühendes und fruchtreiches Paradies. Schwerer Roggen gedeiht auf den Feldern, und Obst und Wein blinken dem Wanderer entgegen. Hat denn die segensreiche Arbeit des Lehrers Nachahmung gefunden? Leider nicht allenthalben. Wohl wurden von der kgl. Regierung Preise zu weiterer Urbarmachung ausgesetzt. Da machten sich's einige leicht und setzten Kiefern in den Sand, den meisten anderen dauerte die Zeit zwischen Saat und Ernte zu lange. Sie wollten noch selbigen Jahres Früchte sehen, und ließen alles liegen, als die Bäumchen so langsam wuchsen. Zudem liebt der Kaschube die Früchte nicht, sie sind ihm lediglich ein Verkaufsstück für den Markt. Einige Einwohner aber haben sich des Lehrers Wirksamkeit zum Vorbild genommen. Besonders eifrig ging man daran, auch Roggenfelder anzulegen, und diese nehmen jährlich an Zahl zu. Andere Kluckner von zäherer Ausdauer betrieben die Anlage von Gemüse- und Obstgärten. Die ersteren sind zahlreicher, die letzteren finden wir bei drei Einwohnern. Im Schulgarten stehen 100 Obstbäume, einzelne kümmerliche hat fast jeder Besitzer. Um einen Begriff vom Reichthum jenes Gartens zu geben, wo vor 25 Jahren Sand inmitten von Sande lag, will ich die wichtigsten Gewächse darin anführen. Es gedeihen Johannis-, Stachel-, Wein-, Him- und Erdbeeren; Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Wallnüsse; Bohnen, Kartoffeln, Salat, Radieschen, Gurken, Kürbis, Sellerie, Petersilie, Zwiebeln, Hopfen, Cichorie, Rüben, Kohl; Rosen, Nelken, Georginen, Päonien in Buchsbaumumrandung. 1895 verkaufte Stadtmeister 2½ Centner Honig aus 9 Bienenstöcken, für 10 Mark Hopfen, für 13 Mark Eierpflaumen, für eine ziemliche Summe Obstwein. Früher baute man das wenige Gemüse auf dem Felde, jetzt säen viele schon 3—4 Scheffel aus und lassen jenes im Garten gedeihen; eine Familie brachte für 50 Mark Zwiebeln auf den Markt. Mit einiger Sorgfalt wird Kartoffelbau auf dem Torfland getrieben. Abgesehen von den Stichen, die man zur Torfcultur, nämlich zur Erlangung der Brennsoden bestimmt hat, behandelt man das Moorland an günstigen Stellen wie Ackerland und baut Rüben, Hafer und besonders Kartoffeln. Die Behandlung des Bodens geschieht auf folgende Art: man sticht mit dem Spaten etwa 0.2 Meter tief den heidebewachsenen Torf heraus, wendet ihn um und läßt die Pflanzendecke als Dung versaulen. Oben darauf streut man wieder Dünger und gräbt dann im nächsten Frühling nochmals um. Abzugsgräben nehmen das Wasser auf, so daß die höher liegenden breiten Beete trocken bleiben. Diese Gräben müssen immer gereinigt werden, und den Gräbenauswurf benützt man zur Düngung sandiger Grundstücke. Die gründlichste Grabung findet nach Frühlingsanfang statt. Dann wird nochmals gedüngt und gegraben und im Mai mit dem Kartoffelstecken begonnen. In den folgenden zwei Monaten wird mit einer karstartigen Hacke das Unkraut entfernt und das Kartoffelhacken zweimal vorgenommen. Die Kartoffelernte ist sehr reichlich, der Name „Kartoffelkaschubei", den die Einheimischen gebrauchen, zutreffend. Mit Leichtigkeit und ohne Geräth nimmt man mit der Hand unter dem Kartoffelkraut die Knollen weg und legt gleich im Moor große Mieten oder Haufen an, in denen man die Kartoffeln aufhebt. Meist sind sie fast luftdicht von der Außenwelt durch Schilflagen abgeschlossen. Im April schafft man die übrigen Kartoffeln auf die Scheunentennen und rüttelt sie alle 8—14 Tage rollend auf dem Boden mit den Händen hin und her, daß die Keime abbrechen. Der Kartoffelreichthum gewährt die Mittel zu reichem Viehstand, in dem nahen Gieselitz werden wohl 50 Stück Mastvieh auf einmal verladen; Rind und Schwein sind gut genährt, der mangelnde Wieswachs wird durch Kartoffeln und Rüben ausgeglichen. Wie der Kluckener auf seine reine Geräthe in Haus und Hof, auf dem Acker und der See hält, so sorgt er auch für reichliche Düngung. Geschieht dies letztere auch nicht allgemein, so treibt doch die Noth und der dürftiger werdende Fischfang immer mehr dazu, und wie lange wird es dauern, so erntet vereinzelt der Kluckener gleich dem Gieselitzer seine 15 Scheffel Roggen auf dem Morgen gepflegten Ackerlandes? Freilich ist das Ackerland sehr selten und theuer, und der Bau auf dem Moorland ist leichter. Die aufgeworfenen Moorhäuschen geben großen Landstrecken ein eigenthümliches Aussehen. Noch einer Ernte ist zu gedenken, die erträglich ist, das ist der Schilfschnitt am Seeufer. Er erfordert keine Mühe und Auslagen als eben das Schneiden und bringt beispielsweise dem Gieselitzer Rittergutsbesitzer an 2000 Mark ein. Man benutzt das Schilf zu Schindel.

Garten-, Ackerbau und Viehzucht bilden nicht den Haupterwerb des Kaschuben. Außer Schafen, Ziegen, Schweinen, Enten, Gänsen, Tauben und Hühnern besitzen die Schmolsiner Klucken 8 Pferde und 140 Kühe, davon gehören 3 der Schule. Keiner hat mehr als ein Pferd, bei festlichen Gelegenheiten thun sich immer zwei zu einem Gespann zusammen. Die herrschaftliche Jagd erstreckt sich auf unsre bekannten Wildarten, zu denen auf der Seeseite wilde Enten und Schnepfen kommen. Die hauptsächlichste Beschäftigung aller ist die Fischerei. Doch treibt eben jeder alles, sischt früh, bessert an seinen Hausgeräthen Mittags und versorgt Nachmittags das Feld und den Torfstich. Alle nennen sich „Eigenthümer", auch Wirth oder Besitzer; einer, der ein Haus für sich hat, Büdner; ein einziger Tagelöhner ist ohne eigenes Heim, sonst führt, abgesehen vom Lehrer und Wirth, je einer die Bezeichnung Tischler, Schneider und Dachdecker.

Die Hauptbeschäftigung nun, die Fischerei auf dem Lebasee, erfordert genaue Kenntniß der Netzarten. Das wichtigste Netz ist die Zese, mit der man auch in den Haffen fischt. Sie gilt für den Lebasee als „Fischfresser" und ist jetzt verboten, trotz aller Bitten der Kluckener. Die Zese ist eine richtige Mausefalle, auch in der Gestalt; die ich sah, waren etwa 2 Meter breit und dreimal so lang. An der oberen Seite sind Holzstücke aus Pappelborke befestigt, sie werden von den Kaschuben Plato, von den Niederdeutschen Flete genannt und dienen dazu, daß das Netz offen bleibt. Die kegelstumpfförmige Maschenkehle oder Mäternitz zeigt den Fischen den Weg ins Gefängniß. „Was da herein ist, kommt nicht wieder heraus", sagte man befriedigt. Die Kaschuben meinen, es sei ein großes Unrecht,

daß man ihnen die Zese entzogen habe. Jeder Vernünftige müsse einsehen, daß sie nur große Fische fange, und gerade die kleinen Arten würden immer seltener. Außerdem wüßte man ja gar nicht, wovon man weiterhin leben solle. „Wir wollen Se. Majestät bitten, uns nur die Zese wiederzugeben, ohne ihn wird sie nicht wieder erlaubt, es käme denn eine andere Regierung mit neuen Gesetzen.“ Der tüchtige Oberförster von Schmolsin hat mit eiserner Hand auf Erfüllung der Vorschriften gehalten, daß nicht Raubfischerei getrieben wird.

Aehnlich der Zese ist die Reuße, nur daß sie stufenweise spitz zuläuft und statt der Fleten Bogenreifen besitzt. Die Kehle beginnt 1½ Meter vom Anfang und vom Ende zwischen dem 2. und 3. Reifen. Eine Abart der Zese, die Flunderzese, wühlt mit Bleistücken im Grundsand, ist in der Mitte eng und vorn und hinten gleich breit. Die Zese wird von zwei Booten mit je 2—4 Mann Besatzung in die Mitte genommen. Ein kleines Staknetz führt den Namen Klimjo oder Klémenz. Eine andere kehlenlose Netzart, die sich bei den Kaschuben schwerer einbürgert, weil sie eine Neuerung ist und ihnen zu viel kostet, ist die Wjidnik. Sie hat nur Flügel und ein Meternetz (Mazeza). Die Maschen werden hinten immer enger und haben nur noch 1.5 cm Breite. Man windet die Wjidnik mit Kähnen auf dem Lebasee, daher hat sie auch ihren Namen (kasch. wjic = winden). Ihr ähnelt die Prozeschke (von kasch. procenje = waten), die nur im Flachwasser gebraucht werden kann. Zur künstlichen Fischerei nimmt man Streichnetze. Viel verwendet wird der Kescher, insbesondere der Zauwe (Ziehkescher) oder, wie man abergläubisch umgedeutet hat, der Zauberkescher: „in den geht alles hinein.“ Er ist ein einfacher kurzstieliger Hamen wie ein Schmetterlingsnetz, der Bügel ähnelt einem kleinen Ballschläger im Lawn-Tennisspiel. Man fängt Plötze, Barsche, Aale, Schleien, Hechte, Bleie, Zauder, Dorsche (Pomuchel), selten Lachse. Auf dem Meer wird selten gefangen, obwohl es durch die Leba mit dem See verbunden ist.

Die künstliche Winterfischerei verdient besonders hervorgehoben zu werden, sie wird von andauernder Romantik umkränt. Im Sommer trinken die Kameraden jeder Abtheilung in gehobener Stunde „auf Rechnung des ersten Winternetzes“, die jungen Mädchen bleiben nicht zu Hause und betheiligen sich unter Scherz an der harten Arbeit, und das ganze Dorf lauscht gespannt auf den Ausgang jedes Zuges. 12 Theilhaber oder Prawjees wählen unter sich einen Capitän und nehmen eine Anzahl Arbeiter (Mantehlix) an, darunter auch Mädchen. Ein Theilhaber macht den Schenken, der rund herum den Schnaps gleichmäßig einschenkt. Den Theilhabern gehören die Netze, die unten spitzen Kähne mit flachem Boden und die größeren unten breiten Boote gemeinschaftlich, sie theilen später die großen Fischarten, während die Arbeiter die kleinen bekommen, alles nach altem Brauch. Die Arbeiter bekommen für ihre ganze Arbeit nichts, wenn keine kleinen Fische im Netze sind, und die Theilhaber haben umsonst Mühe und Zeit verschwendet, wenn nur kleine Fische ins Netz gingen. Die Arbeiter gehen des Wassers wegen in ganz kurzen Hosen mit ebenso langen Taschen, in die mitunter große Fische wandern sollen. Jeder macht seine Arbeit und hilft dem andern nicht. Nun hackt man zwei große und viele kleine Löcher in eiförmiger Anlage. An der Spitze wird das sackförmig endende Netz, befestigt an je einer Stange mit Seil, eingesenkt. Dieses Netz ist sehr groß, das Fuchsberger mißt 100 Klafter = 150 Meter auf jedem Flügel. Die Stange (braht) wird durch eine kürzere mit Gaffel oder Zwiesel versehene Richtstange (kluhtsch) nach der nächsten Eisöffnung gelenkt und von einer ebenso kurzen Kahnstange (wjitle oder wjisle) dahin geschoben. So geht es auf beiden Seiten von Loch zu Loch, am großen Endloch holt man das Netz heraus. Inzwischen ist unter Gesprächen immer die Flasche herumgegangen und das Brod aus der Lischke verzehrt worden. Die Lischke ist ein starker, geflochtener Spankasten, reichlich ½ Meter lang, nicht ganz halb so hoch und breit. Sie hat einen ebensolchen übergestülpten Deckel mit lederner Handhabe in der Mitte. Nun theilen die Theilhaber ihre Fische in 12 Theile, die Arbeiter die ihrigen. Einer muß dem Schauplatz den Rücken wenden und wird gefragt: sis stuga? (wessen sind sie?). Er nennt die Namen, und die inzwischen mit Karinen herbeigeeilten Kinder und Frauen schaffen die Fische sofort nach Hause und eilen damit in die nächstliegenden Dörfer und Städte zum Verkauf. Die Karine ist ein kleiner Rückentragkorb, die Vorder- wie die Hinterseite hat einen Bügel. Auch Nichtbetheiligte kommen, um, falls der Fang ein guter war, billig Fische zu erwerben. Die Theilung, die im Winter auf dem Eise geschieht, nimmt man im Sommer in der Nähe der Pastininkebrücke vor, wo die Kähne landen. Es ist schon vorgekommen, daß ein Netz für 1500 Thaler Fische herausgezogen hat; in Fuchsberg fing man im Januar 1891 für 2400 Mark Bleie auf einen Zug. Die armen Kluckener, die bei der Zesenfischerei erwischt wurden, mußten das erstemal 15 Mark Strafe, das zweitemal das doppelte, das drittemal das vierfache, dann das achtfache zahlen. „Ein Zug bringt alles wieder ein“, trösteten sich die in ihr Schicksal ergebenen. Jetzt kommt gewöhnlich ein Großhändler und kauft die Fische gleich vom Eise weg, da gibt es dann nach glücklichen Zügen Abends ein lärmendes Fest im Krug; sonst ißt man nie daselbst. Aber bei solcher Gelegenheit gibt es Hering und Brod und bis zum frühen Morgen — Schnaps.

Die neueste lutherische Dogmatik.[1]

Von Julius Schiller in Nürnberg.

Die theologische Wissenschaft ist nicht todt. Nicht bloß die sogenannten modernen Vertreter sind eifrig bemüht, das Schwert des Geistes blank zu erhalten, sondern auch die confessionellen sind unausgesetzt an der Arbeit. Ja bei der gegenwärtigen Zeitströmung bedürfen die letzteren besonderen Muthes und Selbstvertrauens, wenn sie nicht in jene verzweifelte Fauststimmung gerathen wollen, welche jede tiefere Denkarbeit unmöglich macht. Niemand wird leugnen wollen, daß gerade in unsern Tagen gegen die Theologie als Lehre eine weit verbreitete Abneigung und Mißachtung herrscht. Eine durch Halbbildung frech gewordene Masse ist in der mechanistischen Weltanschauung auf- und untergegangen. Mit ihnen wetteifern Legionen von akademisch Geschulten in der Geringschätzung von allem, was Theologie heißt. Selbst Koryphäen der Wissenschaft halten mit ihrem Mißtrauen nicht zurück. Dazu war es unsrer Zeit vorbehalten, daß sogar hervorragende Führer der verschiedenen kirchlichen Richtungen dasselbe Lied anstimmen. Harnack hat neulich mit Recht geklagt: früher waren die Theologen die Schiedsrichter in allen kirchlichen Fragen, heut sitzt man nur noch über sie zu Gericht. Einst herrschte die Theologie unbedingt in der Kirche, heut wird sie als unfruchtbar und unpraktisch für den kirchlichen Dienst bezeichnet. An ihre Stelle will man undogmatisches Christenthum (Dreyer) und Liebesthätigkeit setzen.

Wird bei solchen Stimmungen in der Welt der Wissenschaft und der Kirche die Stimme eines greisen Gelehrten wie v. Oettingens nicht erfolglos verhallen? Wir befürchten

[1] Alex. v. Oettingen's luth. Dogmatik. I. Band. Prinzipienlehre. München, Beck 1897. 478 S. (Brosch. 8 M., geb. 10 M.)

solches nicht. Hat es doch einen eigenartigen Reiz, liegt doch eine besondere Weihe darauf, wenn hoch betagte Forscher die jüngere Generation zu ihren Füßen sehen, um derselben aus dem Schatz ihrer Studien, ihres Wissens, ihrer Erfahrungen mitzutheilen. Kommt dazu, daß es sich um religiöse Gegenstände handelt, so ist der Eindruck um so nachhaltiger, die Wirkung noch vertiefter. Im Greisenalter werden wir Mystiker, hat einmal Goethe gesagt. Auf evangelischer Mystik ist auch v. Oettingens Werk aufgebaut. Fünfzig Jahre dogmatischer Denkarbeit sind vorausgegangen. Darum kann er uns eine ausgereifte Frucht darbieten. Viele unter uns werden sich wohl noch erinnern, wie der Name v. Oettingens zum erstenmal im Zusammenhang mit seinen moral-statistischen Untersuchungen auftauchte. Es liegt dies Jahrzehnte zurück. Welch ein reger Geist wohnt in dem Siebzigjährigen, da er seinen Lebensabend dazu verwendet, eine mehrbändige Dogmatik auszuarbeiten, um sie der Oeffentlichkeit zu übergeben! Wir gestehen offen, daß wir mit einer gewissen Pietät an das Studium dieses Werkes herangetreten sind. Voll befriedigt haben wir dasselbe beendet. Wir können nur bitten, es uns nachzuthun. Enttäuscht kann niemand sein; v. Oettingen stellt seinen Mann unter den Dogmatikern. Die künftigen Theologen werden nicht achtlos an diesem Buch vorübergehen. Studenten können vieles daraus lernen, gebildete Christen ihre Erkenntniß in müheloser Weise bereichern. Schon die Sprache des Werkes nimmt für den Autor ein. Da ist nichts Gemachtes, Gekünsteltes, Geschraubtes, vielmehr alles abgerundet, abgeklärt, einfach, edel. Es fehlt völlig der schwer verständliche, sich wichtig machende, auf das Imponiren angelegte Ton, der bei anderen Gedankenarmuth und Beweismangel verdecken soll; ebenso wie der hochtrabende Jargon, welcher angeblich im Dienst der Wissenschaft steht, im letzten Grunde der Ruhmsucht dient. Freilich setzt das Werk religiös gestimmte Naturen voraus. Nur solche werden sich die Zeit nehmen und den Muth finden, in ein solches Gelehrtenwerk sich hineinzuversenken. Nur solche werden es verstehen, sie werden aber auch reich dafür belohnt. Wer irgend ein Sensorium für die christliche Heilswahrheit nach ihrer Innerlichkeit, wie nach ihrer welt- und zeitumfassenden Bedeutung besitzt, wird sich zu v. Oettingen hingezogen fühlen. Eine originelle Frische läßt es uns vergessen, daß ein Greis mit uns spricht. Das Buch fesselt von Anfang bis zum Ende. Alle möglichen Wissensgebiete stehen dem Verfasser offen. Er liebt kein Dilettiren, sondern pflegt auf den Grund zu gehen. Er ist in Goethe zu Haus, in Kant, Hegel, Schelling, Hartmann, Nietzsche; vor allem kennt er Luther und Schleiermacher, Ritschl und Frank und hundert andere. Bald setzt er sich mit den Vertretern der Philosophie und Naturwissenschaft aus einander, bald mit den neueren Theologen. Ohne Selbstüberschätzung tritt er in den Kampf, prüft sachlich und verkennt niemals das ehrliche Wollen und den Ernst gegnerischer Stimmen. Am liebsten möchte er mit diesen eine Verständigung erzielen. Was er als richtig erkannt, darauf bleibt er stehen. Wären alle gegen ihn, er ließe sich nicht irre machen. Aber das alles ohne rabies, vielmehr ist v. Oettingen eine milde, liebenswürdige Natur. Die „acute Verweltlichung" der Theologie flößt ihm keine Besorgniß ein; denn er weiß: die Sache der Wahrheit kann dadurch nur gewinnen und wird schließlich siegen. Die kirchliche Theologie muß diese Feuerprobe bestehen. Sie wird geläutert daraus hervorgehen. Diese Läuterung thut ihr noth; denn auch auf protestantischem Gebiet erscheint der äußerliche Auctoritätsglaube als eine beachtenswerthe Gefahr.

Die Dogmatik soll nach v. Oettingens Auffassung nicht das fertige Dogma zum Ausgangspunkt nehmen, sondern die Entwicklung seiner Wahrheitsmomente als Endziel ins Auge fassen. Lutherisch aber nennt er seine Dogmatik nicht im Sinn einer confessionellen oder kirchlichen Parteirichtung. Vielmehr gilt ihm das Lutherische als Bezeichnung für die echt evangelische Grundanschauung, wie sie Luther in seiner Auffassung der „Theologie des Kreuzes" zu Tage treten läßt; und eben dieses Motto: theologia crucis theologia lucis deutet die Richtung seiner dogmatischen Denkarbeit an.

Es ist somit eine ganz bestimmte Marschroute, die v. Oettingen einschlägt, unabhängig von den früheren Dogmatikern. Das ist seine Stärke, aber auch seine Schranke. Nicht der Rechtfertigungsgedanke, sondern das sola gratia, das alleinige Heil in Christo bildet die Axe, um welche sich das ganze Christenthum, also auch das christliche Lehrsystem bewegt und bewegen muß. Dies Betonen des christocentrischen Elements ist nicht von Oettingen erfunden. Schon Thomasius, v. d. Goltz, Kähler, in ihrer Art auch Lipsius und Biedermann sind ihm darin vorangegangen. Wir freuen uns aufrichtig über dieses Hervorheben eines mit dem Evangelium vollständig übereinstimmenden Standpunktes. Derselbe darf jedenfalls ebensoviel Berechtigung beanspruchen wie die Meinungen derer, welche den christlichen Gottesbegriff (Dorner, Frank), oder den dreieinigen Gott (Calvin, Kahnis, Martensen, Marheineke), oder das Reich Gottes (Ritschl, Kaftan, Nitzsch) zum Ausgangspunkt verwendet haben.

Nur ungern versagen wir es uns, dem Leserkreis die grundlegenden Gedanken des Buches im einzelnen vorzuführen. Allein das ist Sache der theologischen Zeitschriften. Mit allen Einzelheiten des Werkes können wir uns ja freilich nicht einverstanden erklären. Das Capitel von der unwahren Gestaltung der Religion, der pathologischen Prinzipienlehre (p. 158—228), nimmt einen etwas breiten Raum ein und gehört vielleicht doch mehr in religionsgeschichtliche Untersuchungen hinein, als daß es nothwendiger Bestandtheil einer lutherischen Dogmatik ist. Auch einzelne exegetische Beanstandungen möchten wir nicht verschweigen: Die reines Herzens sind (Matth. 5, 8), dürfen Gott schon hienieden schauen, nicht erst in der Vollendungszeit (p. 92); und warum soll das blutflüssige Weib mit ihrem Gefühlsglauben (Marc. 5, 27 ff.) eine pathologische Erscheinung sein? (p. 214.) Aber solch kleine Abweichungen beeinträchtigen in keiner Weise den Werth des Gesammtinhalts. Wie prächtig gelungen sind die Ausführungen über das Reich Gottes (114 ff.), wie klar die Darlegung des dichotomischen Standpunktes (p. 138 ff.), wie treffend die Darstellung des Aberglaubens und Unglaubens (165 ff.) und vieles andere! Auch die Zusammenfassung des Inhalts in 25 Paragraphen ist durchaus übersichtlich und praktisch. Wir schließen mit einem kurzen Hinweis auf die leitenden Gedanken des Verfassers:

Der sachliche Ausgangspunkt für eine dogmatische Prinzipienlehre ergibt sich aus jener erfahrungsmäßig gewonnenen Heilsgewißheit, wie sie dem Christen als Gotteskind und Reichsgemeindeglied kraft des Wortes vom Kreuze innewohnt. Unsre Aufgabe ist die doppelte: 1. durch Entwicklung des Inhalts der christlichen Religion das Object der lutherischen Dogmatik derart zu umgrenzen, daß der sachliche Grundgedanke als Realprinzip für das Ganze christlicher Heilswahrheit deutlich hervortritt (Abschn. I); 2. durch Darlegung der methodischen Begründungsform den Begriff der Dogmatik als christlich-kirchlicher Glaubenswissenschaft derart zu entwickeln, daß ein sachgemäßes Erkenntniß- oder Idealprinzip gewonnen wird (Abschn. II). (v. Oettingens Realprinzip, das alleinige Heil oder die Heilsgemeinschaft mit Christo, entspricht dem Materialprinzip anderer Dogmatiker; sein Idealprinzip dem sonst genannten Formalprinzip.)

Dogma ist der bekenntnißmäßig lehrhafte Ausdruck christlich-kirchlichen Heilsglaubens. Da das Dogma als ein geschichtlich gewordenes und confessionell gespaltenes sich darstellt, so hat unsre Prinzipienlehre eine Orientirung zu geben: a) über das ideale Wesen der Religion (Cap. I., physiologische Grundlegung); b) über ihre krankhafte Entartung (Cap. II., pathologisch); c) über ihre heilsgeschichtliche Verwirklichung in Christo und seiner Reichsgemeinde (Cap. III., therapeutisch). Für den Christen besteht die Religion in der Gotteskindschaft, wie sie kraft unbedingten Vertrauens zu Gott als gläubiger Gebetsverkehr mit ihm sich kundgibt. Aus dem Durst nach Leben in Gott hervorgehend, wird der religiöse Glaube zum Quellpunkt sittlicher Lebensbewegung in selbstverleugnendem Liebesgehorsam, sowie zu einem Trachten nach Gottes Reich in beseligender Hoffnung. Zustande kommen kann die Religion nur durch Zusammenwirken der drei constituirenden Factoren, nämlich auf dem Grunde göttlicher Selbstoffenbarung, durch geschichtliche Vermittlung einer Religionsgemeinschaft und als inneres Erlebniß der gläubigen Persönlichkeit.

Die Sünde, schuldbedingende Gottentfremdung und Gottesfeindschaft, hat zur Folge die krankhafte unwahre Gestaltung der Religion (subjectiv: Abergtaube, Unglaube; objectiv: Dualismus, Pantheismus, Creatur- und Naturvergötterung), Verirrungen, welche auch in der christlichen Religion immer wieder in ihrer Weise auftauchen. Daher ist eine therapeutische Reorganisation nothwendig. Dieselbe wird ermöglicht durch die Heilsfähigkeit, Heilsbedürftigkeit und Heilsbestimmung der zu Gott geschaffenen Menschheit und verwirklicht durch den „Christus für uns". Die Dogmatik hat die in Wunder und Weissagung, durch That und Wort sich bekundende Leidens- und Herrlichkeitsgeschichte des wahren lebendigen Heilsgottes zu erweisen, desgleichen die gottmenschliche Eigenart der Inspiration des Schriftworts in das rechte Licht zu stellen. Sie wird im lutherischen Sinn sich dann bewähren, wenn sie die urchristlich-apostolische Glaubensgrundlage des reformatorischen Bekenntnisses zu wahren versteht. Niemand kommt zum Heilsglauben ohne die gottgesetzten, kirchlich verwalteten Heilsmedien, Wort und Sacrament; dieser Heilsglaube wird im erfahrenen Christen zur selbständigen Glaubensüberzeugung.

In dem zweiten Abschnitt des Werkes, welcher die methodische Entwicklung des Idealprinzips christlicher Glaubenswissenschaft umfaßt, kommen nun zur Besprechung: Wissen und Glaube, Vernunft und Offenbarung, Natur- und Geisteswissenschaft, Philosophie und Dogmatik (v. Oettingen ist durchaus gegen die Frank'sche Lostrennung der theologischen Prinzipien von aller Philosophie, p. 401), encyklopädische Stellung und specifische Aufgabe der christlichen Dogmatik, der entscheidende methodische Gesichtspunkt (die innere Verknüpfung des Real- und Idealprinzips: der christocentrischen Heilsthatsache — Christus für uns — und der pneumatocentrischen Heilserfahrung — Christus in uns). So allein, schließt der Verfasser, werden die Denkwege des lutherischen Systematikers den thatsächlichen Heilswegen göttlich-herablassender Selbstoffenbarung entsprechen und dem gesund lutherischen Grundgedanken einer „Theologie des Kreuzes" gerecht werden.

Wir rufen dem unermüdlichen Forscher aus Herzensgrund unsern Dank für seine tiefsinnige Gabe zu und freuen uns, in Balde die Vollendung des Werkes begrüßen und den Zeitgenossen, welche sich dafür interessiren, mittheilen zu dürfen.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. F. André Maurel, „Marsyas". Paris, A. Lemerre 1894. — In pikanter Form behandelt dieser Roman ein interessantes psychologisches Motiv: den Kampf um die Liebe eines Mannes von seiten zweier Mädchen, deren eines ganz in der Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, das andere in der Schwärmerei für die Natur aufgeht. Schließlich trägt die letztere den Sieg davon. Der Verfasser ist der Schwiegersohn des bekannten verstorbenen Victor Wilder, des Uebersetzers verschiedener Wagner'scher Textbücher, der in Gemeinschaft mit Maurel im Pariser „Figaro" so energisch für Wagner Propaganda machte. Was für deutsche Leser dem Buche einen Hauptreiz verleihen dürfte, sind die vielfachen eingehenden Schilderungen und Betrachtungen über Deutschland, die Geschichte und Eigenthümlichkeiten seiner Städte, unsre Geistesheroen in Literatur und Musik (Goethe, Mozart, Richard Wagner) u. s. w. Wohl selten hat ein Franzose sich mit einer gleichen Unparteilichkeit den Eindrücken hingegeben, die er auf einer Reise nach Bayreuth — „la ville Sainte" von ihm genannt — empfangen und diese seine Beobachtungen mit solch uneingeschränkter Begeisterung ausgesprochen. Von Chauvinismus auch nicht die leiseste Spur. Aus jeder Zeile spricht die wärmste Sympathie für Deutschland, und wenn das Gesagte auch nicht immer richtig ist, so entbehren seine Anschauungen und Reflexionen doch niemals einer gewissen Originalität. Gesucht ist der Titel des Romans: „Marsyas", der mit dessen Inhalt kaum in Einklang zu bringen ist. „Bataille de dames" (wie die bekannte Scribe-Legouvé'sche Komödie) oder ähnlich wäre entsprechender.

bm. Ein Zeitungsblatt überrascht uns mit der Meldung, daß Adolf Wilbrandts sechzigster Geburtstag auf den 24. August fällt. Kalendermäßig stimmt es unbestreitbar. Und angesichts der reichen Bibliothek von Stücken, Erzählungen und vermischten Schriften, die Wilbrandt in den letzten Jahrzehnten hat drucken lassen, muß man zugeben, daß solche Thatenlust eher drei, als zwei Menschenalter hätte ausfüllen mögen. Zwischendurch hat der verehrte Mann Kraft und Zeit gefunden, Anfang der sechziger Jahre an der Seite Kurt Beuters in München für Schleswig-Holstein und den Nationalverein journalistischen Freiwilligendienst zu leisten und in den achtziger Jahren als, rein künstlerisch betrachtet, überlegener Nachfolger Laube's und Dingelstedts das Burgtheater zu leiten und mit so unvergeßlichen Gaben zu bereichern, wie seiner Bühnenbearbeitung des ganzen Faust, des Richters von Zalamea und des sophokleischen Oedipus. Wer die Summe dieser Lebensarbeit zieht, sollte sich billig verwundern, daß ein rechtschaffenes Menschenkind all das in sechzig Jahren fertig bringen konnte; Adolf Wilbrandt freilich kann man sich beim besten Willen nicht als Jubilar vorstellen — so jugendfrisch und arbeitsfroh ist er in Kunst und Leben von seinen Anfängen bis zur Stunde geblieben. Jugendlich in seiner Begeisterungsfähigkeit für alles Reine, Starke, Dauernde; von gleicher Liebe getrieben, die Apologie aus persönlicher Wahlverwandtschaft mit Sokrates und Plato in edler Künstlerprosa zu vollenden und zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag den Helden im Hausklcide zu vergegenwärtigen, der ihm seine verwegensten politischen Jugendträume erfüllt hat. Jugendlich in seinem Begeisterungshaß gegen alles, was an den Erscheinungen des Tages seinen strengen Richtersinn als krank oder verderbt verletzt. Zeuge dessen seine Kampfstücke und Kampfromane: das Schauspiel „Die Wege des Glücks", in dem er — mit mehr Eifer als Erfolg — der Gründerwelt nach dem Proceß Ofenheim den Zerrspiegel vorhielt; die Künstlergeschichte „Hermann Ifinger", in der er — mit mehr Geist und Glück, als Unparteilichkeit — die Neu'sten unsrer Dichtung und Malerei zum besten gab und hielt. Jugendlich der ruhelose Schaffenstrieb, der keine Brache duldet. Jugendlich die liebenswürdigsten Schwächen seiner Werke. Jugendlich das Weltbild, das Dinge und Menschen lieber in das Ueberschwengliche, Tonumhallte steigert, als scharf, kalt und hart festhält. Jugendlich — doppelt jugendlich bei einem Theaterdichter und Theaterleiter! — der unerschütterliche „Menschenglaube", von dem ihn keine Enttäuschung abbringen kann. Jugendlich der Lerneifer, mit dem der Mecklenburger Philologensohn, wie ehedem in Sybels Bonner Seminar, im Berliner Kreise Franz Kugiers und an der Münchner Tafelrunde Geibels und Heyse's, auch heute in seinem Rostocker Studirstübchen allen zu ergründen sucht, „die Wissenschaft und die Natur". Und deshalb — so wohl verdient auch die Kaiser- und Grillparzer-Preise seines Gracchus, der Krimhild und des Meisters von Palmyra sein mochten — in seinen Schöpfungen am echtesten, wo diese seine Urnatur sich am unbefangensten äußert: in seinem „Kleist", dem „Hölderlin" und „Reuter", in seinen gewinnendsten Lustspielen „Jugendliebe", „Unerreichbar" und „Die Maler", in den „Gesprächen und Monologen", vor allem aber in den Novellen aus der Heimath, den „Brüdern" und dem „Johann Oberich".

Digitized by Google

Gediegenste deutsche Kunstübung, gediegenste deutsche Bildung und reines deutsches Gemüth durchdringen einander in diesen Werken Wilbrandts, die ihn und unsre Kinder überdauern werden. Und wer weiß, was noch kommen mag? Vergangenheit und Gegenwart bekümmern ihn so wenig, daß er — trotz aller Mahnungen und Laduagen — an eine Ausgabe ausgewählter oder gar gesammelter Werke noch immer nicht denkt. Ihn beschäftigt nur die Zukunft, neues Streben, neues Wirken, Vertrauen auf stets Verjüngung der wahren Kunst; „melancholisch nur, wo Schönes sterben muß", geht er — fernab von den Predigern des Uebermenschenthums, des Pessimismus und Nihilismus — dieselben Jugendwege, die Homer und Shakespeare, Goethe und Reuter, deutsche Gelehrten- und deutsche Künstlerzucht schon dem Studiosus aller freien Künste in Rostock, am Rhein und an der Ilse einst gewiesen. Ein Dichter, der redlich und stetig Tagewerk um Tagwerk vollbracht hat, unbekümmert um die Wettergunst der Kritischen und Modesonnen. Manche Aussaat ist ihm — nicht mit Unrecht — tüchtig verhagelt worden, indessen seine reisten Ernten der deutschen Poesie und Prosa zum Segen gedeihen. Sein Bestes schulden wir aber, wie er selbst, seiner Persönlichkeit, auf die vollauf alles Treffliche zutrifft, was Wilbrandt selbst in einer hübschen Würdigung Lichtenbergs den deutschen Classikern nachsagte. Ein Charakter, dessen Schauspiel man besser still genießt, als ruhmredig preist.

* Der Verein für siebenbürgische Landeskunde hielt am 13. und 14. August in Bistritz, im Norden Siebenbürgens, seine 49. Generalversammlung ab. Unter den deutschen Provinzialvereinen ist der Verein einer der größten und bedeutendsten, die Pflege des wissenschaftlichen Lebens aller den Siebenbürger Sachsen ruht zum Theil auf ihm. Der verstorbene Bischof Dr. Teutsch hatte angefangen, in den Eröffnungsreden bedeutenden Zeitgenossen Denkmäler zu setzen, und seine Gedächtnißreden sind eine ganze Reihe wissenschaftlich und politisch bedeutender Mitarbeiter sind auch für weitere Kreise als Beiträge zur neuesten Geschichte des sächsischen Volkes und zur Kenntniß seines schweren Entwicklungsganges in der Meisterschaft der Charakterzeichnung beachtenswerth. Sein Nachfolger in der Stelle, der jetzige Vorstand Dr. Fr. Teutsch (ein Sohn des Bischofs Teutsch) hat des Vaters Beginnen beibehalten und eröffnete die Sitzung heuer mit einer Gedenkrede auf Jos. Andreas Zimmermann, den diesen Sommer verstorbenen Präsidenten des ev. Oberkirchenraths in Wien, der, ein Siebenbürger Sachse, auf das Rechtsstudium unter den Sachsen, die Schaffung einer freien Kirchenverfassung, die Rückgewinnung der Autonomie der ev. Landeskirche durch Schaffung der Nationaldotation, auf die nationale und kirchliche Entwicklung der Sachsen in den Jahren 1843—1862 tief gehenden Einfluß genommen hat. Von den Arbeiten des Vereins seien erwähnt: Das Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, von dem der zweite Band gedruckt wird, der in den nächsten Wochen erscheint; ein großes numismatisches Werk, das die Siebenbürger Münzen zusammenfassend und erschöpfend behandeln wird, das Siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch, das nun endlich wieder aufgenommen worden ist und dessen Anfang bald gleichfalls gedruckt werden soll. Daneben gibt der Verein fortlaufend das „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" heraus, von dem der 27. Band eben abgeschlossen worden ist. Es ist schade, daß die wissenschaftlichen Vereine, Bibliotheken u. s. f. in Deutschland den Publicationen nicht mehr Beachtung schenken. Mit über 100 Vereinen steht der siebenbürgische Verein im Schriftentausch. Von wissenschaftlichen Arbeiten kamen zur Verlesung: O. Wittstock: Sächsisches Familienleben im 18. Jahrhundert, und A. Schullerus: Aus einer in Vorbereitung befindlichen Biographie Mich. Alberts, des 1893 verstorbenen sächsischen Dichters. Die Generalversammlung wählte zu Ehrenmitgliedern die HH.: D. Fricke und Dr. Friedberg in Leipzig, Dr. Th. Fischer in Marburg und Dr. Braune in Heidelberg und beschloß, die 50. Generalversammlung im nächsten Jahr in Kronstadt u. n. durch Publication einer Geschichte des Vereins zu feiern. Je größere Hemmnisse dem deutschen Leben in Oesterreich und in Ungarn in den Weg gelegt werden, um so mehr Beachtung verdient die stille Arbeit der deutschwissenschaftlichen Vereine in jenen Ländern auch im Deutschen Reich.

* Die Professoren Max Weber in Heidelberg, C. J. Fuchs und G. v. Schulze-Gävernitz in Freiburg und H. Herkner in Karlsruhe haben sich nach Mittheilung der „Alad. Bl." zu der gemeinsamen Herausgabe nationalökonomischer Schriften zusammengethan, die unter dem Namen „Volkswirthschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen" in zwanglosen Heften in Freiburg i. B. erscheinen werden.

* Der deutsche Geolog Dr. Lieder, der 1891—93 in Ostafrika wissenschaftliche Untersuchungen angestellt hatte, ist in Columbien im Alter von etwa 35 Jahren in Folge klimatischer Einflüsse gestorben.

* **Marburg.** Dr. Alfred Schirmer, Zahnarzt in Basel, ist als Lehrer der Zahnheilkunde an die hiesige Universität berufen worden.

* **Jena.** Am 20. d. M. beging der Altmeister der Bibelkritik, Senior der theologischen Facultät, Kirchenrath Prof. Adolf Hilgenfeld, in voller geistiger Frische sein goldenes Jubiläum als Lehrer an der Universität Jena. Er wurde aus diesem Anlaß zum Geheimen Kirchenrath ernannt.

* **Berlin.** Der Privatdocent der Chemie an der hiesigen Universität, Prof. Karl Friedheim, ist als ordentlicher Professor der anorganischen Chemie an die Universität Bern berufen und vom Berner Regierungsrath bereits ernannt worden. Prof. Friedheim (1858 in Berlin geboren) hat sich durch eine Reihe chemischer Untersuchungen, sowie durch ein Werk „Einführung in das Studium der qualitativen Analyse" einen Namen gemacht. Er war Mitglied des kaiserlichen Patentamts und unterhielt hier mit Dr. Rosenheim ein wissenschaftlich-chemisches Laboratorium.

* **Wien.** Professor Fruwirth, der bisher an der Landwirthschaftlichen Lehranstalt in Mödling und zugleich als Privatdocent an der Wiener Hochschule für Bodencultur thätig war, hat die erledigte Professur für Pflanzenproductionslehre an der Landwirthschaftlichen Akademie Hohenheim (Württemberg) übernommen.

* **Paris.** Um den Sitz des verstorbenen Akademikers Meilhac bewerben sich der Romanschriftsteller Ferdinand Fabre und der Bühnendichter Henri Beeque. Wahrscheinlich wird Fabre, der Verfasser des „Abbé Tigrane", diesmal durchdringen.

* **St. Petersburg.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität J. E. Mundelstamm ist, der „Now. Wr." zufolge, zum Professor der russischen Sprache und Literatur an der Alexander-Universität zu Helsingfors ernannt worden.

* **Tokio.** Der Professor der Agriculturchemie an der Universität, Dr. Oskar Loew, hat gesundheitshalber sein Amt, das er vier Jahre bekleidet hatte, niedergelegt und ist nach München, wo er vor seiner Berufung nach Japan als Privatdocent thätig war, zurückgekehrt, um daselbst seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Mehrere Abschiedsfeierlichkeiten und zahlreiche Ehrengaben, darunter eine von seinen Hörern ihm überreichte goldene Medaille, bezeugten das große wissenschaftliche Ansehen, dessen sich Dr. Loew bei seinen japanischen Collegen und Schülern erfreute.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Hausschatz moderner Kunst. Heft II u. III. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. — Die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Wanderlehrer im Jahre 1896 (S.-A. a. d. „Land- u. forstwirthschaftlichen Unterrichtszeitung" des Ackerbauministeriums. XI. Jahrg. 1. u. 3. Heft). Wien 1897. — Hans Ravenstein: Karte der Schweizer Alpen, aufgezogen. Oestliches Blatt. Westliches Blatt. Frankfurt a. M., L. Ravenstein. — Paul Alexander: Erlebtes und Empfundenes. Skizzen und Phantasien. Hamburg, O. A. Rudolph 1897. — *Congrès international d'agricultura* tenu à Budapest du 17 au 20 septembre 1896. Comptes-rendus rédigés par le Dr. Eugène de Rodiczky. Budapest, Légrády Testvérek Könyvnyomdájn 1897. — Arthur Achleitner: Im grünen Tann, Schwarzwaldnovellen. Berlin, Schall u. Grund. — Derselbe: Die Herzogslerze, Schwarzwälder Volksschauspiel in 4 Aufzügen. Ebd. — Protestation des Roumains de Transylvanie et de Hongrie contre l'oppression Magyare. Bruxelles. — F. L. Rhode's praktisches Handbuch der Handelscorrespondenz und des Geschäftsstils. 10. Aufl. bearb. v. Karl Wilhelm Degner. 7.—9. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1897. — Notiz- und Tagebuch für Landwirthe. Berlin, L. Graaen u. Co. — Die land- u. forstwirthschaftlichen Specialcurse des Jahres 1896 (S.-A. a. d. „Land- und forstwirthsch. Unterrichtszeitung" des Ackerbauministeriums. XI. Jahrg. 3. Heft). Wien 1897. — Schillers Werke hrsg. v. Ludwig Bellermann. Bd. IX. Gedichte. 2. Abtheilung. Bd. X. Dramatischer Nachlaß. (Meyers Classikerausgaben) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — J. Haydn: Gute und schlechte Früchte'n. Oberbayerische Hochlandsskizzen. Mannheim, J. Bensheimer. — Dr. Karl Peters: Was lehrt uns die englische Colonialpolitik? Berlin, Hermann Walther 1897.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 24. August. Nummer 189.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele. Von Georg Ebers. — Die Klucken. II. Von Dr. F. Tetzner. — Zur Erinnerung an Victor Meyer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele.[1])

Von Georg Ebers.

Erfolgreicher als die unsre war noch keine Zeit beim Aufsuchen neuer Schriftstücke aus dem ägyptischen Alterthum. Gewiß sind wir denjenigen auch zu großem Dank verpflichtet, die im Nilthal und in Vorderasien auf alten Culturstätten den Spaten führen oder mit feinem Spürsinn auf anderen Wegen zur Gewinnung neuer Schriften aus dem vor- oder nachchristlichen Alterthum gelangen; denen aber gebührt vielleicht noch lebhaftere Erkenntlichkeit, die in treuer, stiller Arbeit die von anderen heimgebrachten ehrwürdigen Texte dem Verständniß erschließen.

Eine der vorzüglichsten Gaben dieser Art schulden wir dem Fleiße und Scharfsinn Adolf Ermans in Berlin, dessen akademische Abhandlung „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele“ weit über die Kreise der Aegyptologen hinaus bekannt zu werden verdient.

Die Handschrift, die dieses merkwürdige Gespräch enthält, gehört schon längst unter der Nummer 3024 zu den Papyri des ägyptischen Museums zu Berlin. Der sehr schwer lesbare hieratische Text, den sie enthält, wurde schon von Lepsius im Facsimile veröffentlicht. Mehrere Aegyptologen beschäftigten sich auch bereits mit seiner Entzifferung, doch außer Gaston Maspero, der den Sinn des Gespräches richtig erfaßte, mit geringem Glück.

Jetzt liegt der Text in Lichtdruck neu publicirt, voll mit hieroglyphischen Lettern umschrieben, mit Uebersetzung und vortrefflichen commentirenden Bemerkungen vor, und diese Arbeit, die noch vor nicht gar langer Zeit unmöglich gewesen wäre, gereicht nicht nur Erman und den jüngeren Mitgliedern seiner Schule, deren Stimme er bei fraglichen Stellen hörte, zur größten Ehre, sondern darf auch als eine besonders wichtige Bereicherung der Weltliteratur bezeichnet werden.

Die uns beschäftigende Handschrift ist nicht viel weniger als 4000 Jahre alt; denn sie wurde unter der zwölften ägyptischen Herrscherreihe (etwa 2000 v. Chr.) niedergeschrieben und gehört einer Gruppe von Papyri an, die aus der nämlichen Zeit stammen und Hand in Hand mit anderen Schriftstücken beweisen, ein wie reges literarisches Leben sich in jener Epoche des friedlichen Wohlergehens in Aegypten ausgebildet hatte. Zwar wirkte das reiche äußere Behagen jener Zeit insofern auch auf das Schriftwesen ein, als der Stil eine gewisse Ueppigkeit annahm und sich in einem Uebermaß von Bildern, in schwülstigen und gezierten Redewendungen gefiel, — ihr literarischer Nachlaß beweist aber, wie lebhaft schon damals das Bedürfniß herrschte, sich auch in weltlichen Kreisen über die Natur, die Stellung, die Pflichten und das Schicksal des interessantesten aller Beobachtungsobjecte, d. h. des Menschen, zu unterrichten und auszusprechen.

In Sinnsprüchen wird Rath ertheilt, wie der Aegypter sich in verschiedenen Lagen des Daseins zu verhalten habe, und uns dadurch ein willkommener Einblick in die sittlichen Anschauungen der Zeit eröffnet. Auch Grabschriften lehren, wie sich das Verhältniß des Menschen zum Nebenmenschen gestaltet hatte und was in der Gesellschaft jener Tage für gottgefällig, für rühmlich oder tadelnswerth in den Augen anderer Sterblicher galt. —

Unsre Handschrift zeigt, wie frei es außerhalb der Grenzen der Religion — doch freilich immer mit Seitenblicken auf sie — gestattet war, sich über den Werth und Unwerth des Lebens eine eigene Meinung zu bilden.

Die zwingende Gewalt geflügelter Worte ist bekannt. Diodors Ausspruch, die Aegypter nennten ihre Erdenwohnungen „Herbergen“ und ihre Gräber „ewige Häuser“, trug viel dazu bei, sie für ein ernstes Volk zu halten, dem Todesgedanken die Daseinsluft auf der Erdenwanderung verkümmerten, und was wir in späterer Zeit aus gnostischen und magischen Kreisen über die Mysterien sagen hören, scheint für diese Auffassung zu sprechen. Allerdings zeugten schon Berichte der Classiker und besonders des Herodot gegen sie, und als das Verständniß der Inschriften erschlossen wurde, fanden wir bestätigt, wie ausgelassen die Aegypter frohe Feste feierten und wie lebhaft sich neben der Richtung, die alles vom Tode erwartete, eine andere geltend machte, die in optimistischer Auffassung rieth, sich's an der Gegenwart und ihren Freuden genügen zu lassen. Auch Priester in hoher Lebensstellung rathen, auszugenießen, was sich in den „Herbergen“ an sicherem Lebensgewinne findet, und von den „ewigen Häusern“ nicht zu viel zu erwarten. Der Gesang des Harfners, der sich im Grabe des Mentuhotep erhielt, ruft den Ueberlebenden zu:[1])

„Feire, mein Prophet, den Festtag!
Duft'ges Salböl, Balsamharze
Bieten wir, und Blumenkränze
Schlingen wir um Brust und Arme
Deiner viel geliebten Schwester,
Die in deinem Herzen wohnt.
Lieder singen, Harfe schlagen
Wollen wie vor deinem Antlitz. . . .
Laß dahinten alle Sorgen
Und sei eingedenk der Freude,
Bis uns naht der Tag der Reise,
Da man zu dem Lande hinfährt,
Das das stille Schweigen liebt.“

Aelter noch ist ein ähnliches für den König 'Intef (11. Dynastie) von seinem Harfner gesungenes Lied, das

[1]) Adolf Erman, Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele. Aus den Abhandlungen der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1896. Als Buch bei Georg Reimer, Berlin 1896.

[1]) Nach unserer Uebersetzung im Roman „Uarda“. Neferhotep bekleidete unter der 18. Dynastie hohe priesterliche Aemter.

den gleichen Anschauungen huldigt und auffordert, die Gegenwart zu genießen, weil, wenn der Tod kam, keine Macht der Welt den Verstorbenen ins Leben zurückführen kann. Alles, heißt es weiter, ist der Vernichtung erlesen, doch den Genuß, den du dir als Lebender verschafftest, kann niemand dir nehmen.

Neben dieser Anschauung behauptete sich die andere, ernstere, die das Leben verachtet und, weitsichtiger, vom Tode, aus dem alles Leben hervorgeht, das Beste erwartet.

Die Meinung, daß der Tod das Anfängliche sei und daß das Leben ihm erst den Ursprung verdanke, ist so alt wie die frühesten mythologischen Schriften; denn der Gott Tum, dee vor allen anderen Göttern da war, ist der Gott der untergehenden, nicht der aufgehenden Sonne. Aus ihm ging nach dem Tode durch die Auferstehung das neue Licht hervor. Auch sonst sehen wir nach der Auffassung dee Aegypter alles Leben aus dem Tode erwachsen, und dieser Gedanke wird so consequent durchgeführt, daß in den Königslisten vor den ersten historischen Königen eine Reihe von νεκυες (Todten) kommt, aus denen die lebenden Herrscher hervorgehen.

Wer ewig fortleben und selig werden will, der muß sterben, und diese Forderung wird denen am genehmsten sein, die sich die Mängel und das Elend des Lebens zu vergegenwärtigen wissen. Wer deutlich an sich selbst erfuhr, wie reich an Mühe, Elend und Sorgen das Leben ist, wie übelwollend ein Mensch den andern verfolgt und schädigt, und wie reich an Schlimmem und Bösen die Welt ist, der wird dem Tode nicht aus dem Wege gehen, sondern ihn herbei wünschen. Für ihn wird er, wie es in unsrer Handschrift heißt, „eine Heimkehr aus fremdem Lande", „eine Genesung nach schwerer Krankheit" bedeuten.

Was auch immer in der Literatur der alten Aegyptee sich an Wissensstoffe vorfand, scheint später zu Alexandria in hellenischer Weise, gehoben und abgeklärt durch den griechischen Genius, verwerthet worden zu sein. Bei der Medicin und bei den rechnenden Disciplinen mit Einschluß der Astronomie trifft dies zu. Ob Eratosthenes ohne die Vorarbeit der Aegypter zu seiner Gradmessung hätte gelangen können, ist fraglich. — und wenn wir uns den Inhalt unsres Papyrus vergegenwärtigen und bedenken, wie eifrig unter den ägyptischen Lebensverächtern das irdische Dasein zugunsten des jenseitigen herabgesetzt wurde, möchten wir auch glauben, der Cyniker Hegesias, der Peisithanatos[1]) genannt wurde und unter dem ersten Ptolemäer (Soter) lebte, habe gewisse Schriften der alten Aegypter gekannt. Es wird von ihm erzählt, seine Vorträge hätten verboten werden müssen, weil er das Elend und die Uebel des Lebens so beredt schilderte, daß viele seiner Zuhörer durch ihn veranlaßt worden wären, sich zu tödten. In wie weit unsee Text auch mit dem viel späteren Buche Hiob zusammenhängt, bleibt zu untersuchen, doch ist beiden so viel gemein, daß wir hier darauf hinweisen möchten.

Treten wir nun dem Inhalt des Berliner Papyrus 3024 näher.

Leider fehlt der Anfang der Handschrift, doch läßt sich aus dem erhaltenen Theile ungefähr erkennen, was er enthielt. Zwar findet sich nirgends angegeben, wer der Lebensmüde war, wie er hieß und welchem Stande er angehörte, doch wird es, wie im Buche Hiob, aus der fehlenden Einleitung zu ersehen gewesen sein. Auch das hat unser Text mit jener biblischen Schrift gemein, daß das Gespräch vor Zeugen geführt wird und daß es nach Form und Inhalt poetisch ist. Der Dichter erweist sich als echtes Kind seiner Zeit und läßt es nicht an Bildern und anderem Redeschmuck fehlen, — manche Stellen sind aber wahr empfunden und üben auch auf uns eine ansprechende Wirkung, so schwer der Nichtägyptee es auch manchmal hat, das Gemeinte recht zu erfassen.

Schon Erman unternahm es, den fehlenden Anfang aus Aeußerungen des Lebensmüden im erhaltenen Texte zu ergänzen. Jedenfalls muß der nach dem Tode begierige Mann, dessen Name verloren ging, von sanfter Gemüthsart gewesen und in schweres Unglück gerathen sein. In Elend und Krankheit ließen Brüder und Freunde ihn schändlich in Stich. Niemand hielt ihm Treue oder dankte ihm, was er ihm Gutes erwiesen. Man beraubte ihn und verurtheilte ihn ungerecht, und aller Welt wurde „sein Name zum Abscheu".

Wenn der erhaltene Theil des Textes auch den Aussatz unerwähnt läßt, der diesen schwer Heimgesuchten vielleicht befiel, war seine Lage doch der des Hiob ähnlich genug, als das Gespräch begann, doch führte er es nicht wie der fromme Israelit mit den Freunden und Javeh, sondern mit seinem 'Ichu, d. i. mit seinem eigenen Geiste oder, wie Erman übersetzt, mit der eigenen Seele.

Dieser Umstand ist befremdlich und nur zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der 'Ichu oder verklärte Geist als göttliches Sonderwesen betrachtet wurde, dem man auch das Vermögen zuschrieb, sich von dem Menschen, der ihm als Wohnstätte diente, schon bei Lebzeiten zu trennen. Leicht begreiflich ist es dagegen, daß der Mann, dem das Leben so hart mitspielte, da er sich nach dem Tode zu sehnen begann, zunächst an ein ordnungsmäßiges Begräbniß dachte — weil ihm nach der Unsterblichkeitslehre seines Volkes nur durch ein solches im Jenseits all das Gute widerfahren konnte, was er von der Gunst des Todes im Gegensatz zum Leid und der Noth des Lebens erwartete.

Die Interlocutoren sind also der Mensch und sein als von ihm trennbar gedachter 'Ichu, sein Geist oder seine Seele. Sich dies zu vergegenwärtigen, will uns nicht sonderlich schwer erscheinen. Dagegen widerspricht unsrer Vorstellungsweise sehr entschieden der Umstand, daß der Mensch es ist, der dem Leben abzusagen wünscht und von der Fortexistenz nach dem Tode ein besseres Schicksal erwartet, während der Geist oder die Seele für das Verbleiben auf Erden eintritt und dem Menschen das Begräbniß und seine Folgen mit dem Ausrufe zu verleiden sucht: „Wenn du des Begräbnisses gedenkst, das ist Trauer, das ist, was Thränen bringt, was den Menschen betrübt macht, das ist was den Menschen aus dem Hause fortnimmt und in das Grab auf den Hügel wirst, von dem aus er nicht an den Tag aufsteigen darf, um die Sonne zu schauen."

Mit dem Rathe, dem Vergnügen zu folgen, der Sorge zu vergessen, schließt die Seele ihren Einspruch. Der Mensch sehnt sich dagegen nach dem Reiche des Todes (dem Westen). Für ihn, den Gläubigen, ist es nichts Schlimmes; denn die Götter, deren Namen er auch nennt, werden ihn dort gerecht richten und vertheidigen, während er von den irdischen Richtern keine Gerechtigkeit zu erlangen vermochte.

Er war den Mitmenschen ein Abscheu geworden. In acht Strophen, die sämmtlich mit dem gleichem Ausruf beginnen: „Sieh, mein Name wird verwünscht", verdeutlicht er in poetischen Bildern, bis zu welchem Grade er den Mitmenschen widerwärtig wurde, und auch dies stellt mich vor die Frage, ob wir nicht auch bei dem von Krankheit heimgesuchten Helden unsres Gesprächs wie bei Hiob an Aussatz zu denken haben. Man höre nur, wie der Unglückliche seinen Zustand beschreibt. Mehr, sagt er z. B., werde sein Name verwünscht, als ein Fischer am Tage des Fanges, wenn der Himmel heiß ist (und er üblen Geruch verbreitet), mehr als der Geruch der Krokodile und

[1]) Πεισιθάνατος, d. i. zum Tod Ueberredner, Sterberath.

Digitized by Google

das Verweilen unter diesen Thieren, mehr als ein Weib, gegen das zu dem Manne Lüge gesagt wird ꝛc.

Dann erhebt er sechzehnmal die Frage: „Zu wem spreche ich heut?“ d. h., wen besitze ich heute wohl noch, mit dem ich reden könnte? und begründet jedesmal diesen Mangel mit einer Behauptung wie: „Die Brüder sind schlecht, die Freunde nicht mehr liebenswerth, der Sanfte geht zu Grunde, der Trotzige kommt zu allen Leuten hin, die Herzen sind frech, und jeder nimmt die Habe seines Nächsten. — Es gibt keinen Gerechten — die Erde ist eine gelegene Stätte (Gelegenheit) zum Uebelthun.[1]) Ich bin mit Elend beladen, ohne einen Treuen.“

In sechs Strophen, die recht ansprechende Bilder enthalten, rühmt unser erster Peisithanatos dann die Vorzüge des Todes. Wiederum geschieht es in Bildern, von denen manche auch unser Wohlgefallen erwecken. Ganz wie in der hebräischen Poesie bedient der Dichter sich der Parallelismen, die er in der Ordnung a b b a b b verwendet. Sie beziehen sich sämmtlich auf den ersten Vers oder die erste Stiche der dreizeiligen Strophe: „der Tod steht heute vor mir.“ Mit ihm im Auge ist dem Lebensmüden zu Muthe wie einem Kranken, der gesund wird, wie man (genesen) nach der Krankheit ausgeht. Der Tod, der ihm gegenübersteht, erscheint ihm wie der Wohlgeruch von Myrrhen, wie man an einem windigen Tage (wenn der Wind den Nilreisenden stromaufwärts führt) unter dem Segel sitzt, oder wie der Duft von Lotosblumen, oder wie wenn man am Ufer des Rosengartens?[2]) sitzt.

Endlich — in der letzten Strophe — steht der Tod auch vor dem Lebensüberdrüssigen, wie jemand sein Haus wiederzusehen wünscht, nachdem er viele Jahre in Gefangenschaft verbrachte.

Auch diese Strophen erinnern an eine Stelle im Buche Hiob.[3]) Bei den Königen und des Landes Räthen, die sich Pyramiden aufrichteten, wünscht der Heimgesuchte zu schlafen.

„Ruhe finden dort die Lebensmüden
Die Gestalten zu Hauf sind sicher,
Hören nicht des Treibers Stimme,
Dort ist beides, Groß und Klein,
Und der Knecht von seinen Herren frei.“

Von denen spricht er, die sich bis zum Jubel freuen und jauchzen, wenn das Grab sie finden.

Zuletzt wird in unserm Papyrus der Verstorbene glücklich gepriesen, weil er in jener Welt zu einem lebendigen Gotte wird. Man sieht, wie fest der Lebensmüde in dem Unsterblichkeitsglauben seines Volkes steht. Seine Verheißungen sind es besonders, die ihm den Tod wünschenswerth erscheinen lassen, während Hiob nur einen Erlöser aus der Noth des Lebens in ihm sieht.

Weltschmerz und Schopenhauers „Verneinung des Willens zum Leben“ sind älter, als man gemeinhin glaubt. Wer sich genauer über das Gespräch des Lebensmüden mit seiner Seele aus dem Jahre 2000 v. Chr. zu unterrichten wünscht, den verweisen wir auf das Erman'sche Buch. Es ist eine mustergültige Leistung, die auch durch die außerordentlich übersichtliche Anordnung den Gebrauch in dankenswerthester Weise erleichtert.

---

[1]) Erman hat „ein Beispiel von Uebelthätern“, doch sp kann auch „Gelegenheit“ übersetzt werden, und oft ist nur mit dem schlechten Vogel determinirt. Das n macht keine Schwierigkeit. Zwar ist Ermans Version unanfechtbar, unsre aber möchte verständlicher sein.

[2]) steht als Blume kann kaum etwas anderes sein als die Rose. Mit dem Landdeterminativum übersetzen wir es abweichend von Erman „Rosengarten“.

[3]) Nach der Bearbeitung von A. Marx, „Das Gedicht von Hiob“. Jena 1871.

Die Kluckener.

Von Dr. F. Tetzner.

II.

Die Kluckener sind ein schöner Menschenschlag, die jungen Bursche sind meist mehr als mittelgroß und kräftig gebaut. Sie lernen gut in der Schule, avanciren alle beim Militär, leisten als Seefahrer Tüchtiges und kehren dann in die Heimath zurück, wo sie allerdings an der alten Kraft und Schönheit allmählich einbüßen. Die jungen Mädchen sind von ebenmäßigem, schönem Bau, auch sie altern nach der Heirath schnell. Der Haarwuchs ist blond, den Bart rasiren die Männer meist am Kinn und den Backen glatt aus. Sie halten mit Stolz an Standesunterschieden fest. Ein Theilhaber sieht einen Arbeiter nicht für voll an und der Ruf eines Arbeiters: „heute bin ich Prawjeh“, kennzeichnet den Stolz des Besitzenden. Ein Altsitzer hält sich für einen kleinen Herrgott, dem jede Arbeit zu gering ist. Vor den Behörden aber hat man eine ungewöhnliche Scheu, die geben nach ihrer Ansicht Gesetze nach Gutdünken und haben Macht, daß sie erfüllt werden. Gern hätte man von den Früchten des Lehrers, aber nie stiehlt man aus dem Garten. Als Nahrung bevorzugte man früher Klöße, die noch jetzt bei Festen mit Obst verabreicht werden. Gern kocht man Grütze und Kartoffeln zusammen, ebenso Kartoffeln, Milch und Fische; besonders bevorzugt man auf diese Weise gekochte Kartoffeln und Aale. Auch gebackene große Fische werden gern gegessen, die kleinen aber benutzt man als nahrhaftes Schweinefutter. Wie die gerösteten Fische gelten bei den Kaschuben auch geröstet zerstampfte Pellkartoffeln als willkommene Speise. Die Hauptnahrung ist also: Fisch und Kartoffel, Kloß und Grütze. Dazu kommt an Stelle des theuren Kaffees gebranntes Korn oder noch lieber Cichorie. Fleisch ißt man selten. Abstoßend wirkt der unaufhörliche Schnapsgenuß und das reichliche Tabakschnupfen. Das Brod bäckt man noch hie und da mit Kartoffeln vermengt selbst, meist holt man es aber aus den Marktorten. In den Klucken hat nur noch der Lehrer einen Backofen, in Giesebitz und Babidal gibt es noch mehrere. Die Kluckener nennen scherzhaft gekauftes Brod „auf der Karine gebackenes“. Als die beiden Hauptgenußmittel gelten Schnaps und Cichorie, beide für Mann und Weib. Gott habe sie den Menschen wie die unentbehrliche Luft und das Wasser gegeben. Der Kaschube liegt von früh bis Abend in der Kneipe oder er trinkt seinen Schnaps zu Hause. Die Frau tauscht heimlich Eier gegen Fusel ein. Noch nach der Polizeistunde um 10 Uhr bleiben einzelne Männer vor der Kneipe. Das kleine nach innen gebogene Viertelliterfläschchen kostet 10 Pfennig; dabei sitzen die Kluckener an der einzigen langen Tafel an der Vorderwand und trinken aus kleinen runden Gläschen immer aufs neue. Aber sie brauchen selten einen Arzt, der Schnaps schadet ihnen nichts, sie haben so schöne Elfenbeinzähne, daß schon die ältesten Chronisten sie der Erwähnung werth halten. — Der Charakter der Kaschuben wird verschieden geschildert, von den meisten aber häßlich und unlobenswerth. Man sagt, sie seien faul, diebisch, fischten und jagten ungern, ausgenommen da, wo es verboten sei. Wenn man sie aufklären und eine Neuerung einführen wolle, seien sie mißtrauisch und gingen nie darauf ein. Wolle man etwas erreichen, müsse man das Gegentheil sagen. Einen Deutschen würden sie nie offen und ehrlich behandeln, sondern beschwindeln. Sie stellten sich immer dumm und wären äußerst gerieben. Wenn sie angeklagt seien, erschienen sie zerknirscht, dumm und unwissend vor dem Richter, so daß er jeden für halb unzurechnungsfähig halte und den Angeklagten freispreche; dann aber jubie der Kaschube hoch auf, lache sich eins ins Fäustchen und prahle: den hab' ich aber schön beschwindelt! Selbst unter sich seien

sie neidisch und proceßsüchtig, sie gönnten niemand etwas, nur sich. Sie sprächen: das kann ich schon, wenn ich will; aber ich will nicht. Ich stimme diesem Tadel nicht bei. Freilich sind sie schlau und mißtrauisch, arbeiten nicht gern viel und haben die gemachte Arbeit lieber als die zu bewerkstelligende. Aber das ist bei den meisten Landbewohnern der Fall, wieviel mehr erst bei einem Volke, das Jahrhunderte lang unterdrückt und geringschätzig behandelt worden ist! Ich habe soviel Gastfreundschaft und Herzlichkeit, soviel Bereitwilligkeit und Zutrauen, Gutmüthigkeit und Friedensliebe, Vaterlandsstolz und Unverdorbenheit gefunden, daß die kleinen Fehler daneben verschwinden. Auch die Vorliebe fürs Alte und der Hang am Herkömmlichen verdient mehr Lob als Tadel. — Die Kleidung ist jetzt nicht anders als unsre bei geringen Leuten. Roth und blau gekreuzte Zeugjacken, lange Gehröcke und kurze Juppen aus schlechtem Zeug tragen die Männer, den Kopf bedeckt eine Mütze. Die Frauen haben Kattunjacken, kurze Tuchröcke und sind meist aufgeschürzt. Die alterthümliche, ärmellose, eng anliegende Miederjacke über weitbauschigen Hemdärmeln kommt auch noch vor. Sonntags ist die Mädchenkleidung hell. —

Früh Morgens 3 Uhr fahren die Schiffer mit ihren Booten vom Pastininkebach auf den See und kehren noch Vormittags zurück. Werden sie durch widrige Winde auf der Rehrung festgehalten, so liegen sie drüben tagelang in ihren Hütten, bei Kartenspiel und Gespräch. Aber nie entsteht eine Schlägerei. Sie bereiten sich ihr Essen selbst und holen dazu aus Rombke Schnaps. Kommen sie aber nach Hause, so muß die Frau wieder den Fang zu Markte tragen. Diese hat auch das Geld in Verwahrung und führt die häusliche Herrschaft. Früh 3 Uhr kommt auch der Hirt mit einer $^1/_2$ m langen, unten $1^1/_2$ cm breiten Blechdute und bläst in einem langen Ton vor jedem Gehöft. Ueberall her kommen die Kühe und gehen auf die Dorfweide. Es ist ein Sommertag, die Kinder gehen ohne Sang und Klang, ganz anders als im Erzgebirge, in die Beeren. Schon kommen die ersten Schnapskäufer in den Krug. Es arbeiten die Frauen in Haus und Hof. Der Briefträger erscheint. Zu Mittag kehren die Kühe zurück. Selten wird ein Fremder in das Dorf verschlagen. Außer dem Förster habe ich innerhalb 8 Tagen nur einen einzigen gesehen, der für eine fromme Stiftung sammeln wollte, aber schnell wohlhabenderen Gegenden zustrebte. Nachmittags 3 Uhr erklingt wieder des Hirten Ton, ausgenommen Sonntags, an dem vielleicht ein Urlauber mit seinen Freunden und Freundinnen unter Trompetenklang die Pastininke abwärts fährt, weiß gekleidete Mädchen aber sammeln sich unterhaltend vor irgend einer Thür. Nachmittags ist das Leben im Krug lebhafter, es wird Abend, der Hirt treibt die Kühe heim und ruft den irregehenden zu: „Ihr wollt wohl gar in den Krug, das glaub' ich." Um 10 Uhr Abends beginnt die Polizeistunde, der Nachtwächter verkündet sie mit 10 schrillen Pfeifentönen, durch die er auch weiterhin die Stunden markirt. Der Leuchtthurm auf den Dünen durchstrahlt die Nacht, es wird feierlich ruhig, der Mond liegt gespenstisch auf der eigenen Idylle. — Die Männer, die nicht im Kruge saßen, tranken zu Hause ihren Schnaps, theeren gemeinschaftlich die Boote, die Netze werden ausgebessert und die Wirthschaft besorgt. Sonntags aber geht alles zur Kirche, trotzdem sie 2 Meilen entfernt ist. Tief religiös ist der Kluckener nicht gerade, aber eine förmliche, oft bis ins Herz gehende Frömmigkeit zeichnet ihn vortheilhaft aus. Die ganz alten Leute, die zu Hause bleiben müssen, lesen Sonntags ihre Postille. Oft wird auch der Prediger zu häuslichen Andachten geholt. —

Die natürliche künstlerische Beanlagung des Kaschuben bethätigt sich nur wenig. Die Häuser sind durch zahllose Anbauten entstellt. Hörnerförmige Giebelzier ist zuweilen, aber selten vorhanden, an der Spitze der Feuerstange findet sich mitunter ein künstlich gearbeitetes Schiff oder ein Fisch als Wetterfahne. In den Häusern hält man auf reines, sauberes Haus- und Tischgeräth, das aber nichts eigenartiges bietet, sondern beim Tischler oder auf dem Markt gekauft wird, wo es am billigsten ist. Der Glasschrank enthält eben die Glasnippsachen und Zierathen, die die Bauern ganz Deutschlands auf dem Jahrmarkt für die gute Stube kaufen, nur daß der Kluckener derlei Sachen meist als Hochzeitsgeschenke kauft. — Neben den eigenartigen Körben, der Karine und Lischke, ist hie und da noch eine Handmühle zu sehen; in Gebrauch ist in den Klucken keine mehr, wenigstens nicht zur Mehlbereitung für das Brod. Ein 1.3 m langer und halb so breiter und starker Holzklotz steht auf 4 Füßen, die 0.3 m hoch sind. Oben ist ein cylinderförmiges, $^1/_3$ m tiefes Loch angebracht, auf dessen Grund sich ein fester Stein findet. Ueber diesem liegt ein geriefter, 20 cm starker und ebenso großer beweglicher Stein mit seitlichem Loch, in dem eine schräge Stange steckt, deren anderer Endpunkt lose in einem Loch an der Decke genau über dem Mittelpunkte des Steines ruht. Der obere Stein hat in der Mitte ein 10 cm breites Loch zum Einschütten des Getreides, der untere an der Seite ein nach außen durch das Holz gehendes zum Abfluß des grob gemahlenen Mehles. Das Stangenende muß ein Mann mit der Hand im Kreise herumdrehen. — Ein schöner hölzerner Schulleuchter mit gedrehtem Mittelstab und sechs geraden Lichtstangen macht dem heimischen Tischler alle Ehre. Auf diesen und seine Vorgänger geht ja auch die Anfertigung der hölzernen Grabplatten zurück. Da der Gottesacker erst wenige Jahrzehnte alt ist, weist er nur wenige Arten altkaschubischer Plattenformen auf, die wir in Glowitz noch antreffen. In den Klucken begegnen uns nur die 1.5 m langen, 0.3 m breiten, oben abgerundeten Grabplatten und die ebenso hohen Kreuze, die an jedem Ende mit einer aus drei convexen Bogen bestehenden Linie enden. Die Farbe dieser ist dunkel; die Vorderseite trägt den Namen des Todten, die Hinterseite einen Spruch. Eine Anzahl Kluckener Grabsprüche führe ich weiter unten an, einzelne Familieninschriften lauten: „Ruhestätte des Büdners Johann Klück. Er wurde geboren 1782 am 10. May und starb 1857 am 6. July im Alter von 75 Jahren 2 Monaten." „Hier ruht der Budner Johann Kirck, gobr (!) den 25. März 1818, gest. d. 4. April 1878." „Hier ruhet der Eigenthumer Martin Klück, geb. 28. Dez. 1813, † 10. März 1884, Karoline Klück, geb. 13. Jan. 1825, † 20. März 1887." Darunter hat der kaschubische Künstler kleine wellenförmige Ornamente oder Schlaugenlinien angebracht. — Schon winken hie und da eiserne Grabkreuze, die in merkwürdigem Gegensatz zu dem einfachen, weitläufigen Holzstaket der Gottesackergrenze stehen. Die meisten kaschubischen Gottesäcker, so die zu Garde, Glowitz, Schmolsin, haben als Mauer einen künstlich geschichteten Steinwall, die Grabplattenformen sind aber in allen, außer in Glowitz, ebenso einfach.

Uralt ist bei den Kaschuben die Anfertigung von Papierblumen und Papierschmuck. Die Berichte aus dem vorigen Jahrhundert erwähnen diesen Zierath schon und noch heute flicht das Kaschubenmädchen in den Brautkranz oder in den Preißelbeerkranz, der das standesamtliche Aufgebot umrahmt, gelbe, rothe und weiße Papierblumen. Die eine Seite des Schulzimmers ist von 65 Mooskränzen mit solchen Blumen geschmückt, jeder Confirmand und jede Confirmandin stiftet einen als Andenken, und bei Festlichkeiten beschenkt man sich ebenso mit solchen, so daß wir deren in jeder Stube antreffen. Außer Kränzen hängen an den Wänden nur Familien- und Soldatenbilder, zuweilen auch religiöse und patriotische. —

Der Kaschube ist arm an Liedern. Was er singt, hat er entlehnt. Nicht ein einziger seiner Gesänge gehört ihm

Digitized by Google

urſprünglich an. Die alten kaſchubiſchen Geſangbuchlieder des Pontanus und anderer waren Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, dann wurde das polniſche Geſangbuch gebraucht. Dieſe Lieder ſingt der Kluckener mit großer Andacht, aber ſelten. Die in der Schule gelernten und vom Militär mitgebrachten Lieder werden wohl auch einmal im Kruge angeſtimmt, aber nur in beſonders gehobener Stimmung. Oefter ertönt der Sang beim Fiſchen; außer den bekannten Liedern „Still ruht der See, die Vögel ſchlafen“ und „Es murmeln die Wellen“ ſingt man ein Lied ſehr gern, das aber Kunſterzeugniß iſt. Es lautet:

„Ein armer Fiſcher bin ich zwar,
Verdien' mein Geld ſtets in Gefahr;
Doch wenn Feinsliebchen am Ufer ruht,
Dann geht das Fiſchen nochmal ſo gut.

Sie hat ein' roſenenthen Mund
Die Brüſte (Wangen), die ſind kugelrund,
Die Hände ſind ſo zart und fein
Und ihre Zähne wie Elfenbein.

Und fahren wir zur See hinaus
Und werfen unſre Netze aus,
Dann kommen die Fiſchlein groß und klein,
Ein jedes will gefangen ſein.

Und kehren wir vom Fiſchfang heim
Und ziehen unſre Netze ein,
Dann geht Feinsliebchen ins Kämmerlein,
Feinsliebchen will jetzt ſchlafen ein.

Des andern Tags in aller Früh
Da klopft ſie leiſe an die Thür,
‚Steh auf, du Fiſcher, ſo jung und ſchön,
Du ſollſt heut wieder fiſchen gehn.‘

Und iſt der Monat Mai vorbei,
Dabei iſt's mit der Fiſcherei;
Dann geht Feinsliebchen zum Traualtar,
‚Es lebe hoch das Fiſcherpaar.‘“

Aber nicht nur auf dem See erklingt das Lied. Im Krug ſingen's die Mädchen beim Kartoffelſchälen, und die Burſche trällern's an ſchönen Sommerabenden. Ein anderes Lied, welches ich vereinzelt und mit großer Rührung zur Ziehharmonika ſingen hörte, lautet:

„Ach könnt' ich doch in meinem ganzen Leben
Noch einmal meine Eltern wiederſehn!
Was wollte ich nicht alles dafür geben,
Ach könnte dieſes einmal nur geſchehn!

Sie ſorgten ſich für mich und meine Brüder
Und zogen uns zu braven Menſchen auf.
Ich ſehe ſie nun nie und nimmer wieder,
Der liebe Gott nahm ſie im Himmel auf.

Die liebe Mutter, die mit tauſend Schmerzen
Mich unter ihrem treuen Herzen barg,
Ich kann an meine Bruſt ſie nicht mehr preſſen,
Sie ruht nun längſt im ſtillen Sarg.

Der liebe Vater ruht im Grabe drinnen,
Der unter Sorgen nur gewollt mein Wohl. —
Denn liebet eure Eltern, folget ihnen,
Nur dann wird es euch auf Erden wohl.“

Mehr verrathen die Grabſchriften die Gedanken, insbeſondere die religiöſen Anſchauungen der Kaſchuben, obgleich auch ſie nur in deutſcher Sprache abgefaßt ſind. Es iſt fraglich, ob überhaupt je eine Grabſchrift in ihrer Sprache aufgeſchrieben ward; das Kaſchubiſche war immer aufs Geſangbuch, die Bibel, den Katechismus und die Predigt beſchränkt, nur in Schmolſin ſtanden früher an den Kirchenbänken die Gebete in kaſchubiſcher Sprache, ſonſt hat es wohl kaum eine derartige Inſchrift gegeben. Einige der Kluckener Grabſprüche folgen:

„Wie manche Widerwärtigkeit
Hatt' ich in meiner Lebenszeit.
Nun aber iſt mir nichts bewußt,
Denn ewigliche Freud' und Luſt.“

„Es iſt vollbracht. Ich will mich legen
Zur Ruh auf Chriſti Grabesſtein.
Die Engel ſind allhier zugegen.
Ich ſchlumm're ſanft mit Jacob ein.
Das Himmelsthor iſt aufgemacht,
O Lebenswort, es iſt vollbracht.“

„Auf dieſe Weiſe will ich ſterben,
Die Gotteslieb', das Jeſusblut,
Macht's ſchon mit meinem Ende gut.“

„So ruhet denn, Theure, in Frieden,
In einer gemeinſamen Gruft,
Bis einſt aus dem Staube hienieden
Der himmliſche Vater euch ruft.“

„Ich hab' mich Gott ergeben,
Dem liebſten Vater mein,
Hier iſt kein Jammerleben,
Es muß geſchieden ſein.
Der Tod kann mir nicht ſchaden,
Er iſt mir ein Gewinn.
In Gottes Frieb' und Gnaden
Fahr ich mit Freud' dahin.“

„Beweint mich nicht, ihr Lieben,
Ich ſterbe Gott, nicht euch.
Wie wollt ihr euch betrüben?
Ich bin in Gottes Reich.“

„So ging's den lieben Alten,
An deren Fuß und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
Wenn's fehlt an gutem Rath.
Wie mußte ſich doch ſchmiegen
Der Vater Abraham,
Eh als ihm ſein Vergnügen
Und rechte Wohnung kam!“

Kaſchubiſche Lieder habe ich nur zwei vorgefunden, deren Herkunft man in den Klucken genau kennt. Man ſagt nämlich, früher hätte man wohl Schelmenſtücke geſungen, aber ſelten, beim Tanz habe man nur „Immer rechts 'rum“ oder „Immer links 'rum“ gerufen. Da habe 1848, bei Niederdrückung des polniſchen Aufſtandes, ein Klück zwei Liedchen aus Wreſchen in Poſen mitgebracht, die Soldaten hätten ſie immer geſungen. Und dann verbreiteten ſich die beiden Lieder über die ganze pommer'ſche Kaſchubei, ſie ſind kaſchubiſch umgewandelt worden. Aber, da ſelten einer noch ordentlich ſeine Mutterſprache kann, ſind die Lieder ſo unverſtändlich verdreht worden, daß man ſelbſt in Glowitz und Gieſebitz mit aller Mühe keinen Sinn herausbrachte. Die Alten in den Klucken aber brachten's noch zuwege. Das eine heißt etwa:

„Unſer Vater, unſer Mutter
Liebten ſich,
Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Komm, ich küſſe dich.“

Daraus hat man noch ein verderbtes vierzeiliges Lied gebaut, das ſich der Wiedergabe entzieht und nur vier Dingwörter mit Beifügungen an einander reiht, es beginnt: „Meine Mutter, das Rebhühnchen“. Das kaſchubiſche Hauptlied aber lautet in Ueberſetzung etwa:

„Nächtens bieten fort vom Stall die Stiere,
's iſt mir ja nicht um die alten Thiere.
Hab' heut früh im Hafer ſie geſehen,
Iſt's nur um die jungen nicht geſchehen. Heihito, dahalo.

Tamerlantn! Auf dem grünen Raſen
Sah ich heut ein graues Böcklein graſen,
Liebe Mutter, wenn ich von dir gehe,
Springt dein Herz entzwei vor Gram und Wehe. Halo, Hnla, tulurulalu.“

Die Melodie des letzten Liedes habe ich, wie die des zuerst genannten, aufgezeichnet, sie bewegt sich ganz in der Art slavischer Volkslieder. —

Bei Uebergabe der Brautgeschenke, bei der Ankunft des Hochzeitsbitters werden Sprüche gesprochen, die aber nichts merkwürdiges bieten. Sonst singt man selten. Dreschreime und dergleichen kennt man nicht, hingegen ist die Zahl der Sprichwörter nicht unbedeutend. Viele sind den deutschen gleich, so „Noth bricht Eisen", „Nachts sind alle Katzen grau", „Der Mensch denkt, Gott lenkt"; andere hörte ich das erstemal, sie lauten in Uebersetzung: „Er frißt wie ein Ochse die Teufelskirsche" (begierig), „Wenn der Haser groß ist, ist das Pferd todt" (vergebliche Arbeit), „Er geht auf die Angel" (stöbern), „Er ist dumm wie ein Kalb," „Sie bäckt das Brot auf der Karine". (Sie tauscht die Fische in der Karine gegen Brod um und bäckt's nicht selbst, wie dies früher der Fall war.)

Viel zahlreicher sind die Sagen und Märchen. Der Reichthum ist so groß, daß ich hier nur die wichtigsten andeuten kann. Der wilde Jäger, der mit Hussahschrei in den Lüften mit seinem Gefolge dahinfährt, die feuerspeiende Schlange, die den einsamen Wanderer mit Feuer und Gift schädigen will, so daß man ganze verbrannte Wiesenstrecken sehen kann; das beilwerfende Kalb, das an Orten weilt, wo's Geld luttert; der Mann mit dem zweiten Blick, der alles sieht, was dem gewöhnlichen Menschenkind verborgen ist. Der tolle Junker, bei dessen Begräbniß die Kirchenglocken keinen Ton von sich geben, und der als Geist umgeht. Der dumme Hans, ein geriebener, schlauer Bursche, der über die Afterweisheit der Menschen und besonders über den betrogenen Teufel triumphirt; der lahme Bucklige, der das Viehverhexen kann und im Besitz starker Zauberbücher ist; das weiße Mädchen, das Hof und Haus schützt, Geld bringt und bevorzugten Menschen erscheint; die Mahrt, die auf einem Strohhalm über die Ostsee fährt, einem Wiesel gleicht und sich als Alp des Nachts auf des Menschen Brust setzt (Alpdrücken — Martrite = Mahrt-Reiten): das sind die Hauptstoffe der Kluckener Sagen, die in verschiedenster Form erzählt werden. Zwei aber will ich aus Volksmund erzählen: die Sage von der Garder Steininsel und dem Blutstein zu Rowe, und die Sage vom Revekohl.

Der Garde'sche Prediger sollte einst in Rowe predigen, das über dem Gardesee drüben liegt. Er sprach: „Ich thu's gern, wenn ein Damm nach Rowe geht." Da kommt der Teufel und sagt: „Verschreibst du mir deine Seele, so mach' ich ihn fertig bis der Hahn kräht." Der Prediger geht darauf ein. Der Teufel schwirrt mit seinem Gefolge durch die Lüfte, und alle bauten emsig, wie die honigtragenden Bienen. Der geistliche Herr aber hat Angst um seine Seele und verräth den Pact seiner Frau. Die geht Nachts in den Hühnerstall und klatscht vor Tagesbeginn in die Hände, so daß der Hahn kräht, nachdem sie selbst seine Stimme vorgemacht hat. Vor Schreck lassen die Teufel die Steine fallen, der Damm war noch nicht fertig; die Seele gerettet. Eine Anzahl erratischer Blöcke am Ufer, die thatsächlich Zeichnungen wie Pferdefüße und Hahnenfüße haben, werden mit jener Sage in Verbindung gebracht. Vom Damm ist nur die Steininsel inmitten des Sees übrig. Von den Steinen aber soll die Rowe'sche oder die Wibstocker Kirche gebaut worden sein, die einen blutträufelnden Stein enthält, der eben vom Teufel herrührt. In anderer Fassung tritt an Stelle der Frau ein Schäfer auf, und es handelt sich um den Bau einer Kirche inmitten des Sees.

Der Revekohl war in alter Zeit ein Wallfahrtsort. Erst stand ein kaschubischer Altar, dann eine katholische Capelle daselbst, dahin wurden vom Papst wiederholt Büßer geschickt. Die Herzogin Anna, die Protectorin des Michael Pontanus, hatte am Fuß des Berges ihr Schloß. Capelle und Schloß sind heute selbst in ihren Trümmern verschwunden, den Berg aber krönt ein eichener Aussichtsthurm, der weithin im Lande sichtbar ist. Jetzt ist der weithin sichtbare Revekohl mit seinen herrlichen Waldungen ein beliebter Ausflugsort der weiten Umgegend. Vom Revekohl erzählt man eine Menge Geschichten, man deutet den Namen aus dem lateinischen rev. cot. = verehrungswürdiger Berg, oder aus dem Plattdeutschen (Räuberhöhle, Schlupfwinkel) und zeigt noch jetzt die Löcher, wo sich die Räuber versteckt hielten. Die Glocke der Capelle soll in die Lupow heruntergerollt worden sein, wo sie noch jetzt von Sonntagskindern gehört wird. Ueber den von den Räubern versteckten Schätzen liegen zwei große eiserne Nadeln; wer die heben kann, findet die Schätze. Auch war ein Gang zwischen dem Heiligthum auf dem Revekohl und dem alten Schloß.

Zur Erinnerung an Victor Meyer.

G. Ein unerforschliches Geschick hat am 8. d. M. der deutschen Naturwissenschaft einen ihrer berufensten Vertreter, den berühmten Heidelberger Chemiker Victor Meyer, durch einen plötzlichen Tod entrissen. Wenngleich ein jeder, der das Glück hatte, dem ausgezeichneten Manne näher zu stehen, wußte, daß ein schon länger andauerndes Nervenleiden seine sonst eiserne Thatkraft hemmte, so ahnte doch niemand, daß seinem stets rastlosen Schaffen ein so nahes Ziel gesetzt sei.

Victor Meyer wurde am 8. September 1848 in Berlin geboren, woselbst sein Vater eine bedeutende Kattundruckerei besaß. Die zum Theil chemischen Operationen, welche dieser Industriezweig erheischt und deren aufmerksamer Zeuge der Jüngling war, dürften wohl die Veranlassung gewesen sein, daß er sich schon frühzeitig das Studium der Chemie zur Lebensaufgabe erwählte. In dem jugendlichen Alter von 16 Jahren bezog er die Heidelberger Universität, um unter Bunsens Leitung in seine Lieblingswissenschaft eingeführt zu werden. Nach ausgezeichnet bestandenem Doctorexamen wandte er sich dann wieder nach Berlin zurück, wo er unter Adolf v. Baeyers Leitung auch auf dem Gebiet der organischen Chemie eifrige Studien trieb. Ohne sich vorher habilitirt zu haben, wurde er 1871 von dort direct als außerordentlicher Professor an das Polytechnikum zu Stuttgart berufen, wo er die durch ihre überraschenden Reactionen so interessanten Nitrokörper der Fettreihe entdeckte. Bereits ein Jahr darauf erhielt er einen neuen ehrenvollen Ruf als Professor der allgemeinen Chemie an das Polytechnikum in Zürich, wo er zwölf Jahre mit größtem Erfolge wirkte. Hier fand er die nach ihm benannte einfache und elegante Methode zur Dampfdichtebestimmung auf, welche sehr bald die bis dahin benutzten verdrängte und vor allem in seiner Meisterhand die wichtigsten Aufschlüsse über die Moleculargröße der Elemente und ihrer Verbindungen ergab. Nicht nur am Tage glühten seine Oefen, in denen selbst das festeste Porzellan wie Butter zerrann, so daß er schließlich nur noch mit Gefäßen aus Platin arbeiten konnte; auch die Nächte widmete er diesen mühevollen Versuchen, bei denen oftmals seine Gattin, die er in Zürich heimgeführt hatte, und die, um die Interessen ihres Gemahls völlig verstehen zu können, seine chemischen Vorlesungen mit Eifer und Verständniß gehört hatte, ihm Gesellschaft und gewiß auch Hülfe leistete. Bis an sein Ende hat der Verstorbene gerade für dieses Gebiet seiner Wissenschaft das regste Interesse bewahrt, und er hat in den letzten Jahren sich viel damit abgemüht, Gefäße zu construiren, welche man wie das Platin nicht nur auf

1700° erhitzen kann, sondern welche Temperaturen von 3—4000°, wie sie im elektrischen Flammenbogen herrschen, aushalten; wohl in der stillen Hoffnung, daß es so vielleicht gelingen werde, unsre sogenannten Elemente in noch einfachere Stoffe zu zerlegen. In Zürich entdeckte er ferner die für die Charakterisirung der Aldehyde und Ketone so wichtigen Aldoxime und Ketoxime, welche in jüngster Zeit die Grundlage für die Lehre von der räumlichen Lagerung der Valenzen des Stickstoffatomes abgegeben haben. Von hier aus bereitete er auch der chemischen Welt die vielleicht größte Ueberraschung, die auf dem Gebiete der Chemie einzig dasteht, indem es seinem Scharfblick und hervorragenden experimentellen Geschick gelang, in dem Benzol, wohl dem meist untersuchten organischen Körper, welches man als den Prototyp einer einheitlichen Substanz ansah, einen bis dahin übersehenen schwefelhaltigen Körper zu entdecken, welcher dem Benzol aufs Haar glich und von ihm Thiophen genannt wurde. Und nun entfaltete er eine schier rastlose Thätigkeit, welche in kürzester Zeit einen ganz neuen Zweig chemischen Wissens, die „Chemie des Thiophens", erstehen ließ.

Schon in der letzten Zürcher Zeit machten sich jedoch seine schwachen Nerven unliebsam bemerkbar, und ehe er 1885 als Ordinarius nach Göttingen übersiedeln konnte, mußte er zuvor längere Zeit im Süden Erholung suchen. Nachdem er vier Jahre der Göttinger Hochschule zur Zierde gereicht hatte, erhielt er einen Ruf nach Heidelberg, dem er mit um so größerer Freude folgte, als sein hoch verehrter Lehrer Bunsen selbst ihn zu seinem Nachfolger erkoren hatte. Von Göttingen und Heidelberg aus hat er in Gemeinschaft mit seinen Schülern eine große Anzahl wichtiger experimenteller Arbeiten auf dem Gebiete der allgemeinen wie anorgischen und organischen Chemie veröffentlicht, von denen hier die Entdeckung der ersten Jodosoverbindung und der Jodoniumbasen, sowie das Esterificirungsgesetz besonders erwähnt werden mögen.

Victor Meyer war nicht nur ein hervorragender Forscher und Gelehrter von umfassendem Wissen, er war auch ein ausgezeichneter Lehrer, der es wie wenige verstand, seine nach Tausenden zählenden Schüler durch Wort und Experiment für die Chemie zu begeistern. Sein außergewöhnliches experimentelles Geschick ermöglichte es ihm, selbst die schwierigsten Versuche seinen Zuhörern vorzuführen, und weder Mühe noch Kosten scheute er, wenn es ein neues lehrreiches Experiment galt. Sein größter Kummer war es, wenn ein Vorlesungsversuch mißlang; es konnte ihm dies für einen ganzen Tag seine sonst so frohe Laune rauben. Seine originelle Lehrmethode ist jedoch nicht mit ihm untergegangen, sondern wird in dem in Gemeinschaft mit Jacobson von ihm herausgegebenen Lehrbuch der organischen Chemie auch fernerhin Früchte tragen. Seine hohe Bildung befähigte ihn ferner, sein Wissen nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem Laien mitzutheilen, wofür die auf den Naturforscherversammlungen zu Heidelberg und Lübeck gehaltenen Vorträge, „Chemische Probleme der Gegenwart" und „Probleme der Atomistik", glänzende Belege sind.

Genügen für einen gewöhnlichen Sterblichen diese Leistungen, um ein ganzes Menschenleben — länger als das des Verstorbenen — auszufüllen, so fand Victor Meyer noch hinlänglich Zeit zu den verschiedensten anderen Aufgaben. So baute er die Musterstatten chemischen Wirkens zu Zürich, Göttingen und Heidelberg, in denen unter seiner Anleitung zahllose junge Chemiker Belehrung suchten und auch fanden. Die Zahl der Praktikanten steigerte sich in jedem Jahre mehr und mehr, und es war eine seiner letzten Thaten, neue Pläne für eine eventuelle Erweiterung des schon jetzt so umfangreichen Heidelberger Laboratoriums zu entwerfen. — Als wahrer Naturforscher besaß er ein offenes Herz für alle Reize der Natur, und es war seine höchste Lust, wenn er nach anstrengender Semesterarbeit seine geliebte Schweiz durchpilgern oder im sonnigen Süden Erholung suchen durfte. Mit welchem Entzücken er die Natur genoß, davon legen seine Essays „Aus Natur und Wissenschaft", sowie die Beschreibung seiner Reise nach Teneriffa („Märztage im canarischen Archipel") beredtes Zeugniß ab.

Auch die schönen Künste liebte er in hervorragendem Maße und jedes Winkelchen seines trauten Heims legte Zeugniß davon ab, wie empfänglich sein Herz für die Schönheiten der Plastik und Malerei war. Insbesondere war es jedoch die Musik, welche ihn nächst seiner Wissenschaft vielleicht am meisten begeisterte. Mit seiner Gattin, die auch in all diesen Beziehungen mit ihm aufs schönste harmonirte, hat er sich große Verdienste um das so hervorragende Musikleben Heidelbergs erworben. Schon seit den Zürcher Zeiten war sein gastliches Haus stets der Kunst geöffnet, und die Musikabende, welche seine kunstsinnige Gemahlin mit zu seiner Erheiterung veranstaltete, werden allen Theilnehmern stets in frohester Erinnerung bleiben.

Bei derartigen geistigen Fähigkeiten erscheint es als selbstverständlich, daß er auch als Mensch die vorzüglichsten Eigenschaften des Herzens und Charakters besaß. Ein schöneres und vollkommeneres Einverständniß, als wie es zwischen ihm und seiner Gattin bestand, läßt sich kaum denken. Man lese nur zum Beweise dieser Thatsache die letzten Sätze seines „Märztage im canarischen Archipel": „Aber all diese kleinen Leiden und Freuden vergehen im Fluge, und das Herz des Heimkehrenden, das nun schon stürmisch den Seinigen entgegenschlägt, wird von frohem Heimathsgefühl erfüllt. Auch der Verfasser dieser Zeilen — so herrlich auch die Ergebnisse seiner Reise sich gestaltet haben — vermag in diesem Augenblick nichts köstlicheres zu denken, als daß die Stunde des Wiedersehens hoffentlich nun ganz nahe gerückt ist. Die Heimath, die süße Gewohnheit des alltäglichen Lebens mit den Seinigen ... sie treten wieder mehr und mehr in ihre Rechte." Welcher Aufopferung seine Gattin fähig war, davon legte er gern Zeugniß ab, indem er einen bis auf die Zelle genau, fast wie gestochen geschriebenen alten Band von Liebigs Annalen der Chemie vorwies, den sie selber abgeschrieben und ihm zum Weihnachtsgeschenk gemacht hatte, weil die Buchhändler eine außergewöhnlich hohe Summe dafür verlangt hatten. Ein schönes Bild innigen Familienlebens war es ferner, wenn er in seinem letzten Sommer, gefolgt von seinen Töchtern, auf schnellem Stahlroß Touren in sein geliebtes Neckarthal unternahm.

Die gleiche Liebe und Theilnahme wandte er auch seinen Freunden, Collegen und Schülern zu. Zu jeder Zeit hülfsbereit, nahm er ihre Interessen wahr, wo irgend er nur konnte, und kaum jemand dürfte an Victor Meyer eine Fehlbitte gerichtet haben.

Wie konnte ein so trefflicher Mann ein so trauriges Ende nehmen? Diese Frage drängt sich wohl jedem Leser dieser Zeilen auf. Die Antwort darauf ist für den Vertrauten nicht schwer zu finden. Schon von Ende seines Zürcher Wirkens ab machte sich bei ihm vor allem am Schluß des Semesters eine starke nervöse Abspannung geltend, so daß er mehrfach vor Schluß seine Thätigkeit abbrechen und im Süden Erholung suchen mußte. Stets kehrte er aber wieder gestärkt und voll freudiger Schaffenslust zurück. Da er, wieder gekräftigt, es verschmähte, sich irgend welche Erleichterung seiner Thätigkeit zu verschaffen oder ihm theuer gewordene Nebenbeschäftigungen einzuschränken, so nahmen mit den Jahren diese Schwächezustände am Ende des Semesters immer mehr zu, und sein Zustand wurde vor wenigen Wochen besonders durch das Hinzu-

Digitized by Google

kommen einer neuen, ihm unbekannten Art von Nervenschmerzen wesentlich verschlimmert. In tiefe Gedanken versunken, saß er dann theilnahmlos da, ohne von seiner Umgebung Notiz zu nehmen. Und in einer solchen schweren Stunde, in der seine schwachen und leidenden Nerven die Oberhand über seinen sonst so starken Willen hatten, geschah dann das unendlich Traurige. „Verzeiht, meine Lieben! Ich kann nicht mehr weiter. Meine Nerven sind zerstört.“ Das war seine letzte schriftliche Aeußerung.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. **Sagen, Gebräuche and Sprichwörter des Allgäus.** Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von Dr. Karl August Reiser. Kempten, J. Kösel. — Wir haben bereits früher gern Veranlassung genommen, die Aufmerksamkeit auf dieses vortreffliche Werk hinzulenken, das die Vorzüge der Wissenschaftlichkeit wie der Volksthümlichkeit in gleicher Weise vereinigt. Für den Folkloristen ist es besonders darum von Werth, weil der Verfasser, selbst ein Allgäuer, auf jahrelangen mühevollen Wanderungen das Material direct aus dem Munde des Volkes schöpfte und durch getreue Gehülfen dankenswerthe Unterstützung erfuhr; durch das wohlwollende Entgegenkommen seitens der Direction der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München wurde ihm auch die Benützung des handschriftlichen Nachlasses eines ein Leben lang thätigen gewiegten Forschers, des verstorbenen Landrichters L. Fischer in Oberdorf bei Bießenhofen, ermöglicht. Ursprünglich war der Umfang nur auf einen Band berechnet; diesen haben bereits die Sagen u. dgl. in Anspruch genommen. Soeben beginnt deßhalb mit dem ersten Hefte ein neuer, der zweite Band mit dem Abschnitte: „Sitten und Gebräuche, Volksmeinungen und Aberglauben im Anschlusse an die Kalenderfeste.“ Wir erhalten somit ein vollständiges Abbild des inneren Volkslebens in dem durch seine Abgeschlossenheit noch verhältnißmäßig sehr viel altes Volksthum bewahrenden grünen Allgäu, so daß die Bedeutung des gehaltreichen Werkes sich weit über die genannte Landschaft hinaus erstreckt; in seiner durch die Entstehungsart bedingten Frische und Originalität übermittelt es das Erbe der Altvordern als Gemeingut dem Volke. Der Verlag hat durch treffliche Ausstattung, insbesondere auch durch Beigabe anziehender Illustrationen die Anziehungskraft des Buches noch erhöht. Die im gleichen Verlag erschienene „Geschichte des Allgäu“ von Reichsarchivrath Dr. Baumann hat sich eine bei deren Schriften unerhörte Popularität errungen; wie wir hören, ist das auch mit Dr. Reisers „Sagen“ der Fall, und somit können wir das Allgäu, die Verfasser und den Verleger nur beglückwünschen, daß deren culturgeschichtliche That (denn das ist die Herausgabe beider Werke) im Volke wie bei den Culturhistorikern den gleichen Boden findet. Das ist ein höchst erfreuliches Zeichen.

* In den **Vereinigten Staaten** von Nordamerika hat durch liberale Benützung des Telegraphen und Mithülfe des Postdienstes die **Verbreitung der Wettervorhersagen** stetig zugenommen, so daß dieselben gegenwärtig mehr als 30,000 Orten mitgetheilt werden. Eines der einfachsten und wirksamsten Mittel, die Tagesprognosen bekannt zu machen, besteht darin, dieselben an einen Centralpunkt zu telegraphiren und von hier durch Postkarten überall dahin zu senden, wo letztere noch rechtzeitig hingelangen können. Ein originelles Mittel wurde dabei kürzlich mit großem Erfolg versucht, nämlich auf jeden Brief mit dem Poststempel am Bestimmungsort gleichzeitig die Prognose aufzustempeln, so daß jeder Empfänger eines Briefes ohne einen praktisch in Betracht fallenden Mehraufwand von Arbeit seitens der Postbediensteten so früh als möglich in den Besitz der Prognose gelangt.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor der physiologischen Chemie Dr. Richard **Neumeister** ist aus seinem Lehramt bei der hiesigen medicinischen Facultät ausgeschieden. — Geh. Kirchenrath Prof. **Hilgenfeld** ist zu seinem Jubiläum von der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt zum Ehrenmitglied ernannt worden.

* **Basel.** Der außerordentliche Professor für pathologische Anatomie und Bakteriologie Dr. A. **Dubler** ist aus Gesundheitsrücksichten von seinem Lehramt zurückgetreten.

* **Moskau.** Am 19. August fand im Großen Theater die erste allgemeine Versammlung des **internationalen Aerztecongresses** statt. An der Sitzung nahmen alle Mitglieder des Organisationscomités, die Sectionspräsidenten, die Delegirten und durchs Loos gewählte Mitglieder theil. Großfürst Sergei Alexandrowitsch eröffnete den Congreß. Die erste Rede hielt in lateinischer Sprache der Minister der Volksaufklärung, Graf Deljanow, der die glänzende Versammlung berühmter Aerzte begrüßte. Darauf sprach Professor Sliffosowski von der historischen Rolle Rußlands in der europäischen Cultur und von der Nothwendigkeit, für die internationalen ärztlichen Congresse ein- für allemal eine der lebenden Sprachen anzunehmen. Der Generalsecretär des Congresses, Roth, legte den Gang der vorbereitenden Arbeiten zum Congresse dar, der eine ungeheure Menge von Referaten hervorgelockt habe. Die russischen Aerzte hätten sich ihrer enthalten, indem sie den Ausländern den Platz frei gaben. Die Zahl der Mitglieder beträgt 7300, von denen die Hälfte Russen sind. Das Stadthaupt Fürst Galizyn begrüßte die Delegirten und erwähnte der von der Stadt gestifteten Prämie. Von den darauf gehaltenen Reden der Regierungsdelegirten rief die des deutschen Delegirten besonders laute Beifallsbezeigungen hervor; er begann mit dem Ausdruck tiefer Erkenntlichkeit für den vom Kaiser dem Congreß erwiesenen aufgeklärten Schutz. Ferner war von der Bedeutung der medicinischen Congresse für die Heilung und Verhütung von Krankheiten, für die Hebung des Standesbewußtseins der Aerzte und für die Cultur im allgemeinen die Rede. Dem Andenken Pirogows weihte der Redner einige tief empfundene Worte. Von den russischen Delegirten sprach Tarnowski als Vertreter des Medicinalconseils und Dechterew als Mitglied des St. Petersburger Stadtamts; er lud die Mitglieder des Congresses nach St. Petersburg ein. Professor Virchow hielt, um die Versammlung nicht zu ermüden, statt seiner Rede über die Rolle der Gefäße bei Entzündungen, die er bis zur ersten Section verschob, eine sehr scharfsinnige Rede über die Bedeutung der biologischen Methode in der Pathologie und schärfte den Aerzten ein, sich nicht durch vage Specialisirung und theoretische Ansichten hinreißen zu lassen, so anziehend sie sein mögen, vielmehr daran zu denken, daß nur dank dem Experiment und der Beobachtung die Medicin ihre hohe Stellung gewonnen und hervorragende Entdeckungen gemacht habe. Eine der wichtigsten neuen Erwerbungen der Biologie sei die Lehre von der erblichen Ununterbrochenheit der Zellengewebe-Elemente und somit des Lebens. Der französische Professor Lannelongue sprach von der chirurgischen Heilung der Tuberculose. Der Londoner Professor Lowder-Brenton hatte zum Thema gewählt die Beziehungen zwischen Physiologie, Pharmakologie, Pathologie und praktischer Medicin. — Zu Ehrenpräsidenten des Congresses wurden für Deutschland gewählt: Virchow, Leyden, Ziemssen und Waldeyer; für Frankreich Lannelongue, le Dentu, Pinard und Gmfset; für England McCormac, Stokes und Simpson; für Oesterreich-Ungarn Gussenbauer, Pertik und Rüdiger; für die Schweiz Kocher und Roux; für die Vereinigten Staaten von Amerika Taylor, Senn und Billings.

* **Kasan.** Am 19. d. M. verstarb der bekannte Orientalist Josip Feodorowitsch **Gottwald**, früherer Professor und bis 1896 Bibliothekar der hiesigen Universität, nach 56jähriger Dienstzeit.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Führer durch Ischl und Umgebung, herausgegeben von Leo Woerl. 4. Aufl. Würzburg und Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — **Heinrich Brunner**: Der Leihezwang in der deutschen Agrargeschichte. Rede. Berlin, Julius Becker 1897. — **Die Umschau.** Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesammtgebiet der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst, hggb. v. Dr. J. H. Bechhold. 1. Jahrg. Nr. 33. Frankfurt a. M., H. Bechhold 1897. — *Direzione generale della Statistica:* Cause di morte. Statistica delle nozie sommarie per l'anno 1896. Roma 1897. — **Ana' Margret Holmgren**: Frau Strahle. **O. Engen Thoffan**: Beim Cammitz, zwei Jahre Volkserziehung. **Amalie Skram**: Konstanze Riag. **Karl Ewald**: Coa (4 Bde. Collection Wigand). Leipzig, Georg H. Wigand 1897. — **Dr. Wilhelm Baner**: Der ältere Pythagoreismus, kritische Studie (Berner Studien zur Philosophie u. ihrer Geschichte hggb. v. Dr. Ludwig Stein Bd. VIII). Bern, Steiger u. Co. 1897. — **Dr. Hermann Staub**: Commentar zum Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch. 5. Aufl. Lig. 6. Berlin, J. J. Heine 1897. — **Anzeiger des germanischen Nationalmuseums.** 1897. Nr. 3. Mai und Juni. Nürnberg, Verlag des Museums 1897. — **E. E. Kröber**: Das Militär im Neuen Testament, eine biblische Instructionsstunde. Leipzig, R. Maeder.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 25. August. Nummer 190.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Sinnestäuschungen. Von L. Fürst. — Das tragische Problem in Heyse's „Merlin“. Von Dr. phil. Heinrich Krueger. — Die Klucken. III. (Schluß.) Von Dr. F. Tetzner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sinnestäuschungen.

Von L. Fürst (Berlin).

Man betrachtet es als besonderes Glück, wenn jemand auch in Bezug auf seine Sinnesorgane ein normaler Mensch ist, wenn er „seine fünf Sinne beisammen hat“, oder doch, falls einer oder der andere dieser Sinne selbst defect sein sollte, der Rest, über welchen er gebietet, gut functionirt, zuverlässig geschult und geübt ist. So lange ein Sinnesorgan klar und wahr die empfangenen Eindrücke aufnimmt und zum Centralorgan unsres Nervensystems hinleitet, so lange diese Eindrücke von den betreffenden Centren unsres Gehirns genau ihrer Natur, ihrem Werthe entsprechend gedeutet und zu streng folgerichtigen Vorstellungen oder Vorstellungsreihen benutzt werden, so lange sind wir nicht im Zweifel über das, was wir empfinden. Jedes Gefühl, jeder Gedanke entspricht einer thatsächlichen, correct beurtheilten Wahrnehmung, ganz wie die Gegenstände oder Gesichtszüge von einem guten Spiegel oder dem exacten Aplanat-Objectiv einer Camera ohne alle Verzerrungen und Verzeichnungen genau der Wirklichkeit entsprechend auf unsre Netzhaut oder auf die lichtempfindliche Platte projicirt werden.

Im Gegensatze zu dieser durch nichts gestörten Sinneswahrnehmung, die selbstverständlich auch eine richtige Beurtheilung der Außenwelt im Gefolge hat, stehen aber die Sinnestäuschungen. Dieselben lassen sich in drei Gruppen sondern. Bei der ersten handelt es sich nur um einen Contrast zwischen der Sinneswahrnehmung und den thatsächlichen Verhältnissen, welche dieser zugrunde liegen. Unser Geist ist hiebei vollständig klar, unser Denken an und für sich in keiner Weise beeinträchtigt. Allein unser Urtheil wird vorübergehend irre geführt, weil wir dasselbe auf normalen Sinneseindrücken aufzubauen, logisch aus diesen zu folgern gewohnt sind, aber diese Basis jetzt eine schwankende geworden ist. Hier ist unser Bewußtsein durchaus intact und lediglich dadurch getäuscht, daß die Bedingungen, unter denen wir Eindrücke wahrnehmen, verschoben sind. Diese Variation des „Errare humanum“ muß als eine völlig harmlose bezeichnet werden. Schon daß man „seinen Augen nicht traut“, weil diese etwas Unerhörtes, Befremdendes, nicht zu Verstehendes erblicken, ist eine Art von Sinnestäuschung:

„Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?“

So läßt Schiller einen Jüngling klagen, der, weil er dergleichen von „seiner Minna“ nicht gewohnt ist, eher an eine optische Täuschung glaubt. Die Worte: „Hört' ich das Pförtchen nicht knarren? Hat nicht der Riegel geklirrt?“ in Schillers „Erwartung“, Agathens freudiger Ausruf beim Nahen ihres Max: „Doch wie? Täuscht mich nicht mein Ohr?“ sind solche aus der Stimmung und Spannung sich ergebende unsichere Gehörswahrnehmungen. Und wie oft kommt es vor, daß in einem Criminalprocesse Zeugen einen Menschen „ganz bestimmt als den Thäter wiedererkennen“, ja dies sogar „zu beschwören bereit sind“, und daß sich doch im weiteren Verlaufe der Verhandlung die Unschuld dieses Menschen herausstellt, ja der zweifellos Schuldige entdeckt wird! Hiebei führen sicher Erregung, mangelnde Aufmerksamkeit und oberflächliches Urtheil zu Sinnestäuschungen, deren Folgen höchst verhängnißvoll sein können. Die ganze Praxis der Fälscher beruht auf der Hoffnung, bei anderen eine Sinnestäuschung zu erregen. Wer einen gut imitirten Hundertmarkschein auf den Ladentisch legt und hofft, daß der Verkäufer denselben als „echt“ annimmt, wer mit Bewußtsein ein falsches Goldstück in Circulation setzt, die Unterschrift unter einem Documente fälscht, Zahlen in demselben zu seinem Vortheil ändert oder einem Sammler nachgemachte „Antiquitäten“, Gemäldecopien mit nachgemalten Künstlermonogrammen, Pergamente und Papyri mit täuschend hergestellten Handschriften von angeblich hohem Alter aufzuschwatzen versucht, speculirt dabei auf Sinnestäuschungen. So sehen wir denn, daß dieselben im Leben eine große praktische Bedeutung gewinnen können und daß der gelehrteste Vorstand einer Bibliothek ebenso wie die einfachste Kellnerin ihnen gleichmäßig zum Opfer fallen können. Im kleinen ist auch die Redensart: „jemandem ein X für ein U vormachen“, ein Beispiel solcher Täuschung, weil die Antiquaschrift Irrthümer dieser Art begünstigt, was jeder bestätigen kann, der einmal eine Correctur las. Trotzdem ein falscher Buchstabe dasteht, sieht man bei aller Aufmerksamkeit doch, seiner Gewohnheit gemäß, das Wort in richtiger Orthographie, so daß an manchem Druckfehler ein Irrthum des Auges mehr Schuld hat, als der böse Geist im Setzerkasten. Wir sehen die Speichen des rasch dahinrollenden Rades als zahllose Strahlen, weil die schnelle Folge der optischen Eindrücke uns den wirklichen Bau des Rades verschwimmen läßt; wir sehen es „Bindfaden“ regnen, obwohl es sich nur um rasch fallende Tropfen handelt; wir schätzen die Entfernung einer großen Alpengruppe, eines auf dem Meere dahingleitenden Schiffes falsch, weil unserm Auge der Maßstab fehlt, und sehen den Horizont scheinbar nach unten versinken. Wie die Natur, so ist auch die Technik für uns häufig eine Quelle von Sinnestäuschungen, die wir aber immer als solche erkennen, so daß diese uns völlig bewußten Irreführungen nur unser Interesse oder unsre Heiterkeit erregen. Wer hätte sich nicht schon in einem Panopticum willig täuschen lassen, indem er sich in einer Schaukel anscheinend vollständig um die horizontale Axe drehen ließ, während sich doch das Zimmer um eine solche drehte, oder wenn er sich in einem Spiegelcabinet hundertfach vervielfältigt sah, in einem Irrgarten verlief? Wer hat sich nicht schon durch das Zootrop oder den Kinemato-

Digitized by Google

graphen mit Bewußtsein täuschen lassen, indem ihm diese sich rasch folgenden Photogramme den Anschein des Lebens, der activen Bewegung boten? So manches Wandeldiorama, welches uns entzückte, indem wir, anscheinend auf dem Verdeck eines Schiffes stehend, eine Dampferfahrt zurückzulegen glaubten, während doch nur die Decoration sich bewegte, so manches Versinken und Aufsteigen der Bühnenprospecte, durch welches Kunststück in uns das gleiche (natürlich entgegengesetzte) Gefühl des Emporschwebens in die Luft, des Herabsinkens auf den Meeresgrund oder einer Ueberschwemmung erzielt wird, beruht auf einer Täuschung des Gesichtssinns. Fast bei jeder Eisenbahnfahrt sind wir derselben unterworfen, wenn z. B. ein auf dem Nebengeleise befindlicher Zug schneller fährt als der unsrige. Uns erscheint dann dieser Unterschied schon als ein Stehenbleiben oder Rückwärtsfahren unsres Zuges. Seltener als die optischen sind die akustischen Täuschungen, die wir vollbewußt als Sinnestäuschungen empfinden. Der Bauchredner, der mit beweglichen Puppen agirt, vermag uns durch den wechselnden Charakter der Stimme ebenso leicht irre zu führen, wie der Thierstimmen-Imitator mit seinem Gezwitscher, seinem Vogelgesang, seinem Krähen und Bellen. Ein interessantes Beispiel von Gehörstäuschung ist das sanfte Ausklingen eines Adagio für Geige oder Cello in einem Pianissimo. Der lang gedehnte Schlußton verschwindet so unmerklich, daß, wenn der Spieler den Bogen schließlich, ohne zu spielen, noch eine kurze Zeit weiter führt, wir immer noch den Ton zu hören glauben. Auch die lediglich aus chemischen Zusammensetzungen hergestellten künstlichen Blumengerüche vermögen unsern Geruchssinn zu täuschen, wie das Saccharin unsern Geschmackssinn. Der Mensch glaubt Veilchen zu riechen, glaubt Zucker auf der Zunge zu haben, und riecht nur ein Parfüm, schmeckt nur ein Präparat. Er ißt Kartoffelsyrup für Honig, trinkt ein Surrogat für Kaffee, ja verzehrt — dank den Fortschritten der Kochkunst — Hammel- als Rehbraten, Pferdefleisch als Rindsgoulasch, Kaninchen- oder Katzenfleisch als Hasenragout, weil sein Geschmackssinn durch raffinirte Herstellungskniffe irre geführt wird. Selbst „eiskalt" und „kochend heiß" verwechselt er bisweilen, wenn man ihm die Augen verbindet, weil beides im ersten Augenblick eine schmerzhafte Empfindung bewirkt.

Bekannt ist die Täuschung des Gefühls, welche eintritt, wenn auf einen Nerven des Beins oder Arms ein längerer Druck ausgeübt wird. Stechendes Prickeln, dumpfe Schwere, hochgradige Anästhesie treten ein; das Bein oder der Arm ist „eingeschlafen", wir haben die Empfindung, eines schweren, fremden Gliedes, über das wir in keiner Weise mehr orientirt sind. Bekannt ist ferner die Gefühlstäuschung, die wir uns hervorrufen, wenn wir den Mittelfinger über den Zeigefinger schlagen und zwischen beiden ein fest geknetetes Brodkügelchen rollen. Da dies dann von der Daumenseite des Zeigefingers und zugleich von der Kleinfingerseite des Mittelfingers gefühlt wird und wir dies Gefühl unsrer Gewohnheit und Erfahrung gemäß richtig deuten, so muß uns die Kugel doppelt erscheinen. Wir müssen zwei Kugeln fühlen. Wir projiciren überhaupt gewisse Empfindungen an solche Punkte der Peripherie unsres Körpers, wo sie erfahrungsgemäß entstehen. So kann jemand, dem ein Bein amputirt worden ist, immer noch der irrigen Meinung sein, Schmerzen in einer Zehe des längst nicht mehr vorhandenen Fußes zu empfinden. Ganz besonders sind Kinder, denen noch die Uebung im Localisiren eines Schmerzes abgeht, selten im Stande, den Sitz desselben richtig anzugeben.

War für alle diese Formen die vollständige Erhaltung des Bewußtseins und freien Willens, aber die Irreleitung desselben durch ein Mißverhältniß zwischen Sinneseindruck und Wirklichkeit charakteristisch, so ist eine zweite Gruppe von Sinnestäuschungen schon schwererer Art. Dieselben sind dadurch ausgezeichnet, daß wir nicht mehr bei vollständig klarem Bewußtsein der Täuschung verfallen, sondern unbewußt eine objective Sinneswahrnehmung falsch deuten, weil die Phantasie unser Urtheil trübt. Obwohl die Psyche noch normal ist, wird sie doch durch das Spiel der Phantasie vorübergehend so stark beeinflußt, daß sie an ungewöhnliche, ihr unerklärliche Sinneseindrücke ganze Vorstellungsreihen knüpft. Werden dieselben aber, was nach kürzerer oder längerer Zeit der Fall ist, als irrig erkannt, so kehrt auch die vollkommene Intactheit des Bewußtseins wieder. Schon des Dichters Schaffen kann einen Grad von Ekstase erreichen, bei dem Sinnestäuschungen und Phantasiegebilde ihn beherrschen; „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend," sieht manches anders, als es der Wirklichkeit entspricht. Das gleiche gilt von dem Romantiker, in dessen Geist sich die umgebende Welt wesentlich phantasievoller abspiegelt, so daß ihm selbst alltägliche Gegenstände und harmlose Ereignisse zu interessanten, seltsamen Dingen, zu spannenden Abenteuern auswachsen. Es ist dies wohl nie amüsanter geschildert worden, als in der parodistischen Darstellung des Lebens und der Fahrten des Don Quichote de la Mancha, der in seiner hyperromantischen, naiven und nach Abenteuern dürstenden Weise fortwährenden Sinnestäuschungen ausgesetzt ist. Die phantastischen, knorrigen Formen der Bäume, die halb dunkeln, bemoosten Felsen und die eigenartige Thierwelt des „Märchenwaldes" haben Erzählern und Malern schon oft genug Stoff zu „übernatürlicher" Schilderung geboten, bei der es nie ohne Sinnestäuschung abging. Sicher beruhen auch die sprichwörtlich gewordenen Erzählungen der Schiffer über die „Seeschlange" auf ähnlichem Vorgange, und nicht minder die an die Irrlichter — als die ruhelosen abgeschiedenen Seelen — geknüpften Phantasien. Unser einheimisches „Brockengespenst" und die Fata Morgana des Wüsten- und Steppenwanderers sind solche Naturerscheinungen, welche zwar für den Kenner verständlich sind, deren ersteres aber Unkundigen durch die riesigen Schattenbilder von Haus und Menschen auf einer Nebelwand, entgegen der Sonne, furchtbare Ueberraschung bietet, während die Luftspiegelung der „Fee Morgana", die dem Reisenden Wälder, Thürme, Schlösser, Schiffe u. dgl., welche seinem Auge thatsächlich noch unsichtbar sind, als umgekehrte Bilder am Horizonte vorgaukelt, seine Sinne und seine Phantasie gefangen nimmt.

Der Maler macht von der Täuschung unsrer Sinne einen starken Gebrauch; er weiß die Wirkung seiner Gemälde durch Licht und Schatten, durch Reflexe und Durchsichtigkeit von Wasser und Luft, durch die Perspective so zu steigern, den Gesichtern und Körpern so lebendige Plastik, den Augen insbesondere oft so fascinirenden Blick zu verleihen, daß der Beschauer im Banne des Kunstwerks festgehalten ist und seine Sinne zwischen Schein und Wirklichkeit schwanken. Es war kein geringer Triumph der Kunst, als Zeuxis die Vögel durch gemalte Trauben täuschte, aber fast noch ein größerer, als Parrhasius einen Vorhang auf seinem Bilde so täuschend gemalt hatte, daß Zeuxis ihn wegziehen wollte. Gewiß kann auch die vom Maler angestrebte Sinnestäuschung bis zur Effecthascherei ausarten und stark übertrieben werden. In humorvoller Weise haben dies z. B. die Wandbilder der Osteria in der Berliner Kunstausstellung persiflirt, in welcher nicht nur Blumen und Früchte, sondern auch Gliedmaßen, Schirme, Thiere u. s. w. plastisch aus den Bildern herausragten. Handelte es sich hier nur um übermüthigen Künstlerscherz, so dient die Plastik des Vordergrundes in den Panoramen geradezu dem Zwecke, die Sinnestäuschung zu steigern. Auf letztere abgesehen sind ferner die Vorführungen der

Digitized by Google

Zauberkünstler, die es verstehen, unsre Sinne abzulenken, irre zu führen, zu beschäftigen. Fast keines ihrer Kunststücke würde ihnen gelingen, wenn die Zuschauer im Stande wären, der oft sehr raffinirt ausgedachten Täuschung ihres Auges und Ohrs sich zu entziehen oder der Geschwindigkeit mancher Manipulationen rasch genug zu folgen. Ist es hier das Ueberraschende, das Unerwartete, nicht zu Enträthselnde, das uns beschäftigt, so kommt in den Phantasmagorien, den Illusionen, den Geister- und Gespenstervorführungen u. dgl., welche meist auf Spiegelung, matt schwarzen Hintergründen und bestimmten Beleuchtungseffecten beruhen, die Phantasie zur vollen Entfaltung. Wohl denken wir auch hier über das „Wie?“ nach; aber dies Nachdenken wird doch bei den meisten überwogen durch den Reiz des Wunderbaren, für das wir in den bisherigen Erfahrungen unsrer Sinneseindrücke keine Analogie haben, und das die Einbildungskraft in hohem Grade anregt. Das wußten auch die „Nekromanten und Zauberer“ aller Jahrtausende sehr wohl, und die „Hexe von Endor“, welche dem Königl Saul den Schatten Samuels heraufbeschwor, hat sicher ebenso wie der Geisterbeschwörer Graf Cagliostro, der mit seinem Citiren Verstorbener, seiner theosophischen Schwärmerei und Mystik sein Publicum bethörte, nur durch Sinnestäuschung auf die ohnehin schon erregten, empfänglichen Gemüther gewirkt. Es kann uns dies nicht sehr überraschen; haben doch in unserm „aufgeklärten“ Jahrhundert die letzten Jahrzehnte gelehrt, daß die Spiritistenkunststücke, der Wunderschrank, die fliegenden Hände und Guitarren und ähnlicher toller Spuk ihr gläubiges Publicum fanden, das diese „Manifestationen aus der Geisterwelt“ bewunderte, obwohl nur ein Betrug der Sinne dahinter steckt. Meisterhaft verstehen die Excentrickomiker sich denselben zunutze zu machen, indem sie mit blitzartiger Geschwindigkeit dem einen Kameraden den Kopf, dem andern ein Bein abschneiden, den dritten mitten entzwei reißen, ohne daß der Beschauer nur Zeit findet, der Täuschung auf den Grund zu kommen.

Die „Bretter, die die Welt bedeuten“ — jene Bezeichnung der Bühne, die seit Schillers „Lied an die Freunde“ sprichwörtlich geworden ist, dürfen mit Fug und Recht als eine „Welt des Scheins“ gelten; denn hier ist alles Schein, alles Illusion, alles Sinnestäuschung. Die Straßenzüge, Thore und Säulenhallen erwecken uns, obwohl sie doch nur gemalt sind, den Schein der Perspective in frappanter Weise. Die Decorationsmalerei, die Beleuchtungseffecte, die Flugmaschinen und die Wolkenschleier, Sonne und Mond, Meereswellen, Donner und Blitz, Regen und Sturm — alles vereinigt sich, damit trotz Schillers Abmahnung für unsre Sinne „der Schein die Wirklichkeit erreiche“. Die Kunst der Schminke vervollkommnet diesen Effect, und so wird unsre Phantasie, verleitet durch die Summe von Sinnestäuschungen, zum Flügelroß, das uns „ins alte romantische Land“ trägt. Wir wundern uns dann selbst nicht mehr über die Geister- und Gespenstererscheinungen, wie sie z. B. in der Ahnfrau, in Richard III. über die Bühne gleiten. Nicht nur das naive, unblasirte Publicum empfindet diesen Einfluß, er überträgt sich selbst auf solche Künstler, die ganz bei der Sache sind, ihre ganze Individualität einsetzen und mit ihr in der Rolle aufgehen. Gerade solche geniale Naturen reißen uns fort und machen uns Gestalten glaubhaft, die unsre Sinne, unsre Reflexion in andern Fällen nur als Theatermache anerkennen würden.

Eine dritte Gruppe von Sinnestäuschungen ist diejenige der unwillkürlichen, unbewußten, welche die Grenze der geistigen Norm überschreiten und vorzugsweise auf subjectiven, der realen Unterlage entbehrenden inneren Empfindungen, nicht auf Wahrnehmungen der Außenwelt beruhen. Charakteristisch ist für diese Form, daß sich an dieselbe häufig krankhafte oder doch abnorme Vorstellungen knüpfen. Es sind das also Sinnestäuschungen, welche unter den Begriff des Pathologischen, des physisch und psychisch Kranken fallen. Hier ist das klare Urtheil über den Mangel einer Uebereinstimmung von Sinneseindruck und Wirklichkeit nicht erhalten, sondern vorübergehend, ja selbst dauernd aufgehoben. Auch der Gesunde hat bei Druck auf den Augapfel bei geschlossenen Lidern Lichterscheinung, oder bei Aufregungen und Congestion Flimmern, oder sieht bisweilen leichte, auf und ab schwebende Trübungen seines Glaskörpers in Gestalt der mouches volantes; aber er erkennt alles dies als körperliche Störung, als subjektive Empfindung. Ebenso ergeht es ihm, wenn es ihm im Ohre klingt oder braust. Der Kranke verlegt all diese Erscheinungen nach außen, deutet sie irrig und verbindet damit auch irrige Vorstellungen. Er sieht in diesen Fällen Flammen oder Funken und glaubt einen Brand oder ein Feuerwerk vor sich zu haben, er sieht durchsichtige Geistergestalten dahinschweben, er glaubt, Glockenläuten, Musik oder die Meeresbrandung zu vernehmen.

In solchem Zustande der stärksten Sinnestäuschung befindet sich derjenige, der, in Hypnose versetzt, sich alles Mögliche ein- und ausreden läßt, wie dies ja bei der Suggestion bekanntlich so hochgradig geschieht, daß alle Uebereinstimmung zwischen Sinneseindruck und Vorstellung complet verloren gegangen ist. Der durch Erregung, durch Fesselung seiner Aufmerksamkeit und Aufhebung seines Willens in einen Anfall von „künstlicher Hysterie“ versetzte Mensch sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt nur noch das, was ihm anbefohlen wird; die Realität der Empfindung ist dahin, die Sinnestäuschung an ihre Stelle getreten und die Vorstellungsweise, die sich daran knüpft, ist ganz unabhängig von den wirklichen Wahrnehmungen. Aber selbst ohne alle Sinneseindrücke können krankhaft Veranlagte, zumal Hysterische, durch Autosuggestion sich selbst Sinneswahrnehmungen vortäuschen, an deren Realität sie glauben; falls sich dieser Vorgang häufig wiederholt, ohne uncorrigirt zu bleiben, so geht das „Erkenne dich selbst“ des alten Thales für dies Individuum ganz verloren. Es bleibt ein Spielball seiner Einbildungskraft. Wenn der bekannte Weinsberger Arzt Justinus Kerner in seinen phantastischen Schriften über Dämonismus, Geisterkunde, Somnambulismus und Hellseherei sich auf diesen transcendentalen Gebieten mit Vorliebe bewegte, gewissermaßen in überirdischen Dingen wie zu Hause war und eine Zeit lang förmlich Schule machte, so darf man ihn wohl als ein Beispiel dafür hinstellen, daß selbst ein höchst geistreicher Mann den Boden der Wirklichkeit unter seinen Füßen verlieren und durch eine Beschäftigung mit übersinnlichen Problemen an solche Dinge selbst fest glauben lernt. Sicher sind Derwische und Fakire in religiöser Ekstase ebenso disponirt zur falschen Deutung objectiver und subjektiver Sinnesreize, wie die wundergläubige Menge der Culturländer, welche steif und fest die Visionen und Erscheinungen Verzückter für Thatsachen nimmt. Wer dächte da nicht an Fausts Worte: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“?

Sieht ein feiger, abergläubischer Mensch im mitternächtigen Mondschein ein Laken für ein Gespenst, einen Schatten an der Kirchhofsmauer für einen Geist an, werden ihm die leuchtenden Augen einer schwarzen Katze zu einem Satansgesicht, Rabe und Eule oder der picken-sägende Holzwurm zu Todesboten, so sind doch solche Auffassungen immer noch der belehrenden Aufklärung zugänglich. Der Delirirende aber, der im hohen Fieber „phantasirt“, allerhand Erscheinungen hat und Stimmen hört, Zwiegespräche mit nicht vorhandenen Personen hält, Freude, Furcht und Angst zeigt, leidet unter zahlreichen, sich in wilder Unruhe jagenden subjectiven Sinneseindrücken, deren er sich nicht

Digitized by Google

erwehren kann. Er ist denselben gegenüber ebenso ohnmächtig, wie der im Alkohol- oder Haschischrausch Befindliche; wenn auch die Traumgesichte und Sinnestäuschungen nach Haschisch häufig angenehmer Natur sind, so sind die des Delirium tremens meist unangenehmer Natur. Der Säufer sieht Spinnen und Mäuse, aber — bezeichnenderweise — auch Polizisten und Gendarmen.

Alle Sinneserscheinungen, die nicht auf Wahrnehmung wirklicher Objecte beruhen, sondern im Hirn des Menschen selbst, rein subjectiv, entstehen, sind Symptome einer psychischen Krankheit. Obwohl sie dem Betreffenden als thatsächliche Beobachtungen erscheinen, sind es doch lediglich Hallucinationen. Alle berühmten „Hellseherinnen", welche im Wachen oder Schlafe, bei offenen oder geschlossenen Augen die wunderbarsten, verborgensten Dinge zu hören, zu sehen vorgaben, waren (wo nicht Betrüger) krankhafte Naturen, um so kränker, weil sie diese „Erscheinungen" für real hielten und eine Kritik über dieselben nicht mehr besaßen. Sie glaubten an ihre Visionen, an das „zweite Gesicht" und ihre übernatürlichen Fähigkeiten. So kommt es, daß die Halluciuation in vielen Psychosen eine Rolle spielt, besonders im Größenwahn und im Verfolgungswahn. Vergeblich möchte man dem Unglücklichen zurufen: „O glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!" — Er würde unsern theilnehmenden Wunsch gar nicht verstehen, denn er fühlt sich in seinen Sinnestäuschungen glücklich oder hat gar nicht das Gefühl der Täuschung. Er sieht Farben, die nicht vorhanden sind, Formen, die sich ihm zu phantastischen Gestalten umwandeln; er sieht Banquo's Geist, wo andere den Platz an der Tafel leer sehen, oder sieht, wie Franz Moor, seine Verfolger in die Schloßhalle dringen. Ophelia und Gretchen spielen mit Schilf oder Stroh und Lear setzt sich einen Strohkranz als Krone auf das wirre Greisenhaupt. Sie sehen nicht mehr, was sie in der Hand haben; sie erkennen auch ihre Umgebung nicht mehr, und selbst lieb gewordene Gesichter rufen ihnen nur ganz vorübergehend — wie von einem Geistesblitz erhellt — noch flüchtige Erinnerungen wach. Selbst der kleine Knabe, mit dem der Vater Nachts durch den Erlenbusch reitet, sieht den Nebel für Erlkönig, die wogenden Aeste der Bäume für die Arme von Erlkönigs Töchtern an und hört sogar des Geisterfürsten Stimme. Der Hallucinirende hört — zuweilen wohl infolge directer Erkrankung des Gehörnerven — falsch oder abnorm sein, oder wird von dauernden Gehöreindrücken förmlich verfolgt. Das Läutenhören, das ja auch der Dichter der „Versunkenen Glocke" als Motiv geschickt benutzt hat, wird solchen Kranken zu ganzen Erlebnissen, in denen die Kirche, die versunkene „Vineta" oder ähnliches den Mittelpunkt abgibt. Musik erweckt in ihnen festliche Bilder und die anscheinend vernommenen Worte erregen sie freudig oder traurig oder veranlassen sie zu lautem Reden mit einem unsichtbaren Menschen, zu wüthenden Ausfällen gegen einen bösen Geist, der ihnen das oder jenes zuraunt.

„Uns zu berücken, borgt der Lügengeist
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und streut betrügliche Orakel aus."

Wahrscheinlich haben auch die Propheten, hat auch die Priesterin auf dem delphischen Dreifuß solche Stimmen zu hören vermeint, die als Aeußerung der Gottheit proclamirt wurden.

Specifische Geruchsempfindungen treten im Vorstadium des epileptischen Anfalls auf und gewiß sind auch die Traumgesichte in der Dichtung „Der Blumen Rache" auf die ungewöhnlich starken Gerüche, die das schlafende Mädchen umgeben, zurückzuführen. Specifische Geschmacksempfindungen haben viele Irre, aber auch solche, bei denen der Gesichtsnerv (Facialis) erkrankt ist. Diese subjectiven Geschmackshallucinationen, die zum Theil auf Parästhesie der Geschmacksnerven beruhen, geben oft zu den erstaunlichsten Geschmacksverirrungen, aber auch zu der Furcht vor Vergiftung, zum Verzehren von Dingen, die überhaupt keine Nahrungsmittel sind, Anlaß. Schließlich sind auch specifische Veränderungen des Gefühls nicht selten; sowohl beiderseitige oder nur halbseitige (Hemianästhesien) Abschwächung der Hautempfindung, als auch allgemeine Gefühlsstörungen eigenthümlicher Art. Die Kranken fühlen sich abnorm leicht, fast schwebend; ihr Körper scheint ihnen ohne Substanz und Materie, nur noch ätherisch; anderen wieder erscheint er so schwer wie Blei; bald haben sie die Empfindung des Ameisenkriechens, bald die des Pelzig- und Stumpfseins auf der Haut. Allen diesen zahllosen Formen von Hallucination der verschiedensten Sinne ist aber die vollkommenste Selbsttäuschung, die Unfähigkeit, den Irrthum einzusehen, gemeinsam.

Gegenüber diesen traurigsten Formen von Sinnestäuschung sind alle anderen relativ harmlos, ja manche sogar heiterer und jedenfalls interessanter Natur; denn der menschliche Geist und Scharfsinn kann von ihnen den Schleier ziehen und das Licht der Wissenschaft sie so klar erhellen, daß wir Herr über unsre Sinne bleiben, auch da, wo sie uns beherrschen möchten.

Das tragische Problem in Heyse's „Merlin".

Von Dr. phil. Heinrich Kraeger (Bremen).

Ein paar Jahre haben schon oft einen Roman gründlich getödtet mit all seinen Helden und Heldinnen, die frohen Auges und mit rothen Lippen die Welt einer Saison eben noch völlig beherrscht hatten. Der „Merlin" ist dagegen trotz seines Alters — er erschien bereits 1892 — eigentlich niemals recht zum Leben gekommen; denn die Kritik schalt gleich voreilig über den neuen Waldzauberer, weil sie auf seine schwermüthig raunenden Weisen nicht viel eigenes zu reimen hatte. Und doch bildet dieser Roman eine Epoche in der Geschichte der menschlichen Psyche; er ist das beste Stück aus der Weltanschauung eines Dichters, der freilich rasch und leicht von denen zu widerlegen war, welche die scheinbare Freiheit in den Handlungen seiner Personen als Willkür und hinwieder ihre Demuth vor allen höchsten Gütern der Menschheit als leeren Idealismus verschrieen. Der Roman ist jüngst in einer billigen Volksausgabe wieder auf die Fahrt geschickt worden, der ein Wort zu herzlichem Geleite und ein heiteres „Glück auf" nicht fehlen darf.[1])

Der junge Georg Falkner — erzählt uns Heyse — zog in die Welt, um, wie sein Namensvetter, der heilige Georg, die Drachen der Selbstsucht und Gemeinheit, die auf den Wegen lauerten, zu erlegen. Im Haupte goldene Träume, im Herzen Liebe und Hoffnung, innen reich und außen arm — so sprengt dieser Dichter in den Kampf. Ein treues Weib, Lili, wandelt ihm segnend zur Seite, und alle Götter sehen gnädig herunter. Er verfaßt ein Drama, den „Merlin", die Geschichte jenes sagenhaften Mannes, der, einem bösen Weib ergeben, an eine Weißdornhecke gebannt wurde, aus der ihn erst die eigene Gattin wieder erlöste. Falkner vergißt und verstrickt sich wie sein Held, und bricht mit einer Schauspielerin die Ehe. Lili stirbt, noch ehe er gebeichtet und sich vor der Reue gerettet hätte, die alle seine Kräfte zu lähmen beginnt. Vom Dorn der Sünde geritzt, siecht er seelisch und körperlich hin: ein müder und todgeweihter Mann; denn auf der Bühne und in der

1) Paul Heyse, Merlin. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Berlin, W. Herz.

Phantasie gab es wohl Sühnen und Entzauberungen, in der Wirklichkeit aber kann niemand dem befleckten Gemüthe aufhelfen, das in allzu empfindlichem Verantwortlichkeitsgefühl nun an sich selbst verzweifeln muß.

Falkner endet im Irrenhause. Wenn ihn die Menschen in gesunden Tagen, seiner Wahrhaftigkeit und idealischen Gesinnungen wegen, einen Thoren schalten — so hat sich dieses am Ende buchstäblich und tranig an ihm erfüllt. Die Welt der Träume, in der er als Dichter lebte, legt sich nun auch um den Menschen, der mit gebrochenem kranken Willen und mit Augen, die ihm die Natur gütig verhängt hat, traurig dem Tode entgegengeht.

„Ach, flögst du mit Falkenschwingen
Ins Spätroth wolkenhoch,
Die Nacht wird dich bezwingen,
Die Nacht überfliegt dich doch!“ —

Psychologisch ist es merkwürdig richtig, wie gerade die Dichtung „Merlin“ ihren Dichter Falkner zu Falle bringt. Das Feuer, mit dem er spielte, ergreift ihn schließlich selber, und die Rollen seines Dramas werden ihm, wie mit geheimer Magie, vom Leben förmlich aufgedrängt. Aber die Katastrophe bereitet sich auch sonst außerordentlich fein vor. Ueber dem Verhältniß Georgs zu Lili liegt jene holde gesetzte Innigkeit, der das eigentlich sinnlich berauschende Fluidum fehlt. — Und doch hat dieser Idealist keinen krankhaften Zug an sich; er ist ein durchaus gesunder Mann, dem die Gattin ein blühendes Zwillingspaar gebiert, und der seinen dem Ewigen und Großen zugewandten Geist nicht auf Kosten des Körpers zu nähren braucht. Wie eine märchenhafte Arabeske schlingt sich die goldhaarige Dämonin, die schöne Esther, erstickend um diese geradsinnigen Menschen: in einer einzigen leidenschaftlichen Scene, die sich tief roth von dem blaß klaren Untergrunde des Romans abhebt.

Dieser herbe Stoff ließ sich am Ende kaum in den engen Formen einer Novelle austragen. Die ernsten Chöre wollen eine heitere Gegenstrophe. Diesem ästhetischen Bedürfniß verdanken denn auch viele der Nebenpersonen, die mit der Haupthandlung nur in lockerer Beziehung stehen, ihr Dasein.

Es ist gewiß nicht unbedenklich, einen Poeten oder einen Künstler überhaupt zum Helden eines Romans zu machen, weil wir von seinen Fertigkeiten ja doch immer nur unvollkommene Begriffe erhalten können und viel zu viel auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen sind. Aber Heyse war es in der Hauptsache auch gar nicht, um den Künstler als solchen, sondern um einen idealistischen Menschen zu thun, der von dem hohen Geiste, wie er aus seiner Dichtung sprach, vor allem auch im Leben und in der Wahrheit getragen sein wollte. Denn bei Idealisten vom Schlage Falkners besteht ein äußerst empfindlicher Zusammenhang zwischen der Lauterkeit ihres Gemüths, der Lust am Dasein und der Fähigkeit zum Schaffen. Milton hat das einmal in eine groteske Formel gefaßt: „he who would write heroic poems, should make his whole life a heroic poem.“ Ein moralisches Genie, wie es Falkner zu werden versprach, lebt mit der Welt, in die es jeweilen gestellt ward, immer in einem gewissen Zwiespalt. — Als Bürger besserer kommender Zeiten, muß dieses Genie in der Gegenwart nothgedrungen die Rolle eines Reformators übernehmen, die es mit Erfolg nur dann durchführen kann, wenn es sich die Unbescholtenheit seiner Seele wahrt. Das hat zum erstenmal Schiller in seinen ästhetischen Schriften mit allem Nachdruck von einem künstlerischen und sittlichen Messias gefordert. Und Falkner ist wirklich der Künstler im Sinne Schillers, aus dem Brief über die ästhetische Erziehung: „zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling wäre. Aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen.“ Sobald aber Falkner sich selber untreu geworden ist, erfüllt sich auch an ihm unweigerlich jene eherne Verheißung, die in dem Aufsatz über Anmuth und Würde steht: „Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird, denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth niederschlagen“. — Die tragische Seligkeit, von der er träumte, und jene süße Befriedigung, die dem Manne winkt, der im Kampf mit den Götzen seiner Zeit ehrlich fällt — ist ihm nun ein für allemal genommen, weil er ja schon im Streite mit seiner eigenen Natur schmählich unterlag. Er kann hinfort nicht mehr an sich und an den Sieg über das Gemeine, nervös Ueberreizte und Ungesunde glauben; der Fleck auf seinem Schwerte läßt sich nicht abwaschen. Bedenklich anlaufend, ohne zu beharren, vermochte er nicht somnambulisch sicher an den Abgründen des Lebens hinzugehen, oder sie entschlossen zu überspringen. Er verfehlte in der Dunkelheit den Pfad. So erfüllt sich an ihm der Fluch, der nach den Worten der Bibel denjenigen trifft, welcher unreinen Gemüthes zum Abendmahl schreitet und sich selber daran das Gericht isset und trinkt. — Das eine Vergehen der Untreue, das tausend hätten schadlos begehen mögen, wirft diesen Mann für immer darnieder. Er gibt es nun auf, für die heilige Sache weiter zu kämpfen.

Heyse hat dieses seelische Phänomen mit einem Namen aus der Medicin getauft; wie es empfindlich organisirte Wesen gibt, bei denen jede Verletzung des Gewebes tödtlich verläuft, weil sich das Blut in den überfeinen Gefäßen nicht stillen läßt, — so haben wir in Falkner einen geistigen „Bluter“ vor uns, bei dem die Reue zu einer verzehrenden unheilbaren Leidenschaft wird, und sich die Wunden der Seele und des verletzten sittlichen Gefühls nicht wieder schließen wollen. Sein Held bildet einen Mikrokosmus für sich, wie der robuste Gewissens- und der blonde Adelsmensch aus Ibsens und Nietzsche's Revieren. Alle drei wandeln jenseits von Gut und Böse, unbekümmert um das Urtheil der Heerden, dahin: Individuen, die in der Herrlichkeit der Kraft sich ihre eigenen Gesetze geben; aber mit dieser Selbstbestimmung nimmt allein der Heyse'sche Held auch die Selbstbestrafung auf sich und richtet sich neben dem eigenen Himmel eine eigene grauenvolle Hölle ein. Seine Freiheit liegt in der Fähigkeit begründet, mit unerbittlicher Gerechtigkeit auch über sich selbst zu entscheiden, auf Tod und Leben.

Der „Merlin“ verkündet aufs neue das protestantische Bekenntniß, daß sich der Mensch von der stellvertretenden Gnade befreien und den ewigen Richter von seinem Platze über den Sternen wieder herunterziehen soll in die eigene Brust. Heyse verweist uns tröstlich auf das Genie, das zum Heil und Wunder für uns alle noch kommen, das einst, besser als Falkner, seine Aufgaben erfüllen und an keinen Gewissensbissen verbluten wird, weil es nichts Schlechtes und Reuenswerthes begehen kann. So redet aus der Niederlage eines unfertigen Idealisten, wie es Falkner war, doch desto überzeugender der Sieg der von ihm verletzten idealistischen Lebensanschauung.

Trotz des tragischen Untergangs, der seinem Helden bereitet wird, ist dieser Roman doch ein Buch der Hoffnung. Es war nur die erste Taube, die wir über das Wasser fliegen sahen, und die ertrank; aber der silberne

Schein ihrer Flügel liegt uns noch selig und hoffend im Sinn, wenn sie selbst im Schlamme längst begraben ist — eine andere wird kommen, die endlich die grünen Blätter und den Frieden Gottes bringt.

Die Klucken.

Von Dr. F. Tetzner.

III. (Schluß.)

Die alten kaschubischen Bräuche sind ausgestorben. Wenn sich noch Spuren erhalten haben, so läßt man sie ungern sehen. Die wichtigsten will ich mittheilen. Bevor ein Kind zur Taufe gebracht wird, legt man's unter die Ofenbank, daß es fromm wird. In die Wiege legt man ein Gesangbuch zu gleichem Zweck. Man soll Neugeborenen ein Licht anbrennen, daß sie nicht vertauscht werden. Kocht eine Schwangere Wasser unnütz, so gedeiht das Kind nicht gut. Die Wöchnerin geht um den Altar, wird eingesegnet und legt dabei eine Mark an der Stufe nieder. Die gestorbenen Wöchnerinnen werden zu Haus und in der Kirche gesegnet. Die gefallene Jungfrau muß um die Kirche gehen und einen Groschen in die Mauer legen. Stirbt eine Jungfrau, so breitet die Mutter deren Ausstattung im Todtenzimmer vor ihr aus. Einem Todten gibt man ein Gesangbuch, eine Schnapsflasche, eine Münze, Haare, Federn und Borsten seiner Hausthiere mit, den Frauen ehemals ihr Kirchenlaken. Die Bank, auf der der Sarg steht, wird umgeworfen und mit in die Gruft gelegt, daß der Geist nicht sitzen bleibe. Man mißt den Sarg mit einer Ruthe und macht darnach die Gräber, die Ruthe zerbricht man und wirft sie mit auf den Sarg. Wenn der Trauerzug fortgeht, bekreuzt einer das Vieh im Stall und die Bienen im Korb, daß sie dem Todten nicht nachfolgen.

Bucklige und Hinkende sind gewöhnlich mit dem zweiten Gesicht begabt und können das Vieh beschreien und Menschen verrufen, so daß sie krank werden. Durch Kreuzschlagen verwahrt man sich dagegen, darum sind fast an jeder Kluckener Stallthür drei schwarze Kreuze. Beschrieene Schweine müssen durch den vierten Reifen springen, dann fressen sie wieder. — Die Hochzeiten macht man am liebsten Dienstags, Freitags oder Sonnabends, früher bei Beginn des Herbstes, jetzt zu jeder Jahreszeit. — In der Sylvesternacht wird Asche um die Bäume gestreut, daß sie gut tragen, dann ein Strohseil darum gewunden. — Wer das Tischtuch liegen läßt, kommt wieder. — Osterwasser holt man vor Sonnenaufgang aus dem Kluckenbach, bewahrt es das ganze Jahr auf, weil es heilkräftig ist. Zu Ostern brennt man auf dem Berge Osterfeuer an, wie beim Sedanfest eine Theertonne. Am Neujahrsmorgen und am Hochzeitstag schießt man mit Pistolen. Vor dem Marientag (25. März) wird die Stube mit Wachholder eingeräuchert, zu Pfingsten stellt man Birkensträucher in die Stube. Am Andreasabend wird Blei gegossen, um sein Schicksal zu erfahren; zum Sylvesterabend reitet man auf den Kreuzweg, da erscheinen um Mitternacht Geister und beantworten alle Fragen. — Man geht am ersten Osterfeiertag mit Ruthen „frische Grüne peitschen". Zu Weihnachten nehmen zwei oder drei Burschen ein Bettlaken, einen Stock und zwei Siebe, bewickeln alles mit Stroh und einen an den Stock gebundenen Stiefelknecht mit Heu. Ueber den Stock, den der eine Mann hält (Schimmelreiter) schlägt man ein Bettlaken, so daß nur der Stiefelknecht als Pferdekopf und das Stabende mit Schwanz zu sehen ist. Dem Schimmel wird ein Zaum angelegt. Ein Mann führt ihn und der andere klopft ans Fenster, ob er in die Stube darf. Darf er, so beten die Kinder und werden mit Bonbons beschenkt. — Zu Walpurgis wird nichts besonderes vorgenommen, auch die Verlobungsgebräuche kennt der Kluckener nicht, er verschmäht das Verloben, weil es keinen Sinn habe.

Ueber die drei größten häuslichen Feste, Hochzeit, Kindtaufe, Begräbniß bei den Kaschuben berichten ältere Schriftsteller wiederholt. Ich will diese Feste schildern, wie sie heutzutage gefeiert werden. Der Hochzeitsbitter (Ollemann, Staroſt, Köstenbitter) im dunklen Anzug sagt acht Tage vorher allen Freunden und Bekannten, möglichst vielen, die Hochzeit an. Auf seinem Haupte thront ein geborgter Cylinder, der mit rothen, grünen und blauen flatternden Cigarrenbändern umgeben ist. Ein Büschel solcher Bänder weht auch an seinem Spazierstock, und dieselben farbigen Bänder, meist rothe, bindet man den Kühen ums Horn, daß sie nicht verzaubert werden sollen. Die vier bunten Bänder liebt der Kaschube wie der Litauer. Die Mädchen, besonders die Brautjungfern, deren Braut und Bräutigam je vier wählen, tragen bei allen Feierlichkeiten solche Seidenstreifen, in die Blumen gewebt sind, um die Hüfte und vor der Brust. Hat der Hochzeitsbitter seinen Spruch in gereimter Rede angesagt, so wird er willkommen geheißen und bekommt einen Schnaps und mitunter ein Trinkgeld. Von dem vielen Schnaps wird er zuletzt schwankend und findet sich mit oder ohne Noth ins Hochzeitshaus zurück, wo er die Zusagenden anmeldet und Abendbrod genießt. Die Brautleute, meistentheils Verwandte, gehen am Sonntag vor der Trauung zur Kirche. Die Hochzeit selbst währt gewöhnlich vom Freitag bis zum Sonntag und ist immer noch meist im Herbst. Früher ging der Hochzeitszug unter Gejubel und Pistolenschießen zu Fuß nach Glowitz oder Schmolsin zur Trauung, jetzt fährt man meist in möglichst vielen Wagen zweispännig. Zuvor haben sich alle die Hochzeitsgeschenke angesehen, die am Polterabend auf einen Tisch gestellt worden sind und meist aus Glasschranksachen bestehen. Der erste Wagen des Hochzeitszugs fährt außer dem Ollemann das Brautpaar. Die Brautjungfer hat Papierblumen im Haar, der Fuhrmann solche an der Brust, die Pferde sind mit Bändern, die Wagen mit Guirlanden geschmückt. Vom Brautkranz aus Myrthen hängen die Enden auf die Schulter herab; einen Schleier gibt's nicht, das Brautkleid ist schwarz. Gefallene dürfen den Kranz nicht tragen, auch darf bei deren Hochzeiten nicht geläutet werden. Der Bräutigam ist völlig modisch gekleidet. Zunächst geht der Brautzug ins Gasthaus, wo gegessen und Schnaps und Bier getrunken wird. Der Hochzeitsbitter bezahlt alles, während am Sonntag beim Kirchgang die Brautjungfern alles bezahlen. Nun geht der Köstenbitter zum Pastor, sagt seinen Spruch und ordnet dann, während dieser in die Kirche geht, den Hochzeitszug. Voran geht er selbst mit seiner Frau, dann folgt das Brautpaar, dann kommen die Brautjungfern mit je einem Burschen, zuletzt die Verwandten. Das Brautpaar geht, sobald's zu läuten anfängt, vor den Altar, die andern setzen sich in die Bänke. Nach der Traurede gehen alle um den Altar herum und legen ein Opfer für die Kirche auf. — Nun marschirt oder fährt alles in den Krug und wirft unter die Zuschauer unterwegs Münzen. Bei Tanz und Gelage verweilt man im Krug bis zum Abend, dann geht eine Wettfahrt nach Hause los, die nicht immer glatt abläuft. Zu Hause steht das Mahl bereit, der alte Vater empfängt das Paar mit einem Schnäpschen und nimmt die Glückwünsche des Gefolges entgegen. Das Vordrängen der Braut, damit sie die Herrschaft im Haus habe, ist nicht mehr gebräuchlich, da die Frau ja thatsächlich herrscht. Das Abendessen besteht aus Hühnersuppe, Klößen mit Backobst, Fleisch und Fisch, besonders Hammelfleisch; das Brod ist „schön fest", es hat vier Wochen lang im Rauch gehangen. — Dann beginnt der Brauttanz, alles, auch die

Digitized by Google

Kinder müssen theilnehmen und die Musikanten bezahlen, man gibt eine Mark, wer arm ist, zehn Pfennig. Der Musikant, der nur eine Ziehharmonika braucht, nimmt oft 30—40 Mark auf einmal ein. Daher kommt es, daß sich viele um dies Amt bewerben, dem Brautpaar die Hochzeitsfuhren umsonst und noch 6 Mark Brautsteuer geben. Andere Instrumente als die Ziehharmonika braucht man nicht. Geht das Brautpaar zeitig fort, muß es jedem Zuschauer eine Flasche Wein geben, deßhalb bleibt es bis zuletzt beim Tanz. — Am nächsten Tage geht das Essen und der Tanz in der alten Weise fort, am Sonntag aber geht's wieder in die Kirche. Da läßt man erst die Kirche sich anfüllen und tritt dann im Zuge ein, um bewundert zu werden. Am Sonntag währt das Fest bis Mitternacht, dann wandert alles heim.

Der Kindstaufschmaus dauert nur einen Tag. Man nimmt drei Pathen; mehr kosten je 75 Pfennig Steuer. Die Pathen müssen während der Taufrede das Kind abwechselnd in die Hand nehmen. Das Geld im Pathenbrief (3.50 Mark) darf nicht zurückgewiesen werden. Die Taufe findet bald nach der Geburt statt, weil die Wöchnerin vor der Taufe nicht über die Straße gehen darf; „sie könnte sonst das Vieh versehen".

Wenn ein Kluckener im Sterben liegt, eilen die Nachbarn in die Stube, singen Choräle und beten laut, der Sterbende singt mit, bis ihm die Stimme versagt. Am vierten Tage findet das Begräbniß statt. Nur die Bewohner der Schmolsiner Klucken haben ihren eigenen Gottesacker. Bei ihnen findet das Begräbniß folgendermaßen statt. Eine halbe Stunde vor des Lehrers Ankunft sammeln sich die Leidtragenden im Trauerhause an, wo sie mit Schnaps und Weißbrod (Stuten, Pameln) ohne Butter oder Fleisch bewirthet werden. Beim Eintritt des Lehrers wird nach einem stillen Gebet und dem Gesang eines Chorals vom Lehrer die Leichenrede mit Vaterunser gehalten. Unter dem Gesang eines Liedes hebt man den Sarg auf die Trage und der Zug setzt sich in Bewegung. Bei Erwachsenen wird auf dem Wege „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" oder „Jesus, meine Zuversicht" mit Pausen gesungen; bei Kindern: „Christus, der ist mein Leben." Der Lehrer geht kurz hinterm Sarge und tritt beim Betreten des Gottesackers vor ihn. Er liest einen Bibelabschnitt vor, betet ein Vaterunser und stimmt mit den Sängern, während man den Sarg einsenkt, das Lied an: „Nun lasset uns den Leib begraben." Dann verrichten alle knieend ein stilles Vaterunser, gehen an die Gräber ihrer Angehörigen und beten dort. Im Trauerhause gibt es Butterbrod mit Käse und Schnaps, Pellkartoffeln mit gekochtem Fisch und dann Reissuppe. Je zwei und zwei haben eine Schüssel. Zuletzt reicht man nochmals Schnaps und Butterbrod, Bier und eine Cigarre. Nun singt man ein Gesangbuchlied, und der Lehrer betet am Schluß, das wünscht man immer, nochmals für alle. Auf dies Gebet legt man großen Werth. Einzelne, die vor nichts zurückschrecken, stehen dabei wie gebrochene Sünder. Sie weinen und fühlen zuweilen ihre wundeste Stelle im Trauerhause berührt. „Das wirkt", „das war sehr hübsch", meinen sie und geloben im Herzen Besserung.

In den Zemminer Klucken sind die Gebräuche bis zum Abmarsch des Trauerzugs dieselben. Dann geht der Lehrer bis zur Dorfgrenze mit und scheidet mit einem „Behüt euch Gott". Nun wandelt man, im Winter mit der Leiche auf dem Schlitten, bis Zemmin, wo der Zemminer Lehrer die Führung des Zugs und die Leitung des Gesanges „Jesus, meine Zuversicht" übernimmt. Hinter Zemmin singen sie allein. In dem 15 km entfernten Glowitz begleitet der Glowitzer Cantor die Leiche bis ans Grab. Von der Leichenhalle ab geht der Pastor mit und beendet die Feierlichkeit, dann begibt sich die Trauergesellschaft in den Krug, wo es recht laut hergeht. Die Bewohner der Selesener Klucken fahren ihre Särge den Kluckenbach aufwärts, laden sie dann am Berg auf den Wagen und fahren nach dem 10 km entfernten Selesen, wo der Lehrer die Beerdigung vornimmt.

Bei all diesen Handlungen bedient sich jetzt der Kluckener der hochdeutschen Sprache, die er schön rein und deutlich spricht, im Krug aber herrscht die plattdeutsche Mundart vor. Der kaschubische Dialekt aber wird noch in den Selesener und Zemminer Klucken von den alten Leuten und auch von einigen jüngeren bei der Fischerei, beim Gruß und um Deutschen unverständlich zu sein, gesprochen. Man grüßt: dobri dzien (guten Tag), pomorsch bog (guten Morgen), dobri wieczon (guten Abend), wietousche (willkommen), ze kuoja (ich danke), bog säplas (schönen Dank, Gott bezahl's), s boga (mit Gott). Die kaschubische Sprache ähnelt der polnischen und stimmt in vielen Worten wörtlich mit ihr überein. Das wissen auch die Kaschuben und erzählen, daß sie oft in Lauenburg als Dolmetscher zwischen Käufern und polnischen Verkäufern auftreten. Nichtsdestoweniger haben sie ein feines Ohr für die Unterschiede zwischen beiden Sprachen und erzählen noch jetzt, daß von den früheren Pastoren der Schmolsiner gar nicht, der Glowitzer sehr schlecht, der Zezenower aber vorzüglich kaschubisch predigen konnte. Der Wortschatz ist ein anders gearteter als der polnische und umfaßt nur die Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens, und selbst von diesen hat der Kluckener die meisten vergessen und gebraucht ein kaschubisirtes deutsches Wort, so für die Handwerkernamen. Auch die Betonung weicht oft von der polnischen ab; sodann wendet der Kluckener häufig eine eigenthümliche Diphthongisirung, Vocaloeränderung und Consonanteneinschiebung an. Ich werde später ausführlich darüber berichten, da meines Wissens noch niemand die Sprache durchforscht hat, und begnüge mich jetzt mit einigen Beispielen. Polnisch ubogi (arm), kaschubisch wubuodji; p. izba (Stube), k. jizba; p. on (er), k. wuon; p. koniec (Ende), k. kònc; p. uzda (Zaum), k. wuzda; p. wzrost (Wuchs), k. wruost; p. twardy (fest), k. schwardy; p. ogień (Feuer), k. wòdjen; p. my (wie), k. ma; p. gęś (Gans), k. gąs, göse; p. środa (Mittwoch), k. struodo; p. igła (Nadel), k. jegla; p. ucho (Ohr), k. wuoche, pl. wusche; p. jezioro (See), k. jiesere; p. mydło (Seife), k. madlo; p. podnieść (aufheben), k. woniesc; p. już do brze (es ist gut), k. je doubrsche; p. tak mi Panie Boze dopomóz (so wahr mir Gott helfe), k. tak ak mi bög pomösche. Die Sprache hat jedoch nur so schwachen Hinterhalt, daß als Gemeingut nur noch einige Dutzend Wörter gelten können und ganz allmählich eins nach dem anderen dem Kluckener unverständlich wird, bis die deutsche Sprache allein herrscht.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. P. Helmrich Bulthaupt: „Das Friedenshaus." Leipzig. Verlag von H. Haessel 1897. — „Eine Sonderlingsgeschichte aus der Gegenwart" nennt Bulthaupt seine neueste Erzählung und verzichtet vorsichtig auf die Bezeichnung Roman. Mit Recht. Für einen solchen ist die Handlung zu spärlich, der Aufbau — bei aller wohl überlegten Geschlossenheit — doch zu locker gefügt. Trotzdem ist es ein sehr erquickliches Buch. Aber sein Werth liegt nicht so sehr in der Darstellung reicher Geschehnisse oder der Entwicklung complicirter Charaktere, als vielmehr in der Fülle feiner Züge im einzelnen und in dem Geiste warmer Humanität, der das Ganze zusammenhält und mit überlegenem Humor den Widerstreit zwischen Ideal und Leben darstellt und löst. Die Erfindung ist einfach und doch witzig: Ein alter Maurermeister hat sich ein vierstöckiges Haus gebaut, dessen Bewohner sich contractlich zu gegenseitiger Liebe und Hülfsbereitschaft und zum äußeren Zeichen dessen zu einem alljährlich stattfindenden gemeinsamen Friedensfest verpflichten müssen. Er

hat sich seine Miether selbst ausgesucht und bei seinem Tode seinem Schwiegersohn, dem Consul Federlein, das Friedenshaus hinterlassen mit dem Vermächtniß, daß immer der Geist der Liebe und des Friedens erhalten werden solle wie bisher. Mit seinem Humor schildert Bulthaupt nun die mancherlei Fährlichkeiten und Unannehmlichkeiten, in welche die Vertreter dieses Vermächtnisses in der unvermeidlichen Berührung mit der Welt immer wieder gerathen und die sich bis zum Unleidlichen steigern, bis endlich der Staat den Besitzer zu seiner und aller seiner Miether Erleichterung exproprüirt, um eine Eisenbahn über den Bauplatz zu führen. Und dann klingt die Erzählung, nachdem die praktischen Bedürfnisse so den äußeren Sieg errungen haben, sehr schön aus in dem Hinweis auf die unzerstörbare Fortwirkung jenes idealen Sinnes, aus dem das Friedenshaus entsprang, bei allen seinen ehemaligen Insassen; in der rauhen Wirklichkeit kann sich weltfremder Idealismus zwar nicht behaupten, aber als Ziel der Sehnsucht bleibt der Geist der Liebe und des Friedens doch siegreich und wirksam auch im praktischen Leben.

Der Geist des Friedenshauses ist der Held der Erzählung. Er wird vertreten von der Hausherrin, der umsichtigen, klaren Frau Adele, dem sonderbaren Hausmeister Valentin, dessen pädagogische Begabung mit manchem geradezu meisterhaften Striche gezeichnet ist — wie denn die Scenen aus dem Kinderleben mit zu dem Besten in dem Buche gehören — und dem in sich verschlossenen Hausdichter, dessen eingestreute Verse in überaus feinsinniger Weise die Handlung begleiten. Nicht minder glücklich sind die Gegner gezeichnet, die wortreiche „Mitrailleuse", der Dichter und Doctorjubilar Bomst, bis hinauf zu der Frau des Briefträgers Hogendubel. Und dazwischen steht der gute Consul Federlein, der eigentlich „ein ganz gewöhnlicher Mensch" ist, sich aber von seiner Frau immer wieder unmerklich zu idealerer Gesinnung hinaufziehen läßt. All diese Gestalten sind so lebendig und klar ausgestaltet, daß man über dieser Fülle echt poetischer Kraft auch manche allzu weltfremde, gekünstelte Absonderlichkeit, die uns namentlich an Valentin stören möchte — wie z. B. sein Haß gegen die Tauben oder der fast ins Pedantische abirrende Spaziergang —, zu übersehen geneigt ist. Dabei ist die Darstellung von einer Glätte und Ebenmäßigkeit, der man zwar manchmal schärfere Accente wünschen möchte, die aber doch eine köstliche Frucht künstlerischen Ausreifens ist. Die Leidenschaft spricht nur selten und nur in gedämpften Tönen, die Komik ist nie derb oder grotesk. Die ganze Darstellung ist gestimmt auf einen Ton wohlthuender Ruhe und Wärme, der reines Behagen bereitet und diesem humoristischen Idyll wohl ansteht. Wenn wir, wie man bei der verhältnißmäßig großen Selbständigkeit der einzelnen Capitel wohl darf, einzelnes besonders erwähnen sollen, so möchten wir die Tragikomödie pessimistischer Sentimentalität in der Geschichte der unzertrennlichen Freundinnen Aurore und Isidore, sowie die prächtige Schilderung des Friedensfestes bei der „Mitrailleuse" hervorheben — beides Cabinetstücke einer fein überlegenden und doch lebensvoll schöpferischen humoristischen Erzählungskunst.

* Das Gift unsrer Honigbiene war bisher noch keiner genügenden chemischen Untersuchung unterzogen, weil es große Schwierigkeiten hat, eine ausreichende Menge dieses Stoffes zusammenzubringen. Joseph Langer, welcher nach dem „Archiv für experimentelle Pathologie" diese Lücke auszufüllen focht, hat zu seinen Arbeiten nicht weniger als 20,000 Bienen verwenden müssen, aber auch nur ermitteln können, daß das Gift nach seiner chemischen Natur eine organische Basis ist, deren nähere Eigenschaften jedoch noch nicht festgestellt werden konnten, da die gewonnene Menge dazu noch nicht genügte. Die Gewinnung des Giftes geschah auf folgende Weise: Die Biene wurde durch die Ausübung eines Reizes zur Vorschnellung ihres Stachels bewogen und das an demselben hängende Gifttröpfchen aufgefangen; eine zweite Methode bestand darin, den Stachel mitsammt der Giftdrüse auszureißen, in Wasser zu zerreiben und dann das Gift abzufiltriren; endlich konnte auch das Gift selbst in feinen Röhrchen aufgesammelt werden. Die Wirkung des Giftes konnte schon in einer Menge von vier Hundertstel Milligramm nachgewiesen werden, sobald dasselbe auf die Bindehaut eines Kaninchenauges gebracht wurde. Das Bienengift ist wasserhell, zeigt deutlich eine saure Reaction, schmeckt bitter und besitzt einen feinen aromatischen Geruch, in Wasser ist es leicht löslich. Das Gewicht eines Gifttröpfchens, wie es aus dem Bienenstachel hervordringt, ist nur ein Zehntel bis drei Zehntel Milligramm. Das Gift enthält Ameisensäure, deren Gegenwart die saure Reaction der Flüssigkeit veranlaßt, diese Säure ist jedoch nicht der Stoff, welcher die Giftwirkung hervorruft, diese hängt auch nicht von dem aromatischen Riechstoffe ab, der sich schnell verflüchtigt, ehe sich die Giftwirkung verliert. Bakterien sind in dem Gifttröpfchen nicht vorhanden.

* Im Remter des alten Ordensschlosses Lochstedt bei Fischhausen, der dem Lehrer der dortigen Kirchschule als Wohnung diente, wurden vor etwa Jahresfrist alte werthvolle Wandmalereien aus der Ritterzeit entdeckt. Nach dem, was bis jetzt von den Nachforschungen Sachverständiger verlautet, sind folgende Gemälde, sämmtlich in Tempera-Malerei, auf trockenem Kalk mit eigens hierfür präparirten Farben, die in Folge ihrer Mischung äußerst haltbar sind, bloßgelegt worden: die Gesetzgebung in Verbindung mit Isaaks Opferung, Verkündigung an Maria, Auferweckung des Jünglings zu Nain, Kreuzigung, Auferstehung und Kampf Michaels mit dem Drachen. In einem Nebenraume, der nach der Ordensgeschichte als Dienerstübchen genannt wird, fanden sich: Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande und die Gestalt des Ritters Georg. In dem ehemaligen Gefangenenzimmer des Hochmeisters Heinrich von Plauen, der nach der heldenmüthigen Vertheidigung und dem Fall der Marienburg hier gefangen gesetzt wurde, feiert die Ordensgeschichte ihre Triumphe. Man erblickt kernige Gestalten von Ordensrittern mit Ordenswaffen, Wappenschilder und sonstige Symbole.

* **Meiningen.** Der Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde, der in voriger Woche zu Salzungen getagt hat und im nächsten Sommer zu Schalkau zusammenkommen will, zählt jetzt 450 Mitglieder. Archidiakonus Dr. Human (Hildburghausen) erstattete als Vereinsvorsitzender den Jahresbericht, der eine so günstige Finanzlage konstatirt, daß kein Staatszuschuß nöthig wird. Zum Säculargeburtstag des Herzogs Bernhard Erich (17. December 1900) plant der Verein die Herausgabe einer neuen kleineren Landeskunde des Herzogthums. Oberlehrer Dr. Hertel (Hildburghausen) hielt einen Vortrag über das altadelige Geschlecht derer v. Frankenstein, dessen Blüthezeit in das 12. Jahrhundert fällt, wo es einen Bodenbesitz von 10 Quadratmeilen beherrschte.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität haben sich im Laufe des Jahres von Ostern 1896 bis Ostern 1897 insgesammt 21 Privatdocenten habilitirt, 2 in der theologischen, 1 in der juristischen, 7 in der medicinischen und 11 in der philosophischen Facultät. Durch den Tod verlor die Universität 7 Professoren (v. Treitschke, Beyrich, Curtius, du Bois-Reymond, Weierstraß, Sell und Lewin). Die Frequenz der Studirenden betrug im Sommer v. J. 4465, die der Hörberechtigten 8099. Thatsächlich hörten von den Immatriculirten 4374 Vorlesungen, während 86 davon dispensirt waren; insgesammt wurden die Vorlesungen von 4932 Personen besucht. Im Winter steigerte sich die Zahl der Studirenden auf 5278, die der Berechtigten auf 9165. Gehört wurden die Vorlesungen von 5952 Personen, darunter 5207 Studenten; 71 waren vom Hören der Vorlesungen dispensirt. An Ehrenpromotionen wurden 10 vollzogen, davon 8 aus Anlaß der Melanchthonfeier in der theologischen Facultät; ferner je eine in der juristischen (v. Treitschke) und in der philosophischen (v. Berlepsch). Weiter promovirten die Facultäten 1 Theologen zum Licentiaten, 10 Juristen, 127 Mediciner und 81 „Philosophen" zu Doctoren, insgesammt also 219.

* **Breslau.** Die von der Beilage zur Allg. Ztg. (in Nr. 182 vom 16. d. M.) in Aussicht gestellte Berufung des Prof. Julius Wolf in Zürich zum Ordinarius für Nationalökonomie an der hiesigen Universität (an Stelle des zum Referenten im Cultusministerium ernannten Prof. Elster) ist, wie die „Schles. Ztg." meldet, nunmehr in der That erfolgt.

* **Edinburg.** Am 20. Mai d. J. hat der Astronom Anderson hier im „Haupthaar der Bereniece" einen neuen veränderlichen Stern entdeckt, der im großen Bonner Katalog nicht verzeichnet steht, also als erst neuerdings sichtbar geworden zu betrachten ist. Im Juli maß man seine Helligkeit und fand sie etwas stärker als die von zwei benachbarten Sternen neunter Größe. Die etwaige Regel seines vielleicht periodischen Lichtwechsels kann erst durch weitere Beobachtungen ermittelt werden.

Neue Kataloge: Monthly bulletin of books added to the public library of the city of Boston. Vol. II No. 8. August 1897. Boston, published by the trustees. — Th. Kampffmeyer, Berlin. Antiquar. K. Nr. 373: Naturwissenschaften, Medicin, Land- und Forstwirthschaft, Geographie.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 26. August. Nummer 191.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Liliencrons „Poggfred". Von A. K. T. Tielo. — Katharina II. von Rußland im Urtheil der Weltliteratur. — Wie soll man moderne Sprachen lehren? Von Dr. Karl Raab. — Mittheilungen und Nachrichten.

Liliencrons „Poggfred".[1])

Von A. K. T. Tielo.

„Kritik heißt: sachlich eine Sache packen,
Und nicht persönlich seinen Stank zu geben."

„Poggfred."

Das deutsche Epos ist in dem letzten Jahrzehnt unsres Säculums allem Anscheine nach selig entschlafen. Sowohl die weitfichtige und weitschichtige Historie, als auch die anspruchslosere poetische Erzählung. Der „Robespierre" von Maria E. delle Grazie (1894) — mehr denn 1000 Seiten süssüßiger Jamben — erweist sich nur in Episoden gestaltungsmächtig und farbenprächtig; die uferlose breite Composition des ganzen Werkes wirkt ebenso deprimirend wie früher etwa die viel genannte und wenig bekannte „Völkerwanderung" Hermann Linggs. Scheffels berufene Nachfolger, Julius Wolff und Rudolf Baumbach, haben längst keine neuen Aventiuren und Mären in die Welt geschickt, und was ihre unberufenen Jünger noch alljährlich an tollen Vagantensängen und gefühlvollen Trompeterstückchen leisten, sollten die Götter gnädig mit Nacht und Grauen bedecken. Man hat sich neuerdings nach einem Surrogat umgesehen; „lyrische" Epen, schon von Goethe, Gaudy, Chamisso, Heine ꝛc. vordeutend in kleineren und größeren Liedercyklen und Lebensbildern versucht, traten vereinzelt und viel verheißend ans Licht. Wer weiß von ihnen? — Auch Detlev v. Liliencron ist in seinem „Poggfred" auf dieses wenig bebaute Gebiet hinübergeschritten, ein Gebiet, das dieser selbstherrlichen Natur überaus nahe liegen mußte. Seiner gesammten Lyrik ist der Stempel individuell detaillirter Beschreibung aufgedrückt; die prägnante Concentration und melodische Klangfülle des eigentlichen, singbaren Liedes hat er verschwindend selten angestrebt. In einem lyrischen Epos wurde von vornherein ein loseres, ungebundenes Gewand und eine vollere, vielfältige Aussprache ermöglicht, und von dieser licentia poetica hat er auch den allerweitesten Gebrauch gemacht. Er dreht und kehrt sich noch munterer als Wieland in seinen komischen Epopöen, als Tieck in seinen satirischen Literaturkomödien, als Heine in seinem Wintermärchen „Deutschland", das sonst mit seiner ironischen Traumwirklichkeit einen directen Vorläufer des „Poggfred" abgeben dürfte. Sein „kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen" hat er mit einem vorsorglichen Programm eingeleitet:

„Dies ist ein Epos mit und ohne Held,
Ihr könnt's von vorne lesen und von hinten,
Auch aus der Mitte, wenn es euch gefällt,
Ja, wo ihr wollt, ich mache nirgends Finten...."

Damit hat der Dichter gleich zu Anfang die großen Vorzüge und noch größeren Nachtheile seines Genres klar auseinandergesetzt.

Während seine Vorgänger zumeist mittelbar in der Maske ihres Helden persönliche Erlebnisse vortrugen, und zwar an der Hand einer causal verknüpften, dramatisch gesteigerten Handlung, wendet er sich unmittelbar an sein Auditorium, und er gibt zum besten, was und wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Der vorübereilende Augenblick und die zufällige Intuition dictiren; überlegene Virtuosität feiert ihre blendenden Triumphe. Alle Begebenheiten werden rein subjectiv erfaßt und wiedergespiegelt; das liebe Ich thront gebieterisch über den Dingen wie der liebe Gott seit Erschaffung der Welt. Die eigenmächtige Laune waltet; ein deus ex machina wird ganz nach Belieben und Bedürfniß herbeicitirt. Von einem übersichtlichen, geschlossenen Operationsplan und einer straffen, motivirten Gliederung und Gruppirung der Massen kann selbstverständlich nicht die Rede sein; die einzige Einheit bildet die eigene Größe. Und nicht ganz ohne Berechtigung. „Der Lyriker Liliencron ist etwas", würde der greise Goethe seinem Eckermann anvertraut haben — vielleicht —. Man erhält also einzelne lebende und lebendige Bilder, einzelne mehr als „hübsche" Lyrika, die äußerlich, ohne innere Nothwendigkeit durch einzelne beiläufige, oft mehr als „hübsche" Erörterungen an einander gekettet sind. Ueberreiche Reichhaltigkeit, aber keine sichere Begrenzung; mancher kunterbunte Cantus bleibt demnach ein genialer Wurf ins blaue hinein. Das Ende könnte man ebenso gut an den Anfang und den Anfang an das Ende setzen; man könnte die Gesänge nach Gefallen durch einander würfeln und ganze Scenen nach Gefallen fortstreichen oder zufügen: an der Harmonie des Ganzen wird durch eine derartige rebellische Verschiebung durchaus nichts geändert. Wirkliche Harmonie ist eben gar nicht vorhanden. Ein vollwerthiges Kunstwerk besteht hingegen aus Einem Guß; seine Bausteine ruhen dermaßen auf und über einander, daß man kein Atom anreihen oder ablösen kann, ohne daß der compticirte Bau aus dem Gleichgewicht geräth und zusammenstürzt. Hier präsentirt sich nur ein prächtiges Stückwerk, ein schöner Torso, ein anmuthiger Zwitter. Es ist weder Fisch noch Fleisch, weder Epos noch Lyrik. Freilich hat sich der Dichter selbst kein höheres Ziel gesteckt; er wollte sich kunterbunt ausstaffiren — aber auch die compositionslose Composition muß von einem geheimen Gesetz geleitet werden, auch die kunstvolle Unordnung verlangt ihre Ordnung. Nicht eine aus conventionellen Theorien construirte Halbheit, nicht sein kühnes Streben an und für sich gefährdet sein anerkennenswerthes Experiment, sondern die hyperphantastische Zerstückelung und Zerrissenheit der Ausführung. Demgemäß empfängt man häufig den beunruhigenden Eindruck, als schütte er nur die glänzenden

[1]) Poggfred. Kunterbuntes Epos in 12 Cantussen, Berlin. Verlag von Schuster u. Löffler. 1896.

Abfälle und Gedankensplitter seiner Werkstatt aus, als sollte diesem prunkenden Flitterstaat erst unter den aufgebauschten Arabesken des persönlichen Cultus Leben eingehaucht werden. Aber Liliencron erleidet eher Ueberreichthum an poetischen Stoffen als Stoffmangel. Viele bereits veröffentlichten Verse hat er aus künstlerischen Rücksichten fortgelassen, und seine jubilirende Erklärung:

„So schrieb ich denn getrost drauf los, hurrah,
Was mir der Tag, was mir die Stunde schenkte",

ist glücklicherweise bloß mit Vorbehalt zu acceptiren.

Der Inhalt des Buches läßt sich nicht mit einem Worte ausschöpfen; er umfaßt die Formen „Erinnerung, Traum, Phantasie", und der Dichter selbst bezeichnet sie als Schemen. Wie in einem Wandelpanorama ziehen Gebilde und Gestalten an dem Auge vorüber, schattenhaft und visionär. Mögliches und Unmögliches, Gegenwart und Vergangenheit, Wirklichkeit und Märchen, Erde und Himmel gehen beständig in einander über; der Hippogryph ladet wieder zum ungewohnten Ritt „ins alte romantische Land". Bei der Menge der Sehenswürdigkeiten kommt man nur vorübergehend zu der beschaulichen Ruhe des Genießens; man wird nur zu oft durch jähe Vorsprünge und Abwege frappirt, um in aufnahmefähige Stimmung versenkt zu werden. Die packende Plastik der Objecte an sich soll gar nicht in Abrede gestellt werden. Aber ein anderer Punkt darf ebenso wenig verdeckt werden: die Aufdringlichkeit dieser Laterna magica. Der Taschenspieler hantirt dicht vor seinem Publicum und beruhigt es bei seinen wunderbarsten Zaubereien fortwährend: „Meine Herrschaften! Geschwindigkeit ist keine Hexerei." Man merkt deutlich, wo die bescheidene Alltäglichkeit aufhört und die leuchtende Feerie einsetzt. Der Hexenmeister rückt sich ganz einfach in die geeignete Positur:

„Ich will träumen,
Visionen haben, in den Lüften schweben.
Die Geister kommen, und es wird grandios."

Abgesehen von körperlichen Erlebnissen, bannt der ungläubige Thomas Geister, an die er selbst im Traume nicht einmal glaubt. Das aufgebotene Kunterbunt wird gar zu kunterbunt ausgesäet, vielleicht zur beglückenden Bemäntelung seines Unglaubens, vielleicht, um sich und zugleich uns von der gewollten Wahrheit seiner Visionen zu überzeugen. So befällt den raschen Beschauer manchmal eine stille Beklommenheit wie in einem voll gepfropften berühmten Museum; lauter Kostbarkeiten — aber das Zuviel erdrückt und ertödtet. Und die Stunde drängt. Liliencron versteht chamäleonartig wechselvoll zu berichten, man vermeint einen Gulliver rediviwus zu vernehmen. Hin und wieder hetzen die Bilder einander, und selbst ein ausdauernder Beobachter verliert darüber den Athem. Die ausgelassenste Phantasmagorie vollzieht sich im fünften Gesang: sie beginnt mit einer Betrachtung über die zweckmäßige Abfassung der Ottaven und endet mit einem gelungenen Schaustück aus der Kriegszeit anno 70/71.

Zur gründlichen Entfaltung der Sachlage muß man die verschlungenen Fäden der Thatsachen aus einander wirren.

Liliencron erschließt sich die hohen und höchsten Regionen. Er erspäht in den blauen Höhen Gott sammt seinen Engeln und Heiligen, und unter den Sternen ist er sozusagen zu Hause. Im Poggfred, seinem schleswig-holsteinischen Jagdschlosse, trifft er mit einem Bewohner des Mars, ein andermal mit einem Depeschenträger des Sirius zusammen. Ja sogar, er erhebt sich auf Flügeln zu den fernen Gestirnen, entweder, um daselbst lächerliche, menschliche Verhältnisse zu verspotten, oder um fabelhafte Ungeheuer zu bekämpfen, Einhorn und Teufel. Des schwarzen Herrn Satanas erinnert er sich sodann, wie dieser hoch in den Lüften auf einem einsamen Alpenschloß ein paar schmarotzende Gentlemen bedroht. Den Tod lernt er gleichfalls kennen von Angesicht zu Angesicht während einer schäumenden Sturmfluth, welche seine Heimath allgewaltig überschwemmt. Der altgermanische Hammergott Thor spielt als Todesbote auch eine kleine Rolle. Die historischen Gemälde und Erinnerungen nehmen trotz der märchenhaften oder burlesken Einrahmung intensiver das Interesse in Anspruch. Vorwiegend werden Männer des Schwertes aufgerufen. Hannibal und Fridericus Rex, Julius Cäsar und Napoleon tanzen vor dem Dichter ein Mozartmenuett, zu dem ihnen ein Narr wacker die Melodie bläst. Die letzteren zwei Feldherren hält er außerdem in knapper Momentaufnahme fest, sowie Moses und den Nazarener, Seydlitz und Ziethen, Moltke und Kaiser Wilhelm I. Die genannten fridericianischen Generale jagen um die Wette mit Mazeppa und dem wilden Jäger, mit Pest, Hunger, Krieg, Tod und einem deutschen „unglückseligen Lyricus". Der eigenartige Wettritt verliert sich aus den engen Schranken in die unbeschränkten Wolken; der geflügelte Pegasus läuft dem Sensenritter und der übrigen, wunderlich zusammengesetzten Gesellschaft den Rang ab: eine bewegte Scene, die in plastischer Ausarbeitung noch erheblich den seltsamen Imperatorentanz überbietet. — Ferner schildert er den nordischen Wiking auf der Heimkehr vom südlichen Raubzuge und Christi Kreuzigung auf Golgatha. In diesem morgenländischen Zeittableau vergißt er übrigens nicht einmal die alte Semmelfrau von Jericho und die römischen Milites, welche von der Felddienstübung zurückmarschiren. Soldatenleben ist seine Wonne; das macht sein Herz lauter pochen, das kennt er aus eigenster Erfahrung, und da wird zumal das lustige, schwankende Gewebe zu einem greifbaren, wärmenden Stoff verdichtet. Kecke Soldatenweisen, militärische Signale und Märsche spielen immer wieder in sein Träumen und Trachten hinein; lex mihi mars steht ihm fort und fort höher als lex mihi ars. Er liebt das Soldatenleben im Felde und im Frieden, wie es ein vornehmer adeliger Offizier lebt: blutige Schlacht und Nachtlager unter Todten und Verwundeten — er hat drei Kriege mitgemacht — aber auch Jagdzug und Rennbahn, Spiel und Becher, Nachtkaffee und Weiber.

„Ich liebe Grogk von Rum, Hasard und Weiber."

Eine Carambolage seiner feurigen Hellfüchse mit den feurigen Dunkelfüchsen der Frau Geheimrath und ein ästhetischer Thee bei der Gnädigen werden von ihm lebenswahr veranschaulicht; aber hauptsächlich interessirt ihn doch, was sich decliniren läßt, das genus femininum. Cherchez la femme, darauf läuft seine Poesie hinaus; Wein, Weib und Gesang — aber die Liebe ist die größeste unter ihnen. Mit holden Liebesgeschichten ist wahrlich nicht gespart. Zuerst Fite, „das kleine, liebe Thier", und eine üppige Halbwettdame; dann eine Altonaer Gouvernante, eine Hamburger Wirthin; Manon, die schöne Reiterin, ein Mädel „echt Mecklenburger Race", ein gefälliges Kammerkätzchen, eine keusche Schülerliebe u. s. w. — eine ganze Galerie reizender Schönen wird allmählich aufgethan. Alle möglichen Farben, Töne und Situationen werden erprobt; da schöpft unser Poet aus dem vollen und liefert mehr als photographisches Contersei. Nicht selten kommt es in diesen intimen Affairen zum Meiden und Scheiden; Mord und Tod greifen verdüsternd in ein helles Glück hinein. So zeigt er einen Großkaufmann, der heimkehrend aus Amerika seine Lieben, Weib und Kind, auf der blumengeschmückten Bahre vorfindet; und für sie hatte er gewagt und gewettet. Oder der Dichter wähnt Abel, sein Töchterchen, geraubt; er und sein treues Gemahl wollen verzweifeln. Seiner Anita will er noch sterbenskrank für ihre Herzlichkeit danken;

aber nach dieser rührenden Auslassung bekennt er unverhohlen:

„Mir wird ekelhaft die immer gleiche Lise.
Abwechslung muß ich haben. Und die Treue?
Kenn' ich denn kein Gewissen, keine Reue?"

Zuweilen singt er allerdings das „Thränenlied der Reue"; der Teufel darf ihn anklagen:

„Der Weiber Keuschheit war dir leerer Schein.
Charakter fehlte dir, dir zu gebieten."

Aber mit der Prüderie schließt er nach solcher flüchtigen moralischen Anwandlung keinen Bund; auch ist seine Familienfreude sammt und sonders erträumt, er ist unbeweibt. Den Poeten, wie er ihn mag und nicht mag, hat er in der schon erwähnten Theegesellschaft abgebildet: einen mittelgroßen, strammen Burschen „mit blauen Augen, einem Jäger nicht unähnlich — jedenfalls ein Selbstportrait —, und demgegenüber einen blassen Süßling mit „Löwenlockenmähnen" und affectirtem „grauenhaften Weh". Der erste jubelt eine glühende Verherrlichung der Wollust, um darauf unvermerkt seinem gluthäugigen Comteßchen nachzuschlüpfen, während „ein Schweigen durch die gedrängten Reihen fror"; der andere säuselt unter allgemeinem Beifall klägliche Mondschein- und Liebesseufzer, und „gerettet ist so Vaterland wie Dichtung". Seine Losung heißt „Freiheit der Kunst". Er verachtet mit Recht das bigotte Gezeter der Familienblätter und stellt mit Recht die moralpredigenden „Aesthetikaxe" an den Pranger. In diesen unverhüllten Angriffen nimmt er, halb launig, halb ingrimmig, kein Blatt vor den Mund. Die ungeschminkte Grobheit und furchtlose Offenheit macht dem Manne alle Ehre; dem Poeten bringt sie spärliche Lorbeeren ein. Derartige vertrauliche Confessionen und erbauliche Reflexionen hemmen oft zu tief und anhaltend den Fluß der spannenden Begebenheiten; die Welle staut sich am unrechten Orte.

Außer der Moralkritik haßt Liliencron „Stat, Politik und Lyrik"; selbstverständlich die aufgewärmte Epigonenpoesie — doch muß auch wirklich die kürzeste Lebensfreude der köstlichsten Liedeswonne vorgezogen werden. — Im übrigen erfährt man seine Zuneigung für Gustav Falcke und Richard Dehmel, für Schumann-Musik und Lionardo-Gemälde; Byron, Freiligrath und Lingg werden citirt, dem großen Wolfgang erweist er die gebührende Ehrfurcht. Man bekommt aber auch zu hören, wie er in seinem Poggfred mit seinen Teckeln und seinem greisen Diener Bertouch umgeht. Wenn er nach Hamburg oder Altona hinüberkutschirt, wird genau angegeben, wo und wie er speist.

„Curry und Reis mit Parmesanerkäse!
Gebt mir's am Sterbetag, und ich genese."

Auch Pommery wird weidlich gepriesen, und Ale und Porter trinke er gern und viel. Man lernt den Dichter bis ins Herz, ja man könnte sogar behaupten, bis in den Magen hinein kennen.

Das kunterbunte Epos ist in Stanzen abgefaßt, die hie und da von Terzinen, einmal von unstrophischen Quinaren und ein paarmal von kleinen Liedern unterbrochen werden. Die romanische Form ist vielfach mit wahrer Meisterschaft gehandhabt; oft fühlt er sich indessen sichtbar genirt und eingeengt. So macht ihm das schwierige Reimschema ababbcc die Stirne heiß — und wo die Reime fehlen, da stellt zur rechten Zeit sich Selbstverspottung ein. Es ist dieses billige Kunstmittel die berühmte romantische Ironie, welche das eigene Werk parodirt.

S. 27. „Indessen rumpelt unter Kab gemächlich,
Worauf ich reime: das ist nebensächlich."

S. 47. „Der Reim hat mich genirt, das ist genant;
Verzeihung! diese Strophe klingt mechant."

S. 68. . . . . Künstler sind vertreten
Im Circus, Flohtheater, und ein dümmster
(Der Reim ist falsch) Tenor wird dem Poeten
Stets vorgezogen."

„dümmster" bezieht sich auf Künstler—Günstler (!) Man vergleiche auch ähnliche lustige, aber auch sehr bequeme Streiche: S. 61, 65, 75, 116, 219. Und sie platzen oft wie eine Bombe in den harmlosen Moment hinein, um die schöne Stimmung gewaltsam zu zerreißen. S. 94 der Dichter Seume und S. 126 der Jaromir sind aus verzweifelter Reimnoth an den Haaren herbeigezogen. Auch solche Reimfolgen, wie: „war es — Repertoire es — Abailard es" S. 75 mit den daraus hervorgehenden unbeholfenen Inversionen erregen Anstoß; „überselig — ledig" soll man als Gleichklänge in Kauf nehmen, von den zahllosen unreinen und übel klingenden Reimen ganz zu schweigen. Friedrich Vischer, der in seiner überstrengen Recension von Herweghs Gedichten die ausländischen und fremdartigen Reime als „Freiligrazien und Freiligrazereien" verwarf, würde bei dem „Poggfred" oft genug den Kopf schütteln. Die französischen und englischen Brocken sind hier in der Sphäre der modernen Gesellschaft jedoch ganz vorzüglich am Platze, und zudem muß man dem Epiker manche Unebenheit auf die Weite und Breite seines Stoffes anrechnen. Aber solche inhaltlosen Strophen wie S. 96 „Ein deutscher Dichter, Lyriker zumal", S. 97 „Und sie hieß, Freunde, und sie hieß Lisette", S. 48 „Doch retournons à nos moutons" hätte er sich wahrhaftig schenken können.

Mit der natürlichen Satzperiodisirung und dem zwanglosen Enjambement kommt er auch nicht immer zurecht; auch das Metrum will nicht immer glatt sitzen, und es ist durchaus nicht gerechtfertigt, das Gleichmaß der Jamben, falls nicht besondere Effecte erzielt werden sollen, beliebig umzumodeln. Und dem Dichter macht das starre Strophengebaude mit seiner künstlichen Reimverschlingung und seinem einförmigen Rhythmus schließlich selbst kein Vergnügen mehr. Er schilt die Ottave einschläfernd, ihn ärgert der „Strophenkloß", der ihm im Halse stecke: „Das ist ja alles fades Versgewimmer", und er wettert:

„Halloh! Schon wieder Stanzenwäscherei?
Hol' doch der Teufel diese Dreschere!"

Dennoch „stanzelt" er weiter. Warum wählte er aber auch nicht Wielands frei bewegliche Oberon-Stanze?

Ebenso viel läßt die Correctheit der metaphorischen Ausdrucksweise und die Aufmerksamkeit des Erzählers zu wünschen übrig. Er formirt zuweilen etwas gar zu handgreiflich. An einem Friedensmorgen „schlugen die Nachtigallen wie verrückt"; seine erregte Geliebte „heult wie ein Waisenkind"; König und Bettelmann „balgen sich um einen Affenknochen"; ein greiser General fällt vor Scham in Ohnmacht. Einer seiner Ahnen fliegt, um seine überheiße Liebesgluth zu dämpfen, mittelst eines Zauberbesens nach dem Nordpol; der Dichter läßt den Abenteurer selber zu Worte kommen, und auf einmal macht er in persona den Vortragenden. Drei deutsche Kiefern verwandeln sich zu Beginn seiner Golgathavision in drei Palmen und erscheinen doch inmitten der Vision wieder als drei deutsche Kiefern. Sollte man diese Inconsequenzen wirklich auf den getreu nachgebildeten inconsequenten Wechsel der Traumgesichte setzen?

Trotzdem nun die manierirte Gestallung des Inhalts wie der Form allerlei Bedenken erregt, so ziehen doch die schönen Einzelheiten mächtig an, manche Haide- und Meeresbilder, manche Liebes- und Lebensscenen. Es spricht doch immer eine Persönlichkeit, eine Persönlichkeit von ursprünglicher lyrischer Begabung, für die malerische und charakteristische Seite der Erscheinungen mit dem schärfsten und

feinsten Blicke ausgestattet. Der soldatisch frische, ritterlich männliche Ton, der kräftige, kernige Humor, der ungestüme, ungehemmte Drang nach erhebendem Vollgenusse, die vollblütige, strotzende Gesundheit, die sonnige, schier unversiegbare Lebensfreude, welche den rauhen Lebensernst nicht flieht, sondern kämpfend überwindet — diese liebenswürdigen Eigenschaften des Menschen und Künstlers helfen über viele bizarre Wendungen und phantastische Auswüchse des Werkes versöhnend hinweg. Noch braucht Liliencron nicht Verzicht zu leisten; die gefürchtete zweite, eisige Dichteeperiode mit ihrer „wermuthvollen Tugend" und dem tückischen Podagra hat sich noch nirgends angekündigt. Seine 53 Jahre liest man noch nicht aus diesen übermüthigen, jugendlich lebhaften Stanzen heraus. Darum wird auch der „Poggfred" eine kleine Tafelrunde andächtiger Verehrer versammeln und diese wenigen Gourmands mit seiner pikanten Würze und übersprudelnden Frohlaune vollauf erlaben. Und damit hat er eigentlich gethan, was er derzeit thun konnte: die Moderne mit ihreem Souderstreben nach Wahrheit, Verfeinerung, Vertiefung und Bedeutsamkeit der Kunst ist bekanntlich „Caviar fürs Volk".

Katharina II. von Rußland im Urtheil der Weltliteratur.

„Katharina II. im Urtheil der Weltliteratur"[1]) ist in der That nicht nur eine umfassende, ja fast vollständige Bibliographie, sondern gleichzeitig auch eine hoch interessante historisch-kritische Quellenkunde zur Geschichte Katharina's II. von Rußland und ihrer Zeit, soweit die gesammte nichtrussische Literatur hierbei in Frage kommt. Wer im Auge behält, daß gerade die Kaiserin Katharina das Werk Peters des Großen vollendet und Rußland als integrirenden Factoe in die europäische Politik endgültig und für immer eingeführt hat, und daß sie nicht nur in allen Welthändeln ihrer Zeit die Hände mit im Spiele gehabt, sondern in den allerwichtigsten europäischen Fragen des 18. Jahrhunderts meist die Rolle der Anstifterin odee doch der treibenden und führenden Kraft gespielt hat, — der wird begreifen, von welcher Bedeutung für die allgemeine Geschichtsbeschreibung und die gesammte Geschichtskenntniß jener Zeit eine derartige Bibliographie und Quellenkunde sein muß. Professor v. Bilbassow hat sich bei ihrer Herstellung und Abfassung zunächst an den Katalog der Kais. Oeffentlichen Bibliothek in St. Petersburg, der die ausländische Literatur über Katharina und ihre Zeit enthält, gehalten und die 1281 Nummern desselben der Reihe nach aufgeführt und je nach dem Werthe und der Bedeutung der einzelnen Werke ausführlich oder kurz besprochen. Da diese 1281 Nummern im Katalog, resp. in der Kais. Oeffentlichen Bibliothek rein äußerlich nach den Erscheinungsjahren der einzelnen Werke geordnet sind, so ist diese Anordnung auch in Bilbassows Quellenkunde übergegangen. Hierdurch wird natürlich die eventuelle Benutzung der berühmten St. Petersburger Bibliothek für die einschlägige Literatur wesentlich erleichtert, aber es fragt sich doch, ob nicht eine andere, etwa nach Materien vorgenommene Anordnung und Vertheilung des Stoffes zweckmäßiger gewesen wäre. Indeß, die Bedenken, die das System dieser Bibliographie hervorrufen könnte, werden durch die ausführlichen Namen- und Sachregister am Schlusse des zweiten Bandes beseitigt, durch welche auch das Nachschlagen nach Materien, Personen, Ereignissen ꝛc. dem Suchenden und Arbeitenden zwanglos an die Hand gegeben ist. Die stricte Anlehnung an das Material in der bis zur Vollständigkeit reichhaltigen Kais. Oeffentlichen Bibliothek hat es auch mit sich gebracht, daß neben den großen und bedeutenden Weeken dee Weltliteratur über Katharina II. und ihre Zeit auch eine Menge unbedeutender, werthlosee und ephemerer Erscheinungen der Literatur aufgeführt und besprochen worden ist, und daß neben Quellenwerken ersten Ranges in erster Linie zwar kritische Schriften von derselben Qualität behandelt, gleichzeitig aber auch Festschriften, Audichtungen der Kaiserin und ihree Mitarbeiter, Theaterstücke und Ballets, Romane, Erzählungen u. s. w. besprochen worden sind, die man in einem wissenschaftlichen Quellenwerke nicht anzutreffen gewohnt ist. Ich gestehe, daß mie diese Vermeugung des Erforderlichen mit dem Ueberflüssigen, des Bedeutenden mit dem Unbedeutenden den Reiz der Lectüre nicht nur vermindert, sondern im Gegentheil erheblich erhöht hat: es ist nicht nur ungemein interessant, den russischen Gelehrten über deutsche Dichtung, französische Belletristik, italieuische Musik u. dgl. m. urtheilen zu hören, sondern es gewinnt auch das Bild der Menschen und Zustände aus den Tagen der großen nordischen Kaiserin dadurch ein ganz eigenartiges Gepräge, daß man auch die Kleinen und Unkritischen, die Lobhudler und Streber, die große Menge dee unbetheiligten Zeitgenossen neben den ernsten Gelehrten, scharfen Kritikern und den Mitarbeitern an den Ereignissen der Zeit in ihren mehr oder minder intimen und selbständigen Aeußerungen kennen lernt. Das Gesammtgemälde dee Zeit und der handelnden Personen gewinnt hierdurch außerordentlich an Plastik, und die Gestalt Katharina's hebt sich erst recht klar und deutlich aus dem Stimmengewirr ihrer zeitgenössischen und späteren Beurtheiler hervor.

Professor v. Bilbassow ist ein kritischer Kopf und ein ernster, gewissenhafter Gelehrter. Er hat mehr als ein Menschenaltee hindurch sich mit den Vorarbeiten für seine Geschichte der Kaiserin Katharina II. beschäftigt, und das, was er bringt, ist die Frucht umfassender Studien, eingehender Unteesuchungen und sorgfältiger Erwägungen. Er ist ausgerüstet mit dem ganzen Wissen und kritischen Vermögen des modernen Fachgelehrten und beherrscht nicht nur das gesammte, in Rußland selbst erreichbare Material, sondern er hat auch alle die Quellen durchforscht und verarbeitet, welche in der auswärtigen Literatur und in den europäischen Archiven dem fleißigen Gelehrten offen stehen. So erscheint er mehr als jeder andere berufen, das der Welt zu bieten, was sie bisher noch nicht besaß — eine wirklich kritische Geschichte der russischen Kaiserin Katharina II.! Ob ihm diese Aufgabe gelungen ist, wird bei der Beurtheilung der historischen Darstellung selbst zu untersuchen und festzustellen sein. Hier handelt es sich vorerst nur um die von ihm verfaßte Quellenkunde zu diesee Geschichte; aber auch schon aus ihe ist zu erkennen, daß Bilbassow keiner Frage aus dem Wege geht, daß er bemüht ist, sich stets ein selbständiges Urtheil zu bilden, und daß seine kritische Methode nichts zu wünschen übrig läßt. Gerade in den zwei Bänden von „Katharina II. im Urtheil dee Weltliteratur" sehen wir den Meister bei der Arbeit: hier sichtet er und schätzt er ab, hier lobt und tadelt er, hier verweilt ee in Anlaß der Besprechung irgend eines bekannten oder hervorragenden Werkes ausführlich bei irgend einer zweifelhaften Frage und bringt alles heran, was er zur Klärung derselben an archivalischen Notizen oder aus anderen Werken anzuführen hat; hier prüft er dann wieder seine kritische Methode an den Methoden anderer berühmter Historiker, zum Beispiel Fr. v. Raumers, und greift an oder vertheidigt sich im voraus gegen etwaige spätere Angriffe. Bilbassow liebt den trockenen Ton überhaupt nicht, und ich kenne keine Biblio-

1) B. v. Bilbassow: Katharina II., Kaiserin von Rußland, im Urtheil der Weltliteratur. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen; mit einem Vorwort von Dr. Theodor Schiemann. I. Band: Die Literatur bis zu Katharina's Tode (1744—1796); II. Band: Die Literatur nach Katharina's Tode (1797—1896). Berlin, Johannes Räde 1897.

Digitized by Google

graphie oder Quellenkunde, die sich so reizvoll liest, wie dieses umfangreiche Quellenwerk zur Geschichte Katharina's. Das Buch erhält hierdurch einen ganz eigenartigen Charakter, doch ich bemerke ausdrücklich, daß es durch denselben keineswegs an Wissenschaftlichkeit einbüßt. Jedenfalls ist es ein bemerkenswerthes Novum, daß hier auch aus einer nüchternen Bibliographie die Persönlichkeit des Autors in ihrer ganzen Eigenart überall hervortritt. Bilbassow ist Russe und sicherlich ein wenig nationalistisch angehaucht; er hat ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl und scheut sich nicht, es zum Ausdruck zu bringen. Er ist bemüht, in seinem Urtheil gerecht zu sein, aber er kann dabei sein Temperament doch nicht ganz verleugnen und hier und da geht es sogar mit ihm durch, allerdings nirgend und niemals ohne streng kritisch wissenschaftliche Beweggründe für seinen Zorn. Katharina ist seine Heldin; er verherrlicht sie nicht, er bringt auch ihre Schwächen und Fehler unter die Loupe, aber er läßt doch überall eine gewisse Vorliebe für sie nicht nur als Herrscherin, sondern auch als menschliche Persönlichkeit durchblicken. Dagegen ist er naturgemäß äußerst voreingenommen gegen Gustav III. von Schweden und besonders gegen Friedrich den Großen, — von Friedrich Wilhelm II. gar nicht zu reden, den er einfach mit den beleidigendsten Aeußerungen charakterisirt. Für die Deutschen hat er nicht viel übrig, sein Wohlwollen gegen sie ist meist beleidigend, und wo er ihnen begründeterweise Geringschätzung zeigen oder sie verspotten kann, da ist er keineswegs zurückhaltend; den Ausdruck „rein deutsch" gebraucht er mehrmals im Sinne von albern oder abgeschmackt. Aber man muß gerechterweise gleichzeitig feststellen, daß er da, wo eine wirklich tüchtige wissenschaftliche oder publicistische deutsche Leistung vorliegt, auch mit dem Lobe, mit der Anerkennung und uneingeschränkten Zustimmung nicht kargt; so zum Beispiel bei der Besprechung des Vortrages von Prof. J. Caro in Breslau über Katharina II. (II, 573). Den Polen gegenüber bewahrt er eine würdige Haltung, aber da, wo sich das Polenthum mit französischer Windbeutelei paart, zum Beispiel bei Waliszewski (II, 656, 669), gießt er auch über dasselbe seinen Sarkasmus aus vollen Schalen aus. Am allerwenigsten schont er die Russen, die sich in der ausländischen Literatur lächerlich gemacht haben, und den Grafen J. Tolstoi, der es gewagt, die Herzogin von d'Abrantes zu widerlegen, richtet er in wenigen Sätzen kritisch geradezu zugrunde (II, 265). Unter den Männern, die Katharina's Thron umgaben, ist der Fürst Potjemkin dem russischen Gelehrten besonders sympathisch: er behandelt die auf ihn bezügliche Literatur außerordentlich sorgfältig, und es fällt auf, wie sehr verschieden der Ton ist, in dem Bilbassow von Potjemkin oder etwa von Grigorij Orlow redet.

Schon aus dieser kurzen Charakteristik ist zu ersehen, daß „Katharina II. im Urtheil der Weltliteratur" inhaltlich und kritisch weit aus dem Rahmen einer herkömmlichen Bibliographie oder Quellenkunde hinauswächst. Bilbassow begnügt sich nicht mit kurzen oder ausführlichen Inhaltsangaben der von ihm besprochenen Werke oder mit einer sachlichen, resp. historisch wissenschaftlichen oder literarisch ästhetischen Kritik derselben, sondern er benutzt jeden Anlaß zu Excursen über alle nur möglichen Fragen, zu deren Erörterungen dieses oder jenes Buch oder irgend welche Behauptung eines Autors anregt. So gibt es kaum irgend ein Ereigniß, irgend eine Frage, irgend eine Persönlichkeit ꝛc. aus dem halben Jahrhundert, das wir die Epoche Katharina's II. nennen, über welche sich in diesem charakteristischen Werke nicht bedeutsame Mittheilungen, Auslassungen und Aufschlüsse vorfänden. Ich will hier aus der Fülle nur einige besonders wichtige Dinge herausgreifen. So wird zum Beispiel die Frage, wer der Vater Katharina's war, definitiv in dem Sinne gelöst, daß dies nur der Prinz Christian August von Anhalt-Zerbst gewesen sein könne. Ferner behandelt Bilbassow die Frage, wer die Schuld an der ersten und damit auch an den späteren Theilungen Polens trage, ausführlich und bringt an verschiedenen Stellen überzeugendes Material dafür bei, daß Friedrich den Großen diese Schuld treffe; besonders interessant ist Bilbassows Polemik in dieser Frage gegen Friedrich v. Raumer (II, 248 ff.). Von außergewöhnlichem Interesse ist weiter Bilbassows eingehende Untersuchung über die Echtheit oder Unechtheit der Memoiren Katharina's (II, 432 ff.); nach dieser Untersuchung wird man sie wohl endgültig für echt halten müssen. Nicht minder interessant sind schließlich die Erörterungen über die Memoiren der Fürstin Daschkow (II, 290, 422, 601) und über vieles andere. Bei der Rücksichtslosigkeit, deren Prof. v. Bilbassow sich in seinen Urtheilen befleißigt, konnte es nicht ausbleiben, daß er gegenüber verschiedenen Gelehrten, die in wichtigen Dingen anderer Meinung sind als er, sich in eine lebhafte, oft heftige, nicht immer ganz gerechte, immer aber hoch interessante Polemik verloren hat. Auf die Ausführungen Bilbassows gegen Fr. v. Raumer habe ich oben schon hingewiesen; unter ihnen verdienen die Angriffe gegen Raumers Arbeitsmethode (II, 275 ff.) besondere Beachtung. Geradezu vernichtend, aber durchaus nicht gerecht oder billig ist Bilbassows Urtheil über Herrmann und dessen „Geschichte des russischen Staates" (II, 364); ebensowenig läßt Bilbassow dem kürzlich verstorbenen Prof. Alexander Brückner, den er in beiden Bänden unzähligemale angreift, volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei diesen beiden Gelehrten läßt Bilbassow aus dem Auge, daß sie für ein deutsches Publicum mit anderen Interessen, als die Russen sie haben müssen, schrieben, und daß, was speciell Prof. Brückner anbelangt, dieser Gelehrte, dem Bilbassow Unselbständigkeit und Kritiklosigkeit vorwirft, vor ihm den Vorzug voraus hatte, die russischen Dinge niemals durch eine slavophil oder panslavistisch gefärbte Brille betrachtet zu haben. Wenn Bilbassow eifrig bemüht ist, Brückner jeden kleinen Schnitzer, jedes Versehen nachzurechnen, so übersieht er dabei, daß ihm selbst dergleichen, und zwar in demselben Werke, oft genug passirt ist (z. B. in den Auslassungen über de la Marche, der niemand anderes als Christ. Friedr. Schwan ist; oder in den biographischen Notizen über die Professoren Hüberlein, II, 420, wo er Vater und Sohn verwechselt; oder in seiner Kritik über Eduard Maria Oettinger, II, 495, den er für eine Dame hält u. s. w.). Und wenn Bilbassow (I, 524) Professor Brückner den directen Vorwurf macht, er habe in seiner Arbeit über den russisch-schwedischen Krieg von 1790 das Datum der Schlacht bei Walkalia (den 8. [19.] April) „unrichtig" angegeben, so fällt dieser Vorwurf auf ihn selbst zurück; denn er nennt auf S. 524 (Bd. I) den 19. (30.) April als Datum dieser Schlacht und spricht dann S. 529 (Bd. I) von ihr, als habe sie am 29. April stattgefunden, er scheint sich also selbst über dieses Datum im unklaren zu befinden.

Doch dies sind alles Kleinigkeiten, die nur beiläufig erwähnt seien und dem außerordentlichen Werthe der Quellenkunde Bilbassows keinen Abbruch thun können. „Katharina II. im Urtheil der Weltliteratur" ist vielmehr ein Werk, ohne welches in Zukunft kein Historiker zur Geschichte nicht nur Rußlands und Osteuropa's, sondern auch der europäischen Politik überhaupt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird arbeiten können. Es ist ein zuverlässiger Führer durch die reichhaltige Literatur zur Geschichte jener Zeit und bietet nebenbei eine derartige Fülle von Anregungen zur Erörterung der mannichfaltigsten Fragen sowohl der russischen, als auch insbesondere der deutschen und preußischen Politik und der orientalischen Frage, daß niemand dieses Werk ohne Erweiterung seiner Anschauungen

Digitized by Google

und Förderung seines Wissens aus der Hand legen wird. Die Sprache der Uebersetzung ist ganz ausgezeichnet. Der Druck und seine Correctur, die bei einem so großen Werk naturgemäß sehr mühsam sind, sind sorgfältig besorgt, wie denn auch die Ausstattung alles Lob verdient. B.

Wie soll man moderne Sprachen lehren?

Von Dr. Karl Raab in St. Louis, Mo.

„Ich lasse meine Tochter das Englische lernen, wie ich es gelernt habe", sagt eine Mama, in deren Elternhaus eine Engländerin die Erziehung geleitet hatte. — „Ich lehre das Englische weiter, wie ich es bisher gelehrt habe, als ein formales Bildungsmittel und als Vermittler einer reichen Literatur", sagt ein Lehrer des Englischen an einer Mittelschule. — „Erlauben Sie, Herr Professor," wagt jemand die dreiste Frage, „können Ihre Schüler das Englische sprechen?" — „Nein! Ist auch gar nicht der Zweck des Unterrichts, dahin zu gelangen; aber sie lesen die Classiker." — „Ich kann nicht recht glauben," fährt der Frager fort, „daß man in der Literatur ziemlich weit vordringen kann, ohne die Sprache selbst sprechen zu können. Enthält die Literatur nicht zum großen Theil Bilder aus dem Leben? Wird jemand, der die Sprache des Lebens selbst nicht handhaben kann, andere verstehen, die sich in ihr ausdrücken?" — „Gewiß!" antwortet der Professor; „er benütze das Wörterbuch in verständiger Weise, und bald wird sich auch das Verständniß einstellen." — Bald? Du lieber Gott! In welchem Lebensalter lernt man hauptsächlich eine fremde Sprache, in der Jugend oder als altersgrauer Philologe? — In der Jugend, in jener holden Zeit, wo jeder Käfer willkommen ist, der über das aufgeschlagene Wörterbuch hinsummt und für eine gute Weile die Aufmerksamkeit von Präfixen, Suffixen, Verbalwurzeln u. dgl. ablenkt! Hunderte von malen wird dasselbe Wort aufgeschlagen, weil der Junge es nicht im Kopfe behalten hat. Unter Seufzern und vielem Wetzen auf dem Stuhle werden vier von den zwanzig Capiteln eines Buches absolvirt — und das nennt man den Bildungsschatz der englischen Literatur heben? Nein! Ich halte es mit jener Mama; ihre Tochter hat schon eine gute Zahl englischer Prosaisten gelesen und weiß auch ziemlich in den Dichtern Bescheid. — „Aber wie?" replicirt der Professor; „alles oberflächlich!" Mag vorkommen, erwidere ich; ist aber durchaus nicht nothwendig damit verbunden. Es ist auch zuzugeben, daß ein Mädchen mehr Zeit zum Lesen hat als ein Knabe, an dessen Unterweisung ich zunächst denke.

Der wesentliche Unterschied, der so verschiedene Resultate hervorbringt, liegt jedoch nicht in der auf den Gegenstand verwendeten Zeit, sondern im Unterrichtsprinzip und der Methode, es durchzuführen. Mein Prinzip lautet: lehre die fremde Sprache nicht durch das Medium der Muttersprache. Du magst letztere, hauptsächlich beim Beginnen, gelegentlich, aber immer sparsam, zur Erklärung heranziehen, magst später dem Uebersetzen aus der einen Sprache in die andere bestimmte Stunden widmen. In der Hauptsache muß aber der Unterricht in der fremden Sprache ertheilt werden. Diesem Prinzip sind im Unterricht folgende weitere Grundsätze unterzuordnen: 1. Behalte im Unterricht beisammen, was in Natur und Leben neben einander vorkommt. Wie ich dies meine, wird sich später ergeben. 2. Vermittle den Schülern den Wortschatz der fremden Sprache vorerst nach der sinnlichen Grundbedeutung der Wörter. Beginne daher im Unterricht mit jenen Begriffen und Lebensgebieten, die ihn gerade in dieser Gestalt am besten darbieten. 3. Mache den Schüler erst mit dem verschiedenen Lebensgebieten gemeinsamen Wortschatz bekannt, bevor du Wörter und Phrasen vornimmst, die schon mehr oder minder als technische betrachtet werden müssen. 4. Passe, wie in anderen Lehrgegenständen, den Unterricht der Altersstufe des Schülers und, da Sprachunterricht nothwendig in andere Unterrichtsgebiete übergreift, der Stufe an, auf der sich der Schüler in diesen Fächern befindet.

Unter Anwendung dieser Grundsätze würde ich den Unterricht im Englischen — diese Sprache habe ich vor allem im Auge — in drei Stufen aufsteigen lassen. Die erste Stufe hätte ein allgemeiner Theil zu bilden. Hatte man in den alten Lehrbüchern alles bunt durch einander geworfen, bloß um eine bestimmte grammatische Regel einzuprägen — wobei man Beispiele fabricirte wie die folgenden: „Hast du den Regenschirm der Tante gesehen?" „Nein, ich habe die Augsburger Allgemeine gelesen," — so glaubte man später dem idealen Unterricht schon nahe zu sein, weil man die Sätze in einen etwas vernünftigeren Zusammenhang brachte und Dialoge und Lesestücke einschaltete mit Ueberschriften wie „Haus, Garten, im Schuhladen" u. s. w. Der Werth dieses Gruppirens für den Unterricht darf aber ja nicht überschätzt werden; der Schüler verfügt über den so zugeführten Wortschatz nicht mit Freiheit. Die Conversation im Leben bewegt sich nicht nach solchen Kategorien; man geht rasch von einem Thema zum andern über, und der nach dieser Methode Unterrichtete, der vielleicht geglaubt hatte, Gott weiß wie gut er englisch verstünde, überzeugt sich bald mit Schrecken, wie ungeübt er im Ausdruck ist und wie unfähig, in der fremden Sprache zu conversiren. In Bezug auf Grammatik hätte diese Stufe das Lehren der Aussprache, des „spelling" der einfachsten Wörter und der Hauptregeln der Formenlehre und Syntax zu umfassen. Immer lasse man hübsch die Regeln aus den Beispielen hervorleuchten.

Den Mittelpunkt des Unterrichts auf dieser Stufe hätte jedoch ein nach ganz bestimmter Methode geregelter Anschauungsunterricht zu bilden. Nachdem die Schwierigkeiten der Aussprache leidlich überwunden sind, beginne man den Unterricht mit den Begriffen der Lage und Bewegung. Ich denke mir den Beginn etwa folgendermaßen: Der Lehrer zeichnet eine horizontale Linie auf eine Tafel. „Was habe ich hier gethan?" fragt er auf Englisch. „Ich habe eine Linie gezogen. Worauf? Womit? In welcher Richtung? Ziehet eine solche Linie auf einem Papier!" Die vom Lehrer verwendeten Wörter finden sich im Lehrbuch und hatten schon zur Einübung der Aussprache und des „spelling" gedient. Handbewegungen des Lehrers und Modulation der Stimme unterstützen das Verständniß. Durch ein paar Striche mehr auf der Tafel erhält der Lehrer das Quadrat, durch wenige mehr die einfachste Gestalt eines Tisches. Und damit ist die Basis gewonnen für die Phraseologie von einer großen Zahl von Bezeichnungen für sämmtliche Beziehungen. In einer der nächsten Stunden bringt der Lehrer einen Würfel mit; später zwei Kautschukballen, einen runden und einen kantigen Stab, zwei weiche Hölzer und einen Bohrer u. s. w. Man kann sich leicht vorstellen, wie vielerlei räumliche Beziehungen dadurch zur Sprache gebracht werden können. Der Lehrer hat die Schüler unausgesetzt zu antworten genöthigt und deßgleichen zu fragen.

Nun wird er etwas Halt machen. Die Schüler haben die nothwendigsten Ausdrücke für Raumbegriffe kennen gelernt und das freie Beschreiben durch die Schüler kann beginnen. Sie beschreiben den Sessel, die Thür, das Fenster, das Zimmer, das Haus u. s. w. So oft ein neues Object hinzukommt, wird der Wortschatz des Schülers in einer von ihm kaum wahrgenommenen Weise bereichert. So von der nächsten Umgebung ausgehend, gelangt man im Unter-

richt, der stets durch Objecte und Abbildungen unterstützt werden soll, immer weiter und weiter in den Raumverhältnissen. Der Schüler gewinnt an Sicherheit im Ausdruck, das Lernen der Sprache macht ihm Freude, weil er den Erfolg sieht, was ihm daraus besonders klar wird, daß er die Lesestücke im Uebungsbuch ohne Hülfe eines Wörterbuches verstehen und ihren Inhalt frei wiedergeben kann. Was einem nach alter Methode Unterrichteten so viel Schwierigkeiten bereitet, der Gebrauch der englischen Propositionen und der trennbar zusammengesetzten Verben, die, nebenbei bemerkt, im alten Unterrichtssystem arg gegen die Verben romanischer Herkunft vernachlässigt wurden, wird in dem hier vorgeschlagenen System mit Leichtigkeit bewältigt werden. Nun kommen die Bezeichnungen der Farben an die Reihe. Es folgt die Beschreibung des menschlichen Körpers. Von da kann man übergehen zur Beschreibung der Hausthiere. Hierauf folgt ein wenig Mineralogie und Botanik. Der Schüler ist nun so weit fortgeschritten, um kleine Landschaftsbeschreibungen zustande zu bringen, und zwar mündlich und schriftlich. Das Lesebuch bringt für diese Stufe Stücke aus guten Autoren, die vom Pflanzen- und Thierleben handeln und Wald und Feld beschreiben. Schilderungen von Jagd und Fischfang und von englischen Spielen mögen sich anreihen.

Nun verlassen wir das Gebiet des Gesichts- und des Tastsinnes. Es kommt jetzt der Wortschatz daran, der auf der Zeitvorstellung beruht. Wir befinden uns bald auf dem Gebiet der Sprache und Musik, also des Gehörsinnes und schließen diesen Theil mit den Vorstellungen des Geschmacksinnes und den Begriffen von Gesundheit und Krankheit ab. Der Schüler hat thatsächlich englisch sprechen gelernt, er kann es leidlich schreiben, worunter ich das Anfertigen von freien Compositionen verstehe, und kann Privatlectüre treiben, wofür er in seinem Lesebuch nach jedem Capitel einen guten Wegweiser findet.

Die zweite Stufe bietet den Wortschatz der Seelenvorgänge. Das „spelling" umfaßt längere, schwierigere Wörter meist normännischen oder sonst fremdsprachlichen Ursprungs. Der Unterricht in der Syntax wird vertieft, auf richtige englische Interpunction Gewicht gelegt. Die englischen Compositionen werden umfangreicher. Im Wortschatz ist man von der Grundbedeutung der Wörter über Metonymie und Synekdoche nun zum metaphorischen Gebrauch der Wörter gelangt. Der Schüler bekommt so Einblick in den Bedeutungswandel, Bilder der fremden Sprache gewinnen für ihn Leben; er wagt, selbst solche anzuwenden. Damit tritt an die Stelle farbloser Correctheit, die im Verkehr so sehr den Fremden kennzeichnet, die Frische freien Wortgebrauchs und lebendiger Rede. Einprägung englischer Sprichwörter und „geflügelter Worte" mag diesem Zwecke ebenfalls sehr förderlich sein. Nun beginnt auch die Lectüre in größerem Stil. Der Beschreibung und Schilderung folgt die Erzählung. Das Gebiet des historischen Stils ist betreten. Man beginne mit einer Auswahl aus Herodot und Livius in guter Uebersetzung und gehe dann zu den englischen Historikern über. Hierauf die Privatlectüre in den Historikern fortsetzend, nehme man die schönsten Stellen aus der Bibel vor, eine Auswahl aus englischen Volks- und Kirchenliedern.

So hat man das Fundament gewonnen für die Lectüre auf der dritten Stufe. Hier ist besonders der Stil zu üben (auch der Briefstil). Es folgt die Lectüre der englischen Classiker, von Reden, Memoiren und Briefen. Auch ausgewählte Stücke aus den Classikern der Naturwissenschaften und der Populärphilosophie mögen im Lesebuch eine Stelle finden. Das Lesebuch bleibt auch auf dieser Stufe ein Wegweiser für die Privatlectüre. —

So hätten wir das Gebiet des fremdsprachlichen Unterrichts nach seinem Umfang umgrenzt, sein Ziel gekennzeichnet und die Methode angedeutet, die nach unserm Dafürhalten am besten dahin führt. Der Lehrer mag, je nachdem ihm Zeit zur Verfügung steht, im Detail erweitern oder abkürzen; in jedem Fall kann er überzeugt sein, daß er auf diesem Wege das erreichbar beste Resultat erzielt hat, daß sich seine Schüler in späteren Tagen gern an seinen Unterricht erinnern werden und die englische Literatur (oder in welche sonst er sie eingeführt haben mag) ein steter Begleiter auf ihrem Lebenswege bleiben wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. „Die Wahrheit. Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens." Herausgegeben von Christoph Schrempf. VI. und VII. Band. Stuttgart, Frommann (E. Hauff) 1896/97. 8°. — Wie der vorliegende Jahrgang beweist, ist der Herausgeber der „Wahrheit" im Verein mit einem tüchtigen Stamme achtungswerther Freunde und Genossen noch immer eifrig an der Arbeit. Man wird manche treffliche Aufsätze und viel einzelnes Gute darin finden. Auf die größere Arbeit von Dr. Alois Riehl über „Friedrich Nietzsche als Denker" (October—December 1896) sei ganz besonders hingewiesen. Ueber die brennende Frage der Gegenwart, die sog. soziale, wie über religiöse Probleme, über moderne und modernste Literatur u. s. w. haben neben Schrempf selbst Männer wie Theobald Ziegler, Jul. Baumann, Max Rieck, Max Weber, J. Kohler u. a. manches — was nicht immer treffende und überzeugende, doch stets anregende — ernste Wort beigesteuert. Dennoch wird man ein gewisses Unbehagen dem ganzen Unternehmen gegenüber nicht los. Mit Hiobs Freunden ist die Weisheit nicht gestorben, so ist auch die Wahrheit mit unsrer Generation nicht geboren. Es ist ein bedenkliches Unterfangen, „von der überlieferten Religion möglichst abzusehen und nicht bloß die Antworten, sondern auch die Fragen sich direct von der vor uns liegenden Wirklichkeit geben zu lassen". Dabei und bei analogem Verfahren in politischen und wirthschaftlichen Dingen gerath man auf wunderliche Subjectivitäten. Wer es für ziemlich gleichgültig erklärt, ob man die christliche Taufe beibehält oder nicht; — wer im christlichen, auch protestantischen Abendmahl einen Cultact schlimmster Art ohne Wahrheit und Wirklichkeit sieht; — wer die preußische „Königstreue" — deren prunkender Schnutragung ich gewiß nicht das Wort rede! — ironisch als „neue Tugend" ohne verächtlichem Werthe schildert; — wer den Stand der Reserveoffiziere, die zugleich Kaufleute, Fabrikanten, Richter, Lehrer sind — ein Institut, um das die Welt Deutschland beneidet —, je eher desto lieber abschaffen möchte: der steht außerhalb des Stromes der lebendigen deutschen Geschichte. Und Proben dieser geschichtslosen Sinnesart ließen aus der Schrempfschen Wahrheit sich leicht häufen. Jenem Kanon von der Gegenwart, die in einem Scheinmonologe sich selbst Frage und Antwort gibt, stelle ich den anderen, ich glaube, besseren gegenüber: das Gewordene und Gewachsene kritisch zu erkennen und gewissenhaft zu würdigen, ist das erste Gebot für jeden, der es bessern und fortbilden will.

—z Gustav Seuffer ist als schwäbischer Dialektdichter über die Grenzen seiner engeren Heimath hinaus bekannt und geschätzt, namentlich auch infolge seiner Mitredakteurschaft an den Münchner „Fliegenden Blättern", die ihm lange Jahre hindurch manchen hübschen Beitrag zu verdanken hatten. Die nun der Ebner'schen Buchhandlung in Ulm elegant ausgestattete zweite Auflage seiner schwäbischen Gedichte: „Heitauf, Schwabaland!" beweist aufs neue, daß dieser Ruf nicht unverdient ist. Die Sammlung enthält mit das beste, was Seuffer geschaffen hat, vieles, in dem der warme Pulsschlag lebendigen Volksempfindens pocht. Und wenn Seuffer die gefährlichen Klippen der Dialektdichtung: die Trivialität, die künstliche Natürlichkeit und den Witz, ein Dialektreim sei an und für sich schon eine Pointe, nicht immer vermieden hat, so hat er doch den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß er, mit dem Leben und Fühlen seines Stammes wie kaum ein anderer vertraut, zugleich Dichter genug ist, das, was er aus der Fülle des schwäbischen Volksthums geschöpft, in die Sphäre des allgemein Menschlichen zu erheben.

Digitized by Google

* **Leipzig.** Prof. Friedrich Albin Hoffmann, Ordinarius für specielle Pathologie und Therapie, blickt mit Ende dieses Semesters auf 25 Jahre der Wirksamkeit als Docent zurück. Die „Vossische Zeitung" widmet diesem Privaterlebniß einen Jubelartikel von 63 Zeilen; „das Fest", sagt sie begeistert, „geht Berlin besonders an, weil Hoffmann von hier seine wissenschaftliche Laufbahn begann und hier zuerst die akademische Lehrthätigkeit ausübte." Das edle Altberliner Blatt begrüßt bekanntlich jede, auch die geringste persönliche Veränderung in der deutschen Gelehrtenwelt, wie z. B. die Anstellung eines Hülfsbibliothekars als wirklichen Beamten, die Berufung eines Privatdocenten zum Extraordinarius, oder sogenannte Jubiläen wie das oben erwähnte, mit einer umständlichen Biographie des Betroffenen, der Aufzählung und Anpreisung seiner sämmtlichen literarischen Schnitzel u. dgl. m. Es muß einmal gesagt werden, daß dieses des krähwinkeligsten Kleinstadt abgelauschte Reclamenunwesen, wie es beim Publicum Gelächter, bei den Unterrichtsverwaltungen Kopfschütteln hervorruft, so in den Kreisen der deutschen Gelehrten allgemein mit Ekel erwidert wird, und daß vor allem die in so tactloser Weise öffentlich ohne jedes wirkliche Verständniß mit „Vossischer" Substanz beräucherten akademischen Männer selbst sich mit Scham und Unwillen von diesem Treiben abwenden.

Schleswig. Die nächsten Erwartungen, die man nach der Auffindung des Runensteines an unserm Dome hegen konnte, haben sich bestätigt. Heute (24. August) ist der Stein, nach mehrtägiger Arbeit, den Grundmauern des Domes entnommen worden. Als ich ihn zuerst beobachtete, erschien er, 90 cm unter der Oberkante des aus älteren Stücken schlecht zusammengestellten profilirten Sockels, und etwa 1.20 m unter der feuchterigen Bodenlinie in den Grundbau des etwa 1260 erbauten nördlichen Treppenthurmes eingemauert, als eine Platte von 12 cm Dicke und 69 cm Länge. Die Oberseite, die etwas vorstand, zeigte Spuren eines verschlungenen Bandornaments, und dessen Beobachtung hatte mir den ersten Anlaß gegeben, die Nachforschung weiter zu betreiben. Auf der Vorderseite sind, trefflich erhalten, 23 Runen in einer sie ganz einnehmenden Zeile. Nachdem nun der Stein herausgenommen ist und ich ihn von den Mörtettheilen, in die er fest gebettet war, gereinigt habe, ist es offenbar, daß er ursprünglich einen Steinpfeiler bildete von 35 cm Seitenlänge. An der Höhe fehlt ein Theil. Alle vier Seiten waren bearbeitet. Die zweite Schmalseite zeigt zehn Runen in einer Zeile. Die Seite, auf der das Ornament beobachtet worden war, weist am hinteren Rande ähnliche Reste, die Mitte aber ist durch Bearbeitung mit dem Hammer oder Pickel jetzt vertieft und ohne Zeichen. Die andere Breitseite, von der etwa zwei Drittel gut erhalten sind, hat in drei Zeilen 13, 4 und 8 Runen. Der Stoff, aus dem der Stein gearbeitet ist, ist Kalkstein, wohl von der Insel Gotland, und auch unmittelbar über dem Stein war eine Quader aus gotländischem Marmor vermauert, während im übrigen das Fundament aus Granit mit etwas Tuff- und Ziegelbrocken besteht. Die wenigen Runensteine, die man sonst im hiesigen Lande gefunden hat, sind Granit. Die vier bis jetzt bekannten aus der Stadt Schleswig stammen aus dem 10. Jahrhundert; der neu entdeckte wird etwas jünger sein. Durch den gewaltigen Druck, der auf ihm gelastet hat, ist er leider zersprengt worden und konnte nur in mehreren Stücken herausgebracht werden. R. Haupt.

* **Wien.** Im abgelaufenen Sommersemester zählte die Universität im ganzen 5690 Hörer. Von diesen gehörten 173 ordentliche und 11 außerordentliche der theologischen Facultät an, 2248 ordentliche und 534 außerordentliche, zusammen 2782 Hörer der juristischen Facultät, 1538 ordentliche und 716 außerordentliche, insgesammt also 1954 Hörer der medicinischen Facultät, sowie 540 ordentliche und 230 außerordentliche (darunter 75 Pharmaceuten), zusammen 770 Hörer der philosophischen Facultät an. Die Zahl der ordentlichen Hörer betrug sohin 4199, die der außerordentlichen 1491.

* **Paris.** Dr. Luys, einer der hervorragendsten Irrenärzte Frankreichs, Mitglied der Académie de Médecine, Autorität auf dem Gebiet der Nervenkrankheiten und namentlich des Hypnotismus, ist in Divonne-les-Bains, wo er sich zur Cur aufhielt, 69 Jahre alt, plötzlich gestorben.

* **Moskau.** Im Saale des Großen Theaters fand am 22. d. M. die zweite Plenarversammlung des XII. internationalen Aerztecongresses statt. Der Vorsitzende Prof. Stiffasowski theilte mit, daß Paris zum Orte des XIII. Congresses und Prof. Lannelongue zum Präsidenten des Organisationscomités gewählt worden seien. Die erste Rede hielt Prof. Krafft-Ebing über die Aetiologie der progressiven Paralyse. Der ungewöhnliche Erfolg, sagte der Redner, der zum Schluß unsres Jahrhunderts auf allen Gebieten des Wissens errungen worden ist, und der colossale Umschwung im Handel und in den socialen Beziehungen sind leider von einer furchtbaren Ueberreizung unsres Centralnervensystems begleitet, die wiederum die Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse und die Zugänglichkeit für Krankheit erhöht hat. Diese ungünstigen Bedingungen sind durch den ungeheuren Umfang, den der Kampf ums Dasein angenommen hat, durch das unglaubliche Wachsthum des Capitalismus und des Proletariats verschärft worden. Capitalisten und Proletarier leiden in gleicher Weise unter den neuen socialen Bedingungen. Das centrale Nervensystem der Capitalisten wird durch die unruhige Thätigkeit erschüttert, die Proletarier aber leiden unter der Last der schädlichen hygienischen Verhältnisse in den Großstädten, unter den Epidemien und der Entartung durch den Alkoholismus. Die Civilisation hat die Bedürfnisse vermehrt und eine erhöhte Jagd nach materiellen Gütern veranlaßt, welche eine übermäßige Anwendung geistiger und physischer Kräfte erfordert. Hieraus ist das Bedürfniß nach Vergnügungen und künstlichen Reizungen entsprungen. Alkohol, Thee, Kaffee und Tabak sind nothwendig geworden. Die schwierigen materiellen Verhältnisse haben auf die Zahl der Ehen eingewirkt, die der außerehelichen Verbindungen vermehrt und die Prostitution entwickelt. Der Kampf ums Dasein hat sich auch auf die Frauen erstreckt, sie auf physischem und geistigem Gebiet zur Concurrenz mit dem Manne aufgerufen. Die neuen Formen des politischen Lebens mit ihrer Agitation haben den Mann von der Familie losgerissen und ihrerseits die Ueberanstrengung des Nervensystems nicht wenig gefördert. Es ist schwer, auf alle Schattenseiten der modernen Cultur hinzuweisen. Wir wollen nur von ihrem Einfluß auf eine jetzt sehr verbreitete Krankheit hinweisen: die progressive Paralyse. Diese Krankheit ist gleich der Neurasthenie eine Modekrankheit, eine Culturkrankheit. Vor 100 Jahren war sie fast unbekannt, nun aber nimmt die Zahl der Erkrankungen an progressiver Paralyse mit jedem Jahre zu. Viele Fälle können nicht registrirt werden. Besonders verbreitet ist diese Krankheit in den großen Städten, und immer häufiger wird die Jugend von ihr ergriffen. Jetzt nimmt sie auch unter den Frauen zu. So weit sich urtheilen läßt, ist die Syphilis ihre Ursache, aber die Syphilis allein könnte ohne eine vorhergegangene Erhöhung der Empfindlichkeit des Centralnervensystems all die furchtbaren Erscheinungen der progressiven Paralyse nicht hervorrufen. Der Redner ermahnte zur Bekämpfung der Prostitution und des Alkoholismus, zur sorglichen Wahrung der sittlichen Reinheit und physischen Gesundheit der Jugend und zu rechtzeitiger Warnung der Jugend vor den Gefahren außerehelicher Verbindung. — Großen Erfolg hatte sodann auch die Rede Metschnikows über die Pest.

* **Winskau.** Der Astronom und Geodät Prof. V. K. Cerasskij hat mittelst eines versilberten Glashohlspiegels eine Temperatur von etwa 3500 Grad Celsius durch bloße Sammlung der auf den Spiegel auffallenden Sonnenstrahlen erzielt, während die Sammlung der von einem elektrischen Lichtbogen ausgesendeten Strahlen bei einer dem scheinbaren Sonnendurchmesser gleichen Länge des Lichtbogens nur eine Temperatur von rund 100 Grad Celsius ergab. Dieser Versuch läßt uns einen Rückschluß gewinnen auf die unvergleichlich viel höhere Temperatur der Sonne, von deren Strahlung durch den Hohlspiegel doch nur ein verschwindend winziger Bruchtheil aufgefangen werden kann.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Pb. Fr. v. Siebold: Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern, herausgegeben von seinen Söhnen. 2. Aufl. Bd. II. Würzburg und Leipzig, Leo Woerl 1897. — Joachim Graf Pfeil gegen Proj. Dr. jur. Felix Friedrich Bruck: Zur Frage der Deportation nach den deutschen Colonien (S.-A. a. d. Colonialen Jahrbuch). Berlin, deutscher Colonialverlag. — A. Papstein: Führer für den Auswanderer nach Brasilien. Mit Karte. Ebd. — Willkommen! Illustrirte Unterhaltungsbibliothek. Erzählendes und Belehrendes. Jahrg. 1898. Bd. I. Berlin-Leipzig, Meusser, Meßer u. Co. — Dr. Ferdinand Gruenbaum: Erklärung des Stotterns, dessen Heilung und Verhütung. Leipzig, B. Konegen 1897. — Georg Hirth: Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Aufl. Lfg. 8. München und Leipzig, G. Hirth 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 27. August. Nummer 192.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Meditationen über Sprechton, Ausdrucksmusik und Leitmotiv. I. Von Max Zenger. — Die Ardennen. Von Hippolyte Taine. — Mittheilungen und Nachrichten.

Meditationen über Sprechton, Ausdrucksmusik und Leitmotiv.

Von Max Zenger.

I.

Der Liebestod Tristans und Isoldens hat die Musik des 19. Jahrhunderts vor eine Entwicklungskrisis gestellt, welche noch jetzt, am Ausgang desselben, nach über 30 Jahren, zu einem gesunden Dasein nicht zu führen vermochte. Die Musiker liegen sich noch in den Haaren, die immer noch neuernden darunter sind unbestreitbar am Ruder, und, was das schlimmste ist, die Laienwelt zieht sich, des Haders müde, apathisch zurück. Als die Wogen des Wagnerkampfes zum erstenmal erbrausten, hat man ihn vielfach mit dem berühmten Streit der Gluckisten und Piccinisten in Paris verglichen. Doch zeigte es sich bald und immer deutlicher, daß man damit seine Tragweite tief unterschätzt hatte. Denn abgesehen davon, daß jene Bewegung der Geister auf ihren Tummelplatz Paris beschränkt blieb, kam es weder Gluck, noch Piccini und ihren Parteigenossen in den Sinn, die beiderseitig für das gesungene Drama aufgestellten Prinzipien über den Rahmen desselben hinauszutragen. Die Folgerungen der Wagner'schen „Reform", wie sie im Tristan sich manifestirt und seitdem Propaganda gemacht hat, erstrecken sich, dank dem fast dämonischen Einfluß des Dichtercomponisten auf unsern componirenden Nachwuchs, der auch mit dem Tode des Meisters nicht erloschen ist, in der ganzen Musik treibenden Welt mehr oder weniger bereits auf alle Zweige der Tonkunst, deren Pflege heutzutage im Schwunge ist. Die „unendliche Melodie", welche man (vielleicht weil der Ausdruck gehässig schien) in „Sprechton" umtaufte, und die mit ihr eng verwachsene „Ausdrucksmusik" haben nachgerade die ganze moderne Vocalmusik — man beachte nur das neueste Kunstlied — in Bann genommen, während andrerseits das ebenfalls auf dem Boden des neuen Musikdramas entsprungene „Leitmotiv" zur prinzipiellen Grundlage der jetzigen symphonischen (Programm-) Musik geworden ist.

Wie keine Erscheinung außer allem Zusammenhange mit anderen, ihr vorausgehenden stehen kann, so hätte auch Wagner der Musik die Stellung, die sie in seinen Dramen einnimmt, nicht einräumen können, wenn ihm hiezu nicht eine über ein halbes Jahrhundert lange Vorbereitung das Mittel in die Hand gespielt hätte. Dieses souveräne Mittel, mit dem er nun frei schalten und walten konnte, war das von den großen Operncomponisten des 18. Jahrhunderts einschließlich Beethovens (denen sich dann die Romantiker Weber und Meyerbeer anreihen) zu höchster Ausdrucksfähigkeit herangebildete Orchester. Die in diesem Factor liegende, früher ungeahnte Gewalt, welche von Meistern des Gesanges wie Gluck, Mozart, Cherubini ꝛc. jenem noch untergeordnet und nur in Ausnahmefällen entfesselt wurde, sie allein hat es Wagner möglich gemacht, an Stelle der geschlossenen Melodie mit ihren periodischen Cäsuren die „unendliche" zu setzen: denn er sah in dem so gearteten Orchester, dessen Schilderungsfähigkeit durch seine befruchtende Phantasie noch bedeutend gesteigert wurde, das Organ, welches die Führung des eigentlichen Melos, wie es sich seiner Dichtung entrang, übernehmen konnte, während dem Gesangspart prinzipiell nur die Wiedergabe des sprachlichen Tonfalles, die Phrasirung, mit einem Worte die Declamation des Textes geblieben ist, sofern nicht etwa besondere lyrische Erhebungen und wirkliche Lieder auch die Singstimme zur Formation geschlossener Melodien unabweislich zwingen mußten.

So haben nun die beiden Mittel des Ausdrucks, der Gesang, welcher früher dominirte, und das Orchester, welches früher begleitete und unterstützte, ihre Rollen getauscht. Das Orchester singt oder vertritt den Gesang, indem es ist oder sein will, was jener immer war: der Gefühlserguß des Herzens in Tönen. Der Gesang dagegen spricht und interpretirt das von ihm an das Orchester abgegebene Melos. Die vom Zukunftsparoxysmus nicht Ergriffenen sehen in dieser Verkehrung eine Verkehrtheit, weil sie überzeugt sind, daß der mittelbare Ton der Instrumente nie mit gleicher Bestimmtheit und Intensität die Empfindungen und Vorstellungen des Menschen, nie mit gleicher Wahrheit seine Charakterindividualität zu schildern vermag, wie das ihm von der Natur gegebene unmittelbare Organ der Singstimme. Die „Wagnerepigonen", wie sich heutzutage die Mehrzahl der jungen Componisten nennt, haben das neue Verhältniß als das allein richtige zum Ausgangspunkt ihrer Nachbildung gemacht. Unkenntniß des alten, edlen Gesanges mag ihnen zum Theil diesen Standpunkt erleichtert haben. Als Bezeichnung des neuen Systems haben sich nun die Schlagwörter „Sprechton" und „Ausdrucksmusik" gebildet. Das letztere ist, obwohl es den Kernpunkt der Sache im Sinne des Wagnerianismus trifft, erst neuesten Datums. Beide Ausdrücke sind weder vollständig zutreffend, noch eigentlich gerecht; denn wären sie beides, so müßte der Gesang in allen vorwagnerischen Opern die Sprache durchaus ungenügend oder falsch wiedergegeben, und müßte die Instrumentalbegleitung in denselben niemals etwas ausgedrückt haben.

Den „Sprechton" im objectiven Sinne, nämlich denjenigen Gesang, welcher sich als oberste Aufgabe die richtige Wiedergabe der Sprache nach ihrer Prosodie und Accentuation stellt, hat es schon im grauen Alterthum gegeben; er war unter anderem das viel bewunderte Ideal künstlerischen Vortrags in der hellenischen Tragodie, in welcher er, wie die Gelehrten sagen, ungefähr dem Seccorecitativ des 18. Jahrhunderts — freilich nicht harmonisch, sondern nur im Einklang begleitet — entsprochen haben dürfte. Dieser wohl sehr einfachen Vertonung des Jambus im Monolog und

Digitized by Google

Dialog stand nach dem künstlerischen Bedürfniß des Griechenvolks der in kürzeren Versen und abwechselnden Rhythmen sich bewegende, mehr melodisch gehaltene Chor gegenüber, welcher das contemplativ sinnige, lyrische und somit eigentlich musikalische Element vertrat. Man ist mit einer Findigkeit, welche sich bei Vertheidigungsverlegenheiten manchmal einstellt, bereits auf den Einfall gerathen, die Rolle, welche im Wagner'schen Musikdrama den singenden Personen zugetheilt ist, mit der des Chors in der griechischen Tragödie zu vergleichen. Hiemit ist, insofern jener gerade noch am meisten die Melodie vertrat (er wurde nach verschiedenen classificirenden Weisen, νόμοι, den späteren „Weisen" und „Tönen" der Meistersinger vergleichbar, gesungen) die Wahrheit auf den Kopf gestellt. Soweit aber beide, der griechische Chor und die Wagner'schen Personen, commentiren — jener das Drama, diese die moderne dramatische Musik — muß der paradox klingende Vergleich als Eingeständniß der Wahrheit dankbar hingenommen werden.

Die Opera seria des 17. und 18. Jahrhunderts bediente sich ebenfalls zweier streng geschiedener Hauptausdrucksweisen, des Seccorecitativs und der Arie (nebst Chören und wenigen Ensembleſätzen). Ersteres gehörte dem Vortrag der Handlung in Monolog und Dialog und verzichtete zum Zweck des sicheren Verständnisses auf jeden melodischen Schmuck, war also, in seiner einfachen harmonischen Begleitung, wieder reiner Sprechton. Die Arie entfaltete den Gefühlsausdruck, bis sie in das bekannte Coloraturunwesen ausartete, welches die Reform Glucks veranlaßte. Zwischen beiden stand, anfänglich weniger im Gebrauch und auch wenig bedeutend das „begleitete Recitativ" mit ariosen Motiven und orchestralen Zwischensätzen, welchem erst Händel eine Großartigkeit verlieh, die später kaum von Gluck und Mozart überboten wurde. Diese drei verschiedenen Ausdrucksformen hatte jedoch das ursprüngliche Musikdrama am Ausgang des 16. Jahrhunderts (Dramma per musica, Melodramma oder einfach Tragedia, Tragicomedia genannt) noch nicht. Vielmehr soll der „Stile rappresentativo, recitativo oder parlante" des Jacopo Peri und Caccini, in welchem die Hellenisten von Florenz eine Wiedergeburt der alten griechischen Tragödie gefunden zu haben wähnten, noch eine Schwankung zwischen Recitativ und Arioso oder eine Mischung von beiden gezeigt haben; wobei es jedoch jedenfalls auch in den mehr ariosen Theilen zu einem volleren, breiteren Gesange, zu einer logisch ausgestalteten Melodie niemals kam, so daß unser Ohr von einer solchen Tragedia, die zu allem hin eine höchst primitive Instrumentalbegleitung hatte, doch nur den Eindruck einer entsetzlich langweiligen Recitation erhalten würde. Die eigentlichen Musiker jener Zeit beeilten sich auch nicht, der neuen Schöpfung, welche die mehr dilettantischen Bestrebungen, aus denen sie hervorgegangen, nicht verleugnen konnte, ihre Kunst zu leihen.

Sie neigten sich ihr erst zu, nachdem der als Kirchencomponist nicht unbedeutende, als Madrigalist aber bereits berühmte Claudio Monteverde ihr eine bestimmtere Grundlage gegeben, auf der sie sich allmählich zur „Opera per musica" oder schlechtweg „Opera", wie sie seit Mitte des 17. Jahrhunderts hieß, entwickeln konnte. 1568 zu Cremona geboren, begab sich Monteverde erst 1607 zum erstenmal auf das dramatische Gebiet, in welchem Jahre er seinen Orfeo am Hofe zu Mantua in Scene gehen ließ. Sein nächster Nachfolger war der unter ihm als Sänger und Organist an der Capelle zu S. Marco angestellte Pier-Francesco Caletti Bruni, genannt Cavalli, welcher in einem Zeitraum von 30 Jahren bereits 39 Opern schrieb und mit weit verbreitetem Beifall zur Aufführung brachte. Monteverde's schöpferische Thätigkeit aber bietet so viele Momente zur Vergleichung nicht nur mit Gluck, sondern auch mit Wagner, daß sie — in Bezug auf letzteren gewiß sine ira et studio — hiemit besonders erwähnt seien. Von seiner hier nicht in Betracht kommenden hohen Kunst des Contrapunkts abgesehen, besaß er eine dramatische Begabung, die ihn zum Gründer einer neuen Aera, der großen Epoche des dramatischen Stiles machte. Keiner seiner Vorgänger und Zeitgenossen hat in dem Maße wie er der Darstellung leidenschaftlich erregter Zustände und der Contraste des Seelenlebens nachgedacht. Zum Zwecke der von ihm angestrebten Charakteristik hat er, obwohl in der damals noch herrschenden Diatonik der Kirchentonarten erzogen, harmonische Neuerungen gewagt, welche lauten Protest der Zunftgenossen hervorriefen — (seitdem aber längst in die Praxis übergegangen sind). Er war der erste, welcher die noch schlummernde Kraft der Instrumente weckte, um mit ihrer Hülfe den Gefühlsausdruck des Gesanges zu erhöhen, Individualisirung in diesen zu bringen und Situationen zu schildern. So wendete er z. B. in der berühmt gewordenen Scene aus Tasso's befreitem Jerusalem: „Combattimento di Tancredi e Clorinda", um die Erregtheit der Kämpfenden zu zeichnen, zum erstenmal das Tremolo der Geigen (4 Violen) an, über welches die Musiker damals lachten, ohne welches aber noch heute kein Mensch eine dramatische Musik schreibt. Alles in allem steht Monteverde bereits auf modernem Boden, ein Zukunftsmusiker im wahrsten Sinne. Darum ist es merkwürdig, daß er im ganzen die melodische Gesangsart von der recitirenden bestimmter zu isoliren, also die Elemente zu trennen suchte, welche Gluck später durch Zuschneiden der Arien und Bevorzugung des „begleiteten Recitativs" wieder mehr vereinigte und in deren systematischer, voller Vereinigung die Neuzeit den Triumph ihres Fortschrittes sieht. Dem klugen Meister mochte es vorerst darum zu thun sein, die beiden Ausdrucksformen getrennt auszubilden. Doch ist ihm das, wie u. a. jene Kampfscene beweist, nicht überall gelungen, entsprach auch nicht seinem tieferen Drange nach Wahrheit.

Erst eine spätere Zeit, die Epoche der neapolitanischen Schule unter ihrem Begründer Al. Scarlatti, zeigt die von nun an festgehaltene Classification der beiden Ausdrucksformen, wobei die eigentlich singende, melodische in der Dacapo-Arie gipfelt, die recitirende aber, je nach vorwiegendem Handlungs- oder Gefühlsgehalt, in die bekannten zwei Unterarten, das Secco- und das begleitete Recitativ, geschieden ist. Daß diese Schablone der Opera seria, wie sie hieß, nicht nur in Italien, wovon sie ausging, sondern auch in England, Frankreich und Deutschland sich verhältnißmäßig sehr lange hielt, ist gewiß weniger auf starke innere, als auf eine Reihe äußerer Gründe zurückzuführen. Zu diesen gehört außer der Macht der Mode einerseits die Herrschaft der Primadonnen und Castraten, welche gerade durch diese Gegensätze am meisten prosperirten, in dem die Recitation, namentlich das Seccorecitativ, auf das ja niemand aufzupassen brauchte, eine gute Folie für die in der Arie loszulassenden coloristischen Kunststücke war; andrerseits die Oberflächlichkeit der musikalischen Gourmandise, welche auf diese Auffassung vom Zwecke des Musikdramas vollständig einging. Jedenfalls ist das Schicksal, welches die italienische Opera seria zuerst unter Händels Führung in London betraf, nicht auf Rechnung dieser Schablone zu setzen, die ja in ihrer breitesten Durchführung den Engländern wohl behagte. Vielmehr lag ihr Todeskeim in der Unnatur und Unwahrheit ihres ganzen Wesens, welches, anstatt Fühlung mit den Sitten und Anschauungen der Zeit zu nehmen, wieder an die Antike anzuknüpfen suchte, deren geborgte Figuren als blutlose Schatten keine Sympathie zu erwecken vermochten und schließlich keinen höheren Zweck hatten, als die Opern haltenden Herrscher und Höfe allegorisch zu verherrlichen. In London hat

Digitized by Google

bekanntlich Gay's satirische „Bettleroper" (Beggars Opera) nicht nur an gewissen faulen Zuständen im englischen Staat, welche sie geißeln sollte, sondern auch an dem Autoritätsglauben, welchen sich Händel mit Recht erworben hatte, folgenschwer gerüttelt. Aus gemeinen Gassenhauern bestehend, entrollte sie doch ein auf gesunder Volksthümlichkeit beruhendes frisches, keckes Lebensbild, welches selbst den unbedingten Verehrern des aus Italien importirten Kunstgenres die Augen öffnete über dessen poetische Unzulänglichkeit — im Moment, als es durch Händels kräftiges Genie zum Gipfel der musikalischen Vollkommenheit geführt war. Und wenn Händel aus langen und schweren Kämpfen, zu welchen der sensationelle, über ganz England sich im Nu verbreitende Erfolg der „Bettleroper" den Anstoß gab, schließlich doch als Sieger hervorging, so dauerte dieser Pyrrhussieg nicht lange: seine Oper ist ihrer Zeit verfallen. Nicht so, wie wir wissen, sein Oratorium, in welches die Form der Oper, wie er sie ausbildete, vollständig übergegangen ist. Hier erweist sie sich in Gesellschaft der wuchtigen dramatischen Chöre noch heute, mit Ausnahme der zu vielen und zu langen Arien, welche großentheils dem Rothstift verfallen, als musikalisch zweckdienlich.

Während in Frankreich die dramatisch antikisirenden Bestrebungen eines Lully, und fünfzig Jahre später eines Rameau den Arienschmuck und überhaupt das Walten der ausgestalteten Melodie aufs kärgste Maß beschränkten (was einer Rückbeziehung auf die Anfänge der Oper gleichkommt), überlebte in Italien die Opera seria mit ihrer Schablone die Gluck'sche Reform noch lange in stolzer Abgeschiedenheit, von der Berechtigung ihres Titels unter dem Einfluß der Primadonnen- und Castratenherrlichkeit schrittweise immer mehr einbüßend. Dafür sorgten ja auch die beiden größten Operndichter jener Zeit, Apostolo Zeno und Pietro Metastasio, welche, mit dem Strome schwimmend, sich wohl hüteten, an der officiellen Form zu rütteln, die ja mit der officiellen Unnatur des Inhalts stimmte.

Mit welchem Erfolge Gluck beide bekriegte, wissen wir. An Stelle geschmackloser Nachahmungen der Antike, wobei die mythologischen Gestalten zu bloßen Charaktertypen herabgesunken und die einzelnen Personen ohne alle individuellen Unterschiede in die Allgemeinheit des Helden, Tyrannen oder Liebhabers ꝛc. aufgegangen waren, trat ein wirkliches Drama mit greifbaren Figuren und Charakteren, welches dem antiken sowohl in Ansehung der sittlichen Grundidee wie der formalen Gestaltung im wesentlichen nahe kommt, — antike Anschauung gewissermaßen der modernen vermittelt. Hiemit war aber auch an Stelle eines theatralischen Concertes, welches lediglich dem musikalischen Sinnenkitzel fröhnte, ein modernes Musikdrama erstanden, dessen Gesang, die bloße Unterhaltung verschmähend, den höheren Zweck verfolgte, die Hörer zu rühren und zu ergreifen, indem er mit aller Intensität die Gefühle der handelnden Personen wiedergab — nicht ohne die Hülfe eines bereits ausdrucksreichen Orchesters ergiebig in Anspruch zu nehmen. Die Form für das so geartete Kunstwerk ergab sich aus seinem Prinzip von selbst: die bisherige Schablone, die stereotype periodische Reihenfolge der drei Ausdrucksweisen wich der Forderung der Wahrheit; für ihre Anwendung entschied nicht mehr das herkömmliche Gesetz der Abwechslung, sondern die dramatische Forderung, die Situation. Das Seccorecitativ, der eigentliche „Sprechgesang", blieb nach wie vor, wenn auch in möglichster Beschränkung, als Ausdruck für die Exposition an seiner Stelle, nur ward zum Zweck der musikalischen Einheitlichkeit die im bisherigen Basso continuo durch Ziffern bezeichnete und gewöhnlich vom Clavier (Clavicembalo) ausgeführte rein harmonische Begleitung für das Streichquartett ausgeschrieben. Durch diese klangliche Annäherung an das eigentliche „begleitete" Recitativ, welche musikalisch den Eindruck schulmeisterlicher Classificirung beseitigte, ward zugleich alles, selbst die reine Erzählung, mehr in das Bereich des Pathos gehoben, dessen vornehmstes Ausdrucksmittel eben das begleitete Recitativ mit seinem ergreifend malerischen Orchester war. Diesem näherte sich auf andere Weise auch die Arie, indem sie einerseits ihrer alten dreitheiligen Form (mit Zwischensatz und Dacapo) sich vollständig begab und, auch außerdem fast mehr als nöthig zugeschnitten, auf jeden Zierath als Selbstzweck verzichtete, andrerseits declamatorische Elemente in sich aufnahm, ja manchmal zur reinen im Tact vorgetragenen Declamation wurde, so daß man zweifelt, ob man das betreffende Gesangstück Arie oder arioses Recitativ nennen soll, — man denke z. B. an die Scene des Orest mit der berühmten Violabegleitung, einen der glänzendsten Triumphe älterer „Ausdrucksmusik" (wofür sich indeß schon in Bachs Passionen Vorbilder finden, die Gluck jedenfalls unbekannt geblieben sind). Auf den Titel kam es aber Gluck nicht an: wie es seine dramatische Satzung erforderte, so ward bei ihm gesungen, so musicirt. In seinem Drama vollziehen sich aber die Umwandlung der früher getrennten Gesangsweisen in einen formell in sich wenig verschiedenen, fast einzigen, weil durchaus sprechenden Gesang, und die prinzipielle Beiordnung eines zweiten, diesen theils unterstützenden, theils sogar schon ablösenden Factors, des Gefühle und Stimmungen ausdrückenden Orchesters. In diesen nunmehrigen zwei Hauptausdrucksmitteln, die bereits beginnen sich als von einander untrennbar zu erweisen, ist die Grundlage, das leibhaftige Vorbild unsres modernen Ausdrucksdualismus, des „Sprechtons" und der „Ausdrucksmusik" bereits gegeben; was daran noch fehlte, haben nur die Modificationen der Romantik, die Einflüsse des deutschen Sprachidioms (zuletzt auch noch des Stabreims) und eine noch viel größere Machtausdehnung des modernen Orchesters gebracht.

Aber Mozart? — hat er nicht Glucks Reform nach ihrer formellen Seite völlig ignorirt, indem er die italienische Oper gelten ließ, wie sie war, und nur mit neuem Inhalt, der Offenbarung seines Genius, erfüllte? Allerdings. Aber erstens ist ein Genie wie Mozart nicht unter allgemeine Satzung zu stellen; es macht sich seine Gesetze selbst, wenn es mit diesen auch auf sich selbst beschränkt bleiben sollte. Denn in der That ist es ja nicht der von Mozart benützte Schematismus, welcher die Unsterblichkeit der daraus entstandenen neuen Schöpfung gewährleistete, sondern die über ihn ausgegossene buchstäblich unendliche Melodie im Verein mit allen sonstigen Vorzügen, einer alles Dagewesene übertreffenden Personencharakteristik, einer ebenso wohllautvollen als geistreichen Orchesterbegleitung ꝛc., mit einem Wort: Mozarts Genie. Dann aber beweist das von Mozart erreichte praktische Resultat, daß die Form an sich — vom rechten Meister gehandhabt (der sich sogar ein bischen Coloratur erlauben durfte) — wenigstens nicht direct die Schuld trug, wenn die Oper nach altitalienischem Schnitt endlich abwirthschaftete, und daß, wie alles in der Welt seine zwei Seiten hat, vornehmlich im Bühnenwesen neben dem ideellen auch dem praktischen Gesichtspunkt Rechnung getragen werden muß. Gluck hat durch die gegenseitige Annäherung und theilweise Verschmelzung der drei Ausdrucksarten, welche früher getrennt waren, eine stilvolle Einheit in das Musikdrama gebracht, wie sie geläuterten Anschauungen entspricht. In dieser Einheit lag aber auch die Gefahr der Monotonie; und selbst der wärmste Verehrer Glucks wird zugestehen müssen, daß der Meister diesem Feinde des Theatergenusses nicht ausnahmlos überlegen blieb. In Mozarts Opern, sowohl in denjenigen, welche durchaus der Gattung der Opera seria angehören, wie „Idomeneo" und „La clemenza di Tito", als auch in den

mit „Dramma giocoso“ überschriebenen, worunter sich das echt tragische Meisterwerk „Don Giovanni“ befindet, macht sich gerade der ursprünglich bezweckte Vortheil jener Dreitheilung des Gesangsvortrags, wie er den „vernünftigen Theaterdirectoren“ Italiens vorgeschwebt haben mag, insbesondere dem Laien gegenüber unleugbar geltend. Oft ist es von schlagender Wirkung, wenn auf das Seccorecitativ plötzlich das instrumentirte (begleitete) eintritt. Ich möchte hier nur an den Dialog zwischen Don Ottavio und Donna Anna erinnern, wo letztere dem Bräutigam den Versuch Don Juans zum nächtlichen Attentat (die Veranlassung des Zweikampfes) erzählt. Nach dem großartigen Eingang des gewaltig instrumentirten Recitativs, welches schließt mit den Worten: „Er war's, er tödtete den theuren Vater“ (Quegli è il carnefice del padre mio), wirft Mozart plötzlich acht Tacte reines Seccorecitativ (mit bloßer Baßbegleitung) dazwischen. Darauf treten auf dem G-moll-Accord mit markigen Synkopen die Geigen ein, um mittelst der Dominantseptime von Es sofort nach Es-moll zu moduliren: Ist schon dieser harmonische Gang hoch genial, weil er sozusagen handgreiflich den Eintritt der Nacht (Era già alquanto avanzata la notte) bezeichnet, so wäre die Wirkung doch nur die halbe, wenn nicht die vorausgehenden acht Tacte mit weiser Berechnung seccorecitativisch begleitet wären. Oft schützt auch umgekehrt nach längeren geformten Musikstücken, Arien, Duetten oder mehrstimmigen Ensembles, die Rückkehr zur musikalischen Recitation, namentlich zu dem lebhafteren Seccorecitativ — wenn es nämlich richtig, d. h. mehr parlando vorgetragen wird, vor Uebermüdung. Jedenfalls liegt in der prinzipiellen Trennung der Ausdrucks-, resp. Gesangsarten, mag man sie ästhetisch gerechtfertigt finden oder nicht, mehr Garantie für die Erhaltung der Empfänglichkeit des großen Publicums, als in ihrer Annäherung und Vereinigung. Mögen die classisch Gebildeten ihr Ideal in Glucks Art und Weise sehen, das große Publicum wird einen vollkommeneren Genuß in Mozarts abwechslungsreicherer Oper finden.

Den ungetrübtesten freilich überhaupt in allen Opern, wo gar kein Recitativ vorkommt oder wo es wenigstens auf ein Minimum beschränkt ist. Das große Publicum ist nun einmal seinem weit überwiegenden Bestande nach — und dazu gehören auch sehr viele Gebildete — kein Freund vom Recitativ; dies beweist schlagend die Thatsache, daß unsre allerpopulärsten Opern noch heute Mozarts „Zauberflöte“ und Webers „Freischütz“ sind. Tausende werden daher die (wahrscheinlich nicht allen bekannten) Erfinder der Mischgattung „Singspiel“ als Wohlthäter der theaterbesuchenden Menschheit preisen. Es sind zwei Franzosen, der Dichter Vade und der Musiker d'Auvergne, welche in Paris die erste Operette „Les Troqueurs“ (um 1748) mit großem Beifall vom Stapel ließen. Die Gattung erhielt sich in Frankreich bekanntlich bis auf den heutigen Tag und wurde auch bald in Deutschland heimisch. In beiden Ländern dehnte sich der Name Operette (Singspiel) auf jede Oper aus, in welcher nicht alles gesungen, sondern der Dialog gesprochen wurde, gleichviel ob der Inhalt von komischer oder ernster Beschaffenheit war. Nur die Italiener hielten auch in ihrer Opera buffa mit Zähigkeit fest an ihren Seccorecitativen; selbst Rossini schrieb noch solche zu seinem „Barbier von Sevilla“, und zwar so reizende, daß man ihr Weglassen nur bedauern kann. Erst mit Donizetti verschwindet dieser „Sprechton“ älterer Ordnung für immer auch aus den italienischen Partituren.

Dagegen erfreute sich das „begleitete Recitativ“ mit seinen malerischen Ritornellen und Zwischenspielen bis in die neueste Zeit einer sorgfältigen, bevorzugenden Pflege seitens aller hervorragenden dramatischen Componisten. Seit Gluck haben sie alle, Mozart selbstverständlich mit eingeschlossen, die Höhepunkte des dramatischen Ausdrucks in diese der Leidenschaft zunächst zugängliche Form verlegt; sie wahrte sich ohne alle Ausnahme das Vorrecht des Ernstes und der Wahrheit — selbst in der ob ihrer Effecthascherei so viel geschmähten Pariser Großen Oper. Als Beispiele hiefür vergegenwärtige man sich die nicht nur äußerlich wirksamen, sondern die Empfindung der handelnden Personen stets mit Intensität wiedergebenden Recitative in Halévy's „Jüdin“ und Meyerbeers „Hugenotten“, wo sie nebenbei zur Vollendung einer von keinem Unparteiischen zu leugnenden reichen Personencharakteristik dienen. Tief menschliche Rührung aber feiert einen ihrer höchsten Triumphe in der grandiosen Apfelschußscene in Rossini's „Tell“. Sowohl die Banalität, in welche die beiden vorgenannten Componisten oft aus Popularitätssucht verfallen, als auch die sprichwörtliche Leichtfertigkeit des „Schwans von Pesaro“ ließen die Form des begleiteten Recitativs gleich einem Heiligthum unberührt. Wie sehr die größten Meister von ihrer nie versagenden Wirkung in Momenten gesteigerter Leidenschaft oder auch nur größeren Ernstes überzeugt waren, beweist u. a. ihr ausnahmsweises Hereinziehen in Opern mit gesprochener Prosa. Hervorragende Beispiele sind hier: das recitativische Zwiegespräch des Tamino und des Sprechers („Wo willst du, kühner Fremdling, hin?“) in der Zauberflöte; die tief ergreifenden Recitative der Leonore „Abscheulicher, wo eilst du hin?“ und des Florestan „Gott, welch Dunkel hier!“ im Fidelio; das fast nicht minder bedeutende des Max „Nein, länger trag' ich nicht die Qualen“ im Freischütz. Abgesehen davon, daß solche kostbaren Perlen der Recitativliteratur an ihrem Platze schon durch ihre Isolirtheit wirken, wird kaum jemand behaupten wollen, daß sie das Lob einer deutlichen und eindringlichen Aussprache ihres Gedanken- und Gefühlsinhaltes weniger verdienen, als die dramatische Gesangsart der Gegenwart, welche, indem sie sich „Sprechton“ nennt, dieses Lob für sich allein in Anspruch zu nehmen scheint. Ja es muß die Anmaßung, welche in diesem Titel eigentlich liegt, jedem Unbefangenen klar werden, welcher den gleichsam sprechenden Ton nicht bloß in den Recitativen der Alten, sondern auch in ihren geschlossenen Musikstücken, wenn nicht geradezu in jenen nun hochmüthig verachteten Opernmelodien aufsucht, welche jüngere Herren gar zu gern als ein Hinderniß der wahren Musiksprache ausgeben möchten: er wird ihn ohne Mühe in ungezählten Exemplaren finden. Dabei ist wohl in Betracht zu ziehen, daß dem schaffenden Musiker bei der Erfindung der Melodie die bloße Richtigkeit der Declamation, als ob nämlich einer spreche, nicht Genüge leisten kann, daß vielmehr die Melodie die Aufgabe hat und mehr als die Sprache selbst befähigt ist, den seelischen Ausdruck, dessen trockener, karger Interpret das Wort nur ist, in seiner ganzen Fülle erschöpfend dem Hörer zu vermitteln und außerdem, soweit es das Drama betrifft, objectiv die Charakereigenthümlichkeit, die besondere Individualität der singenden Person zu kennzeichnen. Herrlich sagt in diesem Sinne Thomas Moore: „O Musik! — wie matt, wie kühl stirbt das Wort, wo du erschallst! Warum sprich' auch das Gefühl, da du seine Seele hallst?“ Der Dichter hat die gegenwärtige „Ausdrucksmusik“ noch nicht gekannt, er wird also wohl die Melodie gemeint haben. Die wenigen Beispiele, welche ich aus der ungeheuren Literatur als hier einschlägige Muster anzuführen mich beschränke, werden verdeutlichen, was ich meine.

Einer der vorzüglichsten Melodisten nach Seite sprechender Charakteristik, welcher hier nicht vergessen werden sollte, wäre der Halbfranzose A. E. Modeste Gretry, welcher, in Dingen der musikalischen Schultechnik ein leichter Patron,

Digitized by Google

durch dieses angeborene specielle Talent der Begründer der französischen Komischen Oper wurde. Doch werden sich selbst an seinen „Richard Löwenherz", der sich in unsern Repertoiren noch am längsten erhalten hat, nur wenige Leser erinnern. Zwei Melodien daraus: „Mich brannt' ein heißes Fieber", ein sehnsuchtsvoller, großzügiger und in seiner Einfachheit überwältigender Minnegesang, dessen Grundstimmung in die Provençalenzeit zurückversetzt, und „Mag der Sultan Saladin Auch für fremde Mädchen glühn", ein übermüthig lustiges Trinkliedchen mit türkischem Anklang, sie sind unverwelkliche Triebe jener geheimnißvollen, in ihrem letzten Grunde undefinirbaren Kraft, deren Schöpfung eben heißt — Melodie. Und zwar sind sie zugleich richtige Opernmelodien mit dem besonders unverzeihlichen Fehler, daß man sie sich sofort merken kann.

Von diesem Genre, in welchem die Componisten der Pariser Großen Oper und die neueren Italiener, von Rossini bis Verdi, mit so großem Glück, freilich nicht immer mit Ausschluß der Trivialität, arbeiteten, in welchem aber auch Mozart, Weber und andere deutsche Componisten einen unvergänglichen Schatz von Erfindung niederlegten, hielt sich Gluck in seinen tragischen Opern prinzipiell fern. Zum Stil des Kothurns paßten auch nicht Melodien mit den kurzathmigen Cäsuren und melismatischen Wiederholungen, wie etwa Mozarts „Reich mir die Hand, mein Leben", die eben dadurch dem Gedächtniß sich einprägen und schnell populär werden. Darum kann die Melodie in Glucks Arien (deren Gang übrigens trotzdem streng logisch ist) freilich mit um so größerer Freiheit dem Ausdruck des Textes folgen; und eine sprechendere Melodik als beispielsweise die Arien der priestertichen Iphigenie „O du, die mir einst Hülfe gab", des wahnsinnigen Orest „Die ihr mich stets verfolgt", des tröstenden Pylades „Nur einen Wunsch, nur ein Verlangen" ꝛc. wird, wenn man namentlich die französische Declamation verfolgt, schwerlich irgendwo zu finden sein. Welch drastische Sprache Gluck aber auf dem Gebiete des Humors zu führen verstand, davon liefert u. a. das komische Liedlein „Unser dummer Pöbel meint" (von Mozart bekanntlich variirt) aus „Die Pilgrime von Mecca" gediegenen Beweis. Meint man doch, der sich also Aeußernde ahme dabei das dumme Gesicht und die plumpen Bewegungen eines ihm vorschwebenden Originales nach.

In der Zeichnung menschlicher Typen und Individualitäten ist bekanntlich der melodisch noch weit begabtere Mozart unerreicht, und das oberste Mittel seiner überall in die Augen fallenden, nie zu mißkennenden Zeichnung ist — die Melodie, die Melodie in ihrer logisch und symmetrisch entwickelten und ausgebauten Form, welche an sich und losgelöst von dem Texte, dem sie zugehört, noch immer ein musikalisches Ganzes gäbe, aber durch Uebertragung auf eine andere Person oder Situation — in neunundneunzig Fällen gegen einen — die beabsichtigte dramatische Wirkung nicht entfernt machen würde. Kaum bedürfte Mozart zu dieser stets unfehlbaren Zeichnung durch die Gesangsmelodie der Unterstützung des Orchesters. Indem er aber von den Mitteln einer ungemein feinen und charakteristischen Instrumentation, welche ihm als großem Symphoniker zu Gebote steht, ausgiebigen Gebrauch macht, potenzirt er die Schärfe der Linien, und seinem „sprechenden Gesang" secundirt eine in Wahrheit „ausdrückende Musik". Die Neueinstudirung der „Entführung aus dem Serail" in München dürfte wieder vielen ins Gedächtniß zurückgerufen haben, welche bildnerische Kraft der „nicht unendlichen Melodie" innewohnen kann. Welch köstliche, trotz allem cynischen Wesen sympathische Figur ist nicht dieser Osmin! Wie spricht sich in der Romanze „Wer ein Liebchen hat gefunden" seine dem Türken nun einmal geziemende Sinnlichkeit, von einem unzerstörbaren Phlegma so hübsch manierlich gemacht, herzgewinnend aus! Wie komisch poltert sein Zorn über „diese hergelaufnen La — — ffen" heraus, wo selbst die Coloratur zum sprechendsten Ausdrucksmittel wird! „Erst geköpft und dann gehangen!" — wie kommt er da völlig aus dem Gleichgewicht! Aber er gewinnt es wieder in dem „Saufliedˮ (worauf sich Mozart besonders freute), im Duett mit Pedrillo, dessen Vivat auf die Mädchen, „die blonden, die braunen" er gemessen in der tieferen Octave begleitet. Dann zergliedere man einmal die Arie „Ha, wie will ich triumphiren" wie da schon die Mischung von 3- und 4tactigem Rhythmus die Aufregung des aus Rand und Band Gerathenen kennzeichnet, wie auf den Worten „Hüpfen will ich, lachen, springen" die Noten dies wirklich thun, und wie treffend auf „Denn nun hab' ich vor euch Ruh'" die Melodie in halben Noten (hier ein ganzer Tact) abwärts steigt, um auf „Ruh'" zuerst im großen A, dann bei der Wiederholung gar im großen D einen langen, langen Halt zu machen! Ebenso charakteristisch sind, während die beiden seriösen Personen, Belmonte und Constanze, sich mehr in die Allgemeinheit leidender Liebender verlieren, die beiden anderen komischen Figuren, Pedrillo und Blondchen, gezeichnet. Ein Unicum von melodischer Charaktergegensätzlichkeit ist aber in dem Duett zwischen Blondchen und Osmin enthalten, wo (im Andante C-moll, $^6/_8$-Tact) den im gebrochenen Dreiklang sich bewegenden gestoßenen Achteln des Türken auf die Worte „O Engländer, seid ihr nicht Thoren" Blondchens frei schwingende, hoch liegende Melodie in Sechszehntelbewegung „Ein Mädchen, zur Freiheit geboren" gegenübersteht und beide in Zusammenklang gebracht sind.

Von der entzückenden und mustergültig gewordenen Lustspielmusik in „Figaro's Hochzeit", von „Don Giovanni", jenem „heiteren Drama", das den Weg des Lasters zum göttlichen Strafgerichte zeigt, von den Wonnen der in Typenzeichnung fast universellen „Zauberflöte", der Oper des Volkes: von all diesen Werken ist des Trefflichen so viel geschrieben und wurzelt die Ueberzeugung, daß hier Unsterbliches geschaffen, so tief im Bewußtsein selbst der zum musikalischen Umsturz neigenden Gegenwart, daß ein weiteres Eingehen darauf wirklich Eulen nach Athen tragen hieße. Indem ich mir nur noch daran zu erinnern gestatte, daß Mozart vornehmlich in den genannten drei Hauptwerken die schwierigsten Probleme der Individualisirung, zum Beispiel der Zeichnung von Frauengestalten ans gleichem Stande (Elvira und Anna) durch die bloße Macht der Melodie und — notabene! ohne das mechanische Mittel des realistischen Leitmotivs, zu allgemeinem Verständniß gelöst hat, mochte ich als Exemplare wahrsten „Sprechens" den bereits genannten Melodien aus der Entführung freilich auch einige besonders markante aus den übrigen Opern anreihen, die zugleich zu den allerpopulärsten, landläufigsten gehören. Doch überzeugt mich schon das Durchblättern des „Figaro", daß ich die Schwierigkeit der Wahl sehr unterschätzt habe. Ob Figaro singt: „Will einst das Gräflein ein Tänzchen wagen", oder der Page „Neue Freuden, neue Schmerzen"; ob der Graf seufzt: „So lang hab' ich geschmachtet" und die Gräfin „Nur zu flüchtig bist du entschwunden", oder ob Susanne dem Figaro gegenüber die Gräfin spielt und doch das Kammermädchen bleibt: überall dieselbe lebendige Sprache der Musik, überall die gleiche unübertreffliche Personenzeichnung durch die unendliche Verschiedenheit der endlichen Melodie! Nicht anders ist es in Don Juan, wo tiefste Leidenschaft mit reiner Grazie und lustiger Komik wechselt, wo nebenbei der Schluß, die Geist- und Höllenfahrtscene, eine nicht ganz alltägliche „Ausdrucksmusik" bringt. Die denkbar sprechendste Vocalmusik, getragen von einem stets malerischen und doch

Digitized by Google

dynamisch nicht störenden Orchester, präsentiren bekanntlich die tief charakterischen Ensembles und Finales dieser beiden Opern, wie auch der im Texte weniger gelungenen, musikalisch reizenden Oper „Così fan tutte“. Und endlich die Zauberflöte — ist es nicht, als ob der Genius der Musik hier zur zeugenden Kraft des ägyptischen Götterdualismus sich aufgeschwungen hätte? „O Isis und Osiris, welche Wonne!“ so tönt's in unserm Herzen fort, wenn wir das Werk genossen, in dankbarer Beziehung auf die reiche Melodik, welche, in vollendetste Form gebracht, bald erhaben spricht von der Würde und Weisheit Sarastro's und der Priester, bald süß ergreifend von der Liebe Pamina's und ihren Schmerzen, um dann wieder mit dem Gegensatz jovialster Aussprache einer praktischeren Lebensanschauung seitens köstlicher Naturmenschen zu erheitern ꝛc. Wie gerade auch Mozart die Melodie oft sprechen macht, mögen folgende Beispiele aus Papageno's Part erhärten: man erinnere sich an das eindringlich bittende Motiv auf den stummen Sylben hm! hm! hm!, wo Papageno das Schloß vor dem Munde hat; an den Satz im ersten Quintett: „Daß doch der Prinz beim Teufel wär'!“ und den im zweiten: „Daß ich nicht kann das Plaudern lassen!“ In allen drei Beispielen ist zugleich die lebhafte Gesticulation des Naturburschen in den Noten gleichsam vorgeschrieben.

Wie sehr auch Beethoven in seinem Fidelio darauf bedacht war, mit der Melodie dem Inhalt des Textes nach allen Seiten gerecht zu werden, und welch eine erhabene und zugleich das Menschenherz im tiefsten Grunde erschütternde Sprache dieses glorreiche Werk führt, ist jedermann bekannt. Nur einzelne von der Allgemeinheit vielleicht nicht beachtete kurze Züge, worin die Feinheit der Gefühlsaussprache inmitten der geschlossenen Melodie höchste Triumphe feiert, möchte ich hier, als zum Gegenstande gehörig, anführen. Die erste merkwürdige Stelle, an die ich hier erinnern möchte, ist zufällig gerade nicht im Gesang, sondern in der Orchesterbegleitung enthalten. Im Duett zwischen Leonore und Rocco (I. Act) bringt unmittelbar nach den Worten Rocco's „Der Gouverneur kommt selbst hinab“ der Baß das Motiv „und er verstummt“ ganz unvermerkt wieder. Beethoven deutet hiedurch ebenso einfach als geistreich an, daß Rocco von dem furchtbaren Eindruck dieser (in der unmittelbar vorangehenden Nummer, Duett A-dur) von Pizarro zu ihm gesprochenen Worte: „Ein Stoß, und er verstummt“ noch ganz erfüllt ist. Die Enthusiasten des Leitmotivs mögen in dieser Stelle, die ihrer Findigkeit bis jetzt vielleicht entgangen ist, eine klassische Bestätigung dieses modernen Hülfsmittels sehen, aber est modus in rebus: es ist ein Unterschied, gelegentlich an Vorgänge motivisch erinnern und die Musik eines ganzen Abends auf 20 bis 30 Leitmotive basiren, die dann der „Führer durch das Drama N. N.“ erläutert. Ein zweiter hoch künstlerischer Zug ist die Stelle Leonorens noch in demselben Duett: „Ich bin es nur noch nicht gewohnt“. Die naive Einfachheit und anscheinende Gleichgültigkeit der melodischen Phrase, welche Beethoven auf diese Worte gesetzt hat, ist sie nicht selbst die tönende Ausrede, womit Leonore das Brechen ihres Herzens vergeblich zu maskiren ringt? Keine Tragödin der Welt vermöchte diesen Satz erschütternder zu sprechen als Beethoven ihn durch die Melodie illustrirt, oder vielmehr vertieft und verlebendigt hat. Wie Beethoven ferner die Stimmung einer Melodie oder melodischen Phrase durch den Wechsel von Dur und Moll (beziehungsweise der großen oder kleinen sechsten Stufe) in ihr Gegentheil verkehren kann, ist ebenfalls bekannt. Jedermann erinnert sich der süßen Thränen der Marcelline und der bitteren der Leonore, durch die Gegenüberstellung von d und des am Schluß des Terzetts F-dur (I. Act) so gemeinverständlich versinnlicht; jedermann auch der entzückenden Stelle im Duett „O namen-, namenlose Freude“, wo (im Rückgang zum Hauptthema) eben diese Worte pp in A-dur gesungen werden, worauf dann dieselbe Phrase auf die Worte „nach unnennbaren Leiden“ in A-moll repetirt wird. Weniger wird es jedoch aufgefallen sein, welch eine einschneidende Stimmungsänderung im Terzett „Euch werde Lohn in bessern Welten“ bei der Schlußmelodie, welche Florestan auf „O daß ich euch nicht lohnen kann“, Leonore aber auf „O mehr, als ich ertragen kann“ zu singen hat, durch Herabsetzung einer einzigen Note um einen halben Ton hervorgerufen wurde. Dem dankesfrohen cis des Florestan setzt Leonore ihr tief schmerzliches c in der sonst ganz gleichen Melodie entgegen. Die Wirkung ist um so merkwürdiger, als die entscheidende Note auf einem leichten Tacttheil, auf dem zweiten Viertel des ganzen Tactes, steht.

Bedarf es nun, um die bereits sehr lange Existenz eines sprechenden Gesanges zu beweisen, mit dem der „Sprechton“, um den es sich hier handelt, schwerlich sich messen kann, bedarf es noch solchen Beispielen noch des Hinweises auf C. M. v. Webers Freischütz, auf seine tief poetische deutsche Mädchengestalt Agathe, auf das lebensfrohe Aennchen, den guten Jägerburschen Max, den Höllenbruder Kaspar? Gewiß nicht. Der Leser wird sich das nur angefangene und selbst im Anfang sehr ungenaue Verzeichniß der hier in Betracht kommenden Werke und ihrer besonderen Schönheiten selbst ergänzen, indem er vielleicht an Marschners, Templer, Vampyr, Hans Heiling, an den reizenden Opern eines Boieldieu, Auber, Adam ꝛc., auch an dem mehr als verdienstvollen „Werkchen“ unsres braven Albert Lortzing mit ihren aus dem Leben gegriffenen Figuren nicht achtlos vorübergeht. Der Name Auber könnte allenfalls Veranlassung geben, einer „Ausdrucksmusik“ zu gedenken, die diesen Titel vor allem verdient: der ebenso geistreichen als ergreifenden pantomimischen Musik, welche uns Leiden und Leidenschaft der armen „Stummen von Portici“ ad aures demonstriren würde, selbst wenn die darstellende Ballerine oder Schauspielerin (einer solchen würde ich bei den heutigen Verhältnissen den Vorzug geben) unter ihrer schönen Aufgabe bliebe.

Die Ardennen.

Von Hippolyte Taine.*)

Man hat mich gebeten, die Vorrede zu diesem Buche zu schreiben, weil ich in den Ardennen geboren bin und sie liebe; doch habe ich von ihnen nur Kindheitserinnerungen. Aber der Fluß, die Wiese, der Wald, die man auf seinen ersten Spaziergängen gesehen hat, lassen im tiefsten Grunde der Seele einen Eindruck zurück, den das weitere Leben ergänzt und nicht trübt. Alles, was man sich später vorstellt, geht hiervon aus. Es scheint, daß hier schon alles zu finden ist, und daß das volle Tageslicht niemals dem Morgenroth gleichkommen kann. Welcher berühmte Strom kommt gegen den kleinen Fluß auf, an dem man zum erstenmal die Bewegungen des Wassers ihre Arabesken in den Spiegel zeichnen und durch Berührung mit einem Zweige einer überhängenden Weide sich mit Silberfranzen schmücken sah? Welcher herrliche Park übertrifft wohl die Anmuth der armen Flur, auf der man als Kind herumgestreift ist,

*) Aus einem demnächst bei Albert Langen in (Paris, Leipzig) München erscheinenden Buche: „Studien zur Kritik und Geschichte, von Hippolyte Taine. Autorisirte Uebersetzung von Paul Kühn und Anathon Aull“; einer Sammlung von längeren und kürzeren Musteraufsätzen des scharf- und tiefsinnigen französischen Historikers, die durch ein Vorwort von Georg Brandes mit meisterhafter Charakteristik Taine's würdig eingeleitet wird. Das oben abgedruckte kleine Stück erschien 1867 als Vorwort zu dem illustrirten Buche von de Montagnac: „Die Ardennen“.

D. Herausg.

um Winden und goldene Blüthenknospen zu pflücken? Diese Gefühle sind in mir sehr frühzeitig entwickelt und sehr lebendig geworden, weil ich an der Grenze zweier Länder wohnte, von denen das eine grün und schön, das andere welk und häßlich ist, in Vouziers, dem Grenzort des weißen und braunen Bodens. Da hört die eigentliche Champagne auf und beginnen die eigentlichen Ardennen. Eine Meile weiter gegen Bourq ist alles Kreideboden. Ich erinnere mich noch des Gefühles der düsteren Trauer, in die mich diese Champagne versetzte. Man reiste damals in einer Postkutsche und wechselte die Pferde in einem Dorf mit Namen Vauvres. Auf dem ganzen Wege sah man keine andere Farbe als dieses harte, scharfe, verwundende Weiß der Kreide. Ueberall Kreide, über die Böschungen am Wege verstreut, zu Bausteinen verarbeitet für den Bau der Hütten, aufgelöst in Lachen, zu kleinen Mauern aufgeschichtet; kein Baum ringsum, zwei schmale Reihen von verkrüppelten Ulmen, keine Krautfelder, nur eine spärliche, dünne Wiesenfläche, die jeden Augenblick das Skelett des Bodens durchschimmern ließ, bleifarbene Bäche, die sich langsam zwischen Buschwerk hinschleppen, Felder, die von gelblichen Pflanzungen und dem großen brach liegenden Lande ein buntfarbiges Aussehen erhalten, die streifig und schmutzig sind wie ein alter Fuhrmannsmantel, den man hier und da zerrissen und durch Flecken von anderem Stoffe ausgebessert hatte. Der schwerfällige Postwagen fuhr endlich beim heiseren Gesang der Bremsen den Hügel von Bourq hinab. Der Boden wurde weniger trocken und weniger mager. Die Getreidefelder schossen mehr in die Höhe, die Fruchtbäume drängten und das Thal öffnete sich; man sah tief unten die Windungen der Aisne, in der Umkränzung von Pappeln und Weiden, dann rechts ein weites heiteres Grün, eine Wiese, die sich erstreckte, so weit man sehen konnte; links sah man hier und da Striche von dunklerem Grün, waldbekränzte Hügel, einen schwarzen Felsen und in der Ferne den welligen Boden, der den Eingang in die Argonne bezeichnet.

Seit dem Feldzuge von Dumouriez gibt es in Frankreich niemanden, der nicht diesen Namen kennt. Grandpré, La Croix-aux-Bois, Longwy, les Ilettes, le Chêne-Populeux, das sind die Pässe, die den fremden Einfall gehemmt haben. Sie sind nicht mehr so wild wie früher. Das Land ist bebaut und bevölkert. Eine reizende, grüne, schattige Gegend ist da entstanden, die reich an Abwechselung ist, eine Art natürlicher Park, in dem die Augen ausruhen können, die ermüdet worden sind durch die Einöde der allzu sehr ausgenutzten Felder und der regelrechten Pflanzungen. Die Natur hat sich dort verschönt, ohne zum Sklaven zu werden. Die Linien des Terrains wellen und durchkreuzen sich in launenhafter Abwechselung. Die Wälder bedecken den Rücken der Hügel, steigen bis an den Fuß der Abhänge herab und schieben ihre Baumgruppen bis an den Anfang der Dörfer. In den Vertiefungen sind kleine Fluren, die von fließenden Wässern überrieselt werden. Sie glänzen in der Sonne wie Smaragde, und ihre Bäche schlängeln sich rauschend dahin in dem Labyrinth der kurzen und hohen Thäler. Fehlt es hier an Größe, so ist die Abwechselung überreich, und manchmal findet man in einem Kessel, der voll ist von Pflanzenüberresten und von Erdbeeren, die letzte Spur des Urwaldes, eine Menge von ungeheuren und stillen Eichen.

Will man sie noch fast unberührt sehen, muß man in die Gegend von Dun gehen und wieder nach Norden wandern. Ich habe diese Reise oftmals im Herbste mit meinem Vater gemacht und ich erinnere mich des langen Schweigens, in dem wir befangen waren, wenn wir Meile auf Meile immer die runden Häupter der Eichen, die aufsteigenden Baumreihen und den Geruch des ewigen Grün wiederfanden. Kein Geräusch, fast nie ein Reisender; das nasse Gras wuchs an den beiden Seiten des Weges hinan. Die Säulenhalle der Stämme zog sich ins Unabsehbare und ließ kein Tageslicht eindringen. Die Tropfen des frischen Regens fielen von Blatt zu Blatt; ohne das Pochen des Spechtes und den Schrei der Drossel hätte man sich in eine Wüste versetzt glauben können, in der alles lebende Wesen erstorben war. Aber die unvergleichliche Frische der reichen Vegetation genügte, um den Raum zu bevölkern, und die leuchtenden Eichen, die sich ausbreiteten und in Myriaden die Rücken der Hügel bedeckten, schienen friedliche Heerden zu sein, die getränkt wurden durch die feuchte Luft, in der die weißen Wolken schwammen. In diesen alten Wäldern lebt noch eine halb wilde Race. Alle sind Holzfäller. Sie kennen kaum das Brod; ein Stück Speck, Kartoffeln und Milch bilden ihre Nahrung. Ich habe die Nacht in Hütten zugebracht, die keine Fenster hatten; durch einen großen Rauchfang, an dem Fleisch geräuchert wurde, drang das Licht herein und ging der Rauch hinaus. Die Kinder sprachen nicht französisch; und auch ihr unverständliches Patois nützte ihnen nicht viel. Sie liefen den ganzen Tag wie frei gelassene Füllen umher und sammelten Champignons und Bucheckern. Ihr wichtigstes Geschäft war, die Kuh zu hüten. Mit 12 Jahren gab man ihnen ein Beil in die Hand, mit dem sie die Aeste der gefällten Bäume abhieben. Wenn sie groß wurden, fällten sie die Bäume. Ein stummes, thierisches Leben, voll von seltsamen Träumen, reichen Legenden. Denn zu gewissen Stunden des Tages und der Nacht hat der große Wald unaussprechliche Freuden und Schrecknisse. Man muß ihn sehen, im Nebeldampfe während der Regenwochen, überrieselt, düster und feindlich, wenn die von der Axt gefällten Eichen wie blutende Leichname daliegen und das allgemeine Rascheln des Laubwerkes sie mit einer grenzenlosen Klage umtönt. Aber man muß ihn auch sehen, wenn er lacht, geschmückt wie ein schönes Mädchen, wenn des Morgens die schräge Sonne Lichtpfeile zwischen seine Stämme drängt, in leuchtenden Flecken über das Laubwerk spielt und diamantene Sträuße auf die Spitzen der Gräser zaubert. — Nichtsdestoweniger erreicht er erst, wenn man jenseits von Sedan, nach Bouillon und der Grenze zu, weiter geht, seine ganze Schönheit und seine ganze Anmuth. Dort erhebt ihn eine Kette von kleinen spitzen Bergen und entfaltet ihn auf grünen Abhängen. Ein krystallener Gebirgsfluß, die Semois, bekränzt ihre Windungen mit Halsbändern von beweglichen Steinen. Bläulicher Rauch schwebt wie ein Schleier darüber, und wenn man des Morgens von der Höhe eines Felsens herab die Thäler betrachtet, die vom Nachtnebel umzogen sind, sieht man, wie der Wald nach und nach aus dem Dunst hervortritt und unter dem weichen Weiß erscheint, wie er nach und nach vom Gipfel bis zum Thale unter den Liebkosungen des Tageslichts trocknet, das mit einemmale alle seine Birken und alle seine Eichen zum Lächeln bringt.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. „Hunger und Liebe." Roman von Edmann Graefer. Berlin, Schuster u. Loeffler 1897. — Streng realistisch und scharfes Auge des Verfassers für das Charakteristische bekundend in seiner ersten Hälfte, wird das Buch in der zweiten etwas romantisch, ja sogar romanhaft. Die Mühen und Lasten der kleinen Leute in der Großstadt, die Leiden und Sorgen des Schulknaben, der beständig von der Furcht beherrscht wird, nicht „mitzukommen", sind sicher und anschaulich gezeichnet, auch das Erwachen des Liebessehnens in dem jungen Helden macht wahren Eindruck; während manches andere, so der unermüdlich fleißige Schulfreund, der früh sterben muß, und der junge Lebenskünstler Kleinert an sich Dageweseues erinnern und die ganze Liebesepisode verschwommen ist. Graefer hört auch bei den naturalistischen Schilderungen nicht auf, Poet zu sein, nur fehlt der im ganzen trüben und herben Grundstimmung die leiseste Gegenwirkung. Das einseitig Düstere ist auch nicht die Wahrheit.

* Bei der 1892 erfolgten Emeritirung des Directors des pharmaceutischen Instituts der Universität Straßburg, Professor F. A. Flückiger, der am 11. December 1894 gestorben ist, sammelten Freunde und Bekannte des scheidenden Lehrers ein Capital, dessen Verwendung zur Förderung der wissenschaftlichen Pharmacie dienen sollte. Die Verfügung über die „Flückiger-Stiftung" steht einem Curatorium von schweizerischen und deutschen, aus der Pharmazie hervorgegangenen Hochschullehrern und Apothekern zu. Die alle fünf Jahre an hervorragende Gelehrte, gleichviel welcher Nationalität, zu verleihende Flückiger-Medaille ist jetzt zum erstenmal und zwar dem englischen Gelehrten E. M. Holmes zuerkannt worden. Edward Morell Holmes wurde, wie die „Apotheker-Ztg." schreibt, am 29. Januar 1843 zu Wendover in der Grafschaft Buckingham geboren, widmete sich der Pharmacie und zeichnete sich frühzeitig durch seine Liebe zur Pflanzenwelt, wie auch durch seine anerkannten Leistungen auf botanischem Gebiete aus. Insbesondere waren es die Vertreter der niederen Pflanzenwelt, die Moose, Pilze, Flechten und Meeresalgen, welchen er sein Interesse widmete. 1872 wurde er zum Director des Museums der pharmaceutischen Gesellschaft von Großbritannien erwählt. Eine endlose Reihe von bedeutsamen Veröffentlichungen botanischen und pharmakognostischen Inhalts zeugt von seiner ungewöhnlich fruchtbaren Thätigkeit. Die Benennung von drei Pflanzen nach seinem Namen — Holmesia capensis, Caulerpa Holmesiana und Ectocarpus Holmesii — beweist das Ansehen, welches Holmes in den Kreisen der Botaniker genießt. Von seinen Arbeiten pharmakognostischen Inhalts werden nicht weniger als 120 angeführt. Es gibt kaum eine Droge von praktischer Bedeutung, die Holmes nicht zum Gegenstand experimenteller oder literarischer Forschung gemacht hätte.

* Eine neue Wetterwarte soll auf dem höchsten Berge Großbritanniens, dem 1330 Meter hohen Ben Nevis in den Grampian-Bergen Schottlands, errichtet werden. Gegenwärtig befindet sich nur unterhalb der Spitze des Berges eine meteorologische Station, deren Beobachtungen sich bloß auf Luftdruck und Temperatur erstrecken.

tz **Weimar.** Wie schon bekannt, findet zu Ehren der verewigten Frau Großherzogin Sophie von Sachsen im Herbst d. J. eine Gedächtnißfeier statt, an der sich die Goethe-, die Shakespeare-Gesellschaft, die Schiller-Stiftung und das Goethe- und Schiller-Archiv mit ihren Vorständen und Mitgliedern gemeinsam betheiligen werden. Jetzt ist denn auch das definitive Programm festgestellt und edirt. Nach diesem findet die Feier am 8. Oct. (Vormittags um 11½ Uhr) und zwar in den Sälen des Sophienstiftes statt, und wird bei derselben Se. Exc. der Hr. Geheimrath Prof. Dr. Kuno Fischer die Gedächtnißrede halten. Eingeleitet wird dieselbe durch die Executirung des Adagio's aus Beethovens Trio, op. 96, für Orchester bearbeitet von Franz Liszt, ausgeführt von den Mitgliedern der großherzogl. Hofcapelle unter Leitung des Generalmusikdirectors Dr. E. Lassen. Als musikalischer Epilog folgt der Rede der Schlußsatz von Beethovens Messe in C, op. 86, ausgeführt von den Solisten und dem Chorpersonal des großherzogl. Hoftheaters unter demselben Leiter. Abends findet eine Aufführung von Glucks: „Orpheus und Eurydice" statt, zu welcher alle Festtheilnehmer als Gäste des Hoftheaters eingeladen sind. Ebenso zu einer anderen Galavorstellung (wahrscheinlich ein classisches Trauerspiel), die am Abend des 9. Oct. stattfinden soll, an dem die Goethe-Gesellschaft ihre Jahresversammlung abhält und an welchem Mittags 2 Uhr im Erholungssaal das übliche Mittagessen derselben stattfindet. Der Eintritt ist nur denen gestattet, welche Einladungsschreiben erhalten, und diese legitimiren die Festtheilnehmer.

* **Braunschweig.** Die 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wird in den Kreis ihrer vom 19. bis 25. September hier stattfindenden Berathungen auch die Frage einer Bekämpfung der Tuberculose ziehen. Eine große Anzahl namhafter Aerzte wird das Thema nach den verschiedensten Richtungen hin behandeln. Der Hauptzweck einer auf den 23. September angesetzten Berathung, zu der auch an Laien Einladungen ergangen sind, soll sein, alle für die Bekämpfung der Tuberculose interessirten Männer zu engerem Zusammenschluß und künftigem gegenseitigen Austausch von Erfahrungen und Ideen zu veranlassen. Die Versammlung hofft, daß in dem Maße, wie unter den Aerzten und im Volke die Einsicht von der Möglichkeit, dieser Krankheit den Boden zu entziehen, wächst, auch die Scheu derer zunehmen muß, die an ihrer Unterdrückung mitarbeiten.

* **Berlin.** Das Potsdamer Observatorium für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie erhält im Auftrag des Cultusministeriums einen neuen Schmuck durch die Broncebüsten von Gauß und Bessel; sie werden neben der Büste des Generals Baeyer Platz finden, der das Geodätische Institut gegründet und als erster Director bis zu seinem Tode (1885) geleitet hat.

* **Wien.** Im österreichischen Museum ist für einige Tage im Säulenhof das Ehrendoctordiplom der Universität Wien für König Oskar von Schweden ausgestellt. Die Miniaturmalerei der Pergamenturkunde sowohl, als die goldene Bulle und die zur Aufbewahrung des Diploms dienende Kapsel sind in arabischer Weise durchgebildet. Der Entwurf des Ganzen und die Ausführung der gemalten Ornamente sind von Professor Hanns Macht, der Druck von Adolph Holzhausen, die Bulle von J. Bachre u. Sohn. Die arabischen Inschriften wurden nach Zeichnungen von Hofrath Dr. J. Karabacek hergestellt. Die Kapsel aus geschnittenem, gepreßtem und vergoldetem Leder mit dem auf dem Deckel befindlichen emaillirten Wappen des Königs wurde von Paul Pollack verfertigt. Um den Deckel läuft eine eingelegte silberne Inschrift; sie enthält in arabischem Tumâr-Ductus des 14. Jahrhunderts in alt hergebrachter Fassung die fürstlichen Persönlichkeiten zukommende Wunschformel: „Hehrer Friede, beständiges Glück, dauernder Ruhm und Wohlergehen dem Besitzer immerdar!" Der Körper der Lederkapsel wird nun einem textilen Ornament umsponnen, das Bindenschilde enthält, die, in regelmäßiger Reihenfolge abwechselnd, die Inschriften zeigen: „Der weise König — der gerechte König — der hülfreiche König."

* **Wien.** Dr. Johann Wolfbauer, Adjunkt an der landwirthschaftlich-chemischen Versuchsstation, hat den Professortitel erhalten.

* **Brüssel.** Hier wird vom 28. August bis zum 2. September ein internationaler Congreß von Architekten und Ingenieuren tagen. Die deutschen Theilnehmer versammeln sich in Köln, von wo sie gemeinsam am 27. August die Fahrt nach Belgien antreten. Auf der Fahrt wird zuerst die alte Stadt Löwen mit ihren künstlerisch bedeutenden Baudenkmälern besichtigt. Die Fahrt geht dann weiter nach Ostende, wo die Theilnehmer übernachten. Am 28. August folgt die Besichtigung der Städte Brügge und Gent. Den Schluß des Congresses bildet ein Ausflug nach Antwerpen und der Gartenstadt Laeken, deren bedeutende Gewächshäuser einer Besichtigung unterzogen werden sollen.

* **Madrid.** José Medadilla, Doctor der Philosophie und Gymnasialprofessor, hat sich entschlossen, umzusatteln, und wird dieser Tage in einer derstädtischen Arena als Torero auftreten. Wie es scheint, hat er den Schulunterricht als theoretische Vorbereitung zum praktischen Stiergefecht betrachtet.

P. C. **Moskau.** Der Verlauf des durch den Großfürsten Sergius Alexandrowitsch eröffneten XII. Internationalen Aerztecongresses trat allgemein die lebhafteste Befriedigung hervor. Die Versammlung macht schon durch ihre numerische Stärke einen imposanten Eindruck, indem sie über 2000 ausländische Mitglieder nun eine doppelt so hohe Anzahl russischer Theilnehmer zählt. Dem von der Regierung und von der Moskauer Commune in wirksamster Weise unterstützten Comité war, wie das ganze Arrangement bewies, viel daran gelegen, dem Auslande gegenüber zu bekunden, daß — um die Worte des Comité-Präsidenten, Professor Stiassowsky, anzuwenden — „zwischen Rußland und dem Westen keine Scheidewand bestehe", daß vielmehr Rußland im Bewußtsein seiner geistigen Ebenbürtigkeit an der Förderung sämmtlicher Culturaufgaben Europa's mitzuwirken bestrebt sei. Von diesem Gesichtspunkt aus darf man den in jeder Beziehung gelungenen Congreß auch als einen politischen Erfolg Rußlands bezeichnen. Sämmtliche ausländische Theilnehmer der Versammlung sind einig in der Anerkennung der großen und erfolgreichen Bemühungen, welche von den Veranstaltern des Congresses und den Behörden aufgeboten wurden, um den Gästen sowohl die Reise von der Grenze ab, als auch den Aufenthalt in den russischen Städten, insbesondere in Moskau, angenehm und anregend zu gestalten. Kein Mißton hat den Verlauf des Congresses, in dem die verschiedensten Nationalitäten zahlreich vertreten waren, gestört und auch die polnischen Theilnehmer, welche in auffallend großer Anzahl nach Moskau gekommen sind, schlossen sich der allgemeinen Befriedigung rückhaltlos an. Es sei zum Schlusse constatirt, daß das Hauptverdienst an diesem schönen Werke den Professoren Stiassowsky und Rath gebührt.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 28. August. Nummer 193.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Erinnerungen des Grafen Fleury. Von Paul Holzhausen. — Meditationen über Sprechton, Ausdrucksmusik und Leitmotiv. II. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Erinnerungen des Grafen Fleury.[1])

Von Paul Holzhausen.

Es ist allgemein bekannt, daß unter dem Einfluß einer in den achtziger Jahren entstandenen und anscheinend auch heute noch nicht zum Stillstand gekommenen napoleonfreundlichen Bewegung unter den Geistern unsrer westlichen Nachbarn eine gewaltige historische Literatur über das erste Kaiserreich entstanden ist, deren Sichtung und Abschätzung, wenn sie überhaupt in der Gegenwart schon vollzogen werden kann, noch manches Jahr Arbeit beanspruchen wird. In der Eröffnung von Quellen jeder Art, sowie auch in der Herausgabe kritischer und darstellender Werke haben die französischen Gelehrten geradezu mit einander gewetteifert, und die Namen Rémusat, Mazade, Fernand Calmettes, Vandal, Frédéric Masson, Welschinger, Chuquet und Lévy mögen — von dem großen Taine zu schweigen — schon genügen, um anzudeuten, was ich sagen will.

Mit einer anerkennenswerthen Liberalität, die unsre deutschen Buchhändler manchmal beschämen dürfte, und mit einem feinen Verständniß ist der französische Buchhandel der Stimmung des Volkes und den Wünschen der Gelehrtenwelt entgegengekommen, und wer z. B. das herrliche Gewand betrachtet, in welches die Firma Hachette das riesige Prachtwerk Armand Dayots, des Directors der École des Beaux-Arts, „Napoléon raconté par l'Art“ (Paris, 1895) gekleidet hat, der darf als Deutscher wünschen, daß wir etwas ähnliches über die Befreiungskriege oder den Philosophen von Sanssouci besäßen. Auch die anderen großen Pariser Firmen, die Dentu, Firmin Didot, Calmann Lévy, Armand Collin u. a. haben in der geschmackvollen Ausstattung napoleongeschichtlicher Werke Bedeutendes geleistet.

Allen voran aber stehen die Musterausgaben des Hauses Plon (E. Plon, Nourrit u. Co.). Bei Plon war schon unter dem Kaiserreiche die typographisch meisterhafte Ausgabe der Correspondance de Napoléon I. erschienen, deren auf Veranlassung der Regierung des Neffen absichtlich eingeschnittene Lücken ein vor kurzem erschienener, viel besprochener zweibändiger Nachtrag ausgefüllt hat — soweit dieses heutzutage noch möglich ist. Die schon in den sechziger Jahren bestehende Plon'sche Sammlung historischer Schriften aber hat sich in den achtziger und neunziger Jahren um Dutzende von werthvollen Werken über die Zeit des ersten Napoleon bereichert, deren bloße Aufzählung lange Spalten füllen würde.

Durch eine nahe liegende Ideenverbindung sind die Herausgeber dieser Sammlung neuerdings dazu übergegangen, den Rahmen ihres Unternehmens zu erweitern und auch eine beträchtliche Anzahl das zweite Kaiserreich betreffender Werke aufzunehmen, für welches, nach der schroffen Ablehnung der siebziger Jahre, in Frankreich gleichfalls ein reges Interesse erwacht ist. So sind — um mit den Quellen zu beginnen — bei Plon die Memoiren des bekannten Herzogs von Persigny erschienen, welche Graf d'Espagny, der frühere Geheimschreiber des Herzogs, herausgegeben hat, ferner die Schriften des verunglückten Diplomaten Benedetti (Ma Mission en Prusse und die Essais diplomatiques). Den italienischen Feldzug von 1859 hat der Duc d'Almazan beschrieben, eine Episode aus der famosen Expedition nach Mexico der Prinz Bibesco (Au Mexique en 1862. Combats et Retraite des Sixe Mille). Die Geschichte der verschiedenen Ministerien von Drouyn de Lhuys behandelt der ehemalige Gesandte Bernard d'Harcourt, während der Feldzug von 1870—71 in dem neulich erschienenen ersten Bande eines umfangreich angelegten Werkes von Samuel Denis (Histoire contemporaine. La Chute de l'Empire, le Gouvernement de la Défense Nationale, l'Assemblée Nationale), natürlich vom französischen Standpunkte aus, dargestellt worden ist. Als Specialwerke über Napoleon III., seine Persönlichkeit und seine Regierung wären La Gorge's preisgekrönte Arbeit Histoire du second Empire, sowie E. Bavoux' La France sous Napoléon III., endlich das gegenwärtig bis zum 3. Bande gediehene Werk H. Thirria's (Napoléon III. avant l'Empire) zu erwähnen.

Der dritte Napoleon endlich ist auch der Held, wenn wir hier von einem Helden reden dürfen, in den „Erinnerungen“ des Grafen Fleury, deren erster Band im Frühling dieses Jahres das Licht der Welt erblickt hat. Und für den Autor dieses Werkes war er in der That ein Held oder doch etwas sehr ähnliches; denn wir haben in Fleury einen der aufrichtigsten und anhänglichsten Bewunderer des Mannes von Solferino und Magenta vor uns. Freilich entstammt Fleury nicht einer der Familien des kaiserlichen Erbadels, dessen Stifter der große Napoleon war und dessen jüngeres Geschlecht wir in den Ney, Murat, Reille, Pajol, Larrey und unzähligen anderen an dem in kleinerem Maßstabe angelegten Hofe des kaiserlichen Neffen wiedergesehen haben. Auch war er keiner jener alten Schnauzbärte von 1806, die wie der bekannte Oberst Vaudrey und der Major Parquin bei dem Attentat von Straßburg, oder wie der allzeit getreue Montholon bei dem Putsche von Boulogne, oder wie Prinz Jérôme, Pyat und Fabvier bei dem Staatsstreiche des Präsidenten mitgewirkt haben. Er war wie Persigny ein „neuer Mann“, der wie dieser dem kommenden Manne huldigte.

Ja, eigentlich war Fleury sogar der Dynastie dee Orleans verpflichtet, unter deren Aegide er seine militärische Laufbahn als Spahilieutenant in Afrika begonnen hatte und für deren Prinzen, den Herzog von Aumale, er, nach seinen eigenen Geständnissen zu urtheilen, eine Zeitlang sogar ehrlich begeistert war. Aber mit jener Gewandtheit, die in dergleichen Dingen, wie die Geschichte Napoleons

[1]) Souvenirs du Général Cte. Fleury. Tome premier (1837—1869). Paris, Plon 1897.

und der Bourbonen zeigt, den Franzosen eigen ist, wurde der ehemals königliche Offizier ein Werber des Prinzen Bonaparte, und recht bald nach dem Sturze der Juli-dynastie sehen wir ihn, neben den Persigny und Baudrey, den Pyat, Fabvier, Méneval, Edgar Ney und dem illegitimen Herzog von Morny, als einen der eifrigsten Bonapartisten an dem neuen „Hofe" des Präsidenten. Er war Adjutant des Prinzen, Kammerherr, kurz eine Art brauchbares Werkzeug für alles, und er war — das muß man ihm lassen — wie de Persigny ein treuer Diener seines Herrn, treu bis in die Tage des Unglücks. Als die Leiche des Verbannten von Chiselhurst wie die seines großen Oheims in englischer Erde zur Ruhe gebettet wurde, da war General Fleury unter der kleinen Schaar der Getreuen, die dem verblichenen Kaiser die letzte Ehre erwiesen, und er kann es Mac Mahon, dem tapferen Besiegten von Sedan, nicht vergessen, daß er, der kaiserliche Marschall, in den Reihen der Leidtragenden fehlte.

Wie er seinem Kaiser im Unglück treu blieb, so hat Fleury auch in seinen guten Tagen — und das waren die verworrenen Zeiten von 1848—1849 — im Interesse des Präsidenten ehrlich gearbeitet. Denn er ist es gewesen, dem die immerhin kitzliche Aufgabe zufiel, den General Saint-Arnaud, in dem man einen passenden militärischen Helfer für den geplanten Staatsstreich erwartete, dem Prinzen Napoleon zuzuführen. Es ist dies jene köstliche Geschichte von dem Kabylenfeldzuge, ein lehrreiches Beispiel dafür, wie in der Politik etwas „gemacht" wird. Man brauchte in Paris einen Kriegsminister, einen Truppencommandeur mit einem weiten Gewissen und einer gewissen Dosis von effronterie. Als man sich nun nach einem geeigneten Manne umsah, fiel Fleury Saint-Arnaud ein, sein ehemaliger Vorgesetzter in Algier, den er den kommenden Aufgaben gegenüber für gewachsen hielt. Flugs wurde Fleury über das Mittelmeer geschickt, um die Sache mit Saint-Arnaud abzumachen. Aber dieser war, wie auch sein späteres Verhalten gezeigt hat, ein schlauer Fuchs, und es war ihm nicht so leicht beizukommen. Da steckte sich Fleury nach bewährtem Recepte hinter die Frau Generalin, und die Sache gelang. Nun wurde ein Kabylenfeldzug ins Werk gesetzt, zu keinem anderen Zwecke, als um aus dem voraussichtlich siegreichen Brigade- einen Divisionsgeneral machen und diesen an die Spitze eines der Pariser Truppenkörper setzen zu können. Das ist die Geschichte Saint-Arnauds, deren „deseous" uns der alte Fleury mit großer Offenherzigkeit und anscheinend nicht ohne Behagen vorträgt.

Auch sonst war dieser letztere dem Präsidenten von unschätzbarem Werthe. Er besorgte für ihn eine Menge nothwendiger Kleinigkeiten, half die Honneurs machen, kaufte dem stets in Finanznöthen Steckenden ein schönes Gespann und gab ihm, als die Sache am 2. December 1851 zum Klappen kam, den guten Rath, die letzten disponiblen 50,000 Franken daran zu wagen, damit während der bevorstehenden Kampftage die Truppen an Lebensmitteln und Wein keinen Mangel litten. Denn die Erfahrungen früherer Revolutionen hatten gezeigt, wie verhängnißvoll ein solcher Mangel werden kann, und daß auch zum Bürgerkriege Geld, Geld und wiederum Geld gehört.

So sehen wir Fleury, den wir in den ersten Capiteln seiner „Erinnerungen" unter Spahis und Kabylen als schneidigen Reiteroffizier, mit dem ritterlichen Muthe, der den Franzosen auszeichnet, kennen gelernt haben, im zweiten Acte seiner Lebensbahn als klugen diplomatischen Kopf. Freilich ist er ein Diplomat im kleinen geblieben; denn der große coup, den er später ausführen sollte, nämlich vor dem deutsch-französischen Kriege den St. Petersburger Hof zugunsten Napoleons III. umzustimmen, dieser coup ist ihm gänzlich mißlungen.

Ebenso wenig war ihm in früheren Jahren eine Mission geglückt, die eine Verbindung des zum Kaiser gewordenen Prätendenten mit einer Darmstädter Prinzessin bezweckte. Die gekrönten Häupter wollten alle von einer Liaison mit dem Hause Bonaparte nichts wissen, und der französische Offizier wurde höflich abgewiesen.

Graf Fleury stellt die Sache so dar, als wenn er nach diesem Zeitpunkte zu der Verbindung mit der schönen Spanierin Eugenie von Montijo gerathen hätte, nicht zum mindesten, um Napoleon aus den Netzen einer abenteuernden Engländerin zu ziehen, deren hoch fliegende Pläne gefährlich zu werden drohten. Jedenfalls verräth Fleury für die Kaiserin und deren Anmuth eine große, allem Anschein nach aufrichtige Bewunderung.

Wir sind hiemit so ziemlich am Ende dieses ersten Bandes der Fleury'schen „Erinnerungen" angekommen, wobei wir einen Bericht über den Krimfeldzug übersprungen haben, der nichts wesentlich Neues enthält. Ueberhaupt scheint mir der Hauptwerth dieser Memoiren weniger in dem Thatsächlichen zu liegen, das sie bringen. Die Hauptsache ist das milieu, in dem sich die geschilderten Personen bewegen, und hier glaube ich besonders darauf hinweisen zu müssen, wie fein und geschickt der verschlossene, äußerlich unbedeutende und von den meisten seiner Gegner herzlich verachtete Prinz Bonaparte in diesem milieu zu fahren versteht und wie tadellos er mit seinen großentheils neuen Gefährten sein Fahrzeug zu steuern weiß, bis es ohne den Donner der Kanonen des Oheims glatt und sicher in dem Hafen des Kaiserthums einläuft. Der Vergleich zwischen Cäsar und Octavian drängt sich auf.

Fleury's „Erinnerungen" sind, was die mehr äußeren Seiten der Darstellung angeht, ein ohne künstlerische Prätensionen, aber flott und flüssig geschriebenes und angenehm lesbares Buch. Auch werden wir, glaube ich, berechtigt sein, noch manche interessante Aufschlüsse über das merkwürdige Jahr 1859 und die sechziger Jahre von den folgenden Bänden zu erwarten. Das hoch dramatische Schlußcapitel dagegen wird wohl ungeschrieben geblieben sein; denn es ist bekannt, daß der alte General vor der Vollendung seiner Arbeit gestorben ist.

Er war einer der „Afrikaner" einer der Abenteurer in der französischen Armee; aber seine Gestalt hat etwas Ritterliches, und wenn er sich vielleicht allzu leichten Herzens von der übrigens total verlorenen Sache der unkriegerischen Orleans abgewandt hat, so ist er, wie schon hervorgehoben, seinem neuen Herrn bis über das Grab hinaus unverbrüchlich treu geblieben.

Meditationen über Sprechton, Ausdrucksmusik und Leitmotiv.

Von Max Zenger.

II.

Der Uebergang von der classischen oder classisch-romantischen Ausdrucksweise in den Opern der bis jetzt genannten älteren Componisten zu derjenigen, welche nunmehr mit „Sprechton" und „Ausdrucksmusik" bezeichnet wird, vollzieht sich selbstverständlich nicht in Wagners dramatischen Jugendwerken „Die Feen" oder „Das Liebesverbot". Ersteres ist eine ebenso talentvolle als gut gemeinte Anlehnung an Weber, des werdenden Meisters tief verehrtes und nächstes Vorbild, das begreiflicherweise nicht erreicht wurde. Einzelne zerstreute Züge der später entwickelten Eigenart sind bereits unverkennbar, doch fehlt noch die stilistische Einheit, und von der späteren Beeinflussung speciell durch die Eurpanthe ist noch nicht viel zu entdecken. Daß das Werk nach des Autors Tode gegen

Digitized by Google

seinen Willen, den er in einem Brief an weiland König Ludwig II. ausdrücklich bekundete, am Münchener Hoftheater zur Aufführung kam und auf dem Repertoir geblieben ist, hat seinem Namen und seiner Bedeutung, an denen überhaupt längst nicht mehr zu rütteln ist, auch insofern nichts geschadet, als die zwar nicht vollkommene Arbeit wenigstens vollkommen ehrlich ist. Vom „Liebesverbot" ist dem Schreiber dieses nichts bekannt geworden. Ob schon damals „der Mensch in seinem dunkeln Drange des rechten Weges sich bewußt" war? Man sollte es kaum glauben, wenn man seinen „Rienzi", das gezwungene Abbild der von Spontini inaugurirten Pariser Prunkoper, sieht und hört. Diese Menge lärmender Aufzüge und Militärmärsche, diese unleugbare Annäherung an Meyerbeer und Donizetti ohne die melodische Begabung beider, diese laute Verleugnung des edlen Vorbildes Weber, sie sind, soweit nicht etwa der Einfluß besonderer Umstände in Betracht kommt, für den nicht blind Anbetenden völlig unverständlich. Denn aus derselben Feder ist in unmittelbarer Folge „Der fliegende Holländer" geflossen — der kühnste und weiteste Sprung in ein neues Gebiet, welchen vielleicht je ein Künstler im Anfang seiner Entwicklung gewagt und mit gleich sicherem und bleibendem Erfolge ausgeführt hat! In diesem originellsten und urkräftigsten Werk unter den dreien, welche sich noch „Oper" nennen, hat Wagner bereits sich selbst und die seinem Wesen entsprechende Ausdrucksweise wie mit einem Schlage gefunden. Und zwar überspringt die eigenthümlich ariose Behandlung der hauptsächlichsten Scenen, wie z. B. des grandiosen Auftrittes des Holländers im zweiten Act, bereits den Stil der Euryanthe. Die edel gemessene, geisterhafte Rhetorik des unheimlichen Gastes, welcher der angedonnerten Senta so, wie sie ihn träumend längst geahnt, plötzlich vor Augen steht, sie ist die ureigenste Schöpfung Wagners und hat ebensowenig ein Vorbild, wie die Scene selbst, eine der schönsten, die auf dem dunklen Grunde däumernder Romantik erstanden sind. Es ist nicht schwer zu denken, daß an dem wirklich beneidenswerthen Gelingen gerade dieser Scene die Kraft und der Muth des Dichtercomponisten erstarkte, daß gerade sie die von nun an in immer größerem Umfange gebrauchte und allmählich zur Alleinherrschaft gelangte ariose Gesangsweise hauptsächlich inaugurirte. Ebenso begreiflich ist es andrerseits, daß Wagner von dem hohen Werth solcher Scenen, wie die genannte, den bedeutend geringeren von Musikstücken, worin er aus Rücksicht gegen das Publicum die Formen seiner Vorgänger nachzuahmen suchte, richtig abzuwägen wußte und immer mehr zur Ueberzeugung gelangte, daß in letzteren für ihn kein Heil gelegen sei. Von dem vielleicht im Streben nach Charakteristik überhaupt etwas trivial ausgefallenen Daland abgesehen, fällt der Meister — denn ein solcher ist er im „Holländer" bereits — gerade am Schluß jener angeführten, glorreich begonnenen und fortgeführten Scene, von da an nämlich, wo Senta und der Holländer opernhaft zusammensingen, aus der Rolle. Sowohl dieser Duettschluß, als auch zum Theil der Zwiegesang des Tannhäuser und der Elisabeth (As-dur) im zweiten Act sind hart an Trivialität streifende capellmeisterliche Nachahmungen, welche, mitten im neuen Curs, den mit diesem bereits Befreundeten mit kaltem Wasser begießen. Mit ihnen mußte aufgeräumt werden und ist im „Lohengrin", der stilistisch einheitlichsten Schöpfung unter den bisherigen, bereits gründlich aufgeräumt.

Was die Behandlung des declamatorischen Theils in „Tannhäuser" und „Lohengrin" betrifft, so ist in beiden ein bewußtes und absichtliches Anlehnen an den Stil der Euryanthe unverkennbar; in letzterem hat man sogar die Empfindung, daß er ohne die Euryanthe nicht hätte entstehen können — die Aehnlichkeit der beiderseitigen Charaktertypen mag diese Empfindung nur bestärken. Der technisch greifbare Unterschied ist aber der, daß in der Euryanthe die Declamation nach Maßgabe der textlichen Forderung zwischen einem außer Tact oder wenigstens nicht streng im Tact zu singenden Recitativ und einem an die Gleichheit der Tactschläge gebundenen Arioso wechselt, wobei letzteres jedoch — darin besteht die äußere Annäherung an unsern bereits viel besprochenen „Sprechton" — bereits das Uebergewicht gegen ersteres gewonnen hat: während Wagner von einer außer Tact gesungenen Recitation, der letzten Erinnerung an die Classicität, durchaus absieht. Was ihn außer diesem technischen Moment mit Weber ebenso verbindet, wie es ihn von den Alten, sagen wir beispielsweise von Mozart, entfernt, das ist undefinirbar, wenn es nicht in der völlig neuen, romantischen Empfindungsweise liegt, welche ihren ersten bezaubernden Ausdruck in den deutschen Klängen des Freischütz gefunden hat. In Ansehung der reinen Technik aber, von welcher hier vorzüglich die Rede sein soll, ist, um im Meistersingerdeutsch zu reden, die „Weber'sche Euryanthenweis'" das letzte historische Stadium vor der musikalisch-dramatischen Ausdrucksweise Wagners, wie er sie im „Holländer" kräftig angeschlagen, im „Lohengrin" purificirt, in „Tristan und Isolde" und in den „Meistersingern von Nürnberg" zum Culminationspunkt geführt hat.

Wie aber der Schritt von Webers künstlerischem Abschluß zu Wagners künstlerischem Anfang, welchen eine richtige Beurtheilung nach dem Rienzi setzen wird, schon ein sehr beträchtlicher war, so ist der Weg, den Wagner selbst vom Arioso des Holländer bis zur „unendlichen Melodie" von Tristan und Isolde durchmessen hat, ein ungeheurer. Daß er über diese Grenze hinaus sich nicht mehr weiter entwickelt hat, dies an sich schon sollte seinen Verehrern eine laute Warnung sein, nicht etwa im thörichten Wahn, der Welt noch Größeres zu bieten, da anfangen zu wollen, wo er aufgehört hat. So hat es Hektor Berlioz mit Beethoven versucht, und die vernichtendste Kritik, die er darüber erfahren, hat sein Freund Richard Wagner geschrieben. Man hätte gespannt sein dürfen auf die Ausbrüche grimmigsten Hohns, womit der Meister den Jüngern heimgeleuchtet hätte, wenn er sie als seine „Epigonen" an der Arbeit ertappt hätte.

Der Stil der großen Periode nach Lohengrin, welche die Meistersinger, den Nibelungenring, Tristan und Isolde (dieses Werk unterbrach bekanntlich die Arbeit an jenem) und den Parsifal umfaßt, läßt keine Weiterung nach der Höhe und Tiefe, nicht einmal nach der Seite, mithin auch kein Epigonenthum zu. Statt eines solchen haben wir auch nur eine Wagnercapellmeistermusik zu registriren. Warum? Vor allem ist das System der „unendlichen Melodie", in welchem, wie eingangs bemerkt, die Singstimmen und das Orchester ihre Functionen gewechselt haben, schon unter Wagner zur Schablone geworden: und zwar zu einer unbeweglicheren, als die alte Oper, selbst die Opera seria der Italiener, jemals war, mit welcher viele Dutzend Componisten weltberühmte Männer geworden sind. Wenn trotzdem den genannten Werken eine tiefe und nachhaltige Totalwirkung nicht abzusprechen ist, wenn sie eine Fülle von einzelnen Schönheiten enthalten, welche vielleicht nach ihrem vollen Werth noch nicht einmal allgemein gewürdigt sind, so liegt das gar nicht im System, denn auch hier bewährt sich das Dichterwort: grau, theurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum. Das gewaltige Genie des Individuums Richard Wagner ist es, welches den „Sprechton" mit einer viel sprechenderen Malerei des Orchesters unterlegt, ihn, wenn er langweilig werden will, bald mit süß schmeichelnden, bald mit tief ergreifenden, aber immer künstlerisch interessanten Stimmungsbildern

Digitized by Google

durchbricht, wie sie seine ungemein lebhafte Phantasie dem ihm unbedingt unterworfenen Orchester entzaubert. In der That weiß man nicht, soll man seine Imagination für Seelenvorgänge oder für elementare Schilderungen höher anschlagen: zu bewundern ist er nach beiden Seiten. Unter letzteren haben gerade die mehr äußerlichen, wie Wotans Feuerzauber, der Walkürenritt ꝛc. großes Aufsehen gemacht. Das mit dem Seelenleben aufs innigste verknüpfte Waldidyll im „Siegfried" dagegen dürfte wohl eine der reizendsten lyrischen Scenen in der Geschichte des Musikdramas sein. Solche episodische Ausschmückungen, worin die Musik entschieden in ihre Rechte tritt, haben überhaupt die etwas geringere Sympathie, welche aus ganz natürlichen Gründen der Nibelungentetralogie zugewendet wurde, bis jetzt gerettet — nicht das System. Unter jenen prangt u. a. auch der entzückende Gesang der drei Rheintöchter in der „Götterdämmerung". Wenn ich aber Lösungen von Problemen nennen soll, an die sich nur die höchste Vorstellungskraft und zugleich die vollkommenste Sicherheit in den Mitteln wagen konnte, so bezeichne ich die Scene in „Tristan und Isolde", wo letztere, von Brangäne auf die Gefahr der nahen Jagd des Marke aufmerksam gemacht, sich überredet, daß sie nicht der Hörner Klang, sondern das Rauschen des Waldes höre — hier geht das Motiv der Hörner auf die Clarinetten über, es ist verblüffend einfach, aber doch ebenso tief empfunden als geistreich ausgeführt, und hat mir jedesmal ein kaltes Schauern verursacht; und noch eine andere, die Scene in der „Götterdämmerung", wo dem Siegfried durch Gunthers Bruderschaftstrank das Gedächtniß an Brunhild schwindet — diesen Vorgang im Gehirn Siegfrieds drückt ein langer Triller im Orchester, der durch Veränderung seiner harmonischen Unterlage gleichsam seinen Boden verliert, geradezu beängstigend aus. Es sind dies nur zwei Beispiele einer meisterhaften, freilich mehr pathologischen Zeichnung, denen man ungezählte andere, namentlich aus Tristan, anreihen könnte; sie beweisen aber allein schon eine schöpferische, sagen wir unverhohlen dämonische Kraft, welche nicht mit gewöhnlichem Maß zu messen ist.

Auch nach der formell musikalischen Seite hat der Erfinder der „unendlichen Melodie" die Gegnerschaft, die er sich durch diese schuf, vielfach beruhigt und versöhnt, indem er an Stelle der mehr und mehr aufgegebenen Einzelnummern große scenische Bilder aufrollte, in welchen die aus der Situation hervorgehende Grundstimmung meist sehr sorgfältig durch Festhalten einer Haupttonart gewahrt ist. Durch solche große Stimmungsbilder, in welchen der Musik auch noch das schöne alte Vorrecht des Zusammenklangs vieler Gesangstimmen (Ensembles von Soli und Chor) erhalten blieb, haben namentlich „Die Meistersinger von Nürnberg", deren dritter Act u. a. wieder mit dem herrlichen Quintett (ohne dramatische Nöthigung!) geschmückt ist, die allgemeine Sympathie erworben. Aber auch lange Strecken der Monodie oder des zwei- und mehrstimmigen Wechselgesangs haben mitunter gedrungene Gestalt gewonnen, indem das Orchester ein zumeist aus Leitmotiven gefügtes Musikstück spielt, wobei die Gesangstimme fast den Eindruck macht, als wäre sie nachträglich der Partitur aufgesetzt worden. Darum machen aber auch dergleichen Scenen, ohne Worte und Gesang in den Concertsaal transferirt, mögen sie vom vollen Orchester oder selbst nur auf dem Clavier mit Verständniß vorgetragen werden, trotz der fehlenden Scenerie noch immer eine gewisse, und zwar eine bestimmt musikalische Wirkung. Ich erinnere an die seinerzeit von Wagner selbst ausgehenden und von seinem damaligen Kampfgenossen Hans v. Bülow geleiteten Vorführungen von Bruchstücken aus der „Walküre", den „Meistersingern" ꝛc. in München, welche dann in andern Städten Nachahmungen mit unbestrittenem Erfolge fanden, sowie an die neueren Claviervorträge unsres Hofcapellmeisters Franz Fischer, welche lange Scenen aus „Tristan und Isolde", dem „Nibelungenring" und den „Meistersingern" umfaßten. Den stärksten Beweis für meine Behauptung liefern die Münchner Aufführungen einzelner Stücke aus „Parsifal", welche man anfänglich ohne oder mit nur theilweisem Gesang vernahm, und wobei das Orchester denn doch jedem, welcher die magisch fascinirende Totalwirkung einer Bayreuther Aufführung nicht mit erlebte, einen vollen Begriff von der Parsifalmusik, ihren Hauptmotiven und Grundstimmungen gab.

Diese thatsächliche Erscheinung, welche fast geeignet ist, die ganze Theorie des Bayreuther Meisters über den Haufen zu werfen, beweist eben seine starke musikalische Potenz, welche ihn, aber auch nur ihn befähigte, seinen Maximen Glauben und Geltung zu verschaffen, die zweite Hälfte des Jahrhunderts, welche keinen Ebenbürtigen entgegenzustellen hatte, seinem Scepter zu unterwerfen. Es ist eine gar sonderbare Metamorphose, welche die Musik in Wagners Drama durchgemacht hat. Erst befruchtet die Dichtung die Musik, nach der Theorie, daß erstere sich zur letzteren verhalten solle wie der Mann zum Weibe. Dann geht die Musik, indem sie die Dichtung in sich aufnimmt, vice versa in dieser auf, wird selbst zur dichterischen Sprache, und dem Worte bleibt fast nur noch die Rolle der Auslegung. Mit diesem Uebergreifen ins Bereich der Schwesterkunst hat aber die Musik ihr eigenes Gebiet verlassen, hat aufgehört zu sein, was sie in der Oper der Alten noch war, eine selbständige Kunst. Wer aber diese Metamorphose, welche nicht einmal ausschließlich Wagners Werk, sondern gewissermaßen in der Zeitströmung gelegen war, mit prophetischem Geist als die zunächst opportune erfaßte und dadurch der Musik weit mehr von ihrer Kraft und Grundeigenthümlichkeit rettete als andere, war eben Richard Wagner.

Er war es, welcher der auch von anderen getheilten Erkenntniß, daß in der absoluten Musik, d. i. derjenigen, welche ihren Daseinsstoff in sich selber trägt und verarbeitet, nach Beethovens neunter Symphonie große Schätze nimmer zu graben sein dürften, praktische Folge gegeben hat, indem er, weit entfernt, sich wie Berlioz und Liszt der Programmmusik in die Arme zu werfen, seine musikalische Begabung mit seiner theatralisch-dichterischen in Verbindung setzte. In dieser Verbindung konnte auch das Leitmotiv, welches in den symphonischen Dichtungen jener „Mitkämpfer", wie man sie nun einmal nennt, erst der Auslegung durch gedruckte Programme bedarf, eine, wenn auch nicht einwandfreie, doch wirksame Rolle spielen. Das Mittel ist an sich, wie schon oben bemerkt, ein mechanisches, mehr auf die gröberen Sinne des Publicums berechnet, und steht tief unter der Kunst, den Charakter einer Person durch die Eigenart der ihr in den Mund gelegten (den Gesetzen der Eurhythmie unterworfenen) Melodik zu kennzeichnen, jener urgenialen Kunst, als deren höchster Repräsentant Mozart anzusehen ist. Insbesondere geben jene kurzen, signalähnlichen Motive, welche der Person, für die sie erfunden sind, anhaften, wie die oft erwähnten beschriebenen Zettel den Figuren auf altdeutschen Bildern, den Werken, in welchen sie die größte Rolle spielen, von vorn herein etwas schablonenhaftes. In dieser Richtung scheint der vor dem Tristan begonnene Nibelungenring jenen nicht zu seinem Vortheil beeinflußt zu haben. In der weit ausgesponnenen Tetralogie, welche sich ja auch in vier aus einander liegenden Abenden abspielt, mochten sich diese Personensignalements durch die Rücksicht auf das Gedächtniß der Zuhörer empfehlen. Im Tristan, dem ohne Zweifel poetischeren Kunstwerk, hätte sich vielleicht auch ohne dieses, nur dem fraglichsten Zuhörertalent willkommene Verständigungsmittel

auskommen lassen. Eine dramatische Wahrheit kann a priori nicht in ihm liegen, denn nie hat es Personen gegeben, die immer dieselben bleiben, die sich nicht nach Maßgabe der sie umgebenden Verhältnisse entwickeln oder zum mindesten anders äußern. Viel mehr und unter Umständen volle Berechtigung haben aber jene Leitmotive, welche an außerordentliche, für den Gang des Dramas bedeutsame, vielleicht entscheidende Vorgänge, an Prophezeiungen, Warnungen ꝛc. erinnern, gewissermaßen dem Bau des Dramas das poetische Fundament geben. Zu diesen gehört z. B. das eigenthümlich rhythmische Holländermotiv, welches nicht den Holländer selbst, sondern sein sagenhaftes, allgemein schreckhaftes Erscheinen auf dem Meere bezeichnet; es schon in der Ouvertüre gleich zum Anfang ertönen zu lassen, war für Wagner so nahe liegend, wie für Mozart die Musik der Geistscene zu Anfang der Don Juan-Ouvertüre. Aber wie im „Holländer" die Geburtsstätte des später zur Alleinherrschaft gelangten „Sprechtons" zu erblicken ist, so hat die immer massenhaftere Verwendung jener Leitmotive, welche sich nicht auf Personen, sondern auf Vorgänge beziehen, seinen Ausgangspunkt vielleicht in der berühmten Warnung Lohengrins „Nie sollst du mich befragen!" genommen. Wie wunderbar dramatisch ist nicht der Moment im zweiten Finale dieser Oper, wo während des endlich erfolgten Kirchengangs, kurz vor dem Fallen des Vorhangs, das Orchester der Elsa noch einmal die Warnung ins Ohr donnert, die verhängnißvolle Frage nicht zu stellen!

Rückbeziehungen an bereits Gehörtes in entscheidenden Momenten haben übrigens auch ältere Componisten schon gekannt und mit großer Wirkung angewendet. So läßt Auber im „Maurer und Schlosser" den Maurer im Moment, wo er den Offizier, seinen Freund, einmauern muß, das Lied „Nicht verzage, alles trage!", welches frühere Beziehungen zwischen beiden erneuert, vorsingen, um in ihm die Hoffnung auf Rettung zu erwecken. Das Beispiel ist nicht ganz zutreffend, indem hier, durch einen geschickten Coup des Librettisten veranlaßt, ein ganzes Lied zum Leitmotiv, d. h. zum dramatisch zusammenhaltenden musikalischen Motiv geworden ist. Das Leitmotiv der Idee nach hat, wie der „Sprechton", bereits auch sein hohes Alter, es ließe sich leicht eine Geschichte desselben schreiben, welche ihren Anfang etwa in der Mitte des 16. Jahrhunderts nähme, wo die Vocalprogrammmusiken der Franzosen, die Schlachtenmalereien eines Janequin ꝛc., in dieser Richtung zu durchforschen wären. Als Leitmotiv im ideellsten Sinne gebraucht einmal Seb. Bach in der Cantate „Wachet, betet, seid bereit" einen alten Choral: „Es ist gewißlich an der Zeit". In einem Baßrecitativ, dessen Worte und düster stürmische Begleitung den Weltuntergang schildern, erklingt dieses jedem Evangelischen bekannte Kirchenlied seiner ganzen Ausdehnung nach, von der C-Trompete piano geblasen, wie Verheißungstrost vom Himmel mitten in das Toben und Wettern des jüngsten Tages herein. Abgesehen von der hier zugleich in Erscheinung tretenden unnahbaren contrapunktischen Kunst, womit der Altmeister im Recitativo accompagnato eine Choralphantasie von freiester Freiheit ausführt, ist das Hereinziehen der Trostesmelodie ohne die Trostesworte als für die Idee des Leitmotivs grundlegend — in der Zeit und Kunstanschauung eines S. Bach — ebenso lehrreich als überraschend. Etwas ähnliches hat der Gedankengang Robert Schumanns in der Heine'schen Ballade: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier"; er konnte sich den Patriotismus der Franzosen nicht denken ohne die Marseillaise, wenn sie auch den Heine'schen Versen erst aufgezwängt werden mußte. Vollständig dem Charakter des Wagner'schen Leitmotivs entsprechend, stellt Mozart die Musik auf die Phrase „Così fan tutte", wie sie im zweiten Act der gleichnamigen Oper von den zwei Offizieren und dem allen Philosophen gesungen wird, in der Ouvertüre, und zwar zweimal, erst als Cadenz der kurzen Einleitung, dann des Presto, voran, den Zuhörer ostentatio auf das dichterische Thema der Oper, die bekannte Sentenz, aufmerksam machend. Mit knappen Erinnerungsmotiven kann Weber im Freischütz, mit einem Personensignalement (dem Schlangenmotiv der Eglantine) derselbe Meister in der Euryanthe als vorbildlich gelten.

Doch sind es weniger die Vorbilder, welche die massenhafte und schließlich unleugbar übertriebene Anwendung von Leitmotiven in Wagners Werken veranlaßt haben. Zu ihrem mosaikartigen Zusammenfügen zu gedrungenen musikalischen Bildern sah er ebenso ein Aequivalent für die von ihm abgeworfenen alten Kunstformen, wie ihm das mit neuer Function bedachte Orchester das Melos der Singstimmen ersetzte. Wie überall kommt es ja doch auch hier weit weniger auf das „Was?" denn auf das „Wie?" an. Soweit Wagner selbst sein System mit der Kraft seiner Genialität aufrecht erhält, wird man sich immerhin mit ihm befreunden, es vornehmlich als berechtigte Kunstspecialität gelten lassen können. Kein ernster und ehrlicher Musiker, sei er auch prinzipieller Gegner, kann sich ja der Wahrheit verschließen, daß sowohl die Erfindung der Leitmotive an sich, mögen sie Vorgänge oder Personen zum Gegenstande haben, als ihre stets geistreiche Verwendung, Ineinanderfügung und gelegentliche Umgestaltung eine nie versagende schöpferische Kraft erkennen läßt, und daß, insofern nicht ein übermäßiges tendenziöses Theoretisiren in den Meistersingern und überlange Erzählungen speciell im Nibelungenring eine Ausnahme machen, jede Scene, jedes Detail an jeder Scene, soweit man nur ungeschwächten Sinnes zu folgen vermag, durch Tiefe und Intensität der Empfindung oder in Fällen, wo diese überfordert ist, durch Lebendigkeit der Phantasie, immer aber durch souveräne Macht der Darstellung — bis zur Berauschung fesselt. Mag es im allgemeinen nicht als Fortschritt der Kunst betrachtet werden können, daß sie mehr Aufregung der Sinne, mehr ein Versenken in tiefste Leiden und Schmerzen von Menschen und Uebermenschen, als Beruhigung, Erlösung und Erhebung zum Ideal bringt; mag es insbesondere Sache des Einzelnen sein, über den Bruch mit der Ethik hinwegzukommen, mit dem sich Wagner als der erste und einzige belastete, indem er den Sensualismus in die Musik einführte und zum Mittelpunkt ihrer subtilsten Darstellung machte: Thatsache bleibt immer, daß die Kraft der Erfindung und die Kunst der Ausführung, welche Wagner gerade auf den bezeichneten Gebieten zu Gebote steht, eine phänomenale, mit Allgewalt fascinirende und selbst den Widerstrebenden mit sich reißende ist. Nachdem Wagner wegen der Bocksprungweis' der Clarinette in der Venusbergmusik vielen als Monsieur sans gêne erschienen und trotzdem der Tannhäuser die populärste romantische Oper nach dem Freischütz geworden ist, hat man es sich schließlich auch gefallen lassen, daß im ersten Act der Walküre „der Vorhang über dem schämigsten Act des Menschen fällt", und wir haben im nächsten Aufzug der Fricka auf die Frage: „Hat man es je erlebt, daß leiblich Geschwister sich minnte?" mit Wotan ruhig geantwortet: „Heute hast du's erlebt." Wenn der Jesuit Theodor Schmid[1]) „Tristan und Isolde" eine „Todsünde gegen das Gebot Gottes" nennt, so wird die theologische und die nicht theologische Welt eine Mehrung solcher Todsünden seitens der „Epigonen" nicht zu befürchten haben. Denn selbst im Fehltritt ist der Große groß — Wagner leider in diesem fast am größten. Aber man darf nicht vergessen, daß derselbe Musiker, welcher (um beim

[1]) Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister, Richard Wagner. Freiburg i. B., Herder 1885.

nächst Liegenden zu bleiben) das Wälsungen-Blut im Nachspiel blühen läßt, uns vorher den inneren und äußeren Sturm, dem der fliehende Siegmund erliegen will, so ergreifend malt, daß wir für ihn Partei nehmen müssen, ehe wir ihn kennen. Es ist wieder ein Stück Aufregung, aber welch ein grandioses Stück! Und Stimmungsbilder von solchem Kunstwerth bei verschiedenstem Inhalt sind nicht isolirt, sondern finden sich in der langen Seenenreihe vom Liede des Steuermanns im Holländer bis zum Erglühen des Grals im Parsifal in erdrückender Menge.

Das alles ist eben Richard Wagner, der große Dichtercomponist, innerhalb seines Systems — nicht, wie schon betont, sein System selbst, dieser untrennbare Dualismus: „Sprechton" und „Ausdrucksmusik," der auf dem „Leitmotiv" als dritter, bindender Kraft basirt.

Aber die „Epigonen" werden sich irren, wenn sie glauben, daß sie durch diese bewunderte Trias von Darstellungsmitteln zu einem nennenswerthen Resultat gelangen werden, — sie müßten denn die Kraft in sich haben, diese Mittel ebenso, wie Wagner es vermochte, zu beherrschen, ihnen zu rechter Zeit, wie er gethan, den kräftigen Damm gefunden Widerspruchs entgegenzusetzen. Aber selbst in diesem schwer zu denkenden Fall — Capacitäten von Wagners Rang bringt jedes Jahrhundert nur zwei oder drei hervor! — ist Wagners That gegen Concurrenz schon durch das Patent der Neuheit geschützt; außerdem ist sie in sich abgeschlossen und, wie oben ausgeführt, einer Weiterung nicht fähig: der Parsifal selbst hat es schon bewiesen. Noch ein anderes hoch wichtiges Moment ruft allen, die Wagner nachahmen wollen, ein lautes Noli me tangere zu. Es ist viel geredet und geschrieben worden, daß Wagner die Stimmen ruinire. Das ist nicht nur übertrieben, sondern, wenn man alle Verhältnisse erwägt, einfach nicht wahr. Im Gegentheil hat nicht leicht ein Zeitgenosse, die Hüter der alten Schule mit eingerechnet, sich so eingehend mit der Natur der menschlichen Stimme befaßt, in Ausarbeitung seiner Rollen, die so viele und verschiedene sind, so weisen Bedacht auf Lage und Umfang der für jene nach ihrem Charakter zu wählenden Stimmen genommen, als gerade Wagner. Wenn natürlich ein Tenorist, dessen Stimme nicht für Méhuls Joseph reicht, aus Gewinnsucht eine Tournée als Tannhäuser absolvirt und dann meckert, so ist das seine Sache. Es wäre in dieser Hinsicht interessant, zu untersuchen, wie viele Tenoristen im Verhältniß mehr als am Tristan ihre Stimmen am Robert, Raoul oder Johann von Leyden verschrieen haben. Wagner hat sich als praktischer Beobachter den überschraubten Gebrauch des Brustregisters, wie er während seiner Capellmeisterzeit in Deutschland zu grassiren anfing, zu Herzen genommen und die Partien seiner Helden durchschnittlich mehr in der Mittellage gehalten. Auch weiß seine Umgebung zu erzählen, daß er durchaus kein Freund vom Schreien, sondern gern auch mit kleineren Stimmen zufrieden war, wenn die Künstler nur deutlich sprochen und für das Mimoplastische ihrer Rolle sich auftellig zeigten. Bekanntlich hat er auch schon sehr frühzeitig an das überdeckte Orchester gedacht, und wenn er in den späteren großen Werken (deren Entwurf mit Ausnahme des Parsifal in einen kurzen Zeitraum fällt) die Singstimmen durch Häufung der Instrumente in Noth brachte, so geschah es in der Voraussetzung, daß er die Idee jener für die Sänger und das Publicum gleich wohlthätigen Einrichtung noch verwirklichen werde. Er hat sie verwirklicht, aber wieder nur zu seinen Gunsten. Noch hat es nicht den Anschein, als ob das Festspielhaus in Bayreuth den Werken der nachrückenden Componistengeneration sich öffnen wolle. Diese wird also entweder schwächer instrumentiren müssen, oder sie wird, indem sie in diesem Punkt in des Meisters Fußstapfen tritt, die Sänger unter der Last des Orchesters begraben. Beispiele davon haben wir schon erlebt. Um aber auf Wagners Stellung zum Gesang zurückzukommen, so ist es nicht nur seine technische Kenntniß, von welcher unsre am Clavier erzogene Componistenjugend gar keinen Begriff hat, sondern der Ahnung der letzteren entzieht sich vor allem sein intimes Verständniß für die Macht des Gesanges. Er, der sich voll und ganz das Wesen und die Wirkung des dramatischen Ausdrucks von einer Schröder-Devrient erschließen ließ, der, seitdem diese hehre Erscheinung auf seinem Lebenspfad erschienen, seine ganze Energie darauf verwandte, der erhaltenen Offenbarung durch eigene Thätigkeit Leben zu geben: er konnte, wo es galt, dem „Sprechton" einen Gesang einflößen, der in den Herzen wiederhallen mußte — und er hat es zur Freude aller Verehrer des Schönen und Großen ungezählte male gethan!

Diese das System so oft freudig durchbrechende Kraft des Meisters ist es vor allem, wovon unsre Wagnercapellmeistermusik, die am starren Zeuge klebt und den Mantel für den Mann hält, bis jetzt noch keine Spur verrathen hat. Ihr Sprechton ist Langeweile, in der Regel wirklich nur eine Ausrede für die mangelnde Melodie. Es mag ja bequem sein, dem Meister darin zu folgen, daß er die geschlossene, die „Opernmelodie", mit der er kein Glück hatte, sich abgewöhnte. Dann muß man aber alles andere, womit er jene — wenigstens für viele — zu ersetzen vermochte, in mindestens gleicher Stärke in Bereitschaft haben. Denn à propos: das Publicum, das nun einmal in Theatersachen respectirt werden muß, mißt offenbar mit verschiedenen Maßen. Was bei Wagner, sei es aus wahrer Verehrung oder infolge einwirkender Machination, sanctionirt ist, kann beim Wagnerianer oder überhaupt jedem neueren Componisten beanstandet werden. Wenn es vorgekommen ist, daß nach einer Aufführung des Siegfried in München ein vierschrötiger Metzgermeister, der keinen Dunst von der Sache hatte, um ½12 Uhr im Wirthshaus seinem Tischnachbar begeistert demonstrirte, indem er mächtig auf den Tisch einhieb: „Das wird wohl schön sein, das kannt ich itzt gleich nochmal hören," so liegt darin noch kein Prärogativ für den Wagnerianer, der mit sorgfältiger Vermeidung der Opernmelodie und gewissenhafter Aufrechterhaltung des Sprechtons seine Schuldigkeit gethan zu haben glaubt. Nach der Premiere einer in diesem Sinne hoffnungsvollen Arbeit hörte ich unlängst einen Intelligenten dem höheren Beomtenstande angehörenden Musikfreund, der sich mit dem Wagnerianismus längst geziemend abgefunden hat, wie niedergeschmettert aufseufzen: „Nein, so eine Langeweile habe ich noch nie ausgestanden!" Ich möchte hier auf oben Erörtertes zurückverweisen: das große Publicum (viele Gebildete darunter nicht ausgeschlossen) liebt im ganzen das Recitatio nicht, mag es ihm als Secco- oder begleitetes Recitativ, mag es als Arioso oder Sprechgesang bezeichnet sein. Erfahrungsgemäß wagt sich dieser wahre, unverfälschte Geschmack nicht zu äußern bei Werken, welche, wie selbstverständlich alle von Wagner, den polizeilichen Schutz des Terrorismus genießen. Er tritt aber desto ungenirter hervor gegenüber allen Erzeugnissen der Neuzeit, welche in abgesagter Feindschaft mit dem Sprechton nur Melodie, Melodie um jeden Preis bringen wollen, und sei es schließlich auch die denkbar schlechteste. Um von besseren Erscheinungen der Art zu reden, so hat die Aufnahme von J. Brülls „Goldenem Kreuz" und der an Erfindung und Esprit freilich viel höher stehenden „Carmen" von Bizet allermindestens gezeigt, daß die Wagnerpropaganda den Geschmack für die gegentheilige Richtung noch keineswegs aus der Welt geschafft hat. Weniger begreiflich war mir stets die Beliebtheit des „Trompeter von Säckingen", dieser unsagbar faden Liedertafelei. Hier scheint sich schon das Sprichwort geltend zu machen: wenn der Teufel Hunger

hat, fängt er Fliegen. Entweder gibt es ein Publicum, mit welchem nichts anzufangen ist, oder jener verteufelte Hunger ist bei vielen durch Uebergenuß des Sprechtons erregt worden, und der Trompeter ist eine Speise für schwächere Mägen. Vielleicht verlangt die Anspannung durch das Hehre nach einer Ausspannung durch das — Leere. Von eingeweihter Seite ist mir einst mitgetheilt worden, daß ein und dieselbe Gesellschaft, welche sich am Grabe des Bayreuther Meisters hervorragend durch Kranzspenden betheiligte, auch dem lebenden Meister Millöcker einen mächtigen Kranz warf, als er im Theater am Gärtnerplatz zu München eine seiner Operetten dirigirte. Auf dem Boden der Operette, und zwar, musikalisch genommen, nicht der allervornehmsten, steht ja auch die in Deutschland so freundnachbarlich begrüßte Einacterinvasion der Neuitaliener. Ich weiß mir nichts widerlicheres, als Criminalamtsobjecte besingen, aber der Gesang, von kundigen Italienern bestellt, wirkt durch dreiste Ungezwungenheit, und tausende waren wieder froh, keinen Sprechton, keine unendliche Melodie zu hören. Das Glück, welches Kienzl mit seinem „Evangelimann" machte, hat ihm sicher nicht der Amfortassprechton am Schluß des 2. Actes, auch nicht die famose Ausdrucksmusik gebracht, welche im ersten eine sogar von der Situation geforderte Arie der Martha ersetzen soll; sondern der Erfolg ist durch die sehr einfache Melodie: „Selig sind, die Verfolgung leiden", von den Kindern gesungen, entschieden.

Die Erfolge all dieser Werke sind aber deutliche Symptome dafür, wie die gegenwärtige Weltwirklichkeit und wie die Wirklichkeit dem Traum der Wagnerianer, ein Reich zu gründen, an dessen Spitze der Meister steht, widerspricht. Zur Verwirklichung dieses Traumes schien alle inneren und äußeren Prämissen. Mag man auch Berlioz und Liszt, mag man den guten Peter Cornelius und zuletzt noch den ungeklärten Anton Bruckner hereingezogen haben, um einen Genossenschaftsring zu bilden, in dessen Verherrlichung auf Kosten jedes anderen redlichen Kunststrebens eine Hermandad von Parteiliteraten auch noch einen Lebenszweck erhält, so wird und muß doch Wagners That eine Specialität in der Kunstgeschichte bleiben. Wer mit seinen Waffen kämpfen will, wird erfahren, daß Saladins Schwert nichts ist ohne Saladins Arm; und wer voraussetzt, daß das Urtheil der Welt ihm ebenso entgegenkomme wie dem Dichtercomponisten, dem wird sie sehr nüchtern das allerunhöflichste Sprichwort entgegenhalten, welches heißt: Quod licet Jovi, non licet bovi.

Eine verhängnißvolle Begleiterscheinung der Wagnerschen That, eine trübe, von ihm nicht verschuldete Folge für die Kunst war es, daß das Leitmotiv in die Instrumentalmusik, der Sprechgesang in das Kunstlied übertragen wurde. Beide haben das Gebiet, das sie aufnehmen mußte, durchfeucht, substantiell verändert. Mag das Leitmotiv im Musikdrama immerhin seine relative Berechtigung haben; mag es dort, weil es vom Texte commentirt wird, überhaupt auch verstanden werden: die absolute Musik zerstört es durch seine Starrheit ganz und gar, und was es „bedeuten" soll, hängt vom Commando des Componisten ab und wird dem Zuhörer — gedruckt eingehändigt. Man hätte doch seinerzeit probiren sollen, was herausgekommen wäre, wenn man den berufensten Musikschriftstellern der neudeutschen Schule die Aufgabe gestellt hätte, sämmtliche symphonische Dichtungen Liszts ohne Bekanntgabe der Titel programmatisch zu erklären, — ob da nicht Hr. Brendel aus dem Orpheus die Ideale, aus dem Hamlet die Dantesymphonie gemacht hätte! Und doch hat Liszt noch farbige Stoffe gewählt, welche wenigstens der untergeordneten descriptiven Kraft der Musik nicht ganz unzugänglich sind. Darum hört selbst der wirklich musikalische symphonische Dichtungen von Liszt noch immer mit weniger Mißbehagen an als die Producte der neuesten Programmmusik. Diese hat sich nun mit der ganzen schwerfälligen Structur der Leitmotive auf das Gebiet der Philosophie geworfen und in diesem trockenen Sande die letzten Rudera des musikalischen Elementes glücklich begraben. Wer hier einziehet, lasse das Hoffen zurück!

Ebenso ist auch der Sprechton im Liede eigentlich das Ende vom Lied. Auch hier war offenbar Liszt der Verführer der nachäffenden Jugend; doch hat er dieser in seiner „Loreley", einer wahren Carricatur des Sprechtons, worüber jeder Vernünftige, sei er musikalisch oder nicht, entweder lachen oder sich ärgern muß, bereits selbst das denkbar abschreckendste Beispiel gegeben. Daß das Lied der Neuzeit im ganzen noch eine discutirbare Richtung eingeschlagen hat, soll gar nicht in Abrede gestellt werden; aber der Liedcharakter schwindet proportionell mit dem Siegen des Sprechtons. Dieser ist nunmehr ebenso zur Ausrede für mangelnde Erfindung im Liede, wie das Leitmotiv in der symphonischen Musik geworden. Beide werden zum Prinzip erhoben, nicht die Kunst, sondern den Dilettantismus fördern. Was also ist das Ergebniß der Reform am Ende des Jahrhunderts? Wagner blüht, die Musik ist tief erkrankt. Gibt es noch eine Heilung für sie, so kann sie nur von dieser Erkenntniß ausgehen! —

Mittheilungen und Nachrichten.

Sr. Jean Pauls ausgewählte Werke in acht Bänden. Mit Einleitung von R. Steiner. I. Band. Einleitung und Vorschule der Aesthetik I. (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. — Es wird heute nur noch wenige geben, die für Jean Paul Friedrich Richter schwärmen, wie es in den ersten Zehnten unsres Jahrhunderts so vielfach geschah. Braucht er darum vergessen oder, da er doch noch immer mit genannt werden muß, nur aus den wenigen Sätzen gekannt zu werden, die man in Compendien der Literaturgeschichte über ihn findet? Gewiß nicht! Er gehört zweifellos zur Vollzähligkeit des literarischen Pantheons in der klassischen Zeit unsrer Herder, Goethe, Schiller; wer ihn nicht kennt, hat kein treues Bild von der ganzen Art jener Generation, der wie so unendlich viel verdanken und die uns doch bereits so fern gerückt und so fremd geworden ist. Neuerdings haben Nerrlich und Jos. Müller besonders sich bemüht, Jean Paul aus seiner Zeit für unsre Zeit verständlich und nutzbar zu machen, und dabei vielleicht reichlich weit ausgeholt. Auf andere Art und unmittelbarer wird es der Gegenwart nahe gebracht durch die kurze Steinee'sche Biographie und die neue Cotta'sche Ausgabe, deren erstes — von acht — Bändchen in bekannter Zierlichkeit und Sauberkeit fertig vorliegt und hier angezeigt wird. Daß die Auswahl mit der Vorschule der Aesthetik beginnt, ist nur zu loben. Die Romane sind zwar zweifellos das bedeutendste, was Jean Paul geschaffen hat, aber eben darum sind sie auch leichter zugänglich geblieben; und wer den ganzen Mann kennen will, muß auch die „Vorgeschmackslehre" studiren, die mit jenen nach seinem Selbstzeugniß in absteigender und in aufsteigender Linie zugleich verwandt ist.

* **Freiburg i. Br.** Der Privatdocent der Chemie Dr. Emil Fromm erhielt den Charakter als außerordentlicher Professor.

* **Karlsruhe.** Der Charakter als außerordentlicher Professor ward dem Privatdocenten an der technischen Hochschule Dr. Georg Friedrich Schilling verliehen.

* **Heidelberg.** Dr. Richard Graf du Moulin Eckart, Privatdocent der neueren Geschichte, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Wiesbaden.** Wegen Herausgabe des literarischen Nachlasses von Gustav Freytag hatte der von diesem ernannte Testamentsvollstrecker einen Prozeß gegen die Wittwe Freytags (aus dritter Ehe, geschiedene Frau Strakosch) angestrengt. Das Landgericht zu Wiesbaden verurtheilte soeben die Beklagte zur Herausgabe des literarischen Nachlasses. Außerdem wurde das Sterbehaus des Dichters seinem einzigen, gegenwärtig Medizin studirenden Sohne (zweiter Ehe) Gustav zugesprochen. Die Wittwe hat gegen dieses Urtheil Berufung beim Oberlandesgericht eingelegt.

* **Bonn.** Der Assistent an der hiesigen Universitätsbibliothek Dr. B. Wenzel ist nach Berlin versetzt worden.

* **Marburg.** Der Assistent an der Universitätsbibliothek Dr. A. Jäger ward in gleicher Eigenschaft nach Bonn versetzt.

* **Berlin.** Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist ein Lehrstuhl für physikalische Chemie begründet und dem Privatdocenten Dr. Isidor Traube übertragen worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor der gerichtlichen Medicin, Vorstand des betreffenden Instituts und Präsident des Obersten Sanitätsraths Dr. Eduard R. v. Hofmann ist im 61. Lebensjahre am 27. d. M. in seinem Sommeraufenthalt zu Igls gestorben. Geboren in Prag, wo er auch studirte und zu lehren begann, kam er 1869 nach Innsbruck und 1875 nach Wien. Er entfaltete Jahrzehnte lang eine rührige wissenschaftliche und praktische Thätigkeit, verfaßte ein Lehrbuch der gerichtlichen Medicin, das in viele Sprachen übersetzt ist, und war ein beliebter akademischer Lehrer. Seine Gesundheit war bereits seit einigen Jahren erschüttert. — Am gleichen Tage starb im Irrenhause zu Feldhof bei Graz 58jährig der Geolog Prof. Dr. Edmund Mojsisovics Edler von Moisvar, seit 1891 wirkliches Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften. Er stammte aus Wien und studirte und lehrte ebenda bis 1896. Geologie und Paläontologie verdanken ihm mannichfache Förderung; auch hat er den Oesterreichischen Alpenverein, der 1873 mit dem Deutschen verschmolz, begründet. — Dr. Joseph Herzig, Privatdocent der Chemie an der hiesigen Universität, ist zum professor extraordinarius ernannt worden.

* **Salzburg.** Weltpriester Dr. Simon Wibauer, Supplent an der theologischen Facultät, ist zum außerordentlichen Professor der Fundamentaltheologie und christlichen Philosophie ernannt worden.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor des deutschen Rechts und der österreichischen Rechtsgeschichte Dr. Ernst Frhr. v. Schwind wurde zum Ordinarius ernannt.

* **Graz.** Der außerordentliche Professor der Zoologie, Dr. Karl Zelinka, ist als Ordinarius an die Universität Czernowitz versetzt worden. — Hofrath Dr. Ferdinand Bischoff, ordentlicher Professor des deutschen Rechts, tritt unter kaiserlicher Anerkennung seiner Verdienste in dauernden Ruhestand. — Das 50jährige Doctorjubiläum beging hier in der Stille Prof. Karl Bernhard Brühl, ehedem Begründer und Leiter des zootomischen Instituts in Wien, dessen Geschichte er literarisch darzustellen im Begriff steht; eine zweite von ihm geplante Arbeit soll sich mit der allgemeinen Entwicklung des Universitätslebens in Oesterreich befassen.

* **Czernowitz.** Dr. Alfred v. Huiban, außerordentlicher Professor des deutschen Rechts und der österreichischen Rechtsgeschichte, ward zum Ordinarius befördert.

ir. **Aus den Niederlanden.** Zum Nachfolger des Prof. Engelmann, der nach Berlin geht, wurde Dr. H. Zwaardemaker, bisher Militärarzt 1. Classe, zum Professor für Physiologie in Utrecht ernannt. Obschon dieser vorübergehend (1886—1888) an der Thierarzneischule Physiologie lehrte, war er doch hauptsächlich als Specialarzt für Nasen-, Ohren- und Kehlkrankheiten thätig. Ein Werk über „Physiologie des Geruches" verschaffte ihm die sogenannte Tilanus-Medaille und wohl auch diesen Lehrstuhl. — Ein Nachfolger für Prof. Döderlein in Groningen, der nach kaum sechswöchiger Wirksamkeit zum Erstaunen und Aerger vieler dem ersten besten Rufe nach Deutschland wieder Folge leistete [1]), hat sich bis jetzt nicht gefunden. Man ist sehr gespannt, wie der neue Minister sich gegenüber der Personen- und Nationalitätsfrage stellen wird, ob wieder ein Deutscher oder ein Niederländer den Lehrstuhl erhält. — Prof. Govaers aus Leiden zeigte den Mitgliedern der Synode, welche eben im Haag tagt, ein Exemplar des ältesten niederländischen Gesangbuches, das kürzlich entdeckt wurde. Es enthält gereimte Psalmen und Lieder, als Anhang einen Katechismus, Gebete und eine Agenda zum Gebrauch bei der Taufe, dem Abendmahl u. s. w. Merkwürdig ist, daß es, obwohl auf französischen Quellen beruhend, in Heidelberg gedruckt wurde. Der Titel lautet: De Psalmen Davids ende ander Lofzanghen wt den Francoyschen Dichte in Nederlandschen ouerghesett Doer Petrum Datheenum etc. Gedruckt te Heydelberghe by Miehiel Chirnet. Anno 1566[4]. — Prof. Tiele aus Leiden, der vorigen Winter sog. Gifford-vorlesungen zu Edinburgh über Religionswissenschaft hielt, läßt diese jetzt drucken. Dieser Tage erschien die Einleitung in englischer und niederländischer Ausgabe; auch eine deutsche ist geplant. Der niederländische Titel lautet: „Inleiding tot de godsdienstwetenschap. Giffordlezingen gehouden in de Universiteit te Edinburgh door C. P. Tiele. Eerste reeks. 273 S. Amsterdam, Kampen end Zoon, 2.75 gl. — Ferienreisende u. a., welche diesen Sommer noch nach Holland kommen, mache ich auf einige Ausstellungen aufmerksam, welche eben stattfinden. In Doedecht hält man eine nationale Ausstellung. Natürlich findet sich auch hier ein „Alt-Dordrecht": Gebäude, Straßen, Plätze ꝛc. ꝛc., welche einst vorhanden waren und in ihrer Anlage, Bauart, Ornamentik eine charakteristische und künstlerische Eigenart hatten. Diese nebst den historischen Geräthschaften, Möbeln, Kunstgegenständen, Kleidertrachten der Bewohner u. s. w. geben ein deutliches Bild von dem Aussehen Dordrechts im 17. Jahrhundert und übertreffen weitaus, was in dieser Hinsicht in Brüssel zu sehen ist. — In Amsterdam veranstaltete Dr. Hasstede de Groot eine Rembrandtausstellung im „'s Ryks-Prentencabinet", gleichsam eine Illustrirung des ersten Bandes von Bode's Werk „Rembrandt", das kürzlich erschien. Sie gibt ein ausgezeichnetes und vollständiges Bild von Rembrandts erster Arbeitsmanier, 1627—1632, von dem, was er mit Pinsel, Radirstift, Feder und Kreide schuf. — Bibliophilen finden daselbst ferner eine Ausstellung van Buchdrucken, wo sie in historischer Reihenfolge hervorragende Producte der Buchdruckerkunst von den alten Mainzer Drucken an bis auf die neuesten niederländischen sehen können, z. B. die Constitutiones aus Clemens V. 1471, Bücher der Brüder des gemeinen Lebens, den Aldinischen Palaephilus, die vielsprachige Bibel von Ximenes, Plantius' Königsbibel, ein prachtvolles Exemplar des Theuerdank, Bodoni-, Didot-, Keimscott-, Morris-Drucke ꝛc. ꝛc. — In derselben Stadt wurde am 11. d. M. die „Amsterdamer Reclame-Ausstellung" eröffnet, welche sich zwar international nennt, jedoch nur eine locale ist. — Wer sich ferner für andere Ausstellungen interessirt, der findet solche in Arnhelm und 's Hertogenbosch.

* **Kopenhagen.** Georg Brandes ist auf seinem viermonatlichen Krankenlager durch die Nachricht erfreut worden, daß ein jüngst verstorbener Großhändler seiner Vaterstadt zwei Preise von 1000 und 500 Kronen für die besten Abhandlungen über „Georg Brandes' Bedeutung für das geistige Leben in Dänemark" gestiftet hat. Preisrichter sind der Philosoph Universitätsprofessor Harald Höffding und der als culturhistorischer Novellist bekannte Dr. Waldemar Vedell hierselbst.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Alexander Baumgartner S. J.: Geschichte der Weltliteratur. 5. u. 6. Lfg. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Zeitschrift für bildende Kunst. VIII. Jahrg. Heft 11. August 1897. Leipzig, Seemann u. Co. — Prof. Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. Mit Tafeln und Holzschnitten. Lfg. 4. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1897. — Pan. III. Jahrgang, erste Hälfte: Heft 1—2, Mai—October 1897. Berlin, F. Fontane u. Co. — Bericht über die Industrie, den Handel und die Verkehrsverhältnisse in Niederösterreich im Jahre 1896, erstattet von der Handels- und Gewerbekammer in Wien. Wien 1897. — Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1898. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. — Dr. Ed. Hrilfron: Lehrbuch des Bürgerlichen Rechts. I. Allgemeiner Theil. Berlin, Speyer u. Peters 1897. — Die Moral im öffentlichen und privaten Leben. Aus dem Französischen. Leipzig, Theod. Thomas 1897. — Dr. Georg Neumann: Commentar zu den Civilproceßgesetzen vom 1. August 1895. Lfg. 4. Wien, Manz 1897. Wiener Rundschau, hrsgb. v. Rudolf Strauß. Bd. II. Nr. 19. 15. August 1897. Leipzig, Wilhelm Opetz. — Vincenz Löhr: Das Regensburger Hausgrafenamt (S.-A. a. d. Verhandl. des histor. Vereins v. Oberpfalz u. Regensburg Bd. XLI). Stadtamhof, J. u. K. Mayr. — Dr. Eduard Langer: Materialien zur Geschichteforschung im Adlergebirge, gesammelt und erläutert. 1. Bd. Heft 1. Prag, J. G. Calve 1897. — Dr. Louis P. Bey: Die französische Literatur im Urtheil Heinrich Heine's (Französ. Studien hrsgb. v. Dr. G. Körting u. Dr. E. Koschwitz. N. F. Heft II). Berlin, Wilhelm Gronau 1897. — Berichte der Bayerischen botanischen Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Bd. V. München, Seibstverlag 1897. — J. C. Poestion: Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1897.

---

[1]) Anm. des Herausgebers. Das ist richtig, aber einseitig gesprochen; bekanntlich war Prof. Döderlein nach seiner Anstellung in den Niederlanden als „Fremder" öffentlich recht unfreundlich begrüßt worden; was Wunder, wenn er geht?

Jahrgang 1897. München, Montag, 30. August. Nummer 194.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das neu ausgegrabene römische Wohnhaus in Trier. Von Dr. Hans Lehner. — Renaud de Montauban. Von Hippolyte Taine. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das neu ausgegrabene römische Wohnhaus in Trier.

Von Dr. Hans Lehner.

Trier, dessen stolze römische Bauten sammt den übrigen Zeugen seiner großen Vergangenheit alljährlich ein viel und gern aufgesuchtes Reiseziel für die Freunde des Alterthums im engeren wie im weiteren Sinne bilden, das Trier der römischen Imperatoren, hat in diesem Sommer wieder einen neuen, großen Anziehungspunkt gewonnen: was bisher noch nicht oder doch nur in geringem Umfange möglich war, haben jetzt zum erstenmal günstige Umstände gestattet, nämlich die planmäßige Freilegung und genaue Untersuchung eines großen und groß angelegten römischen Gebäudes, welches sich nach allen bisherigen Beobachtungen als ein vornehmes städtisches Privathaus erweisen dürfte. — Noch ist nicht der ganze zur Verfügung stehende Flächenraum ausgegraben, geschweige denn, daß die Untersuchung der einzelnen Bauperioden des Gebäudes und die Bestimmung des Zweckes der einzelnen Räume bereits zu einem befriedigenden Abschluß gekommen wäre. Wenn aber doch an dieser Stelle ein vorläufiger Bericht über die neuen Entdeckungen gewagt werden soll, so dürfte dies deßhalb gerechtfertigt sein, weil die endgültige, wissenschaftliche Publication der Ergebnisse erst stattfinden kann, nachdem der ganze Fund bereits den Anforderungen der modernen Zeit zum Opfer gefallen sein wird. Denn leider ist es nicht möglich, die neu aufgedeckten Ruinen zu erhalten: selbst wenn eine Erwerbung des sehr kostbaren Bauterrains denkbar wäre, so würde doch das vielfach flüchtig hergestellte und großentheils schon sehr morsche Mauerwerk kaum einen strengen Winter überstehen oder so ausgedehnte Restaurationsarbeiten nothwendig machen, daß der antike Bestand eben doch nicht gewahrt bliebe. So muß man sich damit begnügen, das ganze Gebäude gründlich zu untersuchen, aufzumessen, zu photographiren und in Modellen nachzubilden; und daß dies alles mit der wünschenswerthen Vorsicht und Sorgfalt geschehen kann, ist ein Verdienst des Grundstückbesitzers, Hrn. Fabrikanten Schaab in Trier, für welches ihm die rheinische Alterthumsforschung zum größten Danke verpflichtet ist.

So recht im Centrum der Kaiserstadt Trier, gegenüber dem römischen Kaiserpalast, von ihm getrennt durch die Straße, welche von der römischen Moselbrücke her vorüber an den Thermen und dem Hause des Prätorianertribunen Piaonius Victorinus, sowie an dem stolzen römischen Bauwerk, dessen Substructionen und Säulenreste sich am Neumarkt gefunden haben, nach dem Amphitheater hinführend die Stadt von Westen nach Osten durchquert haben muß, liegen die Ruinen des neu gefundenen Hauses, dessen Mauern unter den colossalen Schuttschichten sich stellenweise noch zwei Meter hoch über dem Fundament erhalten haben. [1] — Die einzige bisher freigelegte Façade des Hauses liegt gegen Osten an einer die eben beschriebene Hauptstraße rechtwinklig schneidenden Nebenstraße. Durch eine imposante Porticus, deren mächtige Sandsteinfubstruction noch der ganzen Façade entlang erhalten und zugleich mit den Sandsteinrinnen zur Aufnahme des Regenwassers verbunden sind, treten wir in das $2\frac{1}{2}$ Meter breite Hausthor. Die Thorpfeiler stehen noch an ihren Plätzen, auch die große Sandsteinschwelle mit dem Angelloch und den Riegellöchern lag noch unverrückt. Ein kleiner Nebenraum gleich links muthet uns wie eine Pförtnerloge an, geradeaus aber blicken wir in einen Corridor, der, wie es scheint, das ganze Haus von Ost nach West halbirt. Rechts (nördlich) von diesem Corridor liegen die Badegelasse, links (südlich) die Wohn- und Wirthschaftsräume des Hauses. Treten wir zunächst in das Bad ein. Aus einem, den eben genannten Corridor rechtwinklig, also nordsüdlich schneidenden Gange gelangte man vermuthlich auf ein paar Holzstufen zu dem etwas höher liegenden Eingang des Auskleideraumes (apodyterium), dessen Schwelle ebenfalls noch an ihrem Platze gefunden wurde. Der Fußboden des Auskleideraumes zeigt reichliche Reste des ehemaligen Belages aus weißen Marmorplatten. Der Raum mißt 4.70 : 4 Meter im Lichten. Die Ostwand enthält eine halbrunde Nische, ursprünglich wohl für eine Fortunastatuette bestimmt. Auf Marmorstufen steigt man nach Norden in das rechteckige Kaltbad (frigidarium) hinab, dessen Boden und Wände ebenfalls mit weißem Marmor bekleidet waren. Ein Bleirohr führte das verbrauchte Wasser in einen quer unter dem Boden des Auskleideraumes durchlaufenden Abflußcanal. Nach Westen betritt man aus dem Auskleideraum den Vorraum des Warmbades (caldarium), mit seinem von Heizpfeilerchen getragenen Marmorboden, von dem noch ansehnliche Reste vorhanden sind. Das Caldarium enthält zwei apsisartige Badezellen, eine rechteckige und eine halbrunde, deren Hypokaust aus einem großen und einem kleineren von Westen kommenden Heizcanal seine Wärme erhielt. In beiden Badezellen sind auch noch deutlich die Oeffnungen für die Abflußrohre in der Mauer erhalten. Besonders gut ist noch in der halbrunden Nische die Vorrichtung zur Erwärmung der Wände durch die bekannten Heizkästchen (tubuli) sichtbar. Einen nahezu quadratischen, etwas über 5 Meter im Geviert messenden Raum, der in dem Winkel zwischen caldarium und frigidarium liegt und der von zwei Seiten seine unterirdische Heizung bezog, wird man wohl als tepidarium (den Raum für warme Luft) ansprechen dürfen. Das Bad gehört einer der jüngsten Bauperioden des Gebäudes an, denn es ist augenscheinlich über Mauerzügen einer früheren Zeit aufgeführt und hat

[1] Auf dem in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst XV 1896 Taf. 12 erschienenen Stadtplan liegt die Stelle in der südöstlichen Ecke des Quadrats D 3 auf dem freien Platz zwischen „Südallee" und „Blaudruckfabrik Schaab".

auch den theilweisen Um- und Zubau anstoßender früherer Räume verschuldet. So sieht man z. B. deutlich an einem östlich an das frigidarium anstoßenden Keller, wie man ein Kellerfenster beim Bau der Badmauer zugesetzt hat.

Verlassen wir das Bad wieder durch die Thür des Apodyteriums, so treten wir abermals in den erwähnten Nord-Südgang und werden von diesem nach Süden zu den Eingängen in die rechts (also westlich) liegenden Wohnzimmer geführt. Zunächst kommen wir in ein geräumiges, nicht heizbares Zimmer, das isolirt liegt, denn von drei Seiten ist es mit Gängen umgeben, an der vierten (West-) Seite stößt ein hofartiger Raum an. Das Zimmer, mit $7\frac{1}{2} : 5$ Meter lichter Weite, hatte farbigen Wandverputz, wie einige Reste noch zeigen. Die Besonderheit des Zimmers besteht aber darin, daß es vollständig unterkellert ist. Ein mächtiges, noch fast vollständiges Gewölbe aus Sandstein trägt den Zimmerboden, die Kellerwände sind mit weißlichem Verputz versehen, ein fast $1\frac{1}{2}$ Meter breiter überwölbter Gang führt von Süden her in diesen großen Keller hinab, der Licht und Luft aus zwei nördlich liegenden Kellerluken erhält. Die den Keller ausfüllenden Erdmassen sind noch nicht ausgehoben; man darf mit Recht, wenn auch keine Kostbarkeiten, so doch für die Chronologie des Bauwerkes wichtige Scherbenfunde am Boden des Kellers erwarten. In dem Nord-Südgang weiter gehend, blicken wir zunächst rechts wieder in einen schmalen Gang, der die Südmauer des eben beschriebenen Zimmers begleitet, und dann in einen mit rothem Wandverputz ausgestatteten Lichthof, um welchen sich drei prächtige Wohnzimmer, der besondere Reiz der Ausgrabung, gruppiren. Zunächst südlich von dem Lichthof, durch eine Thür von dem uns als Richtschnur dienenden Nord-Südgang aus zugänglich, dehnt sich der große Haupt- und Prachtsaal des Hauses aus. Er ist erst zur Hälfte freigelegt, scheint aber allem nach die Form eines griechischen Kreuzes zu haben. Seine größte bisher freigelegte Ausdehnung zeigt das stattliche Maß von $9\frac{1}{2}$ Meter im Lichten. Der größte Theil des Fußbodens war von den bekannten Hypokaustensäulchen aus Backstein getragen. Diese letzteren stehen noch an ihrer Stelle, der Boden selbst aber ist bis auf geringe Reste verschwunden — leider, denn er war einst mit einem prachtvollen Mosaikbilde geschmückt. Ein paar spärliche Reste haben sich von dem Kunstwerk erhalten. Das größte Stück zeigt Kopf, linke Schulter und linken Arm eines bekränzten nackten Jünglings. Der linke Arm ist über den Kopf erhoben. Vielleicht war es ein jugendlicher Bacchus. Dürfen wir also hier die verlorene Herrlichkeit nur ahnen, so entschädigt den Alterthumsforscher einigermaßen die höchst instructive und trefflich erhaltene Anlage der Heizzüge in den Wänden des Saales, die noch in Mannshöhe erhalten sind, während das Entzücken aller Besucher die besser erhaltenen Mosaikböden bilden. Da ist zunächst ein verhältnißmäßig recht wohl erhaltenes, freilich nur mit Linienmustern geschmücktes Mosaik in der schon völlig freigelegten rechteckigen Apsis (dem einen Kreuzesarm) des großen Saales. Diese Apsis, welche allein schon die stattlichen Dimensionen von $6 : 3\frac{1}{2}$ Meter im Lichten besitzt, hat nämlich kein Hypokaust (deßhalb hat sich auch hier das Mosaik besser erhalten), sie ist aber unterkellert mit einem von Osten (vom Nord-Südgang aus) zugänglichen Gewölbe, welches aus dem schon erwähnten roth ausgemalten Lichthofe durch zwei rundbogige Kellerluken Licht und Luft empfängt. Konnten wir bei dem vorhin beschriebenen großen Keller den ursprünglichen Zweck nicht genauer angeben, so ist dagegen die Bestimmung dieses Kellergewölbes sicher: es wurde von den Sklaven benutzt, welche von hier aus die Heizung des anstoßenden Haupttheils des großen Saales zu besorgen hatten. Der wohl erhaltene Heizcanal dieses Haupttheils mündet deßhalb in den Keller der rechteckigen Apsis hinein. — Aus dieser Apsis führt nun eine Thür über eine niedrige, auch mit Mosaik belegte Schwelle nach Westen in ein niedliches quadratisches Zimmer von nur $3\frac{1}{2}$ Meter lichter Weite mit einem Mosaikboden, der wie durch ein Wunder fast ohne die geringste Beschädigung erhalten geblieben ist. Das Teppichmuster dieses Bodens ist ganz eigenartig. In ein Quadrat, das mit einem breiteren und einem schmäleren verschlungenen Bandmuster eingerahmt wird, ist ein mit einem eben solchen Muster umgebener Kreis einbeschrieben, der von vier mit muschel- oder fächerförmigen Ornamenten gezierten Halbkreisen geschnitten wird. Ein kleinerer, die vier Halbkreise berührender Kreis, der ein Lotosblumenmotiv enthält, bildet die Mitte des Ganzen. Die Zwickel sind mit allerlei linearen und vegetabilischen Ornamenten ausgefüllt. Es ist angesichts des Schicksals, welches dem ganzen Ruinencomplex bevorsteht, doppelt erfreulich, daß der Besitzer beabsichtigt, dieses wundervoll erhaltene, farbenprächtige Mosaik an Ort und Stelle liegen zu lassen und mit einem hübschen Zimmer zu überbauen. Das Gemach hat außer der Thür, durch welche wir es betraten, noch zwei Thüren; die eine führt südlich in ein noch nicht völlig ausgegrabenes, aber anscheinend ziemlich großes heizbares Zimmer, die andere nördlich in ein kleines heizbares Cabinet. Die Heizung dieser beiden Zimmer wurde aus demselben Kellergange besorgt, der sich auch unter dem Zimmer mit dem schönen Mosaik fortsetzt. — Auch das kleine heizbare Cabinet ist von hohem Interesse. An Größe dem Zimmer mit dem schönen Mosaik ziemlich gleich, zeichnet es sich durch gute Erhaltung seiner Heizung aus. Nicht nur, daß der Estrichboden auf den Heizpfeilerchen noch fast überall erhalten ist, auch die Heizkästchen zur Erwärmung der Wand laufen noch in fast ununterbrochener Reihe ringsum. Von dem Mosaikteppich, welcher auch dieses Zimmer einst geschmückt hat, sind nur geringe Reste erhalten. Besonderes Interesse gewährt aber das schöne, zwei Meter breite Fenster, durch welches das Licht aus dem mehrfach erwähnten rothen Lichthof voll in das kleine Gemach fallen konnte. Die Fensterbank und die Ansätze der Fensterlaibungen mit weißem Stuck sind noch deutlich sichtbar. Bekanntlich sind erhaltene Zimmerfenster bei unseren römischen Wohngebäuden eine große Seltenheit. Eine kleine Nische befindet sich in der dem Fenster gegenüber liegenden Wand, eine Thür führt in den schon oben erwähnten Hofraum.

So weit mag eine Beschreibung des Gebäudes ohne Anschauung des Grundrisses möglich sein. Ich darf aber nicht vergessen, zu erwähnen, daß außer den beschriebenen Kellern sich noch andere bedeutende Kellerräume in dem Gebäude befinden. So sind im südöstlichen Theil zwei in einander gehende kleinere Keller in ein Wohnzimmer einer früheren Periode hineingebaut, so befinden sich namentlich in dem noch unausgegrabenen südlichen Theil des Bauwerks große Kellergewölbe, welche schon vor einigen Jahren bei einem Hausbau berührt worden sind. Diese Menge von Kellereien haben selbst dann für ein römisches Bauwerk etwas ungewöhnliches, wenn man sie, wie es der Fall ist, verschiedenen Perioden zuweisen muß. Sich über die Bestimmung der einzelnen Keller in Vermuthungen zu ergehen, hat jetzt noch keinen Sinn, da die meisten noch voll Erde und Schutt liegen und ein unerwarteter Fund hier plötzlich Aufklärung bringen kann.

Noch schwieriger zu beantworten ist die Frage nach dem Alter des ganzen Gebäudes. Wohl zeichnen sich jetzt schon, trotzdem die Ausgrabung noch in vollem Gange ist, verschiedene Bauperioden scharf von einander ab und werden sich wohl noch genauer herausschälen lassen, wenn später der Abbruch des Ganzen vorsichtig und zweckmäßig betrieben

Digitized by Google

wird. Aber wie der Versuch der Periodenbestimmung jetzt noch oft genug da und dort vor räthselhaftem Mauergewirre Halt machen muß, so bieten auch die Einzelfunde vorderhand noch keine genügenden Anhaltspunkte. Scherben und Münzen aus mehreren Jahrhunderten werden wohl zahlreich in dem Ausgrabungsschutte gefunden, aber in einer Stadt wie Trier, deren Boden so durchsetzt ist mit römischen Resten aller Perioden, muß man mit solchen Funden sehr vorsichtig sein; sie können mit dem späteren Auftrag dahin gekommen sein und sind es zum Theil sicher. Hier wird die vorsichtige Untersuchung des Untergrundes von bisher unverletzten Estrichen sicherere Merkmale bieten. Zwei Estriche der frühesten Periode sind bereits gehoben und ihre Unterlage bis zum gewachsenen Boden untersucht worden: es fanden sich hier Scherben, die nicht jünger sind als das erste Jahrhundert nach Christus. Das Anwachsen des Bodens bis zur spätesten Periode des Gebäudes ist ziemlich stark, es würde also an sich nicht unmöglich sein, dem Bauwerk eine sehr lange Baugeschichte zu vindiciren, wenn auch vorderhand jene Scherben höchstens einen terminus post quem für die frühesten Estriche bieten können. In dem Abflußcanälchen des Frigidarium lagen unter dem Boden des Auskleideraumes zahlreiche Kupfermünzen der Constantinischen Zeit (rund zw. 300 und 350). Man wird nach diesem Fundumstande die Benutzung des Bades, welches ja sicher spät ist, in dieser Zeit annehmen dürfen. Damit stimmen auch eine Menge gestempelter Ziegel überein, welche dieselben Stempel tragen, wie die in den Thermen und im Kaiserpalast gefundenen Ziegel. — Neben vieler Sigillata des dritten Jahrhunderts ist auch, namentlich in den Kellern, soweit sie untersucht sind, gutes Geschirr des zweiten Jahrhunderts entdeckt worden. Wir haben also, wie man sieht, vorderhand noch einen weiten Spielraum für den Ansatz der Erbauung und Benutzung des Gebäudes. Ein Glück war, namentlich auch für die Erhaltung der Baureste, daß augenscheinlich niemals in nachrömischer Zeit ein Gebäude an der Stelle errichtet wurde; wir haben es mit einer rein antiken Anlage und einem gleichmäßigen Schuttauftrag der späteren Zeiten zu thun.

Auch aus dem Baumaterial ist vorderhand noch nicht viel zu entnehmen. Es ist für die früheste wie für die späteste Periode vorwiegend derselbe rothe Sandstein, der in der Nähe auf dem linken Moselufer bricht. Nur an einigen Stellen, namentlich im Fundament der jüngeren Periode, findet sich Kalkstein. Ziegel sind natürlich reichlich bei den Heizanlagen, nur stellenweise bei den Gewölben, als Durchschuß bei der frühesten Periode gar nicht, bei der späteren spärlich verwendet. Wohl unterscheiden sich aber die Perioden deutlich durch die größere oder geringere Exactheit der Maurerarbeit, welche zuletzt fast in eine schier unglaubliche Flüchtigkeit und Nachlässigkeit ausartet.

Die Zerstörung des Gebäudes geschah augenscheinlich nicht gewaltsam und plötzlich, etwa durch Brand, sondern durch langsamen, friedlichen, theilweisen Abbruch und Verfall der verlassenen Räume. Die Ziegel des Daches lagen zahlreich auf den Böden, darauf durchschnittlich einen Meter hoher Bauschutt, gebildet aus dem Material der Wände. Das Dach war also, wie natürlich, zuerst eingestürzt, die Mauern bröckelten allmählich nach.

Jeder, sei er Forscher oder Laie, erhält, wenn er vom Rande des Ausgrabungsfeldes auf den ausgedehnten Ruinencomplex hinabblickt, den Eindruck einer ungewöhnlich großartigen Anlage. Sicher würde dieser Eindruck noch bedeutend verstärkt, wenn es gelänge, nach allen Seiten das Gebäude bis zu seiner Grenze freizulegen; leider wird dies nach zwei Seiten niemals möglich sein, weil hier moderne Straßen die Fortsetzung der Ausgrabungen hemmen. Aber trotz des großartigen Eindrucks, den das Gebäude auch in seiner Zerstörung noch macht, weist doch nichts darauf hin, daß es etwa einem öffentlichen Zwecke gedient habe. Vielmehr dürfen wir, bisher wenigstens, als gesichert annehmen, daß es sich um das Wohnhaus eines behäbigen, kunstsinnigen und genußfrohen Privatmannes handelt, und darin liegt, wie schon eingangs angedeutet wurde, der besondere Werth der Ausgrabung. — War uns aus vielen einzelnen zerstreuten Beispielen aus Trier und dessen Umgebung der behagliche Luxus seiner Bewohner in römischer Zeit, ihre Freude an kunstvollem Mosaik und heiterer Wandmalerei, am eigenen Besitz geräumiger Marmorprivatbäder trotz dem Vorhandensein der großen Kaiserthermen, kurz das ganze von dem letzten warmen Strahl der Antike verklärte Leben an der Mosel schon längst bekannt, so fügt doch, wie man sieht, die neue Ausgrabung nicht nur dem gewonnenen Bilde viele neue wichtige Züge hinzu, sondern es gewährt auch einen ganz besonderen Reiz, all diese Einzelheiten hier einmal in einem zusammenhängenden Beispiel mit einem Blick überschauen und sich lebhaft in den Glanz des Privatlebens im kaiserlichen Trier zurückversetzen zu können.

Renaud de Montauban.

Von Hippolyte Taine.*)

Dieses Buch ist ein französisches Gedicht des Mittelalters und es ist von einem Franzosen herausgegeben worden. Aber sonderbar daran ist, daß es in Württemberg, in Stuttgart, Titel, Inhaltsverzeichniß, kritische Anmerkungen und Commentar deutsch, und auf Kosten einer deutschen Gesellschaft erschienen ist. Diese Gesellschaft ist 1842 gegründet worden und hat 400 oder 500 interessirte und gelehrte Mitglieder. Sie veröffentlicht alle Jahr ungefähr fünf Bände, jedes Mitglied erhält ein Exemplar von jedem Werke und bezahlt 25 Frcs. jährlich. Einzelbände sind nicht käuflich, sondern nur die Sammlung eines Jahres und dann noch eine kleine Zahl von Exemplaren. Sie sind sich selbst genug ohne officielle Aufmunterungen und Unterstützungen. Sie drucken die Bücher, um sie zu lesen, und arbeiten nur, um zu wissen. Das ist eine wahre, uneigennützige und freie Gesellschaft, ohne Ehrgeiz und frei von Protection. „Deßhalb hat sie auch," wird der Leser sagen, „ihren Sitz nicht in Paris, sondern in Stuttgart." Da möchte ich doch bitten, es gibt mehrere dieser Art, nicht in Stuttgart, aber in Paris.

Selbstverständlich liefert der Herausgeber die Arbeit gratis; er übernimmt die Mühe der Veröffentlichung, um das Vergnügen der Veröffentlichung zu haben. Demnach scheint es sich um eine durchaus unbelohnte Arbeit zu handeln. Unlesbare Manuscripte zu entziffern, mit eigener Hand 20—30,000 Verse zu copiren, schlechte Texte zu verbessern, Varianten zu vergleichen, aufzuzeichnen, zwei- bis dreimal diese ganze Masse in Correctur zu lesen — es ist schwierig, einer solchen Arbeit etwas Anziehendes abzugewinnen. Und doch verhält es sich hier wie bei allen unbelohnten Arbeiten: niemals fehlt es an Menschen von gutem Willen; wenn ein Hauptmann auf dem Feldzug 20 Freiwillige für einen gefährlichen Dienst fordert, bieten sich 40 an. Der Gedanke an eine nützliche Arbeit, an einen edlen Zweck genügt, um die Trägheit und das Widerstreben zu besiegen. Sobald man das Gefühl hat, daß

*) Anzeige von „Renaud de Montauban, zum erstenmal nach den Manuscripten herausgegeben von Michelant"; hier mitgetheilt aus der bereits in Beil. Nr. 192 erwähnten, demnächst bei Albert Langen in München erscheinenden prächtigen Sammlung von „Studien" Taine's.

D. Herausg.

man als Mitarbeiter zu einem großen Werke gehört, denkt man nicht mehr an sich selbst, sondern an das Werk. — Es würde eine lange Liste geben, die unbekannten Hingebungen aufzuzählen, durch welche die Gesellschaft besteht und sich entwickelt, die in der Stille vor sich gehen, ohne Emphase, manchmal unter dem Schein einer gleichgültigen Freude und eines weltlichen Skepticismus. So hat einer seine Sehkraft verloren durch die vielen mikroskopischen Beobachtungen der anatomischen Präparate; ein anderer hat Monate darauf verwendet, die Ursachen der Verwesungen zu entdecken, und zwar unter so erstickenden Gerüchen, daß er nicht länger als eine Minute auf einmal beobachten konnte; ein anderer bringt zwei Monate zu, um 20,000 Seiten von alten Büchern zu durchblättern, um vier Beobachtungen einer Krankheit zusammenzustellen. Ich kenne einen, der, während seine Frau und seine Kinder zu Bett lagen, und nachdem er seine zehn Stunden Arbeit ums tägliche Brod hinter sich hatte, die Hälfte der Nacht arbeitete, um kleine langweilige Artikel für ein Bibellexikon zu schreiben; zu diesem Zweck hatte er zwischen seinen Bureaustunden Griechisch und Hebräisch gelernt. Denken wir noch daran, daß in den meisten Fällen neben dem Arbeitenden eine Frau steht, die gern Hüte haben möchte, eine Tochter, die eine Mitgift braucht, ein Sohn, der die Schule besuchen muß, eine Familie, die sich jedesmal für vernachlässigt hält, wenn man nicht einträglich und für sie arbeitet. Die Arbeit wird doch gemacht, selbst in Frankreich, selbst in Paris, wo der Mann mehr belastet ist als anderswo, wo der Lebensunterhalt kostspieliger ist, wo die Versuchungen des Luxus verführerischer sind, wo die Frau sich nicht damit begnügt, wie die eines großen deutschen Indianers (!), mit eigenen Händen die Küche und die Wäsche zu besorgen. — Wie kommen solche Dinge zustande? Man kann es sich nicht erklären, wenn nicht durch die Allmacht der „Idee"; der Mann ist davon besessen und geht immer vorwärts, ohne auf die Dornen Acht zu geben, die ihn verwunden. Es gibt keine Wissenschaft, Verwaltung oder öffentliche Einrichtung, in denen man nicht den Littré, den Burnouf zweiten Ranges begegnet, einfachen Soldaten, Sergeanten meinetwegen, in dem geduldigen Heere, deren Hauptleute jene sind, die aber wie ihre Hauptleute in Selbstvergessenheit ausgedauert haben. Ihr größter Kummer ist, zu wenig Dienste zu leisten, Gewehr auf Schulter zu bleiben, in der Erwartung, daß man sie verwendet. Man sagt mir, daß Michelant, der schon drei oder vier Bände in dieser Gesellschaft in Stuttgart veröffentlicht hat, in seinem Schreibtisch seit zehn Jahren eine andere ungeheure Arbeit aufbewahrt, 60,000 mit eigener Hand copirte Verse, den ganzen „Chrétien de Troyes"; ich bin sicher, daß der schönste Tag seines Lebens derjenige sein wird, an dem er, durch besondere Vergünstigung oder weil er an der Reihe ist, den nicht beneidenswerthen Auftrag erhalten wird, ihn zu drucken. —

Dieses Gedicht ist die Geschichte von Renaud de Montauban und seinen Brüdern, den vier Söhnen von Aymon, die von Karl dem Großen verfolgt werden. Ich will nicht über seine dramatische Bedeutung sprechen; es besitzt aber eine solche, denn es ist die Erzählung eines heroischen Lebens und es ist das einzige Gedicht des Mittelalters, das man jedes Jahr in Epinal in der „Blauen Bibliothek" für die Bauern von neuem druckt. Es hat aber ein anderes, durchaus historisches Interesse, und dieses klar zu legen werde ich mich bemühen.

Der Hauptdienst, den die literarischen Schriften dem Historiker erweisen, besteht darin, daß sie ihm die „erloschenen Gefühle" vor Augen führen. Kein anderes Document, besonders für die entfernten Zeiten und uncivilisirten Völker, macht diese Empfindungen sichtbar. Die Urkunden, die Gesetze und die Constitutionen zeigen die Theile der socialen Maschine und nicht das Gebiet der moralischen Lebensführung; man sieht die Rahmen, innerhalb welcher sich die Menschen bewegen; sie sind das Skelett der Geschichte, nicht ihre Seele. Was die Chronisten anbetrifft, so sind sie in diesen groben Zeiten zu trocken; sie erzählen die Bewegungen in allgemeinen Zügen, sie sagen, daß Pierre Jean erschlug, daß Jacques Pierre tödtete, daß eine Ueberschwemmung, dann eine Hungersnoth stattgefunden hat; nichts weiter. Die Menschen sind noch zu schwerfällig, um die Umstände, die kleinen vorbereitenden Thatsachen, die Vorgänge der inneren Bewegung und des Entschlusses auseinanderzusetzen; ihre Erzählungen ähneln den Figuren, die ein Kind mit dem Bleistift kritzelt, die steif, verstümmelt und alle gleich sind, unfähig, uns über die Nüancen der Charaktere und der Handlungen zu belehren. Diese Nüancen können nur durch ein literarisches Talent ausgedrückt werden, und deßhalb sind die Gedichte, in denen dieses Talent zum erstenmal auftritt, sehr lehrreich. Der alte Minnesänger, dessen Aufgabe es war, eine Entwicklung zu geben, führt die Reden der Leute an, die Voraussetzungen des Ereignisses, die Wechsel des Seelenlebens, kurz alles, was dem Chronisten entging; und oft genügen zwei oder drei dieser kleinen Thatsachen, um eine ganze Cultur zu erklären. Sie erwähnen einen besonderen Zustand der menschlichen Seele; dieser Zustand findet sich folglich in allen Seelen und in allen Handlungen.

Ein einziges Beispiel wird das anschaulich machen: wenn im Gedicht ein Baron, vom Kaiser ausgesandt, zu einem widerspenstigen Ritter kommt mit einer Vorladung, vor dem Kaiser zu erscheinen, läuft er Gefahr, getödtet zu werden. Völkerrecht, Menschlichkeit, persönliches Interesse, nichts beschützt ihn; der rohe Kriegsmann, der im eigenen Schloß von seinen Leuten bedroht wird, fühlt seine Adern aufschwellen, sein Blut wogen, seine Muskeln sich spannen, und er wirft sich wie ein Stier auf den Boten. Alles verschwindet für ihn unter der Anwandlung dieser unwiderstehlichen Wuth. Der Herzog Beuve richtet sich empor: „Faßt die Boten, ein jeder soll gevierttheilt werden," er selbst stürzt sich auf sie und zerspaltet Enguerrand vom Kopf bis zum Kinn. — Sie sind zu gewaltsam, zu schnell bereit mit den Schlägen, zu sehr versunken in das thierische Leben, zu sehr den plötzlichen Gewaltsamkeiten der Einbildung und des Temperaments unterworfen. Sie haben ihr Leben mit Jagen und Kämpfen verbracht, sie essen kräftiges Fleisch und Wildpret, sie sind an Blut und an Schläge gewöhnt, was die Muskeln und Instincte anbetrifft, noch dem Löwen und der Dogge nahe stehend. Ihr Kopf ist nicht angefüllt mit unzähligen Vorschriften, klugen Berechnungen, geregelten Ideen, mit denen Erziehung, Gespräch und Lectüre den unsrigen anfüllen. Sie überlegen nicht, sie beherrschen sich nicht, sie fühlen, sie geben sich hin und stürzen drauf los; sie beleidigen, dann schlagen sie los. — Lothar, der Sohn Karls des Großen, dem sein Vater Klugheit anempfohlen hat, findet sich kaum vor dem Herzog Beuve ein mit 400 Mann gegen 2000, als er wüthend wird. „Gott verdamme den Herzog Buef und seine Ritterschaft." Wenn du nicht kommst, sagt er ihm, um dem Kaiser Karl zu dienen, „sollst du an einem Baumast aufgehängt, und deine Frau soll verunehrt und geschändet werden". Er erhitzt sich an seinen eigenen Worten. „Bei der Treue, die du meinem Vater schuldest, wenig fehlt daran, daß ich dich nicht mit meinem scharfen Schwerte tödte." Man urtheile nach diesem Ton eines Gesandten, wohin die Gesandtschaften führen konnten. Nach 20 Phrasen fallen sie mit Schwertstreichen über einander her und zerschneiden sich „die Füße und die Fäuste, die Schultern und die Arme", bespritzen die Tische und Mauern „mit Blut und Gehirn". Ihre Wuth muß sich entladen; wenn die

Digitized by Google

Leichen haufenweise im Saal umherliegen und die Ueberlebenden, bleich, auf ihre Klinge gestützt, ihre Wunden zu fühlen beginnen, dann lassen die Mattigkeit und der Blutverlust eine Art von gesundem Menschenverstand und ein halb mitleidiges Gefühl durch ihr Gehirn ziehen. Beuve macht Halt, er schont, was noch lebt und schickt Karl dem Großen den Körper Lothars zurück. Nur die Erschöpfung beruhigt sie; sie sind wie die kräftigen Körper der Mönche, ihrer Zeitgenossen, die man zähmte durch Aderlaß, durch kühlende Getränke, durch Fasten, durch Geißelungen, durch Nachtwachen, ohne daß es andere Mittel gegeben hätte, sie zu bändigen und ihnen einen Zaum anzulegen. Wenn der thierische Saft so stark ist, gleicht der Mensch einem wilden Zuchtheugst; weder Schmeicheleien, noch Schläge, noch Fußfesseln halten ihn zurück, und er muß seine Substanz vermindern, um seine Aufwallungen zu unterdrücken.

So war das Leben im Mittelalter: man tödtete und wurde getödtet, ohne Zeit dazu gehabt zu haben, darüber nachzudenken. Der vernünftige Gedanke über das Nützliche oder Gerechte hatte nur eine schwache Macht über die Menschen, jeden Augenblick zerriß der Ausbruch der wilden Instincte das regelmäßige Gewebe, in das sich jede Gesellschaft einzuspinnen sucht. Ein entschlüpftes Wort, das Auftauchen einer Idee, ein Zufall entfesselte sie und stürzte sie vorwärts. — Renaud ist soeben von Karl dem Großen zum Ritter ernannt worden. Am selben Tage geräth er beim Schachspiel in Streit mit dem Neffen des Kaisers, Bertolais, der „zornig wird", ihn Verräther und Renegaten nennt und ihn so ins Gesicht schlägt, daß „das Blut herausfließt". Es fehlt wenig daran, daß Renaud ihn tödtet; nur mit äußerster Anstrengung wirft er sich Karl dem Großen zu Füßen, um sich Genugthuung zu erbitten. Seltsamerweise geräth nun der Kaiser in Zorn und nennt ihn „feig, schlimmer Geselle". Man ist bei diesen uncultivirten und heftigen Naturen niemals sicher; sie handeln niemals nach festen Prinzipien, sondern nach der augenblicklichen Eingebung. Beklagen wir uns bei einem Manne aus dem Volk über seine Kinder, nach Laune und Gelegenheit wird er über uns oder über sie herfallen; in jedem Falle wird er über jemanden herfallen, mit Faustschlägen oder wenigstens mit Beleidigungen. Beim primitiven Menschen, Packträger oder Barbaren, bricht jede Idee ungestüm hervor. Bei beiden ruft die offene Beleidigung augenblicklich eine offene Beleidigung hervor. Renaud schleudert Karl dem Großen den Mord Beuve's, seines Onkels, ins Angesicht. Karl der Große „erhebt seinen Handschuh" und trifft ihn so gut, daß „das rothe Blut zur Erde floß". Renaud wendet sich um, entdeckt Bertolais, ergreift ein Schachbrett und schlägt ihm mit einem Schlage die Augen und das Gehirn aus dem Kopfe. Geschrei erhebt sich im ganzen Palast, der Kampf beginnt, und die Eltern Renauds werfen sich zwischen ihn und die Angreifer. — Man wird in dem Gedicht ein Dutzend Beispiele dieser gewaltsamen und plötzlichen Handlungen finden, der Mensch hält sich niemals im Zaume; er weiß in dem einen Augenblick nicht, was er im folgenden thun wird; irgend eine unversehens auftauchende Meinung kann sein ganzes Benehmen umändern; die Umkehr geschieht vollständig und schroff. Karl der Große hatte Beuve verziehen und plötzlich, auf eine Vorstellung seiner Verwandten hin, entschied er sich, ihn tödten zu lassen. Alle diese Züge vergangener Sitten wird man in den Chroniken wiederfinden, sobald die Sprache zur Freiheit gelangt ist und die historische Beobachtung beginnt, um die nackte Thatsache herum die besonderen Umstände zu bemerken. Die Gestalten Froissards haben dieselbe Heftigkeit wie die der Troubadours; ihr Wunsch oder ihr Zorn blendet sie; die Leidenschaft bricht bei ihnen wie bei den Kindern hervor, um sich zu befriedigen und zu überfälligen. In der Nacht vor Palmsonntag kommt König Johann[1]) wie ein Wüthender auf den König von Navarra los, der zu Tische sitzt: „er schlug seinen Arm um ihn, faßte ihn am Haarschopf, zog ihn mit Gewalt zu sich heran und sagte: bei der Seele meines Vaters, ich denke nicht mehr zu essen und zu trinken, so lange du lebst ... Dann nahm er einen Hammer, ging auf den Grafen von Arcourt los und versetzte ihm einen kräftigen Hieb zwischen die Schultern und sagte: Marsch, hochmüthiger Verräther, ins Gefängniß. Bei der Seele meines Vaters, sie sollen uns eins singen, wenn sie mir entschlüpfen ... Und die vier wurden auf das Feld geführt ... und enthauptet, ohne daß der König dulden wollte, daß sie zur Beichte gelassen wurden". Er hört nichts, er ist ein Haudegen, der niederstößt und tödtet. — Der Leser erinnere sich an die Geschichte des Grafen von Foix, bei dem Froissard beherbergt wurde. „Ein im Regieren verständiger Mann, in allen Dingen so außerordentlich vollkommen, daß man ihn nicht genug loben konnte." Er läßt Pierre Ernault kommen, dem der Prinz von Wales die Wache eines Schlosses anvertraut hatte, und fordert ihn auf, das Schloß zu übergeben; auf die demüthigste und sanfteste Weigerung des armen Hauptmannes knirscht der Graf mit den Zähnen. Sein Blut kocht, er stürzt sich auf den Mann und durchbohrt ihn mit fünf Dolchstichen. — Sicher ist die halbe Geschichte der Menschheit des Mittelalters durch diese Episode charakterisirt. Mit solchen Menschen konnte man keinen wahrhaften Frieden, keine dauernde Ordnung haben. Die plötzliche Entfesselung der Leidenschaft und die gewaltsame Schroffheit des mörderischen Willens brachten die große sociale Maschine in Verwirrung. Noch unter Heinrich IV. wurden ihnen 4000 Edelleute im Duell zum Opfer gebracht. Um die moderne Sicherheit zu begründen, mußte man nicht nur die Einrichtungen umbilden, sondern vor allem auch die Leidenschaften abschwächen, die Ideen vermehren, die bedächtige Ueberlegung festigen, die menschlichen Gedanken in bestimmte Abtheilungen einordnen und unter anerkannte Vorschriften bringen, kurz das Innere des menschlichen Kopfes umgestalten und, um alles zu sagen, den Zustand der Muskeln und der Nerven ändern. —

Wie hat eine Gesellschaft, die ihrer Natur nach eine Disciplin ist, unter so undisciplinirten Instincten sich bilden und Bestand haben können? Welches war das Band, das stark genug war, um solche Menschen zu beherrschen und nicht jeden Augenblick unter den Aufwallungen ihrer Leidenschaften zu zerreißen? — Wenn man die Feudalgesellschaft in ihrem Ursprung betrachtet, bemerkt man, daß sie ihre Wurzel in einer einfachen Begebenheit hat, ähnlich denen, die wir noch um uns sehen, nämlich in der „freiwilligen Verpflichtung". In der allgemeinen und täglichen Gefahr vor den Normannen und Räubern vereinigen sich die waffentragenden Männer unter einander und mit einem ihresgleichen, den sie zu ihrem Führer ernennen. Man stelle sich die Freibeuter des letzten Jahrhunderts vor, ihren Heroismus und ihre Gewaltthaten, ihre gegenseitige Treue, ihre vollständige Gleichheit. Kürzlich begaben sich 25 Soldaten und Unteroffiziere des afrikanischen Heeres, nachdem sie ihren Dienst beendet hatten, quer durch Brasilien, um ihr Glück zu suchen, wohl ausgerüstet mit Munition und guten Waffen und nachdem sie unter den fähigsten von ihnen ihre Führer ausgewählt hatten. Sie begaben sich in die Pampas, lebten von ihrer Jagd, wurden durch ihren Kompaß geführt, bildeten ein Viereck gegen die Würfe der Indianerlanzen und durchquerten so Südamerika, ohne daß sie mehr als zwei oder drei Mann verloren hatten. — Eine ähnliche Lage haben die Sitten, die Gefühle, die Tugenden und die Moral des Mittelalters hervorgebracht. Denn die Tugenden

[1]) Froissard, Buch 1, Theil 2, Cap. XX.

und die Moral ändern sich nach den Zeitaltern, nicht willkürlich oder zufällig, sondern nach festen Regeln. Je nachdem der Stand der Dinge verschieden ist, sind die Bedürfnisse der Menschen verschieden; folglich wird diese oder jene Eigenschaft des Geistes oder Herzens die geschätzteste; man erhebt sie dann zur Tugend. Und in der That, sie ist eine Tugend; denn sie dient einem öffentlichen Nutzen. Sie wird selbst eine Tugend ersten Ranges werden können, wenn sie einem öffentlichen Interesse ersten Ranges dient. Da die Tugend die Selbstaufopferung zugunsten des allgemeinen Wohles ist, so muß sie einen andern Platz einnehmen zur selben Zeit wie dieses allgemeine Wohl, um ihm folgen zu können. Sie heftet sich an dasselbe wie der Schatten an den Körper. Was ist nun das Wesentliche und sichtbar Gute dieser kleinen bewaffneten Truppe, die immer wach sein muß, die von Feinden umgeben ist, die morgen zugrunde gehen wird, wenn nicht jeder fest in Reih und Glied bei seinem Kameraden ausharrt und einen Augenblick aufhört, seinem Führer zu gehorchen? Vor allem müssen sie zusammenhalten und ein jeder auf seinen Nachbar rechnen wie auf sich selbst; wenn sie sich auflösen oder sich gegenseitig mißtrauen, sind sie verloren. Alle Gefühle, Liebe zur Familie, persönliche Gefahren, die Gewißheit des Unterganges, die Gegenwart des Todes müssen vor dieser ersten Forderung zurücktreten; sie ist von nun an der König des menschlichen Lebens. — Das ist die Grundidee der Feudalgesellschaft: ein Kamerad kann seinen Kameraden nicht verlassen und nicht unterlassen, seinem Führer zu folgen. Der gute „Vasall" ist fortan das Ideal des Menschen. „Ich würde zwei Kaiserinnen geben," sagte Friedrich Barbarossa, „für einen Ritter wie du bist." Es ist diese tiefe Anhänglichkeit eines Menschen an einen Menschen, es ist diese Fähigkeit der freiwillig gegebenen Treue, dieses Gemisch von militärischer Kameradschaft und militärischer Unterordnung, die die Menschen des feudalen Gewebes verknüpft haben. Um sich das vorzustellen, muß man sich erzählen lassen, wie heutzutage ein Grenadier in den Kugelregen geht und seinen Nebenmann auf den Rücken nimmt und ihn zurückträgt, oder wie er sich, um seinen Hauptmann zu retten, einem Bajonettstoß entgegenwirft. — Das Gedicht von Renaud ist vollständig auf diese Grundideen aufgebaut. Renaud wird von seinem Herrn verfolgt, und er ist gezwungen, sich zu vertheidigen; aber bei jeder Gelegenheit ist er bereit, sich zu fügen, er verzichtet auf alle seine Vortheile; als er ihn im Handgemenge, ohne ihn zu kennen, getroffen hat und er ihn einen Augenblick später an dem Ausruf: „Er hat sich selbst ehrlos gemacht" erkennt, sagt er: „Was, das ist Karl der Große, mit dem ich getjostet habe, er, der mein Geschlecht und meine ganze Verwandtschaft ernährt?" Er wirft sich ihm zu Füßen und umschlingt sie. Er fleht ihn an bei Gott und der Jungfrau: „Ich bin Renaud, Euer Mann, den Ihr enterbt und vor 20 Jahren von seinen Besitzungen verjagt habt." Er erklärt, daß es weder ihm, noch seinen Brüdern an Pferden oder Menschen fehlt; aber sie sind „traurig gestimmt und erschüttert", weil sie „seine Liebe" verloren haben. Er erbietet sich, wieder sein Vasall zu werden und ihm zu dienen, sein Schloß von Montauban und Bayard, „sein Schlachtroß", das beste, das es in der Christenheit gibt, auszuliefern. Er wird ihm seine Güter übergeben, wird Frankreich auf Lebenszeit verlassen, und wird zu Fuß, „ohne Strümpfe und Schuh", zum heiligen Grabe pilgern. Später, als er Karl den Großen in seiner Macht auf seinem Schlosse und unter seinem Schwerte hat, wirft er sich immer noch auf die Knie und macht wieder seine Anerbietungen. Abgewiesen und bedroht, gibt er Karl den Großen frei und läßt ihn zurückkehren, um ihn so eifrig wie nur je wieder zu verfolgen: „Guter König, geht, wenn es Euch gut dünkt. — Ich werde Euch ohne Euren Befehl nicht einen Tag halten. — Ihr seid mein Recht, o Herr. Ich werde Euch nicht verleugnen, um keinen Menschen der Welt. — Wenn es Gott und Euch gefällt, so werden wir Freunde werden wie früher." Unbeugsame Treue, die nichts tödten kann, weder die Wuth der Schlacht, noch andauerndes Unglück, noch die Rathschläge seiner Brüder, noch die Härte des Feindes. — Was will doch Karl der Große, und was für eine harte Friedensbedingung stellt er, so daß sie ein Diener wie Renaud nicht annimmt? Eine einzige: daß Renaud ihm seinen Vetter Mangis ausliefern soll. Und das ist gerade die einzige, der sich Renaud nicht fügen kann. Das Gefühl der Treue, das ihn an seinen Herrn fesselt, fesselt ihn auch an seinen Kameraden: er kann ebensowenig den einen ausliefern, als er den anderen verrathen kann; es ist dasselbe Ehrgefühl, das ihn zu einem guten Verbündeten und zu einem Vasallen macht. „Wie kann ich Mangis ausliefern, bei Gott, Maria's Sohn? — Mangis, der meine Hülfe ist, meine Hoffnung und mein Leben, mein Schild und meine Lanze und mein blankes Schwert, mein Brod, mein Wein, mein Fleisch und meine Herberge, — mein Waffenbruder und mein Führer, mein Herr und mein Leben — und der mein Vertheidiger ist gegen alle Gemeinheit. — Ich ließe mich eher von Pferden fortschleppen — als daß ich Euch Mangis ausliefere, damit Ihr ihn niederstoßen könnt." — Zehnmal kommen in dem Gedicht und selbst bei den Nebenpersonen diese zwei Gefühle, welche die übrigen beherrschen, zum Vorschein. Aymon verfolgt, um Karl dem Großen seinen Eid zu halten, seine Söhne und bekämpft sie unter Thränen. „Kein Mensch in seinem Alter soll weder seines Sohnes, noch seines Freundes wegen ein Eidbrecher werden." Er greift sie an und ruft dabei aus: „Ach, meine vier Söhne! Wie sehr ich euch liebe. — Könnte ich euch doch gegen alle Menschen hüten und vertheidigen!" Die Schlacht beginnt wieder; sie verlieren alle Mannschaft bis auf 14, entkommen mit großer Mühe und leben in den Wäldern von Jagd und Plünderung, so sehr von Kälte und Hunger entstellt, daß, als sie wieder ins Schloß kommen, ihre Mutter sie zuerst nicht erkennt. Der Vater kommt, wird zornig gegen sie; dann, als er den Bericht über ihr Elend hört, bricht er in Thränen aus und verläßt das Schloß, um seinen Eid, sie nicht bei sich aufzunehmen, nicht zu brechen. — Betrachten wir weiter den großen Kampf der vier Brüder, die allein, ohne Harnisch, ohne Lanzen und ohne Pferd, von 1000 Reitern angegriffen werden. Ogier hat geschworen, sie auszuliefern, wenn er sie gefangen nimmt; aber es sind seine Vettern, und er ist entschlossen, sie nicht gefangen zu nehmen. Er greift sie an, aber er läßt ihnen Hülfe zukommen. Er bekämpft Renaud, aber erst, als er Renaud frei, bewaffnet, im Sattel auf Bayard und im Besitz seiner ganzen Macht sieht. Es gibt eine Idee, die sie nicht ertragen können, das ist die Illoyalität; ganz blutig, halb todt, werden sie von ihr wieder belebt: Richard ist gefallen, von einem Lanzenstich durchbohrt; er ist ohnmächtig; „durch die Wunde verliert er das Leben und die Lunge." Als er wieder zu sich kommt, denkt er an die Ehre Renauds, seines Bruders. Er ist auf die Füße gesprungen und hält sich nicht weiter auf. — Er drückt die Wunde am Unterleib mit der Faust zusammen; seine Gedärme stopft er hinein und heftet sie an seinen Gürtel. — Dann zieht er das Schwert, das ihm am Gürtel hängt, — nähert sich Girard und sagt ihm zornig: „Wartet, Schuft, Ihr habt völlig gelogen — man darf Renaud keinen Vorwurf daraus machen; saget Aymon, daß Richard, sein Bruder, von Euch getödtet worden ist." Und mit einem riesenhaften Schlag zerspaltet er ihm die Schulter bis auf den Schenkel, das Pferd mit dem Mann in zwei Stücke. Die lateinischen Chronisten des Mittel-

Digitized by Google

alters haben ein Wort, um die Barone zu bezeichnen: miles, armiger. In der That ist dieses Wort das einzige, das den wahren Charakter dieser Sitten ausdrückt. — Der Herr hat seinen Vasallen, der sein Brod ißt, ihm bei Tische dient, ihm einschenkt, sein Pferd besorgt. Genau so hat heute der Hauptmann seinen „Soldaten". — Der Herr wie der Vasall sind, was Erziehung und Instinct betrifft, Kinder des Volkes; Karl der Große schlägt Richard, seinen Gefangenen, ringt mit ihm, und beide werfen sich zur Erde.

Diese zwei Züge fassen nach meiner Meinung alle Gefühle des Mittelalters zusammen. Jene Menschen sind Soldaten, was Faustschläge oder größere Thaten, was die ungebildete Roheit und loyale Ergebenheit, was Körper und Herz betrifft. In der That, wenn im 10. Jahrhundert das Volk der freien Männer zu den Waffen greift und in Waffen lebt, so bedeutet das den Beginn des Mittelalters; wenn es im 15. Jahrhundert die Waffen niederlegt und sie den Händen der Söldner und stehenden Heere übergibt, so bedeutet das das Ende des Mittelalters.

Mittheilungen und Nachrichten.

Se. P. J. Willatzen: **Altisländische Volksballaden und andere Balladendichtungen nordischer Vorzeit.** Ins Deutsche übertragen. II. veränderte und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1897. 8°. XVI u. 312 S. — Das ist ein ganz eigenes literarisches Geschenk! Schön im gewöhnlichen Sinne des Wortes, geleckt und gefeilt in der Form, gewählt und geistreich im Inhalt sind diese nordischen Lieder nicht und sollen es nicht sein; sie wollen auch in der deutschen Gestalt das Ursprüngliche, Rohe, die oft ganz vernachlässigte, harte Form, die Wilhelm Grimm (1811) in den altdänischen und sonstigen Heldenliedern und Balladen fand, treu wiedergeben. So spricht es der Uebersetzer im Vorwort selbst aus: und es ist ihm trefflich gelungen, dieser Buntenpoesie den rauhen nordischen Charakter zu wahren. Der nordschleswigischen Veteranen einer, der vor funfzig Jahren in der ersten großen Krisis seiner Heimath sich ehrenmuthig für die deutsche Sache entschied, aber darum doch beiden Sprachen und Stammesarten, die dort eigentlich mehr in einander überfließen, als auf einander stoßen, wie deutscher und dänischer Geschichte seine Liebe bewahrte, war gerade Hr. Willatzen für diese Aufgabe der berufene Mann. Wie er dann, was er aus seiner Jugend für sie mitbrachte, durch ernste, ausgedehnte Studien erweitert, ergänzt, vertieft hat, wolle man aus dem Vorwort selbst ersehen. — Die Sammlung umfaßt drei Gruppen: „Altisländische Volksballaden", „Epische Volksdichtungen der Färinger", „Altdänische Volksballaden" — diese in drei engere Kreise geordnet: Mythe, Märchen, Zauber — Legende — Sage und Geschichte. Vor allem eigenthümlich und absonderlich muthen die epischen Sigurdlieder der mittleren Gruppe an, die — wenigstens in der Väter Tagen — dem einsamen weltfremden Völkchen der Färöer bei seinen festlichen Tänzen das begleitende Saitenspiel ersetzten. Neben dem Heimischen wie viel gemeinsames Alt- und Urgermanisches, wie vieles auch, was offenbar noch auf späteren Stadium mittelaltrig-deutscher Sangkunst hinweist, nicht bloß im Altdänischen, sondern bis zu jenen fernen Felseilanden und der Ultima Thule des Nordens! Hr. Willatzen bedauert, auf den nicht minderen Reichthum ähnlicher Gedichte aus Schweden und Norwegen räumlicher Rücksichten halber für diesmal haben verzichten zu müssen. Mancher Leser, der an seiner Hand in diese nordische Insel- und Schärenwelt sich hineingefunden, wird es mit ihm beklagen. Aber jeder Leser wird ihm für das Wiedererscheinen der Blüthenlese danken und sein Wort unterschreiben: Wenn die vorliegende Sammlung ihrem Umfange nach auch nur gering ist, bietet sie doch zweifelsohne einen frischen Trunk echter, kräftiger Poesie dar; nur darf man sich nicht würzigen Wein aus goldenem Pocale versprechen. Herber: Bauernmeth wird hier credenzt aus ungeglättetem Horne des Wisents.

Das Jahn-Museum in Freyburg a. d. Unstrut. In dem vaterländischen, idyllisch gelegenen Städtchen Freyburg a. d. Unstrut hat die deutsche Turnerschaft ihrem Altmeister ein würdiges Denkmal errichtet, eine Ruhmeshalle mit einer sich anschließenden mustergültigen Turnhalle. Auf dem alten Friedhof, auf dem auch der Vater Jahn seine letzte Ruhestätte gefunden, ist der einfach vornehme Bau errichtet. Unter dem mächtigen Rüstengewölbe der Ruhmeshalle ruhen seit drei Jahren die aus dem alten Grabe entnommenen Gebeine Jahns, über welchen die wohl gelungene Büste des „Alten im Barte" auf Marmorsockel Aufstellung gefunden hat. Es war ein glücklicher Gedanke, hier in Freyburg, dem letzten Asyl Jahns, zugleich mit der Ruhmeshalle ein Jahn-Museum einzurichten, in welchem die bisher verstreuten, zum Theil recht werthvollen Erinnerungen an Jahn, wohl geordnet, jedermann zugänglich, einen bleibenden Aufbewahrungsort gefunden haben. Treten wir in das Museum ein, so fällt zuerst unser Blick auf eine treffliche modellirte Jahnbüste, welche die deutsche Turnerschaft dem Altmeister der Turnkunst gestiftet hat. Zahlreiche Bilder Jahns bedecken die Wände, theils in Lithographie, theils in Kupferstich, ferner erblicken wir die Wohnstätten Jahns, das von Hausmann in Hanau im Jahre 1848 gemalte Bildniß von Jahns erster Frau, die Bilder eines Eiselen, Guthsmuths, Arndt, Friesen. Rings herum an den Wänden sind in Glaskästen die Briefe, Münzen, Medaillen und andere Erinnerungen aufbewahrt.

Besonderes Interesse nahm für uns ein Actenstück: „Akta des Magistrats zu Freyburg, betr. Polizey-Aufsicht über den Dr. Friedr. Ludw. Jahn" in Anspruch. Das Actenstück beginnt mit einem Bericht des Commandanten von Colberg, v. Funck, vom 12. Mai 1825, in welchem mitgetheilt wird, daß, nachdem das Freisprechungsurtheil gegen Jahn eingegangen, derselbe nach der Allerhöchsten Ordre weder Aufenthalt nehmen dürfe in Berlin, noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt. In seinem zukünftigen Aufenthaltsort solle er unter polizeiliche Controle gestellt werden und, solange er sich tadellos führe, seine bisher bezogene Pension von 1000 Thaler fortbeziehen. In einem Schreiben vom 2. Juni 1825 theilt die Polizeidirection in Colberg dem Freyburger Magistrate mit, daß der seit 5 Jahren dort anwesende Dr. Jahn den nachgesuchten Reisepaß nach Freyburg zur Reise über Treptow, Stargard, Küstrin auf 8 Wochen gültig erhalten habe. Nach Eintreffen Jahns sei umgehend davon der Colberger Polizeidirection, dem Minister des Innern und dem Polizeipräsidenten v. Schuckmann in Berlin Mittheilung zu machen. Am 16. Juni konnte der Magistrat in Freyburg an diese Behörden melden, daß gestern Dr. Jahn mit seiner Gattin, einem zehnjährigen Knaben und einem Dienstmädchen eingetroffen und nachdem er seinen Reisepaß abgegeben, sich bei dem Schneidermeister Sachse einlogirt habe. Am 4. Juli gibt der Landrath des Querfurter Kreises nähere Anweisung betreffend Polizeiaufsicht über Jahn. Die Aufsicht dürfe nicht so weit ausgedehnt werden, daß die Ortsbehörde jeden seiner Schritte wahrnehme, es genüge, wenn er im allgemeinen beobachtet und darauf die Aufmerksamkeit gerichtet werde, mit wem er in öffentlichem Verkehr stehe, und ob namentlich junge Leute, Studenten, Lehrer oder Zöglinge der nahen gelehrten Anstalten sich häufig bei ihm einfinden. Von dem Treiben des p. Jahn und seinem Betragen, wenn es nicht Anlaß gebe, sofort speciell zu berichten, sei quartaliter Anzeige zu machen, doch sofort Nachricht zu geben, wenn Jahn einen anderen Aufenthalt wählen sollte. In einem Schreiben vom 15. August schärft der Landrath dem Magistrat ein, besonders aufmerksam zu sein für den Fall, daß Jahn nach Roßleben reisen sollte, und demselben keinen Hinderniß als den behufs der Reise dahin nothwendigen Aufenthalt zu gewähren. Am 22. October berichtet der Magistrat zum erstenmal sehr kurz an den Landrath: Jahn lebe sehr eingezogen, verhalte sich ruhig, stehe, so viel der Magistrat wisse, mit niemand im öffentlichen Verkehr, auch fänden sich keine Schüler bei Jahn ein. Den nächsten fälligen Bericht glaubt sich der Magistrat, da Jahn nichts „Staatsgefährliches" unternimmt, schenken zu können, indeß meinte der Landrath denselben. Am 1. April 1826 fragt der Magistrat an, ob es nicht genüge, „da Jahn in seinem ruhigen, unverdächtigen Verhalten fortfahre", jährlich oder halbjährlich über ihn zu berichten. Der Landrath ist damit einverstanden und verlangt nur noch am Schluß des Jahres Bericht, „es sei denn, daß Jahn sein Benehmen ändere, sich in dieser Hinsicht als verdächtig und unruhig beweise", in welchem Fall unverzüglich zu berichten sei. Doch war der Magistrat nicht allein berufen, Jahn zu beaufsichtigen, auch von anderer Seite gelangten an die Regierung in Merseburg offene und anonyme Denunciationen. Einer solchen ist es jedenfalls zu danken, daß Jahn am 29. October 1828 Freyburg verlassen und sein Heim in Edlena aufschlagen mußte. Auf Veranlassung des Freyburger Magistrates ist es nicht geschehen, derselbe wird erst nach Jahns Abreise von der Regierung in Merseburg darüber belehrt, daß nach einem Rescript des Ministers des Inneren Jahn angewiesen worden sei, Freyburg zu verlassen und

Digitized by Google

einen „anderen von Universitäten und Gymnasien gehörig entfernten Aufenthalt zu wählen", und daß er mit Erlaubniß der Regierung vom 1. November nn Cölleda als solchen erwählt habe. Bis September 1835 blieb Jahn in Cölleda. Am 17. September dieses Jahres theilt der Minister des Innern der Regierung in Merseburg mit, daß es Jahn gestattet worden sei, wieder in Freyburg Aufenthalt zu nehmen nnd gleichzeitig wird dargelegt, in wie weit die Freyburger Ortsbehörde Jahn zu beaufsichtigen habe. Besonders sei darauf zu achten, mit welchen Personen er verkehre, mit wem er in Correspondenz stehe, „jedoch ohne daß der Dr. Jahn durch solches nanöthig belästigt, oder sonst Aufsehen erregt werde". Einen Fingerzeig, weßhalb Jahn von Freyburg nach Cölleda übersiedeln mußte, gibt der Schluß eines Briefes des Ministers des Innern an den neu eingetretenen Landrath v. Helldorf-Bedra: „Die veränderten Umstände, welche den früher untersagten Aufenthalt jetzt zulässig machen, bestehen übrigens wesentlich in Ew. Hochwohlgeborea Persönlichkeit uno in dem Vertrauen, was wir zu Ihnen für die angemessene Beaufsichtigung desselben haben können." Der Freyburger Magistrat muß aan jetzt ab wieder vierteljährliche Berichte einschicken. Die meisten könaen nichts mittheilen, als daß er sich größtentheils mit Lectüre und schriftstellerischen Arbeiten beschäftige, daß er keiae Besuche empfange. Nur nm 4. Januar 1838 meldet der Magistrat, daß in den letzten Tagea des abgelaufenen Jahres sich acht Fremde, soviel sich habe ermitteln lassen, Studenten, bei Jahn aufgehalten hätten. Nach der durch Friedrich Wilhelm IV. nach dessen Thronbesteigung erlassenen Amnestie frug auch der Magistrat bei der Regierung nn, ob damit die polizeiliche Beaufsichtigung Jahns aufgehört habe, was demselben am 31. October 1840 bestätigt warde. — Neben diesem Actenstück findea wir noch die Acten der kgl. Immediat-Untersuchungscommission 1819 nnd 1820, Briefe Jahns aus seiner Kerkerzeit in denselben Jahren und die mit einem Vorwort versehene umfangreiche Selbstvertheidigung, endlich das am 19. December 1852 in Naumburg aufgenommene Testament Jahns. Seine bekannte in Frankfurt verfaßte Schwanenrede, die sich wie ein Abschied vom öffentlichen Leben nußnimmt und deren Schlußworte lauten: „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft nad ist jetzt der Abendstern, der mir zne ewigen Ruhe winkt", finden wir hier im Original. Jahn war Mitbegründer des Zweigvereins Freyburg der Gustav Adolf-Stiftung. Gegen einen Beschluß des Provinzialvereins, wanach die Stimmfähigkeit nnd Stimmberechtigung eines Vereins von der Summe der Geldbeiträge abhängig sein sollte, wettert Jahn in mehreren Briefen: „Soll nun folgerichtig fortgeschritten werden, so wird jeder Zweigverein sich wieder in stimmende uno stumme Mitglieder nach dee Höhe der Geldbeiträge nothwendig theilen müssen. Und zuletzt muß auch auf der Allgemeinen Versammlung der Gustav-Adolf-Stiftung das Geld und wieder das Geld und allemal das Geld den Ausschlag geben", und weiter: „die Stimmberechtigung mit einigen Silberlingen auszurechnen, ist eine Entwürdigung der Gustav-Adolf-Stiftung, wa bisher das Scherflein geachtet wurde und nicht die Geldschaufel" Ein aom 30. Novembee 1846 datirter Brief Jahns spricht sich über das zuerst in den Kriegsjahren vom 23. Linien-Infaaterie-Regimeat gesungene Arndt'sche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" aus. Jahn schreibt, daß Zeller für ihn die erste Melodie verfaßt habe, und wünscht, daß im Turnerliederbuch neben der jetzt üblichen Reinhardt'schen auch die ältere Zelters beibehalten werde, „schon der Geschichte wegen, und weil man das Lied so in den Kriegsjahren gesungen". Verschiedene Gegenstände erinnern an die Untersuchungshaft Jahns, so zwei aus Brod geknetete Buchstaben; auf einem Schachtelbeckel ist zu lesen: das Gebäude über dem Zorndorfer Thore zu Küstrin heißt wegen seiner Gestalt der Tempel uno nach dem Gefangenen „Jahn-Tempel!" Weiter begegnen wir einem seltsamen Stück, einem ledernen Turnzeichen, die aan den 11 Turnera, mit denen Jahn in der Hasenhaide übte, getragen wurden; auch seine Kriegsdenkmünze ist vorhanden, leider fehlt das Eiserne Kreuz. Manche Erinnerung an die Frankfurter Parlamentstage weist das Museum auf, so das schwarz-roth-goldene Band, das er dort im Knopfloch getragea hat. In verschiedenen Spottbildern wird Jahn in allen möglichen Gestalten dargestellt, ganz besonders glaubte man ihn zu treffen, wenn man bildlich auf seine Pension von 1000 Thalern hinwies. Jahn war ein ausgezeichneter Schachspieler and ein aus Pappe mit buntem Glanzpapier gefertigtes, aus 64 Feldern bestehendes Raadschachspiel scheint eine Erfindaag von ihm zu sein. Am 4. October 1838, während Jahn abwesend war, brannte seine Wohnang nieder und der größte Theil seiner Bibliothek nnd Briefschaften verbrannte. Professor Keller in Pforta schrieb an den Vorsteher der Tnenanstalt Berlin, Gisela, mit der Bitte, einen Aufruf zugunsten Jahns zu erlassen, was letzterer auch that. Wenige Handschriften sind aus dem Brande gerettet worden, die zum größten Theil, wean auch vielfach verstümmelt, dem Museum einverleibt worden sind. Verschiedentlich war berichtet worden, daß sich Jahn mit dem Entwurf eines Strafgesetzbuches beschäftigt habe. Fragmente dieses Entwurfs befinden sich im Museum, hiernach scheint es aber weniger ein Entwurf zu einem Strafgesetzbuch zu sein, als vielmehr Ansichten Jahns über einzelne Vergehen ꝛc. Darauf weist der noch vorhaadene XII. Titel über den Zweikampf, den er ein „wahngeschaffenes Unding" nennt, hin. Es würde zu weit führen, auf alle Reliquien, die das Museum birgt, einzugehen, erwähnt sei nur noch eine vom Hanauer Turnverein Jahn geschenkte Sense, der mit Jahns Wappen geschmückte, von seinen Töchtern gestickte Lehnsessel, ein vom Hofrath Dr. Peschel in Dresden geschenktes Anagramm, welches eine energische Befürwortung des Turnergrußes „Gut Heil" enthält.

Daß alljährlich tausende von Verehrern Jahns nach Freyburg zu der Erinnerungsstätte des Altmeisters deutscher Turnkunst pilgern, zeigt die große Zahl der dort aufbewahrten roth-weißen Turnerschleifen, die beim Besuche fremder Turner mit Lorbeerkränzen dort niedergelegt worden sind. Möchte das Museum weitee vervollständigt werden, indem die noch in Händen Einzelner befindlichen Jahnbriefe ꝛc. demselben überwiesen werden möchten. Erfreulich ist, daß sich in Freyburg Männee gefunden haben, die das Museum unter Aufopferung von Zeit und Mühe weiter auszubauen suchen.

Paul Bleichrodt (Jena).

* **Bonn.** Der Verein für Herbart'sche Pädagogik in Rheinland und Westfalen, der vor kurzem in Hagen tagte und 900 Mitglieder zählt, hat den Plan gefaßt, dahin zu wirken, daß der durch den Tod des Professors Jürgen Bona Meyer erledigte Lehrstuhl an der hiesigen Universität durch einen Herbartianer und zwar durch den litterarisch bewährten Pastor Flügel in Wunzleben besetzt werde. Zu diesem Zwecke soll eine Bittschrift an die Universität gerichtet werden. Wir sehen in diesem Vorgehen des Vereins eine Selbstüberschätzung, um nicht zu sagen eine Anmaßung.

* **Berlin.** Der bekannte Agrarpolitiker Prof. Dr. Max Sering, der als etatsmäßiger Professor an der hiesigen landwirthschaftlichen Hochschule angestellt ist und daneben als außerordentlicher Professor an der Universität fungirt, ist zum ordentlichen Professor an der letzteren ernannt worden. Da ein vacantes Ordinariat in der philosophischen Facultät nicht vorhanden ist, so kann es sich, wie die „Nat.-Ztg." bemerkt, in diesem Falle nur um die Ernennung zum persönlichen (nicht etatsmäßigen) Ordinarius handeln.

* **Königsberg.** Zum Nachfolger im Ordinariat des Gynäkologen Geh. Rath Dr. Rudolf Dohrn, der wegen andauernder Kränklichkeit aus dem Lehramte scheidet, ist der bisherige außerordentliche Professor an der Berliner Universität Dr. Georg Winter ernannt worden.

* **Wien.** Drei Professoren der philosophischen Facultät, die Hofräthe Dr. Otto Benndorf, Dr. Georg Bühler nad Dr. Exner Ritter von Mach, sind auf die Dauer des kommenden Wintersemesters beurlaubt worden. Dr. Bühler und Dr. Mach sind mit der Vollendung wissenschaftlicher Werke beschäftigt; Hofrath Benndorf ist durch die Ausgrabungen bei Ephesus in Anspruch genommen, deren Wiederaufnahme, wie das türkische Amtsblatt meldet, die Pforte soeben den österreichischen Archäologen gestattet hat. Der türkische Beamte Theodoraki Makridi Effendi ist am 24. d. M. nach Ephesus abgereist, um die Arbeiten zu überwachen.

* **Graz.** Der ordentliche Professor der Zoologie an der k. k. technischen Hochschule hieselbst Dr. August Rossisovics Edler von Rossvar ist am 27. August nach längerem Leiden im 49. Lebensjahre gestorben. (Hienach beruht die Nachricht vom Tode des bekannten Geologen und Alpiner Akademikers Edmund Mojsisovics, die uns — s. Beil. Nr. 193 — im Anschluß an ein irriges Telegramm der „Reichswehr" aus Wien gemeldet worden, ohne Zweifel auf einfacher Verwechslung. D. Red.)

* **Basel.** Die Durchsicht von Jakob Burckhardts literarischem Nachlaß ergab, daß eine Monographie über Rubens, sowie Schriften über „Die Entwicklung des Altarbildes", „Das italienische Portrait" und „Die Sammler der Renaissance" zur Veröffentlichung bereit liegen.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 31. August. Nummer 195.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Anfänge deutscher Afrikaforschung. — Bevölkerungsstatistik. Von Prof. E. Mischler. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Anfänge deutscher Afrikaforschung.

H. S. Die neuere Afrikaforschung, die in bald langsamerem, bald schnellerem Tempo verlaufend, aber doch immer im Fortschreiten begriffen, bis in unsre Tage hineinreicht, datirt seit der Gründung der Londoner Afrikanischen Gesellschaft vom Jahre 1788. Hundert Jahre später stellte die letzte Gesellschaft gleichen Namens, deren Zweck die Entschleierung des dunkeln Welttheils war, die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ nach beispiellos erfolgreichem Wirken ihre Thätigkeit ein, nachdem die politische Auftheilung Afrika's im allgemeinen vollzogen war, und das Deutsche Reich die ihr bisher zufließenden Geldmittel für die Erforschung seiner Schutzgebiete verwenden wollte. Um diese Zeit — 1888 — erreichte auch die internationale Afrikaforschung, deren classisches Zeitalter, ihren Abschluß, und es begannen die Nationen, die sich in Afrika getheilt, eine jede in ihrem eigenen mehr oder weniger fest umgrenzten Gebiet genauer Umschau zu halten. Damit nahm die gesammte Afrikaforschung einen Charakter an, der von dem bisherigen Gang der Dinge gänzlich verschieden war; und auch das Interesse der Nationen, das sich bisher im selben Grade einer wissenschaftlichen oder Pionierleistung zugewandt hatte, ganz gleich, ob diese von einem Engländer, Deutschen oder Franzosen vollbracht war, beschränkte sich von nun ab auf die Landsleute, die die eigenen Besitzungen oder Interessensphären mit praktischen Endzielen im Auge und im amtlichen Auftrage durchforschten. Das alte, classische Zeitalter der Afrikaforschung wandelte sich zur modernen, „amtlichen“, bureaukratisch betriebenen Afrikaforschung! Das Heil sollte hinfort in erster Linie vom grünen Tische kommen — mitunter ist es ja auch gekommen! — Daß es so hat gehen müssen, liegt in dem Begriff der concurrirenden Colonialpolitik begründet; es konnte gar nicht anders sein — und ein Unglück ist es auch nicht. Um so reizvoller aber bleibt heute noch immer die Beschäftigung mit der „guten alten Zeit“, da die Pioniere der Wissenschaft und Humanität sich um „Grenzverletzungen“, die endlosen Notenwechsel zwischen den europäischen Cabinetten zur Folge gehabt hätten, nicht im geringsten zu kümmern brauchten und sich im Schwarzen Erdtheil so recht nach allen Richtungen „auslaufen“ durften. Jenes nun fast ganz geschwundene allgemeine Interesse an den Großthaten der Afrikaforschung übertrug sich natürlich auch auf die Reiseberichte der Forscher, und mit demselben Eifer las man in Deutschland vor Jahrzehnten die ins Deutsche übertragenen Werke eines Speke, Cameron, Livingstone, Stanley, Serpa Pinto, wie die seiner Landsleute Schweinfurth, Nohlfs, Nachtigal. Heute, d. h. seit zehn Jahren, wird ein solches weiter gehendes Interesse nicht mehr vorausgesetzt, und die Resultate hervorragender englischer, italienischer und französischer Forscher bleiben dem größeren deutschen Publicum unbekannt, weil es keiner Verlagsbuchhandlung mehr einfällt, Uebersetzungen zu veranstalten, wie das früher selbst bei minder wichtigen Erzeugnissen der ausländischen Afrikaliteratur zu geschehen pflegte. Der Geograph und der Colonialpolitiker bedürfen solcher Uebertragungen natürlich nicht; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß auch für die Anschauungen weiterer Kreise die durch Uebersetzungen vermittelte Kenntniß vor allem der neueren französischen und englischen Afrikaliteratur von Vortheil gewesen wäre. Aus einem allen ermöglichten Vergleich zwischen der Thätigkeit deutscher und fremder Reisender hätte dann auch die deutsche Colonialbewegung Nutzen gezogen.[1])

Dies nebenbei. Man wird vielleicht sagen, daß die Unternehmungen der Engländer schon seit Gründung ihrer Afrikanischen Gesellschaft praktischen und nicht rein wissenschaftlichen oder idealen Zwecken dienten, daß also von einem Gegensatz zwischen älterer und moderner Afrikaforschung nicht gut die Rede sein könne. Es ist richtig, daß die Engländer ihren Pionieren auch stets den Auftrag mitgaben, auf die Anknüpfung von handelspolitischen und Friedens- und Freundschaftsverträgen Bedacht zu nehmen, — noch die Richardson'sche Reise von 1849, aus der später die Barth'sche wurde, sollte diesen handelspolitisch-wissenschaftlichen Mischcharakter tragen. Thatsächlich aber sind jene praktischen Bestrebungen in ihren Folgen und Erfolgen weit zurückgetreten hinter den Umfang der Ergebnisse, die der Geographie, der Völkerkunde und den Naturwissenschaften dabei erwuchsen. Heutzutage bedeutet ein sogenannter Friedens- und Freundschaftsvertrag für den betreffenden afrikanischen Fürsten, daß er früher oder später seine Selbständigkeit verlieren wird, die er auf der Karte, wo die Interessengebiete verzeichnet sind, in den Augen der Europäer ohnehin nicht mehr besitzt. In älteren Zeiten nutzte man die Verträge nicht weiter aus; sie waren eine Form, dem Reisenden Sicherheit und Bewegungsfreiheit zu bestätigen, weiter nichts. Gewöhnlich fehlte es den Pionieren auch an äußeren Machtmitteln, um etwa jener Form irgend welchen tiefer gehenden Inhalt zu verleihen. Wenn wir also unter die Vertreter der classischen Periode der Afrikaforschung u. a. auch die angeblich nur praktischen Engländer rechnen, so glauben wir damit die Thatsache, daß ein offenkundiger Unterschied zwischen einst und jetzt besteht, weder zu verdunkeln noch einzuschränken.

Wie verhält es sich nun mit dem Antheil der Deutschen an den Erfolgen jener classischen Zeit? Die Anfänge deutscher Afrikaforschung im Sinne der allen Nationen zugleich dienenden Wissenschaft liegen wenig mehr als ein

[1]) Unübersetzt und darum dem deutschen Publicum unbekannt geblieben sind unter vielen anderen z. B. die wichtigen Werke von Capello und Ivens (Afrikadurchquerung), Binger (Nigerbogen), Maistre (Hinterland von Kamerun), Monteil (Nigerbogen und Afrikadurchquerung), Borelli und D. Smith (Südabessinien und Somalhalbinsel).

Digitized by Google

Vierteljahrhundert zurück hinter dem Zeitpunkt, da sie dieses Ziel wieder verließ, und die deutsche Forschung sich auf das eigene Gebiet beschränkte. Man kann jene deutsche Afrikaforschung erst seit 1860 datiren, unbeschadet der Thatsache, daß deutsche Forscher genau so lange auf afrikanischem Boden thätig gewesen sind als die anderer Nationen. Die Deutschen Harnemann und Burckhardt standen beide im Dienst der englischen Afrikanischen Gesellschaft, deren hervorragendste Pioniere sie nächst Mungo Park waren. Hornemann ist, wie später festgestellt warden, 1802 oder 1803 im tiefen Innern des Sudan verstorben. Die Reiseberichte Burckhardts, der seit 1812 im nordöstlichen Afrika wissenschaftlichen Forschungen nachging, erschienen in ihrem vollen Umfange nur in englischer Ausgabe, während die deutschen Uebersetzungen unscheinbare, miserabel ausgestattete Bändchen waren, die mit ihrem verstümmelten Inhalt von der Bedeutung des deutschen Forschers keinen Begriff zu geben im Stande waren. Und diese Erfolge waren mit englischem Gelde errungen, und das deutsche Volk hat daher keinen Grund, jene Männer als die Vertreter einer wirklich deutschen Afrikaforschung zu betrachten. Mit Barth, Overweg und Vogel verhält es sich ebenso. Auch sie standen im Solde englischer Interessen; und wenn die deutsche Nation sich auch heute rühmen kann, in Barth den bedeutendsten Afrikaforscher aller Zeiten und Völker gestellt zu haben, so ist zu bedenken, daß es nicht Barths deutsche Landsleute, sondern doch Briten waren, die ihm und dem deutschen Namen zum Ruhme verhalfen. — Krapf, der den Schneeberg Kenia, Rebmann, der vor 50 Jahren den Kilimandscharo entdeckte, und Erhardt, der ein erstes Bild von dem „großen See von Uniamuesi" zu geben versuchte, und die alle drei ebenfalls eine Kategorie älterer deutscher Afrikareisender bilden, waren Missionare, ihr Feld in erster Linie die Heidenmission, und auch sie genassen meist englische Unterstützung. — Ferner begegnen wir in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts nach einer weiteren Art deutscher Forscher, zu der z. B. Heinrich Freiherr v. Minutoli, Hemprich, Ehrenberg, Rüppell gehören. Die deutschen gelehrten Gesellschaften, so die Akademien der Wissenschaften in Berlin und München, pflegten zu jener Zeit, unterstützt durch die Freigebigkeit deutscher Fürsten, wie Friedrich Wilhelms III., namentlich aber Friedrich Wilhelms IV. von Preußen und der Könige Max I. und Ludwig I. von Bayern, großartig angelegte Forschungsexpeditionen zu entsenden, deren Ergebnisse denn auch oft von staunenswerthem Umfange waren. Die Nation aber nahm an diesen Vorgängen kaum Antheil, nicht jenes damals überhaupt noch fehlende Interesse, das fördernd und befruchtend auf den Fortgang der Forschung wirkt. Jene gelehrten Gesellschaften hielten es auch für höchst überflüssig, daß das profane Laienpublicum ihren wissenschaftlichen Zielen irgendwie näher trat, und dieser Anschauungsweise entsprach denn auch die Form, wie die Reiseergebnisse salcher Expeditianen zur Ausgabe gelangten: in dicken, schweren Quartbänden und Folioatlanten, die natürlich sa theuer waren, daß kein Privatmann, der nicht gerade ein Crösus, daran denken konnte, seine Bibliothek damit zu zieren. Was bespielsweise von der schier unvernünftigen Art der Veröffentlichung gilt, die bis auf den heutigen Tag Perlen, wie das nach Form und Inhalt gleich classische Spix-Martius'sche Reisewerk über Brasilien der Natian vorenthalten muß, das gilt auch van den Werken der genannten deutschen Afrikasarscher: kostete doch Minutoli's 1824 erschienene „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon" (selbstverständlich Quart mit Atlas in Folio) vierzig Thaler. Von Rüppell kann man theilweise dasselbe sagen. Wir begreifen dieses Verfahren heute nicht mehr; schien man damals nach dem Grundsatz „Odi profanum vulgus" zu handeln, so würde heutzutage der Afrikareisende sicherlich nn ein gut Theil der ihm entgegengebrachten Anerkennung nnd Werthschätzung kommen, wenn er seinen Reisebericht und das Wesentlichste seiner wissenschaftlichen Ergebnisse nicht in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form veröffentlichen wollte.

Also — man darf von einer deutschen Afrikaforschung kaum eher reden, als bis die Nation sich für dieses Feld der Wissenschaft zu interessiren beginnt, bis sie durch ihr Interesse an den Reiseberichten und Personen und durch Aufwand von Geldmitteln das Farschungswerk direct unterstützt, bis mithin der Pionier oder Forscher sich sagen durfte: dein ganzes deutsches Volk nimmt Antheil an deinen Geschicken nnd persönlichen und wissenschaftlichen Erfolgen und wird auch bereit sein, dir oder einem Nachfolger seine weitere Antheilnahme materiell zu beweisen. Mag diese pecuniäre Unterstützung auch oft recht erheblich zurückgestanden haben hinter der „moralischen", sa war doch beides da und wirkte. In diesem Sinne mag man vor der Expeditian zur Aufsuchung Vagels — 1860 — einzelne deutsche Afrikaforscher kennen; eine deutsche Afrikaforschung entwickelte sich erst jetzt.

Es war mithin das Schicksal des im Innern Afrika's verschollenen Deutschen Eduard Vagel, das den Anstoß zur Betheiligung der Deutschen am Werke der Afrikasarschung gab, und August Petermann in Gatha gebührt das Verdienst, die seit einigen Jahren schon vorhandenen Keime zu rascher Entwicklung gebracht zu haben. Wie Petermann, der sich bis in die fünfziger Jahre in London aufhielt, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und Personen schan 1849 die Betheiligung der beiden Deutschen Barth und Overweg an der Richardsan'schen Expedition zuwege gebracht hatte, so war auch Vogels Berufung und Sendung Petermanns Werk. Vogel war damals Assistent an der Londaner Sternwarte, und der einflußreiche preußische Gesandte am englischen Hafe, Ritter v. Bunsen, veranlaßte auf Petermanns Drängen die britische Regierung, zur Aufsuchung und Unterstützung Heinrich Barths, von dem man lange nichts gehört hatte, den jungen deutschen Astronomen mit einer Sendung nach Centralafrika zu betrauen. Vogel reiste 1853 ab und traf im December 1854 mit Barth, der gerade van seiner ausgezeichneten Wanderung nach Timbuktu zurückkehrte, im Sudan zusammen. — Petermanns Antheil an der Berufung Eduard Vogels erfahren wir aus seinen eigenen Warten. In einem gelegentlichen Rückblick sagt er im ersten Jahrgange seiner „Mittheilungen" (1855, Seite 238): „Ein geeigneterer Mann als Dr. E. Vogel hätte nicht leicht gefunden werden können; denn mit seinem astronomischen Wissen verbindet er gute batanische Kenntnisse, eine ausgezeichnete Gabe der Beobachtung, graßen Fleiß und unermüdlichen Eifer. Ein ausführliches Schreiben wurde nun vom Referenten (d. i. Petermann)... an Ritter Bunsen gerichtet, denjenigen Mann, der es allein vermochte, den Varschlag und Plan zu Vogels Reise bei der englischen Regierung zu befürworten und deren Genehmigung durchzusetzen." — Als Petermann das schrieb, hatte Vogel bereits recht hübsche Erfolge zu verzeichnen. Auf einer Karte zu dem Aufsatz, dem jenes Citat entnommen, ist Vagels Rautier von Tripalis bis ins südliche Fessan eingetragen auf Grund der ersten astronomischen Positianen, die er heimgeschickt hatte. Vogels wissenschaftliche Aufgabe bestand vor allem in der Varnahme astronamischer Ortsbestimmungen; dieser Aufgabe kam er anch mit Erfolg nach, und zahlreiche seiner nach bekannt gewardenen Fixpunkte sind selbst heute für die Kartographie des mittleren Sudan van Werth. Auf die Einzelheiten seines Reiseweges dagegen verwandte Vogel nur geringe Sorgfalt; er hielt das in damals wie

Digitized by Google

später sehr verbreiteter Ueberschätzung der astronomischen Ortsbestimmung für überflüssig. — Vogel schrieb bis zum Jahre 1856 noch hin und wieder einen Brief in die Heimath, aus denen man seine Reiserouten ungefähr feststellen kann: die Mehrzahl seiner Wege deckt sich mit denen Barths, außerdem besuchte er den mittleren Benue an zwei Stellen und betrat als erster Forscher die große Stadt Jakuba (Jakoba) im mittleren Theil des westlichen Sokoto. Im Januar 1856 brach Vogel von Kuka nach Uadai auf.

Einige Zeit hörte man nun nichts mehr von ihm. Da drangen endlich Gerüchte über Vogel nach Europa, die recht trauriger Art waren. Es hieß, der deutsche Forscher sei in Uara, der damaligen Landeshauptstadt Uadai's, kurz nach seiner Ankunft auf Befehl des Sultans ermordet oder hingerichtet worden, weil er das „Land ausschreibe". Die formale, rechtliche Verpflichtung, nach Vogels Schicksal zu forschen, hatten natürlich die Engländer, in deren Diensten er ja stand. Die englische Regierung schlug einen Weg dazu ein, der nichts kostete. Sie wies einfach ihre Consuln in Tripolis, Mursuk, Benghasi, sowie in den westafrikanischen Küstenplätzen an, von Karawanen und Eingeborenen möglichst Verläßliches über des Forschers Verbleib zu ermitteln; auch von Osten her suchte man in den Nilländern von afrikanischen Mekkapilgern Erkundigungen über Vogel einzuziehen. Das Resultat aller dieser Bemühungen, mit denen es in anerkennenswerther Weise die meisten Beamten sehr gewissenhaft nahmen, war trotz der Widersprüche im einzelnen immer nur das eine: Vogel sei in Uara, wo er sich inmitten einer fanatischen Bevölkerung sehr unvorsichtig benommen habe, ermordet worden. Zu thatkräftigeren Schritten fühlte sich die britische Regierung nicht veranlaßt. Vogel war ja ein Fremder — die Dienste Fremder aber hat England zwar stets auszunutzen gewußt, aber niemals auch nur im entferntesten nach Gebühr gewürdigt. So auch hier: Vogel war kein Franklin.

Da erwachte denn im deutschen Volke endlich das Bewußtsein, es sei doch wohl seine Ehrenpflicht, sich aus eigener Kraft und aus eigenen Mitteln über den Verbleib seines Landsmannes endgültige Gewißheit zu verschaffen — und damit war zugleich der erste große Schritt auf der Bahn einer nationalen, vom Interesse des ganzen deutschen Volkes getragenen deutschen Afrikaforschung geschehen. Wir verfolgen den Gang der Dinge und begegnen bald wieder den Spuren August Petermanns, der hier ein dankbares Feld für seine gewaltige, im besten Sinne agitatorische und werbende Kraft fand — diesmal im eigenen Vaterlande.

Die ersten vereinzelten Bemühungen, Vogel Hülfe zu bringen oder doch wenigstens sein Geschick festzustellen, fallen schon in den Anfang des Jahres 1858, sie scheitern freilich weit ab vom Ziel. Freiherr v. Neimans, im Begriff, sich von Unterägypten nach Uadai zu begeben, stirbt bereits in Kairo; ein zweiter Versuch, den der französische Arzt Dr. Cuny unternimmt, endet mit dem Tode des Reisenden in Dar For. Inzwischen wird die Frage nach dem Schicksal Vogels in Deutschland immer lauter und dringender, je weniger man von England noch etwas zu hoffen hat. Es bilden sich, allerdings noch ohne bestimmtes Ziel, Comités in Nürnberg und Leipzig — Vogels Vaterstadt — zur Sammlung von Geldmitteln, die man irgendwie in geeigneter Weise zu verwenden hofft. Da greift nun Petermann energisch in die Action ein. Wohl sagt er bei einer späteren Gelegenheit („Mittheilungen" 1867, S. 223), daß er schließlich gegen seinen Willen, erst auf das Drängen der Nation mit an die Spitze des Unternehmens getreten sei, — doch es fiel ihm eben sofort die Führerschaft von selber zu, nachdem er erst einmal eingegriffen hatte, und Petermann war sich dieser seiner Führerschaft auch bewußt. Eindringlich und ermuthigend läßt er seine Stimme hören: „Wir zweifeln nicht, daß sich auch ein dritter Mann (mit Bezug auf v. Neimans und Cuny) und vielleicht noch mehrere finden, die den ehrenvollen Versuch erneuern. Könnten sie auch Eduard Vogel und seine Papiere nicht mehr retten, so würden sie sich doch den Dank des deutschen Volkes und der ganzen gebildeten Welt erwerben, wenn es ihnen gelänge, die Zweifel zu lösen ..." und dann: „Laut und dringend ergeht an die deutsche Nation der Ruf der Menschlichkeit und Ehre in dem Namen Eduard Vogels, des im Dienste deutscher Wissenschaft im fernen Innern Afrika's verschollenen jugendlichen Reisenden" (Pet. Mitth. 1860, S. 113 und 318). Nunmehr nimmt die Angelegenheit einen schnellen und glänzenden Verlauf; ein Centralcomité in Gotha unter dem Vorsitz von Herzog Ernst II. constituirt sich, ihm schließen sich die übrigen an; Petermann fällt das wichtige Amt des Secretärs zu, er hat in erster Linie zu agitiren, seine „Mittheilungen" sollen über den Fortgang der Sammlungen, über die Schritte des Comités berichten. Der Leiter der auszusendenden Expedition findet sich schnell in der Person des gerade in Deutschland anwesenden „Geranten" des österreichischen Consulats in Chartum, des Württembergers Theodor v. Heuglin; „es herrscht nur eine Stimme darüber, daß von allen lebenden Reisenden gerade Theodor v. Heuglin derjenige ist, der das Unternehmen am erfolgreichsten durchführen dürfte." Diese Empfehlung Petermanns sagte nun freilich etwas zu viel. Leute, die Heuglin zu kennen glaubten, widerriethen seine Wahl, und zwar deßhalb, weil sie ihm für ein Unternehmen, wie den Zug nach Uadai, das erforderliche Maß kühner Initiative, auf das große Ganze gerichteter Energie — man möchte sagen: soldatischer Todesverachtung nicht zutrauten. Allein die deutschen Afrikareisenden waren ja vor jenen 40 Jahren noch sehr, sehr dünn gesäet, die Auswahl also beschränkt. Der einzige, der die unbestrittene Erfahrung und den Erfolg für sich hatte, war Heinrich Barth; aber der konnte nicht in Betracht kommen, weil er kaum die furchtbaren Nachwirkungen seiner fünfjährigen glänzenden Reise überwunden hatte und Ruhe verdiente. Es ist auch sehr zweifelhaft, ob man im Centralcomité jemals den Gedanken erwogen hat, Barth um die Uebernahme der Leitung zu bitten; denn zwischen Gothaer und Berliner geographischen Kreisen herrschten damals kleine Differenzen, in die die Namen Petermann und Barth hineinspielten. Einem „homo novus" wollte man die verantwortungsvolle Stelle nicht übertragen, obwohl das mitunter das beste ist, — und da blieb eben nur Theodor v. Heuglin übrig, der seit etwa acht Jahren die Verhältnisse im ägyptischen Sudan genau kannte, Reisen in Abessinien und in den Küstenländern des Rothen Meeres ausgeführt und darüber in wissenschaftlicher, erschöpfender und anziehender Form häufig Bericht erstattet hatte. Heuglin wurde also Führer der „Deutschen Expedition nach Innerafrika zur Aufhellung von Vogels Schicksal".

Die Bewegung war in Fluß gekommen, viele Leute in Deutschland begannen sich auf einmal für Dinge zu interessiren, die ihnen bis dahin gänzlich fremd gewesen waren. Petermanns zahlreiche Berichte und Aufsätze in seiner Zeitschrift über den Fortgang des Unternehmens geben Zeugniß von dem Eifer, den der Gothaer Kartograph entwickelte; er verstand es, die Gesammtheit wie den Einzelnen, sowie Fürsten und Corporationen für die Angelegenheit zu gewinnen, wohl auch hier und da durch ein leicht verzeihliches Erregen allzu optimistischer Hoffnungen die Sammlungen zu beschleunigen. So druckte Petermann in seinen „Mittheilungen", 1861, S. 74, einen Brief Dr. Robert Hartmanns an Vogels Vater ab, in dem das Gerücht erwähnt wird, Vogel lebe noch und

werde in Uara als Gefangener zurückgehalten — während er („Mitth." 1860, S. 360) die Hoffnung aussprach, daß Vogels Tagebücher wohl noch vorhanden wären. Petermann versäumte auch nicht, gelegentlich auf die Summen hinzuweisen, die England für ähnliche Zwecke, wie für die Wissenschaft überhaupt ausgebe, die Opferwilligkeit des britischen Volkes zu rühmen und als Muster hinzustellen: sei doch auch dort, nachdem die Regierung Millionen von Thalern vergeblich für die Aufhellung von Franklins Schicksal ausgegeben habe, gerade durch eine mit privaten Mitteln ausgerüstete Expedition jetzt endlich — 1859 durch M'Clintock — die völlige Klarheit gekommen.

Die Sammlungen erreichten nach und nach die Höhe von ca. 65,000 Mark. An sich und mit englischen Verhältnissen verglichen war die Summe ja gering. Wenn man aber in Erwägung zieht, daß das Interesse für derartige Unternehmungen bei den Deutschen erst geschaffen werden mußte und daß noch niemals für einen ähnlichen Zweck an die Opferwilligkeit weitester Bevölkerungskreise appellirt worden war; wenn mon ferner die unbefriedigenden innerpolitischen Verhältnisse des ungeeinten deutschen Vaterlandes berücksichtigt — dann wor doch immerhin ein recht beachtenswerther und ermuthigender Erfolg zu verzeichnen. Im übrigen genügte die Summe vollkommen, und nicht nur für den vornehmsten Zweck der Expedition; sie ermöglichte vielmehr noch die Theilnahme von drei Fachgelehrten außer dem Zoologen Heuglin, nämlich des Botanikers Steudner, des Sprachforschers Munzinger und des Astronomen Kinzelbach, so daß man sich auch für die Wissenschaft hervorragende Ergebnisse versprechen durfte.

Die Wahl aber, die man mit Bezug auf den Führer und sämmtliche Mitglieder getroffen hatte, war leider durchaus unglücklich in Rücksicht auf das erste Ziel der Expedition, die Aufhellung von Vogels Geschick. Die Instruction läßt sich in die einfachen Schlagworte zusammenfassen: Massaua, Chartum, Kordofan, Dar For, Uadai. Der Verlauf entsprach diesem Programm aber gar nicht und war ein ganz anderer, als das Comité, das freilich kaum ein Vorwurf treffen kann, und die meisten anderen erwarteten. Man kann gewiß von einem Forschungsreisenden vernünftigerweise nicht verlangen, daß er seiner gewöhnlich viel zu detaillirten und anspruchsvollen Instruction, die noch dazu oft von Nichtkennern der „draußen" herrschenden Verhältnisse entworfen ist, in allen Beziehungen nachkommt; der Pionier wird aber zum mindesten doch mit allem Nachdruck und unter Aufbietung aller Kraft versuchen müssen, den wesentlichen Anforderungen seiner Auftraggeber zu entsprechen. Theodor v. Heuglin aber schien, nachdem er kaum Massaua verlassen hatte, den Zweck der Unternehmung völlig vergessen zu haben; er trennte sich Ende 1861 mit Steudner von seinen beiden anderen Gefährten, Munzinger und Kinzelbach, die diesen merkwürdigen Schritt nicht mitmachen wollten, und ging nach Abessinien hinein, mit dessen Herrscher Theodorus er von früher her befreundet war. Das Comité in der Heimath nahm Heuglin dann die Leitung ab und übertrug sie auf Munzinger, diesem und seinem Begleiter Kinzelbach sein Vertrauen aussprechend. Diese beiden Männer wenden sich nun über Chartum nach el Obeid, dem Hauptort von Kordofan (1862). Von dort aus fragen sie beim Herrscher von Dar For an, ob er ihnen den Durchzug durch sein Land gestatten wolle. Der wird ihnen zwar verweigert, doch stehe es ihnen frei, nach der Hauptstadt Tendelti zu kommen. Da erinnert sich Munzinger, daß nach dem Engländer Browne (Reisen 1792—98) wohl mancher nach Dar For hinein, doch keiner wieder heraus gekommen sei, und er kehrt, nachdem einige nichts Neues besagende Erkundigungen über Vogel eingezogen sind, mit Kinzelbach nach Europa zurück.

Diejenigen, die Heuglin nicht recht trauten, hatten leider Recht behalten. Theodor v. Heuglin war gefährlichen Unternehmungen durchaus abgeneigt und schlug nur solche Wege ein, über deren Sicherheit er sich vorher genau vergewissert hatte; und hier reiste er dann mit erstaunlicher Langsamkeit, die freilich der Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Forschungen sehr zugute kam. Heuglin hatte sicher — das kann man heute wohl getrost behaupten — von vornherein nicht die Absicht, durch einen Versuch, nach Uadai zu gelangen, sein Leben zu riskiren, wozu er sich doch indirect durch die Uebernahme der Führung verpflichtet hatte. Er gedachte vielmehr, mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln seine Sonderpläne auszuführen, und scheint einen ernsten Einspruch seiner unmittelbaren Auftraggeber nicht gefürchtet zu haben. Er ist nämlich, nachdem er endlich nach Chartum gekommen, naivgenug, in seinem Buche „Reise in das Gebiet des Weißen Nil" (S. 8 und 9) zu schreiben: „Eine weitere, weniger erbauliche Veranlassung zu einem längeren Verweilen in Chartum entsprang aus Mißhelligkeiten mit dem Comité unsrer Expedition. Wir hatten gehofft, hier weitere Mittel zur Fortsetzung unsres Weges nach Westen (!) zu finden; dagegen wurde uns nur die Botschoft, daß die Auszahlung derselben vorderhand eingestellt sei." Also Heuglin spielt noch den Gekränkten! Der abessinische Abstecher hatte viel gekostet, und Heuglin muthete dem Comité zu, daß es seine contrahirten Schulden schleunigst bezahlen werde, als sei nichts geschehen! — Heuglin wor nämlich auf seinem Umwege über Abessinien mit Steudner im Juli 1862 noch Chartum gelangt, von wo er noch im selben und während des folgenden Jahres im Gefolge der schneckenhoft langsam reisenden Expedition des Fräulein Tinné einen Vorstoß den Nil aufwärts und nach Westen in das Gebiet des Gazellenflusses unternahm. Später ist bald über die unangenehme Sache „Gras gewachsen"; Petermann schreibt Heuglin zu dem erwähnten Reisewerk im Jahre 1869 ein Vorwort, in dem es (Seite VII) heißt: „Im Anfang ziemlich allgemein unterschätzt, vielfach sogar angefeindet, hat sich Theodor v. Heuglin allmählich die Achtung errungen, die eine gediegene Arbeit, wenn sie erst richtig erkannt ist, stets schaffen muß." Daß Heuglin angefeindet wurde, ist leicht erklärlich und gar nicht so ungerechtfertigt; seine wissenschaftliche Bedeutung aber hot man kaum jemals unterschätzt, selbst nicht vor dem Erscheinen seiner beiden Reisewerke von 1868 und 1869 (das schon genannte und seine „Reise nach Abessinien") und seiner hervorrogenden Ornithologie Nordost-Afrika's.

Theodor v. Heuglin ist also nie zur Verantwortung gezogen worden — er starb übrigens 1876 — und die Menge der errungenen wissenschaftlichen Resultate, auf die wir noch zurückkommen, bestach diejenigen, die es vielleicht hätten thun sollen. Heuglin hat sich auch niemals öffentlich zu rechtfertigen versucht; das oben angeführte Citat sagt genug; der Name Vogel wird von ihm in seinen Werken mit großer Geschicklichkeit vermieden.

Aber auch Munzinger steht nicht tadellos da, und das Lob, das ihm damals zutheil wurde, ist nicht am Platze. Munzinger hätte es sehr wohl auf eine Reise nach Tendelti ankommen lassen können, die ihm ja gestattet wurde; dort wäre es noch immer Zeit gewesen, unverrichteter Sache umzukehren. Und wenn er sich — ohne rechten Grund — seines Lebens in Dar For nicht sicher fühlte, wie konnte er sich einer Expedition anschließen, deren Ziel doch gerade auf Leben und Tod die Höhle des Löwen, Uadai selber, war? Soviel Munzinger hier wie später noch speciell für die Geogrophie und Volkerkunde geleistet hat — worüber kein Zweifel besteht — eine so sonderbare Rolle spielt der Mann hier, wie auch später in den ägyptisch-abessinischen

Kriegen der siebziger Jahre (vgl. hierüber Rohlfs, Meine Mission nach Abessinien, Seite 50).

Die Ereignisse während dieser denkwürdigen Expedition brachten sicher Petermann und die übrigen Comitémitglieder in eine peinliche Lage denen gegenüber, die das Geld dafür aufgebracht hatten; besonders, als auch Munzinger es für nöthig hielt, Betrachtungen über die Ursachen des Mißerfolges zu veröffentlichen (Pet. Mitth. 1863, Seite 183 fg.). Allein noch brauchte man nicht jede Hoffnung aufzugeben, und richtig ist, was Petermann zu Munzingers Ausführungen bemerkt: „Ein Urtheil schon jetzt über den Erfolg des Unternehmens im ganzen würde durchaus verfrüht sein." Es versuchte nämlich noch Moritz v. Beurmann, ein ehemaliger preußischer Pionierofficier, den die Thatenlust den Dienst hatte quittiren lassen, und der dann um 1860 im ägyptischen Sudan praktische Erfahrungen gesammelt hatte, seit 1862 ebenfalls im Auftrage des Gothaer Comités, von Norden her durch die Sahara nach Uadai zu gelangen. Das schien der richtige Mann zu sein, dessen Jugend und Energie zu den besten Hoffnungen berechtigten, und es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß er schließlich Uadai betreten hätte, wenn er nicht an der Schwelle des gefährlichen Landes das Opfer eines Zufalls geworden wäre. Nachdem es Beurmann unter vielen Schwierigkeiten gelungen war, nach Bornu zu kommen, machte er zunächst einen Abstecher nach dem schon von Vogel besuchten Jakubu, ward aber dann im Februar 1863 auf dem Wege nach Uadai im Osten des Tschadsees von Leuten des neuen Uadaiherrschers Ali ermordet — wahrscheinlich gegen dessen Willen, wie Ali zehn Jahre später Nachtigal versicherte.

Damit hatte die mit so viel Begeisterung, mit so großen Hoffnungen begonnene „Deutsche Expedition nach Innerafrika zur Aufhellung von Vogels Schicksal" ihr Ende erreicht — ein Ende, das vielleicht mancher vorausgesehen, aber doch niemand gewünscht hatte. Nichtsdestoweniger hat der Ausgang der Heuglin'schen Unternehmung dem Fortgang der deutschen Afrikaforschung nicht geschadet; das Interesse war einmal erwacht und blieb auch weiterhin rege. In die Augen fallende Entdeckungsthaten waren nicht zu verzeichnen gewesen, aber der Ausbau der bisherigen Kenntniß Nordostafrika's war in überraschendem Maße gefördert worden. Die wissenschaftliche Vorbildung und Befähigung der verschiedenen Theilnehmer hatte auf allen Forschungsgebieten Großes erreicht. In geographischer Beziehung sei auf die kartographischen Aufnahmen am Nordabhange Abessiniens und im oberen Nilgebiet verwiesen. Diese Theile Afrika's waren zwar schon öfter vorher von Reisenden, Jägern und Händlern durchzogen worden; deren Routen taugten aber so wenig, daß selbst die Lage von oft genannten Ortschaften, wie Kassala und sogar Chartum, bis dahin noch äußerst unbestimmt gewesen war. Darin trat nun eine gründliche Wendung zum Besseren ein. Die Aufnahmen der Heuglin'schen Expedition von Massaua westwärts bis gegen den Atbara hin und in den nordabessinischen Grenzgebirgen sind im Maßstab von 1 : ½ bis 1 : 1 Million in den vier Karten verarbeitet, die dem 13. Ergänzungsheft von Petermanns „Mittheilungen" (Die deutsche Expedition in Ostafrika 1861/62. Gotha 1864) beigegeben sind. Sieht man von den Resultaten der Gebrüder d'Abbadie aus den vierziger Jahren ab, die aber nur zum kleinsten Theil für die Karte dieser Gebiete in Betracht kommen, so ist auf jenen vier Blättern in ihrem ganzen Umfange das Material, das die Heuglin'sche Expedition an astronomischen Ortsbestimmungen, trigonometrischen Messungen und Routenaufnahmen heimgebracht hat, bei weitem das Beste, und es wurde eine willkommene Grundlage gewonnen für eine ziemlich genaue kartographische Darstellung des ägyptischen östlichen Sudan und der angrenzenden Gebiete bis zum Rothen Meer hin. Vielfach ist diese Darstellung erst in den letzten Jahren durch die italienischen Generalstabskarten von „Erythräa" und seinem Hinterlande berichtigt und ergänzt worden. Besonders werthvoll war auch u. a. Kinzelbachs astronomische Fixirung der Lage von Kassala, wo sich zahlreiche Straßen und Routen kreuzen. Ueber Heuglins und Steudners Aufnahmen und Erkundigungen im Bahr el Ghasal westlich von der Meschera el Rek gibt Hassensteins Karte zum 15. Ergänzungsheft zu Petermanns „Mittheilungen" (Die Tinné'sche Expedition im westlichen Nilquellgebiet. Gotha 1865) umfassenden Aufschluß. Heuglin hatte sich, wie schon bemerkt, auf dieser Tour von der unendlich langsam vorrückenden Tinné'schen Expedition ins Schlepptau nehmen lassen, deßhalb war der ganze Vorstoß von nur unbedeutend räumlicher Ausdehnung; allein die Arbeit des deutschen Forschers war dort unendlich zuverlässiger als die aller bisherigen Reisenden, die zu Missions- oder Handelszwecken nach Westen gegangen; auch brachte Heuglin durch seine umfangreichen Erkundigungen eine gewisse Klarheit in die Darstellung der hydrographischen Verhältnisse dieser Länder. Heuglins zoologische und ethnographische Schilderungen — u. a. auch der Niam-Niam — geben seinem Werke „Reise in das Gebiet des weißen Nil" einen bleibenden Werth, trotzdem er hier im Bahr el Ghasal und weiter im Süden so hervorragende Forscher wie Schweinfurth und Junker als Nachfolger hatte. Die Aufnahmen Heuglins im eigentlichen Abessinien dagegen sind leider nie in befriedigender Ausführlichkeit veröffentlicht, sondern in seinem Buche „Reise nach Abessinien, den Gallaländern und Ostsudan" (1868) mit nur geringem Detail wiedergegeben worden. Besonders werthvoll waren neben den topographischen auch die zoologischen und thiergeographischen Ergebnisse v. Heuglins; letztere stellte er später auch kartographisch dar („Pet. Mitth." 1869, Tafel 21), während er einen Theil der ersteren in einem grundlegenden Werke, der schon erwähnten „Ornithologie Nordost-Afrika's" (3 Bände, Kassel 1869—73) mustergültig verarbeitete. — Munzinger legte seine Beobachtungen und Erfahrungen in einem classischen Werke, den „Ostafrikanischen Studien" (Schaffhausen 1864) nieder, das weniger eine Reiseschilderung als eine Sammlung von glänzend geschriebenen Aufsätzen über die Länder und Völker des mittleren ägyptischen Sudan und Abessiniens ist. — Kinzelbach hat nicht ausführlich berichtet, er starb 1867 an der Somalküste, mit Erkundigungen über das Ende v. d. Deckens beschäftigt; während Steudner, ein fleißiger Botaniker, auf der Reise mit Heuglin im Jahre 1863 im Bahr el Ghasal verstorben ist. — Von Moritz v. Beurmann endlich finden sich Bericht und Karte — Aufnahmen von Benghasi über Audschila nach Mursuk und in ostsüdöstlicher Richtung bis Wau — im Ergänzungsheft 10 von Petermanns „Mittheilungen". Ein paar dürftige Skizzen der Umgebung von Mursuk, der Hauptstadt Fessans, sind in der Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (N. F. Bd. 13, Jahrg. 1862) enthalten, wozu Barth die Bemerkung macht, daß Beurmann der Berliner Zeitschrift das zukommen lasse, was von dem für Gotha Bestimmten als Brocken übrig bleibe. Die Tagebücher und Aufnahmen Beurmanns aus späterer Zeit sind verloren gegangen.

Das waren die Erfolge der ersten großen deutschen Afrikaexpedition, für die Petermann das ganze deutsche Volk mobil gemacht hatte. So erfreulich also doch alles in allem das wissenschaftliche Ergebniß auch war, der Gothaer Kartograph hat die allgemeine Opferwilligkeit für afrikanische Unternehmungen nach langem Zögern nicht eher als 1867 für Karl Mauch von neuem in Anspruch genommen. Da es hier indessen an einem auf die „Massen" wirkenden Schlagwort fehlte, so kamen auch nur etwa 7500 Mark zusammen. Bekanntlich warf Petermann dann seine ganze agitatorische Kraft zugunsten deutscher Polarexpeditionen in

die Wagschale, und mit einem Erfolge, der sich zum Theil zwar auf die 1866 angebahnte politische Einigung der Deutschen zurückführen läßt, dem aber doch die Sammlungsaction für die Heuglin'sche Afrikaexpedition als ein wichtiger und fördernder Präcedenzfall von höchster Bedeutung werden sollte. Die von der Heuglin'schen Unternehmung noch erübrigten Geldmittel kamen in den sechziger Jahren einem neu auftauchenden Afrikareisenden, Gerhard Rohlfs, zu gute, dem sich bald die allgemeine Antheilnahme zuwandte.

Wir glauben, im Vorstehenden die Wichtigkeit der Heuglin'schen Expedition als solcher wie im Hinblick auf den weiteren Antheil der Deutschen an der Afrikaforschung erwiesen zu haben. Das Interesse dafür aber gab sich gleichzeitig noch in einigen anderen Unternehmungen kund, die man ebenfalls als Zeichen der Zeit aufzufassen berechtigt ist. Sie können im Bilde der Afrikaforschung einerseits der großen nationalen Expedition als Relief dienen, soweit sie direct den weiteren Gang der Entdeckungsarbeit der Deutschen nicht beeinflußten, während andrerseits die eine von ihnen noch längere Zeit die Aufmerksamkeit der Landsleute fesselte. Es gehören hierher die Reisen Wilhelm v. Harniers, Adalbert v. Barnims, Albert Roschers und Carl Claus v. d. Deckens. Dieser sei daher noch kurz gedacht.

Das große Barth'sche Reisewerk ist dem bald nach seinem Erscheinen erwachenden Interesse für die Afrikaforschung in Deutschland äußerst förderlich gewesen und hat auch unmittelbar anregend gewirkt. Junge und unternehmungslustige Leute, die über reiche Mittel verfügten, versuchten Barth nachzueifern und holten sich bei ihm Rath und Ermuthigung, bis dann nach 1860 die treibende Kraft von Berlin auf Gotha überging und Petermann der „Vater der Afrikareisenden" wurde. So unternahm im Jahre 1859 Adalbert v. Barnim, ein Sohn des auch durch seine Reisen bekannten Prinzen Adalbert von Preußen, mit dem heute wohl bekannten Ethnographen Dr. Robert Hartmann eine Reise in das Gebiet des oberen Nil. v. Barnim starb im Juli 1860 in Roseres am Blauen Nil, nachdem er die Bajudasteppe, Sennaar und Fasoglo — alles damals wenig bekannte Landstriche — durchzogen hatte, worauf Hartmann zurückkehrte und den Reisebericht in Form eines umfangreichen Prachtwerkes herausgab (Reise des Freiherrn Adalbert v. Barnim durch Nordost-Afrika, Berlin 1863). Der Gelehrte hatte dabei ein überreiches ethnographisches Material gesammelt, das er in einem wichtigem Werke, „Die Nigritier" (Band I, 1876), verarbeitete. — Wilhelm v. Harnier kam bis Gondokoro am oberen Weißen Nil (5° n. Br., dem später bekannten Lado gegenüber), wo er im November 1861 auf der Jagd von einem Büffel getödtet wurde. Den Reisebericht gab des Reisenden Bruder heraus (Wilhelm v. Harniers Reise am oberen Nil, Darmstadt 1866). — v. d. Decken begab sich auf Barths Rath 1860 nach Ostafrika, um seine Mittel dem Hamburger Medieiner und Geographen Dr. Albert Roscher zur Verfügung zu stellen, der mit Unterstützung des bayerischen Königs Max II. von der Suahelikküste in der Richtung auf den Nyassasee vorgedrungen war. Nachdem der Forscher im März 1860 in der Nähe des von ihm erreichten Nyassa ermordet worden war, trat v. d. Decken in seine Fußtapfen und durchzog anfangs allein, später in Gemeinschaft mit verschiedenen Gelehrten die ostafrikanischen Küstenländer, unsre Kenntniß zwar räumlich nur an wenigen Stellen erweiternd, aber eine erdrückende Menge wissenschaftlichen Materials sammelnd, das später eine mustergültige Bearbeitung erfuhr (Deckens Reisen in Ostafrika, Leipzig 1869—79). Der Reisende wurde, wie bekannt sein wird, im September 1865 am mittleren Dschuba ermordet.

An allen diesen Reisen deutscher Forscher nahm man in der Heimath regen Antheil, man las ihre durchweg vortrefflichen und eingehenden Schilderungen, und der Boden für weitere Unternehmungen blieb dauernd in so guter Vorbereitung, daß sich bald nach dem großen Einigungskriege die Bildung der mit bedeutenden Mitteln arbeitenden „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrika's" ohne Schwierigkeit vollzog. Das spätere Forschungswerk der Deutschen liegt jedoch außerhalb des Rahmens, den der Verfasser sich hier gesteckt hat.

Bevölkerungsstatistik.[1])

Von Prof. E. Mischler (Graz).

Es ist ein unleugbarer Vorzug der großen Sammelwerke, daß sie zur systematischen Bearbeitung auch solcher Wissensgebiete Veranlassung geben, für welche sonst anscheinend wenig Geneigtheit vorliegt. So müssen wir dem Handbuche des Oeffentlichen Rechts der Gegenwart (herausgegeben von v. Marquardsen und v. Seydel) aufrichtig dankbar sein, daß es Veranlassung zur vorliegenden Bearbeitung der Bevölkerungsstatistik gegeben hat. Seit dem geachteten Lehrbuche von Wappäus hat die Literatur kein Handbuch der Bevölkerungsstatistik aufzuweisen gehabt, und auch dieses gediegene, längst vergriffene Werk wollte niemand durch Veranstaltung einer neuen Auflage zu neuem Leben erwecken. Lorenz v. Stein hätte in den letzten Jahren der unfreiwilligen Muße gern seinen populationistischen Grundriß neu herausgegeben, wenn es ihm nicht als Unmöglichkeit geschienen hätte, die mittlerweile riesenhaft angeschwollenen bevölkerungsstatistischen Detailarbeiten zu überblicken und zu verarbeiten. In Georg v. Mayr aber, dem Verfasser der „Bevölkerungsstatistik", vereinigten sich zahlreiche dem Gelingen des Werkes förderliche Eigenschaften in ungemein glücklicher Weise. Als ehemaliger Amtsstatistiker und treuer Genosse aller internationalen statistischen Vereinigungen, sowie Congresse, beherrscht er vollkommen ebenso die administrative Seite, wie ihm als ehemaligem und jetzigem akademischen Lehrer die rein wissenschaftlichen Ziele und Bestrebungen geläufig sind; als Herausgeber des „Allgemeinen statistischen Archives" steht er selbst in einem Centralpunkte der statistisch-literarischen Bestrebungen, und zu alledem kommt seine, ja auch den Lesern dieser Zeitung bekannte außerordentlich glückliche Gestaltungsgabe, welche — als werthvolles Talent eines jeden Schriftstellers — die Lectüre seiner Bücher auch nach dieser Seite hin genußreich gestaltet.

Die vorliegende Bevölkerungsstatistik bildet den ersten Theil der praktischen Statistik, welche, durch die in einem weiteren Bande zu behandelnde Moral-, Bildungs-, Wirthschafts- und Politische Statistik vervollständigt, mit der bereits erschienenen „Theoretischen Statistik" zusammengenommen das Gesammtwerk „Statistik und Gesellschaftslehre" ergibt. Der vorliegende Band „Bevölkerungsstatistik" hat aber auch für sich durchaus selbständige Bedeutung.

Der wichtigste Stoff des Buches findet sich (abgesehen von einer orientirenden Einleitung) in dem zweiten und dritten Capitel, welche einerseits die Statistik des Bevölkerungsstandes und andrerseits die Statistik der Bevölkerungsbewegung zur Darstellung bringen. Im zweiten Capitel werden insbesondere die Ermittlungen des allgemeinen Bevölkerungsstandes behandelt; dabei ist die Darlegung einerseits des Forschungsgebietes und der Stoffgewinnung, und anderseits der statistischen Ergebnisse durchweg aus einander gehalten. In letztgenannter Hinsicht wird gezeigt, wie die Bevölkerung im allgemeinen auch in ihren Beziehungen zur Fläche sich gestaltet, und weiter, wie dieselbe

[1]) Dr. G. v. Mayr, kais. Unterstaatssecretär z. D., Professor an der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg: Bevölkerungsstatistik (II. Band der „Statistik und Gesellschaftslehre"). Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, gr. 8°, 486 S., 12 M.

Digitized by Google

in ihrer natürlichen und socialen Differenzirung beschaffen ist (also z. B. Bevölkerungsdichte, Anhäufung, Geschlechts-, Altersvertheilung, Familienstand, Gebürtigkeit, Confession, Beruf ꝛc.). Neben der „allgemeinen" Bevölkerung finden aber dann auch anhangsweise die Forschungen hinsichtlich ausgewählter Bevölkerungsstände Berücksichtigung.

Gleichfalls von hervorragendem Interesse ist das dritte Capitel, welches unter dem Gesichtspunkt des Bevölkerungswechsels die Probleme der Geburten, Sterbefälle und Wanderungen, sodann unter dem Gesichtspunkte der Bevölkerungsentfaltung die Eheschließungen (sowie -lösungen) und Erkrankungen, und zwar wieder sowohl im allgemeinen als auch rücksichtlich ausgewählter Bevölkerungsbestände behandelt.

Wohl scheint es nach vorstehenden Bemerkungen, daß die Zahl der Probleme, mit welchen sich die Bevölkerungsstatistik zu befassen habe, und denen daher auch das vorliegende Werk gewidmet ist, keine allzu große sei. Doch ist dem nicht so. Die Schlagworte, welche zur Illustrirung des Inhalts von Mayrs interessantem Werke benützt werden, sollen nicht die Probleme bezeichnen, welche mittelst der statistischen Methode zur Lösung gelangen, sondern vielmehr die Gebiete menschlichen Verhaltens und menschlicher Bethätigung, auf denen sich erst die statistischen Probleme entfalten. Da liegt nun der Werth des Buches vorwiegend darin, daß die Probleme mit großer Klarheit umschrieben und für jedes genau der letzte Punkt angegeben ist, bis zu welchem die Forschung bis heute vorgeschritten ist. Das ungemein sorgfältig gearbeitete alphabetische Sachregister ermöglicht es, alle die einzelnen statistischen Fragen im Buche mit Leichtigkeit aufzufinden und sonach rasch Belehrung einzuholen. Die Hauptarbeit des Verfassers mußte sich, abgesehen von der Mühe des Systematisirens und Schematisirens, hauptsächlich in der präcisen Herausarbeitung der einzelnen Probleme erschöpfen; denn diese alle weiter führen und der Lösung näher bringen zu wollen, ist eine Arbeit, an der das gesammte Heer der amtlichen und wissenschaftlichen Statistiker, sowie andere Gelehrte mit Bienenfleiß thätig sind. Daß G. v. Mayr seiner Aufgabe hier mit so großem Erfolge nachkommen konnte, verdankt er zum großen Theil seiner staunenswerthen Belesenheit und Kenntniß der gesammten einschlägigen Literatur, die er auch in geschickter Weise zu leicht übersehbaren, handlichen Literaturverweisungen benützt.

Es war kein leichtes Unterfangen, ein Handbuch der Bevölkerungsstatistik herauszugeben, ohne demselben graphische Darstellungen, wie namentlich Curven, Diagramme und Kartogramme, beizuschließen. Wir sind so gewöhnt, diese Requisite statistischer Darstellung in jedem statistischen Werke zu finden, daß wir den Versuch Mayrs, auf dieselben zu verzichten, entschieden als eigenartig bezeichnen müssen. Der Verfasser ersetzt diese augenfälligen Behelfe durch geschickt ausgewählte Ziffertabellen, welche zumeist in kleinem Rahmen gefaßt sind und andrerseits dadurch sachlich großartig erscheinen, daß sie internationale Vergleichungen der wichtigsten Culturstaaten umschließen.

Auch zieht es G. v. Mayr vor, von methodologisch-technischen Erörterungen auf dem Gebiete der Bevölkerungsstatistik mehr abzusehen, d. h. er läßt sie abgesehen von Ausführungen allgemeinster Art mehr in den Hintergrund treten und bevorzugt dafür mehr die Darstellung der Ergebnisse der statistischen Forschung. Dadurch erlangt das Buch ganz besonderes Interesse für jene, welchen es weniger darauf ankommt, zu erfahren, auf welchem mühseligen und langwierigen Wege die Statistik zu jenen Resultaten gelangt ist, welche sie heute schon als endgültige zu verzeichnen vermag, als vielmehr diese Resultate selbst in Kürze, Prägnanz und scharfer Fassung kennen zu lernen.

Und solcher sind nicht wenige; der Umkreis der statistischen Interessenten oder „Consumenten" ist ein sehr großer, ein weit größerer als jener der statistischen „Producenten". Es werden daher nicht nur die statistischen Fachmänner in Amt und Lehrkanzel, die akademischen Hörer gern nach Mayrs Bevölkerungsstatistik greifen, sondern auch der Politiker, Verwaltungsbeamte und der allgemein gebildete moderne Mensch überhaupt. Es ist gleichzeitig ein allgemein und speciell auch publicistisch brauchbares, ungemein leicht zu handhabendes Nachschlagewerk, das die Antwort kaum auf eine der einschlägigen Fragen schuldig bleiben dürfte. Die gegenwärtig in St. Petersburg tagende Versammlung des Internationalen statistischen Instituts wird die Gelegenheit gewiß nicht vorübergehen lassen, um dem allgemein geschätzten Verfasser ihre Anerkennung für diese Bereicherung der statistischen Literatur auszusprechen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. *Bayley Saunders:* „The life and letters of James Macpherson." Second edition. London, Swan Sonnenschein a. Co.; New York, Macmillan a. Co. 1895. — Hundert Jahr nach seinem Tode hat der Schöpfer des Ossian einen freundlich gesinnten Biographen gefunden; einen „Retter" in dem bedeutlichen Sinne des Wortes dürfte man nicht sagen, denn Mr. Saunders — übrigens kein Schotte, sondern ein Engländer — ist von jener Absicht der Beschönigung tadelnswerther Dinge freizusprechen: ihn beseelt allein das echt biographische Mitgefühl für seinen Helden, den er zum erstenmal als ganzen Menschen vergegenwärtigt, so daß wir ihn verstehen und also nach dem alten Satz ihm auch verzeihen können. Macpherson ist eine tragische Gestalt, man möchte sagen ein falscher Demetrius der Literaturgeschichte. Harmlos, ohne Ahnung von der Pflicht historischer Gewissenhaftigkeit, bringt er seine ersten ossianischen „Fragmente" hervor, deren wunderbare Wirkung auf sein Zeitalter nicht das Verdienst der dürftigen Reste alter Volksdichtung ist, die er seiner Arbeit in der That zugrunde gelegt hat, sondern das seiner eigenen für stimmungsvolle, wenngleich formlose Schilderung unvergleichlich hohen poetischen Begabung. Aber er hat sich aus einmal als Entdecker einer Urwelt der Dichtung aufgespielt; man nimmt ihn beim Wort, Schritt für Schritt sieht er sich weiter gedrängt von dem Enthusiasmus, den er fast unwillkürlich erregt hat, und findet den Augenblick nicht zu einem herzhaften Bekenntniß. Den erwachenden Zweifeln, den Angriffen der Kritik setzt er dann verdissenen Trotz entgegen und hüllt sein Geheimniß in ein ironisch verächtliches Schweigen, bei dem ihm selbst unmöglich wohl zumuthe gewesen ist. Im politischen, geschäftlichen, häuslichen Leben ist er nicht besser und nicht schlechter als die zeitgenössische Gesellschaft; dabei, wie sich versteht, ein begabter, liebenswürdiger Mensch: das schöne Bildniß, das Saunders seinem Buche beigegeben hat, zeigt ein Antlitz von sinnlich wie geistig berückenden Zügen. Wie Ossian einst die ganze Welt erobert hat, so verdient auch dies Leben Macphersons Leser in allen Landen. Wenn wir etwas an dem klar und angenehm geschriebenen, hübsch ausgestatteten Werke vermissen, so ist es die genaue Darlegung der Ergebnisse der modernen Quellenforschung auf dem Gebiete der irisch-gaelischen Poesie; Mr. Saunders hätte nicht bloß psychologisch, sondern auch philologisch verfahren sollen. Macphersons tragische Schuld war ein Vergehen gegen die Moral der Wissenschaft, deshalb hat auch zum vollständigen Urtheil über ihn die strenge Wissenschaft ein technisches Gutachten abzugeben.

* Die Einladung zur 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig (20.—25. September 1897), ein Quartheft von 34 Seiten Druck, ist nunmehr zur Versendung gelangt. Neben den Statuten, der Geschäftsordnung und der Organisation der Gesellschaft enthält dieselbe die ausführliche Organisation der 69. Versammlung in Braunschweig, wo 11 Ausschüsse thätig sind, die Vorarbeiten zu besorgen. Die wissenschaftliche Arbeit soll in 33 Abtheilungen erledigt werden. Der allgemeinen Tagesordnung ist zu entnehmen, daß am Sonntag, 19. Sept., Abends 8 Uhr, der Begrüßungsabend in der Regidienhalle (mit Damen) stattfindet, nachdem von 2½ Uhr Nachmittags ab den Theilnehmern bereits Gelegenheit geboten ist zur Besichtigung von Volks- und Jugendspielen, die auf dem Leonhardtplatze veranstaltet

werden. — Am Montag, den 20. Sept., Morgens 9 Uhr, findet die I. Allgemeine Sitzung in Brünings Saalbau (Großer Saal) statt, wo nach den Eröffnungs- und Begrüßungsreden Prof. Dr. Rich. Meyer (Braunschweig) über: „Chemische Forschung und chemische Technik in ihrer Wechselwirkung“ und Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Wilh. Waldeyer (Berlin) über: „Befruchtung und Vererbung“ sprechen werden. Nachmittags 3 Uhr beginnt die Bildung und Eröffnung der Abtheilungen, Abends 7 Uhr findet eine Festvorstellung im herzoglichen Hoftheater statt, bei der die große romantische Oper: „Der wilde Jäger“ zur Aufführung gelangen wird. — Der Dienstag, 21. Sept., ist ganz den Arbeiten in den Abtheilungen gewidmet, Abends 6 Uhr wird ein allgemeines Festessen in der Aegidienhalle veranstaltet. — Am Mittwoch, 22. Sept., findet Morgens 10 Uhr eine gemeinsame Sitzung der Abtheilungen der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe unter Betheiligung aller interessirten medicinischen Abtheilungen in Brünings Saalbau unter Vorsitz des Geheimen Hofraths Prof. Dr. J. Wislicenus (Leipzig) statt. Als Thema ist gewählt: „Die wissenschaftliche Photographie und ihre Anwendung auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften und Medicin.“ Eine Reihe von Vorträgen und Referate für diese Sitzung sind bereits zugesagt, weitere stehen in Aussicht. Nachmittags 5—7 Uhr Besichtigung der Samariterschule, Abends 8 Uhr Festcommers (mit Damen) in der Aegidienhalle. — Am Donnerstag, den 23. Sept., Morgens 9 Uhr beginnen wieder die Abtheilungssitzungen und werden auch Nachmittags fortgesetzt, falls nicht einzelne Abtheilungen specielle Ausflüge unternehmen. Abends 8 Uhr findet ein Festball im Wilhelmsgarten statt. — Mit der II. Allgemeinen Sitzung in Brünings Saalbau am Freitag, den 24. Sept., in der Geh. Medicinalrath Prof. Dr. J. Orth (Göttingen) über „Medicinischen Unterricht und ärztliche Praxis“ und Dr. Herm. Meyer (Leipzig) über seine „Reisen im Quellgebiet des Schingu, Landschafts- und Volksbilder aus Centralbrasilien“, sprechen werden, hat der wissenschaftliche Theil der Versammlung sein Ende erreicht. Nachmittags finden je nach Wahl Ausflüge nach Wolfenbüttel oder Königslutter statt, und Abends von 9 Uhr an ist eine Abschiedszusammenkunft im Altstadt-Rathhause zu Braunschweig (unter festlicher Beleuchtung des Rathhauses und Brunnens von seiten der Stadt) geplant. — Sonnabend, den 25. Sept., wird ein Tagesausflug mit Damen nach Bad Harzburg und Umgebung beabsichtigt, am Sonntag Ausflüge nach Wahl: 1. nach Wernigerode und Rübeland (Besichtigung der elektrisch beleuchteten Hermannshöhle mit der neu erschlossenen Krystallkammer), 2. nach Goslar, 3. nach dem Brocken. — Außerdem hat der Bürgermeister von Pyrmont, Hr. Rud. Ockel, in Erinnerung an die 17. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche 1839 in Pyrmont tagte, die Theilnehmer der diesjährigen Versammlung in Braunschweig für Sonntag, den 26. Sept., und Montag, den 27. Sept., dorthin eingeladen, wobei ein reichhaltiges Programm in Aussicht steht.

* Ueber den **Rechtsstreit** zwischen den **Erben Gustav Freytags** erfährt die „Frankfurter Zeitung“ jetzt „von unterrichteter Seite“ folgendes Genauere: „Das Urtheil des Wiesbadener Landgerichts hat die Beklagte (Freytags Wittwe aus dritter Ehe, geschiedene Frau Strakosch) nicht zur endgültigen Herausgabe, sondern lediglich zur Vorlegung der bisher nicht vorgelegten Nachlaßpapiere verurtheilt, damit die Kläger darein Einsicht nehmen können. Ueber die Art, wie dieses Urtheil zu vollstrecken, ist unter den Parteien demnächst bei dem Vollstreckungsgericht in Wiesbaden ein besonderes Streitverfahren erwachsen; das Oberlandesgericht in Frankfurt a. M. hat aber jedenfalls auf die eingelegte Berufung die Vollstreckung aus dem Wiesbadener Urtheile einstweilen eingestellt. Die Beklagte hat gegen das Urtheil des Wiesbadener Landgerichts die Berufung eingelegt, weil sie sich zur Vorlage der noch in Frage stehenden Nachlaßpapiere nicht für verpflichtet erachtet; sie stützt sich ihrerseits auf das Testament ihres Mannes und auf Rechtserwerb zu Lebzeiten ihres Mannes. Daß ferner das Sterbehaus des Dichters in dem Processe „dem Sohne zugesprochen“ worden sei, ist ganz unzutreffend. Nach dem klaren Wortlaute des Testamente ist das Wiesbadener Haus dem Sohne, das Haus in Siebleben (bei Gotha) der Wittwe zugewiesen. Ein Rechtsstreit über den Besitz der vorbezeichneten Nachlaßimmobilien ist unter den Betheiligten nicht entstanden, das Wiesbadener Urtheil konnte also auch nicht hierüber entscheiden.“

* Eine neue **meteorologische Station** wird auf dem **Mount Kosciusko**, dem höchsten Berge **Australiens**, errichtet werden. Auf dem letzten internationalen Meteorologencongreß wurde von dem Regierungsmeteorologen von Queensland auf die große wissenschaftliche Bedeutung einer derartigen Einrichtung hingewiesen. Nunmehr hat ein reicher Australier, Mr. Baer-Smith, das Angebot gemacht, alle Kosten für die Einrichtung einer vorläufigen Station auf dem Gipfel des genannten Berges tragen zu wollen. Der Kosciusko-Berg liegt im südöstlichen Theil von Neu-Süd-Wales und erreicht eine Höhe von 2240 Meter.

* Die große **Yerkes-Sternwarte** bei **Chicago** soll am 30. September bestimmt eröffnet werden. Bei dieser Gelegenheit wird eine Astronomenconferenz stattfinden, an der auch viele Mitglieder der gegenwärtig in Toronto in Canada tagenden British Association theilnehmen werden. Es ist ein interessantes Programm in Aussicht genommen, auf welchem hauptsächlich Fragen der mathematischen und physikalischen Astronomie stehen. Eine neulich vorgekommene Beschädigung des neuen Teleskopes wird bis dahin beseitigt sein, so daß bei der Eröffnungsfeier den Anwesenden Gelegenheit gegeben sein wird, die Erscheinungen des Himmels durch das größte Fernrohr der Welt zu betrachten.

* **Gießen.** Ein am 29. d. M. früh im **Anatomiegebäude** ausgebrochenes Feuer hat, wiewohl alsbald gelöscht, doch einige werthvolle Gegenstände der zoologischen Sammlung vernichtet.

* **Bonn.** Am 27. d. M. beging in seiner Vaterstadt Rothenburg ob der Tauber, wohin er sich seit einigen Jahren in den Ruhestand zurückgezogen hat, in der Stille, wie es seinem feinen, tief bescheidenen Wesen entspricht, das 50jährige Doctorjubiläum Dr. **Franz Leydig**, emeritirter ordentlicher Professor der Zoologie an der hiesigen Universität, ausgezeichnet als Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, insbesondere nach der histologischen Seite. Leydig, geboren am 21. Mai 1821, hat in Würzburg und München studirt, von 1849 bis 1857 als Docent und Professor in Würzburg, 1857 bis 1875 in Tübingen gelehrt, von wo er 1875 nach Bonn berufen ward.

* **Wien.** Die **archäologische Expedition**, bestehend aus den HH. Hofrath Benndorf, Prof. Niemann und Hauptmann Schindler, ist am 30. von hier zur Fortsetzung der Ausgrabungen nach Ephesus abgegangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Briefe von und über **Jakob Frohschammer**, hggb. v. Bernh. Münz. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1897. — Dr. **Theodor v. Frimmel**: Kleine Galeriestudien. Nr. 5. Lfg. V. Zur Methodik u. Psychologie des Gemäldebestimmens. Mit Abbildungen. Ebd. — **Adolf Pichler**: Jochrauten, neue Geschichten aus Tirol. 2 Bde. (Gesammelte Erzählungen. 2. Sammlung). Ebd. — **Mathilde Malling**: Die Eremitageidylle, Sittenbild aus der Mitte des 18. Jahrhunderts; übersetzt von Margarethe Langfeldt. Ebd. — **Selma Lagerlöf**: Unsichtbare Bande, Novellen; aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. Ebd. — **J. L. Windholz**: Todtentanz und andere Novellen. Ebd. — **Koloman Mikszáth**: Intimes aus dem Menschenleben, Erzählungen und Skizzen; autoris. Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski. Ebd. — **Max Morold**: Stephan Milow, litterarische Skizze. Ebd. — **Angelica v. Hörmann**: Die Trutzmühle, Tiroler Dorfgeschichte. 3. Aufl. Ebd. — Dr. jur. **Georg S. Caracausi**: Königthum und Ministerverantwortlichkeit mit besonderer Berücksichtigung der staatsrechtlichen Verhältnisse im Königreich Griechenland. Berlin, Struppe u. Winckler 1897. — **Emerich Kastner**: Die dramatischen Werke Richard Wagners. Chronologisches Verzeichniß der ersten Aufführungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897. — **Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins**, hggb. v. d. Badischen historischen Commission. N. F. Bd. XII. Heft 3. Karlsruhe, J. Bielefeld 1897. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Lfg. 282. Galizien Heft 5. Wien, Alfred Hölder. — **Felix Stern**: Schlaf und Tod, ein Vorspiel zu meinem Werk: „Max Klinger“.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Fünftes Heft. [13880]

Inhalt: Dante in Deutschland. (III.) — Methoden der Apologetik. — Aus Frankreich. — Zeitläufe. Ereignisse und Stimmungen in und um Berlin. Neue Folge. — Geschichte der Weltliteratur.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 1. September. Nummer 196.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXVII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XXVII.

„Narrabat aliquis somnium.“
Judic. 7, 13.

„Non credebam narrantibus.“
III. Reg. 10, 7.

Paris, 20. August. Daß die Politik ein häßlich Ding ist, das werden am Schlusse dieses Jahrhunderts wohl alle zugeben, „vom Kaiser bis zum Juden“, wie man in alten Zeiten sagte; der Spectator war stets davon überzeugt und ist es heute doppelt und dreifach, wo er seine Leser von einer der sonderbarsten hybriden Neubildungen, welche sich an dem Organismus unsrer Gesellschaft angesetzt haben, von der „christlichen Demokratie“ Frankreichs des näheren unterhalten soll. Viel lieber lüde er seine verehrten Leser bei diesen schönen Sommertagen in die Wälder von Fontainebleau oder in den Versailler Garten zu einer kirchenpolitischen Promenade ein; denn es ließen sich in dieser reizvollen Umgebung von Paris tausenderlei Themata besprechen, die wirklich interessanter und erquicklicher wären, als jene culturgeschichtliche Erscheinung, auf welche wir in unserm Julibriefe heute einzugehen versprochen haben. Daß die Betrachtung nicht vergnüglich ausfallen wird, ist uns vollkommen klar: unsre Schuld ist es nicht, denn wir sind gänzlich unbetheiligt daran gewesen, als dieser jüngste Bambino der christlichen Welt ins Leben trat, dem wir hier sein Röckchen ausziehen und ihn so, wie die liebe Mutter Natur ihn geschaffen hat, den Augen unsrer freundlichen Leser vorführen wollen.

„La Démocratie chrétienne“ betitelt sich die „Revue sociale“, welche am 8. jedes Monats in Lille (Rue Nicolas-Le Blanc 25) erscheint. Dem geringen jährlichen Abonnementspreis (von 6, für das Ausland 7 Frcs.) entspricht die äußere Erscheinung dieser Zeitschrift, die offenbar in erster Linie für den kleinen Mann gedruckt ist. Etwas auffallend kann erscheinen, daß die Druckbogen so zusammengelegt sind, daß sie, ohne aufgeschnitten zu werden, keinen Einblick in den Text gewähren — vielleicht nach dem wohl bewährten Grundsatz: Odi profanum vulgus et arceo. Nachdem man für jedes Heftchen unten, oben und an den Seiten das Papiermesser ein halbes hundertmal angesetzt, sieht man sich einer Zeitschrift für das Volk gegenüber, die durchaus nicht ohne Geschick redigirt ist und an welcher entschieden talentvolle Männer schreiben. Ein Abbé Six versieht die Redaction, die Herren Lemire, Naudet, Harmel, Gayraud dürften als eigentliche Patrone des Unternehmens hinter den Coulissen stehen. Doch scheinen sie mehr stille Theilnehmer an dem Geschäfte zu sein, für das sie die Verantwortung wohl nicht in allweg auf sich nehmen wollen, dessen politischer Reinertrag ihnen indessen in den Schoß fällt.

Unter den genannten Hauptvertretern der „christlichen Demokratie“ in Frankreich sind mehrere, denen man eine hervorragende Begabung und wohl auch begeisterte selbstlose Hingebung an die von ihnen verfochtene Sache nicht absprechen wird. Dahin gehören vor allem der Fabrikbesitzer Harmel in Val-des-Bois und der Abbé Lemire. Das Fabrikwesen des Hrn. Harmel zeigt den Versuch durchgeführt, die von den Arbeitern selbst geleitete gewerbsmäßige Association an Stelle des ehemaligen Patronats der Fabrikherren zur Basis der ganzen Organisation zu machen. Man versichert, daß das Ergebniß dieser Neuerung ausgezeichnet sei — so wenigstens urtheilt Hr. de Mun (Discours V, 375). Wir vermuthen: deßhalb, weil eine hervorragende, ganz im Enthusiasmus für diese sociale Reform lebende Persönlichkeit an der Spitze steht und den Arbeitern ihre Einsicht leiht, für sie denkt und arbeitet. Aber auf den Enthusiasmus lassen sich große und dauernde Institutionen nicht gründen; die Geschichte beweist, daß alle derartigen Versuche rasch zusammengebrochen sind. Wir sind für unser Theil vorläufig der Meinung, daß man mit dem System des wohlwollenden Patronates weiter kommt, so wie es in Deutschland auf den Werken der Herren Krupp, v. Stumm und in der mustergültigsten Weise in den zahlreichen Fabrikanlagen der Herren v. Boch in Mettlach ꝛc. eingerichtet ist.

Wie dem auch sei, Hr. Harmel wird immerhin zu den Männern zählen, die man ernst zu nehmen hat und die berechtigt sind, in diesen Dingen mitzusprechen. Man wird das gleiche von dem Abbé Lemire sagen müssen. Dieser muthige und entschlossene Vertreter der „christlichen Demokratie“ ist uns schon oft begegnet und wir hatten manchesmal Anlaß, unsre Leser von ihm zu unterhalten; nicht selten in polemischer Absicht, doch auch hier und da in Anerkennung der Eigenart dieses Mannes, dem man Geist und ein gewisses Wissen nicht absprechen kann. Das was die „Démocratie chrétienne“ von ihm bringt, ist denn wohl auch das Beste an der Zeitschrift. So erscheint uns Lemire's Project einer Umgestaltung des Senats und die am 16. Nov. v. J. von ihm zur Unterstützung desselben in dem Abgeordnetenhause gehaltene Rede als in hohem Grade beachtenswerth. Das Project geht von der Ansicht aus, daß ein direct oder indirect durch das allgemeine Stimmrecht gewählter Senat nur eine Repetition der Kammer der Deputirten und daher überflüssig sei. Er will demgemäß den Senat nicht aus directer und allgemeiner Wahl hervorgehen lassen, sondern ihn aus den Vertretern der Corporationen, der constituirten Körperschaften, der Syndikate, der verschiedenen Associationen

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 170 vom 2. August d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

Digitized by Google

zusammengesetzt wissen. Die Wahl der Senatoren fände durch ein Listenscrutinium statt, und es wären in denselben zunächst Vertreter von drei Classen zu wählen: 1) von dem Stande der Landwirthe; 2) von der Industrie und dem Handelsstande; 3) von den liberalen Professionen. Die Deputirtenkammer hat diese Vorschläge ad acta gelegt und es liegt auf der Hand, daß an ihre Verwirklichung nicht gedacht werden kann, so lange die in Frage kommenden Stände nicht organisirt und zusammengeschlossen sind. Bekanntlich hat schon Mohl an eine ähnliche Interessenvertretung, und zwar nicht für eine erste, sondern für die repräsentative Kammer des Deutschen Reichs gedacht, und auch andere haben seither bei uns ähnliche Gedanken ausgesprochen.

So viel, um zu zeigen, daß die „Démocratie chrétienne" auch brauchbare und nützliche Dinge zum Abdruck bringt. Gehen wir jetzt auf den Kern ihrer Tendenzen ein.

Die „Abbés démocratiques" wissen sehr gut, daß ihr Auftreten in kirchlichen Kreisen vielfach Bedenken erregen muß und daß ihnen schnell das Lebenslicht ausgeblasen wäre, wollten sie sich auf einen schlechten Fuß mit dem Vatican stellen. Sie sind daher darauf bedacht, den ängstlichen und frommen Gemüthern, wir wollen nicht gerade sagen, Sand in die Augen streuen, aber doch ihren Scrupeln zuvorzukommen. Demnach steht an der Spitze jedes Jahrganges eine „Consécration annuelle au Sacré-Coeur de Jésus." Die diesjährige beginnt mit der Anrede an den Herrn: „Natre Seigneur Jésus-Christ, vaillà trois ans déjà que nous sommes fiers de combattre, heureux de souffrir paur le drapeau qui a été deployé sous votre inspiratian. Car c'est bien votre esprit, c'est bien vatre amour qui souffle dans ses plis." Man sieht, die Herausgeber fehlen nicht durch zu große Bescheidenheit. Sie erklären ihr Werk von Christus inspirirt und ihre Spalten vom Geiste des Herrn erfüllt. Excusez du peu. Aber eine solche „Zuversichtlichkeit" wird es rechtfertigen, wenn man dieser inspirirten Redaction etwas schärfer auf die Finger sieht.

Von der Nothwendigkeit, ihre gut päpstliche Gesinnung zu documentiren, sind die Abbés offenbar sehr durchdrungen. Kaum daß eine Nummer ausgegeben wird, in der nicht Leo XIII. als das große Orakel der Zeit und seine Encykliken und Kundgebungen als für die Behandlung der ganzen socialen Frage und für die Politik Frankreichs absolut maßgebend hingestellt werden (so Jahrgang IV [1897], 10; 179). Insbesondere beschäftigt man sich eingehend und in einer Unterwürfigkeit, die nichts zu wünschen läßt und die höchst sonderbar zu dem bei jeder andern Gelegenheit diesen Herren ausschwellenden revolutionären Kamme paßt, mit den päpstlichen Weisungen der letzten Zeit (III, 338, 601). Man kann sehr gespannt darauf sein, was geschehen wird, wenn künftig einmal andere Weisungen kommen sollten, wie das doch sehr möglich ist, da die den Abbés bis jetzt günstige Politik im Sacro Collegio höchstens drei oder vier Anhänger hat und den künftigen Papst voraussichtlich zum Gegner haben wird. Heißt es doch schon jetzt, daß neuestens auf Instanz der französischen Bischöfe hin der hl. Stuhl den sich zu weit vorwagenden Abbés ein wenig auf die Finger klopfen will.

Zu den Mitteln, welche die Abbés anwenden, um sich in Rom gutes Wetter zu erhalten, zählen wohl auch die häufig in der „Revue" hervortretenden Wünsche für die Wiederherstellung des Kirchenstaates, der mit dem demokratischen Prinzip der Herren im schärfsten inneren Widerspruch steht und dessen Restauration dieselben wohl nur deßhalb so angelegentlich fordern, weil sie selbst an die Möglichkeit einer Wiederkehr des Temporale nicht glauben. In dieselbe Kategorie verweisen wir die oft wiederkehrenden Declamationen gegen die Freimaurerei, offenbar auch nur eine Captatio benevolentiae, über welche diese aufgeklärten Herren unter sich wohl nur lachen. Dagegen wird man ihnen glauben dürfen, wenn sie ihre vollständige Uebereinstimmung mit den Tendenzen und Ansichten des „Univers" betheuern, von der herzlichen Sympathie sprechen, welche zwischen ihnen und dem „Univers" herrscht, dessen Herausgeber, Hr. Eugène Veuillot, schon mit dem Titel „vénérable" bedacht und als Meister und Doyen der französischen Journalistik gepriesen wird (III, 254). Da der „Univers" sich rühmt, keinen andern Gedanken je zu haben, als den des Papstes; da dem von Rom aus nicht widersprochen, sondern im Gegentheil seitens des officiellen „Osservatore Romano" oft genug Zeugniß gegeben und der Familie Veuillot noch jüngst eine Reihe von Beweisen höchster Anerkennung seitens des Herrn Cardinalstaatssecretärs gezollt wurde, so muß sich die Frage aufdrängen, ob auch die „Démocratie chrétienne" an den Segnungen Theil hat, deren Hr. Veuillot und die Seinigen sich erfreuen. Von Abbé Naudet kann das fast mit Gewißheit angenommen werden, da derselbe seit Juli v. J. den von ihm redigirten „Monde" mit dem „Univers" wieder vereinigt hat.

Die Abbés finden es für rathsam, sich auch nach der literarischen Seite unter ein hohes Patronat zu stellen. Unaufhörlich kommen sie auf Lamennais und Lacordaire als auf diejenigen zurück, deren Werk sie im Grunde nur fortführen. Der zweite Jahrgang der Zeitschrift hat namentlich Lamennais als den eigentlichen Vater der christlichen Demokratie gefeiert. Auch in dem dritten (III, 403) werden die nationalökonomischen Ideen Lamennais' weitläufig erörtert, und es werden die Leser an der Hand des „Livre du Peuple" darüber aufgeklärt, was man unter dem „Volke" zu verstehen hat. 1837 hatten diese Ideen für gottlos und von der Kirche verworfen, heute werden sie ohne Widerspruch präconisirt. Den ganzen Lamennais will freilich auch die „Démocratie chrétienne" sich nicht aneignen. Im Gegentheil bezeichnet sie in einem eigenen Aufsatz (III, 164) die Punkte, welche die christlichen Demokraten an und von Lamennais nicht annehmen oder taben. Als solche werden aufgeführt: seine erbarmungslose Heftigkeit gegen die Person seiner Gegner (vom „Avenir" heißt es p. 165: la polémique presque entière du jaurnal devint d'nne vialence inauie), die Uebertreibung, welche auch die richtigsten Thesen unter seiner Hand erlitten. Weiter werden als unannehmbar die von Lamennais gewollte Trennung der Religion von der Potitik und die Forderung der Aufhebung des Concordats bezeichnet, und nicht minder die von Rom (Encycl. Mirari) verurtheilten Ansichten desselben über die illimitirte Freiheit des Gewissens (des Cultus), der Presse u. s. f. Dieser Artikel des Hrn. Pierre de Lille ist im ganzen verständig und lesenswerth; aber es wäre sehr viel dazu zu sagen, was wir uns für die Gelegenheit aufsparen, wo wir Lamennais unsern Leser ex professa vorführen und den Versuch machen werden, auf Grund der neuesten Publicationen diese große, unheimliche Gestalt in ihrem Verhältniß zur Gegenwart herauszustellen. Man kann die kirchliche Gegenwart Frankreichs wirklich nicht ohne Lamennais verstehen, der nicht, wie J. Barbey d'Aurevilly meinte, der Prophet der Vergangenheit, sondern der Vorläufer einer Zeit und einer Bewegung war, deren Witterung er vom ersten Tage seines öffentlichen Auftretens besaß.

Mit Lacordaire gedenken wir uns hier gleichfalls einmal im Anschluß an Lamennais eingehender zu beschäftigen. Auch er wird als Patron der Demokratie angerufen. Man citirt aus seinen Schriften einen Passus über das Eigenthum, den man sociatistisch ausdeuten will (III, 365) und der im Grunde nichts mehr sagt, als was

hunderte von Predigern über die Verpflichtung der Besitzenden gegenüber der Armuth ausgesprochen haben. Mit mehr Recht könnte darauf hingewiesen werden, daß der Dominicanerorden in Frankreich von Lacordaire's Zeiten her eine gewisse demokratische Tendenz aufzuweisen habe, wie sie sich in dem Auftreten des P. Didon und des jetzt aus dem Predigerorden ausgetretenen Gayraud darstelle. Gleichwohl ist es nicht angängig, Lacordaire als Kronzeugen der heutigen christlichen Demokratie anzurufen. Der berühmte Conférencier hat selbst gelegentlich sich mehr als einmal gegen die Bezeichnung seiner Person als eines Demokraten energisch verwahrt. Im übrigen war das, was man zwischen 1830 und 1848, bezw. 1870 unter Demokratie verstand, etwas ganz verschiedenes von dem, was die heutige „Démocratie chrétienne" will. Was Lacordaire und die Seinigen unter echter und wahrer Demokratie verstanden, das hat niemand schöner ausgedrückt, als sein Jünger und Freund, der leider so früh dem Leben entrissene Perreyve. In einem s. Z. vielbemerkten Aufsatze des „Correspondant" hat dieser hoch begabte Priester den Begriff der Demokratie in seiner Schule dahin entwickelt: sie sei eine in ihren Ausgestaltungen sehr wandelbare, aber universelle Bewegung, welche darauf ausgehe, alle Menschen, auch den niedrigst geborenen, an den Wohlthaten der wissenschaftlichen Erkenntniß, der literarischen Bildung, des socialen, bürgerlichen, politischen Fortschrittes theilnehmen zu lassen. In diesem Sinne sind wir, denke ich, heutzutage so ziemlich alle Demokraten, und von Anbeginn ihrer Existenz an hat die Kirche sich zu dieser Demokratie bekannt, indem sie den Genuß an ihren Heilsmitteln unterschiedlos allen gleichmäßig zugestand, die Ehe zwischen Freien und Unfreien anerkannte und jedem, auch dem Aermsten, ja auch dem Sklaven, den Zutritt zu den kirchlichen Aemtern und den höchsten Ehren offen ließ.

Lacordaire war auch noch in einem andern Sinne demokratisch angehaucht.

Ein Sohn des Volkes, erwartete er die physische und moralische Erneuerung seines Vaterlandes nicht von den, wie es ihm und seinen älteren Zeitgenossen schien, durch die Corruption des 17. und 18. Jahrhunderts bis ins Mark verdorbenen oberen Schichten der Gesellschaft, sondern von dem Volke und aus der Tiefe der Volksseele heraus. Was an dieser Ansicht Richtiges war, hat klarer als er, schärfer als irgend ein anderer Vincenzo Gioberti in seinen berühmten „Prolegomeni" zu dem „Primato" ausgesprochen. Hier ist gezeigt, wie die höheren Stände, um zu bestehen, stets der Erfrischung ihres Blutes aus den mittlern, die mittleren derjenigen aus den niederen, insbesondere den bäuerlichen Schichten bedürfen. Zu einem gesunden Kreislauf des Blutes bedarf die Gesellschaft eines solchen successiven Austausches, sollen die oberen Kreise nicht bald an Blutarmuth dahinsiechen und sich erschöpfen. Auch Gioberti war in seiner Art ein Demokrat. Aber er, wie Lacordaire verlangten das Aufrücken der besten Elemente des „Volkes" in die höheren Gesellschaftsschichten, die möglichste Emporhebung des Armen und Bedrückten in die Sphäre der Bildung und der Freiheit; was die heutige Demokratie verlangt, ist das gerade Gegentheil: die durch Bildung und innere Freiheit höher stehenden Stände sollen herabgezwungen werden unter die stupideste und unerträglichste aller Tyranneien, unter die Herrschaft der nur durch ihre Zahl gläuzenden Masse.

Es kommt zur Beurtheilung der heutigen Lage Frankreichs noch ein anderes Moment hinzu, von dem man, wie es scheint, in gewissen leitenden Kreisen keine rechte Vorstellung hat.

Der Aufbau eine ganz neuen „religiösen" Politik auf der Grundlage der sogenannten Volksherrschaft hätte einen Sinn, wenn die in Rede stehenden Volksclassen, d. h. das, was man den vierten Stand nennen kann, in Frankreich noch die feste Burg des Glaubens und der guten Sitte darstellte. Nun weiß aber jedermann, der das Land nicht flüchtig durchreist, sondern wirklich kennen gelernt hat, daß davon hier keine Rede sein kann. Gerade die Arbeiterkreise, ja auch das bäuerliche Element sind seit der großen Revolution in vielen Provinzen, vorab in Paris, dem christlichen Glauben am meisten entfremdet, und die Entfremdung geht so weit, daß wir in diesen Bevölkerungsschichten häufig sozusagen jedes Organ für religiöse Empfindung, jede Ahnung der religiösen Welt verschwunden sehen. Mit der Moral steht es im ganzen nicht viel besser. Zola's „Terre" ist, insofern in ihr der französische Bauer überhaupt geschildert werden soll, als eine Caricatur, als eine gehässige und ungerechte Uebertreibung bezeichnet worden. Für viele Gegenden mag das wahr sein; die Hälfte aller Departements wird ihren Bauer in den von jenem widerlichen, aber seine Farben von der Palette der Wirklichkeit nehmenden Realisten gemalten Typen wieder erkennen. Ein uns befreundeter Grundbesitzer des Departements Var, das bekanntlich zu den von Paris entferntesten zählt, sagte uns einmal: in meiner Pfarrei bin ich, der Schloßherr, und der Pfarrer die einzigen von den tausend Einwohnern, die nicht politisch und religiös Nihilisten sind. So ausgebrannt ist das, was man „la Campagne" nennt; von der völlig verthierten Bevölkerung der Fabrikdistricte und der äußeren Boulevards von Paris sei hier gar nicht gesprochen.

Dem gegenüber hat sich in dem Reste der französischen Aristokratie unsrer Ueberzeugung nach das beste Stück christlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe erhalten. Seit dem Jahre 1830 haben sich diese Kreise mehr und mehr von dem großen Treiben der Welt und ihrer Politik zurückgezogen. Das Unglück, welches über den König und seine Getreuen gekommen, wandte den Blick namentlich der legitimistischen Frauenwelt auf das Jenseits. Kinder dieser Welt sind diese vornehmen Damen ja auch geblieben und gewiß huldigten und huldigen viele derselben mehr als billig den Eitelkeiten und Verirrungen dieses Lebens. Aber wir wagen die Behauptung, daß diese Gesellschaftsschicht und viele ihr nachstrebenden bürgerlichen Elemente heute in religiöser und sittlicher Beziehung die Crême der Nation darstellen, und daß der Heroismus der Tugend und der Hingebung im Dienste Christi und der Armen bei ihnen nicht eine seltene Ausnahme ist, sondern wie eine Standespflicht empfunden wird. Was diese Frauen auf dem Gebiete der Nächstenliebe wirken, hat Maxime Ducamp in seiner „Charité à Paris" geschildert: es ließe sich ein anderes, schönes Buch schreiben, wollte man die Blüthen religiösen Geistes zusammenstellen, welche, den meisten unbekannt, in den letzten Jahrzehnten in diesem Milieu der französischen Frauenwelt gezeitigt wurden.

Alles das gilt heute, in dem Zeitalter der Sociologie und des Collectivismus, nichts mehr. Die paar Gerechten, was liegt an ihnen? Die blutige Sonne der Revolution steht siegreich über dem Himmel Frankreichs, die Herrschaft des vierten Standes und der Zahl ist als reifste Frucht derselben ausgebrütet, der neue Abgott ist fertig, und es bleibt nichts übrig, als ihn anzubeten. Sehen wir uns an, was die Priester dieses Gottes uns zu predigen haben.

Die „Démocratie chrétienne" gibt uns zunächst eine Definition des Christenthums (III, 480). „Qu'est ce donc que christianiser? C'est unir l'homme à Dieu dans le milieu et par le moyen de la société." Diese Definition des Christenthums, welche von dem Stifter desselben, von der in Christo gegebenen Offenbarung und durch ihn bewirkten Erlösung gänzlich absieht, ist durchaus charakteristisch.

Auch hier kann man den Einfluß Lamennais' constatiren, welcher in der einseitigsten Weise die sociale Seite des Christenthums betonte und um dessen theologische Bildung es stets sehr mangelhaft bestellt war. „Le malheureux, il ne sait pas son catéchisme" rief der bekannte Abbé des Genettes aus, als der zweite Band des „Essai sur l'indifférence" erschienen war. Dieses geringe Maß theologischer Kenntnisse ist bis auf den heutigen Tag ein Erbgut der Nachtreter Lamennais' geblieben, Louis Veuillot nicht ausgenommen, dessen außerordentliche journalistische Begabung mit einer ebenso erstaunlichen Unwissenheit gepaart war.

Dem gemäß kann es nicht überraschen, wenn die Abbés démocratiques der Kirche in erster Linie eine sociale, ökonomische, auf das bürgerliche Leben einwirkende Mission zuschreiben (III, 248) und den Dienst in dieser Mission als die Hauptaufgabe des heutigen Klerus hinstellen (III, 200: „renouveler dans le clergé l'esprit d'association et préparer aussi une action d'ensemble pour faire rentrer ce même esprit, qui est l'esprit du christianisme, parmi les fidèles de toutes les catégories sociales"). Ein Mitarbeiter der Zeitschrift ist so naiv, die Thätigkeit der demokratischen Abbés von heute auf eine Stufe zu stellen mit der Wirksamkeit der auch auf dem socialen und politischen Gebiete glänzenden Benedictiner des 9. Jahrhunderts, und er bricht in die Phrase aus: „cela est si vrai que les plus agressifs contre les prêtres démocrates sont les premiers à reconnaître que si, dans le présent, les abbés démocrates sont haïssables, dans le passé, ils ont sauvé la société" (IV, 101), und ein von der Zeitschrift gerühmter anderer Autor, der Verfasser der Broschüre „La Mission sociale du prêtre dans l'action catholique" (Paris 1896) scheut sich nicht, zu erklären: „le prêtre dans les conditions actuelles de l'Église, doit prendre sur lui aussi cet office de diriger les foules et les âmes des fidèles, en vertu de son autorité et par son exemple. Ils le peuvent, dit le Pape et par conséquent, le Christ: donc ils le doivent, car le prêtre, quand il s'agit de la gloire de Dieu, du bien des âmes, de la défense de l'Église, du salut de la patrie, le prêtre doit tout ce qu'il peut. Et si quelqu'un jugerait inopportun, inutile, non obligatoire, ce que le Pape juge opportun, obligatoire, nécessaire, celui-là ne pourrait — et c'est encore le Pape qui l'affirme expressement — continuer sans faute et sans scandale à célébrer la messe." (Vgl. IV, 182). Also ein Priester, welcher es mit seinem heiligen Amt unvereinbar hält, in die politisch-sociale Agitation einzutreten und sich zum demagogischen Parteiführer zu erniedrigen, kann ohne Sünde und Aergerniß nicht mehr das hl. Opfer darbringen. Man muß sagen, daß hier das äußerste Maß von Schamlosigkeit erreicht ist.

Ist der christliche Socialismus nichts anderes als die Ausgestaltung der Idee des Christenthums (III, 371), so ergibt sich daraus von selbst das Programm der christlichen Demokratie. Die Zeitschrift hat sich die Ausarbeitung und Vorlegung dieses Programms offenbar ganz besonders angelegen sein lassen, und man kann ihr für die Offenheit, mit der sie das thut, nur dankbar sein. Der Geist dieses socialen Werkes verlangt vor allem Befreiung des Volkes von seinen unverdienten Leiden und der ihm zutheil werdenden ungerechten Behandlung (III, 159). Zu dem Zweck soll das Capital aus den Händen der Besitzenden in die der Arbeiter gebracht werden, „womit der sociale Friede besiegelt sein wird" (Sic! III, 359); in Summa verlangt die christliche Demokratie die Beseitigung der Mißbräuche, die Erhebung der arbeitenden Classe, die Reorganisation der Handwerkerinnungen, ihre Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften der Nation, kurz die sociale Reform durch das Volk und für das Volk (III, 458). Dem entspricht das Manifest der Partei, wie es auf der Reimser Versammlung im vorigen Jahr gefaßt wurde; das Actenstück ist zu interessant, um hier nicht in extenso mitgetheilt zu werden.[1]) Neben berechtigten Forderungen, denen man sich gern anschließen möchte, bemerkt man hier zunächst an der Spitze des Manifestes eine Sprache, welche hinsichtlich der Noth des Volkes, „das nicht mehr zu leben habe", hinter derjenigen der Fourier, Proudhon und anderer Communisten der vierziger Jahre in nichts zurückbleibt und eine vollkommene Fälschung des wirklichen Thatbestandes darstellt. Daß das Elend groß ist, weiß jedermann; aber wer immer über diese Dinge schreibt, sollte auch die prekäre Lage unsrer heutigen Landwirthschaft und Industrie kennen, welche eine Steigerung der Löhne fast überall unmöglich macht. Das „Comité National" thäte viel besser, statt solcher aufregender Declamationen den französischen Arbeiter zu ermahnen, seine Vergnügungssucht einzuschränken und wenigstens sechs Tage in der Woche wirklich zu arbeiten. Es fordert mit Recht Beobachtung der Sonntagsruhe, aber

---

[1]) *Manifeste du Parti démocratique chrétien.*

Nous souffrons tous de la situation actuelle, car le droit à la vie par le travail n'est plus respecté.

Pour chercher les remèdes à cette situation plus de 500 délégués des Unions et Groupements démocratiques de la France entière se sont réunis à Reims en congrès, les 23, 24 et 25 mai 1896. Ils ont décidé de se constituer en FÉDÉRATION NATIONALE, sous le titre de Parti démocratique chrétien, et ils ont adopté le Programme minimum (!) suivant:

Bases du Programme:
Religion, Famille, Propriété.

Programme économique:

1. Personnalité civile complète des syndicats professionels, et extension pour eux du droit de posséder.

2. Réglementation des interêts communs des ouvriers et des patrons de chaque profession, par des Commissions mixtes composées de délégués, en nombre égal, des patrons et des ouvriers respectivement organisés.

3. Protection des petites métiers et du petit commerce contre tous les monopoles.

4. Repos obligatoire du Dimanche.

5. Journée maxima de travail effectif pour les travailleurs des métiers et de l'industrie en général. En attendant que les Chambres de travail soient également constituées, fixation par l'État de ce maximum à dix heures.

6. Suppression du travail de nuit, sous autres exceptions que celles qui seraient déterminées par les Conseils professionels compétents.

7. Dans la grande industrie, suppression du travail des femmes mariées et limitation du travail des jeunes filles.

8. Inscription au cahier des charges des travaux publics du minimum de salaire; du repos du Dimanche; de l'assurance contre les accidents et de la durée maxima du travail, et suppressions du marchandage.

9. Caisse d'assurance et de retraite pour les ouvriers, contre les accidents, le chômage et la vieillesse.

10. Constitution obligatoire de Chambres régionales de travail et d'industrie, ainsi que de Chambres d'agriculture.

11. Représentation nationale et proportionelle des interêts professionels, par une Chambre représentative de tous les corps d'État.

Programme politique.

Le Partie démocratique chrétien, estimant que les questions sociales priment les autres, laisse à chacun de ces groupements la liberté de se placer ou non sur le terrain politique; mais si ces groupements se placent sur le terrain politique, ils doivent se déclarer nettement Républicains démocrates.

Ce programme, inspiré par les principes de justice, nous en poursuivrons la réalisation par l'action sociale et l'action politique.

Démocrates chrétiens, nous voulons dans la République l'harmonie nécessaire entre la puissance politique et la puissance économique de chaque citoyen, par l'accession progressive de tous à la propriété sous ses différentes formes, et nous demandons au Christianisme, qui seul les possède, les véritables principes de fraternité et de justice sociale.

À notre oeuvre de solidarité, nous convions tous les travailleurs des champs, de l'usine, de l'atelier, du bureau et de la pensée — en un mot, tous ceux qu'inspire le sincère amour du Peuple et de la France. Le Comité National.

es hätte auch die Abschaffung des blauen Montags einschärfen sollen, den die französischen Arbeiter sehr gewissenhaft feiern, wie jedermann sich durch einen Besuch der Chantiers überzeugen kann. Wir alle in unsern mittleren und bürgerlichen Verhältnissen leben durch die Bank einfacher und gestatten uns weniger Vergnügungen als der Pariser Arbeiter. Wer daran zweifelt, fahre einmal an den Zahltagen hinaus in die äußeren Boulevards und besehe sich die mit Austernschalen bedeckten Gossen der Arbeiterviertel. Da begreift sich denn freilich, daß der Pariser Arbeiter nicht für sechs Francs täglich arbeiten will und mit zehn nicht auskommt. Wir sahen solche Arbeiter lieber ihre Frauen und Kinder verhungern lassen, als für sechs Francs zu arbeiten, „comme ces bougres d'Italiens", und wir erinnern uns lebhaft, wie bei den Vorarbeiten zu der letzten Pariser Weltausstellung des Empire der Kaiser einmal auf dem Trocadero erschien, einen verwilderten Burschen Schubkarren fahren sah und ihn frug, wie viel er damit verdiene. Der Sohn des Volkes antwortete mürrisch: „12 Francs", und als der Kaiser meinte, das sei eine gute Bezahlung, bekam er zu hören: non, il me faut quinze. Nein, wenn man diese Dinge mit Augen angesehen, so weiß man, was von dem Elend dieser Pariser Arbeiter zu halten ist. Das wahre Elend wohnt heute wo anders, und wir erklären den Nothschrei der christlichen Demokraten für eine bewußte Fälschung der Sachlage.

Der zweite Punkt des Manifestes, auf welchen die Aufmerksamkeit zu leiten ist, ist das politische Programm. Die Christlich-Socialen haben seinerzeit immer vorgegeben, in der ganzen Bewegung handle es sich bloß um die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen, weßhalb der Geistliche berechtigt und selbst verpflichtet sei, sich dieser Bewegung anzuschließen. Dem gegenüber haben wir, wie unsre Leser sich erinnern werden, stets betont, daß die Bewegung einen politischen Hintergrund habe und der Seelsorger, welcher sich ihr hingebe, nothwendigerweise und unwiderstehlich dem politischen Parteitreiben anheimfalle, also aus der seinem Berufe allein entsprechenden Zurückhaltung heraustreten müsse, damit aufhöre, der Seelsorger all seiner Pfarrkinder ohne Rücksicht des politischen Standpunktes zu sein. Die demokratischen Abbés geben uns heute vollkommen Recht. Sie treten, wie das Programm in seinem zweiten Theile besagt, mit vollem Bewußtsein in die politische Action ein und sie schreiben ihren Zweigvereinen dictatorisch vor, daß diese Action nur in der Parteinahme für die Republik, und zwar nicht für die conservative, sondern für die demokratische, radicale Republik bestehen könne. Diese politische Action läßt sich gar nicht trennen von der socialen. „Il est impossible," heißt es (III, 268) „que les revendications sociales ne se mêlent pas aux actions politiques, et l'émancipation économique que nous poursuivons, ne peut aller sans une émancipation politique". In der einen wie in der anderen Hinsicht soll keinerlei Gêne platzgreifen; III, 282 wird erzählt, wie ein gänzlich ungebildeter Arbeiter, der ursprünglich kaum ein paar Worte stammeln konnte und bei seinem ersten Auftreten als socialistischer Candidat von aller Welt verlacht wurde, allmählich, durch vollkommenste Unverfrorenheit durchdrang und es zum Maire einer großen Stadt brachte; „c'est un exemple pour nous: avec de la persévérance, nous arriverons lentement, mais sûrement." Ins Deutsche übersetzt: unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts gelangt man, auch ohne etwas gelernt zu haben, schließlich durch einfache und beharrlich fortgesetzte Unverschämtheit zum Ziel. Der freundliche Leser wird sich selbst die geeigneten Illustrationen dieses Satzes aus unserm lieben deutschen Vaterlande an den Rand setzen.

Als letzter Endzweck ihres Wirkens nennen die demokratischen Abbé's „das sociale Reich Jesu Christi" (III, 198); was sie aber darunter verstehen, wird uns III, 269 gesagt: „le gouvernement du peuple par le peuple organisé. C'est la définition même de la démocratie. Le proclamer démocrate, c'est donc accepter un but politique" und dieses politische Ziel ist kein anderes als die Volksherrschaft. Das Volk aber, welches hier gemeint ist, ist mit nichten die Gesammtheit der Nation, sondern es sind die „Enterbten", die armen Arbeiter, deren Elend mit den flammenden Worten geschildert wird, deren sich Lamennais einst in seinem „Passé et avenir du Peuple" bedient hat (III, 403). Es handelt sich um den Sieg dieser Classe über „die heutige Finanzfeudalität, über die über der ganzen Arbeiterwelt lastende kosmopolitische Tyrannei des Capitals, über die Macht der Juden u. s. f." (III, 268). Wie man sieht, unterscheidet sich die Sprache dieser demokratischen Priester bereits in nichts von der der vorgeschrittensten Socialisten. Ueberaus belehrend nach dieser Richtung ist der IV, 65 f. abgedruckte „Catéchisme social de l'Ouvrier Démocrate chrétien," wo „le Malaise social" und die Lage der arbeitenden Classen in Farben geschildert werden, die den wüthendsten Erzeugnissen der socialistischen Presse wenig nachgeben und sich nur durch das dem Kampfe gegen die „Pontifes et Adorateurs de Mammon" (p. 70) umgehängte christliche Mäntelchen von ihnen unterscheiden. Die christliche Demokratie, heißt es in diesem Katechismus (IV, 127) ist aber keineswegs eine „panache, si beau soit-il, pour aller au peuple". Sie stützt sich zwar (ebd.) auf das Evangelium und die päpstlichen Encykliken (die hier dem Evangelium ganz gleich gesetzt werden), aber nicht, um Christenthum und Kirche bei dem Volke einzuschmeicheln, sondern das Interesse dieses Volkes stellt sich unmittelbar neben das der Kirche, und die sociale Reform will die Arbeiterclasse zu ihrer ersten und vorzüglichsten Stütze machen, d. h. die Reform der christlichen Gesellschaft ist ganz gleichbedeutend mit der Herrschaft der Massen (IV, 27).

Neben dem Programm für die Arbeiterwelt haben die christlichen Demokraten ein solches für die Landwirthschaft. Es besteht in wenigen Worten darin: „relever la terre en l'attachant à l'homme; raffermir l'homme en l'unissant à la terre; sauver la société en lui rendant sa base naturelle" (IV, 129 f.). Im einzelnen verlangt dies agrarische Programm: la propriété assurée, autant que possible, à tous les citoyens — augmentation des propriétaires (gegen den Großgrundbesitz) — participation dans la mesure du possible, des non-propriétaires à la permanence et à la productivité progressive, de la propriété foncière — récoustitution des propriétés sociales (corporatives, communales etc.), — relèvement de la terre et de la propriété foncière par la Justice devant les impôts et les droits de douane et l'organisation de la profession agricole. Die p. 146 gegebene Specialisirung dieser Punkte enthält neben ganz utopischen Forderungen (jeder Familie soll ein unveräußerlicher, unversteuerbarer und gerichtlich unangreifbarer Grundbesitz im Werthe von mindestens 8000 Frcs. zugesichert werden!) beachtenswerthe und brauchbare Gesichtspunkte, wie denn im ganzen dieses agrarische Programm sich durch Maßhaltung und Sachkenntniß vor dem „Arbeiterkatechismus" vortheilhaft auszeichnet. Freilich ist dieser Gegenstand von so großen Autoritäten oft und nach allen Seiten erörtert worden, daß es hier schon leichter ist, etwas Vernünftiges vorzubringen.

Die christlichen Abbés ermangeln nicht, sich allseits nach Mitarbeitern an ihrem Werke umzusehen. Schon die studirende Jugend soll für dasselbe gewonnen werden: IV, 167 wird ein ganzer Studienentwurf mitgetheilt, nach welchem die Zöglinge der höheren Schulen in den Ferien sich mit der der Démocratie chrétienne dienenden Literatur, Journalistik u. s. f. bekannt machen sollen. Es ist das

Digitized by Google

ungesundeste und verrückteste, was uns hinsichtlich der Erziehungslehre seit langer Zeit vorgekommen ist. Schon jetzt wird vielfach beklagt, daß junge Leute an unsern Hochschulen, die von Geschichte, Philosophie, Recht noch nichts Gründliches gelernt haben, sich über Kopf und Hals in das Studium der socialen Probleme hineinstürzen und im zweiten oder dritten Semester als vollendete Weltverbesserer sich aufthun. Es fehlt noch gerade, daß man schon die Gymnasiasten in diesen Unfug hineinjagt: was die demokratischen Abbés hier vorschlagen, beweist allein schon ihre eigene geistige Unreife.

Nicht viel besser können wir über das Project der „Missionnaires du Travail" (III, 376) urtheilen.

Der ehrwürdige und gewiß hoch verdiente Don Bosco hat zuerst, vor mehr als vierzig Jahren, angefangen, ordinirte Priester unter die Arbeiter zu stellen und mit ihnen in den Bergwerken und Fabriken arbeiten zu lassen. Diese neue Art des Apostolates erregte schon damals das Bedenken unsres trefflichen Freundes, des längst dahingegangenen Erzbischofs Castaldi von Turin. Sein scharfer Blick erkannte bald die Gefahren, welche dieser offenbar gut gemeinte Plan in sich schloß, und die Initiative Don Bosco's fand in der That keinen Anklang. Was man heute mit den „Missionnaires chrétiens", wie sie in Tarbes eingerichtet sind, will, ist etwas ähnliches; sie sind eine Gesellschaft von Priestern, welche außerhalb der Pfarrseelsorge stehen und sich nur mit den Arbeiterfragen beschäftigen. An sich könnte auch auf diesem Wege Gutes gewirkt werden. Aber die Verquickung der socialen Frage mit der Politik wird diese Priester rasch zu Werkzeugen der politischen Agitation herabdrücken. Man hat jüngst etwas ähnliches für Berlin geplant: Priester, die gänzlich außer dem Pfarrverbande stehen und nur den Interessen der Arbeiterbevölkerung sich widmen sollen. Sie würden in kurzer Zeit nur Wahlagenten für den demokratischen Ultramontanismus darstellen, und man begreift, daß dies am Rhein ausgeheckte Project bei einem so einsichtsvollen Kirchenfürsten wie dem Fürstbischof von Breslau, allem Anschein nach, auf eine äußerst kühle Aufnahme gestoßen ist.

Vollends unerträglich ist aber der III, 297 dieser Zeitschrift gemachte Vorschlag, den dritten Orden des hl. Franciscus für die politischen Zwecke der Demokratie mobil zu machen. Der „Congrès franciscain" von Reims hat im vorigen Jahre Beschlüsse gefaßt, welche hier abgedruckt werden. Als „Oeuvres", welche den Tertiariern aufgegeben werden, erscheinen (§ 3): die Bedienung der katholischen Zeitungen mit Nachrichten — qu'au besoin ils (les tertiaires) se fassent eux-mêmes journalistes; (§ 5) die Unterstützung der gesammten „réorganisation sociale chrétienne" (§ 10); die energische Bethätigung an den Wahlen und eventuell die Annahme von Candidaturen u. s. s.

Diese politische Ausnützung eines geistlichen Vereins, welcher ursprünglich nichts anderes beabsichtigte, als den Geist der Abtödtung und der Abkehr von dieser Welt in den Schoß der Familien zu tragen, stellt wohl den merkwürdigsten Beleg für die Umwandlung des kirchlichen Organismus in ein Instrument politischer Absichten dar. Wie stark mußte der Zerfall der religiösen Idee sein, ehe eine solche Adjustirung des Instituts des hl. Franciscus möglich war und ehe sie geschehen konnte, ohne daß ein Schrei der Entrüstung darauf antwortete!

Als der hl. Franciscus sich endlich entschloß, die ihm octroyirte Regel anzunehmen, gab er, nach dem Zeugnisse des Thomas von Celano, zu verstehen, daß er dies Opfer in der Voraussetzung bringe, es werde nun andrerseits auch die Kirche sich zu dem Geiste der Entäußerung und Demuth bekennen, welcher der Grundzug seiner Stiftung ist.

Wie weit sind wir von den Zeiten und wie weit ist der politische Ultramontanismus mit seinen Herrschgelüsten von dem Geist des Poverello von Assisi entfernt!

Und doch ist und bleibt die Rückkehr zu dem Gedanken desjenigen, der die Idee des Christenthums am tiefsten erfaßt und das Leben des Erlösers am treuesten an sich ausgestaltet hat, das einzige Mittel, welches die Kirche retten kann und retten wird.

Das Bild, welches uns die „christliche Demokratie" in den Spalten ihres Moniteur darbietet, ließe sich noch durch manche andere Züge vervollständigen. Charakteristisch ist ihr der Abgang des historischen Sinnes, der ihr kein objectives und ehrliches Urtheil, kein Hinwegsetzen über die ultramontane Parteimeinung gestattet, wie das in der Besprechung von Purcells Leben des Cardinals Manning uns entgegentritt (III, 427); charakteristisch ist, daß dies System sich gleichgültig gegen die individuelle Freiheit und die Beseitigung des Gewissenszwanges verhält (man vgl. III, 293). Der Haß gegen den Liberalismus ergibt sich hier als selbstverständliche Zugabe: bis zu welcher Verblendung dieser Haß führt, zeigt die erheiternde Abhandlung III, 141: „le libéralisme n'a en vue que la proeperité personnelle". Daß der Antisemitismus ein Artikel der stehenden und fallenden Kirche dieser christlichen Demokratie ist, bezeugen III, 141 und 533, sowie die Intimität der Abbés mit Hrn. Drumont, wie sie in Lyon zu Tage getreten ist. III, 533 heißt es: „Mr. l'abbé Gayraud finit en demandant l'application à notre époque des decrets de St. Louis et portant expulsion de tous les excréments sociaux et notamment de l'excrément juif." Die Verhältnisse des Großcapitals werden unter der Ueberschrift „le Banditisme financier" (III, 549) abgehandelt.

Das ist die Sprache, in der heute katholische Priester dem Volke gegenüber sich auszudrücken wagen dürfen. Warum nicht? Der Verwilderung des Geistes muß die Verrohung der Sprache entsprechen.

Herr Huysmans spricht in seinem „En route" (p. 117), von dem wir vielleicht unsre Leser ein andermal gelegentlich unterhalten werden, von der „horrible grimace de l'ouvrier des cercles catholiques, de l'affreux blousard dont l'haleine dément l'onction mal arrêtée des traits". Viel widerwärtiger aber noch ist uns die Grimasse des priesterlichen Demagogen, der in offenem Gegensatze gegen den Geist Christi und seiner Kirche die schlechten Instincte der Massen aufwiegelt und durch die Erregung des politischen Egoismus und der auf Machtbesitz und Genuß zielenden Leidenschaften das Geschäft der Volksverführung besorgt — das letzte, zu dem sich ein Seelsorger hergeben sollte.

Die Politik ist wirklich ein häßlich Ding: „c'est le combat des punaises et des araignées," schrieb einmal Lamennais selbst, der so viel gethan hat, um sie in das Leben der Kirche hereinzutragen. Wer möchte ihr nicht, wenigstens auf Tage und Stunden, entfliehen? Der Spectator thut es, indem er seinen Lesern ein kleines Geheimniß — nicht verräth, sondern, für heute, nur andeutet.

Im südlichen Frankreich lebt ihm, einsam und abgeschieden von der Welt, eine treue und edle Freundin. Sie gehört dem höchsten Adel an, und ihre Ahnen haben viele Jahrhunderte hindurch dem Vaterlande in großen Stellungen gedient. Ihr eigenes Leben ist durch unerhörte Schicksalsschläge und schmerzliche Erfahrungen dem Hafen absoluter Weltflucht zugeführt worden. Aber der glänzende Geist und die unvergleichliche Energie dieser Frau konnte sich nicht damit begnügen, den Frieden für sich gefunden zu haben. Die sociale Bewegung war, während sie in Paris lebte, auch ihr nahe getreten, und es erbarmte sie vor allem des Elends der ländlichen Bevölkerung. Nach dem Tode ihres Gatten hat sie sich auf ihre Besitzungen zurück-

Digitized by Google

gezogen und führt nun jetzt dort mit den paar hundert bäuerlichen Arbeitern, welche auf ihren Gütern hausen, ein christliches Familienleben, welches wohl einzig in der Welt dastehen mag. Dies ganze Leben ist auf Gemeinsamkeit der Arbeit, des Gebetes, der Freuden und Leiden des Tages gegründet. Das ganze Anwesen ist gegen die Welt abgesperrt; keine Politik, keine Zeitungen, kein Journalist, kein Wahlagitator kommt hinein. Es regiert sich wie eine kleine Republik nach den Grundsätzen des Evangeliums und es wird hier der Versuch gemacht, in einem selbstverständlich kleinen Maßstab all den Schäden zu begegnen, welche die Lage der Landwirthschaft und des Bauernstandes so drückend gemacht haben und mit deren Heilung sich unsre Agrarpolitiker theoretisch, selten praktisch beschäftigen.

Es ist auch ein Traum, den unsre Freundin verfolgt; aber wer möchte jene Träume zerstören, die uns wenigstens auf einen Augenblick mit dem Leben versöhnen? Das Werk unsrer guten Gräfin wird sie nicht überleben, aber es wird Zeugniß abgelegt haben für den Weg, auf welchem die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen zu suchen ist, ohne daß man die Vergiftung derselben durch die politische Demagogie mit in den Kauf nehmen muß.

Die christlichen Demokraten bekennen sich als Fortsetzer dessen, was F. de Lamennais vor einem halben Jahrhundert eingeleitet. Gewiß mit Recht. Aber sie gehen weit über das hinaus, was selbst die ausschweifende Phantasie dieses großen und unglücklichen Geistes seinerzeit verlangt hat. Spuller hat in seiner Studie über Lamennais, auf die wir noch oft zurückzukommen haben, betonen dürfen, daß Lamennais für das Volk (d. h. die Arbeiterclasse) niemals die ausschließliche Herrschaft gefordert hat, sondern ihm nur einen Antheil, und zwar einen indirecten Antheil, an der Regierung gesichert wissen wollte. George Sand, die treue Interpretin Lamennais', die in ihrem „Spiridion" einen so tiefen Einblick in das Wesen ihres Freundes verrieth, erklärte seine Meinung dahin: „ce que veut M. de la Mennais, ce que veulent tous les démocrates tant soit peu intelligents, c'est l'intervention mediate du peuple dans le gouvernement. Où est l'homme assez fou pour dire que la misère et l'ignorance sont des titres à la puissance, et que le pauvre ouvrier, qui ne connait que le maniement de son outil, soit plus propre à gouverner la société que l'homme nourri dans toutes les spéculations de la philosophie et de la politique? Qui songe à demander que chacun ait maintenant un droit égal et une part égale à la gestion des affaires? On ne réclame qu'une chose, c'est la possibilité pour chacun de faire entendre ses désirs et ses besoins, de mettre sa boule dans l'urne sociale, d'agir en un mot médiatement, mais infailliblement sur le mouvement général de la grande machine dont il fait partie."

Wir bitten, diese Aeußerungen genau zu beachten. Sie sind der beste Beweis dessen, was wir stets gesagt haben, daß die Demokratie von 1897 etwas ganz anderes als die von 1840 sei. Was Lamennais forderte und George Sand für das höchste Erreichbare und Vernünftige erachtete, besitzt das Volk jetzt in fast allen Staaten Europa's, und das allgemeine Stimmrecht, welches wir unumwunden als den größten Humbug des ausgehenden 19. Jahrhunderts erklären, hat ihm weit mehr noch gegeben. Die Ziffer ist jetzt der titre à la puissance geworden, aber unsre christlichen Demokraten sind auch damit noch nicht zufrieden. Sie verlangen, wie wir gesehen haben, für die arbeitenden Classen nicht bloß das Recht, ihre Stimme vernehmbar zu machen und durch einen directen und indirecten Antheil an der Legislative ihre Interessen wahrzunehmen (was ihnen heute niemand mehr abstreitet), sondern sie verlangen ganz unumwunden für dies „Peuple" als den numerisch größten Bestandtheil der Nation die Herrschaft, den ausschlaggebenden Antheil an der Gesetzgebung wie der Executive. Diese „Volksherrschaft" ist in der denkwürdigen Encyklica Leo's XIII. „Immortale" (1885) als etwas unvernünftiges und unsittliches verworfen worden, und ebenso hatten sich Pius IX. und Gregor XVI. auf das schärfste dagegen ausgesprochen. Das hindert die „Démocratie chrétienne" und den „Univers" nicht, die ganze Action der demokratischen Abbés als den Weisungen des Vatican und dem Geiste der heutigen Politik des hl. Stuhles entsprechend darzustellen. Wir sind überzeugt, daß hier mit den Absichten des Oberhauptes der Kirche ein frivoles Spiel getrieben wird, und daß die Stunde nicht fern ist, wo demselben von höchster Stelle ein Riegel vorgeschoben wird.

Nach all dem urtheile man, ob die französischen Conservativen dieser Demokratie mit Vertrauen entgegenkommen können. Guizot hat nach dem Erscheinen der „Paroles d'un Croyant" nicht angestanden, Lamennais „parmi les malfaiteurs intellectuels de son temps" zu rechnen; das Wort war hart und mußte von dem unglücklichen Priester, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit und dessen ehrliches Streben nach Wahrheit nie jemand hätte in Zweifel ziehen dürfen, auf das schmerzlichste empfunden werden. Aber wenn man alles überblickt, was aus dem von dem Patriarchen von La Chênaie ausgestreuten Samen aufgegangen ist, erscheint das Urtheil Guizots leider nur zu begründet. Lebte Guizot heute noch, er würde sicher mit noch viel beißenderer Schärfe die christlichen Abbés, welche die pure Volksherrschaft im Namen des Katholicismus fordern, zu den intellectuellen Uebelthätern unsrer Zeit zählen.

In Deutschland und Oesterreich hat die „christliche Demokratie" es noch nicht zu dieser Concentration gebracht. Aber die Wahlverwandtschaft des Socialismus und unsrer ultramontanen Demagogie, wie sie uns in ihrer verwerflichsten und verächtlichsten Gestaltung entgegentritt, ist eine allen Verständigen längst erkennbare Thatsache, und der Mantel kirchlichen Uebereifers, den sich diese Leute umhängen, hindert uns keinen Augenblick, sie als die eigentlichen Malfaiteurs unsrer Tage an die Wand zu nageln.

Und doch muß der Historiker auch hier milder urtheilen als der Politiker. Denn im Grunde sind die hier von uns beklagten Erscheinungen doch nur sehr begreifliche Auswüchse einer an sich großen und jeder Unterstützung werthen Bewegung — jener Bewegung, welche Kirche und Christenthum mit den Principien und Bestrebungen der modernen Gesellschaft zu versöhnen trachtet. Es wird der unvergängliche Ruhmestitel Leo's XIII. bleiben, daß unter seinem Pontificat dies Friedenswerk fester ins Auge gefaßt und energischer betrieben wurde als unter irgend einem seiner Vorgänger. Es war unvermeidlich, daß in der Ausführung dieser Idee von den untergeordneten Instanzen Fehler begangen, die eine oder die andere Richtung zu weit oder zu einseitig ausgebildet und verfolgt wurde. Das Endresultat wird dadurch nicht aufgehoben, und es liegt kein Grund vor, sich über vorübergehende Verirrungen übermäßig zu beunruhigen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **„Kurze Geschichten"** I. Berlin, Verlag der Romanwelt. 1897. „Kurze Geschichten" — das ist die wortgetreue Uebersetzung der englischen Bezeichnung „short stories", und offenbar lag es in der Absicht der Herausgeber, etwas ganz gleichartiges zu bieten, wie jene kleinen, scharf pointirten Geschichten, in denen manches nur leicht angedeutet und es dem Leser überlassen wird, sich das Skizzirte weiter auszuführen. Doch entspricht nur die erste der Geschichten, „Die Retterin", dem Vorbilde und auch diese nur theilweise. „Die Retterin" gehört jedenfalls zu den

feineren Arbeiten Manthners, des so vielseitigen und ungleichmäßigen Autors. Der Stoff ist ein wahres Schatz, zu dem der Finder sich beglückwünschen darf, und auch die Anlage ist ganz vorzüglich. Nur die Wendung, die sich im entscheidenden Augenblick vollzieht, hätte vielleicht noch überzeugender begründet werden sollen. Wie Teufelslist und Tücke an der harmlos vertrauenden Unschuld zuschicht wird, das ist schon in uralten Legenden behandelt. Und es beweist einen guten Blick in die Tiefen des Menschenherzens, wo neben den Finsternissen auch helle Punkte sind, daß bei Manthner der leichtfertige Mädchenjäger von der das Böse nicht kennenden und nicht ahnenden führenden Unbefangenheit des holden Kindes entwaffnet wird, das er anfangs mit so ganz anderen Augen angesehen hatte. Die Naivetät des jungen Mädchens, das ohne weiteres mit dem fremden Manne geht, ist nicht so echt glaubhaft, und der Stoff wäre wohl noch wirksamer zur Geltung gekommen, wenn es ihm vielleicht schon vorher, wenn auch nur flüchtig, gekannt hätte. Mancherlei Brimborium, manches ins Angedeutete entspricht dem Wesen der short story, von Romanstoffen nur die Umrisse zu bieten. — Die anderen Geschichten fügen sich nicht so ganz in das Programm. „Der nächste Morgen" von Ludwig Fulda ist eine nette, nicht sehr tiefe Plauderei, den Gedanken des am Leben hängenden Menschen ausspinnend, wie es wohl in der Welt aussehen wird an dem Tage, der dem letzten des Schreibers folgt. „Abendsonne" von Maria Janitschek ist ein elegisches Stimmungsbild, in dem aber der Stoff ausgeschöpft ist, und „das Geheimniß des Meßbuches" von Headon Hill eine auf ganz absonderlichen Voraussetzungen aufgebaute Detectivegeschichte, literarisch werthlos und in der Mache unter den Conan Doyle'schen stehend.

* Wie die „Badische Landeszeitung" mittheilt, wurde auf dem Schlosse in Heidelberg dieser Tage gelegentlich der Restaurationsarbeiten am Friedrichsbau ein Fund gemacht, der die Aufmerksamkeit aller Alterthumsfreunde verdient, weil dadurch die Frage der Entstehungszeit der frühesten Schloßanlage in ein ganz neues Licht gerückt wird. Bisher nahm man an, daß die ersten Bauten auf der gefeierten Stätte nicht über den Anfang des 15. Jahrhunderts, genauer gesagt, nicht über das Jahr 1411, hinaufreichen, und das auf Kosten des badischen Staates veranstaltete große Aufnahmewerk stellt sich mit Entschiedenheit auf diesen Standpunkt. Der neue Fund beweist, daß der Schloßberg bereits 200 Jahre früher bebaut gewesen ist. Es handelt sich um eine Fenstergruppe, aufgedeckt in der östlichen Mauer des Friedrichsbaues und ehemals einem Gebäude zugehörend, das den westlichen Theil der Fläche des sogenannten Gläsernen Saalbaues einnahm. Der hoch interessante Baurest stellt drei Fensteröffnungen dar, die durch Säulchen geschieden und von einem gemeinsamen Rundbogen umspannt sind. Die Architektur ist die der Zeit von 1210 bis 1215, folgt einem in den Schloßanlagen der damaligen Zeit weit verbreiteten Typus und gibt in den Einzelheiten eine starke Beeinflussung durch den Baustil des Cistercienserordens zu erkennen. Selbstverständlich wird das wichtige Ueberbleibsel sorgfältig erhalten und für die spätere Besichtigung zugänglich gemacht werden.

* Der Turiner Zweigverein des italienischen Alpenclubs hat von seinem Mitglied, dem Herzog der Abruzzen, dem jüngsten Bruderssohn des Königs von Italien, aus Amerika die Nachricht erhalten, daß dem Herzog die Besteigung des St. Eliasberges gelungen sei. Er begab sich im Mai nach Nordamerika, um in Gemeinschaft mit drei Mitgliedern des italienischen Alpenclubs und mehreren italienischen Führern die Besteigung des noch unerstiegenen St. Eliasberges in Alaska zu versuchen. Sobald man in Amerika davon hörte, bildete sich auch in Chicago eine Expedition, die den Italienern zuvorkommen wollte und mit einem Vorsprung von vierzehn Tagen am Fuße des Berges eintraf. Allein die Amerikaner hatten die Schwierigkeiten einer Besteigung des 5940 m hohen Gipfels unterschätzt. Da der St. Elias sich unmittelbar aus dem Meer erhebt und die Gletscherregion bei ihm schon 400 Meter über dem Meeresspiegel beginnt, handelt es sich dort um die Ueberwindung eines mehr als 5000 Meter hohen Schnee- und Gletschergebiets, während z. B. die Besteigung des Mont Blanc nur einen Aufstieg von 2000 Meter über Schnee und Gletscher erfordert. Die Expedition des italienischen Prinzen holte die amerikanische in einer Höhe von etwa 3000 Meter ein und hat dann nichts wieder von ihr wahrgenommen. Am 31. Juli erreichte der Herzog der Abruzzen den Gipfel des St. Elias, wo er die italienische Flagge hißte und dann begrub. Am 25. August langte die Expedition wieder glücklich am Fuße des Berges an, nachdem sie 51 Tage in der Schnee- und Gletscherregion verbracht hatte.

* **Straßburg.** Dem „Straßb. Tagbl." zufolge beschlossen Rector und Senat der Kaiser Wilhelms-Universität, bis auf weiteres von der Ernennung neuer außerordentlicher Professoren abzusehen.

* **Jena.** Dem Kirchenhistoriker Dr. Karl Hase soll in Jena, der Stätte seiner fast 60jährigen akademischen Thätigkeit, ein Denkmal gesetzt werden.

* **Berlin.** Der Oberbibliothekar an der kgl. Universitätsbibliothek, Dr. Wilhelm Seelmann, ist in Anerkennung seiner Verdienste um die niederdeutsche Sprachforschung von der Niederländischen Gesellschaft für Sprach- und Literaturkunde in Leiden zum auswärtigen Mitglied gewählt worden. — Die Zahl der Doctorpromotionen bei der philosophischen Facultät der Universität ist, wie die „Voss. Ztg." hervorhebt, im jetzt beendigten Studienjahr abermals zurückgegangen; sie betrug vom 15. Aug. 1896 bis zum 14. d. M. nur 68, gegen 82 im vorigen Jahr. Der größere Theil der Promotionen, nämlich 40, entfällt auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, während nur 28 Abhandlungen historisch-philosophische Gegenstände betreffen. Die Zahl der juristischen Promotionen betrug dagegen in dem jetzt abgeschlossenen Studienjahre 20, gegen 5 im Jahre 1895/96. Mehr als die Hälfte sämmtlicher Promotionen entfällt wieder wie immer auf die medicinische Facultät mit 143 von insgesammt 236 Doctorpromotionen bei allen Facultäten der Universität Berlin vom 15. Aug. 1896 bis zum 14. Aug. d. J.

* **Prag.** Der Privatdocent der Mathematik und analytischen Mechanik an der deutschen technischen Hochschule, Dr. Wilhelm Weiß, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Paris.** Camille Flammarion hat soeben der astronomischen Gesellschaft einen bemerkenswerthen Bericht über Versuche eingereicht, die sich mit dem Einfluß der verschiedenfarbigen Lichtstrahlen auf die Entwicklung des Pflanzenlebens befassen. In seinem Observatorium von Juvisy hatte der Gelehrte mehrere kleine Glashäuser nach Art der gewöhnlichen Gewächshäuser einrichten lassen, doch waren die Scheiben des einen Hauses aus rothem, eines anderen aus blauem, eines dritten aus grünem und des letzten endlich aus farblosem Glase, so daß die in den verschiedenen Treibhäusern enthaltenen Pflanzen immer nur dasjenige Licht erhielten, das von den farbigen Gläsern durchgelassen wurde. Die Resultate waren geradezu erstaunlich: unter dem Einfluß des blauen Lichts „vegetirten" die Pflanzen nur, d. h. sie starben zwar nicht ab, brachten es aber zu keiner rechten Entfaltung und blieben klein und unansehnlich. Das grüne Licht ließ sie schon höher schießen, aber auch hier hingen die Blätter größtentheils noch schlaff am Stengel. Die unter rother Glasdecke wachsenden Pflanzen schienen sich dagegen außerordentlich wohl zu befinden, denn sie schossen zu geradezu phänomenalen Höhen auf und zeigten eine Ueberfülle von Saft und Kraft. Die mit Mimosa sensitiva angestellten Versuche ergaben für die Farben grün, blau, roth, weiß folgende Höhenziffern in Millimetern: 152, 40, 100 und 423, und dabei hatten die Pflanzen unter dem Einfluß des blauen Lichts viel von ihrer Sensitivität eingebüßt. Auch auf Farbe und Duft der Blumen übt das farbige Sonnenlicht einen starken Einfluß aus. Ein Fliederstrauch wurde zum Theil dem weißen, rothen, grünen und blauen Licht ausgesetzt und so nun den Blüthen eines und desselben Strauches die verschiedensten Farbentöne zwischen weiß und röthlich violett hervorgebracht. Das von Erdbeeren, welche unter rothem Glase gezogen worden waren, ausgeströmte Aroma war so stark, daß es die ganze umgebende Luft erfüllte, und während die in dem gewöhnlichen Sonnenlichte aufgewachsenen Crassula-Pflanzen nur wenig Duft entwickelten, strömten diejenigen Blüthen, die dem rothen Lichte ausgesetzt waren, ein zartes, dem der Banane ähnliches Aroma aus. Da sich dieser künstlich erzeugte Wohlgeruch als haltbar erwies, falls man die frischen Blüthenblätter einsammelte und in Gefäßen verschloß, so glaubt Flammarion der Parfümfabrikation neue Wege gewiesen zu haben. Die große Schwierigkeit bei den Versuchen bestand in der Herstellung von Glas, dessen Färbung sich mit der betreffenden Nüance des Sonnenspectrums genau deckte. Es mußten dabei Experimente aufgegeben werden, die man zur Vermeidung dieser Schwierigkeit mit dem durch ein Prisma hervorgebrachten Sonnenspectrum selbst anstellte, weil Verdunkelungen der Sonne durch Wolken eine zu große Verblassung des Spectrums zur Folge hatten.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 2. September. Nummer 197.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Runenstein vom Schleswiger Dome. Von Dr. Friedrich Bangert. — Der Untergang des Templerordens im Lichte der neuesten Forschungen. Von Julius Franz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Runenstein vom Schleswiger Dome.

Von Dr. Friedrich Bangert in Oldesloe.

Der vor einigen Tagen den Grundmauern des Schleswiger Domes entnommene Runenstein, über den Hr. Prof. Haupt in Nr. 191 dieser Beilage kurz berichtet hat, trägt auf der einen Breitseite und den beiden Schmalseiten eine leider nur lückenhafte Inschrift, die aber, soweit sie erhalten ist, deutlich zu lesen ist. Da die Anfänge und Enden aller Zeilen fehlen, kann man zwar nicht mit Sicherheit die Reihenfolge der fünf Zeilen feststellen, doch bietet einen Anhalt für die Bestimmung derselben nächst dem Inhalte der Umstand, daß es eine Bustrophedoninschrift ist. Sie wird von Rahmenlinien eingefaßt, hat Runen von 9—11 cm Länge und beginnt meiner Meinung nach mit der mittleren Zeile der Breitseite, die von oben nach unten läuft, findet ihre Fortsetzung in der Zeile rechts davon von unten nach oben, dann auf der sich daran schließenden Schmalseite von oben nach unten, danach auf der anderen Schmalseite von unten nach oben und ihren Schluß in der auf der Breitseite links stehenden Zeile, die wieder von oben nach unten verläuft und von der den Anfang bildenden Mittelzeile durch einen 6 cm breiten leeren Streifen getrennt ist. Danach ordnet sich das, was von der Inschrift erhalten ist, folgendermaßen:

. . . . . uþi . . . . . .
. . . . . an : su . . . . . .
. . . . lit : rai(sa) : stain : e(ftir) . . . . . .
. . . . an : aenklanti : iskiu . . uilis : kr . . . . . .
. . . . n : auk : kuþmuntr þan : r . . . . . .

Vor dem u der ersten Zeile befinden sich noch undeutliche Reste einer Rune, die ein R gewesen zu sein scheint. Die Gegend um das i derselben Zeile ist zerhauen, doch läßt sich kein Beistab entdecken. Möglicherweise könnten unregelmäßige Vertiefungen, die sich vor und hinter dem i befinden, Trennungspunkte sein. In der zweiten Zeile geht der Bruch durch den Hauptstab der Rune vor a. Da sich kein Nebenstab entdecken läßt, könnte die Rune i gewesen sein. Hinter dem u derselben Zeile zeigt sich noch das obere Ende eines Hauptstabes ohne Beistab. In der dritten Zeile ist das Stück zwischen dem r und den Trennungspunkten vor stain zerbröckelt, doch lassen sich auf einem nach der Herausnahme des Steines von dem Mörtel der Hintermauerung genommenen Abdrucke die Runen a und i feststellen, und die Runenreste auf den geretteten Bruchstücken zeigen, daß zwischen dem i und den Trennungspunkten vor stain noch zwei Runen gestanden haben. Die Lesung raisa ergibt sich außerdem aus dem Zusammenhange der Worte dieser Zeile, die nur heißen können: „ließ errichten den Stein nach“. Von dem letzten Worte ist zwar nur ein punktirtes i erhalten; es ist aber unzweifelhaft zu eft oder eftir zu ergänzen. Der etwa für zwei Runen Platz gewährende Raum zwischen iskiu und uilis der folgenden Zeile ist etwas zerhauen und zeigt erkennbare Spuren weder von Runen, noch Trennungspunkten. Ein mit dem Beistabe des u parallel laufender Strich, der auf dem kurz vor der Herausnahme genommenen Gipsabdrucke zu sehen ist, scheint der schon vor der Herausnahme vorhandene Bruch zu sein, könnte allenfalls aber auch ein i vorstellen, da auch einige andere Hauptstäbe stark geneigt sind. Da das obere Ende der vierten Rune in uilis fehlt, ist die Möglichkeit vorhanden, daß dieses Zeichen t oder l zu lesen ist. Von dem ersten n der fünften Zeile ist nur der Beistab zu sehen.

Das Alter der Inschrift läßt sich sowohl aus den Runen- und Sprachformen, wie aus dem Inhalte mit annähernder Genauigkeit bestimmen. Sie ist auf die Zeit um das Jahr 1000 anzusetzen und gehört daher ungefähr derselben Zeit an wie die beiden früher entdeckten Runensteine, die zweien bei der Belagerung von Haddeby-Schleswig gefallenen Gefolgsleuten des Königs Sven gesetzt worden sind. Daß die Inschrift nicht weiter hinaufzusetzen ist, ergibt sich unter anderem aus dem Fehlen der Rune für das nasale a und aus dem Vorkommen des den Laut e bezeichnenden punktirten i in e(ftir) und enklanti. Da die Inschrift aber noch nicht g und d durch Punktirung der Runen k und t von diesen Lauten unterscheidet, nämlich in dem Worte enklanti, das englandi zu lesen ist, so darf sie nicht in eine wesentlich jüngere Zeit gesetzt werden. Das scheint auch der Inhalt zu bestätigen. Obgleich weder der Name dessen, der den Stein errichten ließ, noch dessen, dem er gesetzt wurde, erhalten ist, weist doch offenbar das Vorkommen des Namens England, der sich, soviel ich weiß, auf keiner anderen dänischen Runeninschrift findet, auf die Zeit der Beziehungen zwischen Dänemark und England unter König Sven Gabelbart hin. Es ist möglich, daß der Name des Königs selbst in der zweiten Zeile der Inschrift gestanden hat, wo die beiden Runen su ein Rest des Namens suin oder suen sein können. Derselbe Name findet sich ja auch auf dem bei Bustorf südlich vor Schleswig stehenden Steine, den der König seinem Gefolgsmanne Skardi errichten ließ, der ihn nach England begleitet hatte. Der Name England ist auf diesem Steine vermieden durch die Umschreibung: ias uas fariu uestr, „der nach Westen gefahren war“. Der Name kuþmuntr, der sich in der letzten Zeile findet, ist vielleicht der Name des Steinmetzen, der die Runen einmeißelte, da der Schluß ergänzt werden könnte: auk : kuþmuutr : þan : r(aist : runar :) „und Gundmund ritzte da die Runen“.

Der Stein erweist sich also als ein historischer Runenstein, deren Schleswig nun fünf zählt, unterscheidet sich aber auffallend von den vier anderen dadurch, daß er nicht wie diese aus dem sich am Orte vorfindenden Granit besteht, sondern aus grauem gotländischen Kalksteine. Auch

die Form der Rune n, deren Kennstab sich nur an die rechte Seite des Hauptstabes ansetzt, scheint auf Schweden hinzuweisen. Es wäre daher nicht unmöglich, daß der Stein einem der zu Schleswig-Haddeby gegen Sven kämpfenden Mannen des schwedischen Königs Erich gesetzt war. Dafür könnte auch der Umstand sprechen, daß es der einzige von den fünf Schleswiger Runensteinen ist, der innerhalb der alten Stadt gefunden wurde, während die übrigen viee außerhalb der eigentlichen Stadt Schleswig entdeckt worden sind. Doch scheint dee Inhalt der Inschrift dagegen zu sprechen, da sie offenbae einem Manne gilt, der sich in England bethätigt hat; wie es scheint, an einem Ort, dessen Name mit der Buchstabengruppe skiu beginnt. Die Präpositionen a und i sind von den folgenden Namen nicht durch Trennungspunkte geschieden. Einen Bestandtheil des Domes hat der Stein ursprünglich natürlich nicht gebildet.

In einee unmittelbae nach der ersten Besichtigung entworfenen Erläuterung der Inschrift können seibstverständtich nicht gleich alle entstehenden Fragen berührt, geschweige denn abschließend behandelt werden. Es schien mir abee wünschenswerth, einen so wichtigen Fund möglichst bald der gelehrten Welt bekannt zu machen.

Der Untergang des Templerordens im Lichte der neuesten Forschungen.

Von Julius Franz.

Zu allen Zeiten hat das tragische Schicksal des glänzenden Templerordens und die interessante Frage nach seiner Verschuldung die wissenschaftliche Welt sowohl als die Kreise des gebildeten Publicums eingehend beschäftigt. Nachdem das Urtheil lange zwischen Schuld und Unschuld geschwankt, haben in neueree Zeit Loiseleur und Prutz es unternommen, die endgültige Verdammung des Ordens auszusprechen.

Die historische Forschung hat sich jedoch mit dieser Entscheidung nicht befreundet, im Gegentheil hat sie die Ergebnisse derselben entschieden abgelehnt, in einer Fülle von Gegenschriften die völlige Unhaltbarkeit der Loiseleur-Prutz'schen Hypothesen dargethan und die uralte Streitfrage ihrer Lösung nahe gebracht. Auf Grund dieser Arbeiten, unter denen besonders hervorzuheben sind das umfangreiche, mühevolle und trotz vieler Schwächen grundlegende Werl Schottmüllers, die geistvolle Schrift des Amerikaners Lea (History of the Inquisition of the Middle Age) und das scharfsinnige, das gesammte in Betracht kommende Material kritisch würdigende Buch Gmelins — sind wir nunmehr in dee Lage, ein im ganzen zuverlässiges und getreues Bild von den viel geschmähten Tempelrittern und ihrem traurigen Schicksal zu gewinnen.

Im Jahre 1118 legten neun französische Ritter das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ab und übernahmen zugleich im Hinblick auf die allgemeine Unsicherheit in Palästina die Verpflichtung, die Wallbrüdee auf dem Wege von der Küste nach den heiligen Stätten mit gewaffneter Hand gegen mohammedanische und christliche Wegelagerer zu schützen.

Die neue Stiftung erfuhr bald von geistlicher und weltlichee Seite reiche Unterstützung und Förderung. Der König Balduin II. von Jerusatem wies den Rittermönchen einen Theil seines an den salomonischen Tempel anstoßenden Palastes als Wohnsitz zu. Seitdem nannten sie sich „die armen Brüder Christi vom Tempel zu Jerusalem".

Auf Betreiben Balduins machte dee „geistliche Gewissensrath" der abendländischen Christenheit, der heilige Bernhard von Clairvaux (1091—1153), seinen mächtigen Einfluß zu ihren Gunsten geltend, jener sittenstrenge Mystiker und starre Verfechter hierarchischer Autorität, der, ein Gegenstand allgemeinster Bewunderung seiner Zeit, sich durch die wüthende Verfolgung Abälards und seines begeisterten Schülers Arnold von Brescia, der kühnen Bahnbrecher der Vernunft und Geistesfreiheit, ein so trauriges Andenken gestiftet hat. Nicht nur wurde der neue Orden vom Papste Honorius II. bestätigt und der edle Hugo von Payens als Großmeistee anerkannt, sondern ihm auch auf dem Concil von Troyes 1128 eine Regel gegeben, an deren Abfassung der Abt hervorragenden Antheil gehabt hat.

Diese Regel von Troyes, die den späteren 72 Artikeln der Ordensstatuten zugrunde lag, wiederholte die Satzungen, auf die sich die Genossen vereinigt hatten, und verband damit Theile von dem Statut der alten „Chorherren vom heiligen Grabe", wie von dem der Cisterzienserm önche, deren Reformator der heilige Bernhard war. Neu waren diejenigen Bestimmungen, welche sich auf die militärische Seite der Ordensthätigkeit bezogen.

Außer eingehenden Geboten über den Gottesdienst, das Abhalten dee Fasten, das Verhalten gegen Arme und Kranke wurde dem Templer Ehrfurcht voe dem Aitee und unbedingter Gehorsam gegen die Ordensoberen eingeschärft. Aeußere Genüsse und Vergnügungen, denen weltliche Ritter nachgehen, hatte der Templee zu meiden. Verheirathete durften dem Orden angehören, ohne indeß das Abzeichen desselben zu führen: einen weißen leinenen Mantel mit achteckigem blutrothen Kreuz, dem ausdrucksvollen Symbol des Märtyrerthums, und einen weißen leinenen Gürtel, das Zeichen dee Reinheit des Herzens. Jeder Schmuck an Kleidung und Waffen war verpönt. Gleich den Mönchen sollten alle Ordensbrüder in Friedenszeiten die Clausur der Tempelhöfe bewohnen, an einee Tafel das gleiche einfache Mahl einnehmen und mit dem gleichen harten Lagee sich begnügen. Freudig und furchtlos sollten alle für das heilige Gut des Glaubens in den Tod gehen und immee bereit sein, ihe Leben für die Brüder einzusetzen.

Einem solchen Orden erschlossen sich Herzen und Hände der eueopäischen Christenheit. Zahlreiche voruehme Herren traten in seine Gemeinschaft; entsprach doch seine kriegerische Richtung am meisten dem Ideal des Ritterthums, das die dichterische Phantasie jener Zeit in den glänzendsten Farben ausgebildet. Reiche Schenkungen an Pferden und Waffen, riesige Vermächtnisse an Zehnten und Grundbesitz und hohe Vorrechte wurden von allen Seiten dem Orden zutheil, der in den meisten Culturländern Europa's seine dem Tempel zu Jerusalem untergebenen Häuser gründete. An den Höfen zu Paris und London und in den spanischen Königsschlössern bekleideten Templee die höchsten Ehrenstellen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sollen sich die jährlichen Einkünfte des Ordens auf 54 Millionen Franken und die Zahl seiner Mitglieder auf 30,000 Köpfe belaufen haben.

Die voruehme Herkunft der meisten Ordensbrüder, die ungeheure Fülle der Macht, des Reichthums und der Vorrechte erzeugten in der Genossenschaft ein stolzes Gefühl unangreifbaree Herrlichkeit und habgieriger Selbstsucht.

Hatte ihre Ausnahmestellung schon frühee die Johanniter mit neidischer Eifersucht erfüllt, so artete diese während des zweiten Kreuzzuges (1147—1149), in welchem die Templer sich ihrer großen Aufgabe würdig gezeigt, in glühenden Haß aus. Beide Orden lebten fortau in beständigem, oft blutigem Streite zum größten Nachtheile Palästina's, das sie zu schützen berufen waren. Zerrüttet durch die trotzige Ungebundenheit dee Lehnsfürsten, durch die verrätherischen Intriguen des byzantinischen Hofes, durch das kraftlose Regiment ränkevollee Weiber und unwürdiger Könige und die tiefe moralische Verderbtheit dee lateinischen Christen, deren fromme Tugenden längst dem Eigennutz, dem Laster und der Leidenschaft gewichen waren, deren Glaubensstärke

häufig durch allzu weltliche Rücksichten verdrängt ward, vermochte das unglückliche Land den unausgesetzten Angriffen der fanatischen Moslemin nicht länger zu widerstehen.

Die furchtbare Schlacht bei Hittin (1187, 9. Juli) entschied über das Schicksal des christlichen Reiches im heiligen Lande. Am 3. October desselben Jahres hielt der ritterliche Saladin, seinen christlichen Gegnern an allen menschlichen Tugenden weit überlegen, seinen glänzenden Einzug in Jerusalem, welches 90 Jahre vorher die muthigen Gottesstreiter mit ihrem Blute erworben hatten.

Nach dem Verluste Jerusalems verlegten die Templer, durch Zuzüge neuer Brüder aus dem Abendlande verstärkt, ihren Hauptsitz nach Akkon. Und als 1291 auch diese üppige Stadt, das letzte Bollwerk der Christen und die schier unversiegbare Quelle des Reichthums der italienischen Seestaaten, in die Hände der Sarazenen gefallen war, räumten sie das syrische Land, das seit zwei Jahrhunderten mit dem Blute von Millionen tapferer Streiter getränkt worden, und zogen sich nach der Insel Cypern zurück. Obwohl sie von hier aus den Todeskampf gegen die Ungläubigen noch eine Zeit lang fortsetzten, so fehlte ihnen doch das eigentliche, den Zwecken ihres Ordens entsprechende Thatenziel, wie es die deutschen Ritter an den Gestaden des baltischen Meeres, wie es bald darauf die Johanniter fanden: gestützt auf eine stattliche Seemacht und verbunden mit dem mächtigen abendländischen Adel eine starke Vormauer des Christenthums gegen den alles überfluthenden Islam zu bilden.

Bei solcher Lage der Dinge mochte in den ritterlichen Streitern des Tempels der Gedanke aufgestiegen sein, in die ursprüngliche Heimath zurückzukehren. Unerwartet kam dem geheimen Wunsche der Papst Clemens V. entgegen, indem er den Großmeister Jacob von Molay zu sich berief, angeblich um mit ihm über einen neuen Kreuzzug zu berathen. Sofort schiffte sich Molay (1306) mit dem ganzen Convent und 60 der angesehensten Ritter ein und begab sich nach Frankreich. Mit sich führte Molay den Ordensschatz, der aus 150,000 Goldstücken und 10 Maulthierladungen Silber bestanden haben soll. Derselbe wurde im Tempel zu Paris niedergelegt. Die Ritter nahmen ihre Herberge in der nahe gelegenen mächtigen Ordensburg. Hier in der Heimath, in dem Lande, dessen Söhnen der Templerorden seine Begründung und Pflege hauptsächlich verdankte, sollte ihm sein Grab gegraben werden.

Sobald der Templerorden seinen Sitz nach Frankreich verlegt hatte, drohte er dem erstarkenden, alle Sonderrechte zielbewußt vernichtenden Königthum bei dem Streben nach staatlicher Einigung, bei der Ausbildung einer nationalen Monarchie ernste Verlegenheiten zu bereiten.

Eine unabsehbare Masse von Schenkungen war in diesem Lande dem Orden zugeflossen. Er verfügte hier über ungeheure Liegenschaften und unerschöpfliche Hülfsquellen. Gewinnreiche Handelsunternehmungen, ein lebhafter Bank- und Wechselverkehr vermehrten unaufhörlich die massenhaften Baarmittel, die in der Hauptbank, dem Tempel zu Paris, aufgehäuft waren. Adelige und bäuerliche Grundbesitzer überließen ihm ihr Eigenthum, gaben ihre Freiheit auf und leisteten ihm gegen geringen jährlichen Zins den Treueid, um gegen die brutalen Gewaltthaten und Erpressungen der königlichen Beamten den Schutz des allgewaltigen Ordens zu gewinnen. Ueberall traten die Templer und ihre ungeheure Gefolgschaft den Plänen Philipps des Schönen (1285—1314) hindernd und hemmend in den Weg. Kein Wunder, daß darob dieser König, der, in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entschließung, der wie Ludwig XIV. von seinem unbedingten Eigenrecht, seinem rücksichtslosen Unfehlbarkeitsbewußtsein so völlig durchdrungen war, daß er darin die höchste Staatsraison erblickte, dem Orden um so heftiger grollte, je mehr dessen kolossale Reichthümer seine habsüchtige Seele reizten.

Die Gluth des Hasses wurde durch eine ganze Reihe anderer Umstände neu angefacht und vermehrt. Philipp befand sich in ewiger Geldnoth. Die Durchführung staatlicher Reformen, sowie seine auswärtige Politik verschlangen ungeheure Summen, die durch gewagte Finanzoperationen, wiederholte Münzverschlechterungen und drückende Besteuerungen aufgebracht werden sollten. Infolge dieser Mißwirthschaft waren in Paris, in der Normandie und anderen Orten gefährliche Aufstände ausgebrochen, bei denen die Templer nicht selten ihre Hand im Spiele hatten. Bei einer Revolte der Pariser Bevölkerung im Jahre 1304 hatte Philipp nur der bewaffneten Intervention des Ordens seine Rettung vor dem wüthenden Pöbel zu verdanken. Sein Stolz war dadurch ebenso beleidigt worden, als er durch die verletzende Art aufgebracht wurde, mit welcher damals die Templer ein bedeutendes, dem Könige bei der Vermählung seiner Schwester vorgeschossenes Darlehen zurückforderten. Auch vergaß er es ihnen nie, daß sie 1282 bei der blutigen Nationalerhebung der Sicilianer gegen die tyrannische Fremdherrschaft und bei der Vertreibung der verhaßten Provençalen von der Insel Sicilien thatkräftig mitgewirkt (Sicilianische Vesper) und in dem grimmen Streite des Königs mit dem Papst Bonifacius auf dessen Seite gestanden hatten. Und als dann die Templer das offene Ansinnen des Königs, seinen Interessen sich dienstbar zu machen, entschieden zurückwiesen, sann er auf ihre Vernichtung.

Um einen entschiedenen Schlag gegen den Orden führen zu können, bedurfte der Monarch der Mitwirkung des Papstes Clemens V. Ein ehrgeiziger, gewandter, kluger Streber, aber kleinlichen Sinnes und von charakterloser Schwäche, mochte der Pontifex sich dem König, dem er seine Erhebung verdankte, zu Dank und Dienst verpflichtet fühlen; doch trug er Bedenken, sich zum hülfreichen Genossen eines gehässigen Gewaltstreiches zu machen. Da beschloß Philipp, im geheimen vorzugehen und sich selbst zum Richter über Mitglieder der Kirche aufzuwerfen.

Seinem Vorhaben kam es sehr zustatten, daß zwei ehemalige Tempelritter, die wegen verschiedener Verbrechen mit Schimpf und Schande aus der Ordensgemeinschaft ausgestoßen waren, sich erboten, von einer Reihe der schauerlichsten Laster und Verbrechen, welche angeblich im Orden herrschten und streng geheim gehalten würden, Mittheilung zu machen.

Diese Verbrechen sollten namentlich in den düsteren Ordensmysterien verübt werden, in die alle Templer-Novizen, aus denen die Genossenschaft sich ergänzte, eingeweiht wurden. Die Mysterien, so wußten die Angeber zu berichten, fanden gewöhnlich in einsam gelegenen Gebäuden, womöglich in unterirdischen Räumen, unter dem schützenden Dunkel der Nacht statt. Zur Wahrung des Geheimnisses wurden die peinlichsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Die profanen Bewohner der Ordenshäuser wurden in die entfernteren Gehöfte verwiesen oder doch in seitab liegenden Räumen in sicheren Gewahrsam gebracht. Thore und Thüren wurden fest verschlossen gehalten. Auf der Zinne des Hauses, in welchem die Einweihung vor sich ging, stand ein Wächter, der, die ganze Umgebung sorgfältig durchspähend, die Annäherung jedes Unberufenen sofort zu melden hatte.

Bevor der Candidat dem Capitel zur Einweihung vorgestellt wurde, mußte er sich durch einen furchtbaren Eid verpflichten, alle ihm fortan zu offenbarenden Geheimnisse auf das strengste zu bewahren. Gleichzeitig wurde ihm mitgetheilt, daß für den Fall der Eidesverletzung ein martervoller Tod oder lebenslängliches Gefängniß in den unterirdischen Kerkern der Ordenshäuser als unfehlbare

Strafe ihn ereilen würde. Hatte der Candidat den vorgeschriebenen Eid abgelegt, so wurde er unter Assistenz zweier Brüder in den Capitelsaal geleitet. Hier zeigte man ihm zunächst ein Crucifix mit der Weisung, nicht an den Gekreuzigten zu glauben, weil derselbe nichts als ein falscher Prophet ohne jegliche Macht sei. Doch begnügte man sich nicht mit der Verleugnung Christi und der damit verbundenen Lossagung vom herrschenden Kirchenglauben, sondern behandelte das Kreuz als ein fluchwürdiges Werkzeug schnödesten Fetischdienstes, indem man den Aufgenommenen veranlaßte, es dreimal zu bespeien und mit Füßen zu treten. Noch schlimmere Dinge sollen damit an den Freitagen, vornehmlich an dem Charfreitage sich zugetragen haben.

Alsdann wurde der Candidat zum Receptor geführt. Dieser entnahm einem wohl verschlossenen Behälter eine merkwürdige Figur, Baphomet (d. i. „Götzenbild") genannt, welche, aus Metall gefertigt, mit Gold und Silber verziert, bald einen Todtenschädel, bald ein Greisenantlitz mit starkem Barte darstellte. Auf sie deutend, sprach der Receptor zum Candidaten: „An sie glaube, ihr vertraue, und du wirst dich wohl befinden!" Während dieser Anrede mußte jener entblößten Hauptes sich zur Erde neigen und dem Idol seine Verehrung zollen. Nach gemachtem Gebrauch wurde das Bild wieder in den Schrein gethan und dieser sorglich verschlossen.

Es folgte nunmehr der Act der Umgürtung mit dem „Johannisgürtel". Der Candidat wurde mit einer weißwollenen Schnur umbunden, nachdem dieselbe kurz vorher durch Berührung des Idols zu einem persönlichen Talisman geweiht war. Darum durfte er sie auch in Zukunft nimmer ablegen, damit er stets unter dem glücklichen Einfluß ihrer magischen Kräfte bliebe. Sie sollte ihm auch als geheimes Erkennungszeichen dienen, mittelst dessen er sich Zugang zu den Ordensmysterien verschaffen konnte.

Schließlich wurde den neu aufgenommenen Gliedern der geistlich ritterlichen Genossenschaft, welcher doch ein feierliches Gelübde der Keuschheit auferlegt war, die ausdrückliche Erlaubniß gegeben, sich unter einander zu schrecklichen und schauderhaften Mißbräuchen preiszugeben. „Wahrscheinlich", so meint Prutz, der unermüdliche Ankläger des Ordens, „hielt man das Geheimniß der Gemeinschaft für gefährdet, wenn die sittliche Laxheit der jüngeren Genossen dasselbe durch den Umgang mit Weibern zu verrathen versucht würde."

Der verbrecherische Ritus fand zwar bei allen geheimen Aufnahmen statt, jedoch wurde den Neulingen nur selten dabei zugleich eine Erklärung desselben gegeben. Diese, die sogenannte Geheimlehre, war vielmehr späteren Zeiten und der Theilnahme an den Geheimcapiteln der Wissenden oder der höchsten Grade vorbehalten.

In einem besonderen Statut niedergelegt, bildete sie ein unverletzliches Arcanum. Den Brüdern war es bei den schwersten Strafen untersagt, Abschriften von ihr zu besitzen oder gar bei sich zu tragen.

Die Anhänger der templerischen Geheimlehre waren nach Prutz ausgesprochene Dualisten. Sie verehrten einen oberen Gott, in welchem sie zugleich den Schöpfer des Geistes und des Guten sahen, und daneben einen unteren Gott, von dem sie die Materie und das Böse herleiteten. Man verlachte in ihren eingeweihten Kreisen die wahngläubige Menge, welche in dem Bilde des Gekreuzigten Gott erblickte, den man dem Menschen völlig unnahbar und dem menschlichen Fassungsvermögen durchaus unzugänglich im fernen Himmel wußte.

Dies alles wurde dem Aufgenommenen, welcher zur Einführung in die letzte und höchste Stufe des Mysterienwerkes sich würdig gezeigt hatte, in jenen Geheimcapiteln dargethan und er besonders darauf hingewiesen, daß nicht jenem oberen Gotte, sondern dem unteren, von dem die Materie und das Böse ihren Ursprung ableiteten, der Cultus der Eingeweihten diene. Dieser untere Gott sei dargestellt in dem Idol, das ihm in der Stunde der Aufnahme vorgezeigt sei. Es besitze die Kraft, Gesundheit zu verleihen, die Ritter mit irdischen Glücksgütern zu segnen und dem Orden alle Herrlichkeiten der Welt zu verleihen. Zu ihm müsse man in allen Nöthen des Leibes und der Seele seine Zuflucht nehmen.

Geschlossen wurde das Geheimcapitel mit der Beichte und dem Abendmahl. Dieses genossen die Wissenden, im Gegensatz zur Kirche, unter beiderlei Gestalt, und zwar lediglich als ein Zeichen brüderlicher Liebe. Die Beichte war ihnen ein Act brüderlichen Vertrauens von der einen, brüderlichen Rathes von der andern Seite. Deßhalb beichteten die Wissenden sich unter einander und empfingen die Absolution von den Ordensoberen, nicht aber von den Caplänen, denen das Beichtprivilegium im höchsten Grade, um die Gefahr einer Entdeckung der ketzerischen Geheimnisse möglichst zu vermeiden, entzogen war.

Auf Grund dieser grauenhaften Beschuldigungen, deren völlige Grundlosigkeit heute erwiesen ist, wurde sofort die Anklage wegen Häresie gegen die Templer erhoben und am 13. October 1307 alle Ordensbrüder in Frankreich, unter ihnen der Großmeister Jakob v. Molay, allen ihren feierlich verbrieften Privilegien zum Hohne, plötzlich und heimlich verhaftet und ihr Vermögen in Beschlag genommen. Königliche Ordonnanzen rechtfertigten die schnöde Gewaltthat vor dem erstaunt aufblickenden Volke mit den Ketzereien und Verbrechen der Ordensleute und beruhigten die im Lande sich erhebenden Stimmen der Entrüstung. Das Verbrechen braucht ja immer und überall nur mit der gehörigen Unverschämtheit und mit dem gehörigen Erfolge aufzutreten, um die Augen der urtheilslosen Menge zu blenden und die Feigheit der gebildeten Stände zu verblüffen. Ohne Verzug wurde in Paris durch des Königs Beichtvater, den fanatischen Dominicaner Wilhelm Imbert, das Inquisitionsverfahren gegen die Unglücklichen eingeleitet. Die Anwendung der Folter in ihrer ganzen Schrecklichkeit, Einschüchterungen und lockende Verheißungen machten auch den verstocktesten Angeschuldigten mürbe und führten zu so umfassenden Geständnissen, daß der Orden in der That aufs härteste belastet wurde und die Untersuchungen immer größere Dimensionen annahmen. Zu Märtyrern ihres Glaubens und ihrer Ueberzeugung waren die Templer im allgemeinen nicht geschaffen. Männern, die für eine große Idee leben und sterben, begegnen wir nur selten in der Geschichte. Dazu gehört eben ein ungewöhnlicher Grad moralischen Muthes und sittlicher Kraft, Tugenden, die nur ausnahmsweise sich in einem Menschen vereinigt finden. Ob nun gleich die Tempelbrüder nicht wandelten auf jenen Aetherhöhen, wo die großen Gefühle, die erlösenden Gedanken und die befreienden Thaten gedeihen, so werden wir doch ihrem tragischen Geschick unsre menschliche Theilnahme nicht versagen.

Der Papst, zweifelnd, zögernd, unentschlossen, wie weit er dem eigenmächtigen Vorgehen Philipps seine Genehmigung ertheilen sollte, suchte den heiligen Eifer der Gerichte zu mäßigen, die Untersuchung in die Länge zu ziehen, die letzte Entscheidung über die Gefangenen und ihre Güter der päpstlichen Curie zu vindiciren. Der nie verlegene König besaß indeß die Mittel, ihn zum Nachgeben zu zwingen. Gefälschte Bittschriften des Volkes an den König um Ausrottung der templerischen Ketzerei wurden in die Menge geworfen. Die öffentliche Meinung kehrte sich entschieden gegen den Papst. Da erinnerte ihn nun auch Philipp an das vor der Inthronisation geleistete Versprechen,

Digitized by Google

Bonifacius VIII., jenen stolzen, leidenschaftlichen Kirchenfürsten, dessen maßlose Herrsch- und Habsucht ehedem Fürsten und Völker zur Auflehnung gebracht, noch im Tode zu verunglimpfen, und drang unbarmherzig auf die Erfüllung der schnöhlichen Verpflichtung. Sein muthloses Zögern schalt der König Verrath am katholischen Glauben, als dessen standhaften Vertheidiger sich der heuchlerische Monarch in überschwänglichen Ausdrücken darstellte.

Rath- und hülflos und in dem beschämenden Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit über die eigene Schwäche mußte Clemens[1]) endlich seinen kraftlosen Widerstand aufgeben. Um das Andenken seines Vorgängers vor unfehlbarer Schmach zu retten und das ohnehin bereits tief gesunkene Ansehen der Kirche und ihren gefährdeten Autoritätsglauben nicht noch mehr zu schädigen, machte er sich zum Mitschuldigen eines unerhörten Justizfrevels.

Ein erschütterndes Schauspiel: „der weltliche Arm, einst der Scherge, nun plötzlich der Bundesgenosse der geistlichen Inquisition, setzt seiner ohnmächtig gewordenen Gebieterin, der Hierarchie, das sonst in ihrem Dienste geschwungene Schwert an die Kehle und zwingt sie, das Unrecht, das er mit ihr und an ihr begeht, für Recht zu erklären." Am 12. August 1308 erging die Bulle: „Faciens misericordiam" an alle geistlichen und weltlichen Fürsten der Christenheit, gegen die Tempelritter gerichtlich einzuschreiten. Wer sich der Ausführung widersetzen würde, sollte mit Bann und Kirchenstrafen belegt werden. Als Richtschnur bei der Eröffnung des Inquisitionsverfahrens sollte ein beigefügtes Formular mit 127 Fragestücken dienen, welche angeblich aus den unzweifelhaften Ergebnissen der Pariser Untersuchung bestanden.

Der Hauptproceß fand in Paris statt, wo 540 Templer der Aburtheilung harrten, und zwar von einer von Clemens selbst aus angesehenen französischen Prälaten ernannten Commission. Viele Monate schon hatte die Untersuchung gedauert, ohne daß die Richter, verhältnißmäßig milde, ehrenhafte und für jene finstere Zeit recht aufgeklärte Männer, die bei ausgedehnteren Vollmachten sicherlich den Orden gerettet hätten, sich zu einem Rechtsspruch vereinigen konnten, weil die meisten Angeklagten die mannhafte und charaktervolle Erklärung abgaben, daß ihre früheren Aussagen und Zugeständnisse durch barbarische Folterqualen, Drohungen und Versprechungen erpreßt seien, mit allem Nachdruck gegen die wider sie erhobenen Beschuldigungen protestirten und ihrer Entrüstung über diese furchtbare Verleumdung in kraftvollen Worten Ausdruck verliehen. Da wurden die Commissäre durch die Nachricht überrascht, daß am 12. Mai (1310) 54 Templer, welche die Provinzialsynode von Sens als Rückfallige verdammt, den Flammen übergeben worden seien. Es war ein Urtheil vor dem Schluß der Acten, ein schreiender Eingriff in den Rechtsgang, ein offenkundiger Justizmord, dem bald noch andere in Reims, Rouen, Carcassonne folgten. Kein Thatbestand war erhoben, kein Beweis durch gültige Zeugen geführt, nur allein die erpreßten Bekenntnisse der Inquisiten und die fragwürdigen Aussagen etlicher meineidiger Verbrecher lagen als Beweismittel vor.

Angesichts dessen unterbrach die päpstliche Commission ihre Thätigkeit. Erst gegen Ende des Jahres eilte man, die Zeugenvernehmungen wieder aufzunehmen und zu schließen. Die Acten wurden nun dem Papste zugestellt, welcher bereits zur endgültigen Entscheidung über das Schicksal des Ordens ein allgemeines Concil nach Vienne ausgeschrieben hatte. Auf dem Kirchencongreß, dessen Sitzungen im October 1311 eröffnet und den ganzen Winter über fortgesetzt wurden, ward schließlich nach mannichfachen Vermittlungsvorschlägen, die aber Philipp stets zu hintertreiben wußte, der Beschluß zur Aufhebung des Templerordens gefaßt. Durch die Bulle „Vox in excelso audita est" vom 2. Mai 1312 wurde sie der Christenheit in schwankenden Ausdrücken bekannt gegeben.

In Paris sollte das Trauerspiel mit einem tragischen Acte enden. Der Großmeister Jakob von Molay, der fast sieben Jahre in strenger Haft geschmachtet, ein hülfloser Greis, tief gebeugt und gebrochen an Leib und Seele, und vier andere Großwürdenträger waren zu lebenslänglicher Haft verdammt worden. Gegenüber der Hauptkirche von Paris, der Notredame, wurde ihnen vor versammeltem Volke das Urtheil verlesen. Da erhoben sich plötzlich der Meister und der Großpräceptor Gottfried de Charmay in sittlicher Entrüstung, leugneten laut die Schuld des Ordens und deckten das ganze mit ihnen getriebene verruchte Spiel auf. Der König mußte fürchten, völlig entlarvt zu werden. Solcher Gefahr mit Erfolg zu begegnen, verurtheilte er die Unglücklichen sofort als Rückfällige („relapsi") zum Tode. Das Urtheil wurde am folgenden Tage (11. März 1314) vollstreckt. An derselben Stätte, wo sie so mannhaft für die Unschuld ihrer Brüderschaft eingetreten waren, wurden die beiden letzten Vertreter des glänzenden Ordensstaates am gelinden Feuer langsam verbrannt. An der Schwelle des Todes und angesichts der Ewigkeit soll Molay ausgerufen haben, er verdiene den Tod, weil er aus Liebe zum Leben und um dem Uebermaß entsetzlicher Martern zu entgehen, vor allem aber durch listige Schmeichelworte des Königs und des Papstes verlockt, ruchlose Schandthaten und Verbrechen gegen seinen Orden erlogen habe. Das Volk verehrte die beiden Dulder, die seelengroß ihre jammervolle Leidensbahn beschlossen und heldenmüthig sühnten, was sie früher in schwachen Augenblicken gesündigt, die noch sterbend, das Angesicht der schmerzensreichen Mutter Gottes zugewandt, ihre Hände zum Gebete falteten, als Märtyrer und bewahrte ihre Asche als heilige Reliquie. Man erzählt sich, Molay habe auf dem Scheiterhaufen seine Henker vor Gottes Richterstuhl geladen. Und als beide Oberhäupter nicht gar lange nachher in schweres Siechthum verfielen und unter qualvollen Leiden ihr bewegtes Leben beschlossen, wurde ihr Tod von der Menge, in dem abergläubischen Gefühl, daß eine höhere, vergeltende Gewalt zur Vollstreckung einer Sühne an den ungerechten Richtern der Templer sich erniedrigt habe, als göttliches Strafgericht gedeutet. Der Papst starb bereits am 20. April 1314, einsam, verlassen, im vergeblichen Ringen, die mahnende Stimme des empörten Gewissens zum Schweigen zu bringen. In der Nacht wurde die Kirche, in welcher der Leichnam des unglücklichen Mannes aufgebahrt war, durch eine Feuersbrunst eingeäschert. Hiebei verbrannte auch der untere Theil der Leiche. Die Ueberbleibsel wurden später in einem prächtigen Mausoleum beigesetzt, das Verwandte errichtet, denen der Verstorbene unermeßliche Schätze hinterlassen. Aber auch hier sollten die letzten Ueberreste des Pontifex keine bleibende Ruhestatt finden. Wüthende Calvinistenhaufen zerstörten 1577 das Mausoleum, warfen den Rest der Gebeine ins Feuer und zerstreuten die Asche in alle Winde. — Philipp wurde am 29. November 1314, erst 46 Jahre alt, von einer räthselhaften Krankheit dahingerafft. Welch eine ungeheure Summe

[1]) Nach der Ermordung des Königs Albrecht I. (1308) war Philipp auf den Gedanken gekommen, dem französischen Königshause, das bereits in Frankreich, Neapel, Navarra und Ungarn herrschte, die römische Kaiserkrone zu verschaffen und seinen Bruder Karl von Valois, den „Hutlönig", damit zu schmücken, einen mit unauslöschlicher Schmach und Schande bedeckten Fürsten, dessen unruhigen Ehrgeiz er gern in allerlei abenteuerlichen Plänen voll großer Hoffnungen vorübergehende Befriedigung finden ließ. Die französischen Bewerbungen in Deutschland hatte der Papst heimlich hintertrieben. Er mochte nun Philipps Zorn fürchten, wenn sein doppelzüngiges Ränkespiel an den Tag kame. Er wagte also dem unablässigen Drangen des Königs bezüglich der Templer nicht länger zu widerstehen.

Digitized by Google

von Haß und Ingrimm seine fluchbeladene Regierung erzeugt, dafür liefert die Thatsache einen schwer wiegenden Beweis, daß sein Sohn und Nachfolger Ludwig X. die Geistlichkeit des Reichs zum Theil mit Gewalt zwingen mußte, für den Abgeschiedenen Seelenmessen zu lesen. Die Söhne folgten dem Vater früh ins Grab. Schlimme Zeiten kamen für Frankreich, und manche Stimmen wollten in dem Unglück des englischen Krieges eine Vergeltung für die Verbrechen Philipps erblicken und eine Sühne für die nationale Schuld, die das Volk durch seinen passiven Antheil daran auf sich geladen.

Das Schicksal des Ordens war in den verschiedenen Ländern verschieden. Man begnügte sich meist mit gerichtlichen Verfolgungen, mit Untersuchungshaft und Güterraub. Viele Templer wurden, wie in England, Portugal, wo der fein gebildete König Diniz, die wahren Beweggründe Philipps schnell und richtig durchschauend, seine schützende Hand über die verfolgten Brüder hielt, in Ravenna, Mainz und anderen Orten freigesprochen; viele entgingen auch der Processirung durch die Flucht, irrten in weltlicher Tracht ruhelos durch die Länder Europa's als heimathlose Vagabunden und traten hier und da wohl in den Johanniterorden über; andere fristeten ein jammervolles Dasein, so gut es gehen mochte, von dem kümmerlichen Ertrage harter, ungewohnter Arbeit; viele starben auch im Gefängniß. Nur in Neapel übte das französische Königshaus fürchterliche Vergeltung für die Begünstigung der sicilianischen Vesper und löschte die heiße Gluth wilden Hasses in dem Blute der unglücklichen Ritter.

Nur 40 Jahre lagen zwischen Ludwig IX., der für das Kreuz gestorben, und seinem Enkelsohn, der es mit dem Blute seiner Vertheidiger befleckte. Welche Veränderung war während dieser Zeit in der Anschauung der Menschen vorgegangen!

In Frankreich bezeichnete die Katastrophe an der Seineinsel das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung, die einst auf der Ebene von Clermont ins Leben gerufen worden. Die Güter des Ordens und das große Tempelhaus in Paris wurden Eigenthum der Krone. Niemand ahnte damals, daß es einst einem unglücklichen Nachkommen Philipps (Ludwig XVI. und seiner Familie im Winter 1792/93) zum letzten traurigen Aufenthalte dienen sollte. Vielleicht ist hier der Ort, einmal daran zu erinnern, daß in der Weltgeschichte mit ernstem Blicke jene hehre Göttin waltet, die da zügelt der Sterblichen stolzen Lauf und züchtigt ihren verderblichen Uebermuth, die ewige Richterin und Rächerin Nemesis. „Von der Grabkammer der Templer geht die Sage, daß alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage, wer das heilige Grab befreien wolle; niemand, niemand, ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, denn der Tempel ist zerstört."

Also waren die Templer und ihre Gegner dahingegangen. Der große Proceß „bedeutet das ungeheuerste und schmachvollste Unrecht, wovon die Blätter der mittelalterlichen Kirche zeugen. In den Hauptpunkten der Anklage sind die Templer so unschuldig und rein gewesen, als der heilige Vater selbst". So weit von einer sittlichen Schuld bei ihnen die Rede sein kann, haben sie „überreich und ungewöhnlich dafür gebüßt". Was aber dem Orden, der sich überlebt, zum gerechten Vorwurf gereicht, ist der „Mangel an einem festen Halt, an politischem Verständniß, seine Unfähigkeit, die wirklichen und neuen Bedürfnisse und Mächte der Zeit zu verstehen und sich nach diesen zu richten!"

Mittheilungen und Nachrichten.

e. Das im Beck'schen Verlag in München erscheinende vielbändige „Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft", herausgegeben von Dr. Iwan v. Müller, hat sich mit gleicher Sicherheit den Markt der Gelehrten und Studirenden erobert, wie ein Menschenalter früher das ähnliche Weidmann'sche Unternehmen. Nach einem Jahrzehnt schon, noch ehe sämmtliche Theile in erster Auflage fertig vorliegen, wird eine zweite für die abgeschlossenen nöthig, die denn natürlich vielerlei Erweiterungen und Verbesserungen zeigt. Die Forschung steht nirgends still, das Material wächst, die Erfahrung weist auf Lücken und Bedürfnisse hin; neue Nachfrage meldet sich, und auch die alten Besitzer greifen seufzend in die Tasche. Vor uns liegen einige nunmehr zu selbständigen Heften erwachsene Abtheilungen des dritten Bandes in umgearbeiteter Gestalt. Der „Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde" von Benedictus Niese zählt jetzt (1897) 265 Großoctavseiten statt der ursprünglichen 154. Die dürre Knappheit ist überwunden, die nüchterne Präcision geblieben. Ueberall sehen wir uns streng auf das Maß unsres wirklichen Wissens hingewiesen, das zugleich leider meist auch das uns mögliche Wissen bedeutet. Was ein Hülfsbuch gewähren soll: wissenschaftliche Aufklärung, das gibt uns Niese nach seiner ganzen Art auch hier in mustergültiger Weise. — Die sogar „völlig" umgearbeitete und „bedeutend" vermehrte zweite Auflage des entsprechenden Grundrisses der „griechischen Geschichte" nebst Quellenkunde von Robert Pöhlmann (1896) trägt ein etwas anderes Gesicht. Der Verfasser führt den Leser in den Streit der Meinungen ein, der über die Thatsachen selbst aber über ihre Auffassung gerade gegenwärtig in ungeheurem Maße waltet. Ist doch die Ueberlieferung der griechischen Geschichte erst seit kurzem einer so tief greifenden grundsätzlichen Kritik unterworfen worden, wie sie die der römischen Geschichte längst an sich erfahren hat. Von Niese's Bestimmtheit und Entschlossenheit im Bekenntniß unsrer Unkunde hält sich daher Pöhlmann auch noch ziemlich entfernt; nicht selten sucht er zu retten oder zu vermitteln — unschädlich, da es dem Leser Zustimmung oder Ablehnung anheimgibt. Daneben ist er, der Tendenz seiner übrigen Schriften gemäß, bemüht, von den politischen Begebenheiten aus „facielle" Perspectiven zu eröffnen, wobei denn freilich häufig Dinge zur Sprache kommen, denen man längst auch ohne jenen modernen Schlagwort historische Beachtung gewidmet hat. Auch Pöhlmanns Leistung ist des Lobes werth; es wird vornehmlich an der Sache selber liegen, wenn eine etwaige dritte Bearbeitung in wenigen Jahren wieder vielfach anders aussehen sollte. — Der „Grundriß der Geographie von Italien und dem Orbis Romanus" von Julius Jung verräth in seiner zweiten Auflage (1897) besonders in den Anmerkungen die fleißige Benutzung der neuesten monographischen Literatur; eine gründliche Umwälzung der Italien betreffenden Abschnitte dürfte erst nöthig werden, wenn der zweite, die Städte behandelnde Band von Nissens „Italischer Landeskunde" herauskommt.

In keiner Weise mit diesen und anderen Theilen des Müller'schen Handbuchs zu vergleichen ist die erste Abtheilung des neunten Bandes: Karl Krumbachers „Geschichte der byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527—1453)". Wie die zweite Abtheilung desselben Bandes, die Geschichte der römischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Traube, deren Erscheinen wir mit Ungeduld entgegensehen, fällt sie eigentlich aus dem Rahmen des Unternehmens heraus. Sie hat mit dem „classischen Alterthum" nichts zu thun und sie ist, zumal wie sie jetzt (1897) in zweiter Auflage von 495 auf 1193 Seiten erweitert vorliegt, auch kaum noch ein Handbuch zu nennen; sie ist ein Werk für sich, einzig in seiner Art — kannten die übrigen Theile der Müller'schen Sammlung auch andere und von anderen verfaßt werden, so läßt sich für Krumbacher und sein Buch kein Ersatz denken. Mann und Wissenschaft haben sich mit einander unter uns erhoben. Hier besteht denn auch das Publicum, das die neue Auflage erforderlich gemacht hat, schwerlich aus Studenten: es ist die gelehrte Welt, die mit tiefer Befriedigung nun der ersten Auflage Kenntniß genommen als von der Eroberung eines fast unbekannten Gebiets; mit gleicher Befriedigung sieht sie nun den unermüdlichen Forscher seine Eroberung ausbauen und befestigen. Wer aus der Lectüre der von Krumbacher herausgegebenen, den Lesern der Beilage rühmlich bekannten „Byzantinischen Zeitschrift" weiß, wie lebendig diese von ihm und einer stetig wachsenden Zahl von Mitstrebenden betriebenen Studien fortschreiten, der wird sich leicht ein Bild machen können von der Vervollkommnung, die das

vorliegende Handbuch in der neuen Auflage erfahren hat. In die Uebersicht über die prosaische Literatur ist von Krumbacher selbst ein ganzes Capitel eingefügt worden über die „Fachwissenschaften“: Rechtswissenschaft, Medicin, Mathematik und Astronomie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Alchemie, Militärwissenschaft; ein anderes, noch umfangreicheres und wichtigeres, das die „Theologie“ nach allen ihren Richtungen behandelt, hat Albert Ehrhard, Professor der Kirchengeschichte in Würzburg, beigesteuert. Eine fernere, jedem, der sich mit der allgemeinen Geschichte des Mittelalters befaßt, höchst willkommene Zugabe bildet der kernig geschriebene „Abriß der byzantinischen Kaisergeschichte“ auf 257 Seiten von dem besten ihrer heutigen Kenner, Prof. H. Gelzer in Jena. Endlich hat wiederum Krumbacher selbst das Werk durch die unendlich mühsame, nicht bloß aufzählende, sondern durch Urtheil belehrende „Allgemeine Bibliographie“ gekrönt, die, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, zum Studium des byzantinischen Wesens nach allen Seiten seiner culturgeschichtlichen Erscheinung die Wege weist. So steht das Werk in unserer an ganzen Büchern von großem Wurfe so armen Zeit mit seltenen Ehren da.

* Ueber Jakob Burckhardts literarischen Nachlaß bringt die „Allg. Schweizer Ztg.“ jetzt eine authentisch genaue Mittheilung. Danach sind zunächst folgende Publicationen zu erwarten: Im Verlag von C. Lendorff in Basel werden erscheinen: 1. „Erinnerungen aus Rubens“ und 2. Drei Abhandlungen zur Geschichte der italienischen Renaissance, die Burckhardt der Baseler Bibliothek vermacht hatte, nämlich das „Porträt“, das „Altarbild“ und „Die Sammler“. Von der mit besonderer Spannung erwarteten griechischen Culturgeschichte liegen vollendet oder fast vollendet vor der Abschnitt über Nation und Staat, „Die Griechen und ihre Götter“, die „Heroen“, die „Erkundung der Zukunft“ nun die „Gesammtbilanz des griechischen Lebens“. Die ferneren Abschnitte über die Kunst, die Poesie, zur Philosophie und Wissenschaft und über den hellenischen Menschen in seiner zeitlichen Entwicklung können auf Grund der ausführlichen Notizen des Verstorbenen später von anderer Hand beigefügt werden. Ueber Ort und Zeit dieser Publicationen läßt sich im gegenwärtigen Augenblick nichts sagen.

* In Beil. Nr. 21 vom 27. Januar d. J. hatte eine Pariser Correspondenz über ein neues Verfahren des Dr. Calot in Berck-sur-Mer zur Heilung Buckliger berichtet. Darüber verbreitet sich neuerdings Prof. Dr. Adolf Lorenz (Wien) in der „Disch. Medic. Wochenschr.“, wie folgt: Von Hippokrates bis heute hat der Buckel (gibbus) die Sorgfalt und den Scharfsinn der Aerzte in Athem gehalten. Gegen diesen Gegner führte man einen tausendjährigen zaghaften Krieg, im ganzen mit wenig wechselnden Mitteln. Correctur durch Extension (Dehnung), Gegenextension, auch vereint mit Druck gegen die Spitze des Buckels und Festlegung der gewonnenen Verbesserung durch irgend welche mechanischen Mittel bilden den Grundgedanken jener bisherigen Behandlung. Calot, ein junger französischer Arzt, arbeitet zwar mit denselben Mitteln, aber die Art und Weise der Anwendung ist kühn und neu und hat mächtiges Aufsehen erregt. Berck-sur-Mer, der Wohnort Calots, ist zum Wallfahrtsziel der Buckligen geworden. Calot wagt nämlich, die Wirbelsäule, welche als unantastbar galt, sofort zu brechen und die Scheu vor einer etwaigen Verletzung des Rückenmarks zu überwinden. Die bisherigen praktischen Erfahrungen haben gezeigt, daß die Gefahren, denen das Rückenmark bei so gewaltsamem Verfahren ausgesetzt ist, bisher jedenfalls weit überschätzt wurden. Calot behauptet, daß seine Methode viel früher als alle anderen zum Erlöschen des Krankheitsherdes führe, denn es genügen nunmehr in der Regel 8 bis 10 Monate zur Heilung, während bisher im günstigsten Falle 2 bis 5 Jahre dazu nothwendig waren. Indessen warnt Prof. Lorenz vor übertriebenen Hoffnungen, weil durch ärztliches Hinzuthun nur erreicht werden kann, daß der Buckel nicht größer wird, als er unbedingt werden muß, und noch unter der bisherigen Behandlung ein großer Theil der Patienten einen ganz bescheidenen, oft nur tropfförmigen Buckel davonträgt. Ferner aber darf man nicht vergessen, daß die Ungestalt des Buckels in der Knochentuberculose der Wirbelsäule ihren Ursprung hat, und daß die kleinste nachgewiesene Knickung auf einen schon bestehenden Substanzverlust im Wirbelkörper zurückzuführen ist. Immerhin wird man die weiteren Ergebnisse der Calot'schen Methode aufmerksam verfolgen müssen.

nu. Heidelberg. Die Arbeiten im chemischen Universitäts-Laboratorium werden durch den Tod Victor Meyers keine Unterbrechung erleiden, sondern von den langjährigen Assistenten desselben, Prof. Jannasch, Gottermann, Auwers, Goldschmidt und Knoevenagel fortgeführt werden. Mit der Abhaltung des Collegs über anorganische Chemie ist Prof. Gottermann betraut.

Berlin. Als vor zwei Jahren das gewaltige Gerüst für den Berliner Dombau errichtet wurde — es soll allein 190,000 M. gekostet haben —, galt dasselbe, in Fachkreisen besonders, als eine große Sehenswürdigkeit, ja man erzählte von Besuchern aus dem Auslande, die eigens zur Besichtigung dieses Gerüstes nach Berlin gekommen wären. Für die Berliner hat es den für die Neu- und Wißbegierde der Großstädter nicht gering zu veranschlagenden Mißstand zur Folge gehabt, daß es das Fortschreiten des mächtigen Baues fast gänzlich den Blicken entzog, wozu auch der in einem weiten Kreise gezogene hohe Bauzaun das seinige beitrug. Erst in den letzten Monaten habe ich die Blicke wieder häufiger dem Gerüst zugewandt, als es in seinen höchsten Theilen die Formen der bis zu 114 Meter aufsteigenden Kuppel und die Spitze zu markiren begann, und manche Wünsche wurden laut, den in den Umfassungsmauern seiner Beendigung entgegengehenden Bau in näheren Augenschein zu nehmen. Dem Architektenverein wurde am 30. August dieser Wunsch erfüllt. Eine Gesellschaft von etwa 80 Herren erklomm auf 11 bequemen und sicheren Treppen das Gerüst bis an den Punkt der Galerie des Thurmes, wo in kürzester Zeit die Aufstellung der Eisenconstructionen der Kuppel beginnen soll. Der Eindruck des im Inneren im Rohziegelbau nahezu fertigen, in manchen äußeren Theilen fast ganz vollendeten Baues ist auch im gegenwärtigen Zustande schon ein großartiger. Für den Fachmann ist gerade in diesem Augenblick die Besichtigung doppelt interessant, weil er die kühne und doch nach menschlichem Ermessen jeder Gewalt trotzende Anlage der Säulen, Bogen und Gewölbe in ihren constructiven Einzelheiten sehen kann, ehe diese durch Bekleidung der Wände mit Stein oder Stuck verdeckt werden. Von den Gewölben ist allerdings zur Zeit noch am wenigsten zu sehen; denn das gesammte Innere des Domes stellt im Augenblick noch einen einzigen Raum dar, der weder in der Horizontale noch in der Verticale unterbrochen ist. Man sieht von oben bis in die Fundamente des Baues, welche bei der Nähe der Spree bekanntlich ungeheure Schwierigkeiten bereitet haben. Die Gliederung des Raumes in der Horizontalen wird demnächst durch die Einwölbung der die unteren Räumlichkeiten fast ganz beanspruchenden Fürstengruft vorgenommen werden. Diese Gruft wird sich nichts weniger als mit dem üblichen Begriff eines dunklen unterirdischen Raumes decken; denn sie empfängt große, das Tageslicht einlassende Fenster, namentlich nach der Wasserseite hin. Die Gewölbekappen der Gruft bilden die Unterlage für den Fußboden der Kirche, die eine verticale Gliederung in dem Sinne empfängt, daß sie aus drei unter einander zusammenhängenden Kirchen bestehen wird: aus der sich unterhalb der Kuppel befindenden und von ihr durch ein Kugelgewölbe von 33 Meter Spannweite geschiedenen Hauptkirche, welche mit ihren vier kunstvoll in das Gewölbe eingefügten Emporen 1600 Sitzplätze enthalten und 77 Meter hoch sein wird; ferner aus der sich südlich nach der Seite des kgl. Schlosses anschließenden bedeutend kleineren Tauf- und Traukirche (9 auf 14 Meter); endlich aus der nördlich gelegenen Denkmalkirche, die ein Rundgewölbe von 17 Meter Spannweite mit angefügten fünf Seitenapsiden darstellen wird. Gegenüber dem in der Hauptkirche an ihrer Westseite, nach dem Lustgarten zu, gelegenen Haupteingange ist eine Apsis angeordnet, welche sich bis an den Fluß erstreckt. Die Bekleidung der Säulen und Wände des Innern wird in deren unteren Theilen großentheils aus Sandstein, oben ausschließlich aus Stuck bestehen. Nur in der Denkmalkirche und der vorgedachten Apsis ist der Sandstein durch Marmor von thüringischer Herkunft, einen besonders schön roth gefärbten und gemaserten Stein, ersetzt, die Basis der Säulen ist hier mit schwarzem Marmor von Siena bekleidet. Der verwendete Sandstein ist schlesischer Herkunft, jener feinkörnige Stein aus Wartha, Friedersdorf und Wünschelburg, welcher durch seinen warmen röthlich-gelben Ton ausgezeichnet ist. Für die Befestigung des Stucks am oberen Mauerwerk ist die sinnreiche Einrichtung getroffen, daß Schienenstücke bis zu Armslänge in ungemessenen Abständen in das Mauerwerk eingelassen sind und etwa um ebenso weit aus dem Mauerwerk hervorragen, in diesem Theil mit Löchern behufs leichterer Befestigung des Stucks versehen. Jeder dieser Arme kann bis 1 Kubikmeter Gips tragen. Reichere Verwendung hat der Sandstein in den äußeren Umfassungswänden des Bauwerkes gefunden. Die das Hauptportal von 17 Meter Spannweite enthaltende, an der Westseite angebaute, 84 Meter lange Halle, in welcher sich noch besondere Eingänge für die Denkmal- und die

Taufkirche befinden, ist ganz massiv aus Sandstein erbaut. Hier ist auch reicher figürlicher Schmuck der Außenfronten vorgesehen. Ueber dem Haupteingang wird ein von Schaper modellirter Christus Aufstellung finden, während längs der Front nach an den beiden westlichen Eckthürmen, die höher und reicher profilirt sind als die beiden östlichen, überlebensgroße Gestalten der Apostel vertheilt sein werden, an denen hervorragende Künstler, wie Herter, Encandrelli, Wiedemann, Sprütt, Jahnisch, betheiligt sind. Auch Otto Lessings Meisterhand ist an mehreren Engelgruppen und an einer Anzahl überaus reizvoller Putten thätig gewesen. Die zweistöckige Westhalle soll in ihren oberen Räumen künftig ein Dom-Museum bergen, während einige andere Räumlichkeiten an den nördlichen und südlichen Flügeln verschiedenen Zwecken dienen werden. Die Kuppel wird oberhalb des Mauerwerks aus Kupfer gebildet, dem die Eisenconstruction als Gerippe dient. Von ihrer Galerie wird sich ein wundervoller Rundblick auf Berlin erschließen. In wenigen Monaten sollen die Sandsteinarbeiten vollendet und die Kuppel geschlossen sein, so daß die verbleibenden drei Baujahre ausschließlich dem inneren Schmuck gehören werden. A. F.

* **Paris.** Sonntag, 5. Sept., tritt hier unter dem Vorsitz Charles Schefers, Mitglieds der Académie des Inscriptions et belles-lettres, der XI. internationale Orientalistencongreß zusammen. Die erste Sitzung ist nicht öffentlich und findet im Vereinshaus der Sociétés Savantes statt. Am Montag präsidirt der Unterrichtsminister im Collège de France der Eröffnungssitzung. Gelegentlich des Congresses werden im Elysée, im Unterrichtsministerium, im Hotel de Ville, in der Ecole Coloniale und bei dem Prinzen Roland Bonaparte Empfänge gegeben. Das Schlußbankett ist auf Samstag, 11. Sept., festgesetzt.

-b- **Kopenhagen,** Ende August. Institut de droit international. Die 18. Jahresversammlung des Instituts hat am 26. l. M. Vormittags statutengemäß zunächst mit der Vornahme der Wahlen begonnen. Zum Vorsitzenden für die gegenwärtige und für die Zwischenzeit bis zur nächsten Sitzungsperiode wurde der dänische Geh. Etatsrath, vormalige Unterrichtsminister und jetzige Generalinspector des Gefängnißwesens C. Goos gewählt, zu Vicepräsidenten der Staatsanwalt am Cassationshof zu Paris A. Desjardins und der Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen F. v. Martitz. Eine Beförderung in die Classe der ordentlichen Mitglieder hat nicht stattgefunden; in jene der außerordentlichen Mitglieder (associés) wurden neu aufgenommen der norwegische Ministerpräsident und Justizminister O. F. Hagerup, der Professor der Rechte J. Berney in Lausanne, der Professor der Rechte A. Pillet in Paris und der Director der Revue générale de droit international public P. Fauchille in Paris.

Nachmittags fand sodann unter dem Vorsitz Sr. Exc. des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine, Raun, sowie in Gegenwart JJ. kk. HH. des Kronprinzen Friedrich und der Prinzen Christian und Harald von Dänemark, des diplomatischen Corps, der Spitzen der Behörden, des Rectors der Universität, der sonstigen Capacitäten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und weiterer hervorragender Persönlichkeiten Kopenhagens im Festsaal der Universität die feierliche Eröffnung der Sitzungen statt. Zunächst begrüßte Minister Raun das Institut im Auftrage des Königs und namens der Staatsregierung, sodann Professor Matzen, selbst Mitglied des Instituts, in seiner Eigenschaft als Präsident des Landsthings namens dieser parlamentarischen Körperschaft, welche auch ihren Sitzungssaal dem Institut zur Verfügung gestellt hat, sowie namens des Folkethings und des dänischen Volkes überhaupt. Ihnen erwiderten für das Institut als Ganzes Präsident Goos und für die auswärtigen Mitglieder Vicepräsident Desjardins.

Bei der nun folgenden Verlesung seines Jahresberichts gedachte der Generalsecretär, Botschaftsrath Professor Lehr von Paris-Lausanne, der schweren Verluste, welche das Institut durch den Tod zweier seiner berühmtesten Ehrenmitglieder, Sir Travers Twiß in London und Geheimrath Professor Goldschmidt in Berlin, erlitten hat, und gab sodann eine Uebersicht über die Früchte der Wirksamkeit des Instituts in den letzten Jahren; hierbei konnte er auch bekannt geben, daß nunmehr die belgische Regierung sich entschlossen hat, gemeinsam mit dem Bundesrath der Schweiz die Verwirklichung der Resolution des Instituts, daß für eine officielle Sammlung und Publication aller zwischen den verschiedenen Staaten zur Zeit geltenden und in Zukunft abzuschließenden Verträge allgemein bedeutsamen Inhalts Sorge getragen werden möge, in die Wege zu leiten. Am Schlusse brachte er sodann die ehrerbietigsten Glückwünsche des Instituts zu der Tags darauf stattfindenden Vermählung der Tochter des Kronprinzen, Prinzessin Ingeborg, mit dem Prinzen Karl von Schweden, sowie zu der bevorstehenden Vermählung seines Sohnes Prinz Christian mit der Prinzessin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin zum Ausdruck, wofür der Kronprinz, sichtlich gerührt, wärmstens dankte. Mit einem Cercle schloß sodann die feierliche Versammlung.

Zur Theilnahme an den Sitzungen sind außer den bereits genannten Mitgliedern des Bureaus erschienen: das Ehrenmitglied K. v. Olivecrona, vorm. Rath am obersten Gerichtshof zu Stockholm, nun der Classe der ordentlichen Mitglieder (membres) Gehrimrath v. Bar (Göttingen), Professor der Rechte Catellani (Padua), Landgerichtsrath Prof. Harburger (München), Prof. Kalparek (Krakau), Prof. Lainé (Paris), Prof. Lammasch (Wien), Prof. Lyon-Caën (Paris), Geheimrath v. Martens (St. Petersburg), Prof. Matzen (Kopenhagen), Appellrath v. Montlue (Douai), Staatssecretär a. D. Lord Reay (London), Prof. Rognin (Lausanne), Prof. H. Rolin (Gent) und Prof. Stoerk (Greifswald); aus der Classe der außerordentlichen Mitglieder Advocat Asser (Amsterdam), Staatsminister Hagerup (Christiania), die Professoren der Rechte Beauchet (Nancy), Buzzati (Pavia), Chrétien (Nancy), Heimburger (Gießen) und Olivi (Modena), der Gesandte der Republik Costa-Rica in Paris de Peralta, Chefredacteur der „Revue de droit international" C. Rolin (Brüssel), Prof. Rouard de Card (Toulouse), Privatdocent Strisower (Wien) und Staatsminister a. D., Prof. Wesnitsch (Belgrad).

Unter den zur Berathung kommenden Gegenständen sind besonders hervorzuheben der Entwurf zu einem Reglement über die rechtliche Stellung der Schiffe und ihrer Besatzungen in fremden Häfen, die Auswanderung vom Standpunkt des internationalen Rechts, die Handlungsfähigkeit der öffentlichen juristischen Personen des Auslandes, die Bedeutung der Litispendenz für die gegenseitigen Beziehungen der Gerichte verschiedener Staaten, die Berücksichtigung wohl erworbener Rechte im Falle eines Wechsels der Staatsangehörigkeit, ein Reglement zur Beseitigung der rechtlichen Schwierigkeiten, die sich aus Anlaß von Schiffszusammenstößen auf See ergeben, über die Errichtung eines oder mehrerer internationaler Gerichte zur Interpretation der Grundverträge der Internationalen (Post-, Literar- u. s. w.) Unionen, sowie die Doppelbesteuerung im Lichte des internationalen Rechts.

Da durch die rasche Aufeinanderfolge der Sitzungsperioden der Umfang der zu erledigenden Geschäfte sehr zugenommen hat, hat das Institut beschlossen, zunächst einen weiteren Generalsecretär anzustellen und als solchen das ordentliche Mitglied Homburger gewählt; demzufolge ist nunmehr das Bureau zusammengesetzt aus einem Dänen, zwei Franzosen und zwei Deutschen.

Zur Erholung nach des Tages Müh und Arbeit fand am 26. Abends bei dem Minister des Aeußern ein Souper mit Empfang statt; die Bürgerschaft von Kopenhagen gab ein glänzendes Diner mit darauf folgendem prächtigen Festabend in Tivoli, der dänische Juristenverein veranstaltete einen Ausflug in die reizende und interessante Umgebung von Kopenhagen, besonders nach Helsingör, Kronburg und Marienlyst; die alt ehrwürdige Universität Lund hat sich ebenfalls einen Besuch des Instituts ausgebeten und, last not least, Se. Majestät der König hat das Institut in corpore in einer Privataudienz empfangen, in welcher er mit jedem Einzelnen sich in dessen Muttersprache und über die Verhältnisse seines Vaterlandes herablassend unterhielt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die Grafen von Hochberg vom Fürstenstein, Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte. Breslau, Wilhelm Gottl. Korn 1896. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. II. Jahrg. Lfg. 15. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Die Kunst für alle. XII. Jahrg. Heft 23. München, F. Bruckmann A.-G. 1897. — Victor v. Reisner: Mein Heirenrecht. Kroatisch-slavonische Culturgeschichten. Berlin, Verlag der Romanwelt 1897. — Dr. Julius Baumann: Ueber Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie hgdg. v. H. Schiller u. Th. Ziehen). I. Bd. Heft 3. Berlin, Reuther u. Reichard 1897. — Kalender und statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1898, hgdg. vom Statist. Bureau. Dresden, C. Heinrich 1897. — Adolf Hoffmann: Im türkischen Kerker. Wie ich Omadeo Thomajan fand. Berlin, W. Faber u. Co. 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 3. September. Nummer 198.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die englischen Arbeiterverhältnisse in den Industriestädten. I. — Nettige. Von Dr. Ludwig Katell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die englischen Arbeiterverhältnisse in den Industriestädten.

I.

1. Die englischen Arbeiterverhältnisse haben sich bei weitem anders entwickelt, als die einschlägigen Verhältnisse auf dem europäischen Festlande. Auch von der Gestaltung unsrer deutschen Arbeiterverhältnisse sind sie trotz aller socialdemokratischen Behauptungen von der internationalen Gleichheit der Arbeiterinteressen ganz merklich verschieden. So ist es beispielsweise recht bezeichnend, daß wenigstens rein äußerlich die Innungen und Gewerkschaften in England bis auf diesen Tag noch weiter fortbestehen. Noch bis auf diese Stunde zählt die City von London 89 größere und kleinere Gewerbe- und Handelsgilden, welche sogar eine festgestellte Rangordnung unter sich aufrecht erhalten. Beispielsweise ist der Lord Mayor von London geradezu verpflichtet, einer der im ersten Range stehenden 12 Gilden persönlich anzugehören. Diese Gilden haben nicht nur ihre eigenen Versammlungshallen, sondern ihren durchaus fest abgegrenzten Kreis von Zunftgenossen. Ja die Zugehörigkeit zur Gilde geht vom Vater auf den Sohn über, und das selbst dann, wenn der Sohn einen anders gearteten Beruf als den durch die Gildegenossenschaft vertretenen für sich ergreift. Gesetzmäßig haben sogar bis auf den heutigen Tag noch eine Reihe dieser Innungen das Recht, den Eintritt eines jeden ihrem Berufszweige angehörigen Gewerbtreibenden in ihre Innung direct zu verlangen; dennoch wird dieses ihnen gesetzlich zustehende Zwangsrecht wohl niemals von den Gilden oder Innungen geltend gemacht. Dagegen üben sie das ihnen statutenmäßig zustehende Nachsuchungsrecht nach mangelhaften Waaren immerhin noch hier und dort, wenn auch selten genug, aus. Ebenso wird eine systematische Controle über den Gewerbebetrieb selbst bis auf diese Stunde von seiten der Apotheker, der Goldschmiede und Schreibmaterialienhändler gesetzlich ausgeübt. Alle Silber- und Goldwaare wird, bevor sie voll marktfähig wird, in der Halle der Goldschmiede abgestempelt. Ebenso werden in Apothecaries-Hall die Prüfungen der Pharmaceuten überwacht, und in Stationer's Hall (Halle der Schreibmaterialienhändler) muß jedes Buch, wenn es vor Nachdruck geschützt sein soll, gegen eine bestimmte Gebühr eingetragen werden. In gleicher Weise unterhalten eine große Reihe dieser Gilden oder Innungen Fachschulen zur Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen, und vor noch nicht allzu langer Zeit ist erst ein besonderes Institut, das „City and Guilds of London Technical Institute“, zum Zwecke der Ausbildung in den verschiedenen Gewerben mit recht bedeutenden Kosten errichtet worden. Streng, das heißt rein juridisch genommen, besteht das Innungswesen mit allen daran haftenden Beschränkungen für den Gewerbebetrieb in England noch bis auf diesen Tag; freilich ist die thatsächliche geschichtliche Entwicklung längst über diese alten Formen des Gewerblebens hinweggegangen; allein es ließe sich sehr wohl denken, ja es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß bei etwaigen Streitfällen die Entscheidungen englischer Richter auf Grund des noch immer formal bestehenden und juridisch gültigen Innungsrechtes gegen die thatsächlich bestehende Gewerbefreiheit ausfallen könnten. Unter allen Umständen ist es in hohem Grade erwähnenswerth, daß die englische Arbeiterbewegung und deren Führer an diese alt ehrwürdigen Gesellschaftsformen des Gewerblebens nicht rührten; theilweise wohl, weil eine Reihe dem Volke lieb gewordener Ceremonien und Gewohnheiten damit zusammenhängen; theilweise, weil die eigentliche und erste Ursache der englischen Arbeiterbewegung nicht sowohl der Wunsch nach Befreiung des Einzelnen von den Regeln der Gilden und Innungen, als ein ganz neu auftretender Factor war: die Maschine. Gerade so wie in allen übrigen europäischen Cultur- und Industriestaaten hat auch in Großbritannien die täglich zunehmende Verwendung der Maschine der Arbeiterbewegung sozusagen erst den Lebensodem eingehaucht. Deßhalb mußte auch vor allen Ländern in Großbritannien, als dem ersten und größten Industriestaat Europa's, der Hand- und Lohnarbeiter sich seiner durch die neue Maschinenindustrie vollkommen veränderten Lebensstellung zuerst vollkommen bewußt werden. Merkwürdig genug war es ein Arbeitgeber und nicht ein Arbeiter, welcher sich der neuen Bewegung zunächst als Führer anbot: der philanthropische Fabrikant Robert Owen predigte bereits Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts für Großbritannien die Uebernahme der gesammten Gütererzeugung durch die Gemeinden; ebenso trat Owen zu allererst für die achtstündige Arbeitszeit ein. Nach Ansicht dieses neuen Arbeiterapostels handelte es sich bei der neuen socialen Bewegung durchaus nicht um Politik oder um einen Classenkampf; Owen zufolge hatten vielmehr Arme und Reiche, Regierte und Regierende im Grunde genommen das gleiche Interesse. Die Bildung einer mächtigen Arbeiterpartei folgte, und bald schlossen sich daran eine große Anzahl über ganz England verbreiteter Arbeitervereine, an deren Spitze sich (1837) die „Londoner Arbeitergesellschaft“ stellte. Letztere forderte: allgemeines Stimmrecht mit geheimer Abstimmung und eine der Kopfzahl entsprechende Eintheilung der Wahlbezirke; ferner Abschaffung des Vermögensnachweises für Parlamentscandidaten und Tagegelder für die Unterhaus-

1) Neben persönlichen Wahrnehmungen wurden für den nachfolgenden Aufsatz benutzt: die Erhebungen der Royal commission on Labour (Digests), theilweise in der sehr nützlichen deutschen Bearbeitung von Dr. Karl Alfred Schmid, welche unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der gewerblichen Arbeit in England“ als besonderer Theil der bei Gustav Fischer in Jena veröffentlichten „Staatswissenschaftlichen Studien“ erschienen ist; des ferneren die Digests im Original; ebenso der im Frühjahr ausgegebene „Report of the Labour Department of the Board of Trade“ (1895—1896) und endlich der 1. Band des Werkes über Socialpolitik von Julius Wolf (Stuttgart, Cotta's Nachf. 1892).

mitglieder. Diesem Programm gab die Arbeiterpartei in Erinnerung an das Grundgesetz der englischen Freiheit, die Magna Charta, den Namen „Charte“; die Anhänger des Programms aber nannten sich bekanntlich Chartisten. Trotz ihres scheinbar rein politischen Programms machte die „Londoner Arbeitergesellschaft“ aus ihren socialistischen Bestrebungen durchaus kein Hehl. Einer ihrer bedeutendsten Agitatoren, der Methodistenprediger Stephens, erklärte ganz offen: „Der Chartismus ist keine politische Frage, bei welcher es sich nur darum handelt, das Wahlrecht zu erlangen; der Chartismus ist eine Messer- und Gabelfrage. Das will sagen, die Charte bedeutet: gute Wohnung; gutes Essen und Trinken; gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit.“

Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, wie, hauptsächlich infolge des Widerstandes der englischen Liberalen, diese erste Chartistenbewegung kläglich scheiterte; Es genüge, daran zu erinnern, daß die englische Arbeiterbewegung in D'Israeli als Premierminister einen ebenso machtvollen, wie klugen Vertheidiger fand und mit seiner Hülfe zum größeren Theil wenigstens all das erreichte, was ihre Urheber erstrebt hatten. Es war D'Israeli, welcher 1867 trotz alles dagegen aufgebotenen Widerstandes die Einsetzung einer königlichen Untersuchungscommission zur Berichterstattung über die Lage der Arbeiter durchzusetzen wußte; es war D'Israeli, der 1875—1876 die Gesetze für die volle Rechtsfreiheit der englischen Gewerkvereine schuf und den Arbeitern die volle Strikefreiheit gewährleistete. Ebenso sorgte derselbe D'Israeli für den Schutz der Arbeiter in Fabriken und Werkstätten durch die Gesetze vom Jahre 1867 und vom Jahre 1878. D'Israeli darf deßhalb in der Geschichte der modernen Arbeiterbewegung mit Recht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er neben Bismarck der einzige war, welcher der Bedeutung der socialen Bewegung durch Einführung praktischer Gesetzesreformen gerecht zu werden verstand. Die ganze großartige Entwicklung der englischen Arbeitervereinigungen ist durch die Socialpolitik D'Israeli's erst möglich geworden. Ihm verdankt es Großbritannien vor allem, daß bis ganz vor kurzem die Entwicklung der englischen Arbeiterverhältnisse für die Fortentwicklung der englischen Politik nicht verhängnißvoll wurde, und daß bis in die jüngste Zeit den vereinigten englischen Königreichen das Auftreten einer großen socialdemokratischen Partei, nach dem Muster der socialdemokratischen Fraction im Deutschen Reichstage, im englischen Unterhause erspart blieb. Auch zu den Untersuchungen über die Arbeiterfrage auf Grund der Aussagen von Vertretern der verschiedenen Arbeitergruppen hat D'Israeli durch die Einsetzung des socialpolitischen Ausschusses vom Jahre 1867 den ersten Anstoß gegeben und so mittelbar dazu beigetragen, daß wir, wie selbst unsre socialdemokratischen Führer einräumen, über die Geschichte der gewerblichen Arbeit in England eingehender und genauer unterrichtet sind als über die Geschichte der gleichen Berufsthätigkeiten in irgend einem anderen Lande.

Die Einsetzung der letzten englischen Royal Commission on Labour wurde durch ein besonderes königliches Decret vom 21. April 1891 beschlossen. Schon am 1. Mai desselben Jahres begann die Commission, zu welcher Mitglieder aller Parteien, also auch der socialistischen Partei, gehörten, ihre Arbeiten. Die von dieser Commission vorgenommenen Erhebungen dauerten bis Ende Mai 1894 fort. Die Commission hatte die Aufgabe, besonders folgende Dinge einer eingehenden Untersuchung zum Zwecke möglichst genauer Klarstellung der Thatsachen zu unterwerfen:[1]) 1. Die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern; 2. die Organisationen der Unternehmer und der Arbeiter; 3. die Lage der Arbeit in England und Schottland. Irland blieb vorläufig, wohl zum Theil wegen seiner geringen industriellen Entwicklung, unberücksichtigt. Daß die Commission Zeugen und Thatsachen ohne jede Voreingenommenheit geprüft hat, geht am besten daraus hervor, daß eines ihrer Mitglieder, Livesey, folgenden Beschluß beantragte, bei welchem der Antragsteller von dem bekannten Socialisten Tom Mann unterstützt wurde: „Die Mitglieder der Commission drücken hierdurch ihre volle Würdigung und Anerkennung aus über die große Geschicklichkeit, absolute Unparteilichkeit, unermüdliche Ausdauer und Geduld, mit welcher der Vorsitzende (Herzog von Devonshire) die Verhandlungen der Commission geleitet hat. Dieser Beschluß bildet einen besonders hervorzuhebenden Act der Commission und wird als solcher in den Protokollen gedruckt und veröffentlicht.“

Selbstverständlich konnte es nicht Aufgabe der Commission sein, die „sociale Frage“ für Großbritannien lösen zu wollen; dergleichen hätte im besten Falle nur auf eine Reihe sehr allgemeiner Vorschläge und Vorstellungen hinauslaufen müssen. Vielmehr galt es, über eine Anzahl wichtiger Specialfragen möglichst genaue und sachgemäße Aufschlüsse zu erhalten. Unter diesen wurde wieder mit Rücksicht auf die gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse von Arbeitern zu ihren Arbeitgebern die Beantwortung der drei folgenden Fragen als besonders wünschenswerth und vor allem wichtig angesehen: 1. Welches sind die Hauptursachen des modernen Strikes? Auf welchen industriellen Verhältnissen beruhen diese Strikes? Und welch einen Einfluß haben die Organisationen der Arbeiter und Unternehmer auf diese Ursachen? 2. Durch welche Mittel oder Einrichtungen können die Kämpfe zwischen Arbeiter und Unternehmer verhindert werden? Ferner: Wie können ausgebrochene Streitigkeiten friedlich und ohne Kampfmittel, also ohne Arbeitseinstellungen und Aussperrungen, beigelegt werden? 3. Kann einer der Gründe des Streites ganz oder theilweise durch eine dahinzielende Gesetzgebung, welche den Interessen aller gerecht wird, praktisch beseitigt werden?

Um den so gestellten Aufgaben zu genügen, war der Commission das Recht eingeräumt worden, erstens solche Personen vorzuladen und als Zeugen oder Sachverständige zu vernehmen, welche für geeignet gehalten wurden, über die einschlägigen Fragen und Verhältnisse Auskunft zu geben; zweitens Einsicht zu nehmen in Bücher, Acten, Register und Statistiken, um sich die weitestgehenden Informationen zu verschaffen, und endlich das Recht, auch sonst alles mit gesetzlichen Mitteln irgendwie erlangbare Material für die Zwecke der Commission heranzuziehen. All dergleichen Nachforschungen mußten vorgenommen werden, sobald 9 Mitglieder von den 27 Mitgliedern, aus denen die Commission bestand, es verlangten. Die Commission theilte sich selbst zur besseren Bewältigung der ihr zugefallenen Aufgabe in drei verschiedene Sectionen. Der Section A fielen zu:[1]) 1. Bergwerke; 2. Eisenindustrie; 3. Maschinenbau; 4. Stahlwaarenindustrie; 5. Schiffbau; 6. verwandte Gewerbe. Der Section B: I. Transportgewerbe: 1. Schiffahrt; 2. Canäle; 3. Docks; 4. Eisenbahnen; 5. Tramways. II. Landwirthschaft. Der Section C: 1. Textilbranche; 2. Bekleidungsindustrie; 3. chemische Industrie; 4. Baugewerbe; 5. vermischte Gewerbe.

In dieser Weise wurden im ganzen von der Commission 583 Zeugen in 151 Sitzungen aus allen möglichen Schichten des Gewerbelebens, also Arbeiter ebensowohl wie Arbeitgeber, größere Unternehmer, Directoren großer Gesellschaften und andere Angestellte aller Gattungen vernommen. Dazu wurden ungefähr 3150 verschiedenartige Fragebogen an Gewerkvereine, Unternehmerverbände, Gewerbekammern und

[1]) Vergl. Bearbeitung von Schmid.

[1]) Siehe Schmid am angef. Ort.

Handelskammern versandt. 1190 davon kamen mit Antworten und Auskünften bedeckt zurück. Ebenso wurden Circulare an etwa 2000 Staats- und Gemeindeunternehmungen versandt; von letzteren blieben jedoch merkwürdigerweise 900 gänzlich unbeantwortet. Ob deßhalb, weil die Adressaten die Bedeutung der Commissionsarbeiten nicht zu würdigen wußten, oder aus böser Absicht, bleibe dahin gestellt; das erstere ist jedenfalls wahrscheinlicher.

Das Schlußergebniß der angestrengten Untersuchungen, in deren Interesse nicht weniger als 48,000 Briefe und Schriftstücke gewechselt wurden, stimmt nun darin überein: erstens, daß die allgemeine Lage der arbeitenden Classen während der letzten 50 Jahre sich dauernd und sehr wesentlich gebessert hat, und zweitens, daß infolge dessen auch die ganze Lebenshaltung (standard of life) der Arbeiter in jeder Beziehung besser und höher geworden ist als vor 40 oder auch nur 30 Jahren. Dagegen stimmen die Urtheile über die Größe des Fortschrittes im Vergleich zu dem allgemeinen Fortschritt und im Vergleich zu der augenscheinlichen Vermehrung des Nationalreichthums in Großbritannien nur wenig oder gar nicht überein, wie sich aus dem Vergleich des von der Mehrheit der Royal Commission on Labour abgegebenen Urtheils mit den von der Minderheit aufgestellten Behauptungen deutlich ergibt. Das Schlußurtheil der Commissionsmehrheit lautet:

1. Die Erhebungen der Labour-Commission haben zu dem allgemeinen Eindrucke geführt, daß der Lohn während der letzten 50 Jahre bedeutend gestiegen ist, sowohl in Bezug auf den Nominalbetrag, als auch — abgesehen von der Hausmiethe in den großen Städten — hinsichtlich der Kaufkraft des Geldes für den Bedarf. Ebenso sind die Arbeitszustände in sanitärer Hinsicht wesentlich besser geworden.

2. Wenn die allgemeine Lohnsteigerung von 1872 mit ihrer nachfolgend anhaltenden Dauer oder ihrer Zunahme einerseits, sowie das Fallen der Preise für die Consumartikel der arbeitenden Massen andererseits seit 1872 als allgemein feststehende Thatsachen gelten können, so ist der Schluß durchaus gerechtfertigt, daß im ganzen die Lage der arbeitenden Classen während der letzten 50 Jahre beträchtlich gebessert ist.

3. Ferner muß bemerkt werden, daß viele Arbeiter nicht bloß Arbeitseinkommen beziehen, sondern auch Einkommen von einem gewissen ersparten und investirten Capital haben.

4. erscheint es sicher, daß vor 50 Jahren die Zahl solcher, die sehr geringe Löhne erhielten, im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung viel größer war als heute, obgleich angesichts der großen Zunahme der Bevölkerung die heutige Bestandziffer der Lohnarbeiter nicht geringer sein kann.

5. Der allgemeine Fortschritt für die Arbeitslöhne scheint darin zu bestehen, daß ein allmählicher Ersatz der schlechter bezahlten Arbeitsgelegenheiten durch besser bezahlte Arbeitsgelegenheiten sich vollzog; zugleich wurden während der letzten 50 Jahre bei besonderen Arbeitsgelegenheiten höhere Löhne geboten, und auch im allgemeinen wurde qualificirte Arbeit besser bezahlt. Dadurch hat die Procentziffer der zu den niedrigsten Lohnraten arbeitenden Leute ganz erheblich abgenommen. Dabei ist wohl in Betracht zu ziehen, daß die Kaufkraft des Geldes heute mindestens so groß ist wie vor 50 Jahren, besonders mit Rücksicht auf die Hauptconsumartikel der ärmeren Classen; ja daß diese Kaufkraft während der letzten 20 Jahre ganz wesentlich gewachsen ist.

6. Der allgemeine Eindruck ist der, daß die angesessene und für ihren Beruf genügend vorgebildete Arbeiterbevölkerung während des letzten halben Jahrhunderts ihre Lebensverhältnisse fortgesetzt und beträchtlich zu bessern vermochte. Dieser Fortschritt geht Hand in Hand mit dem der modernen Industrieentwicklung angepaßten stetig fortschreitenden Gewerberecht. Die Gruppe der gelernten Arbeiter besitzt in hohem Grade die Kraft und das Geschick der Organisation, Selbstverwaltung und Selbsthülfe. Durch Associationen als Consumenten sind diese Arbeiter selbst Organisatoren und Leiter großer und blühender Handels- und Gewerbeunternehmungen geworden. In vielen Fällen haben die Arbeiter vermittelst einer Baugenossenschaft es so weit gebracht, in eigenen Häusern zu wohnen. Auch die Arbeitergruppen, welche sonst die niederen Industriegrade (ungelernte) vertreten, haben, als Gesammtheit genommen, kaum viel weniger als die gelernten Arbeitergruppen von der gesteigerten Production, den Vergünstigungen der Gesetzgebung, sowie von dem Billigerwerden der Nahrung und Kleidung und von der Erschließung neuer Betriebsgebiete für Capital und Arbeit Vortheil gezogen. Hauptsächlich zeigt sich das auch darin, daß die höheren Industriegrade zum Theil die ungelernten Arbeiter für ihre Arbeit verwerthet haben; dagegen ist die nur vom zufälligen Arbeitseinkommen lebende ungelernte Arbeiterbevölkerung sichtlich zurückgegangen.

7. Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter: Die heutige Einkommensvertheilung beruht darauf, daß die Eigenthümer mit Profiten, die Arbeiter mit Löhnen entschädigt werden. Dennoch zeigen die Untersuchungen, daß während der letzten 50 Jahre eine beschränkte industrielle Theilhaberschaft der Arbeiter sich anzubahnen beginnt. Beweis dafür liefern: die Gewinnbetheiligung; die gleitende Lohnscala, die Arbeiterausschüsse u. s. w. Die industrielle Theilhaberschaft („Industrial Partnership") geht aus auf eine berathende Stimme der Arbeiter bei der Vertheilung der industriellen Production, und zwar vermittelst Arbeiterorganisationen. Ob die Bewegung in dieser Richtung weiter gehen und darin ihren Abschluß finden wird, daß die Arbeiter in der Gesammtleitung der Production, sowie bei Bestimmung der Preise eine dem Einflusse der Unternehmer gleichwerthige Stimme erhalten werden, bleibt abzuwarten; deßgleichen läßt sich durchaus nicht voraussagen, ob eine solche Entwicklung der Dinge den öffentlichen Interessen entsprechen würde; nur die praktische Erfahrung könnte darauf eine entscheidende Antwort geben. Es erscheint immerhin denkbar, daß auch das Collectiveigenthum an allen Productivmitteln den socialen Frieden nicht garantirt, und daß der Arbeiter auch im „collectivistischen Staat" für die sogenannte „gerechte Löhnung seiner Arbeit" würde kämpfen müssen, allerdings gegen einen anderen Gegner und mit anderen Waffen als jetzt.

8. Trotz aller auch noch heute zu Tage tretenden Differenzen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist nicht zu übersehen, daß Eifersucht und Feindseligkeiten, welche früher den Lohnkampf begleiteten, einer freien und offenen Behandlung der strittigen Fragen gewichen sind. Ein mehr cordiales Verhältniß und ein besseres gegenseitiges Verständniß, welches auf einer näheren gegenseitigen Kenntniß der Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter beruht, macht sich geltend, und eine Tendenz zur Aufrechthaltung des industriellen Friedens zeigt sich allgemein. Zugleich mit diesen Erscheinungen ist unverkennbar die tägliche Arbeitszeit während der letzten 50 Jahre in sehr vielen Fällen dauernd kürzer geworden; in den meisten Gewerben ohne jede Verringerung der Löhne. Da trotz dieser Verringerung der Arbeitszeit infolge der verbesserten Arbeitsmethoden der Ertrag der Production derselbe geblieben, ja in sehr vielen Fällen wesentlich gewachsen ist, so sind auch die Löhne gestiegen. Dagegen besteht keine Beziehung zwischen Kürzung der Arbeitszeit und Steigerung des Lohnes. (Auch keine indirecte? Das wäre zum mindesten noch sehr fraglich! Anmerk. des Verf.) Diese Erscheinungen haben weiter zurückliegende Ursachen, nämlich: die Vervollkommnung der

Maschinerie, des Productionsprocesses, sowie Verminderung der Profitrate, was wiederum das Ergebniß der wachsenden Capitalfülle ist, die wachsende Unternehmercapacität, welche gesteigerte Nachfrage nach tüchtiger Arbeit zur Folge hat, und endlich eine stets erweiterte Ausdehnung des Absatzgebietes.

9. Reduction der Arbeitszeit ist doch eigentlich eine Form höherer Lohnzahlung. Der Arbeitstag ist in sehr vielen Industrien entschieden kürzer als vor 50 Jahren. Da die arbeitenden Classen sichtlich der Reduction der Arbeitszeit eine fast noch größere Bedeutung als höheren Löhnen beilegen, so dürfte diese Reduction in der Zukunft raschere Forschritte als in der Vergangenheit machen.

Diesen Ansichten der Commissionsmehrheit mögen hier die Aeußerungen der aus vier Mitgliedern bestehenden Minderheit gegenübergestellt werden. Dieser Minderheitsrapport, welcher augenscheinlich zum großen Theil von dem Socialisten Tom Mann inspirirt ist, lautet in den wesentlichen Stellen, wie folgt: „Die Fundamentalursache der Spannungen zwischen Arbeiter und Arbeitnehmer ist in der unbefriedigenden Lage der Lohnarbeiter zu suchen. Trotz großer Zunahme des Nationalwohlstandes sind große Schichten der Bevölkerung (wie wir glauben etwa 5 Millionen oder 13.3 Proc. der Gesammtbevölkerung) nicht in der Lage, einen Lebensunterhalt zu erlangen, welcher zur Ernährung ausreicht und den Anforderungen der Gesundheit gerecht zu werden erlaubt. Wir finden beispielsweise, daß in einzelnen Bezirken der Metropole ½ bis ⅔ der ganzen Bevölkerung unter das Minimum („Poverty-Line", nach Ch. Booth 1 Pfd. St. [20 M.] per Woche und per Familie) fällt, und daß dieser Zustand nicht etwa auf außerordentlichem Elend beruht, sondern das Ergebniß einer 50jährigen fortdauernden Besserung vorstellt; deßhalb können wir nicht umhin, es offen auszusprechen, daß diese Verhältnisse eine eingehende Beobachtung und Wahrnehmung von seiten der Regierung erheischen. Man muß wohl oder übel diese jämmerliche Lage der Arbeiter mit der Thatsache in Verbindung bringen, daß zwei Drittel der jährlichen Production der Gesammtheit von nur einem Viertel ihrer Glieder absorbirt wird, und daß dieser jährliche Tribut in Form von Renten, Zehnten und Dividenden aus der Industrie der Nation beinahe 500 Millionen Pfd. St. (10,000 Millionen Mark) erreicht. Wir wollen nicht sagen, daß der Zustand jetzt gegen früher schlechter ist. Im Gegentheil, wir glauben, daß die durchschnittliche Lage der Lohnarbeiter durch Gesetzgebungen und andere Reformen während der letzten 60 Jahre dauernd verbessert worden ist. Diese Verbesserung war jedoch eine nur theilweise. Beträchtliche Gruppen der Bevölkerung leben auch heute noch in Verhältnissen, welche nicht weit entfernt sind von denen, auf welche die älteren Fabrikgesetze und der Minenact mit Erfolg Anwendung gefunden haben.

„Wir glauben, es müßte jetzt ein ernster Versuch gemacht werden, auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Erfahrung und der ökonomischen Wissenschaft die collective Kraft und den collectiven Reichthum der Gesammtheit zu verwerthen, um den Standard der Lohnarbeiter dauernd zu steigen; besonders aber die Lebenshaltung derjenigen Gruppen, welche von den früheren Reformen unberührt geblieben sind. Manches ist zu hoffen, besonders für den besser bezahlten Arbeiter, von den Fortschritten der Gewerkvereinsbildungen, der Cooperativbewegung und von anderen Formen freiwillig-selbständiger Association. Dagegen müssen wir für eine zu erhöhende Lebenshaltung der die Hülfe am meisten benöthigenden Gruppen von Lohnarbeitern unsern Blick auf eine weise Ausdehnung der collectivistischen Bewegung richten. Der sociale und ökonomische Fortschritt der Arbeiter hängt unsres Erachtens ab von der systematischen Entwicklung der demokratischen öffentlichen Thätigkeit in ihren folgenden drei Hauptformen: 1. der nationalen oder municipalen Verwaltung solcher Gewerbe, welche socialistisch betrieben werden können; 2. der Regulirung privater Unternehmungen, welche von der Gesammtheit noch nicht betrieben werden können; 3. der öffentlichen Fürsorge (durch Besteuerung von Renten- und anderen arbeitslosen Einkommen), für Bildungs- und andere Anstalten, sowie für die geistige und moralische Entwicklung aller Classen der Gesammtheit."

Bevor ich auf eine nähere Beleuchtung dieser beiden Gutachten der Royal Commission on Labour näher eingehen, mögen noch die Ansichten eines Arbeiterveteranen, dessen Erfahrungen in Arbeiterfragen bis in die vierziger Jahre zurückgehen, hier eine Stelle finden. Ludlow, welcher viele Jahre lang eine hervorragende Stellung bei den Friendly Societies (Hülfsgenossenschaften für Arbeiter) einnahm und socialistischen Ansichten sehr nahe steht, erklärte bei seiner Vernehmung vor der Royal Commission on Labour folgendes: „Ich constatire einen materiellen und moralischen Fortschritt der Arbeiter. Der intellectuelle Fortschritt der Arbeiter ist sehr groß gewesen. Ich habe keinen Zweifel, daß im ganzen Lande die Löhne beträchtlich gestiegen sind. Meinen allgemeinen Eindruck von der Lage der Arbeiter während der ganzen Zeit meiner Erfahrung formulire ich dahin: ich bin der Meinung, daß die Lage der Arbeiter sich ganz ungeheuer geändert hat. Dennoch hat sich die öffentliche Meinung in Arbeiterangelegenheiten noch mehr geändert. Heutzutage stehen Knaben und Mädchen, welche eben frisch von der Schule kommen, auf einem weit vorgerückteren Standpunkt in der Arbeiterfrage; auf einem Standpunkt, zu welchem wir 1848 das Volk zu bringen nicht imstande waren. Damals wurde unser dahin gehendes Bestreben als ketzerisch und revolutionär angesehen. Die arbeitende Classe hat sich durch Verstandesbildung, Geschäftssinn und weiten Ausblick ungeheuer entwickelt, obwohl sie von jenem Enthusiasmus und jenen großmüthigen Gesinnungen ein wenig verloren hat, wodurch sich meine Arbeiterfreunde der älteren Zeit auszeichneten.

„Die materielle Besserung der Lage betrifft sowohl die Handwerker als die ungelernten Arbeiter. Der hervorstechende Zug der Zeit ist die Annäherung zwischen diesen beiden Gruppen. Als ich die Arbeiterfrage zu studiren begann, lag ein breiter Grenzstreifen zwischen diesen beiden, und es herrschte in vielen Fällen eine Art stummen Einverständnisses zwischen den Unternehmern und den ungelernten Arbeitern. Die Handwerker standen diesen beiden feindlich gegenüber. Seither hat man aber das Schauspiel erlebt, daß Vertreter der Aristokratie der Gewerbe, die Maschinenbauer, sich zur Leitung der ungelernten Arbeiter willig herbeilassen. Ich nenne Herrn Tom Mann und John Burns als Beispiele. — Aufgehört hat ferner die kleinliche Eifersucht der Arbeiter unter einander. Der erste Arbeiter, der je in eine Royal Commission kam, wurde, wie ich mir habe erzählen lassen, aus seiner Stellung als Secretär des Gewerkvereins der Tischler und Zimmerer herausgedrängt durch reine Eifersucht, indem die Arbeiter, statt stolz auf ihr Mitglied in der Commission zu sein, durchweg auf ihn eifersüchtig waren. Heute dagegen ist diese Commission (selbstverständlich die Commission vom Jahre 1891—94, bemerkt der Verfasser) ein Beweis dafür, daß dieses Gefühl vollkommen verschwunden ist, und die Anwesenheit so manches Arbeiters hier zeigt, daß eine bessere Einsicht unter den Arbeitern Platz gegriffen hat.

„Was nun die Cultur- und Sittengeschichte der arbeitenden Classen angeht, so ist zu bemerken, daß der Arbeiter heute im allgemeinen Antheil nimmt an allen socialen Fragen; man findet ihn überall: in der Verwaltung, im Stadtrath, im Londoner Grafschaftsrath ꝛc.

Digitized by Google

Die Arbeiter sind fortgeschritten und machen immer noch Fortschritte auf der socialen Stufenleiter. — Hinsichtlich der Vergnügungen der Arbeiter der vierziger Jahre kann ich nur sagen, daß ein großer Theil derselben sich überhaupt nicht zu „amüsiren“ verstand. Wir machten in unserm „Working Men's College“ die überraschende Erfahrung, daß der eigentliche Arbeitsmann überhaupt keinen Witz verstand. Wenn etwas recht spaßhaftes gelesen wurde, faßten sie es nicht und mußten erst lernen, was Humor ist. Das war eine der Folgen der sehr unterdrückten Lage, in welcher sie aufwuchsen. Das alles gilt für die Zeit vor der Aufhebung der „Corn Laws“. —

Endlich sei hier noch das Urtheil des Dr. W. Ogle, Inspector der statistischen Abtheilung beim englischen Registeramt, über die Lebensdauer der arbeitenden Classen angeschlossen. Sie lautet: „Die Lebensdauer während der letzten 50 Jahre hat bedeutend zugenommen. Ich habe eine Lebenstafel hergestellt, gegründet auf Angaben der Jahre 1871—1880, und da zeigt sich eine bedeutende Zunahme der Lebenserwartung gegenüber einer ähnlichen Tabelle meines Vorgängers Dr. Farr, welche etwa 20 Jahre früher gemacht ist. Die Tabelle des Dr. Farr war basirt auf die Angaben der Jahre 1838—1854, meine auf diejenigen der Jahre 1871—1880. Die durchschnittliche Lebensdauer in England und Wales hat bedeutend zugenommen.“

Dr. Schmid macht in der Einleitung zu seiner Bearbeitung allerdings für eine nur bedingte Richtigkeit der bisher durch die Zeugen und Protokolle festgestellten Thatsachen ein mehr psychologisches Moment geltend; er behauptet nämlich, daß die Urtheile der Commission unter dem wirthschaftlichen Eindruck der Zeit selbst stehen, in welcher sie gefällt wurden. Aber, wenn man selbst einen gewissen psychologischen Einfluß der besonderen Wirthschaftsphysiognomien der unter sich sehr verschiedenen Jahre 1891, 1892, 1893 und 1894 für die Aussagen vieler, besonders dem Arbeiterstande zugehöriger und vor der Labour-Commission vernommener Zeugen zugestehen will, so läßt sich doch ein irgendwie bedeutenderer Einfluß auf das Urtheil der Commissionsmitglieder selbst kaum annehmen. Unter allen Umständen würde ein solcher Einfluß der augenblicklichen Zustände auf das Gesammturtheil über die Lage der englischen Industriearbeiter außerordentlich gering anzuschlagen sein. Uebrigens ist trotz der geschäftlichen Depression, welche die englische Industrie nach dem glänzenden Aufschwung des Jahres 1891 mehr oder weniger bis zum Schlusse des Jahres 1894 beherrschte, das allgemeine Ergebniß der Untersuchung, wie ja aus den bisher gemachten Mittheilungen am besten erhellt, doch im ganzen außerordentlich günstig. Nur das Gutachten der Commissionsminderheit glaubt in der großen Zahl der Arbeitslosen und den damit zusammenhängenden Erscheinungen innerhalb der Arbeiterwelt eine beredte und tiefe Schattenlinie in dem lichten Gemälde fortschreitender Cultur zu erblicken, welches die volkswirthschaftliche, sittliche und geistige Entwicklung der Lohnarbeiter während der letzten 30 Jahre zeigt. Und in der That, es kann nicht geleugnet werden, daß in der bisher von dem modernen Staate vergeblich bekämpften vollkommenen Arbeitslosigkeit eine große Gefahr nicht nur für den Lohnarbeiter, sondern für unsre gesammte bestehende Gesellschaftsordnung enthalten ist. Die Vorhersagungen von Karl Marx, daß mit der Ausdehnung der Maschinenindustrie eine Verschlechterung der menschlichen Race und eine Arbeitsberaubung des Lohnarbeiters eintreten müsse, sind für den bei weitem überwiegenden Theil der Arbeiter schmählich zu Schanden geworden; nichtsdestoweniger haben diese von der socialistischen Schule eines Marx immer aufs neue wiederholten Behauptungen für bestimmte Kreise der Lohnarbeiter, mehr noch als in anderen europäischen Staaten, in England eine gewisse Berechtigung behalten. Die Maschine — so darf man sagen — hat einen sehr großen Theil der Lohnarbeiter nicht sowohl brodlos gemacht, als vielmehr den Anlaß zu einer Organisation der Arbeit gegeben. An großen Industriestätten, wo eine große Anzahl von Maschinen in Thätigkeit sind, findet besonders der geternte Lohnarbeiter bis zu einer gewissen Zahl immer Beschäftigung; ja, diese Beschäftigung hört selbst in kritischen Zeiten wenig oder nur vorübergehend auf, weil der Arbeitgeber aus Rücksicht für die Verzinsung des in seinen Maschinen, Gebäuden u. s. w. angelegten Capitals arbeiten zu lassen gezwungen ist. Für einen recht weiten Kreis der Lohnarbeiter hat sich also die Maschine nicht als Verderberin, sondern als Wohlthäterin erwiesen. Einen vollen Beweis dafür liefern die täglich mächtiger werdenden Arbeiterverbindungen in England und mehr noch die Einlagen in den Sparcassen, welche zum überwiegenden Theil von Lohnarbeitern und kleineren selbständigen Handwerkern herrühren. Die Zahl dieser Einlagen in die Sparcassen und die seit dem Jahre 1870 geschaffenen Postsparcassen zeigt für die Vereinigten großbritannischen Königreiche folgende Ziffern:

1850 . .	28.9	Millionen	Pfd. St.	(578	Millionen	Mark)
1860 . .	41.3	„	„ „	(826	„	„
1870 . .	53.1	„	„ „	(1062	„	„
1880 . .	77.7	„	„ „	(1554	„	„
1889 . .	108.1	„	„ „	(2162	„	„

1894 (31. December) belief sich das bei den Postsparcassen allein eingelegte Geld auf 89,266,066 Pfd. St. (1,785,321,320, in Worten auf über eintausendsiebenhundertundfünfundachtzig Millionen Mark!). Bringt man nun die Einlagen in den sonstigen Sparcassen mit nur 70 Mill. Pfd. St. (1400 Millionen Mark) in Anschlag, was nach den bis zum Jahre 1890 vorliegenden Ziffern eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte, so ergibt sich eine Gesammtsumme von 1,785,321,320 + 1,400,000,000 = 3,185,321,320 M.

Die Zahl der Einleger betrug am Schluß des Jahres 1894 bei den Postsparcassen 6,453,597 (nach dem officiellen Bericht des großbritannischen Generalpostmeisters für das Jahr 1896); das ergibt, wenn man die Zahl der eingelegten Millionen auf 3180, die Zahl der Sparer auf 6,430,000 abrundet, eine Einlage von 493 M. pro Kopf. Des ferneren wird man nicht fehl gehen, wenn man mit Julius Wolf [1]) auf je sieben Einwohner immer einen Sparer rechnet. Parallel mit diesem stetigen Wachsthum ersparten Capitals, ja demselben fast immer voraus geht die Entwicklung der englischen Arbeitergenossenschaften. Nach den Angaben Robert Giffens, des Chefs der statistischen Abtheilung im englischen Handelsministerium, beträgt die Mitgliederzahl der englischen Gewerkvereine 871,000 bei einer Arbeiterbevölkerung von 13,200,000 Menschen. 109 dieser Gewerkvereine mit einer Mitgliederzahl von 425,841 haben während des letzten statistisch bearbeiteten Jahres in der officiellen, wöchentlich erscheinenden „Labour Gazette“ regelmäßig die Zahl ihrer nicht beschäftigten Mitglieder mitgetheilt. Welch eine Macht diesen englischen Arbeitergenossenschaften innewohnt, mag man daraus ermessen, daß 21 der größten Trade-Unions allein über ein Capital von 1,035,689 Pfd. St. (20,712,780 M.) verfügen; also jede einzelne dieser Genossenschaften besitzt etwa eine Million nach deutscher Währung. [2]) Diese Genossenschaften haben durch den Rückhalt, welchen sie dem englischen Arbeiter bieten, letzteren erst zum Bewußtsein seines

[1]) Julius Wolf, Socialismus und capitalistische Gesellschaftsordnung. Stuttgart 1892, Bd. I.

[2]) Siehe: Third Annual Report of the Labour Department of the Board of Trade (1895—1896).

Werthes und seiner Bedeutung für die allgemeine industrielle Entwicklung gebracht. Die von ihnen organisirten Arbeitseinstellungen endigen zuguterletzt in den bei weitem meisten Fällen mit dem Siege der Arbeiter. Nach der Angabe Giffens beträgt der totale directe Verlust der Arbeiter an Löhnen infolge der Arbeitseinstellungen noch nicht ½ Proc. der jährlich gezahlten totalen Lohnsumme. Freilich erreicht der indirecte Verlust aus Anlaß von Strikes infolge von fremder Concurrenz u. s. w. eine viel höhere Ziffer. „Die durchschnittliche Dauer der Strikes" — so erklärte der Chef der statistischen Abtheilung des Handelsministeriums vor der Royal Commission on Labour — „ist drei Wochen. Der Lohnverlust einer so kurzen Zeit kann häufig innerhalb des laufenden Jahres wieder eingebracht werden."

Die Aussagen vor der Commission haben übrigens als ein beinahe feststehendes socialpolitisches Gesetz ergeben, daß die Aussicht der Arbeiter auf Erhöhung ihres Lohnes und die Aussicht auf Durchbringung ihrer Forderungen bei einem Strike im Verhältniß zum Alter der Arbeitergenossenschaft wächst, welcher sie angehören. Der Kampf wird von seiten der Unternehmer meistentheils nur jüngeren Arbeitervereinigungen gegenüber mit Aussicht auf einen glücklichen Ausgang im Sinne der Arbeitgeber geführt. Wie sehr die Arbeiter die Wichtigkeit ihrer Zugehörigkeit zu einem Arbeiter- oder Gewerkverein begreifen, geht am besten daraus hervor, daß seit der Angabe Giffens, also seit noch nicht drei Jahren, die Anzahl der Mitglieder der Trade Unions nach dem neuesten Bericht des Handelsministeriums von 871,000 auf 1,330,104 Mitglieder gestiegen ist![1]) Der Jahresetat dieser Arbeitergenossenschaften balancirte im Jahre 1895 mit 1,553,705 Pfd. St. (31,074,100 M.) Einnahmen, gegen 1,400,336 Pfd. St. (28,006,720 M.) Ausgaben; ihre gesammte Vermögensbilance dagegen ergab die Summe von 1,706,577 Pfd. St. (34,130,340 M.).[2]) Neben diesen Gewerkvereinen, welche ihrer bei weitem überwiegenden Zahl nach bloße Schutzvereine der Lohnarbeiter gegen die Uebergriffe der Unternehmer, gegen Krankheiten u. s. w. sind, haben die englischen Arbeiter noch eine große Zahl von Productivgenossenschaften gebildet. Besonders diese Productivgenossenschaften haben recht viel zur Verbreitung socialistischer Ideen, wie sie von Tom Mann vertreten werden, beigetragen; mehr aber noch zum Wachsthum des Pauperismus, welcher, wie leider nicht geleugnet werden kann, gerade infolge der Trade-Unions durch ganz England und am meisten in der großbritannischen Metropole noch immer in steter Zunahme begriffen ist. Von diesen beiden besonderen Erscheinungen, die man in gewissem Sinne als die Auswüchse der englischen Genossenschaftsbewegung bezeichnen könnte — die Productivgenossenschaft als Auswuchs nach oben, der Pauperismus als Auswuchs nach unten — soll in der folgenden Darlegung ausführlicher gesprochen werden, zumal diese beiden Factoren von ganz verschiedenen Richtungen her die bisherige ruhige und stetig fortschreitende Entwicklung der englischen Arbeiterwelt sichtbar zu zerstören und zu untergraben drohen.

Rettige.

Von Dr. Ludwig Kovell.

Das über Wiesen und Felder dahinschweifende Auge wird angenehm berührt durch die zarten gelben Blüthen, welche in Aeckern das grüne Einerlei unterbrechen. Sieht man genauer zu, so findet man eine dunkelgelbe und eine lichte, oft fast weißliche Blüthe, die bei beiden je vier Blumenblättchen in schöner, regelmäßiger Anordnung ausstreckt. Obwohl man bei diesen unschuldig scheinenden Kräutern nichts von „Wildheit" merkt, heißt das eine der wilde Senf und das andere der wilde Rettig. Beide bilden für den Landmann nichts weniger als eine Augenweide, und es kostet ihm alljährlich viele Mühe, sie los zu werden.

Das Pflänzchen mit den lichtgelben Blumenblättern ist die Mutterpflanze unsres Rettigs. Reißt man jenes aus, so erinnert es mit seinen dünnen, fast faserigen Würzelchen allerdings sehr wenig an den dickbäuchigen, kugelrunden Rettig, wie er seine Rundfahrt durch die Bierhäuser Münchens macht. Allein die Blüthen und Früchte des Unkrautes sehen denen des cultivirten Begleiters der Maßkrüge so ähnlich, daß Carrière, der Inspector der Baumschulen im Jardin des plantes zu Paris, vor 30 Jahren auf die Idee kam, in jener die Stammpflanze für diesen zu erblicken. Mit Bestimmtheit ließ sich das erst sagen, nachdem es Carrière gelang, aus dem Knotenhederich, das ist eben der wilde Rettig (Raphanus Raphanistrum), den würzigen Erreger des Durstes zu ziehen.

Bei seinen Versuchen, aus den dünnen Wurzeln des Knotenhederichs fleischige zu machen, hat Carrière den gewöhnlichen Weg, den rationelle Gemüse- und Blumenzüchter einschlagen, in Anwendung gebracht, d. h. er hat diejenigen Pflanzen zum Samen herangezogen, welche an ihren Wurzeln die Neigung zum Fleischigwerden am meisten zeigten, während die anderen weggeworfen wurden. Er sammelte zu diesem Zwecke zuerst Samen von kräftigen Pflanzen aus der Wildniß im Herbste und säete sie unter günstigen Bedingungen im Frühjahr aus. Schon nach 4 Jahren resultirten wirkliche Rettige, welche die Mitte zwischen den teller- und rübenförmigen Sorten hielten.

Uebrigens ließ man sich die saftige Wurzel schmecken, schon lange bevor man eine Ahnung von ihrer Abstammung hatte.

Schon die alten Aegypter genossen sie und suchten merkwürdigerweise ihren Geschmack durch — Salpeter zu heben. Von den Ufern des Nil scheint der Rettig nach Griechenland verpflanzt worden zu sein. Man trug daselbst seiner Neigung zur Feuchtigkeit Rechnung, indem man ihn gewöhnlich an den nassen Stellen im Garten oder auf dem Felde, immer in der Nähe des Wassers, anbaute.

Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß die Griechen drei Sorten davon zogen. Theophrast spricht sogar von fünf verschiedenen Arten, doch dürfte er keine genaue Unterscheidung zwischen dem Rettig und der weißen Rübe gemacht haben. Am meisten wurde in Hellas der Rettig mit glatten Blättern bevorzugt. Nach Aristophanes kochten arme Leute, „denen das Mehl zum Teige fehlte", sowohl den Stamm als auch die Blätter dieser Pflanze.

Während ihn die Griechen „Raphanos" nannten, bezeichneten ihn die Römer schlechthin als „Radix", das heißt Wurzel, und zwar gewöhnlich noch mit der näheren Bezeichnung Radix syriaca, was darauf deutet, daß sie ihn aus Syrien erhalten hatten.

In dem Worte Radix erkennt man leicht das Stammwort unsres heutigen Radieschens.

Wer weiß, ob die alten Germanen ihren unverwüstlichen Durst nicht auch zum Theil wenigstens dem Rettig zu verdanken hatten? Der Größe des Durstes entsprechend war auch die Statur des beizenden Krautes, denn Plinius sagt, daß die in Deutschland wachsende „Radix" die Stärke eines Mannesarmes gehabt habe. Manche Commentatoren sind der Ansicht, daß hiemit der Meerrettig oder Kren gemeint sei.

Eine derartige Größe liegt aber nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, denn eine in Japan angebaute Sorte wird 4 Fuß lang. Der Riesenrettig von Kaschgar,

[1]) Siehe ebendaselbst S. 4.
[2]) Siehe: Third Annual Report etc. 1896.

Digitized by Google

welcher mit Erfolg im Süden Frankreichs gezogen wird, wiegt 3 Kilogramm; die ganze Pflanze wird 1½ Meter lang und gleicht in dem Dufte ihrer rosafarbenen Blüthen einem anderen Kreuzblüthler, dem Goldlack. Diesem Goliath der Gartenkunst wird jedoch nicht die Ehre zutheil, an den Pariser Frühstückstafeln als hors d'oeuvre zu figuriren, da daselbst ausschließlich zarte, kleine Radieschen, „Radis roses" genannt, verwendet werden.

Bei manchen der riesigen Abarten steht die Größe im umgekehrten Verhältniß zur würzigen Kraft. Der 15 Pfund schwere californische weiße Sommerrettig schmeckt sogar süß und wird statt der Zuckerrübe gebraucht.

Die europäischen Giganten der Durstvermittler werden in dem Bierlande par excellence, in Bayern, cultivirt. Namentlich in Weichs bei Regensburg ist der berühmte „Radi" zu Hause. Weichs ist eine Ebene, auf der man weit und breit fast nichts sieht als das saftige Grün des Rettigkrautes. Hier und da sind Brunnen angelegt und daneben merkwürdige, galgenartige Gestelle, die ein Rad und ein im Gleichgewicht ruhendes Brett tragen; es sind mechanische Vorrichtungen zum Waschen der Rettige. Das Rad ist nämlich mit der Pumpstange derart verbunden, daß es durch seine Bewegung diese in Thätigkeit setzt. Mädchen und Knaben von 12—15 Jahren liefern, indem sie das Brett hin und her schaukeln, die nöthige Kraft für die Thätigkeit dieses einfachen und sinnreichen Maschinenwerks. Sobald das Brett regelmäßig hin und her schwankt, geht die Pumpstange auf und nieder, und der Wasserstrahl aus der Brunnenröhre ergießt sich ununterbrochen in die großen Bottiche, in denen die Rettige durch fleißige, mit Bürsten bewaffnete Hände der nöthigen Reinigung unterworfen werden.

Schon der alte Capucinerpater Georg Bräßlinger schrieb in seinem vor 400 Jahren erschienenen Gartenbuche, daß der Genuß von Rettigen allerhand böse Geister austreibe. Rettigcuren waren im Mittelalter etwas alltägliches. Wollte man durch eine solche einen Erfolg erzielen, so mußte man die Wurzel des Morgens genießen und dazu früh aufstehen und sich viel Bewegung machen.

In der volksthümlichen Medicin galt folgendes als Grundsatz: „Wer 3 Wochen regelmäßig Nachmittags 1 bis 2 Rettige in seine Scheiben geschnitten, gesalzen ißt, verspürt sehr günstige Wirkungen auf seinen Appetit, erhöhte Heiterkeit und Beweglichkeit, wird außerdem von mancherlei Beschwerden befreit, weil der Rettig schädliche Stoffe auszuscheiden vermag. Die Cur hilft aber nur, wenn der Rettig außerhalb der Mahlzeit genossen wird."

Zu den merkwürdigsten Formen der zarten, saftreichen Wurzel gehören der Schlangenrettig von Madras und der rattenschwanzfrüchtige sogenannte Mougri von Java.

Bekanntlich bilden unsre Rettige, auch wenn sie aus europäischen Samen gezogen werden, unter der Gluth der tropischen Sonne keine oder nur sehr schlechte Knollenwurzeln. Man verfiel daher auf den Gedanken, andere Theile der Pflanze, die den Geschmack der Wurzel wiedergeben, zur Benutzung heranzuziehen. Die unreifen Schoten der beiden genannten Varietäten sind ziemlich fleischig und erreichen bei uns etwa 8 Wochen nach der Aussaat den Zustand der Verwendbarkeit. Die von Madras sind lang und breit, die von Java sind fast pfropfenzieherartig gewunden. Nebenbei sei bemerkt, daß der in Oesterreich cultivirte „Johannesrettig" die Form eines Dolches hat.

Dem Schlangen- und Rattenschwanzrettig haftet ein eigenthümlicher Geschmack an, der ihren Genuß wenig empfehlenswerth macht; hingegen sollen sie als gekochtes Gemüse geradezu delicat sein. Doch werden die Freunde eines frischen Trunkes diesen „Rettigsalat" gern den Javanesen überlassen, wenn sie sich selbst nur an dem pikanten, fein geschnittenen „Radi" ergötzen können. Allerdings erweist er sich dieser Auszeichnung würdig; vergießt er doch wahrhaftig gesalzene Freudenthränen ob der ihm zutheil werdenden Ehre.

Mittheilungen und Nachrichten.

Sr. R. Krieg: Alter und Bestand der Kirchenbücher in der Provinz Hannover (Sonderabdr. aus der „Zeitschr. des Hist. Vereins f. Niedersachsen, 1896") und: Alter und Bestand der Kirchenbücher im Herzogthum Braunschweig (Sonderabdr. aus der „Zeitschrift des Harzvereins" 2c. 2c. Jahrg. 1895). — Die Kirchenbuchforschung, früher kaum mehr als Liebhaberei einzelner Localhistoriker, ist seit dem Gesammttage der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Sigmaringen (1891) auf Anregen des Berliner Vereins Herold und des Archivraths Dr. Jacobs aus Wernigerode rasch zu einem ansehnlichen Zweige der geschichtlichen Specialforschung geworden. Hr. Krieg beingt in den beiden oben bezeichneten Aufsätzen werthvolle Uebersichten über Alter und Bestand der evangelischen Kirchenbücher der Provinz Hannover und des Herzogthums Braunschweig, zu denen er durch Ermittlung der kirchlichen und anderen betheiligten Behörden gelangt ist. Dem Verzeichniß für Hannover geht ein geschichtlicher Ueberblick voraus, der nach etwas fragwürdigen Analogien aus dem römischen Alterthum und der römischen Kirche des Mittelalters werthvolle Notizen über die geschichtlichen Wurzeln der Kirchenbuchführung in den evangelischen Gebieten seit der Reformation bringt. Danach scheint Zürich Heimath (1526), Zwingli Vater dieser trefflichen Institution zu sein. Für die von Krieg bearbeiteten Gebiete gab nicht den allerersten, aber doch den ersten kräftigeren Anstoß die Kirchenordnung des Herzogs Julius von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel vom Jahre 1569. Nur tort Krieg, wenn er sagt: „Für Hannovre besteht keine Kirchenordnung aus dem 17. Jahrhundert, in der die Anlegung von Kirchenbücheen verfügt wird; da aber derartige Vorschriften oft auch auf Nachbargebiete anregend wirkten, so hat zweifellos die braunschweigische Kirchenordnung des Herzogs Julius von 1569 auf einzelne Theile der jetzigen Provinz Hannover Einfluß gehabt." Mit dem Tode Erichs II. von Braunschweig-Lüneburg-Münden (1584) fiel dessen Landgebiet dem Herzog Julius zu, und seitdem galt und gilt in einem nicht unwesentlichen Theile von Hanaover (Fürstenthümer Kalenberg und Oberwald oder Göttingen, Grafschaften Hohnstein und Spiegelberg, Harz, Stift Hildesheim) des letzteren Kirchenordnung, die hier zum Unterschiede von der lüneburgischen meist kurzweg als die kalenbergische bezeichnet wird. Immerhin weist Krieg aus dem 16. Jahrhundert für Hannover vierzig, für Braunschweig sechsundzwanzig noch vorhandene Kirchenbücher nach. Viele der älteren Kirchenbücher sind im dreißigjährigen Krieg abhanden gekommen oder unterbrochen worden. Viele andere enthalten gerade über jene Zeit höchst interessante Einzelheiten. — Hr. Krieg macht besonders darauf aufmerksam, daß die Kirchenbücher auch für die (historische) Statistik zu verwerthen seien. Ich knüpfe daran einen Wunsch: Mögen kundige Männer aus den Kirchenbücheen thunlichst vieler Ortschaften, namentlich auch in Niedersachsen, die Zahl der Opfer feststellen, welche die seit 1624 von Italien nach Deutschland eingeschleppte Pest forderte. In einzelnen Orten aus dem Stift Hildesheim muß damals bereits (bis gegen 1627) die Zahl der Einwohner auf oder unter die Hälfte gesunken sein. Da übliche Angaben gelegentlich über andere Theile Deutschlands verlauten, vermuthe ich, daß gründliche Untersuchung der Quellen in diesem Punkt zu wunderbaren Ergebnissen führen würden. Jedenfalls ist der Kirchenbuchforschung allgemeine Beachtung und kräftiger Fortgang zu wünschen!

* Peter Rosegger schreibt aus Krieglach unterm 1. d. M.: „Zwischen der „Revue des Deux Mondes" in Paris und den „Pages littéraires et musicales" in Genf hat sich eine Polemik entsponnen über den Ursprung meines Werkes „Das ewige Licht". Ein polnischer Schriftsteller M. de Wyzewa hatte nämlich in der „Revue des Deux Mondes" unter ironischen Wendungen die große Aehnlichkeit meines Werkes mit einem französischen Roman „Là Haut" von E. Hod betont, dem Publicum nahelegend, daß ich vom dem Franzosen abgeschrieben haben könnte. Ich nahm diese zarte Persiflie nicht ernst und schwieg. Da jedoch Wyzéwa's Zumuthung in Frankreich weitere Kreise zu ziehen begann, so hat — ohne Veranlassung von meiner Seite — E. Wyse in

den „Pages littéraires et musicales“ Wyzéwa's kritische Methode schaef beleuchtet und die Thatsache nachgewiesen, daß mein Werk „Das ewige Licht“ schon in der ersten Hälfte des Jahres 1894 geschrieben worden ist, noch in demselben Jahre im „Heimgarten“ zu erscheinen begann und im Herbste 1896 zu Leipzig als Buch in die Welt ging, während der Roman „La Hnut“ von C. Roe, mit dem es so große Aehnlichkeit haben soll, wohl später necfaßt und erst im Jahre 1897 publiciet worden ist. Meinen Lesern bestätigt sich diese Thatsache von selbst, so erübrigt mir nur, meinem wackeren Anwalt in Frankreich zu danken.“

* Dem Amerikaner Thomas B. Dixon von Kentucky soll eine elektrische Erfindung geglückt sein, an welcher Edison, Tesla und viele andere Elektriker Jahre lang vergebens gearbeitet haben, nämlich sechs telegraphische Depeschen zugleich über denselben Draht zu schicken. Dixon hat kürzlich in Boston seinen Apparat vorgelegt. Die Versuche sollen völlig befriedigend ausgefallen sein. Sechs Jahre hat Dixon an seiner Erfindung gearbeitet. Den Telegraphengesellschaften wird, wie amerikanische Blätter schreiben, das „Sextuplex“-System eine große Ersparniß bedeuten.

In **Schwäbisch-Hall** feiert in diesen Tagen (31. August bis 2. September) der „Historische Verein für Württemberg-Franken“ sein 50jähriges Jubiläum. Leider nicht in jubiläreich von auswärts besucht, wie dies bei solchem Anlaß zu wünschen ist und einem Verein zu gönnen wäre, der so Tüchtiges geleistet hat wie dieser dem „Württembergischen Alterthumsverein“ zunächst kommende historische Hauptverein unsres Landes. Vor allem wäre dies wegen der historischen Ausstellung zu bedauern, die durch das Verdienst des Vereinsbibliothekars Prof. Dr. Kolb aus diesem Anlaß in den Zeichensälen des Gymnasiums vernnstaltet war und in Urkunden (meist vom kgl. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart), Kartenwerken und Bildern, vervollständigt durch die reizende Sammlung von Aquarellgemälden des Prof. Reif, eine treffliche Uebersicht über die historische Bedeutung unsres Landestheils wie dessen malerische Reize gab. Unter den Vorträgen, die sämmtlich am Hauptag, 1. September, von 10—1½ Uhr, in der Aula des Gymnasiums gehalten wurden, steht als bedeutsamste Leistung obenan die des Vereinsredacteurs Dr. Weiler (Oehringen) über Hall zur Hohenstaufenzeit. In trefflich abgerundeter Rede wurde hier nicht bloß ein Bild vom Hall in seiner ersten Blüthezeit, bezw. der Zeit seines Aufschwungs gegeben, sondern auch die meisten historischen Fragen aus der Entstehungszeit unsrer Stadt in selbständiger Weise, welche für die weitere Auseinandersetzung sich sehr fruchtbar erweisen dürfte, beantwortet. Der 2. Vortrag von Dekan Günther in Langenburg über das „Lebensbild des Grafen Wolfgang von Hohenlohe“ gab ein hübsches Culturbild aus Hohenlohe vom Ende des 16. Jahrhunderts, der Zeit, in welcher dieser letzte Stammvater der evangelischen Linien des Hauses Hohenlohe (Oehringen und Langenburg) in patriarchalischer Sorgfalt von Weikersheim und Langenburg aus sein Land regiert (1568 bis 1610) und als „der andere Josias“ vor allem auch für eine eigene Kirchenordnung seines hohenlohischen Territoriums äußerlich besorgt war. Der 3. Vortrag von Pfarrer D. theol. und Dr. phil. Bossert, dem langjährigen früheren Redactene des Vereins, betitelt „Zur Geschichte des Johann Brenz“, stellte an der Hand der erst kürzlich von Bossert durchgesehenen herzoglich württembergischen Steuerrechnungen die Uneigennützigkeit und Anspruchslosigkeit, wie die auch im kleinsten menschlich wohlwollende Gesinnung unsres hohlisch-württembergischen Reformators ins hellste Licht.

Der gesellige Theil bestand in einer geselligen Begrüßungsversammlung am Vorabend im gewöhnlichen Vereinslocal des Gasthofs zum „Ritter“ mit Reden auf den Localverein von Pfarr. Fehleisen und Prof. Haßler und den obligaten Gesängen. Sodann am Hauptag in einem Festmahl, an dem ca. 70 Personen theilnahmen, im Saalbau mit einer Menge von Toasten, meist durch die Ausschußmitglieder, darnach einem Gang nach Groß- und Kleinkrnndburg zur Besichtigung der dortigen Schätze, endlich Abends einer geselligen Vereinigung auf dem Unterwehrd, fortgesetzt im Soolbad, unter den Klängen einer gewählten Musik. Heute, 2. September, lautet das Programm: Generalversammlung um 9 Uhr mit Wahlen und geschäftlichen Mittheilungen. Hernach Ausflug mit der Bahn nach Neuenstein zur Besichtigung des dortigen Hohenlohe'schen Familienmuseums und von da nach Oehringen, wo die restaurirte Stiftskirche mit ihren Hohenlohe'schen Grabmonumenten und der Laube der Königin Adelheid, der Mutter König Konrads II., eines der bedeutsamsten Monumente aus der Kirche unsres fränkischen Landestheils bildet.

Endlich sei nicht versäumt, die Freunde unsrer Geschichte auf das zu diesem Anlaß erschienene 6. Heft der „Neuen Folge“ für Württemberg-Franken besonders aufmerksam zu machen mit werthvollen Beiträgen von Dr. C. Grundmann über „altfränkische Kunst in Württemberg-Franken“, von Prof. Dr. Kolb über „des hällischen Ebeneniten Georg Widmann Leben“ und die Anzeige seiner Werke, endlich einem geschichtlichen Abriß über die abgelaufenen 50 Jahre unsres Vereins von Prof. Hehler. Dr. J. G.

* **Bretten.** Der Bau des Melanchthonhauses, für welches Prof. Vollmer den Entwurf geschaffen hat, ist jetzt gesichert, wenngleich noch weitere Zuwendungen erforderlich sind. Bisher sind 110,000 M. zusammengeflossen.

* **Göttingen.** Privatdocent Dr. Arnold Sommerfeld ist zum Peasessor für Mathematik an der kgl. Bergakademie zu Klausthal ernannt worden.

* **Dresden.** Für die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die hier vom 29. September bis 2. October tagen wird, ist folgendes Programm aufgestellt worden: Neben den täglich stattfindenden allgemeinen und Sectionssitzungen sind vorgesehen: am 28. September Begrüßung, am 29. Festessen, am 30. Besuch der Sammlungen und der Kunstausstellung, sowie Festvorstellung im Hoftheater, am 1. October eine von der Stadt Dresden angebotene Festlichkeit, am 2. eine Dampferfahrt nach der Bastei und nach Meißen. Für die allgemeinen Sitzungen hat u. a. Prof. Conze (Berlin) einen Vortrag über Gymnasium und Archäologie angemeldet, außerdem die Professoren Dr. Treu aus Dresden (über das Verhältniß der griechischen zur neueren Bildhauerei), Dr. Wissowa aus Halle (römische Götterbilder), Dr. Delbrück aus Jena (vergleichende Syntax), Dr. Foerster aus Breslau (Antiochia. Zum Gedächtniß Ottfried Müllers), Dr. Dietrich aus Gießen (der Ursprung der Sampsi) und Dr. Studniczka aus Leipzig (Menander). Sectionen gibt es diesmal 11, darunter zum erstenmal eine für Bibliothekwissenschaft, welche zugleich die erste Vereinigung deutscher Bibliothekare bildet. Andere Sectionen sind die philologische, pädagogische, archäologische, historische und archäologisch-epigraphische, historische, mathematisch-naturwissenschaftliche, germanistische, neusprachliche, orientalische und indogermanische.

* **Greifswald.** Am 12. September begeht der Senior der deutschen Strafrechtslehrer Geh. Justizrath Dr. Karl Haberlin, 84jährig in erwünschter Frische das 60jährige Doctorjubiläum. Geboren bei Waabnes als Enkel und Urenkel der bekannten Rechtshistoriker und Publicisten gleichen Namens, die im 18. Jahrhundert an der Helmstedter Universität gewirkt, hat er selbst seit 1851 hier in Greifswalde vielseitig gelehrt und neben dem Strafrecht besonders Staats- und Verwaltungsrecht, sowie an der Akademie zu Elbena (1857—1877) Landwirthschaftsrecht vertreten.

* **Wien.** Im medicinischen Verlag von J. F. Lehmann in München gelangte am Todestag des Hofrathe v. Hasmann sein letztes, groß angelegtes Werk, dessen Vollendung er die beste Zeit der letzten Jahre gewidmet hatte, sein reichhaltiger „Atlas der gerichtlichen Medicin“ zur Ausgabe. Noch vom Krankenbett in Igls aus hatte Hasmann die letzten Correcturen des Werks erledigt, das fertig zu sehen dem unermüdlichen Forscher nicht mehr gegönnt sein sollte.

* **Basel.** Dr. Alfred Schirmer hat den früher erwähnten Ruf als Professor der Zahnheilkunde an die Universität Marburg abgelehnt.

* **London.** Die Dampfyacht „Windward“, das Schiff der Jackson-Harmsworth'schen Nordpolexpedition, ist am Morgen des 28. August 18 engl. Meilen von Buchanes in Sicht gekommen. Alle an Bord befinden sich wohl. Nach der Rückkehr Nansens von einem Jahre war Jackson im Stande, die ganze Nord- und Westküste von Franz Joseph-Land kartographisch aufzunehmen. Er hat eine Menge bisher unbekannter Inseln, Canäle ꝛc. mit englischen Namen versehen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken! geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie“. So sauber wie Buchdruck! Billiger als Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an M. Semle in Neudorf a. H.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 4. September. Nummer 199.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus Nicaragua. Von Dr. Carl Sapper. — Die englischen Arbeiterverhältnisse in den Industriestädten. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus Nicaragua.

Unter allen Ländern Mittelamerika's bietet Nicaragua die günstigsten natürlichen Vorbedingungen für eine großartige Entwicklung des Verkehrswesens, und es muß eigentlich Erstaunen erwecken, daß seinerzeit bei Planung eines interoceanischen Canals überhaupt die Panamaroute der Nicaraguaroute vorgezogen werden konnte; denn Mutter Natur hat hier durch den großen Nicaraguasee und den S. Juanfluß die Entfernung des atlantischen Gebiets vom pacifischen Ocean auf ein Minimum reducirt, und da außerdem die physikalischen Verhältnisse für einen Durchstich bei der Landenge von Rivas ungleich günstiger sind als bei Panama, so ist es als wahrscheinlich anzusehen, daß ein interoceanischer Schiffscanal eher einmal hier zur Ausführung gelangen wird als dort, trotz der vielen bereits verausgabten Millionen der Panamacanalgesellschaft. Vorläufig allerdings ruhen hier wie dort die Arbeiten und es wird vor allem auf die Stellungnahme des Congresses der Vereinigten Staaten ankommen, ob der Nicaraguacanal bald ausgeführt wird, oder vorläufig ein Project bleiben muß.

Aber auch wenn wir von dieser natürlichen Verkehrsroute, welche zur Zeit noch sehr wenig praktische Bedeutung besitzt, absehen wollen, bietet Nicaragua auch sonst noch weit günstigere physikalische Bedingung für Anlage wichtiger Verkehrsstraßen als irgend eine andere mittelamerikanische Republik, wozu in erster Linie die tiefe und breite Landsenke beiträgt, welche von der Fonsecabai an in südöstlicher Richtung ins Innere des Festlandes eindringt und an ihrem Ende durch die beiden großen Seen von Managua und Granada (Nicaragua) charakterisirt wird. Schon jetzt durchzieht die Eisenbahn diese tiefe Landsenke, in welcher auch die wichtigsten Städte des Landes liegen, von Corinto am pacifischen Ocean bis Momotombo am Managuasee und von Managua bis Granada am großen Nicaraguasee, während Dampfschiffe den Verkehr zwischen den Hafenplätzen beider Seen vermitteln. Wollte man nun vom Nicaraguasee (etwa von S. Ubaldo aus) eine Eisenbahnverbindung nach dem atlantischen Ocean herstellen, so müßte man nur eine Paßhöhe von 300 Meter Meereserhebung überschreiten, während die im Bau begriffene interoceanische Eisenbahn von Guatemala bis 1500 Meter anzusteigen hat und die interoceanische Bahn von Costarica, deren Fertigstellung freilich auch noch aussteht, nicht viel geringere Höhen überwinden muß.

Im Nordwesten von der großen Landsenke beobachten wir ein ausgedehntes Gebirgsland, dessen Gipfel eine Höhe von etwa 2000 Meter erreichen mögen, und im Südwesten eine kleinere Gebirgserhebung, welche in etwa 1000 Meter Höhe culminirt. Diese beiden Gebirge, beziehungsweise deren feuchte östliche Abdachung, sind die wirthschaftlichen Hauptzonen von Nicaragua, da sie sich für Kaffeecultur gut eignen. Zuerst war das näher gelegene südliche Gebirge in seinen höheren Lagen mit Kaffeepflanzungen bedeckt worden und das Product derselben steigt bereits jährlich auf etwa 100,000 Centner an; die im Bau begriffene Bahn Masaya-Jinolepe wird die Versendung der Kaffee-Ernten jener Gebiete wesentlich erleichtern. Der zweite Kaffeedistrict des Landes liegt nördlich davon auf der sehr regenreichen östlichen Abdachung des Hauptgebirges in den Districten von Matagalpa und Segovia und übertrifft an Gunst der natürlichen Productionsbedingungen bedeutend die südlichen Gebiete; eine große Zahl nordamerikanischer und deutscher Pflanzer hat sich in jenen Gegenden festgesetzt und es steht zu erwarten, daß bald ansehnliche Ernten einer vorzüglichen Kaffeesorte von Malagalpa und Segovia auf den Markt kommen werden. Eine Eisenbahn von Momotombo aus nach Matagalpa ist projectirt.

Die einfache plastische Gestaltung der Republik Nicaragua — eine breite Landsenke zwischen zwei mäßig hohen Gebirgserhebungen — wird dadurch complicirt, daß sich nahe der Mittelage dieser Senke in langer Reihe die Vulcane Nicaragua's erheben, welche mit den beiden Vulcanen Madera und Omotepe auf einer Insel inmitten des Nicaraguasees beginnen, und mit dem Coseguina am Golf von Fonseca endigen.

Diesen Vulcanen, welche nächst den großen Seen das reizvollste Element der nicaragnensischen Landschaft darstellen, galt meine Reise, welche ich im Mai und Juni 1897 ausführte. Mit Ausnahme des Coseguina, welchen ich gleich bei meinem Eintritt ins Land bestiegen hatte, liegen alle Vulcane in der Nähe der Eisenbahn und die Insel Omotepe wird sogar vom Dampfer direct angelaufen, so daß ich hoffen konnte, rasch und bequem die Hauptkegel besuchen zu können. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die eben eintretende Regenzeit mit ihren außergewöhnlich heftigen und zahlreichen Regengüssen vereitelte meine Pläne des öfteren. Hatte ich mich auf der Fußreise von Coseguina nach El Viejo häufig nach Regen gesehnt, der den tiefen Staub hätte legen und die fast unerträglich hohe Temperatur hätte mildern können, so sehnte ich mich nun nach der Trockenzeit zurück. Zwar drückten die häufigen Regen die Temperatur etwas herab, und mit zauberhafter Schnelligkeit kleidete sich das durch die lang andauernde Trockenzeit ausgedörrte Tiefland mit dem herrlichsten, üppigsten Grün; aber die einst so staubigen Straßen bedeckten sich ebenso rasch mit Schmutz und großen, oft ziemlich tiefen Wasseransammlungen, die Flüsse schwollen an und die häufigen, oft tagelang andauernden Regen waren ein weiteres Hinderniß für meine Reisen. Unter solchen Umständen war ich während meines Aufenthalts in Nicaragua großentheils zur Unthätigkeit verurtheilt, und wenn ich auch einige wohl gelungene Ausflüge und Bergbesteigungen ausführen konnte (so nach Catarina, an den See von Apoyo und auf die Vulcane Masaya, 630 Meter,

Digitized by Google

und S. Clara, 850 Meter), so wurden doch die meisten Pläne durch das Regenwetter oder Nebel vereitelt; den Vulcan Telica (1030 Meter) z. B. bestieg ich unter immerwährendem Nebel und Regen, und als ich den noch rauchenden Gipfelkrater erreicht hatte, konnte ich ihn nur theilweise überblicken, so tief war der Berg in Wolken gehüllt; und bei Besteigung des Mombacho (ca. 1400 Meter) bekam ich den großen Hauptkrater überhaupt nicht zu Gesicht; erst beim Abstieg lichteten sich die Wolken und ich gewann nun einen herrlichen Ausblick auf die Stadt Granada, die beiden großen Seen von Nicaragua und Managua, sowie den herrlichen tiefblauen Kratersee Apoyo.

Die Landschaft erreicht in Nicaragua zweifellos auf der Scheide zwischen den beiden großen Seen den Höhepunkt malerischer Schönheit, und die Aussichten, welche man von den Vulcanen Mombacho, Catarina und Masaya auf jene herrliche Gegend genießt, gehören zum Schönsten, was man in Mittelamerika schauen kann, wenigstens zur Regenzeit, wo die ganze Natur in frischem Grün prangt. Und doch steht das Landschaftsbild an Mannichfaltigkeit der Formen und Farben nach meinem Dafürhalten der Landschaft am Fonsecagolf nach und erreicht bei den recht mäßigen Größenverhältnissen der nicaraguensischen Berge nicht entfernt die Großartigkeit der Landschaftsbilder am Atitlansee in Guatemala, welcher als die unerreichte Perle im Kranz mittelamerikanischer Naturschönheiten zu betrachten ist. Vergleicht man überhaupt die Vulcane und Gebirgsbilder Guatemala's mit denen von Nicaragua, so fällt der Vergleich unbedingt zugunsten der ersteren aus und auch die Gebirgsseen Guatemala's übertreffen im allgemeinen die beiden großen Nicaraguaseen an malerischer Schönheit bedeutend; letztere wirken hauptsächlich durch ihre große Flächenausdehnung imponirend und bieten durch ihre bergigen Inseln Landschaftsbilder von großer Schönheit.

Von bedeutender Wirkung ist auch der Gesammtanblick der Maribiosvulcane, deren Flügelmänner El Viejo, 1780 Meter, und Momotombo, 1260 Meter, zugleich die höchsten und auffallendsten Gestalten der ganzen Vulcanreihe sind; der letztgenannte Feuerberg, welcher sich durch eine vollendete Kegelgestalt auszeichnet, raucht unaufhörlich und zieht daher ganz besonders die Augen des Reisenden auf sich; in kurzer Entfernung von ihm erhebt sich in dem gelben Wasser des Managuasees die Insel Momotombito, welche im kleinen die Kegelgestalt des Momotombo wiederholt. Guatemala bietet nirgends eine so eng gedrängte Vulcanreihe, die sich mit den Maribios vergleichen ließe, dagegen zeigen die Izalcovulcane in der Republik San Salvador eine geradezu auffallende Aehnlichkeit mit denselben: auch hier ist der rechte (östliche) Flügelmann ein ununterbrochen thätiger Vulcan (Izalco); auch hier sind die Einzelkegel auf einer schwach bogenförmig gekrümmten Spalte eng zusammengedrängt, und auch hier überblickt man von vielen Punkten, welche der concaven Innenseite des Vulcanbogens nahe liegen, mit einem Blick die ganze prächtige, fast amphitheatralisch sich aufbauende Vulcangruppe.

Die größeren Städte Nicaragua's, welche ich kennen gelernt habe (El Viejo, Chinandega, Leon, Managua, Masaya und Granada), sind sämmtlich nach der gewöhnlichen spanisch-amerikanischen Schablone der rechtwinklig sich kreuzenden Straßen angelegt und bieten wenig Interessantes. Mit Ausnahme von Granada nehmen sich alle diese Städte wie große Dörfer aus und nur einige größere Gebäude erinnern an die verhältnißmäßig große Bedeutung dieser Plätze. Managua, welches erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts zur Hauptstadt erhoben worden ist, macht von weitem, namentlich vom See aus, einen recht freundlichen und sauberen Eindruck; wenn man aber bei Regenwetter die Stadt betritt und richtige Bäche in den ungepflasterten Straßen herunterfließen sieht, so wird der gute Eindruck entschieden herabgestimmt. Weit vortheilhafter präsentirt sich Granada, welches auch in landschaftlicher Hinsicht Managua überlegen ist. Am angenehmsten aber war mir der Aufenthalt in Masaya, das vermöge seiner Lage auf dem Rücken zwischen beiden Seen trotz seiner geringen Meereshöhe (240 Meter) ein verhältnißmäßig kühles Klima besitzt, während Granada und Managua außerordentlich heiße Plätze sind. Dazu kommt, daß ich in Masaya die Gastfreundschaft eines lieben schwäbischen Landsmannes genießen durfte und daher so recht behaglich der Ruhe pflegen konnte, was bekanntlich in den verhaßten Hotels kaum möglich ist.

Ich habe es sehr bedauert, daß ich die schöne Insel Omotepe nicht habe besuchen können, deren Vulcane ich nur aus der Ferne gesehen habe; aber das abscheuliche Regenwetter und der ewige Nebel, der fast täglich die Vulcangipfel verhüllt hielt, ließen mich erkennen, daß die Regenzeit nicht der Freund der Reisenden sei. Daher verzichtete ich schließlich auf den schönen Ausflug, sowie auf die Weiterreise nach Costarica, packte meine sieben Sachen zusammen und fuhr am 6. Juni mit meinen beiden Guatemala-Indianern nach dem Hafen von Corinto, um mit dem am 7. fälligen Küstendampfer die Heimfahrt anzutreten. Da aber dieser Dampfer eine mehrtägige Verspätung hatte, miethete ich mir kurz entschlossen ein Segelboot, um so rasch als möglich nach La Union in der Republik San Salvador zu kommen. Wir hatten jedoch fast während der ganzen Fahrt mit Windstille und Gegenwind zu kämpfen, und so hatte ich denn alle Muße, die „Poesie" der Segelfahrten mehr, als mir lieb war, auszukosten, und als am vierten Tag der Dampfer stolz an uns vorüberrauschte, begann ich einzusehen, daß es besser ist, im Hafen auf den Dampfer zu warten, als sich dem unsicheren Glück der Segler anzuvertrauen; es ist entschieden vorzuziehen, sich auf dem festen Land etwas in Geduld zu üben, als an Bord eines Segelschiffs vom Schicksal in dieser schönen Tugend zwangsweise unterrichtet zu werden. Als Spazierfahrt wäre diese Segelreise recht angenehm zu nennen gewesen, denn wir waren tagsüber stets von prächtigem Wetter begünstigt und hatten prachtvolle Ausblicke auf die nahe Festlandküste mit ihren Vulcanen und späterhin auf die schönen Inseln der Fonsecabai. Aber da es allnächtlich zu regnen pflegte, konnten wir niemals die ganze Nacht auf unserm angenehm kühlen Lager auf Deck bleiben, sondern mußten in jeder Nacht für längere oder kürzere Zeit in den Laderaum flüchten, der seiner Temperatur nach für eine Vorhalle der Hölle gehalten werden konnte. Als nun zu guterletzt noch Schmalhans Küchenmeister auf unserm Boote wurde, da sehnten wir uns, je länger, je mehr nach dem Festland und waren daher sehr erfreut, als wir am Morgen des fünften Tages (12. Juni) endlich in La Union wieder festen Boden betreten konnten und damit die offene Landstraße nach dem heimathlichen Guatemala erreichten.

Coban, den 21. Juli 1897. Dr. Carl Sapper.

Die englischen Arbeiterverhältnisse in den Industriestädten.

II.

2. Bevor ich auf die Consumtions- und Productivgenossenschaften, sowie auf den sogenannten Pauperismus in Großbritannien näher eingehe, erscheint es nothwendig, das Hauptsächlichste über die Länge der Arbeitszeit und die Veränderung der Löhne mitzutheilen. Ich folge dabei

ausschließlich dem letztausgegebenen officiellen Regierungsbericht.[1]) Dieses Verfahren scheint um so gerechtfertigter, als bei näherem Studium und Vergleich mit anderen ähnlichen, den gleichen Zweck verfolgenden Veröffentlichungen der Bericht des Board of Trade als der bei weitem genaueste, eingehendste und zuverlässigste sich ausweist. Nach seiner Aufstellung haben Lohnveränderungen, das heißt also Verminderung oder Erhöhung des Arbeitslohnes, stattgefunden: 1893 706, 1894 779 und 1895 etwa 730. (Diese letzte Ziffer darf, da bei Abfassung des Berichts die statistischen Nachweise noch nicht alle eingelaufen waren, nur als annähernd richtig angesehen werden.) Betheiligt waren bei diesen Lohnveränderungen 1893 1,422,508 Arbeiter; 1894 1,238,738 Arbeiter und 1895 1,014,700 Arbeiter. Bei diesen Ziffern ist jede einzelne Person so oft wieder in Rechnung gebracht, als sie durch Veränderung ihres Lohnes während ein und desselben Jahres betroffen wurde. Von der Zahl der hier Angeführten erlangten eine durchschnittliche Jahreserhöhung ihres Einkommens: 1893 142,364; 1894 175,615 und 1895 80,300 Arbeiter. Von einer Verminderung ihrer Löhne wurden dagegen betroffen: 1893 256,473; 1894 488,357 und 1895 356,900 Personen. In derselben Einkommenhöhe durch ihren Arbeitslohn behaupteten sich: 1893 151,140; 1894 6414 und 1895 5700 Arbeiter. Die jährliche Durchschnittsveränderung belief sich im Jahre 1893 auf + 5½ P. (= + 55 Pf.); 1894 — 1 Sh. 4¼ P. (= — 1 M. 43 Pf.) und 1895 — 1 Sh. 4½ P. (= — 1 M. 46 Pf.). Also alles in allem haben für die Höhe des Lohnes die vielfachen Arbeiterstrikes der letzten Jahre in Großbritannien nichts weniger als eine Verbesserung des Arbeitereinkommens zur Folge gehabt. Vortheilhafter stellt sich für die englischen Arbeiter das Ergebniß ihres Kampfes um eine verminderte Arbeitszeit; allerdings wurde für 1530 Personen im Jahre 1893, 128 Personen im Jahre 1894 und 1287 Personen im Jahre 1895 die Arbeitszeit immerhin noch erhöht; dagegen erreichten eine Verminderung ihrer Arbeitszeit 1893 33,119; 1894 77,158 und 1895 22,735 Personen des Arbeiterstandes. Die Gesammtverminderung der Arbeitszeit per Woche belief sich: 1893 auf 68,937 Stunden; 1894 auf 311,545 und 1895 auf 44,227 Stunden. Ein Vergleich dieser letzten Zahlen mit der Höhe der Arbeitslöhne in denselben Jahren ergibt, daß im großen und ganzen die Einschränkung der Arbeitszeit mit der Verminderung der Löhne sich in gleichem Verhältniß bewegt, wenn auch nicht unberücksichtigt bleiben darf, daß gerade das ungünstigste Jahr, 1894, überhaupt für die englische Großindustrie kein besonders günstiges gewesen ist.

Im besondern möge hier noch erwähnt werden, daß gerade die Bergarbeiter, deren Loos von allen Industriearbeitern wohl noch immer am meisten zu wünschen übrig läßt, nur in 98,491 Fällen eine Erhöhung ihres Lohnes durchsetzten, in 437,938 Fällen dagegen mit einem bei weitem geringeren Lohn vorlieb nehmen mußten, so daß sich ihr Gesammtverlust an Arbeitseinkommen im Jahre 1894 auf 46,746 Pfd. St. (934,920 M.) belief, während sie noch im Jahre 1893 einen Lohnzuwachs von 14,496 Pfd. St. (289,920 M.) für sich verzeichnen konnten. Die Verminderung des Arbeitereinkommens für diese Classe ist um so bemerkenswerther, als der englische Minenarbeiter noch lange nicht den Durchschnittslohn des besseren englischen Arbeiters erntet. Männer erhalten in den Minen einen wöchentlichen Durchschnittslohn von nur 21 Sh. 6 P. (der Maximallohn in den Paraffinwerken war 25 Sh., der Minimallohn in den Metall producirenden Werken 16 Sh. 6 P.); junge Burschen und Knaben werden mit nur 9 Sh. und Frauen sogar mit nur etwas über 6 Sh. wöchentlich bezahlt. Das ist ein Einkommen, dessen Geringfügigkeit zweifellos in keinem Verhältniß zu den für Gesundheit und Leben mit der Arbeit verbundenen Gefahren steht. Sogar die Arbeiter der sonst recht mäßig zahlenden großbritannischen Textilindustrie stehen sich nur ein bedeutendes besser. Einzelne dieser Industrien, wie beispielsweise die Spitzenindustrie, zahlt den Männern einen Wochenlohn von über 27 Sh., und selbst der niedrigste Verdienst (in der Jute-Industrie) beläuft sich noch auf fast 20 Sh. (19 Sh. 9 P.) die Woche. Burschen und Knaben werden freilich auch innerhalb dieses Arbeitsgebietes niedrig genug bezahlt (6 Sh. 3 P. Minimal- und 10 Sh. 5 P. Maximallohn die Woche); dagegen stehen sich Frauen und Mädchen hier um vieles besser. Ein Wochenlohn für Frauen von 14—15 Sh. ist durchaus nichts seltenes und selbst Mädchen haben einen Wochenlohn von 7—8 Sh.; letzterer ist freilich ein Einkommen, welches nur ausreicht, wenn die Arbeiterin zusammen mit ihrer Familie lebt und ihr Einkommen als Zusatzeinkommen für die Gesammterhaltung der Familie angesehen werden darf.

Im allgemeinen stellt sich bei genauer Durchsicht der statistischen Tabellen als durch die Erfahrung bestätigter Grundsatz heraus, daß das Einkommen der Industriearbeiter mit der höheren Bethätigung geistiger Fähigkeit und besonders für die Arbeit erworbener Kenntnisse wächst; der Arbeiter steht sich bei weitem am besten, dessen eigentliche und hauptsächlichste Thätigkeit durch keine Maschine bis jetzt ersetzt zu werden vermochte, der also folgerichtig durch die bisherige Entwicklung der Maschinenindustrie wenig oder gar nicht in seinen Leistungen erreicht werden konnte. Am deutlichsten tritt das in der Bekleidungsindustrie zu Tage. So schlecht auch bloße Näherinnen, welche an der Nähmaschine beschäftigt sind, bezahlt werden, so gut werden die höheren, mehr Kenntnisse und Intelligenz erfordernden Arbeiten derselben Industrie gelohnt. Beispielsweise erhalten Zuschneider in Großbritannien den recht anständigen Durchschnittslohn von 67 Sh. 2 P. (über 67 M.) die Woche (in London sogar 85 Sh. 6 P. (85½ M.!). Frauen erhalten, bei voller freier Station, je nach ihrer Leistungsfähigkeit von 13½ Sh. bis 38½ Sh. die Woche in London; in Lancashire und Yorkshire, den eigentlichen Provinzen der Bekleidungsindustrie, steigen sie selbst bis auf 41 Sh. die Woche, selbstverständlich mit voller Freistation. Bei sogenannter Halbstation (Diner und Thee) bewegt sich der Lohn für Kleidermacherinnen, je nach den Fähigkeiten, zwischen 11 Sh. und 46 Sh. in London; in den beiden eben genannten Provinzen steigt er in diesem Fall von 20—60 Sh. die Woche. Mäntelnäherinnen erhalten in London etwas über 34 Sh.; in Lancashire und Yorkshire bis zu 40 Sh. wöchentlich, also 5½—6⅔ Sh. (5 M. 50 Pf. bis 6 M. 75 Pf.) täglich; das heißt um ein bedeutendes mehr, als der Durchschnittslohn aller weiblichen Industriearbeiter nach den statistischen Tabellen ausmacht. Dagegen beträgt der Durchschnittslohn der männlichen Industriearbeiter etwa 7—8 Sh. täglich; ja der officielle Bericht gibt sogar etwas über 8 Sh. durchschnittlichen Tageslohn für Männer an. Nun muß freilich bei diesem nach unsern deutschen Anschauungen sehr hohen Durchschnitt der geringere Kaufwerth des Geldes in England in Anrechnung gebracht werden. Dennoch ist dieser Unterschied gerade für die niederen Classen in Großbritannien ein verhältnißmäßig geringer; denn gerade die nothdürftigsten Lebensverhältnisse sind in England eher billiger, denn theurer als bei uns in Deutschland, und das hauptsächlich deßhalb, weil der englische Arbeiter für dasselbe Geld auf dem Nahrungsmittelmarkt Besseres einzukaufen vermag, als unser deutscher Arbeiter. Allerdings lebt auch der englische Arbeiter durchschnittlich um vieles

[1]) Third Report of the Labour Department of the Board of Trade. 1895—1896.

besser, als der deutsche. Dazu nimmt er sich zu seinen Mahlzeiten recht gemächlich Zeit. Nach dem Bericht des großbritannischen Gewerbeministeriums beläuft sich die tägliche Arbeitszeit in den vereinigten Königreichen auf 8 ½ Stunden durchschnittlich. Von diesen 8 ½ Arbeitsstunden muß man aber mindestens drei Viertelstunden für das Lunch, um welches sich kein englischer Arbeiter bringen läßt, und für andere Unterbrechungen in Abzug bringen, so daß thatsächlich die Arbeitszeit sich auf noch nicht volle acht Stunden täglich beläuft.

Freilich treffen all diese Verhältnisse nur auf den besseren Arbeiter und vor allem auf denjenigen Arbeiter zu, welcher sich durch seine Mitgliedschaft bei einer der großen und mächtigen Arbeitergenossenschaften seine Arbeit und mit ihr seine materielle Stellung einigermaßen gesichert hat. Der in diesen Arbeiterkreisen immer mehr an Boden gewinnende Gedanke, die Gesammtheit der Arbeiter aus dem immerhin niedrigeren Stand der Lohnarbeiter zu einem Arbeiterunternehmerthum emporzuheben, ist um so begreiflicher, als die Arbeitergenossenschaften über große, bis in die Millionen gehenden Capitalien verfügen; ebenso begreiflich ist aber der von Tag zu Tag schärfer hervortretende Gegensatz dieser Arbeiteraristokratie gegen den Theil der Lohnarbeiter, welche kaum über den folgenden Tag hinaus für ihre Arbeit und ihren Verdienst gesichert sind. In diesen letzgenannten Arbeitermassen, welche so recht eigentlich von der Hand in den Mund leben, liegt die wahre sociale Gefahr; eine Gefahr, welche für die Zukunft Englands besonders hoch angeschlagen werden muß, da diese Massen nicht, wie bei uns in Deutschland, durch die allgemeine Wehrpflicht disciplinirt erscheinen, sondern ein stetig weiter um sich greifendes Uebel allgemeiner Volksverwilderung und deßhalb den ergiebigsten Boden für die Ausbreitung eines unvernünftigen Socialismus bieten. Schon aus diesem Grunde müssen sie unsre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die Anhäufung großer Capitalien bei den Arbeitergenossenschaften, verbunden mit dem sehr geringen Zinsfuße sicherer Staatspapiere, mußte von selbst auf den Gedanken für eine anders geartete, besser lohnende Verwendung der Genossenschaftsvermögen führen. Als das nächste und verhältnißmäßig von jedem größeren Risico freie Verfahren zur Verbesserung der Capitalausnutzung bot sich die Bildung von Consumgenossenschaften dar. „Es gibt zweierlei Arten geschäftlicher Corporation" — so führt Alfred Schmid in seiner bereits am Eingang dieser Betrachtung mehrfach erwähnten Schrift treffend aus[1]) —: „organisirte Verbände von Consumenten und solche von Producenten. Die ersteren entspringen dem Verlangen der Besitzer kleiner Einkommen, ihre Bedarfsartikel zu wohlfeilen Preisen einzukaufen. Allein diese Einrichtungen gelten in den Augen derer, die aus der „cooperation" eine Art Religion für sich gebildet haben, nicht für voll, und zwar deßhalb nicht, weil hier die Consumenten als solche keinen Antheil am Geschäftsgewinne haben." Von den eigentlichen Cooperativverbänden erwartet man eben mehr als eine bloße billige und zweckmäßige Verproviantirung eines bestimmten Kundenkreises; die eigentlichen Cooperativverbände haben Gewinnbetheiligung der Kunden oder Selbsterzeugung der Waaren und damit verbunden selbstverständlich Verwerthung derselben auf dem nationalen oder dem Weltmarkte zum Zweck. Bei der genossenschaftlichen Production haben die Lohnarbeiter einen bestimmten Antheil am Gewinn. „Cooperative Production kann man definiren als Führung einer industriellen Unternehmung im Interesse der dabei beschäftigten Arbeiter. In dem Bewußtsein der gegenseitigen Abhängigkeit von Capital und Arbeit suchen die „Cooperators" Capitalisten und Arbeiter zu versöhnen durch Verbindung derselben in denselben Personen, oder durch Bezahlung der ersteren mit einer fixen Zinsrate und durch ihre Entfernung von der Controle des Geschäfts, in welchem ihr Geld steckt. Bei jeder dieser hier gekennzeichneten Verfahrungsarten ist der Wunsch der, einen bedeutenden Theil des Gewinnes unter die Arbeiter zu vertheilen und zwar im Verhältniß zum Werth ihrer Arbeitserzeugnisse."[1]) Schmid behauptet, es sei eine psychologisch-ethische Thatsache, daß der Kampf um den Gewinn und der Gewinn antisocial, isolirend wirke. Gerade die Erreichung des genossenschaftlichen Hauptzweckes trage also den Keim zum Zerfall der Genossenschaften in sich. Ich möchte das schon deßhalb bestreiten, weil bei unsrer gegenwärtigen socialpolitischen und handelspolitischen Entwicklung kurzes Nachdenken und persönliche Erfahrungen besonders jedem kleineren Capitalisten die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß er bei sparsamer und rechtschaffener Verwaltung des genossenschaftlichen Betriebes niemals einen dem letzteren auch nur halbwegs entsprechenden Gewinn durch isolirten, eigenen Betrieb für sich zu erzielen vermag. Viel nachtheiliger für das Bestehen der Genossenschaften wirken unzweifelhaft das Risico und etwaige größere Verluste. Wie denn überhaupt die vorzüglichste Berechtigung eines größeren Gewinnes für Capitalisten und Unternehmer darin liegen dürfte, daß sie eventuell auch für etwaige schlechte, mit Verlust abschließende Geschäftsjahre vollständig einzustehen haben, während der Lohnarbeiter unter allen Umständen seines Einkommens auch in bösen Zeiten, wenigstens innerhalb einer gewissen Grenze, sicher bleibt.

Merkwürdig genug entsprang der erste Versuch einer Arbeitergenossenschaft in England nicht etwa einer Lohnbewegung in Arbeiterkreisen, sondern vielmehr der Vertheuerung eines der wichtigsten Lebensbedürfnisse. Die Armen der Stadt Hull richteten am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Petition an die Stadtvertretung, in welcher sie eine Beisteuer zu einem Baufonds für eine Mühle forderten, da die Müller für das Mehl zu hohe Preise verlangten. Die Mühle kam zustande. Das aber setzte die Müller in solche Aufregung, daß sie die Gesellschaft bei den Yorker Assisen der Schädigung ihrer Interessen anklagten. Die Assisen jedoch sprachen die Gesellschaft frei. Diese erste Genossenschaftsmühle besteht denn auch noch bis auf diesen Tag.

Um nun etwaige Verluste bei einem genossenschaftlichen Betriebe für den Fortbestand der Cooperation ungefährlich zu machen, beschloß die Gesellschaft der Pioniere von Rochdale — zunächst selbstverständlich nur für ihren eigenen Betrieb — etwaige Gewinne oder Dividenden an ihre Antheilhaber nur in dem Falle auszuzahlen, wenn letztere die ihnen zustehenden Geldbeträge ausdrücklich wünschten; im anderen Falle wurden diese aufgelaufenen Guthaben den Mitgliedern als Depositen gut geschrieben. Dadurch erreichte diese im Jahre 1844 gegründete Genossenschaft einen doppelten Zweck: erstens konnte sie, weil zunächst eine reine Consumgenossenschaft, niemals in Verlust gerathen, es müßte denn sein, daß sie ein übermäßiges Borgsystem bei sich einreißen ließ, und zweitens gewöhnte sie ihre Mitglieder durch ihr Verfahren ans Sparen. Außerdem war sie durch ihr System in den Stand gesetzt, für die ihr Angehörigen theilweis productive Anlagen zu schaffen. Die Hauptpunkte des Programms der Pioniere von Rochdale waren folgende: 1. eine Verkaufsstelle für Lebensmittel; 2. Bau und Kauf von gemeinsamen Wohnstätten für die

[1]) Carl Alfred Schmid, Beiträge zur gewerblichen Geschichte in England. Jena, Gustav Fischer.

[1]) Siehe Schmid.

Mitglieder; 3. Fabrikation bestimmter Artikel durch Beschäftigung solcher Mitglieder, die entweder ohne jede Beschäftigung oder von anderer Seite gar zu schlecht bezahlt waren; 4. Kauf oder Pacht von Ländereien zum Betrieb mit anderweitig arbeitslosen und zu schlecht bezahlten Mitgliedern; 5. Regelung der Production, der Vertheilung, der Erziehung und der Verwaltung, das heißt Einrichtung einer sich selbst genügenden, in sich geschlossenen Colonie der durch gemeinsame Interessen verbundenen Arbeiter; 6. Eröffnung einer Temperenzwirthschaft [1]) (gegen den übermäßigen Genuß von Spirituosen). Wie erfolgreich die Gesellschaft gearbeitet, ergibt sich am besten aus folgenden Zahlen:

	1845	1891
Mitglieder . . .	74	11,674
Fonds .	181 Pfd. St. (3,620 M.)	370,792 Pfd. St. (7,415,840 M.)
Verkauf .	710 Pfd. St. (14,200 M.)	296,025 Pfd. St. (5,920,500 M.)
Gewinn .	22 Pfd. St. (440 M.)	52,198 Pfd. St. (1,043,960 M.)

(Letzterer mit Zinsen aus angelegtem Capital).

Wie aus dem Programm der Gesellschaft ersichtlich, ist sie Consumtions- und Productivgenossenschaft zu gleicher Zeit. Die Pioniere von Rochdale haben denn auch einen außerordentlich bedeutsamen Einfluß auf die gesammte englische Genossenschaftsbewegung ausgeübt; ja, durch ihr Vorbild hat das Genossenschaftsleben in Großbritannien überhaupt erst den bedeutenden Aufschwung genommen, welcher es zum Vorbilde für die ganze Welt auf dem Felde der Arbeiterorganisation gemacht hat.

Die Consumtionsgenossenschaften in Großbritannien besonders haben ganz außerordentliche Erfolge nachzuweisen; sie sind nicht nur für die arbeitenden Classen von allergrößtem Nutzen gewesen, sondern haben auch infolge ihrer sehr glücklichen Organisation den Großcapitalisten als vollkommen ebenbürtige Wettbewerber entgegentreten können. Die Organisation der Genossenschaften ist nun folgende: an großen Mittelpunkten, wie London, Manchester, Edinburgh u. s. w. haben sie sogenannte Wholesale Societies, d. h. Großhandelsgesellschaften, gebildet. Diese Großhandelsgesellschaften bilden mit den kleineren Consumgenossenschaften zusammen eine Art weiteren Verband. Sie lassen den localen Consumgenossenschaften die Waaren zum Selbstkosten- oder Selbsterzeugungspreise, nach Abzug der verauslagten Unkosten, ab, nehmen dazu aber auch Aufträge von den einzelnen Mitgliedern in derselben Weise wie die kleineren Consumgesellschaften an; sie verkaufen sowohl en gros wie en détail; letzteres selbstverständlich in nur sehr geringem Maße, besonders da in den örtlichen Sitzen der Wholesale Societies immer auch eine größere oder kleinere Anzahl von Kaufstellen der örtlichen Consumgenossenschaften bestehen.

Die Wholesale Societies in den vereinigten Königreichen bestanden 1895: in England aus 930,985 und in Schottland aus 171,985 Mitgliedern. (Die zweifellos viel geringere Anzahl der Mitglieder in Irland war nicht festzustellen; dennoch bestehen auch in Irland mindestens Cooperativgenossenschaften (sogenannte Irish Co-operative Agency Societies), welche der Wholesale Society außerordentlich nahe kommen. Die Höhe des Betriebscapitals, welches zum größten Theil durch die Antheilscheine (shares) der Mitglieder aufgebracht war, belief sich 1895 auf 1,155,998 Pfd. St. (23,119,960 M.), die Reservefonds waren auf 365,967 Pfd. St. (7,319,340 M.) und die Nettoeinnahmen aus den Verkäufen auf 10,141,917 Pfd. St. (202,838,340 M.) gestiegen. Der Nettonutzen betrug 192,766 Pfd. St. (3,855,320 M.); die Durchschnittsdividende für jede 20 M. nach den üblichen Gutschriften für die Reserve und Versicherungsfonds 38 Pfg. Die gleichen Rubriken ergaben für die Wholesale Societies in Schottland in demselben Jahre 1895 shareholtende Mitglieder 171,985; Betriebsgelder 760,433 Pfd. St. (15,208,660 M.); Reserve- und Versicherungsfonds 78,931 Pfd. St. (1,578,620 M.); Einnahmen aus Verkäufen 3,449,462 Pfd. St. (68,989,240 M.); der daraus erzielte reine Nutzen 132,374 Pfd. St. (2,647,480 M.); ein im Vergleich zu den von den Wholesale Societies im eigentlichen England erzielten Ergebnissen außerordentlich günstiges Resultat, welches die schottischen Gesellschaften in den Stand setzte, ihren Mitgliedern 70 Pfg. auf jede 20 M., also beinahe das Doppelte dessen, was die englischen Wholesale Societies ihren Angehörigen boten, gut zu schreiben.

Der englischen Großhandelsgesellschaft gehörten am Schluß des Jahres 1895 1035, der schottischen 281 Cooperativgenossenschaften mit ihrer oben bereits ausgeführten Mitgliederzahl an. Vergleicht man die Zahlen der Mitglieder mit der Ziffer der Gesammtbevölkerung, die 1895 in England und Wales auf 30,394,078, in Schottland auf 4,155,654 sich belief, so ergibt sich, daß beinahe $^1/_{33}$ der gesammten Bevölkerung in England und etwas mehr als $^1/_{24}$ der Gesammtbevölkerung in Schottland Mitglieder der Cooperativgenossenschaften sind. Das ist eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl, wenn man Kinder, Greise und Frauen, sowie Großkaufleute, Gutsbesitzer, Landarbeiter und andere weniger zahlreiche Kreise in Abzug bringt. Trotzdem sind diese Wholesale Societies noch immer in stetigem Wachsthum begriffen, wie sich am besten daraus ergibt, daß sich die Mitglieder in England und Wales seit den letzten vierzehn Jahren fast verdreifacht, die in Schottland beinahe vervierfacht haben. Auch das letzte Jahr 1895 zeigt gegen das vorhergehende 1894 wieder eine Zunahme der Mitglieder in England von beinahe 20,000, in Schottland von beinahe 12,000. Außerdem ist während der ganzen Zeit ihres Bestehens ein selbst nur augenblicklicher oder vorübergehender Rückgang dieser Genossenschaften niemals zu verzeichnen gewesen. Sogar in Irland, wo man mit der gleichen Organisation erst im Jahre 1893 begonnen, zählt die sogenannte Cooperative Agency dreißig verschiedene Genossenschaften zu ihrem Verbande, und wenn auch hier naturgemäß bei den ganz besonderen politischen und ökonomischen Verhältnissen die materiellen Ergebnisse bis jetzt nur sehr bescheiden sein können, so ist es doch als sicheres Zeichen für die Gesundheit der den Genossenschaften zugrunde liegenden Idee anzusehen, daß selbst auf der grünen Insel bereits nach so kurzer Zeit ein Nettoüberschuß von vollen 77,606 Pfd. St. (1,552,120 M.) für die irischen Antheilnehmer, bezüglich die Irish Cooperative Agency, erzielt werden konnte.

Die Wholesale Societies haben sich, wie bereits oben angegeben wurde, heute zu einer alle Cooperativgenossenschaften umschließenden Organisation ausgestaltet, bei welcher nicht nur englische, sondern auch außerenglische Plätze betheiligt sind; beispielsweise in Frankreich Rouen, in Deutschland Hamburg und in Dänemark Kopenhagen; ja die Organisation hat bereits den Ocean überschritten und zählt heute zu ihren Mitgliedern schon einzelne Cooperativgenossenschaften in Amerika. Sie besitzt ihre eigene Presse: Zeitungen und Almanache. Der letzte erschienene Jahresalmanach [1]) gibt ein recht anschauliches Bild der mächtigen Entwicklung der Wholesale Societies. Die Gesellschaften bestehen jetzt zweiunddreißig Jahre. Während dieser Zeit haben sie 708,549,292 Pfd. St. (14,170,985,840 M.) für verkaufte Waaren eingenommen und ihren Mitgliedern alles in allem einen Reingewinn von 61,757,659 Pfd. St.

[1]) Uebersetzung größtentheils nach Schmid a. a. Ort.

[1]) The Co-operative Wholesale Societies Limited, England and Scotland. Annual for 1896. Published by the Co-operative Wholesale Society Limited, Manchester.

(1,235,153,180 M.) gut schreiben, bezüglich auszahlen können. Die erste Zahl gibt einen durchschnittlichen Jahresumsatz von etwas über 442,843,307 M., die zweite einen durchschnittlichen Jahresgewinn von etwas mehr als 38,598,536 M.

Ich muß es mir leider an dieser Stelle bis auf weiteres versagen, auf die Einzelheiten der Organisation, auf die Stellung der Wholesale Societies zu den socialen Fragen u. a. näher einzugehen. Nur eines möchte ich noch hervorheben: wenn heute diese Arbeitergenossenschaften nach einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum über großartige Industriewerke und über ein eigenes glänzend bewährtes Verkaufssystem ihrer Erzeugnisse verfügen, so ist ihnen das sichtlich nur deßhalb gelungen, weil sie sich auf den Boden der nackten Thatsachen stellten und jedes Eingehen auf idealistisch-socialistische Träumereien von vornherein beiseite ließen. Freilich hat das Verfahren dieser großen Cooperativgenossenschaft auch ihre bedenklichen Schattenseiten. Wenn es auch den besser gestellten Arbeiter vom bloßen Lohnarbeiter auf fremde Rechnung zum Mitunternehmer auf eigene Rechnung erhob, so vermochte es doch dem vollkommen subsistenzlosen Arbeiter wenig oder gar keine Vortheile zu bringen. Besonders in England und Wales ist der Pauperismus, das will sagen, die Zahl solcher, welche durch den Ertrag eigener Arbeit die nothwendigen Lebensbedürfnisse nicht zu bestreiten vermögen und deßhalb theilweise oder ganz auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sind, noch immer im Steigen begriffen. Nach dem officiellen Regierungsbericht betrug die Zahl der absolut Armen 1882 in England und Wales während des Winters 797,614, in Schottland 101,410 und in Irland 112,316 Personen. Diese Zahl verminderte sich nach vielfachen Schwankungen im Januar 1892 auf 754,485 Personen in England und Wales, auf 93,051 in Schottland und auf 103,370 in Irland. Seitdem ist die Anzahl der Paupers jedoch wieder in ganz bedenklichem Maße gestiegen; denn der Januar des Jahres 1896 schloß für England und Wales mit 827,217, für Schottland mit 99,261 Paupers ab; nur in Irland hat sich die absolute Armuth um ein unwesentliches verringert; immerhin belief sich auch dort die Anzahl der Paupers Anfang 1886 noch auf 98,000 Personen. Schon die Thatsache, daß in Großbritannien, wie auch in den meisten übrigen Ländern, im Sommer die Armuth um vieles geringer ist als im Winter (1882 kamen beispielsweise im Winter auf je 10,000 Einwohner 287, im Sommer dagegen nur 274 Paupers; ebenso 1895 im Winter 259, im Sommer nur 250 Paupers) läßt zuverlässig darauf schließen, daß neben den unleugbaren Lastern der niederen Classen in Großbritannien, zu welchen in erster Reihe die Trunksucht zählt, vor allem Mangel an jeglicher lohnender Arbeit der Grund zu Zuständen wird, die geradezu als grauenerregend bezeichnet werden müssen. Was wirklich menschliche Armuth ist und welch ein geradezu seelenerschütterndes Bild sie zu bieten vermag, davon vermag sich nur der eine Vorstellung zu machen, welcher einmal gewisse Straßen des Centrums und des Ostens von London mit eigenen Augen gesehen. Unzweifelhaft hat auch in England, gerade wie bei uns, die Entwicklung des Maschinenwesens und die Noth der Landwirthschaft außerordentlich viel zum steten Wachsthum des Pauperismus beigetragen. Eine nähere Untersuchung besonders der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Großbritannien würde eine außerordentlich interessante Ergänzung der hier mitgetheilten Thatsachen über die Lage der englischen Industriearbeiter bieten; dennoch muß ich die Ausführungen darüber einer späteren Arbeit vorbehalten, da sie auf ein weites Gebiet führt, welches jenseits der Grenzen der mir hier gestellten Aufgabe liegt.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Das Christenthum in der altdeutschen Heldendichtung." Vier Abhandlungen von Anton E. Schönbach. Graz 1897. — Die deutsche Philologie, insbesondere die deutsche Literaturgeschichte, verdankt der rastlosen Thätigkeit Anton E. Schönbachs überaus viel. Von Anfang an hat sich dieser Gelehrte bei seinen Studien eine Aufgabe gestellt, er wollte die ganze Bedeutung des Christenthums für unsre mittelalterliche Poesie erkennen lernen. So hat er die geistliche Literatur jener Zeit durchgearbeitet und zu einer besseren Einsicht darin sehr viel beigetragen, so hat er sich vornehmlich in die Geschichte der deutschen Predigt vertieft. Drei stattliche Bände altdeutscher Predigten gab er selbst heraus; um die Quellen der einzelnen Stücke zu ermitteln, machte er die umfänglichsten Studien in den alten Kirchenvätern. Nun untersucht er, auf die vergestalt erworbene, in ihrer Art einzige Belesenheit gestützt, eine alte Dichtung nach der anderen auf ihre christlichen Quellen hin. Von seinen Ergebnissen berichten zahlreiche Abhandlungen und ganze Bücher; fast in jedem derselben heißt es, daß hier nur Altes in neuer Ueberarbeitung geboten werde, daß weitere Untersuchungen folgen sollten. Und da diese Untersuchungen immer weitere Gebiete umfassen, so läßt sich gar nicht ausdenken, was bei diesem Autor noch alles in des Schreibtisches Hintergrunde schlummert.

Schönbach selbst aber weiß für seine Thätigkeit nur folgende Worte: „Damals (in meiner Studienzeit) meinte ich freilich, ich würde einst eine Geschichte des germanischen Christenthums schreiben. Von solchen für meine Kraft übertühnen Plänen bin ich längst zurückgekommen; ich darf nur hoffen, im kleinen und einzelnen bescheidene Beiträge zur Lösung dieses gewaltigen Problems zu liefern."

Sein letztes Buch hat der Verfasser „Das Christenthum in der altdeutschen Heldendichtung" genannt. Sein Inhalt bietet, ich will nicht sagen weniger, aber doch anderes, als der Titel verspricht; das gibt Schönbach selbst auch unumwunden zu. Gerade die Untersuchung der christlichen Bestandtheile in den Epen hat mich enttäuscht. Sie bleibt zu oft an Aeußerlichkeiten haften; der Zusammenstellung von „Redewendungen religiösen Inhalts" — sie entsprechen ungefähr unserm „Grüß Gott", „Gott sei mit dir", „Gott sei Dank", „In Teufels Namen" — kann ich einen übergroßen Werth nicht beimessen, übrdies scheint sie mir nicht ganz vollständig. Etwas werthvoller sind wohl die Erklärungen einiger von christlichen Anschauungen durchsetzter Verse; freilich nimmt Schönbach hier öfter Entlehnungen an, als es nöthig ist. Doch schon diese Untersuchungen zeigen, welch verschiedene Rolle das Christenthum in den altdeutschen Heldendichtungen spielt, wie anders es in der Gudrun auftritt, wie anders im Nibelungenlied u. s. w., darum bieten sie immerhin ein gewisses Interesse. Auch existiren sie kaum um ihrer selbst willen, der Verfasser stellte sie hauptsächlich an, um für die Beurtheilung alter Fragen neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Nämlich für die Fragen nach der Entstehung und Zusammensetzung, nach den Dichtern, nach den echten und den unechten Bestandtheilen in unsrer Heldensage. Man weiß wohl, begreift es allerdings kaum noch, mit welcher Kampfeswuth die Gelehrten, die Anhänger und Gegner Lachmanns seinerzeit über diese Fragen stritten, soweit sie das Nibelungenlied betrafen. Heute hat auch hier die Leidenschaft einer ruhigen, nüchternen Prüfung Platz machen müssen. Eine solche strömt uns aus dem Buche von Schönbach entgegen. Klar und läßt wird hier gezeigt, daß die absolute Vollkommenheit des Volksepos, welche frühere Forscher als Thatsache annahmen und auf die sie ihre Kritik begründeten — daß sie niemals in Wirklichkeit, sondern nur in der Phantasie der Gelehrten bestanden hat. Daß darum auch alle aus dieser Voraussetzung gezogenen Folgerungen in sich zusammenfallen. Schönbach fordert eine genaue Untersuchung des culturhistorischen Untergrundes, auf dem sich unsre Heldensage erhebt und für die er selbst ja auch Vorarbeiten gibt. Von dieser hofft er für die kommende Forschung viel Gutes.

Seine eigenen Ansichten, die von denen anderer Forscher vielfach abweichen, begründet der Verfasser überall: die über die „Klage" (die Fortsetzung des Nibelungenliedes), über die Gudrun und über Kitparts Tod werden in Kreisen der Fachgenossen gewiß noch lebhaft erörtert werden. Besonders merkwürdig scheint mir das über die Gudrun Gesagte: das Epos wird von den Nibelungen wohl zum erstenmale zeitlich und geistig weit getrennt. Es sei mehrere Jahrzehnte nach diesem entstanden und keine Volks-, sondern Spielmannsdichtung, vor allen Dingen sei es verkehrt, wenn man die Gudrun die deutsche Odyssee nenne.

Digitized by Google

Man sieht aus diesen Andeutungen wohl, daß Schönbachs Buch vornehmlich für Gelehrte bestimmt ist. Manche Abschnitte haben nur für sie Werth; andere freilich erörtern behäbig vieles diesen Bekannte; sie dürften sich besonders für Studenten eignen, die in wichtige Gebiete der deutschen Philologie eingeführt sein wollen und außerdem noch manche Anregung wünschen. F. v. d. L.

U. Archäologisches aus Griechenland. Die neuesten Hefte der in Athen erscheinenden archäologischen Zeitschriften bringen eine Anzahl von Mittheilungen von allgemeinerem Interesse. In den „Mittheilungen des deutschen Instituts, Athenische Abtheilung", Heft 1 und 2, wird die große marmorne Giebelgruppe des ältern thümlichen Stils veröffentlicht, die die Vorderseite des von den Persern verbrannten „alten Athenatempels" auf der Akropolis schmückte. Die einzelnen Figuren waren, in eine Anzahl Stücke zerbrochen, in den „Perserschutt" gerathen, aus dem sie durch die Ausgrabungen des vorigen Jahrhunderts wieder herausgehalt wurden. Stadniczka gelang es, ausgehend von einem vortrefflich erhaltenen Athenakopf, zunächst Theile der Athena und weiterhin Stücke von Gigantenleibern zusammenzufinden; er erkannte auch bereits, daß diese Statuen in den Giebel eines großen Tempels gehörten, der dann kein anderer sein konnte, als der alte Athenatempel. Nach Stadniczka hat Sauer eine Anzahl neuer Bruchstücke hinzugefunden und im vorigen Jahre hat Schrader das Werk der Zusammenfügung, soweit es möglich war, vollendet. Die Resultate dieser Arbeiten, die Schrader jetzt veröffentlicht, schenken uns von dem Giebelschmuck zunächst die Mittelgruppe wieder: Athena über einen gestürzten Giganten hinschreitend, den sie mit der Linken am Helmbusch packt, während der (leider ganz verlorene) rechte Arm mit der Lanze zum Stoß ausholt. Der Gigant streckt in sitzender Stellung die Beine von sich, während der Oberkörper sich ganz nach rechts dreht und der (verlorene) linke Arm sich auf einen Schild stützt. Ferner sind zwei Giganten wieder zusammengesetzt worden, die beide, vornüber auf die Knie gefallen, sich lang am Boden hinstrecken. Aus der einander entsprechenden Haltung beider geht sofort hervor, daß sie in den Giebelecken lagen. Von den Gestalten, die den Raum zwischen der Mittelgruppe und den Eckfiguren füllten, sind leider nur geringe Bruchstücke erhalten, darunter die Füße von zwei ausschreitenden Gestalten. Diese beiden haben nach Schraders Vermuthung unmittelbar neben der Mittelgruppe, und zwar nach außen gerichtet, gestanden und sind als Götter zu erklären, die gegen Gegner kämpfen, welche vor ihnen auf die Knie gestürzt sind und so den noch verfügbaren Raum füllen. Das Ganze war also eine Gigantenschlacht, in der Athena, die Inhaberin des Tempels, als Vorkämpferin auftrat. Für die Art der Composition ist wichtig, daß die an zweiter Stelle stehenden Götter noch Ausweis der erhaltenen Füße kleiner gebildet waren, als die Athena, während die liegenden Giganten in den Ecken größer sind als die Mittelfigur. Der Künstler hat sich also in unbefangenster Weise mit den Größenverhältnissen der Statuen dem Raum angepaßt. Die Composition zeigt, wie alle Giebelfüllungen, eine strenge Symmetrie der beiden Hälften. Die Ausführung weist eine vollendete Beherrschung der Marmortechnik auf, wie sie die attischen Künstler nach dem Staude unsres heutigen Wissens erst im Wettefer mit den Künstlern der Inseln, namentlich der von Chios, sich angeeignet hatten. Aber der Künstler der Giebelgruppe ist weit entfernt von der Kleinlichkeit und Süßlichkeit der Chioten. Er löst die monumentale Aufgabe auch mit monumentaler Größe der Formengebung. In dieser Beziehung übertreffe er auch die Verfertiger der Giebelgruppen von Aigina, die zwar im Einzelnen eine ungleich strengere Schulung, eine viel weitgehendere Kenntniß des nackten Körpers besitzen, aber die decorative Wirkung und die innerliche Lebendigkeit des attischen Meisters nicht erreichen. Ein sicherer Anhaltspunkt für die Datirung der Gruppe ist noch nicht gefunden. Der Tempel war zur Zeit des Peisistratos ohne eine umgebende Säulenhalle erbaut worden. Zu einem späteren Zeitpunkt erhielt er nach Ausweis der verstreut erhaltenen Bautheile eine Säulenhalle, zu deren Giebel die besprochene Gruppe gehört. Ob dies nun noch unter des Peisistratos oder seiner Söhne Herrschaft geschah, oder ob es das erste Werk der athenischen Demokratie war, ist unentschieden. — Ueber den alten Athenatempel veröffentlicht Dörpfeld in demselben Heft einen Aufsatz, in dem er gegen Angriffe von verschiedenen Seiten seine Meinung vertheidigt, daß der Tempel nach dem Perserbrand ausgebessert und daß er auch nach Erbauung des Parthenon und Erechtheion — allerdings ohne die Ringhalle — stehen geblieben sei, so daß ihn noch Pausanias im 2. Jahrhundert n. Chr. gesehen habe. Der Tempel, von dem heute nur noch die Fundamente vorhanden sind, hätte dann das ganze Alterthum hindurch mit seiner einen Ecke die wundervolle Karyatidenhalle am Erechtheion vollständig verdeckt. Das anzunehmen, fällt allerdings zu schwer, daß schon aus diesem Grunde jeder andere Ausweg zur Erklärung der betreffenden Inschriften und Schriftstellernachrichten versucht werden muß. — In der „Ephemaris archaiologike", Heft 1 und 2, veröffentlicht Kawwadias die Resultate seiner Ausgrabungen am Nordabhang der Akropolis, von denen zum Theil schon früher hier Notiz genommen wurde. An der steilen nördlichen Felswand sind jetzt nicht weniger als sechs große Grotten zum Vorschein gekommen, von denen aber nur in zweien die sicheren Spuren davon gefunden sind, daß sie zu Götterculten benutzt wurden. Es ist dies vor allem die zweite Grotte, in der die ganzen Wände mit Einlaßlöchern für kleine Weihreliefs bedeckt sind. Auch fanden sich nur Weihtafeln aus nachchristlicher Zeit vor, die von Priestern und Beamten dem ὑπ' Ἀκραις oder ἀπὸ Μακραῖς geweiht sind. Der zweite Name der Oertlichkeit, *Μακραί*, ac. *πέτραι* ist namentlich aus Euripides' Jon wohl bekannt, wo Apollon sich in dieser Grotte mit der Kreusa vereinigt, in der Kreusa dann den neugeborenen Jon aussetzt. Die Grotte des Pan sucht Kawwadias in der zweitnächsten Höhle nach Osten, die sehr viel versteckter liegt. Doch haben sich hier gar keine Weihgeschenke oder Spuren für ihre Befestigung erhalten. Es ist deshalb wahrscheinlicher, daß die Apollongrotte gleichzeitig auch dem Pan geweiht war, wie frühere Forscher geglaubt hatten, während man in neuerer Zeit allgemein zwei verschiedene Höhlen für den Cult der beiden Götter annahm. Neben der von Kawwadias für Pan in Anspruch genommenen Grotte führt eine Felstreppe zur Akropolis hinauf. Weiter östlich findet sich der Eingang zu einem 33 Meter langen Gang im Felsen, der in einer sich nach außen öffnenden Höhle endigt, in der einige Anatheme gefunden wurden. Es ist zunächst noch unsicher, ob dies das Heiligthum der Kekropstochter Agraulos war, das in dieser Gegend lag. An der glatten Hinterwand der Grotte sind die Einlaßspuren für eine hölzerne Treppe sichtbar, die steil in die Höhe führte, bis zu einer Stelle, wo heute eine Steintreppe aus fränkischer oder türkischer Zeit von oben herab kommt. Es ist dies also ein dritter und noch versteckterer Zugang zur Akropolis gewesen. — Etwas tiefer als diese Felshöhlen, unterhalb der Grotte des Apollon, fand sich eine Inschrift aus dem 5. Jahrhundert, die ganz besonders wichtig zu werden verspricht. Es ist darin die Rede von einem steinernen Tempel mit einem Altar davor, den Kallikrates, der bekannte Erbauer des Parthenon, errichten soll. Dieser Bau ist nach Kawwadias und Dörpfeld der Tempel der Athena Nike neben dem Aufgang zur Akropolis, über dessen Datirung bisher die Meinungen um ein halbes Jahrhundert aus einander gingen. Durch die Inschrift, von der Dörpfeld blos eine vorläufige Mittheilung gibt, wird gesichert, daß der Bau um die Mitte des Jahrhunderts begonnen werden sollte. Wahrscheinlich sei er noch vor den Propyläen, also vor Beginn des peloponnesischen Krieges, beendigt worden. Man darf auf die von Kawwadias vorbereitete Publication dieser Inschrift gespannt sein. — Die *Πρακτικὰ* der archäologischen Gesellschaft in Athen für 1896 enthalten eine Uebersicht des in diesem Jahr Geleisteten. Die Gesellschaft hatte die Summe von 268,400 Drachmen zur Verfügung, von denen 247,672 Drachmen verausgabt wurden für Ausgrabungen, Antikenkäufe und — was besonders zu begrüßen ist — nicht zum Geringsten für Erhaltung der Denkmäler, namentlich des Parthenon. Der Uebersicht der Ausgrabungen des Jahres 1896, die nichts wesentlich Neues enthält, ist ein Bericht von Leanardos über seine Untersuchungen im Heiligthum der Despaina in Lykosura angehängt, der durch gute Pläne und Aufnahmen erläutert wird. Eine hohe Stützmauer schützt die schmale, an einem steilen Berghang gelegene Terrasse des heiligen Bezirks. Am äußeren Rand liegt eine langgestreckte Halle, und zwar, wie es Pausanias beschreibt, zur Rechten, wenn man den Bezirk betritt. Am Ende der Halle steht der Tempel, von dem drei Altäre, nach Pausanias der Demeter, der Despoina und der Göttermutter gehörig, wiedergefunden worden sind. Durch eine sechssäulige Vorhalle gelangt man in die Cella des Tempels, deren Boden durch ein großes Mosaik mit der eigenthümlich sinnlichen Darstellung zweier sich gegenüberstehenden Thiere geschmückt ist. Eine querlaufende Schranke trennt diesen Raum von dem hintersten Theil der Cella, in der die breite Basis der sehr zerstückelt erhaltenen Götterbilder steht. In der Mitte saßen Demeter und Despoina, zu ihren Seiten standen Artemis und der Erzieher der Despoina, der Titane Anytos, Werke des Künstlers Damophon von Messene. Aus der Tempelcella geht ungewöhnlicherweise eine

Digitized by Google

kleine Seitenthür heraus auf eine breite Freitreppe zu, die zu einer höher gelegenen Terrasse emporführt, auf der nach des Pausanias Beschreibung weitere heilige Boulichtellen standen, die nach der Wiederentdeckung harren.

* **Wien.** Bei der philosophischen Facultät der Universität ward Dr. Lampa als Privatdocent für Physik zugelassen.

* **Prag.** An der böhmischen Universität habilitirte sich Dr. Vladimir Stavik für gerichtliche Medicin; dem Privatdocenten für Agrochemie an der böhmischen Technischen Hochschule Dr. Julius Stollnsa ward die Lehrbefugniß auf das Gebiet der allgemeinen Pflanzenproduction erstreckt.

* **Krakau.** Für indogermanische Sprachwissenschaft erhielt die Zulassung als Privatdocent Dr. Johann Michael v. Nazwadowski.

* **Lemberg.** Als Privatdocenten an der Universität habilitirten sich der Primararzt der chirurgischen Abtheilung des Kinderspitals Dr. Hilarius Schramm für Chirurgie und der außerordentliche Professor der höheren Geodäsie und Astronomie an der technischen Hochschule, Dr. Wenzel Johann Laska, für Astronomie.

ir. **Aus den Niederlanden.** Beim Geburtstage der Königin fiel ein wahrer Ordensregen hernieder. Die Professoren S. J. Fockema Andreae in Leiden, A. Fokker in Groningen, G. van Hamel in Amsterdam erhielten den Ritterorden des niederländischen Löwen, die niederländische Campanistin Carnelie van Oosterzee, welche jetzt in Berlin wohnt, den Ritterorden von Oranien-Nassau. — Kürzlich erschien der von Prof. Dr. Jul. Mac Leod verfaßte Bericht über die eventuelle Gründung einer niederländischen Universität in Belgien. Der niederländische Sprach- und Literaturcongreß, welcher vor zwei Jahren in Antwerpen tagte, hatte damals eine Commission ernannt, welche das Für und Wider dieser Gründung erwägen und darüber Bericht erstatten sollte. Ich führe daraus einige Hauptpunkte an. „Eine Universität soll den Mittelpunkt des geistigen Lebens bilden. Ihr Einfluß muß sich auf das ganze Volk erstrecken können, für welche sie gegründet ist. Der Gebrauch einer fremden Unterrichtssprache aber isolirt sie von dem Volke, auf das sie direct oder indirect einwirken soll. Ist dies richtig, so ist klar, daß keine der belgischen Universitäten in den vlämischen Gegenden des Landes ihrem wesentlichen Zweck entspricht, weshalb die Genter alma mater reformirt werden müßte, was auch in ihrem eigenen Interesse wäre." Ausführlich wird nun dargelegt, wie dies ja geschehen habe. Im 3. Capitel werden endlich die Hauptgründe der Gegner besprochen und widerlegt. Diese Gründe sind: „1. Es ist unmöglich oder äußerst schwierig, hier eine hinreichende Anzahl geeigneter Männer zu finden, welche in niederländischer Sprache lehren können. 2. Eltern und Studenten sind gegen den Unterricht in niederländischer Sprache; ein ausschließlich vlämischer Charakter würde also der Genter Universität nur schaden und die Studenten vertreiben. 3. Es gibt kein wissenschaftliches Niederländisch, speciell keine niederländische Rechtssprache. Unsre technischen Ausdrücke sind alle oder fast alle französisch. 4. Der einzige und officielle Text unsrer Gesetze ist französisch. Man muß also alle Gesetze in französischer Sprache studiren und erklären. 5. Wissenschaftliche Bücher für den höheren Unterricht gibt es im Niederländischen nicht, während das Französische eine außerordentlich reiche wissenschaftliche Literatur besitzt. 6. Durch die Gründung einer niederländischen Universität würde die Kluft zwischen den Vlamen und Walen zum Schaden des Landes noch größer werden." — Die Königin ließ sich von dem Maler David Bles im Haag in Ballonzug, mit Diadem und einem zurückgeschobenen Ballmantel malen und schenkte dieses Gemälde ihrer Mutter bei ihrem Geburtstage. Der Photograph Wallrabe hat die Königin in derselben Stellung und Kleidung photographirt. Diese Photographien werden jetzt viel bewundert und zeigen, daß die Königin zu einer kräftigen, schönen Jungfrau emporgeblüht ist. Sie ist jetzt 17 Jahre alt. — Die Transvaal'sche Monatsschrift „Ons Tydschrift", Herausgeber Joques Dusseau zu Amsterdam-Capstadt, enthält in ihrer Septembernummer eine Uebersetzung von Goethe's Erlkönig in der Volkssprache Transvaals, dessen erste Strophe so lautet:

„Wie ry daar so laat daar nach en wind?
Dit is die vader met syn kind.
Hy drok din knapin vas in syn arm,
Hy hou hem stevig, hy hou hem warm."

Dies ist die erste Uebersetzung eines Goethe'schen Gedichtes in die Volkssprache Transvaals. — F. J. Dumela Nieuwenhuis, Generalconsul der Niederlande zu Prätoria, hat eine Mustercollection verschiedener Artikel des Großhandels gesammelt, welche in der Südafrikanischen Republik sehr gangbar sind. Diese ist während des Monats September im Rathhaus zu Amsterdam, Bureau der „Kamer van Koophandel" täglich von 11—4 Uhr zu sehen; zu dieser Sammlung hat der Generalconsul auch eine Beschreibung der Muster hinzugefügt.

* **Paris.** Der Leiter des „Institut Pasteur" in Lille, Dr. Calmette, macht interessante Versuche mit animalischen, namentlich Schlangen- und Scorpiangiften. Es ist ihm gelungen, ein Serum herzustellen, das gegen Schlangenbiß unfehlbar sein soll. Ein Kaninchen, dem eine Quantität Serum eingeimpft worden war, welche dem hundertsten Theil des Gewichts des Thieres entsprach, konnte eine Stunde später eine Dosis von einem Milligramm Gift der Cobra capella ruhig ertragen, ohne zu erkranken, während eine solche Menge sonst unfehlbar den Tod des Thieres in weniger als vier Stunden herbeiführt. Der gleiche Erfolg soll sich bei Impfversuchen mit anderen Thieren und auch Menschen ergeben haben. Nur muß das Impfstoffquantum stets dem Körpergewicht des Versuchsthieres proportionirt sein. Ein Jagdhund, der erst sechzig Stunden nach erfolgtem Schlangenbiß geimpft werden konnte und schon ganz krank geworden war, wurde durch zweimalige Impfung gerettet.

* **Turin.** Am 1. September starb hier 92jährig der classische Philolog Prof. Dr. Tommaso Vallauri, Senior der philosophischen Facultät, Senator des Königreichs. Geboren am 23. Januar 1805 in Chiusa di Cuneo, studirte er in Turin und wurde dort 1833 Lehrer der Rhetorik, 1838 außerordentlicher, 1843 ordentlicher Professor der Eloquenz für die classischen Sprachen. Er begann mit Arbeiten über die piemontesische Literatur und ging von da zur lateinischen über, der er Editionen (der Historiker), grammatische, lexikalische und literarhistorische Untersuchungen widmete; sein Hauptwerk ist die Historia critica literarum Latinarum von 1849. Auch zur modernen Geschichte Piemonts hat er nützliche Schriften beigesteuert, sowie Reden und Erzählungen gesammelt erscheinen lassen und 1878 eine Selbstbiographie veröffentlicht. In Italien genoß er hohe Verehrung, auch mit der deutschen Philologie stand er in freundlichem wissenschaftlichen Verkehr.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Jacobs: Hellas. Geographie, Geschichte u. Literatur Griechenlands, neu bearbeitet von Carl Cantzius. Stuttgart, Carl Krabbe 1897. — T. Sybrand: Moderne Menschen, Skizzen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson 1896. — Dr. med. J. Herm. Knas: Die Krankheiten der Nieren und der Harnblase. 2. Aufl. Leipzig, Alfred Laagkammer 1896. — G. Hack: Was der Kaufmann vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß. In systematischem Abriß zusammengestellt. Leipzig, Verlag der Handelsakademie. — Dr. Alois Höfler: Psychologie. Mit Holzschnitten. Wien u. Prag, F. Tempsky 1897. — Derselbe (unter Mitwirkung von Dr. Alexius Meinong): Logik. Ebd. (u. Leipzig, G. Freytag) 1890. — Derselbe: Sieben Thesen zu Prof. Dr. Franz v. Liszts Vortrag „Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit". Ebd. 1897. — Derselbe: Grundlehren der Logik. 2. Aufl. Ebd. (u. Leipzig, G. Freytag) 1896. — Derselbe: Grundlehren der Psychologie. Mit Holzschnitten. Ebd. (u. Leipzig, G. Freytag) 1897. — Derselbe: Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern. 2. Aufl. Ebd. (u. Leipzig, G. Freytag) 1896. — Ludwig Keller: Grundfragen der Reformationsgeschichte, Auseinandersetzung mit literarischen Gegnern (Vorträge und Aufsätze der Comeniusgesellschaft. V. Jahrg. 1. u. 2. Stück). Berlin, R. Gaertner 1897. — Prof. Dr. F. Kaale: Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland. 2. Nachtrag. Ebd. 1897. — Dr. phil. Julius Omelin: Hallische Geschichte. Geschichte der Reichsstadt Hall und ihres Gebiets. Lfg. 1—9. Schwäb. Hall, Frdr. Staib 1896—1897. — Dr. Hermann Schell: Der Katholicismus als Prinzip des Fortschritts. 6. Aufl. Würzburg, Andreas Göbel 1897. — Ernst Elster: Prinzipien der Literaturwissenschaft. Bd. I. Halle a. S., Max Niemeyer 1897. — Frdr. Graf Frankenberg: Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71, hggb. v. Heinrich v. Poschinger. 3. Aufl. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — Das Avancement. Monatliche Uebersicht über die Personalveränderungen u. s. w. innerhalb des deutschen Reichsheeres, hgsb. von R. Scholl. 1897/98. Heft 2 u. 3. Berlin, L. Trautwein. — Dr. Antonius v. Steichele: Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben, fortgesetzt v. Dr. Alfred Schröder. Heft 44. Augsburg, B. Schmid 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 6. September. Nummer 200.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848. I. — Die mohammedanische Bevölkerung China's. Von Dr. A. Serbin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848.

I.

Dr. Sch. Als „Völkerfrühling“ lobpreisen es die einen, als „das tolle Jahr“, „annus confusionis“, tadeln es die andern — das Jahr 1848 und seltsam! Lobredner und Tadler sind diesmal beide im Recht. Wie im Naturfrühling lachende Himmelbläue und glänzender Sonnenschein urplötzlich abwechselt mit düsterem Gewölk und verheerendem Sturmwind: so war das Jahr 1848 ein launenhafter, unberechenbarer Wechsel von himmelauf jauchzender Freude, von jubelnder Völkerliebe und herzzerreißendem Schmerz und feindseligem Racenhaß. Völkerverbrüderung und Bruderkampf folgten oft ganz unvermittelt auf einander. Das Sprunghafte, der rasche Uebergang von einem Extrem ins andere charakterisirt diese Tage des Umschwungs, da die Staaten und Völker Europa's aus der eisigen, tödtenden Winterruhe des Militär-, Polizei- und Büreaukratenregiments mit einem Ruck sich emporrafften und die Fesseln abstreiften, im Besitze der ungewohnten Freiheit aber von diesem kostbaren Gut keinen rechten Gebrauch zu machen verstanden. Statt in brüderlicher Eintracht im neuen Tempel der freien Staatsverfassung dem friedlichen Fortschritt und der Volksbeglückung gemeinsam zu dienen, feindeten sie vielmehr in bedauerlichee Verblendung einander an und bekämpften sich wegen dee natürlichen Verschiedenheit ihres angestammten Volksthums, wegen ihrer gottgegebenen Eigenthümlichkeiten in Sprache, Sitte und Brauch. Der Nationalitätenhader zerstörte mit roher Hand die zarten Keime der jungen Völkerfreiheit. Da war es denn kein Wunder, daß der momentan unterlegene gemeinschaftliche Feind die Gelegenheit benützte, um die verlorene Macht wieder zu gewinnen. Der „Völkerfrühling“ endigte mit dem zerstörenden Frost der allgemeinen Reaction, mit der Wiederherstellung des absolutistischen Regierungssystems, mit dem allgemeinen Verlust der bürgerlichen Freiheiten und Rechte.

Nirgends zeigten sich diese Phasen der stürmischen, rasch verlaufenden Bewegung des Jahres 1848 so deutlich und so folgenschwee als in Oesterreich, dieser langjährigen Domäne des erst patriarchalischen, dann büreaukratisch-polizeilichen Absolutismus, dieser Schöpfung des Fürsten Metternich und seinee Mitarbeiter. Wie wenig gefestigt dieser Bau gewesen, bewies die Thatsache, daß ein einziger Märzsturm hinreichte, um ihn in Trümmer zu stürzen. Wie da die selbstbefreiten Völker in ganz Oesterreich aufjubelten! Ueberall gab es Freuden- und Verbrüderungsfeste, das Reich des ewigen Friedens schien unter den Volksstämmen des polyglotten Reiches angebrochen zu sein.

Vielleicht gab es keinen Ort, wo diese seltene Erscheinung so deutlich zutage trat als in der böhmischen Hauptstadt, in Prag, wo am 11. März 1848 in einem Saale des Wenzelsbades zahlreiche Bürger der beiden Volksstämme, deren Beziehungen zu einander sonst gar manches zu wünschen übrig ließen, in friedlich-freundschaftlicher Gemeinschaft eine Adresse an den Kaiser und König beschlossen, in welcher sie „die Forderungen der Nation“ zusammengefaßt hatten. Es waren die bekannten Dinge: Brüderlichkeit und Gleichberechtigung beider Nationen, staatsrechtliche Einigung der Länder der böhmischen Krone, Volksbewaffnung, Aufhebung der Censur, Gleichberechtigung der Confessionen u. s. w. Eine Deputation von deutschen und böhmischen (tschechischen) Bürgern sollte die Adresse vor den Thron bringen.

Wie man sieht, die Bewegung in Prag ging jener in Wien voraus. Am 12. März war Prag wie umgewandelt. „Ein frisches munteres Leben äußerte sich auf den Gesichtern, in den Bewegungen; freie Gedanken, bis dahin ins Innere verschlossen, traten über die Lippen.“ Vereinzelte bedenkliche Stimmen übee die „Ungesetzlichkeit“ des betretenen Weges konnten die Vertrauensseligkeit der Mehrzahl nicht beirren. Diese Bewegung wurde noch rascher, allgemeiner, als die Kunde von den Wiener Vorgängen des 13. März in Prag eintraf; und als am 15. März Abends der Statthalter von Böhmen, Graf Rudolf Stadion, von seiner Loge aus im ständischen Theater dem Publicum verkündete, daß der Kaiser seinem Reich eine „Constitution“ verheißen habe, da war des Jubels kein Ende. Ein Freudenrausch hatte die ganze Bevölkerung ergriffen, und voll der frohesten Zuversicht und unter den begeisterten Zurufen einer tausendköpfigen Menge, reiste die große Prager Deputation am 19. März nach Wien ab; Prag befand sich „im Wonnerausch der jungen Freiheit“.

Die Geschichte dieser Bewegung in ihrem Entstehen, Verlauf und Ausgang sowie in ihren Folgen wahrheitsgetreu, eingehend und anschaulich dargestellt zu haben, ist ein großes Verdienst des österreichischen Geschichtschreibers Frhrn. v. Helfert, dessen Mittheilungen auch die bisherigen Andeutungen über den Prager „Völkerfrühling“ entnommen sind. Baron Helfert hat die Resultate seiner umfassenden und langjährigen Sammlungen, Forschungen und Erkundigungen in seiner überaus werthvollen Biographie des ehemaligen österreichischen Ministers und Staatsmannes, des Grafen Leo Thun, niedergelegt. Diese Arbeit wurde leider an einer Stelle veröffentlicht, wo sie nur wenigen bekannt geworden ist. Baron Helfert gibt als Präsident des „Oesterreichischen Volksschriftenvereins“ seit Jahren das „Oesterreichische Jahrbuch“ heraus, dessen 21. Jahrgang vor kurzem erschienen ist. Während dieser Zeit hat der ungemein fleißige Historiker Helfert in diesem „Jahrbuch“ eine Reihe der werthvollsten Arbeiten, namentlich zur Geschichte des Jahres 1848, veröffentlicht. Es sei hier nur an die Monographie: „Die confessionale Frage in Oesterreich 1848“ („Oesterr. Jahrb.“ 1882—1889) erinnert, welche eine wahre Fundgrube ebenso neuer als interessanter Daten und Aufschlüsse über die religiöse Bewegung in den genannten Jahren in der habsburgischen Monarchie bietet.

Digitized by Google

Eine selbständige Herausgabe dieser geschichtlichen Studie wäre überaus wünschenswerth.

Denselben Wunsch muß man auch in Bezug auf Helferts „Biographie des Grafen Leo Thun" aussprechen. Die Schilderung vom Leben und Wirken dieses österreichischen Staatsmannes[1]) gestaltet sich zugleich zu einem umfassenden, quellenmäßig dargestellten Zeitgemälde der gesellschaftlichen, politischen und culturellen Zustände Oesterreichs, insbesondere Böhmens, in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts. Baron Helfert begnügt sich nicht mit der Erzählung des äußerlichen Verlaufs der Begebenheiten, sondern er geht überall den Ereignissen auf den Grund, zeigt ihren pragmatischen Zusammenhang und ihre natürlichen Folgen. Dabei gewinnt seine Darstellung dadurch von vornherein an Frische und Unmittelbarkeit, daß er die Personen und Zeugnisse jener Tage sprechen läßt, daß er weniger raisonnirt als anschaulich erzählt, objectiv prüft und ein unparteiisches Urtheil zu fällen bemüht ist. Sein Standpunkt ist der streng österreichische, der entschieden monarchische, der besonnen conservative, allerdings mit unverkennbarer Sympathie für das böhmische (tschechische) Volk und dessen nationalpolitische Bestrebungen. Die extremen Forderungen des nationalen Radicalismus und die reichsgefährlichen Ansprüche des secessionistischen „böhmischen Staatsrechts" lehnt der Historiker und österreichische Politiker Baron Helfert selbstverständlich ab; ihm gilt als unabweisliche Nothwendigkeit der „derentralisirte Einheitsstaat Oesterreich".

In Prag, wohin wir zurückkehren, war in den Märztagen der Freudentaumel andauernd auf der Tagesordnung. Wie allenthalben im Jahre 1848, bildeten sich auch hier neben dem „Ausschuß der Bürger und Bewohner Prags" oder dem „Bürgercomité" zur Abfassung der Petition an den Kaiser und für Entsendung der „großen" Deputation nach Wien auch noch andere Vereinigungen und Corporationen als Bethätigung der jungen bürgerlichen Freiheit. Voran waren es die Studirenden, die sich corporativ der Bewegung der Bürger anschlossen. Es entstanden die „Nationalgarde", die „Studentenlegion" mit „Cohorte" und „Centurien", und der ebenfalls bewaffnete Künstlerverein „Concordia", bei dem jedoch wegen der Commandosprache bald Zwiespalt eintrat, so daß sich die Deutschen von den Tschechen trennten. Letztere bildeten dann ein besonderes Corps: „Swornost" (d. i. „Concordia"), das in der folgenden Bewegung eine hervorragende Rolle spielte. Außer diesen und anderen neuen Verbindungen bestanden die alten privilegirten Prager Bürgerrorps in ihrer bisherigen Weise fort: die „bürgerlichen Scharfschützen", die „Prager Grenadiere", die „bürgerliche Infanterie". Alle diese Corps hatten besondere Uniformen und Abzeichen, oft von lächerlicher, phantastischer Art, angelegt und waren mehr oder weniger bewaffnet.

Auch sonst hatte sich das vordem so still bürgerliche Leben in Prag umgestaltet. Da gab es nicht nur Versammlungen und Aufzüge mit Fahnen und Musik, welche zumeist ehedem verpönte Weisen (das Hussitenlied, die Marseillaise, den Raloczymarsch u. a.) spielte: sondern es trat auch die national-tschechische Bewegung immer deutlicher und energischer zu Tage. Der Gebrauch des Tschechischen im öffentlichen und privaten Verkehr nahm sichtlich zu, böhmische Aufschriften, Proclamationen, Anzeigen ꝛc. erschienen stets häufiger, auch die Behörde bediente sich mehr und mehr dieser zweiten Landessprache. Doch hielt sich die nationale Regung noch in den Grenzen der berechtigten Bethätigung und Entwicklung, sie war frei von Gehässigkeit gegen das Deutsche. Ja zum Beweise gegenseitiger Anerkennung und Achtung hatten die deutschen und tschechischen Schriftsteller Prags gleich in den ersten Tagen nach dem Umschwung eine Versammlung abgehalten, bei welcher sie ihren ernsten Entschluß aussprachen, in Schrift und Wort dem Grundsatz vollständiger Gleichberechtigung beider Volksstämme des Landes treu zu bleiben, „so daß weder die Böhmen vor den Deutschen, noch die Deutschen vor den Böhmen irgend einen Vorzug genießen sollten". Aehnliche Erklärungen gaben die Offiziere der neugebildeten Nationalgarde ab. Damals sprach der deutsche Schriftsteller und Dichter Moriz Hartmann in Prag das zutreffende Wort: „Wir müssen einig sein, damit wir die Freiheit bewahren. Das geschichtliche Loos hat die Deutschen und die Slaven in diesem Lande zusammengeführt, das ein Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen Europa's sein soll. Wir müssen uns die Hände reichen und im einträchtigen Verkehr mit einander leben. Ich habe mich selbst überzeugt, daß die böhmische Partei der unsern aufrichtig entgegenkommen will; wir haben keinen Grund, ihr zu mißtrauen." Und so waren unter dem Vorsitz des Slavisten Schafarik neben Palacky, Tyl, Hanka, Hawlicek und anderen Vertretern des national-böhmischen Schriftthums die Deutschen K. E. Ebert, Ignaz Kuranda, Victor Hansjörg, Alfred Meißner u. a. in Eintracht beisammen.

Dieser Freiheits- und Friedenstaumel erstieg den Gipfel des Enthusiasmus bei der Rückkehr der großen Bürgerdeputation aus Wien, welcher die Nachricht vorausgeeilt war, daß sie nicht nur vom Kaiser in gnädigster Weise empfangen worden sei, sondern daß sie auch eine günstige Erledigung der Petitionspunkte mitbringe. Da gab es denn am 27. März den feierlichsten Empfang in Prag, öffentlichen Dankgottesdienst, vom Erzbischof selbst celebrirt, begeisterte Reden in deutscher und tschechischer Sprache, pomphafte Umzüge mit Fahnen und Emblemen, Abends allgemeine Stadtbeleuchtung u. s. w.

Dem Rausche folgte jedoch rasch die Ernüchterung. Bei näherer Prüfung der erhaltenen kaiserlichen Antwort überzeugte man sich nämlich, daß es durchaus allgemeine, meist hinhaltende Redensarten, halbe Versprechungen waren, und daß damit in alt-bureaukratischer Weise mit lauter Clauseln und Einschränkungen keinem Bewohner endgültig willfahrt worden war. Am meisten ärgerten sich die Studenten, daß ihren in acht Punkten formulirten Wünschen gleichfalls nur mit Vertröstung auf die Zukunft entsprochen war und nicht einmal in einem eigenen Bescheid, sondern nur anhangsweise im letzten Punkt der Gesammterledigung.

Es folgten nun wieder Tage stürmischer Aufregung, tolle Reden wurden gehalten, die allgemeine Volksbewaffnung gefordert. An der Spitze der Landesregierung stand als Statthalter Graf Rudolf Stadion, ein Mann von geringer politischer Einsicht und schwachem Willen, der sich jetzt alle Mühe gab, die enttäuschten und aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Er sprach mit eigener Machtvollkommenheit die verlangte „Lehr- und Lernfreiheit" aus und erledigte „provisorisch" auch die andern Punkte der Studentenposition in günstiger Weise und versprach, die definitive Bestätigung in Wien zu erwirken, wohin er noch in derselben Nacht abreiste. Aber auch das Militärcommando betrat die Bahn der „Gewährungen": es bewilligte die Ausfolgung von 4000 Gewehren und Patronen an die Nationalgarde, welcher die Bewachung der Stadtthore und der nächtliche Patrouillendienst abwechselnd mit dem Militär

---

[1]) Der erste Theil der Biographie des Grafen Leo Thun, größtentheils nach Briefen und handschriftlichen Aufzeichnungen, erschien im „Oesterr. Jahrb." 1891, S. 123—212, die Lehr- und Wanderjahre Leo Thuns (geb. 7. April 1811, gest. 17. December 1888) enthaltend; das „Oesterr. Jahrb." 1892, S. 89—166, schildert Thun im „kaiserlichen Justiz- und Verwaltungsdienst;" „Oesterr. Jahrb." 1893, S. 57—176: „Graf Leo Thun in Galizien;" „Oesterr. Jahrb." 1894, S. 93—158: „Thun als k. k. Gubernial-Präsident in Böhmen." Damit beginnt die eingehende Darstellung der Prager Bewegung, deren Geschichte dann in den weiteren Jahrgängen des genannten „Jahrbuches" fortgesetzt und beendigt wird; und zwar im Jahrgange 1895, S. 137—224; 1896, S. 179—254; 1897, S. 1—286.

zugestanden wurde. Von besonderer Wichtigkeit war ein kaiserliches Patent wegen Aufhebung der Robot.

Doch die neuerdings angefachte Bewegung war vorerst nicht aufzuhalten. Das leitende „St. Wenzelscomité" beschloß eine neue Petition an den Kaiser, worin die Forderungen der ersten kräftiger ausgesprochen werden sollten. Eine nach Tausenden zählende Volksmenge zwang dann den Grafen Stadion, daß auch er als Obristburggraf (Statthalter) von Böhmen diese Petition unterschreiben mußte. Graf Stadion erkannte, wie die Bewegung ihm über den Kopf gewachsen war; er bat um Enthebung von seinem Posten, wo sein schwacher Wille noch weiteren, ärgeren Zumuthungen ausgesetzt werden konnte.

Für den weiteren Gang der Ereignisse war die vom Obristburggrafen einberufene „außerordentliche Commission aus den verschiedenen Ständen der Einwohner Prags" von Bedeutung. Diese Commission hatte die Aufgabe erhalten, „für jene wichtigen Verhandlungen, welche nach den neuen Institutionen den Gegenstand der ständischen Berathungen bilden werden, die nöthigen Materialien und Grundlagen zu liefern". Den Männern des Umsturzes war diese Berufung einer Commission zu Vorarbeiten für „ständische" Berathungen ein Dorn im Auge; den ruhigen Theil der Bevölkerung befriedigte sie, und diese war auch mit der Gliederung der Commission in vier Sectionen für 1. Landesvertretung, 2. nationale Gleichberechtigung, 3. Ablösung der grundunterthänigen Lasten und 4. Gemeindewesen für Stadt und Land ganz einverstanden.

Die Bewegung in Prag, sowie in Böhmen überhaupt wurde in Wien mit wachsender Sorge beobachtet. Man suchte durch Entgegenkommen die aufsteigenden Gefahren zu beschwören. Es wurden nicht allein die Wünsche der Studentenpetition erfüllt, sondern es sollte auch die Ernennung des Erzherzogs Franz Joseph, des voraussichtlich nächsten Thronfolgers, zum Statthalter des Königreichs Böhmen, den Beweis einer besonderen Rücksicht der leitenden Centralregierung für Böhmen bilden. Als diese Ernennung des Erzherzogs am 6. April in Prag vom Grafen Stadion bekannt gemacht wurde, erweckte sie große Befriedigung. Erzherzog Franz Joseph hat jedoch diesen Posten niemals angetreten.

In Prag dauerten übrigens die Festlichkeiten noch fort. Auf die 500jährige Stiftungsfeier der Universität (7. April) folgte zwei Tage nachher die Wahl des Bürgermeisters durch den großen Bürgerausschuß, und am selben Tag (9. April) ein Baumgartenfest. „Es war vielleicht der letzte, völlig ungetrübte Tag!"

Die Wonnetage der jungen Freiheit waren vorbei. Das Heranziehen der stürmischen Zeit wurde durch die „neueste Errungenschaft" der Märztage, durch eine Reihe von „Katzenmusiken" angekündigt; dann folgten Judenkrawalle und Gewaltthätigkeiten anderer Art. Alle diese Störungen der Freude und der bisherigen friedlichen Eintracht unter der gemischtsprachigen Bevölkerung wurden aber in trauriger Weise überboten durch eine Erscheinung, „die nach dem so wohlthuenden Einklang in den ersten Wochen der Freiheit erst vereinzelt zutage trat, dann aber rasch um sich griff und in unglaublich kurzer Zeit als gigantisches Unheil vor den Augen aller aufrichtigen Patrioten da stand: der nationale Riß zwischen den beiden Volksstämmen, die seit Jahrhunderten friedlich im Lande neben einander wohnten."

Baron Helfert widmet dieser folgenschweren Erscheinung ein besonderes Augenmerk und geht ihrem Ursprunge nach. Sicher ist, daß das Verhältniß zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen nur so lange ein völlig ungetrübtes war, als letztere mit ihren nationalen Aspirationen in Sprache und Literatur, in Schule und Amt noch nicht hervorgetreten waren. Seitdem das in den dreißiger Jahren mit zunehmender Rührigkeit geschah, entstand in deutschen Kreisen wachsendes Mißtrauen, das niemals wieder gänzlich verschwand. Im Jubel der Märzbewegung 1848 kam es in Prag momentan zum Stillschweigen, während in den deutschen Gegenden der Provinz der Antagonismus zwischen Deutschen und Tschechen stets schärfer hervortrat. Bald gab es auch in Prag nationale Reibereien. Zu Anfang April bildeten die Prager Deutschen einen Verein, der in seinem Versammlungslocal (im „Sächsischen Hof") die schwarz-roth-goldene Fahne ausstreckte. Diese wurde von tschechischer Seite beschimpft, so daß die Stadtbehörde den Verein ersuchte, „zur Vermeidung von Reibereien" diese Demonstration aufgeben zu wollen. Die Deutschen kamen dem Ersuchen nach und enthielten sich bis auf weiteres auch des Tragens der deutschen Farben, unter Vorbehalt ihres „verfassungsmäßig anerkannten" Rechts. Auch nannte der Verein sich nicht „deutscher", sondern „constitutioneller" Verein. Ebenso beobachteten die in Prag am meisten gelesenen auswärtigen Blätter: Kuranda's „Grenzboten" und die Augsburger Allgemeine Zeitung eine ruhige, versöhnende Haltung. Daß dies bald anders wurde, daran lag die Schuld nicht bei den Deutschen oder doch nicht vorwiegend an ihnen.

Die Bewegung in Prag, ja in ganz Böhmen, war bei einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Den Anstoß hiezu bot die „deutsche Frage". „Die Nachrichten aus Deutschland", bemerkt Baron Helfert[1]), „der Ruf aus Frankfurt nach deutscher Einigkeit und Einheit", kam auch nach Böhmen, und jetzt gewann bei der Mehrzahl der Deutschböhmen das Stammesgefühl die Oberhand über das Heimathsgefühl. War ihnen noch vor kurzem das böhmische Wlastenceuthum (d. i. Patrioteuthum) mehr ein Gegenstand mitleidigen Herabsehens gewesen, hatte sie das Auftreten des böhmischen Elements in den Märztagen als politischer Factor stutzig gemacht: so erblickten sie jetzt in dem Verlangen nationaler Gleichberechtigung eine ihnen angethane Unbill, eine Verkürzung und Verdrängung der deutschen Nation aus ihrer bisherigen beherrschenden Stellung, ein anmaßliches Widerstreben gegen das, was ihnen als das angeborene Recht der Deutschen und des Deutschthums in allen dem ehemaligen und nunmehr wieder erstandenen Deutschen Reich gehörigen Ländern — und dazu zählten ja die österreichischen Erblande — Achtung und Fügsamkeit zu fordern schien.

„So war es die deutsche Frage in nationaler, in politischer und in staatsrechtlicher Hinsicht, die von jetzt an die beiden Volksstämme des Landes trennte, jedem von ihnen einen gesonderten Standpunkt anwies." Der „nationale Riß" zwischen Deutschen und Tschechen wurde dadurch hervorgerufen, und dieses Unheil ist bis zum heutigen Tage nicht verschwunden, hat vielmehr weitere und tiefer gehende Schattirungen, Entfremdungen, heftige Kämpfe und Verwüstungen hervorgerufen. Dieser „nationale Riß" ist das Unglück Böhmens, ja Oesterreichs geworden.

Gerade in dem Augenblick, da die Eintracht zwischen Deutschen und Tschechen für unabsehbare Zeiten gestört wurde, trat in der obersten Leitung Böhmens ein bedeutsamer Personenwechsel ein. An die Stelle des willens- und erkenntnißschwachen Obristburggrafen Grafen Rudolf Stadion wurde mittelst allerhöchster Entschließung vom 10. April 1848 der galizische Gubernialrath Leo Graf Thun zum Präsidenten des böhmischen Guberniums ernannt; zum Statthalter von Böhmen war ja, wie erwähnt, schon am 6. desselben Monats Erzherzog Franz Joseph bestimmt worden. Ehe jedoch Graf Leo Thun seinen Posten als Gubernialpräsident von Böhmen angetreten hatte,

[1]) Oesterr. Jahrbuch 1897, S. 135.

Digitized by Google

waren in der „deutschen Frage“ die entscheidenden Schritte erfolgt.

Das Ministerium Pillersdorf schrieb die Wahlen zum Frankfurter Parlament aus; infolge dessen rief der Statthalter Graf Stadion in Prag einige Mitglieder des „Nationalcomités“ zusammen. Diese lehnten nun mit aller Entschiedenheit die Ausschreibung dieser Wahlen für Böhmen ab. Es ist klar, daß die Befragung und Beschlußfassung des gesetzlich nicht anerkannten „Nationalcomités“ oder einzelner Mitglieder desselben über Annahme oder Ablehnung einer ordentlichen Ministerialverordnung keine Rechtskraft besitzen konnte. Sowohl Graf Stadion als die einberufenen Mitglieder des „Nationalcomités“ hatten hierin gefehlt. Das Uebel wurde durch die Wirkungen dieser Fehltritte noch viel ärger. Denn nun bemächtigte sich „die Straße“ der Sache, und die Agitation der Tschechen gegen die Wahlen in das deutsche Parlament fand rasche Verbreitung. Sie gestaltete sich leider bald zur wachsenden Verstimmung, Entfremdung und Befeindung zwischen den Deutschen und Tschechen in Prag, sowie in Böhmen überhaupt, da selbstverständlich die Deutschen auch ihrerseits ihre Nationalität und ihre Rechte vertheidigten und die stets heftiger werdenden Angriffe in gleicher Weise erwiderten. Zum öffentlichen Bruch zwischen Deutschen und Böhmen in Prag kam es aber, als in der Sitzung des „Nationalcomités“ vom 24. April ein Gutachten angenommen wurde, welches in der Ausführung gipfelte, daß „die Beschickung des deutschen Parlaments aufregend, unnütz, gefährlich für das Land, für Oesterreich, ja für die Dynastie sei“. Es wurde demgemäß eine Deputation gewählt, die dem Kaiser eine Petition zu überreichen hätte: Se. Majestät geruhe, das Ministerium anzuweisen, es von seinem Vorhaben, die Wahlen zum deutschen Parlament in Böhmen auszuschreiben, wieder abkommen zu lassen. Nach der Fassung dieser Beschlüsse erklärten die deutschen Mitglieder des „Nationalcomités“ ihren Austritt, und seitdem betrachtete man dieses Comité als deutschfeindlich gesinnt und es hielten sich von demselben weiterhin nicht nur die Prager Deutschen fern, sondern es liefen aus den deutschen Städten Böhmens Verwahrungen gegen die Wirksamkeit des sogenannten „Nationalcomités“ ein. Die Bewegung in Prag nahm von da ab mehr und mehr einen tschechisch-nationalen Charakter an, der in weiterer Entwicklung selbst separatistischen Tendenzen huldigte. Als am 27. April im Prager „Nationalausschuß“ die vom Kaiser unter dem 25. l. M. verliehene Verfassung für das Kaiserthum Oesterreich „verhandelt“ wurde, da fand dieser Ausschuß, daß „man in Wien nicht das Recht habe, über die Stellung Böhmens abzusprechen“ und bei der Berathung über „das Verhältniß Böhmens zum Gesammtstaat, zu den andern Kronländern und zum Deutschen Reich“ beantragte Dr. Franz Rieger, unterstützt von Trojan und Palacky, eine feierliche Verwahrung gegen die ministerielle Octroyirung. Der Ausschuß ging jedoch auf solch weit gehenden Antrag noch nicht ein, sondern beschloß nur die Bildung einer neuen Section, die „den Entwurf der künftigen Verfassung des Königreichs Böhmen“ ausarbeiten sollte. Der Straßenpöbel von Prag und seine Leiter begnügten sich freilich mit solchen Verwahrungen nicht; es kam neuerdings zu Kundgebungen gegen Wien und die Deutschen.

Graf Leo Thun hatte bei seiner Reise aus Galizien auf seinen neuen Posten schon in Wien Gelegenheit, die nationalen Gegensätze aus Böhmen kennen zu lernen. Er traf nämlich die beiden Prager Deputationen, die des (tschechischen) „Nationalcomités“ gegen, und die des (deutschen) „Constitutionellen Vereins“ in Prag für die Ausschreibung der Wahlen nach Frankfurt. Das Ministerium aber stand zwischen diesen Gegensätzen schwankend in der Mitte; der Minister Frhr. v. Pillersdorf gab einen Bescheid, der sich kurz in die Worte fassen ließ: jeder Theil möge seinen Willen haben, die Deutschen möchten wählen, die Böhmen könne man wider ihren Willen dazu nicht zwingen. Daß diese Antwort nur geeignet war, die nationalen Gegensätze zu verschärfen, liegt auf der Hand und zeigte sich auch sofort in Prag, wo die Versammlung des „Constitutionellen Vereins“ bei Gelegenheit der Berichterstattung ihrer Deputation durch tschechische Eindringlinge gestört und aus einander gesprengt wurde. An demselben Tage (29. April) wurde auf den Vorschlag des gefeierten Slovakenführers, Ljudovit Stur, in einer großen Versammlung im Wenzelsbad zu Prag der Verein „Slowanská Lipa“ („Die slavische Linde“) gegründet. Dieser Verein setzte sich zum Zweck nebst der Wahrung des constitutionellen Prinzips die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung, sowie die Festigung der slavischen Wechselseitigkeit und die Anbahnung einer engeren Verbrüderung aller österreichischen Slavenstämme.

Wir stehen hier vor einem neuen wichtigen Moment in der Völkerbewegung des Jahres 1848: vor der Einberufung und Abhaltung des Slavencongresses in Prag, über den Baron Helfert gleichfalls höchst interessante, zum Theil ganz neue Mittheilungen macht.[1]) Indem wir auf die weitere Darstellung der nationalen und politischen Kämpfe in Prag, welche schließlich in offenen, blutigen Aufstand ausarteten, verzichten, wenden wir unsre Aufmerksamkeit insbesondere diesem denkwürdigen Congresse zu; seine Verhandlungen und Beschlüsse erhielten eine Bedeutung und Nachwirkung, welche in den Bewegungen der slavischen Völkerschaften inner- und außerhalb Oesterreichs auch noch heute wahrzunehmen sind.

Die mahammedanische Bevölkerung China's.

An den westlichen Grenzen des chinesischen Riesenreiches brach vor etwa zwei Jahren eine aufständische Bewegung gegen die kaiserliche Regierung aus, die, wenn man den letzten Nachrichten aus China glauben darf, auch jetzt noch nicht ganz niedergeschlagen ist. Es handelt sich dabei um die Insurrection der mohammedanischen Dunganen, die, wie es scheint, den Zeitpunkt, als die Autorität der Regierung durch den verlorenen Krieg mit Japan geschwächt war, für geeignet hielten, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Um die Bedeutung dieses Dunganenaufstandes besser beurtheilen zu können, wollen wir zunächst einen Rückblick auf den großen Aufstand der Mohammedaner China's in den sechziger Jahren werfen. Damals gingen aus Stalar, der großen Dunganengemeinde in der Provinz Kanin, geistliche Sendboten durchs Land und riefen die Mohammedaner auf zum heiligen Kriege gegen die Mandschu. Jede Moschee führte eine Casse, aus welcher der Unterhalt der Krieger und ihrer Familien bestritten wurde; außerdem gab es in verschiedenen Städten Centralcassen, die aus den Beiträgen der Moscheencassen und den Erträgen der Kriegsbeute gefüllt wurden. Nach dem Beispiele der großen Gemeinde von Stalar mußten alle Dunganen ohne Rücksicht auf Alter und körperliche Rüstigkeit in den Krieg ziehen und ihr Vermögen in den Moscheen der gemeinschaftlichen Sache opfern. Wer aus Eigennutz etwas verheimlichte, ein Fall, der sich bei dem Fanatismus der Dunganen nur selten ereignete, wurde als Feind Gottes mit dem Tode bestraft. Die Moscheen lieferten Kleidung und Waffen. Für die Verwundeten waren Lazarethe errichtet, in welchen die geistlichen Oberhäupter, die Imams und Achues, als Aerzte fungirten.

[1]) Vgl. Oesterr. Jahrb. 1895, S. 145 ff. und Oesterr. Jahrb. 1896, S. 179 ff.

Die Offiziere genossen keinerlei Vorrechte und bezogen denselben Sold wie die Gemeinen. Die Oberaufsicht führte ein aus den erfahrensten Muftis und Achues bestehender Rath. Im Anfange der Bewegung waren die Dunganen noch schlecht bewaffnet. Sie schlugen sich mit Keulen, Beilen, Schleudern, Lassos, Sensen. Ihre Kanonen waren aus Holz und hielten höchstens sieben Schüsse aus. Doch erbeuteten sie im Fortgange des Kampfes Metallkanonen und Gewehre. Wer übrigens aus den Erfolgen der Dunganen auf ihre Tapferkeit schließen wollte, würde sich sehr irren. Sie sind nach den Berichten Prschewalski's [1]) ebensolche Feiglinge wie die Chinesen und nur da verwegen, wo sie wissen, daß sie keinem Widerstand begegnen. Alle Raubzüge und Kriege der Dunganen gegen die Chinesen basiren auf der Annahme, daß ein Hase den andern einschüchtern, ein Fuchs den anderen überlisten werde. Der Dungane wird zum reißenden Thier, wenn es ihm gelingt, einen Sieg zu erringen, und die Chinesen vergelten gleiches mit gleichem. Die Besiegten mußten über die Klinge springen, und deßhalb gab es auch keine Gefangene. Ein Heerhaufe der Dunganen muß aber thatsächlich eine wahre Caricatur eines Heeres gewesen sein. Er wurde aus den verschiedensten Stämmen recrutirt und oft war die Hälfte unbewaffnet. Bei jeder Abtheilung befanden sich Greise, Weiber und Kinder, die nur auf die Flucht des Feindes warteten, um zu rauben und mit dem Raube unter dem Schutz der Bewaffneten zu entfliehen. An Disciplin, die ja erst aus der Menge ein Heer macht, war nicht zu denken. Das Lächerliche der Kriegführung der Dunganen kann vorzüglich die Belagerung des befestigten Tempels Tschei-sen illustriren. Im Sommer 1868 näherten sich mehrere tausend Dunganen diesem Platze, um den Tempel zu zerstören. Die Vertheidiger waren ein Gemisch von Chinesen, Mongolen und Tunguten. Die Dunganen begannen sogleich den Sturm auf den Tempel. Da sie aber nur Brechstangen benutzten, um Bresche in die Lehmmauer zu legen, so mißlang der erste Versuch. Inzwischen war die Zeit des Theetrinkens herangerückt, und diese Beschäftigung gilt jedem Chinesen für so wichtig, daß er selbst eine fast gewonnene Schlacht deßhalb unterbrechen würde. Da die Dunganen in dieser Beziehung den Chinesen ganz gleich sind, so eilten sie in ihr Lager zurück, während die Belagerten, die auch darnach brannten, ihr Lieblingsgetränk einzunehmen, sich mit ihren Wassergefäßen zu dem außerhalb der Umwallung gelegenen Brunnen begaben, um angesichts des Feindes, und ohne von diesem daran gehindert zu werden, ihre Gefäße mit Wasser zu füllen. Hierauf bereiteten beide Parteien ihr Getränk und schlürften es in aller Seelenruhe, und Tags darauf wiederholte sich dieselbe Scene. Die Dunganen stürmten vergebens die Feste und eilten davon, wenn die Zeit gekommen war, ihren Thee zu trinken. In dieser Weise wurde das chinesische Saragossa sechs Tage lang angegriffen und vertheidigt.

Damals blieb auch Yün-nan, das Hauptbollwerk und der Mittelpunkt der Mohammedaner im Süden China's, vielleicht eine seiner bestrittensten Provinzen, von dem Aufstande der Dunganen nicht unberührt. Die Masse der Bevölkerung bilden hier die Panthays, eine Bezeichnung, die einfach Mohammedaner bedeutet und die von den Birmanen für die islamitische Bevölkerung Yün-nans angewendet wird. [2]) Die Panthays sind im Gegensatz zu den Dunganen ein kriegerischer, energischer Menschenschlag und wohl das thatkräftigste Volk von allen Islambekennern. Angespornt durch die Fortschritte, welche der Aufstand in Kansu machte, erhoben sich die Panthays wie ein Mann. Yün-nan wurde der Schauplatz eines der blutigsten und grausamsten Kriege, welche die Geschichte Asiens kennt. Es gelang, die Provinz von der chinesischen Herrschaft loszureißen und ihre Unabhängigkeit zu erringen. Sultan Soliman, dem nach einer alten Weissagung der Kaiserthron zufallen sollte, wurde als unabhängiger Herrscher ausgerufen und regierte das Land, unterstützt von vier Militär- und vier Civilmandarinen. Des Sultans Herrschaft war im Jahre 1867 schon derart erstarkt, daß er Freundschaftsbündnisse mit fremden Mächten anknüpfen konnte. Später aber wandte sich das Kriegsglück. Die Chinesen eroberten, nachdem sie den Vernichtungskrieg gegen die Miao-tse Yün-nans glücklich beendet, die Hauptstadt Tali-tu und schlugen schließlich nach erbitterten Kämpfen den Aufstand nieder. Auch in Kansu und Schensi gelang es den Chinesen, die Empörung, welche den Bestand der Mandschudynastie aufs höchste gefährdet hatte, zu dämpfen, was sie vornehmlich dem Mangel an einer einheitlichen Führung und an einem bestimmten Plane bei den Aufständischen zu danken hatten.

Man schätzt die mohammedanische Bevölkerung des eigentlichen China's auf 20 Millionen, und zwar nimmt man für die Dunganen in den Nordwestprovinzen Kansu und Schensi 19 Millionen, für die Panthays in Yün-nan 1 Million an. Die übrig bleibende Million vertheilt sich dann auf die übrigen fünfzehn Provinzen. [1]) Die Dunganen bilden nach ihrer geographischen Lage und ihrer Cultur seit jeher ein natürliches Bindeglied zwischen den mohammedanischen Osturkestanern. Um die große Zahl der Islambekenner China's zu erklären, braucht man übrigens nicht gleich ein besonderes System religiöser Propaganda für Bekehrungen in großem Maßstabe zu construiren. Es genügt, daran zu erinnern, daß der Islam schon eine Reihe von Jahrhunderten auf China's Boden heimisch ist, [2]) daß die mohammedanische Bevölkerung sich außerordentlich stark vermehrt hat, und daß der Islam daselbst in dem Kinderkauf ein höchst wirksames Mittel, die Zahl seiner Bekenner zu vermehren, besitzt. Namentlich in Kriegs- und Hungersnöthen kaufen die Mohammedaner die Kinder armer Familien, welche sie erziehen, verheirathen und mit den nöthigen Mitteln, sich als Handwerker, Kaufleute oder Ackerbauer niederzulassen, versehen. Sie bevölkern mit ihnen ganze Ortschaften, deren Insassen sich stets als überzeugte und treue Anhänger des Islam bewährt haben. Im Dunganenaufstand der sechziger Jahre wurden die Kinder aller Ortschaften, die man eroberte, in die Moscheen gebracht, um zum Islam erzogen zu werden, und die Panthays kauften einmal zum gleichen Zweck 10,000 Kinder.

Die Einwanderung der Mohammedaner in China hat schon sehr früh stattgefunden. Schon im 7. Jahre nach der Hedschra, also bereits im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts kam ein Araber nach Kanton. Die chinesischen Jahrbücher nennen ihn Schi-pa-peh, Schnapasa, Omrah oder Ugen meleh und wollen wissen, daß er ein Oheim des Propheten Mohammed gewesen sei. Davon sagen freilich die arabischen Werke nichts. Aber soviel ist ausgemacht, daß schon sehr bald nach Mohammeds Auftreten Bekenner seiner Lehre nach China kamen. Die Nachrichten darüber lauten in den Annalen von Kuang-tung ganz bestimmt: Schnapasa, ein fremder Priester aus dem Reiche Medina, sei nach Kanton gekommen, um dort Handel zu treiben. Er baute hier eine Moschee, starb aber im Jahre 629,

---

[1]) Vgl. Prschewalski's Reisen in der Mongolei, 10. Capitel.

[2]) Vgl. *Anderson*, Chinese Mohammedans im „Journal of the Anthropological Institute 1871".

(Die Erklärung des Namens Panthay ist unsicher und zweifelhaft; nach einigen ist er aus dem chinesischen pan-ti, „Ureinwohner" entstanden, doch ist auch diese Erklärung nicht befriedigend; vgl. *Jule-Burnell*, Anglo-Indian Glossary, p. 510. Anm. d. Red.)

[1]) Vgl. *Dabry de Thiersant*, Le Mahométisme en Chine, Paris 1878.

[2]) Schon zu Marco Polo's Zeit war das Gebiet der heutigen Dunganen von Mohammedanern bevölkert. [Anm. d. Red.]

Digitized by Google

bevor dieselbe vollendet war. Sein Grab wird noch heute in Kanton gezeigt. Nach und nach kamen mehr Araber nach Kanton, ihre Zahl wuchs nicht unbeträchtlich und die chinesischen Annalen melden, daß sie unter Muftis standen und nach den Geboten des Koran gerichtet wurden. Ueber ihre Verhältnisse in China gibt der Bericht zweier mohammedanischer Reisender, Wahab und Abuzaid, Auskunft, die in der Mitte des 9. Jahrhunderts das Land besuchten und die überhaupt als die ersten Ausländer über China schrieben. Als Grundstock der mohammedanischen Bevölkerung in China werden wir aber das Contingent von 4000 arabischen Soldaten annehmen müssen, welche der Khalif Abu Giafar im Jahre 755 dem Kaiser Su-tsung zu Hülfe schickte und welche die Erlaubniß erhielten, sich in China dauernd niederzulassen. Fünfthalb Jahrhunderte später, als die Eroberungen Dschingis Khans einen großen Verbindungsweg zwischen dem Osten und Westen Asiens eröffnet hatten, drangen Schaaren von Syrern, Persern, Tadjiks und Uiguren in China ein, um sich hier festzusetzen. Was im besonderen die Provinz Yün-nan betrifft, so liegt der Islam hier scheinbar als Oase von dem anderen Religionsgebiet getrennt. Wie er seinen Weg dahin gefunden, darüber bestehen vorläufig nur Vermuthungen. Wohl gab es schon, wie wir gesehen haben, im 8. Jahrhundert n. Chr. mohammedanische Gemeinden in den großen Seeplätzen; aber daß von diesen aus binnenwärts der Islam sich erstreckt haben sollte, dafür fehlt bis jetzt jede geschichtliche Andeutung. Der berühmte Reisende Marco Polo, der am Ende des 13. Jahrhunderts Yün-nan mit den mongolischen Eroberern durchwanderte, fand dort sowohl „Sarazenen" wie christliche Nestorianer, und da der Islam sich schon ein Jahrhundert früher in Bengalen verbreitet hatte, so könnte man vielleicht annehmen, daß er von dort aus über Tibet [1]) in das Reich der Mitte eingezogen wäre. Die Mohammedaner selbst betonen mit Stolz, daß sie nicht über See gekommen seien; sondern man habe sie eingeladen und gerufen, etwa so wie die Mandschus.

Durch ihre religiösen Satzungen gezwungen, nur unter einander zu heirathen, nahmen die eingewanderten Mohammedaner Chinesinnen zu Nebenfrauen und wurden so zu einer Bastardrace, deren äußerer Habitus deutlich die Mischung von arabischem, türkischem und chinesischem Blut erkennen läßt. Man hat bei vielen Mohammedanern auch einen entschieden jüdischen Gesichtstypus erkennen wollen und erklärt diese auffallende Erscheinung damit, daß man annimmt, daß die zahlreichen Juden China's, die nach dem Zeugniß Ibn Batutas und Marco Polo's in China lebten, sich mit den Mohammedanern vermischten und im Laufe der Jahre in diese aufgegangen sind. Die Mohammedaner China's sind im allgemeinen von mittlerer Größe, die Männer gut gebaut und von starker Musculatur, die Frauen kleiner, mit entwickelter Brust und kräftigen Hüften. Die Frauen der reichen Classen ahmen hie und da die Sitte der Fußverstümmelung nach, die ärmeren dagegen haben diesen Brauch nicht angenommen. Die Hautfarbe des Mohammedaners ist mehr weiß, das Haar schwarz, nicht selten auch blond, die Augen leicht schräge geschlitzt, das Gesicht oval, die Backenknochen hervorstehend, die Nase ziemlich lang und vorspringend. Alle Reisenden, welche die Mohammedaner China's zu beobachten Gelegenheit hatten, wie Huc, Garnier, Anderson, Dupuis u. a. betonen den ungemein charakteristischen Gesichtsausdruck, in welchem Energie das hervorstechendste Merkmal ist. Sie leben als Handwerker, Kaufleute, Ackerbauer, Mandarinen nach Maßgabe ihrer Mittel und Fähigkeiten. Sie bekleiden auch Befehlshaber- und Richterstellen, und selbst am kaiserlichen Hoflager in Peking findet man sie in einflußreichen Aemtern. Sie haben gleich den Chinesen einen Zopf, kleiden sich wie diese und tragen die nationale Kopfbedeckung, die sie nur beim Gottesdienst in den Moscheen mit einem buntfarbigen, kegelförmigen Turban zu vertauschen pflegen. In jeder größeren Stadt findet man mehrere Moscheen. Dieselben tragen aber über der Pforte keinen Halbmond. Daß im Innern Statuen des Confucius aufgestellt sind, darf wohl bezweifelt werden. Dagegen hat man sich den chinesischen Gebräuchen insofern anbequemt, als im Betsaal eine Tafel zu Ehren des Kaisers hängt, welche die Inschrift trägt: „O König, lebe immerdar!" Arabische Inschriften in goldenen Buchstaben sind nicht selten in solchen Mengen vorhanden, daß sie der Moschee einen prächtigen Anblick geben. Man versammelt sich in den Moscheen gewöhnlich Donnerstag und Freitag. Es werden Stellen aus dem Koran vorgelesen, die übrigens die Muftis in der Regel selbst nicht verstehen. [1]) Die Religion der Mohammedaner beschränkt sich auf einige dogmatische Sätze und gewisse ceremonielle Vorschriften. So essen sie kein Schweinefleisch, trinken keinen Wein und rauchen keinen Tabak; auch schlachten sie das Vieh nur nach den Vorschriften des Koran. Das eigentliche Wesen des Islam ist ihnen aber fremd geworden, und selbst ihren Priestern geht ein tieferes Verständniß dafür ab, da diese nur gerade die nöthigen Gebete hersagen können. Pilgerfahrten nach Mekka sind sehr selten, und hieraus mag es sich erklären, daß die Mohammedaner keinen Christenhaß kennen; doch hegen sie gegen die Christen Verachtung, weil ihnen dieselben als Bilderanbeter gelten und deßhalb mit den Chinesen auf einer Stufe stehen.

Die Ausbreitung des Islam in China wird durch das Gebot der Beschneidung, gegen welche die Chinesen eine unüberwindliche Abneigung haben, sehr gehindert. Schon einmal übrigens war China nahe daran, mit Gewalt zum Islam bekehrt zu werden. Nur der frühe Tod Tamerlans wehrte dieses Geschick von ihnen ab. Der gewaltige Herrscher hatte beschlossen, die Chinesen zu bekehren oder auszurotten; aber als er von Samarkand auszog wollte, um dieses Werk zu beginnen, erlag er einer Krankheit. Die Mohammedaner China's sind fest davon überzeugt, daß die Zukunft ihnen gehöre und daß früher oder später die Lehre des Propheten in China die allein herrschende sein werde. Man beruft sich dabei auf Indien, wo der Islam so große Ausdehnung gewonnen, und auf Turkestan, wo er die Lehre Buddhas fast verdrängt hat.

Dr. A. Serbin.

[1]) Oder Birma (Anm. d. Red.).

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **„Wilhelm Raabe."** Eine Würdigung seiner Dichtungen von **Paul Gerber**. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1897. — Mit Eifer und Liebe hat der Verfasser sich in Raabe hineingelesen und er gibt in einem stattlichen, über dreihundert Seiten starken Bande eine kurze Uebersicht über die nahezu vierzig Bände der Raabe'schen Production. Wie man auf den ersten Blick erkennt, hängt er mit großer Wärme an Raabe, einer Wärme, die vielleicht auch auf manchen Leser dieser Bücher übergehen mag, so daß es wohl dazu führen kann, die Verbreitung der Schriften Raabe's, die in neuerer Zeit ohnehin in erfreulichem Fortschritt begriffen ist, noch zu fördern. Die Behandlung Gerbers ist keine einseitig lobpreisende, er scheut auch vor Ausstellungen nicht zurück, doch überwiegt natürlich weitaus das Gute und Rühmende, was er von dem Dichter zu singen hat, dem er eine so sorgfältige Arbeit widmete. Am Schlusse heißt es: „Man scheut sich meist, einen zeitgenössischen Dichter für einen der besten und hervorragendsten seiner Nation in Gegenwart und Vergangenheit zu erklären. Aber es sei als Schlußsatz hier ausdrück-

[1]) Vgl. dagegen Fr. Hirth in Beil. Nr. 13 vom 17. Januar 1896 S. 7—8, wo sich noch mancherlei ergänzende und berichtigende Mittheilungen über die Mohammedaner in China finden.

lich gesagt: Raabe ist zweifellos einer der bedeutendsten und der hervorragendsten Dichter der deutschen Literatur."

Solche Leser nun, die schon vor dem Gerber'schen Buche zu dieser Einsicht gekommen waren, die schon lange treu an Raabe festhalten, werden wohl mit der Anlage des Buches nicht ganz einverstanden sein und ihnen wird es scheinen, daß der Verfasser doch nicht ganz in die Tiefen des Autors gedrungen ist, dem er sich so liebevoll hingegeben hat. Anstatt einer Inhaltsangabe sämmtlicher Geschichten, die Raabe geschrieben hat, und es sind ihrer mehr als sechzig, wäre eine eingehendere Behandlung einiger der hauptsächlichsten und eine schärfere Hervorhebung der wesentlichsten Züge, eine Darstellung dessen, was ihnen gemeinsam ist, namentlich die beiden Hauptstoffgebiete seiner Bücher, seine Meisterschaft in der Wiederbelebung historischer Epochen und seine geradezu Kenntniß des Mittelstandes, der altmodischen kleinen Leute, wünschenswerth gewesen, vielleicht auch noch etwas mehr über die eigenmüthige Technik Raabe's. Dem oberflächlichen Leser mag es manchmal scheinen, daß in dieser etwas auf Nichtkönnen beruht, was nur Nichtwollen ist, so etwa, wenn Raabe in „Kloster Lugau" die Hauptfiguren nur ganz von ferne zeigt und es da, wie in so manchen anderen Büchern, dem Leser überläßt, selbst nachzuschaffen; so, wenn er in den „Akten des Vogelsangs" das Wesentlichste, die Wandlung in den Geschicken der Helden, zwischen den Zeilen geschehen läßt. Auch mit der Zurückweisung der bitteren Menschenverachtung, die sich in der Geschichte „Zum wilden Mann" ausprägt, sind wir nicht einverstanden. Hätte Raabe dem Geschmack der gewöhnlichen Romanleser mehr Concessionen gemacht, dann hätte er auch ein „großes Publicum"; aber so, wie er ist, hat er treue Verehrer gefunden, die immer erneuten Genuß für den Geist, immer neue Erbauung für das Gemüth in seinen Schriften finden. Und wenn das Gerber'sche Buch dazu führt, ihre Zahl zu vergrößern, dann hat es seinen guten Zweck erfüllt.

* Eine Abhandlung „über die Quinalien des Metellus von Tegernsee", die in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie (Sitzung vom 22. Juli d. J.) erschienen ist, eröffnet Geheimrath Prof. Wilhelm Wattenbach mit folgender anmuthiger Erinnerung:

„Mit der Handschrift, welche mich zu der jetzt vorzulegenden Untersuchung veranlaßt hat, bin ich auf meiner ersten wissenschaftlichen Forschungsreise bekannt geworden, im Jahre 1847 im Kloster Admunt in Steiermark. Die ansehnlichen handschriftlichen Schätze der österreichischen Klöster, welche die einheimischen Gelehrten damals fast ganz vernachlässigt hatten, waren von G. H. Pertz für die ersten Bände der Monumenta Germaniae benutzt, für die Folgezeit vorläufig durchgemustert, und wie wurde die Ausbeutung derselben für die zunächst vorliegenden Aufgaben aufgetragen. Der Ertrag war nicht unbedeutend, nicht minder wichtig aber war für mich persönlich, daß sich mir dadurch ein Blick erschloß in Verhältnisse und Zustände, die sich noch eng dem Mittelalter anschlossen und von denen man anderwärts keine Vorstellung hatte. Da nun wenig später so große und tief greifende Umwälzungen eintraten, ist es mir nicht ohne Nutzen erschienen, wenn ich die damals erhaltenen Eindrücke festzuhalten versuche und sie bei diesem Anlaß, obwohl sie nur in sehr lockerer Verbindung mit dem eigentlichen Gegenstand stehen, hier mittheile.

Das Kloster wird jetzt Admont genannt, aber nur einer fehlerhaften Etymologie von „ad montes" zuliebe. Die ältesten Formen sind Ademundi und Agymund; sie bezeichnen die Mündung der Ache in die Enns. Eher als „ad montes" hätte man es „inter montes" nennen sollen, denn es liegt zwischen hohen Bergen, wo nach den Worten des Chronisten nur nach oben der Blick frei ist, in einer fruchtbaren Erweiterung des schönen Ennsthales noch der engen Strecke des Gesäuses, wo der eingeengte Fluß zwischen hohen und steilen Felswänden mit seinem Sausen einen oft ganz gewaltigen Lärm vollführt. Noch war das Stift nicht leicht zugänglich; nach langer Fahrt im Postwagen mußte man noch einen hohen Bergrücken übersteigen, wenn man von Bruck an der Mur kam. Um so mehr überraschte dann das ansehnliche Stift mit seinen mehr als hundert Benedictinern und der schönen Bibliothek; lauter literarisch gebildete Männer, welche aus ihrer Mitte die Gymnasien in Graz und Judenburg zu besetzen, den Präfecten des Gymnasiums in Cilli zu stellen, im Kloster eine Hauslehranstalt für ihre und des Stiftes St. Lambrecht junge Theologen zu unterhalten und an 30 Pfarreien im Gebiete zu besetzen hatten, in denen sie die reichen Einkünfte des Stiftes zugute kamen. Die Pfarrer kamen häufig ins Stift und waren nicht, wie andere, der Gefahr der Verbauerung ausgesetzt. Das waren die guten Folgen der durch Joseph II. aufgelegten Reformen. Man fand manche recht gelehrte Leute in diesem und anderen Stiftern, nur freilich wenig Productivität; ein Pfarrer klagte mir, daß man, wenn man etwas ausfände, es doch nicht drucken lassen dürfe.

Noch war die Lage so, daß man sich freute, wenn ein Fremder von „draußen" kam, was nicht häufig geschah. Doch hatten die Augsburger Allgemeine Zeitung und die Fliegenden Blätter Eingang gefunden und wurden eifrig gelesen. Es war gerade der September, der Ferienmonat, wo viele Capitularen den auswärts im Stift und die Lehrer nicht beschäftigt waren; man blieb nach dem Abendessen beisammen bei dem guten Luttenberger von ihren Weinbergen in Unter-Steier, und mein guter Freund, der Dr. Philipp Petrischnigg, ein Schüler und Landsmann von Miklosich, freute sich, über sein geliebtes Sanskrit mit mir reden zu können. Ich hatte anfangs versucht, auch Abends zu meinen Handschriften zurückzukehren, fand aber bald, daß man das nicht gern sah.

Von confessioneller Abneigung war keine Rede; diese alten Stifter standen in einem gewissen Gegensatz zu der strengeren Richtung der Bischöfe. Man zeigte mir wohl die Lehrbücher protestantischer Herkunft, welche man vorzog, aber schon nicht mehr ohne Anfechtung; die Admonter freuten sich, daß ihr Bischof ihnen doch noch den Besuch der Schießstatt erlaubte, wo sie gern mit dem Landvolk verkehrten.

Viel erzählte man mir von den schönen Sommerfesten auf der Kaiserau, einem „ihrigen Schloß" hoch oben im Gebirg, aber dafür war es jetzt zu spät. Dagegen konnte ich nicht umhin, an einer Gamsjagd theilzunehmen, obgleich sie nicht in den Kreis meiner Aufträge gehörte. Das war nun freilich für mich ein sehr unerwartetes Schauspiel: fast der ganze Convent rückte aus, über dem „kurzen Habit" der Jagdrock, so daß man den Mönch gar nicht erkannte. Ich übernachtete bei einem Pfarrer hoch oben im Gebirg, aber es regnete in Strömen. Auf den Bergen war so viel Schnee gefallen, daß die Treiber nicht hinauf konnten. So mußte die Jagd aufgegeben werden, aber auf dem Sammelplatz war doch der Anblick malerisch genug. Auf dem weiten Flur eines großen Bauerhofes loderte ein mächtiges Feuer, über dem ein großer Kessel brodelte. Unter standen in Gruppen die Mönche und einzelne Cavaliere aus der Umgegend, Bauern und Treiber. Endlich erschien auch der Prälat, der ehrwürdige alte P. Benno Kreil, welcher das Stift nach tiefem ökonomischen Verfall wieder aufgearbeitet hatte, und sprach das Morgengebet. Dann wanderte ich durch das wunderbar malerische Gehäus zum Stift zu meinen Handschriften, um später im Refectorium wieder mit dem Convent zusammen zu treffen. Da war ein gewaltiger Saal mit langer Tafel, an den Wänden lebensgroße vergoldete Bildsäulen der Stifter, der h. Hemma, der Erzbischöfe Gebhard und Thiemo, von dem noch alte Bildwerke, angeblich in von ihm erfundenem Steinguß, herrühren sollen. Von dem Ertrag einer früheren Jagd, dem „Bock, den der Herr Prälat geschossen", konnte ich noch speisen. Alles war noch viel darmloser als später, und es schien mir nicht, daß dieses äußerlich weniger strenge und abgeschlossene Leben auf den Eifer für die ernstlichen Aufgaben des Berufs nachtheilig wirkte.

Wie hat sich das nun alles verändert! Eine Eisenbahn führt durch das Thal, welches eine beliebte Sommerfrische der Wiener geworden ist; im Sommer findet man jetzt schwer Unterkunft. Das Kloster selbst muß sich gegen übermäßigen Besuch absperren. Und das altersgraue Gebäude selbst ist durch einen furchtbaren Brand zerstört worden, der am 27. April 1865, von einem Blödsinnigen, einem „Trottel", wie man da sagt, angelegt, die ganzen weitläuftigen Gebäude in einer Sturmnacht zerstört hat; nur die Bibliothek hat mit ihrem festen Gewölbe und dem Drahtgitter der Fenster Stand gehalten. Die ökonomischen Verhältnisse haben durch den Neubau sehr gelitten, und sind so außerdem durch die Ablösungen ganz verändert. Die alte herrschaftliche Stellung besteht nicht mehr.

Im Winter mag es noch jetzt einsam genug sein, und immer bleibt noch der wunderbare Eindruck dieses literarischen, wenn auch freilich nur wenig wirksamen Mittelpunkts, mit seinen reichen Bildungsmitteln, mitten im abgelegenen Gebirgslande. Es dient doch auch dazu, die außerordentliche Bedeutung der großen Klosterstiftungen des früheren Mittelalters zu würdigen, die so gewöhnlich in abgelegenem Wald und Gebirg angelegt wurden. Auch damals wurden, wie noch jetzt, Bauernsöhne mit guten Anlagen für den Kirchendienst gewonnen und ausgebildet. Der Abstand von der noch ganz illiteraten Bevölkerung war ein viel größerer,

Digitized by Google

der Eindruck der strengen Klosterzucht, der glänzenden Gottesdienste ein sehr großer. Die Wunderthaten der Schutzpatrone fanden allgemeinen Glauben, große Schaaren von Wallfahrern füllten an den Festtagen den Klosterplatz. Schenkungen vergrößerten den Besitz, und mit dem Reichthum zogen Weltlust und Ueppigkeit ein; die Mönche wurden vornehme Herren und ritten mit dem Falken zur Jagd, ohne sich ferner mit Büchern abzugeben, und die Pflichten ihres Amts gänzlich vergessend. Aber immer trat dann auch von Zeit zu Zeit eine Reform ein, oft mit Härte und Gewaltsamkeit durchgesetzt, und wieder war für längere Zeit der regelmäßige Bestand des Klosters gesichert."

* Von der Buchhandlung Hakubunkan in Tokyo ist, wie die „Voss. Ztg." erfährt, das erste Heft der monatlichen Zeitschrift für fremde Sprachen: „Gaikoku gogaku Zasshi" ausgegeben worden. Die Zeitschrift soll das Lernen und die Verbreitung der fremden Sprachen in Japan befördern, „da", wie der Herausgeber sagt, „das Inkrafttreten der revidirten Verträge nahe bevorsteht und die lange geträumte Eröffnung des Innern Japans für alle Ausländer sich der Verwirklichung nähert". Die Zeitschrift umfaßt acht Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Russisch, Spanisch, Chinesisch und Koreanisch. Die englische Sprache, als die verbreitetste, nimmt fast die Hälfte der Zeitschrift ein; an sie reihen sich die deutsche und dann die französische Sprache. Die anderen Idiome bleiben vorläufig auf Einübung der Umgangssprache beschränkt.

* Aus Mailand wird dem Berner „Bund" berichtet: Die italienische Regierung sah sich veranlaßt, die Zwangsenteignung bezüglich der Manuscripte des Dichters Grafen Giacomo Leopardi (gestorben in Neapel im Jahre 1837) zu verordnen. Die lange Zeit von einem Freunde des Dichters, Antonio Ranieri, verborgen gehaltenen Handschriften waren durch Testament in den Besitz von zwei alten neapolitanischen Jungfern, ehemaligen Dienerinnen Ranieri's, gekommen, die sich — wie es schien, aus religiösen Bedenken und auf Anrathen Dritter — beständig weigerten, sie den directen Erben des Dichters herauszugeben. Diese Erben hatten die Manuscripte der Nationalbibliothek in Neapel zugedacht.

* Fridtjof Nansen ist erkrankt, so daß er sich nicht, wie er beabsichtigte, an dem internationalen Geologencongreß in Petersburg betheiligen konnte.

* Dr. Oskar Baumann, der um die Erforschung Deutsch-Ostafrika's hoch verdiente Reisende, der zuletzt als österreichisch-ungarischer Consul in Sansibar wirkte, ist von dort in seine Heimath zurückgekehrt, jedoch leider in Salzburg so heftig an Malaria erkrankt, daß er nach Wien ins Allgemeine Krankenhaus gebracht werden mußte.

* Berlin. Wie der „Reichs-Anz." meldet, ist dem bisher bei der kgl. Ministerialbaucommission thätigen Landbauinspector Hasak die geschäftliche und technische Leitung der auf der Museumsinsel zu errichtenden Neubauten eines Museums für nachclassische Kunst (Kaiser Friedrich-Museum) und eines Gebäudes zur Aufstellung des Pergamenischen Altars übertragen worden. — Im Antiquarium der hiesigen Museen hat eine zum Zweck der Neuaufstellung vorgenommene Untersuchung der korinthischen Vasen, wie die „Nat.-Ztg." berichtet, zu einem unerwarteten Ergebniß geführt. Zahlreiche Scherben, zum größeren Theil solche, die im Furtwängler'schen Katalog als Einzelstücke verzeichnet, zum Theil auch solche, die als werthlos unbeschrieben und unvermerkt geblieben sind, haben sich zu größeren zusammenhängenden Darstellungen vereinigen lassen. Die Arbeit des Zusammensetzens ist noch nicht beendet. Nach dem letzten Bericht des Geh. Raths Kekule a. Stradonitz haben sich schon 116 Einzelfragmente zu einander passen lassen.

* Berlin. Für die im October d. J. hier tagende internationale Lepra-Conferenz treffen, wie die „Berl. Klin. Nachr." mittheilen, bei der deutschen Reichsregierung fortlaufend neue Anmeldungen seitens auswärtiger Staaten ein. In den letzten Wochen haben Rumänien, Bulgarien und besonders die Pforte ihre Vertreter ernannt, auch Belgien hat einen solchen angemeldet. Besonders stattlich wird die französische Republik vertreten sein, und zwar durch die Mitglieder der medicinischen Akademie Dr. Ernest Besnier, Dr. Halloveau, Dr. Doyon, Dr. Darier, Dr. Thibierge, Dr. Jeanselme und Prof. Gaucher; außerdem sind Prof. Genny und Dr. Raymond von der medicinischen Schule in Algier zu erwarten. Der französische Minister der Colonien hat sich vorbehalten, noch weitere Theilnehmer namhaft zu machen. Von den deutschen Lepraforschern werden u. a. Virchow, v. Bergmann und Neisser sich an den Arbeiten der Conferenz betheiligen.

* Wien. Zum Vertreter des kürzlich verstorbenen Vorstandes des Instituts für gerichtliche Medicin an der Universität, Hofrath R. v. Hofmann, ist einstweilen sein erster Assistent, Docent Dr. Albin Haberda, bestellt worden.

* Innsbruck. Der o. Professor an der hiesigen Universität Dr. Paul Stelnlechner, ist zum Professor des österreichischen Civilrechts an der Universität in Graz ernannt worden.

* Prag. Professor Weineck, der bekannte Mondforscher und Mondlandschaftenzeichner, beabsichtigt, auf Grundlage der photographischen Aufnahmen der Lick-Sternwarte auf dem 1480 Meter hohen Mount Hamilton in Californien einen Mondatlas herauszugeben, in einem Umfange, wie er bisher noch nicht vorhanden war. Er soll aus 200 Karten im Format 26:31 cm bei einem Monddurchmesser von 4 Meter bestehen. Die Herstellung erfolgt durch lithographischen Druck nach Diapositiven von den Originalaufnahmen.

* Olmütz. Der Religions-Professor am böhmischen Staatsgymnasium dahier Dr. Eduard Dominik ist zum a.-o. Professor des Bibelstudiums des neuen Testaments an der hiesigen theologischen Facultät ernannt worden.

x. Kopenhagen. Im Verlauf dieses Sommers untersucht der Geolog Dr. Th. Thoroddsen mit Unterstützung der dänischen Regierung die durch das Erdbeben des vorigen Jahres heimgesuchten Gegenden Islands. Ueber das Ergebniß ist einer Correspondenz der „Berlingske Tidende" folgendes zu entnehmen: In den Gemeinden Oelaes und Grafningur war es schwierig, überhaupt Unterkunft zu finden, da alle Häuser im Umbau begriffen waren. In Oelaes, wo das Erdbeben am 5. und 6. Sept. die größte Stärke erreichte, besteht das Tiefland aus losem Gestein, über das die wellenförmigen Erdstöße sich sehr rasch fortpflanzten. Auf einem breiten Basaltrücken zwischen zwei Reihen anderer Höfe steht der Pfarrhof Naarbaeli. Da der Basalt senkrecht zur Richtung der Erdstöße lag, so zeigten die Stoßwellen dort eine ungewöhnliche Stärke, so daß alle Höfe auf der nördlichen, der Bewegung zugekehrten Seite des Basaltrückens in einem Augenblick zusammenstürzten, während die nach Süden liegenden Höfe nur unbedeutend litten, da das Gestein die Fortpflanzung des Stoßes hinderte. Um so stärker war, wie noch zu erkennen ist, der Rückschlag. Die warmen Quellen in Oelves haben ziemliche Veränderungen erlitten. Der neue Geyser, der während des Erdbebens entstand, sprudelt jetzt nicht mehr und ist nur noch ein 52" langes und 25" breites Wasserbassin mit 72° C. Während des Erdbebens warf dieser Geyser Wasserstrahlen aus bis zu einer Höhe von 700—800 Fuß sammt einer Menge Gestein und Kies.

* Kairo. Das ägyptische Ministerium für öffentliche Arbeiten hat beschlossen, zum Zweck einer Neueinrichtung der großartigen Alterthümersammlungen, die zur Zeit im Museum zu Gizeh aufbewahrt werden, vor deren Uebersiedelung in das im Bau begriffene Prachtmuseum alter neue Beamtenstellen für Aegyptologen vom Fach zu schaffen. Das jährliche Gehalt ist auf je 400 Pfd. Sterl. (8320 M.) festgesetzt. Das Ministerium hält daran fest, für diese Stellen nur europäische Bewerbungen zu berücksichtigen. Indeß war bis jetzt die ganze Museumsverwaltung eine rein französische Domäne, und selbst wenn man jetzt versuchen sollte, die bisherige Ueberlieferung zu durchbrechen, so dürfte das schwerlich zugunsten deutscher Bewerber geschehen.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die siebente internationale Kunstausstellung im kgl. Glaspalast zu München (S.-A. der Kunst für alle. XII. Jahrg. Heft 20—23). München, F. Bruckmann A.-G. 1897. — *La rassegna nazionale:* Anno XIX. Vol. XCVI. 16 agosto 1897. Firenze. — Soland: Unser Sonnensystem. Leipzig, Arwed Strauch 1897. — August Geist: Musset'sche Gedichte in deutscher Fassung (Programm des kgl. humanistischen Gymnasiums zu Kempten für 1896/97). Kempten, Jos. Kösel 1897. — Fritz Zilcken: Phantastische Geschichten, drei Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind 1897. — Hans Hoffmann: Ostseemärchen. Mit Bildschmuck von Kunz Meyer. Ebd. — Victor Oesterreicher: Imperium et libertas, Studie über die böhmische Frage. Leipzig, Otto Wigand 1897. — Dr. Josef n. Körösy: Die seculäre Weltzählung zum Jahre 1900. Denkschrift an die St. Petersburger Session des Internationalen statistischen Instituts. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 7. September. Nummer 201.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

☞ **Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Donnerstag Nachmittag.**

Uebersicht.

Utámaro. Von W. v. Seidlitz. — Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Utámaro.

Von W. v. Seidlitz.*)

Als Kiyónaga, der Vollender der japanischen Holzschnittkunst, gegen 1790 vom Plane zurücktrat, hinterließ er seine Erbschaft drei Meistern, die während des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts die Herrschaft führten und bis in den Anfang des 19. hinein fortwirkten. Dies waren Yeishi, Utámaro und Toyókuni. Sie stellen, wenn auch nicht mehr die größte Kraft und den größten Reichthum, so doch die äußerste Verfeinerung des japanischen Holzschnitts dar, und zwar vor allem Utámaro.

Yeishi wie Utámaro, beide brachten sie dadurch einen neuen Bestandtheil in die volksthümliche Kunst hinein, daß sie aus der aristokratischen, an chinesischen Vorbildern geschulten Kanoschule hervorgegangen waren. An die Stelle der liebenswürdigen Zierlichkeit, womit noch Harunóbu, als der Erbe der Primitiven, seine Frauengestalten ausgestattet hatte, und der gesunden Fülle, die Kiyónaga's schlichte Gestalten auszeichnet, trat nun eine Vornehmheit in Wuchs, Haltung und Ausdruck, die von einem allgemeinen Umschwung in den Sitten, von einer Erhöhung der Lebensansprüche und einer hieraus entspringenden Aenderung des Schönheitsideales zeugt. Handelt es sich dabei auch oft nur um schlichte Frauen aus dem Volke oder andrerseits Curtisanen — die Frau fährt fort, wie überhaupt in der japanischen Kunst des 18. Jahrhunderts, so zu Ende dieser Zeit sogar in unendlich gesteigertem Maße die Hauptrolle in den Darstellungen zu spielen: immer erscheint sie wie eine Prinzessin von schlankem, hohem Wuchs, königlicher Haltung, gewinnender Liebenswürdigkeit in ihrem zurückhaltenden Benehmen. Freilich artete dieses Streben bald in Uebertreibung aus; in seinen Anfängen aber führte es durchaus zu einer Bereicherung der Kunst überhaupt.

Utámaro ist derjenige japanische Künstler, der bei uns, nächst Hokusai, am meisten bekannt ist. Geben auch die lang gestreckten Frauenköpfe mit ihren kleinen Schlitzaugen, dem kaum auffindbaren Mund und der ungeheuren Frisur, die sich emporthürmt und nach den Seiten ausbreitet, durchaus kein Bild von dem eigentlichen Kunstvermögen des Mannes, da sie der Zeit des Verfalls, der vollständigen Ausartung seiner Kunst in Manierismus angehören, so müssen doch diese zu hunderten von ihm geschaffenen und daher so weit verbreiteten Darstellungen als bezeichnende Beispiele des um die Wende des 18. Jahrhunderts in Japan herrschenden und wesentlich von Utámaro selbst geschaffenen Stils und Geschmackes angesehen werden. Denn die Kunst war zu jener Zeit, nachdem sie innerhalb hundert Jahren die verschiedenen Stufen vom Kraftvoll-heroischen durch das Anmuthvoll-zierliche bis zur classisch-einfachen Schönheit Kiyónagas, des vollkommensten Meisters in Japan und unmittelbaren Vorgängers Utámaro's, durchlaufen hatte, zu Anfang des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts in einen Zustand fieberhafter Erregung gerathen, den man wegen seines Suchens nach ungeahntem Neuen nicht mit Unrecht mit dem Ende unsres Jahrhunderts verglichen hat. Gesundheit und Harmlosigkeit waren verloren gegangen und hatten einer Nervosität Platz machen müssen, die nur in der äußersten Verfeinerung bis zur Auflösung aller natürlich gegebenen Grundlagen, in der Kunst bis zum Verzicht auf alle Naturwahrheit ihr Genüge fand. Die Ursachen für diese Erscheinung werden, wie auch in unsern Tagen, nicht in erster Linie in Bedürfnissen der Kunst als solcher, sondern überhaupt in einem durch äußere Verhältnisse bedingten Wandel der Denk- und Lebensart zu suchen sein. Auf dem Gebiete der Kunst trat nun in Japan Utámaro als der Mann der Vorsehung, als der Bringer des Neuen hervor, das in der Luft lag und nach Gestaltung verlangte. Hatte schon vorher stets die Frau in der volksthümlichen Kunst des Landes eine hervorragende Rolle gespielt, so rückte Utámaro sie durchaus in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, und zwar in der Gestalt der in alle Feinheiten der Geistescultur wie in alle Künste des körperlichen Reizes eingeweihten Curtisane, die in dem Leben jenes Volkes damals eine ähnliche Rolle gespielt haben muß, wie in Griechenland zur Zeit seiner Blüthe. Um das Unsagbare auszudrücken, genügte die einfache Wiedergabe der Natur nicht: die Gestalten mußten in die Länge gezogen werden, um den Eindruck von überirdischen Wesen zu machen; sie mußten eine Schmiegsamkeit erhalten, die sie befähigte, die zartesten wie die stärksten Regungen der Seele zu deutlichem Ausdruck zu bringen; sie mußten endlich für die ganz absonderlichen Empfindungen, die sie erfüllten, eine absonderliche, also gezierte Sprache haben. Utámaro besaß auch den Muth, diese Wirkungen durch Uebertreibung bis ins Unmögliche immer weiter zu steigern, bis zu dem Punkt, wo er nicht mehr weiter konnte und wo ein allmähliches Einlenken sich von selbst als Nothwendigkeit herausstellte.

Diese Zeit des äußersten Manierismus dauerte nicht länger als ein Jahrzehnt, von etwa 1795—1805, und fand ihren Höhepunkt um das Jahr 1800. Mögen ihre Ursachen, mit Fenollosa (The Masters of Ukioye, New-York 1896), in einer strafferen Anziehung des Regiments durch die Shogune, die allmächtigen Beherrscher des Landes, zu suchen und diese Ausschweifungen der Phantasie als eine Verwahrung der freien Geister gegen die polizeiliche Knebelung zu fassen sein, oder liegen dieser Bewegung, wie wohl anzunehmen ist, tiefere und allgemeinere Ursachen zugrunde: jedenfalls bildete nach der künstlerischen Seite Utámaro den reinsten Ausdruck dieser merkwürdigen Zeit.

*) Aus einer demnächst bei G. Kühtmann in Dresden erscheinenden, mit Abbildungen gezierten „Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts“.

Es reicht nicht aus, wenn man ihn, gleich Gonse, mit den Meistern der Schule von Fontainebleau im 16. Jahrhundert vergleicht: die Ricci, Abbate und Primaticcio bildeten wohl auch Gestalten von unmöglicher Länge, aber diese hatten keinen anderen Zweck als einen decorativen zu erfüllen, sie sollten nicht Verkörperungen bestimmter geheimer Gedanken und Empfindungen sein. Nennt man ihn aber einen Pariser seiner Tage, einen Decadent, so hat man Recht. Daher denn auch Goncourt, dieser feinfühligste Erforscher der Verfallserscheinungen unsrer Zeit, bezeichnenderweise gerade mit ihm die Reihe seiner Biographien japanischer Künstler (Outamaro, Paris 1891) eröffnet hat. Nur muß man bei der Betrachtung des Künstlers in seiner gesammten Wirksamkeit nicht außer Acht lassen, daß er neben und über dieser culturhistorischen Bedeutung eine künstlerische von ungewöhnlichem Umfang besitzt, zumeist freilich in den Erzeugnissen, die vor der Zeit dieser Ausartung liegen, bisweilen aber selbst in den Schöpfungen seiner bereits durchaus manierirten Art. Und zwar kommt ihm diese Bedeutung nicht nur als einzeln stehendem Künstler zu, sondern auch innerhalb der Entwicklung der japanischen Kunst spielt er eine große Rolle, als ihr Weiterführer zu neuen Stufen und als Befruchter der ganzen auf ihn folgenden Zeit.

Utámaro's Lehrer Toriyama Sékiyen, genannt Toyofuku, der aus der alten an China's Ueberlieferungen haltenden Malerschule der Kanos hervorgegangen war, scheint nur geringen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben. Nach den illustrirten Büchern zu urtheilen, die er in den siebziger Jahren herausgab, gehörte er noch ganz der durch Harunóbu und Shunshó beeinflußten Generation der volksthümlichen Künstler an. Fenollasa, der ihn als einen vorzüglichen Maler bezeichnet, meint, er werde zusammen mit Toyoharu bei Ishikawa Toyónobu gelernt haben. Nur in einem der sechs Blätter Utámaro's zu den Gedichten auf den Schnee (Die versilberte Natur), einer in Nachahmung der chinesischen Tuschmalereien gedruckten Landschaft, erkennt Goncourt (Outam. S. 4, Anm.) einen unmittelbaren Einfluß Sékiyens. Diesem seinem Lehrer zulieb nahm Utámaro zuerst den Beinamen Tayaaki an. Nachdem er sich genügend in der Malerei nach der Art der Kanoschule versucht, wandte er sich aber, um 1780, mit um so größerer Entschiedenheit der durch Kiyónaga zur höchsten Blüthe gebrachten volksthümlichen japanischen Art, dem Ukiyoye (Ukiyostil) zu; von dieser Zeit an beginnt seine selbständige Wirksamkeit.

Kitágawa Utámaro, mit eigentlichem Namen Yúsuke, war 1754 in Kawágoye (nicht in Yedo) in der Provinz Musáshi geboren, kam jedoch bereits bei jungen Jahren nach Yedo. Nachdem er seine Lehrzeit bei Sékiyen durchgemacht und sich dann Kiyónaga's Stil angeschlossen hatte, lebte er dort bei seinem Verleger Tsutáya Júzaburo ununterbrochen bis zu dessen Tod im Jahre 1797, zuerst nahe vom Hauptthor des Yoshiwara, jenes Viertels der Theehäuser, worin er die wesentliche Anregung zu seinen Schöpfungen fand, dann in der Mitte der Stadt. In die siebziger Jahre fallen seine ersten Leistungen, unter denen Goncourt eine aus sechs Blättern bestehende Serie von Geishas (Sängerinnen), die das Niwáka, den Carneval des Yoshiwara, feiern, besonders preist. Die Behauptung, daß er es stolz abgelehnt habe, nach beliebter Sitte Bildnisse von Schauspielern zu fertigen, trifft nur auf die Zeit seiner vollen Entfaltung zu; anfangs hat er einige Blätter dieser Art in mittlerem Format gefertigt, ja Goncourt (S. 10, Anm.) erwähnt sogar eine lange furimanoartige Darstellung, die eine von siebzehn Schauspielern vorgeführte Theaterscene zeigt. In dieser ersten Zeit führte er seine Compositionen noch in breiten, saftigen Strichen aus.

Nachdem er sich bis etwa 1780, wie es scheint, vornehmlich mit der Malerei beschäftigt hatte, wandte er sich in der ersten Hälfte der achtziger Jahre der Illustrirung jener kleinen volksthümlichen Romane zu, die nach ihrem gelben Umschlag Kibioshi, gelbe Bücher, genannt werden. Von 1785 an wirkten auch schon zwei seiner Schüler, Mitimaro und Yukimaro, dabei mit. Alle diese Illustrationen waren in Schwarz gedruckt. In das Jahr 1786 fällt das erste seiner Bücher erotischen Inhalts, das er in Gemeinschaft mit Naukokusai fertigte und worin er sich noch mit seinem Namen bezeichnete. Von 1787 an gab er dann eine Folge immer nach schwarz gedruckter Bücher größeren Formats heraus, daneben 1788 das herrliche, in Farben gedruckte Insectenbuch, wozu sein Lehrer Sékiyen ein Schlußwort schrieb, das von rührender Liebe zu seinem Schüler zeugt und bemerkenswertherweise sich zu einem Loblied auf den von Utámaro neu in die Kunst eingeführten Naturalismus gestaltet. Um diese Zeit, die seine größte Annäherung an Kiyónaga bezeichnet, mag er auch das fein gezeichnete und mit der Raffinirtheit der späteren Surimonos in Farben gesetzte Muschelbuch fertig gestellt haben, dessen figürliche Darstellungen am Anfang und Ende lebhaft an diesen Meister erinnern. Das dritte seiner Bücher naturhistorischen Inhalts, die hundert Schreier (Vögel), überhaupt sein Meisterwerk, wird dagegen wohl erst in den neunziger Jahren entstanden sein. In dem Jahre 1788 erschien ferner noch das Gedicht auf das Kopfkissen, mit farbigen Darstellungen. Von 1789 endlich sind die Gedichte auf den Mond und ein erotisches Buch datirt.

In den neunziger Jahren nimmt die Hervorbringung illustrirter Bücher ihren Fortgang, Daten aber erscheinen seltener auf ihnen. Von den bunt gedruckten trägt, außer den Gefallenen Blüthen von 1802 und den Grünen Häusern von 1804, nur der Spaziergang zur Zeit der Kirschblüthe noch ein Datum: 1790. Um diese Zeit veröffentlichte er auch die beiden sechsblättrigen Serien: die als die sechs Dichter verkleideten Kinder, und die sechs Schilder der berühmtesten Sake- (Reiswein) Häuser, durch Frauen dargestellt, eine seiner schönsten Schöpfungen.

Als Kiyónaga zu Anfang der neunziger Jahre vom Schauplatz zurücktrat, entstand unter den Nachfolgern Shunchó, Yeishi, Utámaro und Toyókuni der Wettkampf um die Vorherrschaft. In das Jahr 1792 verlegt Fenollosa den Höhepunkt dieses Ringens, woraus Utámaro als Sieger hervorging, um fortan durch mehr als ein Jahrzehnt hindurch unbestritten die Herrschaft zu führen. Während Shunchó und Yeishi, wenn auch mit eigenartiger Persönlichkeit begabt, doch nur den Stil des Meisters und zwar in einer abgeschwächten Form aufrecht zu erhalten vermochten, Toyókuni, der jüngste von ihnen, aber bei aller Begabung für Coloristik und Eleganz nicht Schöpferkraft genug besaß, um die Kunst auf einen höheren Punkt zu führen, konnte Utámaro den bisherigen Leistungen einen neuen Bestandtheil dadurch hinzufügen, daß er sie nach der Richtung eines scharf beobachtenden Naturalismus weiter führte und namentlich der Landschaft, die bisher, trotz aller Fortschritte von den Primitiven an, doch bei mehr oder weniger durchgeführten Andeutungen stehen geblieben war, den vollen Zusammenhang und dadurch eine selbständige Bedeutung innerhalb der Compositionen vertieh. Wenn er gleichzeitig, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, die Gestalten ins Lange zog, ihnen ein ätherisches, biegsames, gebrechliches Wesen verlieh und solche Eigenschaften allmählich bis zum Uebertriebenen, ja bis zum Unmöglichen steigerte, so mag der Ruhm, solchen krankhaften Neigungen als der erste den zugleich völlig befriedigenden und daher von anderen nicht mehr zu übertreffenden Ausdruck verliehen zu haben, nicht allzu schwer ins Gewicht fallen, wenn

auch dieser Thatsache immerhin eine hohe culturgeschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann; vergessen aber darf man dabei nicht, daß er innerhalb dieses Gebietes des Ueberreizten nicht nur eine absonderliche und höchst persönliche, sondern zugleich, wenn man nur überhaupt das Kranke und Uebertriebene als ein der Gestaltung ebenso offen stehendes Gebiet wie das Gesunde anerkennt, eine Form von durchaus bezaubernder Eigenart geschaffen hat, die, so gefährlich sie auch in ihrer unmittelbaren Einwirkung auf den Beschauer und namentlich auf etwaige Nachfolger sein mag, doch über die beengenden Schranken der Wirklichkeit hinaushebt und somit eines idealistischen Bestandtheils nicht entbehrt.

Gegen die Mitte der neunziger Jahre hatten diese übertriebenen Körperverhältnisse ein solches Maß erreicht, daß die Köpfe doppelt so lang als breit waren, auf ganz schmalem, langem Halse aufsaßen, der sich wiederum über ganz engen Schultern wiegte. Dann blähte sich der Haarschopf so auf, daß er den Kopf selbst an Umfang fast überragte; die Augen wurden durch kurze Schlitze angedeutet, während ein endlos langer Nasenrücken sie von dem kaum aufzufindenden kleinen Munde trennte; schlottrig hingen die weichen Gewänder um die kaum noch erdenhaften, spindeldürren Gestalten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts endlich steigerte sich Utámaro's Hang zum Bizarren in solcher Weise, daß seine Köpfe dreimal so lang als breit wurden und seine Gestalten zwölf Kopflängen maßen, also das normale Verhältniß um mehr als die Hälfte überschritten. Aus dieser Zeit stammt die Mehrzahl seiner großen Frauenköpfe, die, nicht zum Vortheil seines künstlerischen Ruhmes, seinen Namen so weit verbreitet haben.

Doch bald hörten diese Uebertreibungen auf, und Utámaro kehrte zu halbwegs natürlichen Körperverhältnissen wieder zurück. So bietet denn das Werk, das ihn mit Recht so berühmt gemacht hat, die zweibändige Chronik der Grünen Häuser des Yoshiwara, von 1804, in dieser Hinsicht nicht außergewöhnliches mehr. Auch in den Triptychen, die er in so großer Zahl wie kein anderer japanischer Künstler gefertigt hat, kommen die ganz absonderlichen Körperverhältnisse nur selten vor; diese Blätter werden also zumeist vor oder nach der Periode des Rausches entstanden sein, während deren namentlich die endlose Zahl seiner Einzelblätter und Folgen mit Frauendarstellungen entstanden sein wird. Eines dieser Triptychen, worin er das ungebundene Leben des damaligen Shoguns (Oberbefehlshabers und eigentlichen Beherrschers von Japan) unter dem Bilde einer historischen Persönlichkeit aus längst vergangenen Tagen zum Gegenstande seines Hohnes machte, trug ihm übrigens eine Gefängnißstrafe ein, die die Kraft seines Körpers brach. 1805 schuf er noch jenes anmuthvolle Triptychon, worin eine Schaar als die sieben Glücksgötter verkleideter Kinder in einem Wagen, der die Form eines Schiffes hat, von Frauen gezogen wird. Im Jahre darauf, 1806, starb dann der Künstler, dessen Werke wohl noch durch eine längere Zeit hindurch sogar unter Mißbrauch seines Namens nachgeahmt, aber weder erreicht noch gar übertroffen wurden.

Utámaro ist der Verherrlicher der japanischen Frau gewesen, wie keine andere Zeit und Nation einen begeisterteren gekannt hat. Zwar hat er seinen Cultus einer Classe von Frauen geweiht, die außerhalb der gesitteten Gesellschaft stehen und trotz des Glanzes, der sie umgibt, zu den unglücklichsten Geschöpfen der Welt gehören; aber er hat sie nicht etwa so dargestellt, wie sie in Wirklichkeit erscheinen, sondern er hat aus ihnen ein Ideal vornehmer Anmuth gebildet, das sie zu Göttinnen stempelt. Erst als die Zeit in volle Ausartung verfiel, hat er dieses Ideal zur Carricatur verzerrt. Damals wird er auch, im Gegensatz zu dem bisherigen Brauche, jene gemeinen, burlesken Männergestalten ihnen beigesellt haben, die der Schönheit als Untergrund dienen sollen, die süße Täuschung aber in brutaler Weise zerstören. Die Frauen werden bei den verschiedenartigsten Beschäftigungen dargestellt: die eine malt, die andere dichtet, die dritte bereitet den Thee; wieder andere ordnen Blumen an, rauchen aus kleinen silbernen Pfeifen, spielen mit einer Maus; dann wieder beim Ankleiden färben sie sich die Lippen, entfernen mit einem Schabmesser die Haare aus dem Gesicht, binden sich ihren Gürtel — hinten, wenn es ehrbare Frauen sind, vorn, wenn es sich um Curtisanen handelt — indem sie bisweilen ein Buch, worin sie eben gelesen, mit dem Kinn festhalten. Unerschöpflich namentlich ist der Künstler in der Schilderung der Mutterfreuden. — Zu diesen königlichen Gestalten passen auch die prachtvollen Gewänder, mit denen er sie ausstattet und die in ihren reichen Mustern die ganze Thier- und Pflanzenwelt enthalten. Wenn nöthig, weiß er aber auch das Ornament ganz einfach zu halten; gewisse Muster, sagt Goncourt, sehen so aus, als habe die Schöne, von einem Spaziergang unter blühenden Bäumen zurückgekehrt, mit ihrem Aermel, ihrer Schulter einige Blüthenblätter abgestreift.

Sein durch das Studium der Natur unvergleichlich geschärftes Auge befähigte ihn auch, die Haare der Frauen, namentlich wenn sie beim Ankleiden lose herabfallen, mit einer sonst nirgends erreichten Schärfe und zugleich Weichheit innerhalb des tiefen Schwarz wiederzugeben. Wie schon diese Feinheit der Durchführung eine besondere Sorgfalt beim Druck seiner Platten nöthig machte, so legte er auf deren Färbung erst recht volles Gewicht. Kein anderer japanischer Künstler weiß so wie er mit wenigen Farben, etwa Grau, Hellbraun, Dunkelgrün, eine äußerst harmonische und doch reiche Wirkung zu erzielen. Handelt es sich um lebhaftere Farben, so werden sie abgetönt, durch geschickte Anbringung grüner Flecke mit einander vermittelt, oder sie laufen allmählich in eine hellere Tönung aus und gehen dann gar in eine andere Farbe über. Durch eine ganz unmerkliche Tönung weiß er den Grund oder die Fleischtheile abzuheben; bei seinen großen Köpfen benutzt er dabei gern für den Grund das sogenannte Mika, einen Perlmutterstaub, der den seidigen Glanz des guten japanischen Papieres noch steigert. Kurz, er kann füglich als der erste Colorist seines Landes bezeichnet werden.

Nach einem kurzen Zwischenregiment Toyókunis folgte ihm Hókusai als der leitende Meister in der Zeit von etwa 1815 bis 1835. Doch führte der Weg nicht mehr empor zu neuen, höheren Regionen der Kunst, sondern bergab. Das Eigenartige, was noch geschaffen wurde, vermochte wohl das gar zu plötzliche Hinabsinken aufzuhalten, dem Verfall als solchem aber konnte nicht mehr gesteuert werden. Von der Mitte unsres Jahrhunderts ab führte die japanische Kunst nur noch ein Scheindasein, indem sie ihre Kräfte aus der Vergangenheit zog.

Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848.

II.

Dr. Sch. Die erste Anregung zu dem Slavencongreß reicht in den Anfang des Monats April 1848 zurück, da die erste Prager Deputation in Wien mit dem neu ernannten Banus von Croatien und Slavonien, Joseph Frhrn. v. Jellačić de Buzim, in Beziehungen getreten war. Bald darauf forderte der Croat Ivan Kukuljević in Agram zur Abhaltung einer Versammlung von Vertretern aller slavischen Stämme auf und schlug Prag als Ort der Zusammenkunft vor. Dieser Gedanke fand lebhaften Widerhall an der

Moldau. „Die Deutschen", hieß es, „beschicken für sich ein Parlament, warum sollen die vereinzelten Slavenstämme nicht ein gleiches thun?" So trat dieser Congreß schon in seinem Keim als Gegensatz zum Frankfurter Parlament auf. Am 30. April wurde in Prag ein Ausschuß zur Vorbereitung des Slavencongresses gewählt. Kukuljević hatte eine Versammlung von Vertretern aller Slavenstämme geplant, also auch der Russen, der Bosnier, der Montenegriner und der Bulgaren; allein im Prager Comité brach sich die besonnene und maßvolle Ansicht Schafarik's Bahn, die Einladung auf Vertreter der österreichischen Slavenstämme zu beschränken; doch sollten außerösterreichische Slaven „als Gäste" willkommen sein. Wie Baron Helfert erwähnt, sah Schafarik in diesem Beschluß „einen verhängnißvollen Zusatz".

Der „Aufruf an alle Slaven der österreichischen Monarchie" vom 30. April lautete dahin, sich am 31. Mai „in der altberühmten Slavenstadt (Prag) zu versammeln, um gemeinschaftlich alles in Berathung zu ziehen, was das Beste unsrer Nation erfordert, und was wir in diesen wichtigen Zeiten zu thun haben." Der Aufruf war in böhmischer, polnischer, illyrischer (d. i. croato-serbischer), lausitz-sorbischer (!) und deutscher Sprache verfaßt und verbreitet und von den Vertretern der Böhmen (Tschechen), Slovenen, Südslaven (Croaten und Serben), Polen und Ruthenen unterzeichnet. Da der Aufruf bloß „an alle Slaven der österreichischen Monarchie" gerichtet war, so mußte es auffallen, daß er auch in der „lausitz-sorbischen" Sprache veröffentlicht wurde. Die Serben oder Sorben in der Lausitz zählen denn doch nicht zu den „Slaven der österreichischen Monarchie". Aber der „Slavencongreß" offenbarte auch sonst noch gar sonderbare Tendenzen.

In der dem „Aufruf" folgenden „Erklärung über die Bedeutung und Ziele des Slavencongresses" wurden vorzüglich drei Punkte betont: erstens unverbrüchliche Treue dem Hause Habsburg-Lothringen; zweitens keinerlei Unterdrückung oder Benachtheiligung der nichtslavischen Nationalitäten; drittens entschiedener Wille der österreichischen Slaven, das, was sie als ihr gutes Recht anerkennen, „in vollem Umfang in Anspruch zu nehmen und gegen jeden Angriff, er komme, woher er wolle, zu schützen."

Wie man in den deutschen Kreisen Oesterreichs und draußen im Reiche diese slavischen Bestrebungen mißtrauischen Blickes verfolgte, so begegnete die Idee der Abhaltung des Slavencongresses auch bei der Regierung in Ungarn lebhaftem Widerspruch. Man besorgte hier die Rückwirkung auf die „in einigen Gegenden des Landes sich zeigenden panslavistischen Aufreizungen", und das ungarische Ministerium ersuchte deßhalb die österreichische Regierung, dahin zu streben, daß die Slavenversammlung „so viel als möglich ihres panslavistischen Charakters entkleidet werde, und als Provinzialversammlung der tschechischen Nation vor sich gehe"; namentlich solle der ungarische Minister am kaiserlichen Hofe dahin arbeiten, daß die Galizier sich dort nicht einstellten, was sich erzielen ließe, wenn das österreichische Ministerium ihre billigen Wünsche erfüllen würde.

Das Prager Actionscomité für den Slavencongreß war selbstverständlich in entgegengesetzter Richtung thätig; es bemühte sich, den Besuch aus allen slavischen Gegenden der Monarchie möglichst zahlreich zu gestalten. Der neue Landespräsident von Böhmen, Graf Leo Thun, beobachtete wie gegenüber den Frankfurter Wahlen, so gegen die Abhaltung des Slavencongresses streng unparteiische Neutralität, wodurch er es in jener leidenschaftlich erregten Zeit allerdings keiner Partei recht machte.

Dem Rufe des Prager slavischen Actionscomités leisteten zahlreiche Gäste aus nah und fern bereitwillig Folge. Wie lebhaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei einzelnen slavischen Stämmen erwacht war, beweist unter anderem die Thatsache, daß in der Sitzung des Prager „Nationalausschusses" am 29. Mai eine Zuschrift des Banus Jellačić in Croatien vorgelesen wurde, worin der „Nationalausschuß" eingeladen wurde, in den demnächst zu eröffnenden croatischen Landtag zwei Vertreter ad audiendum zu entsenden und dadurch die Bande mit dem südslavischen Brudervolk um so inniger zu knüpfen. Der Nationalausschuß beschloß eine Antwort in herzlichem Ton mit einer ähnlichen Einladung zur Beschickung des böhmischen Landtags durch croatische Gäste.

Die Geschäftsordnung für den Slavencongreß betraf insbesondere die Bildung von drei Sectionen oder Nationalitätsgruppen: der tschecho-slavischen, der polnisch-ruthenischen und der südslavischen. Das Programm, von dem panslavistischen Abenteurer Franz Zach aus Belgrad verfaßt, enthielt vier Abschnitte über die Verhältnisse der österreichischen Slaven: Erstens zu einander mit der Schlußfrage: „Seid Ihr Brüder für den Abschluß eines slavischen Bündnisses zu gegenseitigem Schutz, und in welcher Form?" Zweitens zu den anderen Volksstämmen der Monarchie mit der Schlußfrage: „Unter welchen Bedingungen wollen wir die Neugestaltung des österreichischen Bundesstaats?" Drittens zu den außerösterreichischen Slaven. Viertens zu den nichtslavischen Nationen der anderen europäischen Staaten. Der letzte Punkt zielte in seiner Schlußfrage gegen das Frankfurter Parlament und auf die Unabhängigkeit Oesterreichs von den Beschlüssen desselben, eine Forderung, die in gewissem Sinne von der Wiener Regierung bereits seit Wochen zugestanden war.

Daß dieses „Programm" über den ursprünglichen Rahmen des Congresses der österreichischen Slaven bereits hinausgegriffen, beweist insbesondere der dritte Punkt, welcher in seiner Schlußfrage allerdings das Hauptgewicht auf die „slavische Kunst und Wissenschaft" legte, aber im Eingang das „heiße Mitgefühl" aussprach, daß „die russische Nation in ihrem Vaterlande bald das Licht der Freiheit erblicke", und für die Slaven der Türkei die Stunde der Befreiung schlage; daß die erleuchtete sächsische Regierung das ihr unschädliche Völklein der Lausitzer Sorben, welche übrigens das Executivcomité ausdrücklich zum Besuche des „österreichischen" Slavencongresses geladen hatte, nicht der Vernichtung preisgebe; daß Preußen von der systematischen Germanisirung seiner slavischen Unterthanen ablasse.

Baron Helfert findet, daß „die Kundgebung solcher Theilnahme für die Lage der fremdstaatlichen Stammesbrüder gerade bei dieser Gelegenheit gewiß nicht klug und vorsichtig" gewesen sei, weil sie für den Congreß eine doppelte Gefahr barg. Denn begreiflicherweise wurden dadurch die fremden Regierungen in eine gewisse Unruhe versetzt und mit Mißtrauen erfüllt, während andrerseits damit aus jenen Staaten eintreffenden „Gästen" eine willkommene Handhabe geboten war, das, was im Programm als bloßes Mitgefühl ausgesprochen war, in eine praktischere Formulirung zu fassen, und dann überschritt der Congreß thatsächlich die ihm ursprünglich gesteckten Grenzen. Doch auch unter den eingeladenen und angekommenen „Kindern der Mutternation" gab es manchen strittigen Punkt und man war besorgt, daß die aus einander gehenden Ansprüche und Wünsche sehr leicht die „Brüder" mit einander verfeinden könnten. Die Folge zeigte auch, daß diese Besorgnisse ihre Berechtigung hatten.

Die damalige Lage der habsburgischen Monarchie erschien den panslavistischen Verschwörern und Umsturzmännern als der geeignetste Moment zur Verwirklichung ihrer revolutinären Pläne. Der Slavencongreß in Prag veranlaßte den russischen „Patrioten" Michael Bakunin zu dem Aufrufe: „Brüder! Die Stunde der Entscheidung hat

Digitized by Google

geschlagen. Es handelt sich darum, offen und mit Entschiedenheit Partei zu ergreifen, entweder für die Ruine der alten Welt, um diese noch für einen kurzen Augenblick zu stützen, oder für die neue Welt, deren Licht hereingebrochen ist, die den kommenden Geschlechtern gehört und der die kommenden Jahrtausende gehören. — In zwei Heerlager ist die Welt getheilt: hier Revolution, dort Contrerevolution; für eine von beiden muß sich ein jeder, müssen auch wir uns entscheiden. . . . Was hat die Conspiration der Despoten zunächst zu ihrer Aufgabe gemacht? Die Erhaltung Oesterreichs, Oesterreich ist der Mittelpunkt des Kampfes! Was müssen wir demnach wollen? Das Gegentheil von dem, was jene wollen: die vollständige Auflösung des Kaiserthums Oesterreich?"

Mit diesem Vorsatze kam „der geheimnißvolle Russe" zu dem Congreß der „österreichischen" Slaven nach Prag, wo er bald eine maßgebende Rolle spielte. Neben ihm machte sich auf derselben Versammlung noch der preußische Pole Karl Libelt geltend, der mit Andreas Moraczewski vom Posener Nationalcomité zum Prager Slavencongresse entsendet worden war. Libelt stand hier bald in enger Fühlung mit jenen Elementen, welche eine gewaltsame Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Prag und ganz Böhmen herbeizuführen gesonnen waren. Auch sonst fanden sich allerlei verdächtige Persönlichkeiten in der böhmischen Hauptstadt ein. Darunter fiel besonders ein gewisser Marcell Turjansky (auch Turjanski) auf. Er gab sich für einen ungarischen Slovaken aus, in deren weißer Landestracht er auch erschienen war. Doch hielt man ihn für einen verkleideten polnischen Edelmann und mißtraute ihm. Später machte sich dieser Turjansky in den Kreisen der Prager nationalen Vereine und dann bei den dortigen Studenten vieles zu schaffen und betheiligte sich auch an der revolutionären Bewegung. Zu Ende des Monats Mai nahm die Zahl der eintreffenden Gäste mit jedem Tage zu; am 30. Mai allein erschienen über 150 Congreßmitglieder, die von den tschechisch-nationalen Vereinen in feierlicher Weise empfangen wurden. Bei den Festlichkeiten fehlte es ebensowenig an panslavistischen Reden und Liedern wie an höhnenden Triumphgesängen gegen das deutsche Parlament in Frankfurt. Zu Anfang Juni konnte die Zahl der zum Slavencongresse sich meldenden Mitglieder als voll angenommen werden: es waren 42 Südslaven, 61 Polen und Ruthenen, 237 Tschechoslaven, im ganzen 340 Personen, darunter zahlreiche außerösterreichische Slaven, namentlich aus dem Posenschen; dann Russen, Serben aus dem Fürstenthum u. a. Interessant war ein Schreiben des Polen Dembinski, des späteren ungarischen Revolutionsgenerals, der aus Breslau im Namen der polnischen Emigration an das Einberufungscomité nach Prag schrieb: man möge sich vor allem bemühen, eine Aussöhnung zwischen den Magyaren und den Südslaven herbeizuführen, um Europa vor der drohenden Macht Rußlands zu bewahren.

Die Constituirung des Congresses fand am 1. Juni statt; zum Obmann wurde der böhmische Historiker Franz Palacky, zu Obmannstellvertretern der Südslave Stanko Vraz und der Pole Fürst Lubomirski gewählt. Am selben Tage Mittags machte der Ausschuß des Slavencongresses seine Aufwartung bei dem Grafen Leo Thun als Landeschef. Dieser mißbilligte von seinem politischen Standpunkt und nach seinen persönlichen Grundsätzen entschieden das agitatorische Treiben von Elementen, die nach seiner vollen Ueberzeugung nur zu sehr geeignet waren, von den ursprünglichen Zielen des Slavencongresses abzuirren und diesen in Bahnen hineinzutreiben, deren bedenkliche Richtung ihn mit ernsten Besorgnissen erfüllte. Er empfing den großen Congreßausschuß mit höflichem Ernst, wünschte ihm Gedeihen zu dem Werke, das ihm statutengemäß als Aufgabe gestellt war, ließ aber dabei die ernste Mahnung einfließen, man möge diesem Programm unverbrüchlich treu bleiben und nicht durch Verkennung dieser Aufgabe auf Abwege gerathen, die bedauerliche Folgen haben könnten. Auch war er zu dem Begrüßungsfeste „Huldigung den Slaven und der Eintracht" auf der Schützeninsel nicht erschienen. Zu gleicher Zeit hielten Bakunin und seine Satelliten eine abgesonderte Versammlung ab, in der sie die Losung für die bevorstehende Action berathschlagten.

Nachdem am 2. Juni ein feierlicher Gottesdienst in der Prager Teynkirche abgehalten war, an welchem der Congreß in demonstrativem Aufzuge theilgenommen hatte, fand in dem mit Fahnen und Wappen geschmückten Saale auf der Sophieninsel die erste öffentliche Sitzung dieser Versammlung, derengleichen die Welt bis dahin noch nicht gesehen, unter großer Betheiligung der Mitglieder und Zuschauer statt. Von welchem Geist dieser Congreß beseelt war, das konnte schon aus den Eröffnungs- und Begrüßungsreden entnommen werden. So war in der Rede des Obmannstellvertreters, des Fürsten Georg Lubomirski, nichts von Oesterreich, nichts von den österreichischen Slaven zu hören, sondern von einer „Vereinigung aller Slaven": die Slaven „als die dritte der europäischen Hauptnationen" müßten jetzt hervortreten und mehr für das wahre Menschenthum leisten, als dies bisher die romanische und die germanische Race gethan habe"; die Slaven wollten keineswegs erobernd auftreten, Gleichberechtigung der Nationalitäten und ein umfassender Völkerbund seien ihr Ziel". . . . Selbst ein so besonnener Mann wie Schafarik konnte sich den Einwirkungen dieses panslavistischen Geistes nicht entziehen. In seiner Rede am Schlusse dieser ersten öffentlichen Congreßsitzung sprach er über die Lage der Slaven im allgemeinen gegenüber den anderen Nationen Europa's: „Was ist ihr Ausspruch über uns? Verhehlen wir es uns nicht, so hart es auch sei. Sie sagen, daß wir unfähig sind zur Freiheit, zu höherem politischen Leben, und zwar einzig darum, weil wir Slaven sind. Wenn wir uns nicht nach ihrem Sinne bilden, d. h. wenn wir uns nicht germanisiren, magyarisiren, italianisiren wollen, nennen sie uns Barbaren." Das könne so nicht fortdauern, die Stunde der Entscheidung sei gekommen: „entweder bringen wir es dahin, daß wir mit Stolz sagen können: Ich bin ein Slave! oder wir hören auf, Slaven zu sein!"[1])

Noch deutlicher offenbarte sich der leitende Geist dieses Congresses in den Berathungen der Sectionen. In der tschecho-slavischen Section berieth man am 3. Juni über die Frage: „Seid ihr dafür, einen slavischen Bund zu schließen zu gegenseitigem Schutze, und unter welchen Bedingungen?" Der erste Redner, Palacky, stellte an die Spitze seiner Ausführungen die Erhaltung der österreichischen Monarchie, gemäß seiner schon früher bei Gelegenheit des Wahlaufrufes für das Frankfurter Parlament geäußerten Ueberzeugung: „Wahrlich, existirte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europa's, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen." Diese Aeußerung wurde jedoch mit Mißfallen aufgenommen, so daß Palacky den Saal verließ. Weit größeren Beifall erntete der Slovake Stur, der leidenschaftlich ausrief: „Unser Ziel wäre, Oesterreich zu erhalten? Unser Ziel ist, uns zu erhalten! So lange Oesterreich bisher bestand, nagten wir am Hungertuche; mit dem Falle Oesterreichs

[1]) Unter den Anwesenden bei der Eröffnungsfeierlichkeit hatte sich auch Fürst Johann Lobkowitz-Wrthy befunden, ein freundlicher und wohlwollender Herr. Der Eindruck, den ihm diese Versammlung machte, war ein durchaus ungünstiger, und besonders hatten ihn die letzte Rede und der Auftritt am Schlusse derselben verwirrt: er kam in größter Aufregung nach Hause und rief: „Das ist ja Revolution! Wohin soll es kommen, wenn ein Mann wie Schafarik eine so blutige Sprache führt?!" Der Fürst hatte nicht Unrecht.

Digitized by Google

fallen wir nicht. Die österreichische Regierung befindet sich bis zur Stunde auf deutschem Boden, wir müssen sie nöthigen, auf slavisches Gebiet überzusiedeln." Zuerst müsse das ungarische System gestürzt, müsse vorgesehen werden, daß sich die österreichische Regierung nicht den Magyaren in die Arme werfe. Ihm secundirte der Graf Karl Hawliček: „Wir müssen sowohl die deutsche als die magyarische Oberherrschaft brechen. Unser Verhältniß zu den Südslaven muß das einer festen Allianz sein." Dagegen mahnten die Tschechen Frič (Fritsch) und insbesondere der noch lebende Tamek (Hofrath und Universitätsprofessor in Prag) zur Besonnenheit. Letzterer meinte: „Allerdings handelt es sich zuerst um uns und dann erst um Oesterreich; allein die Erhaltung Oesterreichs ist das beste Mittel zur Erhaltung der slavischen Volksstämme. Sie bedürfen daher keines Förderationbündnisses, sondern nur eines Bündnisses zu gegenseitigem Schutz, der sowohl durch moralische als materielle Mittel wirken kann. Uns Böhmen bietet hiefür der Landtag einen loyalen Boden. Der Congreß möge daher nur ein Schutzbündniß für so lange schließen, als die Nationalität nicht gesichert ist." Doch die Slovaken wollten von solcher Einsicht, Besonnenheit und Loyalität nichts hören. „Was habt ihr Böhmen," rief Stur heftig, „seit der Zeit, da Wien herrscht? Keine Geschichte, eine bloße Chronik! Ich bin sogar gegen den Namen Oesterreich, an welchem Blut klebt. Was ist Oesterreich? Die Quintessenz von Servitismus, Späherei und ähnlichem Unrath. Es ist der Gipfel von Lächerlichkeit, wenn wir Oesterreich erhalten wollen. Wir müßten gegen Italien, gegen Polen, gegen uns selbst zu Felde ziehen und brächten uns um die Sympathie aller Völker Europa's." Seine Landsleute und Stammesgenossen Hodža und Hurban schlugen einen gemäßigteren Ton an, unterstützten aber Sturs Ansichten. Hurban sagte unter anderem: „Die Tatra ist das Herz des Slaventhums, dort aber tyrannisirt der Magyarismus"; seine Macht zu brechen, brauche man Revolution; viel Blut werde es nicht kosten; allein wenn auch, bei einer Entzündung sei es gut, zur Ader lassen. Er sprach für die Bildung von Freischaaren zu einem Einfall in die Slovakei: dadurch, bemerkte Hawliček, machen wir zugleich den Croaten Luft. Der Vorsitzende Schafarik sprach energisch gegen diese schroffen, leidenschaftlichen und österreichfeindlichen Auslassungen. Das Streben der österreichischen Slaven, betonte er, könne nur dahin gerichtet sein, sich gleiche nationale und politische Rechte mit den begünstigten Völkern der Monarchie zu erringen, Gleichberechtigung im Amt, Gericht und Schule; die Slaven dürften sich nicht die Gründung von Staaten nach ihrem Belieben anmaßen, sie müßten mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Innerhalb dieser Grenzen habe man sich zu halten. „Sprechen wir es aus, daß wir einem Bunde der slavischen Völker Oesterreichs zur Erkämpfung und zum Schutze gleicher politischer Rechte mit den anderen Nationen der Monarchie beitreten wollen!" Darauf formulirte Schafarik folgenden Beschlußantrag: „Die versammelten Abgeordneten der slavischen Gemeinden und Völker des österreichischen Gesammtstaates, die Länder der ungarischen Krone inbegriffen, treten auf Grundlage verfassungsmäßiger Freiheit in einen Bund zusammen, um a) ihre Nationalität in vollem Sinne des Wortes zu wahren, da wo sie die nationalen Rechte schon genießen; b) sie zu erobern dort, wo sie des Rechts der Nationalität noch nicht theilhaftig sind. Zu diesem Zweck wollen sie sich aller Mittel bedienen, die einer rechtlich constituirten Gesellschaft zum Schutze der angebarenen Rechte gegen Unterdrücker möglich und dienlich sind." Dieser Antrag wurde erst nach längerer, theilweise sehr heftiger Debatte von der Section angenommen.

Die Verhandlungen in den einzelnen Sectionen hatten übrigens auch mit sprachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn bei der großen Verschiedenheit der einzelnen slavischen Sprachen war die Verständigung mitunter ganz unmöglich. Alsdann wurde zur deutschen (!) Sprache als dem gegenseitigen Verständigungsmittel gegriffen. Doch auch in anderer Richtung fehlte es nicht an ernsten Differenzen, namentlich zwischen den Polen und den übrigen Slaven. Die Polen befürworteten den Anschluß der Böhmen an „das freie radicale Deutschland" und erklärten, daß sie „den Ungarn zu Dank verpflichtet seien" und man „von den Magyaren nur Heil zu erwarten habe". Gegen diese Auffassung wehrten sich die Slovaken, die Serben und die Croaten, und der Slovake Hodža rief den Polen zu: ein Bündniß mit den Magyaren, das sie anstrebten, sei ein Verrath am Slaventhum! Baron Helfert meint, daß ein solcher Vorwurf den Polen im großen Durchschnitt ziemlich gleichgültig gewesen sei. „Am Slaventhum hatten sie nur so weit Interesse, als es ihrem Polenthum zu statten kam, der ganze Slaven-Congreß war ihnen von allem Anfang nur eines der Mittel, in den Wirren einer allgemeinen Revolution die Wiederherstellung ihres dreigetheilten Reiches zu erringen. Was waren ihnen die anderen österreichischen Slaven? Was war ihnen Oesterreich überhaupt?"

Die polnische Section war es auch, welche in ihren geheim gehaltenen Verhandlungen und Beschlüssen den Congreß auf die schiefe Ebene des revolutionären Umsturzes zu drängen versuchte, was ihr auch gelang. Durch ihren Sprecher Libelt beantragte sie vor dem Plenum des Congresses ein Manifest an die Völker Europa's, das ihnen die Grundsätze und Ziele der auf dem Congreß versammelten Slaven darlegen sollte; eine Petition oder Adresse an Se. Majestät den Kaiser mit den Forderungen der österreichischen Slaven; Abschluß eines Bündnisses aller slavischen Stämme und Herbeischaffung der Mittel, um ihren Grundsätzen Anerkennung, ihren Zielen Geltung zu verschaffen. Für den letzteren Zweck sollte sich der Slavencongreß alljährlich zweimal, im Mai und im October, jedesmal in einem andern Hauptorte versammeln und ein ständiger Ausschuß von drei Mitgliedern für die Wahrung der gemeinschaftlichen Interessen gebildet werden. Endlich beantragte diese Section eine gesammtslavische Zeitschrift, eine gesammtslavische Bibliothek, eine gesammtslavische Akademie.

Die Anträge der polnischen Section kamen unerwartet, überraschend und verblüfften die Versammlung derart, daß sie von der gewandten Intriguen- und Umsturzpolitik der Polen sich zur ungeprüften Annahme derselben und sonach zur Verletzung des Programms und der Geschäftsordnung des Congresses verleiten ließ. Das wurde den besonnenen Mitgliedern auch sofort klar, als für das Manifest an die Völker Europa's Libelt und Bakunin ihre Entwürfe vorlegten. Bakunins Entwurf, auf breitester demokratischer Grundlage ausgearbeitet, verlangte Behebung des an den verschiedenen Slavenstämmen der österreichischen Monarchie begangenen Unrechts, der von den Magyaren an den Croaten, Serben, Ruthenen geübten Bedrückungen, Befreiung der unter türkischem Joche seufzenden Slaven. In Libelts Entwurf fand sich ungefähr dasselbe, nur mit unverkennbarer Hinlenkung auf das, was seinen polnischen Landsleuten überall und immer die Hauptsache war: Wiederherstellung der um ihre Selbständigkeit gebrachten polnischen Nation, Aufhebung der neuestens von der preußischen Regierung beabsichtigten Demarcationslinie im Posen'schen zwischen der deutschen und der slavischen Bevölkerung, Entfesselung der in Ost- und Westpreußen lebenden Slaven. Keiner dieser beiden Entwürfe wurde gebilligt, sondern Palacky mit einer Umarbeitung derselben betraut.

Die an Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich zu richtende Adresse hatte der Krakauer Anton Helcel in

Digitized by Google

annehmbarer Gestalt entworfen; nur kam darin die Bitte vor, daß den slavischen Expatrirten die Gastfreundschaft der slavischen Völker Oesterreichs zugute kommen möge. Die „slavischen Expatrirten" waren aber jene polnischen Emigranten, die (wie Baron Helfert bemerkt) „erst in allerjüngster Zeit (1846) so viel Unheil über Galizien, namentlich über Krakau gebracht hatten, daß sie aus dem Lande gewiesen, zum Theil zwangsweise über die Grenze geschafft werden mußten! Durfte man so etwas verlangen?!"

Für die Urkunde des slavischen Bundes wurden von Libelt, Bakunin und Zach Entwürfe eingebracht, von denen keiner Billigung fand; die ersten beiden nicht, weil sie auf ein Bündniß aller slavischen Völker hinausliefen; der Zachs nicht, weil er sich nicht auf die slavischen Völkerstämme Oesterreichs beschränkte, sondern auch die anderen Nationen der Monarchie umfaßte. Es wurde ein eigener Ausschuß zur Abfassung dieser Bündnißurkunde eingesetzt, welche dann nach Annahme durch den Slavencongreß den Landtagen von Böhmen, Mähren, Galizien, Croatien ꝛc. zur Genehmigung vorgelegt werden sollte.

Mittheilungen und Nachrichten.

v. Den englischen Denker Herbert von Cherbary (1581 bis 1648), den Begründer der Lehre von einer natürlichen Religion, zum Gegenstand einer eingehenden Monographie zu machen, wie es der Münchener Privatdocent Dr. C. Gättler unternommen hat (München, Beck 1897, 248 S.), ist ohne Zweifel ein nützliches und der heutigen Verzweigung der historisch-philosophischen Forschung entsprechendes Unternehmen. Die Bearbeitung zerfällt in zwei Haupttheile: einen analytischen, der die einzelnen Schriften jenes Mannes nach ihrem Inhalt vorführt, und einen historisch-kritischen, der seine Beurtheilung in dem folgenden Jahrhundert schildert und dem Einfluß seiner Gedanken bis in unser Jahrhundert nachgeht. Da Herbert dem Uebergangszeitalter angehört und seine Lehre sich nicht ohne ein unablässiges Zurückweisen auf Mittelalter und Alterthum erklären ließ, so wird uns von diesem Punkte ein Durchblick durch die Gesammtgeschichte der Philosophie rückwärts und vorwärts gebaten. Der Verfasser beweist dabei überall Kenntniß, Sorgfalt und Umsicht; so entschieden er eine selbständige Stellung zu den großen philosophischen Problemen einnimmt, so hindert ihn dieselbe doch nicht an einer unbefangenen Behandlung des historischen Stoffes. So darf das Buch mit seiner Erschließung und Würdigung der Gedankenwelt einer sehr interessanten und auch einflußreichen Persönlichkeit als ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Philosophie willkommen geheißen werden.

* Der Untergang der so lange in Dunkel gehüllten Calvert'schen Expedition nach Westaustralien hat nunmehr völlige Aufklärung gefunden: auf einem neuen Vorstoß von Derby im Kimberleybezirk nach Südern hat L. A. Wells, der Führer der Expedition, die Leichen seiner verschollenen Begleiter, Ch. Fr. Wells und G. L. Jones, Anfang Juni etwa 19—20 Kilometer südwestlich von Joonnu Springs aufgefunden. Nach dem Zustande der Leichen und den noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen unterliegt es keinem Zweifel, daß die beiden Forscher den Entbehrungen und namentlich dem Durst erlegen sind. Schließlich waren noch ihre beiden letzten Kameele davongelaufen und sie selbst zu schwach, um diese wieder einzuholen. Die Eingeborenen hatten also nicht, wie anfänglich angenommen worden war, die Forscher ermordet; jedoch nach ihrem Tode, der Anfang November 1896 erfolgt sein muß, hatten sie sich von ihren Habseligkeiten angeeignet, was sie brauchen konnten. Die lange Liste der Märtyrer, welche die Erforschung Australiens gekostet hat, ist damit um zwei neue Namen vermehrt worden; aber die Erforschung der westaustralischen Wüste, besonders des nordwestlichen Theils, hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan.

* **Tübingen.** Die in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität neu errichtete außerordentliche Professur für klassische Philologie und Gymnasial-Pädagogik ist dem Privatdocenten tit. Professor Dr. Schmid hierselbst übertragen worden. — Dem Privatdocenten der Geburtshilfe Dr. Winternitz ist der Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

* **Gotha.** Mit Genehmigung der herzoglichen Regierung soll eine Sammlung unterländischer Alterthümer auf der Veste Wachsenburg, der südlichsten und best erhaltenen unter den Drei Gleichen, angelegt werden. In Aussicht genommen sind vornehmlich Gegenstände, welche Erinnerungen an die Feldzüge 1807—1815, 1848/49, 1864, 1866 und 1870/71 darstellen und solche, die historischen Werth besitzen. Dies Unternehmen kann aber nur verwirklicht werden, wenn ihm allerseits regen Interesse und thatkräftige Unterstützung zutheil wird. Selbstverständlich wird die geplante Sammlung seinerzeit den Besuchern der alterthümlichen Veste zugängig sein. Als sich eignende Gegenstände sind zu bezeichnen: Waffen und Geschosse aller Art, Orden und Ehrenzeichen, Feldzeichen, Uniform, Achsel- und Mantirungsstücke, militärische Bücher, Schriften und Bilder, Urkunden, Handschriften, Münzen, alte und neuere Militärtrachten, allgemeine Feldzugserinnerungen u. s. w. An den zu überweisenden Gegenständen braucht das Eigenthumsrecht nicht aufgegeben zu werden; die Namen der Stifter werden angebracht. Gegenstände zu der ins Auge gefaßten Sammlung wolle man an Hrn. Abg. Grübel, Bankregistrator M. Huppel oder Hrn. Th. Walff, Dirigenten der Colorieranstalt von Justus Perthes, senden, welche Herren auch jede gewünschte weitere Auskunft ertheilen.

* **Stockholm,** 3. Sept. Vom 31. August ab tagt hier ein religionswissenschaftlicher Congreß, der, durch die rührige Thätigkeit einiger schwedischen Geistlichen, hauptsächlich des Pastors S. A. Fries in Stockholm, ins Leben gerufen, namentlich von nordischen Theologen (aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland), aber auch von ausländischen Gelehrten, sowie von einem zahlreichen Publicum aus allerhand Lebenskreisen, besonders auch von Damen, besucht ist. Es mögen im ganzen 500 Theilnehmer sein, die mit großer Ausdauer den vielen und oft sehr ausführlichen Vorträgen und Debatten folgen. Die Vorträge werden in den nordischen Sprachen, aber auch auf deutsch und französisch gehalten; das in fremdem Idiom Gesprochene wird alsbald ins Schwedische übersetzt, worin namentlich Pastor Söderblom aus Paris eine große Gewandtheit entwickelt. Das Präsidium führt der Bischof von Visby, D. G. A. Schéele. S. Maj. König Oskar II. wodurch eine Erkältung verhindert, dem Congreß die Ehre seines Besuches zu schenken, begrüßte aber die Versammlung durch ein sehr warm gehaltenes Handschreiben. Der Congreß beschloß, durch eine Deputation und eine Adresse Sr. Majestät seinen unterthänigen Dank auszudrücken. Die Stockholmer Presse nimmt von den Verhandlungen beständig Notiz und veröffentlicht die Portraits der hervorragenden Redner. Durch den Tod des Landeshauptmanns Dr. Curry Treffenberg ist wie das ganze Land, so auch der Congreß schwer betroffen; er hat der Versammlung noch von seinem Krankenlager aus seinen Gruß entboten.

Den Congreßverhandlungen ging ein Gottesdienst in der Großen Kirche voraus, bei dem D. Personne von Upsala eine geistvolle Predigt hielt: Die Wissenschaft ist nur ein „modus vivendi", erst die Religion ist Leben. Die Verhandlungen selbst finden in dem ehrwürdigen „Ritterhaus" statt, das der schwedische Adel bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Eröffnet wurde die Tagung durch eine harmonieende (schwedische) Ansprache des Präsidenten, der den evangelischen Einuhrn als das Palladium der nordischen Lande bezeichnet. Es will aber die Religion ein Feuer sein, das die ganze Welt und das ganze Denken der Menschen erfüllen soll; so möge sie denn auch die Auseinandersetzung mit der Wissenschaft nicht scheuen; die Wissenschaft erhält dadurch den höchsten Gegenstand, die Religion Klarheit und Vertiefung und gewinnt an allgemeinem Interesse.

Am ersten Tage sollte Prof. Max Müller von Oxford über das religionshistorische Studium reden; er war leider am Erscheinen verhindert; Pastor Björk gab auf schwedisch einen kurzen Bericht über den eingesandten Vortrag. An seiner Stelle war Prof. Chantepie de la Saussaye aus Amsterdam eingetreten; er behandelte das Thema: die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. Er besprach zunächst die Gefahren, die eine solche Vergleichung für die Unmittelbarkeit des Glaubens hat, der nun eine sieht, wie nah, was ihm als heilig und einzigartig erscheint, heilige Bücher und heilige Lehre, anderswo ebenfalls und doch so ganz anderer Gestaltung sich findet; aber die theilnahmlose Objectivität, zu der man bei solcher Forschung glaubt sich erheben zu müssen, ist nicht einmal wissenschaftlich; denn nur wer wirklich Religion erlebt,

Digitized by Google

kann Religionen beurtheilen, und ein solches Urtheil ermöglicht nicht, wie man oft meint, die Betrachtung der rudimentären und embryonalen Erscheinungen, sondern die Stellungnahme in der Position, die sich geschichtlich als die höchste bewährt hat, im Christenthum. Der erste Abend brachte eine Discussion über die Religion und die sociale Entwicklung, die Pastor Söderblom einleitete: die sociale Entwicklung bewegt sich im Zeitlichen, die Religion weist auf das Ewige; aber der durch die christliche Religion gebotene Standpunkt einigt die durch ihre ewigen Interessen verbundene Menschheit zu einer Gemeinschaft, in der auch die socialen Schwierigkeiten zunächst ihre Härten verlieren und endlich überwunden werden müssen. In der Debatte verlangte P. Björk, daß zunächst einmal die einfachsten leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden müßten, ehe man den Leuten überhaupt mit religiösen Dingen kommen dürfe; andrerseits sei eine Aufrechthaltung der socialen Ordnung ohne religiöse Autorität überhaupt nicht möglich. Großhändler Lachmann aus Kopenhagen forderte seinerseits volle Freiheit der socialen Entwicklung und wollte die Religion nur in der auf ein absolutes (allerdings unbekanntes) Ideal und auf allgemeine Harmonie gerichteten Lebensenergie sehen, etwa im Sinne v. Gizicki's und v. Egidy's.

Am zweiten Tag berichtete Prof. Meyer aus Bonn in gedrängter Kürze über die moderne Forschung über das Urchristenthum, indem er namentlich die neueren Verhandlungen über den Paulinismus, das Johannesevangelium und die Apokalypse, weiter über die Fragen, die uns die Lehre und das Selbstbewußtsein Jesu aufgeben, schilderte. Den Schluß bildete die Darstellung des neuesten Abendmahlstreites. Die Hauptfrage sei: wie ist der Glaube an Christus, den Gottessohn, im Sinne der Kirche geworden? Als Resultat kann die Ueberzeugung hingestellt werden, daß der Glaube an Christus, das Urchristenthum, eine (durch Judenthum und Griechenthum allerdings beeinflußte) Wirkung des Glaubens Jesu an Gott, seinen himmlischen Vater, ist, der den Seinen als wesentlichstes Gut das Kindesbewußtsein Gott gegenüber gegeben hat. Diesem Vortrag über neutestamentliche Forschungen ließ Pastor Fries aus Stockholm eine Darlegung der modernen Behandlungen der Geschichte Israels im Alten Testament folgen, in der er sich zumeist an den Wellhausen'schen Entwurf anschloß, der aber aus dem Ertrag der neuesten Literatur zu corrigiren sei. Vergleichende Religionswissenschaft (Gunkel), die Geschichte der Nachbarvölker (Winckler) sei zu berücksichtigen; die Existenz der Patriarchen, sowie ein höheres Alter der israelitischen Geschichte sei anzuerkennen; eine Auffassung der Geschichte Israels als Heilsgeschichte sei wenigstens anzustreben. Abends beantwortete Pastor Björk, der Geistliche der hiesigen Swedenborgischen Gemeinde, die Frage: in welchem Sinne ist die Bibel noch Gotteswort? wesentlich im Sinne der Swedenborg'schen Correspondenzenlehre: nur insofern sie unter dem buchstäblichen Gewande geistige Wahrheit enthält. Aus der Debatte ist hervorzuheben das Auftreten des norwegischen Schriftstellers Kristofer Janson, der das Wort Gottes auch in den schönsten Aussprüchen Buddho's, Laotse's, Plato's anerkannt wissen wollte, wozu Dr. Aall, ein norwegischer Gelehrter, religionshistorische Belege brachte. Auf der anderen Seite vertrat Prof. Rudin von Upsala den Beck'schen Standpunkt, wonach die Bibel Gottes Wort ist, weil sie von Christus, der Offenbarung Gottes, berichtet. Prof. Meyer wies darauf hin, daß im Alten Testament das Wort Gottes eine beständig wirkende Geistesgröße, im Neuen Testament vor allem die Persönlichkeit Christi bezeichne; so dürfe man sie darin auch nicht in gesetzlicher Weise mit einem Buchstaben- oder Schriftcodex in eins setzen.

Den Höhepunkt des Congresses bezeichnete wohl der Vortrag des bekannten Pariser Theologen und Literaten A. Sabatier über die Religion und die moderne Cultur. Vorderhand scheinen sich beide Größen auszuschließen; die neuere Cultur seit Descartes strebt nach Autonomie, die Religion stellt sich in der confessionellen Form als Heteronomie dar. Aber die Heteronomie muß aufgehoben werden als Theonomie, als das innerste Gesetz des Geistes selbst, der mit dem Geiste Gottes wesentlich verwandt ist. Die innerlich gefaßte Religion kann sich aufs beste mit der culturellen Weltbeherrschung und Welterkenntniß verbinden, da in der Welt derselbe Gott mit seinen Gesetzen wirkt wie in uns. Auch der nächste Redner, der die Bedeutung des Christenthums als der allgemeinen Weltreligion aufzuweisen gedachte, Prof. Myrberg von Upsala, erhoffte die weltumfassende Wirkung des Christenthums nur von seiner rein religiösen Kraft, nicht von der confessionellen Beschränktheit; diese habe ihr Gutes; sie ist eine steuernde Kirche, die nicht Leben predigt, aber in der Leben gepredigt werden kann; freilich ist dieser steinerne Bau häufig gründlich verunziert durch künstliche Rechtgläubigkeit. Helfen kann nur das lebensvoll erfaßte Bekenntniß zu Christus, den man jetzt namentlich in seiner menschlichen Größe zu verstehen beginnt; aber man vergesse darüber nicht seine wesentliche Zusammengehörigkeit mit Gott; denn nur vom höchsten Standpunkt aus kann man die ganze Welt erobern.

Zu Anfang der abendlichen Discussion über das Verhältniß von Religion und Moral wies der Stockholmer O.-Rabbiner Prof. Dr. Klein auf die classische Bedeutung der Propheten Alt-Israels hin, die in Jesus ihren Abschluß und Höhepunkt gefunden: hier ist einzig eine moralische Autorität, der heilige und barmherzige Gott, verkündet, die nun aber nicht fordert, was dem Menschen nahomogen ist, sondern nur, was ihm ins Herz geschrieben steht. Dieser festen Position gegenüber haben die Bestrebungen der „ethischen Gesellschaft" keinen festen Halt: denn die Moral Plato's, der Stoiker, Nietzsche's zeigt, daß der kategorische Imperativ dem Menschen durchaus nicht selbstverständlich ist. Umgekehrt wollte der genannte Hr. Lachmann und der Prediger der Amsterdamer freireligiösen Gemeinde Hugenholtz die Religion möglichst von aller bestimmten Formulirung befreien, die immer eine fremde, fern stehende Autorität dem freien Willen gegenüberstelle. Hingegen bezeugte Prof. Rudin im wesentlichen seine Uebereinstimmung mit den Worten des jüdischen Redners, ebenso in selbständig wissenschaftlicher Ausführung der schwedische Pastor Görnnson.

Am letzten Tage sprachen drei nordische Redner: Prof. D. Michelet von Christiania über Israels Propheten als Offenbarungsträger: ihre ganze moralische Art und Wirksamkeit hebt sie hoch über etwaige parallele Erscheinungen außer Israel hinaus, und jede irgendwie geistige Weltanschauung wird in ihnen keine Hallucinantea oder Illusionisten sehen dürfen; Lic. Martensen-Larsen aus Dänemark über Jesus und die Religionsgeschichte: auch für die Religionsgeschichte bleibt aller mythologischen Auffassung und jeder verflachenden Vergleichung mit anderen Religionsgründern gegenüber die Einzigartigkeit Jesu bestehen, die sich auch nicht aus den Zeitumständen und Zeitanschauungen erklärt; das wird immer die Frage nahe legen: woher dieses Bewußtsein?; endlich Dr. Tallqvist, Docent in Helsingfors, über das Christenthum und den Islam. Der Islam ist mehr dem Alten Testament verwandt, das Neue hat er bekämpft, aber nicht verstanden; er ist eine sittliche und religiöse Erhebung für eine ganze Reihe von Völkern gewesen, hat aber der Menschheit mehr geschadet als genützt. Redner fordert eine Umwandlung des Islam durch politischen Einfluß und christliche Civilisation — wohl eine vergebliche Hoffnung.

Heute Abend soll der Congreß nach einer Predigt von Propst Dr. L. Bossau feierlich geschlossen werden, morgen findet ein Ausflug zu Schiff nach Saltsjöbaden statt.

Soll man die allgemeine Tendenz feststellen, die auf dem Congreß zum Ausdruck gekommen ist, so ist neben vereinzelten radicalen Aeußerungen von allen Seiten betont worden, daß die einzigartige Persönlichkeit Christi der Ausgangspunkt und Hort unserer Religion und Moral ist und bleibt; andrerseits ist ebenso oft anerkannt, daß die großen Erscheinungen der alt- und neutestamentlichen Offenbarungsgeschichte die Anwendung streng wissenschaftlicher Forschung nicht allein verträgt, sondern fordert, und daß auch die Kritik durch Hervorhebung des Bleibenden und Aufweisung der menschlichen und vergänglichen Elemente der Wahrheit und Klarheit der Religion nur förderlich sein kann. Damit ist auch die von vornherein ausgesprochene Absicht verwirklicht, daß der religionswissenschaftliche Congreß kein Nachfolger des Chicagoer Religionscongresses, jener Weltausstellung von Religionen behufs ihrer Ausgleichung und Vereinerleiung, sein solle.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Essays

von [5523]

Otto Gildemeister.

Zweiter Band.

Geheftet 6 M. — Gebunden 7 M.

Zu meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle besseren Buchhandlungen zu beziehen: (1288D)

Der Prophet von Memphis.

Dramatisches Gedicht in 3 Acten von

Paul Alexander.

(Verfasser von „Erdenglück" und „Erlebtes und Empfundenes".)

Preis 1.50 Mark.

G. A. Rudolph's Verlags-Buchhandlung, Hamburg.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 9. September. Nummer 202.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Unechtheit der Passion des heiligen Florian. Von Julius Strnadt. — Byrons Sardanapal für die Bühne bearbeitet. Von Dr. Heinr. Kraeger. — Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848. III. (Schluß.) — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Unechtheit der Passion des heiligen Florian.

„Alles, was uns über das vor dem vierten Jahrhundert in Noricum bestandene Christenthum berichtet wird, hat die neuere Forschung in das Reich der Dichtung und Sage verwiesen. Die Angaben, daß Marcus und Lucas, oder Hermagoras und Fortunatus als Schüler des Marcus, oder Syrus und Eventius (oder Juventius) als Schüler des Hermagoras von Italien aus die christliche Lehre im Noricum verkündet und in Lauriacum eine christliche Gemeinde gegründet hätten, die Bischofswürde und das Märtyrerthum des hl. Maximilian — alles ist vor dem prüfenden Auge des Forschers in Nebel zerfallen. Nur die hohe Wahrscheinlichkeit ist übrig geblieben, daß das Christenthum aus Italien auf den gewöhnlichen Wegen des Verkehrs, durch Handel und Reisen, durch Kriegszüge und Kriegsdienste, kurz durch alle Künste und Mittel des Friedens und Krieges schon frühzeitig nach Noricum gelangte, und daß namentlich Aquileja, dieser große Stapelort, von wo die Straßenzüge nach allen Richtungen das Land durchkreuzten, zu dieser Vermittlung diente. Die ersten zuverlässigen Spuren der Verbreitung des Christenthums in Noricum finden wir zur Zeit der diocletianischen Christenverfolgung. Als nämlich die grausame Verordnung des Kaisers Diocletian vom Jahre 304, wonach alle Christen ohne Ausnahme zum Götzendienst gezwungen werden sollten, auch in das Ufernoricum (Noricum ripense) gekommen war, ließ der dortige Statthalter Aquilin in Lauriacum streng nach den Christen forschen. Nicht weniger als vierzig derselben wurden ergriffen und nach mancherlei Peinigungen eingekerkert. Von diesen Vorgängen hörte Florian, ein ehemaliger Krieger. Sofort faßte er den Entschluß, ein gleiches Loos aufzusuchen, eilte nach Lauriacum und bekannte sich offen zum Christenthum. Von dem Statthalter umsonst aufgefordert, den Göttern Weihrauch zu streuen, ward er mehrfach gemartert und endlich in die Enns gestürzt. So des hl. Florian älteste Acten, welche der um die Geschichte Oesterreichs hoch verdiente Benedictiner Pez aus einer alten Handschrift des Klosters St. Emmeram herausgegeben hat. Mit Ausnahme der Nachrichten über die Begebenheiten nach Florians Tod, welche schon Tillemont für spätere Zusätze erklärte, ist die Echtheit der Acten allgemein anerkannt. Ihre Sprache und Darstellung zeugen für ein hohes Alter, wenn es auch nicht in das vierte Jahrhundert hinaufreicht. Mit den späteren Zusätzen waren die Acten den Märtyrologen des neunten Jahrhunderts Hraban, Huswart, Ado, Notker, welche Züge daraus anführen, bereits bekannt. Von dem hl. Florian zeugen die ältesten Märtyrerbücher, sowie auch eine Schenkung, welche der Priester Reginolf, wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnten des achten Jahrhunderts, an die Kirche des hl. Stephan zu Passau machte."

Mit diesen Ausführungen leitet Christian Wilhelm Glück seine im Jahre 1855 in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften (XVII. 60 ff.) erschienene, noch immer unentbehrliche Abhandlung über „die Bisthümer Noricums, besonders das lorchische, zur Zeit der römischen Herrschaft" ein. Seitdem ist die geschichtliche Forschung nicht still gestanden; die Lebensbeschreibungen der Heiligen, soweit sie auf die Geschichte Deutschlands Bezug haben, liegen für die ersten Zeiten des Mittelalters bis zum Beginn des siebenten Jahrhunderts in kritischer Bearbeitung in den beiden ersten Bänden der Abtheilung „Scriptores rerum Merovingicarum" der Monumenta Germaniae historica vor. Der dritte Band dieser Abtheitung ist im Jahre 1896 ausgegeben worden und enthält auch die Passio Floriani, mit welcher wir uns zu beschäftigen haben.

Der verdienstvolle Bearbeiter, Bruno Krusch, dessen Meisterschaft auf diesem Gebiete unbestritten ist, liefert auf S. 65—71 die längere Passion und den kritischen Apparat. Es gibt bekanntlich zwei Passionen, von welchen bisher die kürzere für die ältere, die weitläufigere für interpolirt, d. h. mit späteren Zusätzen und Abänderungen versehen betrachtet wurde. Rettberg in seiner Kirchengeschichte (I, 157) und Glück (wie vorerwähnt) hielten sie für echt, fast allein unter allen Acten über Märtyrer, welche zur Römerzeit in Deutschland um Christi willen gelitten haben. Krusch fand nun, als er die authentischen Acten der diocletianischen Christenverfolgung durchging, jene Passionserzählung heraus, welche für das Martyrium Florians als Vorbild diente: es war dasjenige des hl. Irenäus von Sirmium, welcher gleichfalls unter Diocletian litt, gleichfalls nach Richterspruch von der Brücke in den Fluß gestürzt, gleichfalls vom Flusse aufgenommen wurde, „non Anisio quidem, sed Savo". Diese Erzählung, welche griechisch und lateinisch erhalten ist, plünderte der Biograph Florians derart, daß der Anfang beider Passionen völlig gleichlautend ist, wie nachstehende Vergleichung zeigt.

Passio Irenaei.	Passio Floriani prolixior.
Cum esset *persecutio* sub *Diocletiano et Maximiano imperatoribus, quando diversis agonibus concertantes christiani, a tyrannis illata supplicia devota Dea mente suscipientes,* praemiis se perpetuis *participes efficiebantur.*	In illis diebus *Diocletiano et Maximiano imperatoribus* facta est *persecutio* christianorum, *quando diversis agonibus concertantes christiani a tyrannis illata supplicia devota Dea mente suscipiebant* et promissionibus Christi *participes efficiebantur.*

Die kleine Passion Florians, in welcher die Worte „a tyrannis illata supplicia" ausgelassen sind, ist thatsächlich ein Auszug aus der größeren, eine Verkürzung derselben: welche Folgerung der Recensent im österreichischen Literaturblatt als durchaus richtig erklärt, denn sie

hat auch in der handschriftlichen Ueberlieferung der griechischen Hagiographie ihre Parallele. Die größere Passion dagegen ist nach dem Muster des Irenäus, dessen Verehrung sehr alt ist (Irenäus wird schon im syrischen Martyrologium anno 412 erwähnt), fabricirt, entbehrt demnach jeder Autorität. Der für Lauriacum gebrauchte Ausdruck Lavoriacum gehört, wie schon Glück (a. a. O. 102 Note 4) bemerkt hat, dem Mittelalter an, Lorch kommt zu Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts urkundlich unter der Bezeichnung Lorahha, Lorahe vor (locus, qui dicitur Lorahha ad Enisa in einer Freisinger U. c. 790). Ueber den hl. Florian schweigt die ältere Fassung des dem hl. Hieronymus zugeschriebenen Märtyrerbuches vollständig und die jüngeren Handschriften desselben stimmen mit einander nicht überein, wie die Berner aus dem 8. Jahrhundert und die weißenburgische vom Jahre 772, in welche der Name Florians so eingefügt ist, daß man die Interpolation leicht erkennt. Filz' Behauptung, daß alle Märtyrerverzeichnisse, von jenen des hl. Hieronymus angefangen, von dem hl. Florian zeugen, hat bereits Glück (a. a. O. 63) widerlegt. Die längere Fassung der Passion ist sonach die ältere. Sie entstand um die Mitte des achten Jahrhunderts; denn bald darauf wird sie den Martyrologien bekannt, Hrabanus († 856, Gründer der Klosterschule in Fulda 804) benützte sie im Martyrologium zum 4. Mai. Aus ihm wurde mit Beibehaltung der Worte ein Jahrhundert später der kürzere Text hergestellt.

Nach diesen Ergebnissen haben — wie Dr. Ehrhard sich ausspricht — beide Passionen jeden historischen Werth verloren. Wie nun der Biograph S. Florians für seinen Heiligen, über dessen Lebensschicksale ihm keine Nachrichten vorlagen, die Leidensgeschichte des Irenäus ausgenützt, so schrieb wieder derjenige, welcher das Leben des hl. Florentius, Priesters, Bekenners „in Gloria monte Galliae" verfaßte, die größere Passion fast wörtlich ab, indem er seinen Patron immer zum Gefährten Florians machte, welchen er nur wegen der Namensähnlichkeit auswählte: über welchen „unverschämten Schwindel" (de fraude impudenti) ebenfalls Krusch berichtet.

Zum Schlusse sei noch angeführt, daß sich die große Passion nur in zwei Münchener Handschriften aus dem 10. bis 11. und aus dem 12. Jahrhundert, die kleine in fünf Handschriften aus dem 9. bis ins 13. Jahrhundert vorfindet. Die älteste Nachricht über den Martyr S. Florian und dessen Grab gibt eine Urkunde, womit der Priester Eginolf „in loco nuncupante ad Puoche, ubi preciosus martyr Florianus corpore requiescit" in Gegenwart des Bischofs Otkar seine Habe der Kirche S. Stephans (Passau) übergibt. Das oberösterr. Urkundenbuch und die Monumenta boica (XXVIII. II. 35) setzen nach dem erdichteten Verzeichniß der Lorcher Bischöfe Otkar als Bischof in die Jahre 624—639; in Wirklichkeit war jedoch der erste Bischof von Passau Wolfilo (Vivilo), welchen der hl. Bonifatius 739 ordinirte, wogegen Otkar nur als Landbischof ohne ständigen Sitz aufgefaßt werden kann und mit Wahrscheinlichkeit gegen das Ende des 8. Jahrhunderts zu rücken ist, zu welcher Zeit (772) auch ein nach Passau vergabender Kleriker Namens Eginolf nachweisbar ist. Der Codex antiquissimus Pataviensis, welcher diese Nachricht enthält, stammt in seinen ersten Lagen aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Den erläuternden Beisatz, „woselbst der kostbare Märtyrer Florian körperlich ruht", enthielt kaum die ursprüngliche Fassung der Urkunde, er bringt — wie dieß auch anderwärts bei Glossen der Fall zu sein pflegt — gewiß nur die persönliche Ansicht des Schreibers, welchem der Inhalt der Passion bereits bekannt war, zum Ausdruck. Die Urkunde ist daher kein Ausschlag gebendes Zeugniß für das Vorhandensein des Grabes des hl. Florian, weder für das 7., noch für das 8., auch nicht für das 9. Jahrhundert. Man wußte offenbar schon damals so wenig wie im 13. Jahrhundert die Grabstätte des Heiligen, dessen Reliquien nach den Annal. Polon. (Mon. Germ. Script. XIX. 628) im Jahre 1183 Bischof Egidius von Modena nach der polnischen Hauptstadt Krakau gebracht haben soll.

Uebrigens hatte schon Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 5. Auflage, 1885, I. 41) von der Leidensgeschichte Florians hervorgehoben, „diese Erzählung sei eine so deutliche Nachahmung dessen, was Hieronymus in seiner Chronik vom Bischof Quirin von Sissak erzähle, daß sich die absichtliche Erdichtung darin kaum verkennen lasse. Denn es sei eben eine Eigenthümlichkeit dieser späteren Legendenfabrikation, daß sich in benachbarten Gegenden immer dieselben Todesarten und Wunder wiederholen; die Phantasie des Mittelalters erscheine darin arm und dürftig. Auch fänden sich diese Angaben über Sanct Florians Ende erst in Martyrologien des 9. Jahrhunderts, die Handschriften reichten nicht höher hinauf und nichts weise darauf hin, daß die Legende etwa, wie das Leben Severins, in Italien aufbewahrt und von dort zurückgebracht worden wäre. Um so unwahrscheinlicher sei es, daß wirklich eine ununterbrochene örtliche Ueberlieferung das Andenken dieses Märtyrers bewahrt habe. Ueber die Anfänge des Christenthums in unsern Gegenden haben wir überhaupt keine echte oder doch sichere, unbedenkliche Quelle; denn die im Jahre 511 vom Abt Eugippius vollendete, für die Kenntniß der Zustände nach dem Falle des weströmischen Imperiums so überaus werthvolle vita Severini führt uns das Römerland im Süden der Donau bereits christianisirt und vollständig kirchlich eingerichtet vor Augen.

Dr. Albert Ehrhard, Professor der katholischen Theologie an der Universität zu Würzburg, sagt in seiner ebenso hoch interessanten als sachlich eingehenden Besprechung der in dem bezeichneten III. Bande enthaltenen „Passiones vitaeque Sanctorum aevi Merovingici et antiquiorum aliquot" im österreichischen Literaturblatt (der Leo-Gesellschaft Nr. 15 vom 1. August 1897) gleich freimüthig wie zutreffend: „Die Resultate, zu denen Kruschs Kritik gelangt, sind nun allerdings für den Historiker wenig erbaulich. Von den vielen Texten der Sammlung bleibt eigentlich nur einer (Cäsarius von Arles) als hervorragende Geschichtsquelle bestehen, denn die übrigen drei Nummern (29, 38 a, 39) kommen kaum in Betracht; alle übrigen Texte sind unecht, mehr oder weniger fabelhaften Charakters und daher historisch unbrauchbar oder verdächtig. . . . An der Richtigkeit der Beurtheilung Kruschs ist in den allermeisten Fällen nicht zu zweifeln und wir gestehen, daß allzu große Strenge hier weit weniger schadet, als der umgekehrte Fehler; denn die Nichtbeachtung einiger wahrer Nachrichten ist für die Geschichte viel weniger verhängnißvoll als das Hineintragen von späteren Erfindungen in das strenge Gefüge der geschichtlichen Thatsachen, die allein im Reiche der Muse Klio geduldet werden dürfen." Den Fachmann auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte wird übrigens dieses Ergebniß nicht Wunder nehmen; hat er doch auf allen Wegen mit Fälschungen zu kämpfen.

Nach erbrachtem Beweis von der Unechtheit der Leidensgeschichte des hl. Florian ist die Suche nach seinem Grabe fürderhin müßig; denn die Ueberlieferung ist ja nur aus der erfundenen, oder richtiger gesagt aus einer fremden auf ihn übertragenen Passion entstanden. Die Mythenbildung, auch auf bloße literarische Anregung hin, geht unglaublich schnell vor sich, faßt selbst im Volke Wurzel und gewinnt den Anschein echter Sage, sogar in unsrer Zeit, wie ich in dem Aufsatz „Der Mythus vom Münichwirth" im Linzer Volksblatt Nr. 146, 148 und 149 vom Jahre 1889 überzeugend nachgewiesen zu haben glaube.

Digitized by Google

Auch die Echtheit der Grabschrift der Matrone Valeria in der Krypta zu S. Florian ist nicht weiter haltbar; mag auch nach dem Urtheil Rossi's († 20. September 1894) die Textirung: deposicio Valerie vidue im Stile der Grabschriften des vierten christlichen Jahrhunderts gehalten sein, die Buchstaben weisen (nach Kenner, „archäologische Funde im Lande ob der Enns" Seite XVI und Czerny, „Kunst und Kunstgewerbe im Stifte S. Florian" S. 19) den Charakter der gothischen Majuskelschrift, Valeria selbst ist eine frei erfundene Figur des Legendars. Eben der äußeren Merkmale halber hat Th. Mommsen den Grabstein als der römischen Zeit entstammend nicht anerkennen zu können geglaubt und daher auch nicht in das Corpus inscriptionum latinarum aufgenommen.

Die deutschen Geschichtsforscher werden aus dem Unechtheitsbefund, ohne besorgen zu müssen, den Schein von Hyperkritik auf sich zu laden, noch weitergehende Folgerungen zu ziehen haben; aber erst nach Jahren wird es gelingen, die österreichische, im besonderen die oberösterreichische Geschichte von dem Schlinggewächs, das auf dem Boden der Legende aufgeschossen ist, vollständig zu befreien. Denn lieb gewordene Anschauungen lassen sich nur schwer und unter lebhaftem Widerspruch mit der Wurzel ausrotten.

Kremsmünster, im August 1897. Julius Strnadt.

Byrons Sardanapal für die Bühne bearbeitet. [1])

Schon von früher Jugend an hatte Lord Byron in sich jenen unwiderstehlichen Drang zum Orient gefühlt, von dem das Drama der Sardanapal noch Zeugniß ablegt. Seine knabenhafte Phantasie bevölkerte die schottischen Berge mit malerisch gekleideten Muselmännern und warf auf die Nebel Englands ein holdes Märchenglänzen aus Tausend und Einer Nacht. Mit 20 Jahren trat er seine Childe-Haroldfahrt nach Kleinasien an; aber kaum in England, sah er auch schon sehnsüchtig wieder nach der eben verlassenen Levante zurück: „Meine Hoffnung," schrieb er, „geht dahin, mich in Italien oder lieber noch irgendwo im Osten niederzulassen, um tief am Borne fremder Sprache und Literatur zu schöpfen." Und der Orient griff auch in seine eigene Poesie, vor allem in die Epen hinüber; denn das Geheimniß ihrer Reize lag ja in der überraschend glücklichen Verschmelzung nord- und südländischer Colorite. Seine Helden stammen zwar aus der schwermüthigen Heimath Ossians: über diese Corsaren und Laras weht etwas von der Stimmung des Fliegenden Holländers; aber Byron that mehr als Ossian, der Menschen und Landschaft auf ein und denselben melancholischen Grundton gestimmt hatte; er ließ um die ernsten bleichen Gestalten üppige Rosen aus dem Süden ranken, und von Nachtigallen ein helles Ja in allen Hohn und alle Lebensverneinung schmettern. Am Ende war diese merkwürdige Verbindung nur der künstlerische Ausdruck der räthselhaft gemischten Natur des Dichters, der schwerfällig und lebhaft, gallig und ausgelassen, zugleich Hamlet und Don Juan in einer Person war. Allmählich fing die Pracht zu erbleichen an, die in den türkischen Erzählungen noch in tiefen Farben stand, bis sich im Manfred die Umgebung wieder dem trüben Helden angepaßt und sich der Sommer der wärmeren Zonen in den ewigen Winter der Hochalpen verwandelt hatte. Erst im Sardanapal, den er 1821 in Italien schrieb, kehrte Byron wieder in den Orient zurück.

Der Dichter hatte freilich, durch manchen Mißerfolg verstimmt, dies Drama absichtlich nicht für das Theater geschaffen. „Ich habe nur zu wiederholen," sagt er im Vorwort, „daß es ohne alle und jede Rücksicht auf die Bühne geschrieben worden ist." Er hielt sich selber für zu schwach, um eine Handlung stark genug anzuspannen; und statt die mannichfaltige Gestaltung des Lebens in Spiel und Gegenspiel auf die Bretter zu bringen, war er immer nur auf die Ausdeutung seines eigenen, lyrisch gearteten Charakters angewiesen. Aber der Wunsch, von den Lampen aus sich mit der Fülle lebendiger, gesprochener Worte von Herz zu Herzen vernehmen zu lassen, schlummerte auch ihm unbewußt in der Seele; das beweist schon die Mühe, die sich Byron trotz allem mit der Composition dieses Werkes gab, für das er sich Stützen aus der jahrhundertelang erprobten Poetik des Aristoteles holte. Die Handlung des Dramas legte er übersichtlich und einfach an: Sardanapal der assyrische Fürst, hat bei dem rauschenden Leben, das seine Tage füllt, eine Verschwörung unter den obersten Feldherren unbeachtet gelassen. Sein treuer Schwager und seine Geliebte überführen die Verräther, denen dann der König allzu großmüthig und gnädig verzeiht. Aber diese Milde am unrechten Ort beschleunigt sein Verderben; die Satrapen fallen mit ihren Truppen über ihn her, bis er nach tapferem Kampfe aus der Schlacht geschlagen in sein Schloß zurückfliehen muß. Er schichtet sich nun einen Holzstoß auf, den die Geliebte mit ihm besteigt; und die riesigen Flammen dieses Scheiterhaufens leuchten am Schluß versöhnlich und läuternd über die menschlichen Irrungen weg.

Kainz hat seine Aufgabe geschickt gelöst und durch die entschlossene Beseitigung einiger lyrischer Partien die lang athmende Tragödie denn auch glücklich von fünf bis auf drei Acte zusammengeschnitten. Der erste Theil lehnt sich enger an das Scenar der Vorlage an. Reden sind durch Gegenfragen dramatisch unterbrochen und wichtigere Momente der Handlung in Versen mehr ausgeschwellt worden. Sonst hat sich der Bearbeiter keine wesentlichen Zusätze oder selbständigen Veränderungen erlaubt. Die Uebersetzung ist von der besten Verdeutschung, die wir haben, von der Gildemeister'schen unabhängig; sie schlägt ihren eigenen und guten Weg ein, obendrein noch vor jeder Nachprüfung durch den Zusatz „frei übertragen" klug geschützt. Gewiß wird der Versuch, dieses Drama auf dem Theater einzubürgern, von besserem Erfolg begleitet, als er seinerzeit der Aufführung der Byron'schen Mysterien in Berlin beschieden war. Die Inscenirung bietet ja keine erwähnenswerthen Schwierigkeiten; die Palasträume von Ninive geben einem geschmackvollen Regisseur allerlei malerische Effecte an die Hand; und Sonnenuntergänge, Gewitter und Schlachten beleben äußerlich das Bild.

Auf schöne Mädchen gestützt, wie der blumenumwundene Alcibiades in Plato's Symposion: so betritt Sardanapal die Bühne. Rosen und Reben sind die milden Waffen dieses Königs, auf dem die holde Schlaffheit des Ostens ruht. Er sehnt sich von der Last des fürstlichen Amtes weg, zu Hirten, wo er mit seiner Myrrha ein Reich der Liebe auf fernen, bunten Wiesen gründen kann. Der Minnekönig Karl, der in Schillers „Jungfrau von Orleans" mit der Agnes Sorel in die Provence fliehen möchte, sieht uns mit schlaffen Zügen aus diesem Bildniß an. Aber seine Menschenseligkeit und Verschwendung haben doch einen fast erhabenen, einen allzu großartigen Zug, wie er dem Dichter Byron zu Zeiten eigen war. Wenn Sardanapal Freude um sich zu verbreiten und die Welt um jeden Preis zu beglücken wünscht, wenn er jede Thräne im Antlitz eines anderen schmerzlich in den eigenen Augen brennen fühlt, so erinnert uns das nicht zuletzt an Shakespeare's Timon und an den Raimund'schen Flottwell. Das blinde Vertrauen in andere, die es nicht verdienen, führt bei allen dreien die tragische Wendung herbei, und Sardanapal

[1]) Lord Byrons Sardanapal. Eine Tragödie. Frei übertragen und für die Bühne bearbeitet von Joseph Kainz. Berlin, F. Fontane u. Co. 1897.

erscheint selbst in seinen Fehlern noch groß und verehrungswürdig. — Das Heldenhafte wird in dem König nicht durch sein Verlangen nach Ruhe und Frieden erstickt, sondern wartet bloß auf den entscheidenden Moment, um loszubrechen. Als ihm der Kampf von den treulosen Feldherren aufgedrängt wird, bewährt er sich löwengleich in der Schlacht.

Byron war, als er den Sardanapal verfaßte, selber in kriegerische Unternehmungen verwickelt und unterstützte die Italiener heimlich mit Geld und Waffen gegen das verhaßte Oesterreich. Er hatte an allem militärischen Schmuck eine helle, fast kindliche Freude, und wollte später, auf der Fahrt begriffen nach dem schönen Griechenland, die hohen Pläne seines Geistes auch äußerlich durch eine glänzende, auffällige Erscheinung im bunten Waffenrock und blitzenden Helme kennzeichnen. So nimmt es denn kein Wunder, wenn Sardanapal vor der Schlacht noch in voller Rüstung am Spiegel Toilette macht:

„Der Panzer sitzt mir gut, der Schwertgurt besser,
Der Helm abscheulich — all dies Spielzeug kleidet
Ausnehmend wohl — . . ."

Die Rolle des Sardanapal muß die Schauspieler schon reizen, weil der Geschlechtscharakter in diesem Wesen, das die widerstrebendsten Elemente, Weichheit und Stärke, einheitlich verbindet, — ganz merkwürdig schattirt worden ist. Der König darf keineswegs pedantisch aufgefaßt werden, ein genialer, dionysischer Zug mag die Gegensätze glaubhaft machen, so daß der Zuschauer einen freudespendenden Gott über die Bühne schreiten zu sehen meint, der sich nur phantastisch in einen Menschen verkleidet hat. Dann erregt auch die Selbstverbrennung kein Befremden mehr: ein phönixgleiches Ende ist der würdige Abschluß der Erdenwanderschaft dieses Mahadöh. Pathos steht dem Sardanapal freilich schlecht an, aber auf eine gewisse jugendliche und schmeichelnde Melodie der Stimme wird der lyrische Held kaum verzichten dürfen. — Dankbar läßt sich die Myrrha geben, die sich aus einer Sklavin und Odaliske zur ebenbürtigen Geliebten des Königs hinaufarbeitet. Auch sie hat Theil an jener Opferfähigkeit, die viele der Frauengestalten Byrons zu heroischen Thaten begeistert: ihre Liebe wächst mit der Gefahr, und um den König in der Schlacht zu schützen, stürzt sie sich ihm unbedacht mitten in das Getümmel nach.

Die anderen Nebenpersonen sind ohne sonderliche Feinheit ausgeführt. Wie Byron im Leben, so faßt dieser Sardanapal der Dichtung die Ehe auch als eine lästige Verpflichtung auf. Die rechtmäßige und tugendhafte Gattin Zarina, die in dem farbenreichen Bilde zur Statistin geworden ist, läßt sich von ihrer Nebenbuhlerin klaglos an die Seite drücken. Die Freunde und Feinde des Königs zeigen keine ausgeprägte Physiognomie; sie handeln wie Vertreter großer Gruppen, nicht wie Menschen, die, von Liebe und Haß bewegt, unser Interesse von dem einen großen Mittelpunkt des Dramas, von Sardanapal, vielleicht abziehen könnten.

Die Tragödie reicht auch in die deutsche Literatur hinüber. Denn Byron widmete sein Werk „dem ersten der lebenden Dichter, dem erlauchten Goethe", zu dem er sich stellte „a literary vassal to his liege Lord", d. h. wie ein Vasall zu seinem König. Die gespreizten Verse, in denen sich Goethe für die Huldigung bedankte, trafen den Dichter kurz vor der Abreise nach Griechenland noch in Livorno an. Er begrüßte die Worte, wie günstige Vögel für die Fahrt, und gelobte: „If ever I come back, I will pay a visit to Weimar." Er sollte sein Versprechen freilich nicht erfüllen! —

Dr. Heinr. Kraeger (Bremen).

Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848.

III. (Schluß.)

Der Slavencongreß war, wie gesagt, durch den Einfluß der revolutionären Elemente von seiner ursprünglichen Basis und Absicht abgedrängt worden, und wenngleich es unrichtig ist, den Congreß als solchen der Miturheberschaft und der Theilnahme an den blutigen Pfingstereignissen in Prag zu beschuldigen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß „an dem Slavencongreß manche Antheil nahmen, die mit vollem Bewußtsein auf den Untergang Oesterreichs hinarbeiteten". Wie die polnische Section des Congresses den Congreß nachtheilig beeinflußt hat, das haben wir gesehen. Bakunin, Libelt und Genossen benutzten die Gelegenheit für ihre Umsturzpläne und fanden auch bei anderen Mitgliedern des Slavencongresses Beifall und Unterstützung. Polen, Slovaken u. a. traten mit den Leitern der tschechischen Bewegung in Prag in nähere Verbindung; insbesondere fanden sich die slavischen Gäste häufig bei den Versammlungen der Corps, der „Swornosť" und der noch gefährlicheren „Slavia", ein, welch letzterer Verband unter dem „tollen" Friš an der Spitze vollends ins revolutionäre Lager übergetreten und der Agitation fremder Elemente nicht unzugänglich war.

Von dieser „Slavia" und den in ihr waltenden Revolutionsaposteln aus der Fremde ging auch der Anstoß zum Losbruch des muth- und böswillig herbeigeführten Prager Aufstandes zu Pfingsten 1848 aus. Diese „Slavia" und die mit ihr verbündeten Studenten forderten von dem Landescommandirenden, dem Fürsten Alfred Windischgrätz, erstens 2000 Gewehre und 80,000 Patronen, zweitens eine ausgerüstete Batterie und drittens Entfernung der in den letzten Tagen auf den Wischehrad, auf den Laurenzi-Berg und in die Josephscaserne geschafften Kanonen. Und wozu bedurften die Petenten diese Waffen? „Zum Schutze der von der Reaction bedrohten constitutionellen Freiheit!" lautete die durch nichts bewiesene Phrase. Und als Fürst Windischgrätz selbstverständlich diese Forderungen entschieden zurückwies und erklärte: „Ich bin vom Kaiser auf diesen Posten gestellt und fühle mich nur diesem verantwortlich; ich lasse mich weder einschüchtern noch mir drohen; ich will abwarten, was da kommen wird, und dann meine Pflicht thun" — da geriethen die Umsturzmänner in eine förmliche Wuth. Der Slovak Hurban forderte in der Universitätsaula am Pfingstsonntag mit Stentorstimme die versammelten Massen zur Ausdauer und Unerschrockenheit auf, um das Palladium der Freiheit gegen jeden zu schützen, der es angreifen wolle; es handle sich um Rettung der heiligsten Güter des constitutionellen Bürgers, für die man, wenn es noth thue, sich nicht scheuen dürfe, selbst sein Blut zu vergießen. „Beweisen Sie," schrie der slovakische Pfarrer und Agitator, „daß böhmisches Blut in Ihren Adern rollt! Gerade jetzt in diesen Pfingsttagen gilt es zu zeigen, daß der heilige Geist über die Prager gekommen ist und sie erleuchtet!" Der Wiener Jurist Tiefstrunk empfahl zuerst den Bau von Barricaden und darauf erscholl der Ruf: „Barricaden! Barricaden!" Diese revolutionäre Stimmung war übrigens außer von rührigen Wühlern und Aufwieglern auch von einer zügellosen Tagespresse unablässig genährt und verschärft worden; namentlich die „Narodni Nowiny" („Volkszeitung"), das Hetzblatt des P. Karl Hawlíček, kannte bald keine Grenzen. Da hieß es in der Nummer vom 7. Juni unter anderem: „Die Gleichheit zwischen Böhmen (Tschechen) und Deutschen fassen wir nicht so auf, als ob die Deutschen die Hälfte und die Böhmen die Hälfte haben sollten; denn der Böhmen im Lande sind drei Viertel, der Deutschen nur ein Viertel, folglich müssen die Böhmen in allem den Vorzug haben. . . . Wer gegen die Vereinigung

Digitized by Google

von Böhmen und Mähren ist, gilt uns als Verräther an der Nation und als unser Erbfeind. . . . Wir lassen unser Land nicht als österreichische Provinz ansehen, die böhmische Krone muß ihre Selbständigkeit haben." Ferner forderte Havlicek die Nationalsprache beim Gottesdienst, die Aufhebung des priesterlichen Cölibats, die Beseitigung aller kirchlichen Patronatsrechte und Stolgebühren, die Reducirung des Heeres u. dgl. m. Am 8. Juni: „Wir haben jetzt Stille, aber es ist die Stille vor dem Sturm. Wien, Frankfurt und die Magyaren schüren gegen uns; wir Böhmen müssen gefaßt sein, die Sache unsrer Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen!" Der Mann wußte gar wohl, was im Werke war und wozu er seine Leser zu fanatisiren suchte. Das gelang ihm und seinen Agitationsgenossen nur zu wohl. Der Aufstand, der am Pfingstsonntag vorbereitet ward, brach am folgenden Tag thatsächlich los, trotzdem Freunde der Bewegung dringend gerathen hatten, mit dem Aufstande bis nach Schluß des Slavencongresses zu warten, denn diesen dürfe man nicht stören.

Mitglieder dieses Congresses hatten sich in den Vormittagsstunden des Pfingstmontags im Gebäude des Böhmischen Museums eingefunden; die Ereignisse in Agram und Karlowitz, namentlich aber die ungarisch-serbischen Feindseligkeiten an der unteren Donau und Theiß drängten die anwesenden Serben und Croaten zurück nach dem bedrohten heimathlichen Herd. Der Congreß sollte darum am 14. Juni geschlossen werden. Palacky legte dann dem „Großen Ausschuß" seinen Entwurf für das Manifest an die Völker Europa's vor; er hatte es auf Grund der Entwürfe von Libelt und Bakunin ausgearbeitet. „Ein Stück, das (wie Baron Helfert urtheilt), wohl um dieses seines dreigespaltenen Ursprungs willen von ziemlich banalen Redensarten und Erörterungen durchflochten, der Feder des berühmten Historikers keine besondere Ehre machte"; es erfuhr nur wenig Abänderungen und Zusätze, um in dieser Form dem Gesammtcongresse vorgelegt zu werden. Das zweite war die von Lubomirski und Neuberg entworfene Bundesacte der österreichischen Slaven, die der „Große Ausschuß" guthieß. Es fehlte nur die Adresse an des Kaisers Majestät, für die (wie erwähnt) der Krakauer Helcel einen nicht ganz zutreffenden Entwurf vorgelegt hatte. Lubomirski und Helcel erboten sich, das Schriftstück noch am selben Tage endgültig zu formuliren.

Während der „Große Ausschuß" des Slavencongresses hier seine Sitzung hielt, war an verschiedenen Punkten der Stadt der Tumult schon losgebrochen, das erste Blut war geflossen und die ersten Barricaden wurden gebaut. Fürst Lubomirski eilte in das Quartier seiner polnischen Landsleute, um ihnen den Ernst der Lage zu schildern und ihnen das Versprechen abzunehmen, daß sie zu Hause blieben, um auch den Schein einer Betheiligung an dem drohenden Kampfe zu vermeiden. Trotzdem waren überall, wo in der Stadt etwas losgehen wollte, Polen zu finden, welche den Ton angaben.

Den nun mit Vehemenz hereinstürmenden Ereignissen können wir hier nicht weiter folgen; Baron Helfert hat diese in allen ihren Einzelheiten anschaulich und wohl begründet geschildert. Der Barricadenbau, die Angriffe der aufgehetzten Volksmassen gegen die Truppen, die Gefangennahme und Drangsalirung des Gubernialpräsidenten Grafen Leo Thun durch die Studenten und die Männer der „Slawia", dessen festes, muthiges Verhalten inmitten der drohendsten Gefahr, das Einschreiten des Militärs, die blutigen Straßenkämpfe, der entsetzliche Tod der Fürstin Windischgrätz, der Gemahlin des Landescommandirenden, die von einer Kugel durchs Fenster tödtlich getroffen ward, der schreckensvolle Terrorismus, unter dem die Stadt vier bange Tage hindurch litt, endlich die Niederwerfung des Aufstandes und die Wiederherstellung der äußeren Ruhe und Ordnung — das alles wird uns in lebhafter Weise dargestellt.

Daß unter solchen Umständen von einer Fortsetzung der Berathungen des Slavencongresses keine Rede sein konnte, ist wohl begreiflich. Gleichwohl fanden sich inmitten des Straßenkampfes und der Barricadenstürme am Nachmittag des 15. Juni noch einige Mitglieder des Slavencongresses in der Wohnung Schafariks ein; es wurde eine Zusammenkunft am morgigen Tage verabredet, um den Congreß förmlich zu schließen. Weder jene Zusammenkunft, noch der förmliche Schluß des Congresses hat stattgefunden. Zahlreiche Mitglieder desselben hatten sich schon aus der aufständischen Stadt entfernt; war ihnen doch schon am Pfingstsonntag gleich beim Losbruch des Aufstandes vom Commandanten der Prager Nationalgarde, dem Fürsten Lobkowitz, der gemessene Befehl zugekommen, daß sie die Stadt verlassen sollten. Zwei Tage später wurde der Gasthof zum „Blauen Stern" von Nationalgardisten cernirt und die daselbst wohnenden Congreßmitglieder, Polen und Ruthenen, Serben und Croaten, erhielten Hausarrest. Später erschien ein Nationalgardeoffizier; die slavischen „Gäste" wurden in Fiacres gesteckt und unter Bedeckung von Cürassieren nach Obristwy gebracht, um am andern Morgen das Dampfschiff nach Dresden zu besteigen. Andere geleitete das Militär nach dem Bahnhof, von wo sie mit dem nächsten Zuge nach Olmütz abreisen mußten. „So verließen sie enttäuscht und mit Bitterkeit im Herzen eine Stadt, die sie mit so stolzen Hoffnungen betreten hatten." Noch auf dem Schiffe machten die zwangsweise deportirten Congreßmitglieder ihrer gereizten Stimmung Luft und brachen in die wüthendsten Schmähungen gegen die Regierung los. „Die Kanonade des zweiten Pfingsttages," verschworen sie sich, „habe das letzte Band zerrissen, das Böhmen mit dem Hause Lothringen zusammengehalten." Einige gaben zu, es sei eine Demonstration gegen den Fürsten Windischgrätz im Plane gewesen, sie sei aber zu früh zum Vollzug gekommen. Als sie näher an Aussig kamen, wurden sie stiller; es waren ihnen, so argwöhnten sie, zwei „Spione" mitgegeben, die ihnen „fürchterlich" drohten, man werde das deutsche Volk gegen sie aufreizen, dafern sie sich nicht ruhig verhielten.

Allein nicht alle Mitglieder des Congresses hatten sich entfernt oder waren unter militärischer Begleitung zur Abreise gezwungen worden; ein guter Theil war geblieben und hatte sich den Barricadenmännern angeschlossen; ja im Verlaufe des Aufstandes hatten diese Fremden die Oberleitung der Empörung an sich gerissen und in die anfänglich zerfahrene, planlose Bewegung Einheitlichkeit und Planmäßigkeit gebracht. Als das Haupt dieser revolutionären Leitung erschien Bakunin, seine Kriegsobersten waren Bloudek und Zach. Diese dirigirten die Barricadenkämpfe, deren Commandant, der „tolle" Friš (Fritsch), nur das Werkzeug in den Händen dieser erfahrenen Revolutionsmacher war. Bakunin betrieb ohne Unterlaß die Fortsetzung des Widerstandes und suchte das Zustandekommen eines Ausgleiches zu verhindern. Entsprach doch dieser frevelhafte Kampf so ganz den An- und Absichten dieses „Vaters des Anarchismus", dessen Ausspruch war: „L'atmosphère de la destruction est en même temps celle de la vivification" und: „Das Zugrundegehen Oesterreichs ist für uns Slaven und zugleich für die ganze Revolutionspartei eine Lebensfrage." Bakunin war übrigens wenig sichtbar, er zog es vor, aus dem Hintergrunde den ebenso unsinnigen als unseligen Proletarieraufstand zu leiten. Als dann durch die Kanonen die Barricaden zerstört und durch das Gewehrfeuer der Soldaten die verhetzten Vertheidiger derselben

theils getödtet, theils vertrieben worden waren, da ergriffen Bakunin und seine Gehülfen die Flucht aus der schreckvoll heimgesuchten Stadt und retteten sich noch rechtzeitig nach dem verhaßten Deutschland, wo Bakunin in Sachsen und in den thüringischen Fürstenthümern in der Nähe von Böhmen sich herumtrieb, weil er den Gedanken einer Revolutionirung des Landes nicht aufgeben wollte.

In der böhmischen Landeshauptstadt herrschte nach dem Aufstand äußerliche Ruhe, der Belagerungszustand und das Walten der Kriegsgerichte hielten jedoch die Gemüther in großer Aufregung und Besorgniß. Es erfolgten nunmehr Anklagen und Recriminationen gegen die Urheber, Verbreiter, Begünstiger oder Unterstützer und Theilnehmer der Umsturzbewegung, wobei auch der Slavencongreß des Zusammenhanges mit den revolutionären Zielpunkten und Vorgängen des Prager Pfingstaufstandes beschuldigt wurde, so daß eine Anzahl von Theilnehmern an diesem Congresse, Schafarik, Palacky, Tomek, Hanka, Hawlicek ꝛc., in einer öffentlichen Erklärung (vom 30. Juni) dieser irrigen Auffassung oder feindlichen Unterstellung mit aller Entschiedenheit entgegentraten. Darin wird gesagt, daß von den Böhmen „nicht nur mit keinem Gedanken irgend eine Abtrennung oder Entfernung von dem Throne Oesterreichs beabsichtigt gewesen sei, sondern vielmehr der feste und innige Verband mit der Gesammtmonarchie zu allen Zeiten den ersten und fundamentalen Grundsatz ihrer politischen Ueberzeugung gebildet habe." ... Die Unterzeichner der Erklärung betonten dann, daß „sie bei ihrem Streben, die böhmische Nation zu wecken, als ihr letztes und höchstes Ziel stets die moralische und intellectuelle Bildung und das daraus entspringende Lebensglück der Nation angesehen, daß es ihnen in den neuesten Zeiten nur um das Erringen und Verwirklichen der angeborenen Rechte des böhmischen Volksthums, nie aber um eine Kürzung oder wohl gar Unterdrückung irgend einer anderen Nationalität zu thun wäre."

Daß die Vorgänge auf dem Slavencongreß nicht in allem mit dieser loyalen Erklärung übereinstimmten und daß die Haltung eines großen Theiles des tschechischen Volkes die correcte und gerechte Auffassung der Beziehungen der Tschechen zu den anderen Nationalitäten, sowie zum österreichischen Staate überhaupt ebenfalls nicht zeigte — das unterliegt nach den oben mitgetheilten Thatsachen und nach den Aeußerungen einzelner panslavistischer und ultraradicaler Wortführer des Slavencongresses keinem Zweifel. Doch wollen wir hier nur noch die Rolle erwähnen, welche ein schon genanntes Mitglied dieses Congresses, der zweideutige Slovakpole Marcell Turjansky, vor der militärgerichtlichen Untersuchungscommission gespielt hat. Dieser Turjansky hatte am Prager Aufstande gleichfalls theilgenommen und gerieth dabei in die Gefangenschaft; man hatte ihn aber im Verdacht, daß er sich von den Soldaten absichtlich habe fangen lassen. Nach Turjansky's Aussagen ging der Ursprung des „panslavistischen Complots" in das Jahr 1847 zurück, wo in Eperies (Oberungarn) ausgemacht wurde, daß im Jahre 1850 gleichzeitig in Agram, in Krakau, in Prag und in der Umgebung von Preßburg Losbrüche erfolgen sollten; in jedem dieser Länder sei ein Centrum eingesetzt worden: Palacky, Libelt und Bakunin seien Mitglieder eines Directoriums, das die Revolution in Böhmen, Polen und Ungarn leiten sollte; Turjansky wollte Briefe von Palacky's eigener Hand gesehen haben, welche dieser nach Eperies gesandt habe. Nach den Ereignissen von Paris im letzten Februar sei von der dortigen Centralisation beschlossen worden, die Revolution an den genannten vier Orten schon im Jahre 1848 losbrechen zu lassen. Turjansky machte noch andere wichtige Enthüllungen, die namentlich den Fürsten Lubomirski betrafen; bei diesem, sowie bei Libelt hätten mehrere Sitzungen stattgefunden, denen er, Turjansky, leider nicht habe beiwohnen können; Lubomirski und Eduard Homulecz aus Galizien hätten Leute vom Regiment Hohenegg ins (Prager) Museum gelockt, um sie zum Treubruch zu verführen; Lubomirski habe darauf gedrungen, daß die Studenten Waffen und besonders Kanonen bekämen, Prag dürfe Wien nicht nachstehen u. dgl. m. Die Untersuchungscommission hatte kein Mittel in der Hand, um die Angaben Turjansky's auf ihre Wahrhaftigkeit prüfen zu können, und so blieben diese unbelegten Behauptungen Turjansky's aufrecht und veranlaßten fortgesetzte gerichtliche Nachforschungen, Verhaftungen u. s. w. In einer amtlichen Publication vom 4. August 1848 über die Ergebnisse der militärgerichtlichen Untersuchung wird zum Beweise einer „weit verzweigten Verschwörung" auf die Eperieser angeblichen Abmachungen ein besonderes Gewicht gelegt. Dem gegenüber ließ es die öffentliche Meinung an scharfer Kritik nicht fehlen. Man sprach seine Verwunderung aus, wie die Commission auf die Aussage eines Inquisiten hin so ungeheuerliche Dinge für ausgemacht hinnehmen konnte. Man vermißte eine Aufklärung über den Zusammenhang des Eperieser Complots zu Ostern 1847 mit dem Prager Aufstande im Juni 1848 und stellte die Schilderungen des Hauptzeugen der Untersuchungscommission einem Gespensterroman von Delarosa an die Seite. Die Wahrheit von all diesen Aussagen Turjansky's läßt sich heute noch weniger eruiren. Daß seit dem Zusammentritt des Slavencongresses, bemerkt Baron Helfert, von außen kommende Elemente hier auf die Auseinandersprengung desselben, dort auf die Ausbeutung für revolutionäre Zwecke hingesteuert haben, ist eine Thatsache, die kein unbefangener Beurtheiler heute in Abrede stellen wird.

Zum Schlusse sei noch ein kurzer Blick auf Wesen, Charakter und Bedeutung des Slavencongresses gestattet. Hierbei hat man (nach Baron Helfert) „scharf aus einander zu halten: einerseits, wie der Congreß nach seinem ursprünglichen Plane gedacht war, und andrerseits, was aus ihm thatsächlich geworden ist". „Das ursprüngliche Ziel des Slavencongresses," sagt derselbe Historiker weiter, „war gut, seine Einberufung zeitgemäß, ja vom österreichischen Standpunkte eine politische Nothwendigkeit. Das untadelhafte Ziel des Slavencongresses war: den Slaven in Oesterreich gleiche politische Rechte wie den anderen Völkerstämmen des Kaiserstaates zu erringen, und für dieses Ziel konnten patriotische Männer unter den Aufruf vom 1. Mai ohne Bedenken ihre Namen setzen, in erster Reihe Palacky und Schafarik, von denen der erstere, wie oben erwähnt, dem österreichischen Gedanken zuerst entschiedenen Ausdruck gegeben und der zweite während des ganzen Verlaufes des Congresses diesen Gedanken und das ursprüngliche Ziel des Congresses festgehalten hat." ...

Allein es gab unleugbar selbst unter den österreichischen Slaven Elemente von sehr bedenklicher Art, die man von vornherein weder ausschließen, noch fernhalten konnte. Wir verweisen nur auf den leidenschaftlichen Ausbruch einiger Führer der Slovaken, dann auf den Grafen Karl Hawlicek und andere. Die größere Gefahr drohte aber von den Polen, über deren damalige Haltung sich zeitgenössische Stimmen oft in den schärfsten Ausdrücken ausließen. „Das läßt sich nicht in Abrede stellen," berichtet Baron Helfert nach seinen Aufzeichnungen, „daß an dem Slavencongreß Menschen Antheil nahmen, die mit vollem Bewußtsein auf den Untergang Oesterreichs hinarbeiteten. Daß solches in der polnischen Section der Fall sein würde, wer konnte daran auch nur zweifeln? Wer weiß nicht, daß es heutzutage unmöglich ist, Polen ohne Auswahl zu einer Versammlung einzuladen, ohne daß sich unter den Erscheinenden polnische Intriganten befänden, die auf nichts anderes

Digitized by Google

als den Umsturz alles Bestehenden sinnen? Wer kannte nicht mehrere der in Prag anwesenden Polen als solche erprobte Revolutionshelden? Daraus machen wir dem Slavencongreß keinen Vorwurf; wohl aber wäre es unsres Erachtens eine der schönsten politischen Aufgaben des Congresses gewesen, vom Standpunkte der slavischen Interessen aus die Gehaltlosigkeit und Verwerflichkeit der polnischen Propaganda gründlich zu erweisen und laut zu verkünden. Jene fahrenden Ritter hätte man damit nicht bekehrt, wohl aber wesentlich dazu beigetragen, ihren verderblichen Einfluß zu schwächen. Die Anwesenheit der Ruthenen bot dazu den erwünschtesten Anlaß und ihre entschiedene Haltung den kräftigsten Beistand." Auch die südslavischen Mitglieder, gewiß auch viele galizische Polen und die weit überwiegende Mehrzahl der tschecha-slavischen Section hegten keine Oesterreich feindlichen Tendenzen. Gleichwohl kam das österreichische Gefühl und Bewußtsein nicht zu maßgebender Geltung. Baron Helfert legt dies dem Einflusse der von außen her gekommenen Umsturzelemente zur Last. „Denn den ersten Riß in den von den Vertretern des österreichischen Gedankens festgehaltenen Plan hatte von allem Anfang die Clausel gebracht, daß außerösterreichische Slaven an dem Congreß als Gäste sollten theilnehmen dürfen. Bekanntlich hatte Schafarik vor der Aufnahme einer solchen Clausel vergeblich gewarnt; denn wie ließe sich dann hindern, daß politische Charaktere, deren Endziel ein ganz anderes war als die Aufrechthaltung des österreichischen Kaiserstaates und die Festhaltung des österreichischen Gedankens, ihren Einfluß auf die Versammlung gewinnen würden?" Wir haben gesehen, daß die geschulten Intriganten und erprobten Revolutionäre, wie Bakunin und Libelt, namentlich in den geheimen Sitzungen der Sectionen die Oberhand gewannen und von hier aus auch das Plenum des Congresses bestimmend beeinflußten. Das vorbereitete Manöver gelang ihnen vollkommen.

Auch das Programm des Congresses „war gut entworfen". Der Congreß war nicht als constituirende Versammlung gedacht, sondern er hatte nur Gesinnungen auszusprechen und Gutachten abzugeben, und demgemäß waren in dem Zach'schen Progamme nur Fragen gestellt, über die sich erst die Sectionen und zum Schlusse der Congreß in seiner Gesammtheit aussprechen sollten. Die Gemäßigten unter den Slovaken, namentlich der Pfarrer Hodžal, faßten den Standpunkt des Congresses nicht anders auf, als daß er nur Rathschläge geben oder, wie wir es im heutigen parlamentarischen Leben heißen, Resolutionen fassen könne.

„Dieses Programm," fährt Baron Helfert fort, „wurde durch Libelts fein gesponnenen Antrag vereitelt und durch Manifestationen ersetzt, die nicht mehr den Charakter von Meinungs-, sondern den der Willensäußerungen hatten.... Der ärgste Fehler, in den der Congreß fallen konnte, war, sich als eine Versammlung zu diplomatischen Schritten befugter Vertretee der slavischen Völker anzusehen. Auf dem Congresse konnte zwar diese Ansicht ihrer juristischen Haltlosigkeit wegen sich nicht Bahn brechen, ebensowenig aber wurde sie beseitigt. Sie herrschte in den unklaren Köpfen vieler Mitglieder, riß sie fort in eine durchaus anarchistische Bahn und trug wesentlich dazu bei, die Verwirrung der Begriffe in weiten Kreisen immer ärger zu machen....

„Wenn nun jene Linie einmal überschritten war, wenn sich der österreichische Slavencongreß mit der Gutheißung der Libelt'schen Anträge auf das Gebiet der praktischen Politik begab: dann mußte er sich über das Verhältniß der österreichischen Slaven zum Kaiserstaate klar und entschieden aussprechen, er mußte offen erklären, daß die Förderung der slavischen Interessen mit aufrichtiger Anerkennung der österreichischen Staatsidee und -integrität zusammenfalle. Dieser Gedanke wurde jedoch (wie wir gesehen) oft und mit Nachdruck, namentlich von Schafarik und Palacky, ausgesprochen, aber vom Congreß nicht formulirt und grundsätzlich angenommen. Im Gegentheil! Wenn auch in der tschecha-slavischen Section Stur mit seinen offenen und energischen Angriffen auf den Bestand Oesterreichs nicht durchdrang, so fand er doch von mancher Seite, wie von Karl Havlíček, Unterstützung, und manche Stimme verwarf nur seinen Antrag, nicht aber seine Gesinnung, ließ sogar durchblicken, daß man mit der Zerstörung Oesterreichs einverstanden sei, es aber den Zweck fördere, damit vorderhand nicht herauszurücken.

„Der Congreß als solcher hat diese entscheidende Frage umgangen, statt sie nach seinem Wesen und Ziel zur klar formulirten Entscheidung zu bringen. That er dies, wie ganz anders stellte er sich dann in der öffentlichen Meinung, namentlich der österreichischen Patriaten, hin! Da er es aber nicht that, so gab er allen Freunden der Ordnung und des gesetzlichen Bestandes Grund zu ernstem Mißtrauen, gab er seinen grundsätzlichen Widersachern Anlaß und Stoff zu endloser Verdächtigung, gab er endlich allen Factoren des Umsturzes den Vorwand preis, im Geiste einer Körperschaft zu handeln, die nach ihrer ursprünglichen Anlage auf alles andere abzielte, als auf Verwirrung und Umsturz!"

Der Slavencongreß hat aber auch die Beziehungen der Slaven zu den Nichtslaven, insbesondere zu den Deutschen nicht geklärt, noch weniger gebessert; ja durch seine Haltung wurde namentlich der Riß zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen nur noch mehr erweitert und befestigt. In dieser Richtung sind die Folgen des Prager Slavencongresses vom Jahre 1848 noch heute wahrnehmbar nachwirkend. Dieser Slaveneongreß bildet jedoch keine blaße Episode in den wirrvollen Ereignissen des Jahres 1848, sondern er ist ein Markstein in der geschichtlichen Entwicklung der Verhältnisse Oesterreichs, der einen folgenschweren Wendepunkt im Gange der inneren Ausgestaltung dieser Monarchie bezeichnet. Er zeigt Ziele und Tendenzen an, welche zum Theil schon erreicht sind, zum Theil mit Aussicht auf Erfolg nach Verwirklichung streben. Nationale, politische und staatsrechtliche Kämpfe erfüllen seit 1848 das habsburgische Reich — Kämpfe, deren Keim und Ausgang bis auf den Slavencongreß von Prag zurückzuführen sind. Darin liegt seine Bedeutung, seine Tragweite auch für die Gegenwart und Zukunft.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Immer abscheulicher werden die Sittenbilder in der Vie Parisienne, die in den fünfziger Jahren Taine und seinen Thomas Graindorge beingen durfte. Claude Berlaus unlees Erinnerns zuerst dort gedruckte Confession d'Angèle (Paris, Charpentier 1897) schildert dialogisch das Leben eines Hochstaplerpaares, in dessen Spielsälen und Boudoirs bunte Gesellschaft verkehrt: Vallaa-Fürsten und millionenschwere Yankees, ehrliche Officiere und verlachte Herzoge. Wenn nur ein Hundertstel der hier gebuchten Anklagen Wahrheit ist, dann sieht es schlimm aus in der Pariser Vorhölle. — Nicht minder Genußiges bieichten die blutigen Satiren von Henry Gontt Gutgnat (Illustrations de A. Minartz). Diese Sittenschilderer des ausgehenden 19. Jahrhunderts lassen die petits conteurs du XVIII. siècle weit hinter sich zurück. — Zahmer sind die Lettres à répondre von Lubana (Préface de Marcel Prévost): allerhand anzügliche, verfängliche, stets in den Rahmen eines Feuilleton-Briefes gespannte Pariser Geschichtchen.

* **Würzburg.** Der Kirchenhistoriker Prof. Dr. Ehrhard hat zum Studium der byzantinischen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek mehrere Monat Urlaub erhalten.

* **Straßburg.** Prof. Dr. Franz Peter Beemer (geb. 1832), der an der Kaiser Wilhelms-Universität seit ihrer Gründung die Lehre des römischen Rechts vertreten hat, ist, nachdem er schon im letzten Sommer aus Gesundheitsrücksichten Urlaub genommen, nunmehr auf seinen Antrag emeritirt worden.

Digitized by Google

Dr. J. G. Dürkheim i. d. Pfalz, 5. Sept. Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine findet in diesen Tagen (3.—7. Sept.) hier in Verbindung mit dem 25jährigen Stiftungsfest des Alterthumsvereins für den Canton Dürkheim statt und liegt in ihrem Hauptheil, den zwei ersten Tagen, nun hinter uns. Da letztgenannter Verein im wesentlichen auf diesen einen Canton mit seiner Hauptstadt Dürkheim beschränkt ist, so gehört er also dem Umfang nach zu den kleinsten Vereinen, die dem Gesammtverein sich angeschlossen haben. Demgemäß überwiegt im ganzen diesmal das auswärtige Element, das ziemlich zahlreich sich eingefunden hat: so betrug z. B. die Zahl der Theilnehmer am Festmahl gegen 100 Personen. Was dan Dürkheimern an der Versammlung theilgenommen hat, trug durch die Herzlichkeit des Entgegenkommens nicht wenig zum Gelingen des Festes bei, an dessen Erfolg übrigens für den bisherigen Verlauf das meiste Verdienst dem prächtigen Himmel und der wunderbar klaren Luft zukommt, die nach den vergangenen Regentagen über diese Landschaft einen eigenen Zauber verbreiten. Nun zum Einzelnen.

Freitag Abend von 8 Uhr an fand die einleitende Begrüßungsversammlung in den Räumlichkeiten des Hotels zu den „Vier Jahreszeiten" statt mit Reden und Ansprachen von Prof. Dr. Mehlis (Dürkheim), dem Vorsitzenden des hiesigen Vereins, Geh. Archivrath Reuter (Berlin), dem Vorstand des Gesammtvereins, Hrn. Frhrn. v. Minnigerode auf den Vorstand der V. Section, Geh. Archivrath Dr. Grotefend (Schwerin), und launiger Erwiderung durch diesen. Samstag, den 4. Sept., ging es schon von Morgens 8 Uhr an in die erste Hauptversammlung des Gesammtvereins. Nach Eröffnung durch den Vorsitzenden, Begrüßungsreden, geschäftlichen Mittheilungen erhielt zuerst Prof. Dr. v. Thudichum (Tübingen) das Wort zu einer kurzen Darlegung der frühesten germanischen Besiedelung unsrer Gegend. Redner ging davon aus, daß die Franzosen in ihrem Bestreben, ihre Annexionspolitik durch andere und zumal auch historische Gründe zu legitimiren, von jeher darauf ausgegangen sind, überall, wenigstens bis zum Rhein, rein keltische Bevölkerungen sitzen zu lassen, wie z. B. die Karte des Franzosen Lorgeon zeige, der bis zum Rhein hin zur cäsarischen Zeit Trevirer und Mediomatriker sitzen lasse, während die Tribokker, Nemeten und Vangionen auf das rechte Rheinufer gegenüber versetzt werden. Dem gegenüber sei daran festzuhalten, daß die ersten geschichtlichen Bewohner der Pfalz und des nördlichen Elsasses, nördlich bis zur Nahegegend sich erstreckend, die Tribokker, Vangionen und Nemeter gewesen seien, so bei Tacitus. Dagegen kannten Caesar und Strabo nur die Teibokker (oder Triboker). Wahre das? Prof. v. Thudichum neigt sich nach seinen neuesten Untersuchungen, die auch durch die Karte sehr hübsch veranschaulicht sind, sehr entschieden dahin, daß die Ansicht J. Grimms wohl die einzig richtige sein werde, der Tribokker oder Tribuker als einen Sammelnamen und in der Bedeutung „3 Buchen" erklärt, sei es, daß damit 3 Stämme aus einer Wurzel angedeutet werden sollten, sei es, daß ein gemeinsames Heiligthum dieser 3 Stämme, etwa in 3 Buchen bestehend, zu Grunde lag, das dann bei Hagenau, dem späteren Hauptsitz der Staufer, zu suchen sei. Hauptsache ist ihm, im Unterschied von eigenen früheren Ansichten, daß die Nemeter und Vangionen als Unterabtheilungen der Tribokker erkannt werden, die somit als erstes und auch in der Folgezeit grundlegend gebliebenes Bevölkerungselement der Pfalz anzusehen seien.

Sodann hielt den Hauptvortrag des Tages wie der ganzen Tagung Geh. Rath Prof. Dr. Schröder (Heidelberg) über „die deutsche Kaisersage". Diese ist im Verlauf der letzten Jahre in diesem Blatt schon so mannichfach behandelt worden, daß wie das Wesentliche der Schröder'schen Auffassung als bekannt voraussetzen dürfen und nicht nöthig haben, im einzelnen den Vortrag hier wiederzugeben, mit so allgemeinem Beifall derselbe bei der Reichhaltigkeit seines Inhalts und der packenden Art, mit der Redner die Sache erfaßt, von der Versammlung aufgenommen wurde. Nur einige Grundstriche. Seinen Ausgangspunkt nahm Redner von der Hauptthatsache, daß der eigentliche Träger der ganzen Sage nicht Friedrich I., sondern sein Enkel, Friedrich II., ist. Wie kommt aber Friedrich II. dazu, daß von ihm gesungen wird: „Er hat hinabgenommen Des Reiches Herrlichkeit Und wird einst wiederkommen Mit ihr zu seiner Zeit"? Friedrich II., von dem gesagt werden muß, daß „des Reiches Herrlichkeit", d. h. die wesentlichsten Hoheitsrechte, die er zu einem Ganzen verbanden, und die umgekehrt Bismarck mit seinem genialen politischen Tact für das neue Reich zurückgefordert hat, von niemand rücksichtsloser verschwendet worden sind, als von diesem im Grunde welschen Geist, dem es überall mehr um sein Königreich Neapel-Sicilien, als um das Reich zu thun gewesen ist? Die Antwort liegt bekanntlich darin, daß der Ausgangspunkt der ganzen Sage nicht nationale, sondern kirchlich-religiöse Ideen gewesen sind. Hier kommt in Betracht in erster Linie die biblische Erwartung vom Antichrist, die in der Offenbarung Johannis ihren Niederschlag gefunden hat, weiter ausgebildet und in das Mittelalter hinübergetragen von dem großen Kirchenvater, der an der Schwelle dieser Zeit steht: Augustin. Wie von da aus die Sage auf der einen Seite in kirchlichem Sinn durch Joachim von Floris und dessen Schüler, so auf der anderen weltlichen Seite durch die Franzosen und erst durch deren Vermittlung durch die Deutschen, zumal die antikirchlichen Secten (unter denen besonders die Secte von Holl 1248 heraortritt) weiter entwickelt worden ist, kann hier nicht weiter dargethan werden, ebenso wenig der Weg, den dieselbe geographisch genommen hat, um sich schließlich auf den Kyffhäuser zu cansalidiren, nachdem vorher als Hauptlocalitäten dafür der Untersberg bei Salzburg und mehr noch die Gegend von Kaiserslautern im Vordergrund gestanden waren. Wie fest die Sage, mit der sich schließlich immer mehr mythische Züge aus der germanischen Götterwelt verbanden, in dem Gemüth des gewöhnlichen Volkes haftete, zeigt z. B. die bekannte Aussage Luthers, daß er sie in seiner Kindheit im thüringischen Volk habe umgehen hören, wie nicht am wenigsten das noch im Jahre 1548 plötzlich verbreitete Gerücht, daß der Kaiser Friedrich da sei, verursacht durch einen armen geisteskranken Schneider aus Langensalza, der sich für denselben ausgab und am Kyffhäuser aufhielt als dem Ort, wohin man schließlich allgemein in Thüringen die Sage fixirt hatte. Warum gerade hieher? Darüber vergleiche die interessante Entdeckung Fulda's, daß der Kyffhäuser von jeher ein mythologisches Centralheiligthum von den alten Deutschen her gewesen ist und so noch bis zum Jahre 1277 den Namen „Wodansberg" geführt hat, ob auch von manchen der ihm gegenüberliegende Wagenberg als solcher agnoscirt worden ist. Mit einem Hinweis auf die wichtige Bedeutung, die dieser Sage in der Richtung einer Vorarbeit für das Wiedererstehen des Reiches in unsrer Zeit zugekommen ist, schloß der interessante, ca. 1½stündige Vortrag. —

Daran schloß sich nach einer kurzen Frühstückspause die Delegirtensitzung. Besondere Vertreter haben entsandt drei süddeutsche Regierungen: Bayern, Baden und Elsaß-Lothringen, und drei norddeutsche: Mecklenburg-Schwerin, Braunschweig und Schwarzburg-Rudolstadt; an Vereinen sind vertreten 24 durch 20 Delegirte. Der Cassenbestand ist günstig vor allem infolge eines erfreulichen Entgegenkommens der Mittler'schen Verlagshandlung, wonach die Sätze für die Veröffentlichungen des Vereins von bisher 58 M. auf künftig (d. h. vom 1. Juli d. J. ab) 50 M. 50 Pfg. ermäßigt worden sind, so daß sich die Jahresrechnung um 137 M. billiger als bisher stellt. Anläßlich dessen richtet Archivrath Dr. Bailleu, der Herausgeber des „Correspondenzblattes", einen warmen Appell an die Vertreter der Einzelvereine, durch Einsendung jährlicher Berichte das „Correspondenzblatt" mehr nach als bisher zu einem zusammenfassenden Organ des Gesammtvereins zu gestalten. Der Bestimmung des Orts für die nächste Versammlung ging voraus die Berathung über den Antrag des Vertreters für Mecklenburg und Frankfurt, Archivrath Dr. Grotefend, künftig nur alle zwei Jahre unsre Versammlungen zu halten zum Zweck der Erleichterung des Besuchs der Historikerversammlung. Nach einer ziemlich eingehenden Debatte wurde dieser Antrag mit 19 gegen 5 Stimmen verworfen und beschlossen, es im wesentlichen bei der bisherigen Praxis zu lassen. Darnach wurde, da keine bestimmte Einladung für 1898 vorliegt, als Ort der nächsten Generalversammlung in erster Linie das früher schon einmal in Aussicht genommene Münster in Westfalen ins Auge gefaßt, nächst ihm an zweitter Stelle Hannover, an dritter Osnabrück.

Der Nachmittag brachte einen durch das Wetter außerordentlich begünstigten Ausflug nach der alten Stammburg des Leininger Fürstenhauses, der herrlichen Ruine Hartenburg im Isenachthal, sowie nach der zwischen ihr und Dürkheim gelegenen Klosterkirche zu Limburg, der Grablege der Salier (1035 von Konrad II. gegründet), der „Perle der Pfalz". Zumal der Rückweg unter Lampionbegleitung und dem Schein des aufgehenden Mondes in dieser wundervollen Landschaft war von malerisch idealem Zauber. Beschlossen wurde dieser Tag durch eine Reunion in den „Vier Jahreszeiten", leider nun den Einheimischen, wie es scheint infolge mangelnder Kenntniß, weniger besucht, als zu wünschen gewesen wäre.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 10. September. Nummer 203.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Afrikanische Haarzierathe. Von Dr. K. Weule. — Landgewinn und Eindeichungen an der schleswig'schen Westküste. Von Christian Jensen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Afrikanische Haarzierathe.

Stärker, als seine im allgemeinen recht spärliche Kleidung ihm erlaubt, läßt der Neger dem ihm wie jedem andern Menschen angebornen Schmuckbedürfniß in der künstlichen Verzierung seines Haupthaars die Zügel schießen; ist doch dieses neben der zur Bemalung oder zur Tätowirung lockenden Haut und den zur Durchbohrung geeigneten Körpertheilen, wie Ohren, Nase und Lippen, schließlich die einzige natürliche Zier, durch deren künstliche Ausgestaltung ihm die Möglichkeit gegeben wird, sich vor der Masse der Stammes- oder Dorfgenossen auszuzeichnen. So conform demnach in der Regel die Bekleidung der ethnographischen Einheiten in Afrika ist, so verschiedenartig und mannigfaltig erscheint die Frisur. Diesen Eindruck gewinnen alle Reisenden im Lande selbst, und ebenso stößt er uns auf, wenn wir unsre Reisebücher und andere einschlägige Werke darauf hin prüfen — was uns da an Haartrachten begegnet, läßt denn doch in den meisten Fällen an Phantastik alles hinter sich, was bei uns die Damen als die gegebenen Vertreterinnen der Haarmoden seit der seligen Rococozeit je erfonnen haben. Diese Frisuren selbst ohne gleichzeitige Darbietung zuverlässiger Abbildungen zu schildern, hat gar keinen Zweck; ist doch die simpelste Photographie bedeutend instructiver als die längste Beschreibung. Dahingegen erscheint es wohl angänglich, wenigstens die hauptsächlichsten der kleinen künstlichen Hülfsmittel einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, die, wie die Nadeln, Pfeile und Kämme, einmal zum Verschönern und Festhalten der Frisur selbst dienen, wie sie andrerseits, ganz im Gegensatz zu dem Gebrauch gesitteter Völker, die unumgänglichsten Requisiten zu deren Herstellung sind.

Dieser Gegensatz zwischen Afrika und den Culturländern ist allerdings auffallend. Der Culturmensch kämmt und frisirt sich, aber er läßt das zu dieser Verschönerung seines Haupthaares gebrauchte Handwerkszeug zu Hause oder thut es in sein Necessaire, und selbst unsre Damenwelt unterscheidet streng zwischen den Instrumenten zur Herstellung der Frisur und den Kämmen, Nadeln, Pfeilen, Diademen und sonstigen zierlichen Sachen, die der Fülle des kunstvoll geordneten Haupthaars zum erhöhten Schmuck gereichen. Anders der Neger. Was er an Kämmen, Nadeln und Pfeilen auf seinem Krauskopf mit sich herumträgt, hat ihm stets vorher bei der Bereitung der nicht selten äußerst kunstvollen und phantastischen Frisur gedient. Es mag hier gleich festgestellt werden, daß dieses krause Haar es dem Sohn des schwarzen Erdtheils nicht gestattet, sich in eben derselben Weise und mit eben denselben zarten Mitteln zu kämmen, wie wir und andere schlichthaarige Leute es zu thun gewohnt sind. Fährt er wirklich einmal mit seinem Kamm über seinen Haarboden hin, so kann man sicher sein, daß dieser Kamm mit ganz gewaltig starken und dazu noch relativ wenigen, weit gestellten Zacken besetzt ist — die zarten Spitzchen unsrer feinen und leichten Kämme würden in dem dichten, viel verschlungenen Gewirr des festen und kräftigen Negerhaars zerbrechen wie Glas. Mir war es immer, so oft ich eine schwarze Schöne ihr Haar vor ihrem Groschenspiegel bearbeiten hörte, als wenn ein sehr wollhaariges Pferd recht energisch gestriegelt würde, nicht aber, als ob ein zartes weibliches Wesen ihr Haupthaar ordnete.

Demgemäß ist denn auch die einfache Nadel oder der Pfeil in Afrika häufiger als der Kamm; läßt sich doch auf ihre eine Spitze die Kraft der ordnenden Hand besser concentriren als auf die breite Fläche eines mit vielen Zinken versehenen Kammes. Als Material für diese Nadeln finden wir in erster Linie Knochen, Elfenbein und Flußpferdzahn, dann verschiedene Metalle, wie Kupfer und Messing, besonders aber Eisen; ferner dienen dazu auch Stachelschweinsborsten und Horn, schließlich bei wohl allen Stämmen Holz. Bei einem Stamme, den Wabuma am untern Kassai, finden wir sogar Haarpfeile aus Bambus. Die einfache Nadelform ist ziemlich häufig; ohne jeden Knopf, und zwar halbkreisförmig gebogen, tragen sie die Djuku am Benue, und auch in Tibati im nördlichen Kamerungebiet ist diese Form gebräuchlich. Hier tragen sie an ihrem obern Ende statt der Verdickung ein eingeritztes Ornament, das wir ähnlich wiederfinden bei den Niam Niam oder A-Sandé auf der berühmten Wasserscheide zwischen oberem Nil und Congo, bei denen die Nadel ein ganz unumgängliches Requisit zur Frisur ist. Wie wir aus Schweinfurths meisterhaften Schilderungen wissen, übertreffen ja gerade diese wie auch die benachbarten Monbuttu fast alle centralafrikanischen Völkerschaften in der Phantastik ihrer Haartrachten. Bei beiden dienen die Haarnadeln, nachdem mit ihnen das Haar gelockert und aufgearbeitet worden ist, zur Befestigung der Kopfbedeckung. Sie sind sehr groß, 30 bis 40 cm lang, aus Elfenbein, Kupfer oder Eisen gearbeitet und laufen an ihrem Kopfende, wie schon erwähnt, cylindrisch aus, oder endigen in zierlichen Figuren, Halbmonden, Neptunsgabeln, Knöpfen ꝛc. Eine solche Kopfbedeckung, die bei den Niam Niam nur von den Männern getragen wird und „wulibuna“ heißt, ist ein unten cylindrischer, an der Spitze aber vierkantiger Strohhut ohne Krempe. Oben auf dem Scheitel befestigt, ziert ihn stets ein lang herabwallender Federbusch. Auch in anderen Theilen des Continents finden wir diese einfachste Form der Nadel, so bei den Dinka am oberen Nil, in Usaramo an der Ostküste und am Kuango bei den Mayakalla, wo sie aus einer völlig intacten Stachelschweinsborste besteht.

Die nächst kunstvollere Form der Nadel ist die mit einem Knopf. Am primitivsten ist dieser bei den Bube, der eigenartigen Bevölkerung der kleinen Insel Fernando Poo im Meerbusen von Guinea. Dort ist die Nadel

weiter nichts als ein an einem Ende zugespitzter Knochen, dessen anderes Ende in dem völlig unberührten Gelenkkopf den Nadelknopf trägt. Eleganter sind sie schon am Kassai und bei den erwähnten Niam Niam, wo sie sich zu breiterer Fläche entwickeln oder kegelförmig verdicken; am schönsten jedoch und zierlichsten sind die kleinen Elfenbeinnadeln der Betschuanen in Südafrika. Sauber mit Zebramähnenhaar umwickelt und mit bunten Perlen in Reihen besetzt, mannichfach profilirt und durchbrochen, stellen diese kleinen Zierathe sicher den hervorragendsten Typus aller afrikanischen Nadeln dar, einen Typus, dessen sich auch bei uns die eleganteste Dame nicht zu schämen brauchte. An diese Eleganz und Aesthetik der Betschuanennadel, von der man wohl mit Sicherheit annehmen darf, daß sie nur als Zierstück, nicht aber als Frisirapparat verwandt wird, kommen denn auch die anderen Formen nicht heran, trotzdem auch unter diesen noch recht anmuthige Erzeugnisse der afrikanischen Kleinkunst vertreten sind. Der kugelförmige Knopf, wie ihn die gewöhnliche Nadel der civilisirten Welt so gern bevorzugt, scheint in Afrika überhaupt nicht vorzukommen; dagegen ist im ganzen südlichen Congobecken eine Form verbreitet, die sich in Gestalt eines nach oben sich verjüngenden Kegelstumpfes dem Pfriem aufsetzt. Bei den Benakotto, einem kleinen Stamm am Sankurru, hat sich dieser Stumpf sogar zu einer Form entwickelt, die einem Cylinderhut mit schmaler Krempe gleicht. Den eigenartigsten Typus finden wir jedoch wieder bei den schon einmal erwähnten Mayakalla am Kuango. Wie alle mit Bogen und Pfeil ausgerüsteten Negerstämme haben auch die Mayakalla eine Pfeilart, die nur zur Vogeljagd verwandt wird. Hierbei kommt es darauf an, das zarte Thierchen möglichst wenig zu zerfleischen, was mit der ungeschlachten Spitze des gewöhnlichen Pfeils unfehlbar geschehen würde. Um dies zu vermeiden, hat der Neger eine Holzspitze erfunden, die in Folge ihrer eigenartigen Gestalt den Vogel überhaupt nicht verletzt, sondern ihn nur betäubt. Diese Spitze ist stets ein Kegel, dessen umfangreiche Basis nach vorn gekehrt ist, sodaß das Wild mit einer breiten Fläche getroffen wird, die schlagartig wirkt. Auch die Mayakalla haben diesen Vogelpfeil, bei ihnen aber ist der Holzkegel im Gegensatz zu allen anderen Stämmen stets geschnitzt, und zwar zeigt er in seinen besten Exemplaren immer ein menschliches Gesicht, das ausgezeichnet ist durch eine Stülpnase von ganz unglaublicher Keckheit, ein Riechorgan, das man überall anderswo vermuthen würde als im negerbewohnten Mittelafrika. Das merkwürdige ist nun, daß diese Pfeilspitzen auch als Haarschmuck verwandt werden, trotz der offenbar für diesen Zweck ganz ungeeigneten Gestalt und ihres großen Gewichts — sie haben am stumpfen Ende fast 15 cm Umfang und sind aus dem schweren Ebenholz gefertigt. Dieser Mayakallahaarschmuck bietet in gewisser Weise eine Parallele zu der Sitte, die vor Zeiten auch bei uns herrschte, ja, wie sie bei den heißblütigen Romanen noch jetzt zu finden ist; erinnert doch unser „Haarpfeil“ mit seinem jetzigen, friedlichen Zweck noch immer an seine einstige Waffennatur, und soll es ja noch vorkommen, daß die Sicilianerin in Momenten hoher Erregung instinctiv nach ihrem Haupte greift, um den dolchartigen Haarschmuck seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben. Im übrigen kehrt die Pfeilform in Afrika noch recht häufig wieder, ohne daß jedoch die doppelte Verwendung quellenmäßig nachzuweisen wäre; so z. B. ist sie in allen Haussaländern ungemein verbreitet. Das Material des Haussahaarpfeils ist fast ausschließlich Knochen; er hat nur eine pfriemenförmige Spitze, die nach hinten zu in einen verbreiterten Griff übergeht. Dieser Griff ist meist halb lanzettlich oder kreisförmig, oder hat die Form eines Spatels. Er ist stets ornamentirt und oft mit rother Farbe bemalt. Das Ornament ist eins der häufigsten in Afrika: ein kleiner Kreis mit einem Punkt in der Mitte. Seine Herstellung bei den Haussa ist ebenso einfach wie sinnreich. Der Künstler schmiedet eine eiserne Pfeilspitze zu zwei Spitzen aus, benutzt die eine als Drehpunkt und fährt mit der andern so lange im Kreise herum, bis sie eine kleine Rinne auf der Unterlage ausgegraben hat.

Viel höher, ja nächst der Betschuanennadel wohl am höchsten steht ein Haarzierath, wie er über einen großen Theil der Küste von Unter-Guinea, von Angola bis Kamerun, verbreitet ist, der aber ausschließlich von einem einzigen Stamm, den Orungu am Cap Lopez, sozusagen fabrikmäßig hergestellt und in den Handel gebracht wird. Bevorzugtes Material für diese Itondo, wie die kleinen, 4 bis 6 Zoll langen Nadeln genannt werden, ist der Flußpferdzahn, dessen Masse im Gegensatz zum leicht gelb werdenden Elfenbein von unvergänglicher Weiße ist. Der pfriemenförmigen Spitze sitzt auch hier ein breiterer Griff auf, der aber in den verschiedensten Mustern durchbrochen und mit Ebenholz ausgelegt ist. In seinen Umrissen gemahnt dieser Griff an eine vierfüßige Thiergestalt mit Hörnern; jedoch kann man ohne Befragung der Fabrikanten nicht über Vermuthungen hinausgehen, was um so bedauerlicher ist, als gerade in den letzten Jahren die Ornamentik sich zu demjenigen Zweig der Ethnologie entwickelt hat, der die meisten Früchte trägt. Als letzter der einzinkigen Nadelformen sei hier noch der Bakubanadel im südlichen Congobecken gedacht. Sie gehört unabänderlich zu dem kleinen, koketten, aus Raphiabast geflochtenen Hütchen, das von einem stolzen kurzen Federbusch gekrönt ist und dem kräftigen Bakubamann ein so wild phantastisches Aussehen verleiht. Aus Eisen oder Kupfer hergestellt und von der Form einer einfachen Häkelnadel, trägt sie oben die verschiedenartigsten Knöpfe, in manchen Fällen sogar winzig kleine kupferne Schellen.

Den Uebergang zu den Kämmen stellen die mehrzinkigen Nadeln dar. Sie sind im allgemeinen ziemlich dünn gesäet unter den zahlreichen afrikanischen Haarzierathen, haben dafür aber oft den Vorzug ganz absonderlicher Formen. Das Seitenstück zu der primitiven Bube-nadel ist ein bei den Yaunde im östlichen Kamerungebiet gebräuchliches Schmuckstück, das aus einem Röhrenknochen gefertigt ist, dergestalt, daß aus dem quer durchsägten Knochen ein Längsspalt herausgeschnitten wurde, der nur den Gelenkkopf unberührt ließ. Das Gegentheil an Eleganz und Sauberkeit bieten die hölzernen Haarzierathe der Somali dar, sehr lange, zwei- bis dreizinkige Nadeln, deren schlanker Griff mit äußerst zierlichem Kerbschnitt bedeckt ist. Mit ihnen auf gleicher Höhe standen in früherer Zeit, als die Sulureiche im Südosten des Erdtheils noch blühten und die stolzen, wohl disciplinirten Kriegerschaaren grausamer Despoten gegen schwarze und weiße Gegner zu Felde zogen, die kleinen Haarnadeln, wie sie damals in ganz Südostafrika, bei Sutu, Amaloja und Matabele gebräuchlich waren und wie sie auch jetzt wohl von den Eingebornen jener Regionen noch getragen werden mögen, soweit der Rest ihres einstigen Naturzustandes noch nicht in den Gold- und Diamantenminen Transvaals zu Grabe getragen ist. Die Haartracht des Sulukriegers ist ja bekannt; ist doch der „Ringkopf“ in allen den zahlreichen Kämpfen, die im Lauf der letzten 80 Jahre zwischen den Sulustämmen einerseits und den Buren und Engländern andrerseits stattgefunden haben, ein stets gleich gerühmter Gegner gewesen. Dieser Ring, den als nationale Haartour nur die erwachsenen Männer tragen durften, wurde in folgender Weise hergestellt: der Kopf wurde kahl geschoren, und nur rings um den Scheitel blieb ein schmaler Kranz von Haaren stehen, der unter Benutzung von Sehnenfäden

Digitized by Google

zu einem festen Ring geformt, darauf mit einem Gemisch von Akaziengummi und Kohlenpulver überzogen und, wenn trocken, mittelst Fett polirt wurde. So lag der Ring zunächst unmittelbar auf der Kopfhaut auf; bald indessen erhob er sich mit dem Nachwachsen der Haare zu einer Art Krone, die immer höher über dem Kopf emporstieg und die mit der Zeit unwuchert worden wäre von widerspenstigen Haarpartien, hätten nicht die Männer einen großen Theil ihrer Zeit damit zugebracht, ihre Frisur gegenseitig in Ordnung zu halten. Dieses geschah mittelst kleiner Elfenbeinstäbchen oder aber mit Knocheninstrumenten, die an einem Ende eine mehrzinkige Gabel darstellten, während das andere ein kleiner Löffel war, mit dem die gewaltig schnupfenden Krieger den geliebten Tabak in Riesenquantitäten ihrer Nase zuführten. In den Momenten der Nichtbenutzung fand dieses praktische Doppelgeräth seinen Platz dann im Haare selbst, indem es mit der Spitze durch die den Ring tragenden Haare gesteckt wurde. Die niedlichste unter ihnen war wohl ohne Zweifel eine Form, die eine frappante Aehnlichkeit mit einer etwas überschlanken Balleteuse besaß.

Mit den Sulunadeln haben wir eine Form kennen gelernt, die mit dem Doppelzweck des Haarordners und des Haarzierath noch einen dritten verbindet. Sie stehen darin nicht allein, sondern geradezu verblüffend wirkt die Erfindungsgabe des Negers in Bezug auf die Nebenverwendung seines geliebten Haarschmuckes. So sind auch die eleganten, kühn geschwungenen Hornadeln der Swasi in Südafrika, wie auch die plumpen Holzkämme der Wagalla in Deutsch-Ostafrika zur Aufnahme von Schnupftabak eingerichtet; und ebenso endigen oftmals die zierlichen Messingnadeln der Haussa oben in kleine Behälter, die zur Aufnahme von Baumwolle dienen, die mit Parfüms getränkt ist. Ungemein häufig ist auch die Verwendung der Eisennadel als Messer, sei es zum Schneiden oder zum Rasiren. Wir finden sie mit dieser Nebenverwendung im westlichen Sudan und am Congo, am oberen Nil und am Kassai, bald in der Gestalt von Federfahnen, bald elegant geschweift oder keltartig abgerundet; meist aber in lanzettlicher Pfeilspitzenform. In ihrer Mannichfaltigkeit sind sie sehr wohl geeignet, den gerade nach der technischen und praktischen Seite hin oft unterschätzten Neger etwas zu rehabilitiren; documentirt sich doch oft gerade in derartigen Kleinigkeiten die geistige Anlage eines Volkes oder einer Race besser als auf anderen, mehr in die Augen fallenden Gebieten.

Einheitlicher als die Nadel, sowohl dem Material nach als der Form, stellt sich der afrikanische Kamm dar. Hier hat das Holz entschieden das Uebergewicht, denn außer vereinzelten Knochenkämmen gibt es nur solche aus Holz geschnitzte und andere, aus Grashalmen und Bast zusammengeflochtene. Wie alle Schnitzereien des Negers, ist auch der Holzkamm aus einem Stück; er ist ein Stecklamm und deßhalb mehr hoch als breit. Es gibt einfache Kämme, d. h. solche, deren Zinken nach einer Richtung stehen, und doppelte. Bei beiden Arten ist der Griff, oder das Mittelstück, niemals unverziert, im Gegensatz zu einem großen Theil unsrer kammartigen Haarzierathe, die in Aubetracht ihrer ästhetischen Aufgabe manchmal recht schmucklos sind. Die Doppelkämme finden sich mehr im Osten des Erdtheils, vom Indischen Ocean bis westlich vom Tanganyika zu den Manyema; ferner auch auf Madagascar. Im Westen sind sie anscheinend viel weniger verbreitet, und mir persönlich ist nur ein Vorkommniß in Kamerun bekannt. Soweit naturalistische Motive in dem Schnitzwerk des afrikanischen Kammgriffes erkennbar sind, herrscht die plastische Darstellung von Mensch und Thier, wie in der gesammten darstellenden Kunst des Negers, durchaus vor. So findet sich im Berliner Museum für Völkerkunde ein großer Kamm aus Monrovia, dessen Griff ein menschliches Gesicht darstellt, und zwar, wie aus der Stirntätowirung, einem vom Haarrand bis zur glabella reichenden senkrechten, fingerbreiten Strich hervorgeht, das Gesicht eines Krunegers. Wir finden bei den Mayombe, einem Stamm an der Loangoküste, dort ebenfalls einen menschlichen Kopf, auf dem ein Vogel sitzt; wir sehen bei den Songo im Innern von Angola sogar einen stolzen Reiter und finden Menschen von mannichfachster, stets aber grotesker Gestalt bei den schnitzfreudigen Wagalla im südlichen Unyamwesi. Zu ihnen gesellt sich wohl der eigenartigste von allen, ein von Robert Flegel vom oberen Niger mitgebrachter Elfenbeinkamm, dessen platteuförmiger Griff als Relief eine ziemlich plumpe, aber doch naturalistisch gehaltene Schildkröte trägt.

Von saubrerer Arbeit als diese kühnen Sculpturen sind die Kammgriffe, bei deren Verzierung der Neger sich auf den von ihm bevorzugten Kerbschnitt beschränkt hat. Wir erinnern an die prachtvollen Kämme der Somali und von Madagascar, besonders aber an die von der Goldküste und von Mombassa. Sie sind, was Eleganz der Arbeit und Entwicklung des Symmetriesinnes anbelangt, wohl mit die schönsten Erzeugnisse, die der Kunstfleiß des Negers hervorzubringen vermocht hat, und wären, verfügten sie nicht über eine nach unsern Begriffen ungeheure Größe und Schwere, gar wohl geeignet, den Haarmoden unsrer Damenwelt neue Impulse und neue Motive zu übermitteln.

Längst nicht so hoch steht der letzte Typus der afrikanischen Haarzierathe, der geflochtene Kamm. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß Gras- und Binsenhalme in Verbindung mit Bast nicht so bildsam sein können, wie das zu allem verwendbare Holz oder Elfenbein. Demgemäß sieht denn auch diese Art des Haarzierath nur sehr primitiv und unscheinbar aus, einerlei, ob wir ihm in Togo oder im Congobecken, in Deutsch-Südwestafrika oder in Mozambique begegnen. Nur zwei Typen erheben sich über dieses niedrige Niveau, der kleine Kamm der im Süden von Deutsch-Ostafrika sitzenden Wayao, Wangindo und Wamwesa ꝛc., und der größere von der Loangoküste. Bei jenem ist der geflochtene Griff sauber mit Stanniol belegt, aus dessen matt glänzender Fläche einfache Muster aus Zebrahaar sich wirkungsvoll abheben; bei diesen sind durch textile Feinheiten Wirkungen erzeugt, die für unsre europäische Flechtindustrie nur nachahmenswerth zu nennen sind.

Mit den letzten Kammtypen begeben wir uns auf ein Gebiet, das nicht mehr rein afrikanisch ist, sondern bei dem sich der Einfluß europäischer Cultur schon ganz ersichtlich bemerkbar macht. In sehr platter Weise geschieht dies in Formen, die einfach Nachbildungen unsres kleinen europäischen Doppelkammes sind und bei denen, wie aus einigen im Berliner Museum vorhandenen, aus Marokko, oder von der Suahelikküste stammenden Exemplaren hervorgeht, die Nachahmung sich sogar auf die verschiedene Weite der beiden Kammseiten erstreckt. Wie schön und poetisch verhält sich dazu die kleine Holznadel der Wasaramo, die immer, mag sie auch sonst beliebige Formen annehmen, an ihrem oberen Ende die zierliche Nachbildung mindestens eines, in vielen Fällen aber mehrerer Gewehrkolben trägt. Ohne zu verstehen, welcher Zusammenhang zwischen einem harmlosen Haarzierath und der männermordenden Waffe besteht, kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß es viel erfreulicher ist, zu sehen, wie der Neger auf fremde Anregungen hin in seinen Leistungen selbständige Bahnen einschlägt, als daß er sklavisch und mechanisch alles ihn höher dünkende Fremde nachäfft.

Dr. K. Weule.

Digitized by Google

Landgewinn und Eindeichungen an der schleswig'schen Westküste.

Nachdem bereits seit mehr als 25 Jahren die königliche Staatsregierung der Erhaltung und dem Uferschutz der größeren Inseln an der schleswig'schen Westküste ihre Aufmerksamkeit zugewendet, hat sie in den letzten Jahren außerdem der Erhaltung der Halligen, die weder von Deich noch von Düne geschützt sind, ihr Fürsorge gewidmet. Sind doch augenblicklich mehrere hundert Arbeiter bei der Erbauung eines Verbindungsdammes Hallig-Oland-Festland und einer festen Reindecke vor dem abbrüchigen Halliguser thätig, um demnächst ebenfalls die Hallig Langeneß durch Dammbau an Oland festzumachen. Diese Arbeiten indessen gelten nicht allein der Erhaltung der noch vorhandenen Inselträmmer, sondern mehr noch und hauptsächlich der Förderung eines vermehrten Landgewinns im Bereiche der Wattenwüsten, die der meilenlange Kirchhof der Marschen sind,[1]) weil seit Jahrhunderten große Strecken fruchtbaren Landes von habgierigen Fluthen zerstört wurden, ohne daß es bisher gelang, diesem Zerstörungswerk erfolgreich zu begegnen. Freilich sind auch im Laufe der Zeit am festländischen Theile der Westküste nicht unerhebliche Strecken, seit 1600 eine Geviertmeile, durch Landgewinnungsvorrichtungen und Eindeichungen dem Ueberschwemmungsgebiet des Meeres entzogen worden; doch steht diesem Gewinn ein Verlust von fünf Geviertmeilen in der Umgebung der Inseln gegenüber — und der voraussichtliche Untergang namentlich der kleineren Inseln mahnte gebieterisch, zur Wiedereroberung des verlorenen Heimathbodens die Hand anzulegen, die nun rastlos thätig ist im Gebiet des einst untergegangenen Altnordstrand, dessen Felder achtzehn- bis vierundzwanzigfältige Roggenernte und achtundvierzigfältige Gerstenernte und so schönes Vieh lieferten, daß nach Caspar Danckwerths Zeugniß „die allergrößesten und feistesten Ochsen, welche unsrer gnädigsten Herrschaft etwa auff den Beylagern oder Kindtaufen unterthänigst verehrt wurden", dorther kamen.

Die bisher fertigen Stücke des Verbindungsdammes haben bei den Halligbewohnern, die zur Wanderung nach dem gegenüberliegenden Festland das Watt betreten, bereits das Urtheil hervorgerufen, daß die sonst festen Wattpartien, veranlaßt durch die Hemmung, welche die vom Fluthwasser mitgeführten landbildenden Sinkstoffe zur Seite des Walles erfahren, „kleiig", d. h. „schlickreich" geworden sind: eine Wahrnehmung, die voraussichtlich, wenn nicht Woge und Wind inzwischen störend eingreifen, den in Aussicht genommenen Erfolg erheblichen Landgewinns verbürgt.

Ebenso Erfolg verheißend für die im Bereich des schleswigschen Wattenmeers vorgenommenen oder noch vorzunehmenden Landgewinnungs- und Schutzarbeiten erscheint eine Betrachtung der im Laufe von etwa vier- bis fünfhundert Jahren vom Meere gebildeten heutigen Festlandsmarsch, deren Deiche man, der allmählich fortschreitenden Landbildung folgend, immer näher gegen das Meer setzte. Es ist äußerst lehrreich und interessant, wie man auch dabei die größten Erfolge erzielte, wenn man von den höher gelegenen Geestländereien aus mit Hülfe von Verbindungsdämmen immer weiter vordrang.

Die Seedeiche der Westlüste reichen gegenwärtig nur mit geringer Unterbrechung bei Schobüll, nordwestlich von Husum, von Tönning bis Hoyer, indem sie zunächst die bereits 1489 durch Zusammendeichung von drei Inseln: Eiderstedt, Everschop und Utholm, zur Halbinsel gewordene, von Fruchtbarkeit strotzende Landschaft Eiderstedt einschließen, und dann außer zwei kleinen Kögen vor Husum die nach Norden zu immer breiter werdende nordfriesische Marsch zwischen Hattstedt und Hoyer schützen, deren Gewinnung und Bedeichung um deßwillen unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll, weil sie dem heutigen Schauplatz des Landgewinns zunächst belegen ist und sich theilweise als die Rückeroberung großer, vom Meere eingerissener Buchten darstellt, die erst im Laufe der letzten 250 Jahre in fruchtbares resp. eingedeichtes Land verwandelt worden sind. — Während die Oerter: Hattstedt, Breklum, Bredstedt, Sterdebüll, Langenhorn, Bargum, Stedesand, Leck, Klixbüll, Braderup, Humptrup, Tondern, die fast alle von der Marschbahn Elmshorn-Heide-Hvidding berührt werden, auf den am weitesten nach Westen vorgeschobenen Spitzen des älteren Festlandskörpers der Geestdistricte belegen sind, in welche die Marsch mit schmalen Spitzen hineingreift, liegt mitten in der großen nordfriesischen Marschlandschaft, einer Insel im Meere vergleichbar, eine merkwürdige Fläche, die der „Kornkoog" oder das Risummoor genannt wird. Dieses in seinem Kerne moorige und sehr sandige Geestland war freilich nicht bei den höchsten Fluthen vor theilweiser Ueberschwemmung gesichert; aber es bot doch an seinen Diluvialrändern und seiner nach Nordwest abschließenden Dünenkante Platz für die Ansiedelung der großen und reichen Dörfer Deetzbüll, Niebüll, Lindholm und Risum, von denen aus zuerst die umliegenden weiten Weidelandschaften bewirthschaftet wurden. Südlich und südwestlich von Risummoor liegen die von der Soholmer- und der Lecker-au durchströmten Niederungen; jetzt haben beide Auen ihren Ausfluß in das Bottschlottertief und bei Bungsiel, während sie früher mit dem jetzt in Köge verwandelten Kleiseetief in Verbindung standen und zwischen Halligen einen Ausfluß ins Meer suchten. War doch noch im Jahre 1624 das Risummoor so sehr Insel, daß eine schwedische Flotte an ihr landen konnte. In den nördlichen Theil der jetzigen Marschen ergoß bis 1555 die Wiedau, welche es bis dahin der Stadt Tondern ermöglicht hatte, directen und ziemlich bedeutenden Schiffsverkehr auf dem Listertief zu treiben, ungehindert ihre Gewässer. Als dann aber die Wiedau überdeicht wurde, indem man einen zwei Meilen langen Deich von Hoyer nach Humptrup zog, war der erste Schritt zur Einengung des Bettes der Wiedau, die damals in eine breite und tiefe Meeresbucht mündete, geschehen. Die heutige Wiedingharde mit den Kirchspielen Klanxbüll, Rodenäs, Horsbüll und Emmelsbüll, welche, südlich von dieser Tiefe belegen, bis 1436 von niedrigen Deichen durchzogen war und mit Werftansiedelungen den Halligcharakter bewahrt hatte, wurde jetzt umdeicht und lag seitdem als ca. 60 Quadratkilometer große Marschinsel isolirt im Meere, den Halligländereien zum Schutze, die sich trotz mancher Ueberfluthungen sowohl des Meeres als der Wiedau zwischen ihr und dem Risummoore bildeten. Der südliche Theil der friesischen Festlandsmarsch lehnte sich im Norden an einen nach der Fluth von 1362 als Hallig übrig gebliebenen Rest der Beltringharde des alten Nordstrand, an das 1550 umdeichte Ockholm, und fand im Süden eine Stütze in dem 1512 eingenommenen Hattstedter neuen Koge, so daß es auch hier nach mehreren mißlungenen Versuchen mit der Gewinnung des sogenanten Bredstedter Werks gelang, eine schöne Marschfläche zu gewinnen, von der aus man 1857 bis 1860 und 1874/75 die Schlagung eines Verbindungsdammes nach der Hamburger Hallig erfolgreich unternahm; ein Versuch, der zu der jetzt ins Werk gesetzten Aufführung neuer Verbindungsdämme vom Festland zur Hallig und von Hallig zu Hallig ermunterte.

In der nordfriesischen Marsch reiht sich jetzt Koog an Koog, wie beim Fisch eine Schuppe an die andere; ein Deich ist immer weiter gegen das Meer vorgeschoben als der andere — nur noch der äußerste ist der Seedeich,

[1]) Das etwa 45—50 Quadratmeilen umfassende Wattenmeer ist etwas größer als die Zuiderzee, wo die Holländer 2300 qkm zu gewinnen hoffen.

während die landwärts belegenen sogenannte Mitteldeiche wurden, die zwei Köge begrenzen und nicht selten chaussirte Fahrwege auf ihrem Rücken tragen. Und doch haben die Friesen der Kreise Husum und Tondern mit ihren Deichbauten viel später begonnen als die Eiderstedter. Als 1436 die Umschließung der Wiedingharde gelungen war, wurden die ersten Versuche gemacht, sie sowohl als das Risummoor mit dem Geestlande durch Deiche zu verbinden und im südlichen Theile des heutigen Nordfrieslond die an die Geest gelehnten Deiche allmählich weiter gegen die Trümmer des 1362 arg mitgenommenen alten Nordstrand vorzuschieben. Nach Norden zu schien die Verbindung der Wiedingharde am leichtesten ausführbar und so bedeutsam, daß der schleswig-holstein'sche Herzog Friedrich I., nachmals König von Dänemark, von 1506 bis 1513 alle Jahre im Sommer nach Tondern und Wiedingharde zu reisen pflegte, um mit seiner Gemahlin hier unter schlichten Landleuten Hof zu halten und den Deichbau bei Brunsodde über die Wiedau selbst zu leiten, nachdem er strenge Befehle zur Hülfeleistung an die Umwohnenden erlassen hatte, die den Plan als zu weit gehend ansahen, der denn auch kurz vor seiner Vollendung scheiterte. Erst 1566 gelang es den Friesen, die Deichverbindung der Wiedingharde nach Norden sowohl als mit dem Risummoor herzustellen. Mit diesem Werk war der größte aller friesischen Köge, der Gotteskoog, gewonnen und ein Meeresarm im Osten der Wiedingharde in einen Landsee, den Gotteskoogssee, verwandelt. Von den gewonnenen 16,950 Demath (1 Hektar = 2 Demath) war $^{7}/_{13}$ Schlick und Wasser. Während die Wiedingharder ihre Insel umdeicht hatten, war auch das Risummoor mit dem Geestlande durch Deiche nach Klixbüll und Stedesand verbunden worden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde gleichfalls an der Südseite des Risummoores mit der wiederholten Eindämmung der Leeker- und der Soholmer-au das Ziel erreicht, den Deich südöstlich vom Bottschlottief nach Ockholm hinüberzuführen, das 1550 Anschluß an den Deich des „Alten Langenhornen Kooges" erreicht hatte. Damit waren die Grundlinien der Deiche Nordfrieslands gezogen und es galt nun, in den drei Meeresbuchten: Wiedaumündung, Bottschlot-Kleisee und vor Bredstedt die Landgewinnungsarbeiten zu fördern, Tiefen zu verstopfen und Deiche zu erbauen. Namentlich die zwischen Hoyer und Wiedingharde gelegene Bucht gestaltete sich nach Aufführung des Gotteskoogsdeichs für die Anschlickung sehr vortheilhaft, so daß man bereits nach 34 Jahren an die Einnahme eines Kooges dachte, die aber erst 1618 erfolgte. 675 Demath waren gewonnen. 74 Jahre später war mit Hülfe von Lahnungen ꝛc. die Landbildung so vorgeschritten, daß mit dem alten Friedrichenkoog 1202 Demath eingenommen werden konnten. Bald wurde das Bett der Wiedau durch Landansatz so eingedämmt, daß 1715 der Deich mit Anwendung großer Schleusen über die Au nach Ruttebüll gelegt wurde, wodurch 1040 Demath Land in einen Koog verwandelt waren. 145 Jahre später war der Anwachs aufs neue so weit gefördert, daß bei der Bedeichung des Neuen Friedrichenkoog 1745 Demath gewonnen wurden. Die Bucht war damit landerfüllt und 4662 Demath, oder 1554 Demath jede 100 Jahr dem Ueberschwemmungsgebiet entzogen. Anders lagen die Verhältnisse in der großen Bucht westlich vom Risummoor. In derselben gab es neben und zwischen sonst grundlosen Tiefen eine Reihe von Halligen — nach der Historischen Karte von Geerz um 1648 noch 25, von denen Dagebüll und Galmsbüll die größten waren. Dagebüll hatte, wie das kurz vorher mit Risummoor verbundene Fahretoft, Sommerdeiche. Kurz vor der verheerenden Fluth von 1634 hatten sich Holländer die Concession erwirkt für die Ausführung des schon früher gefaßten kühnen Planes, vom Süden her das Bottschloter Tief und alle übrigen Tiefen der Bucht durch einen Deich zu überdämmen, der, Dagebüll und Galmsbüll schneidend, direct bis zur Wiedinghorde führen, also eine Länge von ca. 15 Kilometer erhalten und somit die ganze große Bucht, etwa 15,000 Demath Fläche, gegen das Meer abschließen sollte. Im Jahre 1632 waren mehr als 5000 Mann bei dem Werke thätig. Die Ueberdämmung des Bottschloter Tief gelang bald, nachdem man, wie es damals üblich war Tiefen zu stopfen, einige alte Schiffe daselbst versenkt hatte, die Weiterführung des Deiches über Fahretoft bot keine Schwierigkeiten; als man jedoch 1634 zur Verstopfung des Kleiseetiefs zwischen Fahretoft und Dagebüll schritt, ging zwar die Arbeit im Beisein der Herzoge Friedrich und Hans munter fort, aber ein Sturm zwang plötzlich, das ganze Unternehmen mit großen Verlusten aufzugeben. Die Octoberfluth von 1634 vereitelte es zum Segen für die Qualität des Landes, das gegenwärtig die Bucht ausfüllt, ganz. Denn die gedachten Inseln der Bucht waren alle noch von großen Schlick- und Wattenportien umgeben, zumal das Vorland des Gotteskoogsdeiches noch nicht sehr weit in die Bucht hineinreichte. Es sollte sich hier, wo es sich noch um eigentliche Landbildung, um den langsamen Aufbau neuen Landes durch das Meer in einer immer mehr der Strömung entzogenen, sogenannten todten Bucht handelte, die heute noch geübte Weise zur Förderung des Landgewinnes, die Schlicksänge durch Schlagen von Verbindungsdämmen und Lahmungen zu vermehren, bewähren, um einen Marschboden zu schaffen, der wenigstens in den Christian Albrechtskögen den besten Eiderstedt'schen Kögen an Fruchtbarkeit nicht nachsteht. Sieht man doch an dem Gotteskoog sowohl als an dem Maaßbüller Koog, der 1641 durch Aufführung des $5^{1}/_{2}$ Kilometer langen Deiches von Risummoor nach Fahretoft eingenommen wurde, ehe das meiste seiner ca. 3000 Demath großen Fläche deichreif war, daß der voreilige Abschluß gegen das Meer nachtheilig genug sein kann. Gegentheils nahm noch dem Scheitern des großen Unternehmens der Holländer das Vorland vor dem Gotteskoog, wo man durch Verbindungsdämme zwischen den Halligen der Bucht ꝛc. den Anwachs förderte, so zu, daß von 1682—1684 der 2735 Demath große Christian Albrechtskoog eingenommen werden konnte. Der Erfolg begünstigte die Maßnahmen für Landgewinn außerhalb des langen neuen Deiches, so daß am Anfang des 18. Jahrhunderts schon eine neue Eindeichung angeregt wurde, worauf der Herzog den zur Eindeichung bereiten Parteien anbefahl, „durch Schlagung von Dämmen und Durchdämmung von Tiefen die Anschlickung zu befördern", und ihnen für den Anwachs ein Octroy in Aussicht stellte. Im Jahre 1706 war die Bedeichung von 2078 Demath fertig. Auch die Inseln Fahretoft, Dagebüll und Galmsbüll bemühten sich um Verwandlung ihrer Sommerdeiche in Seedeiche, was den beiden ersten um 1700 gelang. „Inzwischen fuhr man," wie Bauinspector Eckermann im 21. Bande der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, Kiel 1891 („Die Eindeichungen von Husum bis Hoyer") ausdrücklich hervorhebt, „nach der Eindeichung des neuen Christian Albrechtskooges fort, durch Ueberdämmung der zwischen den einzelnen Halligen befindlichen Ströme den Anwachs zu befördern." Neue Verhandlungen über Eindeichung des gewonnenen Landes lassen erkennen, daß 1707 vorbereitende Maßnahmen für eine solche fortgesetzt wurden; man erbaute Dämme zwischen den Halligen Tefflebüll und Galmsbüll, Tadensmede und Galmsbüll ꝛc. — ähnlich wie heutzutage zwischen Oland und Langeneß. Schon 1725 war der Anschluß von Dagebüll an den Christian Albrechtskoog leicht zu bewältigen, schwieriger wurde nach Süden der Anschluß an Fahretoft, wo die Kleiseetiefe bei einer Breite von 40 Meter

eine Tiefe von 8 Meter hatte. Doch auch hier, wo das Werk jener Holländer 92 Jahre früher gescheitert war, gelang es. So war Dagebüll landfest geworden und ein Koog von 2365 Demath eingenommen. 50 Jahre später hatte sich bereits ein neuer Koog vor Kleiseetief, der Julianenkoog, 609 Demath groß, gebildet, und 1798 konnte auch der Marienkoog, der einen Theil der Ländereien enthält, die von Galmsbüll aus durch Verbindungsdämme gewonnen waren, mit seinen 1346 Demath Fläche als der letzte der noch 1634 vorhandenen großen Bucht einen Seedeich erhalten; die Hallig Galmsbüll selbst freilich mußte untergehen. Seit 1634 waren damit 14,694 Demath in 164 Jahren gewonnen oder mehr als 40 Hektar jedes Jahr. In der dritten, vor Bredstedt gelegenen Bucht, die im Anfang des 17. Jahrhunderts an Vorländereien, Schlickwatten und Halligen etwa 10,000—15,000 Demath umfaßte, gelang das 1619 begonnene Werk König Christians IV. so wenig als das der Holländer bei Kleisee. Hier war die Ausführung eines 11 Kilometer langen Deiches über Halligen Prielen und Watten vorgesehen. Als das Unternehmen, nachdem es, wie Danckwerth bezeugt, „bereits etliche Tonnen Goldes" verschlungen hatte, aufgegeben werden mußte, beschränkte man sich auf Maßnahmen zur Wiedergewinnung des Verlorenen. Man entschloß sich endlich zur stückweisen Gewinnung und erzielte von 1742 bis 1800 die Einnahme des Sophien-Magdalenenkoogs, des Desmercierenkoogs und der Neuenköge, deren Deiche insgesammt 3497 Demath einschließen. Seitdem bildete sich ein großes Vorland, dessen Grenze 1878 fast mit der Richtung des von Christian IV. projectirten, aber 1624 zerstörten Deiches übereinstimmte und in den letzten 20 Jahren an den Seiten des von hier ausgehenden Verbindungsdammes nach der Hamburger Hallig bedeutend erweitert ist.

Obwohl somit die größeren Buchten an der Festlandsküste seit 1634 landerfüllt und mit Deichen versehen sind, so liegen gegenwärtig an mehreren Stellen derselben nicht unerhebliche Flächen Außendeichsländereien und es zeigt sich an der ganzen Küste hinauf die unverkennbare Neigung des Meeres, neues Land zu bilden, wo ihm nur die schaffende Hand des Menschen entgegenkommt.

Angesichts der bei der Bildung und Gewinnung der Marschen an der schleswig'schen Festlandsküste gemachten Erfahrung, daß trotz mancher Enttäuschungen durch unermüdliche Thätigkeit doch günstige Resultate erzielt sind, haben in den letzten 40 Jahren Männer, wie A. Graf zu Reventlow, Deichgraf Nissen, Dr. Ludwig Meyn, C. P. Hansen, hochherzige Vorschläge zur Wiedergewinnung eines großen Theils des Wattenmeeres gemacht, indem sie immer wieder auf die Schlagung von Verbindungsdämmen hingewiesen haben. In meinem 1891 erschienenen Buche: „Die nordfriesischen Inseln" habe ich auf solche Dammbauten aufmerksam gemacht und dieselben in der von R. Andree herausgegebenen Zeitschrift „Globus", Band 67, Nr. 12, ausführlich erörtert. Werden Röm und Sylt je durch einen Damm mit dem Festland, Föhr und Amrum mit einander, die Halligen Oland-Langeneß und Nordstrand-Pohnshallig mit dem Festlande durch Dämme verbunden, so entsteht im heutigen Wattenmeer eine Reihe todter Buchten, die den Landgewinn begünstigen, ähnlich wie die Meeresbuchten der Westküste des 17. Jahrhunderts. Nur werden bei der größeren Ausdehnung dieser neuen Schauplätze des Landgewinns größere Erfolge als die der letzten dritthalb Jahrhunderte zu verzeichnen sein. In verhältnißmäßig kurzer Zeit werden dann, nachdem das ganze Wattenmeer zum Schauplatz des Landgewinnes gemacht ist, große Strecken fruchtbaren Marschlandes entstehen, und man wird von Erfolgen reden dürfen, wie die sind, welche die Holländer bei der Trockenlegung der Zuiderzee erhoffen. Nach der Deichreife des neuen Landes in Köge verwandelt, werden die gesegneten Fluren der gewonnenen Seemarschen das aufgewendete Capital in kurzer Zeit mit Zinseszinsen zurückerstatten und glückliche Bewohner dieses „mitten im Frieden" gewonnenen Landstrichs werden dankerfüllten Herzens diejenigen segnen, welche am Ende des 19. Jahrhunderts den erfolgreichen Eroberungskampf gegen das gewaltige Nordmeer unternahmen, indem sie im Wattenmeer Landgewinnungsvorrichtungen und Deiche und Dämme bauten.

Christian Jensen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. „Wallen und Werden." Roman von Leo Hildeck. „Das Zaubergewand. Die Beichte einer Frau." Von Lea Hildeck. (Leonie Meyerhof.) Dresden und Leipzig. Heinrich Minden 1897. — Lea Hildeck hat nunmehr das Visir geöffnet und in seinem neuesten Buche „Das Zaubergewand" steht neben dem Schriftstellernamen des Verfassers auch der bürgerliche, nach welchem Leo Hildeck Fräulein Leonie Meyerhof ist. Das vorige Buch „Wallen und Werden" trägt noch allein den alten und gut bekannten Autornamen. Der prägnante Titel dieses Buches bringt den Leser sofort auf die richtige Fährte, es ist eine Problemdichtung, wie so manches andere, was Hildeck bisher geschrieben hat, eine Künstlergeschichte, deren Held, den der Natur mit großen Gaben und Vorzügen ausgestattet, versumpft und verlumpt, weil es ihm an Charakterstärke fehlt und weil er die Nothwendigkeit und den Werth der redlichen Arbeit nicht einsieht. Der Raisonneur des Buches, der wackere Künstler Maelinsen, spricht die Anschauungen der Verfasserin über jede Art künstlerischer Thätigkeit in den Worten aus: „Kunst ist Gebundenheit, ihr Gesetz ist, wie alle anderen Gesetze auch, Beschränkung der freien Willkür. Wollen wie Künstler sein, so müssen wir diesem Gesetze gemäß unsre Kräfte bilden, so daß ihre Aeußerungsform sich der Form des Kunstgesetzes anpaßt und sie sich innerhalb seiner Grenzen frei bewegen. Haben wir uns so weit dressirt, dann erst kommt das Freiheitsgefühl; denn wir empfinden keine Beschränkung mehr: die Form ist uns unterthan geworden, wir beherrschen sie.... Auch die Großen unter uns, die führenden Geister, können erst die Form durchbrechen, wenn sie diese Beherrschung des allgemeinen Kunstgesetzes erlangt haben, durch Fleiß erlangt haben, der ihnen ja auch meistens angeboren ist. Dann erst kann die großartige Eigenart, der Ueberschuß, der nicht in der bisherigen Kunstform unterzubringen ist, sich eine neue Form suchen, kann den letzten Meilenstein des alten Gebietes um eine Spanne weiter rücken." — Fritz Moller fühlt sich von der mechanischen Arbeit angewidert und es ist ihm bequemer, dem reichen, technisch gewandten, aber jeder eigenen Schöpferkraft baren Genossen Wallhagen mit seinen Ideen zur Seite zu stehen, als selbst tüchtig an der eigenen Durchbildung zu arbeiten. Wie er dann anfangs widerstrebend seine classischen Körperformen zur Nachbildung und zum Studium für die Bildhauerclasse zur Verfügung stellt und dann zum Modell herabsinkt, wie er von einem edlen Weibe in seiner inneren Hohlheit unter gewandter Außenseite erkannt wird und wie er dann immer mehr versinkt, das ist mit kräftigen Zügen gut herausgearbeitet. Einzelnes mag dem wirklichen Leben nachgebildet sein, so die Episode seiner Vermählung mit der Jugendgespielin, mit der er sich aus Mitleid trauen ließ, um der von allen für eine Sterbende gehaltenen den letzten Wunsch zu erfüllen, und an die er sich dann durch ihr Wiederaufleben gekettet sieht. Aber mag derartiges nach vorgekommen sein, künstlerisch wahrscheinlich klingt es nicht. Erhebung und Befreiung wird man der Lectüre des flott geschriebenen Buches, in dem namentlich die Scenen der Gluth und Leidenschaft sehr wirksam sind, kaum verdanken.

„Das Zaubergewand" mit dem Untertitel „Die Beichte einer Frau" ist ein Bekenntnißbuch. Die Heldin, in schwerer Angst um das Leben des geliebten Knaben, fühlt sich in den gemeinsam durchlebten aufgeregten Stunden zu dem milden, schlichten Bruder Marcellus hingezogen, der am Krankenlager des Kindes wacht. Als dann der Knabe gerettet ist und der baumherzige Bruder nach im Hause bleibt, beginnt sie mit ihm zu tändeln, und da sie wahrnimmt, welch mächtigen Eindruck sie auf ihn ausübt, wie er inbrünstig gegen die Versucherin ankämpft, da suggerirt sie sich gleichsam eine Neigung zu ihm und verlockt ihn, aus der Brüderschaft auszutreten. — — Da nun nach einiger Zeit der ehemalige Bruder

Digitized by Google

Marcellus als Joseph Biermann bei ihr erscheint, da erkennt sie schaudernd, daß mit dem abgelegten „Zaubergewand" jeder Antheil für die plumpe bäurische Erscheinung von ihr gewichen ist, sie stößt ihn von sich, und der arme, seines Friedens und seiner Ruhe beraubte ehemalige bormherzige Bruder thut Buße, indem er zu den Trappisten geht. Eine seltsame, etwas gesuchte Geschichte, in der aber die Darstellung von großer Kraft und Lebendigkeit ist.

H. S. Vom laufenden (10.) Bande der Dankelmann'schen „Mittheilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" ist soeben das 3. Heft erschienen, das eine Reihe interessanter Beiträge enthält. Unter anderem berichtet Premierlieutenant Frhr. v. Stein über die Entdeckung eines neuen Sees im südlichen Kamerungebiet, des Ossa- oder Lungasi-Sees. Der See wird von einem Flüßchen durchzogen, das 10 bis 15 Kilometer unterhalb der Station Edea in den Sonaga, den bekannten großen Strom Südkameruns, einmündet; seine größte Längenausdehnung — in Nordnordost-Richtung — beträgt 19 Kilometer, die größte Breite 8 Kilometer. Der Ossasee ist inselreich und stark zerrissen, die Ufer sind von Hochwald umrahmt und unbewohnt. Frhr. v. Stein hält den See für einen Rest des alten unteren Laufs des Sanaga, der früher weiter nördlich als heute gemündet habe, und hoffte, eine benutzbare Wasserverbindung auf dem See nach Kamerun zu finden. Er untersuchte deßhalb im Frühjahr 1896 auf Bootfahrten die Seeufer auf genauste nach einer solchen Verbindung, doch ohne Erfolg. Das Resultat dieser Untersuchung war trotzdem beachtenswerth: eine schöne ausführliche Karte, die im Maßstab von 1:100,000 dem Bericht beigegeben ist. Die Lage des Sees ist jedoch noch unsicher, was schon aus der Angabe hervorgeht, sein Abfluß münde 10 „bis" 15 Kilometer unterhalb Edea in den Sanaga. Ferner hat Frhr. v. Stein von der Nordostecke des Sees noch einen in Luftlinie etwa 20 Kilometer weiten Landmarsch nach Nordosten unternommen und müßte dabei Ramsay's Route von 1892 gekreuzt haben; er bemerkt aber ausdrücklich, daß er dieser nur bis auf eine Stunde nahe gekommen sei. Hier ist also etwas noch nicht in Ordnung. Viel Wahrscheinlichkeit hat übrigens die Annahme nicht, daß der Ossasee der Rest eines alten Sanagalaufes ist; die Form des Sees, seine Orientirung, die Uferbildung sprechen dagegen. Eine directe Verbindung des Sees mit einem der kleineren Küstenflüsse zur Regenzeit ist trotz des negativen Ergebnisses der Stein'schen Untersuchung immerhin möglich. Gerade der südliche Theil des Nestuard der Kamerunflüsse ist bisher wenig untersucht; es könnten dort, dem Charakter der ganzen hydrographischen Verhältnisse entsprechend, noch andere ähnliche Gewässer vorhanden sein. — Dr. Stuhlmann berichtet über das deutsch-portugiesische Grenzgebiet am unteren Ruvuma. Beigefügt ist eine Karte in 1:100,000, auf der die Resultate der Grenzregulirungscommission verzeichnet sind. — Ferner enthält das Heft eine dankenswerthe Arbeit von Lieutenant Stadlbauer über Taru und dessen Bewohner (Deutsch-Ostafrika, nördlich der Karawanenstraße nach Tabora). Die Wanjaturu sind ein thatkräftiger, kriegerischer Stamm, von feindseligstem Mißtrauen gegen alle Fremden, besonders die Europäer, erfüllt. Schon Stanley hatte in Taru im Januar 1875 harte Kämpfe zu bestehen. — Von Interesse ist sodann ein Bericht des verdienten Compagnieführers Ramsay über eine Runoreise, die er in den Monaten Januar bis April d. Js. durch den Nordwesten des ostafrikanischen Schutzgebiets, durch Uha, Urundi und Ruanda von Udschidschi aus unternahm. Man ist dort neuerdings auf der Suche nach dem Ursprung des bedeutendsten Quellflusses des Kagera, und meint, wer diesen Ursprung gefunden, habe die wahre Nilquelle entdeckt. Diese Anschauung trifft nicht zu, wie Referent vor einigen Monaten an dieser Stelle (Beil. Nr. 101 v. 6. Mai 1897) nachzuweisen versucht hat; immerhin ist die Frage nach der wichtigsten Quelle des Kagera interessant genug. Zuletzt war vor Ramsay Oberstlieutenant v. Trotha in jener Gegend. Im unklaren ist man aber zunächst noch darüber, welches der bedeutendste Quellfluß des Kagera sei. Daß es der Ruvuvu, dessen Quelle Baumann 1892 auffand und „Nilquelle" benannte, nicht ist, erscheint sicher. Es blieben noch der Nyavarongo und der Nionyaru, die noch ihrer Vereinigung den Ruvuvu aufnehmen. Während Graf Götzen den Nyavarongo für den bedeutenderen Fluß hielt, meint Ramsay, der Akanyaru sei es. Er hat den Vereinigungspunkt beider Flüsse besucht und ist dann ihren Quellen nachgegangen, ohne sie jedoch zu finden. Der Bericht ist übrigens in der vorliegenden Fassung mit Bezug hierauf unklar, so daß man kein rechtes Bild von den Stromverhältnissen und dem, was Ramsay sonst gefunden, erhält. Er erscheint nur sicher, daß all diese Flüsse auf dem Ostrande des großen centralafrikanischen Grabens entspringen. Die Karten und eingehenderen Berichte Ramsay's werden jedenfalls werthvolle Aufschlüsse über diesen fernen Winkel Afrika's bringen. Als das politisch bedeutsamste Ergebniß seiner Reise bezeichnet Ramsay die Thatsache, daß der Herrscher von Ruanda sich unter deutschen Schutz gestellt hat. — Wir finden in dem Heft noch Verzeichnisse astronomischer Positionen aus Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika und dem Schutzgebiet der Südsee.

* Entsprechend dem Vorgehen der preußischen Unterrichtsverwaltung haben auch die Ministerien von Bayern, Königreich Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar und Elsaß-Lothringen über die Zulassung der Medicinstudirenden zum Besuche der Kliniken und Polikliniken der Universitäten neue Bestimmungen erlassen.

* Edison hat alle ferneren Untersuchungen über die Röntgen'schen Strahlen aufgeben müssen, weil diese seine Gesundheit ernstlich gefährdet haben. Er leidet an Sehschwäche und die Haare sind ihm ausgefallen. Vor drei Monaten konnte er sogar die Hände nicht mehr schließen.

* **Berlin.** Für die Denkmäler von Krupp und Werner Siemens, die der Verein deutscher Ingenieure vor der Technischen Hochschule zu Charlottenburg zur 100jährigen Jubelfeier dieser Anstalt errichten will, sind die Entwürfe Ende dieses Monats zu erwarten. Es waren nur fünf hervorragende Bildhauer Einladungen zur Betheiligung ergangen. Von diesen haben Adolf Hildebrand (Florenz), der eine ausgezeichnete Büste von Siemens geschaffen hat, aus Gesundheitsrücksichten, Otto Lessing (Berlin) wegen Ueberbürdung mit Arbeiten dankend abgelehnt. Hingegen dürften Ernst Herter (Berlin), Robert Diez (Dresden) und Rudolf Maison (München) der Aufforderung entsprechen. Außerdem ist die Zulassung einiger jüngerer Berliner Künstler, die ihre Begabung schon mehrfach bethätigt haben, auf ihren Wunsch gestattet worden. Es werden demnach sechs oder sieben Bildhauer an dem Wettbewerbe theilnehmen.

* **Charlottenburg.** Marinebaurath und Schiffbaubetriebsdirektor Kretschmer ist zum Docenten an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt und ihm vom 1. October ab das bisher vom Marinebauinspector Hüllmann vertretene Colleg „Einrichtungen der Kriegsschiffe" übertragen worden.

* **Greifswald.** Zum außerordentlichen Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität wurde Dr. Otto Tilmann, bisher Assistent an der chirurgischen Klinik der Berliner Charité, ernannt.

* **Graz.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Paul Czermok wurde zum ordentlichen Professor der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck ernannt.

* **London.** Die hiesige „Victoria School of Languages", die moderne Sprachen nach Gaspey'schem System ausschließlich durchs Ohr lehrt, hat sich, wie ihr Vorstand den „Daily News" schreibt, „durch eingehende Experimente davon überzeugt, daß sich der Phonograph zum Lehren fremder Sprachen eignet" und sie wird bald die nothwendigen Arrangements getroffen haben, um ihre Knaben mit solchen Sprachlehrern zu versorgen. Sie werden voraussichtlich gegen 40 M. pro Monat ausgeliehen werden, wobei dann jeder Cylinder 20 Minuten long spricht und in dieser Zeit etwa 1000 Worte äußert. Der neue Lehrer ist natürlich sehr geduldig; er wiederholt sein Sprüchlein, so oft der Schüler es wünscht, und immer mit gleichem Ernst und gleicher Pünktlichkeit. Der eine Cylinder kann durch beliebige andere ersetzt werden, die pro Stück weitere 2 M. 50 Pf. kosten sollen. Man ist jetzt dabei, solche Cylinder für die verschiedenen Stufen des Studiums vorzubereiten, und der ganze Gedanke ist noch nicht über das Versuchsstadium hinausgediehen. Man sieht aber in Schulmännerkreisen seiner Verwirklichung mit großem Interesse entgegen.

* **London.** Nach 212 Jahren ist endlich die Statue Jakobs II. enthüllt worden, die man ihm in Gibbons errichten wollte und seit der Revolution, dem endgültigen Sturz der Stuarts, verbarg. Die Bronzestatue wurde 1686 in die Gärten von Whitehall gebracht und auf einen pseudoforischen Sockel gesetzt mit der Aufschrift: „Jakob II., von Gottes Gnaden König von England, Schottland, Frankreich und Spanien, Vertheidiger des Glaubens, Anno MDCLXXXVI." Ein monumentaler Sockel sollte ausgeführt werden, während der König sich vorbehielt, den Platz zu bezeichnen, auf dem seine Völker sein Bild bewundern könnten. Zwei Jahre später entging er dem Geschick Karls I. nur durch schleunige Flucht. Die Statue wurde ein unnützes Möbel. Man sprach einige Zeit davon, sie einzuschmelzen, dann vergaß man sie aber in dem Garten, wo niemand hinkam. Später nahm man sie

von ihrem Sockel und brachte sie in einen Stall, wo sie ein halbes Jahrhundert lag. Der Stall wurde abgerissen, Jakob II. ins Freie gebracht und einer Mauer unterhalb eines Wärterhäuschens eingefügt. Dann, als die verwahrlosten Gärten dem Publicum zugänglich und hergerichtet worden waren, kam sie dort weg und befand sich 50 Jahre in einem verborgenen Gärtchen, das die Bureaux der Kronlenhouscommission umgab. Hier entdeckte Mhite Ridley die Statue, betrachtete sie mit einigen Akademiemitgliedern, die sie schön fanden und sie für das Publicum sichtbar aufstellen wollten. Bald darauf meißelte man einen Granitblock für sie zurecht und gab ihr einen Platz bei dem Westminster-Palais, dort, wo auch das Reiterstandbild Richards I. steht.

-n. **Paris.** Der XI. Internationale Orientalisten-Congreß, welcher in diesem Jahre hier abgehalten wird, wurde am 6. September, nachdem am Abend zuvor die Mitglieder sich zu einer familiären Zusammenkunft vereinigt hatten, im Saale des Lycée Louis-le-Grand feierlich eröffnet. Der Präsident Charles Schefer versuchte in knappen Umrissen die Fortschritte zu charakterisieren, welche die orientalistischen Disciplinen seit 1873 — dem Jahre, in dem der erste Congreß unter dem Vorsitz Léon de Rosny's zu Paris getagt hatte — verzeichnen, und erkannte mit besonderem Dank die Förderung an, welche den Congressen so oft seitens der höchsten Staatsstellen in den verschiedenen Ländern zutheil geworden. Es folgte (die Musik spielte noch der Eröffnungsrede den — Fatinitza-Marsch, was die anwesenden Deutschen in Erinnerung des bekannten dieser Melodie untergeschobenen Scherztextes sichtlich heiter stimmte) die Ansprache des Cultusministers Rambaud, der auf die politischen Interessen Frankreichs im Orient hinwies, der Verdienste französischer Gelehrter wie Anquetil-Duperrons, Burnouis, Sylvestre de Sacy's, Stanislas Juliens, Champollions, Renans rühmend gedachte und den Congreß im Namen der Regierung bewillkommnete; ein gleicher Gruß erfolgte seitens des Präsidenten des Municipalrathes im Namen der Stadt Paris, welche an einem der nächsten Abende die Congreßmitglieder im Hotel de Ville gastlich empfangen wird. — Alsdann entledigten sich die ausländischen Delegirten ihrer formalen Aufträge; aus Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweden, der Schweiz, aus Indien, China, Japan und vielen anderen Staaten meldeten sich Delegirte der Regierungen und hervorragender wissenschaftlicher Gesellschaften — auf deutscher Seite blieb alles still. Ohne dem Werth solcher Congresse im allgemeinen irgendwie überschätzen zu wollen, kann es doch nur peinlichst empfunden werden, daß man es hier principiell ablehnt, dem Beispiel der meisten übrigen Culturstaaten zu folgen und dadurch den Anschein erweckt, als ob gerade in einem Lande, wo sich von jeher die Wissenschaften heimisch gefühlt, an leitender Stelle den Repräsentanten geistiger Arbeit geringere Werthschätzung und Sympathie entgegengebracht würde. — Nachdem noch am selben Tage die einzelnen Sectionen sich constituiert und ihr Bureau erwählt hatten, begannen in den verschiedenen Abtheilungen alsbald die Vorträge und Discussionen, worüber bei späterer Gelegenheit an dieser Stelle das Hervorstechendste mitgetheilt werden soll. — Abends fand in den Räumen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts eine glänzende Soiree für die Mitglieder des Congresses und ihre Damen — etwa 600 Personen — statt, bei der Mr. Rambaud die Pflichten des Gastgebers in weitestgehendem Maße auf sich nahm.

* **Paris.** In der „Académie des inscriptions et des belles-lettres" verlas Hr. Oppert eine interessante Arbeit über die Handels- und finanziellen Operationen eines chaldäischen Gottes der Stadt Sippara am Euphrat, des Gottes Samas, des Sonnengottes. Die Priestergenossenschaft dieser Gottheit, die im Namen des Gottes selbst die Geschäfte betrieb, vermochte mindestens 3000 Jahre lang (?) sich zu halten und ihre Operationen mit Glück durchzuführen, was ihr so leicht keine von einem einfachen Sterblichen geleitete Handelsgesellschaft nachmachen dürfte. Sie lieh Geld auf einen sehr hohen Procentsatz, auf 25 bis 33 Proc., aus. Der Gott war auch Großgrundbesitzer; diese Thatsache hat zur Folge gehabt, daß man in Sippara keine Contracte über Terrainverkäufe aufzufinden vermochte, während Schriftstücke dieser Art im übrigen Mesopotamien sehr häufig sind. Um diese Terrains abzumessen, hatte der Gott seine eigenen Maße. Ein Hoen oder eine Znaar bedeutete ein Grundstück von 50,000 Geviertel, während dieselbe Zunne in Babylon 54,000 Geviertl faßte. Der Gott verpachtete seine Ländereien und erhielt für jede Tonne Gebiet eine gewisse Anzahl von Tonnen Getreide, die zwischen 3 und 30 schwankte. Ein Generaltarif wurde alljährlich festgestellt. Der Gott vermiethete Häuser in der Stadt. Man ist auch im Besitz von Rechnungsablegungen über den Verbrauch des von dem Gotte eingesetzten Geldes. Alle Handelszweige waren in den Operationen dieses praktischen Gottes vertreten, mit Ausnahme eines einzigen, des Menschenhandels. Der Sonnengott hat nie Sklaven gekauft oder verkauft, denn er machte mit den Sklaven ebenso gut Geschäfte wie mit den freien Männern.

* **Petersburg.** Seit dem Tode des bekannten russischen Lexikographen und Sprachforschers Wladimir Iwanowitsch Dahl werden, wie die „Nowosti" in Erinnerung bringen, im September 1898 25 Jahre verflossen sein. Zu diesem Termin soll eine Herausgabe sämmtlicher Arbeiten des verstorbenen Gelehrten veranstaltet werden. Besonders Befriedigung dürfte das Neuerscheinen des „Wörterbuches der geoßrussischen Sprache" hervorrufen. — Eine eingehende Geschichte der hiesigen Universität seit ihrer vor 75 Jahren erfolgten Begründung wird, wie die „Petersb. Ztg." erfährt, nächstens die Presse verlassen. Herausgeberin des Werkes ist die Universität, die auch die Absicht hat, ein die Biographien sämmtlicher Professoren der Universität umfassendes Album herauszugeben. — Die Beschäftigungen im Weiblichen Medicinischen Institut beginnen am 15. September. Angemeldet haben sich 400 Damen, von denen, wie die „Nowosti" erfahren, nur 165 angenommen worden sind. Die Mehrzahl der zukünftigen Studentinnen stammt aus der Provinz. Das Convict ist vorläufig in einem Miethlocale untergebracht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Historische Hymnen, original herausgegeben von ... (Mittheilungen aus den Königsmuseen zu Babylon I.). Berlin, Wolf Peiser. — Statistischer Rückblick auf die kgl. Theater zu Berlin, Hannover, Cassel und Wiesbaden für das Jahr 1896. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Auf dem Herweg. Erlebnisse eines Bodegostes. Norden u. Norderney, Herm. Braams. — Arinholv Funke: Die Leipziger Messen in Geschichte, Wesen und Bedeutung. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum der Meßprivilegien. Leipzig, Paul Schimmelwitz 1897. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. 6. Lfg. (I. Bd. Descartes. 4. Aufl. Schluß). Heidelberg, Karl Winter 1897. — Dr. J. W. Nagl u. Jakob Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Lfg. 4. Wien, Carl Fromme. — Helene Stöll: Verschiedene Lebensziele. C. Vollbrecht: Ein Schatten. Adolph Steckfuß: Dürnberg. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 51—53). Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Die friedliche sociale Revolution am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreund. München u. Leipzig, August Schupp. — Jacques Louchet: Die Frau vor der Wissenschaft. Autorisirte Uebersetzung von Dora Laubé. Ebd. — E. Göbl: Die große Parade des kgl. bayer. II. Armeecorps bei Würzburg am 1. September 1897 und die Würzburger Fürstentage vom 30. August bis 4. September 1897. Mit Bildern. Würzburg, H. Stürtz 1897. — Anton Frhr. v. Perfall: Die Achenbacher. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897. — A. Buzi: Reform der Untersuchungshaft. Darstellung nebst Gesetzesvorschlag. Breslau, M. u. H. Marcus 1897. — Balduin Geller: In den Tag hinein. Novellen. Dresden, Leipzig u. Wien, E. Pierson 1897. — Rudolf Lothne: Ein Königsidyll, Lustspiel in 3 Aufzügen. Ebd. — Derselbe: Ritter, Tod und Teufel. Komödie in einem Act. Ebd. — G. W. Geßmann: Katechismus der Handschriftendeutung. Mit Facsimiles (Geßmanns occultistische Handbücher). Berlin, Karl Siegismund 1897. — Cav. Lino Ferrioni: Entartete Mütter, psychisch-juridische Abhandlung. Deutsch von Alfred Rothmann. Berlin, Siegfried Cronbach 1897. — G. Sergi: Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Mit Abbildungen. Autoris. Uebersetzung v. Dr. A. Byhan. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1897. — H. P. Blavatsky: Die Geheimlehre, Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie. Aus dem Englischen der 3. Aufl. übers. v. Robert Froebe. Lfg. 1. Ebd. — Dr. M. Schreier: Allgemeiner Theil des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. 1. Heft. Erlangen, Palm u. Enke 1897. — Die evangelischen Missionen, illustriertes Familienblatt, hrsgb. v. Julius Richter. III. Jahrg. 1897, Heft 9. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, hrsgb. v. Dr. Heinrich Braun. Bd. XI, Heft 1 u. 2. Berlin, Carl Heymann 1897. — Dr. Julius Meyer: Die Burggrafen von Nürnberg im Hohenzollern-Mausoleum zu Heilsbronn in Wort und Bild. Ansbach, C. Brügel u. S. 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 11. September. Nummer 204.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Die Venus von Milo. Von Heinrich Bulle. — Lowell als Humorist und Dichter. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Venus von Milo.

Die Venus von Milo ist ohne Zweifel die populärste Statue aus dem Alterthum, und sobald etwas „neues“ über sie auftaucht, verfehlen die weitesten Kreise nicht, sich dafür zu interessiren. Vor einiger Zeit ist wieder einmal eine Nachricht über sie durch alle Blätter gegangen, die angeblich eine neue und sichere Mittheilung über Zeit und Zustand ihrer Entdeckung enthalten sollte. Ein Marquis de Trogoff hatte an die französische Zeitschrift „Illustration“ (12. December 1896) einen Brief gerichtet, in dem er eine Aufzeichnung aus den Tagebüchern seines Vaters bekannt gibt, der im Jahre 1822 als Seecadett an Bord der Corvette „Espérance“ mit dem französischen Levantegeschwader im Mittelmeer kreuzte. Trogoff erzählt in seinen „Notes maritimes“, daß „während unsres Aufenthalts in Milo“ ein Bauer die Statue einer Venus fand, und fügt hinzu, daß „sie wohl erhalten war und in den Händen einen Apfel hatte“. Nach Ausweis des Schiffstagebuches des Commandanten der „Espérance“ ankerte die Corvette vom 4. bis 11. März vor der Insel und fuhr dann nach Smyrna, während das übrige Geschwader vor Milo blieb. Aus diesen Mittheilungen hat man gefolgert: erstens, daß die Aphrodite nicht erst am 8. April gefunden sei, sondern schon früher, und daß zweitens bei der Entdeckung ihre beiden Arme noch erhalten waren.

Beides ist falsch, wie Salomon Reinach in der „Chronique des arts“ vom 9., 16. und 30. Januar 1897 und in einem Briefe an „The Nation“ vom 25. März 1897 nachgewiesen hat. Denn wir haben weit sicherere Documente. Am 11. April schrieb der Commandant der Fregatte „Bonite“ an den französischen Generalconsul in Smyrna, David, daß vor 3 Tagen, also am 8. April, ein Bauer — er hieß Yorgos — eine Aphroditestatue, und zwar zunächst nur den oberen Theil, gefunden habe. Am 12. April schlägt der französische Consularagent auf Melos, Brest, dem Generalconsul in Smyrna den Ankauf der Statue für die französische Regierung vor, wobei er ausdrücklich bemerkt: les bras sont cassés. Die französischen Offiziere besichtigen den Fund. Am 19. April ist auch der Unterkörper der Venus und zwei Hermen, die daneben standen, gefunden, denn Dumont d'Urville, Cadett an Bord der „Chevrette“, macht an diesem Tage einen Bericht an seinen Commandanten, in dem er die (falsche) Angabe gibt, daß beide Theile durch Eisenklammern verbunden gewesen seien. Die Hand mit dem Apfel war ebenfalls schon gefunden, denn man disputirte darüber, ob es Aphrodite mit dem Apfel des Paris sei, oder die Göttin von Melos mit dem redenden Symbol der Insel. Diesen Zeugnissen gegenüber sind die Schlüsse aus den Angaben Trogoffs hinfällig, denn er befand sich um diese Zeit in Smyrna und hat dort, vermuthlich durch den Generalconsul David, von dem Funde gehört und seiner im Tagebuche gedacht. Uebrigens behauptet er mit keinem Worte, daß er die Statue gesehen habe, und fügt nur hinzu, daß man sie wegen des Apfels für die Göttin der Insel halte. Wenn er sagt, daß der Fund „während unsres Aufenthalts vor Milo“ gemacht worden sei, so ist dabei nicht einmal ein Irrthum Trogoffs anzunehmen. Denn er hatte nach Reinachs einleuchtender Erklärung offenbar das ganze Geschwader im Sinne, das vor der Insel liegen geblieben war, während sich nur das Flaggschiff „Espérance“ mit dem Geschwaderchef an Bord nach Smyrna begeben hatte. Für die Fundgeschichte der Venus von Milo ist also aus Trogoffs Notizen nichts neues zu lernen.

Der Consularagent Brest in Milo hatte den Finder verpflichtet, die Statue nicht eher zu verkaufen, als bis er wisse, ob sie der französische Gesandte in Konstantinopel, de Rivière, erwerben wolle. Die „Estafette“, die deßwegen mit einer Anfrage nach Konstantinopel geschickt wurde, kam am 22. Mai zurück und brachte den Gesandtschaftssecretär de Marcellus mit, der den Kauf vollziehen sollte. Aber unterdessen hatte ein armenischer Priester die Statue für den Prinzen Muruſſi gekauft. Brest seinerseits hatte anfangs zu verhindern gewußt, daß sie auf irgend einem der im Hafen liegenden Schiffe verladen werden konnte. Aber gerade als die „Estafette“ einlief, sollten die einzelnen Theile auf einer Barke in eine aus Ragusa stammende, aber unter türkischer Flagge segelnde Brigg verschifft werden. Die „Estafette“ setzte sofort ein Boot aus, und es gelang dem Herrn de Marcellus nach schwierigen Verhandlungen, die Statue für Frankreich zu retten. Am 25. Mai verließ die „Estafette“ den Hafen mit der Statue an Bord, für die die lächerlich geringe Summe von 836 Piastern, nach dem damaligen Stande etwa 550 Francs, bezahlt worden war.

Ueber diese Dinge berichtete Brest an den Gesandten in Konstantinopel. Er hatte sich um die Erwerbung ein unbestreitbares Verdienst erworben. Aber in seiner eigenen Phantasie hat es sich später allzu sehr vergrößert, so daß er von einer weiteren Schlacht erzählte, die bei der Einschiffung der Statue zwischen Griechen und Türken stattgefunden habe und in der er, mit einem Säbel und einem großen Knüppel bewaffnet, selbst mitgethan habe. Ebenso hinfällig ist Brests spätere Behauptung, daß er die Statue noch mit beiden Armen gesehen habe, denn alles das kann aus seinen eigenen Briefen widerlegt werden. Wir sind heute sicher, daß sie so, wie sie der Bauer fand, in den Louvre gekommen ist.

Die ältesten bildlichen Zeugnisse über den Zustand der Statue sind zwei Umrißzeichnungen, die ein gewisser Boutier, damals „élève de première classe“ an Bord der „Estafette“, kurz nach der Auffindung auf Melos gemacht hat, die er aber erst 1874 veröffentlichte, als die literarische Hochfluth um die Venus immer mehr anschwoll. Boutier gibt die beiden Theile der Venus noch getrennt. Er zeichnet zugleich die zwei Hermen ab, die neben der Aphrodite in derselben Nische gefunden wurden. Unter diesen heute im

Louvre befindlichen Hermen zeichnet er nun merkwürdigerweise zwei Inschriftblöcke, die heutzutage beide verschwunden sind, obwohl sie für die Zeitbestimmung und Ergänzung der Statue von entscheidendem Gewichte sind. Da Salomon Reinach in den angeführten Artikeln, und daran anknüpfend Furtwängler soeben in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie (1897, philosophisch-philologische Classe, Heft III, S. 414 f.) über diese Inschriften neue Beobachtungen veröffentlicht haben, so sei das Resultat hier kurz dargelegt. Die eine dieser Inschriften, die Voutier unter der unbärtigen Herme zeichnet, ist die Signatur eines Künstlers Agesandros (oder Alexandros, da die ersten vier Buchstaben nicht erhalten sind) aus Antiochia am Maeander. Der Block, der die Inschrift trägt, war mit in den Louvre gekommen; er ist an der linken Seite schräg abgeschnitten gewesen und dieses Stück paßte genau in einen Ausschnitt an der Fußplatte der Aphrodite, so daß die Inschrift im Louvre sofort mit der Statue vereinigt und das Ganze von dem Zeichner Debay in einer Skizze festgehalten wurde. Keiner der damaligen Augenzeugen hat das Zusammenpassen der beiden Theile bezweifelt; wohl aber glaubte man, da damals die uns jetzt so wohl bekannte Technik des Aneinanderstückens an antiken Bildwerken noch kaum beobachtet war, daß es sich hier um eine im Alterthum vollzogene Restaurirung handle. Es herrschte damals im Louvre vor allem auch der Wunsch vor, in der Statue ein Originalwerk aus der Zeit des Phidias oder Praxiteles zu sehen, und dem widersprach die Inschrift, denn die Vaterstadt des Agesandros ist erst im Jahre 280 v. Chr. gegründet worden. Diesem Bestreben haben wir es zu verdanken, daß die so ungemein wichtige Inschrift spurlos verschwunden ist. Man hat einfach einen Zeugenmord begangen. Trotzdem hat Furtwängler in seinen „Meisterwerken der griechischen Plastik" auch im einzelnen den Nachweis führen können, daß die Zusammengehörigkeit von Statue und Inschrift für uns bindend sein muß, wie übrigens auch eine Anzahl anderer Archäologen immer an dieser Zusammengehörigkeit festgehalten hat.

Da auf Debay's Zeichnung auf der Oberseite des Inschriftblockes ein viereckiges Einsatzloch sichtbar ist, so kann hier nichts anderes gestanden haben als ein pfeilerförmiger Gegenstand. Furtwängler ergänzt also einen hohen schlanken Pfeiler, auf den die Göttin sich mit dem erhobenen linken Ellenbogen auflehnt, während die linke Hand, von der der größere Theil erhalten ist, einen Apfel hält. Für diese Composition hat er eine große Anzahl von Analogien in Terracotten, geschnittenen Steinen und Münzen nachgewiesen, so daß seine Restauration, die der Bildhauer Possenti in Berlin an einem verkleinerten Modell ausgeführt hat, auf die breiteste wissenschaftliche Basis gegründet ist. Die Inschrift des Agesandros gehört ihrem Schriftcharakter nach etwa in das 2. Jahrhundert v. Chr., und damit steht die künstlerische Eigenart der Statue nach dem Stande unsres heutigen Wissens im besten Einklang.

Salomon Reinach seinerseits hat noch immer den innigen Wunsch, die Statue der Schule des Phidias zuzuschreiben. Er sucht sie deßhalb von jedem Zusammenhang mit der Künstlerinschrift loszulösen, gestützt auf Voutiers Zeichnungen. Wie schon gesagt, bildet Voutier die Inschrift unmittelbar unter der einen der Hermen ab. Wollte man nun annehmen, daß die Herme wirklich darauf gestanden habe, so entsteht, wenn man sie sammt dem Inschriftblock an die Statue heranschiebt, eine ganz ungeheuerliche Composition, indem die Göttin ihren linken Arm hoch erhebt über einer Herme, die ihr gerade bis an die Hüften reicht. Die Unmöglichkeit dieser Verbindung zeigt ein schon früher von Tarral in diesem Sinne gemachter Versuch. Es läßt sich aber zeigen — was Furtwängler in der genannten akademischen Abhandlung ausführt —, daß der Zeichner willkürlich Unzusammengehöriges vereinigt hat. Denn auch die andere der beiden Hermen hat er auf eine Inschriftplatte gesetzt. Dieses ist aber eine schmale Platte, die oben mit einem ausladenden Profil versehen ist. Das allein beweist schon, daß die beiden Theile nicht zusammengehören können; denn Hermen werden entweder in einfache rechteckige Blöcke oder in runde profilirte Trommeln eingelassen. Außerdem nennt nun die Inschrift, was Reinach mit Hülfe Hiller v. Gärtringens erkannt hat, einen Theodoridas, des Daistratos' Sohn, von dem eine andere Inschrift von Melos sich in Athen befindet. Nach den Schriftformen dieses zweiten Documents lebte Theodoridas in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. Reinach schließt nun, da die Venus mit zwei Hermen, der einen aus dem 4. Jahrhundert, der andern aus einer Zeit nach 280 v. Chr., zusammen gefunden ist, daß keine von beiden mit der Statue etwas zu thun habe, und daß man also die Hände frei bekomme, die Aphrodite durch den Vergleich mit der künstlerischen Vollendung der Elgin Marbles in Phidias' Zeit zu setzen. Ueber dieses letztere Argument wollen wir lieber nicht weiter reden. Der methodisch allein richtige Weg ist vielmehr, an der Vereinigung der Agesandrosinschrift mit der Statue festzuhalten und Voutiers Zeichnungen in Bezug auf die Zusammengehörigkeit der Inschriften mit den Hermen die Glaubwürdigkeit abzusprechen. Voutiers Unzuverlässigkeit im einzelnen wird auch dadurch bewiesen, daß er die Standplatte der Venus nicht, wie sie wirklich ist, unter dem linken Fuße abgeschnitten zeichnet, sondern sie willkürlich zu einem Rechteck ergänzt.

Aus den hier in aller Kürze und unter Uebergehung der Einzelheiten wiedergegebenen Grundzügen von Furtwänglers Beweisführung geht also hervor, daß das thatsächlich zu Ermittelnde folgendes ist: die Aphrodite setzte ihren linken Fuß (der für sich gearbeitet war) auf ein gesondert gearbeitetes Plinthenstück, das etwas höher war als die übrige Fußplatte und das die Künstlerinschrift des Agesandros von Antiochia am Maeander trug. Ueber der Inschrift erhob sich ein pfeilerartiger Gegenstand, der in seiner Verlängerung nach oben den erhobenen linken Ellenbogen der Göttin gestützt haben muß. Furtwängler schiebt, wie schon gesagt, hier einen einfachen schlanken Pfeiler ein und stützt sich dafür namentlich auf die Thatsache, daß ein berühmtes Bild der Tyche von Melos, von dem wir auf Münzen und Reliefs Nachbildungen besitzen, sich auf einen ebensolchen hohen Pfeiler lehnte. Auch in hellenistischen Terracottastatuetten, die sich an Motive der statuarischen Kunst anlehnen, ist dieses hohe Aufstützen sehr beliebt, so daß eine große Reihe von Denkmälern der Furtwängler'schen Reconstruction als Analoga zur Seite stehen. Ein Bedenken gegen sie kann also vom historisch-kritischen Standpunkte aus in keiner Weise erhoben werden. Es fragt sich nur, ob sie auch künstlerisch ganz befriedigt.

Furtwängler hat selbst empfunden, daß das nicht innerlich motivirte hohe Aufstützen des linken Arms, ferner die lange gerade Linie des Pfeilers neben dem rhythmisch gegliederten Körper bei den großen Dimensionen der Statue nicht eben günstig wirken würden. Er hat gewisse Schwächen, die dem Bildwerk auf diese Weise anhaften würden, mit der Art seiner Entstehung erklärt, da der Künstler hier offenbar zwei Typen vereinigt, den der schildhaltenden Aphrodite und den der Tyche von Melos. Der erstere, im 4. Jahrhundert vor Christus entstanden und am besten erhalten in einer aus Capua stammenden römischen Wiederholung in Neapel, zeigt die Göttin, wie sie mit hoch erhobener Linken den oberen Rand eines großen Schildes faßt und die Rechte unten an den auf das Knie gestützten Schildrand anlegt, während sie abwärts blickend ihr Bild

Digitized by Google

in dem spiegelnden Rund betrachtet. Der Künstler ließ, nach Furtwänglers Erklärung, den Schild fort und fügte zur Motivirung des erhobenen linken Arms die ihm von der Tyche von Melos und zahlreichen anderen Werken her bekannte hohe Stütze ein.

Es fragt sich indeß, ob man auf dem von Furtwängler gewiesenen Weg nicht vielleicht noch einen Schritt weiterkommen kann, um zu einer künstlerisch ganz einwandfreien Lösung zu gelangen. An dem einstmaligen Vorhandensein eines Pfeilers ist nach meiner Ueberzeugung nicht zu rütteln. Aber warum muß er bis oben hinauf geführt gewesen sein? An einer Gruppe römischen Ursprungs in der Villa Borgheſe, in der eine Aphrodite von gleichem Typus mit Mars gruppirt ist, befindet sich neben ihrem linken Bein ein etwa bis zur Hüfthöhe reichendes viereckiges Postament, unmittelbar daneben aber ein Baumstamm, der dem rechten Bein des Mars Halt gibt. Der Künstler hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die beiden Stützen zu einer zu verschmelzen, sondern seine Vorbilder einfach an einander geschoben. An einer zur Hygieia umgewandelten Terracottastatuette vom gleichen Grundschema (abgebildet in Clarac's Musée de sculpture Taf. 556, Nr. 1175) befindet sich neben dem Bein ein hier für die Composition ebenfalls ganz bedeutungslos gewordener Pfeiler von gleicher Höhe. Wenn man nun die Wendung des Kopfes und die Haltung der Schultern an der Venus von Milo ins Auge faßt, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß neben dem Oberkörper etwas gewesen sein muß, was zwar die Aufmerksamkeit der Göttin nicht unmittelbar in Anspruch nimmt, was sie aber doch veranlaßt, sich nach dieser Seite hin zu wenden. Der Pfeiler muß also etwas getragen haben. Es bleiben zweierlei Möglichkeiten: entweder ein Götterbild oder ein lebendiges Wesen. Gruppirungen der Aphrodite mit einem meist in alterthümlichem Stil wiedergegebenen Venusidol, das als Statue gedacht ist, sind zur Genüge bekannt, aber das Idol nimmt meist eine untergeordnete Stellung als nebensächliche Stütze ein. Hier aber schenkt die Göttin ihm eine gewisse Beachtung. Also kann auf den Pfeilern kaum etwas anderes gestanden haben als Eros. Und zwar ist es das näher liegende, daß es nicht eine Statue des Gottes war, sondern er selbst. Ich denke mir die Gruppirung also derartig, daß die Göttin ihm den Arm vertraulich um den Nacken legt, und zwar so, daß nur der Unterarm (von dem nichts erhalten ist) auf seiner linken Schulter aufruhte, während die lässig gesenkte linke Hand den Apfel hält. Dann erklärt sich vollkommen nicht nur das hohe Erheben des Armes, sondern auch die halbe Wendung des Kopfes und Oberkörpers, die eine Beziehung zwischen beiden herstellt, ohne daß eine eigentliche Handlung sie zu verbinden brauchte. Auch für die rechte Hand erhält man die Möglichkeit, sie auf irgend eine Weise an dem Pfeiler zu beschäftigen, da sie nach Ausweis des fest angepreßten Oberarms weiter nach links hinübergegriffen haben muß, als es für ein einfaches Anfassen des Gewandes auf dem linken Oberschenkel nöthig wäre.

Es ist nicht dieses Ortes, im einzelnen die äußerliche Möglichkeit einer solchen Ergänzung zu erörtern. Daß sie eine künstlerisch befriedigende Lösung ergeben würde, scheint mir sicher. Denn während neben der unteren Hälfte mit ihren ruhigen und festen Umrissen die geraden Linien des Pfeilers nach rechts (vom Beschauer) einen vollkommen entsprechenden Abschluß geben, erhalten wir neben den bewegteren Formen des Oberkörpers ein im Contur wie in der Einzeldurchführung ebenso belebtes Gegengewicht; die auffallend harte Linie, die von der linken Achselhöhle zur Hüfte hinabführt, wird durch dieses Gegengewicht eines lebenden Körpers nicht nur überhaupt gemildert, sondern sie verliert auch ihre Geltung als Außencontur der ganzen Gruppe und wird deßhalb, weil sie nun Mittellinie der Composition ist, kaum mehr als hart empfunden werden.

Bis zu einem gewissen Grade läßt sich dieser aus rein künstlerischen Erwägungen entstandene Einfall auch aus unserm Denkmälervorrath stützen. Eine schon von Furtwängler herangezogene Statuette in Dresden, die zwar keine Wiederholung der Aphrodite von Milo ist, sondern nur das Motiv im allgemeinen wiedergibt, hat neben sich einen Pfeiler, der aber leider, wie auch die Arme, abgebrochen ist. Nach der Haltung der Armstumpfe müssen die Hände mit Irgend etwas beschäftigt gewesen sein, das auf dem Pfeiler stand. Furtwängler dachte an ein Musikinstrument. Ich glaube, daß es ein Eros war, und möchte diese Behauptung stützen durch den Hinweis auf eine im Berliner Museum befindliche Gruppe (Verzeichniß der Sculpturen Nr. 17). Neben einer Frau, die in Haltung des Körpers und der Arme eng mit der Dresdner Figur übereinstimmt, befindet sich allerdings nicht ein Pfeiler, aber ein Felsstück, das bis in Hüfthöhe reicht. Auf diesem aber steht ein Eros, von dem leider nur noch die Füße erhalten sind, so daß wir über die Art, wie Aphrodite ihn mit den Armen berührte, keinen Aufschluß erhalten. Jedenfalls ist es aber genau diejenige Zusammenstellung, die wir oben für die Venus von Milo gefordert haben. Daß die Berliner Gruppe Aphrodite und Eros darstellt, wird übrigens dadurch bewiesen, daß an dem Felssockel, der hier an die Stelle des Pfeilers tritt, ein Priapos angebracht ist. Als weitere Stütze für den neuen Ergänzungsvorschlag kann ich endlich eine Terracotte des Berliner Museums anführen, die in Gerhards gesammelten akademischen Abhandlungen auf Tafel 80, 1 abgebildet ist. Neben einer Frau mit entblößtem Oberkörper, die mit der Rechten das herabrutschende Gewand an der Hüfte festhält, steht auf einem halb hohen Pfeiler ein nackter Knabe, dem sie den linken Arm um den Nacken legt. Man sieht aus der Beschreibung, daß es genau die geforderte Composition ist. Nur ist der Pfeiler sammt dem Knaben dicht an den Körper der Frau herangeschoben, und der Kopf des Knaben reicht nur wenig über die Achselhöhle der Frau hinauf.

Jedenfalls zeigen die angeführten Beispiele, daß es eine Gruppirungsweise, wie wir sie für die Aphrodite von Melos vorschlagen, gegeben hat. In römischer Zeit ist der Typus der in den Schild blickenden Aphrodite, der ihr ja ohne Zweifel zugrunde liegt, zu einer Gruppe von Venus und Mars benutzt worden. Die Zusammenstellung mit Eros, der — nach hellenistischer Art vermuthlich in kindlichen Formen gebildet — durch einen Pfeiler bis auf gleiche Höhe mit dem Oberkörper der Göttin gehoben wird, ist ein ganz ähnlicher Gedanke, der möglicherweise zu jener anderen Composition hinübergeführt hat.

Vielleicht ermöglicht es eine weitere Umschau unter den Denkmälern, ein Monument zu finden, mit dessen Hülfe eine plastische Ergänzung der Venus von Milo in dem angegebenen Sinne zu wagen wäre. Sie müßte von einem Künstler versucht werden, der außer der Kenntniß der archäologischen Hülfsmittel ein hohes Maß von Anempfindung für den Geist der Antike besäße. Für jetzt mag es genügen, eine neue Anregung zur Lösung eines Problems versucht zu haben, das seit drei Vierteljahrhunderten Künstler und Gelehrte immer von neuem beschäftigt.

Heinrich Bulle.

Lowell als Humorist und Dichter.

Da der amerikanische Geistesheld Lowell an dieser Stelle bisher (Beil. Nr. 94 vom 28. April 1897) nur als Satiriker gewürdigt worden, so bleibt noch übrig, ihn als Humoristen gehörig zu werthen, wie auch als einen Mann, dem Gott

Apollo „der Lieder süßen Mund“ gegeben hatte, dies durch Verdeutschung eines seiner schönsten lyrischen Gedichte.

„Ich habe“, heißt es im Eingang zum ersten Theil seiner „Biglowpapiere“, „die Wahrnehmung gemacht, wohlwollender oder übelwollender Leser, wie es nun sein mag, daß es die Gepflogenheit eines Autors ist, bei der zweiten Auflage eines Buches oder bei seinem zweiten Werk Empfehlungen der ersten Veröffentlichung unter dem Titel „Meinungsäußerungen der Tagespresse“ beizufügen. Indem ich bedachte, daß derartige Notizen — weil sie doch nicht zur Hervorrufung wirklicher Meinungen bestimmt sind, hierfür auch keine allgemeine Geltung haben — eine rein ceremonielle Begleitung des Schriftthums darstellen und den Zeugnissen über die Wirkung mancher bedenklicher Allheilmittel ähneln, stellte ich zugleich die nachfolgende Erwägung an: es ist nicht nur „ökonomisch“, wenn eine Anzahl solcher, sonst von anderen gegen Entgelt verfaßter Notizen durch mich selbst angefertigt wird, sondern auch für den beregten Zweck förderlicher, wenn ich sie gleich der ersten Ausgabe beifüge, als die Nothwendigkeit einer zweiten abwarte, in welchem Fall es dann wohl nur von geringem Nutzen sein dürfte. Würde man doch für seine Jugenderfahrungen in der Kunst, einen Papierdrachen hochfliegen zu lassen, keinen sonderlichen Beweis liefern, falls man die Aufhängung des fraglichen Gebaumels bis zum zweiten Aufsteigversuch verschieben wollte.

„Es ist mir auch nicht entgangen und hat mich zum Nachsinnen veranlaßt, wie, sobald ein Circus oder eine Karawane sich zum Besuch von Jaalam (dem angeblichen, unserm „Posemuckel“ entsprechenden Wohnsitz Lowells) anschickt, der erste Schritt hierzu der ist: daß große, sehr verzierte „Programme“ zur Anheftung im Wirthshaus und in der Post vorausgesandt werden. Wenn die letzteren nun sattsam in Augenschein genommen worden und ihre Anziehungskraft, falls man von Fliegen absieht, verloren haben, sogar für Knaben — während des Schulunterrichts sind deren wechselseitige Mittheilungen durch Worte und Zeichen über die erwarteten Vorstellungen nicht zu unterdrücken —, dann erscheint eines schönen Morgens die bewußte Schaar in einem bunt bemalten Fuhrwerk oder Triumphwagen und macht die Runde durch die Straßen des Fleckens, indem sie sich mittelst Erz, Holz und Schaffell lärmend ankündigt. Dringen mir die aufregenden Töne nun immer mehr zum Ohr, so wünsche ich mir jene Augen des Aristarchus, „dessen Blicke waren wie die einem Knaben beigebrachten Schläge“. Dann gewahre ich den Vortheil einer gymnastischen oder einer auf alle Künste gerichteten Erziehung — mit fruchtlosem Jammern über verlorene Gelegenheiten — da sie von meinen kleinen Unterthanen, welche den schönsten Purzelbaum zu schlagen vermögen, oder auf einer dahinrollenden Tonne ganz sicher wandeln, am meisten geschätzt wird. Die Geschichte vom Rattenfänger zu Hameln erscheint mir zum erstenmal glaublich, weil ich schaue, wie obgedachte Töne, ohne daß irgend ein Anspruch auf Zauberkraft erhoben wird, die Schülerbeine in Bewegung setzen und sogar den Knabenerzieher dahin bringen, daß er ganz aus dem Häuschen ist. Damit unter solchen Verhältnissen meine königlichen Vorrechte (d. h. die unsres „Schulmonarchen“) keine Minderung erfahren, vertage ich die Verhandlungen meiner unruhigen „Gemeinen“ — die englische Bezeichnung für Unterhausmitglieder — und folge ihnen auf die Straße.

„Nach dem Brauch einer Wandertruppe der gedachten Art sende ich nunmehr die nachfolgenden, meinerseits daheim abgefaßten Notizen aus als eine kecke Ankündigung (der „Biglowpapiere“); denn ich weiß gar wohl, welch großer Vortheil aus daraus erwächst, daß unsre Barke den Hafen mit einer frischen Brise zu verlassen scheint. Nichtsdestoweniger habe ich mich in ausgleichendem Sinne dafür entschieden, auch etliche hinlänglich tadelnde Notizen vorzubereiten, damit Leser jeglichen Geschmacks eine ihrem Gaumen zusagende Schüssel finden möchten.“

Aus der Fülle der erdichteten Kritiken des Buchs, bei denen Lowell immer eine günstige mit einer abfälligen wechseln läßt, sind im nachstehenden nur die beiden ersten wiedergegeben, damit der Leser nicht ermüdet werde. Einem Blatt mit dem wunderlichen Titel „Universalliterarisches Weltall“ soll die nachfolgende anerkennende Beurtheilung entlehnt sein, bei welcher kleine Lücken durch Punkte angedeutet sind.

„Das Werk ist voll von Sätzen, die des Lesers Aufmerksamkeit fesseln. . . . . Unter einem ländlichen Gewand werden Gefühle dargeboten, welche dem Gedächtniß eines jeden moralischen und socialen Wesens anvertraut, in dessen Herz eingegraben werden sollten. . . . Wir betrachten das Werk als eine ganz einzige Leistung. . . . Wir hoffen, dasselbe bald in unsern Gemeindeschulen eingeführt zu sehen. Mr. Homer Wilbur (der erdichtete Veranstalter der Veröffentlichung) hat seine Pflichten als Herausgeber mit ausgezeichnetem Geschmack und Urtheil erfüllt. . . . Das ist eine Erzader, welche wir in glückhafter Weise weiter verfolgt zu sehen hoffen. . . . Wir begrüßen dieses Werk als einen Fortschritt zur Schaffung eines ursprünglichen, heimischen, echt amerikanischen Schriftthums“ — das gilt dem (auf dem Lande heimischen) Yankeedialekt mit seiner vom Englischen abweichenden Schreibung —, „wir freuen uns, einem Autor zu begegnen, der national genug ist, sich aus jener sklavischen Abhängigkeit von englischer Grammatik und Rechtschreibung zu befreien, welche unter uns zu häufig ist . . . Wo alles so gut ist, sind wir in Verlegenheit, Auszüge zu bieten. . . . Im ganzen mögen wir das Werk einen Band nennen, den keine einen Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Bücherei ihren Fächern einzufügen unterlassen sollte.“

„Eine Sammlung des reinsten Wortschwalls und Knüttelreims“, donnert der (sich kürzer fassende) Kritikus im „Schnapptruthahn“ von Hippinbottompotis darauf los, „den je zu erblicken wir das Unglück hatten. Der Autor ist ein gemeiner Spaßvogel, und der Herausgeber ein geschwätziger, langweiliger alter Narr. Wir reden hier eine starke Sprache. Aber sollten etliche von unsern Lesern das Buch durchblättern (vor welchem Unglück der Himmel sie bewahren möge), so werden sie Gründe für jene finden, so dick wie die Blätter der Vallombroser Pinuswälder“ — in dem bei Dante vorkommenden, von solchen eingefaßten „Schattenthal“ unsern Florenz — „oder, um einen noch stärkeren Vergleich zu gebrauchen, wie die vereinigten Köpfe von Autor und Herausgeber. Das Werk ist auf elende Weise ausgestattet . . . Wir möchten wissen, wie viel britisches Gold von diesem Verleumder unsres Vaterlandes und der reinsten Patrioten desselben eingesackt worden.“[1])

In einer „Notiz znm Titelblatt“ verbreitet Lowell sich auf ebenso ergötzliche Weise über die Gepflogenheit mancher Autoren, sich bei solchem nicht auf bloße Namennennung zu beschränken, vielmehr sich noch anderweit zu bezeichnen. „Es wird dem Leser nicht entgangen sein“, wird dort ausgeführt, „daß ich auf dem Titelblatt meines Werks jene ehrenden Zusätze zu dem Herausgebernamen weggelassen, welche nicht allein den Werth des Buchs erhöhen, sondern

[1]) Lowell kennzeichnet mit derartigen, einander entgegengesetzten Beurtheilungen des Für und des Wider ein altes Mittel, die Aufmerksamkeit des großen Lesepublicums auf eine neue Schrift zu lenken, dessen Kauflust anzuregen. Dasselbe wird schon zu Eingang des 18. Jahrhunderts in einem lateinischen Dialog von einem Gelehrten einem Federhelden angerathen. In neuerer Zeit trug der fragliche Gegensatz in Kritiken zu einer schnellen Verbreitung des Buches „Rembrandt als Erzieher“ bei, welches ja mehr als siebzigmal aufgelegt ist.

auch den Appetit des Lesers mehren und schärfen. Denn er hegt keineswegs nur die Vermuthung, daß die Ehrenmitgliedschaft literarischer und wissenschaftlicher Gesellschaften bei dem Empfänger einer derartigen Zier einen gewissen Grad nöthiger Auszeichnung voraussetzt; er ist vielmehr zugleich geneigt, sich eher und mehr einem Autor anzuvertrauen, welcher unter der schweren Verantwortung schreibt, einer der Träger des Ruhms solcher Körperschaften zu sein, wie die archäologische Gesellschaft von Dahomey und die literarisch-wissenschaftliche Akademie von Kamtschatka. Ich kann mir nicht anders denken, als daß die früheren Ausgaben von Shakespeare und Milton eine schnellere und allgemeinere Aufnahme gefunden hätten, wenn die einschlägigen Titelblätter nicht so trocken (auf die bloße Namennennung beschränkt) gewesen wären. . . . Ich vermuthe, daß es ein Gefühl von der Wichtigkeit der berührten Vorsicht war, das den Mr. Locke — den bekannten scharfsinnigen britischen Denker — bewog, sich auf dem Titelblatt seines Essays mit Gentleman zu bezeichnen, was für seine Leser bedeuten sollte, daß sie seine Physik auf die Ehre eines solchen hin annehmen könnten.

„Nun fand ich aber, daß ich (ohne mich zu erniedrigen zu einer mit der Würde verschiedener Gesellschaften unverträglichen Anwendung kleineren Drucks) die meinerseits in Aussicht genommene Liste nicht in die Grenzen einer einzigen Seite zusammenzudrängen vermochte, und ich sann darüber nach, wie mein Vorgehen wohl den Eindruck anständiger Bescheidenheit hervorrufen könnte. Da habe ich es denn vorgezogen, den Leser sozusagen beiseite in mein Privatcabinet zu nehmen und ihm daselbst nicht nur die bereits in meinem Besitz befindlichen Diplome zu zeigen, sondern ihn auch zum prophetischen Erschauen derjenigen zu verstatten, die ich ohne ungehörige Anmaßung insofern erhoffen darf, als sie nicht außerhalb dessen liegen, was menschliche Ehrbegier und Bestrebung erreichen können. . . . Der achtsame Leser wird bemerken, daß ich meiner Liste die Namen verschiedener cisatlantischer Gesellschaften beigefügt, denen sonst gewöhnlich keine Stelle eingeräumt wird. Ich habe das nicht nur zwecks Ermuthigung des nationalen Ehrgeizes und Genius zu thun gewagt, sondern auch, weil ich für meine Person niemals zu begreifen vermochte, inwiefern bei einer gelehrten Körperschaft die örtliche Entfernung derselben — falls wir die Körperschaft nicht etwa am Ende eines Hebebaums vermuthen dürfen — das Gewicht ihres Namens vermehren könnte. . . . Indeß habe ich mit geziemender Unterordnung unter den Volksglauben, daß Auszeichnungen der beregten Art bei ihrer Reise zu uns durch jede Meile mehr im Werth steigen, die Namen einiger leidlich entfernten literarischen und anderen Gesellschaften mit den übrigen vermischt." Nach vorstehenden Auseinandersetzungen bietet Lowell uns eine lange, dem Herausgebernamen angehängte Liste von ehrenden Auszeichnungen in lateinischer Sprache, und zwar an letzter Stelle den Titel „correspondirender Secretär der Gesellschaft für Ausbreitung allgemeiner Finsterniß".

„Als vor mehr als drei Jahren", wird uns im Eingang der Einleitung von Lowell weiter berichtet, „mein begabtes junges Pfarrkind Mr. Biglow mir bei einem Besuch die ersten seiner Gedichte (mit welchen er den kühnen Versuch, bei einem Stadtblatt anzukommen, unternehmen wollte) zur Beurtheilung unterbreitete, kam mir auch nicht im geringsten in den Sinn, daß seine Hervorbringungen in einem schönen Sammelbande durch mich selbst in die erhabene Gegenwart des Lesepublicums hinausgesandt werden würden. . . . Ferne sei es von mir, irgend welchen Ruhm für die unerwartete Volksthümlichkeit zu beanspruchen, zu der im vorliegenden Falle ländliche Töne erfreulicherweise gelangt sind. . . . Aber ich darf wohl sagen, daß ich nicht unempfänglich dafür war, in den Gedichten einen besondern an Koboldgeister gemahnenden säuerlichen Geschmack zu erkennen, da solcher für einen durch Süßigkeiten veredelter Früchte verwöhnten Gaumen weder unangenehm, noch ungesund ist."

„Hier, geduldiger Leser", heißt es in der Folge am Schluß des ersten Bandes der Biglowpapiere, der ja viele Satiren (zumeist im Yankeedialekt gereimte) auf politische Zustände Nordamerika's enthält, „nehmen wir Abschied von einander, hoffentlich nicht ohne gegenseitige Befriedigung. Ich sage geduldiger Leser, denn ich liebe jene Art Leser nicht, welche sich aus ihrer Höhe herabläßt und über die Oberfläche der Seiten dahinstreift, wie Schwalben über einen Teich vor dem Regen. Seitens solcher Leser werden nie Perlen gesammelt werden. Wenn nun aber keine Perlen da sind — in der That ist die Welt nicht ohne Beispiele von Büchern, aus denen selbst der am tiefsten hinunterfahrende Taucher nur eine Hand voll Schlamm heraufholen würde —, so laßt uns wenigstens hoffen, daß die Ausdauer einen angemessenen Lohn empfahen werde durch eine Auster oder ein paar Austern. Gibt es aber weder Perlen noch Austern, so ist doch die Geduld an sich schon ein Kleinod, welches wohl werth ist, daß man darnach taucht.... Ich bin mir", erklärt Lowell weiterhin, „einigermaßen einer eigenartigen Geistesbildung bewußt, die mich (wie diese und jene Locomotive mit ihrem Wagenzug) zwingt, eine kurze Strecke weit zurückzulaufen, um einen bessern Anfang des Laufes zu bewerkstelligen. Ich kann mich mit einem bei hoher See vom Felsen hinunter fischenden Manne vergleichen, welcher bei einer kleinen Bewegung der Ruthe irrthümlich das Anbeißen eines größeren Fisches vermuthet und bei plötzlichem Hochziehen derselben gewahrt, daß er nur „Grund gefischt", daß er ein Knäuel verschiedener Algen heraufgeholt, unter denen ein Naturforscher nichtsdestoweniger etwas finden mag, die Enttäuschung des Anglers wieder auszugleichen."

Mit allerlei Humoren behandelt Lowell zwischendurch das Treiben der „Maschinenpolitiker" vor einer Präsidentenwahl, insbesondere, daß jeder Candidat einer großen Partei sein „Programm" in möglichst allgemeinen Ausdrücken und Wendungen abzufassen hat. „In unsern Zeiten", läßt er sich vernehmen, „kenne ich nichts, was dem Orakel der Alten dermaßen nahe kommt, wie der Brief eines Präsidentschaftscandidaten. Bei den Griechen war allen denen, welche zur Befragung eines Orakels schreiten wollten, streng untersagt, sich mit Bohnen gütlich zu thun, und man nimmt an, daß des Pythagoras gleiches Verbot für seine Schüler die Fernhaltung von Politik in sich schloß, weil Bohnen (schwarze und weiße), wenn auch nur in ihrem gewöhnlichen Zustand, bei Abstimmungen Verwendung fanden, d. h. im vorliegenden Fall bei der Wahl von Bürgern zu Aemtern. Wenn viele Gelehrte — nicht ohne Unterstützung von Cicero — dies auch mit der Annahme erklären, derzufolge die sogenannte Materie den Geist abstumpft, so wird das doch durch die größere Erfahrung von Neuengland widerlegt. Im ganzen erachte ich es bei Orakeln für das sicherste, die Regeln jener Deutung zu befolgen, welche jetzt für Auslegung von Fabeln, sprichwörtlichen Wendungen, ja schwierigen Punkten überhaupt Geltung hat und dahin geht: man ermittelt eine dem gesunden Menschenverstand entsprechende Bedeutung und wählt dann dasjenige, was ihr das denkbar entgegengesetzteste ist. Demgemäß gelangen wir hinsichtlich politischer Wahlen bei den alten Griechen zu dem Schluß, daß es anstößig erschien, Fragen an Candidaten zu richten, und das sehr natürlicherweise, wenn es sich, wie ich meine, keineswegs hauptsächlich darum handelte, zu entdecken, was jemand nach der Wahl thun werde, als darum, ob er zu wählen sei.

Digitized by Google

„Aber da eine Nachahmung der Griechen in diesem besonderen Punkte kaum erhofft werden kann und unsre Candidaten — mögen sie befragt werden, oder nicht — sich auslassen werden, so möchte ich empfehlen, daß die der Wahl vorhergehenden Erklärungen sinnbildlich abgegeben, gleich den diplomatischen Correspondenzen der Skythen, oder daß sie auf die Zeichensprache beschränkt werden, wie die berühmte Zusammenkunft zwischen Panurg und Goadsnose (vermuthlich zwei Figuren einer älteren Dichtung). Dann vermöchte ein Candidat allen etwaigen Interpellationsausschüssen eine passende Antwort durch Zukneifen des einen Auges zu ertheilen oder dadurch, daß er ihnen ein Fläschchen mit ägyptischer Finsterniß vorweist, damit die betreffenden Wählerschaften Vermuthungen darüber anstellen können.“ Aehnliches wäre in Deutschland vielleicht für Mandatsbewerber insofern empfehlenswerth, als auf sie wohl der Eingang der sprichwörtlichen Beantwortung der Frage, wann am meisten gelogen wird, zu beziehen ist: „vor den Wahlen, wie während eines Krieges und nach einer Jagd. Des Candidaten gestreifte Antworten würden sich mit jedweder etwaigen auf seine Vergangenheit bezüglichen Deutung vertragen, welche durch die Anforderungen des politischen Feldzugs nöthig werden dürfte, und er wäre in der Lage, seine Stellung auf jeder beliebigen Seite des Parteikampfplatzes mit ganzer Festigkeit einzunehmen. Oder wenn zwei Briefe (gleichzeitig) abzufassen wären, ließe sich ein vortheilhafter Gebrauch von der Bilderschrift des Dightonfelsens machen — Dighton ist ein Ort in Massachusetts — oder von der Keilschrift, hinsichtlich deren jeder Entzifferer im Stande ist, eine neue Ansicht vorzubringen, wasmaßen denn wir und die ganze Nachwelt durch einen behauenen Stein oder zwei mit einem sehr ausgiebigen und mannichfaltigen Stoff authentischer Geschichte zu versorgen sind. Selbst die kürzeste in der gewöhnlichen Handschrift abgefaßte Epistel ist gefährlich. Kaum irgend eine Schreibart ist so zusammengedrängt, daß nicht überflüssige Worte bei ihr entdeckt werden könnten. Ein strenger Kritiker vermöchte sogar jene berühmte Kürze Cäsars (in dem „Ich kam, ich sah, ich siegte“) um zwei Drittel zu beschneiden, indem er seine Feder durch das überflüssige veni und vici zieht. Vielleicht steckt der sicherste Hoffnungsgrund in dem schnell sich ausbreitenden Bestreben, stetig weniger und immer weniger Befähigung von den Candidaten zu fordern“, — sollte das in Deutschland nicht auf die Abgeordnetenwahlen zu den beiden letzten Reichstagen zutreffen? „Als überflüssig werden jetzt Staatsmannschaft, Erfahrung und der Besitz von Grundsätzen (ja sogar das Vorgeben von solchen) bereits verworfen. Und dürfte der Vaterlandsfreund nicht vernünftigerweise hoffen, daß die Fähigkeit, zu schreiben, folgen werde?“

Lowell spottete ja schon lange vordem, wie früher bereits erwähnt worden, über einen weltklugen, die Abgabe eines politischen Glaubensbekenntnisses umgehenden Präsidentschaftscandidaten, welcher stolz darauf, keine Principien zu haben, kein Whig und auch kein Tory ist, sondern eine Art von „Perriwig“ — das bedeutet eine Perrücke, die mit dem menschlichen Haupthaar vermischt getragen wird, zufolge einem der neuesten „Lexikographen“.

Als Probe für die einschneidende Kraft Lowell'scher Ausdrucksweise selbst beim bloßen Reimen und zugleich als Uebergang von solchem zur Dichtkunst mag hier ein kurzes Gedicht mit ernstem Gegenstand, das von Bruder Jonathan mit seiner bekannten Neigung zur Selbsthülfe oft angeführt wird, eine Stelle finden.

„Nimmst du ein Schwert und ziehst es kräftig
Und behaust 'nen Keil mit durch im Nu —
Das braucht nicht erst der Staat zu ahnden,
Da schickt dir Gott 'ne Rechnung zu.“

Unter den zahlreichen längeren Gedichten unsres Geisteshelden gibt es politische, kraftvolle und lyrische, tief empfundene. Wir wählen aus einer (zu Boston erschienenen) Auslese der letzteren ein besonders zartes und edles „Meine Liebe“ aus, welches er im Alter von 21 Jahren seiner Gattin widmete, die ihm später nach achtjähriger überaus glücklicher Ehe durch den Tod entrissen wurde.

„Nicht allen Frauen gleicht die eine,
Die meiner Seele wunderwerth;
Gedanken, hohe, edle, reine
Von fern ihr nahn beim Sternenscheine;
Mein bleibt ihr Herz am trunten Herd.

Gefühle tief sind ihr gegeben,
Die gröbre Seelen nie gekannt;
Gott gibt sie ihr allein, sie weben
Musik um mich, wie Windesbeben
Leis säuselt durch das weite Land.

Sie ist nicht auf sich selbst beschränket,
Ob traut so holde Wohnung auch;
Der kleinsten Pflicht sie treu gedenket,
Kein Fleck so dunkel und verseutet,
Daß sie ihn nicht in Licht eintauch'.

Die kleinen süßen Freundlichkeiten
Von vielen ungethan, veracht't;
Sie übt sie aus zu allen Zeiten;
Nur einem Herzen Trost bereiten,
Das dünkt ihr vieles gut vollbracht.

Nichts Irdisches ist ihr geringe,
Und ob sie scheint von höh'rem Grad —
Geduldig fultet sie die Schwinge;
Damit ihr Lieben nne umschlinge,
Geht sie der Erde rauhen Pfad.

Ein Segen ist sie, Gottessegen;
Und Thoten thut sie linde, leis
Und lautlos, wie der Schnee fällt — hegen
Das Schwache, und das Zarte pflegen
Ist ihre Freude, ist ihr Preis.

Sie ist so schön — und dazu giebet
Ihr Leben Klang der Harmonie;
Das blaue Auge, so geliebet,
Hat nie Gedankenhuuch getrübet,
Der nicht so klar, so wahr wie sie.

Sie ist ein Weib, duch Duft der Reinheit
Der ersten Kinder-Frühlingszeit
Umschwebt sie auch voll süßer Feinheit,
Obschon sie weiß, daß die Gemeinheit
Im Leben Raum hat und das Leid.

Ich liebe sie mit Liebesfülle
So still und mächtig wie ein Fluß
Der, hohen Thurm und niedre Mühle
Gleich spiegelnd, strömt im Frohgefühle
Und fließt duch immer, wie er muß.

Auf seinem heit'ren Busen liegen,
Wie Inseln still, die Pflichten mein,
Um die die Wasser klar sich schmiegen,
Daß fruchtbar, grün und hold sie liegen,
Heimstätten süß, da gut ist sein.“

Bekannter als die hier gekennzeichnete Lyrik Lowells ist diejenige Longfellows, seines Vorgängers in einer Collegeprofessur, mit dem ihn eine innige Freundschaft, sowie Gemeinsamkeit literarischer Interessen lebenslang verband. Die Anerkennung, welcher beide sich in ihrer Heimath erfreuen, beweist, daß in dem bei uns so verschrieenen „Lande des Dollars“ der Idealismus hoch gehalten wird. Hiefür spricht auch die neulich erfolgte Ernennung von Botschaftern an zwei europäischen Höfen. Mr. Andrew White in Berlin ist Verfasser eines rühmenswerthen Werkes über den Aberglauben, während ein volksthümlicher Dichter, Mr. Hay, den einst von Lowell ausgefüllten Londoner Posten angenommen hat. F. v. S.

Mittheilungen und Nachrichten.

E-m. Das Museum. Kunstzeitschrift, herausgegeben von Dr. Graul und Dr. Steetiner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Das Museum hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens eine große Beliebtheit gerade in den gebildeten und sogar bei den gelehrten Kreisen Deutschlands erworben; nicht mit Unrecht. Das große, glücklich gewählte Format der Reproductionen, die recht gründlichen Erklärungen, die nicht nur in langen Aufsätze von Fachmännern über die verschiedensten Fragen alter und moderner Kunst sind Grund genug, das Unternehmen populär zu machen. Die Reproductionen sind trotz des billigen Preises nicht schlecht; fast alle sind im großen und ganzen klar; manche, wie die der vier Apostel von Dürer, allerdings sehr flau, andere dafür wieder sehr unsprechend, z. B. die der Spinnerinnen von Velasquez, oder der Staalmeesters von Rembrandt. Durchweg gut gelungen sind die Wiedergaben der plastischen Werke. Den hier reproducirten Kunstwerken sind Besprechungen beigegeben, die sich oft über die einfache Beschreibung hinaus zur Kritik erheben und sehr häufig mit guten kunsthistorischen Notizen gewürzt sind; die der Werke unsres Jahrhunderts, wo ja genügende historische Vorarbeiten noch nicht geschaffen sind, befriedigen dagegen nicht immer; so ist die des Hypochanders von Spitzweg ziemlich verunglückt. Seltener ist das aber für die älteren Werke der Fall, z. B. bei dem berühmten Selbstportrait des Delfter Vermeer, wo man den Eindruck hat, als ob dem Berichterstatter dieses wichtige Bild nicht mehr klar in Erinnerung gestanden habe. Die selbständigen Aufsätze sind durchweg lesenswerth, wenn sie auch nicht alle gleich gut sind. Wölfflins Artikel über Raphael als Portraitisten berührt wohlthuend in seiner vorsichtigen Zurückhaltung von der sicher übertriebenen Werthschätzung des Urbinaten, für den die heutige Zeit, wenn sie sich selbst konsequent sein will, ein anderes Urtheil schaffen muß, als sie es von früheren Generationen übernommen hat. Kekule u. Strondonitz' Aufsatz über die Beurtheilung der Antike ist ein Beispiel solcher Consequenz. Er weist aufs neue auf die immer noch nicht genug gewürdigte Thatsache hin, daß die Werke der Antike, die um Anfang dieses Jahrhunderts bekannt waren, die aber die meist bewunderten sind, vorsichtiger beurtheilt werden müssen, als wir es im Vertrauen auf Winckelmann und Lessing immer noch thun. Nützt kunstgenußsüchtiges Mäcenatenthum und beklagenswerthe Restaurationsfertigkeit haben ja diesen Arbeiten durch Abschaben der Oberfläche, Auspoliren der verwitterten Theile und unverständiges Ergänzen oft den künstlerischen Werth fast ganz genommen. Die Aufsätze erstrecken sich, wie oben bemerkt, auf das ganze Gebiet der Kunstgeschichte; dem entspricht die Auswahl der Reproductionen, die mit großer, wohl zu großer, Vorurtheilslosigkeit Werke fast aller Zeiten und Richtungen bringen. Manches heute nicht mehr viel bekannte, wie die Dantebarke des Delacroix, wird uns wieder ins Gedächtniß gerufen, anderes aber, wie Dannekers Schillerbüste, die man ruhig den Schlaf der Vergessenheit schlafen lassen sollte, uns unnöthigerweise wieder vorgeführt. Es gibt unter den erhaltenen Schätzen der Kunst so viel des Großen und Größten, daß man bei einer Publication wie das „Museum" auf die weniger bedeutenden Leistungen nicht eingehen sollte, selbst wenn sie von Männern wie Dannecker herrühren, der als Mensch zwar sehr Feines über Kunst gedacht und gesagt hat, aber als Künstler nicht über die engen Grenzen seiner Zeit hinauskam.

Dr. J. G. Dürkheim i. d. Pfalz. Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Sonntag, den 5. Sept., fanden zuerst von 8 Uhr an Sectionssitzungen statt. Die Sectionen I—II (prähistorische) berieth über eine Anzahl Anfragen und Berichterstattungen von Professor Dr. Mehlis und Dr. Bischoff (Dürkheim), sowie von Dr. Schwartz (Posen) und Sanitätsrath Dr. Florschütz (Wiesbaden). Ihre Ergebnisse werden wie nachtragen. Section III—IV, der Ihr Berichterstatter angehörte, berieth unter dem Vorsitz von Archivar Dr. Jacobs (Wernigerode) über archivalische Dinge, zunächst zwei Anfragen von Archivrath Dr. Ermisch (Dresden), die erste: „Was kann seitens der Staatsverwaltungen für die Erhaltung und Ordnung der städtischen, Landgemeinde- und Pfarrarchive geschehen?" — die zweite: „Was kann seitens der Archivverwaltungen für die Erhaltung und Ordnung der größeren Privatarchive geschehen?" Zur ersten Frage wurde betont, daß es sich zunächst vor allem um kleinere städtische Archive handle, daneben Gemeinde- und Pfarrarchive. Hiebei gab der Referent eine eingehende Uebersicht über die zur Zeit in Deutschland bestehenden Verhältnisse, woraus hervorging, daß wirklich befriedigend die Sache nur in Elsaß-Lothringen liegt, wo auf Grund der französischen Gesetzgebung bei allen in Betracht kommenden Gemeinden ein besonderes Posten für die Aufsicht über die Archivalien im städtischen Budget nicht fehlen darf, wenn auch die Bezüge der betreffenden Beauftragten, meist Lehrer der höheren Schulanstalten, für gewöhnlich 100—300 Mark nicht übersteigen. In Sachsen ist die Sache seit 1877 Gegenstand der Regierungsfürsorge, indem zuerst Fragebogen ausgesandt wurden, auf welche jedoch von 143 Städten nur 53 Antworten einliefen, hernach seit 1881 die Archivbeamten beauftragt wurden, sämmtliche Stadtarchive einer Revision zu unterziehen und in suasorischer Weise für eine geeignete Fürsorge einzutreten. In Folge dieser Verfügung hat Archivrath Ermisch in den 80er Jahren die sämmtlichen städtischen Archive untersucht und durch die nöthigen Rathschläge im ganzen eine wesentliche Besserung der früheren Verhältnisse erzielt. Aber zu wünschen wäre, wenn auch die Revision 1895 wiederholt würde, eine ständige Revision nach Anstellung eigener akademisch gebildeter Aufseher nach Art von Elsaß-Lothringen. Von kleineren Archiven verdienen vor allem die Pfarrarchive, schon wegen der Kirchenbücher, besondere Aufmerksamkeit und sollen die kirchlichen Oberbehörden sich viel mehr um diese unter ihrer Obhut stehenden Schätze bekümmern, für deren Verständniß sie freilich oft selber nicht genügend vorgebildet seien. — Zu der 2. Frage wurde bemerkt, daß der Staat hier nichts weiter thun könne, als sich Kenntniß von diesen Archiven zu verschaffen und etwa auch wieder suasorische Einwirkung, was um einfachsten durch die historischen Commissionen und deren einzelne Pfleger geschehe, wie dies in einzelnen Ländern (Württemberg, Baden) bereits der Fall ist. Zum Schluß faßt Ermisch seine Ansicht in 8 Sätze zusammen, über welche sich die Versammlung, nachdem noch Archivdirector Dr. Pfannenschmid von Colmar näheren Aufschluß über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen gegeben und Archivar Obser einiges über die badischen Verhältnisse bemerkt hatte, einigt; sie sollen im Correspondenzblatt gedruckt und vorher den Regierungen mitgetheilt werden.

Um 9 Uhr brach die Sitzung ab. Für diejenigen Mitglieder, welche die Kirche nicht besuchten (und das waren die meisten), gab es nun einen zwar heißen, aber außerordentlich lohnenden Spaziergang zur Heidenmauer, einem ungewöhnlich gewaltigen, ca. 3 km im Umfang zeigenden Ringwall aus Steinen, stellenweise bis zu 30 Fuß Höhe geschichtet, auf dem Kestenberg nordwestlich von Dürkheim, aus prähistorischer Zeit. Hier soll der Sage nach Attila auf seinem Rückweg aus Frankreich gerastet haben. Auch hier, zumal von dem Thurm von „der schönen Aussicht", ein prächtiges Panorama über diese herrlichen Waldberge hinüber zur Limburg einerseits, über die rheinische Ebene zur Bergstraße andrerseits. Nach der Mühe des Steigens wurde allerseits als eine sehr gute Idee ein einladendes Frühstück empfunden, das am Brückelbrunnen, einem künstlich zurecht gemachten Siegfriedbrunnen mitten im Wald auf halber Höhe bergab, vom Dürkheimer Alterthumsverein seinen Gästen geboten wurde. Dann ging es, in angenehmer, unkünstler Stimmung, zur Hauptsache des Tages, der Feier des 25jährigen Jubiläums des Dürkheimer Alterthumsvereins im Rathhaussaal, wobei auch die im Vergleich zu einer solch kleinen Stadt sehr beträchtlichen Sammlungen des Vereins besichtigt werden konnten.

Diese Feier fand von 12 bis nach 2 Uhr statt mit den üblichen Ansprachen, Begrüßungen und einer geschichtlichen Uebersicht über Entstehung und bisherige Entwicklung des Vereins, aus welcher für alle Zuhörer klar hervorging, was für eine tüchtige und anerkennenswerthe Arbeit der Verein im Verhältniß zu seiner Größe in dem Zeitraum von 25 Jahren geleistet hat. Auf das einzelne müssen wir verzichten. Es genügt, hervorzuheben, daß wegen ihrer Verdienste um den Verein Hr. Rentier Gernsheim in München zum Ehrenmitglied, Prof. Dr. Mehlis (Neustadt), früher in Dürkheim, der als die eigentliche Seele des Vereins zu betrachten ist und als solche gefeiert wurde, zum Ehrenpräsidenten ernannt wurde. Dr. Mehlis hält denn auch den Hauptvortrag des Tages, eine an dieser Stelle sehr erwünschte Uebersicht über die historischen Denkmäler im Canton Dürkheim und deren Pflege. Der Raum zwingt uns, auch hiervon nur die Grundzüge zu geben. Aus prähistorischer Zeit sind hervorzuheben die Heidenmauer und der Ringwall auf dem Dürkheimer Drachenfels. Aus der historischen Zeit sodann ist das denkwürdigste Monument die Klosterruine Limburg aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, in ihren Dimensionen zum Theil das Freiburger Münster überragend, sonst offenbar im wesentlichen von Hirsau her beeinflußt. Weiter stammen aus romanischer Zeit die Ruinen der Burg Schloßeck westlich von der Hartenburg und das einst unter der Aufsicht der Aebte von Limburg gestandene

Kloster Seebach südlich von Limburg. Aus gothischer Zeit ist die Hauptsache die Schloßkirche, 1343 vollendet, im Anbau ein 1609 errichtetes Grabmal des Grafen Emich IX. von Leiningen, das die Hauptrepräsentation der Renaissancezeit in unsrer Stadt ist und neben der die durch ihre Dimensionen gleichfalls besonders monumentale, 1689 von den Franzosen zerstörte Hartenburg in erster Linie in Betracht kommt; eine der gewaltigsten Burgen, die im ganzen Rheingebiet zu finden sind.

Es ging zum Festmahl, das von ca. 3 bis gegen 6 Uhr dauerte, Zeit genug zum Essen und Reden. An letzterem fehlte es denn auch nicht, wie selbst die flüchtigste Uebersicht zeigt. Es toastete auf den Kaiser und den Prinz-Regenten, denen beiden Telegramme zugingen, Geh. Archivrath Reuter (Berlin), auf den Ortsausschuß und seine Correspondenten Archivrath Dr. Baillen (Berlin), dem namens dieser Dr. Bischoff (Dürkheim) dankt, Archivrath Dr. Ermisch in kurzen schwunguollen Versen „den deutschen Frauen, dem deutschen Haus", Pfarrer Reinwald aus Lindau namens des Bodenseevereins auf das deutsche Vaterland und die treuen Deutschen, Gmelin (Großaltdorf) auf die Franken im idealen Sinn, d. h. die freien Deutschen, Commerzienrath Eckel aus Deidesheim unter stürmischen Zurufen auf Bismarck, Prof. Dr. Mehlis auf Geh. Rath Prof. Dr. Schröder als den Hauptredner der Tagung. Geh. Rath Schröder dankt und erwidert: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts." Weiter sprachen noch Prof. Dr. Haupt aus Schleswig, Conservatwe dieser Provinz, namens der großen Deutschen, und feierte Rentner Gernsheim in launigen Versen die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Nach solchen Opfern blieb nicht mehr viel vom Tage übrig, dessen Rest mit einem Concert sammt Feuerwerk in der Colonnade in angenehm gemischter Gesellschaft der Gäste und Einheimischen zugebracht wurde, bis zum Schluß nur wenig gestört durch einen sich allmählich einstellenden feinen Regen, der aber freilich für den folgenden Tag trübe Aussichten eröffnete.

* **Gießen.** Die hiesige psychiatrische Klinik erhielt vom Obermedicinalrath Dr. v. Hölder in Stuttgart eine werthvolle Sammlung von Schädeln, die sich hauptsächlich auf gewisse Fragen der psychiatrischen Begutachtung beziehen.

* **Königsberg.** Die hiesigen Privatdocenten Dr. Czaplewski und Dr. R. Henfel haben, wie sie in der neuesten Nummer der „Deutsch. med. Wochenschr." berichten, in dem Auswurfe von Keuchhustenkranken regelmäßig einen bisher nicht bekannten Mikroorganismus gefunden, den sie als den Erreger des Keuchhustens ansprechen. Es ist ein sehr kleines kurzes Stäbchen mit eiförmig abgerundeten Enden. Es erinnert, zumal durch sein Färbeverhalten, an den Influenzabacillus, besitzt auch ungefähr die Größe desselben, wächst aber zum Unterschiede von diesem auf den gewöhnlichen Nährböden, was der Influenzabacillus nicht thut.

* **London.** W. S. Lockyer beschreibt in der „Nature" eine von ihm am 12. August photographirte Sternschnuppe aus dem Perseiden-Schwarm. Die Bahn begann als sehr feiner Strich, der allmählich an Dicke zunahm, dann wieder feiner wurde, um bald darauf für kurze Zeit wieder viel stärker zu werden. Nach einiger Zeit wurde der Lichtstreifen sehr dick, so daß er fast einem Sterne glich. Dann nahm die Lichtstärke zuerst allmählich und dann plötzlich stark ab, worauf der Streifen langsam ganz verschwand. Die Verdickungen und Verdünnungen der Lichtbahn deuten auf verschiedene Explosionen hin, die das stürzende Meteor beim Durchgang durch die Erdatmosphäre nach einander erlitt. — Der Botaniker Sir Joseph Hooker hat sein großes Werk „Flora of British India" zum Abschluß gebracht. Das letzte halbe Jahrhundert über hat er an dem Werke gearbeitet, das aus sieben dicken Bänden besteht. Das noch nicht gedruckte Register wird 42,000 Namen enthalten.

* **Wien,** 11. Sept. Die Gengraphische Gesellschaft veröffentlicht die wissenschaftlichen Resultate der Expedition Bottego aus der Landschaft Borani, vom Rudolfsee, vom Stefaniesee und schließlich vom Nilthale. Die Expedition stellte hauptsächlich fest, daß der Fluß Omo sich in den Rudolfsee ergießt; sie erforschte das obere Becken des Flusses Sabut, welcher als erster Nebenfluß auf der rechten Seite dem Nil zufließt, sie nahm ferner Pläne auf von der südäthiopischen Gebirgsleite, bestimmte den Lauf des Sagansflusses bis zu seiner Einmündung in den Stefaniesee und entdeckte den großen Pagadeier, dem sie den Namen „Regina Margherita" beilegte. Dieser See bildet ein geschlossenes Becken mit dem Komosee. Die Expedition nahm außerdem Pläne auf von der ganzen westlichen Küste des Rudolfsees. Von der 6000 Kilometer langen Landstrecke, welche Bottego durchforschte, liegen 3000 Kilometer in Gegenden, welche bisher noch niemals von Europäern betreten worden sind.

Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

REGISTER

zu

Brunn,

Denkmäler Griechischer und Römischer Sculptur,

bearbeitet von

Paul Arndt.

8°, XIV, 78 Seiten. Broschirt Preis 2 Mark.

Der Band enthält Vorwort, Tafelverzeichnis, Ortsregister und kunstgeschichtliches Register.

(16076)

Ein neuer Erzähler:

***Fritz Zilcken** (Köln).*

Man verlange Prospecte.

Verlag von (18748)

A. G. Liebeskind in Leipzig.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13065)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 13. September. Nummer 205.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Dorfgeschichte. I. — Ein Christusroman. Von Joseph Ettlinger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dorfgeschichte.

I.

M.M. Mit dem scheidenden Jahrhundert geht ein Zeitraum dahin, der entschieden das Gepräge des Ausgleichs trägt. Der Freund von des Volkes Art, Brauch und Sitte hat schon längst mit Bedauern gesehen, daß vieles, vieles auf Nimmerwiedersehen dahingeschwunden ist, und daß die kümmerlichen Reste, trotz der eifrigsten Bemühungen der landeskundlichen Vereine, ihm nur zu bald folgen werden. Ja, man muß sich beeilen, schnell noch aufzuzeichnen, wie einst das alte Dorf und seine Bewohner ausgeschaut haben, ehe es zu spät wird; denn ein alter Augenzeuge aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts nach dem andern geht schlafen. Die Kinder haben wohl oft erzählen hören von den alten Sitten und Gebräuchen, sie haben noch den alten Ofen, der ein Viertel der Stube einnahm, wegreißen sehen, sie haben noch den alten Schullehrer im Dorf auf und ab gehen sehen, den Mann, der vor 50 Jahren Vater und Mutter Sitte gelehrt hat und Erkenntniß; es wird ihnen oft als Exempel häuslichen Fleißes vorgehalten, wie fleißig die Mädchen spinnen und wie die Knaben das Vieh zum Walde treiben mußten; sie bewundern auch noch im stillen den altmodischen Schrank, der auf dem Boden steht, und noch mehr den langen Stock, mit dem der Großvater einst würdigen Schrittes zur Kirche gegangen ist. Aber lebensvolle Gestalten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts malt nur ein Genosse jener Zeit, einer, der sich mit ungeschwächter Gesundheit und voller geistiger Kraft hinübergerettet hat in das letzte Jahrzehnt desselben. Aber ehe wir mit ihm uns prüfend in die oft so wunderbar klingende Volksseele versenken, sei es gestattet, ein wenig in den Blättern der Ur- und Vorgeschichte des Dorfes herumzublättern, eines Normaldorfes des an landschaftlichen Reizen so reichen, rechts und links am Elbstrom gelegenen Elbsandsteingebirges, das man ehedem mit dem Namen „Meißner Hochland“ zu benennen pflegte und seit etwa hundert Jahren, seit dem Erwachen der Reiselust und des Empfindens für Naturschönheiten die Sächsische Schweiz zu nennen sich befleißigte; eines Dorfes, wie es zu Dutzenden in dem Terrain zwischen Pirna und Tetschen, zwischen dem Erzgebirge und der Lausitz zu finden ist und den alten, in vielem gemeinsamen Dorftypus bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, trotzdem die politische und die Glaubensgrenze ein nicht unwesentliches Stück abgezweigt hat.

Wechselvoll sind die Zeiten, die an dem Dorf vorüberziehen, mannichfach die Bilder, die aus der Vergangenheit eines deutschen Gebirgsdorfes aufgerollt werden.

Im sagenhaftesten Dunkel verliert sich nach des Volkes Meinung der Ursprung des Dorfes. Doch ist wohl als geschichtlich erwiesen anzunehmen, daß alte fränkische Colonisten von den Ufern des Rheins und des Mains im 11. und 12. Jahrhundert in das mächtige, menschenleere Waldgebiet des sorbischen Gaues Nisan, auf beiden Seiten der Oberelbe gelegen, jahrhundertelang noch zur Diöcese Prag gehörig, eingewandert sind. Dafür sprechen die vollkommen deutschen Namen Reinhardtsdorf, Papstdorf, Kunnersdorf, Langhennersdorf, Waltersdorf, Günthersdorf u. s. w., benannt nach dem ersten Richter des Dorfes, die vollkommen altfränkische Dorfanlage aller dieser Dörfer, das Vorhandensein von einem Erb- und Lehnrichter bis in die ältesten Zeiten hinauf. Diese alten thätigen deutschen Landwirthe, der Kern unsres ehrlich schaffenden deutschen Bauernstandes, sind auf Veranlassung der Landesherren auch hier in dem großen Waldgebiet des Elbsandsteingebirges eingezogen in Schaaren von 10, 20, auch 30 Mann. Die Flurvertheilung ging vor sich, jeder Wirth erhielt gleich viel, nur ihr Anführer, der Richter, erhielt die doppelte Hufenzahl; war er doch der Mann, der die neue Ansiedelung zu vertreten hatte, mit dem Fürst und Regierung verkehrten, und nach dessen Namen — Reinhardt, Kunrad, Baptist, Walter, Günther, Lang Heinrich u. s. w. — gar oft die Ansiedelung genannt wurde. Es bedurfte nur weniger Jahrhunderte, um aus dem jungfräulichen Waldboden das Culturland kräftiger deutscher Bauerndörfer zu machen. Nicht mehr werthloses Waldgebiet ist es, nach dessen Besitz mit begehrlichen Blicken Kaiser Karl IV. seine Hände ausstreckt, das Land oberhalb Pirna's, welche Stadt sich in seinem Machtbereich bereits befindet, und welche er mit allerhand Privilegien ausstattet, um den Elbhandel seiner Länder zu fördern. So wie Schlesien und die Lausitz der Krone Böhmen einverleibt wurden, wie sich in die Wappenschilder der Elbstädte allenthalben der böhmische Löwe drängte, so fehlte auch nicht viel, und das ganze Meißner Hochland wäre der Markgrafschaft Meißen verloren gegangen und luxemburgisch geworden. Aber der Vater Oesterreichs und der Stiefvater des heiligen römischen Reichs starb zur rechten Zeit, und umsichtige Wettiner sicherten ihre Landesgrenzen vor den Gelüsten der Böhmenkönige und ihrer Lehensmänner. Man kaufte letzteren in aller Form Rechens ihre in meißnischen Landen zerstreut liegenden Güter ab, zerstörte das Hauptgrenzbollwerk der Böhmen, die Burg Dohna, klopft wiederholt den herrschaftlichen Viehräubern vom Schloß zu Tetschen bei ihren Besuchen in den sächsischen Dörfern gehörig auf die Finger, und auch unser Dorf bleibt, wenn auch hart an der Grenze gelegen, desinitives Eigenthum der Wettiner. Erst 1492 gelingt es, den ins Dorf herüberschauenden Großen Winterberg zum sächsischen Staatseigenthum zu schlagen, dem Sigismund von Wartenberg auf Tetschen seine Ansprüche auf den Berg und dessen Abhänge für 1200 rheinische Gulden abzukaufen und die Landesgrenze endgültig zu reguliren. So war die Besitzfrage gelöst. Doch bald ging eine andere ebenso tief gehende Bewegung durch die Landschaft. Es war ein tief gefühltes Bedürfniß der deutschen Volksseele,

welches durch die Reformation seine Befriedigung fand. Und so zog denn auch in den Bergen des Elbsandsteingebirges das von Menschensatzungen frei gemachte Wort Gottes ein, auch unter seinen Tannen ertönte das Lied von der Wittenberger Nachtigall, auch aus seinen alten Gotteshäusern verschwand das bunte Meßgewand, vom Altar die alte lateinische Meßbibel; ein Pfarrer im einfachen schwarzen Talar verkündete Gottes Wort nach der Augsburgischen Confession und reichte, was die benachbarten böhmischen Hussiten einst wohl erstritten, aber längst wiedee verloren, das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Antonius Lauterbach, einst der tägliche Tischgenosse des großen Reformators, zog in Pirna als erster protestantischer Superintendent ein und sorgte als treuer Glaubenspaladin wacker für die Ausbreitung von Luthers Lehre. Noch wird in der neuen Ephorie, bisher zum großen Theil zum Sprengel des Prager Erzbischofs gehörig, an manchem Altar Messe gelesen, so auch in Reinhardtsdorf. Markus Schütz aber, der päpstliche Meßpriester, bleibt kein „verstockter Papist" wie der benachbarte Lichtenhainer Priester, er nimmt die evangelische Lehre an und predigt sie, ist fidelis et modestus, wie der erste Ephoralbericht sagt, und stirbt 1541. 1555 wird das katastermäßige Einkommen des Pfarrlehns zu Reinhardtsdorf, dessen Lehensherr der Kurfürst von Sachsen geworden, genau fixirt. Es trägt: „30 Scheffel Korn, 33 Scheffel Haser, 6 alte Schock 12 Gr. Opfer und Missales, je 6 Pflüge und Sicheln, 1½ Gulden Zins, 2 Schock Eier, 9 junge Hühner, 1 Achtel Mohn, 36 Kleben Flachs, 4 Pf. jährlich von jedem Hausgenossen. Die Behausung ist neu, noch nicht ganz fertig. Zu ihr gehört ein Baumgarten. Für seine nicht brauchbaren Aecker, die Folge genannt, sollen ihm jährlich 6 Scheffel aus dem Amt gereicht werden; außerdem hat er noch Aecker auf 6 Scheffel Aussaat, Wiesenwachs im Brachfeld, Holz genug vors Haus, mäßig Bauholz, 4 Stück Rinder kann er halten." Heute trägt die Stelle etwa 4500 Mark bei freier Wohnung.

Der Religionswechsel, der sich nun im Lande der Wettiner mit beispielloser Ruhe vollzog, sollte im benachbarten Oesterreich den Staat in seinen Grundvesten erschüttern. Bis weit hinunter nach Ungarn und Siebenbürgen leuchtete die neue Glaubenssonne, und bald waren drei Viertheile der habsburgischen Monarchie protestantisch. Aber die Staatsraison verlangte nur einen Glauben, und das konnte nur der römische sein. Die Väter Jesu sammelten mit staunenswerthem Eifer die treu Gebliebenen und führten bald einen siegreichen Kampf gegen die neue Lehre. Wohl gab es viel Widerstand zu überwinden. Die protestantischen Bünaus auf Teschen, die Saalhausener in Günthersdorf, hart an der Grenze mit ihrem Besitzthum, gedeckt durch ein protestantisches Land, wollten sich nicht werfen lassen; aber die Zähigkeit des katholischen Kirchenregiments, politische Conflicte, der feste Wille des Kaisers u. s. w. brachten auch sie zum Weichen, und hundert Jahre nach Luthers Tod war eine mit der politischen Grenze sich scharf deckende Glaubensgrenze hergestellt. Die von der protestantischen Stadt Magdeburg dem Grenzdorfe Arnsdorf geschenkten Glocken läuteten wieder zur Messe. Wohl bauten sich die im Herzen der lutherischen Lehre treu gebliebenen Einwohner der Grenzdörfer Herrnskretzschen und Niedergrund noch nach dem dreißigjährigen Krieg in der Reinhardtsdorfer Kirche eine eigene Empore; aber mit der Zeit wurde der Besuch des wettinisch-lutherischen Gotteshauses immer verstohlener, immer seltener. Es gab viel Anzengruber'sche Gestalten. Staat und Kirche besaßen jedoch genug Mittel, um auch den Hartnäckigsten mürbe zu machen oder zur Auswanderung zu zwingen. Erst in den letzten Jahren gewinnt es den Anschein, als wenn der alte hussitische Geist, die reformatorische Lehre in dem österreichischen Staate wieder neu erwachen wollte, gestützt durch deutsch-nationale Bestrebungen. Eine zweite Gegenreformation dürfte dann weniger Glück haben.

Nachdem nun in unserm Dorf die politische und confessionelle Sicherstellung herbeigeführt worden war, ging es an die wirthschaftliche Consolidirung, und bereits 1548, ein Jahr nach dem Uebergang der Kurwürde von der ernestinischen auf die albertinische Linie, scheint in dem wesentlich abgerundeten Kurstaat im Interesse der Staatsverwaltung eine allgemeine Landesaufnahme in juristischer Beziehung stattgefunden zu haben, um Rechte und Pflichten einer jeden Landgemeinde festzustellen. Es sind die alten Dorfrügen. Ihnen folgte wenige Jahre später unter der Regierung des in wirthschaftlichen Dingen wohl erfahrenen Kurfürsten August die kartographische Arbeit des alten Markscheiders Matthias Oeder, dessen sorgfältig ausgeführte Karten des gesammten Kurstaates gelegentlich des 800-jährigen Regierungsjubiläums der Wettiner vom Professor Ruge in gebührender Weise wieder ans Tageslicht gezogen und veröffentlicht worden sind. Der Dorfrügen von Schöna gibt es zwei, eine von 1548, die andere von 1698. Aus der ersten hier das Wichtigste, um ein Culturbild jener Zeit zu haben!

20 Besitzer, 20 besessene Mann, wie das Amtsbuch sagt, zählt das Dorf, einschließlich den Richter und den einen Müller; der andere Müller ist ein armer Gärtner. Das Dorf umfaßt 9 Hufen 5 Ruthen. Der Richter des Ortes ist ein Magdlehnrichter und wird vom Amt mit Würde und Gut belehnt, wofür er ein Schock ins Amt zahlt. Er hat alle Gebote des Amts seinen Dorfinsassen zu verkündigen, hält für seinen gestrengen Herrn, den Kurfürsten, sobald dieser im benachbarten Walde jagt, einen Wagen, um das geschossene Wildpret nach dem Bestimmungsort zu bringen, hält auch für seine Dorfleute zur Zucht einen Hauer und ein Rind. Dienste sind in Krippen auf den Rietzschwiesen zu thun und jährlich dreimal auf dem Königstein. Namentlich waren es Jagddienste, die der Kurfürst zu genießen begehrte. Da gab es zu treiben, zu fahren, Sau- und Wildhecken zu machen. Baute man aber auf dem Königstein am „Schloß", wie es heißt, so mußten Fuhr- und Spanndienste geleistet werden, auch mit der Hand gab es Arbeit zu verrichten. An Staatssteuern hatte das Dorf zu Martini 1 Schock 20 Groschen abzuführen. Der Steuererhebungsmodus war altgermanisch, es war eine Art Kopfsteuer, die erhoben wurde, d. h. die Köpfe des Großviehs wurden besteuert. Das Haupt einer Kuh oder eines Pferdes zahlte 4 Pfennig. Reichte der Großviehbestand zur Aufbringung der Landessteuer nicht aus, so wurden die Hufen zur Besteuerung herangezogen. Was nun der einzelne noch ins Amt zu leisten hatte, ist nicht uninteressant zu wissen. Der Richter Donat hatte 8 Groschen für die Benutzung des Mühlwassers und 4 Groschen für die Nutzung von den Zieserwiesen zu Martini zu zahlen. 4 Groschen zahlte er an Stelle eines Weißbrodes, welches er als Zeichen seiner Freiheit ins Amt zu geben hatte. Des Richters Nachbar, Gregor Viehrig, ein Name, der heutigentags noch in Schöna existirt, hatte dazu noch verschiedene Naturalleistungen. Zunächst gab er 2 Hühner und 26 Eier ins Amt. Dann hatte er mit einer Sense, mit einer Sichel und mit einem Rechen auf der Rietzschwiese zur Zeit der Heumahd anzutreten. Das bedeutete drei Personen, einen Knecht und zwei Mägde. Klugerweise hatten aber die Schönschen sich in der Dorfrüge ausbedungen, daß sie dafür eine Tonne Bier und das Essen bekommen müßten. Die Reinhardtsdorfer scheinen diesen Punkt übersehen zu haben. Außerdem hatte der Bauer einen Tag Holz zu fahren, wahrscheinlich für den Königsteiner Schloßbedarf. In ganz ähnlichen Verhältnissen

standen die übrigen Bauern zum Amt. Als Gesammtlieferung der Gemeinde ins Amt werden noch genannt ein Viertel Mohn nach Pirnaischem Maß und drei Kleben Flachs. Weniger beanspruchte man vom Hausgenossen. Er zahlte jährlich 2 Groschen ins Amt, that in der Noth Heerfolge, und der Wirth hatte für ihn zu stehen. Die Gemeinde Schöna hatte aber nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte. Von diesen Rechten redet der zweite Theil der Dorfrüge. Auf dem Erbgericht lagen sämmtliche Realgerechtigkeiten: Schenken, Schlachten, Backen und Brauen, die später verpachtet oder verkauft wurden. In der Regel trägt noch heute die Scheuke den volltönigen Namen „Gasthof zum Erbgericht". Auch stand dem Richter das Recht zu, innerhalb der Ackerfluren seiner Gemeinde auf die Hasenjagd zu gehen, also die sogenannte niedere Jagd auszuüben, während die Jagd auf Hochwild dem Landesherrn gehörte. Die Dorfgrenzen reichten weit und umfaßten etwa das dreifache von dem, was jetzt zum Dorf gehört. Das übrige ist königlicher Wald geworden. Die Grenze war drantzen am Zschirnstein. Man grenzte mit der Herrschaft Tetschen, mit dem gestrengen Herrn Kurfürsten, mit Gießhübel und Reinhardtsdorf. In dem großen Walde hatte das Dorf freies Holz, Brenn- und Bauholz, freie Hütung und Holen von Streu und Futter. Das Wild des Waldes gehörte dem Kurfürsten, und besondere Prämien wurden vom Amte für das Vertilgen von schädlichem Raubzeug bewilligt. Wer einen Wolf fängt, bekommt ein Viertel Bier oder so viel Geld. Wer einen ausgenommenen jungen Wolf ins Amt bringt, erhält einen Scheffel Korn. Für einen Luchs gibt der Schösser 21 Groschen. Die letzten Punkte der alten Dorfrüge reden von den Freiwegen, dem Aufhebegeld und dem Abzug. Für die gerichtliche Aufhebung eines Gemordeten oder Selbstmörders zahlt die Gemeinde nichts, versteht sich aber dazu, daß einer, der abzieht, 8 Groschen ins Amt zu zahlen hat. So wie die Dorfrüge von Schöna lautete, so ähnlich lauteten die Rügen der Nachbardörfer, beispielsweise die von Reinhardtsdorf.

Es sind hier 28 besessene Mann, die auf 12 Hufen sitzen. Auch hier hilft der Richter, der Ahnherr der modernen Gemeindevorstände, dem Amte und dem Landesherrn das Dorf regieren. Es heißt von ihm: „Tregt die gebot vmb, vnd muß sie selber thun." Er hält auch den „Nachtbauern ein frey rindt und ein schwein". Er hat „frey Bierschenken", nimmt's aber zum „Königstein oder Pirnaw, sonst nirgendt". Abhängig sind von ihm der Schmied, der Bäcker und der Schuhmacher des Dorfes. „So ein schmiedt im Dorff ist", heißt es, „muß ehr ihm ein Jar umbsonst pflugeysen mit des richters eysen erlegen. So ein bäcker im Dorff Weißbrott backet, muß er ihm von jedem Schock drei Weißbrott geben; so ein schuster im Dorff, der schue macht, muß ein Jar dem Richter von eigenem seinem Leder ein stieffel neu gemacht, an die alten schäffte machen." Ein jeder Bräutigam im Orte soll bei ihm 1 Groschen oder drei im Gerichte vertrinken. Die ganze Gemeinde gibt auch Flachs und Mohn ins Amt, zwei Haupterzeugnisse der damaligen Feld- und Gartenbaukunst. Ergötzlich zu lesen ist, daß die kleinen 2- und 3-Ruthen-Bauern drei Viertel einer Henne geben, das vierte Viertel durften sie selber essen. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß diese Dörfer nie unter dem schweren Druck eines Herrensitzes mit seinen Feudalrechten und Frohndiensten gestanden haben, daß wohl der Landesherr durch seinen Amtmann oder Schösser gewisse Hoheitsrechte hat ausüben lassen, daß er selbst jagend die Fluren des Dorfes durchstreifte, daß aber auf der anderen Seite manches Dorf sich großer Gerechtsame und Nutzungen erfreute, nicht zum mindesten das Dorf Schöna.

Das Jahrhundert der Reformation ging seinem Ende entgegen. In rein protestantischen Landen, wie im Kurfürstenthum Sachsen, beachtete man auffällig wenig, wie im benachbarten Böhmerlande sich Zündstoff auf Zündstoff in unheimlicher Weise häufte, wie es nur eines Funkens bedurfte, um das Pulverfaß in die Luft fliegen zu lassen. Man verbrachte Zeit und Geld mit unfruchtbaren theologischen Streitigkeiten.

Der Vater August witterte überall Kryptocalvinisten und ließ es sich trotz seiner großen Sparsamkeit eine Tonne Goldes kosten, bis die Concordienformel glücklich fertig war. Auch der Pfarrer von Reinhardtsdorf mußte sie unterschreiben. Bald aber lagerte sich eine unheimliche Schwüle über den deutschen Landen. Wie zu Zeiten der Schmalkaldener, so theilte sich allmählich Deutschland in zwei sich feindlich gegenüberstehende Lager, scharf getrennt durch den verschiedenen Glauben. Endlich brach der unheilvolle Krieg aus, der dreißigjährige, ein Krieg, der bis zur vollständigen Erschöpfung der Parteien führen sollte, so daß zuletzt kein ordentlicher Führer mehr da war, kein einziges großes Heer mehr im Felde stand und kein Land mehr ein Heer zu ernähren im Stande war, ein Krieg, der Deutschlands Wohlstand auf Jahrhunderte hinaus vernichtete. Und doch hat es Ortschaften gegeben, die von den schrecklichen Greueln des Krieges weniger erfahren haben als andere, die an den großen Heerstraßen gelegen und immer und immer wieder ausgeplündert wurden. Wenn auch die Schweden das unter dem Schutze des Sonnensteins liegende Pirna und die Stadt Königstein, die von der Festung eigentlich hätten gedeckt werden sollen, hart bedrängten und ausplünderten, besonders im Jahre 1639, und wenn selbst Schandau von den Greueln der Schweden zu berichten weiß, so haben doch die abseits von der Landstraße liegenden Dörfer, wie Schöna und Reinhardtsdorf, kaum ein schwedisches oder kaiserliches Truppencommando zu sehen bekommen. Hiezu kommt, daß das Elbsandsteingebirge eine so zahllose Menge von Schlupfwinkeln bietet, daß sich recht wohl die gesammte Dorfbevölkerung mit Hab und Gut, mit Vieh und Futter bei herannahender Gefahr in schwer zugängliche Schluchten zurückziehen konnte. Außerdem mochte die Unsicherheit der Wege, die große Ausdehnung des Waldes, die Nähe der Landesgrenze, die Unkenntniß der Gegend fremdes Kriegsvolk vom Dorfe abhalten. Aber noch heute zeigt man allenthalben in Höhlen Inschriften, die in jener schweren Zeit gemacht worden sind. Selbst als 1706 der Schwede wieder im Lande war, floh man erschrocken in dieselben Asyle, in denen die Väter und Großväter sich verborgen hatten, z. B. in die Rathener Felsenwelt bei der Bastei. Die Felsen am Großen Zschirnstein und die Schluchten am Schiebquell und an der Kloptbach, sie alle waren in schweren Kriegszeiten jedenfalls ein willkommener Versteck. Freilich dort, wo Wald und Schlucht fehlte, oder wo die alten großen Handelsstraßen von Nord nach Süd und von Ost nach West sich kreuzten, wie in Thüringen und Franken, da haben Bürger und Bauern eine Zeit erlebt, die eingehend zu schildern die Feder sich sträubt. Aber zwei Dinge fanden ihren Weg in jener schweren Zeit auch in das einsamste Walddorf: die Pest und das falsche Geld. Die Aufzeichnungen der Pfarrer in der Kirchen-Galerie bringen in genauen Ziffern die Zahl der Opfer der geschäftigen Gevatterin des Todes. Ganze Dörfer entvölkerte die Seuche, bis sie auch in das Pfarrhaus zu Reinhardtsdorf drang und den Mann, der bis zum letzten Augenblick tapfer auf seinem Posten ausgehalten, zur Flucht zwang, nachdem sie sich Weib und Kind als Opfer ausgewählt. Das war aber nicht die einzige Geißel des Krieges. Das Geld, das unentbehrliche Communicationsmittel, war immer röther geworden. An einsamen Orten, in verfallenen Burgen, in Kellergewölben trieben die Kipper und Wipper

ihr Unwesen, und für das gute Korn sollte der Bauer böses Geld nehmen. Es war eine schlimme Zeit. Daß aber Schöna während des dreißigjährigen Krieges nicht in allzu große Mitleidenschaft gezogen worden war, beweist ein großer Bau, der mitten im Kriege von der Gemeinde ausgeführt wurde. Wohl stand mitten im Dorfe eine uralte große Linde, vielleicht noch aus heidnischer Zeit. Ein Quell kam neben ihr geschwätzig aus der Erde. Es war der Lindenborn. Auch gab es unten im Grunde einen stattlichen Quell, der mit der Ankunft der kleinen Dorfkinder in geheimnißvolle, zarte, sinnige Verbindung gebracht wurde. Es war der Quellborn. Aber im Oberdorfe wohnten die meisten Bauern, und in einem Bauerndorf ist der Wasserverbrauch ziemlich groß. Während also in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in anderen deutschen Gauen Haus und Hof in Asche gelegt wurden und mehr zerstört als gebaut wurde, thaten sich hier 1638 die Schönaer Gemeindemitglieder zu einem löblichen gemeinnützigen Unternehmen zusammen. Draußen im Walde, hinter dem Zirkelstein, sprang jahraus jahrein ein reichliches schönes Quellwasser wie kochend und brodelnd aus dem felsigen Boden, spielte mit dem Sande, bildete einen Teich, in dem sich Forellen lustig tummelten und benutzte die nächste Bodensenkung, um direct zur Elbe hinabzuspringen, hinweg über den moosigen Stein, zuletzt noch eingezwängt in die feuchte Radstube eines Mahlmüllers, der dem Zschiebquell zu Ehren seine Mühle Zschiebmühle taufte. Ihr schräg über, drüben am andern Elbufer, auf österreichischer Seite, lag ehedem die malerische Dürrkamnitzmühle, deren Conterfei Ludwig Richter wiederholt als seine erste selbständige Leistung bezeichnet hat. Beide Mühlen, die rechtsufrige und die linksufrige, waren jahrzehntelang beliebte Sonntagsausflugsorte der Schönaer. Die alten Schönaer vom Jahre 1638, die wahrscheinlich vom Spazierengehen noch nicht viel wußten, faßten den größeren Theil der Zschiebquelladern und führten in einem Graben, der oft mit frischem Holz ausgeschalt werden mußte, das Wasser um den Zirkelstein herum in das Dorf. Erst vor wenig Jahren hat man die offene Quellleitung in eine Rohrleitung verwandelt. Daß die vier Walddörfer Schöna, Reinhardtsdorf, Kleingießhübel und Krippen während des großen Krieges nicht allzu sehr gelitten haben können, bestätigt auch der große Kirchenbau, der unmittelbar nach dem Kriege unternommen wurde, 1675—1678. Das alte Gotteshaus stammte notorisch aus dem 15. Jahrhundert, da auch die kleinen Glocken dieses Alter aufweisen. Das alte Altarwerk mit seinen Flügeln und Heiligen aus der katholischen Zeit wanderte in das Alterthumsmuseum zu Dresden, und Kurfürst Johann Georg III. sieht sich 1687 sogar genöthigt, der renovirten Kirche eine neue große Glocke zu stiften, weil die alte beim Trauerläuten um seine verwittwete Frau Mutter zersprang.

Auf die vier Johann George folgte 1694 der Bruder des letzten, Friedrich August der Starke. Kaum hat er die Zügel der Regierung ergriffen, so läßt er im Codex Augusteus alle zu Recht bestehenden Gesetze sammeln, er läßt die alten Dorfrügen aus Moritzens Zeit revidiren, und so hat auch Schöna seine zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage der Dorfrüge von 1548. Sie ist unterzeichnet worden 1698. Nur weniges hat sich geändert. Der vorausgeschickte Titel des Landesherrn ist unbändig lang geworden. Die Satzformen sind verstrickter. Es ist auch für die Dorfrügen eine Rococozeit angebrochen. Die Dorfgrenzen sind noch dieselben. Bis heraus an den Zschirnstein reicht die Dorfflur. „In diesem Plane haben wir Unsere Erbgüther und Gemeine liegend, darinnen Wir mit der Förster Anweisung vor Unsere Behausung frey zu hauen haben Bau- und Brennholz, soviel jeder nothdürfftig bedarf. Soviel aber darin auff den Kauff gehauen wird, davon geben wir Unserm gnädigsten Herrn der Holzordnung nach vollen Wald-Zinß. Auf allen Unsern Güthern hatt unser allergnädigster Herr, Herr Friedrich August, König in Polen und Churfürst zu Sachsen, freye Wildbahn. Was Wir auff unsers allergnädigsten Herren Wälder zu führen und zu tragen haben, darum haben Wir einen freyen Weg biß an das Dorff und vom Dorff bis an die Elbe, an welchem Ort dieser Weg böse wird, den soll die Gemeine ihrer Bewilligung nach wieder bessern, Und soll ein jeder seinen Wasser-Lauff halten, das davon dem Wege nicht Schade geschieht, bei Straf einer Tonne Bier der Gemeine zu geben. Um das Dorff haben wir einen freyen Weg von einem Nachtber zu dem andern." Der Richter hat noch dieselben Rechte und Pflichten, die übrige Gemeinde auch.

So verging ruhig und gemessen das Augusteische Zeitalter. Dann kam aber der siebenjährige Krieg, und die Einleitung dazu spielte sich in den Bergen der Sächsischen Schweiz ab. Der erste Schuß fiel bei Stolpen, und wenige Tage später war die ganze sächsische Armee am Fuße des Lilienstein in die Hände des alten Fritz gerathen. Manche Contribution mußte da das Dorf Schöna leisten, mancher Knecht war monatelang mit der Spannfuhre unterwegs und kam mit abgetriebenen Pferden nach Hause, wenn sie nicht als gute Beute in die Hände des Feindes gefallen waren. Auch unten an der Elbe ging es mitunter recht lebhaft zu, war sie doch der nunmehr offene Weg hinein nach Böhmen für den großen Strategen des 18. Jahrhunderts. Wohl hatten die Oesterreicher die Elbe zwischen Herrnskretzschen, Schöna und Niedergrund, eine schmale, aber tiefe Wasserrinne, durch versenkte steinbeladene Schiffe versperrt; aber die Grenadiere des Preußenkönigs erschienen im Dorf und trieben dieselben, die Schiffe und Steine versenkt hatten, hinunter an den Strom, um diesen wieder frei zu machen. Kaum war dann der Weg frei, so mußten Pferde und Ochsen gestellt werden, um 300 Schiffe nach Böhmen hinein zu ziehen, beladen mit Kanonen und Kriegsmaterial, die bei Prag und Collin im harten Kriegstanze gebraucht wurden. Dann wurde es wieder stiller im Dorfe. Das Kriegsgewitter zog sich von der Elbe nach der Oder, und endlich kam der lang ersehnte Friede. Die weise Regierung Friedrich Augusts des Gerechten suchte die Wunden, die der Krieg geschlagen, wieder durch Sparsamkeit zu heilen. Die große Theuerung von 1771 jedoch, entstanden durch allgemeinen Mißwachs der Halmfrüchte, führte zur Einführung des heutigen Hauptnahrungsmittels der Bevölkerung, der Kartoffel. Die sanft abfallenden Gehänge der der Gemeinde Schöna gehörenden Kaiserkrone, bisher nur dürftige Hutweide für die Ziegen der kleinen Leute, wurden vertheilt und in Culturland verwandelt, und der Kartoffelbau lohnte trotz des oft recht geringen Bodens und vieler Mühseligkeiten die aufgewandte Arbeit beinahe jedes Jahr.

Ein Christusroman.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie die lichtumflossene Gestalt des Nazareners jetzt auch die modernste zeitgenössische Kunst in ihren Bann zwingt. Franz Stuck, Thoma, Skarbina und andere haben sich ganz neuerdings an dem ihnen aufgegebenen Problem versucht, das Bild des Gekreuzigten hervorzubringen; Fritz v. Uhde hat mit seinem Einfall, den Heiland als Zeitgenossen erscheinen zu lassen, Schule gemacht; Sascha Schneider zeigt Christus in der Hölle, und Max Klingers neueste, groß angelegte Schöpfung ist das vielbesprochene Gemälde „Christus im Olymp". Den Erlöser auf die moderne Bühne zu bringen, war Gerhart Hauptmann vorbehalten, dessen „Hannele" in

seinem Sterbetraum mit dem Herrn Jesus ganz wie mit dem geliebten Lehrer verkehrt. Ohne gleiches Gelingen hat dann auf anderem Wege Adolf Wilbrandt ähnliches versucht, als er in der Maske des Propheten „Hairan" den Stifter der christlichen Religion verherrlichen und vermenschlichen wollte. Und nun hat gar Max Kretzer das Experiment auch auf den Prosaroman oder, um genauer zu sein, auf den modern-realistischen Roman übertragen und damit so weit wenigstens Glück gehabt, als dem seltsamen Buche[1]) in ganz kurzer Zeit bereits die sechste Auflage widerfahren ist.

An sich ist ja das Unternehmen, Jesus zur Romanfigur zu machen, nicht neu. Den stärksten Anklang hat wohl auf diesem Wege des amerikanischen Generals Lewis Wallace Erzählung „Ben Hur" gefunden, zumal in England, das auch selbst einen Jesusroman aus der Feder der Mrs. Linton besitzt. Was aber Deutschland hierin producirte, blieb alles so gut wie unbekannt, so die Romane „Jeschua von Nazara" von Paul Ador, „Der Reformator von Galiläa" von O. M. Moeller, „Ein Tag in Capernaum" von dem Leipziger Exegeten Franz Delitzsch, oder die Geschmacksverirrung „Thorald, der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz" von Oscar Gutsche. Jedenfalls war in allen diesen, auch den ausländischen Christusromanen bisher immer nur die historische Gestalt des Messias, die Welt und die Zeit, in der er lebte, Gegenstand und Ziel der Darstellung. Kretzer nun hat zum erstenmale den kühnen Versuch gewagt, den Heiland analog dem Uhde'schen Verfahren mitten in unsre eigene Zeit hineinzustellen, ihn zu Begebenheiten und Personen des modernsten Alltaglebens in wirkende Beziehung zu setzen und so gleichsam die theoretische Probe auf das Exempel zu machen, wie Christus, wenn er heute wieder unter die Menschen herniederstiege, die Welt vorfinden würde, die sich nach ihm die christliche nennt. Dem engeren Gedankenkreise nach schließt sich somit dieses jüngste Werk Kretzers seinem älteren Romane „Die Bergpredigt" an, in dem auch schon der Gegensatz zwischen der christlichen Lehre in ihrer ursprünglichen Bedeutung und dem, was unter der Kruste kirchlicher Dogmatik mit den Jahrhunderten daraus geworden ist, eine scharfe und bittere Kritik erfuhr.

Mit dem „Gesicht Christi" ist nun ein gewagter Schritt weiter geschehen. Hier ruft der Autor den Heiland in eigener Person als Zeugen auf und läßt ihn wieder unter den Menschen wandeln, die Leidvollen trösten, die Heuchler schrecken, die Sünder warnen, die Verfolgten schützen: alles einzig durch das stumme und weihevolle Wunder seiner plötzlichen Erscheinung, die bald da, bald dort auftaucht und wieder verschwindet. Der Gedanke an sich ist schön und fruchtbar und werth, eine wahre Dichterseele zu begeistern — aber eben ein Dichter, wie ihn dieser Stoff gebieterisch verlangt, ein solcher Dichter ist Max Kretzer nicht. Ein erfindsamer, bedachter Erzähler, ein gewiegter Beobachter, ein lebenstreuer Charakteristiker, aber kein Dichter. Ihm ist die Gabe versagt, die Worte klingen und blühen und strömen zu lassen. Seine Sprache hat immer etwas knarrendes und knochiges, auch wo er bemüht ist, sie aus dieser Nüchternheit herauszuheben. Für die Stoffe, die er sonst behandelt, diese breit angelegten Bilder aus dem socialen Massenelend der Großstadt, paßt der ungeschmückte, unpathetische, gemessene Stil vortrefflich; dort ist er meist seinem Inhalt conform. Mit dem Aufstieg ins Transscendentale aber hat Kretzer seine Kraft als Darsteller entschieden übernommen; hier versagt er, und da er nicht zu seinem Gegenstand emporkommen kann, zieht er ihn wider sein Wollen herab. Und das nicht allein. Auch der technische Weg, auf dem er den eigenartigen Stoff zu bewältigen versucht hat, erscheint mir arg verfehlt. Er läßt die Gestalt Christi nicht etwa jeweils bloß in der Einbildung des Einzelnen erscheinen, nicht als Sinnestäuschung oder Suggestion, wie es innerhalb eines realistischen Romans ausschließlich möglich war; nein, er macht ihn je nach Bedarf zu einem vielen gleichzeitig sichtbaren Phänomen, läßt ihn selbst einen Aufzug durch die Straßen der deutschen Reichshauptstadt mitmachen und vom Volke theils verhöhnt, theils angebetet werden. Aber diese Stilmischung, dieses Verkoppeln der groben Alltagswirklichkeit mit dem Uebernatürlichen ist schlechtweg unerträglich. Sie fordert die Skeptik des Gebildeten mit Gewalt heraus, die sich sonst willig einer poetischen Illusion gefangen gibt. Sie macht den Leser irre und verwirrt, der gegenüber dieser widersprechenden Anforderung an seine Einbildungskraft keinen Standpunkt und keine Perspective mehr findet. Sie will die Spiegelungen eines frommen Wunderglaubens zu concreten Sinnesthatsachen verdichten, was immer ein aussichtsloses Beginnen bleiben muß. Und sie erzeugt in ihrem Verlaufe Bilder und Scenen, die nach ihrer ganzen Beschaffenheit mindestens blasphemisch wirken müssen.

Bilder und Scenen setzen überhaupt den ganzen Roman zusammen, der auf die Entwicklung einer Handlung völlig verzichtet. Zwei Tage aus dem kümmerlichen Leben einer Arbeiterfamilie, in der eines der kleineren Kinder an Hunger und Entkräftung gestorben ist, sind der Rahmen, in dem sich die wenigen Vorgänge abspielen und in dessen Mittelpunkte erst der arbeitslose Vater Andorf, später seine älteste Tochter Susanne steht. Diese Mühseligen und Beladenen sind es, denen sich das Gnadenwunder von Christi Erscheinung offenbart. Ihnen gegenüber steht die Gruppe der satten Schein- und Ungläubigen, ein verkirchlichter Superintendent, ein freigeistiger Armenvorsteher, ein Fabrikherr, der seine lichtscheuen Ausschweifungen durch öffentliche Spenden zu frommen Zwecken quitt zu machen liebt; und zwischen beiden Gruppen zwei Mädchen, deren Wege das Leben polweit auseinandergeführt hat: eine glaubensstarke Dienerin der Heilsarmee und eine Straßendirne, deren sittliche Verderbniß gleichwohl ihre natürliche Gutherzigkeit nicht hat zerstören können. Zwischen einigen Scenen auf offener Straße, in niedrigen Kneipen und im engen Pferch eines ärmlichen Miethsquartiers, wobei immer wieder das geheimnißvolle Wunder der göttlichen Erscheinung bald stärker, bald schwächer aufleuchten muß, bilden zwei Capitel vornehmlich die Höhepunkte der Erzählung: das Begräbniß von Andorfs verstorbenem Kinde, dessen Sarg der Vater selbst auf einem Handwagen am Pfingstmontag durch die menschenerfüllten Straßen zum Friedhof ziehen muß, und ein Auftritt, der sich im verschwiegenen Comptoir des Fabrikanten Saller zwischen diesem und seiner Arbeiterin Susanne Andorf abspielt. Die große Kirchhofsscene mit dem schneidenden Contraste zwischen dem pomphaften Leichenconduct eines reichen Großhändlers und dem nackten Karren des Proletarierkindes, hinter dem plötzlich Christus selbst dem Volke sichtbar einherschreitet, ist die einzige, auf der sich etwas von dem dichterischen Glanze des Stoffes sammelt; sie hätte für sich allein trotz der Prosaform eine moderne Ballade von herbem, gedankentiefem Lebensernst sein können, aber eingeschlossen in Vorgänge von greifbar grober Alltagswirklichkeit und durchsetzt von kleinen realistischen Dissonanzen, läßt auch sie keinen ungetrübt starken Eindruck aufkommen. Trotzdem steckt in ihr die eigentliche Essenz des ganzen Buches und ein entschieden malerisch-dramatischer Zug, halb Munkacsy, halb Uhde.

Als eine Geschmackssünde schwerster Art dagegen verdammt sich jene zweite Hauptscene des Romans von selbst, auf die zum Unglück ein volles Fünftel des ganzen Buches

[1]) „Das Gesicht Christi". Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

entfällt: der Verführungsversuch, den der Fabrikant Saller an Susanne Andorf unternimmt und den das Mädchen, durch das Gesicht Christi gestärkt, siegreich zurückschlägt. Mit beleidigender Genauigkeit wird hier das grausame Spiel eines lüsternen Peinigers mit seinem Opfer entfaltet, und die intervenirende Rolle, die in dieser schwülen Alkovenscene der Erscheinung des Heilands zufällt, weckt die allerpeinlichsten Empfindungen. Oder wie soll man es anders hinnehmen, wenn der begehrliche Sünder in dem Augenblick, wo er seine willenlose Beute endlich zu besitzen glaubt, den körperlosen Schatten von Christi nackiem Leichnam in den Armen hält, so daß eisiges Entsetzen ihm das Blut gerinnen läßt! Nicht so sehr das religiöse Gefühl, das hier wenigstens durch die Vermeidung jedes frivolen Tones geschützt bleibt, als das künstlerische und ästhetische lehnt sich wider dieses Zusammenlöthen der erhabensten und der vulgärsten Dinge auf und die Phantasie sträubt sich energisch gegen die Zumuthung, sich solche Situationen auch nur zu vergegenwärtigen. Daß Kretzer sich gerade in dieses Capitel mit besonderer Liebe versenkt, daß er überhaupt einem solchen Unendlichkeitsstoff nicht höhere und großartigere Wirkungen abgewonnen hat, ist zu beklagen. Man entbehrt den Flügelschlag der Ewigkeit in diesen Tagesbildern aus dem Leben der Enterbten; man sehnt sich aus all der nüchtern-grauen Erbärmlichkeit nach einem Fernblick in jene lichten Sternenhöhen, in denen andachtsvolle Herzen den Welterlöser zu suchen pflegen. Der Künstler, der sich mit der Gestalt Jesu Christi beschäftigt, genießt ja ohnedies den Vortheil, daß er für seinen Gegenstand nicht erst Stimmung zu machen braucht; so mächtig werbende poetische Kraft wohnt schon der historischen Person des Heilands inne. Erst wenn man diese gleichsam selbstthätige Wirkung der Messiasfigur in Abrechnung bringt, zeigt sich, wie wenig aus eigener dichterischer Kraft Kretzer hinzugegeben hat. Den Mangel an äußerer Handlung könnte man leicht entbehren, wenn sie durch ein Fortschreiten, eine Entwicklung innerer Vorgänge ersetzt würde; aber da der alte Andorf gleich zu Beginn der Erzählung als Bekehrter und Bekehrender auftritt und sonst nirgends das Gesicht Christi eine tiefere Spur zu hinterlassen scheint, fehlt es ebenso an einer äußeren Wendung, als an innerer Wandlung. Und so bleibt es bei der Reihe von Bildern und Scenen, die ebenso gut früher abgebrochen, als noch beliebig weiter verlängert werden konnte.

Interessant bleibt das Buch mit allen Schwächen durch das Problem, mit dem es sich beschäftigt; lesens- und achtenswerth um seines strengen Ernstes und der Gesinnung willen, von der es getragen wird. Aber wie es Dramen gibt, von denen man ihres Stoffes wegen gewünscht hat, sie möchten noch einmal geschrieben werden, so läßt dieser Christusroman den Wunsch zurück, er möge, nachdem er einmal geschrieben ward, auch einmal gedichtet werden.

Berlin. Joseph Ettlinger.

Mittheilungen und Nachrichten.

u. Shakespeare als Mensch und als Christ. Eine Studie von Julius Schiller, k. Stadtpfarrer zu Nürnberg (Leipzig, Deichert Nachf. 1897). — Love's labour 's lost muß man als das Endergebniß der mit Wärme und Eifer ausgeführten Studie bezeichnen. Shakespeare ist als „Mensch" und als „Christ" ausgewiesen durch zwei Documente — durch seinen Taufschein und sein Testament. Mehr kann man weder verlangen, noch erhalten. Denn aus seinen Werken ein ennessionelles Christenthum [1]) herauszulesen, dürfte ebenso vergeblich sein, als darin den Schlächtersohn von Stratford wiederzuerkennen, wozu eine unverhohlene Freude an Mord und Todtschlag nicht geringe Anhaltspunkte bieten könnte. Shakespeare, der letzte „Uebermensch" der Renaissance, stellt in seiner Lebensauffassung eine innige Verbindung von antikem und germanischem Wesen dar, in welche ein christliches Element in Form eines ganz farblosen Theismus hineinspielt; aber vergebens wird man Spuren von orientalisch-ästhetischer, d. i. echt christlicher Lebensverneinung suchen. Allerdings bekennt sich Shakespeare, obwohl der Sohn einer rauheren Zeit, doch nicht zu jener Raubthiermoral, die den „künftigen" Uebermenschen kennzeichnen soll, wie den Hercules das Löwenfell. Vielmehr theilt er mit den heutigen „Bildungsphilistern" den Glauben an eine moralische Weltordnung, aber an eine „immanente", von den Menschen selbst geschaffene, aus den anentrinnbaren Folgen ihrer Thaten und Gedanken sich ergebende. Darum herrscht in seinen Stücken durchgehends die heute verpönte poetische, d. i. natürlich-sittliche Gerechtigkeit, die jedoch von der christlich-theologischen, besonders der protestantischen sehr verschieden ist. Auch darin geht der Verfasser viel zu weit, daß er alle Züge „ethischer" Gesinnung und Bewerthung als etwas specifisch „Christliches" reclamirt. Uebrigens wäre nur zu wünschen, daß heute nach drei Jahrhunderten alle oder wenigstens die gebildeten Deutschen und Engländer „Menschen und Christen" würden wie der große „Heide" Shakespeare! Insofern sie den Leser diesem hohen Ziele entgegenführt, kann die schöne Studie aufs beste empfohlen werden.

ch. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats Juli 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat Juli, auf 1000 Einwohner und ins Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 22.5, München 26.8, Nürnberg 25.0, Würzburg 25.9, Altona 16.7, Berlin 20.9, Breslau 30.0, Frankfurt a. M. 16.8, Hannover 24.1, Kassel 20.9, Köln 34.9, Königsberg 29.7, Magdeburg 31.5, Stettin 50.2, Wiesbaden 18.9, Dresden 24.8, Leipzig 27.5, Stuttgart 19.1, Karlsruhe 22.9, Braunschweig 17.2, Hamburg 17.4, Straßburg 31.0, Metz 23.7, Amsterdam 14.6, Brüssel 16.3, Budapest 21.8, Christiania 18.1, Edinburg 19.5, Glasgow 17.7, Kopenhagen 16.3, Krakau 31.3, London 18.7, Lyon 20.0, Mailand 42.5, Odessa 28.1, Paris 17.8, Petersburg 28.5, Prag 23.7, Rom 18.3, Stockholm 16.5, Triest 30.3, Turin 19.3, Venedig 19.4, Warschau 26.6, Wien 20.2, New-York 24.1. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 4. bis 31. Juli [einschließlich] zusammengefaßt und den Berechnungen zu Grunde gelegt worden.)

Wie fast alljährlich in der wärmeren Jahreszeit, so ist auch im diesjährigen Juli die Sterblichkeit in den meisten Städten Mitteleuropa's, besonders in den deutschen, erheblich größer gewesen als im Juni. Fast aus den meisten deutschen Orten, aber auch aus vielen Orten des Auslandes kamen zum Theil recht bedeutend gesteigerte Sterblichkeitszahlen zur Mittheilung. So stieg die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille) von 5 des Vormonats auf 27, und zwar in den Orten: Fürth, Pirmasens, Speyer, Düsseldorf, Eberswalde, Gleiwitz, Grünberg, Halle, Herne, Jerfitz, Königshütte, Posen, Quedlinburg und Spandau, in denen die Sterblichkeitsziffer über 35.0, und in Beeck, Borbagen-Rummelsburg, Lichtenberg, Weißensee, Elbing, Giebichenstein, Grabow a. O., Kalk, Köpenick, Langenbielau, Lindau und Stettin, in denen die Sterblichkeitsziffer über 40.0 auftieg. Das Sterblichkeitsmaximum, das im vorigen Monat 43.3 betrug, erreichte im Juli Grabow mit 54.7 pro Mille. Dagegen ging die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) von 30 im Juni auf 23 herab, in erfreuten sich Groß-Lichterfelde (bei Berlin), Iserlohn, Langendreer, Neunkirchen, Siegen, Soest, Velbert, Viersen, Wandsbeck, Wesel, Wilhelmshaven, Witten, Wittenberg, Annaberg, Bautzen, Güstrow, Schwerin i. M., Weimar, Bremen, Bremerhoorn, Köthen, Coburg und Amsterdam einer solch geringen Sterblichkeit. Recht bedeutend kleiner als im Juni war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15 bis 20.0 pro Mille). Sie sank von 106 im Juni auf 56 im Juli; wir nennen hier nur Erlangen, Kaiserslautern, Altona, Barmen, Schöneberg (Vorort Berlins), Bielefeld, Frankfurt a. M., Kiel, Kolberg, Marburg, Nordhausen, Osnabrück, Potsdam, Wiesbaden, Freiberg i. S., Zittau, Stuttgart, Ulm, Freiburg i. B., Darmstadt, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Rostock, Hagenau, und von nichtdeutschen Städten: Brüssel, Christiania, Edinburg, Glasgow, Kopenhagen, London, Paris, Rom (Juni), Stockholm, Turin

[1]) Stanton Coit in seiner „Ethischen Bewegung in der Religion" (Deutsch, Leipzig 1890) findet bei Shakespeare eine von religiösen Vorstellungen freie „kosmische, d. i. natürlich-universale Ethik".

(Juni), Venedig. Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig höher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pro Mille) war geringer als im Juni und betrug 37 gegen 53. Wir erwähnen Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Passau, Berlin, Charlottenburg, Erfurt, Flensburg, Frankfurt a. O., Kassel, Neumünster, Thorn, Trier, Meißen, Wurzen, Cannstatt, Karlsruhe, Gotha, und von nichtdeutschen Städten: Budapest, Lyon, Wien. — Die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war fast allgemein, und zwar sehr bedeutend gesteigert. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Homburg 73, in Stuttgart 83, in Dresden 87, in München 135, in Berlin 159 Säuglinge. Diese Steigerung war allgemein durch die enorm vermehrte Zahl tödtlich endender acuter Darmkrankheiten hervorgerufen, die alljährlich in der heißen Jahreszeit, besonders in den deutschen Orten, ungemein häufig auftreten und namentlich unter Säuglingen und Kindern unter zwei Jahren große Verheerungen anrichten. So war auch in diesem Monat die Zahl der Opfer in Augsburg, Fürth, Ludwigshafen, München (289), Nürnberg (115), Würzburg, Aachen, Altona, Bremen, Berlin (927), Weißensee, Nixdorf, Charlottenburg, Breslau (328), Danzig, Dortmund, Düsseldorf (274), Duisburg, Elberfeld, Elbing, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M. (180), Grodno a. O., Halle, Hannover (180), Kassel, Kiel, Koblenz, Köln (414), Königsberg (161), Krefeld, Magdeburg (262), Posen, Spandau, Stettin (394), Dresden (195), Leipzig (431), Heilbronn, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Mainz, Braunschweig, Gera, Hamburg (182), Kolmar, Metz, Straßburg i. E., Budapest (221), Christiania, Glasgow, Kopenhagen, London (1396), Lyon, Moskau (933), Odessa, Paris (599), Petersburg (503), Stockholm, Triest, Warschau (408), Wien (515), New-York (1171) u. a. sehr bedeutend. In Edinburg, Moskau, Prag war die Zahl der Opfer etwas kleiner als im Juni. Dagegen haben fast allgemein acute Entzündungen der Athmungsorgane abgenommen; nur in wenigen Orten (Dortmund, Görlitz, Halle, Köln, Odessa) war die Zahl der Sterbefälle etwas größer als im Juni. Noch Todesfälle an Influenza wurden erheblich weniger als im Vormonat gemeldet; mehrfache Sterbefälle an Influenza gelangten aus Gotha, Köln, Wiesbaden, Budapest und Wien je 2, aus Berlin 3, aus Moskau 4, aus Petersburg 10, aus London 24 zur Mittheilung. Sterbefälle an Lungenschwindsucht kamen gleichfalls seltener zum Bericht.

In Calcutta hat die Cholera im Juli etwas abgenommen, doch erlagen derselben in der Zeit vom 13. Juni bis 17. Juli immer noch 199 Personen. Dagegen trat die Seuche Ende Juli in Bombay in größerer Ausdehnung auf. In Niederländisch-Indien, in der Residentschaft Amboina (Hafen von Koelor) ist die Epidemie erloschen, in Bangkok (Siam) zeigte sie sich dagegen heftiger. — In Djeddah (Arabien) ist seit dem 8. Juli kein weiterer Pestfall bekannt geworden. In Britisch-Indien waren namentlich in Scholapur sowie in den Districten Ahmednagur, Puna, sowie in Nasik und in deren Umgebung Ende Juni viele Ortschaften von der Seuche ergriffen. Auch in Bhapur, sowie in den Nativestaaten und in Hyderabad kamen zahlreiche Pestfälle vor, während in Bombay Pestfälle seltener wurden; vom 16. Juni bis 13. Juli waren daselbst nur noch 41 Pesttodesfälle festgestellt. Aus Swatau und dessen Nachbarorten wird gleichfalls das Erlöschen der Epidemie gemeldet. — Das Gelbfieber herrschte auf Cuba namentlich in Havana nach in ausgedehnter Weise. In Havana kamen vom 18. Juni bis 22. Juli 250 Todesfälle (davon 243 bei Militärangehörigen) zur Feststellung. Auch in Matanzas, Santiago, Cagua le Grande, Cienfuegos, Para ist die Epidemie wohl im Rückgange, aber noch lange nicht erloschen. In Vera Cruz kamen Ende Juni zwei Todesfälle zur Kenntniß. In Callao, sowie in San Francisco wurden einige durch aus Panama und Havana kommende Dampfer eingeschleppte Erkrankungen und Sterbefälle gemeldet.

Von den anderen Injectionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Diphtherie, Keuchhusten und Pocken seltener, an Scharlach und Typhus häufiger als im Juni zur Mittheilung. — Die seit ca. einem Jahre in vielen Kreisen Deutschlands und in den Großstädten des Auslandes sehr zahlreich vorkommenden Masern zeigten im Juli an vielen Orten radikal Nachlässe; so war in den Städten München, Nürnberg, Berlin, Bochum, Eisleben, Elberfeld, Chemnitz, Dresden, Budapest, Edinburg, Glasgow, London, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Warschau, Wien, New-York die Zahl der Opfer erheblich kleiner und nur in Hagen, Mannheim, Offenbach größer als im Juni. Auch Erkrankungen haben sowohl in den meisten der Berichtsorte, wie auch in den Regierungsbezirken Arnsberg, Aurich, Hannover, Posen, Münster, Stettin, Wiesbaden abgenommen. Dagegen zeigte sich das Scharlachfieber häufiger als Todesursache und war besonders in Gleiwitz, Kreiefd, Gera, London, Petersburg, Prag, Warschau und zu Ende des Monats in Antwerpen sehr verbreitet. Erkrankungen waren in Edinburg, London, Paris, Petersburg, Wien nicht selten. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup blieb im allgemeinen in den Großstädten niedrig, obwohl in München, Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg die Zahl der Sterbefälle ein wenig größer, in Budapest, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Wien und New-York geringer, in London und Warschau fast gleich groß wie im letzten Monat war. Erkrankungen waren in den meisten der genannten Städte, sowie im Regierungsbezirk Düsseldorf wohl noch zahlreich, jedoch seltener als im Juni. — Häufiger als im Juni traten Erkrankungen an Unterleibstyphus zutage und war auch die Zahl der durch sie bedingten Sterbefälle in München, Beuthen O.-S., Breslau, Königsberg, Moskau, Budapest, Odessa, Prag, New-York etwas gesteigert. — An Flecktyphus kamen aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf 1, aus Petersburg 4 Erkrankungen zur Meldung; Todesfälle aus Moskau 1, aus Petersburg 5. Ebenfalls häufiger als im Juni wurden Erkrankungen und Sterbefälle an Genickstarre mitgetheilt. In vereinzelten Fällen zeigten sich Erkrankungen in Leipzig, Hamburg, Kopenhagen, sowie im Regierungsbezirk Schleswig. Aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf waren 2, aus Wien 3, aus Nürnberg 4, aus dem Regierungsbezirk Arnsberg 6 Erkrankungen, aus den Regierungsbezirken Düsseldorf und Posen, sowie aus Kopenhagen, Moskau, Wien einzelne, aus Beuthen O.-S. 3, aus dem Regierungsbezirk Arnsberg 7, aus New-York 27 Todesfälle gemeldet. — Sterbefälle an Pocken gelangten aus London, Mailand, Moskau je 1, aus Bukarest, Odessa, Petersburg, New-York je 3, aus Warschau 18, aus Calcutta 9 zum Bericht, sowie aus London und dem Regierungsbezirk Posen je 1, aus München 3, aus Paris 24, aus Petersburg 25 Erkrankungen. In Sansibar herrschten im Juni und Juli die Pocken sehr heftig. Mitte Juli starben täglich gegen 30 bis 40 Einwohner; unter der europäischen Bevölkerung sind 3 Erkrankungen vorgekommen, von denen 1 tödtlich verlief. In der letzten Zeit scheint eine Besserung eingetreten zu sein. — An seltener vorkommenden Infectionskrankheiten gelangten aus Bern, Bukarest und Wien je 1, aus Moskau 3 Todesfälle an Tollwuth, ferner aus dem Regierungsbezirk Posen und aus Bukarest je 1 Todesfall, aus dem Regierungsbezirk Posen 4, aus dem Regierungsbezirk Schleswig 1 Erkrankung an Milzbrand zur Mittheilung.

* **Gießen.** Zu Extraordinarien wurden befördert die Privatdocenten: Dr. Franz a. Wagner, Zoolog, und Dr. Bruno Snore, Rechtslog.

* **Jena.** Zum Nachfolger des außerordentlichen Professors der gerichtlichen Medicin Dr. Leubuscher, der, wie früher erwähnt, die Leitung des Lunatikerasyls in Meiningen übernimmt, ist Privatdocent Dr. F. Gumprecht in Aussicht genommen.

* **Berlin.** Dem Lector des Arabischen am Orientalischen Seminar der Universität Mahommed Nasser ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

r. **Berlin,** 10. Sept. Die Bemerkungen Ihres geschätzten Blattes (in der Beilage vom 26. August) über die Beiträge zur Biographie jüngerer und älterer Gelehrter, die in einem Berliner Blatt eine stehende Rubrik bilden, haben in akademischen Kreisen lebhafte Zustimmung gefunden. Einer auf größte Mannichfaltigkeit ihres Inhalts bedachten Zeitung ist es ja gewiß nicht zu verübeln, wenn sie ihrem sonstigen bunten Reportermaterial auch Mittheilungen dieser Art anschließt, die auch gewöhnlich von der den Gefeierten nahe stehenden sozialen Presse abgedruckt werden und bei einer immerhin nicht kleinen Zahl von Lesern Interesse finden — nicht allein bei den sogen. Berühmtheiten selbst und ihrem Anhange, sondern auch bei all den strebenden Gemüthern, die hoffen, daß auch sie sie einmal der Ehrentag kommen werde, an dem sich ihnen das Ruhmesalbum der „Vossischen" öffnet und der erste Schritt zur Unsterblichkeit des Conversationslexikons gethan ist. Diese Hoffnung ist so nicht allzu schwer zu erfüllen: es genügt dazu, daß ein Privatdocent außerordentlicher Professor wird, ja, es genügt, daß er in Preußen „das Prädicat Professor" erhält, wobei er im übrigen noch wie vor Privatdocent bleibt. Und wir vermuthen ist dieser erste Tageserfolg! Denn die Artikel über die Jungen sind nicht selten ausführlicher, als

die über die Alten. Die letzteren beruhen wohl meistens auf secundären Quellen und sind daher nicht immer in allen Einzelheiten genau; den ersteren aber liegt offenbar ein ausgiebiges, authentisches, vielleicht selbstschriftliches Material zu Grunde. Auch wird es mehr und mehr üblich, die Schriften und Abhandlungen des Gefeierten nicht einfach trocken aufzuzählen, sondern dem Leser auch durch eine Skizzirung der Ergebnisse dieser Arbeiten einen Begriff von dem wissenschaftlichen Werthe derselben zu geben. Vom journalistischen Standpunkt ist gegen alles dies nichts einzuwenden, aber das Bedenkliche ist die Einwirkung, die dieser Zeitungsruhm auf junge Gelehrte ausüben kann, die noch nicht die genügende innere Befestigung des Charakters und ein hinreichend nüchternes und klares Urtheil über ihre wirkliche Stellung besitzen. Sie werden der Gefahr ausgesetzt, dem Geist der Reclame zu verfallen und zu vergessen, daß für sie als Vertreter der Wissenschaft nur die Anerkennung eines sehr engen fachmännischen Kreises von Werth und Bedeutung sein kann. Weil der Name in den Zeitungen gefunden hat, glauben sie sich über die Masse der Sterblichen erhoben und lassen sich leicht zu Hoffnungen und Ansprüchen verleiten, die unerfüllt bleiben, was dann Verstimmung und Verbitterung bei den ihrer Meinung nach nicht nach Verdienst gewürdigten zur Folge hat. Es mag ja auch einzelne ältere Gelehrte geben, die gegen den Eitelkeitskitzel einer Zeitungsreclame nicht ganz abgehärtet sind und nicht bedenken, daß diese Art der Berühmtheit auch den Sterneo der Sperialitätenbühnen zutheil wird; im allgemeinen aber darf man annehmen, daß Männer von anerkanntem wissenschaftlichen Ruf diese Herausziehung ihrer Persönlichkeit vor das große Publicum nur mit unbehaglichem Gefühl und lediglich, weil sie sie nicht verbieten können, über sich ergehen lassen.

* **Wien.** Zum Nachfolger Alfred v. Arneths als Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs ist der bisherige Vicedirektor desselben, Sectionsrath Dr. jur. Gustav Winter, ernannt worden. Wie es heißt, hat ihn noch Arneth selbst als den zur Leitung des Archivs am meisten berufenen Fachmann empfohlen. Winter ist an Sickels Institut für historische Hülfswissenschaften methodisch ausgebildet worden und hat mit geschichtlichen Studien bei Aschbach germanistische bei Scherer verbunden. Sein specielles Gebiet ist die deutsche und österreichische Rechtsgeschichte; in den Schriften der Wiener Akademie, deren correspondirendes Mitglied er ist, hat er Arbeiten über Stadtrechte und Weisthümer Niederösterreichs veröffentlicht und die Herausgabe der letzteren zu besorgen übernommen. — Mit dem österreichisch-ungarischen Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, das sich einigermaßen dem preußischen Pour le mérite und dem bayerischen Maximilians-Orden vergleichen läßt, wurden neuerdings ausgezeichnet die Professoren der Wiener Universität Hofrath Jagic, Slavist, und Dr. Reinisch, Aegyptolog.

* **Prag.** An der böhmischen Universität wurd Privatdocent Dr. Karl Herrmann zum außerordentlichen Professor des Handels- und Wechselrechts ernannt.

ir. **Aus den Niederlanden.** Der 24. niederländische Sprach- und Litteraturcongreß, an welchem sich Niederländer und Flamländer gleichmäßig betheiligen, fand dieses Jahr zu Dortrecht statt. Unter den Vorträgen, welche da gehalten wurden, waren zwei, welche auch für weitere Kreise Interesse haben dürften. Prof. J. te Winkel aus Leiden hielt eine Rede über „die niederländische Sprache in Südafrika". Dort stehen nämlich zwei Strömungen einander gegenüber; die eine will den Volksdialekt zur Schriftsprache erheben, die andere will, wie dies auch in Flandern (Belgien) geschah und zum guten Theil auch schon in Transvaal geschehen ist, das Niederländische als Schriftsprache durchführen. Prof. te Winkel neigt in seiner Auffassung zur ersten Partei und empfiehlt, die Volkssprache auch als Schriftsprache zu gebrauchen. Wie diese aussieht, das kann der Leser einigermaßen aus der Probe in Beilage Nr. 199 ersehen. Von rein linguistischem Standpunkt, für den Dialekt und Schriftsprache von gleicher Wichtigkeit sind, ist diese Auffassung erklärlich, allein von literar- und culturhistorischem Standpunkt aus, um von dem politischen zu geschweigen, ist sie wunderlich. Die Rede fand daher nur bei einigen Beifall; bei den meisten Zuhörern stieß sie auf starken Widerspruch. Einen ganz andern Geist athmete die Rede des Prof. Frédericque aus Gent über „die Zukunft des niederländischen Stammes". Sie war ein glühender Aufruf an die Bewohner aller Zonen, Länder und Inseln, welche niederländischen oder flämischen Stammes sind, sich zu sammeln, an einander zu schließen und das gemeinsame Band der niederländischen Sprache zu hegen und zu pflegen. Die Rede fand außerordentlichen Beifall und auf den Vorschlag des Verstorbenen ward sogleich ein allgemeiner niederländischer Verein gegründet. Der Vorstand besteht vorläufig aus Prof. Kern in Leiden, Prof. Frédericque in Gent, Dr. Engelenburg und H. Meret in Südafrika. Auf Anrathen des Dr. Leyds, des Secretärs der südafrikanischen Republik, will man zunächst eine große illustrirte Zeitschrift herausgeben, etwa so der Art wie der englische „Graphic" oder „London News". Dies alles wurde in der Festbegeisterung beschlossen. Ob aber eine solche Zeitschrift in niederländischer Sprache sich halten kann, wird von vielen billig bezweifelt. Viel Interesse erregte auch die Aufführung des mittelniederländischen Dramas „Abel Spel van Esmoreit". Dieses ist eines der 10 Stücke, welche in einer Handschrift erhalten sind und vermuthlich im 15. Jahrhundert zum Repertoir einer Dilettantentruppe (ghesellen van den spele) in Flandern gehörten. Die 10 Stücke bestehen aus 4 „abele spelen", d. h. ernsten Stücken, nämlich Esmoreit, Gloriant, Lanseloet van Denemarken und van den Winter ende van den Sommer und aus 6 „sotternieën", d. h. Possen, nämlich Lippyn, de Boekenblaser, de Hexe, Drie daghe here, de Travanten und Rubben. Bei der Aufführung folgte einst auf ein „Abele spel" eine „Soternie", ganz wie in Deutschland bei ähnlichen Aufführungen des 15.—16. Jahrhunderts. In diesem Falle also wäre Lippyn das Nachstück zu Esmoreit gewesen, allein man wagte es seines lasciven Inhaltes wegen nicht aufzuführen und beschränkte sich auf das „Abele spel". Dilettanten waren auch hier Darsteller, nur die zwei Frauenrollen wurden von Schauspielerinnen gespielt. Die Aufführung, sowie der Vortrag der mittelniederländischen Lieder fanden lebhaften Beifall. — Am 4. September fand die Enthüllung eines Denkmals für Const. Huygens im Haag statt, das die „Maatschappy der Nederl. Letterkunde" vor zwei Jahren zu errichten beschlossen hatte. Prof. Verdam aus Leiden hielt die Festrede, welche man im „Spectator" Nr. 36 abgedruckt findet. Das Denkmal besteht aus einem Sockel von Granit, auf dem eine große Büste aus Bronze steht, entworfen von dem Bildhauer A. W. Odé jr., ausgeführt von W. Peters. Oben genannte Gesellschaft hat auch eine Commission ernannt, um zu untersuchen, ob es möglich und wünschenswerth sei, eine Gesammtausgabe der Briefe des Const. Huygens zu veranstalten. Vorsitzender der Commission ist Prof. Blok aus Groningen, Secretär J. H. Unger. — Bredius, Director des kgl. Münzcabinets im Haag, machte dieses Sommer eine Reise nach Rußland, wo er ein kleines Gemälde von Rembrandt entdeckte und taufte. Es stellt das Brustbild einer alten Frau dar mit gefalteten Händen, welche Rembrandt in den Jahren 1650—1655 wiederholt malte. Um den Kopf trägt sie ein weißes Tuch, dessen Zipfel um den Hals geschlungen sind, und eine braunrothe Jacke. Das ganze Licht fällt auf das weiße Tuch; der Hintergrund ist hier nicht so dunkel gehalten, wie sonst bei Rembrandt. Merkwürdig ist, daß Bredius diese Studie in der Eremitage zu Petersburg erwerben konnte, wo sich noch zwei Gemälde in Lebensgröße von derselben Frau finden. — In der niederländischen Zeitschrift „Oud Holland" XV 2 gibt C. D. Waard einen Beitrag zur Geschichte der Teppichweberei im Mittelalter. Es handelt sich da speciell um die Teppiche, welche für einen Saal der alten Abtei Middelburg angefertigt wurden. Er theilt außerdem aus den Archiven Seelands verschiedene Actenstücke mit, aus welchen auch hervorgeht, was jene Teppiche kosten, wer sie entwarf und ausführte. — Vom 13. bis 16. September läßt G. Theod. Brom u. Zoon in dem Local „De Koning van Zweden" eine bedeutende Anzahl Münzen aller Art versteigern. Der Katalog zählt u. a. 500 goldene Münzen von 1496 bis Ende des vorigen Jahrhunderts auf, worunter viele von hohem Werthe.

Neue Kataloge: Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Mittheilungen aus dem musikalischen Verlag. Nr. 50. September 1897. — Arno Spitzner, Leipzig (Musikalienversandgeschäft). Wegweiser für die musikalische Welt. — Leo Liepmannssohn, Berlin. XX. Autographenversteigerung: Fürsten, Feldherren, Dichter u. s. w. — Klostermuseum S. Georgen in Stein am Rhein: Verzeichniß der Räume und ausgestellten Gegenstände. — A. W. Sijthoff, Leyden: Catalogue d'Estampes Japonaises. — Karl W. Hiersemann, Leipzig: Volkslieder, historische Lieder, Kirchenlieder, geistliche Schauspiele in Originaldrucken des 16. Jahrhunderts. — Gemäldesammlung des Hrn. Otto Frhrn. v. Blome, München; Auction 18. September.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 14. September. Nummer 206.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Langen'sche Schwebebahn. Von Gotthold Schellenberg. — Dorfgeschichte. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Langen'sche Schwebebahn.

Von Gotthold Schellenberg.

Das außerordentliche Wachsthum unsrer Großstädte hat vom socialen Gesichtspunkt aus manches Unerfreuliche, aber es ist eine Thatsache, mit der man rechnen muß. So stellt uns diese Thatsache u. a. auch die Forderung, den mehr und mehr zunehmenden Verkehr rasch und sicher zu bewältigen; dem an der Peripherie Wohnenden muß Gelegenheit gegeben sein, ohne allzu großen Zeitaufwand den Mittelpunkt der Stadt und des Geschäftslebens erreichen zu können. Es besitzen daher auch unsre großen Städte eine Menge von Omnibussen und Trambahnen, die die genannte Aufgabe zu lösen suchen und bis zu einem gewissen Grade auch lösen. Aber diese Verkehrsmittel leiden hauptsächlich an zwei Uebelständen; einmal beeinträchtigen sie den übrigen Straßenverkehr der Fußgänger, Droschken, Radfahrer, indem sie ihm einen großen Theil des Fahrdamms wegnehmen, und dann können sie aus Gründen der allgemeinen Sicherheit nur eine verhältnißmäßig geringe Geschwindigkeit erhalten. Man ist daher, um den Straßenverkehr zu entlasten und größere Geschwindigkeit erzielen zu können, zum Bau von Untergrundbahnen und Hochbahnen übergegangen; erstere finden wir namentlich in London, als Beispiel für letztere sei die Berliner Stadtbahn genannt. Im allgemeinen sind solche Bahnen außerordentlich theuer; so kostete die ältere Londoner Untergrundbahn rund 10 Millionen Mark pro Kilometer, die Berliner Stadtbahn ungefähr die Hälfte. Bei den Untergrundbahnen sind es die baulichen Schwierigkeiten, bei den Hochbahnen die Terrainerwerbungen, welche diesen hohen Preis bedingen. Weit billiger ließen sich die Hochbahnen erstellen, wenn die theuren Terrainerwerbungen wegfielen oder sich doch auf ein Minimum reduciren ließen. Das wäre der Fall, wenn die Hochbahnen den bestehenden Straßen folgen würden. Leider ist dies für die meisten Hochbahnsysteme und die meisten Städte so gut wie ausgeschlossen; denn einmal würden manche Straßen zu sehr verdunkelt werden, und andrerseits würden die Curven außerordentliche Schwierigkeiten bereiten. Hier greifen nun die Schwebebahnen ein.

Die Schwebebahnen bilden eine besondere Gruppe der Hochbahnen. Auch bei ihnen laufen die Räder in gleicher Weise auf festen Schienen wie bei andern Hochbahnen; aber die Wagenkasten werden nicht oberhalb der Räder von unten gestützt, sondern sind unterhalb der Räder aufgehängt. Es gibt verschiedene Systeme von Schwebebahnen; u. a. sei das Lartigue'sche erwähnt, das gegenwärtig in einer Variante auf der Brüsseler Ausstellung in Betrieb ist. Dieses System ist einschienig. Die Wagen reiten gleichsam auf der Schiene, von welcher sie auf beiden Seiten herunterhängen, und zwar mittelst einer entsprechenden Anzahl Lauf-, beziehungsweise Triebräder, zu welchen seitliche Führungsrollen kommen, die das Schwanken der Fahrzeuge verhindern; die Passagiere sitzen auf zwei Längsbänken, Rücken gegen Rücken. Hier ist der Hauptvorzug der Hängebahnen, daß nämlich bei ihnen die Seitenkräfte, vor allem die Centrifugalkraft, in günstiger und stoßfreier Weise aufgenommen werden, nicht zur Geltung gebracht; in fast ängstlicher Weise hat man alle Schwankungen des Wagens zu vermeiden gesucht und hat sich bemüht, die hängenden Wagen noch durch besondere Vorkehrungen an den Trägern festzuklemmen. Gerade in diesem Punkt unterscheidet sich, und, wie uns scheint recht vortheilhaft, die Langen'sche Schwebebahn von den sonstigen Systemen. Erfinder des in Rede stehenden Systems ist der vor etwa zwei Jahren verstorbene Geheime Commercienrath Eduard Langen in Köln; verwerthet werden die Patente von der Continentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Nürnberg.

In doppelter Weise ist die Langen'sche Schwebebahn ausgebildet worden, nämlich als einschienige und als zweischienige Bahn. In beiden Fällen hängen die Wagen, damit trotz langer Wagen sehr enge Krümmungen durchfahren werden können, an je zwei Drehgestellen mit je zwei Laufaxen. Während aber bei den zweischienigen Bahnen, in ganz ähnlicher Weise wie bei gewöhnlichen Eisenbahnen, jede Laufaxe zwei Räder mit einseitigen Spurkränzen trägt, so daß also der Wagen an acht Laufrädern hängt, hat jede Laufaxe der einschienigen Bahn nur ein Rad, und der Wagen hängt an vier auf einer Schiene hinter einander laufenden Rädern mit Doppelspurkränzen. Da in allen Fällen ein Abheben der Laufräder von den Schienen vermieden werden muß, dürfen bei den zweischienigen Bahnen die Drehgestelle auch bei starken Seitenkräften nicht nachgeben, und es kann ein Ausschwingen der Wagen in den Krümmungen, abgesehen von der Wirkung der Schienenüberhöhung, nur durch eine gelenkige Verbindung zwischen den Drehgestellen und den Wagenkasten erreicht werden. Bei den einschienigen Bahnen können Drehgestelle und Wagenkasten starrer mit einander verbunden werden, weil sie bei Einwirkung von starken Seitenkräften durch Drehung um den Schienenkopf ausschwingen können. Ein Entgleisen wird dadurch verhindert, daß sich von unten Gegenrollen an die Schienen anlegen. Besondere Vorkehrungen verhüten bei einem eventuellen Bruch ein Herabfallen der Wagen; kurz, es ist alles gethan, daß die Betriebssicherheit mindestens dieselbe, wenn nicht größer ist, als bei gewöhnlichen Bahnen.

Die bei der Langen'schen Schwebebahn zur Anwendung kommende Triebkraft ist die Elektricität. Es sind Motorwagen und Anhängewagen zu unterscheiden. Bei den Motorwagen liegt in jedem Drehgestell zwischen den beiden Laufaxen je ein elektrischer Motor, der mittelst Zahnräder die beiden Laufaxen des Drehgestells antreibt. Da demnach alle vier Axen angetrieben werden, ist ein rasches Anfahren

möglich und können ziemlich beträchtliche Steigungen leicht überwunden werden. Automatisch wirkende Bremsen und besondere Streckensicherungen machen einen Zusammenstoß mit einem nachfolgenden Wagen geradezu unmöglich.

Die Art der Aufhängung, die Einrichtung der Weichen und die Anlage der Bahnhöfe lassen sich ohne Zeichnungen nicht wohl deutlich machen. Wir wollen nur erwähnen, daß für die Schienenträger zweierlei Arten von Stützen in Anwendung kommen, Einzelstützen und Bogenstützen. Beide stehen in Entfernungen von 25—30 Meter. Bei Anwendung von Einzelstützen würde der Querschnitt der Bahn die Form eines in der Mitte seiner Grundlinie unterstützten gleichschenkligen Dreiecks haben. Die Einzelsäulen lassen sich überall da verwenden, wo direct unterhalb der Bahn ohne Verkehrshinderniß Platz für dieselben gewonnen werden kann, also auf sehr breiten Fahrdämmen und bei Ueberschreitung von Plätzen. In engen Straßen und überhaupt überall da, wo die Bahn über einem Fahrdamm liegt, der aus Verkehrsrücksichten frei gehalten werden muß, sind die bogenförmigen Stützen am Platz, welche, mit ihren dünnen Füßen zwischen Fahrdamm und Bürgersteig gestellt, den Straßenverkehr in keiner Weise behindern.

Wir wollen nun die wichtigsten Vorzüge der Langen'schen Schwebebahn, speciell der einschienigen, zusammenstellen:

1. Große Betriebssicherheit. Dieser Punkt, auf den schon oben aufmerksam gemacht wurde, muß ganz besonders hervorgehoben werden, weil es manchem etwas bedenklich vorkommen mag, sich einem hängenden Kasten anzuvertrauen. Aber es kann ohne Uebertreibung gesagt werden, daß die Möglichkeit eines Unglücks hier kleiner ist als bei den gewöhnlichen Bahnen, die wir doch ohne Bedenken benützen, weil wir aus Erfahrung wissen, wie gering thatsächlich schon hier die Gefahr ist.

2. Große Geschwindigkeit, auch bei Curven. Es geht dies u. a. hervor aus einer in Deutz angelegten Versuchsbahn, welche gewissermaßen eine Gewaltprobe auf das einschienige System überhaupt darstellt, indem dort zwei Curven von 9½ Meter Radius und eine dazwischen liegende gerade Strecke von 10 Meter Länge mit reichlich 20 Kilometer Geschwindigkeit durchfahren wird, wobei der Wagen infolge der Centrifugalkraft bis 25 Grad aus der Verticalen auspendelt, ohne daß die Insassen diese Schwingungen irgendwie unangenehm empfinden. Es ist damit der Nachweis erbracht, daß man ohne Verminderung der Geschwindigkeit um jede Straßenecke herumkommen kann.

3. Ruhige, stoßfreie und geräuschlose Fahrt. Das erste kommt hauptsächlich daher, weil seitliche Stöße als sanfte Schwingungen des frei schwebenden Wagens aufgenommen werden, das zweite daher, weil keine dröhnende feste Decke vorhanden ist.

4. Die Leichtigkeit der Construction, welche einer architektonischen Ausbildung wohl fähig ist und sich dem Bilde der Straße wohl anpassen läßt, ohne derselben Licht und Luft zu nehmen.

5. Die geringe Höhenlage der Stationen. Ueber der Straßenkrone muß ein Lichtraum von etwa 4½ Meter frei gehalten werden, darüber kommt bei einer gewöhnlichen Hochbahn die Unterkante des Tragewerkes und bei rationeller Ausbildung der Eisenconstruction etwa 2½ bis 3 Meter höher der Wagenfußboden, während der letztere bei der Schwebebahn gleich über dem frei zu haltenden Lichtraum liegen kann. Das Publicum hat also, um zur Schwebebahn zu gelangen, nur etwa zwei Drittel der Höhe zu ersteigen, welche eine gewöhnliche Hochbahn erfordert.

6. Die geringen Herstellungskosten. Die Wichtigkeit dieses Punktes braucht nicht besonders betont zu werden. Erwähnt sei, daß die Schwebebahn pro Kilometer noch nicht den zehnten Theil von dem kostet, was die Berliner Stadtbahn gekostet hat.

Das sind die wichtigsten, aber durchaus nicht alle Vorzüge der Langen'schen Schwebebahn. Zum Schluß wollen wir noch der Frage unsre Aufmerksamkeit zuwenden, wo bis jetzt dies System praktische Anwendung gefunden hat. Zunächst ist der in Deutz befindlichen Probebahnen zu gedenken. Eine kleine Bahn wird in der Nähe von Dresden bei Laschwitz gebaut. Eingehende Pläne hat die Gesellschaft für Hamburg, Berlin und Wien ausgearbeitet; leider ist in diesen Städten die Schwebebahn nicht concessionirt worden. Die Berliner Stadtverwaltung wollte zu einem Versuch in großem Maßstab die Errichtung von Schwebebahnen in bestimmten Straßenzügen Berlins gestatten, aber sich das Recht vorbehalten, falls sie es für erwünscht erachte, die Wiederbeseitigung der Bahn zu fordern. Auf diese Bedingung ging die Gesellschaft nicht ein, um so weniger, als ihr in der Zwischenzeit Gelegenheit gegeben wurde, eine größere Schwebebahnanlage auszuführen. Sie erhielt nämlich den Auftrag, eine elektrische Schwebebahn zwischen den Städten Elberfeld und Barmen herzustellen. Diese Bahn hat eine Länge von 13.3 Kilometer, wovon 9.9 Kilometer über der 25—30 Meter breiten Wupper und 3.4 Kilometer durch städtische Straßen ziehen; ein Theil dieser Bahn soll noch in diesem Jahr dem Betrieb übergeben werden. Hier hat also das System seine eigentliche Feuertaufe zu bestehen. Bewährt es sich, und wir zweifeln nicht daran, so werden wir bald auch an andern Orten Schwebebahnen nach dem System Eugen Langen erstehen sehen.

Dorfgeschichte.

II.

M. M. Man schrieb noch nicht das Jahr 1800, da wurde ganz Europa durch die französische Revolution und durch die Kriegszüge des gewaltigen Corsen in Unruhe versetzt. Die Wellen, die manchem Staatsschiff den Untergang brachten, wenn es nicht einen ganz besonnenen Mann am Staatssteuer stehen hatte, schlugen auch bis nach Sachsen, bis an die Bauerngüter von Schöna. Ja, gerade hier wieder in Sachsen sollte eine Brandung entstehen, in der tausende von Menschenleben ihren Tod fanden. Sachsen wurde wiederholt das Hauptkriegslager Napoleons, und die Freundschaft des Königs mit dem gefürchteten Franzosenkaiser hätte beinahe die Existenz des ganzen Staatswesens vernichtet. Was kostete aber nicht die Unterhaltung der in Sachsen liegenden Heeresmassen! Bis in die entlegensten Dörfer des Gebirges jagen die französischen Fourageure, und auch nach Schöna kamen sie, gebieterisch Hafer für die Pferde und Korn für die Soldaten verlangend. Nur einer im Dorfe, ein angesehener Schiffsherr, der den ortsüblichen Namen Hering trug, verstand es, sich mit den fremden schnauzbärtigen Männern verständlich zu machen und milderte ihre unmäßigen Forderungen. Das imponirte den Bauern und noch am Ende dieses Jahrhunderts nannte man den Enkel des französisch sprechenden Dorfbewohners aus jener schweren Zeit „Franzosenhering". Und doch kann durch ein Ablösungsmanual vom Jahre 1814 festgestellt werden, daß der Viehbestand des Dorfes nach Beendigung der Napoleonischen Invasion kein schlechter war. Fast jeder Häusler hat noch mindestens seine Ziege, oft sogar eine Kuh. Am schlimmsten mag es 1812 und 1813 gewesen sein, und zwar deßwegen, weil Oesterreich zu dieser Zeit ein Getreideausfuhrverbot erließ, um dem in Rußland geschlagenen Napoleon durch Erschwerung in der Ernährung

Digitized by Google

seiner sich immer wieder anhäufenden Truppenmassen den Aufenthalt in Sachsen zu verleiden. Ein österreichisches Wachtschiff ankerte an der jetzigen Kloptmühle, dort, wo die Landesgrenze aus der Elbe herauskommt und sich hinauf nach dem hohen Schneeberg zieht. Wege und Stege wurden scharf überwacht, damit nicht die stark begehrte Kornfrucht nach Sachsen hereingeschleppt werde. Aber die Noth macht erfinderisch. Der Wald am Großen Zschirnstein ist groß, die Gegend ist heute noch einsam, und unter dem gnädigen Schutze der Nacht wurden hier im Waldesdickicht Korn- und Mehlmärkte abgehalten, so daß ein Stein im Walde noch die Inschrift trägt: „Mehlmarkt 1813." Die Schönaer Bauern haben als gute Grenzbewohner für ein bißchen Pascherei immer ein gewisses Verständniß gezeigt. Sie machten die Unterhändler und paschten Getreide und Mehl herein ins Land, um es dann an die anderen nothleidenden Bauern weiter zu verkaufen. In Krippen waren große Kornböden, und mancher mag sich dort wieder verproviantirt haben, nachdem ihm das Militär seine geringen Vorräthe weggenommen. Wir kommen nun auf den vorhin erwähnten Abschätzungsaufsatz vom 3. October 1814. Es ist ein wichtiges Document, um Zeitwerthe, Leistungen und Vermögen zu jener Zeit beurtheilen zu können. Zwar sind es außer den 20 Bauern in der Hauptsache nur die Häusler, die hier abgeschätzt werden. Aber ihre Zahl ist schon auf 50 angewachsen. Sie haben auch Hausgenossen, zum Theil recht arme Leute, von denen weder Staat, noch Gemeinde etwas bekommen können, die schließlich so arm sind, daß sie nicht mehr die wenigen Thaler Hauszins beschaffen können, „Nullerlfiguren". Die Gemeinde muß einen Armenvater bestellen, dem die Sorge für die Aermsten des Dorfes übertragen wird. Es entsteht die Armencasse, die er zu verwalten hat. Die Ausgaben derselben sind selbstverständlich, die Einnahmen werden in der Hauptsache bei Kindtaufessen, Hochzeiten und bei Gutsverkäufen beschafft, in der Neuzeit werden auch sehr richtig Vergnügungen aller Art mit einer Steuer zur Armencasse belegt. Ein Gemeindehaus muß gebaut werden, um die auf die Straße Gesetzten unterzubringen. Die Zahl der Dorfeinwohner ist erheblich gewachsen, die Zahl der Herdfeuer hat sich vermehrt. Es schleichen wohl auch böse Gesellen ums Dorf, um Scheuer und Stall in Brand zu stecken. Es muß eine Spritze beschafft werden, ein Spritzenhaus gebaut werden. 1822 kommt die erste große Landspritze ins Dorf. Sie kostet bare 190 Thlr., und der Lieferant muß wiederholt mahnen, ehe er seine Feuerlöschmaschine vollständig bezahlt bekommt. Das Spritzenhaus ist billiger. Es kostet 48 Thlr. Aber auch die Wohnhäuser des Dorfes haben keinen großen Werth. Eine ganze Reihe werden mit Grasgarten auf 110 Thlr. taxirt. Ein Haus für 300 Thlr. ist schon stattlich und hat eine Menge Land. Das Bauerngut gilt zwischen 2—3000 Thlr. Der schuldenfreie Besitzer eines solchen wird für einen Krösus gehalten. Oft ist der Zeitwerth des Grundstückes bis zum heutigen Tage um das zehnfache gestiegen. Eine Kuh gilt 1814 15 Thlr., eine Ziege 2 Thlr. Selten wird im Manual Baarvermögen angegeben, beziehentlich verrathen. Fast jedes Wohnhaus hat aber alljährlich die erhebliche Summe von 8 Thlr. 22 Gr. 3 Pf. an königlichen und Gemeindesteuern aufzubringen. Sie vertheilen sich, wie folgt: 3 Thlr. 8 Gr. ist Quatembersteuer zu zahlen, 2 Thlr. 2 Gr. 6 Pf. für Floßholz, 8 Gr. 9 Pf. Wasserzieh-, Kranicht- und Schanzarbeitergeld, 19 Gr. 8 Pf. Schock- oder Pfennigsteuer, 16 Gr. Rationgeld, 6 Gr. Walpurgis- und Michaeliszinse, 9 Gr. 4 Pf. Hufengeld, 15 Gr. Handdienstgeld; 2 Gr. 8 Pf. sind dem Herrn Pastor, ebenso 2 Gr. 6 Pf. dem Herrn Cantor, beide in Reinhardtsdorf, 4 Gr. dem hiesigen Schullehrer zu zahlen. Wir sehen, wie die Naturalleistungen und besonders die „Hofe- und Feohndienste" in Geld abgelöst sind. Verschwunden sind die Zinshühner und die Zinseier, es werden keine Wiesen mehr gratis gehauen, auf dem Königstein wird nicht mehr umsonst gebaut; wohl aber fordert dee Fiscus vom einzelnen das Geldäquivalent für die früher geschehene Leistung. Auch werden die Träger der Cultur in ihrem Einkommen einigermaßen gesichert. Doch davon später. So wird aber nach und nach manches Stück Land, mancher Grasgarten, zwischen dem Dorfbach und der Dorfstraße einerseits und dem höher liegenden Bauerngute andrerseits an baulustige Häusler, an nachgeborene Söhne und an Schwiegersöhne losgeschlagen worden sein. Es entstanden Secundogenituren in nicht unerheblicher Anzahl.

Wir lernen alle Einwohnee kennen, auch die ärmste Auszüglerin, auch den geringsten Mann. Gewisse Stände, heute dominirend, fangen an vereinzelt aufzutreten, voe allem Steinbrecher und Schiffleute. Neben der Auszüglerin Anna Rosine verw. Kunzin wohnt Ephraim Nitzschner, ein verabschiedeter Soldat. Wir begrüßen in ihm einen alten Vaterlandsvertheidiger von 1813. Noch gering ist die Zahl deree, die sich beim „Volk" befinden, wie heutigentags noch alte Frauen im Dorfe den ehrbaren Soldatenstand zu bezeichnen pflegeu. Ephraim Biehrig ist der erste Dorfkrämer, dem wir begegnen. Sein Häuschen gilt 110 Thlr. Er hat 2 Kühe für 30 Thlr. Das Lädchen ist klein, der Umsatz mäßig, aber die Waarenvorräthe sind oft unverhältnißmäßig groß. Einige Häuser weiter sind schon wieder zwei Dorfkrämer, die unter ähnlichen Verhältnissen leben und hantiren. Papa Biehrig ist ein verschmitzter Kopf. Was in seinem Keller liegt und in der Niederlage aufgespeichert ist, ist nicht sein Eigenthum. Es gehört einem Königsteiner Handelsherrn, der hier ein kleines Depot zollpflichtigee Waaren angelegt hat. Eine günstige Gelegenheit und — die Waaren sind drin in Böhmen. In Nr. 27 wohnt Meister Gottlob Kühn, dee Fußbekleidungskünstler des Ortes. Er hat nur eine Kuh, dafür aber 4 Kinder, die ee nach biblischem Muster Israel, Raphael, Immanuel und Rahel nennt. Benjamin Hübners Erben besitzen ein Wohnhaus mit eingebauter Schmiede. Dee alte Benjamin Hübner ist einer der geschicktesten Söhne des Dorfes gewesen. Er war eigentlich in der Hauptsache Großuhrmacher. Die Kreuzthurmuhr zu Dresden, mit deren regelmäßigem Gange man immer zufrieden gewesen ist, die aber leidee am 16. Februar d. J. beim großen Brande der Kirche arg beschädigt worden ist, ist von ihm gebaut worden. 800 Thlr. hat er für sie bekommen. Noch jetzt macht manches Werk durch dauerhafte, saubere und solide Bauart dem alten Meister Ehre. Bis Lissabon gingen seine Uhren. So ließe sich von manchem Hause noch dies und jenes berichten. Doch es würde zu weit führen, wollten wir die alten Hausbesitzer vom Jahre 1814 mit ihren Kühen und Ziegen im Paradeschritt an uns vorbeimarschiren lassen. Nur noch ein Geschichtchen vom alten Hirschmüller aus jener Zeit! Die Hirschmühle, seit alten Zeiten malerisch drin am Elbstrom gelegen, gehört zu Rheinhardtsdorf. Der Hirschmüller kommt nun am lieben Sonntag einst zur Kirche. Er bringt seinem Pfarrherrn, beziehentlich dessen Ehegattin als freiwillige Spende für die Kuche ein „Hückel" Mehl mit, setzt es bescheiden in der Hausflur ab und geht dann zufrieden mit sich selbst und seinem Gott mit seinem Zollstocke, dem Zeichen seiner Müllerwürde, und in dem Bewußtsein, einer Christenpflicht genügt zu haben, hinauf in den Gottesdienst. Nach diesem nöthigt der Pfarrer den freundlichen Geber zu sich in die Pfarre, nimmt ein Buch zur Hand, denn er ist gerade dabei, Gefälle allee Art behufs späterer Fixation aufzuschreiben, und sagt, daß er sich die Gabe und den Geber etwas aufschreibeu wolle. Da

wird der alte Müller stutzig, er will sich und seiner lieben Hirschmühle keine neue Last aufhalsen. Schnell entschlossen spricht er: „Herr Pfarr! Schreibt nur auch gleich daneben, ich hätte den Sack wieder mitgenommen", sprach's, griff nach seinem Mehlhückel und trabte damit wieder seiner Mühle zu.

Wenige Jahre später, und der Gesammtbesitz der Bauern und Häusler hat sich in übersichtlicher Weise in Einheiten verwandelt, und nach Einheiten, als Maßstab des Ertrages, wird die Steuer gemessen. Ein Häusler hat im Durchschnitt 30 Einheiten. Kräftig setzt unter den Bauern das Erbgericht mit 1800 Einheiten ein, das sechzigfache vom Durchschnittshäusler. Doch bis auf 300 Einheiten sinken Größe, Ertrag und Steuerkräftigkeit anderer Güter herunter. Man sah aber, daß sich die Häuslerwohnungen immer mehr mit Hausgenossen zu füllen begannen, mit Steinbrechern, Schiffleuten, Schiffbauern, alles Leute, die Geld verdienten und nicht mit Einheiten belastet werden konnten. So kam man denn auf die Kopfsteuer, um auch die Unangesessenen zu treffen. Die Angesessenen traf man natürlich wieder mit, da sie auch Köpfe besaßen. Der Stein der Weisen wurde aber erst gefunden, als man die Einkommensteuer einführte, und da hat man auch die Schullehrer mit erfaßt, von denen Steuern zu nehmen man sich lange genirte.

Das wichtigste Ereigniß, so recht die Lebensinteressen des ganzen Dorfes, des kleinsten altberechtigten Häuslers eingeschlossen, war aber im Anfange dieses Jahrhunderts der große Waldstreit, den die Gemeinde mit dem Staat über die Ausübung ihrer alten Waldrechte zu führen sich genöthigt sieht und aus welchem sie siegreich hervorgeht. Inniger, als es sich auf den ersten Blick hin vermuthen läßt, schlang sich bei einer altfränkischen Cutturansiedelung das Band zwischen Ackerflur und Wald. War doch der Wald eher da als das Dorf mit seiner berainten Flur. Und waren die Gehöfte aufgebaut aus den starken Stämmen der Eiche und der Esche, war der benachbarte jungfräuliche Waldboden unter den Pflug gebracht, saß der Bauer fest auf seiner ganzen oder halben Hufe, so blieb doch der Wald, der an das Feld grenzte, ein kostbares Kleinod für den Betrieb der Landwirthschaft. Kein Mensch dachte damals daran, das Vieh in den Ställen zu behalten, es hier zu füttern, den Dünger zu gewinnen. Der Acker brauchte jahrhundertelang keinen Dünger, nur ließ man ein Stück nach dem anderen brach liegen, um dem allmählich sich erschöpfenden Boden etwas Ruhe zu gönnen. Das Vieh wurde auf die Weide getrieben, so lange es die Witterung irgendwie gestattete. Im Walde gab es so viel Nahrung für das Horn- und Borstenvieh des Landmanns, daß man den für einen Narren gehalten hätte, der sein Vieh im Stalle großzuziehen gedachte. Der Wald hatte also außer dem zahlreichen scheuen Wild vom frühen Morgen bis zum späten Abend noch so viel Kostgänger, daß er oft belebter war, als es jetzt der Fall ist. Das Kühe- und Ziegenhüten, das Aus- und Eintreiben war die Hauptbeschäftigung der heranwachsenden Jugend, denn den Begriff Schulunterricht kennt ein richtiges Dorf erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Gesunder war freilich der tagelange Aufenthalt im harzduftenden Wald als das Hocken auf der Schulbank, und es hat harte Kämpfe gekostet, ehe die größeren Knaben und Mädchen unter die Botmäßigkeit des im Dorfe einziehenden Schulmonarchen gebracht werden konnten. Es war aber auch ein größeres und breiteres Geschlecht, das auf den Gehöften saß, und nur vereinzelt noch trifft man die alte gesunde Kernwaare. Selbstredend war der Wald nicht vertheilt wie die Flur. Er gehörte nach altgermanischen Rechtsbegriffen allen, der ganzen Gemeinde, und eine ganze Reihe Triftzüge führte nach dem werthvollen Weidelande. Auch das Holz, das heranwuchs, gehörte der Gemeinde. Es war in solcher Menge da, daß es anfangs nur geringen Werth hatte. Doch schon im 16. Jahrhundert, mehr im 17. und endlos im 18. Jahrhundert häufen sich die Klagen über Waldschäden, Waldverwüstungen und drohende Waldvernichtung. Der ehedem so dichte und üppige Waldmantel begann sich allenthalben zu lichten. Er hatte aber auch arge Feinde. Grenzte der Wald an das Elbufer, so wurde nächtlicherweile das Holz gestohlen, auf den Strom geschleppt und entführt. Wo ein Bachwasser zur Elbe eilte, stand eine Brettmühle und hier wurde oft mit ungewöhnlicher Eile alles Holz, gekauftes, erschlichenes, gestohlenes, in Bretter zerschnitten und dem Elbstrom zugeführt. Die als Wächter des Waldes angestellten kurfürstlichen Fußknechte drückten wohl ein Auge, manchmal vielleicht beide zu, ließen die Bauern, Müller, Holzhändler und Besitzer von Hämmern und Gießhütten, wegen ihres großen Bedarfs an Holzkohlen die allerschlimmsten Holzmörder, ruhig gewähren und nahmen dafür Eier und Hühner, Korn und Hafer, wohl auch Geld, um ihre schmale Besoldung einigermaßen aufzubessern. Kam nun nach dem ungerechten Haushalter ein scharfer unbestechlicher Beamter ans Ruder, so gab es bösen Streit, harten Kampf um die Waldgerechtsame, um die eingerissenen Uebelstände abzustellen und um den Wald vor unbefugten Schädigungen energisch zu schützen. Die alten Schönaer Bauern werden nun in diesem Punkte auch nicht die größten Heiligen gewesen sein. Es waren Kinder ihrer Zeit, und die Schönaer Communwaldung wird in dem der Verwüstung preisgegebenen Waldgebiet des Meißner Hochlandes kaum eine rühmliche Ausnahme gemacht haben. Aber doch sollte zur rechten Zeit der alte germanische Wald noch vor der völligen Vernichtung gerettet werden, und zwar durch den Staat; und nicht eine der letzten Staatsgemeinschaften, die in dem Erwerb von Wald für den Fiscus energisch vorging, war der Kurstaat Sachsen. Nicht immer mögen Mittel und Wege, um zum Ziele zu gelangen, die rechten gewesen sein. Der Staat suchte das, was er einst den alten fränkischen Colonisten bei ihrer Einwanderung als nahezu werthloses Gut zur allgemeinen Nutznießung überwiesen hatte, wieder an sich zu bringen, nachdem der Wald im Werthe erheblich zu steigen begann, selbst auf die Gefahr hin, daß es nur unter dem Scheine des Rechts geschah. Der unbeholfene Bewohner des Landes ist vielleicht gar manchmal vom Vertreter des verstrickten römischen Rechts übers Ohr gehauen worden, und noch heute schwirren in den Gemeinden rechts der Elbe, in Schmilka, Postelwitz, Lichtenhayn, Mittelndorf und Altendorf dunkle Gerüchte, daß in alten Zeiten Waldgerechtigkeiten für wenige Tonnen Bier hingegeben worden sind; vielleicht war auch der Staat so klug, dem Erbrichter seinen Antheil am Walde zu sichern, wenn er sich nur bereit finden ließ, den Communwald, den Wald der übrigen Markgenossen, an den Staat auszuliefern. Viel Wald wurde verstaatlicht und dadurch — gerettet. Die Forstwissenschaft begann zu erwachen. Der Jäger trat etwas mehr in den Hintergrund, der Förster in den Vordergrund. Es sei hierbei hingewiesen auf die vortreffliche Rede, die von Dr. Karl Geyer beim Antritt des Rectorats der Ludwig-Maximilians-Universität am 23. November 1889 in München gehalten und darauf in diesen Blättern veröffentlicht worden ist unter dem Titel „Der Wald im Wechsel der Zeiten". Mit Recht verweist aber der Redner auf eine neue große Gefahr, der der deutsche Wald mit knapper Noth entgehen sollte, wenn er auch dabei wieder schwer geschädigt wurde. Nichts war von jeher dem Walde verderblicher gewesen als die Waldweide. Allenthalben sproßte in den Waldblößen kräftiges Gras; daß aber beim Grasen das hineingetriebene Vieh, vor allem die naschhaften und leckermäuligen Ziegen, den

jungen Anflug und den Nachwuchs mit vernichtete, so daß sich nur struppichtes Gebüsch bildete und selten ein gesunder Baum entwickeln konnte, das wurde kaum beachtet. Mit unverhohlener Freude wurde daher vom Forstmann eine glückverheißende Wendung in den inneren Verhältnissen der Landwirthschaft begrüßt. Es schritt alles einem Gesundungsprocesse zu. Das ausgesaugte Ackerland verlangte endlich Dünger, und um dieses kostbare Gut in genügender Menge zu produciren, mußte man wohl oder übel den Weidegang beschränken und allmählich zur Stallfütterung übergehen. Die nutzlose Düngung der Triftzüge und des Waldes verschwand, und mitten auf dem Bauernhofe machte sich ein stattlicher Misthaufe breit. Das war die mit Freuden begrüßte Erscheinung, aber der hinkende Bote kam bald nach. Man verlangte nun vom Walde, um möglichst viel Dünger gewinnen zu können und um das werthvollere Stroh an das Vieh verfüttern zu können, Laub und Streu und raubte diesem in schonungslaser Weise seine vegetabilische Bodendecke. Es war die schwerste Heimsuchung, die dem schon so viel mißhandelten Walde von seiten der Landwirthschaft auferlegt werden konnte. Beide hatten vollständig aufgehört, gute Freunde zu sein. Diese Bemerkungen mögen genügen, um den Streit und die Erbitterung zu verstehen, mit der der Streit geführt werden mußte, als der Staat Miene machte, der Gemeinde ihren Wald so ohne weiteres wegzunehmen. Zahlreich sind dann die Paragraphen, als zwischen Staat und Gemeinde endlich ein Vergleich zustande kam. Der Wald blieb noch eine Zeitlang der Knecht der Landwirthschaft. Und groß war daher der Geldsack, mit welchem der Staat im Dorfe erscheinen mußte, um die alten Rechte auf den Wald abzulösen.

Aus dem Proceß und aus der Ablösung kurz folgendes. Historisch beglaubigt war, daß in schweren Kriegszeiten, um die Contribution für das Dorf aufzubringen, Theile des Waldes vorübergehend verpfändet worden waren; daß man zu einer Zeit, da das Holz noch keinen besonderen Werth hatte, dem Landesherrn erst halben, dann vollen Waldzins für zum Verkauf geschlagene Hölzer bewilligt hatte, ohne damit irgendwie die Eigenthumsfrage zu berühren; daß der Kurfürst freie Wildbahn besaß und durch seine Förster gewisse Rechte im Walde auszuüben befugt war und überhaupt den gesammten Waldcomplex mit dem längst verstaatlichten Wald zugleich verwalten ließ. Indessen glaubten die kurfürstlichen Staatsbeamten aus dem Zahlen des Waldzinses seitens der Gemeinde, aus der Verwaltung des Waldes durch den Staat und aus der thatsächlich vorhandenen freien Wildbahn des Landesherrn deduciren zu müssen, daß die Gemeinde Schöna auf das fragliche Waldstück kein Eigenthumsrecht habe, und schon im Jahre 1796 fangen Bedrückungen und Einschränkungen aller Art an; man enthält den Berechtigten das vor, was sie zu fordern berechtigt sind, man schlägt unbarmherzig Wald nieder, vertheilt den Erlös aber nicht an die Altberechtigten, sondern bringt ihn zum Depositum. Die Triftzüge, die Wege für das auf die Weide ziehende Vieh werden verlegt, und als die Bewohner von Schöna die Holzarbeiter, welche im Auftrag der Förster das Holz niederschlagen, pfänden, kommt ein Cavalleriecommando von 13 Mann in das aufständische Dorf. Siehe Fuchsmühll Aber die Schönaer ließen sich nicht einschüchtern. Sie ließen im Jahr 1830 eine Bittschrift an den König Anton abgehen und bestellten gleichzeitig den Stadtgerichtsrath Karl August Jäger als ihren Rechtsanwalt. Es wird nun ein ordentlicher Proceß zwischen Fiscus und Gemeinde angestrengt. Der Streit beginnt am 20. Mai 1831 und endet am 11. Juni 1835 mit einem Vergleich, in welchem die Gemeinde vollständig zu ihrem alten Rechte kommt. Der Vergleich ist für dieselbe geradezu glanzvoll. Obgleich der Wald selbst dem Staat als Eigenthum zugesprochen wird, muß in Zukunft eine stattliche Reihe von Rechten von tief eingreifender finanzieller Bedeutung den altberechtigten Mitgliedern des Dorfes Schöna gewährt werden. Nach dem Receß bekommen alljährlich an Brennholz unentgeltlich: der Richter 12 Klafter $^6/_4$elliges weiches Scheitholz und 3 Schleißkiefern zur Beleuchtung, jeder der 19 Bauern und die beiden Müller 6 Klafter Brennholz und 2 Schleißkiefern, jeder der 29 Althäusler und der Schullehrer 4 Klafter Brennholz und $1^1/_2$ Schleißkiefer, der Pfarrer zu Reinhardtsdorf 9 Klafter und 3 Schleißkiefern und der Schullehrer daselbst 3 Klafter und 2 Schleißkiefern. So war für Holz und Beleuchte gesorgt, und zwar in reichlicher, ausgiebiger Weise. Es wurde aber auch nach dem Vergleich den altberechtigten Einwohnern zu Schöna alles zum Wiederaufbau und Ausbau, sowie zur Reparatur ihrer Gebäude an Wohnungen, Scheunen, Ställen und Schuppen benöthigte Holz aus der gedachten Waldung in Stämmen und Klötzen unbewaldrechtigt und unentgeltlich überlassen; auch erhalten sie jährlich 30 Stück Röhrhölzer und das zu Communalanlagen erforderliche Holz frei. So war auch für Bauholz gesorgt. Es ist erstaunlich zu hören, mit welch rührender Sorgsamkeit alles aufgezeichnet wurde, was aus Holz in einem Grundstück aus der Vorzeit zu finden war. Es wurden im Kataster einzeln aufgeführt: das Wohnhaus mit den Zuchtviehställen, das angebaute Stübchen, der Zugviehstall, die Scheune, der Stall mit der Schirrkammer, das Auszugshaus, der Bergkeller mit der Thür, der überbaute Gang, das Wasserhaus, die Schmiede, der Schuppen, die Heuscheuer auf dem Feld, das Backofendach, das Bienenhaus, der Ziegen- und Schweinestall, das Seitengebäude, die Abtritte, der Holzschuppen, der Gänsestall, der Hühnerstall, das Pfostenlager über dem Brunnen, der Anschieber am Schuppen, das Hofthor. Genau vermessen wurde die Größe der einzelnen Gebäude, peinlich genau notirt Länge, Breite und Höhe; jeder einzelne Balken wird gezählt, jede Thür, jedes Fenster, die Verschlagbretter der Giebel, die Dielen, die Ofenbank und die in den Stuben an den Wänden hinlaufenden Bänke, jede Treppe — sie waren fast alle hölzern —, die Gesimsbalken und -Bretter, der Rauchfang, die Windrispen des Strohdachs, die Pansen, die Scheidewände, die Krippen und Raufen, die Pferdeställe, die Brodrahmen, die Feuerhaken und Feuerleitern, die Höllenbank, die Fensterladen, die Radstube mit dem Wasserbett, das Mühlgerinn und der Schützen, der Wandtisch, das Schulhaus — es war ganz aus Holz —, die Schulbänke, das Spritzenhaus, das Leilernhaus, Brücken und Stege über den Dorfbach, die Barrieren, die Knüppelbrücke, Doppelstangen, Wasserbehälter ꝛc. Wohl dem Hause, welches ganz aus Holz war! Je mehr Holz im Haus, je mehr hatte der Fiscus im Bedarfsfall unentgeltlich zu liefern. Endlich wird den Schöna'schen Ureinwohnern, und das ist schließlich die größte Errungenschaft gewesen, das freie Grasen, Hüten, Streu- und Leseholzholen in den Schönaer Waldungen auch fernerhin kostentos zugestanden.

Doch es sollte noch besser kommen. Hatte sich jahrhundertelang kaum jemand um das Dorf gekümmert, welches da oben hart an der Grenze, fast mitten im Wald gelegen war, so hatte sich jetzt das Bild vollständig verändert. Es wurde viel verordnet, viel regiert. Der Gang der Staatsmaschine wurde immer hörbarer. Das Königreich Sachsen erlebte eine Art Renaissance auf dem Gebiet der Gesetzgebung, wie sie seit Moritz und August, seit Johann Georg I. und seit August dem Starken nicht wieder dagewesen. Alles Alte wurde als überlebt beiseite geschoben, manchmal auf unsanftem Wege, oft nicht ohne locale Unruhen. Ein neues Schulgesetz erschien, neue Polizei- und Armengesetze kamen heraus, es trat eine neue

Digitized by Google

Landgemeindeordnung in Kraft, es kam auch die Zeit der Ablösungen und Gemeinheitstheilungen. Bald wurde abgeschätzt, bald katastrirt. Eine Commission nach der andern erschien im Dorf, Rechtsanwälte im Ort waren keine unerhörte Erscheinung mehr. Der linkische Bauer, der erst verlegen den Hut in der Hand drehte und sich hinter den Ohren kratzte, und den kaum alle Commissionsmitglieder seiner rauhen unbeholfenen Sprache wegen verstanden, gewöhnte sich an die Erscheinung der fremden regierenden Herren, der „Gruhßen", wie er sagte, und ging mehr heraus mit der Sprache. Noch redet man ihn mit „Er" an, das Wort „Herr" läßt man bei ihm weg, wenn sein Name in den Acten mit erwähnt wird, selbst wenn er Gerichtsschöppe ist. Er weiß aber dabei genau seinen Vortheil zu wahren und kennt den Preis der Waare, die er hergeben soll, besser als die zuständige Behörde. Es ist nicht so leicht, mit ihm fertig zu werden. Er ist mißtrauisch und will sich von den Commissären nicht „machen" lassen. 120,000 Thaler betrug daher die Summe, mit der die Generalcommission für Ablösungen und Gemeinheitstheilungen, an der Spitze der Advocat und Finanzprocurator Karl Julius Küttner, der Advocat und Stadtrichter Robert Alexander Lincke in Gottleuba und der Oekonom Karl Gottlieb Traugott Meltzer in Lauenstein im Jahre 1847 im Dorf erscheinen mußten, als es sich darum handelte, das wohl erworbene und fest begründete Recht auf die schönen Stämme des benachbarten Waldes, auf seine Streu, auf das Futter der Waldwiesen in schnödes, vergängliches, für manche geradezu verderbliches Geld umzuwandeln. Aber baar Geld lacht. Alle Kassandrarufe verhallten, es wurde abgelöst, alles abgelöst, alles getheilt, nichts für die Zukunft auf die Seite gelegt. Jeder dachte nur an sich und griff begierig nach seinem Theil, nicht selten das doppelte und dreifache des Zeitwerthes seiner ganzen Behausung. Es erhielten der Erbrichter 6770 Thlr. 20 Ngr., die 19 Bauern von 4013 Thlr. 3 Ngr. 3 Pf. bis 2641 Thlr. 6 Ngr. 7 Pf., die 29 Althäusler von 2065 Thlr. 3 Ngr. 3 Pf. bis 1315 Thlr. 16 Ngr. 7 Pf., die ganze Gemeinde für Gemeindeanlagen aller Art 4615 Thlr. 7 Ngr. 6 Pf., die später auch noch vertheilt wurden, und die Schule 762 Thlr. 16 Ngr. 7 Pf. — das einzige Capital, welches aus jener Zeit noch für allgemeine Zwecke gerettet worden ist, vom Cultusministerium verwaltet wird, und dessen Zinsen den Stamm zu dem Holzgeide bilden, welches der erste Lehrer von Schöna von der Gemeinde bezieht. Das war die große Ablösung, geschehen genau vor 50 Jahren. Ein Mitunterzeichner des Schlußprotokolls war Wilhelm Michael Schaffrath, Advocat und Dr. jur., ein Sohn des Dorfes. Im Jahre 1814, am 1. Mai, wurde im alten Schulhaus zu Schöna dem Weber und Schulmeister Schaffrath ein Sohn geboren — nicht der erste und nicht der letzte, es waren im ganzen zehn Kinder —, der nach einer entbehrungsreichen Jugend, nach einem harten Kampf ums Dasein ein gesuchter Rechtsanwalt, ein ausgezeichneter Gesetzeskundiger, ein hervorragender Jurist und ein weit über Sachsens Grenzen hinaus bekannter und geachteter Parlamentarier werden sollte. Zum ehrenden Gedächtniß des verdienstvollen Mannes hat die Gemeinde die schickliche Gelegenheit des 50jährigen Doctorjubiläums sich nicht entgehen lassen und hat an der Geburtsstätte ihres großen Sohnes eine Gedenktafel angebracht.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. „Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen". Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1897. — Mit tiefer Befriedigung begrüßen wir diese Fortsetzung eines für die Erkenntniß der Zeitgeschichte so wichtigen Werks. Der Charakter des Ganzen — gediegener Inhalt in schlichter Form — ist derselbe geblieben wie in den beiden ersten Bänden, die vor drei Jahren erschienen: sachlich gehaltene Tagebuchnotizen eines scharfsichtigen und eingeweihten politischen Beobachters in der unmittelbaren Nähe des Fürsten sind chronologisch zu anscheinend lückenlosen Regesten aufgereiht; diese objective Berichterstattung wird liebend künstlich belebt durch anekdotenhaftes Geplauder nach Art sogenannter Memoiren, wohl aber natürlich beseelt durch die Einschaltung echter persönlicher Documente, den Briefwechsel des Helden — so darf man König Karl gerade hier, wo es sich um die Tage von Plewna handelt, in jedem Sinne nennen — mit den Seinen, unter denen der Vater, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, durch eingehende Theilnahme des Geistes und Herzens besonders hervorsticht. Der Band umfaßt die verhältnißmäßig kurze Zeit vom Anfang 1876 bis in den März 1878, d. h. also die Epoche des letzten großen orientalischen Krieges vom Aufstand in Bulgarien und der Schilderhebung Serbiens bis zum Präliminarfrieden von San Stefano. Das aber sind nicht nur die glänzendsten Jahre des rumänischen Staatslebens unter der Regierung des Fürsten Karl, wo Heer und Volk dank der klugen und entschlossenen Führung in der Feuerprobe eines ernsten Kampfes ihr tüchtiges Wesen bewährten: vielmehr ward Rumänien damals zugleich vom Schicksal fast in den Mittelpunkt der allgemeinen Begebenheiten hineingerückt; die Ereignisse, an denen Fürst Karl an der Spitze der Seinen mit schwerer Sorge, aber mit ungebeugtem Muth so ehrlich wie thätig Antheil nahm, entschieden auf lange hinaus, bis in und über die Gegenwart, über den Gang der Dinge in Südosteuropa überhaupt. Und so wird denn dieser Band für den Geschichtschreiber auch noch der russischen wie der türkischen Seite hin jederzeit eine Quelle ersten Ranges bleiben. Auch an sich jedoch gewährt er eine Lectüre von hohem historischen Reiz. An Schwung und Großartigkeit wird man König Karl einem anderen, namhafteren Hohenzoller, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, freilich nicht gleichstellen; aber die Lage, in der er sich in jenen Jahren an der Seite der russischen Großmacht befand, Politik und Kriegführung, Anstrengung und Lohn erinnern merkwürdig an die Epoche, in der Kurfürst Friedrich Wilhelm dem gewaltigen Schwedenkönig Karl Gustav zur Seite wider Polen stritt. Der Kampf um Plewna war für Rumänien, was die Schlacht bei Warschau für Brandenburg. Enttäuschung in territorialen Wünschen erfuhren beide hier wie dort, wie es das Loos der Mächte zweiter Ordnung mit sich bringt. Dafür aber trugen beide die Souveränetät davon, Fürst Karl mit ihr, was erst dem Erben des großen Kurfürsten in den Schoß fiel, die selbstverdiente Königstreue. Die Nachwelt wird bestätigen, was Fürst Karl Anton zu Weihnachten 1877 seinem Sohne schrieb: „Den Erfolgen deiner tapferen Truppen bin ich mit unverminderter Spannung gefolgt. Die Organisation hat sich trefflich bewährt, der Geist des Officiercorps ist die Frucht deiner Erziehung, und die Leistungen sind überall solche gewesen, wie man sie kaum von alten Truppen zu erwarten berechtigt ist. Es muß der höchste Lohn für deine aufopferungsvollen Mühen sein, diese Erreichung eines consequent verfolgten Zieles, die zugleich ein Triumph ist gegenüber der öffentlichen Meinung im übrigen Europa, welche dem rumänischen Staatswesen und Heere niemals große Sympathien entgegengetragen hat! Ein solcher Triumph der Realität über falsche Vorstellungen, die oft an Feindseligkeit gegrenzt haben, bleibt der Geschichte einverleibt, weil er Wahrheit ist."

-e. „Des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. Bücher von der Natur der Vögel und der Falknerei mit den Zusätzen des Königs Manfred. Aus dem Lateinischen übersetzt und versehen mit Originalzeichnungen, sowie einem Wörterbuch der Falkonierssprache, von H. Schöpffer, weiland Rittergutsbesitzer zu Hofendorf in Schlesien." Mit 8 Tafeln und 40 Textabbildungen. Berlin, Paul Parey 1896. — Ein höchst eigenthümliches Prachtwerk, das Erzeugniß der sinnigsten, fast unerwarteten Romantik, die sich nach einmal an die Gestalt eines Staufers knüpft, und zwar des merkwürdigsten unter allen, Kaiser Friedrichs II. Dessen Buch „de arte venandi cum avibus" ist berühmt genug und doch nicht eigentlich bekannt. Der deutsche Leser weiß aus Humboldts Kosmos, daß es zu den Meisterwerken beschreibender Thierkunde gehört; aus Raumers Hohenstaufen erinnere er sich des Zusammenhangs, in dem diese seltene Leistung, vielleicht die beste wissenschaftliche eines gebornen Herrschers, mit dem orientalisch geschulten Wesen des gewaltigen Gegners der mittelalterlichen Päpste steht. Aber wie wenige haben das Werk je in der Hand gehabt, wie

wenige von denen, die es zu Gesichte bekommen, konnten es verstehen! Schon zur letzten Herausgabe des lateinischen Textes vor mehr als hundert Jahren bedurfte es eines Philologen — J. G. Schneider —, der zugleich über anatomische und physiologische Kenntnisse gebot; eine neue keltische Ausgabe, die wir entschieden zu den Pflichten der Monumenta Germaniae zählen, wird mit der gleichen Schwierigkeit zu kämpfen haben. Da kam von anderer Seite her liebreiche Hülfe. Es gibt Männer unter uns, die in allem Ernst für eine Renaissance des ritterlichen Sports der Falkenbeize schwärmen. Ein solcher war der verstorbene schlesische Gutsbesitzer H. Schöpffer, der nicht ruhte, bis er eine deutsche Uebersetzung des classischen Lehrbuchs der Falknerei von Kaiserhand zustande gebracht; und seinem Nachlaß veröffentlicht sie nun pietätvoll der Sohn C. Schöpffer, königlicher Forstmeister zu Neudück an der Spree — pietätvoll, denn auch er hat alles mögliche gethan, um die Arbeit des Vaters in jeder Hinsicht würdig zu ergänzen. Er hat einen namhaften Ornithologen, Dr. Ernst Schaeff in Hannover, zur Mitwirkung geworben, dem eine Reihe werden kritischer Anmerkungen zu den Ausführungen des gekrönten Kenners, sowie ein eigenes systematisches Capitel über „die zur Jagd verwendeten Falkenarten" stammt. Er hat sich hie und da Rathes erholt, unter anderen auch bei dem verstorbenen Generalpostmeister v. Stephan, einem Liebhaber, wie des Waidwerks, so der Culturgeschichte. Er hat den Verleger Dr. Parey für eine vornehm geschmackvolle Ausstattung des ansehnlichen Quartbandes, vor allem mit darzüglichen Abbildungen der Falkenarten, ihrer Körpertheile und des mannichfachen Geräths der Falknerei, gewonnen. Er hat endlich, zum Theil auf eigenen Studien, eine orientirende Einleitung, eine „Geschichte der Falknerei im 19. Jahrhundert," ein Wörterbuch der Falknersprache, ohne das die Uebersetzung dem Laien kaum verständlich wäre, und ein Verzeichniß von Schriften über Falknerei hinzugefügt. Er ist nach der historischen Seite hin freilich kein Fachmann: so spricht er von dem „unglücklichen" kaiserlichen Schriftsteller, warüber Friedrich II. selbst gespottet aber gerichtet haben würde; die Einleitung Huillard-Bréholles' zur diplomatischen Geschichte Friedrichs, worin das Beste über dessen Bildung und Sinnesart geschrieben steht, ist ihm unbekannt geblieben. Noch weniger darf man streng philologische Erörterungen über den persönlichen Antheil des Kaisers an dem unter seinem Namen gehenden Werk, über die Echtheit der Zusätze Manfreds, und Verhältniß spätere Schriften zu des Staufischen u. s. w. erwarten. Nichtsdestoweniger verdient die Leistung des Vaters wie des Sohnes Lob und Dank vollauf. Die Uebersetzung ist gut und liess sich angenehm, ihr jene Art von Erläuterung ist emsig Sorge getragen, einer künftigen methodischen Forschung überall tüchtig Vorschub geleistet. Inzwischen mag neben dem Sports- und Waidmann auch der Geschichtsfreund das Dargebotene behaglich geniessen. Denn im ganzen haben wir jedenfalls an Friedrichs Buche sagar das unmittelbarste Zeugniß seiner wunderbaren Geistesart vor Augen. Nicht was beinsteht allein, die auf Aristoteles zurückgehende, durch die Araber weiter gebildete Wissenschaft, ist das wesentliche dabei; auch schlagender verräth den Charakter des großen Herrn das, was fehlt: die geringste Spur von christlich-mittelalterlichen Empfindungen und Gedanken gegenüber der Natur.

* Den Erläuterungen zur Tagesordnung der 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig 20.—25. September d. J. entnehmen wir, daß Theilnehmer an der Versammlung jeder werden kann, welcher sich für Naturwissenschaften und Medicin interessirt. — Eine Theilnehmerkarte für Nichtmitglieder der Gesellschaft, die 18 M. kostet, berechtigt zum Bezug des Festabzeichens, des in fünf Nummern erscheinenden Tageblatts, der Festgaben und sonstiger für die Theilnehmer bestimmter Drucksachen, sowie zur Theilnahme an den Festlichkeiten und wissenschaftlichen Sitzungen, über die wir vor kurzem berichten konnten. Ferner berechtigt die Theilnehmerkarte zur Entnahme von Damenkarten zum Preis von je 6 M. — Die Festgaben bestehen in einer mathem.-naturw. „Festschrift der Herzoglichen Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina" und einer medicinischen Festschrift: „Beiträge zur wissenschaftlichen Medicin"; erstere wird den naturwissenschaftlichen, letztere den medicinischen Theilnehmern an der Versammlung als Festgabe des Herzoglichen Staatsregierung dargebracht. Der Magistrat der Stadt Braunschweig widmet als Gastgeschenk den sämmtlichen Theilnehmern eine städtische Festschrift, welche die geschichtliche Entwicklung der Stadt, die naturwissenschaftlichen und hygienischen Verhältnisse der Umgegend, die Anstalten für Medicin, öffentliche Gesundheitspflege und Naturwissenschaften, für Unterricht, Wissenschaft, Verkehr, Handel, Gewerbe, Industrie und Kunst behandelt. Eine weitere, sämmtlichen Theilnehmern dargebotene Festgabe, die mit Unterstützung hiesiger Bürger und Bürgerinnen vom Verein von Freunden der Photographie vorbereitet wird, betitelt sich: „Braunschweig, einst und jetzt, dargestellt in Wort und Bild". Einen Festgruß bietet der Verein für Naturwissenschaft in Braunschweig den Theilnehmern der Versammlung. Dieselbe enthält außer einer kurzen Geschichte des Vereins drei naturwissenschaftliche Abhandlungen von Vereinsmitgliedern. — Auch wird die Geschäftsführung allen Theilnehmern einen neu hergerichteten Führer durch Braunschweig zur Verfügung stellen. — Was die wissenschaftlichen Arbeiten betrifft, so sind 350 Vorträge bereits angemeldet und weitere Anmeldungen folgen noch täglich. Ganz besonders belangreich versprechen die gemeinsamen Sitzungen zu werden. So findet am Mittwoch, dem 22. Sept., eine gemeinsame Sitzung der Abtheilungen der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe unter Betheiligung aller interessirten medicinischen Abtheilungen statt, in der die wissenschaftliche Photographie, die zum erstenmal als selbstthätige Abtheilung bei einer Naturforscherversammlung auftritt, und ihre Anwendung auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften und Medicin behandelt werden wird. Prof. Dr. H. W. Vogel (Berlin) hat den einleitenden Vortrag dabei übernommen und die Herren Dr. René du Bois-Reymond, Dr. Max Levy, Prof. Dr. C. Lasne (sämmtlich aus Berlin), sowie Prof. Dr. E. Selenka (München) und andere werden weitere Vorträge und Referate halten. Die Zoologie wird mit den Abtheilungen für Geburtshülfe und Gynäkologie, sowie für Anatomie eine gemeinsame Sitzung abhalten, in welcher das Thema „Die Placenta und ihre Eihüllen" behandelt werden soll. Bedeutende Gelehrte sind dafür gewonnen. Die Abtheilung für Geburtshülfe hat mit den Abtheilungen für Kinderheilkunde, sowie Dermatologie und Syphilis als Thema für eine gemeinsame Sitzung: „Das Colles'sche Gesetz und die Frage des Choc en retour" auf die Tagesordnung gesetzt. — Auch andere Abtheilungen planen gemeinsame Sitzungen. — Die mit der Versammlung verbundene Ausstellung für wissenschaftliche Photographie (mit Einschluß des Röntgen-, Farben- und Mikrophotographie), Instrumentenkunde, Mikroskopie, Demonstrations- und Schulapparate für Physik, Chemie, Naturbeschreibung und Geographie, für Bakteriologie und innere Medicin, für Chirurgie und Orthopädie verspricht auf Grund der zahlreich erfolgten Anmeldungen sehr reichhaltig und lehrreich zu werden.

Dr. J. G. **Dürkheim** i. d. Pfalz. Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Montag, der 6. Sept., begann mit einem die ganze Nacht niedergegangenen Regen. Den Sectionssitzungen that dies keinen Eintrag, die zunächst wieder von 8 Uhr an vor sich gingen. Dabei handelte es sich in der Hauptsache um Anträge von Archivrath Dr. Bailleu im Anschluß an die Frage (4): „Empfiehlt es sich, zur Erleichterung der archivalischen Forschungen, die bei einzelnen Archiven bereits übliche Versendung von Archivalien zu erleichtern?" Veranlaßt ist diese Frage durch die auf dem letzten Historikertage vorgebrachten Wünsche (bezw. Klagen) gegenüber den Archivverwaltungen. Von Dr. Bailleu wird nun dem Wunsch der Historiker aus vollem Herzen zugestimmt, aber gleichzeitig dem andern Wunsche Ausdruck gegeben, es möchten die Benutzer möglichst selbst aber durch Bevollmächtigte dasjenige nachsuchen, was sie benutzen, und das zur Versendung Gewünschte bezeichnen. Im weiteren Verlauf der Debatte wurde namentlich betont, daß zur Erfüllung dieses Wunsches eine Vorbedingung wäre die Vorlegung des Repertoriens an die Besucher, was leider noch nicht überall so der Fall sei wie in Sachsen, während z. B. in Preußen und Bayern vielfach eine unnöthige Geheimnißthuerei herrsche. Von anderer Seite wurde hervorgehoben, daß dieser Wunsch seine Grenze in höheren staatlichen Rücksichten habe und daß jedenfalls dann die Repertorien eben demgemäß eingerichtet sein müßten. Nach weiteren Darlegungen von Prof. Dr. v. Thudichum über den Hergang beim Historikertag und von Archivrath Obser über die badischen Zustände, wo alle diese Wünsche auf thunlichstes Entgegenkommen gegen die Benutzer längst erfüllt seien, einigt sich die Versammlung auf Dr. Bailleu's Vorschlag mit der Einschränkung, daß persönliches Erscheinen nur bei umfangreicheren Sendungen verlangt werden könne. Ein weiteres Referat von Archivrath Bailleu über die auf dem Historikertag in Frankfurt a. M. aufgestellten Grundsätze für die Herausgabe neuer Actenstücken zur neueren Geschichte

sowie die Grabböße bei der Veröffentlichung von Tagebüchern und Memoiren gipfelt gegenüber gewissen Veröffentlichungen der letzten Zeit in dem Wunsch, es möchten solche, wo sie irgend etwas Wichtiges betreffen, doch nicht von gar zu dilettantischen Kräften unternommen, vielmehr dazu möglichst sachverständige Leute in Anspruch genommen werden.

Das zweite Referat dieser Section hielt Pfaerer Dr. Gmelin (Großaltdorf) über die Verbreitung der mit „Linde" zusammengesetzten Ortsnamen und deren mögliche Bedeutung für die Ausdehnung des fränkischen Siedlungsgebietes. Ausgehend von der Thatsache, welch bedeutende Rolle eben die „Limburgen" in der früheren deutschen Geschichte spielen (vgl. die Limpurg bei Kirchheim a. T. als älteste Stammburg der Zähringer, die Schenken-Limpurg bei Schwäbisch-Hall, dessen Geschichte der Referent gegenwärtig schreibt, die Limpurg hier bei Dürkheim, die Grablege der Salier, Limburg a. d. Lahn, wo Konrad I. begraben liegt, und dann vollends das belgisch-niederländische Limburg), hat Referent sich zu einer Untersuchung über das Verhältniß der Linden- zu den Eichennamen auf der deutschen Landkarte veranlaßt gesehen, welche auch mit seinen Hülfsmitteln (zumal dem Register von Andree's Atlas) ein immerhin auffallendes Resultat ergab. Die Linde dominirt in Westdeutschland, d. h. dem fränkischen Colonisationsgebiet, dann dem des sächsischen Stamms und im slavischen Colonisationsgebiet; die Eiche im Thüringischen (im weiteren Sinn) und im Gebirt des bayerischen Stamms. Das Alamannische ist getheilt, doch so, daß z. B. im Königreich Württemberg Eiche zu Linde wie 72 : 36 sich verhält, ziemlich entsprechend dem Antheil der beiden Stämme an diesem Lande überhaupt. Es fragt sich, ob wir in diesen Thatsachen nicht Fingerzeige haben, daß die Linde vor allem von den Franken einst über die deutsche Landkarte verbreitet wurden ist im Zusammenhang mit ihrer Bedeutung als Gerichtsbaum? Die Frage erscheint der Section wichtig genug, um nach weiteren Beiträgen zumal von Archivrath Dr. Zorns den Referenten aufzufordern, im Correspondenzblatt die Vereine zu weiterer Untersuchung der Sache aufzufordern.

Hierauf hielt Hr. Dr. Köhl (Worms) einen trefflich orientirenden Vortrag über „Römische Grabfelder bei Worms", der um so dankbarer aufgenommen wurde, als er die beste Vorbereitung bildete für den nun um 11 Uhr 33 Min. erfolgenden Ausflug nach Worms. Leider hatte sich das Wetter derart verschlechtert, daß eine Reihe Dürkheimer Familien, zumal der weibliche Theil, darauf verzichtete, ihre Gäste dorthin weiterzubegleiten, und ein Vergnügen war es auch gerade nicht, unter strömendem Regen der Ausgrabung etlicher Gräber aus der letzten Römerzeit beizuwohnen. Aber trotzdem wird jedem echten Forscher eben diese Partie unvergeßlich bleiben durch den seltenen Eindruck, den eine derartige Aufdeckung von Gebeinen, die seit über 1500 Jahren eben ihren mancherlei lehrreichen Beigaben schlummern, auf jedes empfängliche Gemüth machen muß. Wir verzichten auch hier auf eine Einzelbeschreibung und bemerken nur, daß durch ein glückliches Zusammentreffen die zeitliche Fixirung des eben ausgegrabenen Skeletts sich in aller Genauigkeit bestimmen ließ, denn ein herrliches Münzstück, das als Obolus beilag, trug auf der einen Seite die Inschrift „Constantinus" mit dem scharf geschnittenen Bilde dieses Kaisers, die andere Seite Soli invicto Com (iti?), also sicher vor 324. Der Uebergang zu einem wolkenbruchartigen Gewitter ließ plötzlich abbrechen und trieb in eilige Flucht. Um so mehr Zeit blieb zur Besichtigung des hoch interessanten Paulus-Museums in Worms, eines Pinsamm, wie es in gleicher Reichhaltigkeit aus prähistorischer, römischer, fränkischer und mittelalterlicher Zeit wenige Städte außer den großen Centralmuseen besitzen.

* **Stuttgart.** In dauernden Ruhestand ward auf sein Ansuchen versetzt der Director der kgl. öffentlichen Bibliothek Dr. Wilhelm Heyd, in historischen Kreisen hoch angesehen wegen seines Meisterwerks, der „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter", das 1879 in zwei Bänden erschien. Ihm ließ er 1895—96 (bei W. Kohlhammer hierselbst) eine gleichfalls in ihrer Art musterhafte zweibändige „Bibliographie der württembergischen Geschichte" folgen. Sein Amt erhielt der bisherige Bibliothekar Obeestudienrath Dr. Winterlin.

* **Berlin.** Das kgl. preußische Meteorologische Institut gedenkt das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens am 17. Oct. d. J. durch einen Festact, dem, wie verlautet, auch der Kaiser beiwohnen wird, feierlich zu begehen. Voraufgehen soll eine dreitägige Conferenz der Vorstände der deutschen meteorologischen Centralstellen. Das Institut ward unter dem fördernden Einfluß Alex. v. Humboldts gegründet und stand seit dem Tode seines ersten Directors Mohlmann Jahrzehnte lang unter der Leitung H. W. Dove's, der seinen Wirkungskreis über die preußischen Grenzen hinaus, zumal auf das übrige Norddeutschland, ausdehnte. Gegenwärtig steht Prof. Dr. W. v. Bezold an der Spitze des Instituts.

* **London,** September. Die Ehre, zuerst ohne Draht telegraphirt zu haben, gebührt nach dem „Dundee Advertiser" dem Lehrer der Naturwissenschaften James Bowman Lindsay, welcher 1862 in Dundee starb. Seit 1831 hatte Lindsay sich mit dem Problem beschäftigt. Zu praktischem Resultat brachte er seine Versuche 1857. In Gegenwart von mehreren Gelehrten telegraphirte er damals ohne Draht von einem Ende des Earl Grey-Docks in Dundee bis zum anderen. Er benutzte das Wasser als Leiter. Später konnte er auch über den zwei englische Meilen breiten Tay telegraphiren. 1859 trug er seine Entdeckung der Britischen Gesellschaft in Aberdeen vor. Der Entdecker trug sich mit großen Hoffnungen. Er meinte, wenn man zwei Stationen in Großbritannien, eine in Carnwall und eine in Schottland, und zwei andere Stationen in Amerika errichtete, würde es wohl möglich sein, ohne Kabel auch über den Atlantischen Ocean zu telegraphiren. Vor 40 Jahren erregten die Ideen Lindsay's großes Aufsehen, aber dabei blieb es; es geschah nichts, den Gedanken praktisch durchzuführen. 1862 ist Lindsay in tiefer Armuth gestorben. — Der Stadtrath von Glasgow will keine Volksbibliotheken gründen. Das älteste Mitglied meinte, er habe nur einen Menschen in seinem Leben gekannt, dem eine solche Bibliothek genutzt habe. Dieser habe dort einzig das gelernt, wie man Schnaps destilliren könne, ohne Steuer zu zahlen.

* **Petersburg.** Vor einiger Zeit brachte die „Now. Wr." einen Artikel, in welchem darüber Beschwerde geführt wurde, daß von der Erforschung der sibirischen Gewässer wohl viel gesprochen, aber wenig dafür gethan worden sei. In Widerlegung dieser Behauptung macht die Hydrographische Hauptverwaltung jetzt dem Blatte folgende Mittheilungen: Schon 1893 wurde dem Comité der sibirischen Eisenbahn vom damaligen Verweser des Marineministeriums, Generaladjutanten Tschichatschew, ein Memorandum vorgelegt, in dem die Nothwendigkeit der Erforschung der Mündungen des Jenissei und Ob und eines Theils des Karischen Meeres betont wurde. Auf Grund dieses Memorandums wurde zur Erforschung dieser Gewässer eine aus zwei Fahrzeugen, sieben Officieren und vierzig Untermilitärs bestehende Expedition unter dem Oberbefehl des Oberstlieutenants Willizki abcommandirt. Die Resultate dieser Expedition sind in den dem großen Publicum wenig zugänglichen Editionen der Hydrographischen Hauptverwaltung veröffentlicht worden und waren auch Gegenstand von Vorträgen in der kais. Geographischen Gesellschaft. Ihre Arbeiten schloß die Expedition 1896 ab und die von ihr angefertigten, sehr genauen Seekarten gelangten an alle Interessenten zur Versendung, u. a. auch an die englische Firma „Mair", die auf Grund der Karten in diesem Jahr eine aus 15 Fahrzeugen bestehende Expedition nach den Mündungen des Ob und Jenissei ausgerüstet hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Ludwig Wolff: Der Ort der deutschen Nationalfeste. Kassel, L. Döll 1897. — Prof. Dr. Julius Ochorowicz: Magnetismus und Hypnotismus. Autoris. Uebersetzung a. d. Polnischen von Feilgenhauer. Leipzig, Oswald Mutze 1897. — L. B. Heklenbach: Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform, oder die Doppelnatur des Menschen. 2. Aufl. Ebd. — Dr. Georg v. Langsdorff: Die Schutzgeister und eine vergleichende Uebersicht der Erscheinungen des Lebensmagnetismus, durch ein Medium erhalten. Ebd. — Viktor Kaiser: Der Humanismus in der Kunst. Fraunfeld, J. Haber 1896. — Derselbe: Homer und die Sibylle in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte (Virchow-Wattenbach, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Heft 268). Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1897. — Josef Wichner: Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter, gesammelt. Regensburg, Natinnale Verlagsanstalt 1897. — Dr. Otto Stock: Lebenszweck und Lebensauffassung. Greifswald, Julius Abel 1897. — August Ludwig: Stechel und Lorbeer. Aus drei Redactionsjahren. Leipzig, Fr. Hofmeister (Comm.). — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt, hggb. von Prof. Dr. A. Supan. 43. Band, Heft VIII. Gotha, Justus Perthes 1897. — Alexander Baumgartner S. J.: Geschichte der Weltliteratur. Lfg. 7 u. 8. Freiburg i. Br., Herder 1897.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 15. September. Nummer 207.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Frauenfrage und das Christenthum. Von Julius Schiller. — Dorfgeschichte. III. (Schluß.) — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Frauenfrage und das Christenthum.

Vortrag von Stadtpfarrer Julius Schiller (Nürnberg).

Die mannichfachen socialen Verschiebungen, welche unser Jahrhundert mit sich gebracht hat und deren Ende heute noch gar nicht abzusehen ist, haben auch die Lebensverhältnisse der Frauenwelt gar tief berührt. Wir haben heute andere Zeiten und andere Zustände als damals, wo der „Großvater die Großmutter nahm“. An der reich besetzten Tafel der Cultur sich ein bescheidenes Plätzchen zu sichern, das ist gewiß ein berechtigtes Verlangen. Die Frauenbewegung, an welcher die hohen und niederen Stände in gleicher Weise betheiligt sind, wird so lange nicht zur Ruhe kommen, bis dieses Sehnen befriedigt ist. Die Frauenfrage ist ein wesentlicher Theil der socialen Frage. Es handelt sich hier um ein Problem von schwer wiegender Bedeutung, das nicht so schnell gelöst werden wird, das aber gelöst werden muß, wenn nicht das Loos zahlloser Frauen immer trauriger, immer unerträglicher sich gestalten soll. Die Nothlage, unter welcher Millionen (?) alter und junger Frauen heutzutage seufzen, ist kein Geheimniß mehr; der Nothschrei der bedrängten Frauenwelt klingt in den Ohren aller, die nur hören wollen. Das bleiche Gespenst des Hungers schleicht nicht nur im Lager der niedrigen Stände umher. Auch die höheren Gesellschaftsclassen nehmen an dem allgemeinen Elend theil. Ja gerade diese sind um so beklagenswerther, als ihnen die Mittel versagt, die Wege verschlossen sind, um ihre Lage besser zu gestalten. Die zunehmende Ehelosigkeit nimmt in diesen Kreisen in erschreckender Weise überhand. Oder ist es nicht traurig, daß unter den Mädchen im gebildeten Mittelstand etwa zwei Drittel unverehelicht bleiben, daß gerade die Töchter unsrer vermögenslosen, nur auf ihren Gehalt angewiesenen höheren Beamten, Professoren, Offiziere, Pfarrer und Lehrer die geringste Aussicht haben, einen eigenen Herd sich gründen zu dürfen? Was hilft diesen allen der Grundsatz: der Frau gehört das Haus? Wohl ihnen, wenn sie verständige Eltern haben, welche es in der Erziehung zum Ausdruck bringen, daß Arbeit den Menschen adelt. Werden dann in der Vorbildung solche Erwerbszweige gewählt, welche mit dem häuslichen Leben sich besonders berühren, so ist dies für die Zukunft der Mädchen um so besser.

Während nun in den gebildeten Ständen zahllose unversorgte Frauen umsonst einen ihren Fähigkeiten angepaßten Beruf und lohnende Arbeit suchen, zeigt sich uns dasselbe Bild des Elends und der Noth in den sogenannten Arbeiterfamilien. Legionen unverheiratheter Proletarierfrauen rufen nach besserer, der Arbeitsleistung entsprechender Bezahlung. Warum sollen die männlichen Arbeiter besser gestellt sein, wenn die Frauen das gleiche leisten? Daneben finden sich ungezählte verheirathete Arbeiterfrauen, welche heraus aus der Fabrik wollen, um sich ganz der Familie widmen zu können. Der Mann soll so viel verdienen, daß die Frau der Häuslichkeit und ihren Kindern leben kann.

Mögen Frauenrechtlerinnen auf ihren Congressen sich darin gefallen, ungesunde Emancipationsgelüste zu vertheidigen, mag da und dort eine „Männin“ auftreten, die mit dem Manne concurriren und mit ihm auf dessen eigenstem Gebiet die Kräfte messen will: das alles darf uns nicht irre machen, den berechtigten Kern in der Frauenfrage anzuerkennen und bei ihrer Lösung mitzuwirken.

Wir kennen aber keine andere, bessere Lösung als die auf religiöser Grundlage. Nur in dem Maß, als die christliche Gesinnung Wurzel faßt und um sich greift, wird auch das Elend der Frauen schwinden und ihr Loos sich erträglicher gestalten. Das Christenthum ist die höchste sociale Macht. Es hat die größte Weltveränderung zustande gebracht, so lange die Erde steht, eine Welterneuerung, wie die Menschheit sie nur einmal erlebt hat. Diese Erneuerung, welche vor zweitausend Jahren begonnen hat, ist noch lange nicht zum Abschluß gekommen. Nur langsam fallen die feindlichen Burgen, nur allmählich geht der Eroberungszug vor sich. Wie viele Jahrhunderte hat es gedauert, bis die Fesseln der Sklaven fielen, bis die Leibeigenschaft überwunden ward! Auch die Unterdrückung und Knechtung der Frauenwelt wird aufhören, sobald das Christenthum seiner socialen Aufgaben sich bewußt ist und diese zu erfüllen strebt. Wohl ist unsre Religion keine Volkswirthschaftslehre, sie ist auch kein politisches System. V. Kirmß betont mit Recht: im Namen des Christenthums kann nicht der Lohn für die Frauenarbeit festgesetzt werden. Es kann auch nicht im Namen des Christenthums decretirt werden, welche neuen Arbeitsgebiete der Frau zu erschließen seien. Es kann nicht in seinem Namen entschieden werden, ob die Frau die Befähigung zum Gymnasium und Universitätsstudium besitze, ob sie zum ärztlichen oder juristischen Berufe zuzulassen sei oder nicht. Es gibt keine „christliche“ Ansicht darüber, ob der Frau das politische oder kirchliche Wahlrecht zuzusprechen sei. Ueber alle diese Fragen haben andere Instanzen zu entscheiden, das alles gehört vor ein anderes Forum. Aber nichtsdestoweniger darf die sociale Discussion der Gegenwart unsre Religion nicht vornehm übersehen. Das Christenthum will Geist und Gesinnung der Menschen weihen und adeln. Nur wer im Lichte der Ewigkeit die Fragen des Diesseits zu wägen und zu prüfen versteht, nur wer sich entschließt, den Maßstab des göttlichen Wortes an die Verhältnisse, welche der Klärung bedürfen, zu legen, wird den nothwendigen socialen Fortschritt auch in der Frauenbewegung herbeiführen helfen.

Das sociale Christenthum will das Dasein der bedrängten, hungernden Frauen nicht nothdürftig durch Gaben der Barmherzigkeit fristen, sondern aus ihnen freie Persönlichkeiten machen, welche auch an ihrem Theil eine neue Welt der Liebe im Reiche der Humanität aufbauen. Es gilt, den großen Prediger vom See Genezareth in die

Fabrikdistricte unsrer Zeit aufs neue einzuführen, damit dieser den Samen seines Wortes in den Naturboden der unteren Volksstände streue, der, obwohl vielfach verwüstet, doch noch viele gute Kräfte enthält. Die nach neuen Zielen suchende Masse unsres Volkes streckt sehnsüchtig ihre Arme nach jener Hülfe, die allein der Prediger vom Berge bringen kann. Schon ist er aufgebrochen, um zu den armen Frauen zu kommen und mit ihnen zu Tische zu sitzen. Heraus aus der nüchternen Prosa ihrer Fabrikräume will er sie reißen, um ihre Seelen mit himmlischem Manna zu sättigen. Schon fangen sie an, mit ernster Sehnsucht seinen Worten zu lauschen. Aber auch der einsam Stehenden in den oberen Ständen nimmt er sich in gleicher Weise an: ihnen predigt er Geduld, bis die neue Zeit angebrochen, der neue Geist ausgegossen ist. Es gibt keinen zweiten Religionsstifter, welchem die gesammte Frauenwelt zu größerem Danke verpflichtet ist. Wie haben doch die Frauen reichsten Antheil an der mächtigen Bewegung, welche mit dem Christenthum in die Welt gekommen ist! Man sehe doch nur einmal das Loos des Weibes an in der Zeit vor und nach Christus, von der Sklavin bis hinauf zu den Matronen. Welcher Umschwung ist mit dem Christenthum für alle Frauen eingetreten! Jetzt erst athmen sie Luft, Licht und Freiheit. Nun erst sind sie zu menschenwürdigen Wesen geworden, in die alten Rechte eingesetzt. Es verlohnt sich, die Stellung Jesu und seiner Apostel zu den Frauen hier zu streifen. Nach alttestamentlicher Anschauung sollte die Frau die Gehülfin des Mannes sein, nicht die Dienerin, viel weniger die Sklavin. Das Verhältniß des Weibes zum Mann, wie wir es im Morgenland durch die Jahrtausende finden, ist ein Zerrbild, ist Verkehrung der Schöpferordnung. Wohl soll der Mann der Herr sein, aber nicht der Despot, der Tyrann. Ein Wille nur kann bei geordneten Verhältnissen maßgebend sein; dieser kommt dem Manne zu vermöge seiner intellectuell-geistigen Anlage und Ueberlegenheit. Die Stärke des Weibes liegt in seiner seelisch-gemüthlichen Natur. Die Psychologie des neunzehnten Jahrhunderts deckt sich durchaus mit der Anschauung, welche auf den ersten Blättern der Bibel niedergelegt ist. In dem Dekalog wird die Mutter als ebenbürtig neben das Familienhaupt gesetzt; denn Vater und Mutter zu ehren, wird von den Kindern im vierten Gebot verlangt. Dieses Fundament hat Christus in keiner Weise angetastet. Des Volkes Wohlfahrt beruht darauf, so lange es Menschen gibt. Die Mütter von Livias, welche sammt den Kindern von den Jüngern zurückgewiesen werden, finden leutselige Aufnahme bei dem Meister. Kommt dieser auf Fragen der Ehescheidung zu sprechen, so räumt er dem Manne keine größeren Rechte ein als der Frau. Selbst über die Ehebrecherin hält er seine schützende Hand. Nur wer sich sündlos weiß, soll Steine gegen sie erheben dürfen. Beschämt ziehen sich die Gegner zurück. Stattlich groß ist die Schar jener Frauen, welche sich in Jesu Nachfolge stellen. Theilnehmend sieht er auf die Sünderin herab, welche seine Füße mit Thränen benetzt und mit ihrem Haare trocknet. Seine Sympathie ist bei ihr, nicht bei dem selbstgerechten Pharisäer. Bei dem Geschwisterpaar Maria und Martha zu Bethanien kehrt er am liebsten ein. Selbst für die galiläischen Frauen, welche ihn auf dem Gange zum Kreuz begleiten, hat er Worte der Liebe übrig. Frauen wiederum sind es, welche von dem Auferstandenen die erste Kunde erhalten.

Welcher Geschichtsverfälschung, welcher Gemüthsroheit macht sich Bebel schuldig, wenn er dem Christenthum (in seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus") vorwirft, es habe nur Haß und Verachtung gegen die Frau gepredigt und stelle sie als die Unreine, als die Verführerin hin!

Wir geben zu, die Kirche ist in socialen Fragen nicht immer auf der Höhe gestanden, sie war oft indifferent, oft auch auf Seiten der Reaction. Aber was die Kirche verschuldet, das darf nicht der christlichen Religion zur Last gelegt werden. Es ist ungerechtfertigt, wenn Ziegler („Die sociale Frage eine sittliche Frage" p. 130) den Rath des Apostels Paulus: taceat mulier in ecclesia, eine brutale Forderung nennt. Die Cultur mag fortschreiten, so weit sie will: Paulus' Meinung, die Weiber sollten sich stille halten und zu Hause ihre Männer fragen, ist von der Weisheit unsrer Tage noch nicht überholt worden. Wenn derselbe Apostel aber empfiehlt, daß die Ehelosen es vorziehen sollen, in ihrem Stande zu verharren, so haben wir zu beachten, daß die damalige Christenheit an die jede Stunde eintretende Wiederkunft Christi mit schweren Umwälzungen aller Art glaubte. Dann wird uns auch dieses Wort verständlich. Wie wenig Paulus die Ehe unterschätzte, das geht aus seiner Forderung hervor: „Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie auch Christus geliebet hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie dahingegeben" ꝛc. Die Frau wiederum soll des Gatten Hingebung damit erwidern, daß sie in freier Liebe ihm dient. Kann man überhaupt höher und würdiger über die Ehe sich aussprechen?

Ja selbst die Gleichwerthung und Gleichberechtigung der Geschlechter ist keine Erfindung unsrer Zeit. Derselbe tiefsinnige Apostel ruft einmal in wunderbarer Prophetie aus: „Hier gilt weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Weib, weder Herr noch Knecht; sie sind allzumal Einer in Christo Jesu!" Welch wundersame Verquickung von höchstem Idealismus und Realismus zugleich! Kann einer im Ernst noch glauben, das Christenthum würde einmal durch eine höhere Religion abgelöst und ersetzt werden?

Zwar bedeckte auch nach Christi Zeit jahrhundertelang Finsterniß das Erdreich, das Licht des Evangeliums ward unter den Scheffel gestellt, das Salz des Christenthums hatte seinen Gehalt verloren bis zur Unbrauchbarkeit, maßlose Verherrlichung des Weibes aus dem Munde der Minnesänger wechselte ab mit der Verkennung der Gattin- und Mutterstellung, welche in den Klöstern zu Grabe getragen ward. Allein zuletzt mußte doch wiederum das Licht der Wahrheit durchbrechen. Kein anderer als Martin Luther war es, welcher die Frau in ihre alten Rechte wieder einsetzte. Seine Verbindung mit der vormaligen Nonne Katharina v. Bora ist eine reformatorische That für sich. Indem der Protestantismus die sittliche Bedeutung und den sittlichen Werth des weltlichen Berufs im Gegensatz zur unevangelischen mittelalterlichen Anschauungsweise ans Tageslicht brachte, ward dem Weibe der gottgegebene Beruf zurückerstattet. Das Oeffnen der Klosterpforten war auch eine Lösung der Frauenfrage.

Je nach den Zeitverhältnissen wird diese Frage verschieden gestaltet sein. Aber „je mehr die Frauenbewegung in innerem Zusammenhang mit den sittlichen Gedanken des Protestantismus bleibt, um so mehr wird ihre innere Kraft zunehmen, um so stärker ihre Berechtigung nach außen werden, und um so mehr wird sie innerhalb ihrer gottgeordneten Grenzen bleiben. Die Erfahrung wird zeigen, daß das richtig gewählte Berufsleben erziehend auf den weiblichen Charakter einwirkt, die Phantasie zügelt, das Gefühlsleben klärt, der subjectiven Denkweise der Frau gesunde Objectivität zuführt. Die vorher Unbefriedigten werden zufrieden. Die Forderung, der allein stehenden Frau einen Beruf zu geben, ihr neue Arbeitsgebiete zu erschließen, durch deren Bebauung sie für sich zu sorgen im Stande ist, darf eine protestantisch-christliche Forderung genannt werden. Die Frauenbewegung kann ohne das Christenthum

Digitized by Google

nicht sein. Sie wurzelt im Christenthum und bedarf seiner. Je mehr sie mit dem ewigen reinen Evangelium sich durchdringt, je mehr sie dasselbe in seiner einfachen Ursprünglichkeit auf sich anwendet, um so sicherer wird sie dessen sein dürfen, ihre berechtigten Ziele zu erreichen."

Damit wollen wir nicht den Staat und die gesetzgebenden Körperschaften von ihren Pflichten entbinden. Die Wohlfahrt der Gesammtheit erheischt es, daß in viel energischerer Weise als bisher die Interessen der Frauenwelt wahrgenommen werden müssen.

Traurig genug, daß in der Arbeiterbewegung die Masse des Volks von Anfang an in Gegensatz zur christlichen Religion gebracht worden ist. Wir wollen dasselbe Schauspiel nicht abermals bei der Entwicklung der Frauenfrage erleben, deren Zukunft ganz wesentlich davon abhängt, wie ihr Verhältniß zum Christenthum sich gestalten wird. Der Verlauf der letzten Frauencongresse auf deutschem Boden erweckt in uns sorgliche Gedanken, wenn wir an die Zukunft denken. Mit der platten materialistischen Weltanschauung wird der Sache der Frauen nicht gedient. Auf diesem Wege kommt sie um „ihren besten Inhalt, um ihr heiligstes Recht, um ihre edelsten Ziele".

Sollte es denn den Frauen bei ihren natürlichen Anlagen, bei den reichen Schätzen ihres Gemüths so gar erschwert sein, den religiösen Factor mit in Rechnung zu ziehen und entsprechend zu würdigen? Nur wo der wahre sittliche Geist herrscht, wird bei den Frauen revolutionäres Gelüste, Neid und Mißgunst, Begehrlichkeit und Unzufriedenheit vertrieben werden. Auf angefaultem Fundament ersteht kein dauernder Lebensbau.

Kirchenhistoriker haben wiederholt darauf hingewiesen, daß das deutsche Wesen, welches von altersher seine Kraft im Gemüthe hat, bei der Einführung des Christenthums eine besondere Empfänglichkeit und Disposition der neuen Religion entgegengebracht habe. Wir meinen, was von dem deutschen Wesen an sich gilt, das trifft in hervorragendem Maße bei der deutschen Frau zu.

Wer will sagen, ob unter den Culturvölkern nicht gerade der deutschen Frauenwelt die Aufgabe auferlegt werden wird, vorbildlich, bahnbrechend, durchgreifend die Lösung der Frauenfrage in die Hand zu nehmen? Entscheidend für die ganze Zukunft der Frauenbewegung — wir wiederholen dies mit Absicht — wird ihr Verhältniß zur Religion sein.

Noch verharrt bis zur Stunde der größte Theil der Männerwelt in zurückhaltender, wenn nicht ablehnender Stellung zur Frauenfrage. Das wird sich ändern, sobald die Frauen zeigen, daß sie erkannt, was ihnen noth thut. Der alte Römer Tacitus weiß nicht genug zu rühmen, welche Würde der deutschen Frau im heimischen Lande zukam. Nicht Sklavin war sie dem Manne, nicht Spielzeug, sondern Genossin, ausgestattet mit großen Rechten und Pflichten. Sie war es, die zur Schlacht anfeuerte, die den heimkehrenden Sieger krönte. Selbst davor schrak sie nicht zurück, für das Vaterland ihr Leben hinzugeben. Ideale und reale Güter zu erstreben, darauf zielt die Frauenbewegung ab. Wer wollte es verwehren, wenn die Frauenwelt nach geistiger Hebung, nach sittlicher Vertiefung verlangt? Möchte nur auch deutscher Geist und rechte weibliche Art dabei nicht fehlen! Mann und Weib mögen in edlem Wettstreit, in redlichem Eifer ihre Kräfte messen, um die höchsten Güter zu erringen! Vorwärts mit Muth und Demuth, mit Kraft und Liebe! Kommen wird der Tag, wo unser Volk wieder einströmen wird in die verlassenen Hallen seines Idealismus, seines Glaubens, seiner Religion. Dann wird auch die Frauenbewegung ihrem Ziele nahe sein.

Dorfgeschichte.

III. (Schluß.)

M. M. Es folgte nun die unruhige Zeit von 1848 und 1849. Der Traum der deutschen Einheit, die von den Dichtern bereits besungen, von dem Volke gewünscht, von den deutschen Fürsten geplant, durch den deutschen Zollverein schon angedeutet wurde, schien sich verwirklichen zu wollen. In der Paulskirche zu Frankfurt am Main versammelte sich das erste deutsche Parlament, die erste gesammtdeutsche Volksvertretung, in ihrer Mitte Wilhelm Michael Schafferath, der Schullehrerssohn aus Schöna bei Schandau. Es wurde viel gährender Most verschenkt, und noch manches Jahr sollte ins Land gehen, ehe sich der deutsche Einheitsgedanke in firnen Wein verwandeln sollte. Revolutionsmänner fingen an die Karte zu mischen, und die Thätigkeit des Frankfurter Parlaments war discreditirt, ehe sie sich in nutzbringender Weise entfalten konnte. Aber mancher Beschluß, den die deutschen Volksmänner gefaßt, wurde mit hastiger Eile ausgeführt, um nach einem zweifelhaften Dasein ein frühes Ende zu finden, unter anderem das System der allgemeinen Volksbewaffnung. Die Communalgarde kam auf, wo sie nicht schon festen Fuß gefaßt hatte, in allen deutschen Staaten, auch in Sachsen, auch in Schöna. Wie ein Meteor leuchtete sie auf, um nach wenigen Monaten wie eine Seifenblase zu zerplatzen. Wohl liegen noch hie nnd da in den Häusern versteckt die letzten Erinnerungen an jene Zeit, da unter der schwarz-roth-gelben Fahne Deutschland sich vereinigen sollte. Die Fahne ist wohl noch da, die alte große Mütze, der Säbel, die Epauettes, die Schärpe, und gelegentlich wagt sich ein Kind damit auf die Straße, wenn der Großvater die alten, sorgsam gehüteten Schätze gedankenvoll betrachtet. Doch das jetzige Kinderspielzeug hatte einst seine ernste Bedeutung nnd war einst das Spielzeug älterer würdiger Männer, denn es war eine Zeit lang Bedürfniß der deutschen Männerwelt, Soldaten spielen zu wollen. Hören wir, was unser alter Augenzeuge über jene große militärische Zeit zu berichten weiß. Er war eben aus der Fremde zurückgekommen, d. h. er hatte dem althergebrachten Gebrauche Rechnung getragen und hatte als zünftiger Schuhmachergeselle Deutschland nach verschiedenen Seiten durchquert, hatte aber, es war im Frühjahr 1849, militärischer Angelegenheiten wegen sein Heimathsdorf wieder aufsuchen müssen. Da, es ist Sonntag Mittag, hört er auf einmal von allen vier Ecken des Dorfes Signale blasen, Signale, die er auch anderswo glaubte gehört zu haben. Erstaunt frug er die Mutter, was los wäre. Die aber erwiderte: „Ach Gott, mei Suhn, bei uns ist alles verrückt, ahtt und jung, alles is närrsch in Köppen." Sie meinte damit die allgemeine Volksbewaffnung, die Communalgarde.

Es dauerte auch kaum eine halbe Stunde, da kamen schon der Wurmbauer mit dem Schlepper, ersterer in der Qualität eines Feldwebels, der Richtersamuel als Offizier, der Franzosenhering als Hauptmann, Daniels Gottlob, der blauke Fritze, Hansjörgs Fritze, Franzlob, Schenkersessis Natz, der Pfarrfried und der Kirchvater, Janzel u. s. w., alle in grünen Waffenröcken und im Federhut. Die Bewaffnung war verschieden. Die Chargen gingen nach dem Vermögen, der Reichste stand als Hauptmann an der Spitze, so daß die Einkommensteuercommission unsrer Tage sofort ein ziemlich klares Bild über die Abstufung der im Dorf vorhandenen Geldsäckel gehabt hätte. Schon seit geraumer Zeit hatte man stramm exercirt. Wer nicht älter als 60 Jahre alt war, mußte an den militärischen Uebungen und Ausflügen theilnehmen. Es ging ziemlich steif militärisch zu, denn zum Einexerciren des ländlichen ersten und zweiten Aufgebots nahm man ausgediente Soldaten. Sie

fungirten als Unteroffiziere, und die „Donnerwetter“ und die „Dammiche“ flogen im ganzen Dorf herum, wie zu derselben Zeit drin in Dresden auf dem Alaunplatz. Ja, es wurden seitens der allzu eifrigen Unteroffiziere schüchterne Versuche gemacht, die alten steifen Knochen mit dem eisernen Ladestock wieder etwas zurecht zu rücken. Doch war man nicht allenthalben bereit, solche handgreifliche Belehrungen ruhig entgegenzunehmen. Die Aermeren hatten nur eine Pike, die besser Gestellten hatten eine Flinte. Man unterschied also immer noch wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Pikenire und Musketire. Der Commandant hatte gleich so viel Gewehre kommen lassen, als sich Gardisten gemeldet hatten; und da hatte mancher eine volle militärische Ausrüstung bestellt, mit deren Bezahlung er sich sehr Zeit nahm, da er seine finanziellen Kräfte bedeutend überschätzt hatte, und die er ganz einstellte, als die Communalgarde ein unvorhergesehenes frühzeitiges Ende fand. Also an der Schenke war Aufstellung. Mit vollständiger Marschmusik ging es durchs Dorf. Man rückte zu einem Manöver aus. Es konnten mit der Musik an die hundert Mann sein. Die Sache hatte einen ziemlich ernsten Anstrich, denn es war sogar Artillerie dabei. Zwei Jungen hatten auf einem Ackerrädel einen großen Böller aufgeladen und fuhren ihn hinterher. Auch war die alte Ebertin als Marketenderin zu sehen und rückte würdigen Schrittes mit auf das improvisirte Schlachtfeld. Dieses befand sich am Fuß des Zirkelsteins auf Lehls Hübel. Schon nahm man an der oberen Schiebebach einen Spion gefangen, und bald tobte der Kampf in seiner ganzen Ausdehnung. Die „Rohheede“ war das Terrain, das man sich nunmehr gegenseitig streitig machte. Da noch zur rechten Zeit, im entscheidenden Augenblick, kamen die Schmilk'schen, die Communalgarde von dem kleinen Elbdörfchen Schmilka. Sie hatten sich etwas verspätet, vermuthlich beim Uebergang über den Elbstrom. Es waren etliche 20 Mann, und sie fielen dem Feind in den Rücken. Doch dieser hielt noch eine Zeit lang tapfer Stand und wollte sich durchaus nicht ergeben. Es fehlte auch nicht viel, so wurde aus dem Scherze Ernst. Einer schoß Danels Gottloben auf 15 Schritt mit einem tüchtigen Propfen vor die Brust. Ein anderer schoß dem Feinde den Hut vom Kopf. Der verstand aber den Spaß unrecht und ging mit dem Kolben auf seinen Gegner los. Die Nebenmänner mußten nun eilig zugreifen, daß der Spaß nicht zu weit getrieben, und daß aus dem Manöver nicht eine sonntägliche Tanzmusikbalgerei wurde. Es regte sich in manchem die altgermanische Kraft, und die kampflustigen Geister der altfränkischen Vorfahren schienen in ihren Nachkommen lebendig zu werden. Längst schon hatte das grobe Geschütz zu spielen aufgehört, denn es war ihm die Munition ausgegangen. Da ertönte das Signal zum Sammeln. Das Ganze halt! Weil nun ein höherer Befehlshaber nicht zur Stelle war, um eine Kritik abgeben zu können, und die beiden Hauptleute, der Schmilk'sche und der Schön'sche, sich an Amt und Würden gleich waren, beide waren im Civil Schiffsherren und Holzhändler, so zog man in Reih und Glied wieder herein ins Dorf bis vor die Schenke, nicht ohne das ganze Dorf mit dem kriegerischen Schauspiel allarmirt zu haben. Hier wurde abgetreten, und bei manchem dauerte der Schenkhausdienst länger als das ganze Manöver. Jetzt hatte man Zeit, beim Kruge Bier sich über das Geschehene gehörig auszusprechen. Man konnte sich keinen Begriff machen von den Heldenthaten, die angeblich auf der Rohheede geschehen waren und jetzt zum besten gegeben wurden. Man verstand sein eigenes Wort nicht. Die beiden Missethäter, die sich unreglementsmäßig zu hart auf den Leib gerückt waren, mußten zur Sühne je eine halbe Tonne Bier zum besten geben, und damit ward die Versöhnung wieder ins rechte Geleis gebracht. Wie an jenem Abend, so sprach man noch nach vielen Jahren von der großen Campagne auf der „Rohheede“. Es war die erste, die einzige und die letzte. In Dresden kam es bald darauf zu den blutigen Maiereignissen, und obwohl weder ein Schön'scher noch ein Schmilk'scher Communalgardist an der Revolution thätigen Antheil genommen, so wurde doch hinter die Zweckmäßigkeit der allgemeinen Volksbewaffnung ein recht großes Fragezeichen gemacht. Die schönen, noch ziemlich neuen Gewehre wurden gewaltsam von einer höheren Behörde eingezogen und wanderten ins Amt Pirna, und damit hatte die schöne Communalgardenzeit ihr seliges, frühes Ende erreicht. Höchstens bei Schützenfesten in kleinen Städten ist man noch in der angenehmen Lage, ähnliche Studien machen zu können.

Kaum aber waren die Signale der Communalgardisten im Dorfe verklungen, kaum hatte man die genauen Nachrichten über die Niederwerfung des Maiaufstandes in Dresden gelesen, da zogen die ersten Schwalben einer neuen Zeit, der Eisenbahnbauzeit, im Dorfe ein. Zehn Jahre waren bereits ins Land gegangen, seitdem man die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in ihrem ganzen Umfang in Betrieb gesetzt hatte. Die weit blickenden Leipziger Kaufleute hatten mit Recht sofort erkannt, daß die Zukunft des Verkehrs dem auf dem eisernen Schienenwege rollenden Eisenbahnmaterial gehöre. Der Staat, der etwas zurückhaltend und abwartend zur Seite gestanden hatte, folgte im Bau neuer Linien sofort nach, als er sah, daß das neue Transportmittel gut, schnell, sicher und lohnend sei, und an die Erbauung der sächsisch-schlesischen Staatseisenbahn schloß sich sofort der Bau der sächsisch-böhmischen Staatseisenbahn, um so schnell als möglich die Verbindung von Wien und Berlin über Dresden herzustellen. Aus den einfachen Bahnstrecken wurden in wenig Jahren Weltlinien. Es erschienen also gegen Ende des Jahres 1849 in Schöna die ersten Vorboten der Eisenbahnbauzeit. Ihnen folgten auf dem Fuß ganze Scharen von ortsfremden Personen, vornehmlich sächsische Staatsunterthanen, Leute aus dem Erzgebirge und der Oberlausitz. Bald war das ganze Dorf auf Monate und Jahre mit fremden Menschen voll gestopft. Wohl baute man die Bahn unten im Elbthal, aber die wenigen dort vorhandenen Wohnhäuser reichten zur Beherbergung der „Eisenbahner“ bei weitem nicht aus. Man mußte sein Quartier in dem auf der Höhe liegenden Dorfe nehmen und quartierte sich je nach seinen Einnahmen im Gasthofe, beim Bauer oder beim Häusler ein. Tagtäglich gingen im Dorfe auf und ab Ingenieure, Schachtmeister, Aufseher, Vorarbeiter und gewöhnliche Arbeiter. Oft waren sie schon seit Jahren im Eisenbahnbau thätig und verdienten fast alle einen für damalige Zeit nicht unbedeutenden Groschen Geld. Die Ordentlichen unter ihnen hatten sich beim Eisenbahnbau mehr erübrigt, als es ihnen in ihrem Heimathsort bei angestrengtester Arbeit je möglich gewesen wäre. Sie machten jede Woche nicht unwesentliche Ersparnisse, wie heutigentags die fleißigen Italiener, sie hüteten sorgsam den ersparten Schatz, und nicht wenige waren in der angenehmen Lage, sich nach beendeter Bauzeit ein Häuschen kaufen zu können. Es war ein nicht unerheblicher Procentsatz an Arbeitern, der nicht wieder in seine alte Heimath zurückkehrte, sondern im Elbthal sitzen blieb und die vorhandene Urbevölkerung durch fremde Elemente verstärkte. Die neu entstandene Verkehrsader brauchte ständige Arbeiter, Weichensteller, Bahnwärter, und so wurde für manchen Sohn aus der Fremde Schöna die zweite Heimath. Aber es waren auch weniger solide Elemente unter den Erbauern der Eisenbahn. An der Hirschmühle, deren Besitzer im Anfang des Jahrhunderts wir bereits die Ehre gehabt haben kennen zu lernen, mußte des tiefen Seiten-

Haleinschnitts wegen ein größerer Viaduct gebaut werden, wie unten in Königstein und oben an der Dorf- und Landesgrenze. Hier waren etwa sechs Schachtmeister thätig und jeder hatte das Recht, eine Schankbude für seine Arbeiter errichten zu dürfen. Gewöhnlich fungirte in dieser Bude ein Vorarbeiter als Hotelier, und hier nun war der geeignete Ort, wo die mit weniger soliden Grundsätzen ausgestatteten Arbeiter ihre oft sauer verdienten Groschen an den Mann bringen konnten. Es war die Sorte, die sich oft prügelte, manchmal bald todt schlug, nicht ungern gelegentlich der Tanzmusik oben im Gasthof des Dorfes. Sonnabends und Sonntags waren die Hauptprügeltage. Doch gab es im Dorfe immer noch einige jener breit gebauten herculischen Gestalten, die an die germanische Vorzeit erinnerten, Leute, die es mit einigen aufnehmen konnten, wenn es zum Treffen kam. Einen besonderen Ruf in dieser Beziehung genossen drei junge Bauern. Sie galten als gefürchtete Saalabräumer, und mancher windige Zeisig unter den Eisenbahnern hatte ihre Fäuste schon gefühlt und suchte in größerem Bogen an den Gefürchteten vorbeizukommen. Niemand verstand aber das Ineinanderarbeiten besser, als Füssels Gutthelf und der Großknecht vom Erbgericht. Es genügte, wenn bei ausgebrochener Prügelei im neu entstandenen Saale des jetzt noch zu Ehren bestehenden Gasthofs zum Erbgericht der Großknecht aus dem Erbgericht in officiellem Auftrag des Richters mit der Mistgabel in der Hand an der Saaltreppe erschien und Ruhe gebot. Seine begleitende Ansprache an die aufgeregte Versammlung lautete stereotyp in laut vernehmbarem Ton: „Rührt's ch enner, do ward er glei sahn, was bassiert." Wie gesagt, oft genügte der Anblick des mit der Mistgabel Ruhe gebietenden Großknechts. Man fügte sich in die Macht der Verhältnisse und tanzte 50 Procent ruhiger weiter. Doch nicht immer gewann die ruhige Einsicht die Oberhand. Man tobte weiter, unbekümmert um den an der Thür stehenden Großknecht. Die Stuhlbeine fingen an zu knacken, es flogen Bierseidel über die Köpfe. Dann hieß es: „Saal abräumen!" Der Befehl wäre natürlich in dem Tumult ungehört verhallt, wenn sich nicht mittlerweile „Gutthelf" als Surcurs eingefunden hätte. Wenn er an der Saalthüre erschien, dann wußte allerdings jeder, was die Glocke geschlagen hatte. Er langte ruhig zu, und wer es nicht vorzog, sich ruhig an ihm vorbei zu drücken, den faßte er und warf ihn bis an die weit geöffnete Hausthür, 15 Stufen tiefer. Damit aber dort nicht unnöthiges Gedränge entstünde, faßte der biedere Großknecht den frisch Angekommenen und warf ihn die 27 Stufen, die von der Hausthür bis auf die Straße führten, anderweitig hinunter, so daß natürlich einer, der auf diese Weise vom Saal auf die Straße spedirt wurde, zeitlebens daran dachte, in gerechtes Erstaunen gerieth, wie hier in Schöna das Geschäft der Saalreinigung so recht Hand in Hand ging, und es vielleicht ein andermal vorzog, nicht so lange zu warten, bis die beiden Ehrenmänner den Saal abräumten, sondern freiwillig eher zu gehen. So reagirte in ungezwungener Weise die Dorfetikette gegen das dieselbe verletzende Benehmen fremder Elemente, harter Gesellen aus der Fremde, wohl auch eines Störenfrieds aus einem Nachbardorfe. Daß gute Sitte, Familiensinn, Häuslichkeit, Mäßigkeit und andere bürgerliche Tugenden durch die Anwesenheit der Eisenbahner im Dorfe und durch den durch die Ablösung plötzlich ins Dorf gelangten Geldsegen wesentlich gefördert wurden, kann man nicht gut behaupten. Aber die Volksseele des Dorfes gesundete auch wieder. Feinere Sitten, Weltbildung, nicht zum mindesten durch das bis Hamburg hinunter Schiffahrt treibende Publicum und durch allerlei Geschäftsleute, in erster Linie solcher in Holz und Stein, durch besseren Schulunterricht herbeigeführt, zogen im Dorfe ein. Nur einmal sollte noch eine Krisis überwunden werden, die manches Bauernhaus des Dorfes bis in seine Grundmauern erschütterte. Es war die Lahmlegung des Vorspannwesens durch die Kettenschleppschiffahrt. Seit dem Bestand der Elbschiffahrt hatte man die Kähne stromaufwärts, wenn der Wind nicht günstig stand, durch Menschen oder Thiere ziehen lassen. Die Strecke Hirschmühle-Landesgrenze-Tetschen-Aussig fiel nur zu oft dem Bauern aus Schöna zu. Gern steckte er die harten Thaler des lockenden Fuhrlohns ein, aber der Knecht war oft wochenlang mit den Pferden unterwegs, die Landwirthschaft wurde versäumt, und eine schlechte Ernte, hervorgerufen durch die Nachlässigkeit bei der Aussaat und während der Erntezeit, machte oft die Bareinnahme durch den Schlepplohn recht illusorisch. Der Bauer war mehr Fuhrmann als Landwirth. Es war daher nur ein Gesundungsproceß, wenn auch ein schmerzhafter, den manches Bauerngut durchmachen mußte, als die großen Segel auf der Elbe gestrichen wurden und qualmende, dampferzeugende, das Wasser aufwühlende Fahrzeuge an ihre und der Zugthiere Stelle traten. Der Bauer wurde seiner Scholle wiedergegeben, wenn auch etwas Fuhrmannsblut noch immer ihm ihm steckt und er heute noch gerne Holz- und Steinfuhren übernimmt. Also auch diese für manches Dorfkind so schwere Zeit ging vorüber. Der Gemeinsinn im Dorfe erwachte immer mehr und mehr. Vereine aller Art entstanden, der Gesangverein, die freiwillige Feuerwehr, Gebirgs- und Verschönerungsverein, auch Barmherzigkeitsverein. Zwei Schulgebäude wurden errichtet, und die Segnungen des neuen Schulgesetzes vom Jahre 1873 machten sich in vieler Beziehung bald fühlbar. Eine Postanstalt kam an die stark besuchte Haltestelle Schöna. Handel und Gewerbe blühen immer mehr auf. Die großen politischen Ereignisse von 1866 und 1871 zogen auch an diesem Dorfe nicht spurlos vorüber. Festlich und fröhlich empfing man die sämmtlich unversehrt aus den Kämpfen wiederkehrenden Waffengenossen. Wohl suchen auch ab und zu zersetzende Elemente in den guten Weizen Unkraut zu säen und die Volksmassen unzufrieden zu machen und aufzuhetzen zum Kampfe gegen alles Bestehende. Wie aber das Dorf noch mit allen Fasern an dem angestammten Königshause, am Vaterland, an Kaiser und Reich hängt, das bewies die Fahnenweihe, die der Militärverein Schöna am 11. August 1894 abgehalten. Es war ein schönes Fest, ein glanzvoller Tag in der Geschichte des Dorfes. Wohl an die 600 Festtheilnehmer, beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft des ganzen Dorfes, alles gediente Soldaten, mochten aus der nächsten und weiteren Umgegend im Dorfe erschienen sein. Aber eine besondere Weihe erhielt das Fest durch die Anwesenheit der kerndeutschen benachbarten österreichischen Militärvereine von Arnsdorf und Tetschen. Es war eine große Verbrüderung der beiden Hauptmächte des Dreibundes, die hier auf den Fluren des Dorfes, hart an der Grenze der beiden großen Reiche, stattfand. Was aber die meiste Freude bei Einheimischen und Fremden hervorrief, das waren die Fahnenspenden Ihrer Majestäten des Königs von Sachsen und des Kaisers von Deutschland. Es war wohl das erstemal, daß sich ein deutscher Kaiser um das Dorf gekümmert hat, das allerdings seit Jahrhunderten am Fuße der Kaiserkrone liegt, eines dreifach gezackten Berges des Elbsandsteingebirgs von der mäßigen Höhe von 357 Meter. Ob der Kaiser gewußt hat, daß das Dorf am Fuße seiner Krone liegt, oder ob er auch den Einwohnern des letzten Grenzdorfes zeigen wollte, daß er an Leid und Freud aller Deutschen lebhaften Antheil nehme, kurzum, der Reichsgedanke hat jedenfalls durch das kaiserliche Geschenk eine lebhafte Förderung in der ganzen Gegend erfahren.

Mit dieser lebhaft begrüßten Theilnahme des geliebten Landesvaters und des mächtigen Schirmherrn des Deutschen

Digitized by Google

Reiches an dem letzten frohen Feste des Dorfes sei die heutige Betrachtung über die mannichfachen Schicksale des Dorfes im Wechsel der Zeiten geschlossen.

Es würde dem Verfasser angenehm sein, wenn es ihm gelungen wäre, bei der Enge des Rahmens und bei der Reichhaltigkeit des Stoffes dem theilnehmenden Leser zu zeigen, wie der große Gang der Welt- und Culturgeschichte allenthalben auch in dem entlegensten Grenzdorf zu vernehmen war, und wenn noch hunderte solcher Dorfgeschichten geschrieben würden, vielleicht noch interessantere, lebensvollere, als die vorliegende ist; wenn auch zugestanden werden muß, daß von dem eigentlichen Dorfbilde nur etwa das große Mittelbild fertig geworden ist und die kleinen Seitenbildchen aus dem Klein- und Stillleben des Dorfes, die das Ganze noch in anmuthigem Kranze umgeben würden, leider fehlen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-n. XI. Internationaler Orientalisten-Congreß (Paris, 5. bis 12. Sept. 1897). — Die Verhandlungen schieden sich nach folgenden Sectionen: I. Sprache und Archäologie der aelischen Länder; a) Indien (Vorsitzende: Lord Reay, Bühler, Pischel, Kern); b) Iran (Hübschmann, Gioff); c) Sprachwissenschaft (Gubernatis, Kielhorn, Oulianov). II. Sprache und Archäologie Ostasiens. a) China und Japan (der chinesische Gesandte Tching Tchang, Terrien, Schlegel, Douglas); b) Indo-China und Malaischer Archipel (Kern, Browne). III. Archäologie und Sprachen des Islam (de Goeje, Karabaček, Radloff). IV. Allgemeine semitische Section; a) Hebräisch u. s. w. (Guidi, Kautzsch); b) Assyriologie (Tiele, Pinches, Hommel, Haupt). V. Aegypten; afrikanische Sprachen (Rouville, Lieblein, Erman). VI. Griechenland in seinen Beziehungen zum Orient (Bikélas, Krumbacher, Strzygowski). VII. Ethnologie und Folklore (Vambéry, Gubernatis, Radloff, Clavarède, B. Schmidt).

Aus den überaus zahlreichen Vorträgen kann hier nur mit einiger Willkür einiges herausgegriffen werden; da die Sectionen natürlich gleichzeitig tagten und die täglich ausgegebenen Procès verbaux nur die allerknappsten Notizen enthalten, wird ein Ueberblick über die wissenschaftlichen Leistungen des Congresses erst nach der Drucklegung der Verhandlungen ermöglicht sein.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der buddhistischen Studien lieferte Herm. Oldenberg (Kiel), indem er auf einen in Fachkreisen bisher unbeachtet gebliebenen Essay Taine's aufmerksam machte; es handelt sich hier allerdings nur um eine Würdigung des Koeppen'schen Werkes über Buddha, in Wirklichkeit aber hat Taine sein eigenes Urtheil über diese Materie niedergelegt, das freilich vor der objectiven Forschung — man vergesse jedoch nicht den Stand dieser Wissenschaft vor vier Jahrzehnten — schon darum nicht völlig bestehen kann, weil Taine für den Mittelpunkt des Buddhismus die in das Nichts ausmündende Speculation ansieht und auch dem Mitleid eine höhere Rolle zuerkennt, als thatsächlich begründet ist; im Wirklichkeit bildet nicht das Nichts, sondern das Leiden den Kern der Buddha-Religion, und bei dem Mitleid bleibt stets die Sorge um die eigene Erlösung deutlich sichtbar im Vordergrunde.

M. Winternitz (Oxford) sprach „On the Mahābhārata Mss. in the Whish Collection of the Royal Asiatic Society"; er erinnerte an den von Burnell erbrachten Nachweis, daß die südindischen Manuscripte in Tanjore von den nordindischen Ausgaben des Mahābhārata ebenso verschieden seien, wie die beiden Recensionen des Rāmāyana unter einander divergiren. Dieser Satz wird durch eine Untersuchung der von Whish um 1840 der Royal Asiatic Society geschenkten Manuscripte neu bekräftigt; besonders merkwürdig ist, daß in einem derselben die Śakuntalā-Episode fehlt; leider ist das betreffende Manuscript nur ein kleines Fragment. Winternitz schloß mit einer beifällig aufgenommenen Anregung zu einer kritischen Ausgabe des großen indischen Epos; nur so können die Forschungen auf diesem Gebiete in das richtige Geleise gebracht werden.

Deußen (Kiel) handelte unter Bezugnahme auf seine Upaniṣhad-Uebersetzung über die literarische Wichtigkeit und die Chronologie dieser altindischen philosophischen Texte; Geiger (Erlangen) berichtete über seine interessanten Beobachtungen der Pāḍa-Sprache auf Ceylon, für die ihm seine Reise leider nur spärliche Zeit übrig gelassen hatte; Speyer (Groningen) sprach über das Schachspiel im alten Indien. Auf Anregung Pullé's (Pisa), der eine alte Karte von Indien besprach, beschloß die Sectionen, den verschiedenen geographischen Gesellschaften den Wunsch auszudrücken, daß eine chronologische Classificirung und Veröffentlichung der Karten orientalischer Länder in die Wege geleitet werde. Rhys Davids verlas einen Aufsatz seiner Gattin „On the culture of the will in Buddhism, with references to Nietzsche and Schopenhauer;" Leumann (Straßburg) erörterte zwei jinistische Termini; Feer (Paris) sprach über die Jātaka's in dem Reisewerk Hiouen-Thsangs; die Entwicklung des singhalesischen Alphabets suchte Wickremasinghe (Colombo) zu verdeutlichen; Dharmapāla, ein Landsmann des letztgenannten jungen Gelehrten, erbat die Sympathien des Congresses für seine in religiöser Begeisterung geplante Reise nach Tibet, der „Quelle der Wahrheit." Verwandte Züge in den persischen und indischen Epen beleuchtete Jackson (New-York) unter besonderem Hinweis auf die Uebereinstimmungen in der Schilderung des irdischen Paradieses. Belangreiches Material enthielt der Vortrag Aymoniers (Paris) über die bis zum 5. Jahrhundert hinaufreichende Geschichte von Kambodscha, wohin im 12. Jahrhundert der Buddhismus von Ceylon aus gelangte.

Vor den Aegyptologen entfalte Erman (Berlin) den Plan zum Thesaurus verborum aegyptiacorum, dessen Leitung die Berliner und Münchener Akademie, sowie die Gesellschaften der Wissenschaften in Leipzig und Göttingen übernehmen; die Vollendung des Werkes ist für das Jahr 1913 in Aussicht genommen. Wald. Schmidt (Kopenhagen) sprach über die Gestalt der ägyptischen Sarkophage von der 20. Dynastie an, Sethe über die ältesten historischen Denkmäler Aegyptens, Carl Schmidt (London) über koptische Kunst.

Eine treffliche Orientirung über die Fortschritte der mittel- und neugriechischen Philologie seit dem Orientalisten-Congresse zu Genf 1894 gab Krumbacher (München). Einer Aufzählung der allgemeineren bibliographischen Hülfsmittel folgte der Hinweis auf wichtige äußere Neuerungen, so die Gründung des russischen archäologischen Instituts in Konstantinopel, die Errichtung einer christlichen Abtheilung im Centralmuseum zu Athen, die Besetzung eines Lehrstuhls an der Universität Budapest durch einen Professor, der neben der classischen Philologie auch Mittel- und Neugriechisch zu lehren hat, die aus dem Oekonomides-Fonds in Triest bewilligte Stiftung für das mittel- und neugriechische Seminar an der Universität München, die zur Förderung der altgriechischen und byzantinischen Studien bestimmte Stiftung Therianos bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften u. a. m. Der mächtige Aufschwung der byzantinischen Studien bekundet sich durch die Thatsache, daß zwei Sammelausgaben byzantinischer und sachlich zugehöriger orientalischer Texte von Gelzer und Bury unternommen wurden. Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist vor allem das Erscheinen der zweiten Auflage der einzigen zusammenfassenden Darstellung, der Geschichte der byzantinischen Literatur von Krumbacher, zu verzeichnen; durch die hierin enthaltene Berücksichtigung der theologischen Literaturgattung von Ehrhard ist eine empfindliche Lücke ausgefüllt worden. Die byzantinische Rechtswissenschaft ist durch den Tod Zachariae's v. Lingenthal ihres Altmeisters beraubt worden.

Cumont (Gent) verbreitete sich über die zoroastrische Religion auf kleinasiatischem Boden. Daten aus der Geschichte des Kaisers Theophilus (9. Jahrh.) stellte Vasiljev (Petersburg) nach byzantinischen und arabischen Quellen richtig; über den Stand der kunstgeschichtlichen byzantinischen Studien unterrichtete Strzygowski (Graz).

In der semitischen Section zeigt Glasberg ein von Smith, Lewis und Gibson gefundenes hebräisches Fragment des Ecclesiasticus. Halévy spricht über den gegenwärtigen Stand der Bibelkritik, ein Thema, das auch von Hommel (München) im Anschluß an seine Bemerkungen über das Wort für „sündigen" und „Sühnopfer bringen" im Sabäischen berührt wurde, indem Hommel gegen die abfällige Beurtheilung seines neuen Buches „Die altisraelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung" Verwahrung einlegte. Guidi, Haupt und D. H. Müller erneuern den schon auf dem Wiener Congreß geäußerten Wunsch einer kritischen Talmudausgabe. D. H. Müller (Wien) zeigt ein mit zahlreichen Abbildungen geschmücktes altes Bibelexemplar aus dem bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum und legt ferner die Ausfahnenbogen seiner Publication der von Ed. Glaser nach Wien gelieferten Sammlung südarabischer Inschriften vor. Der eben genannte Arabienreisende widmete dem Congreß mehrere Exemplare seiner jüngsten Abhandlung, betitelt:

Digitized by Google

„Zwei Inschriften über den Dammbruch von Märib". Durch die eine dieser Inschriften, die größte der bisher publicirten semitischen Buchstabeninschriften, wird der Beginn der sabäischen Epigraphik mit dem Jahre 118 v. Chr. festgelegt. Der durch den Koran berühmt gewordene Dammbruch von Märib ist noch Glasers Inschriften bedeutend später anzusetzen als bisher geschah: der erste Bruch erfolgte 447, der zweite 539, der dritte und letzte noch später. Die Glaser'sche Schrift bringt außerdem manche Aufklärung über die Geschichte der Christen und Juden in Arabien im 6. Jahrhundert.

Thureau-Dangin gab Bemerkungen über die von ihm dargelegten Inschriften aus der ältesten babylonischen Zeit; Scheil unterbreitete im Original ein neues Fragment der Sintflutherzählung aus der Zeit des Königs Ammi-zaduga (cr. 2000 v. Ch.). Mit seinen Deductionen über die hervorragende Toleranz des Islams nahm Kiamil Bey (Konstantinopel) die alte Streitfrage wieder auf. Kampffmeyer (Berlin) sprach über die arabischen Dialekte, Abdelrahim Ahmed über die Fortschritte der arabischen Litterär- und Volkssprache in Aegypten.

Von Druckschriften, die in größerer Anzahl zur Vertheilung kamen, seien genannt: The Maatraputha; or, the prayer book of the Apostolbins edited by Winternitz (Anecdota Oxoniensia. Aryan Series. Part VIII.); R. Sewell, Some points in the archeology of Southern India (auch in französischer Uebersetzung); R. N. Cast, Essai sur les conceptions religieuses modernes depuis l'ère chrétienne; Friedr. Hirth, Ueber die einheimischen Quellen zur Geschichte der chinesischen Malerei von den ältesten Zeiten bis zum 14. Jahrh.; sodann die älteren Abhandlungen von Kiamil Bey, Vérité sur l'islamisme et l'empire ottoman (1894) und C. de Zigueiredo: A penalidade no Indio segundo o codigo de Manu (1892); schließlich das neueste Halbjahrsheft der von Scheemann herausgegebenen Orientalischen Bibliographie, deren unentbehrliche Dienste für alle orientalischen Disciplinen sowohl in einzelnen Sectionssitzungen als auch in der allgemeinen Schlußversammlung betont wurden.

Die allgemeinen Sitzungen hatten den Zweck, die zur Sanctionirung seitens des ganzen Congresses bestimmten Sectionsbeschlüsse zur Berathung zu stellen; es betrafen diese namentlich die Anbahnung oder Fortführung größerer wissenschaftlicher Unternehmungen mit staatlicher Unterstützung oder auch die Dankesanerkennung für die Leitung der letzteren. Sodann war eine eigene Sitzung für Annahme eines neuen Statutenentwurfs festgesetzt worden; die ersten Satzungen vom Jahre 1873 entsprachen schon längst nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen, wie sie sich während mehrerer Jahrzehnte herausgebildet hatten; strittige Ansichten über manche Punkte hatten vor etlichen Jahren zu unleidlichen Spaltungen geführt, über die man in Albrecht Weber's beiden Broschüren alles Genauere nachlesen kann. Von den jetzt noch unwesentlicher, durch einige Herren unnöthig hinausgezogener Discussion gebilligten Statuten ist zu hoffen, daß sie allen praktischen Anforderungen durchaus genügen werden.

Gastfreundschaft haben die Orientalisten in Paris überreich genossen. Glänzende Soiréen fanden im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und in den von künstlerischer Pracht strotzenden Sälen des Hotel de Ville (Rathhauses) statt. Nicht minder festliche Aufnahme fand der Congreß bei dem Prinzen Roland Bonaparte, dem Indologen Senart und dem Semitisten Marquis de Vogué; Nachmittagseinladungen waren von dem Leiter des speciell durch seine ostasiatischen Sammlungen weltberühmten Musée Guimet, Emile Guimet, und von dem Besitzer der Collection Bing ergangen. Einen glänzenden Abschluß fand die Festwoche in dem Bankett, das die französischen Congreßmitglieder den Ausländern in den großartigen Räumen des Hotel Continental gaben; kein Wunder, daß die zündenden Worte des Hallenser Professors Kautzsch, der im Namen der Deutschen für die Aufnahme in Paris, dem Centrum der Künste und Wissenschaften, dankte, begeisterten Beifall fanden.

Für den nächsten, in drei Jahren stattfindenden Congreß sind mehrere Einladungen ergangen; da aber für die große Mehrzahl der Fachmänner eine mehrmonatliche Abwesenheit von der Heimath nicht möglich ist, wie sie z. B. die Annahme des überaus noblen Anerbietens der japanischen Regierung erfordern würde, so dürfte das Comité sich wohl zweifellos für Rom entscheiden.

γα. **Berlin.** Aus Anlaß der Sitzungen des in Berlin tagenden „Institut colonial international" sprach in einer außerordentlichen Sitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer) der Professor des Colonialrechts an der Universität Leiden Dr. P. A. van der Lith über die Rechtsverhältnisse in Niederländisch-Indien. Aus dem Zusammenleben so vielfach verschiedener Elemente auf so mannichfach abgestufter Bildungshöhe hat sich nach den Ausführungen des Vortragenden in Niederländisch-Ostindien ein Complex von Rechtsinteressen herausgebildet, dessen Lösung die Aufgabe der Colonialgesetzgebung und der Verwaltung seit langer Zeit gebildet hat. Die Reformen, denen man Eingang zu verschaffen suchte, konnten jedoch nicht immer und nicht überall zum Durchbruch gelangen. Zwei Rechtssysteme bestehen in dem niederländischen Colonialgebiet: 1. Das Recht, das im Namen der Königin gesprochen wird, und 2. der sogenannte inlandsche Rechtskreis der einheimischen Jurisdiction der Eingeborenen, die von den Häuptlingen geübt wird. Durch die Protectoratsverträge mit die von Seiten der niederländischen Regierung mit den einheimischen Häuptlingen abgeschlossen worden sind, hat die Regierung eine Bürgschaft für ihre erworbenen Rechte. Sie ist in diesen Schutzgebieten von jeher bestrebt gewesen, Mißbräuche im Recht zu beseitigen, die Europäer und Orientalen aus der Jurisdiction der Häuptlinge auszuscheiden und Gerichtshöfe im Rechtsverfahren der Eingeborenen abzustellen, die nach europäischen Begriffen Unrecht sind. In dem Gouvernementsgebiete haben im Laufe der letzten 25 Jahre die einheimischen Richter den von der Regierung mit dem Richteramt betrauten Häuptlingen den Platz geräumt, auch hier gilt für Europäer selbstverständlich ein anderes Recht als für die Eingeborenen, für die naturgemäß der Grundsatz gilt, daß sie nach ihren eigenen Einrichtungen gerichtet werden, daß vornehmlich ihre religiösen Gesetze, Sitten und Gebräuche in Anwendung kommen sollen. Dieser Grundsatz hat sich durchweg als richtig erwiesen; denn nur die in das Bewußtsein eines Volkes aufgenommenen Einrichtungen genießen dessen Achtung und haften; nicht solche, die, anderen socialen Schichtungen und Zuständen entstammend, ihm aufgezwungen werden. Dies zeigt sich stets, wo fremdes Recht zur Reception kommt, selbst da, wo schon hohe Bildung und ausgebildetes Recht existirt, so bei der Reception des römischen Rechts in Deutschland, so bei der Einführung des mosleimischen Rechts in die vom Islam eroberten Gebiete. Das mohammedanische Recht soll in diesen Ländern eigentlich bedingungslos gelten, Volksinstitutionen sollen daneben gar nicht oder nur in seltenen Ausnahmefällen zur Geltung kommen. Doch die Verhältnisse sind in diesen Fällen, also auch in Niederländisch-Ostindien, stets stärker gewesen, als das moslemische Recht. Dieses hat weichen müssen. So herrscht auf Sumatra zum großen Theil unter den Eingeborenen keinesfalls moslemisches Erbrecht. Dort besteht heute noch das Mutterrecht, das sogenannte „Mutterrecht", in voller Kraft, nach dem der Mann nicht zur Familie gehört; während die Mutter mit ihren Kindern zur Familie ihrer Geschwister gerechnet wird, steht der Mann in seiner Familie. Die Güter der Ehegatten sind völlig getrennt und die Geschwister des Vaters erben von ihm, nicht seine Kinder, für die er lediglich über das von ihm selbst durch Arbeit erworbene Gut verfügen kann. Dieses von den Mahammedanern als Gräuel angesehene Mutterrecht konnte trotz blutiger Kämpfe und Niederwerfung von Aufständen im Beginn unsres Jahrhunderts im Sunda-Archipel nicht getilgt werden und besteht auf Sumatra und in den Bergen von Padang heute noch. Die französische Regierung hat für Französisch-Indien schon seit 1819 nach arrêtés des Gouverneurs den Grundsatz durchführen lassen, daß die Eingeborenen nach den Gesetzen ihrer Kaste gerichtet werden sollen, und auch den Anamiten in Cochinchina hat sie 1864 den Bestand ihres einheimischen Rechts bestätigt. Dagegen handelt die Colonialregierung nach dem Rechte der Selbsterhaltung, wenn sie gegen die Anschauungen der Mahammedaner vom „heiligen Kriege" und gegen die Inferiorität vorgeht, die der Moslem den Ungläubigen einräumt, und wenn sie den Satz aufstellt und seine Durchführung sichert, daß der Richter solche religiöse Bräuche nicht anerkennen darf, die den europäischen Anschauungen von Sittlichkeit widerstreiten; besonders wichtig wird dies für das Strafrecht, wo europäische Richter häufiger als in Fragen des Civilrechts eichten. So gilt bei den Dajaks auf Borneo noch die Blutrache, aber nur innerhalb eines bestimmten Termins nach dem Morde; ist dieser Termin überschritten, so müssen die Geschädigten Wehrgeld nehmen. Es besteht dort für alle Körpertheile im einzelnen ein festes Preiscoactant; für Augen gelten 5 bis 6 Reales, für die Stimme 12 Reales als Lösegeld, für alle Körpertheile insgesammt steht der Preis von 86 Reales fest, mit der Maßgabe, daß für Frauen stets

die Hälfte des Wehrgeldes wie für Männer zu zahlen ist, während auf Diebstahl der Tod steht. So kann es geschehen, daß ein malayischer Muttermörder im gegebenen Falle nur das halbe Wehrgeld zu zahlen hat, und drei Malayen, die ein Mädchen getödtet hatten, kamen je mit einem Drittel des halben Wehrgelds davon. Diese Einrichtung erlaubt dem Reichen, der das Wehrgeld zahlen kann, jeden Uebergriff und widerstreebt unserm Rechtsgefühl. In der Praxis steht es auch so, daß dort, wo es die Ruhe, Ordnung und Sicherheit gilt, die europäischen Rechtsgrundsätze des altholländischen und römischen Rechts von jeher in Anwendung gekommen sind. Seit 1848 hat man ein Strafgesetzbuch für die Eingeborenen codificirt, doch ist deren Bestrafung in vielen Fällen heute noch sehr schwierig. Britisch-Indien besitzt gleichfalls eine Codification des Strafrechts in je einem Strafgesetzbuch für Europäer wie für Eingeborene. Auch in Algerien werden seit der Ordonnanz vom 26. September 1842 alle Criminalfälle ohne Rücksicht auf Religion und Nationalität des Angeklagten nach französischem Recht beurtheilt. Das moslemische Recht ist außer Kraft getreten. Nachdem seit 1864 den Anamiten in Cochinchina die Behandlung von Criminalfällen nach einheimischem Recht zugestanden worden war, erwies sich dies im Laufe der Zeit als unthunlich, und der Code pénal mußte alsbald in Anwendung kommen. Seit 1880 besteht der Code pénal mit Rücksicht auf das einheimische Recht dort in Kraft. In den Badanggebirgsländern wandte sich die einheimische Bevölkerung in Sachen der Blutrache oft an die europäischen Behörden, die unter Hinzuziehung der Häuptlinge so das Recht zu finden suchten. Freilich durfte der europäische Vorsitzende eines solchen Gerichts keine Stimme abgeben, selbst wenn die Entscheidung der Häuptlinge seiner Anschauung zuwiderlief. Die für die Eingeborenen geschaffene Codification des Strafrechts hat solchen Zuständen ein Ende gemacht. Allerdings sind die Beweise in dem nach europäischer Art eingeführten Strafverfahren vor diesen aus Häuptlingen mit je einem europäischen Vorsitzenden von der Regierung bestellten Gerichtshöfen oft schwer genug zu beschaffen. So benutzt man die Kräfte der Eingeborenen und fördert deren rechtliche Bildung; indem man ihren religiösen Anschauungen im Rechtsverfahren Geltung verschafft, fördert man zugleich in gutem Sinn die Assimilation, namentlich dadurch, daß man die Eingeborenen nicht auf gleiche Stufe mit den fremden Orientalen stellt. Nur wo die religiösen Anschauungen unsern Gefühlen von Sittlichkeit und Recht widersprechen, werden sie nicht beachtet, sondern bekämpft. Auch im Civilrecht der Eingeborenen, das vom Strafrecht noch nicht getrennt ist, sucht die Regierung Reformen einzuführen. So ist sie gegen die Schuldhaft streng vorgegangen, die den Schuldner und dessen Nachkommen zu Sklaven erniedrigt, und der Krieg gegen die Atjé ist aus dem Widerstreit dieses Stamms gegen die Bestrebungen der Colonialregierung entstanden. Auch auf Java ist heute die Leibeigenschaft schon aufgehoben, ebenso die Pfändungshaft des mittellosen Mannes auf Sumatra, der den Kaufpreis für sein Weib an dessen Sippe nicht hat zahlen können; dabei wurde das Weib selbst, da es nach dortiger Sitte in die Familie des Mannes übertrat, Sklavin. Diese Anschauungen der Eingeborenen boten der Regierung anfangs schwere Hindernisse. Da von einem europäischen Richter Unkenntniß der religiösen Anschauungen und des gesammten Volkslebens zu befürchten ist, so ist eine eigentliche Colonialcarrière von der niederländischen Regierung eingerichtet worden, die den Juristen in weniger verantwortlicher Stellung zuerst die Möglichkeit schafft, Land, Leute und Sitten wie Rechte und Volksanschauungen des genaueren kennen zu lernen. In der Erholung von einheimischen Priesterräthen, die über Ehe- und Erbschaftsstreitigkeiten richten, ist die Regierung wegen der sich doch daraus ergebenden Mißbräuche allzu weit in den Zugeständnissen zu Gunsten des Rechts der Eingeborenen gegangen. Es sollte den Parteien freigestellt werden, das europäische Recht anzurufen. In Algerien hat man durch die Beibehaltung des mohammedanischen Rechts und seiner Formen im Erbrecht neben dem französischen Recht auf anderen Gebieten seit 1892 eine Assimilation der einheimischen Bevölkerung zu befördern gesucht. Der Grundsatz sollte nach der Vortragenden Ansicht zur Durchführung kommen, daß es dem Einzelnen in Gebieten, wo gewisse Theile der Bevölkerung nach ihrer Bildung und ihrer socialen Lage dem heimischen Recht entwachsen sind, freistehen soll, sich dem europäischen Recht, freilich unter einer anerkannten Form, zu unterstellen. Dies ist für gewisse Fälle heute schon in Niederländisch-Indien möglich, auch dem Einzelnen ist schon jetzt in Französisch-Indien diese Möglichkeit geboten. Ueber die Form, in der sich der Einheimische dem europäischen Recht unterwerfen soll und über die Rechtsfolgen solcher Unterwerfung für ihn, seine Gattin und seine Kinder, wie für eine eventuelle Rückkehr unter sein heimisches Recht wird gegenwärtig von einer Commission der niederländischen Regierung ein Entwurf vorbereitet. So erheben sich bei diesen Fragen namentlich da Schwierigkeiten, wo noch Gemeinden mit ländlichem Communalbesitz vorhanden sind, und wo es sich um die Behandlung der eingeborenen Christen handelt, die gegenüber den anderen Eingeborenen gleichsam rechtlos sind, falls zwischen ihnen und ihren nichtchristlichen Dorfgenossen Conflicte entstehen. Die Rechtspflege und die Verwaltung der Colonien muß zunächst ihre Einrichtungen im Anschluß an die Sitte der Eingeborenen treffen und dann dem Einzelnen gestatten, das Recht aufgeben zu dürfen, dem er entwachsen ist. So ist eine Assimilation möglich; so nur kann das Recht in das Bewußtsein der Eingeborenen Eingang finden und sich dort festsetzen. Viele trennende Schranken zwischen Nationen können durch Hinwegräumung der Unkenntniß unter einander wie der gegenseitigen Institutionen schwinden zum Vortheil des Rechts aller Völker. — Nach den Dankesworten des Vorsitzenden an den Redner sprach auch Major Tys, Director der Congo-Eisenbahn und Vorsitzender des „Institut colonial international", der Gesellschaft und dem anwesenden Vorsitzenden der „Deutschen Colonialgesellschaft", Herzog Johann Albrecht, Regenten von Mecklenburg-Schwerin, den Dank für die Förderung der Bestrebungen aus, die das Institut in Deutschland von jeher gefunden hat.

* **Leipzig**, 13. Sept. Heute starb nach kurzer Krankheit in Folge eines Herzschlages der außerordentliche Professur der philosophischen Facultät, Hr. Dr. Wilhelm Pücker. Der Verstorbene, aus der Schule Joh. Gust. Droysens in Jena hervorgegangen, hat sich große Verdienste um die Geschichte Sachsens und Thüringens erworben. Seine früheren Arbeiten betrafen die Zeit des Baseler Concils und die Kritik der Naumburger Annalen. Schon im Jahre 1867 zum außerordentlichen Professor ernannt, war er der älteste Extraordinarius der hiesigen Universität.

* **Jena.** Der Privatdocent Dr. F. Gumprecht ist zum außerordentlichen Professor der gerichtlichen Medicin an der hiesigen Universität ernannt. Er wird Nachfolger des Prof. Leubuscher, der am 1. October die Leitung des Landkrankenhauses in Meiningen übernimmt.

* **London.** Der Redacteur der unionistischen Wochenschrift „Spectator", Richard Holt Hutton, ist am 9. Sept. nach langer Krankheit gestorben. Er galt mit Recht für einen der tüchtigsten Tagesschriftsteller Englands. Seit 1861 hat er dem „Spectator" angehört.

* **Chicago.** Die Eröffnung der Yerkessternwarte, die das größte Fernrohr der Welt besitzt, soll nunmehr bestimmt in der zweiten Hälfte des October stattfinden. Die Feierlichkeiten werden fünf Tage in Anspruch nehmen. Am 21. October soll die förmliche Uebergabe des Instituts durch seinen Stifter, Mr. Yerkes, der augenblicklich in Europa weilt, an die Behörde der hiesigen Universität erfolgen.

* Die Frage, **in wieviel Sprachen die Welt die Bibel übersetzt ist**, hat der Secretär der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, J. G. Watt, kürzlich zu beantworten gesucht. Er hat, wie die „Ref. Kirchztg." mittheilt, eine Liste zusammengestellt, nach welcher bis jetzt die Heilige Schrift in vollständiger Ausgabe in 40 europäischen, 41 asiatischen, 14 afrikanischen, 10 australischen, beziehentlich oceanischen, und 3 amerikanischen Sprachen erschienen ist, insgesammt also in 108 Sprachen. Die Zahl der Uebersetzungen einzelner Theile der Bibel übersteigt diese Zahl um das Vierfache. Während die Bibel noch nie vollständig ins Chinesische übersetzt wurde, sind z. B. in 16 verschiedenen chinesischen Mundarten Uebersetzungen einzelner Schriftheile vorhanden.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band. (5660)
Erste Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.
Zweiter Band.
Erste Hälfte . . . . 6 Mark.
Zweite Hälfte. . . . 8 Mark.
J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Das Jahr (14182)
1848
in Wort und Bild
(Antiquariats-Katalog Nr. 93).
I. TAUSSIG, PRAG.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 16. September. Nummer 208.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Privatmonopole und Communalgründungen in England. Von Wilhelm Berdrow. — „Die Handschrift von Moses und Christus", beleuchtet von Prof. Dr. David Kaufmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Privatmonopole und Communalgründungen in England.

Von Wilhelm Berdrow.

Zwischen den städtischen Behörden von Glasgow und der dortigen Straßenbahn spielte sich vor wenigen Jahren ein interessanter Kampf ab, der auf das Verhältniß, welches in England und Schottland und leider auch vielfach diesseits des Canals zwischen Unternehmerthum und Behörden vorherrscht, ein eigenthümliches Licht wirft. Der Magistrat von Glasgow, welcher gleich vielen städtischen Corporationen in Großbritannien sein Straßenbahnnetz seinerzeit selbst gebaut hatte, unterhandelte mit der Pachtgesellschaft, welche es seit mehreren Jahrzehnten in Betrieb hatte, über eine Erneuerung des Pachtvertrags. Der Magistrat forderte u. a. eine Herabsetzung des Tarifs und eine Verkürzung der Dienstzeit für die Angestellten, die Direction der Tramwaygesellschaft warf beide Forderungen weit weg und stellte der Stadt mit dem Ablauf des Pachtvertrags das ganze Straßenbahnnetz zur Verfügung. Der Magistrat war nicht abgeneigt, es mit dem eigenen Betrieb zu versuchen, da er seine arbeiterfreundlichen und auf den Nutzen des Publicums berechneten Absichten auf andere Weise doch nicht ausführen konnte, aber es fehlte ihm an jedem Betriebsmaterial. Das Netz von 31 Meilen zweigeleisiger Straßenbahn gehörte zwar der Stadt, das rollende Material aber, die Depots, Werkstätten, mehrere tausend Pferde und alle anderen Hülfsmittel waren Eigenthum der Gesellschaft. Das einfachste wäre gewesen, das ganze Betriebsmaterial käuflich zu übernehmen, und die Tramwaydirection bot es der Stadt auch an; als aber letztere die vorsichtige Bedingung stellte, daß die Gesellschaft keine concurrirenden Omnibuslinien anlegen dürfe, wurde auch diese Forderung abgelehnt und das Geschäft zerschlug sich. Nun stand der Magistrat vor der Aufgabe, ohne Uebung und Erfahrung binnen zwei Jahren einen Pferdebahndienst von mindestens 200 Wagen und 3000 Pferden zu schaffen und zu organisiren. Zehn große Depots mußten gebaut, Wagen bestellt, mehrere tausend Pferde gekauft und trainirt, Beamte und Arbeiter geworben und alle Maßregeln unter der offenen Feindschaft einer mächtigen Concurrenzgesellschaft betrieben werden. Mit einem Aufwand von 7 Millionen Mark wurde man allen Anforderungen schnell genug gerecht, da brach in den Ställen eine ansteckende Krankheit aus und am Tage der Betriebsübernahme mußte der Dienst mit der Hälfte der Wagen begonnen werden. Die alte Mannschaft trat hohnlachend von dem Geleisnetz ab, und die Privatgesellschaft, die einen wohlorganisirten Omnibusdienst von 175 Wagen schon wochenlang neben ihrem eigenen Straßenbahnbetrieb unterhalten hatte, glaubte die Stadt in kurzer Zeit überwinden zu können. Aber sie hatte in ihrer Rechnung einen Hauptfactor vergessen, die Gunst des Publicums. Die alte Gesellschaft hatte seit Jahren jeder Tarifernidrigung, jeder Dienstverkürzung, genug jedem Entgegenkommen gegen die Bevölkerung im Vertrauen auf ihr thatsächliches Monopol hartnäckig widerstrebt. Die neue Tramwayverwaltung begann ihren Dienst, indem sie die Tarife um ein Drittel herabsetzte, die vorher 90stündige Arbeitswoche der Kutscher und Conducteure auf 60 Stunden einschränkte, die Löhne erhöhte, zu gewissen Stunden Arbeiterwagen für den halben Fahrpreis einstellte u. dgl. mehr. Die ganze Sympathie der Bevölkerung war auf Seiten der städtischen Corporation, die aus dem Betrieb der Straßenbahn jede Profitrücksicht ausschied und dieselbe lediglich im Sinne einer gemeinnützigen Anstalt verwaltete. Der Verkehr auf den Linien der Straßenbahn hob sich von 57 auf 86 Millionen Passagiere in einem Jahre und die Corporation hätte glänzende Geschäfte machen können, wenn sie nicht ihrem Princip treu geblieben wäre, die Straßenbahn nur als ein Mittel zur Verkehrserleichterung der Bewohner anzusehen. Trotzdem und obwohl z. B. die Benutzung der Wagen zu Reclamezwecken, wie sie auf der Berliner Stadt- und Ringbahn sogar der Staat nicht unter seiner Würde hält, von vornherein abgelehnt wurde, erzielt die Glasgower Straßenbahn glänzende Abschreibungen und Zinsen und konnte schon im zweiten Betriebsjahr 180,000 M. an die Stadtcasse abführen, um die Hälfte mehr, als früher die Pachtsumme der Tramwaygesellschaft betrug.

Das hier flüchtig skizzirte Beispiel[1]) ist typisch für das ganze Verhältniß der meisten britischen Privatgesellschaften zur Befriedigung communaler Bedürfnisse gegenüber den Bürgern und den Behörden. Ob es sich um die Lieferung von Gas, Wasser oder Elektricität, um den Betrieb von Straßenbahnen, Markthallen oder irgend einem andern Zweig jener Veranstaltungen handelt, die unter guter Verwaltung im besten Sinn gemeinnützig genannt werden können — hier findet man fast überall ein unumschränktes Monopol in der Hand weniger Capitalisten und eine förmliche Gewaltherrschaft gegenüber dem Publicum. Gestützt auf ihre Privilegien aus einer Zeit, da man an eine wirthschaftliche Selbstverwaltung der Städte in technischen Dingen noch nicht dachte, terrorisiren diese Actiengesellschaften sowohl ihre Angestellten wie die Bürgerschaft in erstaunlichem Grade, und nur der in England wie auch in Amerika geübten, hochgepriesenen „Freiheit" des Individuums, die meistentheils auf die Freiheit des Großen, den Kleinen zu unterdrücken, hinausläuft, ist es zu verdanken, daß die Dinge jahrzehntelang gehen konnten, wie sie gingen. Erst in den letzten Jahren hat sich in allen britischen Städten ein starker Zug nach Selbstverwaltung in den technischen Zweigen der Beleuchtung, Wasserversorgung, des Verkehrs u. s. w. geltend gemacht, dem nicht

[1]) Gleich den meisten weiterhin behandelten Thatsachen dem Werke von C. Huga: „Städteverwaltung und Municipalsocialismus in England", Stuttgart, J. H. W. Dietz, entnommen.

wenige der Gesellschoften, die den Ausbeutungsproceß am unverschämtesten betrieben, zum Opfer gefallen sind. Freilich haben viele von ihnen, die von den städtischen Behörden aus ihren Rechten und ihrem Besitzstand ausgekauft werden mußten, dieses Opfer nicht ungern gebracht, denn nicht selten fuhren sie dabei besser, als wenn sie ihren Betrieb fortgesetzt hätten. So närrisch und widerspruchsvoll ist in dieser Beziehung die englische Gesetzgebung und so ängstlich wird das Bestreben, den Privatbesitz in allen seinen Rechten zu schützen, gewahrt, daß nicht selten die ungeheuerlichsten Forderungen der Privatgesellschaften für den Verkauf ihrer Anlagen noch einen gnädigen Richter fanden. So mußte z. B. Glasgow, wo die Selbstverwaltung auf allen Zweigen große Fortschritte gemacht hat, bei der Uebernahme der Gaswerke das frühere Actiencapital, welches die Herstellungskosten bei weitem überstieg, den Actionären durch eine dauernde Rente von 9 Procent abkaufen, und als man einige Jahre später, um diese drückende Last los zu werden, sich über eine Capitalsabfindung in städtischen Obligationen einigte, mußten für die Goswerke, die bei der Uebernahme vielleicht 6 Millionen Mark werth waren, volle 20 Millionen in Schuldscheinen geopfert werden. Nicht viel anders erging es beim Ankauf der privaten Gasanstalten der Bürgerschaft von Birmingham, Leeds und vielen anderen Städten und trotzdem sind dieselben heute durchweg im Stand, das Gas billiger zu verkaufen und ihre Arbeiter besser zu bezahlen, als es die privaten Gaswerke früher thaten und, wo sie am Ruder sind, noch heute thun. Als Bradford, welches unter der Herrschaft seiner privaten Wassergesellschaft niemals Wasser genug gehabt hatte, nach vergeblichen Versuchen, die Werke für einen erschwinglichen Preis zu übernehmen, beim Porlament ein Gesetz beantragte, welches die Stadt berechtigen sollte, selbst Pumpwerke anzulegen, spann die Gesellschaft die einzelnen Stadträthe in ein solches Netz von Chicanen und Processen ein, daß dieselben aus bloßer Angst in den unverschämtesten Kaufpreis einwilligten und die schon reichlich verwässerten Actien zum doppelten Curswerth übernahmen. Die Forderungen solcher Actiengesellschaften müssen schon von einer ganz extremen Unverfrorenheit sein, wenn die städtischen Behörden darauf rechnen wollen, bei einem etwaigen Proceß Berücksichtigung zu finden. So geschah es z. B., als 1892 der Londoner Grafschaftsrath, dem gesetzlich das Recht zusteht, die Straßenbahnen nach 21 Jahren zurückzukaufen, gegenüber der renitenten Londoner Straßenbahngesellschaft dieses Recht zum erstenmal in Ausübung brachte. Die Gesellschaft besitzt nur ein Netz von 4½ Meilen Länge, welches nach den durchschnittlichen Herstellungskosten der englischen Straßenbahnen mit 1¼ bis 1½ Millionen Mark zu Buch stehen dürfte. Die Gesellschaft forderte frank und frei 12 Millionen, eine so lächerliche Zumuthung, daß sich der Grafschaftsrath ohne weitere Debatten an das Handelsministerium mit der Bitte um einen Schiedsrichter wandte. Derselbe setzte den Kaufpreis auf wenig mehr als den neunten Theil der schamlosen Forderung fest; die in ihren tiefsten Gefühlen gekränkte Gesellschaft lief zwar den ganzen Weg der gerichtlichen Entscheidungen bis zum Oberhaus durch, aber für diesesmal ohne Erfolg. Wenn auch mehrere Gerichte ihre Forderung bestätigten, so wagte das Haus der edlen Lords, das schon so oft zum Vortheil des Capitals dem gesunden Menschenverstand ins Gesicht geschlagen hatte, es diesmal doch nicht, eine so weitgehende Forderung zu billigen. Der Grafschaftsrath erhielt Recht, erwarb die Straßenbahn für 1,300,000 M. und verpachtete sie dann unter bedeutend strengeren Bedingungen, namentlich was die bessere Behandlung der Angestellten betraf, an dieselbe Gesellschaft zurück. In einem ähnlichen Kampf lagen die Kirchspielbehörden der einzelnen Londoner Stadttheile und neuerdings der ihnen allen übergeordnete Grafschaftsrath ohne Aufhören mit den Directianen der mächtigen Londoner Wasserwerke. Da die letzteren jede Concurrenz unter einander beizeiten beseitigt haben und die Wasserlieferung in ihren einzelnen Gebieten unumschränkt beherrschen, so beuten sie das Publicum rücksichtslos aus, verbinden mit einer schlechten und unzureichenden Wasserlieferung einen so hohen Tarif und setzen allen nothwendigen Verbesserungen der Werke einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß als das einzige Mittel, bessere Verhältnisse zu schoffen, seit langer Zeit die Auskaufung der Gesellschoften und die Regelung der Londoner Wasserversorgung durch die Behörden betrachtet wird. Die Gesellschaften sind auch bereit, ihre Werke, die ohnehin nicht viel taugen und über kurz oder lang jedenfalls durch eine großartige Quellwasserleitung ersetzt werden müssen, sich abkaufen zu lassen. Da aber der Uebergang der Wasserwerke an die Stadt wieder nur durch ein besonderes Gesetz ermöglicht werden kann und die Wassergesellschaften im englischen Parlament weit mehr Einfluß besitzen, als die Londoner Behörden, so haben die ersteren ihre Forderungen danach eingerichtet und verlangen als Kaufpreis nicht allein den gegenwärtigen Curswerth der Actien, der den wirklichen Werth um das 2½fache übersteigt, sondern auch noch eine Extra-Entschädigung von 400 Millionen Mark, welche dazu dienen sollen, alle früher gezahlten Dividenden nachträglich auf die neuerdings erreichte Höhe von 10 Proc. abzurunden. Das war selbst für den parlamentarischen Ausschuß, der darüber Bericht zu erstatten hatte, zu viel, aber sein entrüstetes Gutachten wurde vom Unterhaus mit großer Gelassenheit entgegengenommen, und dem Grafschaftsrath wird schließlich doch nichts weiter übrig bleiben, als sich in Güte mit den Londoner Wasserlords zu einigen und ihnen, wenn nicht die ganzen, so doch den größten Theil ihrer Forderungen zu bewilligen.

Nur einzelne erfreuliche Lichtblicke energischer Gegenwehr gibt es in diesem trüben Bilde industrieller Gewaltherrschaften. Als vor längerer Zeit eine der vorgenannten Londoner Wassergesellschaften, nicht zufrieden mit ihrem eigenen Profit, die Actien der Richmonder Wasserwerke angekauft hatte und gleich darauf eine Erhöhung des Wasserpreises auf das Doppelte der üblichen Taxe vornahm, brach ein Sturm der Entrüstung in der ganzen Stadt los. Die Behörde wandte sich nach einem vergeblichen Versuch, das ganze Wasserwerk anzukaufen, an das Parlament und erhielt die Erlaubniß, eigene Pumpen und Röhren anzulegen. Es wurde sofort mit den Arbeiten begonnen und alle Versuche der Londoner Gesellschoft, dieselben durch Processe und Drohungen aufzuhalten, konnten glücklich abgewiesen werden. Zuletzt griff die Gesellschait, um den Bürgern und Behörden Verlegenheiten zu bereiten, zu einem ganz gemeinen Gewaltstreich, indem sie plötzlich ihre Wasserlieferung einstellte und einen Theil ihres eigenen Röhrennetzes zerstörte. Da von der städtischen Leitung erst ein Theil fertig war, so kamen die Bewohner vorübergehend in arge Verlegenheit, aber unter dem Vorsitz eines eigenen Comités wurde mit Hülfe von Hydranten und Wasserkarren ein unentgeltlicher Wasserdienst organisirt, bis es den Behörden gelungen war, die ganze Stadt mit eigenen Leitungen zu versehen. Die Wasserwerke der Vauxhall-Gesellschaft sind aus Richmond so gut wie verschwunden, und die Stadt erfreut sich gleich allen anderen, die das Gebiet der Wasserversorgung in eigene Verwaltung übernommen haben, physisch und wirthschaftlich gesünderer Verhältnisse als bisher. Leider ist ein so glänzender Sieg des bürgerlichen Gemeinsinns über die capitalistische Ausbeutung in England nur ausnahmsweise zu verzeichnen.

Digitized by Google

In so drückenden und kleinlichen Verhältnissen sich alle die angedeuteten Unternehmungen bewegen, soweit sie sich in Privatbesitz befinden, so großartig zeigt sich allenthalben der englische Unternehmungsgeist und der Gemeinsinn der dortigen Bevölkerung, sobald einmal die Fesseln des Privatmonopols abgestreift sind. Am schlimmsten steht es in ersterwähnter Hinsicht in London aus, wo sowohl die Gas- und Wasserwerke als die Straßenbahngesellschaften sich einer schmachvollen Ausbeutung des Publicums befleißigen, und wo 6 Millionen Menschen, zersplittert freilich in hundert krähwinklige Kirchspiele und Einzelgemeinden, nicht den Muth und die Mittel finden, diese Herrschaft einiger Dutzend Millionäre abzuschütteln. Am großartigsten zeigt sich dagegen die letztere Erscheinung in den Wasserwerken der großen englischen und schottischen Provinzstädte, die zu den kühnsten technischen Unternehmungen der Neuzeit gehören. So hatte Glasgow schon vor 40 Jahren den Muth, den 34 Meilen entfernten See Loch-Katrine abzudämmen und über 27 Aquäducte und durch 70 Tunnels der Stadt zuzuleiten, wo heute 850,000 Menschen sich der Wohlthat des reinsten und noch immer in Hülle und Fülle zu Gebot stehenden Trinkwassers erfreuen. In ähnlicher Weise haben Liverpool einen 77 und Manchester einen 96 Meilen entfernten See durch kühne Dämme aufgestaut und über Berge und Thäler in das Leitungsnetz ihrer Straßen gezwungen. Für die Wasserwerke von Birmingham werden jetzt zwei Flüsse in Wales abgedämmt und mit Kosten von 75 Millionen Mark 80 Meilen weit fortgeleitet. Auch Aberdeen und Dundee haben ihre Sammelbecken in 20 bis 25 Meilen weit entlegenen Gebirgen. — Eine ähnliche Unternehmungslust bezeugen die englischen Stadtverwaltungen in der Anlage von Elektricitätswerken, deren Bau glücklicherweise erst zu einer Zeit aufkam, als man es verlernt hatte, sich, durch unsinnige Contracte gebunden, auf Jahrzehnte hinaus einigen rücksichtslosen Privatunternehmern zu überantworten. Nicht nur sind städtische Elektricitätswerke in vielen, selbst kleineren Orten Englands und Schottlands mit Erfolg im Betrieb, sondern es werden auch bei ihrer Anlage gern die neuesten Erfolge der Technik verwerthet. Im Londoner Kirchspiel St. Pancras hat man mit Erfolg die früher mit vielen Kosten beseitigten Haus- und Küchenabfälle zur Heizung der Dampfkessel für den Betrieb des Elektricitätswerkes verwendet, und nachdem mehrere andere Gemeinden diesem Beispiel gefolgt waren, hat neuerdings die Kirchspielbehörde von Shareditch die Kehrichtverbrennung im umfangreichsten Maßstab durchgeführt. Um die ganze im Kehricht enthaltene Heizkraft praktisch auszunutzen, hat man hier das Elektricitätswerk mit den öffentlichen Bädern und Waschhäusern vereinigt und betreibt die ganze Anlage erfolgreich durch die Heizgase der großen Oefen, in denen der städtische Kehricht verbrannt und damit auf die hygienisch richtigste Weise beseitigt wird.

Auf so erfreulichen Bildern bleibt leider der Blick bei der Durchmusterung der communalen Verhältnisse im britischen Königreich nicht lange hängen. Man braucht nur kurz die Frage der Arbeiterwohnungen in den großen Städten zu streifen, um sofort wieder den unerquicklichen englischen Rechtszustand vor Augen zu haben, der eine Besserung unerträglicher Verhältnisse für die Massen wohl herbeiführen möchte, aber beileibe nur unter der ängstlichsten Schonung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse der höheren Schichten, mögen es auch gerade die Erwerbsverhältnisse Einzelner sein, welche das zu bekämpfende Uebel verschuldet haben. So gab schon das Arbeiterwohnungsgesetz von 1875 den Gemeinden das Recht, die schlimmsten Seuchenherde der großen Städte, wo oft Tausende von Menschen ohne Licht und Luft hinlebten oder vielmehr starben, zwangsweise niederzureißen, um für eine bessere Bebauung Platz zu machen, aber die übertriebene Sorge für den Besitz brachte es meistens dahin, daß den ruchlosen Vermiethern dieser menschenunwürdigen Höhlen aus ihrer Beseitigung mehr Vortheil erwuchs, als denen, für die man sorgen wollte. Viele Städte, die von diesem Gesetz Gebrauch machten, mußten den zu säubernden Baden unter fabelhaften Entschädigungssummen an die Hausbesitzer, welche durch die schamlose Ueberfüllung ihrer Höhlen die ungesunden Zustände herbeigerufen hatten, und an die Schnapswirthe, welche das Elend der Bewohner nach Kräften steigern halfen, erkaufen und ihn dann bedingungslos an dieselben Eigenthümer zurückgeben, die nun dasselbe Spiel von neuem beginnen konnten. Indem die verseuchten Massenquartiere beim Ankauf nicht nach ihrem wahren Werth, sondern nach dem Sündenlohn, den sie ihren Besitzern eingetragen hatten, abgeschätzt wurden, wurde geradezu eine Prämie auf die Schöpfung dieser unsanitären Quartiere gesetzt, abgesehen davon, daß man die Mengen, die aus den abgebrochenen Häusern weichen mußten, vielfach nur in neue ähnliche Quartiere trieb und so das Elend, anstatt es zu beseitigen, nur verpflanzte.[1]) Nur in seltenen Ausnahmefällen haben sich städtische Behörden mit der kostspieligen und undankbaren Aufgabe befaßt, den Baden dieser geräumten „Slums“ selbst zu bebauen, und auch dann nur, um einzusehen, daß die Schaffung gesunder Arbeiterquartiere in großem Maßstabe ein Problem ist, welches die Kraft communaler Verwaltungen übersteigt. Durch zwangsweise Eingriffe in die wenn auch nach so anfechtbaren Rechte Einzelner aber die Vorbedingungen zu schaffen, unter denen allein die private Unternehmungskraft billige und gesunde Arbeiterwohnungen herstellen kann, d. h. vor allen Dingen wohlfeilen Grund und Baden, dazu ist der englische Respect vor dem Geldbeutel einstweilen noch zu groß. — Bessere Erfolge haben einzelne Gemeinden in dem Bestreben gehabt, billige Quartiere für die Aermsten unter den Armen zu schaffen, d. h. für die große Classe derer, deren Verhältnisse eine regelrechte, wenn auch nur wochenweise Miethung selbst des elendesten Wohngelasses nicht mehr erlaubt, sondern die es darauf ankommen lassen, ob ihnen der Zufall bis zum Abend einige Pfennige zuwirft, um für eine Nacht einen Platz in einem jener schrecklichen Obdachhäuser zu bezahlen, die zu den dunkelsten Stellen im Leben der englischen Städte gehören. Glasgow, wo die Unsauberkeit und Unsittlichkeit der privaten Massenquartiere schon vor einem Menschenalter die äußerste Höhe erreicht hatten, hat seit 1870 sieben große städtische Logierhäuser gebaut, in denen ein jeder für 3 bis 4 Penny täglich saubere Unterkunft und Gelegenheit, sich selbst sowie seine Kleider zu waschen, für sich zu kochen oder gegen geringen Entgelt sich speisen zu lassen, erhält. Daß selbst diese Anstalten sich noch mit beinahe 5½ Proc. verzinsen, ist ein Beweis dafür, daß man noch mehr zur Erleichterung des Looses dieser Armen thun könnte. Einen Schritt dazu bedeutet das in Glasgow im vorigen Jahr eröffnete städtische Logierhaus für solche Familien, in denen entweder der Vater oder die Mutter fehlen und der übrig bleibende Theil, in der Fabrik oder auf dem Bauplatz beschäftigt, die verwaisten Kinder während des ganzen Tages ohne jede Aufsicht oder nicht selten in der verderblichsten Umgebung zurücklassen muß. Für 6 bis 8 Shilling wird hier ein Zimmer mit Ausstattung, Beleuchtung und Heizung, wird gemeinsame Gelegenheit zum Kochen, Waschen und Baden geboten, werden die Kinder während des Tages gespeist, beaufsichtigt und von Pflegerinnen beschäftigt, genug wird den halbverwaisten und gleichzeitig armen Familien eben jene Hülfe und Pflege geboten, an deren Mangel

[1]) Das neue Arbeiterwohnungsgesetz von 1890 schreibt allerdings die anderweitige Unterbringung der obdachlos Gewordenen in gesundere Quartiere ausdrücklich vor.

Alten und Kinder so oft zu Grunde gehen. Aehnliche Einrichtungen, besonders der ersteren Gattung, haben sehr viele englische Städte; leider die wenigsten verwalten sie nach den humanitären Prinzipien der kleinen, aber durch ihre gesammten communalen Einrichtungen hervorragenden Stadt Huddersfield, wo aus dem Betrieb der Logierhäuser durchaus kein Vortheil gezogen, vielmehr jeder Ueberschuß zur Verbesserung ihrer Einrichtungen verwandt wird.

Wie mittelalterliche Ruinen ragen in die Verwaltung der englischen Städte gewisse alte Marktgerechtsame hinein, die, nach Gunst oder Verdienst einzelnen Personen im Mittelalter verliehen, noch heute im Besitz einzelner oder gewisser Körperschaften sind, ohne einen anderen Zweck, als denen, die nichts für sie thun, die Taschen zu füllen und die Errichtung zeitgemäßer Markthallen oder Wochenmärkte in weitem Umkreis zu verhindern. Nur der Curiosität halber sei des noch heute bestehenden Covent-Garden-Marktes in London gedacht, der dem Earl von Bedford 1661 von Karl II. verliehen wurde und den Rechtsnachfolgern desselben heute eine Jahreseinnahme von schätzungsweise ½ Million Mark einbringt, natürlich ohne jede Gegenleistung. Selbst die Straßensäuberung liegt nicht den Besitzern des Marktrechtes, sondern den Steuerzahlern des Kirchspiels Strand ob. Mehrere über die Stadt vertheilte Obst- und Gemüsebörsen würden wahrscheinlich dem Londoner Engrosverkehr in diesen Artikeln, der sich Morgen für Morgen am Covent-Garden-Markt abspielt, besser dienen, aber die Privilegien des Geldsacks sind in England bei weitem die heiligsten.

Im übrigen ist, wo solche Rücksichten außer Frage bleiben, nicht zu leugnen, daß das Prinzip, die Communalverwaltung auch auf Gebiete auszudehnen, die stets das unbestrittene Privilegium privater Unternehmungslust waren, in den englischen und schottischen Städten sich mächtig Bahn bricht. So hat Manchester zu mehrerenmalen dem Versuch einer großen englischen Gesellschaft, deren Thätigkeit die Versorgung größerer Städte mit hydraulischer Kraft ist, auch diese Stadt in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen, mit Erfolg Widerstand geleistet, um schließlich diesen Industriezweig im Anschluß an die städtische Wasserversorgung selbst einzuführen und zu verwalten. Diese Vertheilung von Druckwasser besonders an Fabriken und Geschäftshäuser trat in Manchester 1894 in Wirksamkeit, und im nächsten Jahre wurde auch in Glasgow ein ähnliches System hydrantischer Kraftvertheilung, von der Stadt eingerichtet und verwaltet, in Betrieb gesetzt. Städtische Straßen- und Dampfbahnen sind, wie erwähnt, in vielen englischen Städten im Betrieb, aber auch an größeren Aufgaben haben sich dieselben finanziell und der Verwaltung nach mit Erfolg betheiligt. Manchester ist im Besitz von 20 Millionen Mark Actien des großen Seecanals, der die Handelsschiffe aller Weltmeere bis in seine Mauern bringt. In Birmingham betreibt der Magistrat Schanklocale, um dem Mißbrauch entgegen zu wirken, der von vielen Wirthen mit ihrer Concession betrieben wird. Andere Stadtverwaltungen legen für eigene Rechnung Hotels, Reconvalescentenhäuser u. dgl. an; kurz allenthalben zeigen sich lebhafte Bestrebungen, vielerlei Thätigkeitszweige, die früher ausschließlich der privaten Unternehmungslust überlassen waren, mit Nutzen in den Rahmen der städtischen Betriebe einzuführen, Bestrebungen, von denen auch manche deutsche Städte schon deutliche Spuren erkennen lassen.

„Die Handschrift von Moses und Christus".[1])

beleuchtet von Prof. Dr. David Kaufmann.

Die „systematische" Betriebsamkeit des Palästinaforschers von Crefeld hat einen weiteren Vorstoß ins hohe Alterthum gewagt. Wenn es im gleichen Tempo weiter geht, werden wir bald am Anfang aller Dinge und damit am Ende der „Palästinafunde" angelangt sein. Nr. 1 hatte uns das 104. Blatt aus dem Register des Thorschreibers von Jerusalem aus dem Jahre 27 gebracht, in dem auch der Name Jesu unter den Passanten verzeichnet sein sollte. Diesmal werden wir gar mit Jesu eigener Handschrift beschenkt, die aber an Bedeutung und Auffälligkeit sofort dadurch verliert, daß wir sogar mit einem Autograph von Moses bekannt gemacht werden. Die nächste Ueberraschung kann nunmehr nur das notariell beglaubigte Testament des Erzvaters Jakob oder die Cessionsurkunde Esau's in Betreff der Primogenitur, wenn nicht gar der gegen Kain erlassene Steckbrief sein. Zu den Ringen Salomo's und des jungen David bis zum Trauring Eva's ist für den kühnen Erfinder nur ein Schritt. Heute erkennt er in dem Beschreibstoff seiner auf Moses zurückgehenden Urkunde die Haut eines Wasserthiers, des Nilpferdes; die nächste Erleuchtung wird ihn ein Stück vom Fell der Tiâmat, des Vorweltsdrachen, oder ein Stück Schlangenpergament vom Leviathan erkennen lassen.

Der Pfarrer a. D. Bruesselbach, der jetzt bereits den Muth gefunden hat, auf Nr. 2 der Palästinafunde sich uns als Herausgeber vorzustellen, während er auf Nr. 1 nur in hebräischen Hieroglyphen seinen Namen scheu verhüllte, ist, wie er selbst von sich versichert, sehr kritisch angelegt. Er ist von der Echtheit seiner Schätze so tief durchdrungen, daß er vor den höchsten Preisnotirungen nicht zurückschreckt und selbst das Licht der Kritik so wenig fürchtet, daß er ihr seine Funde in Phototypien unter die Nase legt. Aegyptologen und Numismatiker sind dazu eingeladen, den unbezahlbaren Genuß für vier Mark sich zu bereiten, den die Vergleichung der Vorlagen mit den unwiderstehlich arbeitenden Deutungen unsres systematischen Forschers unfehlbar verschaffen muß. Der Scharfsinn, mit dem der Räthselrather in den Federzeichnungen seiner Nilpferdhaut „ein nacktes Judenkind, Mädchen, am Melken einer Kuh" oder gar „zwei spärlich bekleidete Israeliten, Vater und Sohn" und in einem dritten Bild den Fuß einer Pyramide mit einem Hahn darauf erkennt, „der vielleicht die Aussicht bedeutet", könnte einen Trappisten zum Herausplatzen bewegen. Die Entdeckung von Moses' eigenhändigem Alphabet, in dem jeder Buchstabe die Form zeigen soll, welche der Bedeutung seines Namens im Hebräischen entspricht, ist aber vollends geeignet, eine Nilpferdhaut zum Lächeln zu bringen. Der Sinn, den die so gottesjämmerlich gequälten Hieroglyphen ergeben haben, lohnt aber die an die Entdeckung gewendete Mühe in gebührendem Maß. „Ihr Schmachten bei der Pracht der Bedrücker nach Freiheit ist voll, ihr grauenvolles Irrsal schreit (zu dir, o Gott)." Wahrer Unsinn will, wie wahre Poesie, ohne Commentar genossen sein.

Wenn es gelingt, mit dem Fetzen eines Wasserthierfelles die gesammte hebräische Epigraphik über den Haufen zu rennen, so wird ein Stück Bronze vollends dazu genügen, die Ergebnisse der palästinensischen Numismatik zu zertrümmern. Wir sind mit einem Schlag in den Stand gesetzt, die hohe Kunst der Münzenprägung im alten Israel an dieser Bronze aus der Zeit des Königs David zu be-

---

[1]) sowie von Josua, David, Salomo, Jason, Simon und einigen Jüngern mit 19 Nummern Phototypie herausgegeben von Bruesselbach, Pfarrer a. D. Palästinafunde Nr. 2. Crefeld. G. A. Hohns. Gr. 80.

wundern, für die der artige Preis von 30,000 Mark gefordert wird. Eine fromme Münze das, die auf dem Avers mit der Inschrift uns anherrscht: „Erschrecket, büßet, die stark sind im Trug". Der Psalmendichter ist sich also auch auf den Legenden seiner Königsthaler treu geblieben. Die Phototypie der psalmistischen Rückseite wird erst Nr. 3 der Palästinafunde bringen. Den Revers werden wir jetzt bereits zu schauen gewürdigt. Er zeigt „die Krone Davids mit Stirnband". Aber der Stempelschneider muß ein Schalk gewesen sein, da er zu dem Emblem, in dem unserm Pfarrer a. D. die Krone Davids zu errathen beschieden war, das Bildniß eines Instruments verwerthet hat, das seinen modernen Ursprung so wenig verleugnen kann wie — das Konterfei Napoleons III. auf den moabitischen Alterthümern traurigen Angedenkens. Aber unser Numismatiker führt noch andere Ueberraschungen im Tornister, von denen kein Eckhel und kein Madden geträumt hat, Siegelringe des jungen David und seines Sohnes Salomo. „Die Siegelringe jüdischer Könige zu lesen", bemerkt der Entdecker mit der ihm eigenen kostbaren Simplicität, „ist äußerst schwierig." Aber er, der es fertig bringt, aus arabischen Texten hebräische Urkunden herauszulesen und in Hieroglyphen das Alphabet Moses' hineinzusehen, findet sich auch in Strichelchen zurecht, in denen kein menschliches Auge auch nur die Absicht eines Buchstaben vermuthen kann, um mit dem begeisterten Ausruf vor seinen eigenen Gesichten ins Knie zu sinken: „So sind diese Ringe wahre Wunder der Gravirkunst."

Aber die wahren Wunder erwarten uns erst auf dem eigensten Gebiete des mit einem wahren Röntgenorgan für das Nichtvorhandene behafteten Epigraphikers auf dem Felde der hebräischen Handschriftendeutung. Hören wir ihn selber, wie er seine Jesuhandschrift beschreibt. „Das Manuscript ist ein kleines Quartblatt, das auf beiden Seiten beschrieben ist. Die Schrift ist fast ganz verblaßt, zum großen Theil auch ganz verschwunden, so daß an ein Lesen und Uebersetzen derselben nicht mehr zu denken ist." Wie in aller Welt, sollte man denken, soll aus verblaßten und verschwundenen Schriftzügen überhaupt noch etwas sich herauslesen und vollends die Behauptung sich schöpfen lassen, daß sie von Jesus herrühren! Aber im selben Athem werden wir eines anderen belehrt. „Nur so viel, fährt unser Seher fort, ist noch zu erkennen, daß es das Gebet eines von allen Seiten verfolgten und bedrängten Herzens in aramäischer Sprache ist." Es ist uns auch vergönnt, das ehrwürdige Schriftstück in Phototypie zu schauen. Wohl ist das ausgehobene Stück viel zu klein, um etwas Entscheidendes über den Inhalt auszusagen, aber dieser angebliche Schriftzug Jesu, dessen Buchstabenformen bis in das vierte vorchristliche Jahrhundert zurückgehen sollen, hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem nach links gewendeten Ductus so vieler aus Aegypten stammender Fragmente, daß man über die Provenienz des Stückes keinen Augenblick im Zweifel sein kann. Da, wo die angeblich hebräischen Stoßseufzer den Tiefsinn ergeben sollen: „und dazu noch ein Brandmal wie ein Befleckter, in Sanftmuth unter . . ." ergibt sich denn auch der eindringenderen Betrachtung unter der hebräischen Umschrift ein arabisches Original, das niemals Palästina angehört hat und mehr als ein Jahrtausend nach der Zeit entstanden sein dürfte, in die es der Scharfblick seines stolzen Besitzers verlegt hat.

Um uns aber nicht mit Unsicherem zu entlassen und am Ende seiner Entdeckungen den Leser nicht ohne den Schlüssel dieser merkwürdigen Erfindsamkeit der Pein zu überantworten, hat unser Alterthumskundiger noch eine Ueberraschung für den Schluß uns aufbewahrt, die uns über die wissenschaftliche Qualification des Entdeckers völlig ins Klare setzt. Wir haben ihn das Kunststück zuwege bringen sehen, in eine aus einer jüdischen Gemeinde Aegyptens stammende Namensliste von — Ostermehlkäufern das Register des Thorschreibers von Jerusalem mit der Eintragung von Namen wie Jesus und Sejan Hillel der Weise und Graf Schez hineinzulesen, arabische Vor- und Familiennamen und Maßbezeichnungen als hebräische Vermerke eines Jerusalemer Beamten aus dem Jahre 27 auszusprechen; aber dieses erheiternde Mißgeschick vermochte als Opfer eines Mißverständnisses noch Gnade und Entschuldigung zu finden. Man konnte auf mildernde Umstände plaidiren und sagen: So übersetzt dieser Palästinaforscher Hebräisch, wenn es — Arabisch ist. Wie steht es aber mit seiner hebräischen Sprachkenntniß, wenn er echtem, unzweifelhaftem Hebräisch gegenübergestellt wird? Sein guter Stern hat es bewirkt, daß er nicht ohne gründliche und entscheidende Antwort auf diese Frage von uns scheiden sollte. Ohne Hülfe der Phototypie, beim Lichte, das aus den Lacunen seiner Uebersetzung auf seine Wissenschaft fällt, hat er sich selber das Urtheil gesprochen.

Nr. 18, belehrt uns der Schluß, ist die genau facsimilirte Unterschrift des Ismajahu, eines sonst nicht bekannten Jüngers. Er muß wohl Vorbeter gewesen sein. Sein zweiseitiges Manuscript, eine Art Gebetsordnung, ist aus Bibelstellen zusammengesetzt, aber mit vielen Abkürzungen und wahrscheinlich in geheimer Gematria abgefaßt. Seite 2 beginnt z. B.: „Und man versammelt sich. Aus Könige. Und es schickte der König Salomo hin und ließ holen den Hiram von Zor. Das Manuscript ist von 30 Stiletstichen durchbohrt, die auf der Innenseite blutig sind, ein Zeichen, daß der Besitzer mit seinem Blatt auf dem Herzen erdolcht worden ist. Dies mag wohl der Grund gewesen sein, daß ein anderer Jünger dieses Blatt an sich genommen hat. Er hat ein Blatt angeklebt und darauf geschrieben."

Ich will zunächst dem Leser die Gemüthsruhe zurückgeben, die für den vollen Genuß der Heiterkeit vonnöthen ist, die ihn erwartet. Es ist niemand erdolcht worden und keinerlei Blut geflossen. Die Dolchstiche sind die vom Schreiber des Blattes mit den Eisenspitzen seines Linirapparates eingestochenen Punkte, das Blut ist Mennig; nicht auf einem Menschenherzen, sondern auf einem Schreibpult sind diese papierenen Wunden geschlagen worden. Es war kein Jünger, weder ein bekannter, noch ein unbekannter, der dieses Blatt beschrieb, er braucht ebensowenig ein Vorbeter gewesen zu sein, als es eine Gebetordnung war, die er aufzeichnete. Nach dem einen Satz an der Spitze von Seite 2 hätte jedes im Synagogenritual bewanderte Schulkind dem Entdecker von Moses' Handschrift sagen können, daß es sich hier um ein Verzeichniß der Prophetenabschnitte zu den einzelnen Wochenabschnitten handle. Er hätte dann auch sofort sehen müssen, daß seine Uebersetzung: „Und man versammelt sich" lächerlich ist, da die Stelle nur den Wochenabschnitt bezeichnet, der Exodus c. 35 mit den Worten anhebt: Und Moses versammelte, und im Lectionar der Synagogen mit dem Abschnitt 1. Reg. 7, 13—26 als Haftara verbunden ist.

Diese Erleuchtung hätte ihn aber auch vor dem Unfall bewahrt, den Inhalt des angeklebten Blattes in einer Uebersetzung wiederzugeben, die sicherlich die Krone von allem darstellt, was jemals der Verrath von unberufenen Uebersetzern an ihren Opfern verübt hat. Das unglückliche Blatt soll den folgenden, tropfenweise „mit Wehmuth und Begriff" zu genießenden Herzenserguß enthalten:

„Erwartung: Erwartung aus Jesajah. Juble, Unfruchtbare, die nicht gebiert, nachdem Gott von deiner Begnadigung gesprochen, und es geschieht, daß du dazu kommst. Aus Jesajah. Mache dich auf, werde Licht, denn der Zeuge ist gekommen. Ich, Gott des Schreckens, will Orakel geben, ihr Vorsteher. Aus Jesajah. Freude will

ich erwecken an Gott gar viel durch den Heiland, merket auf. Schließlich, wenn das Heil der Bekehrung Israels nach seinem Straucheln ist, so kommt auch dieser Segen durch Jesus, den Schmerzensmann, nachdem gestorben Jesus, der Zeuge für jeden, der theil daran hat."

Dieser Gallimatthias, dem noch das Zeugniß angehängt wird, alles, auch die abweichende Schreibung des Namens Jesu weise darauf hin, „daß der Verfasser dieser Zeilen Paulus ist", löst sich auf die leichteste und natürlichste Weise von der Welt in den folgenden Text auf:

Wochenabschnitt	Prophetenabschnitt
Deut. 21, 10 ff.	Jes. 54, 1—10.
Deut. 26, 1 ff.	Jes. 60, 1—22.
Deut. 29, 1 ff.	Jes. 61, 10—62, 9.
Deut. 31, 1 ff.	Hosea 14, 2—10.
Deut. 33, 1 ff.	Josua 1—10.

Man würde keck einen Preis darauf haben aussetzen können, eine unglaublichere Verdrehung des einfachen Sachverhalts hätte die kühnste und angestrengteste Phantasie nicht zu erringen vermocht. Aber wenn er schon den synagogalen Gebrauch, der sein Räthsel löst, nicht gekannt hat, vor der Versündigung und sträflichem Versehen an den Bibelstellen hätte jede Concordanz den Pfarrer a. D. bewahren müssen. Das Wörtchen „bis" hätte sich dann nicht in den „Zeugen" verwandelt, der die Berufenheit unsres Entdeckers brandmarkt, der „Gott des Schreckens", eine Blasphemie gegen Religion und Grammatik, wäre nach Jes. 60, 22 der Gott, der es eilend ausrichten — nicht Orakel geben — wird zu seiner Zeit. Es wären dann aber auch Anfänge von Wochenabschnitten, erste und letzte Worte von Prophetenstücken nicht zu einem ärgerlichen Ganzen zusammengeschweißt worden, zu dem sie so wenig geeignet sind, wie ein Jahrmarktverzeichniß zu einer Elegie, oder ein Wohnungsanzeiger zu einer Tragödie. Dann wäre ihm aber auch die Schande erspart geblieben, aus den Worten: „Im Dodekapropheten: Kehre zurück, Israel (Hosea 14, 2) bis: . . werden darüber straucheln (16, 10) und: Dies ist der Segen (Name des Wochenabschnitts). In Josua 1: Und es geschah nach dem Tode Josua's bis: wohin du auch gehen mögest (16, 9)" den lästerlichen Unsinn zusammenzuleimen, der vor „Jesus, dem Schmerzensmann", nicht zurückschrickt und für die Verwirrung eines entdeckungslüsternen ABC-Schützen einem Paulus die Verantwortung zuschieben möchte.

„Zum Schluß," erklärt der glückliche Entdecker, „kann ich nicht umhin, der göttlichen Vorsehung auch hier meinen wärmsten Dank auszusprechen, daß sie gerade mich, der ich bei den Menschen nicht eben sehr beliebt bin, gewürdigt hat, solch wichtige Dinge in meinen Händen zu leiten." Paul de Lagarde würde von solchem Deutsch, das diesmal ein Pfarrer a. D. geschrieben hat, vielleicht gesagt haben, daß es selber ein Palästinismus sei.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Clemens Köpper: Englisches Reallexikon (mit Ausschluß Amerika's) unter Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Böddeker (Stettin), Prof. Dr. Franz Jos. Wertheyen (Tarnowitz), Oberlehrer Dr. Karl Becker (Elberfeld), Oberlehrer Dr. Gustav Krüger (Berlin), Oberlehrer Johannes Leiteritz (Stettin). Leipzig, E. Gebhardt u. Willisch 1897. — Ein englisches Reallexikon oder Sachwörterbuch nach dem Muster der deutschen Reallexika für das griechische, römische und deutsche Alterthum gehört unzweifelhaft schon längst ebenso zu den wünschenswerthesten Bereicherungen der Literatur, wie ein französisches und italienisches Lexikon. Ganz richtig bemerkt der Verfasser des uns gegenwärtig vorliegenden Werkes: „Man macht sich von den englischen Verhältnissen in Deutschland vielfach verkehrte Vorstellungen. Mancher Deutsche, dessen Fuß England nur flüchtig betreten hat, fühlt sich von vielen Dingen, die ihm zunächst in die Augen fallen, von manchen Eigenthümlichkeiten englischen Wesens unangenehm berührt. Die englische Abgeschlossenheit und ‚Zugeknöpftheit', das englische Mißtrauen gegen alles Fremde setzt dem Forschungseifer eines solchen Reisenden außerdem gewisse, nicht leicht abzuschreibbare Schranken. Und doch sind der englische und der deutsche Geist nahe verwandt, die englischen und deutschen Sitten und Gebräuche in vielfacher Beziehung ähnlich oder identisch." Es ist sehr zutreffend, wenn Hr. Dr. L. Wiese sagt: „Wer England nicht kennt, dem fehlt die Kenntniß der eigenthümlichsten und schärfsten Ausprägungen des germanischen Geistes." Ich kann mich dieser Auffassung, welche in dem vorliegenden ersten Halbbande des englischen Reallexikons durch große Sachkenntniß gestützt wird, und nach jeder Richtung hin auf Grund eines mehrjährigen persönlichen Verkehrs in den verschiedensten Schichten der englischen Gesellschaft vollkommen anschließen. Einzelne Artikel dieses neuen Werkes über England sind voll erschöpfender Sachkenntniß und in knapper, klarer, sprachlicher Form abgefaßt; beispielsweise der Artikel über den englischen Ackerbau, ferner der Artikel: Bill, in den verschiedensten Bedeutungen des Wortes von Gesetz, Rechnung u. s. w.; des ferneren die knappe, aber durchaus erschöpfende Darstellung über Bestand und Geschichte der englischen Clubhäuser; auch die kleineren Artikel, wie die über die englischen Nationalspiele, die Bank von England u. a. m., sind vortrefflich. Dagegen hätte ich dem Artikel: „Constitution" eine eingehendere Darstellung des Gegenstandes gewünscht. Weniger vollständig und empfehlenswerth erscheint merkwürdigerweise das Körper'sche Werk für die Aufklärungen über englische Literatur. So fehlt beispielsweise ein Artikel über Lord Francis Bacon, den großen Philosophen und Naturforscher, obgleich die Nachwirkung seiner Lehren doch bis in unsre eigene Zeit reicht; ferner ein Artikel über Thomas Carlyle, Englands vielleicht originellsten Denker im neunzehnten Jahrhundert; ebenso vermisse ich den Namen Lord Byron vollkommen, obgleich gerade jetzt dieser nach Shakespeare unzweifelhaft größte englische Dichter in seinem Vaterlande eine neue literarische Auferstehung feiert. Gewiß wird der Verfasser des Werkes Sorge tragen, diese Lücke so bald wie möglich auszufüllen. Sie ist ohnedies durch die viel verbreiteten Werke über englische Literaturgeschichte leicht zu ergänzen. Im ganzen kann ich das Werk als ein im hohen Grade schätzenswerthes, an überraschenden Auskünften reiches Buch empfehlen. Auch die Verlagsbuchhandlung hat durch die wahrhaft treffliche Ausstattung und den spaltenden, die Augen erfreuenden Druck alles ihr nur mögliche für eine weite Verbreitung des Werkes gethan. λ.

n. Das von Prof. Rein herausgegebene „Encyklopädische Handwörterbuch der Pädagogik" (Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne), dessen in diesem Blatt schon wiederholt gedacht wurde, rechtfertigt in seinem weiteren Fortgang durchaus das Vertrauen, das ihm entgegengebendhe wurde, und die Anerkennung, die es schon in Deutschland und weit darüber hinaus gefunden hat. Die im Lauf des abschlossenen Jahres erschienenen Bände (III 1, III 2, IV 1) bringen eine bald erschöpfende, bald anregende Orientirung über eine Fülle sehr wichtiger Fragen; überall wird dabei ebenso die historische Entwicklung und die ihr zugewandte gelehrte Forschung beachtet, als das Interesse der lebendigen Gegenwart befriedigt. Besondere schätzbar ist es, daß es dem Herausgeber gelang, für die Behandlung der wichtigsten Fragen eben diejenigen Männer und Frauen zu gewinnen, welche an der Spitze der Zeitbewegung stehen und deren Urtheil daher, soweit es in diesen Dingen möglich ist, eine autoritative Bedeutung hat. So berichtet z. B. H. Schiller über Gymnasialpädagogik und über lateinischen Unterricht, G. Richter über Gymnasialseminare, G. Weadt über das Gymnasium, Paulsen über Humanismus und Realismus, Th. Ziegler über Idealismus, Fr. Naumann über „Kirche und Volksbildung", Frau Gnand-Kühne über „Culturfortschritt und Frauenbewegung", Gymnasialdirector Dr. Eitner über Jugendspiele. Bisweilen erweitern sich die Artikel zu werthvollen Monographien, so z. B. der Artikel von O. Baumgarten über Herder, so die Zusammenstellung der Literatur der Philosophie Herbarts und seiner Schule von Flügel und die der Herbartischen pädagogischen Schule von A. Rude. Man darf mit Sicherheit hoffen, daß die vereinte und geschickt geleitete Arbeit so vieler tüchtiger Kräfte einen großen Einfluß nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf den thatsächlichen Stand des Erziehungs- und Unterrichtswesens ausüben wird.

Digitized by Google

E-m. Bei J. J. Weber in Leipzig erschienen als Separatausgabe der „Meisterholzschnitte“ 12 Zeichnungen Sascha Schneiders. Man kann zwar nicht behaupten, daß diese ungemein archäologischen, allzu derb auf den Effect ausgehenden Arbeiten die Ehre verdienen, eigens herausgegeben zu werden; aber der Publication bleibt in anderer Hinsicht ein großer Werth. Die Reproductionsverfahren sind technisch so vollkommen, wie nur möglich. In der Geschichte des nicht selbständig schaffenden Holzschnittes werden Blätter wie der ewige Jude später einmal genannt werden, wegen der außerordentlichen Zartheit. Daß bei einem Reproductionsverfahren, wo die Photographie mitgeholfen hat, die Treue der Wiedergabe sehr groß ist, braucht nicht eigens gesagt zu werden.

* Für das Jahr 1900 hat die philosophische Facultät der Universität Göttingen aus der Benecke'schen Preisstiftung folgende Aufgabe gestellt: „Der Einfluß Gerlach Adolphs v. Münchhausen auf die Hebung des geistigen Lebens in Hannover. Leibniz hatte in Hannover vielfache Anregungen hinterlassen. Diese Ansätze entwickelten sich kräftig und allseitig während der langen Wirksamkeit Münchhausens. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er den Wissenschaften zu, zumeist der Geschichte und Jurisprudenz, der Rechtspflege und der Verwaltung des Landes; die Gründung und Pflege der Universität in Göttingen ist nur ein Glied der langen Kette. Abgesehen von verschiedenen Aufsätzen Frensdorffs, hat bisher nur die Gründung der Universität in Göttingen eingehende Darstellung gefunden. Gewünscht wird jetzt eine allseitige Darstellung der Verdienste Münchhausens um die Hebung des geistigen Lebens in Hannover, auf Grund des reichen Stoffes, der sich hauptsächlich in Hannover und in der Göttinger Bibliothek erhalten hat.“ — Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis zum 31. August 1899, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, an uns einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Zettel, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung, innen Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatt der Arbeit muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls sie nicht preiswürdig befunden wird. Der erste Preis beträgt 3400 M., der zweite 680 M. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 11. März 1900, dem Geburtstag des Stifters, in öffentlicher Sitzung der philosophischen Facultät zu Göttingen. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigenthum ihrer Verfasser.

* Die Herausgabe der „Politik“ von Heinrich v. Treitschke ist gesichert und mit der Drucklegung des Werkes schon begonnen. Treitschke hat seit den sechziger Jahren in jedem Winterhalbjahr Vorlesungen über Politik gehalten. Er selbst hatte die Absicht, an die Ausarbeitung und Veröffentlichung dieser Vorlesungen zu gehen, sobald seine „Deutsche Geschichte“ bis zum Jahre 1848 gediehen war. Die Herausgabe der „Politik“ kann nur auf Grund von stenographischen Nachschriften erfolgen, die in den einzelnen Halbjahren stark von einander abweichen. Die Familie hatte deshalb, wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ erfährt, erst Bedenken gegen eine Veröffentlichung, hat sich aber jetzt zur Veröffentlichung entschlossen, obgleich namhafte Geschichtsforscher sich dagegen ausgesprochen haben. Die Herausgabe ist dem Dr. Max Cornicelius übertragen worden.

* Eine eingehende Geschichte der Universität Petersburg seit ihrer vor 75 Jahren erfolgten Begründung wird nächstens die Presse verlassen. Herausgeberin des Werkes ist die Universität, die auch die Absicht hat, ein die Biographien sämmtlicher Professoren der Universität umfassendes Album zu veröffentlichen.

Dr. J. G. Dürkheim i. d. Pfalz. Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Der letzte Tag, Dienstag, der 7. Sept., begann für Section I—II schon um 7½ Uhr zur Erledigung des Restes ihres Programms. Von 8½ Uhr folgte die gemeinschaftliche Sectionssitzung (I—IV). Hier waren in der Hauptsache noch zwei Fragen zu erledigen. Die erste betraf die Angelegenheit des Denkmalsausschusses, worüber Architekt Wallé (Berlin) wie seit Jahren ein eingehendes Referat erstattete, in etlichen Thesen gipfelnd, die den Wunsch nach einer allgemeinen staatlichen Regelung dieser Dinge, wofür eine vorbereitende Commission einzusetzen wäre, aussprechen; ihr Ziel müßte sein möglichst wirksamer Schutz aller vorhandenen werthvolleren Monumente, und zwar unter möglichster Belassung an ihrem historischen und gegenwärtigen Ort. Das Nähere wird im Corr.-Blatt zu lesen sein. Nach weiteren Vorträgen von Hauptmann z. D. Hoffmann aus Jouy-les-Arches in Lothringen, der für die Bedürfnisse des Vereins ein Wort einlegt, und vom Prof. Dr. Mehlis werden die Thesen Wallé's angenommen.

Nun ein kurzes Referat von Dr. Mehlis über zwei andere Fragen: „Welche Mittel sind gesetzlich gestattet zur Hintanhaltung der Verbringung von Landesalterthümern ins Ausland?“ und „Welche Methode empfiehlt sich bei Aufdeckung von historischen Denkmälern zum Zweck ihrer Erhaltung“, die im wesentlichen der vorgeschlagenen Resolution zugewiesen wurden. Schriftlich wurde eingesendet ein Referat von Dr. Bühring (Neustadt) über die „Ergebnisse der Sammelforschung über den Rennsteig“, worüber auf das Corr.-Blatt zu verweisen ist, wo die weitere Erledigung beider Angelegenheiten erfolgen soll. Darauf erfolgte die Berichterstattung über die zweite Hauptsitzungsangelegenheit aller vier Sectionen, die Grundkartenfrage, von Prof. Dr. v. Thudichum. Hier wurde zunächst darüber berichtet, was bisher geschehen ist, und zwar durch Karten veranschaulicht. Zunächst sehen wir in Angriff genommen oder für diesen Angriff gesichert einmal das Gebiet des oberen Neckar, das theils von n. Thudicham selbst bearbeitet, theils vom Verein für Geschichte des Oberrheins in Angriff genommen ist; zweitens die Wetterau mit vorliegenden Theilen von Hessen-Nassau durch Verwilligung der Mittel von der hessischen Regierung. In Mecklenburg ist die Hauptsache durch die energische Anregung von Archivrath Dr. Grotefend schon geschehen. Von der Mark Brandenburg sind wesentliche Theile durch Prof. Brechers und Geh. Rath Reuters Verdienst bearbeitet und ist hier der Zusammenhang mit Mecklenburg hergestellt. Die Provinz Schleswig-Holstein hat die Mittel verwilligt und die Arbeit theilweise schon in Angriff genommen. Nur Hamburg verhält sich für sein kleines Gebiet bisher ablehnend. Hessen hat v. Thudichum 500 M. verwilligt für Herstellung von zwei Sectionen; auch in Bayern sind Mittel verwilligt von den Vereinen in München wie von Würzburg (je 500 M.). Den größten Fortschritt aber bedeutet der Beschluß der historischen Commission von Sachsen, es für das ganze Land zu machen. Hier wird die Arbeit durch die Geographen (und Mathematiker) besorgt. Endlich ist noch vom Verein für elsaß-lothringische Geschichte die Fretigung für Lothringen beschlossen, von der Regierung für Elsaß-Lothringen die Bedeutung der Sache wenigstens anerkannt. Seine für den Augenblick dringendsten Wünsche faßt v. Thudichum in drei Anträge zusammen, die nach einem kurzen Hinweis auf die nationale Bedeutung der Sache von der Versammlung angenommen wurden. Dieselben lauten: 1. Allen historischen Vereinen zu empfehlen, für die beschleunigte Herstellung der Grundkarten 1 : 100,000 thätig zu werden. 2. Den Wunsch auszusprechen, daß die noch fehlenden Blätter der deutschen Generalstabskarte bis zum Schluß des Jahrhunderts alle hergestellt sein möchten. 3. Den Wunsch auszusprechen, daß die historischen und Alterthums-Vereine der Rheinpfalz, der preußischen Rheinprovinz, des Elsasses und von Birkenfeld sich mit dem historischen Vereine für Lothringen zur Erreichung ihrer Ziele in Verbindung setzen nach dem Vorbild des Geschichtsvereins vom Bodensee, worin Baden, Württemberg, Oesterreich und die Schweiz betheiligt sind.

Nach kurzer Delegirtenversammlung, wo dem Rechner Decharge ertheilt wird und Archivrath Dr. Wailes um mehr Abonnements auf das Corr.-Blatt bittet, folgt nach einer Pause von ½ Stunde um 10 Uhr die 3. Hauptversammlung des Gesammtvereins. In dieser wird zunächst über die Verhandlungen der I.—II. Section von Rector Dr. Obernkirchen (Speyer), der den Vorsitz geführt hat, berichtet. Danach wurde am ersten Tag (Sonntag) wesentlich nur die Mardellenfrage von Sanitätsrath Dr. Florschütz (Wiesbaden) behandelt, ein wissenschaftlich sicheres Ergebniß, aber bei der Seltenheit dieser prähistorischen Zeugnisse noch nicht als sicher angenommen. Die Sitzung am Montag fand im Local der Sammlungen des Vereins statt und diente im wesentlichen zu einer Erläuterung der von Professor Dr. Mehlis aufgestellten Sätze 7—10, deren Inhalt ist: „Wann erscheint die Topfornamentik zuerst auf rheinischer Keramik? Welches sind die Kriterien für die drei Perioden der rheinisch-römischen Keramik?“ In welcher Verwendung erscheinen Bossenquadern in rheinisch-römischen Bauwerken und welches sind die Kriterien für Bauwerke der ersten und zweiten gothischen Bauperiode im Mittelrheinland?“ Weitere wurde in dieser Sitzung über „Prähistorische Kochapparate“ von Dr. Bischoff (Dürkheim) referirt, die Frage aber auch hier noch als eine offene behandelt. Sodann kam noch der Antrag von Sanitätsrath Dr. Florschütz (Wiesbaden) zur Verhandlung, für die Mardellen zur Unterscheidung der verschiedenen Typen genauere Begriffsbestim-

Digitized by Google

mungen einzuführen, jedoch wurde auch auf diesen Antrag bis zu genaueren Untersuchungen zu verzichten beschlossen. Endlich heute Dienstag, von 7½ Uhr ab, kam in Erledigung der Antrag (11) von dem Vorsteher des Provinzialmuseums in Posen, Dr. Schwartz: „Welche Grundsätze sollen für die Ordnung von Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer maßgebend sein?" Hier wurde empfohlen, für kleinere Sammlungen der historischen Anordnung, dagegen für alle halbwegs größeren entschieden der geographischen den Vorzug zu geben, schon wegen des Reizes für die Bewohner der Umgegend, auch ihre Privatschätze solchen Museen anzuvertrauen, wo sie hernach von den Bekannten gelesen und betrachtet werden können. Weitere Gegenstände betreffen Wünsche von Dr. Mehlis, daß zur Gewinnung von allgemeineren Resultaten in der Richtung seiner Anfragen doch die bestehenden Vereine Verzeichnisse ihrer vorhandenen Zahlzeichen einander mittheilen möchten, und endlich wurde eingehender über die Bedeutung des Kreuzes (bei den Steinmetzzeichen) gesprochen, worüber insbesondere Rector Dr. Ohlenschlager einige Beiträge gab.

Es folgte das Referat über die Ergebnisse der Section III—IV von Archivrath Dr. Jacobs, worüber wir auf das bereits Gesagte verweisen können. Ein sich daran anschließender Antrag von Archivrath Dr. Brümmer, die historischen Commissionen zur Anfertigung von Werken über Landeskunde zum Zweck des Unterrichts in der Schule aufzufordern, fand den Beifall der Versammlung.

Ueber die gemeinsame Section I—IV berichtet kurz Archivrath Dr. Bailleu; dann Schluß der Versammlung nach den üblichen Danksagungen für Leitung des Ganzen wie der Sectionen und vor allem dem Ortsausschuß für seine Mühewaltung, und endlich Abschiedsausflug nach Neustadt a. H. mit der Maxburg.

* **Tübingen**, 15. Sept. Die schon seit längerer Zeit erörterte Frage der Besetzung der neu errichteten Stelle eines sechsten Professors an der evang.-theol. Facultät scheint nun, wie der „Schwäb. Merkur" meldet, der endgültigen Lösung entgegenzugehen. Der hiesige dritte Stadtpfarrer Gustav Gruß, früherer Repetent im hiesigen Stift, ist für die Stelle in Aussicht genommen.

* **Straßburg.** Wie man der „Frkf. Ztg." berichtet, ist die kürzlich von einem Straßburger Blatte gebrachte auffallende Notiz, daß an der hiesigen Universität nach einem Beschluß des akademischen Senats bis auf weiteres keine außerordentlichen Professoren mehr ernannt werden sollen, in dieser Form vollständig unrichtig. In den Extraordinariaten, die mit bestimmten Lehraufträgen und mit Gehalt ausgestattet sind, ist — wie sich für jeden Kenner der Universitätsverhältnisse eigentlich von selbst versteht — keinerlei Veränderung eingetreten oder beabsichtigt. Ebenso wird es als unrichtig bezeichnet, daß über die Ernennung von außerordentlichen Professoren ohne Gehalt und ohne Lehrauftrag, bei der es sich also um eine bloße Titelverleihung handelt, von der Universität oder von der Regierung, von der die Ernennung ausgeht, schon irgendwelche Beschlüsse gefaßt worden seien. Richtig scheint nur so viel zu sein, daß innerhalb der Universitätskreise in der letzten Zeit lebhafter als sonst die Frage erörtert worden ist, ob hinsichtlich dieser Ernennungen von unbesoldeten Extraordinarien nicht eine Aenderung bei der Regierung angeregt werden solle, denn es kommt für unsre Hochschule als besonders wichtiger Gesichtspunkt in Betracht, daß diese unbesoldeten Extraordinarien nach der hiesigen Universitätsverfassung alle Rechte der besoldeten und mit Lehraufträgen ausgestatteten Extraordinarien erhalten müssen, während an den übrigen Universitäten, namentlich in Preußen, der bloße Professorentitel an der rechtlichen Stellung eines Privatdocenten nichts ändert. Ob nun in der nächsten Zeit wirklich diese Frage über das Stadium der bloßen Erwägungen hinausgelangt oder nicht, ist völlig ungewiß, da offenbar an der Universität selbst die Meinungen hierüber sehr verschieden sind.

* **Jena.** Unter dem Namen Thüringische historische Commission hat sich eine freie Vereinigung der historischen Vereine der thüringischen Staaten und Archivare zu gemeinsamer Arbeit zusammengethan. Durch Zusammenfassung aller in Thüringen vorhandenen Kräfte soll eine Reihe allgemeiner historischer Aufgaben gelöst werden. Nach dem Arbeitsprogramm wird geplant die Inventarisirung der Archive der Gemeinden, Stiftungen, Corporationen und Privaten, die Veröffentlichung der thüringischen Stadtrechte, die Ausgabe der Landtagsacten, Lehns- und Ertragsregister und der Weisthümer, die Herstellung eines Verzeichnisses thüringischer Wüstungen und einer Wüstungskarte, die Herstellung eines historisch-geographischen Ortslexikons unter Feststellung der Orthographie der Ortsnamen, die Feststellung thüringischer Straßenzüge, die Herstellung eines Verzeichnisses der Burgen und Befestigungen, sowie der fließenden Gewässer in historischer Beleuchtung, die Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen der Feste, Spiele, Trachten, Bauten, Mundarten, Volkslieder, Volksmedicin u. s. w., die Sammlung prähistorischer Forschungen. Die wichtigste Aufgabe ist zunächst die Herausgabe eines codex juris municipalis Thuringiae, der bereits in Angriff genommen ist; auch eine Reihe von Archiven ist schon ganz oder theilweise inventarisirt. Die Veröffentlichungen sollen zunächst vorzugsweise Materialiensammlungen sein. Die Unterstützung der Commission sollen auch darstellende Werke zur Geschichte der Verfassung, der Verwaltung und der socialen Wirthschaftsgeschichte Thüringens finden. Die Commission veröffentlicht ihre Arbeiten in der „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde". Die Geschäfte werden durch eine von dem Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde ernannte Commission von vier Mitgliedern und je einen Vertreter der dem Verband beigetretenen Vereine geführt. Derzeitiger Vorsitzender ist der Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Jena, Dr. E. Rosenthal, Secretär der bekannte Herausgeber des großen thüringischen Regestenwerkes, Dr. Otto Dobenecker. Das ganze Arbeitsgebiet ist in Hauptpflegschaften und Pflegschaften zerlegt worden.

* **Duftuck.** Am 12. d. M. starb auf einer Reise in der Schweiz der derzeitige Rector der hiesigen Universität und Dirigent der Universitätsaugenklinik Prof. Dr. Rudolf Berlin. Er hatte seine Studien insbesondere unter Gräfe in Berlin gemacht und leitete zunächst in Stuttgart eine von ihm errichtete Privataugenheilanstalt, später zugleich als Professor der vergleichenden Augenheilkunde an der dortigen thierärztlichen Hochschule beschäftigt. Im Jahre 1889 nach Rostock berufen, begründete er hier die neue Augenklinik, deren Leitung er im Herbst 1891 übernahm. Er war auch der Begründer der seit 1882 erscheinenden „Zeitschrift für vergleichende Augenheilkunde".

* **Halle**, 14. Sept. In Winterstein im Gothaischen starb gestern der frühere Professor der Anatomie an der hiesigen Universität Hermann Welcker. Mit ihm ist einer der Begründer der modernen mikroskopischen Anatomie dahingeschieden. Seine zahlreichen literarischen Veröffentlichungen behandelten vor allem die normale mikroskopische Anatomie, die Technik der Mikroskopie, die Physiologie, die Anthropologie und Ethnologie; aber auch rein philologische Studien (über die deutschen Moadarten im Liede, den deutschen Volksreim u. a. m.) liegen von ihm vor. Welcker ist der Erfinder des Mikrotoms und eines mikroskopischen Messapparats.

* **Berlin**, 14. Sept. Der Docent an der Technischen Hochschule, Professor Osmalo Flamm, ist zum etatsmäßigen Professor an dieser Anstalt ernannt worden.

* **Wien**, 15. Sept. Zur Ueberbringung des von der hiesigen Universität dem König Oskar II. von Schweden verliehenen Diploms eines Ehrendoctors hat sich heute die Promotionscommissina, bestehend aus dem Rector Prof. Dr. Leo Reinisch, dem Decan der philosophischen Facultät, Hofrath Dr. Alfons Huber, und dem Promotor Hofrath Dr. Joseph Karabacek, nach Stockholm begeben. In der Begründung der Promotion heißt es, König Oskar sei ein hervorragender Dichter, ferner ein bedeutender Mathematiker und Orientalist. Ueberdies habe er das Verdienst, daß er bedeutende mathematische, astronomische, geographische und semitische Werke hervorragender Gelehrter auf seine eigenen Kosten habe erscheinen lassen und schließlich die wissenschaftlichen Expeditionen nach den arktischen Regionen in jedem Sinne gefördert habe.

* **Graz.** Dr. Cuny, Privatdocent der classischen Philologie an der Universität Straßburg, ist als außerordentlicher Professor an die hiesige Universität berufen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Max Kretzer: Furcht vor dem Heim und andere Novellen. Berliner Geschichten. Leipzig, A. Schumann. — Emma Merk: Chiemsee-Novellen. Ebd. — Friedrich Jacobsen: Sturm, Schauspiel in 4 Aufzügen. Ebd. — Altconservativ. Versuch einer Zusammenstellung und Begründung altconservativer Forderungen. Berlin, Imberg u. Lesson 1897. — Ethische Cultur. Wochenschrift für socialethische Reformen, begründet von Georg v. Gizycki, hggb. v. Dr. R. Penzig u. Dr. M. Kronenberg. V. Jahrg. Nr. 33—35. Berlin, Richard Bieber 1897. — Deutsche Juristenzeitung, hggb. v. Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein, Dr. H. Staub. II. Jahrg. Nr. 17. Berlin, Otto Liebmann 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 17. September. Nummer 209.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Zahl im Kriege. I. — Ein schweizerisches „Volksschauspiel". Von Alfred Bertschen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Zahl im Kriege. *)

I.

S. L. Die Statistik gehört in der Regel nicht zu den Dingen, welche absonderlich anregen. Jeder, der aus Beruf oder Neigung sich in das unermeßliche Meer der Zahlen, die das Material zu statistischen Thatsachen abgeben, vertieft hat, weiß, wie viel Fleiß und Mühe es kostet, aus dem Chaos von Ziffern sich conrrete Vorstellungen herauszuformen, die dürre Haide mit Bildern zu beleben. Seit einiger Zeit aber hat eine Methode mehrfach Anwendung gefunden, die zwar nicht neu, indeß in diesem Umfange und in dieser Vielgestaltigkeit niemals geübt worden ist. Es ist damit die graphische Methode gemeint, das Anagramm in allen möglichen sinnreichen Anwendungen, monochrom und mehrfarbig, in Linien und Flächen, bildlichen Darstellungen und Tabellenform — unerschöpflich an praktischen Tricks, welche den complicirtesten Zahlenwirrwarr zu freundlichen Bildern anordnen. Es entspricht diese Methode durchaus dem modernen Bedürfnisse des Anschauungsunterrichts, der alles, selbst das Abstracte, in greifbare Umrisse legt, und dem nichts zu unfaßbar und schlüpfrig ist, um es nicht in die zweidimensionale Welt des Flächenanagramms zwängen zu können.

Vielen unsrer Leser dürften die in den letzten Jahren in dem untenstehenden Verlage erschienenen handlichen Taschenatlanten des Professors A. L. Hickmann bekannt sein, denen es gelungen ist, alle Scheu vor statistischen Studien zu bannen. Nun ist in demselben Verlage ein weiteres derartiges Werk erschienen, von dem gesagt werden kann, daß es durchweg neu und originell, in Anlage und Ausführung vorzüglich, in Bezug auf das verarbeitete Material weit ausgreifend ist. Dieses Werk betitelt sich „Die Zahl im Kriege" und entrollt in zahlreichen farbigen Diagrammen ein ebenso interessantes als anregendes Bild aller ziffermäßigen Factoren der Kriegsgeschichte. Man kann in dem stattlichen Bande stundenlang blättern, ohne zu ermüden. Jede Tafel gibt Aufschlüsse in Hülle und Fülle, die auf herkömmlichem Wege nur durch eifriges Studium kriegsgeschichtlicher Werke zu erlangen waren. Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Laie sich derartigen Studien unterzieht. Dazu kommt, daß die graphische Methode die gewonnenen concreten Vorstellungen dem Gedächtnisse einprägt, das sie der unplastischen Zahl zu neuer Art körperlicher Form verhilft, und das derjenige, der sich mit diesen Dingen beschäftigt, auf jede sich gestellte Frage sofort Auskunft erhält. Als kriegsgeschichtliches Handbuch wird O. Berndts „Die Zahl im Kriege" sicherlich die ihm gebührende Verbreitung finden, da dieses Werk in nuce das enthält, was in den großen Specialwerken sicher unübersehbar aufgestapelt ist.

Die Bilder der graphischen Statistik wieder in Zahlen umsetzen — wie es hier die Besprechung des fraglichen Werkes erfordert — heißt eigentlich so viel, als den Leser aus dem heiteren Gefilde des Anschauungsunterrichts in die dürre Steppe der nackten Thatsachen zurückführen. Immerhin wird dieser Gang nicht zwecklos sein, wenn man gewisse Kunstgriffe anwendet, um dem Leser das Dargebotene auch ohne Vermittlung des farbigen Diagramms schmackhaft zu machen.

Das Berndt'sche Werk gliedert sich in zwei Theile, deren erster 84 farbige Tafeln mit kurzem erläuternden Texte umfaßt, während der zweite Theil einen umfangreicheren textlichen Commentar zu dem Ganzen bietet. Der erste Theil zerfällt des weiteren in die Abschnitte: Krieg und Frieden im 19. Jahrhundert; Stärkeverhältniß der Armeen in den bedeutendsten Feldzügen des 19. Jahrhunderts; Stärkeverhältniß und Verluste in den wichtigsten Schlachten und Gefechten; dann Festungsbelagerungen und -Einschließungen; schließlich ein Abschnitt über „Raum und Zeit", d. h. Ermittelungen, welche Räume die Armeen im Verlaufe des Feldzugs, bezw. eines Operationsabschnitts, durchmessen mußten und wie viel Zeit sie dazu brauchten. Diesem Abschnitt sind 15 farbige Karten beigegeben, welche die wichtigsten Kriegsschauplätze in den Kämpfen des laufenden Jahrhunderts umfassen.

Eine vergleichende Zusammenstellung ergibt zunächst ein übersichtliches Bild der Kriegs- und Friedensjahre der Militärstaaten Europa's seit 1800, beziehungsweise seit Erlangung ihrer Selbständigkeit. Darnach wäre die Türkei derjenige Staat, welcher die meisten Kriegsjahre aufweist, nämlich 37 (gegen 59 Friedensjahre). Es folgen dann der Reihe nach: Spanien mit 31 Kriegsjahren (65 Friedensjahren), Frankreich 27 (69), Rußland 24 (72), Italien 23 (73), England 21 (75), Oesterreich-Ungarn 17 (79), Niederlande 14 (82), Deutschland (exclusive Preußen) 13 (83), Preußen 12 (84), Portugal 12 (84), Schweden 10 (86), Dänemark 9 (87) u. s. w. . . . „Die Schwankungen der kriegerischen Spannung" in Europa im 19. Jahrhundert ergeben eine Curve, welche in den ersten 15 Jahren (Napoleon) die höchsten Werthe erreicht, dann zu einem Minimum herabsinkt (1816—1840), sodann jedoch wieder etwas ansteigt, in der Gegenwart jedoch ganz abfällt. Kriegsfreie Zeitabschnitte sind: 1816—1818; 1841—1847; 1879—1881; 1886—1896.

Wenden wir uns speciell zu Oesterreich-Ungarn, so ergibt sich, daß es seit dem Jahre 1495 (bis wohin zuverlässige Angaben zurückreichen) bis zur Gegenwart 227 Kriegsjahre und 173 Friedensjahre zählt. Während dieser vier Jahrhunderte hat Oesterreich gegen äußere

*) Die Zahl im Kriege. Statistische Daten aus der neueren Kriegsgeschichte in graphischer Darstellung von Otto Berndt, k. u. k. Hauptmann im Generalstabscorps. Wien 1897, Verlag von G. Freytag u. Berndt. (174 S. Text in Großoctav, 84 farbige Tafeln und eine Uebersichtskarte. — Ohne Preisangabe.)

Digitized by Google

Feinde 63 Kriege geführt, und zwar gegen Frankreich 22 (85 Feldzugsjahre), mit 92 Schlachten, 106 Gefechten, in welchen die Oesterreicher 110 mal, die Franzosen 88 mal siegten; gegen Italien 10 (26 Feldzugsjahre) mit 22 Schlachten und Gefechten, darunter 16 siegreichen; gegen die Türkei 9 (69 Feldzugsjahre), mit 22 Schlachten, 25 Treffen, 147 Gefechten und 106 Belagerungen, darunter 142 siegreichen; gegen Preußen 5 (17 Feldzugsjahre) mit 15 Schlachten, 25 Treffen, 37 Belagerungen und 110 Gefechten. Die Kriege Oesterreichs gegen die übrigen Staaten Europa's sind von minderem Belang. Im ganzen wurden in den letzten 400 Jahren von den kaiserlichen Truppen an 7000 größere und kleinere Gefechte ausgefochten.

Um für die einzelnen Staaten das Verhältniß zwischen Kriegs- und Friedensjahren graphisch klar vor Augen zu führen, hat der Verfasser ein Diagramm in Form eines Schachbretts mit 10 Feldern Seitenlänge gewählt. Es sind also für das ganze Jahrhundert 100 Felder vorhanden, welche die fortlaufende Jahreszahl aufweisen. Die Kriegsjahre sind roth überdruckt, die Friedensjahre stehen in weißen Feldern. Dadurch gewinnt man sofort einen klaren Ueberblick auf das relative Verhältniß zwischen Krieg und Frieden.

Weit reichhaltiger ist der Abschnitt über das Stärkeverhältniß der Armeen in den bedeutendsten Feldzügen des 19. Jahrhunderts. Als Diagramm ist die Rechteckform mit Flächencolorit gewählt. In die Rechtecke selbst ist das Stärkeverhältniß eingedruckt, außerhalb derselben sind verschiedene wissenswerthe Daten angebracht. Die Darstellungen prägen sich sehr gut dem Gedächtnisse ein, und da für die rectangonalen Flächen ein einheitliches Maß beibehalten ist, ist der vergleichenden Nebeneinanderstellung eine ausreichende Handhabe geboten. Man sieht hierbei, wie die Flächen — d. h. die jeweils aufgebotenen Waffenkräfte — mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts wachsen, um im deutsch-französischen den Höhepunkt zu erreichen. Sehr lehrreich ist die folgende Zusammenstellung: es betrug das Stärkeverhältniß bei Beginn der Operationen:

384,000 Mann (1194 Geschütze)		260,000 Mann (924 Geschütze)	
Deutsche	gegen	Franzosen	
Mitte November			
425,000 Mann (? Geschütze)		600,000 Mann (? Geschütze)	
1. März 1871			
650,000 Mann (1742 Geschütze)		534,000 Mann (? Geschütze).	

Im ganzen haben an deutschen Truppen während des Kriegs die französische Grenze überschritten: 33,101 Offiziere, Aerzte und Beamte und 1,113,254 Mann. Die Verluste bezifferten sich: todt oder infolge Verwundung gestorben: 28,728 Mann (darunter 1871 Offiziere); verwundet: 88,548 Mann; vermißt: 12,879 Mann (darunter 102 Offiziere). Der Gesammtverlust stellt sich demnach auf 129,700 Mann, darunter 6157 Offiziere, 81 Aerzte, 4 Geistliche, 3 Zahlmeister, 2 Beamte. Die Zahl der Todten und Verwundeten auf Seite Frankreichs läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen. Dagegen geriethen:

in Kriegsgefangenschaft	11,860 Offiziere,	371,981 Mann,
in Paris capitulirten	7,456 „	241,686 „
in der Schweiz wurden entwaffnet	2,192 „	88,381 „
	21,508 Offiziere,	702,048 Mann.

Die Kriegskosten beliefen sich auf ca. 14 Milliarden Francs. Der Munitionsverbrauch auf deutscher Seite betrug: Feldartillerie 340,000 Geschosse, Handfeuerwaffen 20 Mill. Die Kriegsbeute bestand in: 5526 Festungsgeschützen, 1915 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 107 Adlern und Fahnen, 855,000 Handfeuerwaffen, ohne die im freien Felde erbeuteten.

Die Ueberlegenheit der besseren Feuerwaffe kommt vornehmlich in den Verlustangaben aus dem österreichisch-preußischen Krieg 1866 zum Ausdruck. Es hatte an Todten: Preußen 8473 Mann (darunter 196 Offiziere), gegen 10,404 Mann (685 Offiziere) auf Seite Oesterreichs; verwundet wurden preußischerseits 12,675 Mann (478 Offiziere), österreichischerseits 30,418 Mann (1366 Offiziere). Der Gesammtverlust (einschließlich der Vermißten und Gefangenen) bezifferte sich für Preußen auf 17,090 Mann (724 Offiziere), für Oesterreich auf 75,356 Mann (2490 Offiziere). — Beiläufig sei bemerkt, daß der Balkankrieg 1877—1878 den Russen 172,000 Mann gekostet hat.

Dennoch war weder der deutsch-französische, noch der letzte russisch-türkische Krieg der opferreichste in diesem Jahrhundert, sondern der Krieg 1853—1856. In diesem letzteren verloren die Verbündeten im Kampfe 70,000 Mann (6000 Türken, 18,000 Engländer, 46,000 Franzosen), die Russen 128,700 Mann. Rechnet man aber alle durch Krankheiten und Strapazen zu Grunde Gegangenen hinzu, so ergeben sich für den Gesammtverlust in Europa und Asien schreckliche Verlustziffern, und zwar für die Verbündeten: 252,600 Mann (45,000 Engländer, 98,000 Türken, 107,000 Franzosen), für die Russen: 256,000 Mann, im ganzen also über eine halbe Million. . . . Wie nicht anders zu denken, participirt an diesen Zahlen hauptsächlich Sebastopol. Hier betrug der Verlust auf Seite der Verbündeten an Todten, Verwundeten und Vermißten 54,000 Mann, auf Seite Rußlands 120,670 Mann. Ungeheuer war der Munitionsverbrauch; die Verbündeten verfeuerten 1,356,000 Geschütz- und 28 Millionen Gewehrpatronen, die Vertheidiger 1,027,000 Geschütz- und 16.5 Millionen Gewehrpatronen; dort wurden 44 Millionen Kilogramm Pulver verschossen, hier 32.5 Millionen. Die Erstürmung des Malakow kostete den Verbündeten 573 Offiziere und 9576 Mann, den Russen 362 Offiziere und 11,690 Mann. Vertheidiger und Angreifer verbrauchten zusammen gegen 390,000 Schanzkörbe, 210,000 Faschinen und 3 Millionen Sandsäcke. Laufgräben wurden hergestellt auf Seite der Verbündeten 86 Kilometer.

Betrachten wir dem gegenüber die zwei großen Belagerungen im deutsch-französischen Krieg, jene von Metz und Paris. Bei Metz zählte das deutsche Einschließungsheer 197,000 Mann (658 Geschütze), die Franzosen verfügten über 173,000 Mann (622 Feld-, 876 Festungsgeschütze und 72 Mitrailleusen). Die Deutschen hatten gegen die Festung nur 4870 Kanonenschüsse verfeuert und ihr Verlust bezifferte sich auf nur 5800 Mann (242 Offiziere). — Bei Paris zählte das deutsche Einschließungsheer 200,000 Mann (13,000 Reiter, 670 Feld- und 240 schwere Positionsgeschütze), während die Franzosen über 400,000 Mann verfügten, von welchen allerdings nur etwa 80,000 Mann Linientruppen, der Rest Nationalgarden, Mobilgarden, Freicorps ꝛc. Auf deutscher Seite wurden 110,300 Artilleriegeschosse verfeuert; der deutsche Verlust betrug im ganzen 11,700 Mann (darunter 530 Offiziere), der französische Verlust 25,000 Mann, doch entfällt etwa ein Drittel dieser Zahl auf die Gefangenen. Die beiden großen Actionen von Metz und Paris lassen also keinen Vergleich mit Sebastopol zu, weder bezüglich des artilleristischen Kraftaufwandes, noch rücksichtlich der Verluste. Daraus lassen sich mancherlei Lehren ziehen, vornehmlich in Bezug auf die Widerstandskraft und den Heldenmuth der Vertheidiger.

Eine überaus reiche Ausbeute zu vergleichenden statistischen Studien bietet der Abschnitt über das Stärkeverhältniß und die Verluste in den wichtigsten Schlachten ꝛc. Selbstverständlich sind auch hier die Kämpfe aus den jüngeren Kriegen von besonderem Interesse. Bei Königgrätz standen 220,982 Preußen 215,134 Oesterreichern und Sachsen gegenüber. Der Gesammtverlust der ersteren bezifferte sich auf 9172 Mann (nur 4.2%), der letzteren auf 44,313 Mann

Digitized by Google

(also über 20%!). Ueberhaupt charakterisirt der procentuale Verlust besser die Niederlage (beziehungsweise den opferreichen Sieg), als das Stärkeverhältniß. Die folgende Zusammenstellung bezeugt dies. Es betrug der procentuale Verlust bei

Wörth	Deutsche	13 %	(10,640 Mann von	82,100)
	Franzosen	41.4 %	(20,100 „ „	48,500).
Spichern	Deutsche	14 %	(8,740 Mann von	84,700)
	Franzosen	14.8 %	(4,080 „ „	27,600).
Colombey-Nouilly	Deutsche	8.2 %	(4,910 Mann von	57,800)
	Franzosen	4 %	(3,670 „ „	84,200).
Mars-la-Tour	Deutsche	23.9 %	(15,800 Mann von	63,000)
	Franzosen	14.2 %	(16,990 „ „	113,500).
Gravelotte-St. Privat	Deutsche	10.3 %	(21,130 Mann von	187,600)
	Franzosen	10.3 %	(12,270 „ „	112,900).
Sedan	Deutsche	5.5 %	(8,920 Mann von	154,000)
	Franzosen	42.2 %	(38,000 „ „	90,000).

Im einzelnen waren im deutsch-französischen Krieg die Verluste ganz ungeheuerliche. So verloren in der Schlacht bei Gravelotte—St. Privat die 4. Garde-Infanterie-Brigade 42% des Gefechtsstandes, darunter das Garde-Schützen-Bataillon 44% der Mannschaft und 100% (!!) der Offiziere. — In der Schlacht bei Plewna vom 7.—12. Sept. 1877 waren von den 15 Compagniecommandanten des Regiments Wladimir 14 kampfunfähig geworden. Das 117. Infanterieregiment verlor 49% seines Gefechtsstandes, die Truppen des linken Flügels unter Skobelew büßten 48% ihres Gefechtsstandes ein, einzelne Compagnien derselben 60—75%.

Da man die modernen Kriege als besonders opferreich bezeichnet, ist es nicht ohne Interesse, auf die Kämpfe in früheren Zeiten zurückzugreifen. Es betrug beispielsweise der procentuale Verlust bei

Kolin (18. Juni 1757)	Oesterreicher	15.2 %	(8,110 Mann von	53,500)
	Preußen	33.6 %	(12,080 „ „	36,000).
Leuthen (5. Dec. 1757)	Oesterreicher	37.2 %	(26,820 Mann von	72,000)
	Preußen	14.4 %	(6,200 „ „	43,000).
Kunnersdorf (12. Aug. 1759)	Russen und Oesterreicher	22.1 %	(15,700 Mann von	71,000)
	Preußen	43.2 %	(20,720 „ „	48,000).

Auch die Napoleonischen Kriege weisen sehr opferreiche Schlachten auf. So bezifferte sich der procentuale Verlust bei

Marengo (14. Juni 1800)	Franzosen	20 %	(5,600 Mann von	28,500)
	Oesterreicher	33 %	(9,400 „ „	28,000).
Austerlitz (2. Dec. 1805)	Franzosen	10.5 %	(6,800 Mann von	65,000)
	Oesterreicher und Russen	33 %	(27,200 „ „	82,500).
Aspern (21. u. 22. Mai 1809)	Oesterreicher	31.1 %	(23,600 Mann von	75,000)
	Franzosen	49.3 %	(44,380 „ „	90,000).
Leipzig (16., 18. u. 19. October 1813)	Verbündete Armeen	17.8 %	(53,800 Mann von	301,500)
	Franzosen	34 %	(60,000 „ „	171,000).

Weniger blutig waren die Schlachten in den Radetzky'schen Feldzügen in Italien (1848, 1849). Hier bewegt sich der procentuale Verlust zwischen 1.2% und 13.8%. Höhere Werthe ergeben sich für die Schlachten bei Sebastopol (Alma, Inkerman, Tschernaja), nämlich im Maximum 24.4%. Bei Solferino verloren die 151,200 Mann starken Franzosen und Sardinier 17,190 Mann (10.7%), die 133,250 Mann zählenden Oesterreicher 21,740 Mann (17.2%).

Der Verfasser gibt des weiteren eine interessante Zusammenstellung derjenigen Schlachten, welche das größte Kräfteaufgebot aufweisen. In dieser Beziehung geht allen anderen Schlachten dieses Jahrhunderts die Völkerschlacht bei Leipzig mit 472,000 Mann voran; hieran schließen der Reihe nach: Königgrätz (436,000 Mann), Wagram (310,000), Gravelotte (300,000), Dresden 1813 (296,000), Solferino (284,000), Bautzen 1813 (259,000), Borodino 1812 (251,000), Sedan (244,000), Waterloo (217,000), Lisaine 1870 (185,000), Mars-la-Tour (176,000), Aspern (165,000) . . . Berücksichtigt man die Gesammtzahl der Kämpfer, so muß, wie angeführt, die Schlacht bei Leipzig an erster Stelle genannt werden; fragt man aber, welche Schlacht die größte des Jahrhunderts war, so lautet die Antwort: Königgrätz; „denn die Schlacht bei Königgrätz wurde von beinahe gleich starken Gegnern, auf einem räumlich nicht sehr ausgedehnten, zusammenhängenden Schlachtfeld mit Einsetzung der gesammten Kräfte innerhalb acht Stunden bis zur Entscheidung durchgekämpft. Bei Leipzig hingegen standen sich numerisch sehr ungleiche Gegner in dreitägigem Ringen gegenüber und die Verbündeten brachten ihre Kräfte nur nach und nach in den Kampf. Die Schlacht stellt somit keine einheitliche große Action dar, sondern eine Reihe von größeren und kleineren Einzelkämpfen, welche sich auf ein sehr ausgedehntes Schlachtfeld vertheilten. Der Verlauf der Schlacht von Königgrätz war also weit intensiver, großartiger, als bei Leipzig". Diese Ausführung ist vornehmlich deßhalb von Interesse, weil — mindestens in Laienkreisen — die Anschauung ganz allgemein die ist, daß im deutsch-französischen Krieg die größten Schlachten dieses Jahrhunderts geschlagen wurden. Die schweren Verluste werden übrigens vielfach durch moralische Factoren beeinflußt. Gleiche Verluste bedingen durchaus nicht gleiche moralische Effecte. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei daran erinnert, daß im Gefecht von Trautenau (1866) der Verlust der Oesterreicher 14%, derjenige der Preußen jedoch nur 4% betrug. Die ersteren waren völlig erschöpft, behaupteten jedoch gleichwohl das Schlachtfeld, während die Preußen, trotz der geringeren Verluste, zum Rückzug veranlaßt wurden. Nicht nur die Zahl der Kämpfer, auch deren Werth entscheidet in der Verlustziffer. So waren beispielsweise in der ersten Periode des deutsch-französischen Krieges, in welcher nur reguläre Truppen gefochten hatten, die durchschnittlichen Verluste 9%, während dieselben in der zweiten Periode, in welcher die Masse der Kämpfer auf französischer Seite Volksaufgeboten angehörten, auf 3% herabsanken. Es wird sonach unter Berücksichtigung gewisser Umstände gestattet sein, nach der Höhe der Verlustziffer (in Procenten) auf den Werth und die Widerstandskraft der betreffenden Truppe schließen zu können. Hierbei ist auffällig, daß die blutigen Verluste in den modernen Kriegen beiläufig nur halb so groß sind, als zur Zeit Friedrich II. und Napoleons I., was zu dem Schluß berechtigt, daß die heutigen Armeen jenen von dazumal an kriegerischer Tüchtigkeit nachstehen. So sind denn auch die absolut blutigsten Schlachten dieses Jahrhunderts jene von Leipzig (90,000 Mann), Aspern (66,000 Mann) und Borodino (62,000 Mann). Unter diesen Schlachten ist die relativ blutigste jene bei Aspern, da sie die höchste Procentzahl an Todten und Verwundeten zu verzeichnen hat.

Die Verluste an Offizieren sind im Verhältniß zu jenen der Mannschaft immer weit größer. Es entfallen nämlich im Durchschnitt auf je 100 Mann 4—6 Offiziere. Da nun auf 100 Mann etwa 2 Offiziere entfallen, so ergibt sich, daß verhältnißmäßig doppelt bis dreimal so viel Offiziere fallen als Mannschaft, was leicht begreiflich ist, wenn man erwägt, wie sehr sich der Offizier als Führer exponiren muß. Auffällig ist ferner der bedeutende Verlust an Generalen in den älteren Kriegen. Es fielen (auf beiden Seiten) bei Kunersdorf 17, Marengo 11, Aspern 25, Wagram 36, Borodino 53 (22 französische, 31 russische), Leipzig auf Seite der Verbündeten 21, Waterloo 34. Dagegen bei Magenta 12, Solferino 9, Königgrätz 13, Wörth, Mars-la-Tour, Gravelotte und Sedan zusammen 10 deutsche Generale. Im Durchschnitt stellen sich die Verluste an Generalen gegenüber den Mann-

schaften für die Zeit der schlesischen Kriege mit 1 : 500 bis 2000; für die Zeit der Napoleonischen Kriege mit 1 : 1000 bis 2500; für die Kriege der neuesten Zeit mit 1 : 800 bis 9000. Den größten procentualen Verlust an Offizieren weisen die Kriege 1859 und 1866 in Italien auf, nämlich 6%;[1]) hieran schließt der deutsch-französische Krieg mit 5½%, der österreichisch-preußische Krieg mit 5%, der Siebenjährige Krieg und die Kriege 1848/49 in Italien mit je 4½%, der Krimkrieg mit 4%, die Napoleonischen Kriege mit 3%, schließlich Plewna (1877) mit 2½%.

Ein schweizerisches „Volksschauspiel".

Von Alfred Beetschen.

Die meteorgleich glänzende Erscheinung des kühnen Burgunderherzogs Karl aus dem Hause Valois hat von jeher auf dramatisch veranlagte Naturen großen Reiz ausgeübt. Schon 1819 griff u. a. der Berliner Wilhelm v. Schütz nach diesem martialischen Stoff, deßgleichen thaten Rellstab und Melchior Meyr. In neuerer Zeit ließ sich Karl Weiser, der ehemalige Meininger Charakterdarsteller, mit einem ähnlichen Versuch „Karl der Kühne und die Schweizer" auf der Bühne blicken.

In den letzten zwei Jahren wurde der Geist des im Schweizerland vom Kriegsglück im Stich gelassenen Herzogs von Burgund nicht weniger als viermal vom Schlachtfeld bei Nancy heraufbeschworen und zwar wagten den Wiederbelebungsversuch diesmal ein namhafter deutscher und drei unbekannte schweizerische Schriftsteller.

Adolf Wilbrandt ließ bei Cotta sein bisher noch nicht aufgeführtes fünfactiges Jambendrama „Die Eidgenossen" erscheinen; kurz vorher rückten der Neuenburger Adolphe Ribaux mit einem diesen Sommer zu Grandson in französischer Sprache aufgeführten Festspiel und der Berner Ernst Heller mit einer „Ein Cäsarentraum" betitelten Tragödie auf den Plan, denen sich bald darauf der in Luzern als Arzt ansässige Schaffhauser Dr. Arnold Ott anschloß. Otts großartig angelegtes Werk, mit dem sich nachstehende Zeilen beschäftigen, führt den Titel „Karl der Kühne und die Eidgenossen. Ein schweizerisches Volksschauspiel in fünf Acten".[2])

Der Verfasser dieser gewaltigen Schlachtentrilogie mit den Stationen „Grauson", „Murten", „Nancy" und den vorausgehenden Expositionsacten „Am Hof" und „Im Gebirg" ist kein Jüngling mehr. Er wird so ziemlich ein Jahresgenosse von Wilbrandt sein, der unlängst seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat. Ott ist, wie gesagt, nicht Berufsschriftsteller; er zählt sich auch nicht zu den zünftigen Literaten, sondern betreibt seit Jahrzehnten in der Fremdenstadt Luzern am classischen Vierwaldstätterse seine Praxis als erfahrener Augen- und Ohrenarzt, ein Metier, das ihm zufällig auch einmal die Bekanntschaft mit dem kunstsinnigen Herzog Georg von Meiningen verschaffte.

Von Meiningen aus, wo Arnold Otts früheres Drama „Agnes Bernauer" seine erfolgreiche Erstaufführung erlebte, bekamen die Schweizer die Kunde von dem heimlichen Talent ihres Landsmanns, der nach Gottfried Kellers Art sich in der Stille ausgewachsen hatte. Weder die Bernauerin noch sein historisches Drama, welches das tragische Ende des Hohenstaufen Conradin behandelt, sind jemals an einer schweizerischen Bühne zur Darstellung gelangt. Erst im vergangenen Winter wurde der Dramatiker Arnold Ott seinen Landsleuten in Zürich und Basel durch die Einstudirung seines tragischen Einacters „Die Frangipani" vorgestellt, nachdem schon vorher sein cantatenmäßiger „Festact" zur feierlichen Enthüllung des neuen Telldenkmals in Altdorf den Namen des Dichters in weitere Kreise getragen hatte. Daß Dr. Ott mehr könne als Patienten untersuchen, constatirten mit der Zeit sogar die einheimischen Blätter, denen desselben Autors leidenschaftdurchglühte dramatische Dichtung „Rosamunde" zur Begutachtung vorgelegt worden war.

Ist schon diese Tragödie nur auf einer ganz großen Bühne inscenirbar, so stellt Otts eigentliches Lebenswerk, als das man seinen „Karl den Kühnen" unbedingt ansehen muß, noch viel bedeutendere Anforderungen an die moderne Bühnentechnik und an die darstellenden Künster.

Doch was spreche ich von Künstlern bei einem Volksschauspiel, dessen größere, nicht eigentlich bessere Hälfte im Dialekt, im intercantonalen Schweizerdialekt geschrieben ist. Ott ist bei Shakespeare und bei den Meiningern in die Schule gegangen. Er hat ein künstlerisches Auge für farbenprächtige Massenwirkungen, er malt al fresco und sucht sogar, was mir freilich bedenklich scheint, wo es nur immer geht die Musik in den Bereich seiner fünfactigen Historie zu ziehen.

Als Realist unsrer Tage aber will er die alten Eidgenossen, sofern sie nicht wie z. B. die Anführer v. Bubenberg, v. Scharnachthal, Hans Waldmann u. s. w. die oberen Zehntausend repräsentiren, sondern einfältig-schlichte, aber handfeste Bauern sind, reden lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Die Jamben der Ritterschaft — dem Volk die Prosa. Auch Shakespeare steigt gelegentlich, wie wir wissen, vom hohen Kothurn herab und läßt seine Nebenfiguren in ungebundener Rede ihre Meinung kundgeben.

Ott geht nun noch einen Schritt weiter, indem er den zweiten Helden seines Werkes, das dem Burgunder gegenübergestellte Schweizervolk, seine kernige Originallandessprache sprechen läßt. Hier spielt Ott, der seiner Heimath offenbar ein Pendant zu Schillers Tell schenken wollte, seinen kühnsten Trumpf aus. Die schweizerische Zuhörerschaft, für welche dieses Volksschauspiel großen Stils in erster Linie bestimmt ist, wird sich sagen müssen: Das ist Bein von unserm Bein und Fleisch von unserm Fleisch! Die Fremden, welche sich nächsten Sommer das Luzerner Festspiel Otts in dem eigens hiezu gebauten Theater ansehen, werden freilich von dem namentlich im zweiten, dritten und vierten Act angewandten Schweizeridiom nur etliche Brocken erhaschen und sich mit dem fürs Auge Gebotenen zufrieden geben müssen. Uebrigens wird auch gelegentlich französisch und italienisch ausgeschenkt, so wenn ein paar blitzsaubere welsche Lagerdirnen als lebendige Burgunderbeute die Scene betreten oder wenn die italienischen Söldner Campobasso's den erschlagenen Karl im letzten Act als Schlachtfeldhyänen umschnüffeln und berauben.

An beiden Stellen vervollständigt das fremdländische Sprachenintermezzo die satten Farben des Localcolorits und gibt überdies dem nach Wahrhaftigkeit und möglichster „historischer Treue" strebenden Dichter Gelegenheit, da und dort hübsche Originalpikanterien anzubringen, die sich auf der Bühne drastisch genug ausnehmen dürften. Furchtbare Tragik und ingrimmiger Landsknechthumor, Kriegsgetöse und ausgelassene Jodler, Trommelwirbel und Schalmeigetön wechseln mit einander in Otts gewaltigem Burgunderdrama in echt künstlerischer, effectvoller Weise ab. Ein Beispiel für viele: Im vierten Act, der am Abend der Murtener Schlacht spielt, befinden wir uns im eroberten Lager Karls des Kühnen. Im Hintergrunde sieht man, nach des Dramatikers eigenen Worten, „die zerschossenen Mauern und Thürme von Murten, von denen das zerfetzte Berner Banner weht. Die Stadt steht in

[1]) Von 100 Todten und Verwundeten überhaupt.
[2]) Luzern. Verlag von H. Keller.

glühender Abendbeleuchtung, dahinter der See, purpurn gefärbt. Der dunklere Vordergrund stellt das von den Eidgenossen kurz zuvor erstürmte Hauptlager Karls des Kühnen dar. Alles ist in wilder Unordnung; die Zelte zu beiden Seiten der Scene theils zerfetzt, theils niedergerissen; der Boden mit Waffen, Fahnen, Wimpeln, Rüstungen, zertrümmerten Geräthen aller Art, kostbaren Kleidern und Gefäßen, Helmen u. a. bedeckt. Im Mittelgrund, mitten unter sterbenden und erschlagenen vornehmen Burgundern, die stellenweis Haufen bilden, lagert eine Schar Eidgenossen, vom Kampf ausruhend, alle in Waffen. Die einen liegen ausgestreckt zwischen den Leichen, die anderen sitzen und lehnen sich darauf. Der ganze Vorder- und Mittelgrund ist von düsterrothem Mattlicht übergossen" u. s. w.

„Düsterrothes Mattlicht", — das ist bezeichnend auch für die Atmosphäre, in der sich die Ott'schen Bühnenhelden bewegen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß sich nun in dem hier eingehend geschilderten dunklen Rahmen allerlei ergötzliche, mitunter wohl zu schallender Heiterkeit Anlaß gebende Auftritte abspielen könnten. Arnold Ott bringt es fertig, indem er erst die müden Sieger des Tages, biedere Urner Appenzeller und Berner Bauern, einander frozzeln läßt. Der eine, ein Berner namens Schaffitzel, meint gähnend, bei Granson sei es eigentlich doch nur ein Spaß gewesen gegen den heutigen heißen Tag bei Murten. „I möcht schtafe bis in jüngste Tag!" Flugs antwortete ein Appenzeller, indem er auf den Bären im Wappen Berns anspielt: „Asenen Motz denkt allewil an Winterschlof." — „Und en Appizeller ans Träßele!" schallt es gut gelaunt zurück.

Als später eine der obenerwähnten welschen Lagerdirnen sich um Gnade flehend vor einem der rauhen Krieger auf die Knie wirft mit den Worten: „Pitié, Monseigneur, pitié!" brummt der also Angeredete in seinen Bart: „Wos brufchlet (wispert) sie? I verstah l'bermänt kein Wätsch!" — Der Seppetoni aus Appenzell belehrt ihn: „Bruuchst nüd z'verstoh. Daß es e Wiibsbild ist, g'seehst, und 'sander verstoht sie vonem selber!"

Interessant ist, was der Mediciner Dr. Ott den Herzog von Burgund seinem Leibarzt Lobo gegenüber über dessen Zunftcollegen unmuthig ausrufen läßt:

Kopfschütteln eure Weisheit, Wichtigthun
Im Kleinen und Verneinung alles Großen!
Ihr leugnet Papst, den Heiland und die Heil'gen,
Nennt's Aberglauben. Mehr als abergläubig
Seid ihr. Ihr schwört zum Papst Galen,
Glaubt an die Cardinäle Celsus und die andern,
Todt und lebendig, die kathedeerweise
Ihr Steckenrößlein reiten. Dürft'ge Schelme!

Arzt Lobo (salbungsvoll):

Der Mensch ist sterblich, göttlich unsre Kunst
Ars longa, vita brevis!

Karl:

Ganz gewiß:
Lang eure Kunst, und sie verkürzt das Leben.
Euch flicht der Pfaffenstolz. Kein Wissen ward euch
Von Anfang, End', Bewegung aller Dinge;
Doch thut ihr ernst, als hätt' das Weltmysterium
Sich ganz für euch erschlossen. Heb' dich weg!

Zum Bedeutendsten gehört die Sterbeseene des Titelhelden, dem der Dichter (nach berühmten Mustern) den Hofnarren Le Glorieux, eine prächtige Rolle, im Glück und beim Ende zugesellt hat. Karl der Kühne, bei Nancy tödtlich durch einen Hellebardenstich verwundet, bleibt mit seinem Narren allein auf dem winterlichen Schlachtfeld. Der Mann mit der Schellenkappe nimmt seinem Herrn den Helm ab, lüftet ihm die Rüstung und drückt auf Karls Wunde die Hand, die dieser verzweifelt wegreißt:

„Rinnt ihr rothen Ströme
Und hüllt zum letzten Gang in Purpur mich!
Die Hand weg!

Narr:

Hänschen, sei klug zum erstenmal.

Karl:

Und letzten! S'ist zum Fluchen! Nicht mich auf!
Verloren Gut und Muth, zuletzt das Blut
Durch frecher Bauern Faust?! Der Hölle Fluch
Auf sie! Mein Gold sä' Zwietracht unter sie
Sich selbst zerstörend! Es entmann' zu Sklaven
Der Freiheit Knechte, daß um schmutz'gen Sold
Einer den andern würgt im Dienst der Fremde!
Ein Schweizer heiß', wer käuflich, wer dem Hund gleich
Um Fraß und Trank der Großen Thür bewacht,
Um's Zugeld wedelt und den Bettler wegknurrt
Und Volksfreiheit würgt um Fürstenlaunen!
Dies mein Vermächtniß!

Le Glorieux, der schalkhaft-tiefsinnige Narr, singt seinem todten Herzog das Sterbelied, er spricht einen Nekrolog in Jamben, wie er großartiger und rührender zugleich nicht gedacht werden kann. „Süßes Kindchen, schlaf', sie schüttetu Flocken auf dein Bett!" spricht der letzte Getreue in buntscheckigem Kleid, als der fallende Schnee eine Decke über den sterbenden Feldherrn zu spinnen beginnt. Und weiter heißt es:

— Sie nannten toll dich,
Denn du warst ohn' Falsch und grad hinaus
Wie's donnernde Geschütz, das aus dem Busen
Den Willen blitzte. Fort verfluchte Kopzier!
(Er schleudert seine Schellenkappe weg.)
Den Herzogshut verlor er, ich die Laune.
Entkrönt wie beide! Leg dich zu ihm, Herzt
Ich will so weise sein wie er und schweigen.

In großen Zügen entwickelt sich die Exposition, die im herzoglichen Palast zu Nancy vor sich geht und in der imposanten Fehdeankündigung der schnöde behandelten eidgenössischen Gesandten gipfelt. Dem auf der Höhe seiner mißbrauchten Macht stehenden Burgunderherzog schleudert Berns Vertreter, Adrian v. Bubenberg, eine Dunois-Reckengestalt vom Scheitel bis zur Sohle, folgende Worte in's zorngeröthete Antlitz:

Gedenk' der Winkelriede, die das Thor der Heimath
Mit ihren Leichen sperrten bei Sanct Jakob
Und deinen großen Feind zur Umkehr zwangen;
Nur wen'ge waren's, doch ein Mann ein Heer.
Nun beut ein Volk dir Kampf. Auf Heimatheide steht
Das Schlachtenviereck fest: ein Männergarten,
D'rin herbe Halme sprossen: Spieß und Hell'bart,
Und drüber her in Bannerfalten rauscht
Sieg oder Tod.
Und höher nach, ob Wolken thronend, Gott
Und hinter ihm die Nachwelt, uns zu richten.
(Er wirft Karl den Fehdehandschuh hin.)
Hier liegt der Handschuh, eine Faust so grob,
Daß sie zu Blechzeug deine Rüstung hämmert!

Das sind andere Worte, als sie die dilettantischen Versschnitzler im Schweizerland bei patriotischen Anlässen auf Bestellung liefern. Ihre Wirkung kann man sich, wenn die Darsteller ihrer Aufgaben nur einigermaßen gewachsen sind, leicht ausmalen. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", wird man sagen können, wenn das gewaltige Stück Schweizergeschichte kommenden Sommer in Luzern über die weltbedeutenden Bretter hinbraust.

Das neue schweizerische Volksschauspiel beansprucht ein nach Hunderten zählendes Personal, zumal der Ver-

fasser, wie schon eingangs erwähnt, jeden einzelnen Act mit einem Operufinale ausgestattet hat. Bald ist es ein Chor der Leibwachen, Ritter und Vasallen, bald ein Gesang der Ritter und Reisigen (bekleidet von kriegerischer Musik), bald ein Dialektschnadahüpfel mit angefügtem Jodler, was da zu erschallen hat. Sogar ein unsichtbarer „Gesang von oben", mit irdischem „klagenden Frauenchor mit Orgelbegleitung" vermischt und von gewaltigen Donnerschlägen überdröhnt, fehlt nicht, geschweige denn ein Brautjungferchor.

Dr. Ott scheint mir da in seiner blinden Liebe zur Musik ein wenig zu weit gegangen zu sein, oder sollte er vielleicht, um weitere Kreise für sein Unternehmen zu interessiren, sich mit Absicht verschiedener Liedertafelgilden zu versichern getrachtet haben? Wie dem auch sein mag, es dürfte das melodramatische Beiwerk dem Drama als solchem eher zum Schaden, denn zum Nutzen gereichen, um so mehr, als Otts Schlachtentrilogie auch ohne Männerchor-Schlußstücke und sonstige Zuthaten lang genug dauern dürfte, da „Karl der Kühne und die Eidgenossen" über 200 Druckseiten Lexikonoctav umfaßt.

Der Dichter scheint übrigens eine Bearbeitung des im Dialekt geschriebenen Theiles für die „deutsche Berufsbühne" nicht außer Acht lassen zu wollen; er behält sich wenigstens laut Titelblatt das Recht dazu vor. In diesem Fall, der im Hinblick auf unser modernes mageres Theaterrepertoir gewiß nur zu begrüßen wäre, müßte sich der Verfasser zweifelsohne zu ein paar ausgiebigen Strichen entschließen und auch den gesanglichen Theil bis auf ein Minimum reduciren. Wenn, um zum Schluß zu kommen, je ein groß angelegtes Schweizer Drama mit nationalem Hintergrund sich neben Schillers „Wilhelm Tell" behaupten kann, so wird es, wie ich schon in meiner Broschüre über das „Theaterwesen in der Schweiz" ausführte, Arnold Otts hier besprochenes Volksschauspiel sein, das schon durch seinen Aufbau eine imposante Theaterhistorie vorstellt, die nicht mit den fünfactigen, im Lande der Eidgenossen spielenden Brutalitäten eines Richard Voß („Jürg Jenatsch") oder eines Karl Bleibtreu („Die Weltbefreier") oder mit Adolf Frey's todtgeborenem „Erni Winkelried" verwechselt werden darf.

Von dem Tage an, da Otts „Karl der Kühne und die Eidgenossen" vor einem Parkett von Nachkommen der bei Murten und Grandson gefallenen Helden über die geplante Luzerner Festspielbühne schreitet, wird die Literatur mit einem schweizerischen Nationalschauspiel und seinen Vertretern zu rechnen haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Rudolf Stretz: Der weiße Tod.** Roman aus der Gletscherwelt. 1. und 2. Auflage. Cotta 1897. — Ein gar nicht übler Versuch, Bergfahrten großen Stils für moderne Abenteurercomune auszunutzen. Die Grundfabel ist herkömmlich: eine Ehestandskrisis zwischen einem philiströsen Mann und einer sentimentalen Dame, die sich eine Weile für einen Recken verwegener Hochlandstouren begeistert. Nicht minder conventionell ist die zahme Pflichtenr dieses halb eingebildeten Neigens von Herzen zu Herzen. Desto prächtiges ist die Schilderung des Schauplatzes: Zermatt mit dem Matterhorn. Lebendig und sachkundig beschreibt Stretz allerhand Anstiege auf das Matterhorn und besonders gelungen schrint die Figur eines halbverrückten, genialen Motivenjägers und Landschafters, der im ärgsten Unwetter seinen Tod auf dem Monte Canin findet.

F. M. **Sitzung des *Institut Colonial International* zu Berlin** (am 6. und 7. September 1897). — Zu seiner dritten Sitzung hatte sich das Internationale Colonialinstitut (Institut Colonial International), welches im Jahre 1894 in Brüssel gegründet worden ist, unter dem Präsidium des Herzog-Regenten von Mecklenburg-Schwerin Johann Albrecht am 6. und 7. Sept. d. J. im Reichstagsgebäude zu Berlin versammelt. Die Bestrebungen dieser rein wissenschaftlichen Gesellschaft sind auf die Förderung der vergleichenden Studien im Bereiche der Colonialgesetzgebung und -verwaltung gerichtet. Die Anzahl der Mitglieder, die sich in effective associés und Correspondenten scheiden, ist nach den Statuten eine beschränkte und hat gegenwärtig ungefähr die Zahl 80 erreicht. Von auswärtigen Staaten waren diesmal in Berlin nur Belgien Frankreich, die Niederlande, Oesterreich und Rußland vertreten. Wie erwähnen unter den Anwesenden außer dem oben genannten Präsidenten den deutschen Reichstagsabgeordneten Prinzen zu Arenberg, die Mitglieder des deutschen Colonialraths: Geheimrath Krätke, Professor Dr. Schweinfurth, den Vorsitzenden der Deutsch-asiatischen Gesellschaft von der Heydt, den Grafen v. Schweinitz, den Ministerialdirector Dr. Frhrn. v. Richthofen, den Vorsitzenden der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin, Landgerichtsrath Dr. F. Meyer, den Missionsinspector Merensky (Berlin), den Privatdocenten Dr. Anton (Jena), den Generalsecretär der Union Coloniale Française Chailley-Bert (Paris), den Honorargeneralgouverneur des Congostaats Camille Janssen, Generalsecretär des Instituts (Brüssel), den Generaldirectur der Congoeisenbahnen Major Thys (Brüssel), die Professoren Dr. van der Lith (Leiden) und Spanjaard (Delft), Dr. Fransen van de Putte (Haag), den früheren Director der niederländischen Cultusabtheilung in Batavia van der Kemp, Dr. Cloat van Soesterwoude (Haag), den Geheimrath v. Martens, Professor des Völkerrechts (Petersburg), den Staatsrechtslehrer Serge de Proutschenko (Petersburg) und den Professor Dr. Lenz (Prag). Die Verhandlungen wurden in französischer Sprache geführt. Den Mitgliedern waren für die Sitzung drei Berichte überreicht worden, welche sich beschäftigten: a) mit der Finanzorganisation des von der Neu-Guinea-Gesellschaft ausgeübten Protectorats, eine Arbeit, die nun dem leider durch Krankheit der Sitzung fern gebliebenen Vorsitzenden dieser Gesellschaft, Staatssecretär a. D. Dr. Heezug (Berlin), stammt; b) mit der Arbeit in den spanischen Colonien von dem früheren spanischen Colonialminister Dr. Antonio Fabié; c) mit der russischen Colonisation in Turkestan aus der Feder von Serge de Proutschenko. Eine Discussion wurde über diese Referate nicht eröffnet; dieselben sollen als schätzbares Material weiteren wissenschaftlichen Arbeiten der Gesellschaft zu Grunde gelegt werden. Mit einer Ansprache des Herzog-Regenten Johann Albrecht, der auch der verstorbenen Mitglieder, besonders des hervorragenden französischen Nationalökonomen Léon Say gedachte, begann die Session. Es folgte die officielle Begrüßung der Erschienenen durch den deutschen Ministerialdirector im Anwärtigen Amt Dr. Frhrn. v. Richthofen, der versicherte, daß die deutsche Regierung die Arbeiten des Instituts mit lebhaftestem Interesse verfolge und die gegebenen Anregungen nicht unbeachtet lassen werde.

Nach der Erledigung des auf der Tagesordnung stehenden geschäftlichen Theiles wurde eine veränderte Organisation zu fruchtbarerer Gestaltung der Arbeiten berathen; man beschloß, für jedes Land einen besondern Delegirten zu ernennen, der in ständiger Verbindung mit dem Bureau zu verbleiben hätte; außerdem sollten für alle einzelnen Fragen Commissionen mit einem eigenen Berichterstatter von dem Institut selbst gewählt und die von den Referenten und Commissionen gefertigten Arbeiten mindestens vier Monate vor dem Beginn jeder Tagung den einzelnen Mitgliedern unterbreitet werden. — Als Versammlungsort für die nächste, 1899 stattfindende Sitzung wurde Brüssel gewählt, während für die Tagung im Juli 1900 auf Einladung des französischen Mitgliedes Paris bestimmt wurde. Das Präsidium für die Brüsseler Tagung wurde dem Major Thys, dem Geheimrath v. Martens und dem Colonialminister Don Antonio Fabié übertragen und von den Betreffenden dankend angenommen. — Die Berathung wandte sich nun der Arbeiterfrage in den Colonien zu. Auf Grund seiner im Congostaat gesammelten reichen Erfahrungen führt Major Thys in fesselnder Darstellung aus, daß er nach vergeblichen Versuchen mit anderen Systemen nunmehr erfolgreich die freie Arbeit im Congostaat auch für die Eingeborenen organisirt habe. Er vereinige die farbigen Arbeiter in einzelne Trupps, die sich selbst ihren weißen Aufseher zu wählen hätten. Jeder Mangel an Arbeit sei zu beseitigt und die einzelnen Arbeiterabtheilungen wetteiferten, um möglichst viel zu schaffen und zu verdienen. — Professor van der Lith (Leiden) bestätigte die Richtigkeit dieses Princips mit Rücksicht auf ähnliche Einrichtungen in Niederländisch-Indien, während von der Heydt (Berlin) darauf hinwies, daß die Schwierigkeit der Arbeiterfrage darin bestehe, aus den an Arbeitern reichen Gebieten in arbeiterarme

Territorien Arbeitskräfte zu ziehen. Dies mache sich besonders auch in den deutschen Colonien und Schutzgebieten geltend. Darum empfehle er, Normativbestimmungen für internationale Verträge zu entwerfen, durch welche der Zuzug von Arbeitern in die betreffenden Landstriche gehoben werden könne. Denn wenn auch die Staaten nicht direct von dem Institut beeinflußt werden könnten, so würden seine Vorschläge immerhin eine große Autorität besitzen. An der weiteren lebhaften Debatte betheiligte sich Professor van der Lith, Dr. Meyer, Prinz Arenberg, Dr. Anton, Geheimrath Krätke, Professor Spanjaard u. A. Die Frage erschien jedoch noch nicht genügend durchgearbeitet und wurde einer Commission zur Vorbereitung für die Brüsseler Sitzung überwiesen.

Den folgenden Punkt der Tagesordnung bildete die „Auswahl der Colonialbeamten". Chailley-Bert (Paris) betonte, daß hier zwei Gesichtspunkte maßgebend sein müßten: 1. die Vorbereitung und Wahl der Beamten; 2. die Erhaltung der Gesundheit jener in den Tropen angestellten Personen. Bezüglich der ersten Erfordernisse komme es keineswegs auf eine einseitige Fachbildung an; insbesondere sei durchaus nicht juristisches Studium eine nothwendige Vorbedingung. In Frankreich hätte man die besten Erfahrungen mit Officieren, speciell mit solchen der Marine-Infanterie, gemacht; gerade diese seien treffliche Civilbeamte in den Colonien geworden. Für die Erhaltung der Gesundheit habe sich das französische Roulementsystem außerordentlich bewährt. Die für den Colonialdienst dauernd bestimmten Beamten wechselten mit einander in der Weise ab, daß nach dem Ablauf eines bestimmten, je nach dem Klima verschieden langen Aufenthalts in den Tropen der Beamte in die Heimath oder in gesunde Colonien zurückkehrt, um dann wieder nach einer gewissen Periode des Verbleibens in dem guten Klima den an seine Stelle in die Tropen gesandten Beamten abzulösen. So bestehe ein steter Wechsel. Vor allen Dingen aber liege es den Colonialregierungen ab, die schlechten, ungesunden Landstriche zu sanitären, was bereits vielfach mit großem Nutzen von England und Frankreich geschehen sei. Revoil wies dies dann durch Beispiele nach. Major Thys (Brüssel) ferner setzte in längerer Rede auseinander, daß in den Tropen sich besonders die geistige Kraft schnell abnütze, während die physische Kraft sich nur sehr allmählich vermindere. Der Intellect, die Energie, die Moralität der Weißen sänken in erstaunlich rascher Decadenz. Darum dürfe man Beamte in verantwortungsvoller Stellung nur kurze Zeit hintereinander in jenen Gebieten belassen. Man kann bei einiger Erfahrung sehr bald aus dem Verhalten des betreffenden Beamten, aus seinen Schreiben, seinen Forderungen erkennen, ob er an dem kritischen Zeitpunkt angelangt sei, über den hinaus sein Verbleiben im Dienst gefährlich wird. Unter anderm exemplificirte der Redner auf die Locomotivführer, die er niemals länger als sechs Monate in dieser Thätigkeit am Congo behalte. Ein schleuniger Urlaub, längerer Aufenthalt in der Heimath stähle dann die geistige Kraft der betreffenden Beamten meist wieder derartig, daß sie aufs neue im Colonialdienst in den Tropen Verwendung finden könnten. — Von der Heydt (Berlin) unterstützte die Ausführungen von Chailley-Bert. Das in Deutschland herrschende System der Abkommandirung sei gefährlich für die Beamten selbst. Diese erblickten in ihrer vorübergehenden colonialen Thätigkeit nur ein Mittel, um sich schnell auszuzeichnen und dann eine möglichst gute Anstellung in der Heimath zu erhalten. Der Colonialbeamte müsse das Bewußtsein haben, daß er dauernd diesem Berufe angehöre und seine ganze Kraft demselben zu widmen habe. Eine besondere Fachbildung sei nicht erforderlich. — Prinz Arenberg (Berlin) glaubte, daß es für Deutschland bei dem schlechten Klima seiner Colonien sehr schwierig sein möchte, in genügender Zahl geeignete Männer zu finden, die sich dem Colonialdienst dauernd widmen würden. Professor van der Lith (Leiden) bekämpfte das Roulementsystem. In Niederländisch-Indien hätten sich gerade diejenigen Beamten zumeist bewährt, welche am längsten in den sumpfigen überseeischen Gebieten thätig gewesen wären; natürlich müßte man den Einzelnen nach Bedarf einen längeren Urlaub bewilligen. Dem trat auch van der Kemp (Haag) bei, welcher selbst 25 Jahre in leitender Stellung in Batavia gewirkt hat. — Die Frage wird mit Rücksicht auf ihre eminente Wichtigkeit einer Commission und einem eigenen Berichterstatter überwiesen. Sie soll gleichfalls in Brüssel noch einmal zur Debatte gestellt werden, bevor eine entscheidende Resolution gefaßt wird. Da die lebhaften Debatten eine verhältnißmäßig lange Zeit in Anspruch genommen hatten, konnte die ferner auf der Tagesordnung stehende coloniale Agrarfrage nicht mehr berathen werden. Privatdocent Dr. Anton wird mit dem Entwurf eines Berichts über dieselbe für die Brüsseler Session betraut.

Auf Antrag des Professors Dr. v. Martens (Petersburg) wurde ferner für die Berathung in Brüssel die Frage angesetzt: „Unter welchen Umständen ist die Einwanderung in die occupirten Gebiete zu begünstigen?" Dem motivirten Vorschlage des Landgerichtsrathes Dr. Meyer (Berlin) gemäß wurde auf die Tagesordnung der Brüsseler und Pariser Versammlung gestellt: „Erscheint die Codification der Rechtsbräuche der Eingeborenen und die Abtheilung der letzteren nach ihrem heimischen Recht als ein geeignetes Mittel zu ihrer Assimilation?" Diese Frage wurde lebhaft von Chailley-Bert und Professor van der Lith unterstützt und hierfür eine Commission aus den Professoren van der Lith (Leiden), Spanjaard (Delft), Sir Lyall (London) und Professor Girault (Poitiers) mit Landgerichtsrath Dr. Meyer (Berlin) als Berichterstatter gewählt.

Schließlich ernannte die Versammlung ihr bisheriges effectives Mitglied, den Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, auf Vorschlag des Herzogs von Mecklenburg zu ihrem Ehrenmitgliede. Mit dem Dank des Präsidenten endete die officielle Sitzung. Mannichfache Festlichkeiten schlossen sich an die Arbeiten an, so ein gemeinsames Mahl im Kaiserhof. An dem nächsten Tage hatte der Vorsitzende der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, von der Heydt, die Mitglieder des Instituts und viele hohe Würdenträger in seinem gastlichen Hause zu einem glänzenden Festmahle versammelt und bei lustig tönenden Zigeunerweisen und schäumenden Bechern wurde noch manche begeisternde Rede gehalten. Die Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin hatte es sich nicht nehmen lassen, trotz der Ferien die Mitglieder der schwesterlichen Gesellschaft zu einer außerordentlichen, überaus stark besuchten Sitzung einzuladen. In warmen Worten begrüßte die Gäste der Vorsitzende Landgerichtsrath Dr. F. Meyer, indem er die gleichartigen Tendenzen der beiden Vereinigungen unter dem Beifall der Anwesenden hervorhob. Professor van der Lith, auch ein Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre, hielt den Festvortrag über Rechtsverhältnisse in Niederländisch-Indien, über den in diesem Blatte jüngst berichtet wurde. Der neugewählte Präsident des Institut Colonial International dankte in französischer Sprache der Gastgeberin, während später beim Festmahl noch namens der Vereinigung Ministerialdirector Frhr. v. Richthofen über das internationale Colonialinstitut in zündender Weise sprach und Geheimrath Martens, Gouverneur Janssen, sowie der ägyptische Finanzminister Zakri Pascha in launiger Weise toasteten.

Der Mittag des 8. Sept. sah die Mitglieder des Instituts in Schwerin, wohin sie der Herzog-Regent zu einem Frühstück in seinem Schlosse geladen hatte und wo sie mit fürstlicher Pracht und Gastfreiheit aufgenommen wurden. An das durch geistvolle Trinksprüche gewürzte, vortreffliche Mahl schloß sich eine Rundfahrt über den lieblichen Schweriner See; unter der Führung des Herzogs selbst wurde das prächtige, an historischen Erinnerungen reiche, hart am See gelegene Schloß besichtigt und dann in anregender, von der unerschöpflichen Liebenswürdigkeit des Herzogs belebter Unterhaltung noch einige Zeit verplaudert, bis der Sonderwagen die Fremden wieder nach Berlin zurückführte. — In dankbarer Erinnerung an die schönen Tage trennte man sich mit einem „Auf Wiedersehen in Brüssel".

* Anläßlich der schon früher erwähnten Verfügung für die Universitäten des Deutschen Reichs, daß Medicinstudirende zum Besuch der Universitätskliniken erst dann zugelassen werden dürfen, wenn sie die ärztliche Vorprüfung, aber, soweit es sich um ausländische Studirende handelt, wenn sie ein der deutschen Vorprüfung entsprechendes Examen vollständig abgelegt haben, bemerkt jetzt die „Münch. Med. Wochenschrift": „Es werden durch die Bestimmungen für Medicinstudirende aus dem Ausland ganz neue Normen geschaffen, die besonders für die in Deutschland studirenden Amerikaner von einschneidender Bedeutung sind. Da nämlich zur Zulassung zur Vorprüfung das Reifezeugniß eines deutschen Gymnasiums Vorbedingung ist und in Amerika eine unserer Vorprüfung entsprechende Prüfung nicht besteht, so können in Zukunft Amerikaner zum klinischen Unterricht nicht mehr zugelassen werden. Dem in den Vereinigten Staaten neuerdings mehrfach laut gewordenen Vorwurf, daß in Deutschland für Amerikaner der Doctortitel sehr leicht zu erwerben sei, wird dadurch die Grundlage entzogen."

Digitized by Google

* Wie die Berl. „Post“ berichtet, sind die Tagebücher Emin Pascha's in den Besitz des Directors der Pommer'schen Hypotheken-Actien-Bank, Hrn. Schulz, übergegangen, der sie vom Vormund der Tochter Emins käuflich erworben hat. Um die 8 eigentlichen Tagebücher und 7 Bände wissenschaftlicher Aufzeichnungen Deutschland zu erhalten und der Forschung zugänglich zu machen, dürfte Hr. Schulz sie demnächst einer deutschen Bibliothek oder einem Museum überweisen.

* Professor Weineck in Prag, der bekannte Mondforscher und Mond-Landschaftenzeichner, beabsichtigt auf Grundlage der photogeaphischen Aufnahmen der Lick-Sternwarte auf dem 1480 Meter hohen Mount Hamilton in Californien einen Mond-Atlas herauszugeben, in einem Umfang, wie er bisher noch nicht vorhanden war. Er soll aus 200 Karten im Format 26 : 31 Cmtr. bei einem Monddurchmesser von 4 Meter bestehen. Die Herstellung erfolgt durch lithographischen Druck nach Diapositiven von den Originalaufnahmen.

* Ausgehend von chemischen Untersuchungen über die Zusammensetzung des Cocains haben Professor Einhorn und Dr. Heinz in München ein neues örtliches Betäubungsmittel entdeckt, welches mit desinficirender Kraft die Fähigkeit verbindet, den Wundschmerz gänzlich aufzuheben. Es ist ein völlig ungiftiges weißes Pulver, Oethufuem genannt, das die Nervenendigungen, mit denen es in Berührung kommt, lähmt und so den Schmerz beseitigt. So kann es nur dort wirken, wo es mit den Nervenenden zusammentrifft, wo also die Haut- oder Schleimhautdecke fehlt. Schmerzhafte Verbrennungen und alle Arten von schmerzhaften Geschwüren, schließlich auch schmerzhafte Verletzungen fallen in das Gebiet der Orthoformanwendung. Die Entdecker berichten in der „Münch. Med. Wochenschrift“ von guten Erfolgen in vielen hierher gehörenden Fällen. Sie beschränken den Gebrauch des neuen Mittels nicht nur auf äußerliche Anwendung, sondern haben auch bei Kehlkopf- und Magengeschwüren günstige Erfolge gesehen. Inwieweit es auch anderen Zwecken dienen wird, haben weitere Prüfungen zu ergeben.

-d. **Paris**, 15. Sept. Im Musée Guimet fand am 14. September ein buddhistischer „Gottesdienst“ statt, zu welchem insbesondere die noch hier weilenden Mitglieder des kurz zuvor beschlossenen Orientalisten-Congresses, einer Einladung Herrn Guimets folgend, als thätige Zuschauer theilnehmen. Wir sagen: als thätige Zuschauer, denn es war vorher bekannt gegeben worden, daß jeder, der die Ceremonie mitmachen wolle, nichts weiter zu thun habe, als eine Blume am Altar niederzulegen und im übrigen selbstverständliche Anstandspflichten zu beobachten; denn von der Einhaltung strengerer Observanzen war mit praktischer Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse in zuvorkommender Form Dispens ertheilt. Daß überhaupt die Ceremonie stattfand, war auf die Anwesenheit des ceylonesischen Buddhisten Dharmapâla zurückzuführen, über dessen Theilnahme am Congreß wir jüngst an dieser Stelle kurz berichtet haben. Was nun das Publicum im Musée Guimet zu sehen und zu hören bekam, war kaum eine Enttäuschung nach unsern landläufigen Anschauungen, da der aufgewandte Apparat ein äußerst einfacher war. Dharmapâla unternahm es zuerst in kurzen, allgemein verständlich gehaltenen Sätzen, die der Conservator des Musée Guimet, de Milloué, aus dem Englischen ins Französische übertrug, die Bedeutung des Buddhismus nun seine Entstehung darzulegen, wobei hinsichtlich des letzteren Punktes der Gegensatz Buddha's zum Brahmanismus seiner Zeit in der altbekannten, längst als verfehlt erwiesenen Ehrenrettung betont wurde. Im übrigen bemühte sich Dharmapâla weniger, die Grundlehren und das System der buddhistischen Lehre zu erörtern; vielmehr rückte er in den Vordergrund, daß der Buddhismus durchaus keine formale Confession von seinen Angehörigen verlange; ein jeder könne das priesterliche Amt versehen, zu all die äußeren Bethätigungen seien für jene, die zu einer höheren Stufe der Erkenntniß vorgeschritten, völlig entbehrlich. Die Friedensceremonie, zu der Dharmapâla nunmehr schritt, bestand außer der Recitation mehrerer heiliger Pali-Verse lediglich darin, daß die Anwesenden aufgefordert wurden, ihre Gedanken mit aller möglichen Innigkeit auf das Gefühl der friedenserfüllten Liebe gegen alle lebenden Geschöpfe zu concentriren; zur äußeren Symbolisirung wurde den Theilnehmern eine die ganze Hörergemeinde verbindende gelbseidene Schnur in die Hand gegeben; nach Schluß der Handlung wurden kleine Theile dieser Schnur den Anwesenden zur Erinnerung an die heilige Handlung verabfolgt. — Man sieht, an der Beobachtung seiner Aeußerlichkeiten hat es auch hier nicht gefehlt; immerhin verfehlt aber die Erkenntniß, daß der südliche Buddhismus — denn nur um diesen handelt es sich, wenn man von der der ursprünglichen Lehre ziemlich treu gebliebenen buddhistischen Religion kurzweg spricht — seinen Anhängern nicht den geringsten ceremoniellen Zwang auferlegt, sondern dafür mit entschiedenstem Nachdruck die Bethätigung der Moral in Wort, That und Gedanken verlangt, nicht ihren Eindruck auf weitere an religionsgeschichtlichen Betrachtungen interessirte Kreise; selbstverständlich braucht nun deßhalb noch längst nicht die zur Begünstigung missionärer Bestrebungen vorzuschreiten.

* **Bern.** Als Professor für neuere deutsche Literatur wurde der bisherige Privatdocent Dr. Oskar Walzel in Wien an die hiesige Universität berufen.

SOEBEN ERSCHIENEN: (16076)

DEKORATIVE KUNST

EINE NEUE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR MODERNE ANGEWANDTE KUNST • MONATLICH EIN REICH ILLUSTRIERTES HEFT • PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 MARK 75 PF. • ABONNEMENTS DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 120. Band. Sechstes Heft.

Inhalt: Alte Wandmalereien in der Frauenkirche zu Memmingen. Ein Beitrag zur christlichen Ikonographie. — Alte Zeugnisse über Luthers Vater und die Möhrer. — Sandro Botticelli. — Gedanken über die Sprachenverordnung in Böhmen. — Eine Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg. — Zeitläufe. Ereignisse und Stimmungen in und um Berlin: „Weltpolitik“ und Militarismus. I. — Die Pilger am Grabe des sel. Petrus Canisius. [14237]

Vervielfältigung (17110)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie“. So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Tauchnitz Edition.

September 15, 1897.

The Ancestors of Peter Atherly.

By (14197)

Bret Harte,

Author of „The Luck of Roaring Camp“ etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Kleine historische Schriften

von

Heinrich von Sybel.

Drei Bände. Geh.

I. Band. 3. Aufl. Preis 9 Mark. II. Bd. Preis 6 Mark. III. Bd. Preis 10 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Das Jahr (14182)

1848

in Wort und Bild

(Antiquariats-Katalog Nr. 93).

I. TAUSSIG, PRAG.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 18. September. Nummer 210.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die drei letzten Jahrzehnte der Maria Stuartforschung. Von Dr. H. Disselnkötter. — Die Zahl im Kriege. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die drei letzten Jahrzehnte der Maria Stuartforschung.

Von Dr. H. Disselnkötter (Trarbach).

Nachdrücklicher und gründlicher als je zuvor, mit besseren und stärkeren Waffen und unter allgemeinerer Betheiligung, zumal auch von deutscher Seite her, ist der dreihundertjährige Streit um Maria Stuarts Briefe, Thaten und Charakter gerade in den letzten drei Jahrzehnten erneuert und durchgekämpft worden. Geraume Weile ruhen nun schon die kampflustigen Federn; es ist ein Stillstand eingetreten und die Vermuthung drängt sich auf, daß ein gewisser Abschluß erreicht ist.

Es war natürlich, wie jeder Sachverständige von vornherein annahm, auch diesmal keine vollständige Niederlage der einen oder andern Partei zu erwarten. Weder die „Vertheidiger“ noch die „Ankläger“ Maria's — um diese Kunstausdrücke zu brauchen, bekennen sich als überwunden, und ich fürchte, solange der Gegensatz zwischen der protestantischen und der katholischen Confession bestehen bleibt, werden beide Species von Historikern nicht aussterben. Es müßte denn sein, daß plötzlich neues und zwar solches Quellenmaterial aufgefunden würde, daß es der einen Partei ganz und gar den Boden unter den Füßen wegzöge. Doch ist daran natürlich kaum zu denken.

Indeß vielleicht haben sich die Parteien irgendwie genähert? Vielleicht ist man der Lösung des schwierigen Problems beim diesmaligen Kampf ein bedeutsames Stück näher gekommen? Diese Frage, meine ich, braucht bloß aufgeworfen zu werden, um das allgemeine Interesse sogleich wachzurufen.

Es war im Jahr 1870, als in Edinburg der erste Band des Werkes erschien, „Mary Queen of Scots and her accusers“, dem vier Jahre später ein zweiter folgte. Der Feder eines überaus gescheiten Rechtsanwalts entsprungen, stellt es den umfassendsten und gründlichsten Versuch einer Ehrenrettung Maria's dar, der je unternommen worden ist. Hosack's Werk — hat später ein Freund und Gesinnungsgenosse gesagt — ist eins der classischen Werke in unsrer Frage geworden und hat auf englischem Boden wenigstens 20 Jahre lang das Feld behauptet. An Scharfsinn ließ dieser schottische Jurist alle seine Vorgänger weit hinter sich; er verfügte über reiches, zum Theil neues Material. Keine Blöße, die sich Maria's „Ankläger“ gegeben hatten, entging ihm; mit Bergen von Argumenten suchte er seine Widersacher zu erdrücken. Kurz, Hosack kehrte den Juristen zu sehr hervor; er forderte die Kritik geradezu heraus, wenn er seine Clientin um jeden Preis als unschuldig darzustellen versuchte und zwar als allein völlig unschuldig inmitten einer sittlich versumpften, doppelzüngigen und verbrecherischen Umgebung und Mitwelt.

1883 sodann brachte der Jesuitenpater Stevenson aus einem Manuscript des Britischen Museums Aufzeichnungen an die Oeffentlichkeit, die Maria's langjährigen Secretär Claude Nau zum Verfasser hatten, eine Darstellung gerade der kritischen Epoche in Maria's Leben enthielten und zwischen 1579 und 1586 verfaßt sein müssen. Bis Stevenson ihren hohen Werth erkannte, waren sie sozusagen übersehen und ungewürdigt geblieben. Der glückliche Entdecker erbrachte den Erweis, daß Maria Stuart selbst diese Arbeit in weitgehendem Maß überwacht und beeinflußt haben müsse. Seine Argumente wurden durch eine Reihe tüchtigster Forscher, z. B. Cardauns, Breßlau und Philippson, nachgeprüft und noch verstärkt.

Mit der Festlegung dieser Thatsache aber wurde Maria's Charakterbild mit einem Schlag in ein ganz bestimmtes, von keinem Vertheidiger mehr zu verfärbendes Licht gerückt. Von Stevenson als Beweisstück zu Maria's Gunsten veröffentlicht, erwiesen sich Nau's Skizzen bei jeder neuen Prüfung als für Maria's Andenken nachtheiliger. Cardauns gestand 1885 zu, es sei jetzt als feststehend zu betrachten, daß Maria, wenn auch unter dem Druck des verrätherischen Adels, schon vor ihrer Entführung eine Heirath mit Bothwell ernstlich in Erwägung gezogen habe. Schweren Anstoß nahm dieser scharfsinnigste unter den deutschen „Vertheidigern“ ferner an dem Fluch, den Maria — nach Nau —, kaum der Gefangenschaft in Lochleven entronnen, knieend und mit aufgehobenen Händen über ihren bisherigen Hüter und dessen ganze Familie ausspricht, noch peinlicher berührte ihn die Notiz, daß „Ihre Majestät“ — nur mit diesem Titel redet der loyale Secretär von seiner Königin — gebetet habe, ihr Halbbruder Murray möge den Hals brechen. Solche unchristliche Züge, die an die lancraeche Chriemhilde des Nibelungenliedes gemahnen, erregten schon Anstoß; sie waren nicht so zu umgehen, wie die Aeußerungen in Maria's Briefen, in denen sie ihre unverhohlene Freude über Mordanschläge auf ihre politischen, bezw. religiösen Gegner, auf Murray und den Prinzen Wilhelm von Oranien, ausspricht: Aeußerungen eines unschönen Hasses, über welche die Vertheidiger sich gern ausschwiegen.

Und noch anderes erregte in Nau's Memoiren Bedenken. Auffällig, in hohem Grad auffällig erschien die Kürze, mit der alles, was auf Darnley's Ermordung Bezug hat, bei ihm erzählt wird; eigenthümlich ferner auch das vollständige Schweigen, das die Memoiren über die berüchtigten Cassettenbriefe beobachten, jene bekannten Liebesbriefe Maria's an Bothwell: es fällt kein Wort darüber, daß wir es mit einer „Fälschung“ zu thun haben; nicht die mindeste Aufklärung wird dem Leser darüber zu theil, wie diese schlimmste, raffinirteste und complicirteste aller „Fälschungen“ zu stande gekommen ist — wenn die Briefe nämlich eine „Fälschung“ sind, wie Maria sonst mehrfach behauptet hat. — Auf einen anderen Punkt in den Memoiren richtete einige Jahre später Martin Philippson seine Aufmerksamkeit; er stellte alle Mittheilungen zusammen, die sich auf Darnley's und Maria's

Digitized by Google

Verhältniß zu einander beziehen. Damit gewann er einen unwiderleglichen Beweis für Maria's unversöhnlichen Haß gegen ihren Gatten, einen Haß, der noch 20 Jahre nach Darnley's Tod unvermindert fortdauert und sich so leidenschaftlich äußert, daß „man sich zu dem Geständniß gezwungen sieht: die Katastrophe Darnley's ist seiner Gemahlin keineswegs unangenehm gewesen". (Revue historique 1888.) Endlich wiesen die Memoiren, wie von mehreren Seiten her angemerkt wurde, zahlreiche vertrauliche Mittheilungen über Dinge auf, die man in unserm prüden Zeitalter in der Gesellschaft kaum anzudeuten wagt. Maria indeß hat sie in naiver Ungenirtheit ihrem Secretär erzählt. Liest man diese Derbheiten, so muß man ein wenig über den am schottischen Königshof dazumal herrschenden Ton staunen, andrerseits aber auch einräumen, daß die Erzählerin so delicater Dinge von feinerem sittlichen Empfinden, von veredeltem Schicklichkeitsgefühl wenig besessen hat.

Kurz, die Veröffentlichung der Nau'schen Aufzeichnungen war für die Sache der „Vertheidiger" Maria's nicht günstig. Die „Ankläger" gewannen dadurch Terrain.

Fast ebenso wichtig wie diese Veröffentlichung wurde dann eine Untersuchung des scharfsinnigen Harry Breßlau über die zwischen Maria und Babington gewechselten Briefe (Hist. Zeitschr. Bd. 52). Bekanntlich wurde die letzte Verschwörung zu Maria's Gunsten von einem englischen Edelmann Anthony Babington geleitet; in sie ward Maria hineinverwickelt und starb deßhalb den Tod durch Henkershand. In den Gründen des Todesurtheils wird unter anderm angeführt, Maria habe an einem Anschlag gegen das Leben der Königin Elisabeth mitgewirkt. Diese Anschuldigung aber gründet sich in erster Reihe auf zwei Briefe, von denen der eine von Babington und die Antwort von Maria verfaßt ist, bezw. sein soll. Die Originale existiren nicht mehr; selbstredend: sie sind wegen ihres compromittirenden Inhalts von dem jeweiligen Empfänger kurz nach der Empfangnahme vernichtet worden. „Fail not to burn this present quickly" (Verbrennen Sie dies Schreiben ohne Verzug), so heißt es am Schluß des zweiten Schreibens. Allein Maria's Correspondenz wurde von der englischen Geheimpolizei überwacht, und ein Agent derselben, ein geriebener, jeder schlechten Handlung fähiger Mensch, namens Philipps, hat sie befördern helfen und unterwegs, während sie durch verschiedene Hände aus der des Schreibers in die des Empfängers übergingen, In seinen Fingern gehabt und — dechiffrirt. Aber auch diese Dechiffrirungen existiren heute nur noch in Copien.

Sind diese Schriftstücke nun echt? — Daß sie im großen und ganzen echt sind, hat noch kein Mensch in der Welt bestritten. Nur einen in beiden Briefen enthaltenen Umstand ficht man an, nämlich die auf ein gegen Elisabeths Leben gerichtetes Attentat bezüglichen Stellen. Man erklärt sie für interpolirt. Warum? Weil Maria Stuart bis an ihr Ende hoch und heilig jede Betheiligung an diesem Verbrechen in Abrede gestellt hat.

Breßlau nun kommt zu dem Ergebniß, daß die Interpolationstheorie eine ganz haltlose ist. Gegen seine festgeschlossene Beweisführung vermochte Bernhard Sepp in drei Schriften („der Nachlaß der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart", „Maria Stuarts Briefwechsel mit Anthony Babington" und sein „Proceß gegen Maria Stuart") nicht aufzukommen. Damit rückt aber auch die Frage nach Maria's Charakter einen Schritt weiter. Sie hält sich für berechtigt, vor Gericht mit sophistischen Ausreden ihre Theilnahme an dem Complott zu leugnen, so lange, bis man sie — überführen kann. Höhnisch spricht sie den dechiffrirten Briefcopien jede Beweiskraft ab; „ich kann nur überführt werden, entweder durch meine eigenen Worte oder durch meine eigene Handschrift": auf diesen kurzsichtigen Satz basirt sie ihre Vertheidigung in letzter Linie. Bei solcher machiavellistischer Sophistik verblaßt das Idealbild der Vertheidiger einigermaßen: wie moralisch hoch oder wie niedrig aber sie ihrer gesammten politischen Moral nach unter den zeitgenössischen Staatsmännern und -lenkern einzuschätzen ist — das ist freilich eine noch zu erledigende Frage.

Mittlerweile war aber auch der Kampf um die Echtheit, bezw. Unechtheit der bereits erwähnten „Cassettenbriefe" aufs heftigste entbrannt. Diese bekanntlich gleichfalls im Original verlorenen Liebesbriefe an Bothwell boten von jeher menschlichem Scharf- und Spürsinn einen willkommenen Tummelplatz. Natürlich hatte Hosack sie als schlimmste „Fälschungen" erwiesen — doch eigenthümlicherweise nicht alle. An den drei unschuldigsten hielt er als an echten, aber an verdächtigen Stellen interpolirten Briefen Maria's fest, nur daß sie früheren Datums und an — Darnley gerichtet seien. Seine ganzen Darlegungen litten indeß hie und da an Unklarheit und zeugten vielfach von großer, subjectivster Willkür.

1882 aber rückte die Untersuchung ein gutes Stück vorwärts durch eine in Maurenbrechers Historischen Taschenbuch erschienene glänzende und bis auf einen Punkt mustergültige Arbeit aus der Feder Harry Breßlau's. Er stellte zunächst einmal endgültig fest, wie es um die handschriftliche Ueberlieferung der Briefe bestellt ist, theilte von sechs Briefen (es sind im ganzen acht) einen auf officieller, zeitgenössischer Collation beruhenden Text mit und erwies endlich, daß der Stil und die Ausdrucksweise in den erhaltenen vier französischen Copien mit Maria's nachweisbar echten Briefen im schönsten Einklang stehen. Nur einen Brief, allerdings gerade den längsten, wichtigsten und inhaltschwersten, den sogenannten langen Glasgowbrief, der bloß in schottischer und in englischer Uebersetzung vorliegt, gab er als „Fälschung" preis. Und weit und breit fand gerade seine Kritik an diesem langen Glasgowbrief Beifall. Nur Arnold Gädeke, der erste deutsche Biograph Maria's, blieb dabei, auch dieser Brief sei echt. Er verfocht aber seine Ansicht ohne jeden Erfolg und Philippson spottete: „Son autorité est mince".

Wenn aber Breßlau festen Boden gewonnen zu haben glaubte, so war doch seine ganze Stellung gerade durch die Preisgabe des Glasgowbriefs wieder etwas unsicher geworden. Cardauns erklärte mit Recht (der Sturz Maria Stuarts 1883): Nur die allerzwingendsten Gründe würden, nachdem sich das Hauptbeweisstück der Schotten (d. i. der Glasgowbrief) als plumpe Mache herausgestellt hat, die Annahme der Echtheit der übrigen Briefe zu rechtfertigen vermögen. Mit dem Nachweis, daß einige Briefe in gutem Französisch und ungefähr so geschrieben sind, wie Maria zu schreiben pflegte, ist die Sache wahrlich nicht abgemacht. Wer bürgt dafür, daß die Schurken, welche den langen Glasgowbrief in der frechsten Weise fälschten, die anderen vollständig unverändert ließen?

Doch verschloß man auch diesen Darlegungen sein Ohr und folgte Breßlau; das alte Argument Robertsons wurde wieder lebendig: Wenn wirklich gefälscht oder eine Fälschung unter echte Stücke untergeschoben worden ist, warum hat man dann nicht gründlicher gefälscht? Warum hat der nichtswürdige Fälscher, der Marien um jeden Preis politisch und gesellschaftlich todt machen wollte, sich mit dunklen und unbestimmten, vor Gericht kaum verwerthbaren Anspielungen auf eine gegen Darnley geplante Gewaltthat begnügt? Warum kennzeichnete er das verbrecherische Vorhaben nicht deutlicher? Weßhalb deutete er die ihm doch bekannte Pulverexplosion nicht an? — Eine einzige Phrase, ein paar Worte, an beliebiger Stelle eingefügt, hätten genügt, die Mörderin Maria als solche in Verruf zu bringen und sie als Herrscherin unmöglich zu machen.

Digitized by Google

Vorläufig indeß schwieg ein solches Bedenken. Eine Reihe namhafter Forscher stimmte Breßlau zu; andere fanden an seinen Auslassungen einen gewissen Halt, um desto entschiedener die Unechtheit zu vertheidigen, so, um nur die hervorragendsten neben Cardauns zu nennen, der Mitarbeiter unsrer Beilage Wilhelm Oncken und Ernst Bekker. — Andrerseits fand einer der begeistertsten deutschen Vertheidiger Maria's, zugleich einer der thätigsten und verdientesten Forscher auf diesem Gebiet, Professor Bernhard Sepp, in den Cassettenbriefen und gerade im Glasgowbrief soviel Echtes, daß er ein Tagebuch Maria's als Grundlage der Fälschung annehmen zu müssen glaubte. Er traute seinem Scharfsinn aber doch wohl etwas zu viel zu, wenn er die „nichtswürdigen" Fälscherzusätze, die Maria „verdächtigen" sollen, — fein und sauber „herausschälen" wollte. Natürlich fand sein ziemlich willkürliches Verfahren nirgendwo Beifall, sondern nur schärfsten Widerspruch. Auch der Bremenser H. Gerdes und der Heidelberger Jurist Karlowa hatten mit ihren gekünstelten Versuchen kein Glück. In Hosacks Spuren wandelnd suchten sie aus den Cassettenbriefen allerlei unverfängliche Schreiben herzurichten, die aus Maria's Umgebung von verschiedenen Verfassern herrühren und mit den verschiedensten Adressen versehen sein sollen. Auch Martin Philippson erschien auf dem Kampfplatz und schrieb über die Sache einen Aufsatz in der Revue historique (1887); aber gerade von dieser Darlegung kann man dasselbe sagen, was er Bekker vorwirft: Qui veut trop prouver, ne prouve rien.

So war der Stand der Dinge 1889. Da fanden sich auf einmal drei Vertheidiger der Echtheit aller Cassettenbriefe. Der Schotte Henderson und der rheinische Archivar Hermann Forst brachten neue Waffen und Beweise für ihre Echtheit bei. Natürlich hat man gegen des ersteren scharfsinnige Dialektik und gegen des anderen vorsichtige und gewissenhafte Gründlichkeit angekämpft; gegen jenen ist Skelton, gegen diesen B. Sepp aufgetreten und haben einzelne Blößen ihrer Darlegung hervorgezerrt und angegriffen.

Aber als feststehendes, von der Kritik nicht anzufechtendes Resultat ihrer Forschungen dürfen folgende drei Punkte gelten:

1. Die Originale der Cassettenbriefe waren sämmtlich in französischer Sprache geschrieben.

2. Hosack hatte „bewiesen", aus chronologischen Gründen könne Maria den langen Glasgowbrief nicht geschrieben haben: jetzt ist er widerlegt.

3. Die Geschichte der Auffindung und Verwerthung der Originaldocumente bis zu ihrem Verschwinden (1584) ist in vielen und wesentlichen Punkten aufgehellt.

Ein ausschlaggebender vierter Punkt kam hinzu: Die schottischen Gegner Maria's haben 1568 den Engländern die Documente vorgezeigt und bei dieser Gelegenheit zur Beglaubigung und Ergänzung ihres Inhalts von einem gewissen, sonst fast unbekannten Crawford, einem Clausmann von Darnley's Vater, eine Aussage (Deposition) mitvorlegen lassen. Dieser Crawford war nämlich Augen- und Ohrenzeuge gewesen, „als Maria kurz vor dem Morde (Januar 1567) den kranken Darley aus dem sicheren Glasgow weg schmeichelnd in das Todesnetz lockte". Die Deposition nun zeigt eine ganz auffallende Uebereinstimmung mit längeren Partien des Glasgowbriefes. Cardauns und Breßlau erklärten, die Deposition sei von dem Briefsfälscher ausgeschrieben, und der letztere wagte gar die Behauptung, diese Thatsache liege für jeden, der nicht die Richtigkeit der Methode unsrer ganzen Quellenkritik leugnen wolle, so klar, daß kein Wort darüber verloren zu werden brauche. In einer Recension des Henderson'schen Buches in Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. 65) führte ich den Beweis, daß der Briefschreiber hinsichtlich eines breitspurig besprochenen Punktes — er betrifft einen Magistratsbeamten Hiegate von Edinburgh — mehr gewußt habe wie Crawford und daß Crawford den Glasgowbrief mißverstanden haben müsse. Die Feststellung dieser Thatsache, die von mehreren Seiten, z. B. von Forst, Michael, Salomon angenommen wurde, brachte zugleich ein Wort Leopolds v. Ranke wieder zu Ehren. Er hat bekanntlich in seiner englischen Geschichte die Cassettenbriefe für unzweifelhaft echt erklärt, weil sie Umstände enthalten, die damals niemand sonst wissen konnte und die sich hernach als wahr erwiesen haben.

Ohne meinen Beweis zu kennen, hat ein Vertheidiger Maria's John Skelton, in seinem großen Werke über Mary Stuart (1893) der von dieser Seite her drohende Gefahr die Spitze abzubrechen gesucht. Er meint natürlich noch, Crawfords Deposition sei Vorlage für den Fälscher gewesen; aber wenn sich auch das Gegentheil erweisen lasse, würde die Sache nicht besser; dann habe Crawford Betrug verübt, da er eidlich und protokollarisch ausgesagt habe, seine Deposition gründe sich auf eigene, gleichzeitig schon im Januar 1567 angefertigte Notizen. — Die Fälschung, wenn es eine solche ist, liegt hier ganz auf Seiten Skeltons. Crawford sagt nämlich mit keiner Silbe, daß er jene Notizen im October 1568 noch besessen und verwerthet habe; er spricht von ihnen nur, um das Gewicht seiner Aussage dadurch zu verstärken und seine Erinnerung als eine durch frühere Notizen gefestigte hinzustellen. Daß er nun seine Deposition so eng an den Glasgowbrief anlehnt, ohne diesen zu citiren, mag in den Augen eines heutigen Juristen unzulässig sein; aber von einem Meineid oder Betrug Crawfords zu reden, liegt gar kein Anlaß vor, um so mehr, als er auch Originales beibringt. —

Aber wie entsetzlich ist der Inhalt des langen Glasgowbriefes! „Unmöglich," hat man gesagt, „kann man annehmen, daß ein solcher Brief mit so cynischen Ausfällen und mit seiner teuflischen Freude am Bösen von einer Frau geschrieben sein kann." „Aber," so antwortet W. Michael (Nord und Süd 1894, October) mit Recht, „sollte man einer Frau, die ihren Gatten betrügt und ihn ermorden läßt, nicht auch einen solchen Brief zutrauen dürfen?" — Zuletzt kommen Maria's Vertheidiger mit stilistischen Gründen: man bezeichnet Theile des Briefes geradezu als „unbeholfenes Geschwätz" und meint, man dürfe es der schreibgewandten Maria nicht zutrauen. Allein einmal liegt der Brief doch nur in Uebersetzung vor; zweitens haben wir von streng vertraulichen Briefen Maria's nur wenige, und drittens, meine ich, muß man den Brief auch richtig lesen und nicht an entscheidender Stelle die Bedeutung kleiner Wörtchen wie ay (schottisch immer und ja) verkennen, wie es z. B. dem Erfinder des „unbeholfenen Geschwätzes", einem unsrer hervorragendsten Kritiker, passirt ist. Als Resultat des wissenschaftlichen Streites nun darf man es hinstellen, daß der Versuch Hosacks und seiner Nachfolger, die Fälschung nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen, nach dem heutigen Stande der Forschung für gründlich zurückgewiesen zu erachten ist, ja, daß die Summe der Argumente für die Echtheit, die Robertson und Laing beibrachten, gerade im letzten Kampf so vergrößert worden ist, daß kein vorurtheilsloser Historiker die Cassettenbriefe fortan achtlos beiseite schieben darf.

Inzwischen wurde die Frage nach Maria's Schuld — unabhängig von der Frage nach dem Werth jener Briefe — aufs eingehendste von berufener Seite erörtert. Moritz Brosch faßte seine Ansicht in die Alternative zusammen: entweder hat Maria sich des Gattenmordes schuldig gefühlt, oder aber sie ist so thöricht gewesen, durch ihr Betragen vor und nach dem Morde, durch die einzelnen Stadien und den ganzen Verlauf ihres Liebesabenteuers mit Bothwell

den Schein der Mitschuld auf sich zu laden. Zwischen diesem Entweder-Oder gibt es kein Drittes. Man hat also die Wahl, Maria für eine große Thörin oder eine große Verbrecherin zu halten. Gegen die erstere Annahme spricht alles, was vom Lebenslauf dieser Königin bekannt geworden ist und was Zeitgenossen beinahe einstimmig von ihr ausgesagt haben. (Quidde's deutsche Zeitschr. f. Gesch. 1889.) Zu demselben Ergebniß gelangt Martin Philippson, wie oben bemerkt, ein Gegner der Echtheit der Cassettenbriefe. Im 3. Bande seiner Histoire du règne de Marie Stuart (1892) wälzt er zwar die Hauptschuld an der Ermordung Darnley's auf dessen persönliche Gegner unter dem schottischen Adel ab, muß aber die für Maria's Mitschuld sprechenden Thatsachen noch vermehren.

Und Maria's Vertheidiger? Sie blieben nicht müßig, waren aber wenig glücklich. Der Text des bereits erwähnten Skelton'schen Werkes wird bald seinen Werth verlieren, weil jeder kritische Nachweis fehlt und dem Verfasser mehr die fast schwärmerische Begeisterung als der kühle kritische Verstand die Feder führen half. Er behauptet z. B. noch allen Ernstes, daß Maria wider ihren Willen zur Ehe mit Bothwell gezwungen worden sei; bei der Besprechung ihrer Entführung dictirt er einfach, daß sie Bothwell nicht lieben konnte und schiebt ihr Verhalten in dieser Zeit auf ihre hochgradige seelische und körperliche Niedergeschlagenheit. Ihr Verhalten nach Darnley's Mord hingegen erklärt er wiederum ohne Schatten eines Beweises — für natürlich, einfach und ganz für ihre Unschuld sprechend. Bleibenden Werth wird das Prachtwerk aber deßhalb behalten, weil der Jurist Skelton es mit authentischen, herrlichen Portraits Maria's und fast aller hervorragender Zeitgenossen geschmückt hat.

Das Letztere kann man nun nicht von dem Werke des norwegischen Historikers Gustav Storm behaupten, dessen vom Archivrath Wittmann übersetzte 2. Ausgabe uns jetzt vorliegt.[1]) Aus Vorträgen erwachsen, soll es populären Zwecken dienen. Es ist ohne eigene archivalische Forschung geschrieben, aber unstreitig fesselnd und anschaulich abgefaßt; nur hat die einmal gefaßte Meinung, Maria sei unschuldig, zu einer fast sträflichen Vernachlässigung der neueren Forschung geführt. Darum ist es leider jetzt schon in wesentlichen Punkten überholt und kann keinerlei Anspruch darauf machen, „eine auf dem Boden der neuesten Forschung stehende und vollkommen objective Biographie Maria's" zu sein, wie Wittmann im Vorwort behauptet.

Die Ranke, Robertson, Mignet behalten Recht — ihr Bild der Maria Stuart ist historisch. So, wie Storm sie uns zeichnet, wandelte seine Heldin, das Kind des 16. Jahrhunderts, die Blutsverwandte der Guisen, die Schwiegertochter Katharina's von Medici und die Schwägerin Karls IX. und Heinrichs III. nicht auf dieser Erde. Ihr fehlt die heiße Leidenschaftlichkeit, die sich mit berechnender Klugheit, ja Verschlagenheit paart; ihr fehlt der derbsinnliche Zug der Stuarts; sie ist zu wenig gezeichnet als versteckte, jeder Verstellung fähige Heuchlerin, die sie dann wenigstens zu spielen vermochte, wenn sie sündiger Neigung erlegen war. Sie ist lauter Milde, Toleranz und echte Frömmigkeit — nach dem Historiker Storm, aber nicht nach den historischen Quellen.

[1]) Gustav Storm, Professor an der Universität Christiana: Maria Stuart, Geschichte ihres Lebens nach der neuesten Quellenforschung, übersetzt von Dr. Pius Wittmann.

Die Zahl im Kriege.

II.

S. L. In dem vorangegangenen Artikel wurde der Verluste an Offizieren im Verhältniß zu je 100 Gefallenen oder Verwundeten gedacht. Wir wollen nun eine vergleichende Darstellung der Gesammtverluste (einschließlich der Gefangenen und Vermißten) an der Hand der betreffenden Tafel des Berndt'schen Werkes auszugsweise skizziren. Hierbei ergibt sich zunächst die interessante Thatsache, daß erstens die blutigeren Verluste stets auf Seite des Besiegten zu verzeichnen sind; zweitens, daß die procentuale Höhe der Verluste von den älteren Kriegen zu den neueren und neuesten stets abnimmt, mit einziger Ausnahme des italienischen Feldzuges 1848/49 und des ungarischen Insurrectionskrieges in den gleichen Jahren. Es betrug nämlich der Gesammtverlust durchschnittlich:

Siebenjähriger Krieg . . .	23½ %	Sieger 17 %, Besiegte 30 %
Napoleonische Kriege . . .	19 %	Sieger 12 %, Besiegte 26 %
Russisch-polnischer Krieg (1831) . .	18½ %	Sieger 13 %, Besiegte 23 %
Italienischer Krieg (1848—1849) . . .	5½ %	Sieger 3 %, Besiegte 8 %
Oesterreichisch-ungarischer Krieg (1848—1849)	4½ %	Sieger (?), Besiegte (?)
Krim-Krieg	15 %	Sieger 12 %, Besiegte 18 %
Krieg in Indien (1859)	13½ %	Sieger 10 %, Besiegte 17 %
Krieg 1866 (Nord und Süd) . . .	12 %	Sieger 8 %, Besiegte 16 %
Deutsch-französischer Krieg .	12½ %	Sieger 8 %, Besiegte 17 %

Diese Durchschnittszahlen ermöglichen indeß keine ausreichende Vorstellung von dem Ueberwiegen der Verluste in den älteren Kriegen gegenüber denjenigen in neuerer und neuester Zeit. Die verlustreichste Schlacht im deutsch-französischen Kriege war Sedan mit 42.2% (Franzosen); die nächstverlustreichste Schlacht war Wörth mit 41.4% (Franzosen). Im österreichisch-preußischen Kriege 1866 bezifferte sich der Gesammtverlust der Oesterreicher bei Skalitz mit 25%, bei Königgrätz mit 20.6%; bei Langensalza betrug der preußische Verlust 20%, bei Düppel (1864) derjenige der Dänen 26.7%, bei Inkerman (Krimkrieg) derjenige der Russen 24.4% (der Verbündeten 23.6%). Weit höhere Zahlen weisen die Napoleonischen Kriege auf. Die opferreichste Schlacht in dieser Zeit war, wie bereits erwähnt, jene bei Aspern mit 49.3% (Franzosen); hieran schließt Waterloo mit 42.9% (Franzosen); weiter Katzbach 38% (Franzosen), Salamanca 36.4% (Franzosen), Borodino 35.1% (Russen), Kulm 35.1% (Franzosen), Leipzig 34% (Franzosen), Austerlitz 33% (Russen und Oesterreicher), Marengo 33% (Oesterreicher) u. s. w. Diese procentualen Verlustzahlen werden indeß noch übertroffen von jenen im siebenjährigen Kriege. Hier weist die Schlacht bei Breslau den höchsten Werth in diesem Jahrhundert auf, nämlich 51% (Preußen); für Zorndorf beziffert sich der Verlust mit 50% (Russen), für Kunersdorf mit 48.2% (Preußen).

Diese statistischen Daten beziehen sich, wie gesagt, auf die Gesammtverluste. Das Verhältniß — Ueberwiegen der Verluste in den älteren Kriegen gegenüber denjenigen in der neueren und neuesten Zeit — bleibt dasselbe, wenn man lediglich die „blutigen Opfer" (Todte und Verwundete) einer vergleichenden Untersuchung unterzieht. Auch hier weisen die modernen Kriege die geringsten Werthe auf: im Maximum Mars-la-Tour mit 22.4% (Deutsche), dann

Digitized by Google

Sedan mit 19% (Franzosen), Wörth mit 15.7% (Franzosen). Dem gegenüber weist die Schlacht bei Inkerman (Krim) 24.4% (Russen), Borodino 31% (Russen), Waterloo 33.2% (Franzosen), Aspern 46.8% (Franzosen). Mit dieser Schlacht ist das Maximum erreicht, denn im siebenjährigen Kriege bleiben die Maxima etwas zurück: Kunersdorf 43.4% (Preußen), Zorndorf 42.9% (Russen).

Eine vergleichende Zusammenstellung der blutigen Verluste ergibt (conform den Gesammtverlusten) im Durchschnitt:

Siebenjähriger Krieg	17%	Sieger 14%	Besiegte 19%
Napoleonische Kriege	15%	Sieger 12%	Besiegte 19%
Russisch-polnischer Krieg (1831)	16%	Sieger 14%	Besiegte 18%
Italienischer Krieg (1848—1849)	3%	Sieger 3%	Besiegte 3%
Oesterreichisch-ungarischer Krieg (1848—1849)	1½%	Sieger (?)	Besiegte (?)
Krim-Krieg	14%	Sieger 10%	Besiegte 17%
Italienischer Krieg (1859)	8%	Sieger 8%	Besiegte 8½%
Dänischer Krieg (1864)	6%	Sieger 3½%	Besiegte 8%
Krieg 1866 (Nord und Süd)	8%	Sieger 7%	Besiegte 9%
Deutsch-französischer Krieg (I. Periode)	9½%	Sieger 10%	Besiegte 9%
Deutsch-französischer Krieg (II. Periode)	3%	Sieger 2½%	Besiegte 3½%

Für die beiden Perioden des deutsch-französischen Krieges ist der bedeutende Ausfall für die zweite Periode bezeichnend. Es wurde bereits im ersten Aufsatze darauf hingewiesen, wie mit dem Sinken der Qualität der Truppen die blutigen Verluste abnehmen; in der ersten Periode des deutsch-französischen Krieges fochten auf Seite der Franzosen durchweg reguläre Truppen, in der zweiten Periode vorwiegend Volksaufgebote.

Was schließlich den Verlust an Todten allein anbetrifft, so bleiben sich die Werthe auffälligerweise fast gleich. Für den siebenjährigen Krieg stellt sich der durchschnittliche Verlust an Todten auf 25% (von allen Todten und Verwundeten), in den Napoleonischen Kriegen auf 21%, in den Kriegen in Italien und Ungarn 1848/49 auf 21%, in der Krim auf 29%, in Italien 1859 auf 19%, im Kriege 1866 auf 24% (Preußen 22%, Oesterreicher 25%), im deutsch-französischen Kriege auf 24%.... Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß das Verhältniß der Todten zu den Verwundeten im Laufe der Zeiten, trotz den ausgiebigen Fortschritten der Waffentechnik, so ziemlich gleich geblieben ist. In der Regel ist ein Viertel der durch die feindliche Waffenwirkung außer Kampf Gesetzten todt. Das normale Verhältniß ist: 1 Todter auf 4 Getroffene.... Es fragt sich nun, wie viele Schüsse 4 Treffer ergeben. Nach Plönnies wäre in den Feldzügen bis einschließlich 1859 durchschnittlich auf 140 Schüsse 1 Treffer entfallen. In der Schlacht von Gravelotte-St. Privat erzielte das Feuer des sächsischen Corps erst auf je 400 Schuß 1 Treffer, und bei Mars-la-Tour hat (nach Hönig) erst jeder 452. Schuß getroffen. Auch Wolozkoi, ein Fachmann ersten Ranges, kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Resultate, daß in künftigen Schlachten durchschnittlich erst auf etwa 400 Schüsse ein Treffer kommen dürfte. Früher schoß man weniger und besser, heute wird — dank der Leichtigkeit in der Handhabung der Magazingewehre — blind darauf los gefeuert.... Die Anzahl der Schüsse per Mann aus früheren Kriegen ist nicht zu ermitteln. Für die jüngsten Kriege ergibt sich, daß in dem sechsmonatlichen deutsch-französischen Kriege durchschnittlich jeder deutsche Infanterist 56 Schuß abgegeben hat; bei St. Privat verschoß das XII. Corps 1,150,000 Patronen, d. i. durchschnittlich 60 per Mann; ebenso viel die Russen bei Plewna am 30. Juli.

Stellt man sich die Frage, in welchem Verhältniß die Wirkung des Gewehrfeuers zu der des Geschützfeuers steht, so ergibt sich, daß erstere bei weitem überwiegt. Den höchsten Procentsatz (25%) von Verwundeten durch Artilleriegeschosse weisen die Franzosen im deutsch-französischen Kriege auf; alsdann die Preußen im Feldzuge 1866 (16%); weiter die Dänen im Jahre 1864 (9.1%). Auffällig gering ist der Verlust der Oesterreicher im Kriege 1866, nämlich nur 3%. Durch Gewehrgeschosse Verwundete zählten am meisten die Deutschen 1870—1871 (94%); dann der Reihe nach: die Franzosen 1859 (91.7%), die Oesterreicher 1866 (90%), die Dänen 1864 (84%), die Preußen 1866 (79%), die Franzosen 1870—1871 (70%).

Die Wirkung der Feuerwaffen führt uns auf einen weiteren Factor: das Verhältniß der Zahl der Geschütze zu der in den einzelnen Schlachten aufgebotenen Gesammtmacht. Dasselbe zeigt ziemlich gleiche Werthe und schwankt zwischen 2—5 Geschützen pro 1000 Mann. Das Maximum (5) fällt auf Kunersdorf und Borodino, das Minimum (2) auf Mollwitz, Ostrolenka (1831), Custozza (1866). Die Feldzüge 1866—1877 weisen 3—4½ Geschütze per 1000 Mann auf. Ganz anders stellt sich das Verhältniß der in den Kämpfen betheiligten Reiterei, welches zusehends von den älteren Kriegen zu den neueren und neuesten abnimmt. Das Maximum (570 Reiter auf 1000 Infanteristen) weist die Schlacht bei Kolin auf; alsdann die Schlacht bei Eylau (520:1000). Im siebenjährigen Kriege schwankt das Verhältniß zwischen 250 und 570:1000; in den Napoleonischen Kriegen zwischen 140 und 520:1000; in den italienischen Kriegen 1849 und 1859 zwischen 70 und 140:1000; im preußisch-österreichischen Kriege zwischen 80 und 130:1000; im deutsch-französischen Kriege zwischen 80 und 170:1000. Das größte absolute Aufgebot an Reiterei hatte die Schlacht bei Leipzig (78,000); dann der Reihe nach die Schlachten: Borodino (70,000), Königgrätz (51,000), Eylau (46,000), Wagram (43,000), Gravelotte (34,500), Kolin (32,500), Sedan (31,000), Grohow — polnisch-russischer Krieg 1831 — (28,700), Mars-la-Tour (25,200) u. s. w.

Die größten Reiterkämpfe in der neueren Kriegsgeschichte wurden bei Streſetitz (Königgrätz) und Ville sur Yvon (Mars-la-Tour) ausgefochten. Dort standen 5700 österreichische Reiter (39½ Escadronen) 4500 preußischen Reitern (34 Escadronen) gegenüber — bei Ville sur Yvon 2770 preußische Reiter gegen 2690 französische Reiter. Bei Streſetitz betrug der Verlust auf Seite des Siegers (Preußen) 440 Mann (10%), auf Seite des Besiegten (Oesterreich) 1170 Mann (20.5%). Bei Ville sur Yvon verloren die Sieger (Preußen) 485 Mann (17.5%), die Besiegten (Franzosen) 650 Mann (24%). Diese beiden Cavalleriekämpfe sind die bedeutendsten seit den Napoleonischen Kriegen; weit großartigere Reiterkämpfe aber weisen diese auf — Eylau, Borodino, Dresden, Liebertwolkwitz —, doch fehlen hierüber zuverlässige Angaben.

Sehr bemerkenswerth ist der Antheil, welchen Krankheiten auf die Schwächung der operirenden Armeen haben. In dieser Beziehung steht der Zug nach Moskau (1812) obenan. Von den 363,000 Mann, welche am 24. Juni den Niemen überschritten, gelangten nach Witebsk (Ende Juli) nur 229,000 Mann; bei Eröffnung der Operationen auf Smolensk (10. August) standen nur mehr 185,000 in der Front, vor Borodino (7. September) 134,000, vor Moskau (15. September) 95,000 Mann, bei Smolensk

(9. November) 50,000 Mann. Die Beresina überschritten (28. November) 33,000 Mann, den Niemen (15. December) 8000 Mann; nach amtlichen Berichten sollen die Russen an 100,000 feindliche Streiter gefangen und 243,000 Leichen begraben haben. Uebrigens erging es auch der russischen Armee nicht wesentlich besser; bei Kaluga (Mitte October) zählte sie 120,000 Mann, bei ihrem Eintreffen in Wilna (Mitte December) 40,000 Mann.

Außerordentlich groß waren die durch Krankheiten veranlaßten Verluste im Krimkriege. Die Verbündeten hatten 362,700 Kranke, wovon 69,200 starben, die Russen 322,100 Mann, von welchen 37,500 mit Tod abgingen. Auf Seite der Verbündeten wurde jeder 40. Mann getödtet, jeder 7. verwundet und jeder 6. Mann erlag einer Krankheit; auf Seite der Russen stellt sich dieses Verhältniß zu 15, 4 und 9.... Im Feldzuge 1866, in welchem die Cholera wüthete, fielen 59% aller Todten der preußischen Armee zum Opfer, im französischen Kriege hingegen nur 29%. Von der rund 200,000 Mann starken Einschließungsarmee waren im Laufe der Cernirung etwa 130,000 Mann in ärztlicher Behandlung und am Schlusse betrug der Krankenstand ca. 40,000. Während des ganzen Krieges 1870—1871 wurden deutscherseits allein in den Feldlazarethen ca. 295,000 Kranke (einschließlich 88,000 Verwundeter) gepflegt, wogegen in den staatlichen Reservelazarethen einschließlich der Kriegsgefangenen 812,000 Kranke in Behandlung standen. Nimmt man an, daß 300,000 Kriegsgefangene erkrankt seien, so bleiben noch immer 500,000 deutsche Soldaten, welche im Laufe des Feldzuges krank waren, wogegen es nur 88,000 Verwundete gab.

Von Interesse ist die folgende Betrachtung des Verfassers. Nehmen wir an, daß sich in einer Schlacht zwei gleich starke Armeen von je 200,000 Mann gegenüberständen und im Durchschnitte jeder Mann etwa 50 Schuß verfeuern würde — was bei einer ganzen Armee auch bezüglich der Repetirgewehre als Maximum gelten muß, so gäbe das 10 Millionen Schüsse von jeder Seite. Nehmen wir nun an, daß jeder 400. Schuß trifft (siehe weiter oben), so gäbe dies auf jeder Seite ca. 25,000 Mann todt oder verwundet, d. i. 12.5% — mit Einrechnung der Wirkung des Artilleriefeuers (2.5%) und der Verluste durch blanke Waffen — insgesammt 15%. Auf diese Rechnung gestützt, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß in den Zukunftskriegen die blutigen Verluste 15% der aufgebotenen Streitmacht nicht übersteigen würden und auch auf Seite des arg bedrängten Gegners sich das Maximum mit 20% beziffern dürfte. Die Verbesserung der Feuerwaffen bedingt eine Vergrößerung des Zwischenraumes innerhalb der Gefechtslinien; früher beispielsweise brach der Angriff bei 500 Schritten zusammen, heute würde er bei 1000 Schritten zusammenbrechen. Das besser schießende Gewehr hat somit nur auf den Verlauf des Gefechtes, nicht aber auf die Höhe der Verluste einen Einfluß.

Dagegen ist zu berücksichtigen, daß im Laufe der Zeit die Dauer der Kriege wesentlich abgenommen, die Dauer der Schlachten jedoch gestiegen ist. Vergleicht man beispielsweise die Schlachten des siebenjährigen Krieges mit jenen des deutsch-französischen, so ergibt sich, daß erstere fast durchweg in wenigen Stunden entschieden waren, die meisten der letzten hingegen sich mehr oder weniger der eintägigen Dauer genähert haben und manche sogar noch länger währten. Die Gründe hiefür liegen nach dem Verfasser einerseits in der erhöhten Wirkung der Feuerwaffen, welche den Kampf schon in großer Entfernung entbrennen läßt und die Widerstandsfähigkeit beider Gegner gestärkt hat, andrerseits in der den Waffen angepaßten veränderten Gefechtsweise.... „Während ehemals die zur Schlacht aufmarschirten, in sich eng versammelten Armeen auf ganz kleine Distanzen in den Kampf traten, der häufig auch bald zum Handgemenge und demzufolge rasch zur Entscheidung führte, sehen wir in den letzten Schlachten den Feuerkampf auf weit größere Entfernungen beginnen, die Kräfte mehr successive ins Gefecht treten, ein länger währendes Ringen der einzelnen Theile, ein langsameres Heranreifen der Entscheidung. Die großen Schlachten der Zukunft zwischen annähernd gleich starken Gegnern werden sicher relativ lange Zeit beanspruchen und öfter als früher kann es geschehen, daß der erste Tag die Entscheidung noch nicht bringt."

Wir kommen nun zum 4. Abschnitte des Berndt'schen Werkes, welcher über „Raum und Zeit" im Kriege handelt. Er ist vornehmlich deßhalb instructiv, weil er alle wichtigen Kriege des 19. Jahrhunderts in knappster Fassung bespricht, und zwar in Form von textlichen Erläuterungen auf den betreffenden Karten, von welchen 15 die nachbenannten Feldzüge behandeln: 1800 in Italien und Deutschland; 1805 in Italien und Deutschland; 1806; 1809 in Italien, an der Donau und in Innerösterreich; 1812; 1813/14; 1815; 1828/29; 1831 (Polen); 1848/49; 1859; 1864 (Dänemark); 1866 im Norden, in Westdeutschland und in Italien; 1870/71; der russisch-türkische Krieg 1877/78.... Der durchweg gleiche Maßstab sämmtlicher Karten ermöglicht eine vergleichende Beurtheilung der räumlichen Ausdehnung der Kriegsschauplätze, die überdies noch im Flächenmaß angegeben sind. Weiter sind in den Kärtchen die wichtigsten Operationen in den Hauptzügen dargestellt, und dort, wo Wendepunkte oder Abschnitte zu verzeichnen sind, mit dem betreffenden Datum in Bruchform versehen. Der jedem Kärtchen beigegebene Text schildert in gedrängter Form den Verlauf des Feldzuges in großen Zügen, jedoch mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen „Raum und Zeit". Durch Ermittelung, welche Räume die Armeen im Verlaufe eines Feldzuges (Operation) durchmessen mußten und wie viel Zeit sie dazu benöthigten, läßt sich auf die größere oder geringere Schnelligkeit der Marschbewegungen schließen, und zwar in Form der täglichen Durchschnittsmarschleistung für jeden bedeutenderen Operationsabschnitt.

Den Kärtchen ist außerdem eine tabellarische Zusammenstellung aller großen Kriege des 19. Jahrhunderts beigegeben, welche bezüglich der Dauer der Kriege schätzenswerthe Anhaltspunkte gibt. Der längste Krieg war jener von 1803 bis 1814 zwischen Frankreich und England (über 11 Jahre). Am kürzesten hingegen währte der Krieg 1849 zwischen Oesterreich und Sardinien (6 Tage, vom 20. bis 26. März). Der Krieg Frankreichs gegen Spanien, Portugal und England von 1808—1814 währte 5 Jahre und 11 Monate. Sieht man von diesen Kriegen ab, so ergibt sich bezüglich der absoluten Dauer, daß nur 2 Kriege etwas über 2 Jahre, 5 länger als 1 Jahr, dagegen 15 kürzer als 1 Jahr gedauert haben. Eine auffallende Verringerung der Dauer der Kriege in der Zeit nach der Napoleonischen Aera läßt sich nicht constatiren. Alle Umstände sprechen dafür, daß auch die Kriege der Zukunft nicht von langer Dauer sein werden.

Im allgemeinen läßt schon die räumliche Ausdehnung des Kriegsschauplatzes einen zuverlässigen Schluß auf die Wucht und Intensität der Kriegshandlung zu. Die Feldzüge 1812, 1813—1814, 1870—1871 sind Beispiele hiefür. Es gibt jedoch auch sehr bemerkenswerthe Ausnahmen von dieser Regel, z. B. der Krimkrieg. Er war ein „Positionskrieg", im Gegensatze zum „Bewegungskrieg", in welchem Napoleon I. unübertroffener Meister war. Nach der Größe des Kriegsschauplatzes richten sich die Zahl und Ausdehnung der Operationen und die Marschleistung. Die letztere ist sowohl eine absolute als eine relative. So betrugen die vom Gros der siegreichen Armeen zurückgelegten Distanzen im Kriege:

1805 (Napoleon):	Straßburg-Brünn	= 1000	Kilometer
1806/7 („):	Main-Tilsit	= 1350	„
1809 („):	Donauwörth-Znaim	= 1500	„
1812 („):	Weichsel-Moskau	= 1500	„
1813/14 (Blücher):	Breslau-Paris	= 1600	„
1866 (Preußen):	Torgau-Marchfeld	= 5500	„
1871 (Deutsche):	Rhein-Paris	= 6500	„
1877/78 (Russen):	Pruth-Konstantinopel	= 1200	„

Im Nachfolgenden gibt Referent auf grund der in die Kärtchen eingetragenen Daten eine Zusammenstellung der Kriegsschauplätze nach ihrer räumlichen Ausdehnung und der Marschleistung der betreffenden Truppen.

Kriegsjahr:	Kriegsschauplatz:	Tägliche Marschleistung:
1800 . .	200,000 km?	Franzosen 10 km Oesterreicher 15 „
1805 . .	240,000 „	Franzosen 18—25 „ Russen 14—16 „ Oesterreicher 16 „
1806/7 . .	300,000 „	Russen 23 „ Franzosen 18—25 „
1809 . .	200,000 „	Oesterreicher 12—16 „ Franzosen 16.5—28 „
1812 . .	450,000 „	Franzosen 16—22 „ Russen 16—32 „
1813/14 . .	760,000 „	Franzosen 20—25 „ Verbündete 8—20 „
1866 (im Norden)	52,000 „	Preußen 15 „ Oesterreicher 20 „
1870/71 . .	200,000 „	Deutsche 14—26 „ Franzosen 12 „
1877/78 . .	220,000 „	Russen 10—17 „ Osman (Widdin-Plewna) 30 km

Wir haben mit möglichster Ausführlichkeit den hochinteressanten Inhalt des Berndt'schen statistischen Werkes hierselbst dem Leser vor Augen geführt. Gleichwohl muß bemerkt werden, daß das Studium der vielen farbigen Diagramme in Bezug auf Unterstützung des Gedächtnisses bei Einprägung der verschiedenartigsten Factoren, denen im Kriege eine Rolle zukommt, alle ziffermäßigen Recapitulationen in Zusammenstellungen weit hinter sich läßt. Generalstabshauptmann Berndt hat mit seinem Buche „Die Zahl im Kriege" ein Werk geschaffen, dessen niemand entrathen kann, der sich mit kriegsgeschichtlichen Fragen beschäftigt.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. **Geschichte der englischen Literatur** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Wülker. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1896. — Auf die Frage, warum er nicht auch einmal wie Mozart ein Quintett geschriebra, antwortete Haydn bekanntlich, es sei bald keines bestellt worden. In der Literatur ist von jeher die Bestellung von seiten der Verleger ein mächtiger Antrieb zur Production gewesen, gewiß aber niemals in dem Grade wie heute; so daß eine künftige Literaturgeschichte unsrer Zeit vielleicht am besten thun wird, den Gang der Darstellung nicht an die Person der Autoren, sondern an die Namen der unternehmenden Firmen anzuschließen. Zu diesen gehört vor anderen das „Bibliographische Institut", das schon durch diese Bezeichnung den Charakter einer Anstalt für Bücherindustrie für sich in Anspruch nimmt. Sein jüngstes umfassendes Unternehmen ist die Herstellung einer Reihe von Literaturgeschichten der verschiedenen Nationen, von gelehrten Sachkennern verfaßt, aber auf ein großes Publicum mehr genußsuchender als wißbegieriger Leser berechnet und zu diesem Behuf mit möglichst reichem Bilderschmuck versehen. Wir gestehen offen, daß wir uns mit dieser Manier der Illustration von Literaturgeschichten keineswegs befreunden können. Abbilden mag man die Außenwelt; ausgezeichnete Producte des gleichen Verlags, wie Brehms Thierleben oder Wilhelm Sievers' vielseitig belehrende „Allgemeine Landeskunde" der fünf Erdtheile, wären ohne die glänzende Ausstattung mit guten Abbildungen, die sie erhalten haben, nicht entfernt so werthvoll, als sie wirklich sind. Das gleiche gilt von Werken zur Geschichte der bildenden Künste. Poesie und Schriftstellerei aber wenden sich, vom Drama abgesehen, an den inneren Sinn; wie man deren Geschichte aus Bildnissen der Autoren, Ansichten ihrer Geburtshäuser, Arbeitszimmer oder Grabstätten, aus Portraits ihrer Geliebten, Facsimiles ihrer Schriftzüge, Nachbildungen alter Pergamentblätter, Initialen, Büchertitel, Theaterzettel u. s. w. besser verstehen lernen sollte, — diese Erkenntniß ist unserm altmodischen Verstande niemals aufgegangen; dagegen sind wir fest davon überzeugt, daß die Unterbrechung des Textes durch Illustrationen ein aufmerksames Lesen innerlich wie äußerlich ungemein erschwert. Das „Bibliographische Institut" hat die gerügte Unsitte allerdings nicht aufgebracht; vielmehr ist ihm darin ein anderer Verlag vor zwanzig Jahren mit Königs Deutscher Literaturgeschichte verlockend vorangegangen; allein es hat sich eben unrühmlich zur Nachahmung verleiten lassen durch den Beifall, den jenes schlechte Buch bei den vielen großen Kindern unsrer Tage reichlich gefunden hat. Wie gering muß eine spätere Zeit nach solchen Jahrmarktsgewohnheiten von unsrer Geistesbildung denken!

Diese kritische Wehklage vorausgeschickt, wollen wir indessen mit Vergnügen anerkennen, daß Richard Wülkers „Geschichte der englischen Literatur", die den Reigen der geplanten Sammlung eröffnet, den Namen eines nützlichen Buchs an sich selber wohl verdient. Die drei ersten Abschnitte, welche die keltische, angelsächsische und altenglische Literatur behandeln und etwa ein Drittel des Ganzen ausmachen, sind sogar vorzüglich ausgefallen und verrathen eine vollständige wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes. Auf dem Gebiete der neuenglischen Literatur von der Renaissance bis in unsre Tage bewegt sich der Verfasser augenscheinlich nicht mit gleicher selbsterworbener Sicherheit. Gerade hier hätte der Leser noch ein tieferes Eingehen auf leitende ästhetische Ideen, auf culturgeschichtliche Beziehungen und Einflüsse erwarten dürfen. Statt dessen artet die Darstellung mehr und mehr in eine äußere Aufzählung von einander folgenden literarischen Figuren und Erscheinungen aus. Auf einen strengen Gedankengang ist freilich in dem Buche — wie es scheint, dem populären Zweck zuliebe — überhaupt verzichtet. Allerorten sind in die wirkliche Darstellung erläuternde Stücke in kleineren Lettern eingeschaltet: theils Proben der besprochenen Poesien in Uebersetzung, theils Analysen der wichtigeren Werke; selbst von Shakespeare's Dramen wird — für welche Gattung von Lesern eigentlich? — der Inhalt der Fabel ausführlich angegeben. Der Verfasser legt auf dies sein Bestreben ausdrücklich besonderen Werth und hat seine Absicht dabei mit ebensoviel Geschick wie Mühe durchgeführt. Allein wir meinen doch, daß die englische Literatur in dem großen Sinne, wie er sie faßt: als ein Muster unabhängig erhaltener nationaler Eigenart, eine höhere, einheitlichere Form der Darstellung ihrer Geschichte auch für deutsche Leser verdient und vertragen hätte. Belehrung und Unterhaltung ist das Werk allerdings auch so, stück- und stoßweise, reichlich zu gewähren im Stande.

Sr. **Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte.** Unter Mitwirkung von Abt Dr. Uhlhorn und Professor Dr. Tschackert herausgegeben von Karl Kayser, Superintendent in Göttingen. Braunschweig. Albert Limbach. 8°. I. Jahrg. 1896. 280 Seiten. II. Jahrg. 1897. 344 Seiten. — Die im Jahre 1895 auf den Ruf der drei oben genannten Männer zusammengetretene Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte hat alle Ursache, auf die beiden ersten Jahrgänge ihrer Zeitschrift mit Befriedigung hinzublicken. Sie zeigen deutlich, wieviel noch auf diesem Felde zu thun war und zu thun ist, und wieviel Baustoff bereits zubereitet hie und da lagert und nur auf die Gelegenheit wartet, um an geeigneter Stelle verwerthet zu werden. Allen voran haben Dr. Tschackert und Kayser selbst die Federn geführt und werthvolle Gaben, kleine wie große, beigesteuert. Ein wahrer Gewinn für die Reformationsgeschichte ist das Lebensbild des Magisters Joh. Eutel (1504—75), Reformator von Göttingen, Schweinfurt und Northeim; nicht minder die Arbeit über die hannoversche Originalhandschrift der Augsburgischen Confession und ihre Lesarten: beide von Professor Tschackert. Zwei alte, in ihren Gebieten erste, Kirchenordnungen, die Stadt-Lüneburger des Urbanus Rhegius von 1531 und die Grubenhagener Herzog Philipps des Aelteren von 1538, erscheinen hier zum erstenmal in urkundlich

geschicktem Wortlaute: jene vom Gymnasialdirector Ubbelohde zu Friedland (Mecklenburg), diese vom Herausgeber Kayser mitgetheilt, bearbeitet und eingeleitet. Besonderes, weil nicht bloß örtliches, sondern in mehr als einer Hinsicht typisches Interesse eignet dem Aufsatz des Lic. theol. Cuno: „Die reformatorischen Gemeinden der Herrschaft Plesse und des Amtes Neuengleichen in Gegenwart und Vergangenheit", und den „Zusätzen und Beilagen" dazu vom Herausgeber Kayser. Es handelt sich um zwei hessische Enclaven inmitten des braunschweig-lüneburgischen Fürstenthumes Oberwald (Göttingen): die 1451 erkaufte Herrschaft Neuengleichen und die 1571 heimgefallene Grafschaft Plesse, die, der kirchlichen Entwicklung Hessen-Kassels folgend, im Beginne des 17. Jahrhunderts durch Landgraf Moritz calvinisch wurden und demgemäß auch heute reformirt sind. Der z. B. maßgebende Vorgang wird hier vom hessischen und vom hannoverischen, reformirten und lutherischen Standpunkte aus — wie es scheint zum erstenmal — eingehend und urkundlich erörtert. Das ist höchst ansprechend. Freilich muß es den unbefangenen Geschichtsfreund befremden, daß noch heute die vor dreihundert Jahren angefachten leidenschaftlichen Streitigkeiten auch auf diesem engen Schauplatze nicht ganz ihre Schärfe verloren haben. Für diesmal geht es noch ohne eigentlichen Strauß ab, aber doch vertritt jeder der beiden Berichterstatter und Kritiker ausgesprochen seine Partei. So ist auch noch für den gegenwärtigen Stand der öffentlichen kirchlichen Dinge im Hannoverlichen diese Doppelarbeit bezeichnend. Leicht könnte gerade die confessionelle Frage zur Klippe für die Gesellschaft und ihre Zeitschrift werden. Hassen wie, daß es der Besonnenheit der Steuerleute gelingen werde, sie glücklich zu umfahren und ihr Schiff weiter in günstigem Fahrwasser voranzubringen!

* Die Frage über die Begründung eines Museums für Künste und Alterthümer in Kiew darf, dem „Kiewl." zufolge, als entschieden betrachtet werden. Zur Verfügung der Organisatoren ständen bereits 200,000 Rubel und weitere Gaben seien zu erwarten, so daß man bereits in diesem Herbst zur Grundsteinlegung werde schreiten können.

λ **München** im September. Kgl. Akademie der Wissenschaften. — Akademische Denkmünzen. In jüngster Zeit hat die kgl. Akademie zum erstenmale seit neun Jahren, das ist zum erstenmale seitdem der Brauch, akademische Denkmünzen zu verleihen, wieder aufgenommen wurde, die goldene Medaille „Bene merenti" zuerkannt, und zwar kurz nach einander in zwei Fällen: zuerst dem früheren Inhaber des Merz'schen optischen Instituts (vormals Utzschneider u. Fraunhofer), Hrn. Rentner Sigmund Ritter v. Merz, welcher, erfüllt zugleich vom regsten wissenschaftlichen Interesse und von Pietät für Joseph v. Fraunhofer, dessen Original-Spectrometer, nebst einer Sammlung Fraunhofer'scher Glasprismen und den Originalmanuscripten verschiedener Fraunhofer'scher Abhandlungen der mit unserer Akademie verbundenen mathematisch-physikalischen Sammlung des Staats zum Geschenk gemacht hat; sodann dem Professor an der Technischen Hochschule zu Darmstadt, Hrn. Dr. Sigmund Gundelfinger, welcher sich mit großer Sorgfalt der Aufgabe unterzogen hat, zusammen mit drei Mitgliedern unsrer mathematisch-physikalischen Classe, den Professoren W. Dyck, F. Lüroth und M. Noether, in diesem Jahre im Auftrag der Classe Ludwig Otto Hesse's gesammelte Werke herauszugeben.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor der Rechts- und Staatswissenschaft an der hiesigen Universität Dr. Sering ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor der Gynäkologie und Geburtshülfe Dr. G. Wintze zu Berlin ist zum ordentlichen Professor an der medicinischen Facultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Gotha,** 16. Sept. Gestern starb hier nach langen Leiden in seinem dreißigsten Lebensjahre der Schriftsteller Dr. Richard Hodemann, der sich besonders durch seine Arbeiten über die Theatergeschichte des vorigen Jahrhunderts bekannt gemacht hatte. Sein Buch über die Geschichte des Gothaischen Hoftheaters, zu der ihm die reichen Handschriftenschätze des hiesigen Archivs zu Gebote standen, wird mit Recht als eine mustergültige Arbeit auf diesem Gebiete genannt. Es wird in diesem Werke zum erstenmale die große Schauspielerin an der Hand der Quellen eingehend geschildert. Auch die erste Schrift des Verstorbenen über Universitätsvorlesungen im 17. Jahrhundert verdient wegen ihres reichen culturhistorischen Inhalts ausdrücklich erwähnt zu werden.

* **Rom,** 14. Sept. Ueber die Besteigung des Elias-berges im Territorium Alaska durch den Herzog der Abruzzen bringen jetzt, nachdem der jugendliche unternehmungslustige Alpinist und Seemann in sein Vaterland zurückgekehrt ist, die hiesigen Blätter ausführlichere Berichte. Die Expedition, die außer dem Herzog aus mehreren erprobten Bergsteigern der italienischen Aristokratie bestand, verließ am 20. Mai d. J. zur See San Francisco und landete am 22. Juni unter mancherlei Schwierigkeiten in der Bai von Yakutat, 60 Grad nördl. Breite. Von hier aus begann die Wanderung, die die Gesellschaft am 24. Juni an das Cap Malby und am 28. an den Malaspina-Gletscher führte, dessen gefährliche Ueberschreitung trotz dichten Nebels in vier Tagen bewerkstelligt wurde. Die Expedition konnte nur langsam vorrücken, da auch die folgenden Gletscher bedeutende Schwierigkeiten boten. Nach Ueberwindung des Seward-Gletschers, des Dome-Passes und des Agassiz-Gletschers wurde der Newton-Gletscher erreicht, der sich an den Abhängen des höchsten Gipfels hinzieht. Hier traf die italienische Expedition mit einer amerikanischen Bergsteigergesellschaft unter Führung von Bryant zusammen, die in Folge Erkrankung zweier Theilnehmer genöthigt war, vor Erreichung des Zieles den Rückweg anzutreten. Den letzten, gefährlichsten Theil des Weges legte die Expedition des Herzogs mit größter Vorsicht zurück, und erst kurz vor Mittag des 31. Juli langte sie auf dem Gipfel an, auf dem der Herzog unter dem Jubel seiner Begleiter zuerst die italienische, dann die amerikanische Flagge aufpflanzte. Der Thermometer zeigte 20 Grad unter Null, die Luft war völlig rein und still, und der Barometer gab eine Höhe von 5575 Meter an. Außer dem Ergebniß der Höhenmessung hat die Besteigung noch andere wissenschaftliche Erfolge erzielt, unter denen besonders die Aufklärung der geologischen Verhältnisse jenes Gebirges hervorzuheben ist.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neuigkeit 1897.

Ostseemärchen

von ***Hans Hoffmann.***

(Verfasser der „Bauern Märchen".)

Gebunden 4 M. 20 Pf. (13743)

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Deutsche Nähmaschinen

bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.

Keine Erhöhung bei Theilzahlung.

Kataloge und Versandt franko.

Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,

Hoflieferant, (13968)

Perusastrasse 11 ✻ Kaulbachstrasse 9.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 20. September. Nummer 211.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Reorganisation der Mittelschulen in Belgien. Von Ludwig Fleischner. — Voß' „Luise“ in niederländischer Bearbeitung. Von Dr. Karl Menne. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Reorganisation der Mittelschulen in Belgien.

Von Ludwig Fleischner.

Daß es in Belgien mit der allgemeinen Volksbildung nicht am besten bestellt ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Erst jüngst erfuhr man aus statistischen Mittheilungen, daß in der an Schulen so reichen Hauptstadt Brüssel noch etwa 20 Procent der Stellungspflichtigen zu den Analphabeten gehören; wie es in dieser Hinsicht in den Provinzstädten und auf dem flachen Lande aussieht, kann man sich leicht vorstellen. Und doch widersetzt sich die Regierung aufs heftigste allen Reformplänen, die auf Einführung des Schulzwanges abzielen. Erst in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 27. April d. J. hat der freisinnige Abbé Daens einen Gesetzvorschlag eingebracht, dessen Artikel 1 lautet: „Die Eltern sind verpflichtet, ihren Kindern vom 7. bis zum vollendeten 14. Lebensjahre den Elementarunterricht angedeihen zu lassen.“ Die seinem Vorschlage beigegebenen „Développements“ enthalten eine Fülle geistvoller Anregungen, die alle der Anschauung entspringen, daß in einer Zeit, die immer mehr einen demokratischen Charakter annimmt, die obligatorische Volksschule nöthiger als jemals ist. Die Regierung verhielt sich diesen Vorschlägen gegenüber ablehnend, denn die katholische Partei, die seit 1884 am Ruder ist, verwirft den Schulzwang; sie drückt das öffentliche Unterrichtswesen des Landes immer tiefer herab, um desto ausgiebiger die vom Klerus erhaltenen Schulen unterstützen zu können.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete des Volksschulwesens schreien die Zustände Belgiens dringend nach einer Reform, auch auf dem Gebiete des mittleren Schulwesens scheint eine Reorganisation nothwendig zu sein. Eine bedeutsame Kundgebung zu dieser Frage war die auf dem Congreß der „Fédération des Professeurs de l'Enseignement moyen“ am 26. September 1896 gehaltene Rede des Professors an der Kunstgewerbeschule zu Schaerbeek, Omer Buyse, die nunmehr auch im Druck[1]) vorliegt und die des Lehrreichen und Beherzigenswerthen so viel enthält, daß wohl auch deutsche Leser Manchem begegnen dürften, was auf die Schulverhältnisse Deutschlands Anwendung finden könnte, um so mehr, als Buyse diese häufig zu Vergleichen heranzieht, die für die deutschen Zustände stets nur schmeichelhaft ausfallen.

Die belgischen mittleren Schulen, so führte der Redner einleitend aus, verfolgen seit ihrer Gründung ein klar vorgeschriebenes Ziel: Beamte verschiedener Kategorien heranzubilden und die Schüler für die höheren Studien vorzubereiten. Die allmächtige Hand des Staates hat die Lehrprogramme zu diesem Zwecke einheitlich gestaltet; die Schulen bilden ihre Zöglinge nur theoretisch aus, ohne auf die praktischen Bedürfnisse des Lebens Rücksicht zu nehmen, und so ist es gekommen, daß diese Anstalten das Land mit geistigen Arbeitern überschwemmen, denen jedoch jeder praktische Sinn abgeht. Die intellectuellen Fähigkeiten der jungen Leute werden nur im Hinblick auf die Prüfungen ausgebildet; für die Ausübung des Berufes aber stehen die Zöglinge unvorbereitet da. Die heutigen Verhältnisse lassen es ja gar nicht mehr nöthig erscheinen, daß die Mittelschulen den Hochschulen beständig neues Material zuführen; alle Berufszweige sind überfüllt und doch fahren die mittleren Schulen fort, nur Beamte heranzubilden, für die Hochschulen vorzubereiten und jenes dürftige Maß allgemeinen Wissens zu verbreiten, das zu wenig Dingen tauglich ist. Die Wahrheit dieser schwerwiegenden Vorwürfe erweist Buyse durch eine vorurtheilsfreie Prüfung der bestehenden Lehrpläne.

Die Sprachen werden immer noch so gelehrt, daß das grammatikalische Moment stets in den Vordergrund tritt. Die Häufung von Regeln und Ausnahmen, das Eindringen in die Subtilitäten der Syntax, die nicht dem wirklichen Leben entnommenen schriftlichen Aufsätze: das sind Erscheinungen, welche den Schulmännern zu denken geben sollen. Nicht besser ist es mit der Mathematik bestellt; hier zeigt sich namentlich die Sucht, den Schüler nur zu den höheren Studien vorwärts zu treiben. Der Gegenstand wird auf diese Weise für die Jugend zu einer wahren geistigen Tortur, weil man es verabsäumt, ein Hauptgesetz aller Pädagogik zu befolgen, vom Concreten allmählich erst zum Abstracten zu schreiten. Was den Unterricht in Geographie und Geschichte betrifft, so beschränkt man sich bei dem ersteren mehr auf Worte als auf Thatsachen, und in der Geschichte werden bloß einfache politische Ereignisse vorgebracht, die auf den Gang der Weltgeschichte irgend einmal Einfluß gehabt haben. Man versenkt sich in die nebelhafte Dunkelheit des Alterthums und des Mittelalters, läßt aber die jungen Leute ganz im Unklaren über Handel und Gewerbe und über die Industriezweige der Neuzeit, in denen sie später vielleicht zu wirken berufen sein werden. Nicht besser verhält es sich mit dem Zeichnen. Es wird in den meisten Schulen nur als ein angenehmer Zeitvertreib angesehen, auf den Geist der Zöglinge übt dieser Unterricht keinen Einfluß aus. Dem Lehrplan gemäß kommt es nur auf Copien an, ohne daß der große Nutzen der Anwendung des Zeichnens berücksichtigt würde. Das zeigt sich schon darin, daß sich unter den Modellen keine Objecte kunstgewerblicher Art befinden, als ob die ästhetische Erziehung praktische Gesichtspunkte ausschließen müßte. Mit besonderer Befriedigung gedenkt hier Buyse der von ihm in Deutschland und Oesterreich besuchten Anstalten und der mustergültigen Einrichtungen in den Zeichensälen, deren bloßer Anblick schon den gewaltigen Unterschied in der Auffassung des Zeichenunter-

[1]) La réorganisation des Écoles moyennes de l'État. (Bruxelles, 1897.)

richts in Belgien und den genannten Ländern, in denen sich eine glückliche Vereinigung ästhetischer und allgemein gewerblicher Erziehung vorfinde, darthun.

Der Absolvent einer belgischen mittleren Lehranstalt ist nach unserm Autor das typische Product jenes berüchtigten Unterrichtsverfahrens, das da meint, das einzige Mittel, die intellectuellen Fähigkeiten des Kindes auszubilden, bestehe darin, ihm einen Brocken von jedem abstrarten Wissenszweige hinzuwerfen. Das wirkliche Leben, das gewerbliche, industrielle und kaufmännische Leben sind einer solchen Erziehungsmethode fremd, die auch die wirthschaftlichen Thatsachen, die Grundlagen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, dem Verständniß der Jugend nicht näher bringt. In dieser Hinsicht ist sogar die Volksschule besser, moderner eingerichtet, als die Mittelschule, die einen wahrhaftigen Anachronismus inmitten des bewegten Lebens der Gegenwart darstellt. Diesem überlebten Organismus muß nun nach allgemeiner Ansicht neues Blut zugeführt werden; alle Spuren einer veralteten Pädagogik, die nur das Gedächtniß und die Einbildungskraft zum Nachtheile der Beobachtung und des praktischen Sinnes überlastet hat, müssen vertilgt werden. Die Mittelschule muß ein nützliches Glied im socialen Leben unsrer Tage werden, sie muß und kann den vielfachen und gebieterischen Bedürfnissen der Gegenwart möglichst entgegen zu kommen trachten.

In erster Linie muß sie im Verein mit der Volksschule und mit den eigentlichen gewerblichen Schulen lehren, die Arbeit hochzuhalten. Die gegenwärtige Industrie strebt eine immer engere Verbindung mit der Wissenschaft an; die Physik und Chemie haben die alten Herstellungsverfahren ganz umgestaltet; das Zeichnen ist die Grundlage fast aller Gewerbe geworden. Die wissenschaftliche Ausbildung der Masse der belgischen Arbeiter ist zu gering, als daß es ihnen möglich wäre, von den durch die Industrie bewirkten Fortschritten in anderen Ländern viel Nutzen zu ziehen, als daß sie die Concurrenz mit den fremden Producten auf dem Weltmarkte aushalten könnten. Aber ein für die industriellen Betriebe geeignetes und nöthiges Wissen kann nur dann erworben werden, wenn die unteren und die mittleren Schulen sich mehr um Handel und Gewerbe bekümmern, wenn sie bessere Handwerker, Werkmeister, Kaufleute und verständige Landwirthe heranbilden. Diese für den Bestand der Gesellschaft so wichtigen Stände bedürfen eines gründlichen und vollständigen Unterrichts, dessen Wohlthaten ihnen in ihrem Berufe zu statten kommen werden. Zu lange schon hat das große Heer der Handarbeiter sich mit einer Unterweisung begnügen müssen, deren Mängel bereits so eingebürgert sind, daß sie gar nicht mehr als solche gefühlt werden.

Die Mittelschule muß also die Arbeit wieder in ihre Rechte einsetzen und die Vorurtheile zerstören, welche selbst in wissenschaftlich oder künstlerisch gebildeten Kreisen gegen das Handwerk und das Gewerbe herrschen. Denn immer noch kommt es vor, daß junge Leute, Söhne von Handwerkern, nach dem Verlassen der Mittelschule eine stolze Verachtung für das Handwerk an den Tag legen. Ihr Ideal ist es, Beamte zu werden, weil deren Stellung scheinbar eine glänzendere ist, als die des einfachen Handwerkers. Es werden daher bloß Jene Landwirthe oder Handarbeiter, welche in ihren Studien an der Mittelschule nicht vorwärts kommen. Bei den anderen wird die Freude und das Wohlgefallen an der physischen Arbeit durch die fortgesetzte Pflege des Geistes erstickt; diese Schüler würden sich mit einer Stellung als bloße Handarbeiter nicht mehr zufrieden geben; ihre Ausbildung zu Halbwissern läßt sie schmerzlich die Inferiorität einer solchen Existenz fühlen und sie strengen sich an, Beamte zu werden. Dieser falschen Grundanschauung in der Erziehung ist es oft zuzuschreiben, daß sich so wenig geschulte Arbeiter, intelligente Kaufleute und Landwirthe, dafür aber eine Anzahl von Unzufriedenen, Dünkelhaften und Nörglern im Lande findet. Die Schule muß diese Vorurtheile energisch bekämpfen; sie muß der Werkstatt wie dem Ackerland begabte und unterrichtete junge Leute zuführen. Zu diesem Zwecke muß sie in ihren Lehrplan, unbeschadet der sonstigen geistigen Ausbildung ihrer Zöglinge, auch solche Disciplinen aufnehmen, welche nützliche, den Geist auf den sittlichen Werth der Arbeit lenkende Kenntnisse vermitteln. Die Mittelschule wird demnach nur dann einen allgemein praktischen Charakter aufweisen, wenn sie sich in ihrem Lehrplane und in ihrer Methode den Bedürfnissen jener Gegend, in der sie sich befindet, anzupassen vermag und ihnen entgegenkommt. Die Gegenden, in denen sich solche Lehranstalten befinden, sind nun natürlich sehr verschieden; die örtliche Vertheilung, die Dichte und die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung, die vorherrschenden Industriezweige, das alles sind Momente, die bei der Organisation einer Mittelschule in Betracht gezogen werden müssen. Allein nicht der Staat ist es, der die Grundzüge dieser Organisation festzusetzen hat; dies muß, allerdings unter seiner Oberaufsicht, seitens der localen Factoren geschehen, welche die örtlichen Bedürfnisse genau kennen. Bei einer derartigen Einflußnahme der örtlichen Körperschaften würde die Mittelschule mannichfache Formen annehmen, die aber alle auf zwei Grundtypen zurückgeführt werden könnten: auf die kaufmännische und gewerbliche Mittelschule und auf die landwirthschaftliche Mittelschule.

Was nun die erste Schulkategorie betrifft, so kann die Unterweisung des Kaufmanns oder Handelsbeflissenen in den Grundzügen eine ähnliche sein wie die des Gewerbetreibenden. Der Handwerker wie der Werkmeister müssen kaufmännische Kenntnisse besitzen, die selbstredend auch dem eigentlichen Kaufmann nicht abgehen dürfen; deßhalb können beide ihren ersten Unterricht aus derselben Quelle schöpfen. Die Mittelschulen in industriereichen Gegenden müssen in ihrem Lehrplan daher auch technische Gegenstände einführen, sie müssen den natürlichen Hülfsquellen der Gegend selbst gerecht werden, indem sie unter Benutzung derselben und ohne daß dadurch ihr Unterricht an erziehlichem Werth verliert, die im Kinde schlummernden, der Oertlichkeit entsprechenden Fähigkeiten und Kräfte wecken. Jeder Unterrichtsgegenstand soll in einem gewissen Zusammenhange mit den Bedürfnissen der Gegend stehen und im Keime schon die Anwendung auf Industrie und Gewerbe enthalten. Demgemäß müßte der Lehrplan einer mittleren Schule in einer gewerbereichen Gegend etwa in folgender Weise beschaffen sein. Der Sprachunterricht müßte aller grammatikalischen und literarischen Subtilitäten entkleidet werden. Periodische Excursionen in Werkstätten und Fabriken, auf Schiffswerften und in großen Handlungshäusern würden reichliches Material für schriftliche Arbeiten in der Fremdsprache liefern und die Schüler mit den Ausdrucksweisen der jeweiligen Industriezweige bekannt machen. Die Lectüre von Stücken, deren Inhalt dem täglichen Leben entlehnt ist, die z. B. die Gefahren des Alkoholismus, die Vortheile der Spar- und Hülfscassen, der Versicherungsgesellschaften u. s. w. behandeln, würden diesen Unterricht im Sinne jenes Grundsatzes vervollständigen, der schon frühzeitig in den Kindern das Gefühl der gegenseitigen Hülfeleistung und der Gemeinsamkeit der Interessen aller Menschen entwickeln heißt. Dem Geschichtsunterricht müßte ein breiter Raum gesichert werden. Die Entwicklung der Geschichte der Arbeit müßte jene der politischen Geschichte vortheilhaft ergänzen. Die Kinder würden diesem Studium ein lebhaftes Interesse entgegenbringen, das noch durch die Anschauung der in Museen und archäologischen Sammlungen erhaltenen Denk-

Digitized by Google

mäler der Arbeit erhöht würde. Eine solche Geschichte der Arbeit von den ersten Zeiten bis zu den großartigen Erfindungen der Neuzeit könnte den Blick der Jugend für einige Zeit von den Schlachtenbildern ablenken und ihr das Volk in seiner Thätigkeit zeigen. Der geographische Unterricht müßte sich mehr als bisher dem Studium der Industrieorte, der Bergwerksproduction, der Verkehrswege und dem Export- und Importhandel zuwenden. Der Unterricht in der Mathematik soll das positive Wissen der Kinder vermehren helfen. Alles in diesem Lehrgegenstande sollte auf Anschauung begründet sein; alle geometrischen Aufgaben müßten sich auf Gegenstände der Umgebung des Schülers beziehen, ebenso sollten in der Arithmetik mehr die Rechnungen des täglichen Lebens, die sich auf industrielle, commercielle und wirthschaftliche Verhältnisse beziehen, Raum finden.

Der Handfertigkeitsunterricht ist bereits aus dem Stadium der Versuche herausgetreten; er wurde mit Erfolg in den Volksschulen der Hauptorte Belgiens eingeführt und bildet einen wichtigen Bestandtheil des Unterrichts in den Volks- und Mittelschulen Schwedens und Englands. Der Handfertigkeitsunterricht beruht auf dem Grundsatze, daß ohne Thätigkeit keine Entwicklung möglich ist. Nichts übt einen wohlthätigeren Einfluß auf die Pflege des Geistes aus, als jene Unterweisung, die sich aus der Macht schöpferischer Fähigkeit ergibt. Allein in den für die breiten Volksschichten, sowie für den arbeitenden Mittelstand bestimmten Schulen ist diesem Unterrichte noch eine andere Rolle zugedacht: man lernt durch ihn die Arbeit kennen und schätzen, abgesehen davon, daß er das Auge und die Hand vortrefflich übt. Welcher Laufbahn sich dann auch die Schüler immer zuwenden mögen, sie besitzen Kenntnisse über die in der Industrie am meisten gebrauchten Rohstoffe der Gegend und auch eine gewisse Uebung in der Handhabung der wichtigsten Werkzeuge. Auch moralische Eigenschaften werden durch diese Unterweisung gekräftigt, da die Kinder, für die dieser Unterricht das Gewerbe wieder zu Ehren bringt, frühzeitig Muth, Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Genauigkeit kennen lernen. Schon aus diesen Gründen müßte der Handfertigkeitsunterricht in den Mittelschulen industriereicher Gegenden in der Weise Aufnahme finden, daß sich das Durchzunehmende als Fortsetzung des in der Volksschule Gelernten ergibt.

Eine wichtige Disciplin müßte ferner das Zeichnen in diesen Anstalten bilden. In unsrer Zeit, in der die Gewerbe und Industriezweige sich durch die Künste zu erneuern trachten, ist das gewerbliche Zeichnen ein wichtiges Hülfsmittel für den Fortschritt. Ein Hauptgewicht wäre auf das perspectivische Zeichnen, sowie auf die Projectionslehre, die an Beispielen des praktischen Lebens, der Maurerei, der Steinbearbeitung u. s. w. zu üben wäre, zu legen. Das ornamentale Zeichnen nach der Natur, nach architektonischen Fragmenten würde zum Skizzenzeichnen und zur Composition einfacher decorativer Objecte überleiten. Um dieses Programm auszuführen, genügen allerdings nicht zwei Wochenstunden für diesen Unterricht und Bayne weist hier mit Recht auf die einschlägigen Lehrpläne von Preußen, Sachsen und Böhmen hin, die dem Zeichenunterrichte 4—6 Wochenstunden widmen, weil man in diesen industriereichen Ländern die große Bedeutung erkannt hat, die dem Zeichnen für die Entwicklung der Gewerbe innewohnt. Die Naturwissenschaften sind dermalen zu einem solchen Ansehen gelangt, daß ohne sie kein Fortschritt in der Industrie mehr möglich ist. Der Unterricht in diesen Fächern müßte sich an den in Rede stehenden Mittelschulen an die der betreffenden Gegend eigenthümlichen Industriezweige anlehnen. Gute Sammlungen industrieller Producte in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung müßten ihm zur Verfügung stehen. Der Unterricht sollte den Zweck haben, die physikalischen und chemischen Eigenschaften der in den localen Industrien benutzten Rohmaterialien kennen zu lernen. Buchführung und kaufmännische Correspondenz, sowie das Handelsgesetz müßten in allgemeinen Zügen Unterrichtsgegenstände für alle Schüler sein; für jene, die sich ausschließlich dem Handel widmen wollen, könnte ein erweiterter Unterricht in diesen Fächern und in Sprachen eingeführt werden; dafür würden für solche Schüler einige Zeichenstunden entfallen; die anderen Schüler würden natürlich wieder zugunsten des Zeichenunterrichts auf die kaufmännischen Fächer verzichten können. Schon durch diese Differenzirung würde sich eine Abgrenzung zwischen den kaufmännischen und den gewerblichen Studien ergeben. Um endlich alle Zweige des Unterrichts mit einander zu verbinden, müßte in den Oberclassen ein elementar gehaltener volkswirthschaftlicher Unterricht eingeführt werden, der die Schüler über Capital und Arbeit, Schutz- und Freizoll, über Münzwesen, Spar- und Hülfscassen u. a. m. belehren könnte. Die so umgestaltete Mittelschule würde dem Handel und der Industrie große Dienste erweisen. Mit den Volksschulen und den eigentlichen gewerblichen Anstalten würde sie einen wichtigen Platz im gesammten Erziehungssystem des Landes beanspruchen können, sie würde vor allem das geistige Niveau des arbeitenden Volkes um ein Bedeutendes heben.

In ähnlich ausführlicher Weise spricht sich unser Autor über die von ihm vorgeschlagene zweite Schulkategorie, die landwirthschaftliche Mittelschule, aus. Die Landwirthschaft hat gegenwärtig eine schwere Krisis durchzumachen, die hauptsächlich durch die Auswanderung junger Landleute nach den großen Städten verursacht wird. Die Regierung versucht es, diesem Uebel zu steuern. Auf mannichfache Weise wird landwirthschaftlicher Unterricht in Belgien ertheilt; in eigenen landwirthschaftlichen Anstalten, durch Vorträge, Curse, Broschüren und auch im Lehrplan der Volksschule ist ihm ein Platz angewiesen. Allein die erzielten Erfolge stehen in keinem Verhältniß zu den gemachten Anstrengungen, weil die Landleute nicht die nöthige Vorbildung haben, um mit Erfolg den fachlichen Unterricht genießen zu können; denn die jungen, intelligenten Leute, die am besten geeignet wären, von dem so ausgiebig ertheilten Unterricht Nutzen zu ziehen, werden der Landwirthschaft durch die jetzige Mittelschule entzogen, die sie wieder dem Beamtenthum oder der Hochschule zutreibt. Es hat bislang wenig genützt, daß man an den Mittelschulen in Ackerbau treibenden Gegenden facultative landwirthschaftliche Curse einrichtete; um den an diesen Anstalten ertheilten Unterricht in der That für die Landwirthschaft nutzbringend zu gestalten, müßten dieselben einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen werden. Diese Schulen müßten der Jugend die Liebe zum Landleben einflößen und ihr solche Kenntnisse zuführen, daß sie dieselben hinsichtlich der Bebauung und Ausbeutung des Bodens ausnutzen und später mit Verständniß den von der Regierung für die den Schulen Entwachsenen veranstalteten Vorträgen anwohnen könnten. Die auf diese Weise herangebildeten jungen Leute würden dann auf dem Lande die richtigen Ideen verbreiten und die Bevölkerung dahin führen, sich von der Routine loszusagen und bei der Bebauung des Bodens ein rationelles Verfahren einzuschlagen. Unter den Lehrgegenständen der landwirthschaftlichen Mittelschule wären physikalische und politische Geographie, Planzeichnen und Vermessungskunde, Botanik, Zoologie, Physik und Chemie in ihren Beziehungen zur Landwirthschaft, Meteorologie, Baumcultur, landwirthschaftliche Betriebslehre, Molkerei zu nennen. Eine so organisirte Mittelschule würde bei der Landbevölkerung den Glauben an den Werth der landwirthschaftlichen Disciplinen wieder befestigen helfen.

Professor Buyse zieht auch eine Reform der Mittelschule für Mädchen in den Bereich seiner Betrachtungen. Es hat, so führt er aus, stets genügt, daß die Mittelschule den jungen Mädchen jenen Unterricht angedeihen lasse, der aus ihnen gute Gattinnen und gute Mütter macht. Allein die rauhen Forderungen des modernen Lebens legen der Frau des Kleinbürgers, des Handwerkers, des kleinen Gewerbetreibenden mannichfache Pflichten auf, deren Erfüllung ihr eine gute Schulbildung erleichteren könnte. Oft muß die Frau in der Landwirthschaft, im Geschäft und in der Schreibstube mithelfen, fast immer aber muß sie den Haushalt führen, die Kranken pflegen und auf die Beobachtung der hygienischen Vorschriften achten. Die Mittelschule muß nun einen hierauf gerichteten Unterricht ertheilen, falls die Resultate sowohl den gesellschaftlichen als auch jenen Anforderungen genügen sollen, die das Haus und die Familie an die Frau stellen; dieser Unterricht muß daher eine Unterweisung sein in Buchführung, im Zeichnen in seiner Anwendung auf das Kunstgewerbe, sowie eine solche in Nähарbeiten, in der Führung der Küche, in Hygiene und in Kindergartenerziehung. Nun seien aber bislang die belgischen Mädchenschulen von demselben Geiste beseelt gewesen wie die Knabenschulen. Sie streben danach, das Kind aus dem Mittelstande über seine Verhältnisse zu erziehen, es an Ansprüche zu gewöhnen, die sich selten erfüllen lassen und die es unzufrieden mit seinem Stande und seiner Umgebung machen. Um die Mittelschulen für Mädchen in die richtigen Bahnen zu leiten, muß ihr Lehrplan neben den allgemein erziehlichen Gegenständen auch die Kenntnisse vermitteln, die zur Führung eines Haushaltes, sowie zur Mitarbeiterschaft in einem Geschäftshause in gleicher Weise erforderlich sind.

Die neue belgische Mittelschule soll nach dem Wunsche ihres Reformators einen möglichst demokratischen Charakter haben und deßhalb allen zugänglich sein, die aus ihrem Unterricht irgend welchen Nutzen ziehen können. Auch das Schulgeld müsse deßhalb bedeutend herabgesetzt werden, damit kein begabtes Kind seiner Armuth wegen von der Mittelschule ausgeschlossen bleibe; denn um die Macht und Stärke der belgischen Industrie und des Handels zu erhalten und zu erhöhen, ist es nothwendig, den breitesten Volksschichten eine gute gewerbliche und kaufmännische Unterweisung angedeihen zu lassen, welche die productive Kraft des arbeitsamen Volkes stets anwachsen lassen wird. Am besten wäre es freilich, wenn der Unterricht in diesen Mittelschulen ganz unentgeltlich wäre; aber da hört man eine sehr delicate Einwendung: diese Maßnahme würde eine Vermengung von Kindern aus verschiedenen socialen Schichten herbeiführen. Doch diese Einwendung wird hinfällig, wenn man bedenkt, daß in solchen Fragen das allgemeine Interesse stets dem Interesse des Einzelnen übergeordnet werden muß. Zum mindesten sollten die besten aus den Volksschulen hervorgehenden Schüler, wenn sie dürftig sind, unentgeltliche Aufnahme finden.

Zum Schlusse seiner lehrreichen Ausführungen vergleicht Buyse die Schuleinrichtungen seines Landes mit jenen in Deutschland und England, um darzuthun, daß in diesen Ländern die von ihm für Belgien gewünschten Reformen längst schon Eingang gefunden haben. Die von ihm gegebene Darstellung der deutschen Schuloerhältnisse zeugt von einer genauen Kenntniß derselben; er schließt dieselbe mit folgender Bemerkung ab: „Deutschland hat zu allen Zeiten eine rühmliche Rolle im Fortschritt des Unterrichtswesens gespielt. Dank ihren Schulen ist die deutsche Nation eine der hervorragendsten industriellen Nationen geworden und die Mittelschulen des Landes können für sich die Ehre in Anspruch nehmen, wesentlich zu diesem Gedeihen der Nation beigetragen zu haben." Nicht minder eingehend sind die Ausführungen über das mittlere Schulwesen Englands, die u. a. eine ausführliche Besprechung einer Mittelschule für Knaben und einer solchen für Mädchen in Manchester enthalten, welche Anstalten in ganz England als Musteranstalten gelten.

Weit davon entfernt, für sein Land eine getreue Copie deutscher oder englischer Schuleinrichtungen zu fordern, da er sich wohl bewußt ist, daß gerade auf dem Gebiet der Schule jedes Land eine ihm eigenthümliche Organisation verlangt, legt Buyse der „Fédération" schließlich einige Thesen vor, in welchen eine gründliche Umgestaltung des mittleren Schulwesens auf moderner Grundlage gefordert wird. In einer Zeit, in welcher der wirthschaftliche Kampf zwischen den einzelnen Völkern immer heftiger entbrennt, muß auch die Schule dazu beitragen, die fremde Concurrenz zu besiegen; sie muß insbesondere den Mittelstand stärken, damit er nicht das Proletariat vergrößern helfe; sie wird diesen Zweck erreichen, wenn sie in ihr Lehrprogramm Gegenstände aufnimmt, die von allgemeinem Nutzen sind. Von der Methode, in der diese Disciplinen gelehrt werden, wird es abhängen, in welchem Maße sich der wirthschaftliche Wohlstand der Nation steigern wird; denn nicht der einzelne Unterrichtsgegenstand, sondeen die Methode, die bei demselben zur Anwendung gelangt, bedingt die Nachhaltigkeit und den Einfluß des Unterrichts.

Es steht zu hoffen, daß die wohldurchdachten Reformvorschläge des erfahrenen und auf realem Boden stehenden Verfassers nicht unbeachtet bleiben werden. Fast in allen Läudern beginnt man aus den Forderungen der Gegenwart heraus gegen die rein classischen Mittelschulen Sturm zu laufen und sie in einer Weise umzugestalten, daß sie nicht bloße Vorbereitungsanstalten für die Hochschulen bleiben. Erst jüngst wurde in dieser Beilage (Nr. 181) von sachmännischer Seite von den Reformbestrebungen auf dem Gebiet des mittleren Schulwesens in Italien gesprochen und die große Unzufriedenheit dargelegt, die in vielen Kreisen mit den Resultaten der Mittelschuten dieses Landes herrscht. Auch in anderen Staaten kommt man allgemach auf diesen Standpunkt. Es müssen aber, wie dies Gustav Friedrich kürztich in einer beachtenswerthen Broschüre[1]) auseinandersetzte, von Zeit zu Zeit Revisionen der Lehrpläne stattfinden; alte Bildungsstoffe müssen fallen, neue, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende müssen eingeführt und einzelne Fächer in ihrem Betriebe unter andere Gesichtspunkte gestellt werden. Die Schute muß dem Leben zurückgegeben werden, aus dem sie ihre stärksten Wurzeln zieht; sonst läuft sie Gefahr, in einseitigem schablonenhaften Betriebe, dessen Endzweck das Prüfungs- und Berechtigungswesen bildet, ihrer hohen Mission, „den Culturbesitz der einen Generation der folgenden zu vermitteln, die Continuität des geistigen Lebens zu erhalten", nicht mehr in vollem Umfange gerecht zu werden.

Voß' „Luise" in niederländischer Bearbeitung.

Die Niederländer des 18. Jahrhunderts haben für die zeitgenössische deutsche Literatur große Sympathie gehegt, namentlich für die Fabel- und Idyllendichtung, als diese in Deutschland recht in Blüthe war. Geßner vornehmlich ward eifrig gelesen, bewundert und nachgeahmt, seine Idyllen mehrfach übersetzt, sobald sie eben erschienen waren. Die unruhigen Zeiten der französischen Revolution schienen die innigen Wechselbeziehungen zwischen der niederländischen und deutschen Literatur auf einige Zeit zu lösen und diesem Umstande ist es wohl mit beizumessen, daß neben anderen

[1]) Die höheren Schulen der Gegenwart. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.)

Digitized by Google

gleichzeitigen bedeutenderen Werken auch Voſſens „Luiſe“ erſt 16 Jahre nach dem Erſcheinen ins Holländiſche übertragen wurde. Die Uebertragung führt den Titel: Louise, een landelyk gedicht in drie idyllen. Naar het Hoogduitsch van Voss. Door B. H. Lulofs. Groningen, by J. Oomkens. 1811. 8°. 203 S. — Der Ueberſetzer iſt von der „Luiſe“ hell entzückt. In dem langen Widmungsgedicht an H. A. Spandaw ſagt er begeiſtert von dem deutſchen Idyllendichter:

„Hoe fonklen beurtelinge, hoe smelten se in elkaâr
Wanneer hij 't zedig minnend paar
Ons schetst, wen 't benenapoedt om 't gulle feest te vieren,
Terwijl het dartlend koeltje speelt,
En 'a Meisjes rozenwangen streelt,
En door de lokken suist, die om haar schoudren zwieren.
Wanneer hij't vuur der blijdschap maalt,
Dat uit des maagdlijns blikken straalt,
Als ze uit den zoeten slaap in 'a ochtends gouden stonden
Gewekt door Moeders stem, aan Moeders lippen hangt.
Uit Moeders schalkschen mond de zaalje woorden vangt,
Die haar'a Geliefden komst verkonden.
Wanneer zijn' meesterlijke hand
Dien gloed, dat vuur beschrijft, dat woelt, en bruist, en brandt
In 't hart van 't minnend paar, wanneer hij'a Maanlichts stralen
De Bruid, door hemelvrengd verrukt,
Den teedren Jongeling aan haren boezem drukt
En beide van gevoel naauw adem kunnen halen.“

Lulofs hat Voſſens „Luiſe“, „het bekoorelijk, het heerlijk kunsttafreel“ des „Eutiner Maro“ in niederländiſcher Proſa wiedergegeben. Er ſagt, anfänglich habe er beabſichtigt, in „ſechsfüßigen reimloſen Verſen“ (das heißt Hexametern) die Uebertragung abzufaſſen; indeſſen habe die geringe Vorliebe ſeiner Landsleute für dieſe Art Verſe ihn davon abgebracht, um nachher nicht den Vorwurf zu hören: „zijn dit versen? het rijmt immers niet?“ — Der Niederländer vermag ſich eben ſchlecht einen Vers ohne Reim vorzuſtellen; dieſer ſcheint ihm für den Vers ebenſo wichtig und unentbehrlich, wie für den Fiſch das Waſſer; daher findet man in der niederländiſchen Literatur wenig reimloſe Verſe — und hier nur in Nachahmung der deutſchen —, Hexameter faſt gar nicht, ſtatt deſſen aber nur zu oft bis heute das eintönige Alexandrinertripptrapp. — Hier der Anfang: „In het koele lommer van twee hare takken wijd uitbreidende linden, die verfraaid door gele bloesems, vol mommelende bijënzwermen over het bemosto dak schommelden en het middagsvertrek beschaduwden, hield de eerwaardige Predikant van Groenoord, huisvaderlijk in zijnen japon uitgedost, ter eere zijner Lonise een vrolijk gastmaal. — Zes matten pronkstoelen, welke de knecht des huizes tot een verjaardagsgeschenk voor zijne Juffer in stilte vervaardigt had, stonden om de steenen tafel: maar voor den Heer des huizes was er een deftige armstoel geplaatst.“ (S. 3—4.) Ein jeder fühlt ſchon aus dieſen Anfangszeilen die trockene Dürftigkeit des Proſaſtils heraus; das Anheimelnde, Anſprechende des Voſſiſchen Hexameters iſt gänzlich verloren gegangen. Ein Zweites merkt man heraus: daß der Ueberſetzer nicht wortgetreu übertragen und manche Aenderungen vorgenommen hat. Gleich fällt es auf, daß die Oertlichkeit abgeändert iſt, aus dem „Grünau“ iſt ein „Groenoord“ geworden. Bei näherem Durchleſen wird man nur zu bald ſehen, wie ſtark die Abweichungen vom Original ſind. Lulofs hat ſeiner „Louise“ ein mehr holländiſches Gepräge gegeben, indem er das, was zu deutſchem Weſen, deutſchen Sitten und Gewohnheiten in Beziehung ſteht, kurz die ſpecifiſch deutſchen Elemente entweder fortgelaſſen oder durch die entſprechenden holländiſchen erſetzt hat. Er meint: „Mijns hedunkens toch moet het rozenwangig Meisje, in een geheel Nederduitsch gewaad, er voor onze Landgenooten altijd bevalliger uitzien, dan wanneer zij, ja, wel over het geheel genomen, op haar Hollandsch was (Wachs) uitgedost, maar echter hier en daar nog eenige strikjes en lintjes deed flodderen, die eenen vreemden, uitheemschen tooi verrieden“ (S. XV). Statt des Sees („hetwelk er zoo dikwijls in voorkomt“) iſt ein Bach[1]) („rivier“ und „beek“) als Schauplatz in der erſten Idylle eingefügt; aus einem „alternden Ahorn“ wird „eene grijze eik“ (S. 13), aus einem „Linſenfeld“ ein „boonenveld“ (S. 33). — Die „gnädige Gräfin“ iſt in eine „adelijke Mevrouw“ verwandelt, ſtatt „Hedwig“ erſcheint eine „Margareet“ (S. 82). Luiſens Koſenamen werden ſchlecht wiedergegeben, z. B. „ſchmeichelnde Hexe“ = „olijke fiksflooister“ (S. 88); „du achtzehnjähriges Küchlein“ — „ſchnippiſches Guckindiewelt“ = „mijn achtienjarig lam — olijke wijsnens“ (S. 41); „Väterchen“ wird zum „waardste Man“, „Mütterchen“ zum „vrouwtje“, „Hans, der verſchlagene Grübler“ zum „Hans, die looze vos“ (S. 82). Statt „Otto Rahn mit klugem Geſicht, und der jüngere Geldo“ lieſt man hier „Gerrit Ram met zijn loos gezigt en eenen der zonen van nwen buurman Harmen“ (S. 78). — „Der Kopf aus Siegelerde von Lemnos“ iſt niederländiſch „de kop van zuiver meerschnim“ (S. 79); „Dresdener Taſſen“ und „Meißner Geſchirr“ erſcheint als „Saksisch porceleinen kopjes“ (S. 61, 92), der „Tabak in der fleckigen Hülle des Seehunds“ als „de net beschilderde doos met geurig tabak gevuld“ (S. 28). Aus der „Schulziſchen Kammercapelle“ macht der Ueberſetzer „de kapel des Konings“ (S. 190). Mit „daar blaast hij gaarne zijn morgenlied of het een of ander deuntje“ (S. 68) iſt nur matt wiedergegeben, was bei Voß prägnant ausgedrückt iſt:

— „Da bläst der fröhliche Poſtknecht
Seine ſein Morgenlied und den Marſch des Fürſten von Deſſau.“

„Packan“ wird umgetauft in „Sultan“; der „ſchleswiſche (Clavier) Meiſter“ muß einem „Amsterdamscher Meester“ (S. 109) weichen. Verſtändlicher klang dem niederländiſchen Ohr „Leidsche kas“ (S. 112) als „Marſchläſe“. Aus „Weihnachten“ wird „Sint Nicolaas“ (S. 46). — Deutſche Sprichwörter ſind durch holländiſche erſetzt, z. B.: „Wer fiſchen will, ſcheue kein Waſſer“ iſt im holländiſchen Text „Die niet werkt, zal niet eten“ (S. 25); „Sonſt wüchſen die Bäum' in den Himmel“ iſt niederländiſch „Anders zoude er geen zalf meer aan te strijken zijn“ (S. 41); „Beſſer iſt beſſer“ = „goede raad komt novit te laat“ (S. 49); „Wer gut ſchmieret, der fähret auch gut“ = „En die goed van handen vullen weet, rijd dat het een aard heeft“ (S. 68); „Würd' iſt mit Bürde geſellt“ = „geene lust zonder last“ (S. 75); und:

„Hänschen, du haſt viel Schinken im Saly; doch üben wir Langmuth.
Net läßt nimmee von Art. Wann ſchattete grade der Krummſtab?“

iſt überſetzt in: „Hans, Hans, gij hebt al veel streepjes op uwen kerfstok; — Nu, de appel valt niet ver van den stam, en dat eens krom is, zal wel krom blijven“ (S. 85). — Deutſche eingeſtreute Volksmärchen ſind entweder fortgelaſſen oder es iſt ihnen eine holländiſche Wendung gegeben. So iſt fortgelaſſen die Stelle, wo es von der Waldbergquelle heißt:

„Elfenbaen ia der Sag' umwohnender Hirten benamet;
Denn eings fabelte man, mit Elfinnen tanze der Beegelf
Dort nach leiſer Muſik im ſproſſenden Graſe der Mainacht.“

[1]) Er meint von dem „See“: — „eene zoodanige plek waters toch, met het bergachtige vereenigd, scheen mij in ons land wat vreemd te zijn“ (XV).

Das präcisirte: „Als ob Oberon käme, das Horn der Bezauberung blasend", auf einem „Wagen wie Gold mit feurigen Rossen bespannt" wird abgeblaßt in das allgemeinste: „de een of andere bovennardsche geest" (S. 101). Aus „Spinnermärlein" werden „allerlei bakersprookjes" (S. 50), aus dem „verjährten Volkswahn" ein „verjaard volksprookje" (S. 36). Und wie trivial erscheint es ferner, wenn man folgenden Passus:

„Sicher erzählt' ihm, Junker, die Wärterin, als er ein Kind war,
Was dort gaukelt und lacht, ist ein Kobold, welcher vor altes
Hier unritterlich schaltet' im Land, als schnappender Strauchhahn.
Dafür spukt er im Thurm und nahet wie ein schäkernder Unhold.
Selbst zu den nächtigen Mönch mit dem Irrlicht, welches die Scenz'
Unten am Moore besucht, wie vordem als Nonne des Klosters,
Neckt' er, das Licht ausblasend; im Hui saust Höllengespenst um" —

in dieser armseligen Form liest: [Maar Hans meesmulde met een beduidend gelaat en zeide] „Ja, Jonker, toen gij nog een kind waart, zal umin u wel verhaald hebben, dat hetgeen', daar ginds zoo den gek steekt en lacht, een spook is, hetwelk daar omzwerft" (S. 53). — Den Niederländer interessiren andere Tagesereignisse als den deutschen Philister. — „Sie erzählt von Amerika und von Gibraltar, „Auch von dem Parlament und der Reise des heiligen Vaters" wird bei Lulofs: „Rusland, en Engeland, en het bnwelijk van den grooten Napoléon" (S. 101). — Statt der Namen deutscher Dichter sind entsprechende vom niederländischen Parnaß eingesetzt. Ich habe die vier Verse aus der ersten Idylle im Auge:

— „Plauderten viel und sangen empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi;
Sangen: ‚O, wunderschön ist Gottes Erde' mit Hölty,
Welches den Tod nachtet', und beklagten dich, redlicher Jüngling."

Der Uebersetzer hat diese also übertragen: ...„Hier koutten zij van alles, en zeiden roerende Gedichten op van den grooten Bilderdijk, en van den teergevoeligen Feith, en van Tollens, en Loots en Helmers, en den Dichter der Liefde en der Vriendschap, Spandauw. — En zij zongen: „Ja, deze aarde is ons een Hemel!" met u, o Bellamij, te vroeg naar het Vaderland en aan uwe Vrienden ontrukt, — terwijl zij u, brave edele Jongeling beklaagden" (S. 37—38). Es war hier leicht, die Namen deutscher Dichter durch entsprechende der niederländischen zu vertauschen, da dieselben zufälligerweise fast jeder dieselbe Bedeutung haben wie in Deutschland, und bekannt dürfte sein, daß Jakobus Bellamij der niederländische Hölty genannt wird. — Die mit der Religion in Beziehung stehenden Partien sind theils fortgelassen, theils abgeschwächt. So fehlen z. B. die 8 Verse: „Und durch Tempelgebräuch' — Weg ihr Martergebilde der Kreuzigung!" (2. Idylle); ferner der scharfe Ausfall des „edlen, bescheidenen" Walther gegen die „Pfäfflinge" und „Orthodoxie" (1. Idylle). Das — ebenfalls in der 1. Idylle vorkommende — Märchen von den Todten, die an die Himmelspforte klopfen, ist ganz und gar ausgemerzt.[1]) Einiges ist mißverstanden, z. B. „und hole zum Bischof Rothwein und Pomeranzen" ist übertragen mit: — „voor den Bischop", was einen ganz anderen Sinn gibt; komisch berührt es, wenn man in der niederländischen „Louise" das: „Und der Jüngling kleidet sich immer zephyrlich" wiederliest als: „à la Zephyre" (S. 58); aus „goldenem Steinwein" wurde, wohl versehentlich, „gontkleurige Rijnwijn" (S. 43).

[1]) „Hoe geestig dit sprookje ook zijn moge", sagt Lulofs, „oordeele ik het echter geschikter de Louise van dit kleine sieraad te berooven, den door het zelve de laten staan sommigen lieden, die den kern van den bolster niet wel weten te onderscheiden, bij de lezing het smertelijk gevoel te veroorzaken, als of hier eene volslagene Godsdienstige onverschilligheit gepredikt wierd" (XVI).

Hier und da liest sich die Uebertragung wie im Hexametertact, was ja nicht zu verwundern ist, da ja mancher Voß'sche Hexameter auch im niederländischen Gewande den Rhythmus des originalen Verses gänzlich beibehielt. Zuweilen, ja oftmals fließt ein „Germanismus" mit unter, für dessen Constatirung die „germanischen" Niederländer ein sehr feines Spürorgan besitzen. — Schon oben wurde bemerkt, daß die holländische Uebersetzung in Prosa abgefaßt sei. Nur die eingestreuten Lieder sind im Versmaß des Originals beibehalten. Zum Abschluß mögen die erste und letzte Strophe des „Hochzeitsliedes" hier mitgetheilt werden:

„Gelukkig hij, die aan zijn hart
Een Vrouwtje link mag drukken!
Hij vind in haar, zegt Salomo,
Een' bron van vlek verrukken. —
Zij helpt hem trouw met raad en daad
En strooit hem rozen, waar hij gaat." (S. 173.)

„Heil, Jong'ling, Meisje, naam vereend
Door banden, niet te staken;
God wil in tijd en eeuwigheid
U bei gelukkig maken!
Klingt, Vrienden, klingt, en roept het luid:
Lang leve Bruidegom en Bruid." (S. 176.)

Leiden. Dr. Karl Menne.

Mittheilungen und Nachrichten.

Goethe-Studien von Max Morris. Berlin, Eduard Skopnik 1897. — Das Buch enthält unter 11 Nummern kleinere Beiträge zur Goetheforschung, darunter drei zu Faust, einen zu den Weissagungen des Bakis, einen zu dem vielumstrittenen „Märchen", einen zu den Wahlverwandtschaften, denn „Miscellen", von denen die letzte einen Nachtrag zu Biedermanns Gesprächen Goethe's bietet. Wie dies bei solchen Sammlungen unvermeidlich ist, sind die einzelnen Stücke von ungleichem Werth. Etwas Mißliches haben die Deutungen der oftmals sehr unbestimmt gehaltenen polemischen Aeußerungen von Goethe über gleichzeitige Schriftsteller, wie sie der Verfasser im ersten Aufsatz „Zur literarischen Polemik im Faust" bietet. Man wird auf diesem Gebiete nie über mehr oder minder begründete Vermuthungen hinauskommen; Beweis dafür ist die Uneinigkeit der Erklärer. Wir wollen jedoch nicht verkennen, daß der Verfasser einige recht ansprechende Deutungen aufgestellt hat, über andere wird sich streiten lassen; so halten wir z. B. die Deutung der Worte der jungen Hexe:

Der Puder ist ja wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen u. s. w.

sowie der darauf folgenden Aeußerung der Matrone auf Goethe selbst und Herders Gattin für zu weit hergeholt. — Aehnlichen Schwierigkeiten bieten die Weissagungen des Bakis. Morris sagt richtig, sie wären alle durchsichtig und verständlich, wenn wir die Anregungen und Bezüge wüßten, die im einzelnen Falle vorliegen. Er versucht es nun, diese „Anregungen" zu einzelnen Weissagungen nachzuweisen, und hier scheint er uns recht glücklich zu sein, so z. B. wenn er die achte auf ein Schriftchen Böttgers deutet, das dieser Goethe zum Neujahrstage 1800 geschickt hatte; in der fünften ist nach Morris eine Bezugnahme auf Cervantes' „Numancia" enthalten, in der sechsten eine solche auf Kotzebue's „Gustav Wasa"; in der sehr dunklen und vielumstrittenen 21. sieht er eine Beziehung auf Lessings Emilia Galotti und führt zur Unterstützung eine Briefstelle von 1772 an, worin Goethe schreibt, Emilia Galotti sei auch nur gedacht und lasse ihn deßwegen kalt. Der Brief scheint uns jedoch zeitlich gar zu weit von der Abfassung der Weissagung abzustehen.

Für die „Wahlverwandtschaften" hat Morris eine sogenannte „Quelle" in einer Erzählung von „Tausend und eine Nacht" aufzufinden wollen, in der sich allerdings überraschende Anklänge an die Fabel des Goethe'schen Romans auffinden. Der Nachweis ist dankbar aufzunehmen, wenn auch, wie übrigens der Verfasser selbst zugibt, „die kunstvolle Führung und psychologische Tiefe", also das, was seinen ästhetischen Werth ausmacht, nichts mit dem orientalischen Märchen zu thun hat. — Ziemlich verfehlt scheint uns dagegen der Versuch auf S. 135 zu sein, zu den bekannten Versen:

„Ein Quidam sagt, ich bin von keiner Schule“ u. s. w. eine Belegstelle aus Xenophons Memorabilien nachzuweisen. Wenn es auch keiner Versicherung bedarf, daß Goethe dieses Werk gekannt hat, so ist damit immer noch nicht der Beweis erbracht, daß er auch eine einzelne Stelle so im Gedächtniß behalten hat, daß er sie bei der Abfassung der genannten Verse noch in der Erinnerung hatte. — Wir haben Einzelnes herausgerissen, um den mannichfaltigen Inhalt der Schrift kurz zu kennzeichnen. Die Darstellungsweise ist klar und einfach.

Paul Selliger (Leipzig).

∞ Jacob Wassermann: Die Juden von Zirndorf. München, Langen, 1897. Lessings bewegliche Klage wider das unabsehbare Unheil, das Diderots „Hausvater“ angerichtet, ist in unseren Tagen auf die Modephilosophie anzuwenden. Vor einem Menschenalter wimmelte es von schopenhauerinnischen Männlein und Weiblein in unsrer Belletristik. Zur Stunde tummeln sich nietzscheanische Uebermenschlein in den Tagesromanen. Der Held der Juden von Zirndorf — so heißt das ursprünglich bei Fürth gelegene Dorf — Agathon, ist, wenn wie die etwas confuse Vorgeschichte recht verstehen, ein Mischling, der Abkömmling eines Erlanger Studenten und einer Judenmaid. Seine sonstigen Schicksale, Meinungen und Thaten sind theils im hypermodern symbolistischen, theils im nietzscheanischen Orakelstil beschrieben. Etwas Begabung, mehr Selbstgefälligkeit und am allermeisten Unselbständigkeit sind dem wunderlichen Product nachzusagen.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Sitzung vom 30. Juni. Der Secretär legt eine Abhandlung des Hrn. Joseph Susta in Wittingau: „Zur Geschichte und Kritik der Urbaelalaufzeichnungen“, vor, um deren Aufnahme in die akademischen Schriften Verfasser ersucht. Die Abhandlung geht an die historische Commission. Dr. Julius Gans v. Ludassy in Wien übersendet ein versiegeltes Schreiben zur Wahrung der Priorität. Das w. M. Hofrath Dr. Heinrich R. v. Zeißberg legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor: „Elisabeth von Aragon, Gemahlin König Friedrichs des Schönen. Mit einem Anhang von Urkunden aus dem Nachlaß Don Manuel de Bofarull y Sartorio's.“ Die vorliegenden Urkunden beziehen sich auf die Heirath Friedrichs des Schönen von Oesterreich mit Elisabeth von Aragon und verbreiten nicht nur über dieses bisher fast lediglich aus Johann von Viktrings Erzählung bekannte Ereigniß, sondern auch über die den Herzogen von Oesterreich zustehenden Regierungsrechte, namentlich über das Verhältniß Friedrichs als des Seniors des Hauses zu seinen Brüdern, über die Geburtsdaten derselben, über den Mündigkeitstermin der Herzoge, über das Stände- und namentlich das Städtewesen Oesterreichs ein überraschendes Licht. Es dürfte in dieser Hinsicht nicht zu viel gesagt sein, wenn unsre Urkundensammlung als eine Quelle ersten Ranges bezeichnet wird. — Sitzung vom 7. Juli. Der Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. Dr. C. Bickell, Professor an der Universität Wien: „Ueber semitische Metrik II.“ (Ein Akrostichon aus Simon den Makkabäerin Jesajas 33), vor. — Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Sitzung vom 8. Juli. Das w. M. Prof. L. Pfaundler in Graz übersendet eine Abhandlung: „Ueber einen Erdbebenregistrator mit elektrisch-photographischer Aufzeichnung des Zeitmomentes des Stoßes“. Das w. M. Prof. Zdenko Hans Skraup in Graz übersendet eine Experimentaluntersuchung über Umlagerungen des Cinchonins. Das c. M. Prof. Guido Goldschmiedt übersendet folgende sechs Arbeiten aus dem chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität in Prag: 1. „Condensationen mit Phenylacetou“, von G. Goldschmiedt und C. Knöpfer. 2. „Ueber Imidinnine“ (III. Abhandlung), von Prof. K. Brunner. 3. „Ueber β-Benzoylisonicotinsäure“, von Moriz Freund. 4. „Ueber β-Toluylpicolinsäure und β-Toluylpyridylketon“, von Dr. A. Just. 5. „Zur Kenntniß der Hemipinsäure und der isomeren Estersäuren der Papaverinsäure“, von Dr. Alfred Kirpal. 6. „Zur Kenntniß des Pinacolins“, von Dr. C. Pomeranz. Das c. M. Prof. H. Molisch übersendet eine im pflanzenphysiologischen Institut der k. k. deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit des Privatdocenten Dr. A. Rostier unter dem Titel: „Die Ausscheidung von Wassertropfen an den Blättern der Malvaceen und anderer Pflanzen“. Prof. Dr. Ed. Lippmann übersendet eine Arbeit aus dem III. chemischen Laboratorium der k. k. Universität in Wien von Hrn. Ludwig Huber, betitelt: „Beitrag zur Kenntniß einiger seltener Erden“. Prof. J. Mauthner in Wien übersendet eine im chemischen Laboratorium der allgemeinen Poliklinik in Wien ausgeführte Arbeit von Dr. Richard Burián, welche betitelt ist: „Ueber Sitosterin. (Ein Beitrag zur Kenntniß der Phytosterine)“. Der k. u. k. Linienschiffs-Fähnrich Theodor Scheimpflug übersendet eine Abhandlung: „Ueber ein optisches Verfahren zur photogrammetrischen Reconstruction von Karten und Plänen“. Die vorgelegte Abhandlung bespricht die theoretischen Grundlagen eines Verfahrens, welches bezweckt, die derzeit noch sehr mühsamen und zeitraubenden Arbeiten, welche bei der Herstellung von Karten oder Plänen aus Photographien gemacht werden müssen, nach Möglichkeit durch das Licht selbst besorgen zu lassen, und auf diesem Weg an Arbeit zu sparen und an Genauigkeit zu gewinnen. Die Photogrammetrie, deren wundester Punkt heute noch die Reconstructionsarbeiten sind, dürfte dadurch sehr an Bedeutung gewinnen und ein wichtiger Arbeitsbehelf überall dort werden, wo es sich um die rasche und genaue Vermessung entweder sehr ausgedehnter oder schwer zugänglicher Objecte, oder um das Studium von Objecten, die sich mit der Zeit ändern, handelt. Dr. J. Ritter Loenz v. Liburnau, k. k. Sectionschef i. R. in Wien, übersendet ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Fisch-Algen“. Das w. M. Hofrath F. Steindachner überreicht eine Abhandlung von Dr. Adolf Steuer, betitelt: „Vorläufiger Bericht über die pelagische Thierwelt des Rothen Meeres“. Der Verfasser gibt zunächst eine allgemeine Uebersicht über das während der I. Tiefsee-Expedition nach dem nördlichen Theil des Rothen Meeres gesammelte, sortirte Material. Ueber die Verbreitung der erbeuteten, pelagischen Thiere kommt Verfasser auf Grund von Tabellen und Kartenskizzen, auf denen die Fundstellen der einzelnen Thiere und Thiergruppen verzeichnet waren, zu folgendem Resultat: Die Westküste ist im allgemeinen planktonreicher als die Ostküste; namentlich im Golf von Suez wurden sehr reiche Fänge gemacht. An der Ostküste zeichneten sich nur die Gegend von Senafir, Kaman, andererseits die flache Bucht von Jambo-el-Bahr durch auffallenden Reichthum an pelagischen Thieren aus. Verfasser glaubt diese Thatsachen mit den Meeresströmungen in Zusammenhang zu bringen, da die planktonreichen Gebiete genau mit dem westlichen, kälteren, salzreicheren, von Nord nach Süd streichenden Strom und seinen Nebenarmen zusammenfallen. Das w. M. Prof. Sigm. Exner legt eine Abhandlung des cand. med. Friedrich Schenk vor, betitelt: „Studien über die Entwicklung des knöchernen Unterkiefers der Vögel“, worin durch vergleichend embryologische Forschungen nachgewiesen wird, daß der knöcherne Unterkiefer, welcher aus mehreren (9) Einzelknochen besteht, in seiner Anlage sämmtliche ihn constituirenden Knochen getrennt erkennen läßt. Diese Knochen sind während des Embryonallebens durch sehr breite Bindegewebszüge, die sich im Laufe der weiteren Entwicklung nach und nach verengern, mit einander vereinigt. Dies ist der Fall, sowohl bei jenen Thieren, deren Unterkieferknochen im späteren Leben mit einander verwachsen sind, als auch bei jenen, welche nur einzelne Knochen, knöchern vereinigt, führen. Das Dentale und Articulare entsprechen nach der Entwicklung den betreffenden Theilen des Unterkiefers der Säugethiere. Die anderen Knochen sind eingeschobene Stücke. Das Articulare ist knorpelig angelegt, alle anderen Knochen des Unterkiefers sind Deckknochen. Der Meckel'sche Knorpel, der beim Vogel länger persistirt als beim Säugethier, wird allmählich größer; um ihn sind die einzelnen Knochen herumgelagert. Er verschwindet bei den Vögeln sehr spät. An seine Stelle tritt eine Knochenmasse, welche mit dem Operculare theilweise verwachsen ist, theilweise als ein eunolicher Knochen sich darstellt, der eingeborum fori ist. Das Os dentale, welches sich genau so entwickelt wie der Unterkiefer der Säuger, zeigt bei den Vögeln auch Alveolarformationen, ohne daß am Unterkiefer des Embryos Zähne zur Entwicklung kommen, was als eine coenogenetische Eigenschaft des Vogelunterkiefers gilt. Die Thatsache, welche aus den in der Kreideformation vorgefundenen Ornithonithen entnommen ist, daß die Ahnen der jetzt lebenden Vögel nur ihren Kiefern Zähne besaßen, wird durch diesen Ergebniß am embryonalen Unterkiefer unterstützt. Die Lage der den Unterkiefer zusammensetzenden Knochen ist beim Embryo der Vögel verschieden von der des erwachsenen Thieres. — Ferner überreicht Prof. Sigm. Exner eine Arbeit aus dem embryologischen Institut der k. k. Universität in Wien, betitelt: „Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Eustachi'schen Membran“, von Dr. Hugo Ignaz Czinner und Dr. Victor Hammerschlag. Das w. M. Prof. Franz Exner überreicht eine von ihm in Gemeinschaft mit Dr. C. Hascheck ausgeführte Arbeit: „Ueber die ultravioletten Funkenspectra der Elemente. IX. Mittheilung“. Ferner überreicht Prof. Franz Exner eine von

Digitized by Google

Dr. C. Hafchek in feinem Inftitut ausgeführte Arbeit: „Ueber die galvanifche Polarifation in alkoholifchen Löfungen". Schließlich überreicht derfelbe eine gleichfalls in feinem Inftitut ausgeführte Arbeit des Hrn. H. Dnche, betitelt: „Beftimmung der fpecififchen Wärme einiger fchwer fchmelzbaren Metalle". Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine in feinem Laboratorium ausgeführte Arbeit des Hrn. Dr. S. Fränkel: „Ueber Spaltungsproducte des Eiweißes bei der Verdauung. I. Ueber eine neue Methode der Darftellung der Deuteroalbumofe". Ferner überreicht Hofrath Lieben eine von Czernowitz eingefandte Abhandlung des HH. Proff. R. Pfibram und C. Glückman: „Ueber den Zufammenhang zwifchen Volumänderung und dem fpecififchen Drehungsvermögen activer Löfungen". (II. Mittheilung.) Das w. M. Hofrath Prof. L. Boltzmann überreicht folgende vier Abhandlungen: 1. und 2. „Beftimmung der Magnetifirungszahlen von Flüffigkeiten und deren Abhängigkeit von der Temperatur" (1. und 2. Mittheilung), von Prof. Dr. Guftav Jäger und Dr. Stephan Meyer. 3. „Beobachtungen an gefchloffenen Clark'fchen Normalelementen", von Theodor Wulf, Affiftent am phyfikalifchen Inftitut der Univerfität in Innsbruck. 4. „Ueber Rotationen im homogenen elektrifchen Felde", von Dr. Egon Ritt. v. Schweidler. Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine Mittheilung aus dem I. chemifchen Univerfitätslaboratorium in Wien: „Ueber die Bildung von Eftersäuren aus Säureanhydriden", von Dr. Rud. Wegfcheider. Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang überreicht eine Abhandlung aus dem phyfikalifchen Cabinet der Univerfität in Wien von Dr. Joseph Tuma, betitelt: „Ein Phafenmeßapparat für Wechfelftröme" (Fortfetzung).

* Die Herftellung eines lediglich auf photographifchen Aufnahmen beruhenden Mondatlas ift jetzt, wie der „Köln. Ztg." berichtet wird, von der Pariſer Sternwarte in Angriff genommen worden. Die erforderlichen photographifchen Aufnahmen find von den als gefchickte Aftronomen und Optiker rühmlichft bekannten Gebrüdern Henry von der Pariſer Sternwarte ausgeführt worden, und diefe Platten übertreffen an Schärfe und Detailreichthum felbft die berühmten Mondphotographien der Lick-Sternwarte. Die einzelnen Blätter wurden durch directe Vergrößerung der Originalbilder auf großen Platten erhalten und die Glaspofitive in Heliogravüren umgewandelt. Auf diefe Weife find Karten zuftande gekommen, die auch äußerlich an Prägnanz und Treue der Wiedergabe nicht übertroffen werden können. Die Vergrößerungen der photographifchen Aufnahmen find 14- bis 15fach, entfprechend einem Durchmeffer des Mondbildes von 2.4 bis 2.6 m, während die große Mondkarte von Schmidt nur einen Durchmeffer von 2 m befitzt. Der Hauptzweck diefes photographifchen Atlaffes ift, ein abfolut treues Bild des Ausfehens der einzelnen Mondlandfchaften bei beftimmter Beleuchtung zu geben, wie folches eine felenographifche Karte mit ihrer Wiedergabe des Terrains durch Striche und Linien niemals geben kann. Sehr viele Gegenden des Mondes, vor allem die füdliche Hälfte desfelben, find fo gebirgig und zeigen ein fo wild zerriffenes Ausfehen, und außerdem ift der fcheinbare Zufammenhang der einzelnen Bodenerhebungen je nach der Beleuchtung oft ein fo wechfelvoller, daß jedes bloß zeichnerifche Verfahren nur höchft unvollkommene Ergebniffe liefern kann. Hier ift die Photographie ein unerfetzliches Hülfsmittel, befonders auch deßhalb, weil fie einer fpäteren Zeit die Mittel an die Hand gibt, mit unfehlbarer Sicherheit zu entfcheiden, ob und welche Veränderungen feitdem etwa auf dem Monde ftattgefunden haben. Die Herausgeber diefes Atlaffes find die rühmlichft bekannten Aftronomen Loewy und Puiſeux, die fich damit ein neues Verdienft um die Wiffenfchaft erwerben.

* **Heidelberg.** Profeſſor Fiſcher in Berlin, der als Nachfolger des Chemieprofeſſors Victor Meyer hieher berufen war, hat abgelehnt. Profeſſor Buzzetti ift aus dem Lehrkörper der hiefigen Hochfchule ausgefchieden und nach Genf übergefiedelt.

* **Breslau.** In den nächften Tagen wird der Affiftent am paläontologifchen Inftitut der hiefigen Univerfität, Dr. Wilhelm Bulz, mit Forfchungsaufträgen des Muſeums für Völkerkunde in Berlin eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Sumatra antreten.

* **Wien.** An der hiefigen Univerſität wird künftig der Miniſterialrath und Vorſtand des ſtatiſtiſchen Dienſtes im Handelsminiſterium, Dr. Victor Mataja, in der Eigenſchaft eines Honorar-Profeſſors Vorleſungen über politiſche Oekonomie abhalten. Mataja war vor ſeiner Berufung in das Handelsminiſterium ordentlicher Profeſſor der politiſchen Oekonomie an der Univerſität in Innsbruck.

* **Paris.** Der ſeit langer Zeit von den Gelehrten und Forſchern ſehnſüchtig erwartete erſte Band des „Catalogue général du département des imprimés" der hieſigen Nationalbibliothek iſt endlich veröffentlicht und den zahlreichen Leſern der Bibliothek zur Verfügung geſtellt worden. Bei dieſer Gelegenheit dürfte ein Ueberblick über die Schätze dieſer koloſſalen Bibliothek von Intereſſe ſein. Als ſie im Jahre 1645 gegründet wurde, beſaß ſie nur 1820 gedruckte Bände, die im Jahre 1652 auf mehr als 11,000, beſonders durch das Vermächtniß der Familie Dupuy (9225 Bücher), angewachſen waren. Unter Colbert, der im Jahre 1661 Director der Bibliothek wurde, hob ſich die Zahl der Bände von 12,000 auf 35,000. Der zweite im Jahre 1714 erſchienene Katalog von Clément führt bereits 43,000 Bände an. Der officielle Beſtand der hauptſächlichen Sammlungen der Bibliothek betrug am 1. Januar 1897:

Heilige Schrift	18,401	Bände
Liturgie	27,936	„
Kirchenväter	4,864	„
Katholiſche Theologie	74,322	„
Nichtkatholiſche Theologie	17,581	„
Kanoniſches Recht	8,680	„
Natur- und Menſchenrechte	7,111	„
Jurisprudenz	144,868	„
Geographie und allgemeine Geſchichte	39,425	„
Kirchengeſchichte	36,726	„
Alte Geſchichte	30,754	„
Italieniſche Geſchichte	19,422	„
Franzöſiſche Geſchichte	279,408	„
Deutſche u. ſ. w. Geſchichte	61,929	„
Bibliographie	14,601	„
Philoſophiſche Wiſſenſchaften	97,456	„
Franzöſiſche Poeſie	68,841	„
Franzöſiſches Theater	10,409	„
Einzeln veröffentlichte Theaterſtücke	42,059	Stücke
Romane	116,824	Bände.

Die Naturwiſſenſchaften ſind, wie man ſieht, in dieſer Tabelle unerwähnt geblieben. Der Geſammtbeſtand der Bibliothek wird jetzt auf nahezu drei Millionen Bände geſchätzt.

* **St. Petersburg.** Die entſchiedene Ablehr von dem Claſſicismus, den der Unterrichtsminiſter Graf Tolſtoi unter dem Einfluſſe Katkows in dem geſammten Schulſyſtem Rußlands ſeinerzeit herrſchend zu machen verſucht hatte, gelangt gegenwärtig zum Ausdruck durch immer weiter gehende Beſchränkung des Unterrichts in den alten Sprachen und durch Gründung zahlreicher techniſchee Lehranſtalten, die nur die Kenntniß der neuen Sprachen verlangen. Auch in Odeſſa ſoll jetzt ein „Praktiſches Technologiſches Inſtitut" begründet werden. Die ſtädtiſche Duma hat als Baufonds für das Inſtitut die Summe von 200,000 Rubel angewieſen und gibt die nöthigen Bauplätze her.

Todesanzeige.

Heute früh entſchlief ſanft nach zehntägiger Krankheit im ſiebzigſten Lebensjahr unſere liebe Mutter

Frau Chriſtine Ludwig,

geb. Endemann,

Wittwe des Geh. Raths Carl Ludwig, weiland Profeſſors in Leipzig.

Anna Dove, geb. Ludwig;

Dr. Alfred Dove, Profeſſor zu Freiburg i. B.

München, am 19. September 1897.

(Das Begräbniß findet in Leipzig ſtatt.)

Für den Inſeratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 21. September. Nummer 212.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine katholische Moralphilosophie. Von Dr. J. Unold. — Mackay's „Wiedergeburt". Von A. K. T. Tiefo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine katholische Moralphilosophie.

Von Dr. J. Unold (München).

„Durch Selbstbesinnung zur Selbstbestimmung!" Das wird und muß heute das Losungswort aller erleuchteten Geister sein, die begreifen, daß in allen Culturvölkern immer zahlreichere Kreise sich der unbedingten, naiv-instinctiven Führung durch Sitte und Autorität zu entziehen beginnen, daß überall der Drang nach freier, vernünftiger Lebensgestaltung mächtig erwacht ist, ja, daß die Beschaffenheit unsres heutigen Staats- und Wirthschaftslebens bei allen Bürgern die Fähigkeit reifer Einsicht und sittlicher Selbstregierung voraussetzt. Die modernen Culturvölker haben die ernste, wichtige Aufgabe zu lösen, auf allen Gebieten ihrer Lebensbethätigung aus der Epoche unbewußten, gewohnheitsmäßigen Dahinlebens, aus dem Zeitalter geistlicher und weltlicher Bevormundung den Uebergang zu finden zur Mündigkeit und Selbständigkeit, zur bewußten, vernünftig freien Ordnung aller ihrer Angelegenheiten.

Dazu genügt es nicht, wie der jugendliche, optimistische Liberalismus meinte, hemmende Schranken, veraltete Stützen einfach zu beseitigen, sondern es bedarf gründlicher Einsicht in die Aufgaben und Bedingungen des menschlichen Einzel- und Gesammtlebens und eines starken Willens, die Einsicht in That umzusetzen. Um dies zu erreichen, ist aber eine sittliche Erziehung aller künftigen Bürger auf wissenschaftlicher Grundlage unentbehrlich. Erfreulicherweise ist seit zwei Jahrzehnten die Wissenschaft, besonders die praktische Philosophie, rührig am Werk, für die wichtigste aller Fragen: „Wie ordnen wir (d. i. die modernen Menschen und Völker) unser Leben?" Antwort zu finden und die bisherige ausschließlich religiöse Erziehung unsrer Jugend durch eine allseitige, vernünftig-sittliche Bildung zu verstärken. Auch die Theologie aller Confessionen sieht ein, daß die Vorschriften der Bibel allein, entsprungen aus einer weltflüchtigen, orientalisch-asketischen Lebensauffassung, nicht mehr ausreichen, um allen Anforderungen des vielgestaltigen modernen Einzel- und Staatslebens zu genügen; sie wendet sich daher vielfach einer umfassenderen wissenschaftlichen Bearbeitung der ethischen Probleme zu. Bis jetzt hielt sich die herkömmliche Moraltheologie in ihrer unsichtbaren Gralsburg mythischer und mystischer Voraussetzungen verschanzt, zu welcher nur „reine Thoren" wie Parzival den Zutritt finden konnten, während die Wissenschaft gleich dem weltlich gesinnten Ritter Gawein vergeblich zu ihr vorzudringen suchte und sich abseits in tapferem Ringen und abenteuerlichen Versuchen tummelte. Da ist es nur mit Freuden zu begrüßen, wenn einmal einer der heiligen Gralsritter, ausgerüstet mit den Waffen aller Zeitalter,[1] heraustritt auf den freien Plan wissenschaftlicher Erörterung. Vielleicht ist es möglich, nach scharfem, ehrlichem Zweikampf zu einem erträglichen Frieden oder gar zu fröhlicher Waffengemeinschaft zu gelangen, wenn nicht, was leider zu befürchten steht, im entscheidenden Augenblick der fromme Ritter sich hinter die Mauern der unsichtbaren Burg zurückzieht, wodurch jede Verständigung abgeschnitten wird. Nachdem die protestantische Theologie durch die „Christliche Ethik" des dänischen Bischofs Martensen ein Werk geschaffen, das rasche, weite Verbreitung fand, durfte auch die katholische nicht zurückbleiben. So erschien 1890 von dem Mitglied der Gesellschaft Jesu, Victor Cathrein, eine Moralphilosophie, deren „günstige Aufnahme" schon drei Jahre später eine neue Auflage nöthig machte.[1]

Zunächst sollte man meinen, daß ein Jesuitenpater nicht der geeignetste Mann sei, um eine unserm fortgeschrittenen sittlichen Bewußtsein entsprechende wissenschaftliche Ethik zu liefern. Die „Jesuitenmoral" genießt schon seit Jahrhunderten in keinem christlichen Volke den besten Ruf, zumal seitdem ihre Veräußerlichung und laxe Anbequemung der sittlichen Gebote die Empörung des feineren ethischen Empfindens eines Pascal hervorgerufen hatte.[2]

Nun, so viel hat der allgemeine Fortschritt der Wissenschaften und des sittlichen Denkens schon bewirkt, daß man wenigstens auf deutschem Boden eine Morallehre wie diejenige des Pater Gury (1850), deren sittliche Abnormitäten — um nicht zu sagen Unsittlichkeiten — in Deutschland, Frankreich und der Schweiz zu scharfer Polemik herausforderten, nicht mehr als wissenschaftliche Leistung vorzubringen wagt.

Da mußten schon schärfere Waffen und eine etwas edlere Gesinnung aufgeboten werden, um die moderne „materialistische" Ethik erfolgreich zu bekämpfen und der katholischen „Wissenschaft" den Ruhm eines katholischen Moralphilosophen — wie in J. Janssen denjenigen eines katholischen Geschichtschreibers — zu verschaffen.

Trotz der unleugbaren Vorzüge, welche Cathreins Werk im Vergleich zu den früheren katholischen „Moraltheologien" bietet, hat seine „Partei" keine Veranlassung, auf die „wissenschaftliche" Leistung ihres Vorkämpfers stolz zu sein. Selbst der beste Wille vermag nicht, in dem Werke einen Gewinn für die Förderung der ethischen Wissenschaft, eine Vertiefung oder selbständige Auffassung alter Probleme, die Eröffnung neuer Gesichtspunkte oder wenigstens einen klaren, geordneten (d. i. systematisch fortschreitenden) Aufbau des Ganzen zu entdecken. Den breitesten Raum nehmen Definitionen, Worterklärungen, Eintheilungen und besonders die Polemik gegen die ganze

[1] Selbst die alte Bauernwaffe, der Flegel, wird häufig genug geschwungen.

[1] „Moralphilosophie" von Victor Cathrein, S. J. 2 Bände. 2. Aufl. Freiburg, Herder. 1893.

[2] In Spanien schrieb ein P. Escobar (1589—1669) eine Moraltheologie in 14 Bänden; von dem ganzen großen Werke hat sich im Volksbewußtsein nichts erhalten als der Ausdruck „Escobarderia", was so viel bedeutet als „Anwendung einer feinen Lüge". (Vgl. Lady Blennerhassett in der D. Rundschau 1896.)

Digitized by Google

neuere Moralphilosophie ein, die nicht (wie z. B. in Jodls Geschichte der Ethik) in ihren Grundgedanken, sondern in lose an einander gereihten willkürlichen Auszügen dargestellt wird. Es scheint auch gar nicht so sehr auf eine sachliche Kritik abgesehen, als vielmehr darauf, die einzelnen Ethiker als „Gottesleugner" in den Augen der frommen Leser zu brandmarken.[1])

Um zu einer tieferen Erfassung und gerechten Würdigung der ethischen Probleme und Systeme zu gelangen, dazu fehlt dem Verfasser zweierlei: erstens das Verständniß für echte Religiosität ohne Dogmatik (S. 312), und zweitens eine Nachempfindung der Wirksamkeit unmittelbarer, rein sittlicher Motive — ein Mangel, der aus seinem Bildungsgang wohl erklärlich ist, den aber keine noch so eifrigen gelehrten Studien zu ersetzen vermögen. Darum bleibt Cathrein durchaus auf dem Standpunkt eines naiven Anthropomorphismus (Vergleich des Schöpfers mit einem Töpfer oder sonstigen Kunsthandwerker) und kann sich eine Pflichterfüllung ohne Rücksicht auf jenseitige Belohnung und „ewige" Höllenstrafen, sowie auf einen persönlichen Gesetzgeber gar nicht vorstellen, ebensowenig als er eine Ahnung hat von dem immanenten Werth des Sittlichen, von dem Ideal der sittlichen Persönlichkeit.

Das beweisen Aeußerungen, wie die folgenden: „Dem müßte die Palme der Naivetät zuerkannt werden, der Gewissensbisse darüber empfände, daß er einem eingebildeten Ideal nicht nachgefolgt" (S. 320), und „O, wenn es kein ewiges Leben gibt, wenn ich in meinem Gewissen nicht die Stimme einer höheren Macht (d. i. des persönlichen Gesetzgebers) vernehme, so werde ich schon damit fertig werden. Große Opfer werde ich jedenfalls nicht bringen, um einem völlig belanglosen Gefühl des Mißbehagens zu entgehen oder zum Gefühl innerer Befriedigung zu gelangen" (S. 321).

„Nach Guyau soll der Mensch das Bewußtsein, recht zu handeln, zum sittlichen Endziel seines Lebens machen, es soll seiner Seele Frieden und Freude geben u. s. w. So können allerdings Gelehrte schreiben, die sich behaglich auf ihrem Sopha dehnen und um jeden Preis eine Sittenlehre zusammenstoppeln wollen nach dem Geschmack der „gebildeten" Welt. Wir möchten einmal sehen, wie sich diese Herren benähmen, wenn sie aus ihrer Stellung entlassen, von den Menschen zurückgesetzt, von Krankheiten[2]) und Entbehrungen heimgesucht würden!" (S. 89.) „Der wäre jedenfalls ein einfältiger Tropf, der aus Liebe zu solchen Phrasen (wie reine Liebe zur Pflicht; innere Seligkeit der Tugend u. a.) sich auch nur einen Genuß versagte, bevor ihn der Tod für immer in Staub und Asche auflöst." (S. 90.) „Ohne den Glauben an die jenseitige Vergeltung wären die Tugendhaften die Dümmsten der Dummen." Endlich: „Seien wir doch ehrlich. Ist der Tod die völlige Vernichtung des Menschen, dann ist derjenige der Klügste, der es am besten versteht, der irdischen Tage recht froh zu werden, alle seine Triebe, so gut es geht, zu befriedigen." (S. 104, 105.) „Wird man mit solchem Wortgeklingel von dem Fortleben in der Erinnerung, von der Mitarbeit an der Cultur, von dem Genuß des Schönen und Edlen auch nur eine einzige böse That zu hindern vermögen?" (S. 106.) Solche Aeußerungen mögen genügen, um den niedrigen ethischen Standpunkt des Verfassers der katholischen Moralphilosophie zu kennzeichnen. Wie tief steht die nämliche Wissenschaft zu Ende unsres Jahrhunderts unter dem Niveau, das sie zu Anfang desselben, getragen von dem idealhumanen Geist des Zeitalters, in den ethisch-pädagogischen Werken von Mich. Sailer[1]) (später Bischof von Regensburg) und Vinc. Milde (Erzbischof von Wien)[2]) erreicht hatte! Aus diesen Werken könnte P. Cathrein lernen, wie schön sich echte Religiosität mit unabhängiger, wahrhaft philosophischer Moral verbinden läßt.

Zum Beleg für das oben über den geringen wissenschaftlichen Werth des vorletzten Werkes Gesagte möchten wir eine, wenn auch nur kurze Kritik des wichtigsten Theiles, der eigentlichen Grundlegung der Moral, geben. Diese handelt zunächst von der Feststellung der Ziele und Zwecke des menschlich-sittlichen Handelns. Obwohl nun Cathrein immer wieder betont, daß er eine „philosophische" Begründung der Ethik geben wolle und in der Einleitung die Moral„philosophie" (im Unterschied von der Moral„theologie", deren Quelle die übernatürliche Offenbarung sei) definirt als die „aus den höchsten Vernunftgrundsätzen mit dem natürlichen Lichte der Vernunft geschöpfte (!) Wissenschaft vom sittlichen Handeln des Menschen", beginnt er den Abschnitt über die Bestimmung des Menschen mit einer wortwörtlichen Anführung der altjüdischen Schöpfungslegende (S. 70) und beweist (!) daraus als höchsten Zweck des Menschen „die Verherrlichung des Schöpfers" (S. 73).

Resultat und Methode sind bei dieser Untersuchung theologische, aber nicht philosophische, bewegen sich auf dem Boden der Dogmatik und des Glaubens, nicht der Wissenschaft. Denn seit der vernichtenden Kritik der mittelalterlichen Gottesbeweise durch Kant kann keine Philosophie, die auf den Namen einer „Wissenschaft" Anspruch erhebt, von diesen Beweisen für das Dasein Gottes ausgehen. Daß die Philosophie, zumal die Ethik, deßhalb nicht auf den Gottesbegriff absolut zu verzichten braucht, hat der nämliche Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft dargethan, ein Verfahren, das Cathrein wieder einmal gar nicht begreifen kann.[3])

Die Moral muß auf eigenen Füßen stehen, muß wissenschaftlich begründet[4]) werden, wenn sie für den „denkenden" Menschen verpflichtende Kraft gewinnen soll. Zur Verstärkung für „gläubige" Gemüther können religiöse Vorstellungen dienen, indem sie die durch Einsicht gewonnenen Pflichten als göttliche Gebote betrachten lassen und dem sittlichen Streben durch den Ausblick in eine gläubig erfaßte jenseitige Welt erhöhte Schwungkraft und Zuversicht verleihen. Aber das ganze sittliche Leben (wie es heute in allen Schulen geschieht) ausschließlich auf Glauben und Offenbarung zu gründen, bringt in einem Zeitalter, wo auf allen sonstigen Gebieten das wissenschaftliche Denken vorherrscht, die ungeheure Gefahr mit sich, daß immer zahlreichere Volksgenossen mit den unerkennbaren religiösen Voraussetzungen auch die daran geknüpften Sittengebote verwerfen und so die ganze Nation zunehmender Demoralisation verfällt, wenn nicht beizeiten die neuen „wissenschaftlichen" Stützen der Moral in der Jugenderziehung zu Hülfe genommen werden.

Abgesehen davon, daß die Existenz Gottes und die Wahrheit der Offenbarung sich nicht beweisen, sondern nur glauben läßt, ist gegen Cathreins theologische Aufstellung der Ziele des menschlich-sittlichen Lebens noch folgende Einwendung zu erheben: Eine einfache psychologische Zer-

---

[1]) Weßhalb wird denn jedem der besprochenen Autoren, was für eine „Moralphilosophie" doch gleichgültig sein sollte, ausdrücklich der Stempel „gottlos" aufgedrückt?

[2]) Vielleicht hätte Hr. Cathrein nicht so geschrieben, wenn er miterlebt hätte, mit welch edler Ergebung G. v. Guyau sein jahrelanges Siechthum trug!

[1]) Ueber die Erziehung. 2. Aufl. 1809.

[2]) Allgemeine Erziehungskunde 1813 (neu herausgegeben 1877).

[3]) Wie wenig Verständniß Cathrein (vgl. S. 304—307) überhaupt für eine autonome Ethik besitzt, zeigt der Ausspruch (S. 101) „Die Kant'sche Lehre untergräbt die Grundlage jeder sittlichen Ordnung".

[4]) Der Referent versuchte in seiner „Grundlegung für eine moderne Lebensanschauung", Leipzig, bei Hirzel 1896 (Besprechung in der Beilage vom 5. März 1897), eine solche wissenschaftliche Begründung zu geben, welche mit jeder wahrhaft religiösen Auffassung in Einklang zu bringen wäre.

Digitized by Google

gliederung des herkömmlichen Gottesbegriffs belehrt uns, daß sämmtliche Eigenschaften und Züge des persönlichen Gottes nur eine Steigerung (Idealisirung) der in der Erfahrung gegebenen Züge der menschlichen Persönlichkeit sind, d. h. der Mensch schafft sich Gott nach „seinem" Bilde und dieses Bild ist eben das Ideal der Humanität oder des reinen Menschenthums. Damit sind wir bei dem von Cathrein so geringschätzig behandelten Ziel der unabhängigen Moral angekommen.

Aber selbst wenn das Dasein eines persönlichen Schöpfers beweisbar wäre, woher wissen wir, daß „seine Verherrlichung der letzte und höchste Zweck aller Geschöpfe" sei? Eine wissenschaftliche Betrachtung der Natur und der Geschichte dürfte ergeben, daß diese Verherrlichung hier wie dort nur sehr mangelhaft gelungen sei, daß der Schöpfer sie entweder nicht „gewollt" (was seiner Güte) oder nicht „gekonnt" habe (was seiner Allmacht widerspricht). Kurzum, der genannte höchste Zweck läßt sich aus der bisherigen Erfahrung nicht erweisen; er gehört in eine Moraltheologie, aber nicht an den Anfang einer Moralphilosophie.

Das mag auch der Verfasser gefühlt haben; darum stellt er noch einen zweiten, „untergeordneten Endzweck des Menschen" auf, nämlich die Glückseligkeit, resp. die vollkommene Glückseligkeit. Aber in den „Beweisen für die Bestimmung des Menschen zur vollkommenen Glückseligkeit" (S. 79—84) ist unser Philosoph nicht glücklicher als in der vorhergehenden Beweisführung. Zunächst muß schon auffallen, daß ein Ethiker, der den individuellen und socialen diesseitigen Eudämonismus so gründlich abweist und widerlegt (S. 146—174), auf einmal dem jenseitigen Eudämonismus so hohen Werth beilegt, daß er ihn als Endzweck des menschlich-sittlichen Lebens hinstellt. Sehen wir uns die Beweisführung selber an, so macht sie dem der jesuitischen Scholastik nachgerühmten logischen Scharfsinn wenig Ehre.

Obersatz: alle Menschen haben einen natürlichen Trieb nach vollkommener Glückseligkeit; Untersatz: es ist unmöglich, daß diesem Triebe die vollkommene Glückseligkeit nicht als erreichbares Ziel entspreche. Also sind alle Menschen zu vollkommener Glückseligkeit bestimmt. Dieser ganze Schluß ist zunächst „inhaltlich" völlig werthlos; denn was hier von Glückseligkeitstrieb behauptet wird, läßt sich von jedem angeborenen Triebe, z. B. dem Erwerbs-, Ehr- oder Spieltrieb u. a., namentlich aber vom Triebe nach Selbstvervollkommnung, den auch P. Cathrein, wenn auch nicht im höchsten ethischen Sinne, kennt (S. 79), aussagen. Er hütet sich aber wohl den Schluß zu machen: Also sind alle Menschen zu erreichbarer Selbstvervollkommnung bestimmt! Denn dadurch würde das Dogma von der Grundverderbtheit der menschlichen Natur hinfällig und zugleich der ganze Gnadenmittel- und Erlösungsapparat der Kirche überflüssig. Aber auch nach der „formalen" Seite ist der genannte Schluß höchst mangel-, ja fehlerhaft. Gegen den Obersatz ist nichts einzuwenden, als daß er nicht allgemein genug ist. Dagegen ist der Untersatz schon sehr problematisch. Woher wissen wir, daß es unmöglich ist, daß diesem Triebe die Glückseligkeit nicht als erreichbares Ziel entspreche? Bis jetzt belehrt uns die Culturentwicklung im Gegentheil, daß alle menschlichen Bildungs- oder Culturtriebe[1]) auf unerreichbare, unendlich hohe Ziele gerichtet sind, wodurch allein ein beständiger Fortschritt der Menschheit verbürgt wird. Die Schlußfolgerung endlich aus diesem problematischen Untersatz ist ein directer Verstoß gegen die Regeln der Logik: denn er will aus dem bloß „Möglichen" (erreichbares Ziel) auf ein „Wirkliches" schließen (auf das „Bestimmtsein" zur Glückseligkeit, als ob dieselbe garantirt wäre), was unzulässig, weil unrichtig ist.

Auch auf die „psychologische" Kenntniß und Erkenntniß des Verfassers wirft der ganze Abschnitt (2. Buch, 2. bis 6. Cap.) kein sehr günstiges Licht, da beide durch dogmatische Voreingenommenheit erheblich getrübt erscheinen. Wir können hier nur kurz auf drei Punkte hinweisen: 1. Die Annahme einer „Seelensubstanz" (S. 88) wird wohl von keiner wissenschaftlichen Psychologie mehr getheilt. 2. Cathrein faßt die Glückseligkeit quietistisch als dauernden wunschlosen Zustand. Nun zeigt uns aber eine psycho-physische Betrachtung der Menschennatur, daß ein dauerndes Glück für den Menschen unmöglich ist, daß es in kurzem neue Wünsche erzeugen oder in Ekel und Langeweile umschlagen würde. Allein um die wirklichen leiblich-seelischen Verhältnisse ist es unserm Moral-„Philosophen" gar nicht zu thun; darum nennt er auch Lessings Wort, daß das Streben nach Wahrheit mehr beglückt, als der Besitz desselben, nur einen „geistreich fein wollenden Unsinn" (S. 100). Vielmehr steuert die ganze „wissenschaftliche" (!) Untersuchung auf die theologische Dogmatik los: „Nur in Gott kann der Mensch sein vollkommenes Glück finden." „Das höchste Gut für den Menschen, das Endziel des irdischen Lebens ist das selige Leben in einem besseren Jenseits." 3. Cathrein setzt „Glückseligkeit" identisch mit „Vollkommenheit", was wohl keinem Kenner seelisch-sittlicher Vorgänge und Zustände passiren dürfte. Glückseligkeit (subjectiv) besteht in einem jeweiligen Ueberwiegen der Lustgefühle über die Unlustgefühle; sie kommt uns durch elementare sinnliche Empfindungen (eben diese Lustgefühle) zum Bewußtsein. Vollkommenheit bezeichnet dagegen ein vorgestelltes ideales Strebensziel, als möglichst hohe und reiche Ausgestaltung unsrer menschlich-sittlichen Anlagen und Fähigkeiten gedacht. Ein glücklicher Mensch ist noch lange kein vollkommener Mensch, dagegen kann sehr wohl Glückseligkeit die „Folge" vollkommener Bethätigung sein. Jene ist ein passiver, diese ein activer, jene ein sinnlicher, diese ein sittlicher Zustand. Allein Cathrein betrachtet die Vollkommenheit als einen Besitz, als ein Gnadengeschenk, nicht als die Gesammtheit selbst zu erwerbender und beständig zu bethätigender, tüchtiger und edler Eigenschaften (Tugenden). Die aus den Schriften des Neuen Testaments (in welchen die Heilslehre viel eingehender behandelt wird als die Sittenlehre) geschöpfte christliche Ethik wäre nicht ausreichend, um für alle Verhältnisse des menschlichen Einzel- und Gemeinschaftslebens Normen zu geben und zugleich zu einer umfassenden Systematisirung sämmtlicher Pflichten (der persönlichen, der socialen, der politischen und der humanen) Stoff zu bieten. Darum haben schon die ersten Kirchenväter, wie die neueren Katechismen, den alttestamentlichen Dekalog zu Hülfe genommen, und die mittelalterliche Scholastik hat aus der Fülle der antiken Ethik unter dem Namen natürlicher oder vernünftiger Moral geeignete Bausteine entnommen, um ein philosophisches System der Ethik zu construiren. Das nämliche Verfahren treffen wir bei C. Er mag wohl eingesehen haben, daß auf der bisher gewonnenen Basis (Verherrlichung des Schöpfers und vollkommene Glückseligkeit als einzige und höchste Zwecke des Menschenlebens betrachtet) sich keine Moralphilosophie aufbauen läßt, die umfassend und doch ideal genug wäre, um die „weltliche" oder „gottlose" Moral zu bekämpfen und zu überbieten. Daher gelangt er im 3. Buch nach einer (offenbar sich an Ed. v. Hartmanns vorzügliche Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins anlehnenden) Darstellung und Kritik der verschiedenen Moralprinzipien zu einer dritten Begründung des Sittlichen durch das aristotelische Prinzip der vernünftigen Menschennatur (S. 216—233).

„Sittlich gut (S. 224) ist demnach, was dem Menschen

[1]) Dazu dürfte man besser den Glückseligkeitstrieb rechnen, als zu den reinen Naturtrieben (vgl. des Recensenten „Moderne Lebensanschauung" IV. Cap.: Die psychologischen Voraussetzungen des sittlichen Lebens).

Digitized by Google

seiner vernünftigen Natur nach und in seinem Verhältniß zu allen anderen Wesen geziemend oder angemessen ist." „Der Mensch soll die ihm durch seine vernünftige Natur im Weltganzen zukommende Stellung auswirken."

Damit stehen wir auf dem soliden Boden einer wirklichen Moralphilosophie, die geeignet ist, den ethischen Materialismus und Eudämonismus, der auch unsre moderne deutsche[1]) Ethik (bei Feuerbach, Laas, Glogau, Carneri und Paulsen) so tief unter das durch Kant, Fichte, Hegel und Herbart erreichte Niveau herabgedrückt hat, zu überwinden. Aber das ist ja unabhängige aber „gottlose" Moral! Daher beeilt sich Cathrein, sie durch die Berufung auf den hl. Thomas von Aquino in seinen kirchlichen Kreisen salonfähig zu machen und die Anknüpfung an seine erste theologische Voraussetzung (S. 229, Verhältniß der Sittennorm zur ewigen Wesenheit Gottes) zu gewinnen. Auch hütet er sich wohl, aus dem Moralprinzip der vernünftigen Menschennatur sehr nahe liegende Folgerungen zu ziehen, wie diese: Wäre es einem vernünftigen Menschen, zumal heute im Zeitalter der Wissenschaft, nicht angemessener oder geziemender, durch aufrichtiges, ehrliches Forschen und Nachdenken seine Lebensanschauung und Ueberzeugung sich zu „erringen", als blind und buchstäblich zu „glauben", was in einem Zeitalter des tollsten Aberglaubens (ein solches waren unstreitig die ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung) an Wundern und Lehrmeinungen niedergeschrieben wurde?

Ferner: Ist es eines vernünftigen Menschen nicht angemessener und würdiger, eine „wissenschaftliche" Erkenntniß seiner Aufgaben und Pflichten anzustreben und aus eigener Kraft sich zum Ideal tüchtiger und edler Menschlichkeit emporzuarbeiten, statt als „armer Sünder" immer wieder auf Gnade und Erlösung, auf Absolution und Stellvertretung angewiesen zu sein?

Jedoch solches Denken und Handeln ist nicht sittlich gut, sondern gottlos und verwerflich; es würde ja die Machtstellung der Kirche untergraben. Um ja nicht auf solche gefährliche Abwege zu gerathen, schwenkt Cathrein von der gewonnenen Höhe, von wo aus er die übrigen Moralsysteme so tief unter sich liegen sah, sofort ab und fällt trotz des angesteckten „Lichtes der Vernunft" in den finsteren Abgrund der unselbständigen (heteronomen) Moral zurück (vgl. den Abschnitt über die Pflicht, V. Buch, Cap. 2—3). Zuletzt (im V. und VI. Buch über Gewissen, Sünde und Verdienst) biegt die so pomphaft angekündigte und so kühn sich geberdende Moral-„Philosophie" ganz in die bequemen, ausgefahrenen Geleise der Moral-„Theologie" ein. — Während so der „Allgemeine Theil" (I. Bd.) von Cathreins katholischer Moralphilosophie zahlreiche Mängel und Blößen aufweist und keine wissenschaftlich befriedigende Grundlegung für eine Ethik gibt, bietet dagegen der II. Band (Besondere Moral) eine Fülle werthvoller Anschauungen und Thatsachen, so daß sein Studium jedem Leser Anregung und Gewinn bringen wird. Ueberhaupt kann und muß trotz der gerügten Mängel und dogmatischen Vereingenommenheiten Cathreins Moralphilosophie von der wissenschaftlichen Ethik mit Freude und Dank registrirt werden, vorausgesetzt, daß es ihm mit seinem Suchen und Sagen Ernst war und er nicht bloß mit einer angeblichen Ueberlegenheit über die moderne Wissenschaft vor seiner „Partei" großthun wollte. Und wenn wir hoffen dürften, daß die dort ausgesprochenen ethischen Anschauungen von den gebildeten Vertretern der katholischen Kirche allgemein getheilt würden, so wäre damit ein gemeinschaftlicher Boden für ernstes, fruchtbares Zusammenwirken aller sittlich Denkenden und Strebenden gefunden.

[1]) Leider müssen wir dem Verf. zustimmen, wenn er wiederholt mit bitterem Hohne bemerkt: „Es macht keinen erhebenden Eindruck, Deutschlands „Denker" so oft in den abgetragenen Pantoffeln der Engländer einherstolziren zu sehen" (S. 35, 309 u. a.).

Denn um diese ethischen Ziele zu erreichen: die Ausgestaltung der vernünftigen Menschennatur und die Verherrlichung Gottes oder die Gottähnlichkeit, dazu bedurfte es der dogmatischen und polytheistischen Elemente in der heutigen orthodoxen Auffassung des Christenthums nicht. Dann könnten die Ueberreste einer grobsinnlichen Gottesverehrung, die heute schon den Protestanten im Katholicismus abstoßen, nach und nach verschwinden und alle Angehörigen unsres Volkes, wie der Culturmenschheit, Gläubige und Nichtgläubige, wetteifern, jenen hohen sittlichen Idealen nachzustreben.

Dadurch würden allmählich zwei hohe Güter gewonnen, deren Erringung unser Volk, wenn es sich wieder auf seine idealen Aufgaben besinnt, zuerst in Angriff nehmen muß: nämlich erstens: die innere Einigung der deutschen Nation, die, nicht nur durch den Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus, sondern auch durch den von Glauben und Wissen aufs ernstlichste gefährdet ist; sodann: die Ausgestaltung einer der sanftigen Bildungsstufe der Deutschen entsprechenden und würdigeren Religionsauffassung.

Beides kann aber nur erreicht werden auf dem Boden[1]) gemeinsamer „sittlicher" Ideale und Ueberzeugungen, die alle darauf abzielen, den höchsten (aus dem Studium der Natur und Geschichte erkennbaren) Zweck des Menschenlebens immer besser zu verwirklichen, nämlich: die Erhaltung und Veredelung des Ganzen (zunächst des Volkes, sodann der Menschheit) durch die Erhaltung und Veredelung der Einzelnen, d. i. durch die Heranbildung einer immer größeren Zahl von tüchtigen und edlen, vernünftigen und freien Persönlichkeiten in starken, gerechten und geordneten Gemeinwesen.

Mackay's „Wiedergeburt".[2])

Von A. K. T. Tiele.

Als um die Mitte der achtziger Jahre unsres Jahrhunderts die moderne deutsche Lyrik vielversprechend und wenig erfüllend einsetzte, da stand unter den jungen Kämpfern auch der Deutsch-Schotte John Henry Mackay. Er stand in einer Linie mit den „Genossen" Hermann Conradi, Maurice v. Stern, Arno Holz, Karl Henckell und declamirte mit ihnen von socialen Mißständen und socialistischen Tendenzen. Natürlich suchte jeder von ihnen auf seine Façon selig zu werden. Der Verlauf eines Decenniums hat die Sachlage merklich verrückt. Der rhetorisch gewaltige „Sünder" Hermann Conradi hat sich bereits 1890 allzu eilig verabschiedet und der lieben Welt müde den Rücken gekehrt. Maurice v. Stern ist die „Proletarierlieder" (1885) satt geworden; er sang letzthin von „Sonnenstaub" (1890), „Nebensonnen" (1892) und „Mattgold" (1893), Lyrika von üppiger Entfaltung, in denen das duft- und glanzbeseelte Colorit die Haupteffecte zuwege bringt. Arno Holz, der gestaltungsmächtige Verkünder des Vorstadtelends, hat sich mit seinem satirisch-pathetischen „Buche der Zeit" (1885) zufrieden gegeben, er hat keine neuen Poesien veröffentlicht. Karl Henckell, der stramme Socialdemokrat, 1885 mit seinem ziemlich wahllosen „poetischen Skizzenbuch" von Julius Hart der zukunftfrohen Generation zugeführt, hat in fünf nachfolgenden Gedichtbüchern energisch Farbe bekannt; doch vermochte er sich noch nicht zur selbstherrlichen Klarheit durchzuringen.[3]) Das nämliche Urtheil läßt sich auch auf John Henry Mackay übertragen, der 1885 mit

[1]) Vgl. Unold, Moderne Lebensanschauung. Cap. I u. Cap. V.

[2]) Wiedergeburt. Der „Dichtungen" dritte Folge. Von John Henry Mackay. Mit dem Bilde des Dichters. Berlin, S. Fischer, 1906.

[3]) Karl Henckell hat sich neuerdings von der Socialdemokratie feierlich losgesagt.

einer Dichtung „Kinder des Hochlands" debütirte. Wenn er sich auch anfangs den socialistischen Ideen zuneigte, so hat er sich doch niemals, im Gegensatz zu dem vorigen, trotz aller blutrothen Sturmpoesie zum ausgesprochenen Parteidichter aufgeschwungen; er war von jeher nach Otto v. Leixners scharfsinniger Formulirung „nicht ungestüm wie Henckell, nicht Fanatiker des Bluts, sondern des Gedankens". Wenigstens hat er jetzt den Socialdemokraten gründlich Valet gesagt; er verachtet den gemeinen „Mob" — er hat sich zwanglos und ungezwungen zum „zahmen Anarchisten" herausgebildet. Aber er ist kein eingeschworener Anarchist von Proudhons und Stirners Gnaden, kein blinder Umstürzler, der die absolute Freiheit der blinden Masse anstrebt; er ist vorherrschend Sprecher für die eigene Selbständigkeit. Freiheit in Staat, Kirche und Gesellschaft! heißt seine Losung. Diesen umfangreichen Individualismus vertritt er von seinem ersten bis zu seinem jüngsten Buch.

Seine jüngste Veröffentlichung „Wiedergeburt, der Dichtungen dritte Folge" unterscheidet sich von den vorangehenden nicht sonderlich; der Ton ist nicht wesentlich umgestimmt, und höchstens hat sich die Form um einige Nüancen geklärt. Sein freudiges „Ich lebe wieder," das einführende Poem, berichtet wohl, der Friede habe ihn „an die warme, erschauernde Brust der Liebe gelegt"; eheliches Glück ist ihm zutheil geworden. Aber in den mitgetheilten Aufzeichnungen spricht sich diese Befriedigung nirgends aus; vielmehr scheint sich darin die Epoche vor der beglückenden Wiedergeburt abzuspiegeln.

Mackay dichtet Lebens-, Liebes- und Landschaftslieder; eigentlich schafft er jedoch nur gnomische Poesie, und die anderen Arten geben sich wie beiläufige Spielarten, die aus ihr zufällig hervorgewachsen sind.

Selbst eine problematische Natur, beschäftigt er sich eingehend mit den letzten und tiefsten Fragen der Menschheit. Er forscht wie alle Wahrheitssucher nach Erkenntniß und Glück. In seinem Streben offenbart er mehr den schwankenden Grübler als den verworrenen Träumer. Rückerts schöner Ruf „Flügel, Flügel, um zu fliegen" durchdringt seine gesammte Dichtung; ihn treibt ungestilltes Sehnen. Das Spiel des Zufalls, die Unfreiheit der Menschen, ihre Thorheit und nutzlose Reue drücken ihn nieder; nur Sorge und Wahn hielten ihm Treue. Unseliger Skepticismus beseelt ihn. Wehlaunig schilt er schließlich die Hoffnung eine Lüge; er sieht dem nächtlichen Schlummer verlangend entgegen und versenkt sich ahnungsvoll in die Schauer des letzten Tages. Er ermattet im beengenden Volksgewühl und dennoch hebt er das Haupt empor: es ist „ein müdes Haupt, doch kein gebengtes". Todestraurig schaut er darein, aber doch muthig; er klagt und weint, ohne in resignirter Unthätigkeit und sentimentaler Zerflossenheit zu verharren. Nur sein überreizter „Frühling in Berlin" ließe sich dagegen citiren; das lärmende Spiel der Kinder quält ihn, weit über die Maßen regt ihn jeder der Töne auf:

„So weit bereits hat mich der Kummer
Vom Land der Freudigkeit entfernt —
Ihr Echo schon stört seinen Schlummer,
Seit Sang und Lachen ich verlernt."

Erschütternd, viel ergreifender, wenn auch nicht wahrhaftiger, braust seine „Brandung": „Mein Sein ist ein einziger, gellender Schrei." Diese verzweifelte Confession ist doch nur als Ergebniß einer dunklen Stunde aufzufassen, nicht als der baare Inhalt seines Wesens überhaupt. Solche dunkle Stunden kommen bei ihm freilich nicht selten vor, seine melancholische Gemüthsart tritt immer wieder zutage.

Doch kann ihn das Leben bloß biegen, nicht aber zermalmend brechen. Er geduldet sich und verlernt den weichherzigen Unmuth. Erstarkt, söhnt er sich mit dem Kampfe ums Dasein aus und ist es zufrieden, eisern das große Loos zu ziehen: „das Loos der Freude aus dem Kelch der Sorgen". Zuguterletzt dünkt ihn sein Schicksal „beneidenswerth", und jeden neuen Tag empfängt er als ein freundliches Geschenk. Der Herold der Todesfreude macht den Herold ernster Lebenslust.

Dieser Weltauffassung entsprechen die ausgeführten Gemälde und andeutenden Metaphern. Der Mensch — ein Wanderer, Schiffer, Lüftesegler, Sklave, Sieger; das Leben — eine Wüste, ein Meer, ein wolkenhohes Gebirge, ein Joch, eine Schlacht. Der Mensch erreicht sein Ziel: er errichtet in der Oase sein Lagerzelt und wirft im Hafen die Anker aus. Flügel und Kette werden als stärkste Zeichen des geistigen Habitus verwendet. Nur wechselt Mackay mit seinen Bildern oft unvorbereitet, ja er verwechselt sie mit einander. So präsentirt er sich in seinem hübschen Panorama „Am neuen Ufer" gleichzeitig als Lebensschiffer und Lüftesegler; oder er spielt in seiner Frage „Von wem noch?" ganz unnöthig den Wagenlenker, da der kurze, zu Anfang der Strophe gestellte Zwischenact weder zu den vorgeschobenen noch zu den angereihten Versen in Beziehung steht.

„Fest muß ich meine Rosse zügeln:
Ich fahre nicht mehr auf den Flügeln
Der Jugend durch das sonn'ge Land."

Oder sollte der Dichter an die fabelhaften Hippogryphen gedacht haben?

In seinen Liebesliedern handelt es sich zumeist um Meiden und Scheiden, um Tod und Trennung. Ein verlassenes Herz bekennt seine Einsamkeit und der Schrei heißer Sehnsucht bricht wiederum hervor. Nach einer verlorenen Geliebten breitet er die Arme aus; ein reicher Liedercyclus „Die todte Liebe" ist einer erstorbenen Leidenschaft gewidmet. Aber er brütet nicht beständig über der verrauschten Vergangenheit, auch die lebendige und belebende Gegenwart erheischt ihr Recht, auch der derbe Lebensgenuß findet seine Rechnung. Er befriedigt seinen Geschlechtstrieb ohne verhüllende Prüderie, aber auch ohne diese physische Seite des Lebens in obscöner Weise hervorzukehren. Er weiß nichts von sinnenfroher Andacht des Fleisches. Ein Freudenmädchen, bei dem er eine Nacht „voll schnellvergessener Gunst" zugebracht hat, wird von ihm heimlich bewundert, aber nicht wegen ihrer Leibesschönheit, sondern wegen ihrer praktischen Lebensweisheit. Und seine „Verführung" verfügt ganz und gar nicht über bestrickende Sinnenlaute; ein bischen Räthselsucht und Deutung mischt sich auch da vorübergehend ein.

Zum Schauplatz seiner „Gefühle" erwählt er meistens den heraufdämmernden Abend oder die dunkle Nacht; Tages- wie Jahreszeiten dienen ihm als vielsagende und ergänzende Symbole. Eines Glückes Schwinden wird von ihm gern durch eine kurze Wendung angezeigt: „Nun kommt die Nacht". Im reifen Sommer verkörpert er sein reifes Mannesalter.

Demnach hat er seine Landschaftsgedichte vorwiegend in die beruhigte Sommer- und Herbsteszeit verlegt; er gefällt sich zumal als Lobredner der milden Octobersonne. Der sinkende Tag bringt ihm peinliche Betrachtungen der allüberwindenden Vergänglichkeit; die Nacht vollendet seine Todesschwermuth. Seine Züricher Herbstpoesie glänzt durch selten anschauliche Stimmungsmalerei; seine zahlreichen italienischen Reisefrüchte verlocken nicht minder, einzig ausgenommen sein allzu phantastisches „Capri". Seine „heidnischen Lieder" stehen auf dem Standpunkt der elegischen „Götter Griechenlands"; engherzige Christenseelen werden sich natürlich mit diesen freimüthigen Auslassungen nicht befreunden wollen.

„Die Welt der großen Freude ist todt."

. . . . . .

„Ich sehe es ragen, wohin ich mich wende,
Das Kreuz, das noch keinen befreit und beglückt —
O Schönheit, es haben barbarische Hände
Die Kränze des Ruhmes beschmutzt und zerpflückt!“

Kurzum, Mackay spinnt allüberall philosophische Ideen aus; er vertritt wie Schiller die reflectirende Gedankenlyrik. Dieser Gattung der Poesie pflegt man neuerdings mit spöttischem Lächeln zu begegnen und ihr geradewegs die reine Stimmungslyrik vorzuziehen. Ihre Berechtigung schlechthin konnte man nicht leugnen; das Vorhandensein derartiger wirkungsvoller Gedichte, nur Goethe's „Prometheus“ und „An Schwager Kronos“ und Schillers „Lied von der Glocke“ zu gedenken, mußten allein eine radicale Opposition unmöglich machen. Freilich ganz, ganz neuerdings ist man von der lyrischen Ideendichtung wieder sehr erbaut; Otto Ernst verficht sie ingrimmig entschieden zu gunsten Gottfried Kellers gegen die Angriffe Karl Busse's. Gewiß, der Gedanke darf, wenn auch nicht als „eigentlicher Stoff der Dichtkunst“, so doch als ihr „höchster Vorwurf“ bezeichnet werden; aber er erfordert auch die höchste und intensivste Aufbietung der poetischen Darstellungskraft. Er mag alle Wunder des berufenen Geistes umspannen und logisch augenblicklich einnehmen; aber er wird nur mittelbar überzeugen und nicht unmittelbar zünden. Im Kerne enthält er durchaus noch nicht jenen undefinirbaren Zauber, den wir als Hauptelement aller Poesie und zumal der Lyrik schätzen: Stimmung; er muß daher bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich mit diesem nervus rerum assizirt und belebt werden. Er muß Farbe und Form, Gestalt und Geberde gewinnen; an und für sich körper- und wesenlos, wird er erst durch musikalische und plastische Mittel in das leichte, lichte Gefilde der Poesie emporgetragen. Dabei liegt immer die Gefahr nahe, in abstracte Prosa zurückzufallen oder in nebuloser Bilderrhetorik zu zerflattern.

Wo der schwierige Realisirungsproceß mit Erfolg gekrönt ist, da wird man das Werk um so rückhaltloser begrüßen; dagegen hinterher zu streiten, welche von den beiden Poesien als die größere anzuerkennen sei, ist geradeso eine müßige Frage wie die alte, berühmte Frage, ob man Goethe oder Schiller mit dem Vorrang zu beehren habe?

Eines aber wird der Gedankenlyriker vor seinem Rivalen voraus haben: seine Poesie spricht eine Weltanschauung aus, und selbst wenn ihr Gewand weniger glatt und schmiegsam sitzt, steht sie doch ersichtlich auf festem Untergrunde. Sie erscheint männlicher und offener — andrerseits freilich kühler und berechnender. Ihr mangelt in den meisten Fällen der warme Reiz der Ursprünglichkeit.

Mackay wurde auf diese Richtung von vornherein durch Temperament und Talentirung hingewiesen; „ich lausche den Stimmen in mir“, erklärt er einmal, und so vollzieht es sich wirklich: mit den Gebilden des Innenwesens befaßt er sich lieber und liebevoller als mit den Gestalten der Außenwelt. Er erhellt das dunkle Innere durch das klare Aeußere.

In seinem Naturell fußt die Neigung zur absondernden Abstraction. Er betrachtet die Dinge unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit, und zwar so, daß sich sein Ich als das Centrum aller seiner weitreichenden und tiefgründigen Ausblicke darstellt. Von seinen Geliebten erhält man nicht viel mehr als anmuthende Schattenrisse, und oft wird an die Stelle der geliebten Person bündig die personificirte Liebe gesetzt. Gern spricht der Dichter zu seinem Herzen und Geiste, zu seinen Gedanken, und mit Vorliebe wendet er sich an seine Lieder. Er singt Lieder über seine Lieder. Er versieht sie mit buntem Gefieder; sie fliegen und kehren zu ihm zurück, er verhätschelt sie als seine Kinder. — Die „Stadt meiner Abenteuer“ liegt jenseits von jeder geographischen Fixirung, und höchstens das Datum „Herbst 1892“ dürfte auf die genaue Fährte führen.

Seine Reflexionen sind indessen oft sehr kunstvoll entfaltet; er zeigt sie im Wachsen und Werden: dadurch wird ihnen das Aussehen organischen Lebens verliehen. „Ich muß wieder fliegen“ geht von dem bloßen Wunsche aus und endet mit der realistischen Erfüllung des Wunsches. Seine Meditationen drängen sich bisweilen etwas vorlaut heran, meistens quellen sie aber ungesucht aus dem Zusammenhang. Niemals wollen sie alte, gute Allgemeinheiten, wohlfeile Gemeinplätze, tönende Phrasen etwas umgemodelt und aufgewärmt an den Mann bringen; sie sind mit einem vollkommen individuellen Gepräge ausgerüstet.

Sie ergehen sich vielfach in rhetorischem Pathos, in Parallelen und Contrasten, in Wortspielen und Anaphoren: „in neuen Liedern, in alten Träumen“; „schreiend weinte, weinend schrie“; „mit rothen Blüthen und süßen Küssen“; „die mürrische Krähe für den Sommerfalter, den Katzenjammer für den seligen Rausch!“ Diese scharf pointirte Ausdrucksweise kennzeichnet immer den sentenziösen Poeten. Eine specielle Eigenheit Mackay's springt in die Augen: seine Manier, an ein concretes Object genitivisch ein abstractes Object zu binden.

„Die Tage des Lichts; die Nacht der Freude; die Stunde der gereiften Lust; die Länder des Lebens; ein Mund der Lüge; das Haupt des Ruhms; die Arme der Liebe; die Thore des Gedankens; die Fracht gehäufter Mühe; der starke Kahn der Hoffnung.“

Ob sich diese Zusammensetzungen bei jedem Feinfühligen allemal als poetische Einheit ausweisen, ist jedoch nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen. Noch blasser ausgefallen sind Satzgefüge wie: „Nun wird das Licht die Liebe hüten“ oder „Bis mein Glaube den Traum des Glücks begreift“. Diese personificirten Begriffe lösen sich in ihrer verhängnißvollen Wechselwirkung nahezu in ätherischen Duft auf; sie sind einzig und allein Seele. Wenig adäquat steckt in den Rahmen anschaulicher Vorgänge ein nüchterner, mathematisch präciser terminus technicus, z. B. „Wo die Werthe nicht mehr gelten“ in der mysteriösen „Grenze des Wissens“, und die „Antwort“ mit ihrem ausdruckslosen Wortreichthum macht sich als verschleierte Armuth geltend. Er redet hier, wo er bilden sollte. Aber selbst wo er vorübergehend infolge durchgreifender Gestaltlosigkeit eine Schlappe erleidet, ist ihm doch nicht verletzende Gehaltlosigkeit vorzuwerfen.

Die formale Technik bewältigt Mackay mit erfreulicher Sicherheit. Seine metrisch gedrungenen Strophen hasten nur wegen ihrer hervorragenden Gedanklichkeit schwer im Gedächtniß. Sie sind selbstverständlich nicht singbar, aber doch — was sich nicht von selbst versteht — melodisch. Nicht singbar schon deßhalb, weil die Strophen häufig, bloß durch ein Komma getrennt, mittelst des gedehnten Periodenbaues zusammenhängen. Leere Reimwörter wie „doch“ und „nun“ und schroffe Enjambements wie „das warme — Glück“ und „vorüber — gezogen“ werden allerdings nicht jedermanns Beifall ernten. Aber solche flüchtigen, vereinzelten Schatten, hinzugerechnet manche farblose poetisch-philosophische Halbheit, können den Werth des Ganzen nur vorübergehend abschwächen, nicht durchgehend verdunkeln. Getragene Feierlichkeit, erhabene Schwermuth, Gedankentiefe und vornehme Gesinnung zeichnen Mackay's Dichtungen aus; ohne sich zu majestätischem Odenflug und Hymnenschwung zu erheben, ist ihm doch Herzensgluth nicht abzusprechen. Schiller, dem er in der prächtigen Diction nachsteht, und Lenau, mit dessen stimmungsreicher Bildlichkeit er freilich noch weniger wetteifern kann, dürfen als seine entfernten Vorbilder gelten. Jedenfalls geht er nach Kräften eigene Wege; er läuft nicht im Trosse der modischen Visionäre mit, er hat etwas zu sagen. Darum ist man ihm Achtung und Beachtung schuldig.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

n. Frommanns Classiker der Philosophie. Das wichtige, auch schon an dieser Stelle empfohlene Unternehmen der Frommann'schen Verlagshandlung, die hervorragendsten Denker aller Zeiten — zunächst der Neuzeit — durch monographische Behandlung dem weiteren gebildeten Publicum näher zu bringen, nimmt einen rüstigen Fortgang. Es werden uns jetzt Darstellungen Rousseau's (von Höffding), Spencers (von O. Gnupp), Nietzsche's (von A. Riehl) geboten. Höffding hat besonders das Leben seines Helden eingehend und aufklärend behandelt, seine Philosophie bringt er, nach einer Charakteristik des Typus seines Denkens, nach dem Schema: die religiösen Probleme, das politisch-sociale Problem, das pädagogische Problem, ein Schema, das der reichen Entfaltung und weiten Verzweigung Rousseau'scher Gedanken u. E. nicht genügt. — Sehr willkommen wird dem deutschen Publicum Gnupp's Werk über Spencer sein; da bei allem, was in unserer Sprache über diesen geschrieben ist, und ein solches zusammenfassendes Werk bis jetzt fehlte, so darf man hier von der Ausfüllung einer wirklichen Lücke sprechen. Dazu ist die Aufgabe in vortrefflicher Weise behandelt. Ohne sich einfach mit Spencers Denken zu identificiren, versetzt sich der Verfasser in uebervollster Weise in das Werden und Wachsen seiner Welt, und so vermag er die treibenden Motive deutlich zu zeigen, welche die Hauptzüge dieses ohne Zweifel großartigen Systems bestimmt haben. Mit Recht stellt er dabei die Entwicklungsidee in den Mittelpunkt; Spencer sah den großen Philosophen des Entwicklungsprincips zu schildern, das bezeichnet er als den Kern seiner Aufgabe. Nicht aus der klare und in der Kürze vollständige Ueberblick der Lehren Spencers ist eine werthvolle Bereicherung der historisch-philosophischen Literatur: auch das Bild von seinem Leben und seinen Schicksalen wird den Leser anziehen und bewegen. Spencer stammt aus einer alten Lehrerfamilie, geistig beeinflußt ward er namentlich von seinem Vater. Das Beste, was er lernte, lernte er außer der Schule; eine Universität hat er nicht besucht. Aus der zuerst erkorenen Laufbahn eines Lehrers kam er bald in die eines Eisenbahningenieurs. Dann versuchte er es mit der Schriftstellerei und wurde im Herbst 1848 Unterredacteur am „Economist"; im Lauf der nächsten zwei Jahre schrieb er sein erstes größeres Werk, die „Social Statics"; die Jahre von 1848—58 sind die Zeit, worin der Plan zu seinem großen Lebenswerk entstand und reifte, der Plan eines Werkes, das dem Entwicklungsgesetz aus alle Einzelerkenntnisse zu einem zusammenhängenden Weltbilde verbinden sollte. Die mühsame Arbeit daran untergrub die Gesundheit Spencers und zugleich gingen seine pecuniären Mittel zu Ende; er mußte den grundlegenden ersten Band, die „First Principles", auf Subscription herausgeben, erzielte aber damit zunächst wenig Erfolg und gerieth schließlich in eine sehr kritische Lage. Thatkräftige Hülfe kam in solcher Noth von Amerika, speciell durch das unermüdliche Wirken von Professor Youmans. Ihm vornehmlich ist es zu danken, daß der kritische Punkt glücklich überwunden wurde; und nun ging es bald, erst langsam, dann rascher aufwärts, bis Spencers Stellung innerlich und äußerlich vollkommen gesichert war. Es ist sehr anziehend, bei Gnupp näher in diese Kämpfe und Bewegungen zu blicken. — Zu dem Werke von Riehl über Nietzsche haben wir nur eines auszusetzen: daß es unter den Classikern der Philosophie erscheint. Denn wie immer man über Nietzsche denken mag, zu den „Classikern" der Philosophie wird ihn niemand rechnen. Aber der Schätzung des Buches darf diese verkehrte Einreihung keinen Eintrag thun. Das Buch ist — philosophisch wie schriftstellerisch — eine hervorragende Leistung; der Verfasser könnte den Gegenstand nicht so lebendig und so anschaulich vorführen, wenn er sich nicht mit einer gewissen Sympathie in ihn versenkte, aber diese Sympathie geht nicht so weit, ein selbständiges und überlegenes Urtheil irgend zu gefährden. Das Buch ist reich an eigenen bedeutenden Gedanken; auch wer mit uns in dem heutigen Nietzsche-cultus eine vorwiegend pathologische Erscheinung sieht, kann es mit Gewinn und Genuß lesen; wie kaum eine andere Schrift der üppig aufschießenden Nietzscheliteratur macht es begreiflich, wie innerhalb unsrer zerrissenen und innerlich haltlosen Zeit derselbe Autor von den einen wie ein Halbgott gefeiert, von den andern als krank und unsinnig abgelehnt werden kann.

-e. „Neuester Schwarzwaldführer" von Dr. C. W. Schnard. Elfte Auflage, unter Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearbeitet von Fr. Sachs. Mit 14 Karten und Plänen. Heidelberg, Carl Winter 1897. — Ungefähr wie der Schwarzwald selbst unter den deutschen Mittelgebirgen, nimmt dies Reisebuch unter den für Touristen bestimmten Monographien über viel besuchte Gebiete im Vaterland eine der ersten Stellen ein. Es bietet, wie es jetzt in elfter Auflage für das Bedürfniß der Gegenwart bearbeitet vorliegt, auf fast 400 Seiten im Format und Druck eines Baedeker eine ungemein vollständige, eingehende, klare und lehrreiche Schilderung der Verglandschaft von Heidelberg bis zum Bodensee, nebst den anliegenden Städten und Flußen zum Theil bis zum Rhein hin. Die Darstellung hält sich durchaus frei von übertreibenden Phrasen; überaus reichhaltige, zuverlässige Mittheilungen aus der Landes- und Ortsgeschichte durchziehen das Ganze; auch der Industrie und den sonstigen wirthschaftlichen Verhältnissen wird die nöthige statistische Beachtung geschenkt. Die neue Auflage bringt Ergänzungen im Anschluß an die weitere Entwicklung der Verkehrslinien und als besonders angenehme Verbesserung die einschlagenden schönen Karten und Pläne von Wagner und Debes aus Baedekers „Rheinlande". Für den bisher Wandrer, dem es um erschöpfende Landeskunde minder zu thun ist, erscheint gleichzeitig von denselben Verfassern in 8. Auflage der „Neueste kleine Schwarzwaldführer" zu billigem Preis.

α Die Feste Marienberg und ihre Baudenkmale. Von Walther v. Löfen, Premierlieutenant im k. b. 9. Inf.-Regt. Wrede. Mit 32 Illustrationen nach Originalphotographien nebst einem Anhang: Kurzer Führer durch die Festung Marienberg. Würzburg, A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch). — In anerkennenswerther Weise hat sich ein junger Offizier der Garnison in der schönen Bischofsstadt am Main bestrebt, in kurzen Zügen eine prosaische, bau- und kunstgeschichtliche Schilderung der hochthronenden uralten und höchst interessanten Feste zu geben, die urkundlich zuerst im Jahre 706 als castellum Virteburch genannt wird, anfänglich Residenz der fränkisch-thüringischen Herzöge, dann Kloster und Burg und vom 13. bis zum 17. Jahrhundert die stark befestigte Herrscherstätte der bischöflichen Herzoge von Franken ob ihrer nützen zu Tumulten geneigten Hauptstadt war. Von dieser Geschichte zeugt die heutige Gestalt der Feste, sie stellt den Typus der alten Burg dar, die zum prächtigen festen Bergschloß und im 17. Jahrhundert nach Vaubans Manier zur neuzeitlichen Festung umgewandelt wurde. Aus der Zeit der Spätrenaissance rühren auch die architektonisch bemerkenswerthesten Bauwerke her, auf welche aufmerksam gemacht zu haben ein wesentliches Verdienst der kleinen Monographie bildet. Die kriegsgeschichtlichen Etapen des Marienberges bilden die Belagerungen durch die Bürger (1307), die Bauern (1525), die Schweden (1632), die Kaiserlichen (1635), die Franzosen und die Oesterreicher (1796), die Franzosen (1800), die Bayern (1813), und die blutgetränkten Basteien wissen gar viel vom Heldenmuth der tapfern Commandanten v. Rotenhan (1525), Keller von Schleitheim (1632), Dall' Aglio (1800) und Tarreau (1813) zu erzählen. Jetzt theilt die stolze Residenz das Schicksal so vieler anderer Genossen: sie ist zur Caserne und zum Zeughaus degradirt worden. Ihr Besucher aber wird sich an der Hand des belehrenden Büchleins erfreuen am Ausblick in das lachende Maithal, an den historischen Erinnerungen und an den Denkmalen alter Herrlichkeit.

—l— Säcularfeier des Alexander Newsky-Klosters in St. Petersburg. Am 30. August waren es hundert Jahre her, daß Kaiser Paul diesem mächtigen Kloster, dem Sitz des Metropolites von St. Petersburg und Ladoga, den Namen einer „Lawra" beilegte. Das Wort Lawra entstammt dem Griechischen und wurde schon im Mittelalter auf gewisse Klöster angewandt. In Rußland führen diesen Titel nur noch das Höhlenkloster bei Kiew und das Troitzky-Kloster bei Moskau. Das Alexander Newsky-Kloster steht der Sage nach auf der Stelle, wo der Großfürst Alexander Jaroslawitsch, welcher später den Beinamen Newsky erhielt, am 18. Juli 1262 einen großen Sieg über die Schweden und die Ordensritter erfocht. Im Jahre 1362 starb dieser Großfürst Alexander in Wladimir und wurde im dortigen Kloster, wo auch seine Ahnen ruhten, beigesetzt. Nach 117 Jahren wurden seine Gebeine unverwest aufgefunden und heilig gesprochen. Peter der Große, welcher die neue Residenz in öden, fast unzugänglichen Gegenden gegründet hatte, wollte seiner neuen Hauptstadt die Weihe eines Nationalheiligthums verleihen und ordnete an dem Orte jener Schlacht das Kloster des heiligen Alexander Newsky, um die Gebeine des heilig gesprochenen Großfürsten verwahren zu lassen; jedoch erst im Jahre 1723 wurde der Befehl zur Ueberführung der Gebeine des Großfürsten nach St. Petersburg ertheilt. Diese Ueberführung nahm 1½ Jahre in Anspruch und wurde mit großem Pomp ausgeführt, da die Gebeine in einem mächtigen Heiligenschrein, den nicht weniger als 150 Mann gleichzeitig trugen, von Stadt zu Stadt befördert wurden. Am 30. August 1724

sollten die Gebeine zum Gedächtniß des an diesem Tage vor wenigen Jahren abgeschlossenen Nystädter Friedens mit den Schweden im Alexander Newsky-Kloster eintreffen. Allein die Ueberführung verspätete sich durch den überaus schwierigen Transport bis zum 7. September. Zar Peter jedoch fuhr auf einer Galeere, umgeben von seinen Edlen und Bojaren, dem Heiligthum bis zur Ishora-Mündung entgegen, wo dasselbe auf die Galeere des Zaren herübergetragen wurde, worauf Peter der Große sich selbst ans Steuer stellte und seine Edlen die Ruder führen mußten. Beim Landungssteg des Alexander Newsky-Klosters erwartete die Kaiserin mit dem ganzen Hofstaat das Heiligthum, welches von den Edlen unter Kanonendonner und Singen geistlicher Lieder in der Kirche niedergesetzt wurde. Dabei wurde bestimmt, alljährlich den 30. August zum Gedächtniß an die Ueberführung der heiligen Gebeine und zur Erinnerung an die Siege über die Schweden, sowie des ruhmvollen Nystädter Friedens zu feiern. Die Nachfolger Peters des Großen haben dieses Vermächtniß heilig gehalten und haben das Kloster oft und viel besucht. Katharina I. stiftete nach dem Willen ihres Gemahls im Jahre 1725 den Orden zu Ehren des heiligen Großfürsten und vermachte dem Kloster viele Güter und große Besitzthümer. Die Kaiserin Elisabeth ließ im Jahre 1752 das erste aus den Kuiwan'schen Bergwerken gewonnene Silber in einer Menge von 90 Pud zu einem neuen Reliquienschrein für den heiligen Alexander verarbeiten, in welchem die Gebeine desselben gegenwärtig ruhen. Der Reliquienkasten ist in einer über zwei Faden hohen Pyramide aus massivem Silber untergebracht, worüber sich ein silberner, von Engeln gestützter Katafalk mit Scenen aus dem Leben des Heiligen hinzieht. — Das Kloster umfaßt gegenwärtig 12 Kirchen und 3 Kirchhöfe, unter denen die Trinity-Kathedrale mit dem wunderbaren Rubens'schen Altarbild „Die Auferstehung Jesu Christi" wohl die bedeutendste ist. Da sehen wir alte edelsteinbesetzte Gewänder der Metropoliten und Bischöfe, kostbare Mitren, mächtige Goldpokale, neben einem von Peter dem Großen gedrechselten Bischofsstab und seinem Bett, auf welchem er starb. Die zweite größere Kirche ist die Maria Verkündigungs-Kathedrale, in welcher sich die Grabmäler vieler alter russischen Familien befinden. Hier sind die Gräber der Schwester Peters des Großen, der Großfürstin Natalie, der ersten Gemahlin Kaiser Pauls, der Feldmarschälle Grafen Rnsumowsky und Suworow, des Grafen Sergius Panin, des Erziehers Paals I. und vieler anderer. Auf den weiten Friedhöfen des Klosters liegen die Träger vieler in der Geschichte bekannter Namen begraben. Hier ruhen die Scheremetjews, Schuwalows, Chitrowo, Mentschikow, Trubetzkoi und die Geistesheroen Krylow, v. Wiesin, Lomonossow Karamsin, Glinka, Dostojewsky Gogolsky und viele andere. Der ganze Complex von Gebäuden des Klosters ist kolossal, denn außer der geistlichen Akademie und einem Seminar ist auch noch eine sehr werthvolle Bibliothek und die zahlreichen Häuser der Klosterbrüder, sowie das Haus des Metropoliten auf dem Klostergrunde errichtet. Die Verwaltung und Führung des Hausstandes des Klosters und seiner großen Besitzungen ist höchst umfangreich und wird von den Klosterbrüdern selbst besorgt. So gehören dem Kloster weit über 100 jener mächtigen steinernen Speicher am Newa-Ufer, eine ganze Reihe von Häusern außerhalb der Klostermauer und weite Ländereien und Waldegründe. Dazu kommt noch das im Laufe der Zeit durch fromme Stiftungen enorm angewachsene Baarvermögen des Klosters, welches ebenfalls von den frommen Klosterbrüdern verwaltet wird, die somit neben ihren Gebeten eine ziemliche Arbeit in Erledigung aller Wirthschaftsangelegenheiten zu besorgen haben.

* Ueber das Alter des Menschengeschlechts hielt jüngst der bekannte englische Archäologe Sir John Evans auf der in Toronto in Canada abgehaltenen Jahresversammlung der „Britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft" einen höchst bemerkenswerthen Vortrag. Die Frage, in welcher Periode der Erdgeschichte der Mensch zuerst aufgetreten ist, ist heute noch immer nicht übereinstimmend beantwortet; Evans vertritt aber mit Entschiedenheit die Ansicht, daß der Mensch in der Tertiärzeit noch nicht existirt habe oder daß wenigstens keinerlei Beweise für sein damaliges Vorhandensein vorliegen. Nach der Ueberzeugung dieses Forschers ist der Mensch in Europa noch nicht einmal ein Zeitgenosse der Eiszeit gewesen, vielmehr erst nach Beendigung der großen Vergletscherung in unserm Erdtheil aufgetreten. Allerdings sind in der letzten Zeit manche Funde gemacht worden, die das tertiäre Alter des Menschen wahrscheinlich zu machen schienen, z. B. die von Nöling in Hinter-Indien gemachten Funde oder die ganz neuerdings in der sogenannten „Waldschicht" (forest bed) bei Cromer in England entdeckten Feuersteingeräthe; Evans hält aber dafür, daß diese Gegenstände entweder nicht aus in alter Zeit stammen, wie es angegeben wurde, oder daß sie nicht vom Menschen herrühren, sondern Naturerzeugnisse sind. Nach seiner Ansicht trat der Mensch in Europa erst auf, als das Klima dort nach der langen Zeit der Vergletscherung sich so weit gemildert hatte, daß es etwa dem Klima der kalten Gebiete des heutigen Amerika oder Sibiriens glich. Um Evans' eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ist der Mensch im Verhältniß zu der langen Geschichte der Erde eigentlich „eine Creatur von gestern". Die Geschichte des Menschengeschlechts ist in kurzen Zügen etwa folgendermaßen zu denken: Die Wiege der Urmenschen stand in Asien. Dort, unter dem günstigen Einfluß eines mäßig warmen Klimas gedieh die Entwicklung des zur Herrschaft über die Erde bestimmten Geschlechts langsam bis zu der Kunst, Steine zweckmäßig zu bearbeiten, um sie als Werkzeuge und als Waffen zu benutzen. Später verließen dann unsre Urahnen die Länder ihrer Geburt und wanderten, wahrscheinlich durch den Mangel an jagdbarem Gethier gezwungen, nach den westlich gelegenen Ländern, wo sie sich im Laufe der Zeit über eine ungeheure Landfläche ausbreiteten. Welch großes Gebiet jene Menschen der älteren Steinzeit innehatten, wird bewiesen durch die große Ausbreitung der von ihnen zurückgelassenen Steingeräthe, die sich in nahezu übereinstimmender Form in der ganzen alten Welt verstreut finden. Die Grenze seiner westlichen Wanderungen erreichte der Mensch in Britannien, welches Land damals noch mit dem europäischen Festland in Verbindung stand. Lange, lange Jahrhunderte muß dieser erste Abschnitt menschlicher Herrschaft in Europa gedauert haben, aber es kam eine Zeit, in der der Mensch sich aus diesem Erdtheil wieder zurückzog, wahrscheinlich infolge erneuten Eintritts eines ungünstigen Klimas. (Auf diese Weise erklärt Evans die auffallende Thatsache, daß sich in den Resten der europäischen Urmenschen durchaus kein Uebergang von der ältern zur jüngern Steinzeit gezeigt hat.) Wie lange unser Erdtheil nun vom Menschen verlassen blieb, kann man nicht sagen, wahrscheinlich aber handelte es sich hier um einen sehr langen Zeitraum. Denn als der Mensch nach Europa zurückkehrte, war er ein anderer geworden, ein Wesen, das seine Intelligenz auf eine weit höhere Stufe gebracht hatte. Möglicherweise hatten die Menschen in anderen Ländern während dieser Zeit einen besonders günstigen Boden für ihre Entwicklung gefunden. Sie hatten die Viehzucht und den Ackerbau gelernt, sie hatten die Webekunst und die Töpferei geschaffen und viele neue Fertigkeiten erworben; nur die Nutzung der Metalle war ihnen noch unbekannt. Dies ist die Cultur der jüngeren Steinzeit, auf deren Standpunkt viele Naturvölker bis fast auf die Gegenwart verharrten, ja einige wenige Völker befinden sich noch heute in diesem Culturstadium.

* **Dresden.** Am 18. d. M. wurde hier ein Denkmal für Heinrich v. Treitschke eingeweiht. Es besteht aus einer vom Bildhauer Uphues in Berlin modellirten Bronzebüste des Verstorbenen, die am Geburtshause Treitschke's angebracht ist.

* **Niederlande.** Der Leiter des einstmaligen Museums Godefroy in Hamburg, Dr. J. D. C. Schmelz, welcher seit 1882 als Conservator am ethnographischen Reichsmuseum in Leiden wirkte, ist zum Director dieser Anstalt ernannt worden.

* **Petersburg,** 18. Sept. Der König von Schweden und Norwegen ist aus Anlaß seines 25jährigen Regierungsjubiläums und in Anbetracht seiner Verdienste um die Geographie und Orientalistik zum Ehrenmitglied der hiesigen Universität erwählt worden.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschienen:

Dialoge im Geiste Hutten's

(im Gefängniß geschrieben).

Ueber das Unsichtbare (zwischen einem Materialisten und Spiritualisten) — Ueber die Deutschen (zwischen einem Optimisten und Pessimisten) — Ueber die Dreieinigkeit (zwischen einem Staatsanwalt und einem Atheisten) — Ueber die Stadt München (zwischen einem Fremden und einem Einheimischen) — Ein Liebesdialog (zwischen Ella und Louis)

von **Oskar Panizza.**

In reizender Ausstattung 3 M., auf Büttenpapier 5 M., durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag gegen Einsendung des Betrags.

Verlag der Züricher Diskussionen

Zürich IV, Turnerstraße 32. (14181)

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 22. September. Nummer 213.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine Fahrt nach unsrer fernsten Colonie. I. — Die deutschen Jäger im letzten Krieg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Fahrt nach unsrer fernsten Colonie.

I.

E. St. Es war am 23. September 1891, Mittags 12 Uhr, an einem wunderbar schönen Frühlingstage, als ich mich im Hafen von Sydney an Bord der norwegischen Bark „Roel“ zur Reise nach den Marshallinseln, auf dem Segelwege eine Strecke von ungefähr 3700 Seemeilen, einschiffte. Dicht neben diesem kleinen und alten, nur 489 Tonnen großen, hölzernen Segelschiff lag ein ungefähr 5000 Tonnen großer, eiserner Dampfer. Wenn ich beide verglich, so erschien mir die „Roel“ wie ein zum Uebersetzen eingerichteter Kahn gegenüber einem großen Rheindampfer, und ich konnte im Innersten meines Herzens nicht gerade behaupten, daß mir, besonders da ich damals noch viel unter der Seekrankheit zu leiden hatte, die Aussicht auf die bevorstehende Reise viel Spaß gemacht hätte. Da aber auf Monate hinaus keine andere Gelegenheit in Australien sich bot, nach den Marshallinseln, meinem nächsten Ziel und vorläufigen Aufenthaltsort für einige Jahre, zu kommen, mußte ich eben wohl oder übel mit dieser Beförderungsweise vorlieb nehmen.

Mit mir zusammen schiffte sich noch ein junger Kaufmann aus Hamburg, Herr W., ein, der dasselbe Ziel wie ich hatte, und so waren wir an Bord des Schiffes, einschließlich des Capitäns, des Steuermannes und 9 Matrosen, im ganzen 13 Personen, eine Zahl, die das größte Mißfallen bei der Schiffsbesatzung erregte.

Gegen 1½ Uhr nahm uns ein großer Bugsirdampfer ins Schlepptau, um uns aus dem buchtigen Hafen von Sydney in die offene See zu bringen. Es gibt wohl kaum eine schönere Hafenfahrt auf der Erde, als an einem sonnigen Octobertage hier im Sydneyer Hafen. Langsam glitten wir an den mit weißen Villen besetzten und mit der prachtvollsten Vegetation bedeckten Ufern vorüber, passirten das mitten im Hafen auf einer Insel liegende alte Fort, wanden uns durch unzählige aus- und eingehende kleinere und größere Seeschiffe hindurch und gelangten endlich zwischen den beiden steil abfallenden, aus Sandstein bestehenden „Heads“, die den Eingang des Hafens flankiren, in die offene See.

Beinahe wäre die Reise hier an ihrem Anfang auch schon beendet gewesen. Da ein sehr scharfer Südostwind wehte, lief eine sehr heftige Dünung gerade auf den schmalen Hafenausgang zu. Als unser Schleppdampfer nun in die offene See kam, gerieth er in sehr starkes Rollen und dabei brach plötzlich die uns mit ihm verbindende Stahldrosse. Infolge dessen trieb unsre Bark, die vor der Hand nur wenig Segel gesetzt hatte, durch die Gewalt der Wogen mit unheimlicher Geschwindigkeit den Sandsteinfelsen des Ufers zu, an denen die Brandung 80 und mehr Fuß in die Höhe donnerte; es gelang aber noch zur rechten Zeit, wobei ungezählte entsetzliche Flüche den Lippen des Capitäns entflohen, die sich theils auf die australische Schwindlergesellschaft, theils auf die verehrten Passagiere, die die Zahl 13 vollgemacht hatten, zu beziehen schienen, der angestrengten Arbeit der Schiffsmannschaft, so viel Segel zu setzen, daß das Schiff in Fahrt und dicht an der Brandung vorüber kam.

Da eine sehr frische Brise wehte, kam schon am Nachmittag die australische Küste vollständig außer Sicht und um uns war nichts als die endlose, dunkelblaue Wasserwüste des Stillen Oceans zu sehen.

Die meisten Menschen sind der Ansicht, daß eine Seereise etwas sehr interessantes und unterhaltendes ist. Wenn ich das erstemal zum Beispiel von Stralsund nach Kopenhagen fahre oder mich auf einem prachtvoll eingerichteten Lloyddampfer befinde, mag das wohl der Fall sein; eine längere Seereise über einen großen Ocean ist aber, nach meinen Erfahrungen, mit das langweiligste, was man sich denken kann. Von allen den wunderbaren Thieren, die die See bevölkern, resp. bevölkern sollen, läßt sich für gewöhnlich auch nicht ein einziges, höchstens einmal einige Delphine und Seevögel, sehen. Die einzige Unterhaltung der Passagiere bietet dann das Auftauchen von Land oder von Schiffen und es pflegt dann durch solche Erscheinungen die ganze Reisegesellschaft in eine fieberhafte Unruhe zu gerathen.

In der Südsee fehlen aber für gewöhnlich sowohl die Schiffe als auch das Land. Infolge dessen kann ich von beiden Dingen, da wir von ersteren nur einmal den Rauch eines Dampfers am Horizont, von letzterem nur zweimal zwei kleine Felseneilande zu Gesicht bekamen, nicht viel erzählen.

Das Leben nun an Bord eines solchen norwegischen Handelsschiffes ist für den Betreffenden, der es mitzumachen hat, alles andere als angenehm.

Zunächst sind die norwegischen Segler durch ihren Mangel an Reinlichkeit berüchtigt: wenn auch das Deck schneeweiß gescheuert daliegt, so rathe ich doch niemand, die Räume unter Deck einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Auch die einzelnen Gestalten der Matrosen zeichnen sich durch das Gegentheil von dem aus, was wir Sauberkeit nennen. Kamm, Seife und Wasser sind während der oft monatelangen Reise für die meisten von ihnen wohl unbekannte Gegenstände. Selbst unser alter Capitän, ein sonst ganz umgänglicher Herr, glaubte ein übriges zu thun, wenn er sich alle acht Tage sein Gesicht und Hände mit Süßwasser bearbeitete, sonst verwendete er, wenn überhaupt etwas, Salzwasser dazu, das bekanntlich keinen rechten Reinigungseffect erzielen kann. Auch uns beiden Passagieren wurden jeden Tag nur ungefähr 2 Liter Süßwasser zum Trinken und Reinigen bewilligt; bald fanden wir aber, als wir dem Aequator näher kamen, daß es praktischer wäre, die angenehm lauwarmen, äußerst starken Tropenregengüsse zu Douchebädern auf Deck zu benützen, und so hat uns denn manchmal der

Digitized by Google

hinter Wolkensetzen hervorschauende Mond in adamitischem Costüm auf der Reeling des Schiffes sitzen sehen.

Wunderbar wie die Reinlichkeit war aber auch die Verpflegung an Bord. Wir, d. h. der junge Kaufmann und ich, glaubten zwar, uns mit Conserven, Bier und sonstigen guten Sachen genügend ausgerüstet zu haben, hatten aber nicht bedacht, daß diese Dinge, da wir an derselben Tafel wie Capitän und Steuermann aßen, Gemeingut von vier Personen werden würden. Da uns nun letztere beiden Herren, sowohl was Hunger als auch Durst anbetraf, bedeutend über waren, so blieb uns schon nach 14 Tagen so ziemlich nur noch die Schiffskost übrig. Letztere ist aber auf einem norwegischen Segelschiff ebenso einfach wie schön und besteht eigentlich nur aus einer sinnreichen Abwechslung von Stockfisch und Salzfleisch in Verbindung mit steinhartem Schiffszwieback, Wasser und sogenanntem Aquavit. Sowohl Salzfleisch als Stockfisch müssen nun aber vor ihrer Zubereitung ein bis mehrere Tage im Wasser liegen und entwickeln bei dieser Gelegenheit unter der Tropensonne die wunderbarsten Gerüche. Infolge dessen lebten wir, da es jeden zweiten Tag Stockfisch oder Salzfleisch gab, während der ganzen Reise in einer wohlthuenden Atmosphäre von Stockfisch und Theer, ein Geruch, der für norwegische Segelschiffe so charakteristisch ist, daß Matrosen anderer Nationen behaupten, man könnte an ihm allein einen Norweger auf viele Meilen Entfernung erkennen.

Da es nun selbst dem Capitän auffiel, daß, sobald Stockfisch in Aussicht stand, mein Begleiter Zahnschmerzen bekam, ich aber seekrank wurde, suchte er uns dieses Gericht dadurch anzupreisen, daß er erzählte, er könne nicht recht verstehen, weßwegen wir diesen Stockfisch nicht gern äßen; derselbe sei ganz ausgezeichnet, da er ihn erst im Jahre 1888 — wir schrieben 1891 — auf einer Auction in Bergen erstanden habe!! — Neben diesen unangenehmen Seiten, die die „Noel“ für uns aufwies, hatte sie aber als Segelschiff eine sehr gute: sie segelte ausgezeichnet, und es war nur in der Nähe des Aequators, wo stets Windstillen vorkommen, einigemale nöthig, daß der Steuermann durch das Werfen eines alten Schuhes über Bord, der sofort die Beute der hungrigen Haifische wurde, oder durch Kratzen am Mast und anhaltendes Pfeifen Wind herbeilocken mußte.

Wir legten zeitweise an einem Tage Strecken von über 240 Seemeilen zurück, eine Leistung, welche die Durchschnittsleistung der Dampfer wesentlich übertrifft. Infolge dessen mußten wir schon am Sonntag, den 18. Oct., nur noch wenige Meilen von unserm Ziele, der Insel Jaluit (ausgesprochen Dschalnd) in der Marshallgruppe, entfernt sein, als ein heftiger Weststurm losbrach, der uns 2 Tage lang zwang, beizudrehen. Erst am Abend des zweiten Tages tauchten, nachdem der Sturm vorüber war, am Horizont die ersten Palmwipfel auf. Zugleich aber trat vollständige Windstille ein, so daß wir das Vergnügen hatten, zwei weitere Tage unser Ziel vor Augen zu sehen, ohne dasselbe erreichen zu können. Nur derjenige, welcher sich einmal in einer ähnlichen Situation nach wochenlanger Seefahrt auf einem kleinen Segelschiff befunden hat, kann sich einen Begriff von unsrer Ungeduld und dem Fluchen des Capitäns machen. Erst am 22. October früh morgens sprang eine frische Ostbrise auf, die uns bald dem Lande, der Insel Jaluit, näher brachte.

Die Insel Jaluit ist der Sitz der deutschen Regierung im Schutzgebiet der Marshallinseln und hauptsächlich deßhalb dazu erwählt worden, weil sich bei ihr ein sehr guter Hafen, der die größten Flotten aufnehmen kann, befindet. Sie ist, wie alle Marshallinseln, eine niedere Koralleninsel. Sämmtliche Inseln der Marshallgruppe bilden zwei ungefähr parallele, von NNW nach SSO verlaufende Reihen und liegen auf der nördlichen Erdhälfte in einem Gebiete des Stillen Oceans, das im Süden bis beinahe zum 4.° n. Br., im Norden bis zum 16. Br.-Gr. reicht und sich vom 161. bis 173.° ö. L. erstreckt. Dieses Meeresgebiet ist demnach größer als das Deutsche Reich; in ihm liegen nun zwar 34 Inseln, ihre ganze Bodenfläche beträgt aber nur ungefähr 8 deutsche Quadratmeilen. Die meisten dieser Korallen-inseln stellen sogenannte Atolle dar. Es sind dies wahrscheinlich von unterirdischen Erhebungen ausgehende, ungeheure, mehr oder weniger runde Korallenbauten, die an ihrer Peripherie fast bis zum Meeresspiegel emporgewachsen sind. Hier haben sich dann später aus abgebrochenen Korallenblöcken und angeschwemmtem Sand Landstrecken gebildet, die infolge dieser Entstehungsweise stets mehr oder weniger ringförmig um einen innerhalb derselben gelegenen Meeresabschnitt, die Lagune, angeordnet sind und zwischen sich einzelne Canäle, sogenannte Passagen, aufweisen, durch die das Wasser aus der offenen See in das Innere des Atolles mit Fluth und Ebbe ein- und ausläuft. Später sind dann auf diesen Anschwemmungen einzelne angetriebene Samen zum Keimen gekommen, und so ist allmählich eine geringe Humusschicht entstanden, die für die weitere Vegetation die Existenzbedingungen darbot.

Je näher wir der Insel Jaluit kamen, desto wunderbarer und eigenartiger wurde der Anblick, der sich uns bot. Vor uns die graublau bewegte See, allmählich in eine endlose Reihe weißer Brandungswellen übergehend; hinter denselben ein gelber Sandstrand und dann die von der Ferne wie ein Staket wirkenden Palmenreihen. Während wir nun unwillkürlich, wie bei der Annäherung an andere Küsten, erwarteten, hinter diesen Palmen weiteres und höheres Land auftauchen zu sehen, erschien dahinter wieder die See im Inneren der Lagune, allerdings nicht in der rollenden und schaukelnden Bewegung, die wir seit vier Wochen von ihr gewöhnt waren, sondern still und ruhig, nur leicht vom Wind an der Oberfläche gekräuselt.

Es gibt wohl kaum einen größeren Gegensatz als den des Lagunen-innern gegenüber dem offenen Meer bei mäßigem Wind: hier immerwährende, nie ruhende Bewegung, dort ein glatter, dunkelblauer Binnensee.

Trotz scharfen Ausguck nach dem Lootsen, den wir durch Setzen der Lootsenflagge herbeigerufen hatten, konnten wir lange Zeit nichts von einem vom Land abstoßenden Boot entdecken, so daß der Capitän schon entschlossen war, ohne einen solchen die gefährliche Einfahrt durch die vor uns liegende Südostpassage zu wagen. Plötzlich tauchte, aber schon ganz dicht an der Noel, ein kleines Boot auf, in dem sechs kräftige Eingeborene neben dem längst Erwarteten, dem deutschen Capitän Reiher, saßen. Bald befand sich derselbe bei uns an Bord, und mit günstigem Wind und der eben beginnenden Fluth trieben wir langsam auf die Südostpassage zu. Diese ist nur höchstens 200 Meter breit, und auf beiden Seiten derselben bricht sich an vorgelagerten Korallenklippen donnernd die Brandung. Aber unter Capitän Reihers geschickter Leitung waren wir bald durch sie hindurch und gingen innerhalb der Lagune, dicht hinter den Hauptniederlassungen der Europäer und dem Regierungsgebäude, vor dem auf einem hohen Flaggenmast die deutsche Reichsflagge wehte, beim Ort Jabwor, ungefähr 400 Meter vom Ufer entfernt, zu Anker.

Seit Monaten hatte ich an allen Küsten, die ich betrat, nur die englische Flagge wehen sehen, und hier auf einmal mitten in der Südsee, tausende von Meilen vom nächsten Festland entfernt, grüßten die schwarz-weiß-rothen Farben. Trotzdem Palmen in der frischen Seebrise schaukelten, wehte doch vom Lande her ein Zug heimathlichen Geistes und Athem deutscher Erde!

Vor uns lagen, halb im Palmenwald versteckt, einige Dutzend weißer Holzhäuser, dazwischen vereinzelte niedrige

Hütten der Eingeborenen. Auf dem Wasserspiegel um uns herum schaukelten noch mehrere kleinere europäische Schiffe und Boote, deren gehißte Nationalflaggen lustig im Wind flatterten. Von allen Seiten kamen die großen Kanoes der Eingeborenen auf uns zugesegelt, während sich am Ufer bald eine größere Anzahl von Eingeborenen zeigte, die neugierig das fremde Schiff betrachteten. Nach der Begrüßung mit dem Landeshauptmann, der in einer Regierungsgig von sechs Eingeborenen in Matrosenanzügen und in Mützen mit der Inschrift „Deutsches Schutzgebiet der Marshallinseln" an Bord gerudert wurde, begaben wir uns bald an Land, froh, nach dreißigtägiger Seefahrt den schwankenden Schiffsboden mit der festen Erde vertauschen zu können.

Als Sitz der kaiserlichen Regierung besitzt natürlich von allen Marshallinseln das Atoll Jaluit die größte Bedeutung, zumal sich hier auch die Hauptniederlassung der deutschen Handelsgesellschaft, der Jaluitgesellschaft, findet. Beim Ort Jabwor hat sich daher allmählich eine kleine Colonie von Europäern, meist Deutschen, und einigen wenigen Amerikanern, die fast sämmtlich entweder Regierungsbeamte oder Angestellte der Gesellschaft sind, zu der damaligen Zeit ungefähr 40 Personen, angesiedelt. Die Längsausdehnung des Atolles von Jaluit beträgt ungefähr 7, seine Breite ungefähr 4½ deutsche Meilen. Etwa 1100 Eingeborene bewohnen dasselbe. Andere Atolle der Marshallinseln sind noch bei weitem größer, wie z. B. das Atoll Kwadjelin, das in seiner Länge weit über 25, in seiner Breite beinahe 5 deutsche Meilen sich ausdehnt. Bei starkem Wind kann in so großen Lagunen schon ein ganz gehöriger Seegang vorhanden sein, so daß meist die Schiffahrt in ihnen, da noch allerlei Riffe und Steine, die oft in großer Zahl das Innere erfüllen, vorhanden sind, nicht gerade zu den angenehmsten Aufgaben gehört. Schon mehrere deutsche Kriegsschiffe haben bei ihren Kreuzerfahrten in den einzelnen Atollen die unliebsame Bekanntschaft mit solchen, durch nichts bemerkbaren spitzen Korallenhügeln gemacht. Ebenso wie die Größe des Gesammtatolles ist auch die Zahl und Größe der auf dem Riffkranz liegenden Inseln und Inselchen sehr verschieden. Manchmal sind nur zwei solcher Inseln vorhanden, im Atoll Jaluit beträgt ihre Zahl aber über 50. Bisweilen sind die einzelnen Inseln nur 50—100 Schritt breit und lang, an anderen Stellen aber haben sie eine Länge von 6 bis 7 deutschen Meilen, während allerdings ihre Breite nur an wenigen Stellen mehr als ¼ deutsche Meile, hier und da auch nur wenige Meter beträgt. Bei hohem Wasserstand, besonders bei Springfluthen überragen einzelne Inseln den Meeresspiegel oft nur um wenige Centimeter, und bei Sturmfluthen haben die Wellen schon manchmal ganze Inseln mit Vegetation und Bewohnern spurlos in die weite Südsee hinweggespült. Es war mir im Anfang immer ein ganz eigenartiger Anblick, wenn ich in Jaluit von meinem Haus aus, das an einer Stelle lag, wo die Insel nur 150 Meter breit war, bei Springfluth und starkem Nordostpassat die hohen Brandungswellen viele Meter über die eigentliche Insel emporbäumen sah. Nähert man sich an solchen Tagen von der Seeseite her den Atollen, so sind oft die einzelnen Inseln in einen dichten, weißen, von der Brandung herrührenden Wasserstaub gehüllt.

Diese fortgesetzte Durchtränkung der Inseln mit Seewasser, ebenso wie der dürftige Boden lassen alle tropischen Culturpflanzen, mit Ausnahme der Cocospalme, die gerade in einer solchen Atmosphäre am besten gedeiht, nicht fortkommen. Schon in 2 Meter Tiefe stößt man fast überall auf das nackte Korallenriff; nur auf einigen der nördlichen Inseln erheben sich ungefähr 12 Meter hohe, vom Winde zusammengewehte Sanddämme. In der Hauptsache werden diese 2 Meter nur von weißem Korallensand eingenommen; nur auf den größeren Inseln und an Stellen, wo stärkere Vegetation vorhanden ist, hat sich eine geringe Humusschicht allmählich gebildet. Trotzdem sind die Inseln nicht etwa, wie ich oft in Europa gehört hatte, kahle Sandeilande, sondern sie sind meist über und über mit oft sehr dichtem Pflanzenwuchs bedeckt. Nach der Seeseite zu findet man zunächst eine mehrere Meter hohe und tiefe Mauer des sogenannten Salzwasserbusches, einer Pflanze, die es durch den Schutz, den sie wenigstens einigermaßen gegenüber dem Wind und Seewasserstaub bietet, überhaupt erst vielen anderen Gewächsen möglich macht, auf den Inseln ihr Fortkommen zu finden. Dahinter erheben sich dann die schlanken Stämme der Cocospalmen, von dem herrschenden Wind meist etwas nach Südwesten übergeneigt. An Stellen mit besserem Boden tritt der Brodfruchtbaum auf, oft ganze Waldungen bildend. Derselbe trägt mannskopfgroße, grüne Früchte, die gekocht ungefähr wie mit Milch versetzter Kartoffelbrei schmecken und auch gebraten ein nicht zu verachtendes Gericht geben. Von anderen Bäumen fallen besonders die Schraubenpalmen (Pandanus) auf, deren Luftwurzeln den Eindruck erregen, als wenn der Baum auf einem feingegliederten Untergestell stände. Es erscheint oft unerklärlich, wie diese Bäume selbst zwischen nackten Korallentrümmern ihre Nahrung finden können. Wo sich eine noch stärkere Humusschicht findet, haben die Eingeborenen ihre Arumplantagen angelegt, deren große Wurzelknollen eine mehlreiche, von ihnen sehr beliebte Speise produciren. Hier und da, besonders in der Umgebung der Hütten, steht auch ein eingeführter Melonenbaum oder finden sich Bananen (Musu-)pflanzungen vor. Sonst bedeckt überall den Boden als Unterholz dichtes Gestrüpp oder auch ein grüner Rasen, der leider aber nur sehr wenig Nährkraft für etwa eingeführtes Vieh darbietet. An sumpfigen Stellen wächst schließlich dichtes Mangrovengebüsch.

Diese verhältnißmäßig üppige Vegetation verdankt ihre Entstehung in der Hauptsache dem reichlichen Regenfall, der, besonders auf den südlichen Inseln, das ganze Jahr hindurch herrscht. Zur Verzweiflung des Europäers regnet es in Jaluit eigentlich jeden Tag. Die jährliche Regenmenge ist infolge dessen ungefähr zehnmal so groß wie in Deutschland. Dabei stürzt der Regen oft nach Art eines Wolkenbruches herab und kommt häufig so unvermuthet, daß man selbst beim kleinsten Spaziergang nicht sicher ist, vollständig durchnäßt zu werden. Die dadurch hervorgerufene hohe Luftfeuchtigkeit und die ebenfalls sehr hohe Temperatur — die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt in Jaluit fast genau 27.0° C. — wirken gerade nicht sehr angenehm auf das Wohlbefinden und die Gesundheit des Europäers ein. Nur der fast immer herrschende Wind — im Sommer fehlt allerdings auch dieser oft — und die Regengüsse bringen eine gewisse Abkühlung hervor.

Irgend ein Unterschied der Jahreszeiten existirt nicht, auch nicht in der Art, daß es eine bestimmte Regenzeit, wie in den meisten tropischen Ländern, gibt. Nur kann man im allgemeinen sagen, daß vom December bis April der Nordostpassat weht, während in den übrigen Monaten der Südostpassat aber veränderliche Winde neben Windstillen auftreten. Nach langen Regengüssen ist oft die Feuchtigkeit so groß, daß man beobachten kann, wie aus den Quasten wollener Tischdecken dann und wann ein Wassertropfen herabrinnt. Alle eisernen Werkzeuge und Instrumente werden in kurzer Zeit vom Rost zerfressen, ebenso leiden Bücher und zusammengeleimte Gegenstände meist so, daß sie allen Zusammenhang ihrer Theile verlieren. —

Da die Landthierwelt sehr arm ist, so ist für einen Jäger auf den Marshallinseln nicht gerade viel zu holen:

Digitized by Google

Landsäugethiere, außer Ratten und Mäuse, kommen, wie auf den meisten Südseeinseln, nicht vor. Nur eingeführte Schweine und gräuliche Hundeköter führen zwischen den Hütten der Eingeborenen ein idyllisches Dasein.

Von Vögeln wären zunächst nur ein sehr seltener Kuckuck, der aber seine Anwesenheit mit ganz anderer Stimme als in Europa anzeigt — er schreit ungefähr „uridj, uridj" und wird deßhalb auch so von den Eingeborenen genannt — und weiterhin Enten und Tauben zu erwähnen. Erstere kommen nur als Strichvögel vor und lassen sich in der Zeit von October bis Januar manchmal in einzelnen Exemplaren auf den Brakwasserseen im Innern der Insel nieder. Woher dieselben eigentlich kommen und wohin sie ziehen, ist mir bei den weiten Meeresgebieten, die die Marshallinseln auf allen Seiten umgeben, immer ein Räthsel geblieben.

Die schönste Jagdbeute stellen immer noch die Wildtauben dar. Zur Zeit der Brodfruchtreife bevölkern sie oft in dichten Schwärmen einzelne mit Brodfruchtbäumen bestandene Inseln. Sie sitzen dann auf dem außerordentlich dichten, oft 25 und mehr Meter hohen Laubdach der höchsten Bäume, und man kann in einem solchen Wald stundenlang sich aufhalten, ehe man nur eine einzige Taube zu Gesicht bekommt. Ich erinnere mich noch ganz genau der verdutzten Gesichter der zum erstenmal eine solche Jagdpartie mitmachenden Europäer, denen man von den zahlreich vorhandenen Tauben erzählt hatte, und die dann an Ort und Stelle nichts von solchem Ueberfluß gewahr wurden. Erst das scharfe Auge des sie begleitenden eingeborenen Jungen machte sie auf die überall hoch oben im Blätterdom sitzenden Vögel aufmerksam, die sich meist nur durch einen hervorragenden Schwanz oder Kopf verriethen. Dann unterbricht laut das Donnern der Büchsen die jahraus jahrein herrschende ewige Stille dieser Wälder, in denen man sonst nur von weitem das eintönige Brausen der Brandung hört.

Weniger Vergnügen macht die Jagd auf die zahlreichen Seevögel. Es gehört schon eine ganz besondere Passion dazu, stundenlang auf den braunen, von der Sonne durchglühten, äußerst spitzen Korallentrümmern des Strandes herumzulaufen und zu kriechen, um einige kleine Strandläufer oder einen Seereiher zu erbeuten, besonders noch deßhalb, weil das Fleisch dieser Vögel meist so thranig ist, daß es für den Europäer vollständig ungenießbar erscheint. Aber auch diesem Sport huldigt man in Jaluit oft in späteren Nachmittagsstunden, wo die Sonne schon mehr Mitleid mit dem weißgesichtigen Fremden hat, da er eine der wenigen Abwechslungen des einförmigen Lebens der Europäer in Jaluit darstellt.

Auf einzelnen, von Menschen nicht bewohnten Inseln bilden solche Seevögel riesige Colonien, und es sind durch ihre Anwesenheit sogar Guanolager, z. B. auf der Insel Biker, entstanden. Leider hat sich aber die Beschaffenheit dieses Guanos nicht als des Abbaues werth erwiesen. Zur Brütezeit sitzen auf solchen Inseln einige Arten so fest, daß man sie mit der Hand greifen kann. Die Eingeborenen zähmen sich öfters solche Seeschwalben und besonders die kleinen Seereiher, die ganz außerordentlich zutraulich werden, durch ihre kalkigen weißen Excremente aber leider ihre Anwesenheit allzu aufdringlich und unangenehm documentiren.

Eines Tages sprach mir gegenüber ein von der Jagd heimkehrender europäischer Neuling sein Verwundern darüber aus, daß doch die Vögel, besonders die Reiher, noch recht wenig den Menschen kennen gelernt haben müßten, denn verschiedenemale hätten sie ihn bis auf einige Schritte an sich herankommen lassen. Dagegen hätte er durch den Abschuß solcher Thiere den Unwillen einiger Eingeborenen erregt. Eine ganze Schaar von letzteren folgte ihm auch laut gesticulirend und klärte mich bald darüber auf, welche Vögel der betreffende junge Mann geschossen hatte.

Die Armuth, die sich in der höheren Thierwelt zeigt, wird einigermaßen durch den Reichthum an niederen Thieren, besonders im Meere, ausgeglichen.

Auf allen Wegen laufen zierliche Eidechsen, unter denen besonders eine Art mit zwei silbernen und einem goldenen Rückenstreifen auffällt, an den Wänden der Häuser und an Baumstämmen klettern Geckonen, die ihre Anwesenheit durch ihr sehr eindringliches Geschrei „geck, geck" verrathen. Taschenkrebse haben an vielen Stellen den Boden durch ihre Gänge unterminirt, große und kleine Einsiedlerkrebse schleppen ihre Muschelgehäuse über den Boden dahin, um sich beim kleinsten Geräusch in dieselben zurückzuziehen, wodurch bei der großen Anzahl dieser Krebse durch das Auftreffen der Gehäuse auf die Korallensteinchen bei Spaziergängen stets ein leises Klirren zu hören ist. Besonders eigenthümlich berührt es aber, wenn man in den Wipfeln hoher Bäume plötzlich eine weit über männerkopfgroße Krabbe, die sogenannte Cocosnußkrabbe, entdeckt, die daselbst ihre hauptsächlich in Früchten bestehende Nahrung sucht.

Weniger angenehm sind liebliche Skorpione, Hundertfüßler und große Vogelspinnen, die man des öfteren beim Zubettgehen innerhalb des Mosquitonetzes vorfindet und die recht schmerzhafte, oft starke Anschwellungen ganzer Glieder nach sich ziehende Bisse austheilen. Ebenso gestalten unzählige Mosquitos, die einen Tag und Nacht quälen, und große Fliegenschwärme das Leben des Europäers, besonders im Anfang, wo er derartige Plagen noch nicht kennt, gerade nicht zu einem sehr angenehmen. Glücklicherweise fehlen, wie überhaupt dicht am Aequator, gewisse Quälgeister, die uns in Europa das Leben verfüßen, in Jaluit gänzlich.

Die Köpfe der Eingeborenen in reichlicher Anzahl bevölkernde kleine Lebewesen werden durch einfaches Verspeisen beseitigt, und zwar scheint diesen Liebesdienst meist die Gattin dem Gatten und umgekehrt zu erweisen.

Wunderbar in ihrer Mannichfaltigkeit ist die Thierwelt des Meeres. Die Korallenriffe wimmeln von buntgefärbten Fischen der seltsamsten Gestalt, von deren Farbenreichthum man sich kaum eine richtige Vorstellung machen kann. Auch die Korallenstöcke als solche schillern in allen Farben; zwischen ihnen winden sich metallglänzende Würmer hindurch, kriechen sonderbar gestaltete Krebse einher; auf ihnen sitzen prachtvolle Seerosen und Seeanemonen; aus ihren Höhlungen strecken schwarzbraune Seeigel ihre langen Stacheln hervor. Dabei kann man bei der vollständigen Klarheit des Wassers dieses wunderbare und unvergeßliche Bild eines Korallenriffes bis zu einer Tiefe von 5—6 Meter deutlich verfolgen.

Weniger angenehme Empfindungen erweckt ein anderer Bewohner des Meeres, der Hai, der in der Südsee innerhalb und außerhalb der Lagunen, dicht am Lande sowohl als auf hoher See, in großen Mengen vorkommt. Jeder Capitän und Matrose ist ein geschworener Feind dieses Thieres und sucht, sobald er dazu Gelegenheit hat, möglichst viele dieser Räuber zu vernichten. Sobald Windstille eintritt oder das Segelschiff nur noch wenige Knoten Fahrt läuft, hängt der Seemann in tropischen Meeren seine Haifischangel aus. Dieselbe besteht aus einem starken eisernen Angelhaken von 1—2 Fuß Länge, der an einer Leine, deren unterstes Stück durch eine eiserne Kette ersetzt ist, befestigt wird. Beim Fang wird der Haken mit einem Stück alten Salzfleisches oder Speckes als Köder versehen und dann am Schiffshintertheil über Bord gehängt, und zwar so, daß er gerade auf der Meeresoberfläche schleift. Meist folgen schon nach kurzer Zeit ein oder mehrere Haie dem Schiff, die, so lange kein lautes Geräusch gemacht wird, in der ungenirtesten Weise den fetten Bissen zu erhaschen suchen. Zu diesem Zwecke läßt der betreffende Angler den Haken

von Zeit zu Zeit etwas tiefer ins Wasser gleiten. Sobald der Hai gebissen hat, wird mit vereinten Kräften die Leine angezogen und der Hai so weit über die Meeresoberfläche emporgebracht, daß es möglich ist, eine starke Tauschlinge hinter seinen Kopf und um seinen Schwanz zu legen. Sodald dies gelungen ist, fällt es verhältnißmäßig leicht, den äußerst kräftigen Burschen auf das Deck zu bringen. Gewöhnlich wird dort seinem Leben durch Abhacken des Schwanzes und dadurch bedingte Verblutung ein Ende gemacht. Oft passirt es aber auch, daß der Hai, nachdem er schon aus dem Wasser mit dem größten Theil seines Körpers herausgezogen ist, wieder vom Haken abgleitet oder der Haken ausreißt. Dann kann man die ganze Gefräßigkeit des Thieres beobachten: denn meistens beißt das betreffende Exemplar trotz seines zerrissenen Oberkiefers sofort wieder am selben Köder an. Auf unsrer Reise nach Jaluit fingen wir eines Tages bei totaler Windstille einen Hai, der erst nach zweimaligem Abgleiten von der Angel auf Deck geholt werden konnte. Als ich mich aus naturwissenschaftlichen Gründen an eine Zergliederung desselben machte, fand sich zunächst im Magen ein noch ganz unverdautes, also offenbar vor kurzer Zeit gefressenes, riesiges Stück Brod, und zwar von einer Sorte, die wir nicht an Bord hatten. Das Thier mußte also kurz vorher in der Nähe eines anderen Schiffes gewesen sein und unsern Köder von fern her gewittert haben. Neben diesem Brodstück enthielt der Magen aber noch ein vor einigen Stunden an Bord unsres Schiffes geborenes Schweinchen, das von seiner Mutter beim Rollen des Schiffes erdrückt und deßhalb über Bord geworfen worden war. Im Schlunde des Haies stak zunächst tief eingebohrt das Ende der Scheere eines großen Krebses, dicht daneben befand sich aber noch ein viel größerer, ganz vom Rost zerfressener Gegenstand, der nach Durchbohrung der Schlundwand mit seiner Spitze noch eine jetzt vernarbte Verletzung des Herzbeutels hervorgebracht hatte. Dieser Gegenstand erwies sich bei näherem Betrachten als ein alter Haifischhaken von fast genau derselben Beschaffenheit wie der von uns verwendete. Welche Zähigkeit einerseits und welche Freßgier andrerseits war in diesem einen Haiexemplar mit einander vereint!

Trotz dieser Freßgier ist der Hai ein äußerst feiges Thier, und die Gefahr, von ihm gebissen zu werden, wird vom Marshalleingeborenen als eine sehr geringe angesehen. Schon lautes Geräusch oder heftige Bewegungen vertreiben ihn. An Stellen, wo es von Haifischen wimmelt, taucht der Eingeborene mit der größten Seelenruhe. Bißwunden von Haien habe ich daher in den Marshallinseln ebenso wie in anderen Erdgegenden nur bei Personen gesehen, die beim Baden oder Angeln ganz ruhig im Wasser gestanden hatten. In diesen Fällen waren allerdings die Wunden furchtbar. Ich erinnere mich da besonders eines deutschen Kriegsschiffsmatrosen: der erste Biß hatte seine ganze linke Hinterbacke mitgenommen, und einem zweiten Biß war bei demselben Manne auch die rechte Wade zum Opfer gefallen.

Von dem gefangenen Hai lassen sich nur die Flossen verwerthen; das Fleisch schmeckt abscheulich nach Thran und riecht schon so widerlich, daß es dem Europäer unmöglich ist, davon zu genießen. Die getrockneten Flossen werden nach China exportirt und dort als Leckerbissen sehr gut bezahlt. —

Die deutschen Jäger im letzten Krieg.[1])

« Unbewußt fortgeerbte Erinnerungen aus der grauen Vorzeit der Urahnen, der Zauber der Natur und der romantische Reiz des Lebens in der Natur bilden gewiß die Ursache für die außerordentliche Liebe des deutschen Volkes zum Wald und zu allem, was damit zusammenhängt: zur Jagd und zum Jäger; und diese Neigung hat sich auch auf jene Sondergattung des Fußvolks übertragen, die von alten Zeiten her vorzugsweise für das Schützengefecht und den kleinen Krieg bestimmt ist und danach im Gegensatz zu den „Linien"-Truppen den Namen der „Jäger" führt. „Jäger" besaßen und besitzen übrigens sämmtliche europäische Armeen als Eliteabtheilungen, und zwar sowohl zu Fuß als zu Pferd; wir brauchen bloß an die Gardechasseurs Napoleons, der ihren grünen Rock vorzugsweise trug, die Chasseurs de Vincennes und die Chasseurs d'Afrique der Franzosen, die Tiroler „Kaiserjäger" der Oesterreicher und die Bersagtieri der Italiener zu erinnern: auch die deutschen „Meldereiter" erhielten den Namen „Jäger zu Pferd". Allein der nämliche Name deckt doch nicht die Gleichart der Truppen in Hinsicht auf ihre kriegerische Verwendung. Während man nämlich in Preußen die Jäger als Scharfschützen betrachtet, sie deßhalb vorzugsweise aus Mannschaften recrutirt, die dem Beruf nach schon mit dem Gewehr gut umzugehen wissen (Forstleute, Büchsenmacher), und demgemäß ein Jägerbataillon die Normalzahl für ein Armeecorps bildet (Verhältnisse, die jetzt für die ganze deutsche Armee gelten), sah man in den Jägern anderwärts mehr eine ausgewählte leichte Infanterie, die nebenbei eine bessere Schießfertigkeit sich anzueignen hatte als die Linienregimenter. Diese Auffassung nach österreichischem und französischem Muster herrschte bei den Bayern, Hessen und Württembergern und deren Jägerbataillone (10, bezw. 2 und 3 an der Zahl) waren ihr entsprechend 1870 organisirt. Es gibt triftige Gründe zugunsten eines jeden der beiden Principien; und wenn jetzt auch das preußische Vorbild für die deutschen Contingente maßgebend geworden ist, so daß von den eben genannten 15 Jägerbataillonen 8 bayerische, 2 (großherzoglich) hessische und 3 württembergische in Infanteriebataillone umgewandelt worden sind, so spricht das nicht gegen die mancherlei Vortheile, deren sich die andere Organisation unstreitig ebenfalls rühmen konnte. Der Formation der bayerischen Infanteriebrigaden zu je 2 Regimentern und 1 Jägerbataillon, wie sie damals und noch geraume Zeit nach dem Kriege bestand, liegt ein trefflicher taktischer Gedanke zu Grunde; daß man mit ihr nicht vor den Feind marschirte, daß die Mehrzahl der Brigaden aus 1 Regiment zu 3, 1 Regiment zu 2 Bataillonen und 1 Jägerbataillon bestand, daß sonach schon von vornherein fast völlig auf die „jägermäßige" Verwendung der Jägerbataillone Verzicht geleistet wurde, diese Thatsachen beruhten auf dem Umstand, daß wegen des damals noch bestehenden Mangels an Mannschaften für Bildung von Besatzungstruppen 8 Linienbataillone in den Garnisonen der Heimath zurückbleiben mußten. Daß die nicht-preußische Art der Organisation der Jäger die minder gute gewesen sei, davon vermag uns auch das Studium der vorliegenden, gehaltvollen Schrift des ungemein fleißigen Verfassers nicht zu überzeugen; denn aus seinen sorgfältigen Zusammenstellungen ergibt sich, daß auch die preußischen und die ihnen völlig gleich gestellten sächsischen Jägerbataillone in der rangirten Feldschlacht nur allzu häufig, und unter schwerem Schaden für das in ihnen steckende kostbare Material, nicht „jägermäßig", sondern wie jedes andere Infanteriebataillon verwendet wurden und so verwendet werden mußten, weil die Sachlage dazu zwang. Aus dieser Veranlassung hat der Verfasser die Frage nach der zweckmäßigeren Organisation der Jäger gestreift; factisch ist sie zwar in der Gegenwart weder brennend noch offen, aber gelöst ist sie trotzdem nicht, ebenso wenig wie die andere oft erörterte Frage, ob nicht die völlige Durchführung der „Einheitsinfanterie", und die gleichmäßige Vertheilung der

[1]) Die Thätigkeit der deutschen Jägerbataillone im Kriege von 1870/71. Von Kunz, Major a. D. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896.

Digitized by Google

jetzt den Jägern zugewendeten hervorragend brauchbaren Elemente zu empfehlen sei. — Allein mag man nun dieser oder jener Ansicht huldigen, das eine tritt aus der Darstellung des Verfassers klar hervor: daß die Jäger nicht unberechtigt der Stolz der deutschen Heere, die populären Lieblinge des Volkes sind. In 122 Schlachten, Treffen, Gefechten und kleineren Scharmützeln haben sich während des Krieges 1870/71 die damals bestandenen 33 Jägerbataillone (darunter 2 preußische Reservejägerbataillone) mit unvergleichlichem Ruhm geschlagen, ob sie nun eine ihrer Eigenart entsprechende Verwendung fanden oder ins Gefecht geworfen wurden, wo sie just standen; und diesen Ruhm haben sie mit dem Einsatz des Blutes von 324 Offizieren und 7969 Mann erstritten, d. i. mit mehr als ein Viertel der Sollstärke. Nicht ohne Interesse ist die Vertheilung der Verluste. Am meisten büßte ein das preußische Gardeschützenbataillon: 24 Offiziere und 494 Mann; am nächsten kommen ihm das 4. bayerische Jägerbataillon (von der berühmten „schwarzen" Brigade des Generals v. Orff) mit 20 Offizieren, 463 Mann und das 2. bayerische Jägerbataillon mit gleichfalls 24 Offizieren und 454 Mann. Im Durchschnitt die höchsten Verluste aber hatten die 10 bayerischen Jägerbataillone mit 29.31 Proc. der Sollstärke, und unter ihnen wiederum die 5 Jägerbataillone des I. Armeecorps mit 43.46 Proc., während sie bei den 5 Jägerbataillonen des II. Armeecorps, entsprechend dessen minderer Betheiligung an größeren Gefechten, nur 15.16 Proc. betrugen. — Betreffs der Bewaffnung der bayerischen Jäger wäre zu erwähnen gewesen, daß bei jedem Armeecorps je 2 Bataillone mit dem Werdergewehr, damals die beste Infanteriewaffe, ausgerüstet waren, und zwar das 2. und 9. beim I., das 5. und 10. beim II. Armeecorps. — An der Hand der großen, von den deutschen Jägern erzielten Gefechtserfolge tritt der Verfasser für das vorläufig ohnedies nicht gefährdete Fortbestehen der lorbeerumkränzten Sondertruppe ein und weist die im Zukunftskrieg ihnen winkenden besonderen Aufgaben nach, die ihnen namentlich in Verbindung mit den Cavalleriedivisionen, im Kampf um Positionen und im Festungskrieg zufallen werden. — Die vorliegende Schrift wird sich sicherlich derselben Anerkennung erfreuen, wie des gleichen Autors vielverbreitetes Buch über „Die Thätigkeit der deutschen Reiterei im Kriege 1870/71".

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Wilhelm Bauer: Der ältere Pythagoreismus. Eine kritische Studie. Bern, Steiger u. Co. 1897. Gr. 8°. VIII und 232 S. Preis M. 1,75. (Bd. VIII der Berner Studien zur Philosophie ꝛc., hggb. von Dr. Ludw. Stein.) — Als Tendenz der Schrift bezeichnet Hr. Dr. Bauer selbst, den älteren Pythagoreismus als eine sich einheitlich entwickelnde große Idee (!) aufzuzeigen, die in allen Lehrsätzen und Theorien niemals ihre charakteristische Eigenart verkennen läßt. Ein solcher Nachweis kann aber nach der Beschaffenheit der Quellen nicht gelingen. Auch wer sich lediglich an die ältesten Zeugnisse von Xenophanes bis Aristoteles mit Ausschluß der vielumstrittenen Philolaosfragmente hält, ja wer nur den Hauptzeugen Aristoteles gelten läßt, wird kein in diesem Sinne einheitliches, widerspruchsfreies Bild des älteren Pythagoreismus zu zeichnen vermögen. Im Verlaufe der Untersuchung stimmt denn auch Bauer seinen Anspruch wesentlich herab. Die pythagoreische Ethik läßt er der theoretischen Philosophie selbständig vorangehen und mit deren Aufblühen in Stillstand gerathen. Die berühmte Palingenesie der Seelen weiß er mit der Definition der Seele als Harmonie so wenig wie die Harmonie der Sphären mit der Zehnzahl der schwingenden Himmelskörper in vollen Einklang zu bringen; geschweige, daß alle diese Einzelheiten aus einer Grundidee abgeleitet würden. Nur lose weiß er die Zahlenlehre mit der Theorie der Gegensätze und der Weltharmonie zu verknüpfen. Allein dem Verfasser soll daraus kein Vorwurf gemacht werden. Mag die Jugend den Flug immerhin zu hoch nehmen; sind nur die Flügel nicht aus Wachs, so wird doch etwas Gutes dabei herauskommen; und Dr. Bauer hat sich in dieser Hinsicht durch eifriges Studium seines Gegenstandes gesichert. Was er bietet, muß unbedenklich als eine — leidee gar zu wortreiche und umständliche, aber — beachtenswerthe Erörterung der Pythagoreischen Frage anerkannt werden, die jeder Nachfolger gewissenhaft wird zu Rathe ziehen müssen. Auf Einzelnes einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur eines kann dem fleißigen und im übrigen, wie ich gern hervorhebe, bescheiden auftretenden jungen Gelehrten nicht unbemerkt hingehen. Er kündigt im Vorwort an, daß er im Verfolge seiner freien, durch keine Autorität beeinflußten Forschung in die Lage kommen werde, erfahrenen und hochverdienten Gelehrten, wie besonders Zeller, entgegenzutreten. Kein Einsichtiger, hofft er, werde das dem Neulinge verdenken. Gewiß nicht. Nur kommt es auf das Wie an. Einem Manne wie Eduard Zeller zu unterstellen, er habe gewisse Gründe — dafür, daß Aristoteles die Schriften des Philolaos gekannt haben müsse — mehr aus äußerlich taktischen Gründen beigebracht, obwohl er selbst an ihre Beweiskraft unmöglich glauben konnte, wie S. 187 geschieht, das und mehreres Aehnliche wird jeder Einsichtige dem Neulinge verdenken!

-y- Internationales Statistisches Institut. VI. Tagung in St. Petersburg. In St. Petersburg hat vom 30. August bis 6. September die sechste — bei Einrechnung der Gründungstagung in London (1885) die siebente — Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts stattgefunden. Gegenüber der großen Masse von Theilnehmern, welche die Congresse der Aerzte und Geologen gleichzeitig nach Rußland geführt hatten, war zur internationalen statistischen Tagung nur ein kleiner Kreis von nahezu 50 Mitgliedern des Instituts und einer ungefähr gleichen Zahl von geladenen oder amtlich delegirten Gästen vereinigt. Gerade durch die Beschränkung in der Antheilnahme an den Berathungen und Beschlußfassungen unterscheiden sich die heutigen Versammlungen des Internationalen Statistischen Instituts von den ehemaligen allgemein zugänglichen statistischen Congressen. Es wird — und mit Recht — Gewicht darauf gelegt, eine kleine, aber auserlesene, bezüglich der stimmfähigen Theilnehmer durch Wahl der Mitglieder fortlaufend sich ergänzende Schaar von Sachkennern aus wissenschaftlichen wie aus Verwaltungskreisen zu vereinigen.

Einige Erinnerungen an die normaligen statistischen Congresse sind freilich geblieben, zumal bei dieser St. Petersburger Versammlung, die gerade ein Vierteljahrhundert nach dem glänzenden statistischen Congreß von St. Petersburg (1872) tagte. Diese Erinnerungen sind durchaus erfreulicher und sachfördernder Art. In erster Linie steht dabei die Antheilnahme des russischen Kaiserhauses an den Bestrebungen des Instituts, welche sowohl durch den Empfang des Bureaus des Instituts seitens des Zaren und der Zarin, als auch durch die Uebernahme des Ehrenpräsidiums der Versammlung seitens des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch und den liebenswürdigen Empfang sämmtlicher Mitglieder des Instituts durch den Ehrenpräsidenten und seine Gemahlin Ausdruck fand. Bemerkenswerth ist die eingehende Erörterung, welche der Großfürst in seiner ausführlichen, weit über den Rahmen conventioneller Begrüßung hinausgehenden Eröffnungsrede dem Wesen und der Bedeutung der Statistik widmete. Der hohe Redner konnte dabei den Gedankengang aufnehmen, welchen ein Vierteljahrhundert vorher sein Vater, Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, bei der Eröffnung des Internationalen Statistischen Congresses von 1872 entwickelt hatte. Außerdem durfte er mit Recht auf die große Bedeutung der vor kurzem zum erstenmal erfolgreich durchgeführten allgemeinen russischen Volkszählung hinweisen. Die Rede des Großfürsten verdiente ganz besonders von so manchem, innerlich der Statistik vielleicht wenig holden Ressortminister und Ministerialdecernenten verschiedenster europäischer Länder gelesen und beherzigt zu werden. Dem Beispiel des Großfürsten folgend, verbreiteten sich sodann weiter über die Nützlichkeit der statistischen Arbeit an sich und deren internationale Förderung insbesondere durch das statistische Institut sowohl der Vicepräsident des Instituts, E. Levasseur, welcher in Abwesenheit des Präsidenten Rawson W. Rawson gemeinschaftlich mit Professor Lexis den Vorsitz in der Gesammtversammlung des Instituts führte, als die weiteren Redner, die aus russischen Kreisen die Versammlung willkommen hießen, nämlich Baron Uexküll-Gyllenband, Stellvertreter des Ministers des Innern, Yeemeloff, Minister der Landwirthschaft und der Domänen, Troinitzky, Director des russischen statistischen Centralcomités, Semenow, der Vorgänger Troinitzky's und Präsident der kaiserl. geographischen Gesellschaft, und Professor Kaufmann von der

St. Petersburger Universität. Eine zweite Erinnerung an die alten statistischen Congresse war das Erscheinen einer größeren Anzahl amtlich von verschiedenen Regierungen Delegirter, und zwar auch solcher, die nicht Mitglieder des Statistischen Instituts sind. Als Zeichen der Antheilnahme der Regierungen an den internationalen Bestrebungen des Instituts ist diese Erscheinung gewiß erfreulich. Es hätte einen guten Eindruck, vor allem in russischen Kreisen, gemacht, wenn auch das Deutsche Reich und dessen Einzelstaaten sich zu solchen Delegationen hätten entschließen wollen. So weit indessen, wie die Delegation beispielsweise in Frankreich ausgedehnt worden ist, sollte nicht gegangen werden. In der Hauptsache muß doch, wenn die Versammlungen des Internationalen Statistischen Instituts ihren richtigen Charakter behalten sollen, daran festgehalten werden, daß das Institut eine freie wissenschaftliche Vereinigung durchaus autonomen Charakters ist, die sich lediglich durch Wahl ergänzt, und deren Versammlungen demgemäß zwar der Mitwirkung geladener, beziehungsweise von den Regierungen geschickter Gäste nicht entbehren, in der Hauptsache aber doch durch die sorgsame Zusammenarbeit der eigenen Mitglieder des Instituts nützlich werden wollen.

Die verschiedenen oben erwähnten Reden füllten die ganze erste Plenarsitzung aus. Am folgenden Tag begann die Detailarbeit der Versammlung, welche ihr Schwergewicht in den Sitzungen der vier Sectionen fand. Doch wurden die Plenarversammlungen nicht bloß mit den Berichten über die Ergebnisse der Sectionsarbeiten ausgefüllt, sondern sie boten außerdem Gelegenheit zu einer Reihe anregender selbständiger Vorträge aus dem Gebiete sowohl der theoretischen als der praktischen Statistik.

Es arbeiteten vier Sectionen: I. Methodologie, Bevölkerung, Justiz, historische Statistik (Präsident v. Mayr, Straßburg), für die Unterfection historische Statistik v. Inama-Sternegg (Wien); II. Landwirthschaft und Grundeigenthum (Präsident Tisserand, Paris); III. Industrie, Handel, Colonien, Edelmetalle (Präsident Lexis, Göttingen); IV. Finanzen, Credit, Einrichtungen der Vorsicht (Präsident Milland, Paris). Auf die Einzelheiten der Sectionsarbeiten einzugehen, ist hier nicht möglich; wichtigere Ergebnisse derselben aber kommen im Folgenden in der Reihenfolge, in der sie in den Plenarversammlungen vorgetragen wurden, zu kurzer Erwähnung. In der allgemeinen Sitzung vom 31. August wurden zunächst verschiedene Druckschriften überreicht, u. a. von Bodio, dem unermüdlichen Generalsecretär des Instituts, zwei neue Lieferungen des Bulletin, deren eine die neueste internationale Statistik der Sterbefälle enthält, von Levasseur ein Werk über den Elementarunterricht in den civilisirten Ländern, von v. Mayr die zwei Bände seiner „Statistik und Gesellschaftslehre“ (I. Bd. Theoretische Statistik, 1895; II. Bd. Bevölkerungsstatistik, 1897). Darauf folgte eine inhaltreiche, von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommene Mittheilung des Leiters der amtlichen russischen Statistik, Troinitzky, über das mit Erfolg durchgeführte bedeutungsvolle Unternehmen der ersten allgemeinen russischen Volkszählung vom 28. Januar 1897, welche mittelst Aufgebots einer Armee von rund 150,000 Zählern bewerkstelligt wurde. Der Vortrag wurde durch Vorführung von zwei Kartogrammen in großem Maßstab wirksam unterstützt, welche einerseits die Bevölkerungsdichtigkeit, andrerseits das Geschlechtsverhältniß der Bevölkerung in den verschiedenen Gebietstheilen des Russischen Reiches ersichtlich machten. An einem späteren Tag hatten die Theilnehmer an der Versammlung auch Gelegenheit, von dem gesammten Urmaterial der ausgefüllten Zählungslisten und von den zur Prüfung desselben und zu dessen späterer Ausdeutung mittelst elektrischer Auszählung getroffenen Einrichtungen Kenntniß zu nehmen. An die Ausführungen Troinitzky's reihte sich ein anregender Vortrag von Tschuproff (Moskau) über die Ausgestaltung von am Anfang des 20. Jahrhunderts vorzunehmenden Enquêten über die Lage der Bevölkerungen, insbesondere der ländlichen Bevölkerungen. In der daran sich knüpfenden Debatte machte zunächst Bodio Bedenken gegen ein Inangriffnahme eines neuen internationalen Arbeitsgebiets geltend und sprach sich für theilweise Anfeindung des von Tschuproff dargelegten Bedürfnisses mittelst geeigneten Ausbaues der Volkszählungen, etwa in der Richtung der deutschen Berufs- und Gewerbezählungen, aus. Darauf griff der neue Leiter der französischen Justizstatistik mit einer eigenthümlichen (von v. Mayr als durchaus antistatistisch bezeichneten) Rede ein, welche näher einer Reihenfolge moderner sociologischer Allgemeinheiten sich merkwürdigerweise sowohl gegen die Erstrebung gleichartiger Methoden bei den statistischen Erhebungen in verschiedenen Ländern, als auch gegen die gleichzeitige Vornahme von Ermittlungen in verschiedenen Ländergebieten aussprach, im übrigen etwas Sachliches zu der in Erörterung befindlichen Frage besonderer Erhebungen über die Lage der landwirthschaftlichen Bevölkerung gar nicht beachte. Schon in diesem Fall zeigte sich Tarde, dessen geistreiche sociologische Arbeiten allgemein bekannt sind, auf dem Gebiet der Statistik recht eigentlich als enfant terrible. Zugleich gab er Anlaß, sich zum Bewußtsein zu bringen, daß internationale wissenschaftliche Versammlungen nicht bloß dazu dienen, neuen vordringenden Bestrebungen Gehör zu verschaffen, sondern daß es gelegentlich auch darauf ankommt, das Errungene gegen dilettantische Angriffe zu schützen, und daß deßhalb gelegentlich auch das A B C des fundamentalen Wissens vorgetragen werden muß, das die vereinigende Kraft einer solchen Versammlung bildet.

Den Schluß der allgemeinen Sitzung vom 31. August bildete ein Vortrag des durch seine vortrefflichen Arbeiten über italienische Militäranthropometrie wohlbekannten Livi über die Ergebnisse der in den Jahren 1880 bis 1885 in der italienischen Armee vorgenommenen und durch Eintragung in Individualblätter für statistische Ausbeutung brauchbar gemachten sorgsamen Körpermessungen. Der 1. September war ein Ruhetag, welcher durch eine prächtige Fahrt nach Kronstadt und Peterhof mit Besichtigung des größten russischen Kriegsschiffs („Rußland“) auf der Rhede von Kronstadt und Darbietung eines Frühstücks im Kaiserschloß zu Peterhof ausgefüllt war. In der allgemeinen Sitzung vom 2. September erstattete zunächst Raymarck (Paris) Bericht namens des besonderen Comités für Mobiliareigenthum über die Prüfung der besten statistischen Methoden zur Schätzung des Capitals und der Erträgnisse der nationalen und internationalen mobilen Werthe. Das genannte Comité war bei der Berner Versammlung (1895) niedergesetzt worden. Der Berichterstatter hegt die Hoffnung, dieses wichtige Stück internationaler Statistik bald zu befriedigendem Abschluß zu bringen, und bietet in seinem Bericht auch bereits eine Reihe vorläufiger Zahlen. Im übrigen wird das Comité, welchem deutscherseits Schmoller (Berlin) angehört, und dessen Mitwirkung der Berichterstatter besonders hervorhob, seine Bemühungen weiterhin fortsetzen. — Darauf erstattete Rauh (München) Bericht Namens des Comités für die internationale Sparcassenstatistik über die Frage einer internationalen Berufssparcassenstatistik. Im einzelnen legte Rauh im Anschluß an seine in Bern vorgelegte Denkschrift namentlich dar, inwieweit ihm unterdessen Erhebungen über den Beruf der Sparcasseneinleger bekannt geworden waren. Dabei wurden einige Sonderergebnisse der einschlägigen bayerischen Ermittlungen hervorgehoben. — Bodio berichtete namens des Comités für Criminalstatistik über die Arbeiten des Instituts auf diesem Gebiet und über die neuzeitliche Entwicklung dieses wichtigen Zweiges der Socialstatistik in den verschiedenen Ländern. In technischer Hinsicht hob er dabei den großen Erfolg der zuerst in Deutschland eingeführten Individualzählkarte für die Abgetheilten hervor; in materieller Beziehung streifte er insbesondere die Frage der steigenden Criminalität der Jugendlichen und der Rückfälligen. Im Anschluß an Bodio's Bericht hob v. Mayr das erhebliche Interesse hervor, welches sich an eine Erweiterung der criminalstatistischen Studien durch eine systematische statistische Ausbeutung der Strafregister knüpft, dabei betonend, daß es sehr erwünscht wäre, wenn ein derartiger Versuch etwa für eine preußische Provinz durchgeführt würde, wie solches bei der vorletzten Landesversammlung der deutschen Gruppe der Internationalen Criminalistischen Vereinigung in Aussicht genommen war. Hrn. Tarde war es vorbehalten, noch bei diesem Anlaß allgemeines Kopfschütteln hervorzurufen. Nicht bloß an der Benützung der Strafregister will er nichts wissen, sondern er verwirft auch die Anwendung der Individualzählkarte für die allgemeine Criminalstatistik und spricht sich für Beibehaltung des veralteten Systems decentralisirter Anfertigung der statistischen Schlußtabellen durch die äußeren Behörden aus. Und das ist heute der Chef der französischen Criminalstatistik, die vor 70 Jahren als die erste ihrer Art hohen Ruhm genoß, an dem sie weiterhin auch dann noch zehrte, als sie in ihrer stationären Gestaltung von den entsprechenden Leistungen anderer Länder weit überholt war. v. Mayr konnte dem Glaubensbekenntniß von Tarde gegenüber hervorheben, daß eine ganze Welt ihn von den Anschauungen Tarde's in Bezug auf die statistische Methodologie trenne. Im übrigen betheiligten sich an der dringend gebotenen Belehrung Tarde's über den Nutzen der Individualzählkarte außer Bodio und dem Präsidenten Lexis auch Tarde's eigene Landsleute Mason und Keller.

Zunächst folgten zwei Vorträge. Aubanel vorbereitete sich in einer statistischen Studie über die vor Gericht gestellten Kinder,

Taenowsky behandelte die Frage der Vergleichbarkeit einiger Daten der Criminalstatistik, insbesondere bezüglich des Verhältnisses der Freisprechungen bei Verbrechen und Vergehen, wobei u. a. die außerordentlich große Häufigkeit der Freisprechungen in Rußland näher erörtert wurde. Weiterhin berichtete Yvernès auf Grund der Berathungen in der I. Section namens des Comités für die Statistik der Ehescheidungen. Der Bericht schloß mit der Hervorhebung der — auch von der Versammlung gebilligten — Punkte, deren Berücksichtigung allgemein bei Aufstellung der Statistik der Eheschließungen geboten erscheint.

Den Schluß der Vorträge in der Sitzung vom 2. Sept. bildete eine Mittheilung Bodio's über die Vorschläge des am Erscheinen verhinderten Chefs der englischen Justizstatistik, Mac Dannel, über die Organisation der Statistik der bürgerlichen Rechtspflege. Die I. Section hatte den Vorschlägen Mac Donnels zugestimmt und zugleich sich dafür ausgesprochen, daß die seinerzeit von Yvernès bearbeitete internationale Statistik der bürgerlichen Rechtspflege wieder für ein neueres Jahrzehnt bearbeitet und vom Institut veröffentlicht werden möge. (Schluß folgt.)

* In dem am 20. September auf der Heimreise von der Schweiz in Frankfurt a. M. plötzlich verstorbenen Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Wilhelm Watteabach hat die deutsche Geschichtswissenschaft und speciell die Quellenforschung zur mittelalterlichen Geschichte, sowie die Paläographie, einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren. Seine Haupthätigkeit in der Centraldirection des großen vom Frhrn. vom Stein und Pertz begründeten Sammelwerkes „Monumenta Germaniae historica“ rückte seine Gestalt in die erste Reihe der die ältere und mittlere deutsche Geschichte bearbeitenden Historiker, und sein einen Theil der „Monumenta“ bildendes Werk, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“, in dem zum erstenmal die Grundlagen unsrer nationalen Geschichte übersichtlich zusammengestellt und die Quellen kritisch gesichtet wurden, ließen seinen Namen auch in weitere Kreise des gebildeten Publicums dringen. Für das Studium der älteren Geschichte sind seine „Anleitungen zur griechischen und lateinischen Paläographie“, sowie seine Abhandlung über „Das Schriftwesen im Mittelalter“ zum Theil von grundlegender Bedeutung und von hohem instructiven Werth. Daneben veröffentlichte Wattenbach mehrere Sonderstudien über „Die Geschichte der christlichen Kirche in Böhmen und Mähren“, über „Die Inquisition gegen die Waldenser in Pommern und der Mark Brandenburg“, über „Die Siebenbürger Sachsen“ u. a. m., die alle neben der tiefgehendsten Quellenbearbeitung einen frischen, die Liebe zum deutschen Volksthum verrathenden Zug bekunden und seine anregende schriftstellerische Art zum Ausdruck bringen. Auch seine populär gehaltene „Geschichte des römischen Papstthums“ verdient unter diesen, den eigentlichen Geschichtsschreiber in den Vordergrund treten lassenden Schriften genannt zu werden. — Wattenbach war ein Holsteiner Kind und würde am 22. September d. J., also gerade zwei Tage nach seinem Tode, sein 78. Lebensjahr vollendet haben. Ursprünglich Philologe, wurde er schon bald nach der Vollendung seiner akademischen Studien zur Mitarbeit an den „Monumenta Germaniae“ herangezogen und habilitirte sich dann, nach mehreren Studienreisen im Auftrag der „Monumenta“, im Jahre 1851 für Geschichte in Berlin. Seine akademische Thätigkeit unterbrach er dann bald für sieben Jahre, indem er 1855 einem Rufe als Provinzialarchivar nach Breslau folgte. Von dort wurde er 1862 als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen, und diese Universität vertauschte er 1873 mit Berlin, wo er zugleich in die Centraldirection der „Monumenta“ eintrat. Seit 1882 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als akademischer Lehrer war er in Folge der Frische und Liebenswürdigkeit seines Wesens und der Lebendigkeit seines Vortrags sehr beliebt; als Mensch und väterlicher Berather und Freund seiner zahlreichen Schüler hat er so viel Liebe und Verehrung allezeit um sich her zu sammeln gewußt, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch ein weiter Freundeskreis heute trauernd an seinem Grabe steht.

* Der dänische Lieutenant Olufsen, der im Frühling von einer Forschungsreise im Pamirlande zurückkehrte, bei der es ihm gelungen war, ein sehr werthvolles Material zu sammeln und weitausgedehnte, noch ganz unbekannte Gegenden kartographisch aufzunehmen, steht im Begriff, eine neue Pamir-Expedition auszurüsten. Wie man der „Frkf. Ztg.“ schreibt, interessirt sich der Kaiser von Rußland lebhaft für das Vorhaben des Lieutenants Olufsen und, wie es mit der vorjährigen Expedition der Fall gewesen, dürfte auch die neue Pamir-Expedition von Seiten aller russischen Behörden auf die thatkräftigste Unterstützung rechnen können. Lieutenant Olufsen, der dem russischen Generalstabe die von ihm aufgenommenen Pamirkarten zur Verfügung gestellt, hat demselben weitere Beiträge ähnlicher Art versprochen. Der dänische Reichstag hat Hrn. Olufsen 11,000 Kronen für die nächste Expedition bewilligt, die Gesellschaft der Wissenschaften 9000 Kronen und verschiedene Privatleute haben ebenfalls recht bedeutende Beiträge in Aussicht gestellt. Hr. Olufsen wird diesmal von einem jüngeren Botaniker begleitet werden. Mitte Februar geht die Expedition von hier nach St. Petersburg ab, woselbst das Kaiserpaar und die Kaiserin-Wittwe die Mitglieder zu empfangen wünschen. Aus St. Petersburg geht die Reise nach Taschkent, wo die letzten Vorbereitungen getroffen werden sollen. Nach glücklicher Erforschung des westlichen Pamirlandes kehrt die Expedition im Frühling 1900 über Khorostan nach Rußland zurück.

* **Amsterdam.** Der Professor der Mineralogie an der hiesigen Universität, Dr. G. A. F. Molengraaf, hat die Ernennung zum Staatsgeologen der südafrikanischen Republik angenommen und kehrt nicht mehr nach Holland zurück.

* **St. Petersburg.** Die in diesem Jahre zum erstenmal von der Regierung assignirte Summe von 18,000 Rubel, die von nun an alljährlich zur Verfügung des Archäologischen Instituts gestellt werden soll, hat, wie die „Nowosti“ berichten, die Möglichkeit gegeben, zwei neue Kathedern zu begründen, von denen eines, das für slavische Alterthümer, vom Magistranden der Petersburger Universität, Hrn. Pogodin, besetzt werden wird. — Prof. Nikolai Michailowitsch Korkunow, der an der hiesigen Universität Philosophie und Encyklopädie des Rechts las, ist so ernstlich erkrankt, daß er seinen Abschied genommen hat. Zu seinem Nachfolger sei der Privatdocent L. J. Petrashizki ernannt worden. — Wie der „Pet. List.“ erfährt, sind der kaiserlichen Geographischen Gesellschaft interessante Mittheilungen über magnetische Anomalien zugegangen, die im Kreise Powenez, Gouv. Olonez, beobachtet worden sind. Die größte Anomalie ist an den Fällen des Flusses Woga wahrgenommen, an demselben Orte, wo sich nach den Hinweisen des Prof. Jaoslranzew reiche Eisenerzlager befinden sollen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Mittheilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Steiermark, redigirt von Professor Dr. Rudolf Hoernes. Jahrgang 1896 (33. Heft). Graz, Verlag des Vereins 1897. — Das Riesengebirge. Große Ausgabe in Folio, 26 Ansichten; kleine, Cabinetformat, 28 Ansichten. Berlin, Graphische Gesellschaft 1897. — Der Harz, ebenso, Ebd. — Adolf Hagen: Idyllen aus Kärntens Gauen. Poetische Schilderungen (S.-A. a. d. Kärntner Allg. Volkszeitung). Leoben, Dr. A. Haipf 1898. — Lea Woeel: Führer durch Landshut a. d. Isar und Umgebung. 5. Aufl. Würzburg u. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Derselbe: Führer durch die Königsschlösser Herrenchiemsee, Hohenschwangau ꝛc. 10. Aufl. Ebd. — Forty-fifth annual report of the trustees of the *Public Library* of the *City of Boston*. 1896. Boston, Municipal printing office 1897. — Programm der Großherzgl. Hess. Technischen Hochschule zu Darmstadt für 1897/98. Darmstadt, Jnh. Herbert 1897. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. II. Jahrg. Lfg. 16. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Carlyle.

Seine Welt- und Gesellschaftsanschauung.

Von

Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.

Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl.

(Band 6 der Sammlung „Gesellschaften“.)

Geheft. M. 2.40; Leinenbd. M. 3.20; Halbfrzbd. M. 3.80.

Für Jedermann u. höchstem Interesse

Das Buch Jesus.

Die Urevangelien. Neu durchgesehen, neu übersetzt, geordnet und aus den Ursprachen erklärt von **Wolfgang Kirchbach.** Oktav-Ausgabe 184 S. 1.50 M., eleg. geb. 2,25 M. Volks-Ausgabe 136 S. gebunden 70 Pfg.

Was lehrte Jesus?

Zwei Urevangelien. Von **Wolfgang Kirchbach.** 256 Seiten Oktav 3 M., eleg. gebunden 6 M. (14525)

Bern. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 23. September. Nummer 214.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Kunst der Charakteristik in der griechischen Literatur der classischen Zeit. Von Paul Seliger. — Eine Fahrt nach unserer fernsten Colonie. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kunst der Charakteristik in der griechischen Literatur der classischen Zeit. [1])

Von Paul Seliger (Leipzig).

Der Sinn für Maß und Harmonie, der die Attiker vor den übrigen griechischen Stämmen auszeichnete, erweckte früh auch bei den Prosaikern das künstlerische Bewußtsein, rief die Erkenntniß hervor, daß auch in der ungebundenen Rede die Form von dem Inhalte unzertrennlich sein müsse, wenn den höheren Forderungen nach Schönheit der Darstellung, die nunmehr erhoben wurden, entsprochen werden sollte. Dieser Fortschritt zeigte sich zunächst in der Geschichtschreibung. Längst genügte nicht mehr der gemächliche Ton und die Kunstlosigkeit der Logographen, da keiner von ihnen die angehäuften Stoffmassen mit kritischem Blick und Geltendmachung von sittlichen Grundsätzen auf einen geistigen Standpunkt rückte, wie es den Einsichten der Zeit gemäß war. Und wenn auch Herodotos über die Grenzen jener formlosen Geschichtschreibung hinausging, indem er seine polyhistorischen Erfahrungen zu gruppiren unternahm und sie der Beurtheilung durch religiöse Motive unterwarf, so blieb doch einerseits die Zusammenfassung des Stoffes eine recht lockere, nach äußeren Gesichtspunkten erfolgende und zwang zur häufigen Einfügung von Episoden, andrerseits war es gerade die religiöse Grundlage seines Werkes, die etwas Dunkles, für den Verstand nicht zu Durchdringendes hereinbrachte, welches dem skeptischen, durch philosophische Speculationen geschulten und besonders durch die Sophistik dem Götterglauben mehr oder minder entfremdeten Geschlechte nicht mehr zusagte.

Ganz anders bei Thukydides die strenge Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Anlage, die Zurückführung der Begebenheiten auf rein menschliche Beweggründe unter Ausschließung jedes supranaturalistischen Moments. Erst durch Vergleichung mit Herodotos erkennt man, wie unermeßlich der Fortschritt war, der sich hier mit staunenswerther Sicherheit, ohne jegliches Zaudern oder Schwanken vollzogen hatte, unermeßlich sowohl nach der Seite der kunstmäßigen Darstellung hin als in Bezug auf die tiefere Erforschung der Gesetze des historischen Geschehens. Thukydides geschichtsphilosophische Auffassung geht, wie Bruns, der in seinem Werke zuerst auf ihn zu sprechen kommt, hervorhebt, darauf hinaus, daß die Bedeutung des einzelnen für die geschichtliche Entwicklung gering anzuschlagen sei. Nicht durch das Eingreifen der einzelnen ist diese bedingt; sie beruht auf den Evolutionen der Massen, ihren Verschiebungen, ihren Conflicten und nothwendigen Ausgleichungen. Die einzelnen, die hierbei an die Oberfläche gedrängt werden, scheinen selbständig zu handeln, aber in den meisten Fällen ist ihr Handeln nur das Product tiefer liegender, allgemeiner Verhältnisse. Diese vielen, die zu treiben scheinen, aber in Wahrheit nur getrieben werden, kommen für seine Betrachtung in Wegfall. Es bleiben wenige übrig, welche Begabung und Umstände an eine Stelle setzen, an der ihre Eigenart bestimmenden Einfluß auf die Allgemeinheit gewinnt. Nur diese hat er berücksichtigt, und diese nur so weit, als die Geschichte Spuren ihres Wesens zeigt.

Die Charakterzeichnung ist daher bei Thukydides in enge Grenzen eingeschlossen. An dem Beispiel von Perikles entwickelt Bruns die Grundsätze, die den Historiker dabei geleitet haben: nämlich daß es Thukydides vermeidet, in eigener Person die handelnden Personen zu beurtheilen, und daß das Privatleben und damit der persönliche Charakter der Handelnden für ihn nicht in Betracht kommt, wenn beides nicht auf den Gang der öffentlichen Ereignisse Einfluß ausübt.

Thukydides, der die Bewegung der Geschichte selbst, nicht die Reihenfolge von Einzelbildern darstellen will, unter denen sie sich abspielt, zieht den großen Staatsmann nicht hervor, sondern wartet ab, bis die Ereignisse ihn in den Vordergrund drängen. Was der Einzelne thut, die geschichtliche Entwicklung zu fördern, verschwindet, wenn man den Blick auf die nothwendige Ausgleichung richtet, mit der sich große politische Gegensätze auseinandersetzen müssen. Und wenn das 65. Capitel des zweiten Buches thatsächlich eine Würdigung der perikleischen Politik enthält, so hat doch Thukydides alles gethan, um sie nicht als seine persönliche Ansicht, sondern als einen Theil der Erzählung erscheinen zu lassen. Das persönliche Urtheil, das seinen Ausführungen zugrunde liegt, ist vollkommen objectivirt. Das Capitel enthält keinen Satz, für den der Schriftsteller selbst die Vertretung übernähme.

Dieselben Grundzüge erkennen wir auch bei der Charakterisirung der anderen Männer, die nach Perikles in den Vordergrund der Ereignisse treten, so bei Kleon, Brasidas, Alkibiades, Nikias. Thukydides' Darstellung ist das Ergebniß einer entsagungsvollen Arbeit. Eine reiche Sammlung persönlicher Züge, eindringender psychologischer Studien sind ihr vorausgegangen. Die Resultate dieser Arbeit, die lediglich das Urtheil des Schriftstellers selbst klären sollte, haben nur zum kleinsten Theile und nur mittelbar Verwendung gefunden.

Wie Xenophon die thukydideische Geschichte in seinen Hellenika unmittelbar fortgesetzt hat, so hat er auch die unter Umständen lästigen Stilgesetze seines Vorgängers übernommen, obgleich er seiner Natur, der die thukydideische Objectivität ganz fern lag, damit Zwang anthun mußte. In der Anabasis, wo er seinem Talent, das ihn auf Memoiren wies, freien Lauf lassen konnte, herrscht denn auch eine ganz andere Behandlungsart. Wo es ihm beliebt, unterbricht Xenophon den Fluß der Erzählung, um einen hervorragenden Mann einer eingestandenermaßen

[1]) Das literarische Portrait der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert vor Christi Geburt von Ivo Bruns, ord. Professor an der Universität Kiel. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1896.

Digitized by Google

subjectiven Erörterung zu unterziehen. Keine Spur von einem Versuch, diese Charakteristik in die Erzählung zu verflechten und ebenso keine Regung irgendwelcher Bedenklichkeit im Aussprechen der eigensten Ueberzeugung.

Die Tragödie fällt aus dem Rahmen der Bruns'schen Untersuchungen heraus, weil nur einmal, in Aischylos' Persern, der Versuch gemacht wird, historische Menschen zu schildern. Aber Dareios, Xerxes und Atossa sind weit davon entfernt, getreue Abbilder der Personen zu sein, deren Namen sie führen; sie unterscheiden sich in nichts von den übrigen Figuren des Dichters. Sophokles und Euripides haben nur heroische Stoffe behandelt, und wenn auch besonders der letztere viele Farben gebraucht, welche der Wirklichkeit und dem Leben seiner Zeit entnommen sind, so ist er doch nie darüber hinausgelangt, sie anders als in typischem Sinne zu verwenden.

Wesentlich anders liegt die Sache bei Aristophanes: hier begegnen uns eine ganze Anzahl von historischen Persönlichkeiten: Lamachos und Euripides in den „Acharnern", Agathon und Euripides in den „Thesmophoriazusen", Aischylos und Euripides in den „Fröschen"; in den „Rittern" Kleon, Nikias und Demosthenes in den Rollen des Paphlagoniers und der beiden ungenannten Sklaven A und B; endlich die berühmteste aller seiner Gestalten, Sokrates in den „Wolken". Bruns behandelt eingehender nur die Stücke, deren Hauptrolle in den Händen einer historischen Person liegt, das sind die „Thesmophoriazusen", „Frösche", „Ritter", „Wolken".

Sowohl in den „Thesmophoriazusen", als in den „Fröschen" wird Euripides lediglich nach der Seite seiner literarischen Thätigkeit hin, nicht als Mensch charakterisirt. In dem erstgenannten Stück geschieht dies noch dazu in so toll phantastischer Weise, daß es unmöglich ist, sich ein Bild seiner Persönlichkeit zu machen. Verstärkt wird dieser Eindruck noch dadurch, daß der Dichter fortwährend seine eigenen Verse citirt und sich so beständig in einem Durcheinander von Erinnerungen an seine Stücke bewegt; dies hindert ihn, sich auch nur vorübergehend zu einer festen Gestalt zu formen. Seine Person ist nur die Grundlage für die an sich nicht darstellbare, rein literarische Person und bietet nur die Handhabe für eine Mischung von Kritik und von Possen, die an den euripideischen Dramen ausgeübt werden. Diese Kritik ist auch weit davon entfernt, ernsthaft und wuchtig zu sein, sondern sie ist, wie es in dieser Umgebung auch nicht anders möglich war, leicht und lachend. — Anders liegt die Sache in dieser Hinsicht in den „Fröschen", in denen insofern eine vernichtende Kritik an Euripides' Dichtkunst vorgenommen wird, als er in dem Wettkampf mit Aischylos schmählich unterliegt, da seine Poesie, verglichen mit der des ältern Dichters, sich als phrasenhaft, inhaltsleer und sittlich verwerflich herausstellt. Aber auch hier ist die Scene phantastisch: nicht die Dichter selbst sind in Lebensfülle einander gegenübergestellt, sondern als Schatten im Hades. Was von dem Euripides der „Thesmophoriazusen" gilt, daß nicht der geringste individuelle Zug bemerkbar ist, das gilt auch von dem der „Frösche", bei dem persönliche Anklänge fast geflissentlich unterdrückt sind. Freilich ist dabei zu betonen, und auch Bruns hebt dies späterhin hervor, daß nur Euripides' Dichtung, nicht sein Charakterkopf, der den meisten wohl unbekannt war, die Menge interessirte, und daß daher Aristophanes aus guten Gründen auf das Portrait verzichtet hat.

Anders ist dies bei Kleon. Der politische Mensch, der im vollen Licht der Oeffentlichkeit handelt, ist in seinen Charakterzügen so allgemein bekannt, daß er sehr wohl, wie er leibt und lebt, auf die komische Bühne gebracht werden kann. Und Aristophanes hat in den „Rittern" eine so überwältigende Fülle von persönlichen Zügen zusammengetragen, die keine Seite von Kleons staatsmännischer Thätigkeit unberücksichtigt lassen, daß man hier mit vollem Recht von einer wirklichen, realistisch gehaltenen Caricatur sprechen kann. Kleons politisches Auftreten wird mit Lügen und augenscheinlicher Uebertreibung, aber doch auf Grund der Wirklichkeit gezeichnet; seine Person wird zwar ins maßlose verzerrt, aber doch so geschildert, daß sie kenntlich bleibt. Gemildert wird dieser Eindruck allerdings wiederum durch die Anonymität der Hauptrollen (erst in jüngeren Handschriften finden sich für den „Paphlagonier" und seine beiden „Mitsklaven" die Namen Kleon, Nikias, Demosthenes). Als Grund dafür wird man neben einer gewissen Vorsicht von seiten des Komikers (es war wohl nicht recht angezeigt, den allmächtigen Kleon allzu sehr zu reizen)[1] auch eine künstlerische Erwägung zu erkennen haben, da die antike Kunst sich aus ästhetischen Gründen scheute, Rohmaterial (und das war für sie der lebende Mensch) unverarbeitet auf die Bühne zu bringen.

Wir kommen zu den „Wolken" und zu Sokrates. Die Streitfrage, ob das Zerrbild, welches Aristophanes hier von dem großen Philosophen entworfen hat, unter Zugrundelegung des wirklichen Eindrucks, den dieser auf seine Zeitgenossen gemacht hat, entstanden ist, oder reine Erdichtung enthält, ist noch immer nicht entschieden. Bruns tritt im Gegensatz zu Diels und Schanz, die die letztere Ansicht vertreten, mit Lebhaftigkeit für die erstere ein. Wir müssen ihm darin beipflichten. Abgesehen von den Ausführungen der platonischen Apologie, auf die er sich bezieht, möchten wir hervorheben, daß Sokrates' ganze Wirksamkeit darin wurzelte, die Ethik auf neue, festere Grundlagen wieder aufzubauen, als sie der erschütterte Götterglaube liefern konnte. Dadurch aber mußte er sich nothwendigerweise in scharfen Gegensatz zu den Anhängern der alten Weltanschauung bringen, die, wie es in gährenden Zeiten gewöhnlich geschieht, an dem verhaßten Gegner nur die negative Seite seiner Thätigkeit beachteten und seine höheren positiven Zwecke entweder nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten.[2] Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Ausführungen des platonischen Euthyphron, in dem dargestellt wird, wie ein Vertreter des alten Götterglaubens durch Sokrates' Untersuchungen über das gegenseitige Verhältniß von Frömmigkeit und Sittlichkeit in einen Zustand geräth, wo er alles unter sich wanken fühlt (bes. 372 B).[3]

So hat auch nach unsrer Meinung Aristophanes den Philosophen gezeichnet, wie er und die große Mehrzahl der Zeitgenossen sein Wesen auffaßten, natürlich, dem Zweck seiner Dichtung entsprechend, mit Entstellungen und Uebertreibungen, aber doch so, daß jedermann darin die Grundzüge der Physiognomie des Dargestellten erkennen konnte.

Der Sokrates der „Wolken" unterscheidet sich auch ästhetisch von den übrigen aristophanischen Gestalten. Er ist mit voller realistischer Schärfe gezeichnet wie Kleon, aber ohne die Stilisirung, der dieser unterzogen wurde, mit voller Nennung seines Namens und ohne symbolische Umdeutungen, wie sie sich ab und zu in den „Rittern" finden. Auf diese Verletzung der Bühnengesetze führt Bruns die Ablehnung der „Wolken" durch das Publicum zurück. Aristophanes machte sich jedoch sofort an eine Umgestaltung, die aber ins Stocken gerieth; diese halbfertige Neubearbeitung ist es, die wir heute lesen.

---

1) Abweichend von Bruns fassen wie die Stelle der „Ritter", wo erwähnt wird, daß kein Maskenmacher aus Furcht Kleons Maske habe anfertigen wollen, mit der Mehrzahl der Erklärer wörtlich auf, und zwar wegen der unmittelbar darauffolgenden Worte: *πάντως γε μὴν γνωσόμεσθα. τὸ γὰρ δίκαιον δέξει.*

2) Für diese unterschied sich sein Wirken daher gar nicht von den rein auflösenden Tendenzen der Sophisten.

3) Größere Bedeutsamkeit erlangt das Gespräch dadurch, daß es unmittelbar an die Anklage gegen Sokrates anknüpft.

Digitized by Google

Die Darstellung, die Sokrates in den „Wolken“ gefunden hat, leitet uns über zu dem sokratischen Dialog, der in Platon seinen Hauptvertreter erlebt hat und durch ihn zu einer Höhe der künstlerischen Entwicklung gelangt ist, die in der antiken Literatur ohne gleichen dasteht. Der Abschnitt des Bruns'schen Werkes, der sich hiermit beschäftigt, bildet den Glanzpunkt der ganzen Darstellung; der Verfasser ist theilweise zu Ergebnissen gelangt, die von denen der bisherigen Forschung vollständig abweichen und mit denen sich abzufinden diese lange Zeit zu thun haben wird.

Die Wahl des Dialogs, wie er sich gleicherweise außer bei Platon noch bei Xenophon und einigen unbedeutenden ungenannten Verfassern zeigt, führt Bruns darauf zurück, daß für einen von Sokrates gebildeten Denker der Dialog die natürliche Form der Gedankenbildung war, die er auch dann beibehielt, wenn er sie in einsamer Geistesarbeit erwog; sodann auf die gemüthliche Erregung, in die die Anhänger des Philosophen durch sein jähes Ende versetzt worden waren. Seine Gedanken wollten sie mittheilen, und dies in der Form, in der er selber gelehrt und mit ihnen gearbeitet hatte. Der Dialog zog die Scene nach sich, und hier war für die künstlerische Begabung, besonders Platons, das weiteste Feld eröffnet. Und so ist — zum Theil unbeabsichtigt — das frische lebendige Bild der ganzen Gesellschaft des ausgehenden 5. Jahrhunderts entstanden, deren bedeutendste Vertreter in unübertroffener Greifbarkeit sich um Sokrates gruppiren. Zugleich wird dieser noch allen Richtungen seines vielseitigen Wesens hin charakterisirt, das es ihm ermöglichte, sich den verschiedenartigsten Charakteren, Lebensstellungen und geistigen Anlagen anzupassen, für jeden einen eigenthümlichen Verkehrston zu finden, mit jedem gleichsam in seiner Sprache zu reden. Dabei ist niemals das Streben sichtbar, die kraftvolle Originalität des Mannes zu einem blutlosen Ideal der Lebensführung abzuschwächen: er lehrt zwar theoretisch die Tugend, verkehrt aber mit sehr tugendlosen Leuten, hat ein leicht entzündbares Herz und ist ein Zecher ohne gleichen.

Die Periode der gerichtlichen und politischen Redner, mit der Bruns schließt, hat weniger Bedeutung für die Charakteristik, weil die Färbung hier von praktischen Interessen bedingt erscheint, die eine objective Darstellung fast gänzlich ausschließen.

Wir müssen uns mit diesen kurzen Andeutungen begnügen, sind uns aber wohl bewußt, daß wir damit dem Gedankenreichthum des Bruns'schen Werkes in keiner Weise gerecht geworden sind. Gleich hervorragend wie der Inhalt ist auch die Form: die lichtvolle Darstellung macht es für jeden Gebildeten zu einer genußreichen Lectüre. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser nicht in einem abschließenden Capitel eine Zusammenfassung der Hauptergebnisse angefügt hat: die Uebersichtlichkeit wäre dadurch noch größer geworden. Wir schließen mit dem Wunsch, es möge dem geistvollen Gelehrten gefallen, das in der Vorrede angekündigte Werk über die Entwicklungsgeschichte des Individuums im Alterthum, zu dem das vorliegende Buch nur die Grundlage bilden soll, bald zum Abschluß zu bringen und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Eine Fahrt nach unsrer fernsten Colonie.

II.

E. St. Wenn man das erstemal die Insel Jaluit betritt, so wundert man sich, nicht nackte Wilde, sondern wohlgekleidete eingeborene Herren und Damen vor sich zu sehen. Schuhe werden zwar meistentheils für überflüssig gehalten; im übrigen aber geht heutzutage der Marshallaner der südlichen Inseln außerhalb seiner Hütte für gewöhnlich ganz europäisch angezogen. Der Mann trägt Jacket und Hosen, die Frau die von den Missionaren eingeführten, ungeheuer häßlichen, aus einem Stück bestehenden Kattunkittel, darunter allerdings oft noch die alte Kleidung, zwei kunstvoll geflochtene Matten, die vom Nabel bis zu den Knöcheln reichen. Nur wenn Besuch von den nördlichen Inseln kommt, sieht man in Jaluit selbst diese alte Frauenkleidung ohne den europäischen Ueberzug auftauchen, ebenso wie die alte Männertracht, einen ganz merkwürdigen, aus geschlitzten Blattfasern bestehenden dicken Rock, der bei jeder Bewegung des Trägers in tänzelnde und zitternde Schwankungen geräth, wie wir sie von den Röckchen unsrer Balleteusen her gewohnt sind. Schon nach wenigen Tagen, die sie in Jaluit verbracht haben, verbessern aber auch diese „Wilden“ mindestens durch ein europäisches Jaquet ihre Toilette. Das dadurch entstehende Gemisch von europäischer und eingeborener Bekleidung wirkt dann ganz besonders komisch. Die Häuptlinge erscheinen fast stets in europäischer Tracht; merkwürdigerweise tragen sie dabei oft das Hemd über dem Jaquet frei herabhängend. Bei feierlichen Gelegenheiten ziehen auch einzelne besondere Galauniformen an: der „König“ Kalua trug z. B. früher eine abgelegte Admiralsuniform, die ihm irgend ein Kriegsschiffscapitän geschenkt hatte. Sein Glanz wird aber jetzt durch das Gewand seines alten Rivalen, des Königs Loiak, ganz wesentlich verdunkelt: derselbe besitzt nämlich seit einigen Jahren eine alte Johanniteruniform. Es ist ein erhebender Anblick, den braunen alten Herrn mit seinem listig lächelnden Gesicht in diesem feuerrothen Gewand mit dem Degen an der Seite, barfüßig — denn er ist zu alt, als daß er sich noch an Schuhe gewöhnen könnte — einherstolziren zu sehen. Beiden Königen ist es aber nicht recht behaglich in diesen prunkenden Kleidern: sie machten mir dann immer den Eindruck wie bei uns in Deutschland alte Beamte, die sich nothgedrungen in ihre Hofuniform gezwängt hatten.

Trotz dieser europäischen Kleidung hat auch heute noch die Tätowirung eine weite Verbreitung, wenn sie auch seltener und in geringerem Umfange als früher ausgeführt wird. Das Muster ist sehr gleichförmig: es besteht in der Hauptsache nur aus einander parallel laufenden, unterbrochenen Linien. Je nach dem verschiedenen Range des Tätowirten bedecken dieselben mehr oder weniger Theile der Körperoberfläche. Bei den höchsten Häuptlingen sind selbst die Lippen, Augenbrauen und Ohrläppchen in dieser Weise verziert. Frauen haben um den Hals herum noch eine ganz besonders kunstvolle Zeichnung, im übrigen erstreckt sich bei ihnen die Tätowirung nur auf die Arme und Oberschenkel. In früheren Jahren mußte die zu tätowirende Person sich durch langes Hungern in einer einsamen Hütte auf diese Feierlichkeit vorbereiten, und auch der Act der Tätowirung selbst, der in einzelnen Sitzungen innerhalb mehrerer Wochen und Monate vorgenommen wurde, war mit besonderen Ceremonien verknüpft. Mit der Tätowirung verbunden ist ein Aufschlitzen der Ohrläppchen. Dieselben werden allmählich, oft unter Zuhülfenahme eines Stückchens Wangenhaut, so erweitert, daß ich alte Leute gesehen habe, die durch den kolossalen Lappen ihren Kopf hindurchstecken konnten. In denselben werden Rollen aus Schildpatt oder Blättern getragen, oft dienen sie auch, zusammengeknotet, zum Aufbewahren der Pfeife oder Cigarette.

Der Körper des Marshallaners trieft gewöhnlich von Cocosnußöl, das mit verschiedenen angeblich wohlriechenden Substanzen versetzt wird. In neuerer Zeit wird dazu besonders beim Händler erstandenes Moschus- oder Patchouliparfüm und zwar in solchem Grade verwendet, daß man oft schon aus weiter Ferne im Urwald das Nahen einer Marshallschönen bemerken kann. Auch sonst suchen sich die

Digitized by Google

Frauen durch aus Blumen zierlich geflochtene Kränze oder durch aus rothen und weißen Muscheln bestehende Hals- und Kopfbänder so anziehend als möglich zu machen. Falls einmal ein neuer Kattunrock beim weißen Händler gekauft wird, läßt sich, genau wie bei uns in Europa die Modedame, das Marshallmädchen alle vorhandenen Muster vorlegen und erst nach langem Betasten und Befühlen und Verhandlungen mit mitgebrachten Freundinnen kommt ein Ankauf glücklich zustande, wobei auch ein Hauptgesichtspunkt der ist, daß der betreffende Stoff das allerneueste ist und noch nicht von anderen getragen wird. —

Die meisten Eingeborenen leben in ziemlich niedrigen aus Cocoswedeln und anderen Blättern hergestellten Hütten, die theils zu Dörfern auf den einzelnen Inseln vereinigt sind, theils als einzelne Gehöfte mitten im Palmenwald auf der Lagunenseite der Inseln liegen. Die Häuptlinge haben in neuerer Zeit sich europäische Holzhäuser bauen und zum Theil sogar mit europäischen Möbeln ausstatten lassen. Wenn nun auch Stühle und Tische vorhanden sind, so macht es doch einen äußerst komischen Eindruck, wenn man ein solches Haus betritt, den Hausherrn, womöglich seiner europäischen Kleider ledig, nur mit einer Matte bekleidet, im Kreise seiner Frauen auf einer Matte inmitten des Zimmers hocken zu sehen, während die zum Sitzen vorhandenen Möbel sorgsam an die Wand gerückt sind.

In seiner engen Hütte hält sich der Eingeborene übrigens nicht allzu viel wachend auf. Meist sitzt er schwatzend und rauchend vor derselben und verbringt im süßen Nichtsthun seine Tage. Was soll er sich auch viel quälen, da ihm doch die Natur alles bietet, was er zu seinem Lebensunterhalt bedarf! Für den Mann gibt es eigentlich nur drei Beschäftigungen, das sind der Fischfang, der Canoebau und das Segeln.

Der Fischfang wird auf die mannichfachsten Arten betrieben. Stundenlang kann man im glühendsten Sonnenbrand, bis zu den Schultern im Wasser, den nackten Eingeborenen angelnd auf dem Riffe stehen sehen. Mit großen Netzen, zusammengebundenen Cocospalmwedeln oder mit Hülfe von künstlich angelegten Dämmen werden in größeren Schaaren auftretende Fische gefangen. Andere Arten werden wieder vom Canoe aus, sei es in der Lagune mit der Grundangel, sei es im offenen Meere mit der Schleppangel erbeutet. Bei Ebbe versenkt der Eingeborene an besonders fischreichen Stellen Fischkörbe und Fischreusen, um am nächsten Tage ihren oft erstaunlich reichen Inhalt zu entleeren. Vor allem dient ihm aber die Nacht dazu, um reiche Beute zu erlangen. Dann sieht man auf dem nur mit wenig Wasser bedeckten Riff im Scheine großer Fackeln die braunen Gestalten hin- und herwandeln, mit mächtigen Speeren und Messern bewaffnet, mit denen sie große Langusten und durch den Schein des Lichts erschreckt stehen gebliebene Fische erlegen. Wie oft habe ich andere Male in stockfinsterer Nacht draußen am Strand gesessen, vor mir die donnernde weiße Brandung und dahinter auf offener See die vom Fackellicht magisch beleuchteten, bald hoch oben auf dem Wellenkamm auftauchenden, bald tief unten im Wellenthal verschwindenden großen Canoes der Eingeborenen. Vorn im Boot steht hoch aufgerichtet ein Eingeborener mit einem kleinen Handnetz, während im hinteren Theil die Fackelträger den Lichtglanz weit über das Meer hinausfallen lassen. Dann und wann eine kurze Bewegung des vorn stehenden, und ein fliegender Fisch, der durch den Lichtschein angelockt, sich aus dem Meer in die Luft emporgeschwungen hat, zappelt im Netze.

Der Canoebau ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da große Baumstämme, die ausgehöhlt werden könnten, sehr selten sind. Die Canoes sind daher aus einzelnen Stücken, die mit Schnüren zusammengebunden und deren Fugen kalfatert werden, auf das künstlichste zusammengesetzt. Sie sind sehr lang und schmal, besitzen auf der einen Seite einen Schwimmbalken, einen sogenannten Ausleger, und werden mit Hülfe eines sehr großen, dreieckigen Mattensegels fortbewegt. Früher existirten so große Fahrzeuge, daß der Mast eines kleineren europäischen Schooners als Canoemast verwendet werden konnte und einzelne bis zu 40 Menschen faßten. In ihnen unternahm der Eingeborene weite Fahrten auf offener See, die sich manchmal auf Entfernungen wie die Amerika's von Europa ausdehnten. Zu diesem Zweck besaß er eigene Seekarten, die allerdings nicht auf Papier aufgezeichnet waren, sondern in einem System zusammengebundener Stückchen und Steine bestanden. Sie enthielten für den Kundigen Angaben über Wellengang, Windrichtung, Aufgang der Gestirne, Meeresströmungen und Lage der einzelnen Inseln. Trotz derselben wurden allerdings infolge von Stürmen und starken Strömungen solche Canoes oft weit verschlagen oder gingen in elender Weise zu Grunde. So hat man von einer im Jahre 1887 ausgehenden großen Kriegsflotte, die ein Häuptling in der Stärke von 40 großen Canoes mit beinahe 200 Menschen zur Bekriegung eines auf einer anderen Insel lebenden Gegners ausgerüstet hatte, nie wieder etwas gehört. —

Die Frauen haben schon etwas mehr zu thun als die Männer, wenn sie auch keineswegs sich etwa zu überarbeiten haben und meist auch von ihren Männern sehr liebe- und rücksichtsvoll behandelt werden. Neben der Zubereitung der Nahrung — es gibt in der marshallanischen Küche sehr complicirte Gerichte — fällt ihnen das Sammeln von allerlei Früchten, Muscheln und Krebsen zu. Daneben müssen sie Matten flechten, oder in neuerer Zeit Kleider nähen. Merkwürdigerweise werden besonders schön sitzende Gewänder aber auch hier, wie bei uns, von Männern angefertigt. Und zwar wird dazu hauptsächlich die Nähmaschine gebraucht. Mitten im Urwald unter einem elenden Blätterdach sieht man die Eingeborenen sitzen und mit Hülfe dieses Instruments allerlei kunstvolle oder auch kunstlose europäische Kleidungsstücke fabriciren.

Eine der wichtigsten Beschäftigungen beider Geschlechter bildet das Essen. Diese Thätigkeit erstreckt sich, solange überhaupt noch etwas Genießbares da ist, fast über den ganzen Tag. Bestimmte Mahlzeiten werden nicht eingehalten, ebensowenig findet eine bestimmte Speisenfolge statt. Die Hauptnahrung des Marshallaners besteht naturgemäß in Früchten: Cocosnüsse, Brodfrüchte, Bananen, Arrowroot u. s. w. werden in allen möglichen, oft ganz schmackhaften Zubereitungen verzehrt. Irgend welche Eßgeschirre oder Töpfe, in denen die Speisen gekocht wurden, hat es bis in die neue Zeit hinein, wo eiserne Töpfe und Blechschüsseln in Gebrauch kamen, nicht gegeben. Alles wurde in heißer Asche oder zwischen heißen Steinen gebraten, mag es sich nun um einen Brei aus Brodfrüchten und Cocosnüssen, oder um Krebse und Fische gehandelt haben. Denn auch von letzteren, ebenso wie von Tintenfischen, Muscheln und Schnecken, vertilgt der Eingeborene täglich eine ganze Menge, so daß er ebensowenig wie andere Südseebewohner den Namen eines Vegetarianers verdient. Merkwürdigerweise fehlten früher auf den Marshallinseln alle Reizmittel, die doch einen wesentlichen Bestandtheil der Nahrung selbst der uncultivirtesten Völker auszumachen pflegen, vollständig. Nicht einmal das Salz war dem Eingeborenen bekannt, und auch heute noch empfindet derselbe kein Bedürfniß danach. Daß etwa das Meerwasser an seiner Stelle verwendet würde, ist eine absurde Idee, die mir öfters in Europa entgegengebracht worden ist. Ich wünschte nur jedem, der das annimmt, daß er einmal von so zubereiteten Speisen kosten müßte! Mit dem Europäer sind natürlich

Digitized by Google

auch geistige Getränke nach Jaluit gekommen, haben aber keinen rechten Anklang bei den Eingeborenen gefunden. Am allerwenigsten der Schnaps, dessen Verkauf an Eingeborene durch die deutsche Regierung verboten ist; aber auch das Bier erfreut sich nur bei einzelnen reicheren Personen, die den Preis desselben — 2 Mark pro Flasche — erschwingen können, einer gewissen Beliebtheit. Ein reicher Häuptling in Jaluit bringt es allerdings täglich auf einen Bierconsum von 15—20 Mark, die er auch aus eigener Tasche bezahlt. Der schon genannte „König" Kalua, der mit Glücksgütern nur sehr spärlich bedacht ist, würdigt dagegen fast täglich sämmtliche in Jaluit wohnende Weiße seines Besuches, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und dabei ebenfalls auf billigere Weise seinen täglichen Bierbedarf zu decken.

Einen andern Genuß würde der Eingeborene schon viel schmerzlicher vermissen, das ist das Tabakrauchen. Selbst Kindern von 6 Jahren werden oft schon einige Züge aus dem Pfeifchen der Mama gestattet. Einmal beobachtete ich, wie solch ein Bengelchen zunächst im Stehen seinen Durst an der Brust seiner Mutter löschte — die Frauen säugen hier sehr lange — und darauf sofort die Pfeife von derselben Mutter gereicht bekam. Nach des Tages Last und Mühen kann man am Abend Groß und Klein sich an einer Tabakspfeife oder auch einer selbst verfertigten Cigarette gütlich thun sehen, wobei nach einigen Zügen das werthvolle Object an den Nachbar weitergegeben wird. Ich habe oft gehört, wie mich besuchende Häuptlinge entfernterer Inseln, die noch nicht viel von Europa's übertünchter Höflichkeit an sich hatten, im Gespräch mit ihren sie begleitenden Stammesgenossen, das, wie sie glaubten, von mir nicht verstanden wurde, sich im höchsten Grad indignirt darüber äußerten, daß ich nicht so viel Tact besäße, ihnen meine Cigarre, die doch sicherlich die beste sei, weiterzugeben, sondern ihnen neue Cigarren anböte. Die Entziehung des Tabakgenusses ist für den Eingeborenen eine harte Strafe. Das Gefängniß von Jaluit wäre eines Tages beinahe abgebrannt, weil ein daselbst internirter Marshallaner sich seinen eingeschmuggelten Tabak mit Hülfe des Holzbodens und eines von demselben losgelösten Splitters durch Feuerreiben in Brand zu setzen gesucht, dabei aber den glimmenden Boden nicht wieder hatte löschen können.

Wenn so der Marshallaner gewisse Genüsse und Bedürfnisse durch die Cultur sich zu eigen gemacht hat, muß man andrerseits leider sagen, daß die sonstigen Culturresultate nur als recht geringe angesehen werden können. Das bezieht sich besonders auf die Thätigkeit der schon seit über 30 Jahren im Schutzgebiet wirkenden amerikanischen Mission.

Während dieselbe in den ersten Jahrzehnten wenigstens mit weißen Lehrern arbeitete, übt sie jetzt schon seit langer Zeit ihre Thätigkeit im Schutzgebiet selbst nur durch eingeborene Missionare aus, zu welchem Zwecke sie alljährlich eine Zahl von Kindern, oft auch Erwachsene, nach der Carolineninsel Kusare befördert, wo dieselben in der dortigen Missionsstation während einiger Jahre erzogen werden. Dort sollen sie zwar lesen und schreiben lernen, und viele thun dies auch in nothdürftiger Weise; aber leider lernen sie auch noch andere Dinge, die ihnen in keiner Weise dienlich sind.

Besonders schnappen sie in dieser Anstalt allgemeine amerikanische Freiheits- und Gleichheitsideen auf. Aus den Lehren des Christenthums, die für sie viel zu hoch sind, als daß sie irgendwie erfaßt und von erziehlichem Einfluß sein könnten, merken sie sich nur, daß alle Menschen gleichberechtigte Brüder sind. Auf Grund dieses Satzes glaubt sich nun der kindliche „Wilde" berechtigt, sich gegen seine Häuptlinge und gegen die Weißen so unverschämt und anmaßend wie nur möglich betragen zu können. Letzterer hat ja jetzt nichts mehr vor ihm voraus, da er, der Eingeborene, ja bewiesen hat, daß das bißchen Lesen und Schreiben doch auch recht rasch erlernt werden kann. Ganz besonders widerwärtig berührt es einen dabei, daß solche Missionszöglinge meist noch ein auffällig frömmelndes und anscheinend demüthiges Wesen an den Tag legen. Früh, Mittags und Abends werden oft stundenlang dauernde Andachtsübungen abgehalten, bei denen langathmige amerikanische und ins Marshallanische übertragene Choräle und fromme Lieder, deren Inhalt meist überaus süßlich und oft ganz unverständlich ist, abgeleiert werden. Die übrige Zeit des Tages wird in den sogenannten Schulhäusern mit Klatsch und süßem Nichtsthun ausgefüllt. Dabei bestehen die wunderbarsten Kirchengesetze. Daß Tabakrauchen und Biertrinken verboten ist und mit Ausschluß des Sünders aus der Kirchengemeinschaft bestraft wird, kann man ja vielleicht noch als eine im Interesse der Eingeborenen getroffene Maßregel ansehen. Aber auch solche Verbote erzeugen nur Heuchlee. Eines Tages kam eine Häuptlingsfrau zu mir, ein ganz besonders streuges Kirchenmitglied, und wünschte mich allein zu sprechen. Das nach Gewährung dieses Wunsches vorgebrachte Anliegen bestand in nichts anderem, als ihr doch zu gestatten, im Innern meines Hauses eine Cigarette zu rauchen und ihr ein Glas Bier zu geben, da sie unbedingt diesen beiden Genüssen wieder einmal huldigen müsse, dies aber nur heimlich aus Rücksicht auf die Kirchengesetze thun könne.

Womit andere Bestimmungen, wie die, am Sonntag nichts zu kochen, oder die, daß die Frauen die Haare ganz kurz abgeschnitten tragen müssen, zu begründen sind, weiß ich nicht; auf jeden Fall charakterisiren sie aber die Art des Christenthums, das unter den Eingeborenen herrscht.

Der Mission ist es gelungen, den alten Glauben fast vollständig zu zerstören. Nur wenn der Christengott nicht so recht helfen will, geschieht es einmal noch, daß man sich eines alten Gottes oder bösen Geistes, des sogenannten anidsch, erinnert und heimlich irgendeine Opfergabe von Früchten oder Fischen an von altersher verrufene Plätze legt. Der alte Glaube schwindet aber immer mehr und mehr und kein neuer Glaube ist an seiner Stelle in Fleisch und Blut der Eingeborenen übergegangen, so daß zur Zeit an Stelle religiöser Anschauungen nur abergläubische Ideen die Köpfe der Marshallaner beherrschen.

Dabei kann man keineswegs sagen, daß die Intelligenz der Eingeborenen gering wäre. Eher im Gegentheil! Doch spielt auch auf geistigem Gebiete das Phlegma eine Hauptrolle. Nur wenn es sich um den eigenen Vortheil handelt, findet der Gebrauch der Geisteskräfte mit überraschender Schnelligkeit und Schärfe statt. Selbst Hinterlist und Heimtücke machen sich dann geltend. Diese Eigenschaften erklären es auch, daß die Eingeborenen früher als Seeräuber arg berüchtigt waren, und daß nach Chamisso's Besuch der Gruppe in späteren Decennien dieses Jahrhunderts die Inseln von den Walfischfängern sorgfältig gemieden und beinahe vergessen wurden. Noch in der Mitte der 80er Jahre haben die Eingeborenen eine verschlagene japanische Dschunke, die Wasser und Proviant einnehmen wollte, überfallen und alles niedergemetzelt. Der „König" Kalua zeichnete sich in seinen Jugendjahren dadurch aus, daß er die Capitäne, welche seine Inseln aus Wasser- oder Nahrungsmangel anliefen, auf das freundschaftlichste aufforderte, an Land zu kommen. Wenn sie dann aus dem Boote durch das seichte Wasser dem Strand zuwaten wollten, bot er ihnen sogar seinen breiten Rücken dar, damit sie trockenen Fußes das Land erreichten. Sobald sie aber oben saßen, hielt er Arme und Beine fest und ließ von seinen Unterthanen den Unglücklichen durch Speere und Aexte vom Leben zum Tode befördern. Ich sehe ihn

Digitized by Google

noch wie heute vor mir sitzen und mir, nachdem ihm einige Gläser Bier die Zunge gelöst hatten, diese angenehme Praktik erzählen, allerdings mit der flehentlichen Bitte, ihn ja nicht beim deutschen Landeshauptmann zu verrathen.

Einen weiteren Charakterzug im Bilde des Marshall-Eingeborenen bildet die Sinnlichkeit. In ungeniertester Weise — auch darin hat die Mission nichts geändert — verkehren junge Mädchen und Männer mit einander. Auch dem Fremden, der ihnen gefällt, bieten sich erstere unbedenklich an, leben wohl auch eine Zeitlang mit ihm, um ihn, wenn er ihnen langweilig geworden ist, bei passender Gelegenheit zu verlassen. Kinder gehen nicht gerade häufig aus solchen Verhältnissen hervor, aber doch häufiger als z. B. aus Verbindungen von Negerfrauen und Weißen. Dieselben sind meist ganz hell gefärbt und fast immer hübsch oder geradezu als schön zu bezeichnen. Leider haben sie aber oft von ihren Eltern nur die schlechten Charaktereigenschaften der verschiedenen Racen geerbt, und so gelten unter den in Jaluit ansässigen Europäern die vorhandenen Halbweißen — mit einigen wenigen Ausnahmen — als die größten Taugenichtse im ganzen Schutzgebiet.

Das Leben des auf Jaluit sich aufhaltenden Weißen ist recht gleichförmig. Da ein Jahreszeitenunterschied fast vollständig fehlt, so verschwimmen die sonst dadurch gegebenen Abschnitte der einzelnen Jahre gänzlich mit einander, so daß man sich oft nur schwer erinnern kann, ob irgend ein Ereigniß im Januar oder Juli stattgefunden hat. Punkt 6 Uhr früh — im ganzen Jahre findet sich nur eine Differenz weniger Minuten — sieht man von Jaluit aus den feurigen Sonnenball aus der offenen See auftauchen und fast ohne vorausgehende Dämmerung sein glühendes Licht über die Palmenwipfel, den gelben Sandstrand und die weiße Brandung ausgießen. Kein fröhliches Vögelzwitschern begleitet wie anderwärts diesen Aufgang des Tagesgestirns; nur draußen am Seestrand hört man das ewige Donnern der Brandung, das in seiner an- und abschwellenden Stärke dem Geräusch eines vorbeirasenden Schnellzuges gleicht, über sich das leise Rauschen der Palmen und von der Lagunenseite her das murmelnde Anschlagen kurzer Wellen an den Korallenklippen. Mit gleicher Regelmäßigkeit und Schnelligkeit tritt, sobald die Sonne im Westen hinter den kleinen, auf der entgegengesetzten Lagunenseite gelegenen Inseln Medscherurik und Ai verschwunden ist, Punkt 6 Uhr Abends die Finsterniß ein. Wohl dem Weißen, der die dazwischenliegende Tageszeit mit regelmäßiger Arbeit ausfüllen kann! Sonst wird der Aufenthalt auf Jaluit bald unerträglich. Allerlei melancholische und hypochondrische Grillen stellen sich bald bei nicht genügend beschäftigten Weißen ein, und derartige Personen bilden hier noch mehr als in anderen tropischen Colonien den Schrecken ihrer Umgebung, da man stets auf ihren Umgang angewiesen ist und ihnen auf Schritt und Tritt bei der Kleinheit der Insel begegnet. Da jedes Hinterland fehlt, so ist es in Jaluit ganz ausgeschlossen, größere Fußpartien zu unternehmen. Weitere Bootfahrten, die als Ersatz dafür gelten könnten, sind auch nicht jeden Tag zu veranstalten, da sie natürlich ein geschultes und schiffahrtkundiges Personal verlangen. Dies ist zwar in den Eingeborenen reichlich gegeben, aber oft sind diese Faulpelze gar nicht, oder nur gegen sehr gute Bezahlung zu derartigen Unternehmungen zu bekommen. Außerdem vereiteln nur allzu häufig starke Regengüsse und schwere Böen solche Bootfahrten, oder machen schon begonnene zu lebensgefährlichen Expeditionen. Andere Unterhaltungen, wie die Jagd oder das Angeln, bieten an und für sich sehr wenig Objecte dar, oder verlieren innerhalb weniger Monate durch ihre Gleichförmigkeit ebenfalls jeglichen Reiz.

Wunderbarerweise herrscht trotz dieses monotonen Daseins in Jaluit für eine tropische Colonie eine ganz auffällige Nüchternheit. Ich will damit nicht etwa sagen, daß in Jaluit geistige Getränke verpönt sind. Keineswegs: es wird eine große Menge guten Münchner Biers, an dem nur selten Mangel ist, getrunken; aber es fehlt der in allen englischen Colonien weit verbreitete gewohnheitsmäßige Genuß starker geistiger Getränke, mögen sie nun Whisky and Soda oder Cocktail heißen. Auch hier ist der Deutsche seinem heimischen Getränk, das durch ihn und mit ihm einen Triumphzug über die ganze Welt angetreten hat, getreu geblieben. Diese Anhänglichkeit an heimische Vergnügungen documentirt sich auch noch in anderer Weise. Jeden Sonnabend Abend wird von den zur Jaluiter Gesellschaft gehörigen Weißen fleißig — Kegel gespielt. Auf einer ganz ausgezeichneten Bahn ertönt hier mitten in der Südsee wohl öfters der Ruf „Madimdschuon“ — so heißt nämlich „Alle neune“ auf marshallanisch — aus dem Mund des eingeborenen Kegeljungen als auf mancher Bahn in Berlin oder sonst einer Stadt Deutschlands. Ganz besonders fröhlich und ausgedehnt pflegte diese Sonnabendunterhaltung zur Zeit der Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes zu sein. Zweimal, manchmal auch nur einmal im Jahre, macht einer der in der Südsee stationirten Kreuzer, der „Bussard“ oder „Sperber“, an des letzteren Stelle in neuerer Zeit der „Falke“, eine Rundfahrt durch das Schutzgebiet und bleibt dann gewöhnlich, um den Requisitionen des Landeshauptmannes Folge zu leisten und um Kohlen oder Wasser zu nehmen, einige Tage im Hafen von Jaluit liegen. Nach langer Abgeschlossenheit von der Außenwelt gibt es dann wieder Neuigkeiten und Nachrichten aus der Heimath, die lange schon ersehnt und erhofft wurden. Denn oft vergehen Monate, ehe ein neues Schiff aus irgend einem Culturlande die Inseln anläuft. Meist sind es von der Jaluitgesellschaft gecharterte Segler, die, von Europa mit Fracht kommend, Sydney oder einen anderen australischen Hafen besuchen, um da noch weiter befrachtet zu werden und Briefschaften für die Marshallinseln an Bord zu nehmen. Mit welcher Sehnsucht wird die Ankunft eines solchen Schiffes erwartet! Tag für Tag, Abend für Abend wird bei Sonnenuntergang der Horizont gemustert, ob nicht irgendwo eine Mastspitze auftaucht; doch oft wochenlang vergeblich. Wetten werden abgeschlossen, daß an dem und dem Tage das erwartete Schiff erscheint, und besonders der Neuling ist unermüdlich in neuen Combinationen und Berechnungen, daß bis zum so und so vielten unbedingt das betreffende Schiff eintreffen müßte. Allmählich aber legt sich eine stille Resignation über die Jaluiter Weißen, bis denn eines Tages an allen Enden der Insel der laute Ruf der Eingeborenen „Sail-oh! Sail-oh!“ ertönt, in den Landeshauptmann und jüngster Kommis freudig erregt einstimmen und den sie so von Haus zu Haus weiter fortpflanzen. Jede Arbeit wird unterbrochen, und alles strömt mit Fernrohren und Sehgläsern bewaffnet an den Außenstrand. Meist ist hier noch nichts zu sehen; nur das scharfe Auge irgend eines auf einer Palme sitzenden Eingeborenen hat die Mastspitzen von dem Grau des Horizonts und dem Blau des Meeres unterscheiden können. Bald aber werden sie auch den Weißen, erst nur durch Gläser, dann mit unbewaffnetem Auge sichtbar. Der Lootse rudert hinaus und langsam nimmt das Schiff, nachdem er an Bord gegangen ist, unter vollen Segeln den Curs nach dem Lagunneneingang auf, ein heißersehnter Bote aus der fernen Heimath. —

Mittheilungen und Nachrichten.

Br. F. C. Kröber: Das Militär im Neuen Testament. Eine biblische Instructionsstunde. Leipzig 1897. R. Maeder. II. 8°. VII und 125 Seiten. — Der Gedanke, dem dieses Schriftchen entsprossen, ist glücklich! Daß die Bibel dem deutschen Volke fremd

und fremder wird, findet in der Gegenwart manche naheliegende Erklärungsgründe. Aber es ist bedauerlich nicht bloß aus eigentlich religiösen Gründen. Man weiß, wie hoch Goethe den Antheil schätzte, den das rein Menschliche, sozusagen Naiv-Homerische, der heiligen Schriften an seiner geistigen Bildung gehabt hatte; und wie vielen in unserer volksthümlichen Sprache und Sitte wird unverständlich und unfruchtbar, wenn der Zusammenhang mit der biblischen Quelle dem Bewußtsein entschwindet! Sehr richtig daher, dem Volke die Bibel in gemeinverständlicher Weise nahezubringen und dabei gerade jene menschliche Staffage heller zu beleuchten und voran zu stellen. Der geistliche Verfasser des vorliegenden Schriftchens, der 1882/83 mit der Truppe gedient und dabei deutsches Soldatenleben kennen und schätzen gelernt hat, besitzt gute Anlagen für sein erwähltes Thema mit, vor allem eine Ader volksthümlichen Humors, die nicht zu verachten ist, wenn sie gleich hie und da ihn verleitet, etwas über die Schnur zu hauen. Aber das Ganze ist doch gar zu buntscheckig gehalten. Neben eingehender Belehrung über römisches und deutsches Heerwesen biblische protreptische Betrachtungen und dann wieder neben ernsten und erhebenden Zügen aus dem Leben große Kriegsmänner Manövererlebnisse und Kasernhafsblüthen von grober Faser! Der Verfasser entschuldigt dieses etwas wirre Durcheinander im Vorwort. Er meint: „Meinen Zweck, aufmerksame Hörer und Leser unter alten und jungen Soldaten zu finden, kann ich nur so erreichen.“ Jedes bei seiner ganzen Art fragt man oft unwillkürlich, für welche Bildungsstufe des militärischen Publikums er eigentlich zu schreiben dachte! Immerhin ist den Trefflichen so viel und leuchtet durch alles Irrlichteliren genug sittlicher Ernst und patriotischer Eifer hindurch, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß ein guter literarischer Erfolg Herrn Pastor Kröber ermuthigen möge, auf der eingeschlagenen Bahn fleißig und vor allem mit strenger Selbstkritik weiter zu streben. Denn alles was man willkommen heißen, was geeignet ist, unserm in der Gegenwart so vielfach gefährdeten Volksleben heilsame Nahrung aus den alten bewährten Quellen zuzuführen.

-y- Internationales Statistisches Institut. VI. Tagung in St. Petersburg. (Schluß.) In der allgemeinen Versammlung vom 3. September berichtete Bateman (vom Board of Trade in London) namens des Comités für Handelsstatistik über verschiedene Einzelfragen, die sich auf die Vergleichbarkeit der handelsstatistischen Daten beziehen. Außerdem wurde die Nothwendigkeit hervorgehoben, der Versendung der Postcolli specielle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bemerkt sei hierzu, daß Bateman reiches Material zur Frage der „comparability of Trade Statistics of various countries“ in einer als Manuscript gedruckten Denkschrift den Mitgliedern der Versammlung zugänglich gemacht hatte.

Craigie, der Chef der englischen landwirthschaftlichen Statistik, hielt alsdann an der Hand von drei zur Vertheilung gelangten Tabellen einen Vortrag über einige Hauptergebnisse des internationalen Ackerbaustatistik für einen dreißigjährigen Zeitraum. In technischer Beziehung wurde von Craigie — und mit Recht — betont, daß nie sächliche, sorgsame Ermittelung der Anbauverhältnisse unrathsam gehalten erscheine. An Craigie's Vortrag reihten sich einige Bemerkungen von Atkinson (Boston) über die Statistik der Production und des Handels mit Getreide in den Vereinigten Staaten.

In eingehender Weise hatte sich ein Referat von Pilat mit den Grundfragen der Methode und Technik der landwirthschaftlichen Statistik beschäftigt. In Abwesenheit von Pilat erstattete Timiriazew, der selbst über diese Frage ein Referat bearbeitet hatte, zunächst im Namen Pilats Bericht. Als neu gegenüber den bisherigen Feststellungen des Instituts, und deshalb dem Specialcomité des Instituts für Landwirthschaft zur weiteren Prüfung überwiesen, ergab sich der Satz, daß die Gesammtziffer der Ernte nur dann als der Wirklichkeit genügend entsprechend angesehen werden könne, wenn die der Rechnung zu Grunde gelegte Fläche durch genaue Zählung, nicht bloß durch Schätzung ermittelt sei.

Danach brachte Timiriazew seinen eigenen Bericht über die Ermittelung der Ernteaussichten zur Verlesung. Dabei wurden die hierfür bestehenden Unterschiede des Verfahrens in verschiedenen Ländern hervorgehoben. (Genaue Ertragsschätzungen pro Flächeneinheit, Schätzung nur in Worten, in Noten oder in Procenten; in letzterer Hinsicht dann weiterhin entweder Procente einer „Mittelernte“ oder der unmittelbar vorhergegangenen Jahresernte.) In der darauf folgenden Debatte sprach sich Tisserand für die Vergleichung jeweilig mit der vorhergehenden Ernte aus; v. Inama-Sternegg und v. Mayr hoben die verschiedenen Gesichtspunkte hervor, welche für Bevorzugung des einen oder der anderen Verfahrens sprechen. Conrad (Halle) nahm hierbei Anlaß, auf Grund eigenes Studien an Ort und Stelle die Vorzüglichkeit der einschlägigen Ermittelungen in den Vereinigten Staaten hervorzuheben. Rotshtein machte auf Grund russischen Materials interessante Mittheilungen aus dem Gebiet der Statistik des Grundbesitzes, woraus sich u. a. die Thatsache ständigen Rückgangs des Umfangs der adeligen Grundbesitzungen in Rußland ergibt.

In einem weiteren Vortrag behandelte Timiriazew den Einfluß des Niederschlags bei Waarenpreise auf die Bewegung des interregionalen Handels. Da der Redner hierbei auf die Frage der wirthschaftlichen und landesbaueen der agrarischen Krisen kam, konnte Juglar, der beredte Vertreter der Wellentheorie dieser Krisen, nicht umhin, auch der diesmaligen Versammlung des Instituts seine bekannte Lehre von den auf- und absteigenden Wellenbewegungen, die als Perioden des wirthschaftlichen Wohlbefindens jene der Krisen ablösen, zum Vortrag zu bringen.

Vasilesen (Bukarest) hielt einen Vortrag über die — bis heute allerdings in befriedigender Weise noch nicht gelöste — Bevölkerung von Rumänien, welche er auf 6,919,738 Seelen veranschlagt. Den Schluß der Sitzung füllte ein kürzer, aber höchst anziehender Vortrag des russischen Generallieutenants v. Tillo aus, welcher durch die Vorführung einer hypsometrischen Karte, aus der insbesondere die Flächengestaltung der verschiedenen Flußgebiete des europäischen Rußlands ersichtlich ist, unterstützt war.

Am letzten Verhandlungstag (4. September) fanden zwei Plenarsitzungen statt. — Die Vormittagssitzung wurde mit einem Vortrage von Keller (Paris) über die Frage der internationalen Statistik der Edelmetalle eröffnet; das in Aussicht gestellte Referat des französischen Münzdirectors de Foville war leider nicht eingegangen. Keller hob zum Schluß seines Vortrags hervor, wie wichtig es sei, daß die Statistiker bei ihren einschlägigen Veröffentlichungen angeben, ob Felsgold und Felssilber oder nur Rohgold und Rohsilber in Frage sind, und ferner, ob die nachgewiesenen Beträge sich auf die Production der Bergwerke oder der Hütten beziehen. — Körösi verbreitete sich sodann in eingehendem Vortrage über die Frage der Zugrundelegung einer durch gleichartige Alterszusammensetzung charakterisirten „Standardbevölkerung“ für die Zwecke der Berechnung vergleichbarer allgemeiner Sterbeziffern für verschiedene Beobachtungsgebiete. Einen heftigen Gegner fand Körösi in Bortkewitsch (Straßburg), welcher schon früher in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ (Mai 1896) die Berechnung von Sterbeziffern auf Grund der fictiven Alterszusammensetzung der Bevölkerung nach Maßgabe der Standardbevölkerung als verfehlt dargestellt hatte, einerseits wegen des Umstands, daß die Wahl einer concreten Standardbesetzung von Einfluß auf das wechselseitige Verhältniß der berechneten Sterbeziffern ist, andrerseits, weil die so gefundenen Ergebnisse von jenen abweichen, die auf richtigen Berechnungen der Absterbeordnung sich ergeben. — Hasse (Leipzig) constatirte, daß die deutschen Städtestatistiker im allgemeinen der Ermittlung gelöschter Sterbeziffern abhold seien, und glaubte, daß für den laufenden Betrieb die Berechnung der gewöhnlichen Sterbeziffern genüge, daß es sich aber allerdings empfehle, die Elemente zur Anstellung auch anderer Berechnungen zu liefern. — v. Mayr glaubte vor Ueberschätzung der Berechnungen auf Grund der Standardbevölkerung warnen, immerhin aber doch für eine Berechnungsweise, welche — wenn auch nicht in absolut befriedigender Weise — die gröbsten Störungen räumlicher Vergleichung, die aus dem verschiedenen Altersaufbau der Bevölkerung sich ergeben, beseitigt, mildernde Umstände geltend machen zu dürfen. In ähnlichem Sinn äußerte sich auch Bodio. Zu einer Abstimmung kam es nicht.

Weiterhin macht Annensky Mittheilung über die Arbeiten der russischen localen Statistik (der Zemstwas und der Stadtgemeinden) unter Bezugnahme auf sein hierüber den Theilnehmern an der Versammlung zugegangenes gedrucktes Referat. Die Nachweise über die statistische Thätigkeit dieser Organe der Selbstverwaltung im russischen Reich sind von allgemeinstem Interesse. Klaes brachte neue Vorschläge über die von ihm schon in Bern behandelten „repräsentativen Zählungen“, welche weniger als Stichprobeerhebungen, denn vielmehr in der Hauptsache als partielle Auszählungen eines erschöpfend gesammelten Grundmaterials gedacht und in diesem Sinn weniger bedenklich seien, als es in Bern den Anschein gehabt hatte. Ein besonderes Comité des Instituts soll sich übrigens mit dem weiteren Studium dieser Frage beschäftigen.

Schließlich brachte Bodio noch zwei Beiträge von Rasseel

Digitized by Google

zur Verlesung: über die Geburten und Sterbefälle nach Tagesstunden, und über die Schwankungen der Geburtenziffer und des mittleren Alters der Eltern nach der ökonomischen Lage.

In der letzten allgemeinen Sitzung am Nachmittag des 4. Sept. brachte zunächst Bertillon (Paris) eine Mittheilung über die Geburtsverhältnisse nach Wohlstandsschichten. Sodann verbreitete sich Körösi (Budapest) in eingehendem Vortrag über die Frage, welche in den Verhandlungen der I. Section den breitesten Raum eingenommen hatte, d. i. über die Einrichtung der säcularen Volkszählungen an der bevorstehenden Jahrhundertwende, sowohl hinsichtlich der Ausgestaltung der Erhebung selbst, als deren Ausdeutung für die Zwecke der internationalen Statistik. Das Institut war hierbei in der Lage, an die treffliche Vorarbeit des internationalen statistischen Congresses von St. Petersburg (1872) anzuknüpfen, und hat nunmehr — nicht ohne sich z. B. bei der Streichung der Statistik der Gebrechen manche Selbstbeschränkung aufzuerlegen — für die um die Wende des Jahrhunderts stattfindenden Volkszählungen ein Programm entworfen, dessen Berücksichtigung keiner der betheiligten civilisirten Staaten unterlassen sollte. Die Unificirung des Zählungstermins selbst wird sich allerdings schon mit Rücksicht auf den Stand der Gesetzgebung in den verschiedenen Ländern nicht erreichen lassen; aber die Erfüllung des übrigen Programms bezüglich des sachlichen Inhalts der Erhebungen und der Art der Bearbeitung des Zählungsmaterials ist bei gutem Willen überall möglich.

Mit einem Bericht über die Thätigkeit der verschiedenen Sections und Comités schloß die wissenschaftliche Arbeit der Versammlung, welche schließlich noch eine Einladung Kiaers zur Abhaltung der nächsten Versammlung in Christiania mit einstimmiger Zustimmung begrüßte. Zum Präsidenten des Instituts wurde Rawson W. Rawson mit 23 Stimmen (gegen 20, die auf v. Jaana-Sternegg fielen) gewählt, zu Vicepräsidenten wie bisher Levasseur und Lexis und dazu als dritter Tschuprow, zum Generalsecretär wie bisher Bodin und zum Schatzmeister Bateman. — Von den Mitgliedern wurden vier zu Ehrenmitgliedern ernannt, nämlich Jermoloff, Luzzatti, Meitzen, Giffen. Als neue Mitglieder wurden gewählt: Mataja, Mac Donell, Baines, Zimmermann (Braunschweig), Rassulawich, Iwantschoff, Lini, Bücher (Leipzig), Fernand Faure, Paliain, Zuricic. — Da der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch durch Unwohlsein verhindert war, persönlich die Verhandlungen zu schließen, geschah dies durch den Vicepräsidenten Levasseur in längerer Ansprache. Namens der Versammlung sprach v. Mayr dem Bureau deren Dank aus.

Ein Rückblick auf die Arbeiten der St. Petersburger Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts zeigt, daß dieselben reiche Anregung nach den verschiedensten Richtungen geboten haben. Dabei war zwischen dem Genuß, welchen das Anhören und Erörtern wissenschaftlicher Verwerthung gewonnenen Materials gewährt, und der Anregung, welche die Erwägung über die Ausgestaltung der Materialsammlung selbst bietet, ein befriedigendes Gleichgewicht hergestellt, so daß in diesem Sinn ein dem Streben des Instituts entsprechendes, harmonisches Zusammengreifen von Theorie und Praxis stattfand. Gerade bei einer so engbegrenzten internationalen Versammlung, wie die des Statistischen Instituts es ist, kommt nicht bloß die Bedeutung der persönlichen Begegnung mit Fachgenossen in Betracht, welche im allgemeinen den Hauptserfolg der internationalen Congresse ausmacht, sondern es tritt auch der Erfolg sachlichen Zusammenarbeitens deutlicher hervor.

Auf das, was die liebenswürdige russische Gastfreundschaft außerhalb der Congreßarbeiten bot, und was sich schließlich bis zu einem höchst gelungenen Ausflug nach Moskau erweiterte, im einzelnen einzugehen, muß ich mir hier versagen. Dem vollen und aufrichtigen Dank der Theilnehmer an der Versammlung aber darf auch hier Ausdruck gegeben werden. Auch bleibe nicht unerwähnt, daß zu den Ehrungen des Instituts auch die Veranstaltung einer Festsitzung seitens der Kaiserlichen Freien Oekonomischen Gesellschaft gehörte, in welcher die Mitglieder des Instituts vom Präsidenten der Gesellschaft, Grafen Heyden, warm begrüßt wurden. Die Sitzung wurde im übrigen durch einen Vortrag des Secretärs der Gesellschaft, Kuindjiff-Korezky, über die Geschichte der Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf ihre statistischen Bestrebungen und einen Vortrag von Frau Kalmikoff über die Thätigkeit der Zemstwos auf statistischem Gebiet ausgefüllt. Einer kleinen Anzahl von Mitgliedern des Instituts wurde auch Gelegenheit gegeben, unter sachkundiger Führung des Hofraths v. Feldt vom Justizministerium das St. Petersburger Zellengefängniß zu besichtigen.

Die Erinnerung an die schönen St. Petersburger und Moskauer Tage wird für die Theilnehmer an der jüngsten Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts fortdauern. Eine persönlich dankbare Erinnerung bindet insbesondere die deutschen Theilnehmer vor allem an Tenischeff, den thatkräftigen Chef der russischen amtlichen Statistik und nunmehrigen Präsidenten des statistischen Centralcomités, an dessen Vorgänger, den berühmten Geographen und Statistiker Semenoff, an die liebenswürdigen Mitglieder der russischen Vorbereitungscommission und des Bureaus der Versammlung, Baron Rausch v. Traubenberg und Komuneff, an den Sectionschef Biau im Handelsministerium, an die Professoren Kaufmann und Parchitz von St. Petersburg, Tschuprow von Moskau und Stehr von Kasan.

* **Wien**, 22. Sept. Zu den Opfern des Schiffsunglücks bei Fiume gehört aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Professor der Kirchengeschichte an der hiesigen Universität, Dr. Joseph Kapellik, der sich auf einer Inspectionsreise der schwesterlichen Ordenshäuser in Rovigno und Fiume befand und am Montag früh von dem letztgenannten Orte aus einen Ausflug machte, auf dem er offenbar die „Ita" benützte.

* **Stockholm**, 19. Sept. Heute Mittag fand im kgl. Schloß der feierliche Empfang der Deputationen der ausländischen Universitäten statt, die dem König Oskar II. bei Gelegenheit seines 25jährigen Regierungsjubiläums die Würde eines Ehrendoctors verliehen haben. Es sind dies die Universitäten München, Wien, St. Petersburg, Leyden, Oxford und Bologna. Als Vertreter der Münchener Universität waren die Professoren G. Kuhn und K. Krumbacher erschienen.

* **Paris**. In der letzten Sitzung der Académie des inscriptions et belles-lettres theilte P. Lagrange den Plan und die Mosaiken mit griechischen Inschriften einer Kirche mit, die der P. Séjourné in Mandaba entdeckt hat. Die Kirche, die die Inschriften als St. Elias-Kirche bezeichnen, enthält eine mit herrlichen Mosaiken belegte Krypta und eine obere Basilika. Die erstere wurde von Sergios im Jahre 490 und die Basilika von Leontios gegen 502 vollendet, d. h. nach der Aera von Bosra, so daß diese Jahreszahlen nach unserer Zeitrechnung 596 und 608 n. Chr. G. bedeuten, also mit der künstlerischen Renaissance der Herrschaft Justinians zusammenfallen. Derselbe Pater wies ferner eine von ihm dem Medaillencabinet der Nationalbibliothek zum Geschenk gemachte, von P. Séjourné im Hauran gefundene Medaille vor, die uns der Regierungszeit des Commodus stammt und Dusares als Gott der Stadt Adisa nennt. — Hr. Oppert machte eine Mittheilung über eine Dynastie von Usurpatoren, die zweimal den Thron von Babylon besetzt hielt, das erstemal im Frühling des Jahres 561 und das zweitemal vom Monat August 560 bis zum 20. Juni 556 v. Ch. G. Das erstemal war es ein gewisser Belsumiskun, der während einiger Monate den König Evil-Merodach, Sohn Nebukadnezars, verdrängte. Dieser Mann war der Vater des Schwagers des Königs Nerigliſſor, der ein Jahr später nach Ermordung seines vom Volke neuabsetzten Schwagers zur Regierung kam. Er hinterließ trotz der Blutthat, die ihn auf den Thron geführt, den Ruf eines guten Monarchen, während sein Sohn Labasi-Marduch, den die Griechen Laboſoarchus nennen, sich nur einen Monat lang, vom 20. Mai bis zum 20. Juni 556, auf dem Thron zu erhalten vermochte. — He. Cagnat legte dann der Akademie die Photographieen eines Militärdiploms vor, das letzthin in Widdin gefunden worden ist. Das aus der Regierungszeit Domitians stammende Diplom läßt die Zusammensetzung der Armee des oberen Mösiens um diese Epoche erkennen. Es bietet dadurch eine besondere Eigenthümlichkeit dar, daß es vom 16. Tage vor den Domitianischen Kalenden, d. h. vom October, datirt ist, welchem Monat der Kaiser für einige Zeit seinen Namen gegeben hatte. Diese Bezeichnung findet sich hier zum erstenmale auf einem officiellen Schriftstück.

* **Bibliographie**. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Jahresbericht der Handelskammer zu Leipzig 1896. Leipzig, J. C. Hinrichs (Commiss.) 1897. — Flammenfang. Dichtungen aus alter und neuer Zeit, herausgegeben vom hess. Landesverein für Torten-Einäscherung. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Deutsche Rechts- und Gerichtskarte. Mit Orientirungsheft. Kassel, Th. G. Fischer u. Co. 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 24. September. Nummer 215.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wirthschaftliche Lage und Armenfürsorge. Von Dr. W. Beukemann. — Vom Limes. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wirthschaftliche Lage und Armenfürsorge.

Die jährlichen Ausgaben für die öffentliche Armenpflege werden oft als ein Maßstab für die wirthschaftliche Lage benutzt. In der That ist der Zusammenhang ein solch enger und unmittelbarer, daß unter Berücksichtigung etwaiger Veränderungen in der Armenverwaltungspraxis dem Gang der Ausgaben für diese Zwecke sehr wohl Symptome für die allgemeine Wirthschaftslage oder doch wenigstens für gewisse Erwerbszweige und Personenclassen zu entnehmen sind. Allerdings tritt die Bevölkerungsfrage als ein besonderes Element von oft einschneidender Bedeutung in unablöslicher Verkettung mit in das Beobachtungsfeld, insbesondere hinsichtlich der localen Armenfürsorge, die bekanntlich auch hauptsächlich in Betracht kommt, da ja die öffentliche Armenpflege vorwiegend eine communale ist.

Stehen andrerseits feste Unterlagen für eine stattgehabte Besserung oder das Darniederliegen von Arbeit und Verdienst in einem Gebiet oder Ort zur Verfügung, so wird man daraus auch einen höheren oder niederen Stand des Armenbudgets erwarten. Um derartige Betrachtungen mit Nutzen anstellen zu können und sie möglichst lehrreich zu gestalten, müssen sie sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, während sie innerhalb desselben zu weiterer Vertiefung und zur Klarstellung der Einwirkung der Jahreszeiten auch auf kleine Zeiteinheiten Rücksicht zu nehmen, d. h. neben den Jahresziffern einige Hauptangaben möglichst noch für die einzelnen Monate oder Vierteljahre zu umfassen haben. Sobald sich eine längere Epoche mit wechselvoller Wirthschaftschronik überblicken läßt, in welcher glänzender wirthschaftlicher Aufschwung sowohl wie Theuerung, Epidemie und dergleichen Ungemach vertreten sind, werden auch gewisse Grenzen des Einflusses der wirthschaftlichen Verhältnisse erkennbar.

Als Beispiel benutzen wir hier zunächst die schnell entwickelte Stadt Dortmund, deren Bewohnerzahl von 22,500 im Jahre 1859 in ständigem Wachsthum auf 111,000 im Jahre 1896 stieg. In dem zu betrachtenden 37jährigen Zeitraum sind auch hier in der Art der Armenpflege und Kostenvertheilung verschiedene Aenderungen eingetreten. Diese lassen sich jedoch da, wo sie von merklichem Einfluß auf den Umfang und die Ausgaben der Armenverwaltung waren, zeitlich nachweisen, wenn auch nicht genau abmessen. Um das Zahlenbild zu vereinfachen, führen wir nachstehend nur die oberen und unteren Jahre in der Wellenlinie des 37jährigen Zeitraums auf und bemerken dazu, daß die geschlossene öffentliche Armenpflege in Dortmund erst seit dem Jahre 1874 eingeführt wurde. In der letzten Zahlenspalte sind von der Gesammtausgabe die rückerstatteten Unterstützungen abgezogen, also nur die wirklich der öffentlichen Armenpflege endgültig zur Last gefallenen Kosten aufgeführt, wogegen bei den Verhältnißzahlen jene Erstattungen nicht abgesondert, andrerseits aber auch die Verwaltungskosten nicht eingerechnet sind.

Jahre	Armenpflegekosten überhaupt	Armenpflegekosten der directen, offenen und geschlossenen Pflege	Armenpflegekosten an andere Anstalten und Verbände zu erstatten	Gesammtkosten abzüglich der eingegangenen Erstattungen Mark
	Mark auf den Kopf der Bevölkerung			
1859	1.73	1.56	0.17	41,109
1861	2.29	2.07	0.22	56,030
1862	2.29	1.98	0.31	56,085
1865	1.63	1.38	0.25	50,599
1867	2.08	1.69	0.39	71,228
1870	1.53	1.23	0.30	68,960
1871	1.61	1.31	0.30	73,564
1873	1.39	1.10	0.29	69,911
1879	3.91	2.91	1.00	241,167
1880	3.91	2.98	0.93	248,724
1882	3.26	2.42	0.84	223,207
1883	3.28	2.37	0.91	226,625
1890	2.43	1.49	0.94	197,132
1892	2.45	1.46	0.99	220,347
1893	2.31	1.48	0.83	212,313
1894	2.39	1.52	0.87	230,364
1896	2.29	1.44	0.85	239,167

Vom Jahre 1877 ab ließ man das Verwaltungsjahr mit dem 1. April beginnen, so daß vorstehend z. B. die Jahreszahl 1879 den Zeitraum vom 1. April 1879 bis dahin 1880 bedeutet. Wie erwähnt, ist die Einwohnerzahl von 1859 bis 1895/96 in steiger Entwicklung auf das Fünffache angewachsen. Dieselbe Steigerung findet man seit 1859 und 1860 bei den Armenkosten, hier jedoch mit erheblichen Schwankungen im Laufe der Jahre. Diese letzteren sind im wesentlichen von der periodisch wechselnden wirthschaftlichen Conjunctur, sowie von den Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse abhängig. Zum Theil aber sind die Veränderungen in den Kosten nur formeller Art, indem die Ausgaben lediglich unter die verschiedenen Verwaltungsstellen anders vertheilt worden sind, wie im Jahre 1893, wo der Landarmenverband gewisse Kosten der Anstaltspflege übernahm und die Vergütungen an das städtische Krankenhaus ermäßigt wurden, oder 1894, wo die Unterstützungssätze erhöht, auch das Beamtenpersonal vermehrt wurde. In den achtziger Jahren war ferner eine verschärfte Controle der Unterstützten eingetreten und begann die Wirksamkeit des Wohlthätigkeitsvereins. Außer diesen verwaltungsmäßigen Beeinflussungen sind aus verschiedenen Jahren oder Perioden die folgenden Thatsachen hervorzuheben:

Für 1859 nichts besonderes.

1860—1863 ungünstige Lage der Industrie und Erwerbsverhältnisse, 1861 auch ziemlich hohe Getreide- und Kartoffelpreise.

1867 hohe Getreide- und Kartoffelpreise, Choleraepidemie.

Digitized by Google

1868 hohe Getreidepreise.

1870—1874 Aufschwung der Eisen- und Kohlenindustrie mit sehr günstigen Erwerbsverhältnissen.

1875—1880 Niedergang jener Industrien mit sehr ungünstigen Erwerbsverhältnissen für Unternehmer und Arbeiter.

1881—1889 Besserung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiterbevölkerung, niedrige oder mäßige Lebensmittelpreise. In dieser Periode können sich auch bereits Wirkungen der Arbeiter-, Kranken- und Unfallversicherung etwas geltend machen.

1890—1891 Steigerung der Lebensmittelpreise, daneben aber günstige Erwerbsverhältnisse.

1892 theilweise ungünstige Erwerbsverhältnisse.

1893 und 1894 die oben erwähnten Umgestaltungen in der Lastenvertheilung, sowie Rückgang der Erstattungen an andere Armenverbände.

1895 günstigere wirthschaftliche Entwicklung.

Wenn nunmehr noch einmal die einzelnen Perioden oder Jahre dieser und der vorangegangenen Nachweisung übergeprüft und verglichen werden, so wird man zwar in ungünstigen Jahren ein mehr oder minder starkes Anschwellen der Armenlast und in günstiger Zeit eine Ermäßigung finden, allein selbst unter den besten Wirthschaftsverhältnissen, die beobachtet wurden, blieb der bei weitem größere Theil der Unterstützten weiter bedürftig, und die Armenausgaben erlangten auch bald wieder die gewöhnliche Höhe mit der Tendenz, der Volkszunahme nachzufolgen.

So oder ähnlich pflegt es überall zu sein: Ein Blühen der Volkswirthschaft beeinflußt wohl das Armenbudget günstig, nie aber ist jemals gesehen, daß dadurch Armuth und Unterstützungsbedürftige fast vollständig wären beseitigt worden. Das ist auch keineswegs auffallend für denjenigen, der mit den Bevölkerungsverhältnissen einigermaßen vertraut ist. Und diese Vertrautheit, eine Vorbedingung aller praktischen Socialpolitik und die Grundlage der Volkswirthschaftslehre, sollte wenigstens bei jedem am politischen Leben Theilnehmenden vorhanden sein; es bliebe dann manches Zukunftsbild ungemalt.

Wenn weiter oben die Bevölkerungsfrage erwähnt wurde, so geschah es in einem anderen Sinne, und zwar in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, wobei meistens zugleich an Uebervölkerung gedacht wird und in der modernen Entwicklung der Großstädte noch die Wanderbewegung, nämlich ein starker Zuzug von außerhalb bei weit geringerem Abzuge (wesentlich anders zusammengesetzter Massen) mit einzuschließen ist.

Wie nun in der Gliederung der Bevölkerung nach Geschlecht, Alter, nach dem Erwerb, nach körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften bezw. Defecten der Ursprung der Armenfrage zu suchen ist, so muß sich dieser auch in der Zusammensetzung des Armencontingents eines Landes oder einer Stadt wiederspiegeln. Da ergibt sich dann thatsächlich, daß ein (nur wenig schwankender) Theil der Unterstützten derartig körperlich oder geistig gebrechlich ist, daß Anstaltspflege eintreten mußte. Indessen auch die offene Pflege hat es noch zum Theil mit schwer Gebrechlichen zu thun und bietet im übrigen ein buntes Gemisch von Bedürftigkeitsursachen. Freilich gelingt es nirgends, von der Gesammtheit der Unterstützten Kenntniß zu erlangen, d. h. von allen denjenigen Familien oder Alleinstehenden, die für den nothdürftigen Unterhalt die Hülfe des öffentlichen Gemeinwesens, der kirchlichen Gemeindepflege, der halböffentlichen oder privaten Einrichtungen, oder auch von Privaten im allgemeinen und von Verwandten in Anspruch nehmen. Noch weniger aber ist man in der Lage, den Bestand aller Armen (im Gegensatz zu den Unterstützten) vollständig darzustellen. Hierüber muß man sich allerdings einigermaßen klar sein, wenn lediglich Nachweisungen über die öffentlich Unterstützten zur Verfügung stehen.

In Dortmund unterstützte die Armenverwaltung Ende März 1896 584 Parteien in offener Pflege, davon waren 5.5 Proc. Familien ohne unversorgte Kinder, 56.2 Proc. Familien mit Kindern, 3.3 Proc. alleinstehende Männer und 35.1 Proc. alleinstehende Frauen. Je nachdem die geschlossene Pflege, die Waisenpflege und das Armenkostkinderwesen einer Stadt in umfänglicherem oder beschränkterem Maße arme Leute und unversorgte Kinder übernimmt, muß sich die Zahl der in offener Pflege stehenden Armenparteien verändern und auch die Zusammensetzung des Bestands verschieden gestalten. Im übrigen aber kehrt überall eine ähnliche Gliederung wieder. So waren in Hamburg, wo die Kinderpflege abgesondert ist (nach dem Verwaltungsbericht für 1895) im August 1895 unter 100 Parteien 5.9 Familien ohne Kinder, 41.5 mit Kindern (und zwar 10.4 mit Männern und 31.1 mit Frauen als Familienhaupt), 4.4 alleinstehende Männer und 48.2 alleinstehende Frauen. Auf die männlichen Familienhäupter oder Alleinstehenden entfielen 20.7, auf die Frauen also 79.3 oder $^4/_5$ aller Unterstützungen. Die Ciollstandsverhältnisse geben einen weiteren Einblick in das Armencontingent. Unter den 9405 (darunter 205 einmalig) Unterstützen in Hamburg waren 10 Proc. ledig, 17.8 verheirathet, 4.7 verlassen, 6.3 getrennt oder geschieden und 61.2 Proc. verwittwet. Die absolute Zahl der in jenem Monat unterstützten verwittweten Frauen war 5502, die der Männer 261. In den Wintermonaten tritt regelmäßig eine Steigerung der Unterstützungen ein. Von nicht geringem Interesse ist auch das Verhältniß der eingeborenen und der auswärts geborenen Armen; auf die letzteren kamen 67.5 Proc. der Gesammtzahl in Hamburg und 92 Proc. (!) in Dortmund, das seine Bewohnerzahl, wie wir sahen, in 37 Jahren verfünffacht hat. Ganz irrthümlich wäre es jedoch, hieraus zu schließen, daß die Städte für das platte Land die Armenlasten trügen. Auf solche Fragen kann hier indeß nicht eingegangen werden. Es soll nur noch kurz auf die Hauptfrage zurückgegriffen werden, wie weit wohl der Armuth das Wasser abzugraben möglich ist. Vieles wurde in dieser Beziehung schon von der Arbeiterversicherung erwartet. Sie muß ja in manchen Fällen vor der Armenpflege bewahrt und diese entsprechend entlastet haben und wird es, namentlich durch die Invalidenversicherung, von Jahr zu Jahr noch mehr thun; doch als Hauptwirkung erscheint zunächst eine verbesserte Lage der Arbeiter, für die bei Krankheit und Unfall, zumeist auf Kosten der Unternehmer, eine sichere Fürsorge vorhanden ist, wenngleich ohne Versicherung verhältnißmäßig nicht oft Armenunterstützung in Anspruch genommen werden würde; denn die werkthätigen männlichen Arbeiter sind auch in Krankheitsfällen keineswegs die Hauptgäste der Armenverwaltung gewesen; ein starkes Zurückgehen des Bestandes der Unterstützten sowohl wie des Armenbudgets wurde deßhalb auch nirgends beobachtet. Aus den oben mitgetheilten Zahlen über die Personalverhältnisse ersieht man vielmehr sofort, welch unvergleichlich stärkeren Einfluß eine Wittwen- und Waisenversicherung ausüben müßte. Und dennoch würde nach Durchführung so weit ausschauender Reformen immer noch ein starkes Contingent Armer übrig bleiben. Zwar wäre es denkbar, auch für diese eine andere als armenrechtliche Versorgung zu beschaffen, indessen würde es sich dabei nur um eine Formänderung und nicht um ein Verschwinden der Armen und Unterstützten handeln.

Eine veränderte Rechtsordnung, eine andere wirthschaftliche und soriale Ordnung der Gesellschaft kann in der Vertheilung von Besitz wie von Einkommen die größten Wechsel veranlassen, aber was keine Ordnung der mensch-

lichen Verhältnisse vermag, ist, daß jeder für seinen Unterhalt selbst zu sorgen imstande wäre. Abgesehen von den theils unveränderlichen, theils wechselnden materiellen Verhältnissen unsres Erdkörpers und unter Voraussetzung stetiger wirthschaftlicher Blüthe wird es zu allen Zeiten ein großes Heer solcher Personen geben, die nicht aus eigenem Erwerb und Einkommen ihren Unterhalt bestreiten. Private und Gemeinwesen können die Hülfe in verschiedener Art und Gestalt gewähren, allein die Hülfsbedürftigkeit, beziehungsweise ihre Ursachen einzuschränken, liegt nur innerhalb gewisser Grenzen in der menschlichen Gewalt, und diese äußersten Grenzen sind die jeweiligen Bevölkerungsverhältnisse. Um diese für das Reich in einigermaßen festen Linien zu zeichnen, ist man vor allem auf die allgemeinen großen Aufnahmen über die Staatsbewohner (Volks-, Berufs-, Armenzählungen, Krankenhausstatistik u. s. w.) angewiesen. Wir wollen nicht unterlassen, hier wenigstens einen groben Umriß zu geben. Leider ist für das Deutsche Reich eine Ermittelung der innerhalb eines bestimmten Jahres aus öffentlichen Mitteln Unterstützten nach der ersten vollständigen Aufnahme dieser Art im Jahre 1885 bislang nicht wiederholt worden, und diese litt noch an manchen Unvollkommenheiten, die namentlich in der ungleichmäßigen und lückenhaften Erfassung der sogenannten Mitunterstützten bestanden. Man fand, daß im Laufe des Jahres 1885 im Deutschen Reiche unter 46.856 Millionen Einwohnern 886,571 Parteien (Familien oder Einzelstehende) oder mit den unversorgten Angehörigen insgesammt 1,592,386 Personen öffentlich unterstützt wurden. Das sind 8.9 Parteien auf je 100 Haushaltungen überhaupt oder 1.9 unterstützte Parteien — und mit Angehörigen: 3.4 Personen — auf 100 Einwohner. Der Durchschnittsbestand im Jahre 1885 wird nur etwa zwei Drittel der im Verlaufe des Jahres Unterstützten betragen, er würde somit (in offener und geschlossener Pflege) etwa 590,000 Parteien ausmachen und bei gleichmäßigem Steigen mit der Volkszahl bis Mitte 1895 etwa 650,000 erreicht haben. Wenn nun demgegenüber durch die allgemeine Berufsaufnahme vom 14. Juni 1895 in einer Bevölkerung von 51.770 Millionen nur 173,853 von Unterstützung lebende Personen (nebst 74,436 Familienangehörigen), ferner eine annähernd gleiche Zahl von Insassen wohlthätiger Anstalten aller Art, sowie von Armenhäusern (ohne die vorher genannten Armen) gefunden wurden, so beruht dies einmal darauf, daß ein Theil der Unterstützungsempfänger noch erwerbsthätig ist, ferner aber darauf, daß sich viele erwerbslose Unterstützte bei solcher Gelegenheit nicht als Arme, sondern mit ihrem erlernten oder irgend wann ausgeübten oder auch einem erdichteten Beruf einschreiben und auf diese Weise zu Unrecht unter die Berufsthätigen kommen. Nun ist noch als besonderer Umstand zu berücksichtigen, daß unter letzteren auch die wegen Krankheit oder anderer Ursachen arbeitslosen Arbeitnehmer mit enthalten sind. Als arbeitslos durften sich in der Haushaltungsliste nur solche Personen bezeichnen, die zugleich einen Beruf (Hauptberuf) aufgegeben hatten, so daß Anstaltsinsassen, dauernd Erwerbsunfähige, Renten- oder Unterstützungsempfänger nicht mit in Betracht kamen. Demnach müssen die Arbeitslosen von den Erwerbsthätigen abgesetzt werden. Nimmt man das arithmetische Mittel vom 14. Juni (299,352) und vom 2. December 1895 (771,005) als Jahresdurchschnitt an, so würden sich hiefür rund 535,000 beschäftigungslose Arbeitnehmer (mit 458,000 erwerbslosen Angehörigen) ergeben. Außer den abhängigen Berufsstellungen (Geschäftsangestellte, Gehülfen, Tagelöhner u. s. w.) dürfen jedoch auch die arbeits- und verdienstlosen Selbständigen nicht unbeachtet bleiben. Genaue Ermittelungen hierüber lassen sich nur schwer anstellen und liegen jedenfalls nicht vor. Obgleich lediglich kleine Unternehmer, d. h. fast nur solche ohne Hülfspersonen in Frage kommen, ist dieser Punkt keineswegs ohne erhebliche Bedeutung; es kann vielmehr keinem Zweifel unterliegen, daß die Zahl kleiner Unternehmer, die in einem bestimmten Zeitpunkt ohne Arbeit sind, eine beträchtliche Höhe erreicht. Die Personen wechseln im Laufe der Monate und Wochen: für heute hat dieser, für morgen jener keinen Arbeits- oder Verkaufstrag. Dadurch aber muß die Zahl der in einem Jahre für kürzere oder längere Zeit außer Erwerb befindlichen Unternehmer sicherlich eine hohe werden. Wenn wir sie nicht für den Zeitraum eines Jahres, sondern für einen Zeitpunkt, und zwar im Jahresdurchschnitt auf 8 Procent der Selbständigen ohne Hülfspersonen schätzungsweise annähmen, so würden daraus im Gewerbe und Handel (also ohne Landwirthe und freie Berufe) 140,000 Unternehmer mit 222,000 Angehörigen hervorgehen, was dasselbe bedeutet, als wenn ebenso viele das ganze Jahr hindurch brach liegen müßten. Und welche Wirkung wird dies haben? Die Lebenshaltung der Betroffenen sinkt, ihr Vermögen erfährt eine Verminderung oder schließlich wird die Hülfe anderer und des Gemeinwesens in Anspruch genommen. Ohne diese Verhältnisse außer Acht zu lassen, sollen doch in der nachfolgenden kleinen Uebersicht jene feiernden Unternehmer von den Erwerbsthätigen nicht in Abzug gebracht werden, weil sich die oben angenommene Zahl nicht auf thatsächliche Feststellungen stützen konnte. Deßgleichen bleiben unausgeschieden die Bettler und Landstreicher, soweit sie nicht als Arbeitslose aufgenommen worden sind. Andrerseits fehlen noch die nur nebenberuflich thätigen Angehörigen und Selbständigen, die zu einem Bruchtheil (etwa als Drittelthätige) bei den Erwerbsthätigen noch mit ungefähr 520,000 als Vollthätige in Rechnung zu stellen, von den Erwerbslosen also abzuziehen wären, was hier aber ebenfalls nicht geschieht.

Nach dem alleinigen oder dem Hauptberuf wurden im Deutschen Reich am 14. Juni 1895 ermittelt:

		A. Erwerbende einschl. Selbständige ohne Erwerbsthätigkeit	B. deren Angehörige, bezw. Erwerbslose
1. In allen Erwerbszweigen	männl.	15,506,482	8,630,585
	weibl.	5,264,393	17,870,555
	zus.	20,770,875	26,501,140
2. Hinzu: Dienende, im Haushalt der Herrschaft lebend	m.	25,559	
	w.	1,813,957	
	zus.	1,839,316	—
3. Ab (bei den Erwerbslos. hinzu): Arbeitslose im Jahresdurchschn.	m.	— 386,100	386,100
	w.	— 149,100	149,100
	zus.	— 535,200	535,200
4. Ergibt A. Erwerbende, bezw. B. Erwerbslose	m.	15,145,741	9,016,685
	w.	6,429,250	18,019,655
	zus.	21,574,991	27,036,340
5. Rentiers u. Rentenempfänger	m.	597,442	191,800
	w.	691,042	741,680
	zus.	1,288,484	933,480
6. Nicht in ihrer Familie lebende Schüler, Zöglinge u. s. w.	m.	249,877	64
	w.	164,710	291
	zus.	414,587	355
7. Von Unterstützung Lebende	m.	45,103	25,075
	w.	128,750	49,361
	zus.	173,853	74,436
8. Insassen von Anstalt. zu längerem Aufenth (Armenhäuser, Siechenanstalten, Zuchthäuser u. dgl.)	m.	127,732	593
	w.	105,563	1,487
	zus.	233,295	2,080
9. Ohne Beruf oder ohne Angabe	m.	7,105	1,944
	w.	25,484	3,850
	zus.	32,589	5,794

Beil. Nr. 215.

Digitized by Google

10. Summen	männl.	15,173,000	9,236,161
	weibl.	7,544,799	18,816,324
	zusammen	23,717,799	28,052,485
Ueberhaupt	männl.	25,409,161	
	weibl.	26,361,123	
	zusammen	51,770,284	

Vorstehend mußten die häuslichen Dienstboten den Erwerbsthätigen zugezählt werden, d. h. denjenigen Personenclassen, die vom Ertrag ihrer eigenen Arbeit leben, wogegen die zunächst unter den Erwerbsthätigen enthaltenen Arbeitslosen von ihnen auszuscheiden und wie die Angehörigen, Ganzinvaliden u. s. w. als Erwerbslose zu behandeln waren. Eine Umformung der Hauptzahlen obiger beiden Zahlenreihen A und B in leicht zu überblickende Verhältnißziffern ergibt folgendes Bild:

Von je 100 der Gesammtzahl des betreffenden Geschlechts entfallen

auf	beim männlichen Geschlecht	beim weiblichen Geschlecht	bei beiden Geschlechtern	
4. A. Erwerbsthätige	59.6	24.4	41.7	
5. A. Rentiers	2.4	2.6	2.5	
6. A. Familienfremde, Schüler und dergleichen	1.0	0.6	0.8	1.6
7. A. Unterstützte	0.2	0.4	0.3	
8. A. Anstaltsinsassen	0.5	0.4	0.4	
9. A. Ohne Beruf u. s. w.	0.03	0.1	0.1	
8. B. Arbeitslose	1.5	0.5	1.0	
10. B. (ohne 3 B) Angehörige	34.8	70.9	53.2	
	100	100	100	

Zeigen die ersten beiden Spalten vor allem an, wie sich das Verhältniß der Erwerbenden und der Unterhaltenen für die männlichen und weiblichen Bewohner verschieden gestaltet, so ersieht man aus der letzten Spalte die Belastung der Erwerbenden durch die Verzehrenden. Mit Einschluß des Militärs und aller Lehrlinge u. dgl., die zum Theil noch von ihren Eltern versorgt werden, sind nicht ganz 42 Procent der gesammten Bevölkerung erwerbsthätig, 53 Procent aber nur Consumenten, die also von den vorhergehenden erhalten werden müssen; dem schließen sich noch 1.6 Procent (Nr. 6—9), sowie 1 Procent Arbeitslose an, und 2.5 Procent stehen in einer Mittelstellung, indem sie als Rentiers u. s. w. von den Erträgnissen früherer Arbeit leben.

Wie aus den vorangegangenen absoluten Zahlen zu ersehen ist, entfallen mehr als zwei Drittel der Erwerbsthätigen auf das männliche Geschlecht, während umgekehrt bei den Erwerbslosen mehr als zwei Drittel dem weiblichen zugehören. Es fragt sich nun, ob etwa eine besonders günstige Wirthschaftslage diese Verhältnisse wesentlich zu ändern vermöchte, oder ob ein solcher Erfolg von einer anderen Wirthschafts- oder Rechtsordnung erwartet werden dürfte. Man brauchte nur eine Ergänzung der vorstehenden Nachweisungen durch gewisse Altersangaben vorzunehmen, um eine ausreichende Unterlage für die richtige Beantwortung zu erhalten. Unter der Voraussetzung, daß der allgemeine Culturzustand und die gesundheitlichen Rücksichten nicht beeinträchtigt werden sollen, auch der Altersaufbau keine erhebliche Veränderung erführe, würde sich ergeben, daß für obiges Verhältniß der Erwerbenden zu den Unterhaltenen eine bedeutende Besserung nicht zu erwarten wäre. Die Altersangaben für die Berufsstatistik von 1895 liegen zwar noch nicht vor, doch haben uns bereits die früheren Berufsaufnahmen und die Volkszählungen damit in zuverlässiger Weise bekannt gemacht. Auf die Mittheilung der hier in erster Linie in Betracht kommenden Altersgruppen mag indessen verzichtet werden, bis die Ergebnisse der letzten Berufsaufnahme für das Reich zur Verfügung stehen.

Es erscheint aber angezeigt, außer auf die rein wirthschaftliche Erwerbsgliederung auch noch auf die vielgestaltete gesellschaftliche und familien- oder hauswirthschaftliche Gliederung mit einem Worte hinzuweisen.

Wenn oben die Erwerbsthätigkeit den Angelpunkt bildete, so wurde dieser Begriff zwar nicht auf die Gütererzeugung beschränkt, vielmehr auf Handel, Dienstleistungen, Unterricht, Schutz (Militär) u. s. w. erstreckt, doch lag, der allgemeinen Auffassung und den Grundsätzen der Berufsaufnahmen gemäß, überall das Merkmal der Thätigkeit gegen Entgelt oder Verdienst zugrunde. Eine Ausnahme machen in gewissem Sinne nur die im Berufe des Familienhauptes mit thätigen Familienangehörigen, wohingegen also die gesammte Haushaltsthätigkeit in der eigenen Familie hierbei gänzlich ausfällt. Die Hausfrau als solche erscheint in der Berufsstatistik nur als Consument, ihre erhaltende, vertheilende, ordnende und erziehende Thätigkeit wird ignorirt. Allein es kann nicht beabsichtigt sein und würde jedenfalls als unberechtigt zu kennzeichnen sein, diesen Theil regelmäßiger, zweckbewußter, nothwendiger Bethätigung als nebensächlich und minderwerthig zu betrachten. Wie viel ist im Gegentheil in zahlreichen Familien die Arbeit der Hausfrau, selbst wenn sie keinen Groschen verdient, höher anzuschlagen als die sogenannte Erwerbsthätigkeit des Mannes. Wie wenig gehört für diesen oft dazu, um ein auskömmliches oder auch ein höheres Einkommen zu erzielen! Vielfach nur eine mechanische Arbeitsleistung, die unter Umständen ebenso wohl und besser von einer Maschine verrichtet werden könnte, oder bloße Routine und schematische Geistesarbeit oder selbst noch weniger (Vermögensbesitz u. s. w.). Und damit vergleiche man die Hausfrau im allgemeinen, ihre normalen Leistungen mit Gemüth, Geist und Hand vom frühen Morgen bis zum späten Abend! In der That ergibt sich, daß die Gesellschaftswissenschaften hier schwache Stellen aufweisen. Die Thätigkeit der Hausfrau, sei diese nun Ehefrau, Wittwe, Haustochter oder dergleichen, wird als etwas Selbstverständliches nebenhin behandelt und einer ebenbürtigen Würdigung mit der entgeltlichen Erwerbsthätigkeit nicht unterzogen. Sie wird aber auch im Leben viel allgemeiner unterschätzt und ohne Anerkennung gelassen. Nicht zum geringen Theil mag es mit hierauf beruhen, daß die Frauenfrage eine ziemliche Schärfe angenommen hat und sich vorzugsweise auf dem außerhalb der „Hausfrau" liegenden Gebiete bewegt. Nun sieht man in den besser gestellten Bevölkerungsschichten die wichtigsten Aufgaben der Hausfrau und der Mutter häufig fremden, besoldeten, von Zeit zu Zeit wechselnden Angestellten übertragen, während die Frau nicht selten einen mehr decorativen Charakter annimmt. In den ärmeren Volksschichten dagegen müssen zahlreiche Familien auf eine gedeihliche Wirksamkeit der Hausfrau verzichten, weil diese neben dem Manne oder als Wittwe von gewöhnlicher Erwerbsarbeit in Anspruch genommen oder infolge vorzeitigen Eintritts ins gewerbliche Leben und infolge unhäuslicher Lebensführung die häuslichen Aufgaben nicht beherrscht und auch häufig genug wenig Neigung für dieselben zeigt.

Wurde darauf hingewiesen, daß in der gewöhnlichen Auffassung wie auch seitens der Wissenschaft der Haushaltungs- und Familienarbeit gegenüber der entgeltlichen Erwerbsthätigkeit nicht die gebührende Werthschätzung zutheil werde, so muß andrerseits betont werden, daß in den meisten Bevölkerungsschichten noch das unangebrachte Bestreben verbreitet ist, die Haustöchter von einer berufsmäßigen Thätigkeit im Erwerbsleben und Haushaltswesen nach Möglichkeit fern zu halten, ein Bestreben, das auf die im Volke noch fest wurzelnde Geringachtung der Arbeit zurückzuführen ist. Man bekennt sich äußerlich und in der Theorie zu dem Worte: „Arbeit adelt", überall aber blickt noch der Pferdefuß der antiken Auffassung durch, wonach Arbeit und Sklaverei die nächsten Verwandten sind. In

allgemeiner hoher Werthschätzung stehen Vermögen und Reichthum, aber nicht etwa als aufgesammelte Arbeitsproducte, sondern unabhängig hiervon als Mittel der Macht und des Genusses. Hier mag es noch einer geraumen Zeitspanne bedürfen, bis die Achtung der Arbeit aus der Philosophie und Nationalökonomie auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts auch allgemein ins innere Volksbewußtsein übergegangen ist. Dieses erstrebte Ziel soll indessen nicht zusammenfallen mit einem Zustande, in dem ein möglichst großer Theil der Bevölkerung im unmittelbaren Erwerbsleben steht; es kann vielmehr gar nicht in Frage gestellt werden, daß den Bestrebungen auf ausgedehnteren Arbeiterschutz, auf weitergehende Körperpflege und geistige Ausbildung der Jugend kräftiger Vorschub zu leisten ist. Auf demselben Blatte steht auch, daß die Mädchen in den Pflichten des Familienlebens und der Haushaltung wohl bewandert gemacht und daß die verheiratheten Frauen und Wittwen mit unversorgten Kindern vom außerhäuslichen Erwerbsleben möglichst fern zu halten sind.

In den Anfängen dieser Entwicklung befinden wir uns; sie muß dahin führen, daß der Antheil der Erwerbsthätigen in der Bevölkerung eher vermindert als erhöht wird; sie wird viele stärken und fähiger dazu machen, durch eigene Kraft zu bestehen, aber auch andrerseits neue Fälle von Hülfsbedürftigkeit erzeugen und jedenfalls ein reichliches Contingent übrig lassen, welches infolge körperlicher und geistiger Gebrechen, persönlichen Unglücks, unzutänglicher Fähigkeiten, zerstörten Ehelebens, Tod der Eltern und Ernährer, Arbeitsscheu und dergleichen, sowie wegen äußerer Verhältnisse, wie Elementarschäden, wirthschaftliche Störungen, Umwälzungen u. s. w., zu fremder Hülfe Zuflucht nehmen muß und nimmt. Gleichwohl ist mit gutem Grunde zu hoffen, daß die öffentliche und private Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit sowie anderweitige Vorsorge allmählich in vielen Fällen der Verarmung vorbeugen werden und daß sonstige Einrichtungen in Staat und Gemeinde, auch von berufsgenossenschaftlichen Vereinigungen u. dgl. ebenfalls mancher Nothlage in milderer Weise abhelfen werden, als es zur Zeit mittelst der Armenunterstützung geschieht.

Hamburg. Dr. W. Beukemann.

Vom Limes.[1])

Die unlängst erschienene, vorzüglich ausgestattete, neue Lieferung des großen Werkes über den Limes bringt die Schilderung der vom Streckencommissar Hofrath Fr. Kofler vorgenommenen Arbeiten an drei bereits seit mehr oder minder langer Zeit bekannten Castellen der sogenannten Mümling- oder Odenwald-Linie, die sich hinter dem Südarme des Obergermanischen Limes vom Main zum Neckar hinzieht und betreffs des Zweckes und Alters ihrer Anlage, ob früher oder gleichzeitig mit dem Limes, Anlaß zu lebhaften Erörterungen gegeben hat; dann daran anreihend zum erstenmale einen Bericht über die Untersuchung eines Castells am rätischen Limes durch den Streckencommissar Apotheker Wilh. Kohl in Weißenburg a. S. — Die drei Castelle Eulbach, Würzberg, Hesselbach der Mümlinglinie bilden Rechtecke und gehören zu den kleinsten ihrer Art, denn die Fronten messen: im Lichten 69.33; 70.70 m; 77.47 m; 78.10 beim ersten; außen: 72.03 m; 74.10 m; 81.03 m; 80.63 m beim zweiten; außen: 72.40 m; 73 m; 82.20 m; 81.33 m beim dritten. Bei letzterem hat die Abrundung der Ecken einen sehr großen äußeren Radius erhalten, 16—21 m, so daß des sehr weit geschwungenen Kreisbogens wegen die Schmalseiten fast wie Halbkreise erscheinen. Sämmtliche drei Castelle ermangeln der porta decumana und der Prätorien; Eulbach und Würzberg besitzen ferner keine Thürme, auch nicht an den Thoren, während die Thore von Hesselbach durch je zwei Seitenthürme vertheidigt werden. Die porta praetoria des Eulbacher Castells wurde schon vor langen Jahren ausgegraben und im Parke des gräflich Erbach'schen Schlosses Eulbach wieder aufgeführt, ohne daß jedoch bei der Reconstruction die Ausmaße genau inne gehalten wurden. Bemerkenswerth ist eine in den drei Castellen sich hinter den Umfassungsmauern hinziehende Trockenmauer. Ein Brunnen wurde in keinem der drei Castelle gefunden, das sonst bei keinem Castell fehlende Badegebäude nur bei Würzberg. Münzen und Kleinfunde ergaben nichts von Bedeutung als zwei Ziegel mit Stempeln der Coh(ors) XXIIII V(oluntariorum) zu Würzberg.

Dem Anscheine nach sind die Ergebnisse der Ausgrabungen an diesen drei Odenwaldcastellen ziemlich unbedeutend, thatsächlich liefern sie aber die Basis zu ganz wichtigen Folgerungen und Erörterungen, auf welche wir uns jedoch nicht einzulassen vermögen, da die Berichte sich dem aufgestellten Programm gemäß auf das Referat in archäologischer Hinsicht beschränken. Daß wir mit dieser Formulirung des Programms nicht einverstanden sind, haben wir bereits bei der Besprechung der 1. Lieferung (Beilage Nr. 136, 1895) erklärt und müssen deßhalb auf das lebhafteste wünschen, daß die Abtheilung A des Limeswerkes nunmehr in Bälde mit einem Zeichen ihrer Thätigkeit an die Oeffentlichkeit trete. — Das Castell bei Ruffenhofen zu Füßen des Hesselberges, ebenso wie das an der Hammerschmiede bei Dambach, ist eigentlich erst durch die Forschungen der Reichslimescommission entdeckt worden, wiewohl seine Spuren bereits in den 30er Jahren Hrn. v. Stichaner und Pfarrer Redenbacher bekannt waren und 1868 Pfarrer Dr. Jacobi seine Stätte als römisches Standlager bestimmt bezeichnet hatte. Die bisher auf der linken Façe der großen rätischen Limesbastion klaffende Lücke in der Castellreihe ist jetzt durch die glückliche Entdeckung ausgefüllt worden. Das Castell bei Ruffenhofen gehört seiner Größe nach zu den Cohortenlagern und bildet ein fast regelmäßiges Rechteck, da seine Fronten an den Außenseiten 197.10 m; 197.10 m; 189.60 m; 191.20 m messen. Die Ecken sind genau nach den Himmelsgegenden gerichtet. An der Nordost- und Südwest-Front liegen die durch Thürme gesicherten Thore genau in der Mitte der Seiten, während sie auf den beiden anderen Seiten bis zum zweiten Fünftel gegen die Nordostseite vorgeschoben sind; mit Ausnahme des südwestlichen sind es Doppelthore. Diese Umstände bieten Schwierigkeiten betreffs Bestimmung der Prätorialfront, die der Herausgeber, Dr. Hettner, aus militärischen Gründen in der Nordostseite sucht, weil sie sich gegen die Reichsgrenze und die wichtige Biegung des Pfahles gegen Dühren zu wendet (und gegen das Knie des Wörnitzthales, dieses und die Einmündung der Sulzach beherrschend, fügt Ihr Referent als ausschlaggebend bei), während der Streckencommissar Kohl (dem ein militärisches Urtheil jedoch gänzlich abgeht) die Südwestseite als Prätorialfront aufzufassen geneigt ist. Für erstere Anschauung spricht auch die Besetzung sämmtlicher Fronten mit Zwischenthürmen, die Südwestseite ausgenommen. Das Prätorium ist längst zerstört, das vermuthliche Badegebäude, auf einem Felde südöstlich vor dem Castell und in der Nähe des 100 Schritte vor dem Thore dieser Seite gelegenen Denzenbrunnens, wurde erst im Jahre 1893 aus-

[1]) Der Obergermanisch-Rätische Limes des Römerreiches. Im Auftrage der Reichslimescommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten O. v. Sarwey, Generallieut. z. D., und F. Hettner, Museumsdirector. Lieferung IV enthält aus Band V Abtheilung B, Nr. 48, 49, 50 die Castelle Eulbach, Würzberg, Hesselbach, aus Band VI Abtheilung B Nr. 68 Castell Ruffenhofen. Heidelberg, Otto Petters 1896.

Digitized by Google

gebrochen. Von den Kleinfunden sind 17 Stück Münzen erwähnenswerth: 1 Marc Anton, 1 Vespasian, 1 Titus, 3 Trajan, 4 Hadrian, 3 (oder 4) Marc Aurel, 1 Faustina I oder II, 1 Faustina II, 1 Caracalla, 1 Philippus I. — Wegen der quadratischen Form und aus historischen Gründen scheint das Castell frühzeitig, und vermuthlich gleichzeitig mit dem Weißenburger, entstanden zu sein, d. h. gegen Ausgang des 1. Jahrhunderts n. Chr. — Es ist bedauerlich, daß wegen des Programms auch hier allen militärischen und historischen Anregungen aus dem Wege gegangen wird und bloß der Archäologe sprechen darf; daß er für sich allein die Aufgabe nicht lösen kann, zeigt die oben besprochene Frage nach der Prätorialfront. — Den Streckencommissar, Herrn Apotheker Kohl, beglückwünschen wir zu seinen Erfolgen und zu seinem Geschick um so mehr, als er von uns die erste praktische und theoretische Anleitung auf dem Gebiete der einschlägigen Forschung erhalten hat.

Hugo Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

C. v. F. *Les Tapisseries de Raphael au Vatican et dans les principaux Musées et Collections de l'Europe.* Etude historique et critique avec 9 eaux-fortes et planches sur cuivre et 125 illustrations, reproductions directes d'après les dessins, cartons ou tentures de haute-lisse, par *Eugène Müntz*. Paris, Rothschild 1897 (75 Frcs.). — Eines der größten Meisterwerke aller Zeiten wird hier zum erstenmal in einer seines hohen Werthes würdigen Wiedergabe den Freunden der Kunst dargeboten: wir meinen die 7 Cartons mit Scenen aus der Apostelgeschichte zu den vaticanischen Wandteppichen, die im Museum von South Kensington aufbewahrt werden. Es existirten davon allerdings schon bisher die photographischen Originalaufnahmen von Braun in Dornach; allein die vorliegende Publication gibt mehr. Neben den in vortrefflichen Kupferdrucken reproducirten Cartons selbst, denen eigens vor den Originalen hergestellte Photographien zur Grundlage dienten, bringt sie zunächst in Lichtdrucken facsimilirte Nachbildungen sämmtlicher dazu vorhandener Compositionsskizzen von der Hand des Meisters und seiner nächsten Schüler, die ihm bei dem großen Werk als Helfer zur Seite standen, und ferner jener Arazzi, wovon die Cartons verloren sind, mit Ausnahme des die Krönung Mariä darstellenden (den wie, wenn seine Ausführung auch erst lange nach Raphaels Tode erfolgte, doch auch in diese Reihe rechnen, weil er auf eine Skizze des Meisters zurückgeht) nach den im Vatican befindlichen Exemplaren. Sodann gibt sie namentlich auch sämmtliche Bordüren der Wandteppiche, wovon bisher nur die Stiche Volpato's vorhanden waren, in Lichtdrucken nach den Originalen wieder; ferner die zweite Folge der Arazzi mit Scenen aus dem Leben Jesu, die erst nach dem Tode Raphaels nach Entwürfen seiner Schüler hergestellt wurden, und endlich auch die Teppiche mit den sog. Kinderspielen, die den gleichen Ursprung haben — die letzteren, soweit sie sich (im Besitze der Prinzessin Mathilde zu Paris) in einer unter Papst Urban VIII. nach den Originalen verfertigten Wiederholung erhalten haben, nach dieser, sonst aber nach den von den übrigen Stücken vorhandenen Handzeichnungen und Stichen aus dem Cinquecento. Zu diesem, in lückenloser Vollständigkeit und mit wenigen Ausnahmen (die sich auf die, was Schärfe und Deutlichkeit der Nachbildung betrifft, nicht ganz gelungenen Copien einiger Arazzi beschränken) auch in technisch tadelloser Herstellung gebotenen bildlichen Materiale hat nun E. Müntz einen Text geschrieben, worin er kurz und bündig alles zusammenfaßt, was über den Gegenstand zu erfahren den Kunstfreund interessiren mag. Wiederholte eingehendste Beschäftigung mit dem Thema (in seiner Geschichte der italienischen Teppichweberei und seiner Biographie Raphaels) verleihen ja dem genannten Verfasser vor vielen anderen eine ganz besondere Befähigung zur Lösung der ihm hier gestellten Aufgabe. Von einer Würdigung des künstlerischen Werthes der in Rede stehenden Schöpfungen hat Müntz — da er eine solche in dem zweiten seiner eben erwähnten Werke in ausführlichem Umfange gegeben hatte — geglaubt, hier absehen zu können; dagegen bietet er auch hier wieder, aus dem reichen Schatze seiner einschlägigen Kenntnisse und aus der allseitigen Beherrschung des Stoffes, manche Notiz, für die ihm auch die Fachkreise zu Dank verpflichtet sein werden. Ganz entschieden aber stellt er sich der in einer jüngst erschienenen Schrift (H. Dollmayr, Raphaels Werkstätte) verfochtenen Hypothese entgegen, die dem Meister das Verdienst der Ausgestaltung der Compositionen zu den Scenen aus der Apostelgeschichte zu Gunsten seines Schülers Franc. Penni nehmen möchte und ihm selbst nichts als das Eigenthum an den ersten, oft nur ganz flüchtigen Skizzen für die Composition belässt. Denn wenn auch letztere von jeher als das Werthvollste an den Cartons gepriesen wurde, so zeigt doch auch die Durchbildung der einzelnen Figuren in Formen, Gewandung, Gesten und Ausdruck so durchaus den unmittelbaren Stempel des Meisters, daß es unmöglich erscheint, in all dem nur die Hand des Schülers zu sehen — wenigstens was die erhaltenen sieben Cartons anlangt. Es bedarf ja, um sich von der Richtigkeit dessen zu überzeugen nichts anderen, als eines Vergleichs nicht etwa bloß der Composition, sondern besonders auch ihrer Durchbildung in den erwähnten sieben Cartons mit derjenigen der drei übrigen Teppiche der Suite, zu denen die Cartons verloren gegangen sind (Steinigung des hl. Stephanus, Pauli Bekehrung und Paulus im Kerker). Wie himmelweit sticht das Organische, Gewaltige, Ueberzeugende der Formen und Gestalten in jenen von dem Gesuchten, Kleinlichen, Uebertriebenen in diesen ab: dort leitet das überlegene Genie des Meisters die Hand des Schülers selbst, soweit er ihr eine unmittelbare Mitwirkung an der Ausarbeitung der Cartons mochte gestanden haben; hier war der Schüler sich selbst überlassen, und man sieht, wie wenig die Skizzen des Meisters — die Existenz solcher vorausgesetzt — seine Unbeholfenheit in die richtigen Bahnen zu lenken vermochten. Und wie unendlich weit stehen die Compositionen zu den zweiten Suite der Teppiche aus dem Leben Jesu in Idee und Durchgestaltung gegen jene der ersten Reihe zurück! Der beste Beweis dafür, welch' großen unmittelbaren Einfluß Raphael auf diese hatte, während bei den ersteren das unzureichende Talent der Schüler — und hier wird ja in der That Franc. Penni vor allen anderen zu nennen sein — nach dem Tode des Meisters ganz auf eigenen Füßen wandeln mußte. Auch über einen zweiten Punkt ist es dem Verfasser gelungen, durch die Benützung eines glücklichen urkundlichen Fundes endgültiges Licht zu verbreiten. Auf die Autorität Vasari's hin, der die obenerwähnte Reihe von Teppichen mit den Kinderscenen ausdrücklich auf Entwürfe Giovanni's da Udine zurückführt, hat bisher niemand an der Autorschaft dieses Künstlers gezweifelt. Nun ergibt aber ein von Tommaso da Bologna (gen. il Vincidor) am 20. Juli 1521 aus Brüssel an Papst Leo X. gerichtetes Schreiben, das E. Müntz nach der Mittheilung eines seiner italienischen Fachgenossen vor kurzem veröffentlicht hat (im „Athenaeum" vom 11. Juli 1896 Nr. 3585), daß dieser Schüler Raphaels, von dessen Aufenthalt in den Niederlanden zur Ueberwachung der Herstellung der dort für den Vatican in Arbeit befindlichen Wandteppiche wie unter anderen schon durch Dürers niederländisches Tagebuch unterrichtet waren, gerade damals mit der Ausarbeitung der Cartons für die Kinderspiele beschäftigt war, die sodann ebenfalls in Brüssel gewebt wurden. Ihn also, nicht Giovanni da Udine, wird man hinfort als Urheber dieser reizenden Reihe zu betrachten haben, deren Originale leider sämmtlich untergegangen und wovon — wie oben schon angegeben — sich nur einige Stücke in einer späten Wiederholung römischen Ursprungs, im übrigen aber bloß graphische Nachbildungen, bis auf unsre Tage erhalten haben.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Karl v. Reinhardstöttner. Regensburg, M. Wunderling. — Die großen Ereignisse des Jahres 1870 hatten auf allen Gebieten des nationalen Lebens einen lebhaften Aufschwung zur Folge. Die Freude an der wiedergewonnenen Einheit des Vaterlandes führte allenthalben den Blick von dem Einzelnen zum Ganzen, und bei allen Fragen des öffentlichen Lebens vor allem das Ganze ins Auge zu fassen, wurde zu einer allgemeinen ersprießlichen Uebung. Von erhöhtem Standpunkte aus lernte man weitere Gebiete des nationalen Lebens in Vergangenheit und Zukunft zu überblicken, und der Gewinn war mannichfach und weithin wirksam, nicht zum wenigsten auf dem Felde der historischen Wissenschaften bemerkbar. Alle Perioden unserer Geschichte, die Aeußerungen der Cultur und des Lebens, bei welchen vor allem das Volk als Ganzes in Betracht kam, erfreuten sich bei Forschern und Betrachtern einer ausgesprochenen Vorliebe. Recht aus dem Vollen zu schöpfen, erschien als bestes Verdienst und berechtigtster Genuß zugleich. Aber selbst, was dem großen Ueberblick zu gute kam, das mußte der Erkenntniß der Werthschätzung der feineren Zusammenhänge

entgehen. Und ſchon ſeit einiger Zeit iſt ein Wiedererwachen der Freude an den Einzelheiten, wie ſie reizvoller und mannichfacher in Sprache, Sitten und Gebräuchen, koſperlichen und geiſtigen Eigenthümlichkeiten, in der Geſchichte der Stämme und ihres Zuſammenwirkens ſich kaum bei einem anderen Volke zuſammenfinden, deutlich erkennbar. Zuſafern dieſe Freude, aus jener erſterwähnten am Ganzen geboren und mit ihr im Zuſammenhang bleibend, auch dieſe fördert und hebt, iſt der zu beginnende Umſchwung nur zu begrüßen und jedes ehrliche Streben in dieſer Richtung kann des Beifalls Aller ſicher ſein. In dieſen Beifall können wir unbedenklich die „Forſchungen zur Geſchichte Bayerns“ einbeziehen. Die Vierteljahrsſchrift bildet die Fortſetzung der fünf Jahrgänge der „Forſchungen zur bayeriſchen Cultur- und Literaturgeſchichte“, wie ſie von Kurl Reinhardſtöttner als Jahrbücher herausgegeben worden waren. Mit der Umwandlung in eine Vierteljahrsſchrift ſind zugleich eine Erweiterung des Programms ſofern ſtatt, als nun auch eine regelmäßige Umſchau über alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der bayeriſchen Geſchichte in kritiſchen Beſprechungen und bibliographiſchen Anzeigen in jedem Hefte dem Gang der Dinge auf dem bebauten Felde möglichſt raſch folgen ſoll. Sollte ſich in dem erweiterten Arbeitsplan etwa noch die Berichterſtattung über die oft ſehr intereſſanten Verhandlungen der zahlreichen anderen hiſtoriſchen Vereine des in Betracht kommenden Forſchungsgebiets aufnehmen laſſen, ſo würde ſich wohl das trefflich angelegte Unternehmen mit der Zeit zu einem Centralorgan für die vielfältigen, heute noch zerſtreut wirkenden Beſtrebungen zur Erforſchung der bayeriſchen Geſchichte entwickeln können und als ſolches den reichen Nutzen ſtiften, zu dem es alle Vorausſetzungen in ſich trägt.

B-n.

S. S. Neue Novellen. — Wieder liegen uns ſechs Bände neuer Novellen vor, verſchiedener geartet, als die in Beilage-Nummer 186 vom 20. Auguſt beſprochenen und theilweiſe, ſowohl in der Stoffwahl, als auch in der Behandlung, bedeutender als jene. Ein hübſches, auch äußerlich zierlich ausgeſtattetes Bändchen enthält die beiden Novellen „Hutel Kopf“ und „Uebereilte Werbung“ von Hans Hopfen, illuſtrirt von René Reinicke (Berlin, Richard Gaſtein Nachfolger). Die erſte, offenbar aus den Erinnerungen des Verfaſſers hervorgeholt, knüpft an die Cholerazeit in München im September 1854 an und gibt ein gutes Bild von den damaligen Zeiten und Zuſtänden. Der verkümmerte genialiſche Geiger Wendelin Gruber iſt eine Figur, der man wohl ſchon früher begegnet iſt. Wie er auf ſeine Frau, die ſchöne Bettl, Verzicht leiſtet, um die junge, ſchwärmeriſche Victoire Homſen ſich mit unlösbaren Banden ketten will, wie dieſer jeendig bewegt zum Stelldichein eilt und durch die von der Cholera dahingeraffte Leiche der heißgeliebten Frau findet, das iſt ein ſtarkes Motiv, das aber ganz anders hätte ausgeführt werden müſſen, um nicht grauſig und verletzend zu wirken. „Uebereilte Werbung“ iſt eine luſtige, ſchwankartige Geſchichte, bei der man die Unwahrſcheinlichkeiten mit der Miene beurtheilt, die man Schwänken gegenüber ſtets anwendet. Das culette, mit ganz netten Illuſtrationen verſehene Büchlein mag als Unterhaltungslectüre ſeinen Beruf erfüllen, mit größeren Anſprüchen tritt es nicht hervor. — Auch Unterhaltungslectüre, aber ſolche, die ſchon höheren Anforderungen Genüge leiſtet, bietet die Novellenſammlung mit dem geſchraubten Titel „Der Ehe Ring“ von Ernſt Clauſen (Eland Fehren). (Berlin, F. Fontane u. Co.) Dieſer Verfaſſer vereinigt ſtarke Erfindungsgabe mit plaſtiſchem Darſtellungsvermögen. Unter den Geſtalten, die wir bei ihm kennen lernen, ſind manche, die ſich uns feſt einprägen und die wir lieb gewinnen, ſo die prächtige Frau Hanna, die ſich mit der Sicherheit des Kindes, das die Gefahr nicht kennt, auf dem glatten Boden bewegt, ſo die liebenswürdige Tilly. („Sie will ihn doch.“) Das Problem dieſer letzteren Novelle kann ſich ganz ſo im Leben abſpielen; dabei iſt die Behandlung wirklich poetiſch. Es iſt nicht gerade eine überwältigende neue Wahrheit, die der Verfaſſer gefunden hat, aber es iſt doch ganz hübſch ausgedrückt, wenn er einmal ſchreibt: „Die Zeit rollt weiter. Die Guten und Braven können ſich in der Welt immer noch nicht zurecht finden, und die Egoiſten, Strebet und Minderbegabten arbeiten ſich im breiten Strom auf der Lebensſtraße weiter. Aus der ſich drängenden, ſtoßenden Maſſe drückt ſich hie und da ein Wanderer und ſchlägt einen beſcheidenen Seitenpfad ein, wo er gehen kann.“ Von herb ſatiriſcher Wirkung iſt die Novelle „Verſorge“, während zu uns bei den Skizzen „Mütter“ aufgefallen iſt, daß ganz genau das gleiche Motiv zweimal, allerdings aus verſchiedenen Lebensſchichten, behandelt wird. Wie dieſer Verfaſſer die Officierskreiſe und das Milieu, in dem ſie leben, gut kennt, ſo iſt dies auch bei Johannes Richard zur Megede der Fall, deſſen Novellenſammlung „Kismet“, „Fröhlingstage in St. Surin“ und „Schatz Tombrowska“ (Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt) in friſchem, lebhaftem Ton gehalten iſt. Die Novelle „Kismet“ nimmt das ſo vielfach behandelte Motiv des Spielzwanges von einer neuen Seite in Angriff, indem hier die junge Frau, von ihm erfaßt, das fremde Geld, das ihr Gatte bei ſich trug, veruntreut und ſich dann tödtet, er aber ihre Schuld auf ſich nimmt und ſie erſt ſterbend enthüllt. Düſter wie dieſe Novelle iſt auch die letzte des Buches, während die Geſchichte „Fröhlingstage in St. Surin“, in der auch ein ſanutiſcher Spieler im Hintergrund hervorragend eingreift, auf einen trüben Ausgang geſtimmt iſt, aber harmoniſch zu Ende geführt wird. Die Geſtalten dieſer Novelle heben ſich von den mehr conventionellen der anderen durch individuellere Züge ab. — Der Titel „Nachgelaſſene Novellen“ von Alexander v. Roberts (Berlin, F. Fontane u. Co.) hat etwas wehmüthiges, denn er erinnert daran, daß der mit großen Erwartungen begrüßte Autor in jungen Jahren (kaum 48 Jahre alt) geſtorben iſt und es ihm nicht vergönnt war, ganz auszureifen. Es ſind allerlei Skizzen über die verſchiedenartigſten Stoffe, manches darin größeren Anlauf nehmend, das meiſte aber unfertig. Friſch und flott in der Darſtellung ſind „Shocking“ und „Die Venus von Milo“. Ein ſtarkes Talent, das aber zuweilen düſtere Stoffe wählt, iſt C. Viebig, die in der Sammlung „Kinder der Eifel“ (Ebenda) den Erdgeruch der Gegend, die ſie behandelt, erkennen läßt und deren Menſchen den Eindruck machen, daß ſie dem Leben nachgezeichnet ſind. Die einzelnen Geſchichten ſind mit ſchonungsloſer Härte und Herbigkeit durchgeführt, vielleicht wäre da und dort weniger mehr geweſen, ſo in der Zeichnung des Churukterd des Förſters Pantenburg, ſo in dem Nachtſtück „Am Todtenmaar“. Von ergreifender Wirkung iſt „Die Schindige“, in der eine bittere Menſchenverachtung hervortritt. Die einzige der Geſchichten, wo ein bißchen Sonne durchleuchtet, iſt „Margrets Wallfahrt“. Von der Verfaſſerin dieſer Sammlung dürfen wir vielleicht noch bedeutendes erwarten. — Die weitaus hervorragendſte der vorliegenden Novellenſammlungen iſt „Der ledige Stiefel“ von Richard Bredenbücker (Ebenda). Die luſtige Geſchichte, der die Sammlung den Titel dankt, die großangelegte und kühn durchgeführte Doſtragödie „Die Heimliebe“ und die vielleicht etwas zu breit geſchriebene Schnurre „Warum Huckwieden dem Anderl noch immer einen Gulden ſchuldet“, ſie zeigen alle den ſcharfen Blick und die ſichere Hand des Verfaſſers. Die einzelnen Geſtalten, der aufs Heirathen verſeſſene dummſchlaue Propſaller-Rikl, die kluge und treue Bas Lena, der heimgekehrte Siml, der nrugleelge Cueat Lois, ſie ſind alle von einer ſo überraſchenden Naturwahrheit, daß man glauben möchte, Photographien zu ſehen, wenn man nicht überall die Künſtlerhand bemerkte, die ſie ausgeführt hat. Zum Theil mögen die Geſchichten ihre Wirkung dem Dialekt danken, zum Theil dem offenbar vorzüglich getroffenen Localcolorit, weſentlich hängt ſie wohl auch damit zuſammen, daß uns echte Naturwahrheit geboten wird, die zugleich den Duft der Poeſie beſitzt. Warum auch dieſer Verfaſſer der Unſitte huldigt, eine Sammlung nach einer dazu gehörenden Novelle zu nennen? Lediglich um dadurch zu einem ſo ſeltſamen, allerdings in die Augen fallenden Titel zu gelangen? Tiroler Geſchichten, Dorfgeſchichten oder Bilder wäre einfacher und weniger humbugartig geweſen.

* Ueber neuere babyloniſche Ausgrabungen erſtattet der Leiter derſelben, ein Amerikaner, ſoeben in einem Bande Bericht, der den Anfang zu einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen bilden ſoll und den Titel führt: Nippur, or Explorations and adventures on the Euphrates by P. H. Peters Ph. D., D. D. Putnam. Nippur liegt einige 80 km von dem Trümmerfelde Babylons entfernt und war in alter Zeit der Mittelpunkt des Baalcultus, dem hier ein weltberühmter Tempel diente. Der Anſtoß zu Ausgrabungen und Forſchungen in Nippur wurde in Philadelphia von einigen reichen Privatleuten gegeben. Später nahm ſich die Univerſität von Pennſylvanien der Sache an, und zwar mit ſolchem Eifer, daß, wie der Verfaſſer des vorliegenden Buches verſichert, bisher über 7 Millionen Dollars für die Ausgrabungen in Nippur angewendet wurden. Dr. Peters hatte die Arbeiten von 1889—1892 geleitet. In den Jahren 1893—1895 war Dr. J. H. Haynes ſein Nachfolger, ſeitdem ſinden die Nachgrabungen, die, wie es ſcheint, bereits 30—40,000 von den bekannten beſchriebenen Thoncylindern zutage gefördert haben. Zu verwundern iſt nur, daß nach ſo großen Aufwendungen das Buch

mit den Ergebnissen so spät in die Erscheinung tritt und zum Nachtheil des wissenschaftlichen Inhaltes werthlosen Einzelheiten über persönliche Reiseerlebnisse so viel Raum gönnt.

-y- **Vereins für Socialpolitik. Köln**, 22. Sept. Morgen und an den beiden darauffolgenden Tagen wird der Verein für Socialpolitik sein 25jähriges Bestehen nicht in ranschenden Festlichkeiten, sondern, seinen Traditionen getreu, in eifriger Arbeitsthätigkeit feiern. Die Tagesordnung der diesmaligen Generalversammlung verzeichnet für jeden der drei Sitzungstage einen besonderen Verhandlungsgegenstand. Morgen soll die Handwerkerfrage erörtert werden; als Referenten werden sprechen: Prof. Bücher (Leipzig), Professor Hitze (Münster i. W.), Professor v. Philippovich (Wien). Der zweite Verhandlungstag wird dem Personalkredit gewidmet, Referenten sind: Hofrath Director Hecht (Mannheim), Landrath Dr. Seidel (Schmiegel-Posen), Dr. Thieß (Offenbach a. M.). Am letzten Tage wird die Handhabung des Vereins- und Coalitionsrechts der Arbeiter im Deutschen Reich in Erörterung genommen. Referate haben Prof. Löning (Halle) und Prof. Heckner (Karlsruhe) übernommen. Ein weiterer Referent hätte im Einvernehmen mit dem Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln bestimmt werden sollen. Es gelang jedoch nicht, diese Absicht zu verwirklichen; immerhin aber steht, wenn der Verein der Industriellen auch keinen Referenten stellt, die Betheiligung von Mitgliedern desselben an der Debatte in Aussicht. — In herkömmlicher Weise hat heute vor der morgen beginnenden Generalversammlung eine Sitzung des Ausschusses des Vereins stattgefunden. Aus diesem Anlaß ist bereits heute eine größere Zahl von Mitgliedern des Vereins anwesend, u. a. die Professoren Schmoller, A. Wagner, Gierke aus Berlin, Brentano, Lotz aus München, Diezel aus Bonn, Sombart aus Breslau, Fuchs aus Freiburg, Knapp, v. Mayr aus Straßburg, Herkner aus Karlsruhe, Haebach aus Königsberg, Philippovich aus Wien, ferner Ministerialdirector Thiel aus Berlin, Eisenbahnpräsident Ulrich, Geh. Rath v. d. Leyen, Geh. Rath Knebel, Verlagsbuchhändler Geibel, Sombart sen. Die Betheiligung an der diesmaligen Generalversammlung des Vereins scheint, gefördert durch die mannichfaltigen Angriffe, denen der Verein gerade im jüngsten Jahre ausgesetzt war, eine recht lebhafte zu werden.

* **München**, 24. Sept. Die kgl. Hof- und Staatsbibliothek ist von Ihrer kgl. Hoheit der Prinzessin Maria de la Paz, Gemahlin des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, mit einer Zuwendung bedacht worden, die in gleicher Weise von dem lebendigen Interesse der selbst literarisch thätigen hohen Frau für wissenschaftliche Unternehmungen wie von ihrer warmen Anhänglichkeit an ihre südliche Heimath Zeugniß gibt. Es ist ein Prachtexemplar der rühmlich bekannten Historia general de España escrita por individuos de número de la Real Academia de la Historia bajo la dirección del excmo. Sr. D. Antonio Cánovas del Castillo. Es ist aus Anlaß der Ermordung des ehemaligen spanischen Ministerpräsidenten wiederholt seiner Verdienste um die Wissenschaft gedacht worden, wie ja auch seine eigenen historischen Arbeiten den Fachmännern außerhalb Spaniens nicht unbekannt geblieben sind. Am erfolgreichsten aber hat er doch sein Interesse für die Geschichte seiner Heimath in der Leitung des erwähnten großen Unternehmens bethätigt, das in den Jahren 1892 bis 1897 bis zu dem Umfang von 14 Bänden gediehen ist. Abgeschlossen liegt bis jetzt vor: Genlogie and früh-iberische Geschichte von D. Juan Villanova y Piera und D. Juan de Dios de la Rada y Delgado; die Mariae von Castilien von Cirarea Fernandez Duro; die christlichen Könige von Alfons VI. bis Alfons IX. in Castilien, Aragonien, Navarra und Portugal von D. Manuel Colmeira, sowie die (allein 6 Bände füllende) Regierungszeit Karls III. von D. Manuel Danvila y Collado. Dagegen harren die übrigen Theile des groß angelegten Werkes noch ihrer Vollendung, die zu erleben dem Begründer des Unternehmens nun nicht mehr vergönnt ist. A. Z.

* **Berlin.** Die Wahl des Geh. Regierungsraths, Professors Hermann Ende zum Präsidenten der hiesigen Akademie der Künste in Berlin, und die Wahl des Professors Dr. Blumner zum Stellvertreter des Präsidenten für die Zeit vom 1. Oct. 1897 bis dahin 1898 ist bestätigt worden. — Die Vorlesungen über die Kunst des Unterrichtens und Erziehens (Pädagogik) an den Universitäten Berlin und Halle, wofür hier Geh. Regierungsrath Professor Münch, bisher in Kubienz, in Halle Professor Fries, Director der Francke'schen Stiftungen, bestimmt ist, werden erst im Sommerhalbjahr 1898 beginnen.

* **Dresden.** Der außerordentliche Professor an der Universität Göttingen, Dr. Richard Mollier, ist zum ordentlichen Professor für theoretische Maschinenlehre an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Syrakus.** Der Director des hiesigen Museums, P. Orsi, hat kürzlich Nachgrabungen an der Stätte des kleinen, ursprünglich von Sikulern bewohnten, griechischen Stadt Cchetla oder Morgantia veranstalten lassen und ist dabei, außer auf einen Schatz campanischer Münzen, der im Orte selbst ausgegraben wurde, auf höchst interessante Funde gestoßen. Vor der Stadt lag nämlich in frühesten Zeiten ein Heiligthum, das seine ausgegrabenen thönernen Weihgeschenke sorgsam in tiefe Stollen vergrub, die man in eine Bergwand teufe. Dort sind viele Hunderte zum Theil von bedeutender Größe durch äußerst geschickte Grabungen ans Licht gebracht, die aus die ganze Geschichte der Thonplastik vom siebenten bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. übersehen lassen.

* **Halifax** (Neuschottland), 20. Sept. Lieutenant Peary ist in Sydney, auf der Cape Breton-Insel, auf dem Dampfer „Hope" angelangt. Er bringt den größten Meteorstein mit, der je gefunden worden ist. Der Stein wiegt 160,000 Pfund und wird nach New-York geschafft werden. Der Lieutenant hat für seinen Polarzug, den er 1898 unternehmen will, eine Anzahl Eskimos verpflichtet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule. Mainz, Franz Kirchheim 1897. — Dr. Joseph Kolberg: Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen. Ebd. — Dr. Joseph Müller: Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Ebd. — Derselbe: Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung. Ebd. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 283. Lfg. Galizien. 6. Heft. Wien, Alfred Hölder 1897. — W. Concheron-Namot: Durch das Land der Japaner. Autoris. Uebers. aus dem Norwegischen von Fr. u. Känrl. Berlin, Th. Schoenfeldt 1897. — Otto Wiedfeldt: Genossenschaftliche Obstzucht und Obstverwerthung. Offenbach am Main, Verlag der Anwaltschaft des Allg. Verbandes der deutschen landwirthschaftl. Genossenschaften 1897. — Ernst Fischer: Der Werth der Socialdemokratie für die Arbeiterschaft. Berlin, Hermann Walther 1897. — Friedrich Vogt and Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Heft 10—14 (Schlußheft). Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1897. — Die Kunst für alle, 12. Jahrg. Heft 24. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. — Die Kunst unsrer Zeit. 8. Jahrg. Lfg. IX. München, Franz Hanfstaengl. — Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahresschrift, hggb. von Karl a. Reinhardstöttner. IV. Bd. 1. Heft. Regensburg, W. Wunderling 1897. — Rudolf Knorr: Kein Rechtsschutz bei der heutigen Justiz! Darstellung selbsterlebter Rechtsfälle. Berlin, J. M. Spaeth 1896. — Dr. Emil Singer-Gebiag: Die Brüder A. W. u. F. Schlegel in ihrem Verhältniß zur bildenden Kunst. U. C. Woerner: Gerhart Hauptmann (Forschungen zur neueren Literaturgesch. hggb. v. Dr. Franz Muncker. III u. IV). München, Carl Haushalter 1897. — G. Battista Guarini: Il convegno degli imperatori a Pietroburgo e la politica tedesca in Oriente. Roma, Forzani e Co. 1897. — Dr. F. Freiherr v. Reitzenstein: Der Arbeitsnachweis. Nach dem Tode des Verf. hggb. v. Dr. Richard Freund (Nr. 11 der Schriften der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen). Berlin, Carl Heymann 1897. — Julius Hart: Geschichte der Weltliteratur. Heft 2—6. Neudamm, J. Neumann. — A. u. Dumitcovich: Statische Berechnung von Balkendecken, Säulen u. Stützen im Hochbausach. Mit 39 Abbildungen. Wien, A. Hartleben 1897. — Jean Pauls ausgewählte Werke. 2. Band. Vorschule der Aesthetik. II. (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Geographische Zeitschrift. Hggb. von Dr. Alfred Hettner. 3. Jahrg. 9. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Karte der Umgegend von Konstantinopel, unter Benützung der älteren Aufnahmen (1888—1895) erweitert, bearbeitet u. gezeichnet v. C. Frhrn. v. d. Goltz-Pascha. Berlin, Schall u. Grund (Verein der Bücherfreunde). — Franz Beyer: Französische Phonetik für Lehrer u. Studierende. 2. verbesserte Aufl. Cöthen, Otto Schulze 1897. — Dr. W. Lotz: Die Börsenreform, Vortrag. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1897. — Dr. Robert Wuttke: Die erwerbsthätigen Frauen im Deutschen Reich. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 25. September. Nummer 216.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die älteste literarische Fixirung der Faustsage. — Zeitströmungen in der Geographie. Von S. Günther. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die älteste literarische Fixirung der Faustsage.

Der Zauber, den die Gestalt Fausts auf die schaffende und genießende Phantasie ausgeübt, nachdem eine rohe Hand die erste summarische Historie des „weitbeschreiten Zauberers“ zusammengeschweißt hat, ist unbestritten, und seine mächtige Fortdauer auch in unsrer Zeit wird durch die Thatsache, daß Goethe's unerschöpfliches Gedicht die Sage zu einem Weltbild erweitert hat, keineswegs allein erklärt. Die Lebenskraft des in Faust verkörperten Typus, der immer aufs neue zur künstlerischen Bethätigung und wissenschaftlichen Durchdringung anreizt, läßt sich im wesentlichen vielmehr auf zwei Gründe zurückführen. Einmal ist es das tiefe Problem, das in der Faustsage vorliegt; aber auch das Problem allein erklärt die Lebensfähigkeit der Gestalt nicht, denn die Fragen, die in der Persönlichkeit Fausts zum Austrag gebracht werden, sind so alt wie die Menschheit selbst. Aber daß der literarische Wissensdrang und die Auflehnung des Menschen gegen die Gottheit in einer geschichtlichen, zahlreiche frühere sagenhafte Züge auf sich concentrirenden Gestalt zum Ausdruck kam und daß diese Gestalt schon von vornherein mit einer Fülle individuellen Lebens ausgestattet war — das erhob diesen Typus zu einer ganz anderen Wirkung, als alle die mythologischen, legendenhaften und allegorischen Figuren, die vorher die Träger der gleichen Idee abgegeben hatten. Dazu kam aber noch, daß in dieser Gestalt der gewaltige Drang und das ungestüme Ringen eines Zeitalters personificirt wurde, welches auf fast allen geistigen Gebieten die Fesseln, die bisher eine freie Entwicklung gehemmt hatte, abstreifte oder doch wenigstens lockerte. Die Keime eines neuen vielgestaltigen Lebens, wie sie das sechzehnte Jahrhundert in seinem Schoß birgt, sind in dieser Persönlichkeit Fleisch und Bein geworden, und wer die dankbare Aufgabe unternimmt und angreift, eine Ergänzung zu Jakob Burkhardts Meisterwerk zu versuchen und ein Bild der „Cultur des deutschen Humanismus und der Reformation“ zu entwerfen, der wird dem geschichtlichen wie dem sagenhaften Faust eine bedeutsame Stellung anweisen müssen.

Dieser größte Zug, der der Gestalt schon von vornherein anhaftet, kommt in der ersten schriftlichen Darstellung der Faustsage allerdings nur in den allgemeinsten Umrissen zu Tage. Wir kannten bisher diese erste „poetische“ Behandlung des seitdem so viel ergriffenen Gegenstandes nur aus einem Druck von 1587, den man das Spieß'sche Faustbuch oder auch das Faustbuch von 1587 zu nennen pflegte. Hervorgegangen aus dem auch sonst rührigen Verlag des Druckers Spieß in Frankfurt a. M., besorgt von einem ungenannten, strenggläubigen Herausgeber, der nach seiner eigenen Angabe das Manuscript von einem guten Freund aus Speier zugeschickt erhalten, ist das Buch, das in einem Neudruck Zarncke's und einer genauen Nachbildung Scherers jetzt einem jeden zugänglich ist, der Ausgangspunkt einer weitverzweigten Literatur geworden. Dennoch kann man nicht sagen, daß der Verfasser sich der Größe der übernommenen Aufgabe irgendwie bewußt gewesen wäre. Er hat vielmehr seine Arbeit in ziemlich handwerksmäßiger Weise angegriffen, die einzelnen Texte sorglos an einander gereiht, auch Unklarheiten und Widersprüche keineswegs vermieden. Nimmt man nun noch dazu eine geistige, durchaus unfreie Auffassung und den daraus sich ergebenden Mangel an Gefühl für das Große, was in seinem Helden steckte, so hat man ungefähr die wichtigsten Charakterzüge dieses Buches aufgezählt. Trotz alledem kommt diesem literarischen Denkmal, eben weil es die früheste größere schriftstellerische Behandlung des Gegenstandes ist, eine große Bedeutung zu; während uns in der Zeit vor der Abfassung des Buches nur einige dürftige Zeugnisse über das Vorhandensein einer an die Person Fausts anknüpfenden Sage unterrichten, sehen wir hier zum erstenmal das ganze Material vor uns ausgebreitet; und es ist mir ganz selbstverständlich, daß man den Versuch machte, sich das Buch darauf anzusehen, woher dem Verfasser seine Kenntnisse von dem Leben und Tod des Schwarzkünstlers zugeflossen waren. Eine Sonderung der Bestandtheile des Buches, eine Ausspürung seiner Quellen, kurz eine innere Kritik erwies sich unter diesen Umständen als durchaus nothwendig, wenn man über die Entwicklung der Sage ins klare kommen wollte.

Die ersten Fingerzeige zu einer derartigen Betrachtung des ältesten Faustbuches gab Wilhelm Scherer in der ausgezeichneten Einleitung, die er seiner phototypischen Wiedergabe dieses literarischen Denkmals vorausschickte. (1884.) Er beleuchtete zunächst die Composition des Buches und suchte dann die Schichten der Ueberlieferung aufzudecken und von einander zu sondern, indem er darauf hinwies, daß wir im Faustbuch zwei Traditionskreise, den Wittenberger und den oberrheinischen, unterscheiden können; der dritte der von Scherer hervorgehobenen Bestandtheile, die Erfurter Ueberlieferung, kommt für uns hier nicht in Betracht, da die Erfurter Geschichten erst in späteren Ausgaben des Volksbuches auftauchen und für sich behandelt werden müssen. In den von Scherer gegebenen Andeutungen sind die fruchtbarsten Keime zu umfassenderen Untersuchungen enthalten, und jedenfalls wird in Zukunft die Forschung seine Aufstellungen noch weit mehr ausnutzen müssen, als es bisher geschehen ist.

Einen anderen Weg schlug der Schreiber dieser Zeilen ein, um zu einer genaueren Erkenntniß der Theile zu gelangen, aus denen das Faustbuch zusammengesetzt ist. Als er in der ersten Hälfte des Jahres 1883 das Faustbuch einer sorgfältigen Betrachtung unterwarf, fiel es ihm auf, daß die in die Darstellung verwebten naturgeschichtlichen, astronomischen und geographischen Thatsachen im Ton sich durchaus von der sonstigen Vortragsweise des unbekannten

Verfassers unterschieden, und er schloß aus dieser Verschiedenheit des Stils, daß die fraglichen Stücke aus anderen, d. h. mit der Faustsage nicht in Verbindung stehenden Quellen entlehnt sein mußten. Wilhelm Scherer, dem der Schreiber dieser Zeilen seine Vermuthung sofort mittheilte, war zuerst damit nicht einverstanden, überzeugte sich aber dann im Herbst 1883 durch eine genaue Prüfung des Faustbuches von der Richtigkeit der Beobachtung. Zunächst galt es nun, die Hypothese aus der Sphäre der bloßen Wahrscheinlichkeit in das Gebiet der Gewißheit zu erheben; und das war nur möglich, wenn die fraglichen Quellen, die der Verfasser des Faustbuches ausgeschrieben, aufgedeckt und nachgewiesen wurden. Auch dieser weitere Schritt glückte dem Schreiber dieser Zeilen; 1886 wies er durch wörtliche Uebereinstimmung einzelner Stellen des Faustbuches mit der Kosmographie des Sebastian Münster und dem Weltbuch des Sebastian Frank nach, daß thatsächlich der unbekannte Autor große Stücke aus topographischen Handbüchern abgeschrieben und in sein Buch hineingearbeitet habe; und er machte zu gleicher Zeit darauf aufmerksam, daß unzweifelhaft auch die naturwissenschaftlichen und astrologischen Stellen in ähnlicher Weise aus den damals gebrauchten entsprechenden Werken oder Lehrbüchern entlehnt worden seien.

Im wesentlichen in der so erschlossenen Richtung haben sich seitdem die dem Faustbuch gewidmeten Untersuchungen bewegt. Der Schreiber dieser Zeilen selbst konnte allerdings nur noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen; es drängte sich ihm schon damals die Ueberzeugung auf, daß die von ihm nachgewiesenen, mit dem Faustbuch übereinstimmenden Stücke nicht die unmittelbare Vorlage des Anonymus gewesen sein könnten, sondern daß beide auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen mußten. Indessen diesen Gedanken weiter zu verfolgen, wurde der Schreiber dieser Zeilen durch andere Arbeiten gehindert. Um so mehr war er erfreut, daß die von ihm begonnene Arbeit von anderer Seite fortgesetzt wurde. Aus den von Prof. Erich Schmidt geleiteten Universitätsübungen gingen mehrere werthvolle Untersuchungen hervor, die die Quelle des naturwissenschaftlich-astrologischen Materials in einem jener ins Mittelalter zurückreichenden und auch den Stand der mittelalterlichen Kenntnisse repräsentirenden Handbücher, der sogenannten Eluridarien, nachwiesen und auch für andere Capitel manche hübsche Nachweise brachten. Indem so die Belege für die von dem Schreiber dieser Zeilen aufgestellte Ansicht sich immer reichlicher anhäuften, gewann man für weitere Untersuchungen eine feste Grundlage, und die Arbeitsweise des unbekannten Verfassers ließ sich nun viel deutlicher und klarer erkennen.

Eine wesentliche Förderung der auf die innere Kritik des Faustbuches gerichteten Untersuchungen verdanken wir der erst soeben erschienenen, jedoch seit lange sorgfältig vorbereiteten Publication G. Milchsacks: Historia D. Johannis Fausti des Zauberers. Erster Theil. (Auch unter dem Titel: Ueberlieferungen zur Literaturgeschichte und Kunst, herausgegeben von Milchsack und Zimmermann.) Außer dem Abdruck eines gleich noch zu besprechenden handschriftlichen Fundes enthält Milchsacks Schrift eine dem Umfang und Inhalt nach weit über den Rahmen einer bloß einleitenden Darstellung hinausgehende Studie über die Quellen, Composition und Tendenz des Faustbuches. Wie man sich auch zu einzelnen Resultaten des Verfassers stellen mag, jedenfalls wird man zugestehen müssen, daß vielfach neue Gesichtspunkte erschlossen und die schwierigen Fragen, um die es sich bei der Betrachtung des ältesten Faustbuches handelt, um ein gutes Theil ihrer Lösung näher gebracht worden sind.

Auch Milchsack beginnt mit einer eingehenden Quellenuntersuchung, die zwar von den oben dargelegten Gesichtspunkten ausgeht, aber doch viel Neues und Eigenthümliches zu Tage fördert. Zunächst weist er nach, daß die von dem Verfasser des Faustbuches eingewebten Notizen über Städte und sonstige verwandte Angaben aus Hartmann Schedels Weltchronik entlehnt sind, und er zeigt, wie dieses zwar schon im 15. Jahrhundert entstandene (1493), aber noch im 16. Jahrhundert viel gelesene Werk im Faustbuch auch für andere Gegenstände benutzt und ausgeschrieben worden ist. Auf die Art, in der der Anonymus sein Capitel über Fausts Reisen zusammengestellt hat, fallen dabei hübsche Streiflichter. Weiter macht Milchsack wahrscheinlich, daß der Verfasser des Faustbuches auch ältere geistliche Tractate und Erbauungsbücher excerpirt und die betreffenden Stellen in inhaltlich dazu passende Abschnitte seines Werkes verwebt habe; die von Milchsack aufgeführten Belegstellen decken allerdings die in diesem Falle vorliegenden Quellen selbst noch nicht auf, lassen aber auf eine gemeinsame Vorlage schließen. Zeigt uns alles dies, daß der Anonymus doch seine Arbeit sorgfältiger und eindringlicher angefertigt hat, als man bis jetzt anzunehmen geneigt war, so will Milchsack uns noch einen Schritt weiter führen. Er deckt Uebereinstimmungen zwischen dem Faustbuch und dem „Zauberteufel" von Ludwig Milichius (1563) auf. Dieses Buch gehört zu den eigenthümlichen Werken, die dem stark verbreiteten und mächtig wirkenden Teufelsglauben des 16. Jahrhunderts ihre Entstehung und ihre außerordentliche Popularität dankten. Ihre äußere Einkleidung kam im wesentlichen dadurch zu Stande, daß einzelne Laster dämonologisch fixirt, d. h. daß für jede böse Neigung des Menschen ein bestimmter Teufel erfunden wurde. Für die Culturgeschichte des Zeitalters der Reformation ergaben diese meist von protestantischen Geistlichen verfaßten Teufelsbücher ein unschätzbares und reiches Material, und gern ergreifen wir auch hier die Gelegenheit, die Leser auf ein vor mehreren Jahren erschienenes, lehrreiches und gut geschriebenes Buch von Max Osborn: „Die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts, Berlin, 1893", hinzuweisen, in welchem über diese ganze merkwürdige Literaturgattung ein klarer und anschaulicher Bericht erstattet wird.

In einer jede Einzelheit auf das sorgfältigste berücksichtigenden Darstellung sucht nun Milchsack zu zeigen, daß der Anonymus sein Buch im wesentlichen auf Grund der Angaben über das Zauberwesen entworfen habe, die er in dem Zauberteufel des Milichius gefunden. Nach der Anweisung des Zauberteufels soll der Verfasser, wie Milchsack meint, sein Material ausgewählt und umgeformt, ja auch manche Züge selbständig erfunden und ausgeführt haben. Wenn diese Auffassung richtig ist, dann wäre allerdings der bisherigen Ansicht über die literarische Thätigkeit und Leistung des Anonymus der Boden unter den Füßen weggezogen. Ziemlich allgemein wurde bisher der Verfasser des Faustbuches als ein Compilator betrachtet, der das ihm zugekommene Material so gut und so schlecht an einander gereiht habe, wie es eben gegangen; eine wesentliche innere Betheiligung an seinem Gegenstand war man nicht geneigt anzunehmen. Milchsack ist anderer Ansicht. „Dieser sogenannte Redactor," sagt er, „hat nicht nur einen verhältnißmäßig großen und wichtigen Theil seines Stoffes aus gedruckten Büchern geschöpft und eigenmächtig zu Thaten und Erlebnissen des Zauberers gestempelt, sondern mit diesem Stoff auch der Faustsage völlig fremde Motive aufgenommen und sogar dort, wo er Faustanekdoten an einander zu reihen scheint, eine auf halb theologischen, halb wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Auslese von Zaubergeschichten getroffen, die er nur zum Theil der Faustsage entnahm, zum Theil dagegen durch mancherlei Aenderungen und Zusätze erst auf Faust übertrug oder eigens erfand.

Es versteht sich ja nun wohl von selbst, daß man einem Mann, der ein so willkürlich gewähltes Material nach eigenen Gesichtspunkten bearbeitete, mit den Bezeichnungen eines Sagensammlers und Redactors nicht mehr gerecht wird. Und ebenso selbstverständlich ist es auch, daß dieser Mann einen Plan befolgt haben muß, der, wie unvollkommen er auch gewesen sein mag, die scheinbar unvermittelt, wie verschiedene Sagenkreise, neben einander stehenden Theile seines Buches durch die Entwicklung eines leitenden Grundgedankens, einer Idee mit einander verbindet."

Die Stellungnahme zu dieser von Milchsack vorgetragenen Auffassung wird im wesentlichen davon abhängen, ob man seinen Ausführungen über das Verhältniß des Faustbuches zu Milichius' Zauberteufel zustimmt. Hat der Verfasser des Faustbuches den Zauberteufel wirklich in so umfassender Weise ausgenützt, wie Milchsack annimmt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir es nicht mit einem bloßen Compilator, sondern mit einem zwar pedantischen und schwerfälligen, aber sehr sorgfältig arbeitenden Schriftsteller zu thun haben. Soll der Schreiber dieser Zeilen über die sehr ins einzelne gehende und minutiöse Beweisführung Milchsacks ein Urtheil abgeben, so mußte es dahin gehen, daß ihm die Anlehnung des Faustbuches an den Zauberteufel in einzelnen Fällen gesichert erscheint. Dagegen ist es ihm zweifelhaft, ob es sich bei sehr vielen Stellen, bei denen Milchsack die Einwirkung des Zauberteufels zu erkennen glaubt, nicht nur um eine ganz zufällige Uebereinstimmung handelt, die sich ungezwungen auch ohne Anlehnung an Milichius erklären läßt. Daß große Theile des Faustbuches in der von Milchsack angegebenen Weise auf Grundlage der Notizen und Angaben des Zauberteufels erwachsen und aufgebaut sind, scheint dem Schreiber dieser Zeilen durch die umfangreiche Darlegung jedenfalls nicht erwiesen. Aber trotzdem wird man das eine Resultat ohne weiteres zugeben können: die eigene, schriftstellerische Thätigkeit des Anonymus ist sicher höher anzuschlagen, als man es bisher gethan hat. Freilich ist diese selbständige Arbeit aller Wahrscheinlichkeit nach nur für den ersten und zweiten Theil anzunehmen; für den dritten Theil wird man Milchsack kaum zugeben können, daß auch hier — vielleicht mit Ausnahme der Rede Fausts im Schlußcapitel — die eigene Thätigkeit des Verfassers sonderlich groß gewesen ist. Im wesentlichen scheint es sich hier nur um die Zusammenfassung der damals über Faust umlaufenden Anekdoten zu handeln; Milchsacks Ausführungen über Aenderungen und selbständige Erfindungen, die auch hier auf Grund des Zauberteufels hergestellt sein sollen, können als zwingend nicht betrachtet werden. Wie sehr derartige Anekdoten, die wir im dritten Theil des Faustbuches lose mit einander verknüpft sehen, damals in aller Mund waren, lehrt der hübsche Fund, den W. Meyer aus einer Karlsruher Handschrift veröffentlicht hat (Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, 1895). Es handelt sich um einzelne Anekdoten über Dr. Georg Faust, die der Nürnberger Christoph Roßhirt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet, indem er zunächst kurz den Inhalt eines jeden der mitgetheilten Abenteuer skizzirte und dann von demselben eine ausführlichere Darstellung gab. Vergleicht man die von Meyer aufgefundenen Erzählungen mit den Geschichten, die im dritten Theil des Faustbuches an einander gereiht sind, so scheint sich doch zu ergeben, daß wir es in beiden Fällen mit der gleichen Art des Materials zu thun haben, d. h. mit Anekdoten, die damals im Volk umliefen und von dem Anonymus höchstens in eine literarische Form gebracht und lose mit einander verbunden worden sind. Für den dritten Theil müssen wir daher der älteren Ansicht über die Entstehung gegenüber der neuen den Vorzug geben.

Jedenfalls aber kann Milchsack das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, unsre Ansicht über die Entstehung der beiden ersten Theile des Faustbuches wesentlich geändert und somit für die weitere Erforschung dieses Gebietes werthvolle Anregungen gegeben zu haben. Indessen ist dieses wichtige Ergebniß der einleitenden Untersuchungen keineswegs das Einzige, wodurch die neue Publication unsre Kenntniß fördert. Neben zahlreichen kleineren Hinweisen, die zu würdigen der Specialforschung überlassen bleiben muß, hat Milchsack einen werthvollen Fund mitgetheilt, und zwar eine auf der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrte handschriftliche Aufzeichnung des ältesten Faustbuches. Dieser bisher ganz unbekannten Fassung kommt deßhalb ein so hoher Werth zu, weil sie zweifellos älter ist, als der Druck von 1587, von dem sie auch äußerlich verschiedensach abweicht. Zunächst weist sie eine von dem Vorwort des Speierer Druckes durchaus verschiedene, mehrfach an Milichius' Zauberteufel sich anlehnende Vorrede auf. Dann aber zeigt auch das Werk selbst vielsach bemerkenswerthe Abweichungen, deren Vergleich mit dem gedruckten Text fast überall zu lehrreichen Aufschlüssen führt. Auf die zahlreichen kleineren Varianten kann natürlich an dieser Stelle nicht eingegangen werden; wenigstens aber soll auf die beiden Capitel hingewiesen werden, die wohl die Handschrift, nicht aber der erste Druck bietet. Das eine erzählt die Geschichte von einem in türkischer Gefangenschaft schmachtenden Adeligen, der von seiner Frau für todt gehalten wird, weßhalb sie sich zu einer neuen Heirath entschließt, die jedoch nicht zur Ausführung kommt, da Faust in letzter Stunde den Todtgeglaubten durch seine Zauberkunst glücklich wieder herbeiführt. Man sieht: wir haben es mit einer ähnlichen Erzählung zu thun wie in der Sage von Heinrich dem Löwen oder dem Volkslied vom edlen Moringer; nur sind die dankbaren Motive hier in einer Weise verarbeitet, die durchaus den Stempel der Darstellungsart des grobianischen 16. Jahrhunderts trägt. Wichtiger ist das zweite im ältesten Druck nicht vorkommende Abenteuer: Faust heilt den erkrankten Bischof von Salzburg und prophezeit ihm von der Zukunft des Papstthums. Es wäre keineswegs unmöglich, daß wir es hier mit einem Stück echter Fansterlebnisse zu thun hätten, dem man vielleicht noch nachgehen könnte: wissen wir doch jetzt, daß der geschichtliche Faust thatsächlich an den Höfen der Bischöfe sich gezeigt, von diesen wohlwollend aufgenommen worden ist und ihnen die Zukunft geweissagt hat: wenigstens ist uns einer dieser Fälle sicher bezeugt, bei dem es sich noch dazu um einen der vortrefflichsten Kirchenfürsten des 16. Jahrhunderts, den Bambergischen Bischof Georg Schenk von Limburg, handelt. Die hier nun mitgetheilte Prophezeiung rührt wohl nicht von dem Verfasser des Faustbuches her, sondern ist aller Wahrscheinlichkeit nach irgendwoher entlehnt, was noch im einzelnen festzustellen wäre. Mit dem antikatholischen Geiste des Faustbuches aber stimmt sie durchaus überein, und wie immer wo die Religion im 16. Jahrhundert in Frage kommt, spürt man in der Sprache einen erhöhten Pulsschlag, wie man aus den folgenden Worten sehen kann: „O Teutschland, dein Cron ist dir genommen, denn der Papst hats über seine Cron gesetzt und wollt für Kaiser nnd König; wo er will, fleugt hoch er, dann der Adler, lebt also mit Euch seines Gefallens, und ist dieser Fuchs ein Herr und läßt Euch Affen sein. . . . Aber freu dich wieder, Teutschland, denn er hat dein Geld und Gut an sich gebracht, dargegen wirst du sein Betriegerey mit seinem falschen Glauben gewahr und wird in Teutschland das lauter Evangelium angehn, darzu sich die teutschen Fürsten bekehren und dem Papstthum einen großen Stoß thuen."

Digitized by Google

Der streng lutherische Charakter des ältesten Faustbuches, dem auch der Inhalt dieser merkwürdigen Prophezeiung ganz entspricht, ist schon wiederholt hervorgehoben worden. Indessen scheint zwischen den fundamentalen Anschauungen der Theologie Luthers und dem Faustbuche noch ein innigerer Zusammenhang zu herrschen, als man bisher anzunehmen geneigt war. Milchsack, der, wie oben erwähnt ist, in dem unbekannten Verfasser nicht einen Compilator, sondern einen selbständig arbeitenden Schriftsteller sieht, glaubt die leitende Idee aufzeigen zu können, die seiner Meinung nach dem Faustbuche zu Grunde liegt. Wenn seine Meinung zutreffend ist, würde uns das Faustbuch mitten hinein in die Kämpfe zwischen den strengen Lutheranern und den Philippisten führen; denn gegen einen der bei diesen Streitigkeiten hauptsächlich in Betracht kommenden Punkte, den Synergismus Melanchthons, d. h. seine aus praktischen Rücksichten aufgestellte Behauptung von der Nothwendigkeit der thätigen Theilnahme und der eigenen Arbeit des Menschen bei dem Bekehrungs- und Erlösungswerke, richtet sich, wie Milchsack annimmt, das Faustbuch; wir hätten es dann nicht mehr allein mit der Darstellung einer Volkssage, sondern mit einer aus dem Geiste des strengsten Lutherthums herausgeborenen Tendenzschrift zu thun. Der Nachweis für diese Ansicht liegt allerdings bis jetzt nur zum kleinsten Theile vor, und man wird den zweiten Band von Milchsacks Buch abwarten müssen, ehe man ein endgültiges Urtheil fällen kann. In dem bisher erschienenen Bande verfolgt Milchsack, um die Tendenz des Faustbuches festzustellen, nur die Exposition des Buches sehr sorgfältig, wobei manches helle Licht auf den Aufbau des Werkes, sowie auf einzelne bisher wenig beachtete Punkte fällt; deutlich tritt allerdings auch hier schon die Uebereinstimmung gerade mit den entscheidendsten Grundlehren der lutherischen Theologie hervor.

In diesem Punkte berührt sich mit Milchsacks Ausführungen die lehrreiche und anregende Schrift: Faust und Luther (Sitzungsberichte der Akademie d. Wissensch. in Berlin, 1896) von Erich Schmidt, der schon vor längerer Zeit durch eine geistvolle und vortrefflich geschriebene Abhandlung: Faust und das 16. Jahrhundert (im dritten Bande des Goethe-Jahrbuches, wieder abgedruckt in den Charakteristiken) die Lösung der hier in Betracht kommenden Probleme wesentlich gefördert hat. Wir wollen hier nicht auf die sehr erwägenswerthen Beiträge zur Quellenkritik eingehen, die Schmidt in der zweiten Hälfte seiner Abhandlung gibt, sondern hauptsächlich die Grundzüge des ersten Theiles verfolgen, der unter sorgsamer Revision der in dem früheren Aufsatz niedergelegten Anschauungen hauptsächlich die Beziehungen zwischen Luthers theologischen Lehren und dem Faustbuche aufdeckt. Zunächst wird gezeigt, wie die im Faustbuch gegebene Motivirung des Abfalls Fausts von Gott sich fast wörtlich durch entsprechende Stellen aus Luthers Schriften belegen läßt; man sieht ganz deutlich, wie der Anonymus die Warnungen Luthers vor den Neigungen und Eigenschaften, die Faust ins Verderben führen, hier in seiner Weise verdichtet. Ebenso wichtig wie dieser schöne Nachweis sind die Parallelstellen, die Schmidt für die Darstellung von Fausts Katastrophe beibringt. Er macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß die Schilderung der falschen Reuanfälle Fausts durchaus von Luthers Lehren über die Buße und falsche Reue abhängig ist. Hier wäre auch noch auf die Ausführungen Milchsacks in seiner Betrachtung der entsprechenden Situationen des ersten Theiles zu verweisen, die zu dem gleichen Resultate führen. Auch dann berührt sich Schmidt mit Milchsack, wenn er auf die Ausrufe in Fausts Verzweiflungsreden: „Ach, ach, Vernunft und freier Will!“ „Ach, ach, Vernunft, Muthwill, Vermessenheit und freier Will!“ hinweist und die Analogien in Luthers Theologie hervorhebt. Wir haben es hier direct mit der Antipathie des streng lutherischen Geistes gegen den Synergismus zu thun; jedoch zieht Schmidt keineswegs aus diesen Uebereinstimmungen für die Tendenz des ganzen Faustbuches ähnliche Consequenzen wie Milchsack.

Jede der Schriften, deren wichtigster Inhalt in den vorstehenden Zeilen summarisch zusammengefaßt wurde, bringt uns in unsrer Kenntniß des Gegenstandes um ein gutes Stück vorwärts. Freilich sind die Probleme, um deren Aufhellung es sich handelt, so schwierig und verwickelt, daß immerhin noch schwere und langwierige Arbeit geleistet werden muß, ehe sich das Dunkel, das über der Entstehung einer schriftlichen Fixirung der Faustsage liegt, einigermaßen lichten wird. G. E.

Zeitströmungen in der Geographie.

Unter diesem Titel ist vor kurzem ein Werk[1]) erschienen, auf welches wir alle Freunde geschichtlich-erdkundlicher Forschung und geographischer Principienlehre angelegentlich aufmerksam machen möchten. Mit einer heutzutage nicht mehr so oft wie früher zu findenden, ungemein umfassenden und tiefgehenden Literaturkenntniß ausgerüstet, hat Dr. Wisotzki in Stettin, dessen frühere Untersuchungen über die Eintheilung der Meeresräume, über Haupt- und Nebenfluß und über die Meeresströmungen in Sunden vielleicht nicht so bekannt geworden sind, wie es zu wünschen wäre, eine Anzahl wichtiger Probleme in der Absicht behandelt, der Wahrheit durch kritische Vergleichung älterer und neuerer Anschauungen auf den Grund zu kommen. Der Verfasser denkt mithin nicht etwa daran, sein eigenes Urtheil gegenüber der Auffassung der von ihm theilweise mühsam aus dem Staub der Bibliotheken hervorgeholten Belegschriften in den Hintergrund treten zu lassen, sondern er hält auch mit der eigenen Anschauung keineswegs zurück; aber sehr mit Recht verlangt er, daß man sich über strittige Fragen eine endgültige Meinung nicht bloß auf Grund eigenen, doch immer subjectiven Nachdenkens bilde, sondern daß man auch das, was so viele kluge Köpfe im Laufe der Jahrhunderte über einen bestimmten Gegenstand gedacht haben, zu Rathe ziehe und dann erst mit der eigenen Geistesthätigkeit einsetze, wenn man sich über das auf solchem Weg zu Stande gebrachte Material erst einigermaßen orientirt habe. Handelt es sich um Probleme von rein naturwissenschaftlichem Charakter, betreffs deren also die Vergangenheit im allgemeinen unmöglich so klar wie die Gegenwart denken konnte, so wird natürlich dieses Quellenstudium vorwiegend nur historisches Interesse beanspruchen dürfen, wiewohl es keineswegs ausgeschlossen erscheint, daß auch ältere Bücher uns gelegentlich einmal einen für die Sache selbst verwerthbaren Fingerzeig an die Hand geben. Allein gerade der Geographie ist auch eine ins Gebiet der Geisteswissenschaften hinüberreichende, eine philosophische Seite eigen, und daß man für deren Beurtheilung aus den Preßerzeugnissen vergangener Zeiten auch etwas Positives zu lernen vermöge, das wird niemand in Abrede stellen wollen. Leicht freilich und bequem ist ein solches Arbeitsverfahren nicht, wie wir es aus diesem Buche kennen lernen, und es mag eine saure Mühe gekostet haben, dieser Unsumme von Lesefrüchten jene Gestalt zu verleihen, die uns hier entgegentritt und auch denjenigen zu näherer Kenntnißnahme einlädt, dem für seinen Theil dieser Weg zur Erforschung der Dinge zu mühselig und zu wenig lockend erscheinen möchte. Was

[1]) Zeitströmungen in der Geographie. Von Dr. Emil Wisotzki. Leipzig 1897. Verlag von Duncker u. Humblot. X. 467 S. gr. 8°.

Digitized by Google

den Schreiber dieser Zeilen anlangt, so hat er bereits bei zu vielen Gelegenheiten Berechtigung und Werth der vergleichend-geschichtlichen Thätigkeit auf dem Gebiet der exacten Wissenschaften betont, um nicht durch die Veröffentlichung dieser Monographiensammlung sich selbst dann freudig angeregt zu fühlen, wenn er in einzelnen Momenten sich mit dem Autor nicht in Uebereinstimmung befindet.

Davon kann jedoch nur sehr bedingt die Rede sein, denn nur untergeordnete und rein formale Punkte bedingen eine Verschiedenheit der Anschauung. Nicht recht sieht der Berichterstatter ein, weßhalb der Verfasser die langweilige Sitte der älteren Gelehrten, ihren Namen eine lateinische Endung anzuhängen, fast durchweg beibehält. Es versteht sich von selber, daß wir Männern, die uns in der fremdländischen Namensform nun einmal bekannt sind, wie Melanchthon und Hylacomylus, das alte Kleid belassen; aber wozu brauchen wir einen Schottus, Gudhemius, Bircherodius, Burnetius? Das klingt pedantisch und wird auch nicht ganz consequent durchgeführt, verleitet wohl auch zu unrichtiger Namenbildung. Die Bezeichnung Claramons z. B. ist historisch unhaltbar; entweder nenne man den italienischen Naturphilosophen, der sich so viel mit Galilei zankte, Claramontius, wie er sich latinisirt hatte, oder Chiaramonti, wie er wirklich hieß. — Zum zweiten dünkt uns des Verfassers anerkannte Sorgsamkeit dann zu weit zu gehen, wenn er in seinem Bestreben, einem recht vielseitigen Stoff leitende Gesichtspunkte abzugewinnen, auch harmlose Schulbücher heranzieht, deren Autoren muthmaßlich sehr weit von der Absicht entfernt waren, durch ihre bloß pädagogische Ziele anstrebenden Erklärungen die Wissenschaft selbst fördern zu wollen. Hier soll der alte Spruch gelten: Minima non curat praetor. Auch wird ein wirklicher Vortheil nicht durch solche Rückblicke zu erzielen sein, denn wer wollte es auf sich nehmen, sich derart in die Fluth der Compendienliteratur zu versenken, um auch nur eine leidliche Vollständigkeit zu erreichen?

Wir wollen uns jedoch hüten, in den angedeuteten Fehler persönlich zu verfallen, und wollen lieber gleich von unwesentlichen Kleinigkeiten hinweg zur Besprechung des reichen Inhalts uns wenden. Die neun Abschnitte, denen noch ein sorgfältig gearbeitetes Autorenregister nachfolgt, stehen selbständig da, obwohl sich zwischen ihnen bei näherem Zusehen gar manche Bindeglieder nachweisen lassen. Es werden folgeweise diese Gegenstände abgehandelt: I. Die Quellen; II. Der Zweck der Geographie; III. Der Zusammenhang der Gebirge; IV. Die reine Geographie; V. Zur Würdigung Ritters; VI. Die verticale Dimension bei Ritter; VII. Der Begriff Continent; VIII. Die Ostgrenze Europa's; XI. Die Eintheilung Asiens.

Von hohem Werth für die Geophysik und ihre Geschichte ist Nr. I, denn es werden da erstmalig gewisse Gedankenreihen im Zusammenhang besprochen, über welche man zumeist flüchtig hinwegzugleiten liebt, und ohne deren Verständniß man den ungemein hohen Fortschritt, welcher durch die neuere Quellentheorie gegeben ist, kaum zu würdigen vermag. Von mißverstandenen antiken Vorstellungen geleitet, denen das hellenische Karstland mit seinen Katavothren und unsichtbaren Stromläufen eine gewisse Berechtigung verlieh, hatte man sich phantastische Hypothesen gebildet über ungeheure unterirdische Hohlräume, die man mit dem Arteriensystem des Menschen verglich, und in denen man sich das Meerwasser circulirend dachte, das beim Durchlaufen der Canäle seine Salztheilchen zurückließ und als reines Quellwasser wieder aussprudelte. Diese „Schwammtheorie", wie man sie nicht unpassend nannte, schildert der Verfasser mit einer Vollständigkeit und Sicherheit, wie sie bisher auch nicht annähernd zu finden waren, namentlich auch mit Bezug auf ungewöhnliche Meeresbewegungen, die unverzüglich als Aufsaugungserscheinungen des in die „abyssi et voragines" hineinstürzenden Wassers erklärt wurden, sobald man nur von ihnen hörte. Vielleicht hätte erwähnt werden dürfen, daß im kleinen Maßstab ein solcher Vorgang allerdings möglich ist, denn die sogenannten „Meermühlen" an der Westseite der Balkanhalbinsel zeigen uns offensichtlich, daß das Meer sich in Höhlen an der Küste hinabstürzt, die Spaltensysteme der Uferlandschaft durchzieht und schließlich zu seinem Ursprung wieder zurückkehrt. Daß Isaac Voß dieser Lehre als der erste entschieden entgegentrat, wird hier wohl zum ersteumal hervorgehoben. Weiterhin berührt sich dann diese Frage mit derjenigen nach den durch die Flüsse den Oceanen zugeführten Wassermassen; Chiaramonti, Riccioli, Perrault und Mariotte sind den einschlägigen Berechnungen näher getreten, und durch den letzteren, dem auch der bisher nicht genugsam beachtete Halley zur Seite trat, siegt endlich die noch jetzt die Herrschaft behauptende Doctrin, der zufolge das in den oberen Bodenschichten circulirende Wasser beinahe ausschließlich eingedrungenes Regenwasser ist. Auf die modernen Beanstandungen dieser Quellenlehre durch Volger, Jarz u. s. w. wurde nicht eingegangen. Zunächst jedoch galt es, noch mit einem anderen eingerosteten Irrthum aufzuräumen, welchen der Verfasser mit vollem Recht zu seinem Hauptthema in Beziehung setzt. Der Meeresspiegel sollte eine höhere Lage als die Festlandoberfläche haben, so daß also hydrostatischer Ueberdruck das Wasser hinaustrieb. In einem Gutachten der gelehrten Väter des „Collegium Conimbricense" — warum nicht von Coimbra? — sind übrigens schon die mannichfachsten Gegengründe gegen jene Irrlehre enthalten, und auch Varenius bekämpfte dieselbe. Hr. Wisotzki ist geneigt, die bekannte optische Täuschung, welche ein Aufsteigen des Meeres gegen den Horizont hin zu bewirken scheint, für die falsche Vorstellung theilweise verantwortlich zu machen und der Entdeckung des Gesetzes der Strahlenbrechung einen Antheil an der endlichen Beseitigung des alten Wahns zuzuschreiben. Daß aber auch noch lange nach Mariotte dessen rationelle Ansichten über Grundwasser und Quellen keineswegs überall getheilt wurden, erhellt aus der hier gegebenen Darstellung, aus welcher wir ersehen, wie zäh der Irrthum sein Feld behauptete. Man darf sich nicht damit begnügen, dies eben als ein geschichtliches Factum hinzunehmen, sondern man muß sich auch bemühen, dasselbe causal begreifen zu lernen. Die einschlägigen Erörterungen des Verfassers über die Abhängigkeit der älteren Naturwissenschaft von Philosophie und Theologie, sowie vom ganzen Zeitgeist überhaupt sind sehr berechtigt; nur darin können wir ihm nicht beipflichten, daß der Jesuitenorden als solcher ein Hemmniß des Fortschritts gewesen sei. Dagegen spricht denn doch eine zu erhebliche Reihe von Namen, deren Träger jener Congregation angehörten und gerade auf dem hier in Frage kommenden Gebiet Namhaftes geleistet haben. Es ist freilich für uns Neuere schwer, die „Ratio studiorum" unbefangen zu würdigen, aber daran ist es nicht erlaubt zu zweifeln, daß ein durch diese strenge Schule formalen Denkens gegangener junger Mensch für jede Art selbstthätiger Arbeit besser wie andere disponirt war.

In unsern Tagen steht eine scharfe Begriffsbestimmung des Wesens der Geographie eigentlich unausgesetzt auf der Tagesordnung, und so kommen uns dann des Verfassers retrospective Betrachtungen in Nr. II sehr gelegen. Mit den Humanisten Camers, Vadianus und Melanchthon anhebend, führt uns diese Synopsis durch drei Jahrhunderte hindurch, und wir bemerken, daß alle die verschiedenen Richtungen und Strömungen, mit denen die neueste Zeit zu rechnen hat, auch früher schon nachweisbar sind. Dem einen ist die Erdkunde ein Bestandtheil der angewandten

Digitized by Google

Mathematik, einem anderen wesentlich nur eine Hülfswissenschaft der Geschichte, einem dritten ist sie besonders als ein Element der allgemeinen Bildung wichtig. Dem Referenten, welcher die ältere Methodik selbst des öfteren zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat, war doch sehr vieles von dem neu, was er bei Wisotzki zu lesen hatte. In der Schlußbetrachtung faßt dieser die Ergebnisse dahin zusammen, daß noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch der utilitarische Standpunkt der herrschende und maßgebende war, und daß nur langsam die höher stehende Auffassung durchdrang, nach der die Lehre von der Erde um ihrer selbst willen betrieben werden müsse. Für Schulmänner und Schulbehörden, die nur allzu häufig noch in den Gedankenkreisen einer entschwundenen Zeit befangen sind, wäre dieser zweite Abschnitt eine höchst ersprießliche Lectüre!

Im dritten Abschnitt wird uns die Entwicklung der einstmals mit dogmatischer Starrheit vertheidigten Sätze vom „Gezimmer der Erde" (ossatura globi; charpente de la terre) vorgeführt, welche man mit Peschel auf Kircher und Buache zurückzuleiten pflegt, die aber in Wahrheit viel älter ist. Schon Lionardo da Vinci nannte das Erdreich das Fleisch, die Felsen und Gebirge das Knochengerüst des Erdorganismus, und trotz der Aufschlüsse Miechows über die Nichtexistenz der „Rhipäen" war die Ueberzeugung eine nahezu allgemeine, daß alle Erdgebirge in einem — allenfalls auch submarinen — Zusammenhang unter einander ständen, so daß es genüge, das Gebirgsnetz unsres Planeten vor sich zu haben, um auch sofort das hydrographische Netz einzeichnen zu können. Die landläufige Teleologie, die einen klassischen Vertreter in dem Genfer Physiker Elie Bertrand fand, hatte natürlich auch die Erklärung bereit, daß es sich so verhalten müsse. Zu Desmarest, Link und Malte Brun erstanden zuerst dem Bestreben, die Natur a priori zu construiren, ernsthafte Gegner, und mit C. Ritter (1817), der im Besitz umfassenden Sachwissens zum überlegenen Kritiker berufen war, hört jene Theorie zu bestehen auf.

Der vierte Abschnitt schließt sich sehr eng an den zweiten an, welcher, um Fernerstehenden den Inhalt deutlicher zu machen, hauptsächlich den Gegensatz zwischen Länder- und Staatenkunde, an dessen exacter Definition auch die Jetztzeit noch eifrig arbeitet, in seinem historischen Werden schildert. Die „reine Geographie", wie sie z. B. der durch seinen orographischen Versuch bekannte Friedrich Schultz (1803) sich zurechtlegte, sieht von aller und jeder Vermengung mit Statistik und anderen mehr praktischen Disciplinen ab, und der auch als Geograph nicht unverdiente Naturphilosoph Krause tadelt den wackeren Pädagogen Guths Muths, weil derselbe in seinem Leitfaden auf die politischen Veränderungen der damaligen Gegenwart Rücksicht nahm und so „die höheren Anforderungen, welche das Zeitalter an die Geographie macht, größtentheils unerfüllt gelassen habe". Auch in diesem „Bürgerkrieg" erschien Ritter als vermittelnder, Extremen abholder Geist auf dem Schauplatz, stets geneigt, die in Pestalozzi's Schule erlernten Grundsätze zu allgemeinerer Geltung zu bringen. Gar manche sehr wenig bekannte Persönlichkeit erscheint uns in dem Licht, welches durch die Darlegungen dieses Capitels auf sie fällt, von einer vortheilhaften Seite, so u. a. L. Bucher, dessen an die Geographie gestellte Anforderung, sie müsse die physische Geschichte der Erdoberfläche schreiben, jedenfalls schon eine bemerkenswerthe Emancipation von den engen Banden der Schulgeographie bekundet. Es ist uns diese Charakteristik einer im Aufschwung auf allen Gebieten begriffenen Epoche auch um deßwillen sehr werthvoll, weil sie uns einen Blick in die Verhältnisse vermittelt, die für die Ritter'sche Reform überhaupt bestimmend waren.

Dem großen Geographen, welcher seine Wissenschaft zuerst auch als akademisches Nominalfach in Deutschland zu Ehren brachte, hat der Verfasser schon bei früheren Gelegenheiten sorgfältige Beachtung zugewendet, und auch jetzt geschieht dies wieder in Abschnitt V. Er untersucht die Gründe, durch die sich Ritter leiten ließ, als er einem Hauptwerk die Aufschrift „Allgemeine Geographie" gab; die pragmatische Behandlung, d. h. die Erforschung und Darstellung der Ursachen und Folgen der geographischen Thatsachen und ihres Zusammenhangs soll durch jenen Titel bereits als das erstrebenswerthe Ziel signalisirt werden. Es versteht sich, daß auch der Begriff der „Vergleichung", der seit Ritter zu so lebhaftem Meinungsaustausch den Anstoß gab, nicht unerörtert bleibt; ihm kam es darauf an, die bloß mechanische Thatsachenaufzählung der „Compendiengeographie" geistig zu beleben, zwischen verschieden scheinenden und bei schematischer Betrachtung zufällig neben einander stehenden Einzelnheiten ein geistiges Band zu knüpfen und eben mit einem Wort ein Aggregat in einen Organismus umzuwandeln. Insofern die moderne Erdkunde mehr und mehr ihres Ursprungs eingedenk wird und auf Ritters Anregungen zurücklenkt, ist dieser mit Liebe gearbeitete Essay sicherlich vielen eine willkommene Gabe. Gehört doch auch Ritters Geisteswerk zu den reifen Früchten des Zeitalters der Befreiungskriege!

Die drei nachfolgenden Capitel führen wesentlich das weiter, was in Nr. V begonnen worden war. Durch Nr. VI werden wir mit Ritters Auffassung der Orographie und Oroplastik vertraut gemacht; wenn wir heutzutage von Kettengebirge, Massengebirge, Plateau, Tiefland, Flachland ꝛc. als von allbekannten Sachen reden, so denken wir kaum mehr daran, daß wir dabei ganz auf dem durch jenen Meister der Begriffsbildung bereiteten Boden stehen. Dabei mag uebenher noch an den interessanten Nachweis Wisotzki's erinnert werden, daß die Speculationen über Küstengliederung und Küstenentwicklung, die man gemeiniglich als Ritter'sche Specialitäten betrachtet, um ein gutes Stück älter sind. Nr. VI beschäftigt sich mit der vielumstrittenen, bereits dem Alterthum nicht fremden Frage, woran man eine Ländermasse als selbständigen Erdtheil erkenne. Ganz so leicht, wie oberflächliche Denkweise vielleicht meint, sind solche Bedenken nicht aus der Welt zu schaffen; hat man doch nicht gerade ohne alle Berechtigung sogar Grönland den Continenten beizählen wollen. Hier liegt der Fall vor, daß der Verfasser an Ritters Classification auszusetzen hat, er habe sich zu sehr an das historisch Gegebene gehalten, zu sehr auf eigene Prüfung Verzicht geleistet. Schwankend steht seit uralter Zeit auch die zwischen Asien und Europa zu ziehende Grenzlinie da. Während man ehedem dem Don mit Vorliebe die Bedeutung einer Naturgrenze beimaß, verschob man dieselbe späterhin mehr gegen Osten; der Ural begegnet uns in dieser Rolle zuerst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und Leyser und Strahlenberg standen bei dieser Rangerhöhung Gevatter. Noch heute kann die Aufgabe einer vollbefriedigenden Grenzfestsetzung nicht als erledigt gelten, um so weniger als unter der Einwirkung des geoteltonischen Constructionsgedankens von E. Sueß der Welttheil „Eurasien" als ein neues geographisches Gebilde in den Vordergrund gerückt worden ist. —

Man rühmt gern C. Ritters darin bestehende Eigenart, daß er, wenn für eine noch wenig bekannte Erdstelle die verschiedenartigsten, nicht leicht unter einen Hut zu bringenden Angaben vorlagen, durch ein „Zeugenverhör" eine möglichste Annäherung an den wahren Sachverhalt zu ermöglichen bestrebt war. Ein analoges Princip ist es, welches für das vorstehende Buch Wisotzki's auf geschichtlich-geographischem Gebiet die Richtschnur bildet. Und wie dort,

Digitized by Google

so ist auch hier der gute Erfolg nicht ausgeblieben. Die vornehme Außenseite, für welche man der bekannten Verlagsfirma zu Dank verpflichtet ist, deckt sich mit einem werthvollen Inhalt, von dem man um so eher Einsicht nehmen sollte, da die Arbeitsmethode des Verfassers auch den Stempel der Originalität und des Selbstdenkens an sich trägt.

S. Günther.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Verein für Socialpolitik.** Köln, 23. Sept. In der Vormittagssitzung des heutigen ersten Verhandlungstags wurde zunächst Professor Schmoller mit Acclamation zum Vorsitzenden gewählt, welchem als Stellvertreter Oberbürgermeister Becker, Geh. Rath Professor Gierke und Geh. Rath Knebel zur Seite treten. Vor dem Eintritt in die Tagesordnung hielt zunächst Schmoller eine bedeutungsvolle, unter der schlichten Bezeichnung „einige allgemeine Worte", eingeführte Rede. Er knüpfte an die Thatsache der 25jährigen Existenz des Vereins an und hob hervor, wie zur Zeit der Entstehung des Vereins die deutsche Volkswirthschaft begonnen habe, ihre Glieder auszustrecken und wie mit den sich anbahnenden neuen socialen Schichtungen gerade in jene Zeit neue Fragen, neue Ideale entstanden seien, denen die Gesetzgebung in fieberhafter Hast Rechnung zu tragen sich anschickte. Damals habe der Verein bei seinem Entstehen eine mittlere Stellung eingenommen zwischen dem revolutionären Radicalismus auf der einen Seite und dem von der freien Concurrenz die Lösung aller socialen Räthsel erweiternden Optimismus auf der anderen Seite. Dabei sei der Verein stets eine verhältnißmäßig kleine Gruppe von Männern geblieben; er wolle keine politische Partei sein, er wolle nur aufklären und die Erkenntniß socialer Dinge in alle Classen und Parteien bringen. Nach einem Ueberblick über die Leistungen des Vereins in den abgelaufenen 25 Jahren schloß Schmoller besonders die Frage an, ob die Vereinsarbeit nützlich gewesen sei. Sie werde angegriffen von rechts, wo man die Vereinsmitglieder als unpraktische Doctrinäre bezeichne, von links, wo man sie als feige Vermittler hinstelle. Diese Angriffe zeigten, daß der Verein in der That etwas bedeute. Allerdings habe er nicht, wie etwa die Socialdemokratie, sociale Fragen mit politischen Machtmitteln ins Rollen gebracht, aber indirect sei die Vereinsthätigkeit als eine vom Classeninteresse freie Bewegung ein in weitem Maße wirksamer Sauerteig geworden. Der Verein müsse beiden Seiten unangenehme Wahrheiten sagen; aus den Doppelangriffen dürfe er schließen, daß er auf dem richtigen Wege sei. Die Reaction gegen die Weiterführung der Socialreform sei nur eine vorübergehende Wellenbewegung. Es handle sich um eine „Verdauungspause", wie sie erfahrungsgemäß hervorgehend aus Ermattung und Mißvergnügen gerade nach der Durchführung großer gesetzgeberischer Arbeiten sich zeige. Weiterhin führte Schmoller aus, daß der Vorwurf, der Verein, bezw. die deutsche Nationalökonomie, die er doch wesentlich vertrete, seien seit dem Jahre 1872 so viel anders geworden, unbegründet sei, dabei namentlich an die Lebensarbeit bewährter seitdem dahingegangener Mitglieder, vor allem des langjährigen Präsidenten Nasse anknüpfend. Auch den kräftigeren Ton der jüngeren Collegen dürfe man mehr auf Rechnung des Alters und des Temperaments als eines Unterschiedes in der Grundauffassung setzen. Die Aenderungen, dem denen man spreche, seien in der Hauptsache scheinbar. Nicht der Verein habe sich geändert, wohl aber hätten sich von Zeit zu Zeit die Brillen geändert, mit welchen die Strebungen und Arbeiten des Vereins von den politischen Parteien und von den Regierungskreisen angesehen worden seien. Dies gelte auch von der jüngsten Zeit seit 1894/95. Aus den neuen Schichtungen und der Umbildung der Gesellschaft ergeben sich langdauernde Kämpfe, die ihren Abschluß in neuen Institutionen finden müßten, welche hoffentlich einem größeren Theil der Menschen Antheil an höherer Cultur verschaffen würden. In diesen Kämpfen stünden wir und diese müßten begriffen werden. Dabei richteten die einen den Blick in erster Linie auf den Kampf als solchen mit Begeisterung für denselben, die anderen sähen mit Recht in dem Kampf nur den Durchgang zu neuer Friedens- und Rechtsgemeinschaft. Wenn irgend ein Volk, so sei das deutsche, mit seiner starken monarchischen Gewalt, seinem integren Beamtenthum, dieses Volk ernsten Denkens und religiösen Empfindens, berufen, mehr durch innere Umbildung als durch Revolution zum Ziele zu gelangen. Voraussetzung aber sei dabei, daß nicht einseitige Classeninteressen die Macht an sich reißen. Die über den Interessen Stehenden zu stärken, sei eine der Hauptaufgaben des Vereins. Das Gegengewicht gegen die egoistischen Classeninteressen sei nicht bloß in der organisirten Staatsregierung zu suchen, sondern auch in der öffentlichen Meinung, namentlich in den gebildeten und unbetheiligten Kreisen der Literatur und der Wissenschaft. Wie Miquel früher einmal im Verein gesagt habe, komme es für diesen darauf an, die socialen Fragen ohne Voreingenommenheit zu studiren und nur an dem Maßstab der allgemeinen Wohlfahrt zu messen. Die Kämpfenden sollten sich verstehen lernen; aus dem Verständniß erwachse die Verständigung, wenn auch nicht über die Principien, so doch über concrete Einzelfragen.

Nach dieser mit großem Beifall aufgenommenen Ansprache Schmollers folgte eine Begrüßung der Versammlung durch den Kölner Oberbürgermeister Becker. Dann wurde in die Berathung des ersten Verhandlungsgegenstandes, die Handwerkertage, eingetreten.

Das erste und zugleich bedeutungsvollste Referat in dieser Frage erstattete Prof. Bücher. Einleitend bemerkt er, es gebe zwei Handwerkerfragen, zwar der Zeitungen und Parlamente, d. h. wie weit die Interessen einer besonderen Betriebsform in der Gesetzgebung Ausdruck finden sollen, eine Frage, bei welcher die politische Macht entscheide — und die andere lediglich nach den Thatsachen zu beantwortende Frage nach der Lebensfähigkeit des Handwerks. Nur mit der letzteren will sich der Referent auf Grund der in 9 Bänden niedergelegten Ergebnisse der Enquete des Vereins beschäftigen. Der Hauptinhalt des Bücher'schen Referats, auf dessen reichen Inhalt im einzelnen hier leider nicht eingegangen werden kann, bildete nach einer kritischen Einleitung über die sogenannte „goldene Zeit" des Handwerks eine geistvolle Darlegung des ungefähr seit einem halben Jahrhundert eingetretenen Umbildungsprocesses des Handwerks. Dabei werden fünf verschiedene Entwicklungsprocesse unterschieden: 1. Voller Verdrängung des Handwerks durch gleichartige Fabrik- und Verlagsproduction, 2. Schmälerung des Handwerks durch die gleiche Entwicklung, 3. Angliederung des Handwerks an die Großunternehmung, 4. Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung, 5. Herabdrückung des Handwerks durch Abhängigwerden desselben vom Handel und der Heimarbeit. Die Voraussetzungen, unter welchen diese einzelnen Entwicklungsprocesse, und bei welchen Handwerken für sich vollziehen, setzt Bücher in lichtvoller Darstellung auseinander. — Die volle Verdrängung des Handwerks ist verhältnißmäßig seltener, z. B. bei Webern, Nadlern, Strumpfwirkern, Schuhmachern, Hutmachern, Messerschmieden, Bierbrauern, Böttchern. Sie vollzieht sich bald mehr, bald weniger rasch, je nachdem schon das Handwerk selbst eine Concentration vorbereitet hat, z. B. in der Maßschuhmacherei. Von großem Einfluß ist die Reparaturfähigkeit der Waaren; wo diese gegeben ist, besteht das Handwerk bei capitalkräftigeren Unternehmern, combinirt mit Handel fort. — Die bloße Schmälerung durch Fabrik- und Verlagsproduction vollzieht sich in verschiedenartiger Weise: 1. durch Verschmelzung verschiedener Handwerksbetriebe zu einheitlichen Productionsanstalten, z. B. Möbelfabriken, Kofferfabriken; 2. durch Herausnahme einzelner lohnender Artikel aus dem Handwerk, so z. B. bei der Buchbinderei, Schlosserei; 3. dadurch, daß die Fabrik die eine größere Kraftanwendung erfordernden Anfangsstadien der Production an sich zieht, so insbesondere bei der Metall- und Holzverarbeitung; 4. durch das Aufkommen neuer Rohstoffe und Productionsmethoden, die für das Handwerk nur wenig geeignet sind, z. B. gebogene Möbel, Drahtseile, Guttapercha und ähnliche Stoffe. — Die Angliederung des Handwerks an große Unternehmungen wird dadurch hervorgerufen, daß diese selbst großen Bedarf an Handwerksarbeit haben, z. B. die Möbelfabriken an Tischler- und Schlosserarbeit. Dabei ist zu beachten, daß die Arbeiter für leicht angegliederte Betriebe noch lange im freien Handwerk ausgebildet zu werden pflegen, was eine Steigerung der Zahl der Lehrlinge beiträgt. — Die Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung ist gerade heute sehr bedeutend, z. B. bei der Böttcherei, in Folge der Befriedigung des Bedarfs durch Metallwaaren, bei der Drechslerei (Spinrad!), der Zinngießerei.

Was schließlich das Abhängigwerden des Handwerks vom Handel in Gestalt der Heimarbeit anlangt, so wird diese in den Städten durch die hohen Miethpreise und die Schwierigkeit der Ladenhaltung für den kleinen Mann wie nicht minder durch das neuzeitliche Ver-

Digitized by Google

langen des Publicums gefördert, Auswahl unter einer großen Menge verbrauchsfertiger Artikel treffen zu können.

Als seine persönliche Ueberzeugung stellt Bücher Folgendes fest. In allen Fällen, in denen das Handwerk gebrauchsfertige, raschem Verderb nicht unterliegende Waaren erzeugt, die in bestimmten Typen herstellbar sind, ist das Handwerk höchst bedroht, auch da wo die technische Ueberlegenheit der Fabrik nicht besteht; der Handel gibt hier die allgemeine Liquidationsanstalt ab. Wo aber locale Anbringung oder individuelle Anpassung der Waare nöthig ist, verliert das Handwerk nicht die Berührung mit dem Consumenten. Nöthig aber ist hier zur Farteehaltung des Handwerks eine concentrirte Bedarfsorganisation, welche in der Ausgestaltung des Ladenwesens Ausdruck findet. Das Handwerk erfährt hiedurch eine capitalistische Umwandlung mit verhältnißmäßiger Steigerung der Gehülfenzahl. — So ist in der Hauptsache die städtische Entwicklung. Auf dem Land liegt die Sache anders. Der Bedarf ist dort noch nicht concentrirt, er trägt vielfach individuelles Gepräge. Hier ist noch wirklicher Handwerksbau, dazu kommt die Förderung des Handwerks durch Landwirthschaftsbetrieb und Hausbesitz. Auch hier ist eine Umwälzung, ausgehend von der städtischen Industrie, im Anzug; aber die Consumtionssitten ändern sich nicht so schnell; auch bleibt viel Reparaturarbeit, zum Theil entsteht solche auch neu, z. B. bei den landwirthschaftlichen Maschinen. So kommt es, daß 52 Proc. unsrer selbständigen Handwerksmeister heute auf dem Land leben. Bücher ist der Ansicht, daß die Lage der Meister auf dem Land jetzt günstiger ist, als jene der städtischen Meister am Anfang des Jahrhunderts war. Die oft ausgesprochene Hoffnung, daß durch Ausbildung der kunstgewerblichen Seite und durch Anwendung der Kleinkraftmaschinen dem Handwerk geholfen werden könne, theilt Bücher auf Grund der Enquete nicht.

Das allgemeine Schlußurtheil Büchers ist folgendes. Im ganzen gibt die Lage im Vergleich mit der „goldenen Zeit" des Handwerks nicht zu großen Klagen Anlaß. In den Städten wird allerdings der Handwerker ein anderer Mensch; er steigt empor als capitalistischer Unternehmer, er wird gutgestellter Vorarbeiter oder qualificirter Fabrikarbeiter, aber er sinkt herab zum Heimarbeiter. Der Heimarbeiter ausgenommen, haben alle diese Classen materiell eine bessere Lage als der alte Meister. Das ist in großen Zügen die Tendenz der Entwicklung; der Uebergang vollzieht sich langsam und geräuschlos, großes Elend tritt nur etwa bei der Bekleidungsindustrie hervor. Gewisse Schichten bleiben noch immer dem Handwerk treu; dadurch ist eine Frist zur Vorbereitung auf die neuen Zustände gesichert, namentlich zur Durchführung tüchtiger allgemeiner und sachlicher Vorbildung. Aufhalten läßt sich dieser Entwicklungsproceß nicht, höchstens verlangsamen, und ob dies ein Glück ist, erscheint fraglich. Das Handwerk geht als Betriebsform nicht unter, es wird nur in seiner Position beschränkt. Heute hat es seinen Boden auf dem Land, wo jetzt die Bedingungen seiner Existenz gegeben sind; im Mittelalter war es in den Städten. In diesem Jahrhundert hat das Handwerk das Land an Stelle der Städte erobert; das ist eine Lichtseite in dem düstern Bild der Lage des Handwerks.

* **Wilhelm Wattenbach** wird, wie mehrere Berliner Blätter mittheilen, nicht in Berlin seine letzte Ruhestätte finden; die Beerdigung erfolgt in Heidelberg, wo er ein volles Jahrzehnt, von 1862 bis 1872, als Professor wirkte. Der verewigte Gelehrte hinterläßt eine trauernde Wittwe, mit der er sich erst im Alter vermählt hatte. Früher leitete den Hausstand seine verstorbene Schwester, Cäcilie Wattenbach, der einst Emanuel Geibels junges Herz gehörte.

* **Petersburg.** Die hiesige Universitätsbibliothek hat sich in letzter Zeit durch drei wahrhaft reiche Schenkungen erweitert; eine besteht aus der 15,000 Bände umfassenden Bibliothek allgemein-wissenschaftlichen Inhalts des verewigten Publicisten und Philosophen N. N. Strachow; die zweite, ebenfalls einen 15,000 Bände umfassende Schenkung stammt vom verstorbenen Akademiker Bustschew-Rjamin und enthält vornehmlich Werke über die Geschichte der russischen und englischen Literatur. Endlich hat noch die Wittwe des ehemaligen Directors des VII. St. Petersburger Gymnasiums, des Wirkl. Staatsraths A. A. Hoffmann, der Universitätsbibliothek eine werthvolle Büchersammlung vermacht, die zum größten Theil aus Werken über die lateinische Sprache besteht. Die in den Besitz der Universität übergegangenen Bibliotheken werden gegenwärtig katalogisirt und demnächst der studirenden Jugend zugänglich gemacht werden. Die 90,000 Titel in 250,000 Bänden enthaltende Bibliothek der hiesigen Universität gehört somit zu den reichsten in Rußland.

* **Dorpat.** In der letzten Zeit war zwischen den russischen, deutschen, lettischen und estnischen Preßorganen der baltischen Gouvernements eine heftige Polemik ausgebrochen, welche die Errichtung zweier neuen Professuren für praktischer Theologie an der hiesigen Universität zum Gegenstande hat. Eine der Professuren soll dem Unterricht in lettischer Sprache, die andere dem in estnischer Sprache gewidmet sein. Der Huß der estnischen und lettischen Bevölkerung gegen die lutherischen Pastoren deutscher Herkunft, oder wenigstens deutscher Richtung, die ehemalige Zöglinge der hiesigen theologischen Facultät sind, hatte hauptsächlich zu dieser Polemik die Veranlassung gegeben. Im Mai dieses Jahres richtete nun das evangelisch-lutherische General-Consistorium zu St. Petersburg an die hiesige theologische Facultät die Anfrage, welches Gutachten sie über diese Angelegenheit abgebe. Dieses Gutachten ist jetzt abgegangen. Es lautet bei dem jetzigen Professoren-Bestande der theologischen Facultät, in der es keinen einzigen Letten, keinen einzigen Esten, sondern vier Deutsche und einen Slaven gibt, nur abschlägig sein. Jedoch ist nicht zu hoffen, daß damit die Bewegung ihr Ende erreicht habe, denn nur allzusehr haben die Esten und Letten es vergessen, daß sie ihre gesammte sittliche und intellectuelle Cultur, und speciell ihre Schriftsprache, dem baltischen Pastor deutschen Stammes verdanken.

* **Vardö**, 23. Sept. Heute sind vier Schiffe der Jenissei-Expedition aus dem Ob nach ausgezeichneter, eisfreier Reise hier eingetroffen. Die übrigen Schiffe aus dem Jenissei werden in kurzer Frist erwartet.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von H. Bechhold in Frankfurt a. M.
Neue Krämer 29/31.

Abonnieren Sie ab 1. Oktober 1897:

DIE UMSCHAU

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Preis vierteljährlich M. 2.50.
Postzeitungspreisliste für Deutschland No. 7321 a.
Probenummern und Prospekte gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

[14592]

Deutsche Nähmaschinen
bester Qualitäten,

ausgestattet mit allen neuesten Erfindungen. Vollkommener Mechanismus, rasches Nähen, elegante Ausstattung, bescheidene Preise.
Keine Erhöhung bei Theilzahlung.
Kataloge und Versandt franko.
Reellste Bedienung.

Chr. N. Schad, München,
Hoflieferant,
*Perusastrasse 11 * Kaulbachstrasse 9.*
(13963)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 27. September. Nummer 217.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Armilustrium auf dem Aventin. Von Gräfin Ersilia Lovatelli-Caetani. — Erinnerung und Phantasievorstellung. Von Carl Schneider. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Armilustrium auf dem Aventin.

Von Gräfin Ersilia Lovatelli-Caetani.

Der stimmungsvoll schönste von den sieben römischen Hügeln ist, ohne Frage, der Aventin in seiner tiefen Ruhe, mit seinen uralten, im Grünen verborgenen Kirchen, unter denen vor allen Sancta Sabina mit ihrem orangenreichen Klosterhof und ihrem merkwürdigen, in Holz geschnitzten Portal den heutigen Besucher — es sei denn sein Gemüth jeder poetischen Empfindung bar — mit einer unbestimmten sanften Wehmuth erfüllt.

Bei den Römern für plebejisch gehalten[1]) und erst von Kaiser Claudius im Pomörium aufgenommen, wurde dieser Hügel im Mittelalter von Kaiser Otto III., der seine Residenz dort aufschlug, verschönt.[2]) Das gleiche that Alberich, Tyrann von Rom, und spätethin setzten die Savelli sich dort fest. Bei Sancta Sabina führten sie ein Schloß oder richtiger eine Burg mit Thürmen und Mauerzinnen, nach Sarazenenart auf, wovon heute noch großartige Trümmer zu sehen sind.[3])

Ein schmaler Aufstieg führt zwischen zwei Mauern zum kleinen Platze hinauf, der mit Zinnen, Obelisken und kriegerischen Trophäen putzig ausgelegt, diese Umgestaltung nach Entwürfen des Piranesi im Auftrage des Cardinals Rezzonico vor etwa mehr als hundert Jahren erhielt. Hier erschließt sich ein lachender Anblick hinter hoher Gitterthüre: der Garten des Priorats vom Malteserorden. Man betritt ihn durch einen langen Lorbeergang, dessen dunkles Gezweige die Peterskuppel zu umrahmen scheint, wie sie in geheimnißvoller Ferne, zwischen dem Grün des Janiculus und des Monte Mario, sich in zarten Umrissen vom blauen Firmament abhebt.

Von einem kleinen, blumenumwobenen Balcon aus, der am Ende fast senkrecht über dem Tiber hängt, genießt man das wundervolle Panorama von Trastevere und dem übrigen Rom mit seinen Häusern und Kuppeln, seinen schweren Feudalthürmen und seinen leichten Glockenthürmen; fürwahr ein traumhaftes Rundbild, das sich in dieser leuchtend durchsichtigen Luft fast aufzulösen und sozusagen darin zu verschwimmen scheint. Auf dem kleinen Freiplatze im Garten, und zwar genau in seiner Mitte, steht ein Marmorbehälter, dessen springende Wasser von oben in das weite Becken niederfallen. Auf der einen Seite erhebt sich der alte Bau des Priorats mit daranschließender Kirche der Santa Maria vom Aventin, einst den Templern eigen, und dann auf den Orden der Jerusalemitaner, d. h. der Malteser, übergegangen. Kleine Gartenwege, abwechselnd von Immortellenzäunen und Steinsitzen, von Marmoraschenkistchen und Büsten oder antike Vasen tragenden Postamenten umsäumt, münden auf das Haus. Hier und dort Vierecke aus Buchs voll blühender Veilchen und Jonquillen, über denen buntfarbige Schmetterlinge sich wiegen und flattern; nach allen Seiten tönende Brünnlein voll Moos und Frauenhaar, mit Marmorgebilden von verstümmelten Faunen und Nymphen in Farren und Kletterröslein gehüllt. Und Farren und Röslein blühen auch zu ihren Füßen. An den Mauern des Obstgartens entlang werden in Reihen lebhaft grüne Orangen- und wohlriechende süße Citronenbäume gezogen.

Ganz ausnehmend entzückend ist dieser Garten zu Beginn des Frühjahrs, wann der angenehme, zarte Duft der ersten Veilchen und Anemonen die Luft durchzieht und die Vöglein der neuen Jahreszeit zum Preis ihr Loblied singen. Dann ist hier der Ort zu sympathischen Zusammenkünften und intimen Zwiegesprächen; hier wiederhole ich auch, auf diesen lauschigen Fleck angewandt, was Heinrich von Navarra über die Annehmlichkeiten von Marans schrieb: l'on s'y peut réjouir avec ce que l'on aime, et plaindre une absence.[1])

Zur Römerzeit befand sich hier herum das Armilustrium,[2]) ein Grundstück, das nach der jährlichen Feier so benannt wurde, die die Salii, kriegerische Priester des Mars, mit Panzer und Helm bewaffnet, den Speer in der Rechten, den Ancile in der Linken, mit großem Pomp hier abhielten.

Obgleich der sagenhafte Ursprung dieser Ancili oder heiligen Schilde genugsam bekannt ist, erachte ich es doch nicht für überflüssig, ihn hier flüchtig zu erwähnen.

Eine alte Sage berichtet: es sei zur Zeit des Königs Numa Pompilius, während dieser in seiner Residenz dem Gebete sich hingegeben, ein Bronzeschild auf wunderbare Weise vom Himmel gefallen, der an beiden Seiten beschnitten gewesen, woher sein Name Ancile[3]) stamme.

---

[1]) Gegen die Neige des dritten Jahrhunderts der römischen Aera vertheilte ein icilisches Gesetz das öffentliche Besitzthum dieses Hügels unter die Plebejer (Bull. dell' Inst., 1861, pag. 54).

[2]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom III, S. 548.

[3]) Honorius III. gab einen Theil den Dominicanern, damit sie ein Kloster dort errichteten. Honorius IV. endlich verlieh dem verödeten Hügel neues Leben, indem er seinen Sitz dort aufschlug und — vom Wunsch beseelt, diesen alten Stadttheil neu zu bevölkern — die Römer aufforderte, sich mit Häusern und Palästen dort anzusiedeln. Wassermangel scheint jedoch diese savellische Colonie am Aufblühen gehindert zu haben. So viel ist indeß sicher, daß die Savelli von jener Zeit an dort wohnten. Dies bezeugen hinlänglich ihre Grabstätten in der anstoßenden Kirche von Sancta Sabina, sowie in der anderen vom heiligen Alexius. Der Aventin war auch Wohnsitz der mächtigen Ceestentier. (Bull. Arch. Com. 1894, pag. 5 u. f. w.; Gregorovius, op. cit. V. S. 748—749 und Platina Vita Hon. IV).

[1]) *Saint-Beuve*, Causeries di Lundi, XI, pag. 358. Der Garten dieses Malteser Priorats hat außerdem das besondere Interesse, daß der berühmte Hildebrand, Gregor VII., in ihm aufwuchs und erzogen wurde unter der Obhut seines Oheims, des Abts des Klosters.

[2]) *Hülsen*, Formae Urbis Romae, pag. 9; *Becker*, Top., pag. 450; *Lanciani*, Bull. dell' Inst., 1870, pag. 88; *Gilbert*, I. pag. 131.

[3]) Der Name soll davon herkommen, daß es utroque latere ancisum, recisum, incisum erat. (Pauli Encycl.)

Laut dem Haruspex, oder, wie andere meinen, laut den Weissagungen der Nymphe Egeria, sollte Roms Schicksal solange glücklich gedeihen, als dieser Wunderschild in seiner Mitte bliebe. Deßhalb habe König Numa, um zu verhindern, daß er weder erkannt noch entführt werden könne, elf ihm vollkommen gleiche Schilde bestellt und mit deren Anfertigung den Künstler Mamurius Veturius betraut, der zum Lohne nichts weiter begehrt, als daß sein Name in die heiligen Hymnen der Salii mit verflochten werde.[1]) So die Sage. Es ist jedoch anzunehmen, daß man im geheimnißvollen Waffenschmiede, den Gott Mars selber, den Vater des Begründers von Rom, Schutzgott der Stadt, habe andeuten wollen, ganz nach der Art, wie die schicksalsschweren heiligen Schilde, im Laufe der Zeit zum Gegenstande abergläubischer Verehrung geworden, vermuthlich im Anfang die heiligen Waffen der Römer ausgemacht haben werden. Und wie man im Märzenmonde den Beginn der streitbaren Jahreszeit mit diesen Schilden, die dann die Salii mit Gesang und Tanz processionsweise durch die Stadt trugen, zu feiern pflegte, ebenso beging man im October den Schluß derselben. Letztere Ceremonie, Armilustrium geheißen, ging am neunzehnten Tage besagten Monats und zwar eben hier auf dem Aventin vor sich, unweit des Lauretum, eines alten Lorbeerhains, der schon zur Zeit des Varus niedergehauen, die Stätte gewesen sein soll, auf der König Titus Tatius ermordet und begraben wurde. Dort hinauf begaben sich also die bewaffneten Bürger und brachten unter Jauchzen und Trompetengeschmetter ihre Opfergaben dar, während die Salii in mannichfachen Verschlingungen kriegerische Tänze aufführten und die heiligen Schilde geräuschvoll schüttelnd und schlagend, unter feierlichen Gebräuchen die römischen Waffen reinigten und weihten.[2]) Hierauf wurden die Ancili, als Zeichen des Friedens, wiederum im Heiligthum des Mars, in der curia Saliorum, niedergelegt und dort hatten sie zu verbleiben bis zum folgenden Frühjahre, d. h. bis zum Beginne der dem Kriege günstigen Jahreszeit.

Die Salii, die wir von den entferntesten Zeiten an in ganz Italien verbreitet finden, zählten anfangs in Rom nur zwölf Mitglieder. Ihr Heiligthum hatten sie auf dem Palatin und daher kam ihnen die Bezeichnung Salii Palatini.

Diesen ersten von Numa eingeführten gesellten sich später weitere zwölf, von Tullus Hostilius ernannte, hinzu, die Salii Collini, oder auch Agonali, hießen und deren Sanctuarium auf dem Quirinal stand. Diese beiden Collegien, obschon von einander geschieden und jedes mit seinem eigenen Rituale versehen, hatten dennoch den Cult der heiligen Schilde gemeinsam.

Aus dem Patriciat gewählt, mußten die Salii zur Zeit ihrer Ernennung patrimi et matrimi, das heißt im lebenden Besitze beider Eltern sein. Es war ihnen gestattet, diese Priesterwürde, ehe sie noch ihre Kinderschuhe ausgezogen hatten, anzunehmen; wir wissen denn auch, daß Mark Aurel bereits im Alter von acht Jahren ins Colleg der Salii eintrat. Ihr Priesterthum war auf Lebenszeit. In besonderen Fällen hörten sie jedoch auf, dazu zu gehören, wie z. B. bei Erhebung zu besonderen Aemtern und Würden; ein solcher Austritt geschah alsdann durch die Ceremonie der exauguratio.

Was die Feste der Salii betrifft, so wurden sie, wie gesagt, zweimal im Jahre, im März und im October, zu Beginn und zum Schluß des Militärjahres, gefeiert. Das erste, das sich fast auf den ganzen Monat ausdehnte, bestand vornehmlich aus einem feierlichen Umzuge, unter dem Vertritt von Trompetern, an dem sich vermuthtich beide Collegien betheiligten. Die Salii erschienen dabei in einer buntfärbig ausgenähten Tunica, mit einem kleinen, vom apex überhöhten Helme, mit dem Panzer und das Schwert an der Hüfte. In der Rechten hielten sie einen, an beiden Enden mit einer kleinen Kugel versehenen Stab. Damit schlugen sie auf den Ancile los, den ihre Linke umfaßte, wozu sie hüpfend und tanzend die uralten salischen Hymnen sangen, deren Sprache ihnen selber unverständlich geworden war. In diesen Hymnen riefen sie, nebst vielen anderen Gottheiten[1]), hauptsächlich Mars, den Gott des Krieges, unter seinem uralten Beinamen des Gradivus[2]) an. Man weiß nichts bestimmtes über die Zeit, in der die besagten Gesänge, welche für die ältesten Documente der römischen Sprache und Poesie gelten, entstanden sein mögen.[3]) Der Umzug, der mehrere Tage dauerte, durchlief alle vierzehn Regionen der Stadt und hielt bei allen der Stadt heiligen Stellen an. Dort tanzten alsdann die Salii, ihre genannten uralten Lieder singend, zum rhythmischen Tone einer Flöte um die Altäre der Götter, bald in einzelnen Abtheilungen, bald alle mit verschlungenen Händen im Kreise vereint. Den Tag beschloß ein köstliches Mahl in einem der eigens zu solchem Zwecke aufgeführten Gebäude. Diese salischen Nachtmahle waren sowohl wegen ihres Prunkes, als wegen der auserlesenen Zubereitung ihrer Speisen geradezu sprichwörtlich geworden.[4]) Deßhalb kann es nicht wundernehmen, daß Kaiser Claudius, der bekanntlich über die Maßen dem Wohlleben und der Schlemmerei ergeben war, als er eines Tages im Tribunal des Forums des August zu Gerichte saß und ihm dort der Duft von den Speisen in die Nase stieg, welche im nahen Marstempel zum abendlichen Imbiß der Salii eben zubereitet wurden, von unwiderstehlicher Gier getrieben, plötzlich das Tribunal verließ und eilends entlief, um sich an jener priesterlichen Tafel niederzulassen.[5])

Die Zahl der Gebäude in denen man — während der Umzug dauerte — über Nacht die heiligen Schilde niederlegte, kennt man nicht; doch ist es kaum wahrscheinlich, daß die Salii selbst dort übernachteten; es ist wohl eher anzunehmen, daß sie nach ihren prächtigen Festgelagen sich für die Nacht in ihre eigenen Behausungen zurückgezogen haben werden. Daß sie unmittelbar nach beendeter Mahlzeit aber auch vereint ein wenig zu ruhen pflegten, geht aus einer Stelle im Capitolinus hervor, wo erzählt wird, wie dem Mark Aurel bei einem solchen Anlaß die Vorbedeutung der Kaiserwürde auf folgende Art geworden sei:

Als er eines Tages, nach der Tafel, mit den Salii im Tempel des Mars geruht und jeder den gastlichen Kranz vom Haupt nehmend, ihn als Zeichen übermüthigen Behagens von sich geworfen, sei der des Mark Aurel von ungefähr auf die Stirne des Gottes zu sitzen gekommen,

---

[1]) Die Ancili sieht man auf einer Münze der Gens Licinia dargestellt. (*Cohen*, Méd. Cons. tav. XXIV, n. 11.) Die Gelehrten sind über die genaue Form dieser Ancili nicht einig.

[2]) C. I. L., I, pag. 333; Fast. Maff. e Amit., XIV Kal. Nov., *Mommsen*, Inscr. lat. ant. pag. 404, 19 oct.; Huschke, Das alte römische Jahr. Breslau, 1869. pag. 173, 355, 363; *Varrone*, De ling. lat., VI. 22; *Wissowa*, De feriis anni Rom., pag. IX u. f. w.

[1]) Venus war sowohl aus den Gesängen der Salii als aus dem Pantheon ihrer Gottheiten ausgeschlossen.

[2]) Kleiner Untersatz mit Weihinschrift an Mars unter der Benennung Gradivo. (C. I. L. XIV., 2580: *Borghesi*, Oeuvres complètes, III, pag. 28—29.) Es ist sehr selten, diese beiden Namen vereint zu finden. Ueber die Etymologie von Gradivus siehe *Bréal*, Les Tables Eugubines, pag. 66. Das Wort bedeutet vielleicht den, der sich ins Gefecht wirft.

[3]) Maurenbrechers Carminum Saliarum reliquiae ist die beste über diesen Gegenstand noch gemachte Studie. Vgl. *Ceci*, Sui frammenti maggiori dei carmi saliari, aus den Jahresberichten der kgl. Accademia dei Lincei, 1896, pag. 403 u. f. w.

[4]) Man sehe darüber *Horatius*, Lyr., I, 37, 2 und die Commentare über diese Stelle; *Cicero*, ad Att., 5, 9, 1: epulati eramus saliarem in modum; *Apulejus*, Metam., 4, 22, 8 u. a.

[5]) *Suetonius*, Claud. 33.

was von allen als ausgezeichnetes Vorzeichen seiner künftigen Geschicke erachtet worden.[1])

Das zweite salische Fest, das in den October fiel, war speciell das unter dem Namen Armilustrium bekannte, und ist in seinem rein militärischen Charakter von uns früher schon erwähnt worden. — An den Tagen an denen die heiligen Schilde in Bewegung waren und die für heilig galten, konnte man nichts, weder öffentlich noch privatim, unternehmen; ja die flaminische Diale, d. h. die Gemahlin des Hohenpriesters des Jupiter, durfte während dieser Zeit sich nicht einmal die Haare strählen oder ordnen.

Ferner galt es als schlimme Vorbedeutung, d. h. als Zeichen drohenden Krieges, sobald diese himmlischen Waffen sich von selbst bewegten und einen gedehnten, traurigen Klang von sich gaben.

Schließlich erinnere ich daran, daß das Fest des Armilustrium nicht nur dem Grund und Boden auf dem es sich vollzog, den Namen gab, und der — wie wir gesehen — die Stelle des heutigen von Piranesi entworfenen kleinen Platzes einnahm, sondern auch einem Gäßchen, welches darum vicus Armilustri hieß und dessen Ueberreste immer wieder in verschiedenen Zeiten zutage kamen.[2])

Was die Salii betrifft, so sehen wir sie noch das ganze vierte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hindurch bestehen[3]); danach findet sich nichts mehr was an sie erinnert. Deßhalb können wir mit gutem Grund behaupten, daß ihre Priesterschaft, gleich anderen heidnischen Brüderschaften und Collegien, gegen die Neige jenes Jahrhunderts ihr Ende fand. — Nimmer wurde von da an mehr das kriegerische Fest auf der Höhe des Aventin begangen, diesem heute noch so stimmungsvoll schönen Hügel in der tiefen Stille seiner uralten, im Grünen verborgenen Kirchen und seines anmuthenden Maltesergartens, unter dessen dichten Lorbeerschatten der Genius loci, wie im Traume, geheimnißvoll entfernte Dinge aus einer verschwundenen Zeit erzählt.

Erinnerung und Phantasievorstellung.

Ein psychologisches Capitel von Carl Schneider.

Ueber die centrale Bedeutung, welche der Erinnerung für unser gesammtes geistiges Leben und dessen Zusammenhang zukommt, ist man unter Laien nicht minder wie unter Psychologen von Fach wohl einerlei Meinung. In der That: daß ohne diese Fähigkeit die Daten unsrer Erfahrung ein wüstes, ungeordnetes Chaos bilden würden, daß erst durch sie Einheit und Zusammenhang in dieselben gebracht und somit jede — wissenschaftliche oder unwissenschaftliche — Erkenntniß, ja überhaupt eine Erfahrung im eigentlichen Sinne erst durch sie ermöglicht wird; daß nicht minder auch die Vorstellung unsres eigenen Ichs, das empirische Wissen von unsrer Persönlichkeit und deren Zusammenhang durch die Erinnerung bedingt ist und der gesammte Verlauf unsres Bewußtseins Verknüpfung und Ordnung erst durch sie erhält; daß sie die Bedingung aller geistigen Thätigkeit ist, ihr Erlöschen das Hereinbrechen der geistigen Nacht, des Wahnsinns bedeutet — das alles und noch einige ähnliche Thatsachen mehr sind jedermann geläufige Dinge. Trotz oder vielleicht auch gerade wegen der Allbekanntheit dieser Bedeutung der Erinnerung für unser Bewußtseinsleben hat es in der Psychologie bisher an einer exacten Analyse dieser Function und der mit ihr in nächster Beziehung stehenden Phänomene gefehlt; man war zu sehr darauf aus, gleich an die Betrachtung der complicirteren Thatsachen des Bewußtseins heranzutreten und vernachlässigte darüber, freilich sehr zum Schaden der Erkenntniß dieser complicirten psychischen Thatbestände selbst, die Untersuchung des Primären, auf dem jene anderen psychischen Thatbestände erst beruhen. Fast all die Fragen, die in Bezug auf das Erinnerungsphänomen gestellt werden können — ob sie eine letzte Thatsache unsres Seelenlebens ist oder ob sie eventuell auf einfachere psychische Erlebnisse zurückgeführt, aus diesen abgeleitet werden kann; welcher Art ihre Beziehung zu den höheren Functionen des Bewußtseins, zur Association, zur Begriffsbildung, zum logischen Urtheil, zu den Willensacten ist; auf welche Weise jene Phantasievorstellungen aus ihr abzuleiten sind, die wir nicht als Erinnerungsbilder früher gehabter Erlebnisse deuten, sondern als „reine" Phantasievorstellungen zu bezeichnen pflegen —: auf all diese Fragen gab die bisherige Psychologie so gut wie keine, jedenfalls keine exacte und befriedigende Antwort. Oder vielmehr, diese Fragen wurden überhaupt nicht aufgeworfen, man sah in ihnen keine sinnvollen, eine Antwort verlangenden und einer solchen fähigen Probleme. Erst die neueste Phase der Psychologie und besonders eine bestimmte Richtung in derselben, als deren hervorragendste Vertreter wir den bekannten Amerikaner James und den jüngst in Zürich verstorbenen Avenarius ansehen dürfen, hat sich auch mit diesen Fragen eingehend beschäftigt.

Ist die Erinnerung eine letzte, nicht weiter zurückführbare Thatsache unsres Bewußtseins oder nicht? Eine vielverbreitete Anschauung nimmt das letztere an; sie will die Erinnerung dem Vergleichen als der weiteren Geistesthätigkeit unterordnen. Wenn ich einen bestimmten Phantasieinhalt beurtheile als das genaue Abbild irgend eines meiner vergangenen Erlebnisse — dieses Wort natürlich hier im weitesten Sinne genommen —, so kommt dies jener Anschauung zufolge dadurch zustande, daß ich den meinem Bewußtsein gegenwärtigen Phantasieinhalt vergleiche mit jenem bestimmten Erlebniß, als dessen Reproduction er vor mir erscheint, und nun auf Grund der Uebereinstimmung des Phantasieinhalts mit dem betreffenden „reproducirten" Bewußtseinserlebniß denselben eben als Erinnerungsbild jenes vergangenen Erlebnisses beurtheile. Aber eine einfache Betrachtung läßt das Unhaltbare dieser Anschauung erkennen. Ich erinnere mich beispielsweise augenblicklich meiner Studienzeit in Bonn. Die Straßen, die Häuser, die Universität, der alte Zoll, der Rhein und das Siebengebirge stehen mit mir selbst als Mittelpunkt bestimmter Erlebnisse aus jener Zeit klar und bestimmt vor meinem geistigen Auge; kein Zweifel ist möglich, auf welche vergangenen Erlebnisse, auf welche früheren Bewußtseinsinhalte sich diese Phantasiebilder beziehen. Es ist mir auch möglich, auf Grund derselben eine ganze Reihe von Urtheilen über meine vergangenen Erlebnisse und Bewußtseinsinhalte zu fällen, und zwar mit dem Gefühle vollkommener Sicherheit, nicht anders als ob ich unmittelbar über gegenwärtige Inhalte meines Bewußtseins zu urtheilen hätte. Ich erkenne eben unmittelbar in diesen Phantasiebildern bestimmte frühere Inhalte meines Bewußtseins wieder, und kann vermöge dieses Wiedererkennens über jene Inhalte genau so urtheilen, als ob diese in ihrer primären Actualität meinem Bewußtsein gegenwärtig wären. Wie aber dieses Wiedererkennen, das mit dem Erinnern offenbar identisch ist, durch einen Act des Vergleichens zustande gekommen sein sollte, ist nicht einzusehen. Jene früheren Erlebnisse und Inhalte sind ja eben als solche vergangen und nur noch in meinem Bewußtsein durch ihre Erinnerungsbilder vertreten; wie sollte ich also, der ich überdies augenblicklich an meinem Schreibtisch nicht einmal eine Photographie oder sonstige Abbildung von Bonn vor Augen habe, diese Erinnerungsbilder mit

---

[1]) *Capitolinus*, M. Aurel, c. 4.

[2]) Bull. dell' Inst., 1870, pag. 88; Bull. Arch. Com., 1893, pag. 296.

[3]) *Marini*, Atti e Mon. de' Fratelli Arvali, pag. XXXIII.

jenen früheren Inhalten „vergleichen“ können? Die Frage aufwerfen heißt sie beantworten; von einer Vergleichung ist hier offenbar keine Rede. Die Erinnerung, welche wir nach dem obigen bezeichnen können als das Wiedererkennen bestimmter vergangener Inhalte des Bewußtseins vermöge gegenwärtiger Inhalte, die wir Erinnerungsbilder zu nennen pflegen, ist vielmehr ein von der Vergleichung unabhängiges Phänomen des Seelenlebens. Zu jeder Vergleichung, wenn anders das Wort nicht eben geradezu seines üblichen Sinnes beraubt werden soll, gehört zum mindesten eine Zweiheit von Bewußtseinsinhalten, so wenn ich z. B. ein Roth und ein Blau auf ihre Sättigung vergleiche; hier aber ist diese Zweiheit nur eine scheinbare, das Erinnerungsbild ist zunächst allein im Bewußtsein gegenwärtig als Repräsentant jenes vergangenen Erlebnisses, und erst secundär, wenn es diese repräsentative Function bereits genügend erfüllt hat, ist es möglich, durch einen Act der Abstraction das dem Bewußtsein momentan gegenwärtige Erinnerungsbild von jenem vergangenen Erlebniß zu unterscheiden. Ja, umgekehrt: nicht die Erinnerung beruht auf einem Vergleichen, sondern offenbar jedes Vergleichen, das zwischen einem gegenwärtigen und einem vergangenen oder vollends zwischen zwei vergangenen Bewußtseinsinhalten vor sich geht, auf der Erinnerung; und so, weit entfernt, daß die Erinnerung dem Vergleichen als der umfassenderen Thätigkeit unterzuordnen wäre, sind vielmehr die Vergleichungen, soweit sie ganz oder theilweise zwischen Vergangenem stattfinden — und das sind die weitaus meisten — nur besondere Fälle der Urtheile, die uns das Phänomen der Erinnerung und nur dieses über Vergangenes zu fällen gestattet.

Ebenso wenig haltbar ist der von mancher Seite gemachte Versuch, die Erinnerung aufzufassen als einen speciellen Fall der zwischen den Inhalten unsres Bewußtseins stattfindenden „Associationen“. Diesen sogenannten „Gesetzen der Association“ — welche, allgemein gesprochen, einen gewissen Wahrscheinlichkeitsgrad angeben, unter dem beim Dasein eines bestimmten Inhalts a der Eintritt eines anderen Inhalts b zu erwarten ist — mag gern ein gewisser Werth als Hilfsmittel der Beschreibung unsres Bewußtseinsverlaufs zugestanden werden; es ist aber schlechterdings nicht einzusehen, wie sie jenes Phänomen des Wiedererkennens eines vergangenen Inhalts im gegenwärtigen Erinnerungsbilde, in dem für uns das eigentliche Wesen der Erinnerung besteht, sollten „erklären“, d. h. implicite in sich enthalten können. Im Gegentheil ist auch hier wie beim Vergleichen die Erinnerung das Primäre, Allgemeinere, wie leicht zu zeigen ist an dem wichtigsten dieser Gesetze, dem sogenannten „Gesetze der Berührungsassociation“. Dieses „Gesetz“ besagt, daß, wenn ich eine Reihe von zwei oder mehr Inhalten in constanter Verbindung häufig habe sich succediren sehen, ich beim erneuten Auftreten des Anfangsgliedes dieser Reihe auch die anderer Glieder in derselben Reihenfolge erwarte; war also die Reihe a b c häufig meinem Bewußtsein gegeben, so wird sich, wenn wiederum das Glied a auftritt, auch das Erinnerungsbild von b und c und zwar mit jener specifischen, näher analysirbaren Färbung einstellen, die wir als „Erwartung“ von b und c bezeichnen. Der Inhalt a hat hier, nach der zuerst von Hartley in die Psychologie eingeführten Terminologie, die Inhalte b und c „associirt“. Es ist aber klar, daß dies nichts anderes ist als ein anderer Ausdruck dafür, daß wir uns beim Eintritt des Inhalts a auch an die Inhalte b und c, d. h. an den gesammten Complex erinnerten, in dem uns der gemachten Voraussetzung nach der Inhalt a am häufigsten entgegengetreten war. Somit ist uns die sogenannte „Berührungs-Association“ — auf der, nebenbei gesagt, alle Bedeutung symbolischer Zeichen, der Schrift, der Noten, der mathematischen Symbole u. s. f., sowie jede Art von „Uebung“ beruht — nicht eine selbständige Thatsache des Seelenlebens, wie sie von Seiten der eigentlichen Associationspsychologen so oft hingestellt wird, sondern lediglich ein specieller Fall des allgemeineren Phänomens der Erinnerung; sie ist die Erinnerung an einen — gleichzeitigen oder successiven — Complex von Inhalten des Bewußtseins im Gegensatz zu der an einzelne, isolirte. Sofern sie also in der That einen besonderen und noch dazu praktisch sehr wichtigen Fall der Erinnerung darstellt, mag gegen den Gebrauch eines besonderen Namens nichts einzuwenden sein; nur muß man sich dann um so mehr hüten, sie als ein psychisches Geschehen sui generis oder gar — eine Anschauung, von der manche Associationspsychologen nicht fern scheinen — als eine Kraft zu denken, die gewissermaßen von außen in unser Bewußtseinsleben eingriffe und dessen Verlauf regelte. Ganz das Gleiche aber wie für die „Berührungs“-Association läßt sich leicht auch für das zweite der — von Howe zuerst näher formulirten und begründeten — Associationsgesetze, der „Aehnlichkeits“-Association erweisen.

In einem ganz analogen Verhältniß der Ueberordnung steht die Erinnerung zur Phantasiethätigkeit. Die Beobachtung zeigt unmittelbar, in welcher Weise die sogenannten „reinen“ Phantasievorstellungen, die wir nicht als Erinnerungsbilder vergangener Erlebnisse und früher gehabter Inhalte beurtheilen, zu Stande kommen: lediglich so, daß wir aus unsern Erinnerungsbildern durch Abstraction die Elemente, die wir in diesen zu erkennen vermögen, ausscheiden und sie zu neuen Complexen wieder beliebig vereinigen. So haben wir zwar, um Humes berühmtes Beispiel zu gebrauchen, noch nie einen goldenen Berg gesehen, wohl aber, jedes für sich, Gold und Berge; noch nie einen Centauren, wohl aber menschliche Köpfe und Pferdeleiber. Indem wir beide Elemente vereinigen, entsteht die „reine“ Phantasievorstellung des Centauren und des goldenen Berges. Hinsichtlich dieser Entstehung ihrer Gebilde besteht zwischen der sonst wohl unterschiedenen „synthetischen“ und „analytischen“ Phantasiethätigkeit — die man allgemeinverständlich auch als „schaffende“ und „spielende“ bezeichnen könnte — kein Unterschied. Der Name „Phantasievorstellungen“ käme aber mit Recht eigentlich nur den so entstandenen Gebilden zu, und es besteht kein Grund, sie als „reine“ Phantasievorstellungen von anderen, unter denen etwa die Erinnerungsbilder zu verstehen wären, zu trennen; will man aber schon auch diese unter dem Begriff der Phantasieinhalte befassen — und der Sprachgebrauch zeigt ja, wohl wegen der unzweifelhaften Aehnlichkeit beider Gruppen, die es häufig schwer macht, im einzelnen Fall zu trennen, entschieden dies Bestreben —, so muß man sich jedenfalls darüber klar sein, daß diesem Sprachgebrauch der psychologische Thatbestand keineswegs entspricht, daß nicht die Phantasiethätigkeit, sondern die Erinnerung das übergeordnete, primäre der beiden Phänomene ist.

Da andere Versuche, die Erinnerung als besonderen Fall höherer psychischer Gesetzmäßigkeiten aufzufassen, nicht vorliegen, dürfen wir mithin sagen: die Erinnerung ist als eine schlechtweg primäre, nicht weiter zurückführbare Thatsache unsres Seelenlebens einer Erklärung weder fähig noch bedürftig. Allenfalls mag die rein physiologische Frage nach der Natur des Gehirnprocesses, den wir zufolge der allgemeinen Hypothese des psycho-physiologischen Parallelismus als mit jedem Erinnerungsbilde coexistirend annehmen, gestellt und von einem höheren Stand der gehirnphysiologischen Kenntnisse beantwortet werden können — eine Frage, die ja toto caelo von der nach einer Erklärung der Erinnerung verschieden ist; nach einer psychologischen Erklärung der Erinnerung suchen zu wollen, hat hingegen schlechterdings keinen Sinn. Setzt ja doch jede Erklärung bereits ein in bestimmten

Digitized by Google

Zusammenhängen stehendes System von Begriffen und damit natürlich erst recht die Erinnerung voraus; denn ohne diese wäre weder eine Begriffsbildung noch irgend eine andere geistige Thätigkeit, ein irgendwie gearteter psychischer Zusammenhang möglich, gäbe es weder ein „Jetzt" noch ein „Zuvor", weder ein „Dies" noch ein „Jenes".

Wenn sich uns so Erinnerungs- und Phantasiebilder hinsichtlich ihrer Entstehung als deutlich getrennte Gruppen zu erkennen gaben, so scheint dem vielleicht eine weitere, jedem aus seiner Erfahrung geläufige Thatsache zu widersprechen. Die beiden Kategorien sind bekanntlich im einzelnen Fall ihres Auftretens nicht immer deutlich unterschieden; nur allzu häufig und in einer praktisch unter Umständen sehr verhängnißvollen Weise kommt es vor, daß wir zu keiner Sicherheit darüber gelangen, ob wir einen bestimmten Phantasieinhalt — das Wort im populären, weiteren Sinne genommen — als Erinnerungs- oder als „reine" Phantasievorstellung beurtheilen sollen, ob wir, mit anderen Worten, ein bestimmtes Erlebniß thatsächlich gehabt haben oder ob es uns „bloß so vorkommt". Nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen gehört dieser Fall bekanntlich keineswegs zu den seltenen, und er betrifft keineswegs immer bloß Erlebnisse einer fernen Vergangenheit; oft genug begegnet zerstreuten Leuten, daß sie nicht wissen, ob sie den eben in den Briefkasten geworfenen Brief auch richtig frankirt, ob sie beim Weggehen von zu Hause ihre Schubfächer verschlossen haben, oder ob sie sich das alles nur „so vorstellen". So entsteht die weitere Frage nach den Merkmalen, welche einen Phantasieinhalt das einemal als Einnerungsbild, das anderemal als „reine" Phantasievorstellung deutlich charakterisiren, und deren schwächeres Auftreten oder gänzliches Fehlen in einem anderen Falle jenes Schwanken, ob wir es mit einem Erinnerungs- oder Phantasiebild zu thun haben, verursachen mag.

Es ist William James, der berühmte amerikanische Psychologe, der diese Frage zuerst aufgeworfen und in sehr geistvoller Weise gelöst hat. Die Unterscheidungsmerkmale, so ist ungefähr sein Gedankengang, die uns zum Glück wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle einen Inhalt deutlich als der einen oder anderen Gruppe zugehörig erkennen lassen, können offenbar nicht in dem Inhalt selbst liegen, der als Erinnerungs-, oder „reiner" Phantasieinhalt beurtheilt wird. Denn offenbar ändert sich ja in einem Phantasieinhalt — diesen rein für sich betrachtet — gar nichts, ob ich ihn für ein bloßes Phantasma halte oder ihn als Erinnerungsbild eines früheren Inhalts deute. Sonst wäre es z. B. nicht möglich, daß sich ein Kind, das von irgend einem Vorfall erzählen hört, nachher sich eben dieses Vorfalles als eines von ihm direct wahrgenommenen erinnern zu können glaubt; ein Fall, über dessen Vorkommen doch wohl kein Zweifel herrscht. Jene Unterscheidungsmerkmale müssen also, wenn nicht im betreffenden Phantasieinhalte selbst, so nothwendig in den übrigen gleichzeitigen Theilinhalten zu finden sein, die mit jenem den Gesammtinhalt des Bewußtseins bilden; und es ist in der That nicht schwer, sie darin nachzuweisen. Unser Bewußtsein zeigt uns bekanntlich eine stete Folge von Erlebnissen und Inhalten, einen ununterbrochenen Fluß; auch Schlaf, Ohnmacht u. s. f. unterbrechen nebenbei gesagt — wenngleich das für die vorliegende Betrachtung keinen Unterschied ausmachen würde — nur scheindar dessen Continuität. Irgend ein Inhalt aus diesem Bewußtsein, irgend ein Erlebniß steht daher niemals vereinzelt und zusammenhanglos da, sondern es ist — eben vermöge der Erinnerung — in ununterbrochener Kette mit anderen Erlebnissen und Inhalten verbunden. Auch ein Erinnerungsbild wird daher niemals völlig isolirt und ohne jeden Zusammenhang sich dem Bewußtsein zeigen; es wird vielmehr stets von einem — weniger deutlich analysirten, aber doch analysirbaren — „Hintergrund" anderer Erinnerungsbilder umgeben sein. James gebraucht hier ein glückliches Bild zur Veranschaulichung: wie ein Stück, das mitten aus einem Teppich herausgerissen wird, kein glatt und rein für sich abgeschlossenes Ganze darstellt, sondern vielmehr nach beiden Seiten Fransen von ihm ausgehen, die eben ausweisen, daß es ein willkürlich aus einem Zusammenhang herausgerissenes Stück ist, so gehen auch, nach ihm, von jedem Erinnerungsbild „Beziehungsfransen" (relation-fringes) nach den unmittelbar früheren und späteren Erlebnissen aus; sie zeigen an, daß wir es auch hier mit einem Bruchstück zu thun haben, dem von Natur aus eine bestimmte zeitliche Stelle in einem realen Lebenszusammenhang zukommt. Unsern „reinen" Phantasievorstellungen kommen solche „Beziehungsfransen" dagegen nicht zu; sie sind isolirte Gebilde, an denen nichts auf einen solchen Zusammenhang hinweist, denen das Merkmal der „zeitlichen Relationen" — wie man die Thatsache der Beziehungsfransen von etwas anderem Gesichtspunkte auch ausgedrückt hat — fehlt. Nicht ein positives Merkmal also, sondern vielmehr der Mangel eines solchen — nämlich eben der „relation-fringes" — im Gesammtbewußtseinszustand ist es, was uns die Phantasievorstellung vom Erinnerungsbilde unterscheiden läßt.

Von dieser Theorie aus erklärt es sich leicht, wie eine Erinnerung allmählich zur bloßen Phantasievorstellung werden und wie umgekehrt eine solche den Charakter eines Erinnerungsbildes erlangen kann. Der erste Fall wird offenbar dann eintreten, wann jene Gedächtnißbilder, die den „Hintergrund" eines bestimmten Erinnerungsbildes ausmachten und zu denen sich die „Fransen" erstrecken, vergessen werden und somit dem Bewußtsein zeitweilig oder für immer entschwinden (denn daß es neben dem Erinnern auch eine Thatsache des Vergessens gibt, brauchen wir wohl nicht erst eigens zu erwähnen); der zweite Fall dann, wann eine Phantasie lebhaft genug ist, um außer einem bestimmten einzelnen Inhalt auch den „Hintergrund" zu schaffen, zu dem das durch das Phantasiebild „symbolisch repräsentirte" Erlebniß in zeitlichem Zusammenhang zu stehen scheint. Beide Fälle kommen unzweifelhaft — und nicht gar selten — im psychologischen Erleben vor; der letztere namentlich bei Kindern und jener bekannten Gattung „pathologischer" Lügner, die von der Wahrheit ihrer eigenen Erdichtungen felsenfest überzeugt sind. Die Entscheidung darüber, ob eine Erinnerungs- oder eine „reine" Phantasievorstellung vorliegt, ist in einem solchen Falle nur an der Hand objectiver Kriterien möglich; in der Regel vermöge irgendwelcher schriftlicher Aufzeichnungen aus der fraglichen Periode, wohl auch vermöge der übereinstimmenden Erinnerungen anderer Personen. Auch das subjective Schwanken, ob man es in einem gegebenen Falle mit einem Erinnerungsbilde zu thun hat oder ob uns nur die Phantasie etwas als reales Geschehniß vorgaukelt, dem ein solches Erlebniß in Wirklichkeit nicht entsprach, findet von dieser Theorie aus leicht seine Erklärung.

Man hat diese Betrachtung wohl nicht mißverstanden: die Thatsache der „relation-fringes" erklärt natürlich nicht, so nahe diese Meinung auf den ersten Blick liegt, die Erinnerung; denn die Gedächtnißbilder des unanalysirten Hintergrundes, zu denen die Beziehungsfransen von dem deutlich analysirten Erinnerungsbilde sich erstrecken, sind ja natürlich selbst nur auf Grund der Erinnerungsthatsache möglich. Sie gibt vielmehr lediglich die Merkmale an, die, nachdem überhaupt schon „reine" Phantasievorstellungen auf Grund von Erinnerungsbildern in der oben dargelegten Weise sich gebildet haben, die Unterscheidung beider Gruppen

Digitized by Google

subjectiv bedingen. Ueber die objective Richtigkeit der Beurtheilung eines Phantasmas als Erinnerungs- oder bloßer Phantasievorstellung ist aber, wie wir sahen, durch das Vorhandensein oder Fehlen der „fringes“ noch keineswegs etwas ausgesagt; es ist sehr wohl möglich, daß ein Phantasma, das meine allzu lebhafte Phantasie mit dem schönsten Hintergrunde ausgestattet hat, und das ich demzufolge für das Erinnerungsbild eines thatsächlich erlebten Inhaltes halte, trotz dieses Hintergrundes durch äußere Kriterien als ein bloßes Product meiner Phantasie erwiesen wird. Glücklicherweise gehören diese Vorkommnisse beim normalen Menschen zu den seltenen Ausnahmen.

Mit diesen Ausführungen ist natürlich nur ein geringer Theil der Fragen beantwortet, die in Bezug auf das Erinnerungsphänomen gestellt werden können. In welcher Beziehung die Erinnerung zu den höheren psychischen Acten steht — zur Begriffsbildung, zum Urtheilsact, zur Willenshandlung u. s. f. —; in welcher Weise die Erinnerungsbilder den empirischen Begriff eines Ich, einer Persönlichkeit bilden; in welcher Weise sie in bestimmt geordneter Verbindung mit den jeweiligen Daten unsrer Sinneswahrnehmung den Begriff der objectiven Außenwelt und deren Erkenntniß ermöglichen — auf alle diese und noch manche andere Fragen konnte hier nicht eingegangen werden. Doch genügt wohl auch schon die vorliegende Betrachtung, um wenigstens das Allgemeinste hinsichtlich der Natur und der Bedeutung dieser Grundlage unsres geistigen Lebens hervortreten zu lassen.

Mittheilungen und Nachrichten.

B-m. **Das Mercantil-Friedens- und Schiedsgericht der Stadt Nürnberg und seine Geschichte.** Von Theodor Heerdegen. Nürnberg, C. P. J. Bieling-Dietz 1897. — Wie sich Berlin sein Kammergericht per varios casus zu erhalten wußte, so hat sich auch, wenn es erlaubt ist, kleinere Verhältnisse mit größeren zu vergleichen, Nürnberg sein „Mercantil-Friedens- und Schiedsgericht“ durch die verschiedenen politischen Wandlungen und Gerichtsorganisationen hindurch zu retten gewußt. Und wie das Kammergericht, so hat jetzt auch das Nürnberger Gericht seinen Geschichtschreiber gefunden, der, selbst einer alteingesessenen Nürnberger Familie entstammend, die zur Bearbeitung eines solchen localgeschichtlichen Stoffes nöthige hereditäre Liebe zur Sache mitbringt. Seine Schrift führt uns von der Entstehung und Vertretung des Nürnberger Handelsstandes und der Nürnberger Messe — 1. Mai 1566 — bis zur Gegenwart, in der freilich die Competenz des Mercantil-Friedens- und Schiedsgerichts („Handelsvermittlungsamt“ fügt das Adreßbuch der Stadt Nürnberg bei) auf die Vermittlung in Handelssachen und auf die öffentliche Beglaubigung der Handelsbuchauszüge und Handelsvollmachten (Art. 7 Abs. 2 des bayerischen Ausführungsgesetzes zum Reichsgerichtsverfassungsgesetze vom 23. Februar 1879) beschränkt ist, so daß das Gericht als „Schiedsgericht“ nicht mehr besteht. Sie ist fleißig und flüssig geschrieben und beruht insbesondere auf gründlichem Studium der Marktbücher, Manualien, Acten und Archive des Gerichts. Wenn der Verfasser schließlich eine Veranlassung zur Einführung kaufmännischer, den Gewerbegerichten analoger Schiedsgerichte mit Rücksicht auf dieses Gericht bestreitet, so stehen wir im Hinblick auf die Competenz des letzteren und auf seine Besetzung — ausschließlich aus dem Kreise der Principale und nicht auch aus dem der Handlungsgehülfen — auf einem anderen Standpunkt. Vielleicht entschließt sich der Verfasser noch noch zu einer historischen Darlegung der finanziellen Gebahrung des Nürnberger Handelsvorstands. Ist derselbe doch so reich dotirt, daß Nürnberg seiner Munificenz das monumentale Gemälde Anselm Feuerbachs im Sitzungssaal der städtischen Handelskammer — Kaiser Ludwig der Bayer ertheilt dem Nürnberger Kaufherrenstand Privilegien für freien Handel und sicheres Geleit — verdankt.

-y- **Verein für Socialpolitik.** Köln, 23. Sept. Im weiteren Verlauf der heutigen Vormittagssitzung erstattete im Anschluß an das von der Versammlung mit höchstem Interesse entgegen genommene Referat Bücher's der zweite Referent Prof. Hitze (Münster) Bericht. Im Gegensatz zu Bücher streifte er das Gebiet der thatsächlichen Gestaltung der Lage des Handwerks nur ganz kurz mit der Bemerkung, daß nach seiner Ansicht die Momente der Beharrung auch bei dem städtischen Handwerk stärker seien, und wandte sich sodann ausschließlich den Fragen der praktischen Gestaltung der Handwerkerpolitik mit breiter Befürwortung der Zwangsinnung und des Befähigungsnachweises und mit eingehender rühmender Hervorhebung der in der jüngsten Reichstagssitzung verabschiedeten Handwerkervorlage zu. Die Ausführungen des Redners lassen sich in folgender knapper Uebersicht zusammenfassen: Zur Hebung des Handwerks ist Steigerung der persönlichen Tüchtigkeit des Handwerkers und wirthschaftliche Hebung desselben nöthig. Auf dem Boden der wirthschaftlichen Freiheit ist letzteres nicht möglich. Es ist erforderlich das Eingreifen der Gesetzgebung, die Organisation des Standes in Innungen und genossenschaftlicher Zusammenschluß, weiterhin auch ein sachgemäßes Verhalten der Staats- und Gemeindepolitik wie der Gesellschaft überhaupt. Der Gesetzgebung erwächst vor allem die Aufgabe, das Lehrlingswesen zu regeln; die einschlägigen Bestimmungen des neuesten Reichsgesetzes finden den vollen Beifall des Redners. Zur wirkungsvollen Durchführung dieser Bestimmungen über das Lehrlingswesen soll die Organisation des Handwerks in Innungen und Handwerkerkammern dienen. Entsprechend dem ursprünglichen Berlepsch'schen Vorschlag, befürwortet dabei Hitze die allgemeine gesetzliche obligatorische Innung mit der darüber waltenden weiteren Organisation der Handwerkerkammern. Weiter spricht er sich für gesetzliche Einführung des Befähigungsnachweises, und zwar wesentlich vom erziehlichen Standpunkt im Sinne der Erzielung einer allseitigen Ausbildung des Handwerkers, aus. Dagegen möchte er die Streitigkeiten über die Abgrenzung der Gewerbe nicht wieder einführen; er verlangt nur den Befähigungsnachweis für einen gewissen Hauptberuf, will aber dazu beliebige nebenberufliche Thätigkeit, auch Uebergang zu einem ganz anderen Gewerbe zulassen. Auf die Lehrlings- und Gesellenprüfung legt Redner aus erziehlichen und ethischen Gründen besonderen Werth und möchte namentlich den Meistertitel — in dem er ein Correlat zum Doctortitel erblickt — wieder in sein Recht einsetzen. Demgemäß wünscht er, daß die Innungen nicht bloß dem Lehrlings-, sondern auch dem Gesellenwesen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden, so daß sie wie die alten Zünfte eine Gemeinschaft des ganzen Lebens darstellen. Weiterhin erwartet er von genossenschaftlichem Zusammenschluß aller Art, vorab von Darlehenscassenvereinen nach Raiffeisen, sowie von Rohstoffgenossenschaften, Magazinvereinen u. s. w. wirthschaftliche Hebung, während er von der voll ausgestalteten Productivgenossenschaft wegen der Schwierigkeit ihres Functionirens wenig hofft. Die staatliche Politik sollte sich noch Meinung des Redners in zielbewußter Förderung des Innungswesens äußern; darin sei Preußen gegenüber anderen deutschen Staaten weit zurück; äußerstenfalls seien Erhebungen über die einschlägigen Verhältnisse, an denen es noch fehle, das mindeste, was man verlangen könne. Die Gemeinde müsse auf dem Gebiet des Bildungswesens mithelfen und die Gesellschaft dadurch, daß sie mehr, als es jetzt der Fall ist, der individuellen Bestellung beim Handwerker sich zuwende.

In der Nachmittagssitzung berichtete zunächst noch der dritte Referent, Professor v. Philippovich (Wien), und zwar speciell über österreichische Verhältnisse. Er führt das von Bücher für Deutschland gezeichnete Bild in einigen Zügen für Oesterreich aus, dabei namentlich die Verschiedenheiten der beiden Beobachtungsgebiete hervorhebend (Unterschiede der Bevölkerungsdichte und der Art der Bevölkerungsanhäufung, Unterschiede der Wohlhabenheit). Alsdann geht er in Kürze auf die Entwicklung der österreichischen Gewerbegesetzgebung ein, die schon im Jahre 1859 zur Gewerbefreiheit vorgedrungen war, die rückläufige Bewegung aber auch schon im Jahre 1883 vollzog. Diese brachte im wesentlichen das, was die Handwerkerpartei verlangte und heute Hitze befürwortete, nämlich erstens Anerkennung einer Gruppe von handwerksmäßigen Gewerben, für welche Befähigungs-, bezw. Verwendungsnachweis zu erbringen war (unter Abgrenzung der Gewerbebetriebe gegen einander im Verordnungsweg), und zweitens in weitere Ausführung älterer Bestimmungen die Schaffung realer Verbände unter den Gewerben durch die Zwangsorganisation der Genossenschaften. Die Erfahrungen über die Entwicklung des österreichischen Gewerbes unter diesen Bestimmungen ergaben, daß dieselben Erscheinungen wie in Deutschland hervortreten, mit den durch die oben angegebenen Verschiedenheiten bedingten Abweichungen. Als besondere Mißstände hebt der Referent hervor die vorhandene Ueberfüllung in zahlreichen

Gewerben und den Mangel an technischer und kaufmännischer Bildung der Handwerker. Dabei betonte Philippovich, daß der Feind des Handwerks nicht die Fabrik sei, sondern die capitalistische Organisation im Verein mit der Ausbeutung der ländlichen Hausindustrie zum Schaden des Handwerks. Thatsache sei es, daß die Ergebnisse der genossenschaftlichen Organisation der Gewerbe in Oesterreich gleich Null seien. Daher sei die österreichische Gewerbepartei jetzt auf ein radicaleres — früher von Hitze befürwortetes — Programm zurückgekommen, nämlich die gewerbliche Production, ähnlich, wie etwa zur Zeit der Zunftblüthe, ganz und ausschließlich den Innungen, die Preisbestimmung der Waaren aber den Gemeinden zu übertragen. Thatsächlich aber sei dies, zumal wenn man an unsere moderne Verkehrungsnahme denke, undurchführbar. Referent kann deshalb als das beste Mittel zur Hebung des Handwerks nur empfehlen, die beste technische und kaufmännische Ausrüstung des Handwerkers, insbesondere weitgehende Belehrung über die genossenschaftliche Organisation. Das Genossenschaftsprincip der freien Concurrenz muß ausgenützt werden. Dafür spricht auch eine völker-psychologische Erwägung. Die gesammte wirthschaftliche Entwicklung der Völker, deren Cultur auf der antiken Cultur sich aufbaut, ist eine einheitliche. Es ist deshalb nicht möglich, eine sonst nirgends vorhandene Organisation in Oesterreich oder Deutschland zu verwirklichen. Beschränkung der Freiheit des Individuums zur Abwehr von Schäden ist innerlich berechtigt, nicht aber im Sinn eines Zwangs zu positivem Wahl.

Die an die ausgiebige und interessante Berichterstattung anknüpfende Debatte stand im ganzen nicht auf der Höhe der Referate. In der Hauptsache waren es nur einzelne Punkte, welche von den Rednern theils zur Beleuchtung des Bildes der Entwicklung des Handwerks, theils in Gestalt einer Kritik der praktischen Handwerkerpolitik gestreift wurden. Gründle, der einen Auszug aus der Enquete des Vereins schon vorher geliefert hatte, brachte u. a. die Frage zur Sprache, in welchem Tempo der Umwandlungsproceß im Handwerk sich vollziehe, ohne übrigens selbst eine Lösung der Frage zu versuchen. Hainisch beleuchtete vom Standpunkt des Oesterreichers die große Bedeutung, welche durt auf dem Lande das Kundenverhältniß für die wirthschaftliche Lage des Handwerks noch heute habe. Hiedurch, sowie durch den Besitz aus älterer Zeit aufgesparten Vermögens werde in weitem Umfang eine acute Krisis verhindert. Krüger (Berlin) tritt mit Entschiedenheit gegen Hitze und für die Wirksamkeit der freien genossenschaftlichen Organisation ein; er möchte das Genossenschaftswesen zum Lehrgegenstand auf Fach- und Handelsschulen gemacht sehen. Paul Vogt meint, die österreichische Gesetzgebung sei in Betreff der Regelung der Lehrlingszahl doch nicht so ganz wirkungslos gewesen; er betont, daß die Handwerker den Befähigungsnachweis verlangen nicht als Erziehungsmittel, sondern als Abwehr der Concurrenz. Weiterhin legt er die Schäden der Lehrlingszüchtung und den damit nach seiner Meinung verbundenen nachtheiligen Einfluß auf die Gestaltung der inneren Wanderungen, namentlich in Gestalt einer Vermehrung des Zugs nach der Stadt dar. Sombart (Magdeburg) betont namentlich die Bedeutung einer Reform des Volksschulunterrichts. Prof. Fuchs (Freiburg) meint, auf dem Land bestehe noch das alte Handwerkswesen, in den Großstädten sei der Kampf in der Hauptsache vorüber, und aus dem ehemaligen Handwerker sei ein moderner Handwerker geworden, in den Mittelstädten aber tobe er gerade jetzt heftig. Die größte Gefahr sei das großstädtische Vertragssystem; hier seien staatliche Maßnahmen nöthig. Max Hirsch erklärt als Delegirter der Gewerkvereine, daß diese nicht auf dem Standpunkt der Socialdemokratie ständen, welche das Handwerk verloren glaubten; er befürwortet die Freiberufsvereinigung. Anderes Vogt urtheilt etwas günstiger über Lage und Zukunft des Handwerks, für das es immer noch viele Unterschiede gebe, wie er aus einer Adreßbuchstatistik nachzuweisen sucht. Mittelsdörfer (Wien) meint, das Handwerk kämpfe mit dem verwerflichen Mittel der Ueberarbeit und darum verweigere man die Ausdehnung der Arbeiterschutzbestimmungen auf das Handwerk. Prof. Biedermann (Jena) erwartet auch vom Genossenschaftswesen nichts und hat eine schlimme Meinung von den Innungen, welche nichts zu thun hätten, seien sie nun Frei- oder Zwangsinnungen.

Ihren Höhepunkt erlangte die Verhandlung wieder in den Schlußworten der Referenten, insbesondere von Prof. Bücher und in der zusammenfassenden Darstellung des Vorsitzenden, Professors Schmoller.

— Köln, 24. Sept. Die beiden Sitzungen des heutigen Verhandlungstags waren dem ländlichen Personalcredit gewidmet. Die Erörterungen waren wohl vorbereitet, einerseits durch zwei Bände der Vereinsschriften, andrerseits durch drei heute erstattete Referate. Diese waren so vertheilt, daß die Ergebnisse der einschlägigen Vereinserhebungen nach verschiedenen Gesichtspunkten auf die Darstellung des ersten und zweiten Referenten vertheilt waren, während der dritte Referent die Frage des ländlichen Personalcredits speciell vom Standpunkt des Genossenschaftswesens beleuchtete.

Als erster Referent sprach Geh. Hofrath Hecht (Mannheim). Der Darlegung der Vereinsverhandlungen in West- und Süddeutschland ließ er eine Aufstellung der Gesichtspunkte folgen, die seines Erachtens durch diese Erhebungen nunmehr geklärt seien. In der Hauptsache sind dies folgende. Geklärt sind in weitem Umfang die Mißstände des unorganisirten Individualcredits, die übrigens dank dem Eingreifen der Genossenschaften, auch einzelner Sparcassen, im allgemeinen im Rückgang sind. Es steht fest, daß nicht eine einzige Organisationsform ausschließlich berechtigt ist, sondern daß verschiedene typische Formen der genossenschaftlichen Creditgewährung neben einander bestehen, ausnahmsweise auch Sparcassen Träger des ländlichen Personalcredits sein können; am bedeutungsvollsten erweisen sich die Raiffeisen'schen Cassen. Im ganzen macht allenthalben das Princip der Localisirung des Darlehenswesens, das wichtigste für eine fruchtbare Wirksamkeit der Cassen, erhebliche Fortschritte, in Preußen wesentlich gefördert durch die Centralgenossenschaftscasse. Die Localisirung ermöglicht die Orientirung über den Zweck der Verwendung der gewünschten Darlehen. In der Frage der beschränkten oder unbeschränkten Haft besteht allgemeine Uebereinstimmung, daß letztere vorzuziehen, unter besonderen Umständen aber noch die erstere zuzulassen sei. Bezüglich der Art der Creditgewährung wird die große und steigende Bedeutung des Contocorrents, bezüglich der Sicherstellung der Darlehen das Zurücktreten der Bürgschaftsstellung zu gunsten einer mit Vorsicht gehandhabten Wechselbedeckung hervorgehoben. Endlich hebt Referent die große Bedeutung der Bildung von Geldausgleich- und Geldvermittelungsanstalten, der Centralcassen hervor, in deren Entwicklung heute ganz besonders der Fortschritt dieses gesammten Darlehenswesens begründet sei.

Der zweite Referent, Landrath Dr. Seydel (Schwiegel-Posen), berichtete zunächst über die thatsächlichen Verhältnisse in Nord- und Ostdeutschland. Auf die Frage, welche Creditorganisation am geeignetsten erscheine, gibt Referent auf Grund des thatsächlichen Befunds in seinem Erhebungsgebiet folgende Antwort. Die Sparcassen werden nur von einem kleinen Theil der Berichterstatter als Organe des ländlichen Personalcredits befürwortet. Auch die Schulze-Delitzsch'schen Vorschußvereine werden wegen ihres ausgeprägt capitalistischen Charakters von der Mehrzahl nicht für geeignet erachtet. Dagegen ist dies der Fall bezüglich der Raiffeisen'schen Cassen, bei denen namentlich ins Gewicht falle: mäßiger Zins, langfristiger Credit, Stellung nur eines Bürgen, keine Wechselbedeckung, unbeschränkte Haftpflicht, patriarchalischer Charakter. Im übrigen befürwortet der Referent eindringlich auch eine Entwicklung des Sparcassenwesens in dem Sinne, daß die Sparcasse der solide Bankier des kleinen Mannes werde; auch sollten den Sparcassen die Mittel der Centralgenossenschaftscassen zugänglich gemacht werden.

Der dritte Referent Dr. Thieß (Offenbach), der Vertreter des deutschen Genossenschaftswesens, verbreitet sich eingehend über die dermalige Gestaltung des ländlichen Creditgenossenschaftswesens. Er betont — und diese Auffassung ist im Laufe der Verhandlung zur allgemeinen Ueberzeugung der ganzen Versammlung geworden — die Unterschiede der verschiedenen Systeme seien thatsächlich zwar nicht so groß. In der Hauptsache sei das ländliche Darlehenscassenwesen einheitlich gestaltet; erheblicher Unterschiede träten eigentlich nur bei der Verbandsbildung zu Tage. Weiterhin beschäftigt er sich mit den technischen Einzelheiten der Ausgestaltung einer ländlichen Darlehenscasse und legt sodann die Wirkung eines gutentwickelten Genossenschaftswesens auf die gesammte Bevölkerung dar. Eine gut organisirte ländliche Casse werde ein Mittelpunkt des gesammten wirthschaftlichen Lebens im Dorf. In Betreff der preußischen Centralgenossenschaftscasse, der sog. „Preußencasse", hebt Referent hervor, daß kurz vor deren Schaffung die autonome Bildung eines solchen Centralorgans seitens der Genossenschaften selbst in Aussicht genommen worden sei und daß nunmehr die Ausdehnung der Wirksamkeit der preußischen Centralcasse auf das ganze Reich wünschenswerth sei. — Die Bezeichnung der Schulze-Delitzsch-Vereine als „capitalistische" rief begreiflicherweise den Einspruch des Vertreters dieser Gruppe von Creditvereinen, Krüger (Berlin), hervor, welcher seinerseits aus statistischen Zahlen die Be-

Digitized by Google

deutung dieser Gruppe für die Landwirthe darzulegen sich bemühte. Im übrigen legte er, damit erheblich zum harmonischen Ausgang der ganzen Debatte beitragend, dar, daß die Verhältnisse zu verschiedenartig seien, als daß ein System allein das richtige sein könne. Die Sache liegt so, daß man das Wesen eines Schulze-Delitzsch- oder Raiffeisen-Vereins heute gar nicht mehr definiren könne; denn thatsächlich sei eine starke Vermischung dieser Systeme eingetreten; auch städtische und ländliche Darlehenscassen könne man nicht unterscheiden. Der alte Schulze-Delitzsch'sche Geist kommt aber im Redner weiterhin doch zum Durchbruch, wenn er sich gegen die directe Förderung des Genossenschaftswesens durch den Staat wendet und seiner geringen Befriedigung über die Schaffung und die Wirksamkeit der preußischen Centralgenossenschaftscasse Ausdruck gibt, die er eigentlich nur als „Nothstandscasse" gelten lassen will. — Die Raiffeisen'schen Cassen finden alsdann specielle Vertretung in den Ausführungen des Bankdirectors Faßbender (Neuwied), der übrigens auch dem Wunsch nach friedlichem Nebeneinanderarbeiten der bestehenden verschiedenen Organisationen Ausdruck gibt. Oekonomierath Haenstein (Boan) constatirt gleichfalls, daß die früher so ausgiebigen Declamationen über die Unterschiede der verschiedenen Systeme wegfallen und macht eine Reihe technischer Vorschläge zur Verbesserung der Wirksamkeit der Cassen. — Danach gab Director Heitigenstodt von der preußischen Centralgenossenschaftscasse verschiedene Aufschlüsse über die Organisation und Wirksamkeit dieser Casse. In vre Reihe der Aussprachen der Praktiker trat dann eine Unterbrechung ein, indem Geh. Rath Prof. Wagner (Berlin) in trefflicher Ausführung die Bedeutung des durch die Ermittelungen des Vereins gewonnenen Materials und der bisherigen Behandlungen vom theoretischen Standpunkt aus beleuchtete. Die Fortschritte, welche dadurch auch für die wissenschaftlich Creditlosen festgelegt seien, faßte er in folgender Weise zusammen. Mit unorganisirtem Individualcredit ist nicht gehoffen; es ist organisirter Credit nöthig. Für ländliche Verhältnisse sind, wenn auch nicht ausschließlich, so doch ganz besonders geeignet die Raiffeisen'schen Cassen; dabei erweist sich alles in allem die unbeschränkte Haftpflicht als das richtigste. Bezüglich des Sparcassenwesens ergibt sich die Belehrung, daß sie mehr im Dienst des Personalcredits zu verwerthen sind. Hinsichtlich der Organisation ist eine weitgehende Verbindung von Centralisation und Decentralisation als nützlich erwiesen. In negativer Hinsicht kommt in Betracht, daß von keiner Seite extreme Hülfspläne, z. B. nach agrarischem Vorschlag zinslose Bodenscheine mit Zwangscurs, befürwortet sind, vielmehr eine organische Verbindung von Selbsthülfe, Genossenschaftshülfe und Staatshülfe. Zu allgemeineren Erwägungen vorschreitend, betont Wagner, daß auch hier hervorgehoben, wie ökonomische Fragen nie als sog. rein ökonomische zu behandeln seien, sondern stets im Zusammenhang mit sittlichen und socialen Momenten. Als solche kämen hier in Betracht: Unentgeltlichkeit von Leistungen in weitem Umfang, bewußtes Absehen von Gewinn, Eintreten der Gebildeten als Rathgeber und Verwalter nach dem Grundsatz „Noblesse oblige". Gegenüber der radicalen Auffassung der jüngeren Generation, die geneigt sei, an der Wirksamkeit von Reformen zu zweifeln, betont Wagner, daß hier ein Fall vorliege, in welchem durch „Reformen" Bedeutendes geleistet. Auch die Judenfrage erscheine hiedurch zu einem Theile gelöst. Zu noch allgemeineren Betrachtungen übergehend, wendet sich der Redner zu der Constatirung des gewaltigen Erfolgs, welchen die zur Zeit des allein herrschenden Manchesterthums so verhöhnte Ethik auf nationalökonomischem Gebiete thatsächlich errungen habe, und schließt mit einem warmen Appell, daß das deutsche Volk auch für den Fall einer großen politischen Krisis seine wirthschaftliche Kraft und Macht sich stark erhalten möge durch Sicherung der nothwendigen Grundbedingung einer tüchtigen Wehrkraft zu Wasser und zu Land.

Nachdem noch Ministerialdirector Thiel namentlich über die Stellungnahme der preußischen landwirthschaftlichen Verwaltung zu den Cassengründungen sich geäußert und Geh. Rath Haas (Offenbach) sich gegenüber den Vertretern der verschiedenen Systeme dem Wunsch nach Begrabung des Kriegsbeils angeschlossen hatte, konnte der Vorsitzende Geh. Rath Knebel die Ergebnisse der Verhandlung folgendermaßen zusammenfassen: Die Frage des ländlichen Personalcredits ist durch die Vereinsschriften und die heutigen Erörterungen wesentlich gefördert. Vorher war es fraglich, ob überall eine besondere Organisation nöthig sei. Heute lautet die Antwort: Ja. Vorher war es eine viel erörterte Frage, ob dem Landwirth zu wenig oder etwa zu viel Credit geboten werde. Heute wissen wir, daß diese Frage falsch gestellt war, daß sie ganz ausscheidet und an deren Stelle die Frage der Ausgestaltung der Einrichtungen getreten ist. Weiter steht fest, daß Eines sich nicht für Alle schickt; die verschiedenen Einrichtungen haben sich auf ihren Gebieten bewährt. Es ist dabei eine besonders erfreuliche Feststellung, daß heute eine neue Annäherung der verschiedenen Ansichten und Organisationen sich vollzogen hat. In der Sonderfrage der Haft hat sich ergeben, daß im Zweifel der unbeschränkten Haft der Vorzug zu geben ist.

Im Nachgang zur früheren Mittheilung seien von weiteren Theilnehmern an der Versammlung noch genannt die Professoren Sering, Delbrück, Oldenberg, Cohn und Pierstorff, sodann Wirkl. Geh. Rath v. Rothenburg (Bonn) und der frühere preußische Handelsminister Frhr. v. Berlepsch, welcher auch bei dem heutigen Festessen einen bemerkenswerthen und vielbemerkten Trinkspruch ausbrachte, der nach einem knappen socialpolitischen Glaubensbekenntniß und scharfer Trennung der berechtigten Ansprüche des aufsteigenden Arbeiterstandes von den socialdemokratischen Aspirationen mit einem Hoch auf den ersten, den vierten Stand schloß.

ir. **Aus den Niederlanden.** Am 21. d. M. sind an den Universitäten der Rectoratswechsel statt und damit der Beginn der Vorlesungen; an der „freien Universität" wird dies später geschehen. Die abtretenden Rectoren hielten die übliche Rede, in welcher sie die „Facta" der Universität während des verflossenen Studienjahres erzählten und kritische Bemerkungen daran knüpften. Nur in Groningen ist es üblich, daß der Redner daneben noch über ein Thema seines Faches spricht, und so hielt auch diesmal Prof. v. Hamel noch einen akademischen Vortrag über „das Suchen der l'âme française in der französischen Literatur und Sprache". — Als Rector magnificus für das bevorstehende Studienjahr treten auf in Amsterdam Prof. Hugo de Vries (Physiologie), in Leiden Prof. Th. Mac Gillavry (allg. Pathologie), in Groningen Prof. G. Wildeboer (Theologie), in Utrecht Prof. J. J. Valeton (Theologie). Der außerordentl. Prof. Dr. G. A. Molengraaff (Mineralogie und Geologie) aus Amsterdam, welcher sich seit einigen Monaten mit Urlaub in Transvaal befindet, um dort im Auftrage der Republik geologische Untersuchungen vorzunehmen, wird als „Staatsgeolog" in den Dienst der Republik treten. — Ernannt wurden zum Prof. an der Polyt. Schule in Delft H. J. Henvelink, zum Director des staatlichen ethnographischen Museums in Leiden Dr. J. D. Schmelz, bisher Conservator; Prof. Wesers Bettink in Utrecht wurde zum Ehrenmitglied der „Société de Pharmacie" zu Antwerpen gewählt. — Von dem Werke: Die Amsterdamsche Buchdrucker und Boekverkooper in 16. Jahrhundert (De Amsterdamsche boekdrukkers en uitgevers in de 16. eeuw) von E. W. Moes erschien die 2. Lieferung. Sie handelt über Pieter Jantsz Pybaut, Jan Zyvertsz, auch de Crepel genannt, Meester Luyt, Pieter Henrichsz Mol, Reinier Heynrics, Bartholomeus Jacobsz, Jan Evouts, Jan Jacobsz.

* **London.** Die „Times" kündigen an, daß sie ein wöchentliches Literaturblatt zu publiciren gedenken, das den Namen „Literature" führen soll. Die Leitung wird H. D. Traill übernehmen, der nicht nur die englische, sondern auch die festländische und amerikanische Literatur berücksichtigen will. Die Aufsätze werden im allgemeinen unsignirt erscheinen. Jede Nummer soll eine Liste der hervorragenden neuen Erscheinungen enthalten.

* **Aus Rußland.** Dr. Tschirwinski in Moskau ist zum Professor der Pharmakologie in Dorpat, Dr. Rotbert in Kasan zum außerordentlichen Professor der Botanik an der Universität Charkow ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

H. Klinghardt: Articulations- u. Hörübungen, praktisches Hülfsbuch der Phonetik. Cöthen, Otto Schulze 1897. — Ludwig Jacobowski: Der kluge Scheith; D. v. Gerhardt-Amyntor: Im Streit der Pflichten; Robert Fernig: Wald- oder Seeröslein; Ida Boy-Ed: Ein kritischer Moment; Eine Kreuzträgerin. (In der Sammlung: Unterwegs u. Daheim.) Breslau, S. Schottländer 1897. — Hermann Oeser: Midaskinder. Basel, R. Reich 1898. — Städtebilder u. Landschaften aus alter Welt, hggb. v. Karl P. Geuter. Nr. 38, 39: Venedig. Darmstadt, Verlag des Herausgebers. — O. G. Sonneck: Prüfung gegen den Symbolismus in der Musik (Kritisch-polemisches Referat über die musik-ästhet. Streitfragen v. Fr. Rösch). Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1897.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 28. September. Nummer 218.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Cartelle und Cartellgesetzgebung. Von Wilhelm Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Cartelle und Cartellgesetzgebung.

Von Wilhelm Berdrow.

Die Cartellfrage in den Vereinigten Staaten.

Die ganze Entwicklung der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse in Amerika ist dem Entstehen jener industriellen Centralisirungsbestrebungen, von denen die Ausdrücke Cartell, Ring, Pool, Trust u. s. w. theils nur verschiedene Namen, theils aber auch verschiedene Gestalten bezeichnen, stets günstig gewesen. Die industrielle Entwicklung neigt seit lange und überall zum Zusammenschluß ihrer betheiligten Glieder in immer größeren Unternehmungen und Unternehmergruppen. Um aber diese Erscheinung auf den in den Vereinigten Staaten schon jetzt erreichten und schwerlich noch zu überbietenden Höhepunkt zu bringen, sind überall zwei Vorbedingungen erforderlich, die eben dort und eben in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vorherrschend waren und sind. Ich meine die wirthschaftliche Nothlage, die nach einer Periode schrankenloser Concurrenz und Ueberproduction zur Solidarität des Unternehmerthums drängt, und die in verhältnißmäßig wenigen Händen vereinigte Geldmacht, die jene Solidarität da, wo ihr von Einzelnen widerstrebt wird, auch zwangsweise durchzuführen versteht. Jedermann weiß, wie die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten in dieser Beziehung liegen. Das sanguinische Temperament und die hohe intellectuelle Befähigung des Amerikaners, die sich kaum auf anderem Gebiete als dem der Industrie und des Handels ausleben kann, mußte seit der Mitte unsres Jahrhunderts bei der reißenden Zunahme der Bevölkerung und des Absatzes, bei den unerschöpflichen Hülfsmitteln des Landes und bei dem durch die Bodenschätze und die Edelmetallfunde immer gesteigerten Geldüberfluß mit Nothwendigkeit zu einer Periode der Uebergründungen führen. Seit 1873, wo die bis dahin noch immer bestrittene Thatsache der Ueberproduction in einer unerhörten dreijährigen Wirthschaftskrisis zum erstenmal eine Entladung und einen Ausgleich suchte, ist ein Krach imgrunde genommen nur auf den anderen gefolgt. In den Jahren 1878, 1884, 1890 und 1893 wurde das Land von wirthschaftlichen Krisen erschüttert, die in den kurzen Zwischenperioden nur mühsam ihren Ausgleich fanden, und seit dem großen Krach des Weltausstellungsjahres ist das Land trotz aller gegentheiligen Versicherungen eigentlich kaum wieder zur rechten Ruhe gekommen.

Wie diese wirthschaftliche Depression den Wunsch nach industriellen Vereinigungen zur Regelung der Production und zur Mäßigung des Concurrenzkampfes hervorrufen mußte, so begünstigten die einzelnen, trotz der schlechten Lage doch pilzartig aufschießenden Riesenvermögen seine Ausführung. Daß dann die im amerikanischen Charakter liegende geschäftliche Rücksichtslosigkeit und die in dem großen Staatenverbande natürliche Zersplitterung der Gesetzgebung das ihrige dazu thaten, um der Züchtung der kühnsten und umfassendsten Monopole kein Hinderniß zu bereiten, ist selbstverständlich. Schon 1860 entstand in der Brevers National Convention, die damals durch die Gefahr der Temperenzgesetze ins Leben gerufen wurde, das erste Beispiel eines ganze Länder umfassenden Cartells. Dann waren es die Eisenbahnen, die sich nach mörderischen, bis zur Vernichtung des jeweils Schwächeren geführten Kämpfen mehr und mehr zu großen Verbänden zusammenschlossen, um sich alsdann nach Beseitigung der Concurrenzgefahr für die vorhergegangen Aderlässe an dem Publicum oder wenigstens seinem schwächeren Theil schadlos zu halten. Schon 1878 führten die vielen Klagen, welche aus Industrie- und Privatkreisen und oft genug wohl auch durch die Indiscretion kleiner, von mächtigeren Nachbarn unterdrückter Eisenbahnunternehmer laut wurden, zu einer ersten New-Yorker Eisenbahnenquete, in deren Verlauf die merkwürdigsten Dinge über den Geschäftsbetrieb zu Tage kamen. Man sah ein unerhörtes Prämien- und Begünstigungswesen zum Vortheil der Großen und zum Nachtheil, ja bis zum völligen Ruin der kleinen Verfrachter. Man sah Industrieunternehmungen und Actiengesellschaften mit den unwürdigsten Mitteln um die Gunst der Eisenbahnen buhlen, sah Remunerationen und Bestechungen an der Tagesordnung und die Eisenbahnen bereits stark genug, um die zur Eindämmung ihrer Gewalt berathenen Gesetze durch politische Umtriebe zu verhindern. „Sie haben Wahlen durchgesetzt, Ernennungen vorgeschrieben, Aldermen und municipale Machthaber gewonnen, Gesetzgeber, Richter und andere Staatsbeamte bestochen und ihren Einfluß im Congreß und in jedem Zweige der Nationalregierungen fühlbar gemacht,“ sagt Cook 1891 in seinem „Corporation Problem“, und genau so war es schon 1878. Zehn Jahre dauerte es nach dieser ersten Enquete, bevor sich die Bundesregierung, der viele das Recht dazu überhaupt bestritten, durch das Interstate-Commerce-Gesetz von 1887 zum ersten Einschreiten gegen die Uebergriffe der Eisenbahnen entschloß. Genützt hat dieses Gesetz so wenig wie irgend eins der darauf folgenden; — wie viel man sich um seine, für unsern Zweck wichtigste Bestimmung, nämlich das Verbot der sogenannten Pools zum Zweck der Vertheilung von Verkehr und Einnahme zwischen Concurrenzlinien kümmerte, beweist die lustig fortschreitende Aufsaugung der kleinen Linien durch die großen, wobei die Vertheilung der Einnahmen stets einen Hauptpunkt des Uebereinkommens bildete. Die selbständigen Linien, welche von größeren Systemen aufgesogen wurden, beliefen sich zwischen 1888 und 1892 auf 350.

Aber auch eine Menge von industriellen Vereinigungen im Charakter der Eisenbahnpools wurden theils durch die Arbeiten mehrerer für diesen Zweck ernannten Commissionen, theils durch andere Quellen schon in den 80er Jahren der Oeffentlichkeit bekannt. Bereits vor den 88er Enqueten

wußte man[1]) von Vereinigungen zur Cartellirung der Industrie oder des Handels in Petroleum, Baumwollöl, Zucker, Buchweizen, Stärke, Maismehl, Strohpapier, Graupen, Kohle, Pappe, Ricinusöl, Leinöl, Schmalz, Deltuch, Vieh, Gas, Salz, Straßenbahnen, Gas- und Wasserwerken, Alkohol, Gummi, Stahl, Schwellen, Schmiedeeisen, Nägeln, Röhren, Oefen, Blei, Kupfer, Coke, Asphalt, Glas, Pech, Theer, Filz, Patronen, Bleistiften, Couverts, Düten, Uhren, Teppichen und landwirthschaftlichen Maschinen, von Trusts zwischen Brauern und Schlächtern, Sargfabricanten, Leichenbestattern u. s. w. Seit dieser Zeit hörten die Klagen, welche bald von dem übertheuerten Publicum, bald von der zu Boden getretenen Concurrenz, bald von den Vertheidigern der Freiheit und den Bekämpfern der industriellen Tyrannei an die Gerichte, die Gesetzgeber der Einzelstaaten und die Bundesregierung gerichtet wurden, nicht wieder auf. Das vornehmste Princip des Amerikaners im geschäftlichen Leben, die Einzelkräfte frei nach ihrem Können schalten und walten zu lassen, ließ seine Anhänger im Stich, wenn es sich darum handelte, diese Unternehmungen zu vertheidigen, die sich nicht nur bald eine unumschränkte Macht über alle Angehörigen ihres Berufszweigs aneigneten, sondern die auch dem Handel und Verkehr, sowie in der Preisfestsetzung dem ganzen Volke ihren Willen aufzwangen, und deren Willkür, wie in einzelnen crassen Fällen nachgewiesen wurde, selbst vor der Regierung und dem Parlament nicht Halt machte. Die Regierungen, vor dem Volkswillen sich beugend, der aus der anfänglichen Gleichgültigkeit sich bald einer allgemeinen und lauten Verurtheilung der Cartellbestrebungen zuwandte, mußten etwas gegen die Trusts unternehmen, und wenn die Bewegung gegen die Cartelle anfangs ausschließlich von der demokratischen Partei zum Zweck der Wahlbeeinflussung und auch aus offener Feindschaft gegen die industrielle Großmacht betrieben wurde, so sahen sich schließlich auch die Republicaner, wiewohl größtentheils identisch mit Industrie und Capital, gezwungen, wenigstens zum Schein denselben Weg einzuschlagen.

Bevor ich auf die diesen Stimmungen entsprungenen Maßregeln, auf ihre Erfolge und den neuesten Stand der Cartellfrage in der Union komme, sei das Wesen der dortigen wirthschaftlichen Verbände, die Formen ihres Zusammenschlusses und ihre Arbeitsweise an einigen treffenden Beispielen erläutert. Die Formen der ältesten derartigen Verbände, wie die Brevers Convention, eine lediglich private Abmachung zwischen den einzelnen Leitern der betreffenden Unternehmungen, gemeinsame Mittel zur Abwehr augenblicklicher oder dauernder Schwierigkeiten zu ergreifen, erwies sich als wenig beständig. Auch die dann folgende engere Vereinigung des sogenannten Pools, welche nur gemeinsam beratheue Abmachungen über die Höhe und Vertheilung der Production in sich schloß, blieb trotz gelegentlicher Erfolge ohne tiefere Wirkung auf die Industrie. So schnell die Einzelunternehmer in schlechten Zeiten bereit waren, sich zu vereinigen und alle möglichen Verpflichtungen, betreffend die Einschränkung ihrer Production u. s. w., zu übernehmen, so leicht setzten sie sich bei günstiger Gelegenheit über diese Verbindlichkeiten hinweg, wenn sie durch ihre Umgehung einen Vortheil erreichen konnten. Da Abmachungen über die Productionsvertheilung, wie sie meist in den Pools gepflegt wurden, vor den amerikanischen Gerichten als ungesetzlich und unverbindlich betrachtet werden, so war ihre Innehaltung auf dem Wege der Gewalt nicht zu erzwingen; und auch die Pools brachen zu Zeiten besseren Geschäftsganges so leicht auseinander, wie sie sich während der wirthschaftlichen Krisen bildeten. Eine feste, im Sinne der Cartellfreunde ideale Form hat erst der juristische Schöpfer des Petroleumcartells, der „Standard Oil Comp." S. C. T. Dodd, geschaffen, indem er in der Form des Zusammenhanges zwischen Einzelunternehmern und Cartellleitung auf die alte englische Rechtsform des Trusts zurückging. Diese Form der Vermögensübertragung an einen Dritten, zur Verwaltung und beliebigen Verfügung im Interesse des ursprünglichen Eigenthümers, ist nicht nur bei der Verwaltung des Vermögens von Frauen und Unmündigen, sondern auch bei jeder Art von Geschäftsübertragung gesetzlich zulässig und gibt dem Trustee, d. h. dem Vermögensverwalter, das unbeschränkte Verfügungsrecht über das ihm übertragene Eigenthum, für welches er nur dem ursprünglichen Eigenthümer Rechenschaft schuldig ist. Indem nun die Einzelunternehmer ihre Fabriken, Geschäfte, Raffinerien u. s. w. oder aber ihre Actienantheile oder ihr Verfügungsrecht dem Trust in Verwaltung geben und Antheilscheine des letzteren (Trusticertificate) dafür erhalten, tritt äußerlich in der Geschäftsführung der einzelnen Unternehmungen nicht die geringste Veränderung ein. Dieselben können sich vollständig in der Gewalt des Trust befinden, ihre Besitzer und Directoren zu bloßen Beamten des letzteren herabsinken, ohne daß das nach außen hin im geringsten bemerkbar wird. Gerade diese, nur das Allgemeinste treffenden und wegen des rechtlich gültigen Charakters der Trustübertragung auch vor dem Gesetz gültigen Abmachungen sind es nach Levy v. Halle, dem ich in dieser Definition des Trusts folge, gewesen, die der Standard Oil Comp. zum großen Theil zu ihrem ungeheuren Erfolge verholfen haben. Fast alle späteren Cartelle haben sich ihre von S. C. T. Dodd entworfenen Paragraphen zum Muster genommen, und gerade wenn sie, wie der Zuckertrust, durch Einzelbestimmungen über die Zwecke der Vereinigung und über technische Details der Verwaltung u. s. w. darüber hinausgingen, so haben die Gerichte in diesen Zusätzen nicht selten Handhaben zur Einschränkung oder zum völligen Verbot der betreffenden Cartelle in einigen Staaten gefunden. Daß trotz dieser anscheinend losen Form der Vereinigung die Gewalt des Trusts über seine Mitglieder eine unumschränkte und die Controle eine sehr strenge sein kann, lehren die einzelnen bei Enqueten oder Gerichtsverhandlungen zu Tage gekommenen Enthüllungen.

In den größten Cartellen, z. B. dem Petroleum-, Zucker-, Whiskey-, Baumwollöltrust u. a., war die erste Maßregel nach dem Gelingen der Vereinigung die Hebung aller einzelnen Fabriken, Brennereien, Raffinerien u. s. w. auf eine gleichmäßige technische Vollendung. In den meisten Fällen genügte es übrigens, einen Theil der vorhandenen Werke hierfür auszugestalten, während man die kleinsten oder die wegen ihrer mangelhaften Einrichtungen ohnehin unrentablen einfach schloß. Da diese Schließung zu einer Anklage wegen ungesetzmäßiger Beeinflussung der Production im Lande hätte führen können, so geschah sie in der Form einer besonderen harmlosen Convention, deren Zweck wohl jeder Eingeweihte durchschaut, der man aber vor dem Gericht nicht beikommen konnte. Wenn z. B. der Stahltrust eine Fabrik in Maryland schließen wollte, so machte einer seiner Theilnehmer mit ihr einen Lieferungscontract auf 300,000 Tonnen Schienen, d. h. auf ihre ganze Leistungsfähigkeit für ein Jahr oder noch darüber hinaus. Für den Fall, daß die Schienen nicht abgenommen werden oder gar nicht zur Ablieferung kommen, ist an die Fabrik 1 Dollar Conventionalstrafe pro Tonne zu zahlen, d. h. in etwas deutlicheren Worten: die Fabrik schließt und ihr Eigenthümer erhält dafür den nach ihrer Leistungsfähigkeit berechneten Reingewinn von 300,000 Dollars jährlich. Durch dieses Verfahren, mit welchem in der That eine beispiellose

[1]) Vgl. Dr. E. Levy v. Halle, „Industrielle Unternehmerverbände in den Vereinigten Staaten" in Bd. 60 der Schriften des Vereins für Socialpolitik.

Digitized by Google

technische Vervollkommnung der Betriebe Hand in Hand ging, haben die Cartelle an Verwaltungskosten und Arbeitslöhnen ungeheure Summen erspart. Der aus 80 Fabriken bestehende Whiskeytrust konnte gleich nach seiner Vereinigung 68 Fabriken schließen und war bald imstande, mit den 12 übrigen mehr als früher überhaupt zu produciren. Vom Petroleum-, Zucker-, Tabak-, Stahltrust u. a. wird ähnliches berichtet. Dieses Verfahren hat stets die Handhabe für die schärfsten Angriffe gegen die Cartelle geliefert, denen man vorwarf, daß sie durch den ausgeübten Zwang des Fabrikschlusses Tausende von Arbeitern brodlos mache. „Durch den Zuckertrust," hieß es im letzten Winter in einer diesen Blättern (der Allg. Ztg.) zugegangenen Zuschrift aus New-York, „sind nahezu 5000 Arbeiter infolge der Zusammenlegung oder Auflösung von Fabriken brodlos geworden; es sind auf diese Weise etwa 3 Millionen Dollars jährlich dem Volke an Arbeitslöhnen entzogen worden." Der Richter Cooley, einer der bedeutendsten und auch als politische Persönlichkeit hervorragendsten Gegner, die die amerikanischen Cartelle im eigenen Lande haben, sagt über diesen Punkt: „Wenn wir die herzlose Art sehen, in welcher einige Trusts Fabriken geschlossen und Leute, die arbeiten wollten, auf die Straße gesetzt haben, so müssen wir uns fragen, ob der Trust nicht ein Feind des Volkes ist, indem er den Arbeitern gefährliche Lectionen ertheilt und die Ausbreitung der Anarchie begünstigt." Man kann nicht sagen, daß dieser Vorwurf, so sehr er auf einige Cartelle zutreffen mag, durchaus gerechtfertigt wäre. Mit der unaufhaltsam fortschreitenden Technik, mit den Verbesserungen aller Maschinen und Arbeitsprocesse hat die Entbehrlichkeit von Arbeitskräften immer gleichen Schritt gehalten. Das traurige Lied von dem aufs Pflaster geworfenen Arbeiter ist nicht erst mit dem Cartell, sondern schon mit der Maschine in die Welt gekommen. Natürlich sind die Arbeiter und insbesondere die Socialdemokraten, wiewohl das industrielle Cartell unstreitig die bis jetzt bestehende höchste Annäherung an ihr wirthschaftliches Zukunftsideal ist, doch mit der heutigen Gestalt der von gewaltigen Einzelmächten oder Finanzgruppen beherrschten Riesenbetriebe nichts weniger als zufrieden, aber die stärksten Rufe gegen das Cartell erschallen doch immerhin nicht aus Arbeiterkreisen, sondern aus denen des kaufenden Publicums, das um die Preise, und aus denen des noch nicht unterjochten Unternehmerthums, das um seine Existenz besorgt ist.

Nach diesen Seiten scheinen sich denn doch die Gefahren der Cartellbildung weit mehr zu richten, als nach derjenigen einer Schädigung des Arbeiterstandes. Ueber eine künstliche Hochhaltung der Preise durch die Cartelle sind mehrfache, obwohl nicht immer einwandfreie Nachrichten verbreitet. Wenn es z. B. heißt, daß der Zuckertrust dem amerikanischen Volke durch die Erhöhung der Profitrate von 0.58 auf 1.30 Cents pro Pfund in den 10 Jahren seines Bestehens 97 Millionen Dollars ungesetzlicher Profite abgenommen habe, so ist zu berücksichtigen, daß diese Profiterhöhung in erster Linie nicht einer Vertheuerung des Zuckers, sondern der Vervollkommnung der Herstellungsmethoden, daneben freilich auch einem Druck auf die Rohstoffe zu verdanken ist. Die Niederhaltung der Rohstoffpreise ist nämlich stets eine der ersten und meist erfolgreichen Bestrebungen der Cartelle, und hierdurch werden die Rohstoffproducenten, z. B. die Besitzer der Petroleumquellen, Baumwoll-, Zuckerrohr- oder Rübenbauplantagen sicherlich weit mehr geschädigt, als die Consumenten durch eine Erhöhung der Preise. Vorgekommen ist ja die letztere hier und da; wer entsänne sich nicht der vor einigen Jahren plötzlich in Scene gesetzten Preisschraubung des Petroleums durch die Standardgesellschaft. Nach einem New-Yorker Brief der „Köln. Ztg." wurde im vorigen Winter durch den Kohlentrust der Preis der Steinkohle in den atlantischen Häfen um 1—1½ Dollar pro Tonne erhöht, nachdem im Sommer vorher ein Cartell der Eisfabriken und Eishändler nicht nur den Preis des Eises, sondern auch den für Fleisch und mehrere andere Lebensmittel beträchtlich erhöhte. Im allgemeinen sind aber diese Versuche, das im Cartell verkörperte Monopol zu Preiserhöhungen auszunutzen, fast immer verunglückt und haben mehrmals zur völligen Auflösung der betreffenden Vereinigungen geführt. Nicht allein, daß eine steigende Preisbewegung unter den einzelnen Mitgliedern aller nicht aufs straffste organisirten Cartelle sofort Unabhängigkeitsgelüste hervorruft, zu privaten Abmachungen und erhöhter Production reizt und ähnliche den Ring von innen sprengende Bestrebungen begünstigt: die Erfahrung lehrt auch, daß jede Preissteigerung unausbleiblich die Macht der äußeren, selbst von den größten Cartellen nur mühsam niedergehaltenen Concurrenz steigert. Obwohl die kleinen und mittleren Unternehmer sehr vieler Branchen die Cartelle, die neben ihren großen Concurrenten auch ihnen eine sichere Existenz gewährleisten, nicht ungern sehen, so ist doch die individuelle Unternehmungslust und das Unabhängigkeitsgefühl noch nicht bis zu dem Grade gesunken, daß nicht Einzelne sich gegen die Uebermacht der Trusts bis zum äußersten zu wehren versuchten. Die vielen Gründungen nicht nur von Fabriken aller Art, sondern auch von Eisenbahnen u. dgl., welche nur zu dem Zwecke unternommen werden, kurze Zeit gegen ein Cartell zu concurriren und dann unter günstigen Bedingungen Einlaß in dasselbe zu erhalten, mögen hier ganz unberücksichtigt bleiben. Aber auch der ernsthaften Concurrenz, die sich besonders in günstigen Wirthschaftsperioden kräftig bemerkbar macht, haben sich die Cartelle meist nur mit Mühe erwehren können, und diese Kämpfe gehören zu den dunkelsten Punkten ihrer Geschichte. Daß man den Gegner durch systematische Preisunterbietungen, selbst weit unter die eigenen Herstellungskosten, in seinem Absetzungsgebiete zu ruiniren sucht, ist das gewöhnliche Verfahren. Die dabei zu ertragenden Verluste suchen die Cartelle dann allerdings durch vorübergehende Preisaufschläge in entfernteren Gegenden wieder auszugleichen. Daneben wirkt man auf die Eisenbahnen ein, um von ihnen geringere Frachtsätze für das Cartell, höhere für den Gegner zu erzwingen, was meistentheils gelingt, und endlich wird unter Vermittelung der Trustagenten der Zwischenhandel durch Drohungen und Versprechungen bearbeitet, von der Concurrenz abzugehen. Wie diese Zwangsmaßregeln gegenüber der inneren Concurrenz, so genügt in den meisten Fällen der Einfluß der Cartelle auf das Parlament, um den äußeren Wettbewerb durch Zölle niederzuhalten. Wo indessen diese Maßregeln nicht helfen, sind die Trustleiter auch vor dem Verbrechen oder der Aufforderung dazu nicht zurückgeschreckt. Der berüchtigtste, aber unzweifelhaft festgestellte Fall dieser Art ist wohl der Versuch des Whiskeytrusts, seine gefährlichste Concurrenz in Chicago aus der Welt zu schaffen. Der Secretär des Cartells versuchte einen der amtlichen Aichmeister zu bestechen, der bei der Revision des Spirituslagers der Concurrenzfirma eine Bombe unter einen der Tanks legen sollte; zu seinem eigenen Glück war der Betreffende ehrlicher als man dachte, denn die Bombe war bestimmt, nicht nur den Spiritusbehälter, sondern gleichzeitig auch ihn als den Mitwisser zu beseitigen. Daß das Cartell, welches auf den zu erwartenden „Unglücksfall" hin schon geeignete Ankäufe in Papieren unternommen hatte, trotz der klarsten Beweise die Niederschlagung des Gerichtsverfahrens durchsetzen konnte, spricht für den Zustand der meisten Gerichte des Landes und für die Wirkungen, die man sich von den gesetzlichen Maßnahmen gegen das Cartellwesen versprechen darf.

Denn der Volksunwille wurde durch diese und eine große

Anzahl von anderen laut gewordenen Thatsachen in so hohem Maß gegen die Cartelle entfesselt, daß sich gesetzliche Maßregeln schlechterdings nicht mehr vermeiden ließen. Eine die Trust betreffende Stelle aus dem Jahresbericht des österreichischen Consulats in Pittsburg für 1896 mag die Verhältnisse und Stimmungen etwas näher beleuchten. „Der allgemeinen Volksstimmung," heißt es darin, „ist es zuzuschreiben, daß die in der letzten Präsidentschaftscampagne aufgeworfene Frage der Schädlichkeit der Cartelle für die Volkswirthschaft nunmehr seitens des Congresses im Verein mit den meisten Staatslegislaturen ernstlich erwogen, in speciellen Enqueten untersucht ist und bereits in manchen Staaten zu einer effectiven Antitrustgesetzgebung geführt hat. — In den letzten zehn Jahren sind die Cartelle, für gewöhnlich Trusts genannt, in den Vereinigten Staaten an Macht und Reichthum gewachsen. Die meisten Lebensartikel werden durch Trusts, deren es hier mehr als zweihundert geben soll und deren Capital auf 2 Milliarden geschätzt wird, vollkommen controlirt. Sie bestimmen den Marktpreis und die Production dieser Waaren, indem sie jede Concurrenz unmöglich machen. — Die eigentlichen Producenten, die Detailhändler und Consumenten, sowie die Arbeiter sind gänzlich von ihnen abhängig. So hat z. B. der Coal Trust den Preis der Kohle um einen Dollar per Tonne, obwohl er die Löhne zur selben Zeit heruntergesetzt hat, erhöht. Der Petroleum-Trust bestimmt willkürlich den Preis, den er für Rohöl den Producenten zahlt, wie auch den Marktpreis der Raffinade. Die meisten Eisenbahnen sind consolidirt, dasselbe ist der Fall mit den Straßenbahnen und Gasgesellschaften in einzelnen Städten; daß dabei das große Publicum den Kürzeren zieht, braucht wohl nicht näher aus einander gesetzt zu werden. Die Machinationen des Leder-Trusts sind auch in Europa wohl bekannt. — Der Kampf, den jetzt der allmächtige Sugar Trust mit dem Kaffee Trust führt, hat manche interessante Enthüllungen über die Geschäftsmethode dieser Corporationen ans Licht gebracht. Der Rubber Trust hat viele ‚independenten' Fabriken direct ruinirt und Tausende von Arbeitern ihrer Beschäftigung beraubt. Der ‚Dressed Beef and Provisions Trust', welcher den Fleischmarkt in den Vereinigten Staaten vollkommen beherrscht, wird sowohl seitens der Farmer als auch vom Publicum auf das schärfste angegriffen. — Diese Beispiele wurden an dieser Stelle nur angeführt, um die Methoden der hiesigen Trusts zu kennzeichnen. Es ist nicht möglich, diesen Gegenstand im Rahmen eines allgemeinen Jahresberichts erschöpfend zu behandeln; es möge nur gestattet werden, an dieser Stelle die allgemeine feindliche Stimmung des Volkes gegen die Trusts und die daraus resultirenden Monopole zu betonen, welche Stimmung sogar ihren Weg in die Staatslegislaturen gefunden hat. — Besonders wirkungsvoll soll das neue Antitrustgesetz des Staates Georgia sein, welches jede Combination zum Zweck einer ausschließenden Controle des Preises eines Artikels, die jedwede Concurrenz auf dem Markt unmöglich macht, direct verbietet und die Mitglieder derselben mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen bedroht. — Auch in der zur Zeit tagenden Legislatur Pennsylvaniens wurde ebenfalls eine Antitrustgesetzesvorlage unterbreitet, die große Chancen hat, von beiden Kammern angenommen zu werden. — Bis jetzt haben die Trusts die bereits bestehenden Föderalgesetze, welche ihnen unangenehm waren, zu umgehen gewußt, weßhalb man sie durch Staatsgesetze in den einzelnen Staaten treffen will."

In einer Beziehung hatten die Cartelle es vorgezogen, die gegen sie zu treffenden Maßregeln nicht erst abzuwarten, sondern dem allgemeinen Volkswillen wenigstens äußerlich entgegenzukommen. Mit Ausnahme des allmächtigen Standard Oil Trusts haben sie im Laufe weniger Jahre fast alle ihre Formen als Trusts aufgegeben und sich in Corporationen, d. h. eigentlich nur in Actiengesellschaften verwandelt, die nichts anderes als die früher den Trusts angehörigen Fabriken zum Gegenstand ihrer Actien haben. Irgend eine Aenderung ist dadurch weder in der Stellung noch in der Verwaltung der Cartelle eingetreten. Machthaber und Leiter der Corporationen sind nach wie vor die Eigenthümer der größten Unternehmungen, die Verwaltungsräthe und Directoren, von denen in dem Staat, wo die Corporation ihren Charter besitzt, nur einer zu wohnen braucht, haben in Wirklichkeit nach wie vor die einzelnen Fabriken in strenger Controle, und einer der jetzigen Verwaltungsräthe und früheren Trusters äußerte sich offenherzig dahin, ein Unterschied zwischen seiner früheren und jetzigen Stellung sei ihm noch nicht aufgefallen. „Wir haben nun," sagt L. v. Halle, „das merkwürdige Schauspiel, auf der einen Seite werden die strengsten Gesetze gegen Trusts und Combinationen eingebracht, auf der anderen das Corporationsgesetz so umgeformt, um den alten Trusts u. s. w. eine Umwandlung in neue Formen und ein Weiterarbeiten im Staate möglichst zu erleichtern, wie man denn auch in der Steuergesetzgebung fremden Corporationen freundlich entgegenkommt."

Illinois und New-Jersey sind nach demselben Autor jetzt das Eldorado der verkappten Cartelle. Obwohl ihnen in New-York, wo übrigens die meisten Trustmitglieder von Bedeutung ihren Wohnsitz haben, die Gesetzgebung und die Gerichte, beziehungsweise die Bestechung am meisten entgegenkommt, so sind doch dort die Bedingungen der Gründung zu theuer, die Steuern und die Verbindlichkeiten zu groß, während andere Staaten, in denen die Behörden der Cartellgründung noch weiter entgegenkommen, schon zu sehr als Zufluchthäfen der industriellen Freibeuterei berücksichtigt sind, als daß man sich gern in ihnen niederließe. Als Beispiel dieser neueren Gründungen mag das amerikanische Gummicartell, das unter dem unverfänglichen Namen der U. S. Rubber Co. den Gummimarkt der Vereinigten Staaten beherrscht, kurz in seinem Geschäftsbetrieb dargestellt werden. Die U. S. Rubber Co. ist natürlich Besitzerin der Actien sämmtlicher amerikanischer Gummifabriken, läßt dieselben aber wenigstens anscheinend ganz selbständig arbeiten und begnügt sich mit einer genauen Controle der Production. Durch Agenten besorgt sie im großen den Einkauf des Rohgummi auf den südamerikanischen Märkten, wodurch sie gleichzeitig den Einkaufspreis bestimmt und der einzige Rohstofflieferant für die Fabriken wird. Durch eine natürlich von ihr abhängige New-Yorker Engrosgesellschaft regelt sie den Verkauf der Producte, die von den nicht geschlossenen Fabriken abgeliefert werden. Das harmlose Band zwischen den letzteren aber ist der 1893 begründete U. S. Rubber Advancers Club, der Club der Directoren, welcher zunächst eine gemeinsame Inspectionsreise durch alle Fabriken des Landes unternahm, heute aber sich von Zeit zu Zeit „in formloser Weise gesellschaftlich vereinigt, um nebenbei über Angelegenheiten des Geschäfts sich zu berathen".

Wie nun unter diesen Umständen die amerikanischen Cartelle in der jüngsten Zeit sich weiter entwickelt haben, mag eine Auswahl aus den neuesten Stimmen der Presse über diesen Gegenstand zeigen. Eine vor Jahresfrist veröffentlichte[1]) Liste umfaßte 139 Trusts, welche nicht allein den Handel in Fleisch, Zucker, Mehl, Salz, Kohlen, Petroleum, Oel, Spirituosen, Seife, Stärke und Tabak umfaßten, sondern auch zahllose andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Pelzwerk, Koffer, Geldschränke, Marmor, Sandstein, Dampfkessel, Locomotiven, Taschen-

[1]) Vgl. „Das Handels-Museum", Jahrgg. 1896 und 1897.

messer neben den vielen schon früher genannten Dingen vollständig monopolisirten. Im vorigen December kam in Chicago die Cereal Millers Association zu Stande, ein Cartell der meisten Getreidemüller zur Controle über die Production und Preise von Mehl und Grütze. Die Malzfirmen haben im Juni ds. Js. die Vorbereitungen zur Gründung eines mit 20 Millionen Dollars zu financirenden Cartells gethan. Im Juli wurde aus Chicago gemeldet, daß ein Trust der amerikanischen Weißblechfabricanten in der Bildung begriffen sei. Die mit einem Grundcapital von 8 Millionen Dollars incorporirte Gesellschaft will nach und nach alle Weißblechfabriken des Landes, zur Zeit 183, unter ihre geschäftliche Leitung bringen, um der Concurrenz ein Ende zu machen. In dem neuen Zolltarif erlangten die Fabricanten eine Erhöhung der Einfuhrzölle; darauf wurden vorläufig der herrschenden Lohndifferenzen wegen alle Fabriken gleichzeitig geschlossen, um erst wieder in Betrieb gesetzt zu werden, als sich die Arbeiter mit den alten Lohnsätzen zufrieden erklärten. Von einem gewaltigen Holzcartell im Westen der Vereinigten Staaten wurde schon im vorigen Jahre berichtet. Demselben traten alle großen Holzfirmen in Californien, Oregon, Washington und Britisch Columbien bei, und sein Ziel ist es, mit einem Capital von 70 Millionen Dollars den ganzen Holzhandel an der pacifischen Küste in eine Hand zu bringen. Auch die Besitzer der im Küstenhandel und für den Export verwendeten Schiffe haben sich dem Trust angeschlossen, der nun über eine Flotte von mehr als 150 Segelschiffen und Dampfern verfügt. Es wird für jeden District eine gewisse jährliche Holzlieferung festgesetzt und auch die Vertheilung der Frachten soll genau nach der Leistungsfähigkeit der im Cartell befindlichen Rheder geregelt werden. Wenn die Leiter dieses Cartells neben ihren sonstigen Zielen es sich zur Pflicht machten, der heute noch im schändlichsten Maß betriebenen Waldverwüstung ihres Landes ein Ende zu machen, so ließe sich wenigstens diesem Trust ein Schimmer volkswirthschaftlicher Bedeutung nicht absprechen.

In dem letztgenannten Beispiel finden wir bereits eine theilweise Verschmelzung eines Productionscartells mit einem solchen des Verkehrs. An Versuchen, die Verkehrsmittel und -Anstalten für das ganze Land oder gewisse Districte zu monopolisiren, hat es in den Vereinigten Staaten nie gefehlt, und meistens sind auch diese Versuche geglückt. Von der Vereinigung der Eisenbahnlinien in wenigen großen Systemen war schon oben die Rede. Vor dem Gesetz bestanden im Jahre 1890 gegen 1800 selbständige Eisenbahngesellschaften, aber in den Händen von 75 unter ihnen lagen nicht allein 65 Proc. der gesammten Bahnlänge des Landes, sondern 84 Proc. des gesammten Verkehrs und 80 Proc. der Bruttoeinnahmen des ganzen Eisenbahnnetzes der Union, d. h. 800 Millionen Dollars jährlich von einer Milliarde. Nun gehören aber wieder viele einzelne, oft Dutzende dieser großen Eisenbahngesellschaften einer einzelnen weit mächtigeren Interessengruppe an, wie sie sich in den Namen Vanderbilt, Gould, Rockefeller, im Pennsylvaniabahnsystem, im Bankhaus Morgan u. Co. u. s. w. verkörpern, so daß in Wirklichkeit vier Fünftel des ganzen Eisenbahnnetzes in wenigen Händen concentrirt sind. Noch schneller und gründlicher hat sich derselbe Proreß im Telegraphenwesen der Vereinigten Staaten vollzogen. Zwei Gesellschaften, die Western Union Telegraph Co. und die jüngere kleinere Postal Telegraph Cable Co., haben sich im wesentlichen in das Gebiet der Union getheilt und bestehen heute friedlich neben einander. Alle Mitbewerber sind trotz der Gesetze und der Gerichte durch Auskauf oder eine bis zur Vernichtung geführte Unterbietung unschädlich gemacht, und die beiden Gesellschaften, deren Rückgrat übrigens wesentlich in denselben New-Yorker Finanzkreisen zu suchen ist, die das Eisenbahnwesen beherrschen, haben heute sowohl den Telegraphenverkehr zu Lande als den Kabelverkehr vollständig in der Hand. Vollständig monopolisirt ist das Telephonwesen in den Händen der American Bell Telephone Co., deren Tarife von erstaunlicher Höhe sind und ihr von Anfang an 15 bis 18 Proc. Dividende auf das neuerdings bis 50 Millionen Dollars erhöhte Capital gesichert haben. Endlich befindet sich auch der ganze Packetverkehr der Vereinigten Staaten in den Händen weniger Gesellschaften von 10 bis 20 Millionen Dollars Capital. Der fast überall begonnenen Bestrebungen, die Pferdebahnen und die elektrischen Straßenbahnen der Großstädte zu verschmelzen, sei nur vorübergehend gedacht, so lange sie sich, wie es jetzt noch der Fall ist, meist auf einzelne Städte oder ihre nächsten Umgebungen beschränken.

Beachtung verdienen dagegen die Versuche, die Hebung der unerschöpflichen Bodenschätze des Landes auf dem Weg des Cartells zu bewirken. Der Petroleumtrust hat sich in richtiger Erkenntniß dessen, was er erreichen konnte, an die Vereinigung der Producenten überhaupt nicht herangewagt, sondern sich mit einem Cartell der Raffinerien und der Regelung der Transporte begnügt. Versuche zur Cartellirung der Kohlenproduction sind mehrfach gemacht, haben aber ebensowenig dauernde Erfolge gehabt, wie die Cartellirung der Eisen-, Kupfer- oder Bleigewinnung. Das reiche Vorkommen und die Zerstreutheit aller Mineralien über die meisten Theile des Landes machen die Gründung neuer Unternehmungen auf diesen Gebieten zu leicht, als daß nicht alle zum Behuf der Erzgewinnung combinirten Cartelle immer schnell wieder durchlöchert worden wären. Inzwischen scheint sich auch auf diesem Gebiete neuerdings eine Wendung zu vollziehen, und zwar von zwei Seiten zugleich. Das fortdauernde Sinken der Löhne und Waarenpreise hat, zusammen mit dem schnellen Wachsen der Industrie, das Bedürfniß wohlfeiler Rohstoffe so sehr gesteigert, daß die Production trotz der leichten Gewinnung der oft direct zu Tage liegenden Erze diesem Bedürfniß kaum noch nachkommen kann. Die Frachtsätze für Massengüter sind schon so weit gesunken, daß auf ein weiteres Entgegenkommen kaum gerechnet werden kann. Die Bestrebungen weiterer Verbilligung der Rohstoffe bewegen sich nun in der Richtung großartiger Verlade- und Transporteinrichtungen in den Gruben selbst, mit deren Hülfe große Schiffe in wenigen Stunden beladen und gelöscht werden können, und ferner in der Schöpfung gewaltiger Dampferflotten, die den Transport auf den großen Seen, den daran stoßenden und zum Theil noch projectirten Canälen möglichst kostenlos bewirken. Hier nun, wo das Großcapital einsetzen muß, ist gleichzeitig der Hebel für die Cartellbildung gegeben, zumal die letztere, von selbst zur Bildung immer stärkerer Finanzcentren führend, durch die Nothwendigkeit für das Capital, sich zu bethätigen, auf ihrer eigenen Bahn vorwärts gedrängt wird und immer neue Gebiete sucht. Dabei wachsen sich die Unternehmungen immer mehr ins Riesenhafte aus; von den aus einzelnen Fabriken oder Actiengesellschaften gebildeten Trusts schreitet man nunmehr fort zu dem aus einzelnen Trusts oder mit dem Capital einzelner hervorragender Trustleiter gebildeten Riesenunternehmen, für das es vorläufig weder eine gesetzliche Form, noch eine zwingende Nothwendigkeit, noch eine Bezeichnung gibt. So wurde schon vor Jahresfrist gemeldet, daß der Beherrscher des Petroleumcartells, Rockefeller, zusammen mit Carnegie und der Illinois Steel Co. die ganze Stahlindustrie der Vereinigten Staaten dergestalt monopolisiren würde, daß Rockefeller die Mitte des Landes, Carnegie den Osten und die Illinois Steel Co. den Westen seinem Consum nach übernehmen. Da Rockefeller längst einen großen Theil seines Vermögens, man sprach von 13 Millionen

Dollars, in Eisengruben, Hütten, Hochöfen und Erzdampfern angelegt habe, so würde er für sein Theil auch den gesammten Erztransport auf den großen Seen übernehmen, während Carnegie für den Rest des Weges nach dem pennsylvanischen Industriebezirk Eisenbahnen ankaufen oder gründen wolle. In ähnlicher Weise wurde vor kurzem aus Chicago über den Zusammenschluß einer Gruppe von Cartellen berichtet, deren leitende Seele wiederum J. W. Rockefeller sein soll. Die Capitalkraft des neuen Trust, der das Petroleum-, Zucker-, Tabak-, Branntwein- und Baumwollölcartell, den Leder-, Blei- und Gummi-Trust und die New-York, Chicago und Bay State Gas Co. umfaßt, würde sich auf eine Milliarde belaufen, sein Zweck würde genau der aller früheren Cartelle sein: die Stärkung jedes einzelnen Mitglieds im Kampf gegen seine Concurrenz, seine Rohproducenten oder das Publicum. Nur wird sich die Spitze dieser neuen Cartellverbindungen dank ihrem ungleich gesteigerten politischen und finanziellen Einfluß mehr gegen das Ausland richten, um erst nach der völligen Vernichtung des Imports sich den inländischen Interessen, und zwar auf eine den Consumenten jedenfalls nicht gerade wohlwollende Art, wieder zuzuwenden. Sollen diese Manipulationen im größten Stil weiterhin ebenso gut gelingen, wie früher die kleineren, so wird es vielleicht nicht mehr lange dauern, bis die Zusammenziehung der ganzen Industrie oder, wenn derselbe Proceß im Handel und Verkehr gleiche Fortschritte macht, des ganzen Erwerbslebens der Vereinigten Staaten in verhältnißmäßig wenigen Händen gelungen sein wird. Von welchem Einfluß diese Bewegung, die in der That fast den Idealzustand erstrebt, den Marx mit grimmigem Frohlocken als die letzte Vorstufe der großen socialen Revolution vorhersagte, auf die wirthschaftliche Lage des Landes, auf den Volkswohlstand und die allgemeine Zufriedenheit sein würde, braucht hier nicht einmal angedeutet zu werden. Immerhin aber mag es nicht dahin kommen. Schon die letzten Wahlen, bei welchen die Führer der Demokratie Bryan, Altgeld, Tillman u. a. die im Volk herrschende Erbitterung gegen die Cartelle nach Kräften ausnutzten, ließen erkennen, wie groß dieselbe in Wirklichkeit ist. Die Republicaner beginnen einzusehen, daß eine große Gefahr in dieser Volksstimmung liegt, die bei den nächsten Wahlen sicherlich noch erfolgreicher ausgenützt werden wird. Nicht nur in den einzelnen Staaten, sondern auch im Bundescongreß scheint nunmehr schärfer gegen die Cartelle vorgegangen zu werden. In mehreren Staaten, z. B. Wisconsin, Minnesota, Georgia sind in diesem Jahre Gesetze eingebracht und meist angenommen, die Geld- und Gefängnißstrafen für die Leiter derjenigen Trusts bedingen, denen eine Verletzung der Handelsgesetze, eine Schädigung ihrer Concurrenz oder des Publicums nachgewiesen werden kann. Außerdem sollen diese Gesellschaften ihren Freibrief in dem betreffenden Staat verwirkt haben. — Die nächste Zukunft muß lehren, ob diese neueste Phase der Antitrustbewegung mehr Erfolg als die früheren haben wird. Wer über den ungeheuren politischen Einfluß der amerikanischen Cartelle, von denen übrigens auch die demokratische Silberpartei keineswegs weit entfernt steht, genauer unterrichtet ist, kann der weiteren Entwicklung dieser Dinge nur mit Besorgniß und tiefem Mißtrauen entgegensehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Verein für Socialpolitik.** Köln, 25. Sept. Der heutige, dritte und letzte, Verhandlungstag brachte die ausgiebigsten und lebhaftesten Erörterungen. Verhandlungsgegenstand war die Handhabung des Vereins- und Coalitionsrechts der Arbeiter im Deutschen Reich. Das erste mündliche Referat hierüber erstattete im Anschluß an seinen bereits vorher den Mitgliedern zugänglich gemachten schriftlichen Bericht der Geh. Justizrath Prof. Loening (Halle).

An die Spitze stellt Loening den Satz, daß die Gewährung der vollen Coalitionsfreiheit an die Arbeiter sich mit Rücksicht auf das eigenartige Wesen des Factors Arbeit und seine wirthschaftliche und sociale Stellung gegenüber dem Unternehmer als eine Forderung der Gerechtigkeit ergebe. Grundsätzlich gilt dies für die gesammten Arbeitermassen aller Art; demgemäß wird vom Referenten die grundsätzliche Nothwendigkeit der Beseitigung des in einzelnen Theilen Preußens noch bestehenden Coalitionsverbots für ländliche Arbeiter befürwortet. Andererseits erscheinen gewisse Ausnahmen, so insbesondere für Schiffsmannschaften, vielleicht auch für Eisenbahnarbeiter, wohl gerechtfertigt. — Was nun die Ausgestaltung der Coalitionsfreiheit anlangt, so sind die Anschauungen Loenings folgende. Er befürwortet die Beibehaltung der Einschränkung der Coalitionsfreiheit, welche darin liegt, daß gewissen Verträgen, durch welche im Interesse wirksamer Coalition der Arbeiter sich zur Nichtarbeit verpflichtet, die Klagbarkeit versagt wird. Der Coalitionszwang soll im Interesse des Schutzes der einzelnen Arbeiter gegen die Arbeiterführer versagt werden. Auch die Sonderbestimmung, wonach zum Schutz der Arbeitbereiten gewisse die Arbeitsverhinderung bezweckende Thatbestände, die an sich nach allgemeinem Strafrecht straffrei sind, unter besondere Strafe gestellt werden, befürwortet Loening; er ist sogar bereit, diese Bestimmungen noch zu verschärfen und zu ergänzen. Eine wesentliche Lücke des Gesetzes findet Loening darin, daß der Arbeiter nicht auch gegen Bedrohungen und Einschüchterungen der Arbeitnehmer geschützt ist; hier ist eine Ergänzung nöthig, mit der übrigens auch des Referenten Erkundigung auch Großindustrielle selbst sich einverstanden erklärt haben. — Was die Umgrenzung der Coalitionsfreiheit anlangt, so kommt als bedauerlich bei der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge zunächst folgendes in Betracht. Zugelassen wird nach Maßgabe der herrschenden Jurisprudenz die Coalition zu dem Zweck der Erzielung besseren Lohns und besserer Arbeitsbedingungen in einem concreten Arbeitsverhältniß, aber nicht in Bezug auf allgemeine Bestrebungen zur Herbeiführung besserer Verhältnisse. Weiter kommt in Betracht, daß es bei der Verwirklichung der Coalitionsfreiheit praktisch auf die Gestaltung der Landesvereinsrechte ankommt. Da das Deutsche Reich bisher ein Vereinsgesetz nicht gegeben hat, entscheidet über die praktische Verwirklichung des Coalitionsrechts die Ausgestaltung des Versammlungs- und Vereinsrechts in den einzelnen Staaten, wodurch in diesen ganz verschiedenartige Zustände geschaffen sind. Abgesehen von der verschiedenen Behandlung der Frauen und Minderjährigen, kommt namentlich das nach Ansicht des Referenten „thörichte", ursprünglich aus der Verfassung der ersten französischen Revolution übernommene Verbot des Inverbindungtretens politischer Vereine in Betracht. Höchst mannichfaltig sind auch die Bestimmungen über Auflösung von Vereinen und Versammlungen. Referent findet in dieser Hinsicht das preußischer Gesetz von 1850 verhältnißmäßig noch am besten; freilich macht sich jetzt das Streben geltend, dieses Gesetz über den Haufen zu werfen und den Polizeiorganen weitere Befugnisse zu ertheilen, wozu es hoffentlich auch weiterhin nicht kommen werde.

Der zweite Referent, Prof. Hertner (Karlsruhe) leitet seinen Bericht mit einer Gegenüberstellung des Unterschiedes ein, der in großer Blüthe berufsticher Vereinigungen der Unternehmer einerseits, und in der schwachen berufslichen Organisation der Arbeiter, die er auf nur 5 Proc. veranschlagt, andererseits bei uns in Deutschland zu Tage trete. Die von dem Landesrecht bedingte thatsächliche Verschiedenheit der Nutzbarmachung des Coalitionsrechts geht geradezu gegen den Reichsgedanken. Heute ist es nach den Ausführungen Herkners für die Volkskreise unverständlich, daß im einheitlichen Reichsgebiet so große Unterschiede obwalten und daß die reichsrechtliche Coalitionsfreiheit nicht ihre Ausführung in besonderen Rechtsgrundlagen für die Organisationsfreiheit findet. Agitationsstoff erwächst namentlich aus der Thatsache, daß staatlicherseits die Unternehmerverbände der Pflege sich erfreuen, während gegen die Gewerkschaften — nach Ansicht des Referenten — alle gesetzlichen Bestimmungen ausgenützt wurden. Wegen der Personalunion von Socialdemokratie und Gewerkschaften glaubt man allerdings in letzteren die Socialdemokratie selbst zu bekämpfen; damit würden die socialen Gegensätze in die politische Arena getrieben. Danach tritt der Referent in eine längere Erörterung ein, um die englischen Gewerkschaften als keineswegs — wie es vor ein paar Jahren den Anschein gehabt habe — in das socialdemokratische

Lager übergegangen darzustellen. Weiter erörtert Herkner die Frage, ob nun aber nicht am Ende die Gewerkschaften an sich nicht ebenso gefährlich sind, wie die Socialdemokratie, insofern man behauptet, daß sie den Niedergang der Industrie durch Untergrabung der Zucht und durch Schwächung der Concurrenzkraft herbeiführen. Für ersteres beriefen sich deutsche Industrielle, auch Frhr. v. Stumm, auf englische Zeugnisse, die aber thatsächlich doch anderes lauteten. Und was den Gedanken anlange, die deutsche Concurrenz durch Niederhaltung des socialen Niveaus der Arbeiter zu stärken, so sei dieser weit abzuweisen. Die Vergangenheit zeigt, wie Herkner schließlich ausführt, das starke Anschwellen der Arbeiterclassen, die nach einem ihrer Bedeutung entsprechenden Platz ringen. Das urgermanische Recht freier Einigung kann diesen Classen nicht vorenthalten werden. Und wenn, wie dies seinerzeit in dem Bauernkrieg geschehen, die aufsteigende Classenbewegung jetzt unterdrückt würde, dann wäre, wie damals, die Weltmachtstellung des deutschen Volkes für Jahrhunderte dahin.

Bei der großen Zahl der Redner, welche in der Debatte das Wort ergriffen haben, ist es nicht angezeigt, hier deren Erörterungen in der Reihenfolge, wie sie stattgefunden haben, vorzubringen. Eine knappe Uebersicht über die Gestaltung der Debatte wird besser gewonnen werden, wenn die Redner hier in einigen Gruppen vorgeführt werden. Zunächst seien die Gegner der Coalitionsfreiheit oder doch die Gegner einer Ausdehnung dieser Freiheit und die Gegner der auf dieser Freiheit sich aufbauenden Organisationsfreiheit der Arbeiter angeführt. Schon bei dem gestrigen Festmahl war der in weiten Kreisen der rheinischen Industriellen gegen den Verein für Socialpolitik herrschende Unmuth aufgeplatzt. Man erwartete für heute einen harten Zusammenstoß. Leider aber fand der Standpunkt der Großindustrie nicht so ausgiebige Vertretung, als man zu erwarten berechtigt war. Mit Entschiedenheit und mit lebhaft aggressivem Ton geschah dies nur seitens des Generaldirectors **Huegener**. Nachdem er einleitend als Freund von Ausnahmegesetzen zur Bekämpfung von Ausnahmezuständen sich erklärt hatte, rückte er zunächst das natürliche Recht des Arbeiters, wirklich zu arbeiten und das Bedürfniß nach Unterdrückung jeder Maßregel, die das unmöglich macht, in den Vordergrund. Dann geht er zu einer Würdigung der englischen Gewerkvereine über; er meint, diese seien zuerst als große Wohlthätigkeitsanstalten entstanden und ihre Uebertragung nach Deutschland erscheine nicht geboten, da bei uns die wesentlichsten dieser Wohlfahrtsleistungen durch Staat, Gemeinde und Unternehmer übernommen seien. In Wahrheit übten die englischen Gewerkvereine eine unerhörte Tyrannei aus; bei uns sei die Stellung des Unternehmers gegen seine Arbeiter eine andere; die Unternehmer brauchten keine fremden Vermittler mit den Arbeitern; auch im Interesse der Disciplin gehe es nicht. Die Frage sei: Wer soll Herr im Haus und Betriebe sein? Die Arbeit des Unternehmers stehe unendlich hoch über bloßer körperlicher Arbeit. Der allgemeine Begriff von Arbeit sei überhaupt „pervers“ geworden. Damit verbindet Redner einen heftigen Angriff gegen die Professoren, die Bücher schreiben, ohne das praktische Leben zu kennen, Bücher, von denen er nur zu viele gelesen habe. Minder heftig gegen die Gesammtheit der Professoren, aber um so heftiger speciell gegen den Geh. Rath Wagner mit Rücksicht auf dessen vor kurzem in Dortmund gehaltene Rede, äußerte sich später Generalsecretär **Ditges** (Köln). In sachlicher Hinsicht sucht er aus einer Anzahl ihm zur Verfügung stehender Briefe die Klagen der englischen Unternehmer über die Trade Unions zu begründen, und warnt grundsätzlich vor dem Gedanken, daß der Staat zur Organisation der Arbeiter helfen solle. Den Ausführungen dieser beiden Redner standen jene von Prof. **Ehrenberg** nahe, welcher den deutschen Arbeiterclassen auf Grund der thatsächlichen Erfahrungen die Reife des Urtheils zu richtiger Handhabung der Coalitionsfreiheit absprechen will und deßhalb zum mindesten von einer weiteren Entwicklung dieses Rechts abräth. Sehr kritisch verhält sich auch Prof. **Hasbach**. Auf Grund einer theoretischen Speculation findet er das Coalitionsverbot einerseits als Consequenz unserer Wirthschaftsordnung, andererseits im Widerspruch mit derselben, und sucht deßhalb, da diese Paradoxie des Cirkels nicht lösbar sei, lieber nach anderen Mitteln der Förderung der arbeitenden Classen, als Gewerkvereine und Coalitionsfreiheit. — Ueberblickt man die Einwände der Großindustrie, so hat man den Eindruck, als befinde sie sich bei uns in derselben Lage, wie ein Souverän, für den die Frage des Uebergangs vom absoluten zum constitutionellen Regiment gestellt ist. Was übrigens den Mangel an Professorenliebe betrifft, so ist doch die Aeußerung eines anderen Industriellen, **Brandts** (M.-Gladbach), zu verzeichnen, der ausdrücklich erklärte, er theile mit vielen Collegen nicht den angeblichen Standpunkt der Industriellen gegenüber der Thätigkeit der Professoren, sei dieser vielmehr dankbar. **Roesicke** erklärte ausdrücklich, als Arbeitgeber auf einem anderen Standpunkt als die beiden erstgenannten Redner zu stehen. Er tritt dem Verlangen nicht nur der Coalitionsfreiheit, sondern auch einer Ausdehnung derselben bei. Auch er spricht den eine neutrale Stellung einnehmenden Professoren seinen Dank aus und weist darauf hin, daß die socialdemokratischen Ziele, nicht aber die berechtigten Forderungen der Arbeiter zu bekämpfen seien.

Unter den radicalen Befürwortern weitestgehender Ausdehnung der Coalitionsfreiheit und der darauf gegründeten Arbeiterorganisationen ist in erster Linie der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Buchdrucker, E. **Döblin**, zu nennen. Ging es auch ohne eine kleine Beimischung socialistischer Declamation nicht ab, so ist doch anzuerkennen, daß er seine Aufgabe mit Mäßigung erledigte. Außer den durch die Gesetzgebung und Verwaltung gebotenen Erschwerungen hebt Döblin insbesondere die von den Unternehmern ausgehenden Erschwerungen (schwarze Listen u. s. w.) hervor, in denen das weit verbreitete Unverständniß für die Gefühle der Arbeiter zum Ausdruck komme. Mit Entschiedenheit wendet er sich gegen Loenings Strafverschärfungsvorschlag und die Behauptung, daß solches nach den Hamburger Erfahrungen gerechtfertigt erscheine, wobei er die harmlose Thätigkeit der Führer in möglichst günstiges Licht zu setzen versuchte. Die daran anschließende Berufung auf die angeblich stets wachsende „Arbeitslosigkeit“ findet den lebhaften Widerspruch der Versammlung. Als zutreffender erweist sich der Hinweis des Redners auf den Gegensatz, der darin liege, daß der Staat bei der Zwangsinnung sogar seine Macht zur Herbeiführung der Organisation der Unternehmer zur Verfügung stelle, die Ausgestaltung der Arbeiterorganisationen dagegen verhindere. — Am wenigsten objectiv und auch der Form nach am wenigsten auf der Höhe des Tones, der im allgemeinen in der Versammlung herrschte, waren die Ausführungen **Imstrows**, welcher die Unabhängigkeit der preußischen Verwaltungs- und ordentlichen Gerichte, auf Grund eines durchaus unzureichenden, mit den zur Verhandlung stehenden Fragen gar nicht zusammenhängenden Materials, angriff, wofür er sich eine sehr zutreffende Entgegnung **Gierke's** (Berlin) zuzog. In maßvoller Beziehung möchte er die Strafbestimmungen gegen Drohungen und Ehrverletzungen bei Strikes ganz beseitigt wissen; er meint, die Rücksicht auf das gemeinschaftliche Verhalten verbiete solche Specialstrafen, und weinerliche Existenzen, die mit dem allgemeinen Schutz des Strafrechts nicht zufrieden wären, sollten überhaupt nicht erzogen werden. Specielle thatsächliche Bemerkungen über den wiederholt angezogenen Hamburger Strike machte Prof. **Tönnies**. Ein entschiedener Anhänger weit ausgedehnten Coalitionsrechts ist auch **Max Hirsch**, der u. a. auch die Bedrohung des Coalitionsrechts der Arbeiter durch die Arbeitgeber gesetzlich verboten und unter Frage gestellt sehen will.

In sehr geistvoller und wirksamer Weise äußerte sich der Wirkl. Geh. Rath v. **Rottenburg** (Bonn). Nachdem er Haegener aus englischem Enquetematerial bezüglich der englischen Gewerkvereine widerlegt hatte, wandte er sich zu dem Angriff auf die Professoren, und klagte deren Gegner an, daß gerade sie in dieser Frage zu wenig auf positivem Boden sich bewegen und auf der dürren Haide der Speculation grasen. Alle Gesetze, die nur Mechanismen ohne innere treibende Kraft sind, sind gemeinschädlich; das beginnt man in der neuesten Zeit zu vergessen. In Deutschland ist jeder Arbeiter Wähler und er stellt als Soldat sein Leben dem Staat zur Verfügung. Daraus ergeben sich gewichtige Consequenzen. Man darf ihm nicht die Fähigkeit absprechen, über socialpolitische Angelegenheiten in vernünftiger Weise zu beschließen, und dazu ist die Coalitionsfreiheit nöthig. Der andere Umstand ist, daß thatsächlich das Coalitionsrecht sehr verschieden auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer wirkt. Die Gefahr des Mißbrauchs des Coalitionsrechts ist kleiner als die Aufrechterhaltung eines Gesetzes, welches dem Rechtsbewußtsein des Volkes widerspricht. Auch die Socialdemokratie wird deßhalb nicht wachsen, denn die wirkliche socialdemokratische Partei ist sehr klein, groß ist nur das Gefolge der Unzufriedenen. Einen minder optimistischen Standpunkt nimmt Prof. **Neumann** (Tübingen) ein. Er ist zwar für Befestigung der Coalitionsfreiheit aus drei Gründen: wegen des gesteigerten Selbstgefühls der arbeitenden Classen, wegen der großen Gefährlichkeit der Cartelle, wegen der Zunahme der Großindustrie und der Großvermögen und der dadurch gesteigerten Abhängigkeit der Arbeiter; aber er hält doch

auch die Gefahr der Coalition und Gewerkvereine für groß und möchte deßhalb lieber durch Staats- und Gemeindehülfe als durch Action der Gewerkvereine der Arbeiterclasse nützen. Auch Geh. Rath Wagner theilt einigermaßen diese Auffassung; doch meint er, es bleiben immer noch Punkte genug übrig, die nicht durch Staat und Gemeinde, sondern nur durch die Arbeiterorganisation geregelt werden können; deßhalb ist er für Aufrechthaltung und weitere Fortbildung der Coalitionsfreiheit und der Gewerkvereinsorganisation, obwohl er die Gewerkvereine niemals überschätzt habe.

Als Gesammtergebniß der eingehenden Verhandlungen konnte der Vorsitzende, Oberbürgermeister Becker, folgendes zusammenfassen: Von der großen Mehrzahl der Redner und Anwesenden wird vollständige Coalitionsfreiheit und Organisationsfreiheit aller Arbeiter für nöthig erachtet, namentlich Coalitionsfreiheit auch bezüglich vorbereitender Maßnahmen. Verletzungen der Coalitionsfreiheit sind durch die bestehenden gesetzlichen Cautelen und deren weitere Entwicklung fernzuhalten. Das Verbot des Inbeziehungtretens politischer Vereine aufrechtzuerhalten, ist unmöglich. Die Nichtklagbarkeit von Verträgen, bei denen die Existenz des Individuums in Frage ist, ist beizubehalten. Bezüglich der Beschränkungen gegenüber den Frauen und Minderjährigen wird deren Theilnahme wenigstens an Verhandlungen über gewerbliche Verhältnisse befürwortet. Größere Meinungsverschiedenheiten bestunden darüber, ob die Strafbestimmungen des § 153 der Gewerbeordnung aufrechterhalten, verschärft oder ganz beseitigt werden sollen.

Mit kurzen Worten der Befriedigung über den Verlauf der 25jährigen Feier der Gründung und mit nochmaligem Dank an das Localcomité schloß alsdann Schmoller die diesjährige Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik.

* Ueber eine Reihe wichtiger chemischer Entdeckungen berichtet das „Journal der russischen chemischen Gesellschaft". Schon im Jahre 1887 glaubte der Professor Chrustschoff in dem Monazitsande von Nord-Karolina ein neues Element, das er Russium benannte, entdeckt zu haben; aber diese Entdeckung wurde durch andere Chemiker nicht bestätigt, so daß das neue Element als solches keine Anerkennung in der Wissenschaft erlangen konnte. Durch die neuliche angebliche Auffindung eines neuen Elements Lucium wurde nun der genannte russische Chemiker dazu veranlaßt, seine Arbeiten über das Russium wieder aufzunehmen. Nach dem vorläufigen kurzen Bericht über die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat Chrustschoff das Vorhandensein des Elements bestätigt gefunden und aus einer Menge von 25 Kilogramm seltener Erdmetalle 25 Gramm Russium gewonnen. Das Element soll ein Atomgewicht von 70.5 besitzen, und sein Spectrum zeichnet sich durch eine Gruppe grüner und violetter Linien aus, die bei keinem anderen Elemente vorkommen. Ferner berichtet derselbe Chemiker, daß es ihm gelungen sei, das Cerium, welcher Stoff bisher für ein Element gegolten hat, in fünf Bestandtheile zu zerlegen, deren Atomgewichte freilich sehr nahe bei einander liegen, nämlich bezw. 138, 140, 142, 146 und 156.5 betragen sollen. Endlich will Chrustschoff noch ein weiteres Element in dem Stoffe Didymium entdeckt haben. Es wurde bereits von Auer, dem Erfinder des ersten Gasglühlichts, die Entdeckung gemacht, daß dieser Stoff kein Element wäre, sondern aus zwei Stoffen bestände, die als Neodym und Praseadym bezeichnet wurden. Chrustschoff hat nunmehr in diesem Stoffe noch ein drittes Element gefunden, dem er den Namen Glantodym gab. Es sollen bald eingehendere Berichte über diese Neuigkeiten folgen.

* Berlin. Der Director des kgl. meteorologischen Instituts, Geh. Regierungsroth Dr. v. Bezold, veröffentlicht den Bericht über die Thätigkeit dieses Instituts im Jahre 1896. Wir entnehmen demselben, daß die Arbeiten des Anstalt nach verschiedenen Seiten hin Erweiterungen erfahren haben: so wurden namentlich die internationalen vereinbarten Wolkenmessungen aufgenommen und die magnetischen Simultanbeobachtungen auf 15 Observatorien der Erde angeregt und eingerichtet. Im Stationsnetz des Instituts sind wenig Veränderungen vorgekommen. Am Ende des Berichtsjahres waren 188 Stationen höherer Ordnung in Thätigkeit, von denen 152 in Preußen liegen. Bei einer größeren Anzahl von Stationen zweiter Ordnung werden Beobachtungen mit Registririnstrumenten angestellt, u. a. werden von 28 Stationen Aufzeichnungen des Sonnenautographen eingesandt. Die Anzahl der Regenstationen betrug zu Ende des Berichtsjahres 1844. Eine wichtige Neuerung ist bei den Beobachtungen einzelner Regenstationen eingeführt: bisher hat man lediglich aus Rücksicht auf die Schneeverhältnisse die Regenmesser stets 1 bis 1.5 Meter über dem Erdboden aufgestellt; da man aber streng genommen doch die dem Erdboden selbst zukommenden Niederschlagsmengen ermitteln will, so sind an 19 besonders ausgewählten Stationen vergleichende Messungen in 1.0 und 0.3 Meter Höhe begonnen. — Unter den Veröffentlichungen des Instituts sind namentlich zwei größere, die Bekanntgebung der Beobachtungsergebnisse betreffende Werke zu nennen. Das eine behandelt die Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen II. und III. Ordnung im Jahre 1893, das andere die Ergebnisse der Gewitterbeobachtungen in den Jahren 1892, 1893 und 1894.

* Wien. An der hiesigen Universität hat jetzt die Inscription und Immatriculation der weiblichen Hörerinnen, deren Zulassung zum Universitätsstudium durch die Verordnung vom 23. März d. J. geregelt ist, begonnen und es haben sich besonders viele Russinnen gemeldet. Dem Verlangen derselben kann jedoch in den meisten Fällen keine Folge gegeben werden, da sie den für die Zulassung gestellten Bedingungen nicht vollkommen entsprechen. Auch unter den Wiener Bewerberinnen befinden sich nicht wenige, welche den gestellten Bedingungen nicht entsprochen haben. Für die Zulassung zur Inscription als ordentliche Hörerinnen haben diese nachzuweisen: 1. die österreichische Staatsbürgerschaft; 2. das zurückgelegte 18. Lebensjahr; 3. die erfolgreiche Ablegung der Reifeprüfung an einem inländischen oder als gleichwerthig erkannten ausländischen Staatsgymnasium. Bezüglich der außerordentlichen Hörerinnen gelten folgende Bestimmungen: Frauen, welche zwar die für ordentliche Hörerinnen festgesetzten Bedingungen nicht, aber jene der Reifeprüfung nachzuweisen vermögen, können als außerordentliche Hörerinnen an den philosophischen Facultäten aufgenommen werden, wenn sie mindestens die Lehrerinnenbildungsanstalt oder eine gleichwerthige Schule für Mädchen (höhere Töchterschulen, Lyceen, Gymnasien) mit Erfolg absolvirt haben. Solche außerordentliche Hörerinnen haben jedoch mindestens zehn Vorlesungsstunden per Woche zu inscribiren.

* Florenz, 25. Sept. Gestern starb in Monte Cassino der italienische Historiker, Abbate Luigi Tosti, im hohen Alter von 86 Jahren. Allen Forschern, die in dem Archiv oder in der Bibliothek des genannten Klosters in dem letzten Jahrzehnt zu arbeiten hatten, wird die feine, liebenswürdige Gestalt des greisen Gelehrten unauslöschlich in Erinnerung stehen. Tosti war bis zum Jahre 1887 Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek in Rom und zog sich nach der Benedictinerabtei auf dem Monte Cassino, aus der er hervorgegangen war, zurück, als er durch eine politische Gelegenheitsschrift, in der er der Curie die Versöhnung mit dem italienischen Staate anrieth, in den leitenden Kreisen des Vaticans Anstoß erregt hatte. Seine wissenschaftliche Bedeutung beruhte auf zahlreichen Werken über die Kirchengeschichte Italiens und besonders auf einer vortrefflichen Geschichte der Abtei von Monte Cassino.

* Petersburg. Zum Rector der hiesigen Universität ist der Professor der russischen Rechtsgeschichte, J. Sergejewitsch, in Aussicht genommen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von W. Wunderling in Regensburg.
Für Bibliotheken, Aerzte und Historiker.
Soeben ist erschienen:

Forschungen zur Geschichte Bayerns.

Vierteljahresschrift.
(Herausgegeben von Karl v. Reinhardstöttner.)
VI. Band, 1. Heft.

Inhalt: Oberpfälzisches aus der Karolingerzeit. Von Geheim. Justizrat Dr. Karl Gareis, o. ö. Professor an d. k. Universität Königsberg i. Pr. — Das bayerische Hilfskorps in Kölner Diensten zur Zeit des zweiten Raubkrieges. Von Dr. Michael Döberl, k. Gymnasiallehrer und Privatdozenten der Geschichte an der k. Universität München. — Der Waffenstillstand von Pfaffenhofen (7. September 1796). Von Dr. Richard Graf Du Moulin Eckart, Privatdozenten an der k. Universität Heidelberg. — Anzeigen und Besprechungen.

Heft 2 befindet sich unter der Presse. (Vier Hefte bilden einen Band.) Abonnementspreis jährl. = 12 M. Abonnements nehmen entgegen alle Buchhandlungen und Postanstalten. Erste Hefte senden auf Wunsch franko zur Ansicht alle Buchhandlungen, sowie die unterzeichnete (14724)

Verlagsbuchhandlung von W. Wunderling in Regensburg.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 29. September. Nummer 219.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Haus Fürstenstein in Schlesien und seine Grafen. Von F. Sander. — Die Decimalclassification. Von Dr. Franz Boll. — Mittheilungen und Nachrichten.

Haus Fürstenstein in Schlesien und seine Grafen.

Von F. Sander.

Groß ist die Zahl der alten Bergschlösser in Deutschland, die als malerische Ruinen von Pracht und Macht ihrer Herren in grauer Vorzeit zeugen. Einige von ihnen hat Pietät der Nachkommen, antiquarische Liebhaberei oder gewerbliche Berechnung mehr oder minder treu dem alten Plane und mehr oder minder tauglich für den neuen Zweck hergestellt. Wenige sind vom Mittelalter herab bis heute bewohnbar und bewohnt geblieben. Eines der schönsten — landschaftlich und baulich — und der bemerkenswerthesten — in Geschichte und Gegenwart — unter diesen ist Haus Fürstenstein im mittelschlesischen Kreise Waldenburg, Stammsitz der Grafen von Hochberg, deren jeweiliges Haupt seit fast fünfzig Jahren zugleich den weiteren oberschlesischen Besitz und den höheren Titel eines Fürsten von Pleß inne hat.

Wer auch nur einen Sommer in Schlesien weilte, ja wer je Heilung oder Erfrischung in Salzbrunn, Charlottenbrunn, Görbersdorf oder sonst in einem der Waldthäler um Eule und Hochwald herum suchte und fand, der wird Fürstenstein kennen gelernt haben und gern des herrlichen, vom Schlosse hoch überragten Fürstensteiner Grundes gedenken. Ebenso weit ist der Name seines gegenwärtigen Inhabers bekannt und geachtet: Hans Heinrichs XI., Fürsten von Pleß, Grafen von Hochberg und Freiherrn zu Fürstenstein. Das ältere Geschlecht der Mitlebenden ehrt ihn als umsichtigen, verdienten Leiter der freiwilligen Krankenpflege im Kriege von 1870/71, wie als unabhängigen und selbständig denkenden Mann, der im ersten Beginne des neuen Deutschen Reiches unbefangen und freudig auf die politischen Gedanken des großen Reichskanzlers einging, während so manche seiner Standesgenossen zaudernd zurückhielten. Hat er seither das öffentliche Leben zugunsten seiner ausgedehnten Verwaltung mehr und mehr gemieden, so ist er doch von Zeit zu Zeit immer wieder auch in weiteren Kreisen genannt, wenn er die Ehre genoß, den Kaiser — und alle drei Kaiser aus dem Hause Hohenzollern erwiesen ihrem Oberstjägermeister die Ehre — als Gast zur Erholung nach heißen Manövertagen auf Fürstenstein oder zur Jagd des Wisent, der nur dort in Deutschland noch zu treffen, in Pleß zu empfangen.

Dies Schloß Fürstenstein und sein Grafenhaus sind Gegenstand einer jüngst erschienenen trefflichen Monographie, die der um schlesische Cultur- und Kirchengeschichte bereits sonst wohlverdiente Oberconsistorialrath Dr. theol. Karl Weigelt zu Breslau mit emsiger Benutzung der besten gedruckten und handschriftlichen Quellen verfaßt hat. Verfaßt, nicht herausgegeben: denn der stattliche, mit Wappen und Stammtafeln ausgerüstete Band[1]) ist zunächst nur für die gräflich Hochbergische Familie und die ihr näherstehenden Kreise hergestellt worden. Man hält ihn keineswegs ängstlich zurück; aber er soll doch nicht vorbehaltlos publici juris werden, sondern nur denen gewidmet sein, welche den warmen Ton des langjährigen, engverbundenen geistlichen Freundes der gräflichen Familie verstehen und würdigen können. Die Hochbergische Hausgeschichte ist eine durchaus ehrenvolle. Glanzreicher hätte sie in der Vergangenheit leicht sein können ohne das „impedimentum essentiale" der Religion, das bei aller Treue, mit der Freiherrn und Grafen von Hochberg „Gut und Blut für das durchlauchtigste Erzhaus Oesterreich darzusetzen" bereit waren, doch zweihundert Jahre lang zwischen jenen und diesem jede Vertraulichkeit fernhielt. Aber die im Punkte der Religion bewiesene Beständigkeit und darauf begründete Zurückhaltung stellt die Tugenden der älteren Hochberge oder Hoberge, wie sie damals sich nannten und schrieben, nur um so höher. Oft genug haben Männer und Frauen des edlen Stammes damals thätig und leidend bewährt, was seiner besten Männer einer, Hans Heinrich I. (1598 bis 1671) schon vor dem dreißigjährigen Kriege einem Freunde ins Stammbuch schrieb: „Rebus in angustis facile est, contemnere vitam; fortiter ille facit, qui miser esse potest." Aber es ist ein anderes, darüber zu dankbaren Nachkommen zu reden, als in einem für alles Volk bestimmten geschichtlichen Werke. Die persönliche Klangfarbe des Weigelt'schen Buches ist so recht die einer Chronik, welche der seit einem halben Jahrhundert bewährte Freund dem Hause stiftet. Die eigene Freude am achtbaren Streben und Ringen der Alten durfte da lauter mitsprechen. Zugleich lag der Gedanke nahe, daß das Werk fortan dem jeweiligen jüngeren Geschlechte des gräflichen Hauses als Lesebuch dienen würde. Wie hätte der ehrwürdige Mann, der schon so lange in Fragen der Erziehung auf dem Fürstenstein Rathgeber war, die Gelegenheit versäumen mögen, dieser jetzigen und künftigen Jugend — unausgesprochen versteht sich — die alte Wahrheit nahe zu legen, die ich — der Kürze wegen — in dem Worte des Boëthius andeute: „Si quid est in nobilitate bonum, id esse arbitror solum, ut imposita nobilibus necessitudo videatur, ne a majorum virtute degenerent."

In dieser Hinsicht verständlich, ist es im übrigen zu bedauern, daß das mühevolle und inhaltreiche Werk von vornherein auf einen so engen Kreis von Lesern beschränkt bleiben soll. Denn bei aller Familiarität und Intimität will es doch nicht genealogische Abhandlung sein, nicht Familiengeschichte, für welche auch kleinliche Vorgänge ihre Berechtigung haben, sondern ein in Grundzügen gezeichnetes Culturbild. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Geschichte einer Familie wiedergegeben worden, in deren Trägern sich

[1]) Die Grafen von Hochberg vom Fürstenstein. Ein Beitrag zur vaterländischen Culturgeschichte. Breslau 1896. Gr. 8°. VII und 368 Seiten. (Mit 6 Wappen- und 3 Stammtafeln.)

Digitized by Google

die Zeit spiegelt, aber nicht wie in einem culturhistorischen Roman, sondern als Geschichte, unter der ernsten Forderung historischer Treue. Gern benutze ich die freundlich gewährte Erlaubniß, an dieser Stelle Reichthum und Werth des Gebotenen durch einige Proben anzudeuten und damit das nicht ohne weiteres zugängliche Buch allgemeinerer Beachtung zu empfehlen. Ich fasse dabei zuerst das alte Schloß selbst in seiner für die Bergschlösser des deutschen, besonders des schlesischen Adels vielfach typischen Geschichte, dann das darin angesessene Grafenhaus und endlich noch kurz die wechselnden Geschicke und Zustände der Herrschaft Fürstenstein unter der Hochbergischen Verwaltung, wie Hr. D. Weigelt sie schildert, ins Auge.

Erster nachweisbarer Besitzer von Fürstenstein oder, wie im Mittelalter die Burg zumeist genannt wird, Fürstenberg war der piastische Herzog Bolko I. von Schweidnitz. „Nach dem Tode seines Vaters Boleslaus II. von Liegnitz hatte er 1278 mit seinem Bruder Bernhard gemeinschaftlich Löwenberg, Hirschberg und Landeshut erhalten. Erst nachdem Heinrich IV., Herzog von Breslau, gestorben war, fiel ihm 1290 das Gebiet von Schweidnitz, Frankenstein, Münsterberg und Strehlen zu." Neben dem Haupttitel eines Herzogs von Schlesien führte er seit 1292 auch den eines Herren von Fürstenberg; und daß dieser Fürstenberg an der heutigen Stelle lag, nicht etwa jenseit des Grundes, wo alte Mauerreste auf einen noch älteren, urkundlich nicht bezeugten Bau hindeuten, ergibt eine Urkunde Herzog Bolko's II. von 1337, wonach „Castellum Fuerstenberg" oberhalb der Polsnitzer Feldmark — wie heute — lag. Wahrscheinlich hat Bolko I. selbst die Burg als Gegenstück zu der nahen älteren Landesfeste Vrburc erbaut. Er und seine Nachfolger haben dann dafür gesorgt, daß die benachbarten Orte allmählich ebenfalls in ihren Besitz gelangten, so daß gegen 1400 Polsnitz, Zirlau, Salzbrunn, Freiburg als zur Herrschaft Fürstenstein gehörig erscheinen. Etwa seit dieser Zeit liegt auch der Name Fürstenstein. Als durch Bolko's II. erbloses Hintritt 1368, rechtlich und thatsächlich 1392 durch Tod der Herzogin Agnes die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer an die Krone Böhmen fielen, war der Fürstenstein Sitz von Burggrafen, die, nach Art der Zeit, als Lehnsmannen eingesetzt, gar leicht und bald sich wie Eigenthümer fühlten und geberdeten. Eine Zeit lang übersah das wohl der Landesherr; wurde die Unbotmäßigkeit zu offenbar, dann erfolgte gewaltsamer Eingriff. Aber auch das war schwierig und bedenklich, wenn der Vasall durch An- und Ausbauten oder Zukauf von Gebiet private Ansprüche erworben hatte, für die er oder seine Erben oder Gläubiger im Falle eines Wechsels schadlos gehalten werden mußten. Unter diesen halb unabhängigen Burgtyrannen sind Kekko von Czirn, Bernhard von Czedlitz, Benesch von Chusnik, Janko von Chotiemitz, Vater und Sohn, und endlich der unruhige Hermann von Czettritz zu nennen. Verbündet und verschwägert mit dem gewaltthätigen Parteigänger Leonhard Affenheimer und dem Liegnitzer Bürgermeister Bitschen, die beide dem Schwerte des Scharfrichters verfielen (1446, 1454), nahm er leidenschaftlichen Theil an den religiösen, nationalen und dynastischen Fehden jener deutschböhmischen Grenzgebiete in der Hussitenzeit und ward selbst (1454) im wüsten Straßenkampfe zu Liegnitz erschlagen: der wilde Sohn einer rauhen Zeit, unter dem der Fürstenstein nicht eben besser gewesen sein wird, als viele andere Raubnester.

Bessere Zeiten schienen der Burg bevorzustehen, als der ebenso edle wie unglückliche König Georg Podiebrad von Böhmen Hermanns Söhne 1464 absand und den Fürstenstein unmittelbar an sich zog. Seine Feinde, die Breslauer, berichteten zornig dem Papste, daß der königliche Ketzer in diesem Platze „munitissimum castrum, clavem ad Silesiam" besäße. Podiebrad und sein Haus erlagen aber bekanntlich dem fanatischen Hasse der Römischen, und Schlesien kam unter die Hand des ungarischen Königs Matthias Corvinus. Wiederum war in der Zeit der Uebergangskämpfe der Fürstenstein unter dem eigenmächtigen Burgvogte Hans v. Schellendorf Schlupfwinkel wilder Parteigängerei und Räuberei, bis Matthias durch seinen Günstling Georg v. Stein (1488) den Ritter Hans unschädlich machte und jenem Haus und Herrschaft Fürstenstein zur Verwaltung übergab. König Matthias bestimmte dabei ausdrücklich, daß Fürstenstein und das zur Herrschaft gehörige Hornschloß für ewig zur Krone gehören sollten, damit Land und Leute, wider Schaden seltens fremder Inhaber geschützt, fürder in Ruhe und Friede leben möchten. Georg v. Steins Andenken in der schlesischen Geschichte ist kein lichtes. Ein Chronist sagt: „Nach König Matthias Tode (1490) hat Stein George mit seinen Helfern, den anderen Verräthern und lügenhaftem Schwarme, keine Macht mehr gehabt und ist auch bald aus Schlesien weggezogen. Der Teufel begleite ihn und seine Helfer!" Als einer seiner Anhänger mußte 1490 der frühere Breslauer Bürgermeister Heinz Dompnig das Haupt dem Henker beugen. Auf Fürstenstein hat dagegen Steins Aufenthalt nur günstig gewirkt. „Dort richtete er sich häuslich ein, verstärkte die Befestigungen und unterzog die Wohnräume einem völligen Umbau. Der noch heute benutzte südliche Flügel des Schlosses, welcher einen prächtigen Blick über den Grund bietet und nach innen vom sogenannten schwarzen Hofe begrenzt wird, ist sein Werk." Nach seinem Sturze ward Fürstenstein sammt umliegender Herrschaft (1497) „dem böhmischen Oberstlandkämmerer Johann v. Schellenberg gegen zehntausend Schock böhmischer Groschen pfandweis eingethan, von dem es tausch- und kaufweise (1503) an einen Peter v. Haugwitz, wie von dessen Sohn Johann an den Ritter Conrad v. Hoberg auf Giersdorf bei Hirschberg (1509), immer als Pfandlehen der Krone Böhmen" überging.

Die Geschichte der Burg lenkt damit ein in den Strom der Hobergischen Geschlechtsgeschichte. Das Geschlecht ist bereits 1185 und 1222 im Meißner Bisthum, wo noch Schloßruine und Dorfmark Hoburg liegen, urkundlich beglaubigt. Der erweisliche Stammbaum der heutigen Grafen dagegen beginnt mit dem Jahre 1312 und dem Namen Kitzolds v. Hoberg. Als ältestes Familiengut der Linie Kitzolds erscheint Dippelsdorf im heutigen Kreise Löwenberg. Zu glänzendem Wohlstande erhob sich unter seinen Nachkommen zuerst der genannte Ritter Conrad als Erbe sowohl seiner Mutter, geb. v. Liebenthal, wie seines Vetters und seiner Base Ulrich und Ulrike desselben Hauses. Zu den ererbten Gütern kaufte er — neben dem Pfandlehen Fürstenstein — u. a. die Herrschaft Rohnstock im heutigen Kreise Bolkenhain, die ebenfalls bis heute der Familie verblieb und, wie schon öfter, jetzt wieder unter dem Grafen Botho, dem bekannten Berliner Generalintendanten, Sitz einer besonderen Linie des Gesammthauses geworden ist. Conrad v. Hoberg war der letzte eifrige Pfleger der alten römisch-katholischen Frömmigkeit in seinem Gebiete und auch in weltlichen Dingen ein thatkräftiger Mann, den daher König Wladislaw 1512 zum Landeshauptmann der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer berief. Freilich vermochte er als solcher den heftigen Münzstreit, die sogenannte „Pölerei", der damals in den schlesischen Städten wogte und besonders Schweidnitz erregte, nicht zu stillen. Er starb 1520. Seine Nachkommen haben während des folgenden Jahrhunderts durch Einführung und Pflege des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses wie Herstellung geordneter, friedlicher Zustände im Gebiete des Fürstenthums die Eingesessenen innerlich an sich zu fesseln verstanden und bald auch sich selbst als angestammte Herrschaft der Unterthanen fühlen gelernt.

Digitized by Google

Aber gesichert war der Besitz zunächst durchaus nicht. Mehr als einmal versuchten andere, namentlich böhmische Edelleute wie die Rozmital und Zihnschitzky, denen in der That gelegentliche Zusagen eines oder des anderen der wechselnden böhmischen Herrscher des fünfzehnten Jahrhunderts zur Seite stehen mochten, in Wien die Hoberge aus dem Pfandbesitze zu verdrängen. Besonders eine treffliche Schloßherrin vom Fürstenstein, Euphemia, geb. v. Löben, hatte 1535—1548 als Vormünderin schwer deßhalb zu kämpfen. Aber das gute, verbriefte Recht einerseits, die unglaubliche Schlaffheit des österreichischen Regiments, dessen chronischer Geldmangel überdies die Einlösung verbot, andrerseits halfen der thatkräftigen Frau und ihren Nachkommen in dem Streben, die Pfandinhabe zum dauernden Besitz und endlich 1606 zum Eigenthume zu machen. Nachdem der Pfandschilling für Zukauf, Bauten u. a. mehrfach seitens der Hoberge in kluger Berechnung erhöht war — zuletzt auf siebzigtausend Thaler — und andere Punctationen gegen die Einlösung den Besitz scheinbar auf lange hinaus gesichert hatten, wollte dennoch, abermals in verzweifelter Geldklemme, die Wiener Hofkanzlei zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts den ganzen Complex freihändig verkaufen. Da trat Christoph II. v. Hoberg selbst entschlossen als Käufer auf und erwarb Schloß und Herrschaft Fürstenstein gegen Herauszahlung von zweiundsiebzigtausend Thalern, deren letzter Rest 1615 erlegt ward. Nun konnte so viel kräftiger alles geordnet, namentlich auch Kirche und Schule bis zum gänzlichen Verschwinden aller römischen Spuren ausgebaut werden; um so mehr, da die ersten zwei Jahrzehnte des freien Besitzes in die kurze Zeit des ständischen Uebergewichts und der durch den berühmten Majestätsbrief und den sogenannten Dresdener oder sächsischen Accord von 1621 verbürgten Religionsfreiheit fielen.

Kurz genug war diese Zeit, und ihr folgte der furchtbarste Rückschlag im dreißigjährigen Kriege. Ein großes Glück noch, daß das Haus seit 1627 (—1671) in Hans Heinrich, der als erster Graf in der Hausgeschichte als Hans Heinrich I. gezählt wird, einen Herren erhielt, der, früh auf weiten Reisen durch reiche Erfahrung gereift, in jenen unsäglich schweren Zeiten durch festen Glauben, männliche Kraft und Besonnenheit den Kopf oben behielt. Das interessante, bewegte Leben Hans Heinrichs v. Hohberg, wie man damals den Namen schrieb, auf dem Hintergrunde der Zeitgeschichte nach Weigelt zu schildern, das würde allein den zugebote stehenden Raum füllen. Ich beschränke mich auf einige kurze Angaben über den Fürstenstein. Obwohl sonst freies Eigenthum des Schloßherrn, galt die Burg noch immer als Landesfeste und der Besitzer, in dessen Gewölbe wohl auch darum Kleinodien und Urkunden gesammter Landschaft geflüchtet wurden, als verpflichtet, sein Berghaus in widerstandsfähigem Zustande und in Kriegszeiten wohlbesetzt und armirt zu erhalten. Das erwies sich jetzt als schwere fast unerschwingliche Last, zumal die zugesagten ständischen oder landesherrlichen Beihülfen fast regelmäßig ausblieben. Ueberdies lehrte die Erfahrung, daß ein so kleiner Platz gegen die Mittel der neueren Kriegführung sich niemals lange halten und, auch wenn er sich zeitweise hielt, der Umgegend nichts nützen, sondern eher schaden konnte. Im Laufe der Kriegszeiten erwachte daher immer lauter der Ruf der Bevölkerungen wie der Landstände nach „Demantelirung der Bergschlösser", und allmählich, mit dem Ermatten aller Kräfte des öffentlichen Lebens, verstummte der Widerspruch der Staatsgewalt dawider. Als zum letztenmale vor dem Frieden, am 7. Januar 1646, die Kaiserlichen durch regelrechten Sturm den Fürstenstein den Schweden entrissen hatten, warteten Burgherr und umwohnende Landleute nicht einmal die kaiserliche Genehmigung ab, sondern vervollständigten eigenhändig die Verwüstung der Wälle und Mauern. Die seit 1292 feste Landesburg der Väter war 1646 zum friedlichen Schlosse der Nachkommen geworden. Nur noch vereinzelte Bezeichnungen wie des Pulverthurms und der Baracken zeugen von den alten Festungswerken, während der heut noch übliche Name der Musketiere, d. i. der sehr friedlichen Wächter am Eingange in den Schloßhof, an ihren ehemaligen kriegerischen Beruf erinnert. Dieser Vorgang ist typisch für das Schicksal der Bergschlösser überhaupt. Die Tradition hat recht, wenn sie deren Verfall zumeist vom dreißigjährigen Kriege herleitet. Aber hauptsächlich ließ die im langen Kriege gewonnene Ueberzeugung, daß diese Bergnester den eingebildeten Werth für den Landesschutz nicht oder nicht mehr hatten, auf ihre Herstellung oder weitere Erhaltung verzichten. So ging's in Niederschlesien z. B. mit Gröditz, Kynast, Bolkoburg, Schweinhaus. Nur daß diese und die meisten ihresgleichen, als zum friedlichen Wohnen erst recht unbequem und ungeeignet, gänzlich verlassen und damit dem Verfalle preisgegeben wurden, während der von Nordost her ziemlich bequem zugängliche und überdies so bevorzugt schön gelegene Fürstenstein in seiner nunmehrigen friedlichen Eigenschaft Tagen neuen Glanzes entgegenging.

Das war indeß hauptsächlich mitbedingt durch das unmittelbar nach dem Frieden erfolgende Aufsteigen der auf ihm wohnenden Hohbergischen Linie. Das Aussterben des Rohnstocker Zweiges ließ dessen Besitz (1650) an Hans Heinrich I. zurückfallen. Auch solche Anfälle hatten in jenen Zeiten der allgemeinen Verschuldung für den Augenblick oft mehr Drückendes als Erfreuliches; aber die Lasten wurden allmählich abgewälzt oder doch gelindert und der Vortheil des erweiterten Besitzes blieb und wuchs. Auch die in der Kriegszeit gleich anfangs abverkaufte Herrschaft Friedland erwarb Hans Heinrich 1649 zurück. Im Jahre 1651 erhob der Kaiser die Familie Hohberg in den Freiherrn-, 1666 in den böhmischen Grafenstand; unter Hans Heinrich II. ward ihr vom Kaiser Leopold die Reichsgrafschaft zuerkannt. Bei diesem Anlasse zuerst — vielleicht nur durch einen Schreibfehler — „Hochberg" genannt, behielt sie später diese Form des Namens bei. Freilich stand solchen Gnadenbeweisen der furchtbare Druck in Glaubenssachen gegenüber, unter dem das Haus Habsburg seine protestantischen Unterthanen hielt. In diesem Stücke vermochten auch die weitgebietenden Freiherrn und Grafen nichts weiter für ihre Hintersassen zu thun, als daß sie den Stachet der grausamen Vorschriften des Wiener Hofes durch humane und mindestens zögernde Ausführung thunlichst abstumpften. Seit der Einziehung der lutherischen Kirchen (1653) blieb die Hauscapelle des Fürstensteines die einzige Stätte für evangelischen Gottesdienst innerhalb der Herrschaft, und auch sie wurde 1674 geschlossen, weil sie neben der Familie den Glaubensgenossen der Nachbarschaft offen gehalten war. Nun blieb in weitem Umkreise die Friedenskirche bei Schweidnitz, erbaut 1653—1657 aus dem von Hans Heinrich I. geschenkten Holze der Fürstensteinischen Wälder, die einzige öffentlich geduldete Zuflucht der glaubenstreuen Bevölkerung, wenn nicht hie und da ein „Buschprediger" auftauchte oder ein „Winkelschulmeister" heimlich in den Häusern der Bauern Predigten vorlas und den frommen Gesang nach väterlicher Weise leitete. Daß die preußische Eroberung wie in einem guten Theile von Schlesien so auch im gräflich Hochbergischen Gebiete eine fast unvermischte evangelische Bevölkerung vorfand, ist hoch zu bewundern, sehr erklärlich aber, daß diese Einwohnerschaft mit ihren Grundherren an der Spitze zwar jede thätige Erhebung wider das trotz allem noch respectvoll ertragene Erzhaus Oesterreich ablehnte, aber später nie danach verlangte, das stramme preußische Regiment je wieder mit dem alten Zustande zu vertauschen. Wie streng übrigens der Eroberer

beiden Bekenntnissen den zugesagten Schutz hielt, dafür gibt auch die Erfahrung der Grafen Hochberg mehr als ein Beispiel. Selbst Kirchen, die vor Zeiten nachweislich aus evangelischen Mitteln erbaut und noch immer ohne katholische Gemeinde waren, versuchten diese vergeblich bei Ableben der katholischen Geistlichen, denen sie als Sinecure gedient hatten, für die kirchlosen evangelischen Ortsgemeinden wieder einzuziehen. In einem solchen Falle, der durchaus günstig für den lutherischen Standpunkt des gräflichen Patrons zu liegen schien, schrieb Friedrich II. (1746) zurück: „Dem Gesuche, die fast ganz ledig stehende Kirche betreffend, hätte Ich gerne deferiret, daferne solches nicht ein gar zu großes Geschrei geben würde und wider den bitterlichen (?) Inhalt des Breslauischen Friedens wäre. Dahero Ich Euch denn darunter nicht fügen kann."

Rücksicht auf die Enge des Raumes verbietet, auf die Geschichte der Burg und ihrer Bewohner noch während der preußischen Zeit ausführlich einzugehen. Auch diese neue Zeit brachte noch wiederholt recht schwere Tage, so im siebenjährigen Kriege und in den Monaten nach der Schlacht bei Jena, wie in den inneren Unruhen, in denen die allgemeine Spannung am Ende des 18. Jahrhunderts und von 1848 auch bis Schlesien hin nachzuckte. Selbst eine schwere finanzielle Krisis hatte die seit 1770 zum Majorat erhobene Herrschaft Fürstenstein unter dem Grafen Hans Heinrich VI. zu bestehen, die zu längerer sequestraler Verwaltung führte. Aber im ganzen hat an dem allgemeinen Aufschwunge der Provinz Schlesien die gräfliche Herrschaft und die gesammte Einwohnerschaft des Fürstensteiner Gebietes besonders günstigen Antheil genommen. Das ist nicht am wenigsten dem Schlosse selbst zugute gekommen, das allmählich zu einem der schönsten Sitze des Hochadels in Deutschland ausgestaltet und in dessen nächster Umgebung die Reize der Natur eigentlich jetzt erst durch vorsichtig nachhelfende Kunst recht zur Geltung gebracht wurden. In dieser Hinsicht machte sich besonders verdient eben jener liebenswürdige und ideal gesinnte Graf Hans Heinrich VI., der nur nicht vermochte, in seinen Unternehmen rechtes Maß zu halten und daher zuletzt (1823) das Steuer aus der Hand verlor. Er hat eigentlich erst den berühmten Fürstensteiner Grund, und zwar ausgesprochen mehr im Interesse des großen Publicums als dem eigenen und dem seiner Familie, erschlossen. Er ließ hiebei, wie bei dem Bau der sogenannten alten Burg, jener künstlichen Ruine Schloß Fürstenstein gegenüber, (1797) von Entwürfen des befreundeten Malers Tischbein sich leiten. Die neue „Alte Burg" war bald nach ihrer Vollendung, am 19. August 1800, Schauplatz eines vor dem jugendlichen Königspaare Friedrich Wilhelm III. und Luise aufgeführten glanzvollen Reiter- und Ritterspieles des schlesischen Adels, von dem die Mär noch heute in Schlesien nicht verklungen ist. Durch Hans Heinrichs VI. Heirath mit der Prinzessin Anna Aemilie von Anhalt-Köthen (1791) kam an das gräfliche Haus Hochberg das Näherrecht auf die, später (1823) zum Fürstenthum erhobene, Herrschaft Pleß, das zur wirklichen Erbfolge führte, als mit dem letzten der sechs Brüder Anna Aemiliens, Herzog Heinrich, 1847 der Mannesstamm der Köthener Linie ausstarb.

Besonders glücklich ist Hr. Dr. Weigelt als liebenswürdiger, ebenso ernster und tief eindringender, wie andrerseits heiterer und satirischer Schilderer kulturhistorischer Zustände. Geradezu köstlich entfaltet sich sein Humor in dem längeren Excurse, den er (S. 52—72) der Fürstensteiner Gerichtsbarkeit widmet, mag er von der patriarchalischen Fürsorge der Grundherrschaft für Ehrbarkeit, Wohlstand und Wohlanstand der Unterthanen berichten oder davon, wie ein als Poltergeist umgehender Bauer in Reimswaldau (1709) nach Rath des fürstbischöflichen Generalvicariats dadurch zur Ruhe gebracht ward, daß man seinen halbverwesten Leichnam über die Mauer des Kirchhofes stieß, draußen durch den Scharfrichter enthaupten und jenseit der Grenze einscharren ließ — wofür die schwer beschimpften Angehörigen noch die Kosten zu erlegen hatten —, oder auch, wie der „unterthänigste Regard im Brauwesen" strafweise wider renitente Brautpaare gewahrt ward, die weder bei der Verlobung, noch bei der Hochzeit den Kretscham (Dorfkrug) besucht hatten. Im allgemeinen war nach allem, was aus den vergilbten Gerichtsacten beigebracht wird, das Volk um den Fürstenstein von jeher gutartig und die Herrschaft der Hochberge väterlich mild. Rührend und erhebend wirkt das Bild jenes Dorfscholzen (so in Schlesien für: Schulz) Klose zu Donnerau, der 1644 in seinem alten Koller, das er ehedem als kaiserlicher Kornet getragen, von Ort zu Ort reitet, um — in den Tagen der äußersten Kriegsnoth — einen Steuerrest von 3000 Thalern durch freiwillige letzte Anstrengung aufzubringen und dadurch Herrschaft und Unterthanen vor dem drohenden Zwangsverkaufe des Fürstensteins und seines Zubehöres an Land und Leuten zu bewahren. Ganz gehört hieher, was durch den Band hin verstreut über Bau- und Wohnwesen im Fürstensteine beigebracht wird. Auch die Anfänge des Bergbaues, der Steinkohlenverwerthung für gewerbliche Zwecke, der heutzutage so hoch entwickelten Industrie im Kreise Waldenburg sind an ihrem Orte nicht übersehen. Weniger, als ich erwartete, habe ich nur über das dem Fürstenstein nahe und lange von dort aus verwaltete Bad Salzbrunn gefunden. Daß die schlesische und besonders die Fürstensteinische Kirchengeschichte, ebenso ehrenvoll wie reich an tragischen Peripetien, nicht zu kurz gekommen ist, dafür bürgt schon der Name des Verfassers. Leider kann ich das alles nur andeutend streifen.

Es hilft nicht: ich muß den Becher noch fast gefüllt niedersetzen, nachdem ich nur eben den Leser an Firnem und Frischem nippen ließ, das er enthält. So geschehe es mit bestem Danke an den edlen Schloßherrn und den liebenswürdigen Chronisten des Fürstensteines für den Genuß dieser erfrischenden Lectüre. Gemeinsam entwarfen sie vor Jahr und Tag den glücklichen Plan dieses Haus- und Familienbuches; sie dürfen nun befriedigt des vollendeten Werkes sich freuen. Und dem Dank gesellt sich eine Bitte: die Bitte nämlich, erwägen zu wollen, ob nicht durch geeignete Beschränkung und Zurückstellung dessen, was nur die Familie angeht, sowie durch entsprechende Hervorhebung des Typischen und Culturgeschichtlichen (wobei immer noch eine erhebliche Kürzung des Umfanges denkbar wäre) dem Buche eine für weitere Kreise geeignete und zugängige zweite Bearbeitung an die Seite gestellt werden sollte. Es würde mir eine besondere Freude sein, dürfte ich in nicht zu langer Zeit an dieser Stelle noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen und eine solche „Volksausgabe" der Fürstensteinischen Chronik anzeigen.

Die Decimalclassification.

Von Dr. Franz Bolt (München).

Das Internationale Bibliographische Amt in Brüssel, über dessen Leistungen und Absichten die Leser der Beilage stets auf dem Laufenden erhalten worden sind, besitzt auch in Deutschland und Oesterreich manchen begeisterten Vorkämpfer, und der rührigste von ihnen ist ohne Zweifel Hr. Karl Junker. Im vorigen Jahr legte er die Beschlüsse der 1. Internationalen Bibliographischen Conferenz zu Brüssel und die Grundsätze des geplanten Allgemeinen Repertoriums in einer kleinen Schrift dem deutschen Publicum vor; nun erhalten wir von ihm in einer zweiten Publication die Ueber-

Digitized by Google

setzung[1]) der gekürzten „Allgemeinen Tafeln" des Decimalklassificationssystems, das von dem amerikanischen Bibliothekar Melvil Dewey erfunden worden ist und bekanntlich jenem allgemeinen „Index der Weltliteratur" zur Basis dienen soll.

Hrn. Junkers zweite Schrift besitzt vor seiner ersten, die in allzufröhlichem Sanguinismus Erhebliches leistete,[2]) entschieden den Vorzug größerer Zurückhaltung und inzwischen gemachter weiterer Erfahrungen. Wir lesen in ihr nichts mehr von den früheren kühnen Prophezeiungen, daß künftig „die Anlage specieller Kataloge ein Luxus sein werde, den sich sehr reich dotirte Bibliotheken vielleicht erlauben werden"; auch von der Hereinziehung der Manuscripte in das allgemeine Repertorium ist nicht mehr die Rede, vielleicht weil inzwischen die Erkenntniß aufgedämmert ist, daß die Herstellung von Handschriftenkatalogen doch nicht so ganz Sache der blanken Bibliographie sei. Die vorliegende Arbeit Junkers beschränkt sich vielmehr darauf, eine gute und klare Uebersicht über die Prinzipien des Dewey'schen Systems zu geben, und kann in diesem Sinne jedem, der sich für die Sache interessirt, nur empfohlen werden.

Etwas anderes ist es freilich, ob der Eindruck, den Junkers Darlegungen und die Dewey'schen Tabellen machen, dazu einladen kann, dem sinnreichen System des Amerikaners mehr Beifall zu geben als bisher. Wie bekannt, handelt es sich um die Austheilung der gesammten gedruckten Literatur in 10 Classen, die von 0—9 beziffert sind, und durch hinzugefügte Ziffern immer weiter abgetheilt werden können. Ist also z. B. 3 = Socialwissenschaften, so ist 33 = Politische Oekonomie, 331 = Arbeit und Arbeiter u. s. w.[3]) Auf diesem Zifferwesen beruhen in gleichem Maße die leichte Erlernbarkeit und Durchsichtigkeit des Systems wie sein Mangel an Logik und innerer Nothwendigkeit. Der Widerwille, mit dem dieses rein mechanische Verfahren uns erfüllt, wächst durchaus auf dem gleichen Boden, wie der Ekel, den die scheußliche Sprachverhunzung, die sich Volapük nannte, jedem halbwegs historisch denkenden Menschen einflößen mußte. Wie in jener nun gottlob wieder spurlos ins Dunkel zurückgetauchten „Einheitsweltsprache" die platte Willkür sich an die Stelle des gesetzmäßig schaffenden Sprachgeistes setzte, so wird in dem neuen „allgemeinen" bibliographischen System die Gliederung der Wissenschaften durch äußeren Zwang geregelt, statt daß sie aus ihrer geschichtlich gewordenen inneren Verfassung gewonnen würde. Es triumphirt hier ein Rationalismus, den wir allerdings durch die geistige Arbeit dieses Jahrhunderts überwunden glauben mußten.

Der principielle Widerspruch verfängt nun freilich bei den Anhängern Dewey's nicht viel; sie behaupten, man müsse „zwischen einem System für handliche und übersichtliche bibliographische Registrirung und einem logischen System der Wissenschaften scharf unterscheiden". Lassen wir diesen Satz einmal unbesehen gelten, um im folgenden nur darnach zu fragen, ob das System Dewey's für große Bibliographien und gar für eine allgemeine Weltbibliographie in der That „handlich und übersichtlich" ist oder nicht.

Zur Empfehlung der Decimalclassification wird uns erzählt, daß sie sich bereits mehrfach (in amerikanischen Bibliotheken) bewährt hat. Dieser Hinweis, der zunächst bestechend genug klingen mag, ist deßhalb sehr bedenklich, weil er deutlich zeigt, daß nicht alle Vertheidiger des Dewey'schen Systems des Unterschieds sich bewußt sind, der zwischen dem Realkatalog einer einzelnen Bibliothek und einem Sachindex der Weltliteratur besteht. Daß dieser Unterschied aber ein ganz ungeheurer ist, läßt sich schon an einem Beispiel auch für den Laien zeigen. In dem bekannten Realkatalog der Universitätsbibliothek Halle, den O. Hartwig entworfen hat,[4]) heißt eine von den etwa 30 Unterabtheilungen der Physiologie: „Verdauung. Auffaugung. Assimilation." Ich weiß nicht, wie viele Bücher ihres Besitzes die Universitätsbibliothek Halle unter dieser Rubrik aufführen kann; mögen es immerhin 20 oder meinetwegen selbst 50 sein, so ist diese Zahl namentlich in einem Buchkatalog immer noch übersehbar. Aber in dem Universalkatalog der gesammten Weltliteratur, der nicht nur alle Bücher, sondern auch alle Dissertationen und Zeitschriftenartikel aus dem Gebiet der Verdauung hier zu buchen hätte, müßten unter der Halleschen Rubrik unzweifelhaft nicht nur Hunderte, sondern sogar Tausende von Zetteln sich ansammeln. Der Arzt, der die Zeit fände, zur Abfassung einer einzelnen Arbeit aus dem erwähnten Gebiete diese Tausende von Zetteln durchzublättern, wäre jedenfalls um seine Praxis nicht zu beneiden.

Während sich also der Katalog einer einzelnen Bibliothek recht wohl mit etwas summarischen letzten Unterabtheilungen begnügen kann, ist die Universalbibliographie, weil sie selbst für kleinste Dinge hunderte von Titeln zusammenbringen wird, zu immer weiterem Zerlegen genöthigt. Die Brüsseler haben das natürlich auch eingesehen; Junker gibt uns als Beispiel die vollständigen Tafeln über Verdauung, wie sie das Internationale Bibliographische Amt festgestellt hat, und der lehrreiche Anblick sei dem Leser nicht vorenthalten:

612.3 Verdauung.
612.30 Allgemeines über die Verdauung.
612.301 Theorie der Verdauung.
612.302 Allgemeine Abhandlungen über die Verdauung.
612.309 Geschichtliches über die Lehre von der Verdauung.
612.31 Mund. Zähne. Speicheldrüsen.
612.311 Kauen und Prehenstan.
612.312 Schlingen.
612.313 Speicheldrüsen.
612.313,1 Zusammensetzung des normalen Speichels.
612.313,2 Wirkung des Speichels auf die Nahrungsmittel.
612.313,3 Absonderung des Speichels.
612.313,4 Wirkung der Gifte. (Vgl. 619.741.)
612.313,41 Eliminirung der Gifte.
612 313,42 Wirkung vaa Atropin and Pilocarpin.
612.313,5 Beziehungen zwischen Morphologie und Erregung

u. s. w. u. s. w., denn es folgen noch immer ebenso viel Unterabtheilungen, als wir schon angeführt haben, ehe das Capitel „Verdauung" erschöpft ist. Man sieht, die trügerische Einfachheit und Klarheit der „gekürzten" Tafeln verwandelt sich in der Anwendung auf eine Weltbibliographie — und um diese handelt es sich für uns ausschließlich — sofort in ein System von einer schreckenerregenden Schwerfälligkeit und Complicirtheit. Der vielgepriesene Vortheil des Decimalclassificirens, nämlich die symbolische Bedeutung der Ziffern, geht bei den sechs- und mehrstelligen Zahlen in den meisten Fällen unrettbar verloren. Denn aus der Construction des Systems verstehe ich zwar die Endziffer 9,

[1]) Office international de Bibliographie à Bruxelles. Publication Nr. 14. Die Decimalclassification. Gekürzte allgemeine Tafeln. Deutsche Ausgabe. Besorgt von Carl Junker. Wien, 1897, Alfred Hölder. (66 S.)

[2]) Vgl. meine Besprechung Beilage 1896, Nr. 81.

[3]) Hr. Junker gibt, wie ich gleich hier einschalte, auf seinen gekürzten Tafeln im ganzen nur etwa 1500 Unterabtheilungen. Das mag manchem viel scheinen; aber wie riesig die damit abgegrenzten Gebiete theilweise noch bleiben, zeigt z. B. die Ziffer 91 (431) = die ganze preußische Geschichte! Noch weniger kann der Kritiker der Dewey'schen Tafeln mit Ziffer 23 anfangen, die als „Doctrin, Christliche Dogmatik" erklärt wird. In diese Reche Raab soll nach Junker alles auf „Gott, Einheit und Dreifaltigkeit, Jesus Christus, Mutter Gottes, Freiheit, Heilslehre, Gnadenlehre, Engel, Teufel, Eschatalogie, künftiges Leben, Glaubenslehre, Katechismus, Apologetik, Patrologie ꝛc." Bezügliche hineinspazieren. Es geht da wirklich, nach dem Vorbild des Faust, „mit bedächtiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle". Bei uns machen allerdings selbst die Antiquariatskataloge nicht so kurzen Proceß, die Patrologie oder altchristliche Literaturgeschichte kaltblütig der Dogmatik einzuverleiben.

[4]) Er ist publicirt als drittes der Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen (1888).

die überall „Geschichte“ bedeutet, in der Rubrik 612. 309 (Geschichtliches über die Lehre von der Verdauung); ob aber die Schlußziffer 1 in 612. 313, 41 Eliminirung der Gifte oder Wirkung von Atropin bezeichnen soll, das wird immer Sache der reinen Willkür bleiben.

Es ist nicht anders: nur die großen Rubriken, die aus den Zettelfluthen des Universalkatalogs gleich seltenen Zehnmeilensteinen herausragen werden, sind im Decimalsystem leicht aufzusuchen; die Literatur über einzelne Gegenstände kann, trotz allen kleinen mnemotechnischen Mittelchen ohne großen Zeitverlust nur durch einen umfassenden Schlagwortindex, der auf die betreffenden Zahlen und womöglich auch auf einzelne Katalogzettel hinweist, gefunden werden. Da ist es dreimal besser, einfacher und praktischer, man kehrt die Sache um und erhebt zum Ordnungsprinzip innerhalb der einzelnen Bibliographien das bequeme Schlagwortsystem, des m. E. überhaupt die einzig verwendbare Grundlage für die Realbibliographie der meisten Wissenschaften ist. Gerade für die Medicin besitzen wir bereits ein solches Hülfsmittel ersten Ranges, das die thunlichste Vollständigkeit mit Einschluß der Zeitschriftenartikel anstrebt und nach Schlagwörtern angeordnet ist: den jetzt bereits auf 17 mächtige Bände angewachsenen Index-Catalogue of the Library of the Surgeon Generals Office, U. S. Army. Während der Benützer des künftigen Brüsseler Universalkatalogs sich erst belehren oder belehren lassen muß, daß die „Wirkung des Atropins“ unter 612.313,4 behandelt ist, findet er in Band I des Index-Catalogue die ganze Literatur über Atropin direct unter diesem Schlagwort. Kann jemand im Zweifel sein, welches System das einfachere und praktischere ist? Ein zweites Beispiel: Im Decimalsystem heißt 611.41 Anatomie der Milz, 612.41 Physiologie der Milz, 616.41 Pathologie der Milz; so eng Zusammengehöriges müßte also an verschiedenen Stellen gesucht werden, wenn nicht wichtige Arbeiten übersehen werden sollen. Der Index-Catalogue dagegen enthält im 13. Band unter Spleen zunächst die allgemeine Literatur (Morphologie, Anatomie, Physiologie), dann die Titel der Hunderte von Abhandlungen über Abnormities, Abscess, Atrophy, Cancer, Congestions, Cysts u. s. w. Wenn man noch dazu bedenkt, daß das Durchsehen von Zetteln zweifellos dreifach mehr Zeit in Anspruch nimmt, als das Ueberfliegen zusammenhängend gedruckter Seiten, so möchte ich den Mediciner kennen lernen, der bloß aus unbezwingbarer Zärtlichkeit für die Schönheiten des Decimalsystems von den grünen Bänden des „Index-Catalogue“ in die graue Zettelwüste des Universalrepertoriums wandern möchte.

Auch gegen das Schlagwortsystem wird mancherlei sich sagen lassen. Die möglichen Bedenken wegen seiner „Unwissenschaftlichkeit“ werden allerdings durch den Vorgang so und so vieler gelehrter Realencyklopädien ohne weiteres entkräftet. Aber die Ziffern sind international verständlich, erklären die Anhänger Dewey's, während die Benützung eines Schlagwortkatalogs die Kenntniß der betreffenden Sprache voraussetzt. Das ist richtig, wiegt aber nicht schwer. Bei der Abfassung einer derartigen Bibliographie kann es sich immer nur um eine der drei großen Weltsprachen der heutigen Wissenschaft, deutsch, französisch oder englisch, handeln. Wer sich überhaupt zu irgend einem Zweck die Zeit und Mühe nimmt, die internationale Literatur über einen Gegenstand zu mustern, wird das winzige Mehr von Arbeit, den etwa nöthigen englischen Ausdruck durch ein Wörterbuch zu ermitteln, nicht scheuen, vorausgesetzt, daß er ihn nicht ohnehin schon kennt.[1]) Oder wenn jemand wirklich diese Mühe scheut, was soll er erst mit den Dutzenden von Aufsätzen in allen Sprachen der Welt anfangen, deren ihm unverständliche Titel er im Universal-Repertorium findet?

Es ist allerdings keine Frage, daß das Schlagwortsystem ebenso wenig auf alle Gebiete sich uneingeschränkt anwenden läßt, wie irgend eine andere Methode. Für das ganze große Gebiet der Geschichte bleibt die Vereinigung des örtlichen mit dem zeitlichen Eintheilungsprinzip stets einzig naturgemäß. Auch sonst mag es einzelne Wissenschaften geben, deren Eintheilung constant genug ist, daß sich eine Bibliographie darauf bauen läßt. In den meisten Disciplinen aber braucht man bloß die Inhaltsverzeichnisse von ein paar Lehrbüchern zu vergleichen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen.

Es ließe sich noch mancherlei zur Sache und über die Tabellen auch in ihrer gekürzten Form sagen, zu deren Kritik Herr Junker und das Brüsseler Institut mit vielem Freimuth auffordern. Uns führt freilich auch die Einzelkritik immer wieder zu dem Grundmangel des ganzen Systems zurück. Das Bibliothekswesen hat z. B. die Abtheilungen: 024 Leser, Benützungsordnung, Verkehr mit dem Publicum. 028 Benützung, Rathschläge und Anleitung für Leser. 029 Anfertigung von Excerpten und Notizen in Bibliotheken. Werden sich wohl ein Dutzend Büchlein und Aufsätze in dieser letzteren subtilen Rubrik zusammenfinden, und wie kann man 024 und 028 überhaupt trennen? Das Gegenstück dazu ist 41, wo vergleichende Sprachwissenschaft und — Paläographie in der gleichen größeren Abtheilung neben einander stehen. Der Grund, warum in dem einen Fall Zusammengehöriges auseinander gezerrt, im anderen Nichtzusammengehöriges vereinigt wird, ist der gleiche und hat die größte Aehnlichkeit mit den Prinzipien, nach denen der freundliche Procrustes seine Gäste behandelte. Das Procrustesbett ist hier der Zwang oder mindestens der innere Drang, gerade zehn Abtheilungen zu schaffen; und leider sind die Wissenschaften selten hübsch nach dem Decimalmaß gewachsen. Der Grundfehler des Dewey'schen Gedankens und damit vorläufig auch des Brüsseler Unternehmens bleibt eben, um früher Gesagtes zu wiederholen, das Bedürfniß, alles über einen Leisten zu schlagen. Ich glaube, die meisten deutschen Gelehrten und Bibliothekare würden es weit vorziehen, wenn uns das Brüsseler Bibliographische Amt einzelne praktische, reichhaltige — denn auf die imaginäre Vollständigkeit verzichten wir gern — und zuverlässige Bibliographien nach Art des „Index-Catalogue“ in Buchform lieferte, statt uns unter dem drohenden Zettelsegen zu ersticken. Die Universalität, Einheit und weltumspannende Bedeutung des „Universal-Repertoriums“, das einer seiner Anhänger neulich schon vor der Geburt als „das ohne Zweifel unter allen geistigen Werken des 19. Jahrhunderts bedeutendste und umfassendste“ begrüßt hat, ginge damit freilich in die Brüche; aber die dröhnenden Phrasen passen ohnehin nicht gut zu dem stillen Charakter der Bibliographie, die nie etwas anderes gewesen ist und sein wird als eine bescheidene Magd der Wissenschaft.

[1]) Nur beiläufig sei noch der Vortheil erwähnt, den das Schlagwortsystem durch die ihm mögliche Vereinigung mit einem alphabetischen Autorenregister besitzt. Auch das ist in dem oben genannten medicinischen Index bereits geschehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zum Hermes des Praxiteles. Miß Eugenie Sellers veröffentlicht jetzt in der „Gazette des beaux arts“ einen Aufsatz über den olympischen Hermes, der uns einen Eckstein der griechischen Kunstgeschichte ins Wanken zu bringen sucht. Die Statue ist im Heraion von Olympia genau an der Stelle gefunden worden, wo Pausanias in seiner Beschreibung den Hermes mit dem Dionysosknaben als ein Werk des Praxiteles aufzählt. Pausanias hat die Nachricht über den Künstler ohne Zweifel an Ort und Stelle erhalten, ob aus einer Inschrift an der Basis oder aus mündlicher Ueberlieferung, wissen wir nicht; eine andere literarische

Nachricht über die Statue gibt es nicht. Dagegen nennt uns Plinius eine Darstellung des gleichen Gegenstandes von Kephisodot dem Aeltern, den man selber für den Vater, setzt, nach Furtwängiers Vorgang, wohl richtiger für den älteren Bruder des Praxiteles hält, und von dem wir ein ziemlich sicheres bezeugtes Werk in der römischen Copie seiner Eirene mit dem Plutosknaben in der Münchener Glyptothek besitzen. Miß Sellers geht von der Thatsache aus, daß sich Plinius' Nachrichten auf die Arbeiten der griechischen Kunstschriftsteller stützen, während Pausanias aus der Localtradition schöpft, die, wie uns einigen Beispielen zu beweisen ist, gern an die Stelle unbekannterer Namen die berühmtesten Schutzheroen setzt. Demnach habe man den Hermes in Olympia als ein Werk des Praxiteles statt als das seines minder berühmten Bruders Kephisodot ausgegeben, während Plinius, aus reineren Quellen schöpfend, die Wahrheit bewahrt habe. Es ist aber durch nichts zu beweisen, daß die beiden Schriftsteller ein und dasselbe Werk gemeint haben. Im Heraion sind allerdings die Statuen nach Museumsart, d. h. in chronologischer Reihenfolge, angeordnet gewesen, aber nichts weist darauf hin, daß man das Bestreben gehabt hätte, Werke gerade der berühmtesten Meister hier zu vereinigen, denn man einigen überliefert Pausanias den Verfertiger überhaupt nicht, andere stammen von Künstlern zweiten Ranges, wie Kleon u. a. Ferner kann uns einer erhaltenen Statue in Florenz bewiesen werden, daß das gleiche Motiv, Hermes mit Dionysosknaben, auch in der Schule des Polyklet behandelt worden ist. Folglich steht der Annahme nichts im Wege, daß es auch zweimal innerhalb derselben Kunstschule, also von Kephisodot und von seinem jüngeren Bruder, benutzt worden ist. Die literarischen Nachrichten erklären sich dann aufs leichteste so, daß das ältere Werk, wir wissen nicht weshalb, das berühmtere geworden ist, so daß es auch den römischen Kunstkennern bekannt und von Plinius in seine Aufzählung aufgenommen wurde. Der Hermes in Olympia dagegen ist bei der großen Fülle der Werke des Praxiteles vielleicht keines seiner besten, jedenfalls keines seiner berühmten gewesen und folglich bei Plinius nicht genannt. Ein positiver Einwand endlich gegen Miß Sellers Aufstellungen ist der große stilistische Abstand zwischen dem sicheren Werke des Kephisodot, der Eirene, und dem Hermes. Während die Gewandbehandlung bei der Eirene sich noch ganz an die stilisierende Art der phidiastischen Schule anlehnt, haben wir an der Olympia des Hermes ein Meisterstück von raffiniertem Naturalismus. Ebenso groß ist der Abstand zwischen den kindlichen Köpfen des Plutos und des Dionysos. Denn während der Plutos ein Putto mit schon ausgebildeten Gesichtsformen ist, hat Praxiteles in dem Kopf des Dionysos — zum erstenmal, soweit wir wissen — die verschwommenen speckigen Formen eines ganz jungen Wesens, in laidaur d'un nouveau-né, wie Miß Sellers sehr richtig sagt, wiederzugeben versucht. Miß Sellers hat die tiefgehenden Verschiedenheiten, die sie wohl bemerkt hat und die, je mehr man die beiden Gruppen vergleicht, desto zahlreicher werden, mit der Hypothese zu erklären versucht, daß die Eirene ein Jugendwerk, der Hermes eine späte Arbeit des Kephisodot sei. Aber es sind nicht verschiedene Stufen des Könnens, es sind Unterschiede der künstlerischen Individualität, die sich hier aussprechen. Die beiden Künstler haben der Natur gegenüber einen anderen Standpunkt. Derjenige der Eirene zeigt noch den großen Schultraditionen des fünften Jahrhunderts und ist der Wirklichkeit gegenüber unselbständig; der des Hermes hat eine künstlerische Entwicklung hinter sich, in der er jenen Reiz des schwellenden Fleisches, der gemildert und leise gewellten Falte von Angesicht zu Angesicht studirt hat. Einen solch gewaltigen Umschwung schon bei einem Künstler ersten Ranges anzunehmen — der Kephisodot nach dem Urtheil der Alten keineswegs war —, bedürfte ganz anderer, sicherer Anhaltspunkte. Ganz gewiß reicht dazu die bloße Möglichkeit nicht aus, daß die olympischen Fremdenführer den Hermes willkürlich umgetauft hätten. Wir dürfen deshalb auch fernerhin ein Werk des Praxiteles in ihm sehen, desjenigen Künstlers, der nach dem Urtheil der Alten den großen Fortschritt gethan hat, nicht nur das feste Gefüge des Körpers, die athletische Kraft, die fettlosen Muskeln im Stein nachzubilden, sondern der zuerst auch den Zauber des „blühenden" Fleisches, den sinnlichen Reiz der weichen, über üppig schwellenden Gliedern gelagerten Haut wiederzugeben verstand, wie wie es am Hermes zu bewundern nicht müde werden. Heinrich Bulle.

Goethe und das classische Alterthum. Die Einwirkung der Antike auf Goethe's Dichtungen im Zusammenhang mit dem Lebensgang des Dichters dargestellt von Dr. Franz Thalmann, k. k. Gymnasialprofessor. Leipzig, Gustav Fock 1897. — Das Thema des vorliegenden Buches ist schon so alt und nach allen Seiten behandelt worden, daß sich wohl nicht mehr viel Neues darüber sagen läßt. Eine Zusammenstellung der bisherigen Ergebnisse der Forschung würde aber immer ihren Werth behalten; nur müßten dann eben alle Arbeiten auf diesem Gebiete berücksichtigt werden, und der Verfasser darf sich nicht damit entschuldigen, wie es Thalmann thut, daß, da seine Schrift die Frucht mehrjähriger Arbeit sei (sie zählt im ganzen 185 Seiten!), er die neueste Literatur nur insoweit verwerthet habe, als sie vor dem Abschlusse der betreffenden Abschnitte vorgelegen habe. Eine solche Gemächlichkeit ist eben heute auf keinem Arbeitsfelde mehr zulässig, und es wäre die Aufgabe des Verfassers gewesen, diese Theile entsprechend umzuarbeiten. Sachlich näher auf den Gegenstand einzugehen, müssen wir uns versagen; nur das sei noch hervorgehoben, daß der Verfasser mit geschickter Verwerthung des weitschichtigen Stoffes und selbständigem Urtheil ein Bild der Entwicklung Goethe's gegeben hat, das eine lebensvolle Anschauung der in Frage kommenden Verhältnisse ermöglicht. Und bei den heftigen Angriffen, die heutzutage die classische Bildung erfährt, ist es immer gut, wenn von Zeit zu Zeit darauf hingewiesen wird, daß die Cultur des deutschen Volkes in ihren bedeutendsten Vertretern im classischen Alterthum wurzelt, und daß es ohne dauernden Nachtheil nicht möglich ist, die Bildung auf ganz neue Grundlagen zu stellen. Paul Geiges (Leipzig).

Pax vobiscum. Von K. Rosegger und A. Renk. München und Leipzig, August Schupp. — Die Friedensliteratur hat bereits einen großen Umfang angenommen. Die meisten dahin gehörigen Werke haben aber wenig Verbreitung und wenig Beachtung gefunden. Ob diesem Büchlein ein besseres Schicksal beschieden sein wird? Peter Rosegger hat ihm ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben, in dem er u. a. sagt: „Jeder, der an das Gute, an Gott und demnach an die Vervollkommnung glaubt, wird mit Zuversicht nach nach seiner Art und in seinen Kreisen auf die Verminderung und endliche Ausrottung der Völkerkriege hinarbeiten, und ihm wird dieses Büchlein zur Leuchte und Stärkung willkommen sein. Es ist allerdings eine wunderliche Welt, in der alles erkämpft werden muß, sogar der Frieden. Aber das ist ein herzfroher, liebender Kampf, und unser Sieg ist auch der Sieg derer, die heute noch unsre Gegner sind." Das Werkchen enthält eine kleine Anzahl Gedichte, Legenden, Visionen u. s. w., aus denen sich immer wieder die Moral ergibt: man schaffe den Zweikampf und den Krieg ab! Alle Menschen sollen Brüder sein! Die Sprache ist blühend dichterisch, aber manches wuthet den Leser von dieser Welt absonderlich an. Einzelne Gedichte von Renk sind bereits von französischen und englischen Friedensfreunden in ihre Sprachen übersetzt worden.

T. K.

v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXIII. Jahrgang. 1896. Unter Mitwirkung der Generalmajore v. Bernhardi, von Tettenborn, der Obersten Keim, Poten, Tuxen, des Geheimen Kriegsraths Kunwert, der Oberstlieutenants Exner, Frobenius, Panzerhelm, der Majore Kunz, Schott, des Hauptmanns v. Bruchhausen, des Rittmeisters v. Drygalski, des Secondlieutenants Lorenzen, von H. Albertall und mehreren anderen herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generallieutenant z. D. Mit acht Skizzen im Text. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. — Den alterworbenen vorzüglichen Ruf behauptet auch der neu vorliegende Band, der einige bedeutsame Neuerungen bringt. Im ersten Theil wird jetzt bei allen Staaten das Budget, insbesondere das Heeresbudget, eingehender behandelt; auch werden die Etatszahlen der taktischen Einheiten im Frieden wie im Kriege, soweit solche bekannt sind, gegeben. Im zweiten Theil ist dem Bericht über die Taktik der Infanterie ein Bericht über das Gefecht der verbundenen Waffen angegliedert worden, der als eine nothwendige Ergänzung der Berichte über die Einzelwaffen erschien. Die Berichte über Festungskrieg und Festungswesen sind nunmehr von demselben Bearbeiter geschrieben und einheitlich zusammengefaßt worden. Zum erstenmale erscheint ein Bericht über die militärisch-technischen und militärisch-chemischen Erfindungen und fortan soll ein solcher alljährlich Platz finden; dagegen fehlt ein specieller Bericht über die Handfeuerwaffen. Sehr zu begrüßen ist die Ankündigung, daß die Berichte über die Taktik der drei Hauptwaffen, bezw. über das Gefecht der verbundenen Waffen, zunächst versuchsweise, in Sonderabdrucken im Handel erscheinen sollen, um das Interesse für die Entwicklung der Taktik zu erhöhen und den Austausch der Meinungen zu fördern. Der Militärliteratur in ihrer ganzen Ausdehnung ist eingehende Berücksichtigung zutheil geworden. Unter den vielen

Einzelheiten wollen wir auf folgende hinweisen: die Aenderungen, welche sich in der Organisation der deutschen Infanterie anläßlich der Umformung der vierten Bataillone ergaben, aber natürlich erst als bevorstehend angezeigt werden; der Bericht über das Heerwesen Abessyniens und Afghanistans, Griechenlands und der Türkei; ferner aus den Beiträgen zur militärischen Geschichte des Jahres 1896 die Berichte über die kriegerischen Ereignisse in den deutschen Schutzgebieten, die Kämpfe der Italiener in Afrika, den britisch-ägyptischen Feldzug gegen Dongola, die Kämpfe der Spanier auf Cuba und auf den Philippinen, die Wirren in der Türkei (abschließend mit der Mobilmachung gegen Griechenland), den Krieg der Niederländer gegen Atjeh und die britische Expedition gegen die Aschantis.

-y- **Internationaler Congreß für Arbeitsgesetzgebung.** Brüssel, 27. Sept. Dem internationalen Congreß für soziales Versicherungswesen, der Ende Juli hier abgehalten worden ist, reiht sich nunmehr der „Congrès international de législation du travail“ an. In der heutigen Eröffnungssitzung wurde der Congreß zuerst von dem belgischen Minister der Industrie und der Arbeit, Nyssens, begrüßt. Wenn der Congreß auch nicht gerade als Fortsetzung der Berliner Arbeiterschutzconferenz anzusehen sei, so stelle er doch eine beachtenswerthe Weiterarbeit an den Bestrebungen jener Conferenz dar. Beachtenswerth an den Ausführungen des Ministers war, daß er die — wie man hört — bei französischen und auch bei vielen belgischen Congreßtheilnehmern stark vertretene Auffassung, auf dem socialen Gebiet der Arbeitsfragen mit dem Princip der individuellen Freiheit allein durchzukommen, als eine theoretische Auffassung bezeichnete, die praktisch durch die Gestaltung der Gesetzgebung der civilisirten Länder widerlegt sei. Auch das verdient hervorgehoben zu werden, daß er weiter betonte, es komme nicht bloß auf die Gesetzgebung als solche, sondern auch auf die Art der Ausführung der Gesetze, namentlich auf gute Gestaltung der Fabrikinspection an. Im übrigen war ein guter Theil der Ausführungen des Ministers der Erwähnung und dem Versuch der Rechtfertigung der bisherigen belgischen Socialpolitik gewidmet. Nach Nyssens sprach sodann der Ehrenpräsident des Congresses, Senator Herzog von Ursel, welcher der denkwürdigen Initiative des Deutschen Kaisers zu der Berliner Conferenz, wie auch der damaligen Thätigkeit des heute zum Congreß anwesenden Ministers Fehrn. v. Berlepsch in warmer Weise gedachte. Im übrigen behandelte er in eingehenderer Weise den allgemeinen Satz, daß die Grundlagen der Arbeiterschutzgesetzgebung im wesentlichen international gleichartig sein sollten, bei der Einzelgestaltung aber den besonderen Verhältnissen und dem Temperament der verschiedenen Nationen Rechnung zu tragen sei. Wie schon Nyssens betont hatte, daß mit der Einheit allein nicht auszukommen, sondern eine Combination des idealen Princips der Freiheit und der praktischen Nothwendigkeit der Staatsintervention zu suchen sei, so findet auch der Herzog nun Ursel, daß die „sage réglementation du travail“ gemäß dem „Genie der Nationen“ eine der Bedingungen der Verwirklichung der wahren Freiheit sei. — Schließlich wurde das Bureau gebildet und dabei u. a. außer einer größeren Zahl von Vicepräsidenten als Präsidenten des Congresses gewählt: v. Berlepsch, Harzé (Belgien), Linder (Frankreich).

* Wie wie seinerzeit (in Nr. 196) berichtet haben, wurden jüngst im Schlosse zu Heidelberg ältere Architekturtheile aufgedeckt, die den ersten Anlagen des Schloßbaues ein bedeutend höheres Alter, als bisher angenommen wurde, zuweisen und sie schon in die beiden ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts hinaufrücken. Jetzt wird von Oberbaurath Prof. Schäfer in Karlsruhe (im „Zentralbl. d. Bauv.“) eine genaue Zeichnung der kürzlich aufgedeckten Fenstergruppe veröffentlicht, welche die Uebergangsformen der romanischen Kunst in den frühgothischen Stil erkennen läßt. Nach der beigefügten beschreibenden Darstellung haben die Capitelle den Stil der damaligen Cistercienserklöster mit spitz zugeschärftem Astragal und flach verschliffenem Abacus über dem Rundkörper. Die Säulenschäfte sind stark verjüngt, die Deckplatten sind bei sehr einfacher Profilirung auffallend hoch; Basis, Schaft und Capitell bestehen aus einem einzigen Stück. Schäfer stellte durch Messungen und Untersuchungen das Vorhandensein eines weiteren Fensters aus derselben Zeit (1210—1215) in der noch bestehenden Wand fest, die den Abschluß eines auf dem westlichen Areal des sogenannten gläsernen Saalbaues früher vorhandenen Hauses bildete.

* **Berlin.** Der Kunsthistoriker Dr. Alfred Gotthold Meyer von der technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg ist zum Professor ernannt worden. — Der Titularprofessor und Privatdocent der Augenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Max Burchardt ist am 26. Sept. gestorben.

* **Aus Oesterreich-Ungarn.** An der Wiener Universität wurde Dr. Hubrecht zum außerordentlichen Professor der gerichtlichen Medicin ernannt, in Innsbruck der Jesuit Dr. Michael Hofmann zum a.-o. Theologieprofessur. — In Mühlbach starb am 27. d. M. der Professur für rumänische Sprache und Literatur an der Universität Budapest, Alexander Rumân.

* **Bern.** In Neapel, wo er sich behufs Studien auf der zoologischen Station aufhielt, starb der Professor der medicinischen Chemie an der hiesigen Universität Dr. Edmund Drechsel in noch rüstigem Mannesalter.

* **Aus Rußland.** Wie der „Frkf. Ztg.“ aus Riga geschrieben wird, erschienen bei der diesjährigen Immatriculation an der Universität Dorpat zum erstenmal die Schaaren der Zöglinge der orthodoxen russischen Priesterseminare, welche von jetzt ab das Recht besitzen, nach Ablegung einer rein äußerlich gehaltenen Prüfung als Studenten sich in Dorpat immatriculiren zu lassen. Diesesmal waren es über 100 Seminaristen; dieselben haben die numerische Größe der Studentenschaft allerdings vermehrt, aber schwerlich bedeutet das eine qualitative Errungenschaft. Die „Prüfung“ haben natürlich alle bestanden, die sich meldeten, worin wohl auch nun Anfang an Niemand zweifelte. Man hat auf Seiten der Examinatoren die Prüfung nur als eine Form betrachtet und demgemäß gehandelt. Auf diese Weise wird das geistige Leben der Universität, das sich während der letzten Jahre schon dürftig genug gestaltete, immer mehr und mehr zurückgedrängt. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß die Priesterseminare auch heute für Pflanzstätten des Nihilismus gelten und daß die rein russischen Universitäten sich energisch dagegen sträubten, die Zöglinge dieser Anstalten aufzunehmen. Dorpat mußte wieder einmal der Gewalt weichen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Paul v. Roth: Bayerisches Civilrecht. 2. Theil. 2. gänzlich umgearbeitete Aufl. besorgt von Heinrich Becher. 1. Abtheilung (Bogen 1—24). Tübingen, H. Laupp 1897. — Dr. Roger Dullfus: Ueber die Idee der einzigen Steuer. Basel, Benno Schwabe 1897. — Himmel und Erde. Illustrirte wissenschaftl. Monatsschrift. Hggb. v. d. Gesellschaft Urania. IX. Jahrg. Heft 12. Berlin, H. Paetel, Sept. 1897. — L. Reyem: Im Kampf ums Glück (Nr. 1 des unterhaltenden Theils der „Zeitgeist-Bibliothek“). Straßburg i. E., Verlag des Landwirthschaftl. Zeitgeist. — Karl Marx: The Eastern Question, edited by Eleanor Marx and Edward Aveling. London, Swan Sonnenschein and Co. — Paul Alexander: Der Prophet von Memphis. Dramat. Gedicht in 3 Acten. Hamburg, G. A. Rudolph 1897. — Führer durch Frankfurt a. M. und Umgebung. 25. Aufl. Würzburg u. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Mein Bekenntniß. Aus den Papieren eines verstorbenen Arztes u. Naturforschers. Wetzlar, Schnitzler 1897. — L. van Beethovens 8. Symphonie in F-Dur, erläutert von Gustav Erlunger („Der Musikführer“. Nr. 66). Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Dr. Jakob Rover: Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Dr. Max Buner: Rubin u. Saphir (Heft 273 u. 274 der Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, hggb. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach). Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). — Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Vereinsjahr 1896/97. Hermannstadt, W. Krafft 1897. — C. v. Leyden: Ueber den gegenwärtigen Stand der Behandlung Tuberculöser und die staatliche Fürsorge für dieselben. Berlin, August Hirschwald 1897. — Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. 7. Lfg. (2. Bd. Spinoza. 4. Aufl. Bogen 1—10). Heidelberg, Carl Winter 1897. — Prof. Dr. Hans Reidelbach: Das kgl. bayer. Mineralbad Brückenau. Festschrift zur Enthüllung des König Ludwig-Denkmals und zur 150jährigen Jubelfeier des Bades. Bad Brückenau, Verlag des Comités für das König Ludwig-Denkmal. — M. v. Egidy: Gedanken über Erziehung (Sammlung pädagog. Vorträge, hggb. v. Wilhelm Meyer-Markau). Bonn, Berlin, Leipzig, F. Soennecken. — Ludwig Jimen: Lyrische Blätter. Lieder u. Dichtungen aus dem Französischen. Leipzig, Gustav Fock. — Denkschrift der Innung Leipziger Buchdruckereibesitzer. Sächsisch-thüring. Industrie- u. Gewerbe-Ausstellung, Leipzig 1897.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 30. September. Nummer 220.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Röntgenstrahlen. Von Dr. Joseph Rosenthal. — Elektrisch betriebene Weichen- und Signalcentralisirungen. Von Dr. Roßmann. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal.

Ueber Röntgenstrahlen.

Vortrag gehalten vor der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig.

Von Dr. Joseph Rosenthal (München).

Selten wohl hat eine Entdeckung in so hohem Grade zu gemeinsamer Arbeit der Naturforscher und Aerzte angeregt, wie es die Röntgen'sche gethan.

In erster Linie ist es der Physiker, welcher das Wesen und die Eigenschaften der geheimnißvollen Strahlen studirt, der die Bedingungen aufzustellen sucht, die für ihr Auftreten erforderlich sind, insbesondere die Bedingungen, unter welchen bestimmte Arten von Röntgenstrahlen und Strahlen von besonders großer Intensität entstehen.

Die Entladungen hochgespannter elektrischer Ströme im Vacuum bilden seit Jahrzehnten eines der interessantesten aber auch eines der schwierigsten Gebiete physikalischer Forschung. Durch die Röntgen'sche Entdeckung wurden diese bis dahin fast nur den Physiker interessirenden Arbeiten in das Gebiet des Arztes übertragen.

Ueber die Bedeutung der Röntgenstrahlen für den letzteren brauche ich, nachdem hierüber schon eine außerordentlich reiche Literatur besteht, nicht zu sprechen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß von Tag zu Tag das Anwendungsgebiet sich ausdehnt.

Neben dem Physiker und dem Arzte arbeitet, sowohl in Bezug auf Vervollkommnung der Apparate, als in Bezug auf deren Anwendung, der Chemiker. Ich erinnere nur an die Verbesserung der Fluorescenzschirme (nebenbei bemerkt gerade für den Chemiker ein noch sehr aussichtsvolles Arbeitsfeld), an die Abkürzung der Expositionszeit bei photographischen Aufnahmen, einerseits durch geeignete photographische Platten, andrerseits durch verbesserte Verstärkungsschirme; ich erinnere weiter an die Untersuchung von Nahrungsmitteln, an die Untersuchung technischer und anderer Producte mit Hülfe der Röntgenstrahlen.

Der Physiker, der Arzt, der Chemiker, außer diesen aber noch eine Reihe anderer Naturforscher, der Mineraloge, der Anatom, der Bakteriologe u. s. w. finden in den Röntgenstrahlen ein für Untersuchung und Forschung geeignetes und wichtiges Hülfsmittel.

Die praktische Verwendung der Röntgenstrahlen für Untersuchungen kann in zweierlei Weise geschehen: entweder unter Zuhülfenahme photographischer Platten oder durch Anwendung des Fluorescenzschirmes. Dementsprechend unterscheidet man zwei Arten von Röntgenbildeen, die bleibenden und die vorübergehend auftretenden.

Welche dieser beiden Methoden den Vorzug verdient, läßt sich nur in jedem speciellen Falle entscheiden. Allgemein kann behauptet werden, daß beide Methoden sich ergänzen. Röntgen entdeckte bekanntlich die nach ihm benannten Strahlen mit Hülfe des Fluorescenzschirmes. Die ersten Anwendungen der Röntgenstrahlen geschahen dagegen ausschließlich mittels der photographischen Methode. Die letztere hat vor allem den Vorzug, bleibende Bilder zu liefern und Bilder von sehr großer Schärfe; sie hat dagegen den Nachtheil, daß eine Aufnahme den zu untersuchenden Körper immer nur in einer Lage darstellt, so daß zur genaueren Bestimmung im allgemeinen mehrere Aufnahmen nothwendig werden. Demgegenüber zeichnet sich die directe Durchleuchtung durch ihre außerordentliche Einfachheit in der Anwendung vortheilhaft aus, insbesondere aber auch dadurch, daß sie gestattet, in sehr kurzer Zeit den betreffenden Körper in den verschiedensten Stellungen untersuchen zu können und die für die Besichtigung geeignetste ohne weiteres zu finden.

Allerdings liefert, wie gesagt, das photographische Verfahren in gewissen Fällen viel schärfere Bilder, besonders wenn es sich um Untersuchung von Körpern handelt, welche an und für sich wenig Contraste in der Dichte zeigen, und dann, wenn die Entfernung des dichteren Theiles von dem Schirm bezw. der Platte wesentlich größer ist als die der weniger dichten. Ausschließlich kommt das Verfahren der directen Durchleuchtung darum nur in Frage, wenn bewegte oder sich bewegende Körper untersucht werden sollen, also beispielsweise bei Untersuchung des Herzens, der Lunge, der Gelenkbewegungen u. s. w.

Das Aufsuchen von Fremdkörpern, die Untersuchung von Fracturen und Luxationen vor und nach der Behandlung, überhaupt die meisten ärztlichen Untersuchungen wird man zweckmäßig auch in den Fällen, in welchen eine Photographie erwünscht oder nothwendig ist, vor dem Durchleuchtungsschirm vornehmen. In sehr vielen Fällen, vielleicht in den meisten, wird dieselbe — natürlich die geeigneten Apparate vorausgesetzt — genügen; in anderen Fällen wird sie wenigstens dazu dienlich sein, die günstigste Stellung des Körpers für die photographische Aufnahme zu finden; in gewissen Fällen endlich, in den schon näher angedeuteten, ist die photographische Methode die allein anwendbare.

Die günstigsten Verhältnisse zur Herstellung guter Bilder sind, je nachdem man bleibende oder vorübergehend auftretende erzeugen will, verschieden.

Die letzteren erfordern vor allem ein vollständig ruhiges Licht des Fluorescenzschirmes, die Vermeidung des die Beobachtung außerordentlich störenden Flimmerns. Man kann diese Bedingung durch Anwendung eines geeigneten Unterbrechers vollkommen erfüllen.

Bei dem photographischen Verfahren sind die schnellen Unterbrechungen, wie sie für ruhiges Licht nothwendig sind, nicht erforderlich; ich habe im Gegentheil gelegentlich der vorjährigen Versammlung in Frankfurt in der physikatischen Section darauf hingewiesen und die Gründe dafür angegeben, daß zur Herstellung von Photographien Unterbrechungen, die nicht allzuschnell sind, sich besser eignen.

Digitized by Google

Ein für beide Arten von Röntgenbildern zweckmäßiger Unterbrecher muß also einerseits so schnelle Unterbrechungen liefern, daß der Fluorescenzschirm vollständig ruhiges Licht ausstrahlt, er muß aber andrerseits auch im Stande sein, langsamere Unterbrechungen zu geben. Von der größten Wichtigkeit für die Herstellung sowohl der bleibenden als der vorübergehend auftretenden Bilder ist dabei die Vacuumröhre, der Apparat, welcher die Transformation der elektrischen Energie in Röntgenstrahlen besorgt. Die Zahl der Constructionen solcher Röhren ist schon sehr groß; im Prinzip bestehen sie aus einem nahezu luftleeren Gefäß, in dem sich zwei oder drei Elektroden befinden, Kathode, Anode und Antikathode; ich kann hier nicht näher auf die auch heute noch nicht vollständig erklärten Erscheinungen der Entladungen im hohen Vacuum eingehen; ich möchte nur hervorheben, daß man zur Erzeugung guter Bilder auf dem Fluorescenzschirm an die Röhren weit höhere Ansprüche stellen muß, als dieses zur Herstellung guter Photographien nothwendig ist. Man kann mit einer Röhre, die gute Bilder auf den Fluorescenzschirm gibt, auch gute Photographien erzeugen, durchaus aber nicht immer mit einer Röhre, die gute Photographien liefert, auch gute Durchleuchtungen ausführen.

Der Grund hiervon liegt in der Verschiedenartigkeit der Röntgenstrahlen. Es gibt Strahlen, welche selbst sehr dichte Körper, beispielsweise Metallplatten, leicht durchdringen; solche Strahlen eignen sich schlecht zur directen Durchleuchtung, weil sie dichte und weniger dichte Theile nahezu gleich gut durchleuchten und infolge dessen keine oder nur schwache Unterschiede zwischen solchen zeigen. Eine andere Art von Röntgenstrahlen dagegen durchdringt dichte Theile fast gar nicht, weniger dichte aber auch nur sehr schwach; auch diese Strahlenart eignet sich nicht für die directe Durchleuchtung. Zwischen den beiden erwähnten Strahlenarten existiren nun wahrscheinlich unendlich viele Strahlen, ganz ähnlich wie im Sonnenspectrum zwischen den infrarothen und den ultravioletten eine unendliche Zahl einfarbiger Lichtstrahlen bestehen. Von diesen zwischen den angegebenen äußeren Grenzen liegenden Röntgenstrahlen eignet sich nun ein bestimmter Theil sehr gut für die directe Durchleuchtung. Die Bedingungen, unter welchen gerade dieser Theil entsteht, sind außerordentlich mannichfach. — Das wesentliche einer für beide Arten von Röntgenbildern geeigneten Röhre ist also der Umstand, daß sie imstande ist, Bilder nicht nur von großer Schärfe, sondern auch von starken Contrasten zu erzeugen.

Ich möchte mir erlauben, zur Verdeutlichung der Möglichkeit, solche starken Contraste hervorzubringen, auf einige, mit den Durchleuchtungsapparaten der Gesellschaft „Voltohm" in München erzeugte Photographien hinzuweisen, welche sowohl vom medicinischen als vom physikalischen Standpunkt aus einiges Interesse erregen dürfen: die erste dieser Photographien, die Thoraxaufnahme eines 40jährigen Mannes, zeigt vollkommen deutlich die Verödung der einen Lungenhälfte; man erkennt auf der kranken Seite kaum mehr die Rippen, da die inactive Lunge außerordentlich dicht ist und infolgedessen die Röntgenstrahlen absorbirt. Daß die Belichtung der beiden Seiten gleich stark war, geht deutlich aus dem Vergleich des linken und rechten Schultergelenkes und der beiden Schlüsselbeine hervor. Eine zweite Photographie, die Aufnahme der Handwurzelknochen, ist in etwa $^1/_3$ Secunde hergestellt. Sie ist ebenso wie eine dritte, die Aufnahme einer alten geheilten Schußwunde, durch die Plastik interessant, mit der die Anordnung der einzelnen kleinen Knochen hervorgehoben ist. Und besonders instructiv für Aerzte dürften drei weitere Aufnahmen des Ellbogengelenks sein, von denen die erste und zweite ein Gelenk mit Exostose an der Ulna in Extensions- und Flexionsstellung zeigen, während die dritte das normale Gelenk des anderen Armes der gleichen Person zur Darstellung bringt.

Ich habe bei Herstellung dieser letzterwähnten Bilder den Versuch machen wollen, wie sich die Expositionszeit in Bezug auf Schärfe der Bilder verhält.

Nr. 1 wurde in 1 Minute, Nr. 2 in 30 Secunden, Nr. 3 in 10 Secunden aufgenommen. Die drei Bilder sind sämmtlich scharf und contrastreich; das schärfste von ihnen ist jedoch Nr. 3, also das kürzest belichtete. Man erkennt daraus, daß durch längeres Belichten durchaus nicht immer bessere Bilder erhalten werden, daß also nicht überexponirt werden soll.

Daß die Expositionszeit auch bei Nr. 3 nicht nur ausreichend, sondern vielleicht noch zu groß war, geht daraus hervor, daß von dem Fleisch des Oberarms nichts mehr zu sehen ist.

Wenn auch die Vacuumröhre einen sehr wichtigen Bestandtheil einer Röntgeneinrichtung bildet, so ist sie doch durchaus nicht der einzig wichtige. Ich habe schon erwähnt, daß ein geeigneter Unterbrecher sehr wesentlich ist, dasselbe gilt von dem Hauptapparat, dem Inductorium und dem Fluorescenzschirm.

Zu denselben Resultaten wird man, wie mir scheint, auch auf einem anderen Anwendungsgebiet der Röntgenstrahlen gelangen, nämlich auf dem Gebiet der therapeutischen Anwendung, das allerdings erst in allerletzter Zeit angefangen hat, Anerkennung zu finden. Nicht oft sind so einander widersprechende Resultate veröffentlicht worden, wie gerade in diesem Zweig der Röntgenwissenschaft. Ich glaube den Grund hiefür in gleicher Weise in der Verschiedenartigkeit der Röntgenstrahlen gefunden zu haben. Leider wurde bis jetzt wenig hierauf geachtet und dieser Thatsache ist es wohl zuzuschreiben, daß die therapeutische Verwendung noch in den Kinderschuhen steckt. Welche Strahlen sind nun die wirksamsten? Diese Frage wird sich freilich vorerst nicht allgemein beantworten lassen. Es sprechen jedoch Gründe dafür, daß Strahlen von großer Intensität, aber von nicht zu großer Durchdringungskraft, also dieselbe Art, wie die für die directe Durchleuchtung geeignetste, am stärksten wirken.

Wenn man die Fortschritte überblickt, welche in der relativ kurzen Zeit seit Entdeckung der Röntgenstrahlen auf diesem Gebiet gemacht wurden, so kann man sich dieselben nur dadurch erklären, daß verschiedene Kräfte gleichzeitig darin thätig waren, indem von zwei Richtungen her sowohl die Naturforscher wie die Aerzte sich gemeinsam der Forschungsarbeit unterzogen.

Elektrisch betriebene Weichen- und Signalcentralisirungen.

Die in jüngster Zeit in so bedauerlich großer Zahl vorgekommenen Eisenbahnunfälle auf deutschen Bahnen lenken wohl mehr als sonst den Blick des Publicums auf die Sicherheitsvorkehrungen, welche die Bahnen zur Hintanhaltung von Unfällen getroffen haben oder noch anwenden könnten. Wir müssen zugeben, daß in der That die Bahnverwaltungen und die für dieselben arbeitenden Firmen mit dem ernstesten Streben, soweit es in ihren Kräften steht oder soweit es mit den den ersteren zu Gebote stehenden Geldmitteln möglich ist, alles daransetzen, um durch Einführung bewährter oder wirklichen Erfolg versprechender Neuerungen die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes zu fördern.

Für den fahrenden Zug ist in dieser Richtung seit längerer Zeit ein wichtiger Schritt durch die fast allgemein eingeführte Verwendung der Westinghouse-Nothbremse ge-

Digitized by Google

schehen. Es sei hiebei mit Rücksicht auf die anläßlich der letzten Eisenbahnunfälle in der Presse zu Tage getretenen Auschauungen bemerkt, daß in Bayern bei sämmtlichen Personen- und Schnellzügen auf den Hauptbahnen dieses best bewährte Bremssystem zur Anwendung kommt und daß diese Bremse keine Vacuumbremse ist, sondern mit gepreßter Luft mit einem Druck von circa 5 Atmosphären arbeitet.

Zur Sicherung des Betriebes in den Stationen trägt in hohem Maße die im Laufe der letzten Jahrzehnte zur Einführung gelangte Signal- und Weichencentralisirung bei. Sie besteht im Prinzip darin, daß die Weichen und Signale einer Station von einem Platz derselben aus mittelst Drahtzügen oder Gestängen gezogen werden können und diese Gestänge im Stellwerke, also bei den Drehkurbeln, registerartig in der Weise an einander vorbeigeführt sind, daß sich widersprechende, die Zugsicherheit gefährdende Stellungen der Signale und Wechsel nicht möglich sind, weil die an den Registerzügen an passender Stelle angebrachten, vorstehenden Knöpfe und Einkerbungen sich sperren und in diesem Falle ein Umlegen der Kurbeln nicht gestatten würden. Die Bewegung der Weichen und Signale, sowie die Abhängigkeit derselben unter einander ist also eine rein mechanische.

Dieses System, das allmählich auf sämmtlichen wichtigeren Stationen zur Einführung gelangt, ist, wenn auch dessen außerordentliche Vorzüge nicht verkannt werden dürfen, immerhin von dem idealen Ziele einer durchaus sicheren Stationsanlage noch ein Beträchtliches entfernt, da in gar vielen Fällen die mechanische Wirkung dieser Anlagen nicht ausreicht, um Vorkommnisse, welche der Betriebssicherheit im Wege stehen, anzuzeigen und zu verhüten.

Man hat daher zur Ergänzung dieses Systems bisher theilweise auch die Elektricität verwendet, mit welcher durch Anwendung von Rückmeldern, Schienencontacten u. dergl. die Sicherheit dieser Anlagen bedeutend erhöht wurde.

Bei dem Vordringen der Elektricität auf allen Gebieten der Technik fehlte es nicht an Versuchen, sie an Stelle der mechanischen Bewegung, welche durch ihre langen Gestänge und Drahtzüge manche Mißstände und Störungen mit sich bringt, zu setzen. Schon in der Mitte des vorigen Jahrzehnts wurde in Frankreich und Nordamerika versucht, mittelst Elektromagneten, Elektromotoren oder elektrischer Auslösung in Verbindung mit Luft- und Wasserdruck die Weichenstellung zu bewirken. Die Firma Siemens und Halske in Berlin hat seit dieser Zeit rastlos verschiedene derartige Constructionen ausprobirt und konnte schon im Jahre 1891 in der Frankfurter elektrotechnischen Ausstellung mit einer solchen Anlage vor das weitere Publicum treten. Indessen ist es ihrem Streben erst in den letzten Jahren gelungen, ein System zu construiren, das erfolgreich die Elektricität für die Bewegung und die Ueberwachung der Weichen- und Signalstellungen in Anwendung bringt. Die erste derartige Anlage gelangte im September 1894 am Bahnhof Prerau in Mähren bei der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn zur Einführung. Ferner wurde eine solche im Bahnhof Westend in Berlin, dann auf dem Güterbahnhof Untertürkheim bei Stuttgart, endlich im April laufenden Jahres im Centralbahnhof München in Betrieb genommen.

Die letztere Anlage, welche uns natürlich am meisten interessirt, beherrscht alle für die Ein- und Ausfahrt und die hauptsächlichen Rangirbewegungen der München-Laim-Pasinger Localzüge in Betracht kommenden Weichen und Signale und wird von einem Stellwerke, das in einem kleinen Häuschen innerhalb der Hackerbrücke zwischen den Geleisen aufgestellt worden ist, bedient.

Die Grundzüge des neuen Systems sind folgende:

Während sonst die Weichen und Signale an Ort und Stelle oder durch Anwendung von Drahtzügen von einem entfernteren Punkte aus bewegt werden, wobei nur mechanische Kraft in Anwendung kommt, besorgen bei der elektrischen Anlage die Bewegung kleine Elektromotoren, von denen bei jedem Wechsel und jedem Signal einer angebracht ist. Den Strom hiezu liefert eine unter dem Stellwerkshäuschen aufgestellte Accumulatorenbatterie. Die Einschaltung des elektrischen Stromes geschieht durch Umlegung kleiner, im Stellwerkshause auf einem Tableau untergebrachter und mit entsprechenden Aufschriften versehener Handgriffe. Die Kraftanwendung ist eine sehr geringe, da das Ziehen des Signals und das Verschieben der Wechselzungen durch die Elektricität erfolgt und durch das Umlegen der Handgriffe lediglich die elektrischen Verbindungen hergestellt werden. Die Elektromotoren sind so eingerichtet und mit Leitungsdrähten in der Weise mit dem Stellwerke verbunden, daß sie beim Umlegen der Hebel in der einen oder anderen Richtung je eine dem Aufziehen oder Herablassen des Signalarmes, bezw. dem Umlegen des Wechsels entsprechend lange Bewegung ausführen; ihre rotirende Bewegung wird hiebei mittelst eines Zahnrades in eine Längsbewegung umgesetzt.

Mit dieser Anwendung der Elektricität als bewegende Kraft bringt die Erfindung von Siemens und Halske zwar manche hier nicht näher zu erörternde Vortheile gegenüber den bestehenden Centralanlagen mit sich, jedoch wäre hiedurch für den Betrieb eine größere Sicherheit als bisher nicht erzielt.

Der eminente Vortheil der neuen Anlage liegt darin, daß der elektrische Strom hiebei zur steten Controle der richtigen und vollständigen Bewegung der Weichen und zur Beaufsichtigung der Fahrzeuge, die auf den in die Centralanlage einbezogenen Geleisen verkehren, verwendet werden kann. Die Elektromotoren erhalten nämlich den starken Bewegungsstrom, Arbeitsstrom genannt, welcher 120 Volt beträgt, nur so lange, als die Bewegung der Weiche oder des Signals dauert. Sobald diese vollständig ausgeführt ist, schaltet sich der Arbeitsstrom selbstthätig aus und wird der sogenannte Ueberwachungsstrom, welcher bedeutend schwächer ist, eingeschaltet. Dem Stellwerkswärter wird der richtige Anschluß der Weiche dadurch angezeigt, daß eine neben dem Handgriff auf dem Tableau hinter einem kleinen Fensterchen befindliche Scheibe während des Vorganges der Umstellung der Weiche sich von weiß in schwarz verwandelt und nach vollständigem Anschluß der Weichenzungen wieder weiß erscheint. Gleichzeitig ertönt, so lange die Weiche sich bewegt, eine elektrische Klingel. Das ist der erste Vortheil, den die neue Anlage mit sich bringt; der Stellwerkswärter ist, ohne die Weichen sehen zu müssen, also auch bei Nebel und ungünstiger Witterung, in der Lage, sich zu überzeugen, ob die Wechsel vollständig umgelegt worden sind. Denn so lange dies nicht der Fall ist, erscheint die betreffende Scheibe neben dem Hebel auf dem Tableau schwarz und hört die Klingel nicht auf zu läuten. In gleicher Weise macht sich auch ein etwaiges Ausschneiden einer Weiche bemerkbar, denn nur so lange als die Weichen vollständig geschlossen sind, tritt der Ueberwachungsstrom in Thätigkeit.

Der zweite Vortheil besteht darin, daß dieser Ueberwachungsstrom in Verbindung mit den Signalen gebracht ist. Bei Umstellung der Signale nämlich wird zwar zunächst, wie bei den Wechseln, durch die Elektromotoren eine Längsbewegung ausgeführt. Indessen wirkt das hiedurch bewegte Getriebe nicht direct auf die Signalarme, sondern es ist die am Signale befestigte Zugstange durch einen von den Windungen des Ueberwachungsstromes umschlossenen Elektromagneten verbunden. So lange also der

Digitized by Google

Ueberwachungsstrom nicht in Thätigkeit ist — das ist also während der Wechselstellung oder wenn die Wechsel aufgeschnitten wurden oder sonst die elektrische Leitung nicht in Ordnung ist — erhält der Magnet keinen Strom und nimmt also bei der Bewegung des Elektromotors die Zugstange des Signals, welches in der Ruhelage auf Halt steht, nicht mit.

In gleicher Weise fällt ein auf freier Fahrt gezogenes Signal vermöge des Eigengewichts auf Halt zurück, wenn durch Aufschneiden eines Wechsels der Ueberwachungsstrom unterbrochen wird, weil dann der im Signalgetriebe befindliche Magnet stromlos wird und den Anker ausläßt. Alle auf ein Signal bezüglichen Weichen sind auf diese Art mit dem Signal durch den Ueberwachungsstrom verbunden, woraus sich der zweite große Vorzug der Anlage ergibt, nämlich der, daß alle Signale nur dann auf „freie Fahrt" stehen können, wenn die zugehörigen Wechsel vollständig geschlossen sind.

Außerdem wird noch eine weitere Sicherung des Betriebes dadurch herbeigeführt, daß der Ueberwachungsstrom ohne besondere Schwierigkeiten auch an andere, für den Eisenbahnbetrieb wichtige Orte, insbesondere in das Bureau des Abfertigungsbeamten, geleitet werden kann, wodurch der letztere in die Lage versetzt wird, unabhängig vom Stellwerkswärter die in den betreffenden Stromkreis einbezogenen Signale durch Unterbrechung desselben jederzeit auf Halt zu stellen.

Der dritte Vorzug der neuen Anlage ist eine Einrichtung, mit welcher allerdings auch die mechanisch centralisirten Stationen ausgerüstet werden könnten und die darin besteht, daß jede Weiche vor ihrer Zungenspitze eine durch Anbringung von hölzernen Verbindungstaschen bewirkte, auf die längsten vorkommenden Radstände bemessene, sogenannte isolirte Schienenstrecke besitzt.

Diese Isolirungen, welche mit dem Stellwerke durch einen Stromkreis verbunden sind, verhindern, daß eine Weiche, so lange sich ein Fahrzeug auf der isolirten Strecke, also in der Nähe der Weiche oder auf derselben befindet, umgestellt werden kann. Durch die Räder des Fahrzeuges wird nämlich der vorher unterbrochene Stromkreis geschlossen und es zieht der in der Leitung thätig werdende elektrische Strom im Stellwerke einen bei dem Weichenhebel angebrachten Anker an, welch letzterer in dieser Lage den Weichenhebel sperrt. Gleichzeitig zeigt ein neben demselben befindliches Fensterchen jedes Befahren der Weiche dadurch an, daß die hinter diesem sichtbare weiße Scheibe, so lange die Isolirungsstelle passirt wird, schwarz geblendet erscheint.

Der Stellwerkswärter kann also auch an seinem Tableau jederzeit erkennen, welche Weiche und wann dieselbe befahren wurde. Er vermag also auch, ohne die Geleise übersehen zu brauchen, festzustellen, wo ungefähr auf den im Stellwerk einbezogenen Geleisen ein Fahrzeug sich befindet.

Des weiteren wird theils durch mechanische Abhängigkeit der Signal- und Weichenhebel unter einander, wie dies auch bei den gewöhnlichen Stellwerken der Fall ist, theils durch elektrischen Strom, worauf hier des Raumes wegen nicht näher eingegangen werden kann, bewirkt, daß die Hebel im Stellwerk nur dann umgelegt werden können, wenn die hiedurch hervorgerufene Weichenbewegung oder Signalstellung ohne Gefahr für den Zugsverkehr erfolgen kann. So kann beispielsweise ein Signal auf freie Ausfahrt auf einem Geleise nur dann gestellt werden, wenn die sämmtlichen an diesem Geleise liegenden Weichen für die betreffende Fahrt richtig stehen.

Endlich ist, ebenso wie bei anderen größeren Centralanlagen, das ganze Stellwerk durch elektrische Verbindung von einem sogenannten Blockapparat im Betriebsbureau abhängig gemacht, so daß nur nach vorheriger Umlegung des zugehörigen Hebels im Betriebsbureau der Stellwerkswärter in der Lage ist, die Signale auf freie Fahrt zu stellen.

Das im vorigen besprochene System bietet zur Zeit die größte Sicherheit für den Zugsverkehr. Es kann zwar nicht verhehlt werden, daß auch hiedurch nicht alle Unfälle zu verhindern sind und in der Zukunft noch eine größere Sicherheit erreicht werden kann und daher auch anzustreben ist; indessen darf nicht vergessen werden, daß ein Betrieb, wie die Eisenbahn, bei welcher große Massen mit erheblicher Schnelligkeit bewegt werden, immer mit Gefahr verbunden sein wird und daß bei den sich täglich steigernden Anforderungen bezüglich der Verkehrsdichtigkeit und Schnelligkeit die Fahrsicherheit an sich naturgemäß abnehmen muß. Es würde überhaupt schon viel erreicht sein, wenn mit den erhöhten Ansprüchen die neuen Erfindungen in der Sicherung des Betriebes immer Schritt halten könnten.

Das neue System kann aber mit vollem Recht als ein absoluter Fortschritt in der Betriebssicherheit der Eisenbahnen bezeichnet werden.

München. Dr. Roßmann.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Internationaler Congreß für Arbeitsgesetzgebung.** Brüssel, 27. Sept. In der heutigen Nachmittagssitzung brachte zunächst Frhr. v. Berlepsch den Dank der Versammlung für die Ansprachen des Ministers Nyssens und des Herzogs von Uriel zum Ausdruck, wobei er die Bedeutung des Congresses sowohl hinsichtlich der Förderung des Arbeiterschutzes an sich, als insbesondere in der Richtung internationaler Zusammenarbeit auf diesem Gebiet hervorhob. Dannach wurde in den ersten Verhandlungsgegenstand eingetreten. Es sollte dargelegt werden, welche Aenderungen in der Arbeitergesetzgebung der verschiedenen Länder seit der Berliner Conferenz von 1890 eingetreten sind, und wie zur Zeit die Lage der Gesetzgebung gegenüber den von dieser Conferenz über die Arbeit von Kindern, Jugendlichen und Frauen sowie in Bergwerken gefaßten Beschlüsse ist. — Ganz im Rahmen dieser Tagesordnung erstattete Frhr. v. Berlepsch einen interessanten Bericht über die Entwicklung der deutschen Gesetzgebung, während vorher der belgische Generalbergwerksdirector Hnezó sich bemüht hatte nachzuweisen, daß die in der schriftlichen Berichterstattung von Burtez enthaltene Behauptung, daß in Belgien gar nichts geschehen sei, doch nicht ganz zutreffe. Hr. v. Berlepsch knüpfte an die Darlegung unserer Gesetzgebung lehrreiche Bemerkungen über die Fragen, welches die Folgen der Schutzvorschriften gewesen seien, wie die öffentliche Meinung sich zu der Sache gestellt habe, wie die Auffassung der politischen Parteien sei und wie sich Arbeiter und Arbeitgeber in der Betheiligung der Gesetzgebungsarbeit verhielten. Anlangend die Folgen der Gesetzgebung, so habe sich dieselbe weder für die Unternehmer noch für das Budget der Arbeiter als bedenklich erwiesen. Die öffentliche Meinung erachte das gesetzliche Eingreifen zu Gunsten der Frauen, Kinder und Jugendlichen als unerläßlich, man schrecke auch nicht zurück, die Arbeit der erwachsenen Männlichen, wenn auch in bescheidenen Grenzen, zu reguliren (Beispiel Sonntagsarbeit, Bäcker- und Conditorenarbeit). Die politischen Parteien seien sämmtliche, wenn auch im verschiedenem Stärkegrad principiell für das Einschreiten der Gesetzgebung. Der Maximalarbeitstag für männliche Erwachsene sei principiell von allen Parteien zugestanden bei gesundheitsschädlicher — insbesondere auch durch übermäßige Dauer gesundheitsschädlicher — Arbeit. Die Arbeiter seien in großen und ganzen sicher nicht unzufrieden; die Gegenströmung sei nur schwach. Bei den Arbeitgebern bestehe eine principielle Gegnerschaft nicht, wenn auch im einzelnen über das Maß des Einschreitens verschiedene Auffassungen beständen. Es liege hier wie bei der Arbeiterversicherung. Wenn die Gesetzgebung vorsichtig, den Boden der gegebenen Verhältnisse nicht verlassend, vorgehen werde, dürfe man hoffen, zu noch erfreulicheren Ergebnissen zu gelangen. v. Berlepsch würde übrigens, wie er weiter bemerkt, wenn er noch Minister wäre, zur Zeit ein neues Arbeiterschutzgesetz noch nicht einbringen; in einigen Jahren aber werde man sich allerdings fragen müssen, ob nicht noch weiter zu gehen sein werde. Dies ist nach v. Berlepschs persönlicher Ueberzeugung der Fall

bezüglich der Jugendlichen von 16—18 Jahren und bezüglich der Dauer der Arbeitszeit der Frauen, die mit 11 Stunden zu hoch bemessen sei. Vorsicht sei nöthig, namentlich wenn man einen Blick auf die Gestaltung der Dinge in den industriell mit uns concurrirenden Ländern werfe. Deßhalb sei der Wunsch lebhaft, daß der Congreß dazu führen möge, die Gegnerschaft gegen den Arbeiterschutz in allen civilisirten Ländern immer mehr zu beseitigen. Ueber den weiteren Verlauf der Sitzung, in welcher durch eine unglaublich manchesterliche Rede eines Belgiers alsbald eine gründliche Abweichung von der Tagesordnung eintrat, wird näheres im nächsten Bericht folgen, da sich hiemit zweckmäßigerweise der Bericht über die morgige Fortsetzung der heutigen Verhandlungen verbindet.

* Im Kölnischen Kunstgewerbe-Museum sind, wie der „Frkft. Ztg." berichtet wird, gegenwärtig über 100 Steinzeugkrüge altkölnischer Arbeit ausgestellt, die bei Ausgrabungen in der Umgebung eines alten Töpferofens zu Tage gefördert worden sind. Die Krüge stammen aus der Zeit von 1520 bis 1570 und zeigen eine Schönheit und Vielseitigkeit der aufgelegten ornamentalen und figürlichen Reliefverzierungen, wie man sie bisher beim kölnischen Steinzeug nicht gekannt hat. Sie liefern den Beweis, daß die Producte der stadtkölnischen Steinzeugindustrie des 16. Jahrhunderts den berühmteren Betrieben derselben Zeit, zu Siegburg und Raeren, als Vorbilder gedient haben.

* Den Bericht der nach Rußland entsandten deutschen Lepra-Commission enthält die neueste Nummer des „Klinischen Jahrbuches". Wie die „Frkft. Ztg." zu berichten weiß, soll der Geheime Medicinalrath Professor Weber in Halle a. S. während eines Jagdaufenthalts Kaiser Wilhelms in der Nähe Halle's Gelegenheit gefunden haben, den Kaiser für eine wirksame Bekämpfung der Lepra von Seiten Deutschlands zu interessiren. Diese Nachricht findet ihre Bestätigung in der genannten Publication. Wie es darin heißt, hat auf Anregung Kaiser Wilhelms der Großfürst Wladimir den russischen Minister des Innern veranlaßt, drei deutschen Reichsbeamten und dem preußischen Unterrichtsministerium es zu ermöglichen, die bisherigen Berichte der Consulatsbehörden und die Mittheilungen aus der Literatur über die Lepra durch das Studium der russischen Leprosorien durch deutsche Commissäre zu ergänzen. Bekanntlich besteht in Memel ein Lepraherd, der nach Robert Kochs Auffassung sich nun bis 1870 zurückverfolgen läßt. Eine wirksame Bekämpfung der Lepra in Deutschland bedingt daher auch ein Studium der Verhältnisse in jenen russischen Provinzen, von denen die Seuche immer wieder nach Deutschland eingeschleppt werden kann, wenn nicht geeignete Vorsichtsmaßregeln vereinbart werden. In Südrußland war das Auftreten der Lepra im Süden des Reichs schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt; aber erst seit wenigen Jahrzehnten schenkt man dort diese Krankheit, welche in einzelnen Theilen Rußlands sehr bedeutende Dimensionen angenommen hat, Aufmerksamkeit. Im Jahre 1887 wurden die Medicinalinspectoren von der Regierung aufgefordert, regelmäßig über das Auftreten der Lepra zu berichten. Ist die auf Grund dieser Berichte zusammengestellte Statistik auch höchst mangelhaft, reicht die in ihr angegebene Zahl der Gesammtfälle auch nicht im entferntesten an die wirkliche Zahl der in Rußland lebenden Leprösen heran, so hat sie doch die höchst bemerkenswerthe Thatsache ergeben, daß in 70 von den 94 Gouvernements, welche in den Berichten des Medicinalpersonals angeführt sind, während der Zeit von 1888—1892 Leprafälle beobachtet wurden. Das Hauptcentrum der Krankheit liegt in Livland. Stark verseucht sind ferner Kurland, Bessarabien, Dongebiet, Jekaterinoslaw, Astrachan, Irkutsk, Turkestan und der Kaukasus. Bedeutende Schwierigkeiten in der Feststellung der wirklichen Zahl der vorhandenen Leprösen sind auch dadurch gegeben, daß in einzelnen Theilen Rußlands noch ein großer Mangel an Aerzten herrscht. Ueberdies existirt erst seit dem 18. April 1895 für die Aerzte eine Anzeigepflicht der Lepra. Die officiell festgestellte Zahl der Leprösen in Rußland beträgt jetzt weit über 1000. Prof. n. Petersen, ein ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse, schätzt die thatsächliche Zahl der in Rußland an Aussatz Leidenden auf ungefähr 5000. Erfreulich für uns ist es, daß von den dem Deutschen Reich am nächsten liegenden Theilen Rußlands die polnischen Gouvernements von der Krankheit noch wenig heimgesucht sind, wenigstens nach den amtlichen Berichten. Dagegen wurde dem Dr. Hellat, wie in dem Berichte erwähnt wird, mitgetheilt, daß in dem Kirchspiel Rutzau, das in dem dicht an der preußischen Grenze des Kreises Memel gelegenen Kreise Grobin liegt, der Aussatz stark verbreitet sein soll. Die größte Zahl der Kranken, nämlich über 100, beherbergt zur Zeit die Stadt Riga. Für die Uebertragbarkeit der Lepra sprechen hunderte von gesammelten Krankengeschichten. Die Möglichkeit einer Vererbung der Krankheit wird neuerdings vielfach bestritten. Da auch die Ansteckungsgefahr in den verschiedenen Stadien der Krankheit sehr verschieden ist, kommt die Commission zu dem Schluß, daß die Lepragefahr nicht in jeder Beziehung der Infectionsgefahr bei anderen Krankheiten vergleichbar ist.

* Hamburg. Die deutsche Seewarte hat soeben ihren 19. Jahresbericht (für das Jahr 1896) ausgegeben. Neben den vielen übrigen wissenswerthen Angaben des Jahresberichts ist das besonderem Interesse die Vertheilung des von der Handelsmarine gesammelten Beobachtungsmaterials über die verschiedenen Oceane. Insgesammt lieferte die Handelsmarine 783 Journale ein, welche maritime und meteorologische Beobachtungen enthalten aus dem nordatlantischen Ocean in 777 Fällen, aus dem südatlantischen Ocean in 345 Fällen, aus dem Indischen Ocean in 125 Fällen, aus den ostasiatischen Gewässern in 33 Fällen, aus dem südlichen Stillen Ocean in 154 Fällen und aus dem nördlichen Stillen Ocean in 29 Fällen. Vergleicht man diese Zahlen mit den entsprechenden des Vorjahres, so ergibt sich eine verhältnißmäßige Zunahme der Fälle für den südatlantischen Ocean von 1, für die ostasiatischen Gewässer von 7, für den südlichen stillen Ocean von 13 und für den nördlichen stillen Ocean von 8, ein Gleichbleiben für den nordatlantischen und den indischen Ocean. Alles in allem erhielt die Seewarte von 276 Schiffen, 176 Seglern und 100 Dampfern, der Handelsmarine vollständige meteorologische Journale. Auf 66 Dampfern, 54 Hamburgern und 12 Bremern, wurde ausschließlich das Auszugsjournal, und auf 7 Dampfern, 4 Hamburgern und 3 Bremern, abwechselnd das eine oder das andere dieser beiden Journale geführt. Im ganzen waren also 342 Schiffe der Handelsmarine an den maritimen und meteorologischen Arbeiten der Seewarte betheiligt, 7 mehr als im Jahre 1895. Die Zahl der Elbeschiffe hat sich um 11 vermehrt, diejenige des Weserschiffe um 4 vermindert, die der Emsschiffe um 2 vermehrt, um ebenso viel, als die der Ostseeschiffe abgenommen hat.

* Bremen. Das Ergebniß der Forschungsreise, die Professor Dr. Schauinsland, der Director des hiesigen neuen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde, nach den Hawaii'schen Inseln, Lapion, Samoa, Neuseeland, Ghatam-Island u. s. w. unternommen, liegt jetzt vor. Die Mittel zu der Reise hatten der bremische Senat, die kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, mehrere hiesige Vereinigungen und ein hiesiger Kaufmann aufgebracht. Die kleine Insel Lapian, nordwestlich von Honolulu gelegen, lieferte die größte Ausbeute. Einige hundert Vogelbälge, ganze Keller, Schildkröten, Eier in den verschiedensten Entwicklungsstadien, Haie, Rochen, Korallen, Pflanzen, Samen u. s. w. geben eine interessante Veranschaulichung der Lebe- und Pflanzenwelt jener noch wenig erforschten Region unsrer Erde.

* Zürich. Der ordentliche Professor der Physiologie an der hiesigen Universität Dr. Justus Gaule hat sich aus Gesundheitsrücksichten beurlauben lassen. Zu seiner Vertretung ist Dr. Max v. Frey, außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig nach langjähriger Assistent Karl Ludwigs, hierher berufen worden.

* Krakau. Zum ordentlichen Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität wurde der a.-o. Professor Dr. Alfred Obalinski ernannt und dem Privatdocenten für mathematische Physik Dr. Ludwig Birkenmajer wurde der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die Olympischen Spiele im Jahre 1896. 2. Theil. Deutsch-engl. Ausgabe. Athen, Carl Beck 1897. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. 27. Bd. 3. Heft. Herausgegeben vom Vereinsausschuß. Hermannstadt, Franz Michaelis 1897. — Dr. Joseph Neuwirth: Der Bau der Stadtkirche in Brüx. Vortrag. Brüx, Verlag der Stadtgemeinde. — Reinhold Rudloff: Die Landwirthschaft Ungarns. Reisebilder mit Abbildungen. Schöneberg-Berlin, F. Telge. — *Statistica Giudiziaria Civile e Commerciale* per l'anno 1895. Roma, Direzione Generale della Statistica 1897. — Jahrbuch der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin, hggb. v. Prof. Dr. Bernhöft in Rostock und Landgerichtsrath Dr. Meyer in Berlin. Berlin, K. Hoffmann 1897.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1897 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

Die Ideen der französischen Handelspolitik seit Colbert 144, 145.
Industrie und Verkehr in Finnland 161.
Ein sentimentaler Anarchist 162.
Die Hetairien in Hellas 160.
Buren und Engländer in Südafrika 188.
Bevölkerungsstatistik 195.
Landgewinn und Eindeichungen an der schleswig'schen Westküste 208.
Andrew D. White über die Culturbedeutung Deutschlands für Amerika 148.
Kirchenpolitische Briefe XXV—XXVII 143, 170, 196.
Die neueste lutherische Dogmatik 188.
Eine katholische Moralphilosophie 212.
Die Frauenfrage und das Christenthum 207.
Die 6. evangelisch-lutherische Landessynode Sachsens 163.
Zur Literatur des Völkerrechts 176.
Der neueste Entwurf eines Cartellgesetzes 153.
Ueber Cartelle und Cartellgesetzgebung 218.
Privatmonopole und Communalgründungen in England 208.
*Vereins- und Coalitionsrecht der Arbeiter 218.
Der Achtstunden-Arbeitstag bei den Eisenbahnen 164, 165.
Wirthschaftliche Lage und Armenfürsorge 215.
Der Leihezwang in der deutschen Agrargeschichte 177.
Eine Börsenenquete in Oesterreich 158.
Stiftungen als todtes Capital der Volkswirthschaft 160.
*Socialpolitisches 216, 217, 218.
*Handwerkerfrage 216, 217.
*Ländlicher Personalcredit 217.
*Unfallwesen und sociale Versicherung 166, 167, 169—173.
Ein neues Ziel der französischen Sociologie 187.
Vorgeschichte 205—207.
Zum deutschen Sortimentsbuchhandel 171.
Die englischen Arbeiterverhältnisse in den Industriestädten 198, 199.
Einblicke in das Arbeitsleben der Suaheli 174, 175.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

*Ein chaldäischer Gott als Geschäftsmann 208.
Die Entstehung des Volkes Israel 152, 153.
*Die jüdischen Königsgräber in Jerusalem 187.
Christliche Grabinschriften in Indien 146.
Die Beziehungen der classischen Völker des Alterthums zu dem keltisch-germanischen Norden 162, 163.
Das Armilustrium auf dem Aventin 217.
Neues vom Limescastell Osterburken 147; Castelle Eutbach, Würzburg, Hesselbach der Mümlinglinie 215.
Die Grabschrift des Aberkios 178.
Die Unechtheit der Passion des heil. Florian 202.
Der Untergang des Templerordens im Lichte der neuesten Forschungen 197.
Die Geisler in den Niederlanden im Jahre 1349 152.
Ein Beamtee der Republik Florenz zur Renaissancezeit 180.
Die drei letzten Jahrzehnte der Maria Stuart-Forschung 210.
Katharina II. von Rußland im Urtheil der Weltliteratur 191.
Anfänge deutschen Lebens und deutschee Politik in Amerika 168, 169.
Rom im Jahre 1784 156.
Die Zurückforderung von Elsaß-Lothringen in Paris 1815 186, 187.
*Tiroler Kriegsacten 161.
Der Prager Slavencongreß im Jahre 1848 200, 201.
Die Zahl im Kriege 209, 210.
Ein angeblicher Liebesroman Goethe's 165.
Die religiöse Jugendentwicklung des Erzb. Clemens August von Köln 167.
Ein Royalist im Heere Napoleons I. 173.
Die Erinnerungen des Grafen Fleury 193.
Gustav Adolf Harald Stenzel 154.
*Anastasius Grün und L. A. Frankl 180.
Großherzog Adolf von Luxemburg 175.
*Adolf Wilbrandt 188.
Alfred v. Arneth † 170.
*Jakob Bächtold † 177.
*Jakob Burckhaedt † 177; vgl. 197.
*Wilhelm Fuchs † 161.
*Lewin Goldschmidt † 158.
*Antonius van der Linde † 181, 182.
Zur Erinnerung an Victor Meyer 189; vgl. *176, 178.
*Richard Hodermann † 210.
*Wilhelm Wattenbach † 213, 216.
*Luigi Tosti † 218.
Aus Justinus Kerners Briefwechsel 149.
*Briefe Renans an Berthelot 175.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

Gespräche eines Lebensmüden mit seiner Seele 189.
Ein neuer Papyrusfund 145.
*Die „Aussprüche Jesu" 158, 166.
*Ein neues Bruchstück der pariser Marmorchronik 145.
Die Kunst der Charakteristik in der griechischen Literatur 214.
Redekunst und Geschichtschreibung im Alterthum 171, 172.
Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte 150.
Renaud de Montauban 194.
Die älteste literarische Fixirung der Faustsage 216.
*Ein wiedergefundenes slowenisches Buch 153.
Zwei alte englische Bearbeitungen des Königs Lear 168.
Das Geld in Lessings „Minna von Barnhelm" 161.
*Zu Lessings Geldansichten 166.
Voß' „Luise" in niederländischer Bearbeitung 211.
Byrons Sardanapal für die Bühne bearbeitet 202.
Im Gefolge Heinrich Heine's 174.
*Ungarische Wissenschaft vor dem Auslande 144.
Kaiser Wilhelms I. militärische Schriften 159.
Literarisches und Literarhistorisches von Treitschke 185.
Richard Dehmel und die Literaturgeschichte 155.
Lowell als Humorist und Dichter 204.
Das tragische Problem in Heyse's „Merlin" 190.
Lilientrons „Poggfred" 191.
„Maikäfer-Komödie" von J. V. Widmann 163.
Ein Christusroman 205.
Ein schweizerisches Volksschauspiel 209.
Mackay's „Wiedergeburt" 212.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

Priene und Didyma 184.
*Der Hermes des Praxiteles 219.
Die Venus von Milo 204.
*Archäologisches aus Italien 180; aus Griechenland 199.
Das neu ausgegrabene römische Wohnhaus in Trier 194.
*Neue Erwerbungen der Berliner Museen 187.
*Vom Ashmolean-Museum in Oxford 153.
*Bemalte Decke des 13. Jahrhunderts in Metz 157.
*Wandmalereien aus der Ordenszeit im Schloß Lochstadt 1:0.
*Alte Wandgemälde in der Stiftskirche zu Landau 179.
*Eine jüdische Bilderhandschrift des Mittelalters 165.
*Restauration der Kirche S. Trinita u. der Cappellakapelle in Florenz 150.
Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle 148, 149.
*Ankauf der Borghesegalerie durch den Staat 164.
Zwei neueste Beiträge zur Kunde baulicher Monumente in der Schweiz 172.
*Zur Entstehung des Heidelberger Schlosses 196.
*Berliner Domban 197.
*Attikanische Thonkrüge 220.
Die Ausstellung im Leipziger Kunstgewerbemuseum 180.
Betrachtungen über die Technik der graphischen Künste 176.
Utamaro 201.
Meditationen über Sprechton, Ausdrucksmusik und Leitmotiv 192, 193.
Zur Musikästhetik der Griechen 154.
Aus Ludwig Devrients Jugendzeit 158, 159, 160.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

Ein ungarischee Mathematiker und sein Werk 179.
*Ein Vorläufer Darwins 156.
Röntgenstrahlen und Verwandtes 220; *149, 150, 154, 161, 182, 208.
*Kathodenstrahlen und Kometen 174.
*Einfluß farbiger Lichtstrahlen auf Pflanzenentwicklung 196.
*Schattenwerfende Schallwellen 157.
*Neue chemische Elemente. Russium, Glaukodym 218.
*Leuchtende Nachtwolken 155.
Industrie und Atmosphäre 150.
Sinnestäuschungen 190.
*Luftgeräusch an Sommertagen 179.
*Photographischer Mondatlas der Pariser Sternwarte 211.
Rettige 198.
Compaßpflanzen 184.
Fossile Batterien 173.
*Zur Geschichte der Hunderacen 186.
*Das Gift der Honigbiene 190.
Die Hospitalfrage in England 168.
*Aetiologie der progressiven Paralyse 191.
Ein homöopathischer Ausfall 185.
*Dr. Calots Behandlung Bucklige 197.
*Deutsche Lepracommission 220.
*Ergebnisse der Arbeit der deutschen Pestcommission in Ostindien 163.

*Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse Mai—Juli 1897 150, 205.
*Telegraphieen ohne Draht 145, 156.
Die Langen'sche Schwebebahn 206.
Elektrisch betriebene Weichen- und Signalcentralisirungen 220.
Zeitströmungen in der Geographie 216.
*Aelteste Weltkarten 162.
*Neuer See im Kamerungebiet 208.
*Erdbeben in Island 200.
Die Anfänge deutscher Afrikaforschung 196.
*Amerikanisch-anthropologische Expedition 145.
*Oesterreichische wissenschaftliche Expedition ins Rothe Meer 172.
*Expedition Bonego 204.
*Untergang der Calweet'schen Expedition in Westaustralien 201.
*Besteigung des St. Eliasberges 196, 210.
*Neue norwegische Polarexpedition 168; Expedition Jackson 198.
*Erforschung der sibirischen Gewässer 206.
*Kloster Admunt vor fünfzig Jahren 200.
Die Ardennen 192.
Auf den Trümmern von Alt-Nordstrand 144.
Touren im Aetnagebiet 178, 179.
Das wunderthätige Höhlenkloster zu Kiew 182, 188.
Bilder aus der asiatischen Türkei 156, 157.
Afrikanische Haarzierathe 208.
Aus Nicaragua 199.
Eine Fahrt nach unserer fernsten Colonie 213, 214.
Streifzüge in Australien 166.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Die indogermanische Lautforschung im letzten Jahrzehnt 151.
Der Runenstein vom Schleswiger Dome 197; vgl. *191.
*Zwei mandschu-chinesische Diplome 151.
Beschreibung und Wörterbuch der Luxemburger Mundart 147.
*Das Alter des Menschengeschlechts 212.
*Prähistorische Zeichnungen 148.
*Höhlengebiet bei Brünn 159.
*Schweinfurts „Aegyptische Steinzeit" 159.
*Variation der Schädelbildung 177.
*Ausgrabungen: prähistorische 160; babylonische 215; etruskische 157; griechische 162, 153; römische 155, 158, 159, 160, 175, 179.
*Geäderfeld bei Worms 176.
*Haus- und Gesichtsurnen 176.
*Virchow über Deutsche und Slaven 174.
Die Klucken 188—190.
Die mohammedanische Bevölkerung China's 200.
*Kosmologische und kosmogonische Vorstellungen bei Naturvölkern 177.
Vedische Mythologie 167.
Die batavische Göttin Stechalennia 157.
*Buddhistischer Gottesdienst in Paris 209.
Sokrates und seine Philosophie 146, 147.
Erinnerung und Phantasievorstellung 217.
Reformbestrebungen auf dem Gebiete der mittleren Schulen in Italien 181.
Die Reorganisation der Mittelschulen in Belgien 211.
Wie soll man moderne Sprachen lehren? 191.
*Der Phonograph als Sprachlehrer 203.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften in München 159.
*Historische Commission bei derselben 166.
*Akademische Denkmünzen derselben 210.
*Germanisches Nationalmuseum zu Nürnberg 182—184.
*Histor. Verein für Württemb.-Franken. Versammlung zu Schwäbisch-Hall 198.
*Verein für Geschichte des Bodensees, Versammlung in St. Gallen 148, 162.
Das neue hygienische Institut der Universität Freiburg i. B. 151.
*Flückiger-Stiftung in Straßburg 192.
*Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 185.
*Beneke'sche Preisstiftung in Göttingen; Aufgabe der philos. Facultät 208.
*Historische Commission für Hessen und Waldeck 154.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 147, 179.
*Thüringische historische Commission 208.
*Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde 190.
*Goethegesellschaft, Shakespearegesellschaft, Schillerstiftung, Goethe-Schiller-Archiv 192.
*Das Jahn-Museum in Freyburg a. d. Unstrut 194.
*Akademie der Wissenschaften in Berlin 145, 146, 157, 171, 181.
*Berliner Universität 177, *190, 196.
*Meteorologisches Institut zu Berlin 206, 218.
*Orientalisches Seminar in Berlin 152.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. in Berlin 159.
*Berliner Sternwarte 160.
*Deutsche Seewarte. Jahresbericht 220.
*Deutsches archäologisches Institut in Rom 147, 149.
*Kunsthistorisches Institut in Florenz 146.
*Biologische Anstalt auf Helgoland 152.
*Eine deutsche technische Hochschule vom englischen Gesichtspunkt 180.
*Besoldungsreform an den preußischen Universitäten 186.
*Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine; Tagung zu Dürkheim i. d. Pfalz 202, 204, 206, 208.
*XXVIII. Congreß der deutschen Anthropologen in Lübeck 174, 176, 177.
*XLIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden 145, 198.
*Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte 161; Versammlung in Braunschweig 175, 192, 195, 208, 220.
*Deutscher Verein für höheres Mädchenschulwesen; Versammlung in Weimar 187.
*Deutscher Mechanikertag 180.
*Tagung des Vereins für Socialpolitik zu Köln 215—218.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 155, 156, 211.
*Wiener Universität 147, 191.
*Wiener Hof- und Familienfideicommißbibliothek 152.
*Progesellschaft, Generalversammlung in Klagenfurt 162.
*Verein für siebenbürgische Landesgeschichte 188.
*XXIV. Niederländischer Sprach- und Literaturcongreß zu Dortrecht 206.
Die britischen Universitäten 155.
*Physikalisches Hauptobservatorium in Petersburg 187.
*Alexander Newsky-Kloster in Petersburg 212.
*Institut de France 150, 153. Académie des inscriptions 167, 214.
*Pariser Nationalbibliothek. Katalog 211.
*Institut Pasteur in Paris 184.
*Universitätsreform in Frankreich 169.
*Sitzung des Institut Colonial International zu Berlin 209.
*Institut de droit international, Versammlung zu Kopenhagen 186, 197.
*Internationaler Congreß für Unfallwesen und sociale Versicherung. IV. Tagung in Brüssel 166, 167, 169—173.
*Internationaler Congreß für Arbeitergesetzgebung zu Brüssel 219, 220.
*Internationales Statistisches Institut. VI. Tagung in Petersburg.
*Religionswissenschaftlicher Congreß in Stockholm 201.
*VII. internationaler Geologencongreß in Petersburg 151, 168.
*XII. internationaler Aerztecongreß in Moskau 145, 146, 164, 167, 168, 189, 191, 192.
*II. Internationale Bibliographische Conferenz zu Brüssel 178, 175.
II. internationaler Bibliothekarencongreß in London 156.
*XI. internationaler Orientalisten-Congreß zu Paris 197, 203, 207, 209.
*Internationaler Congreß von Architekten und Ingenieuren in Brüssel 192.
*I. Internationaler Mathematiker-Congreß in Zürich 178, 180.
*Akademische Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften 153.
*Frauenstudium 154, 161, 167, 184, 203, 218.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

*Abercromby, R., Das Wetter 160.
*Baedeker, K., Rußland 150.
*Barthel, F., Und i schreib halt mein Name-u-et na' 154.
*Bauer, W., Der ältere Pythagoreismus 213.
*Beetschen, A., Ein Pegasusritt durch die Schweiz; Flegeljahre der Liebe 172.
Berndt, O., Die Zahl im Kriege 209, 210.
Bilbassow, B. o., Katharina II. im Urtheil der Weltliteratur 191.
Bolyai, W. v., Tentamen in elementa matheseos introducendi 179.
Brandt, A. v., Beiträge zur Geschichte der französ. Handelspolitik 144, 145.
*Beedenbrücker, R., Der ledige Stiefel 215.
Brugmann, K. u. Delbrück, B., Grundriß der vergleichenden Grammatik 151.
Brune, J., Das literarische Portrait bei den Griechen 214.
*Buddhismus, neuere Literatur darüber 183.
*Bulthaupt, H., Das Friedenshaus 190.
*Busse, K., Hohenfrost 161.
Catherein, V., Moralphilosophie 212.
*Clausen, E., Der Ehering 215.
*Clemen, O., Johann Pupper von Goch 187.
*Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte 180.
Demolins, E., A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons? 187.
*Denssen, P., Sechzig Upanischads des Veda übersetzt ꝛc. 144.
Dieterich, A., Die Grabschrift des Aberkios 178.
*Donle, W., Lehrbücher der Experimentalphysik 163.
*Ehrle, F. u. Stevenson, H., Gli affreschi nel Appartamento Borgia 154.
*Encyklopädisches Handwörterbuch der Pädagogik; herausgegeben von Prof. Rein 203.
*Eneström, G., Bibliotheca mathematica 164.
Erman, A., Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele 189.
*Flaischlen, C., Professor Hardtmut; Flügelmüde 186.
Fleuro, Général Cte., Souvenirs 193.
*Forschungen zur Geschichte Bayerns 215.
*Franzos, K. E., Aus dem 19. Jahrhundert 180.
Frederica, P., De Secten der Geselaars en der Daneers 152.
*Frommanns Classiker der Philosophie 212.
Führer, A., List of Christian Tombs and their Inscriptions etc. 146.
*Funk, J. A. v., Kirchengeschichtliche Abhandlungen 151.
*Gerber, P., Wilhelm Raabe 200.
G., G., Gedanken eines Laien über die 6. sächsische Landessynode 168.

*Graeser, E., Hunger und Liebe 192.
*Grazie, M. E. delle, Moralische Walpurgisnacht 153.
Griechische christliche Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte 150.
*Grunzel, J., Entwurf einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen 185.
*Güttler, C., Herbert von Cherbury 201.
*Gyp, Le baron Sinaï 145.
*Hänselmann, L., Henning Brandis' Diarium 153.
*Heerdegen, Th., Das Mercantil-, Friedens- und Schiedsgericht der Stadt Nürnberg 217.
*Hermann, G., Modelle 186.
Heyse, P., Merlin 190.
*Hildebt, L., Wallen und Werden. — Das Zaubergewand 203.
Höffding, H., Kierkegaard 181.
Hoffmann, A., Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge 165.
Hofmeyer, N. J., Die Buren und Jameson Einfall in Transvaal 183.
*Hopfen, Hans, Hotel Knopf und Uebereilte Werbung 215.
Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 168.
Junker, K., Office International de Bibliographie à Bruxelles 219.
*Koemmel, O., Der Werdegang des deutschen Volkes 176.
*Kammer, F., Der Contocorrentcorlehr 159.
Kappen, H., Clemens August, Erzbischof von Köln 167.
Knuffert, R., Lieder 174.
*König Karl von Rumänien; Aus seinem Leben 206.
Kalb, R., Adolf, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Nassau 175.
*Köpper, C., Englisches Reallexikon 208.
*Krieg, R., Alter und Bestand der Kirchenbücher in Hannover und Braunschweig 198.
*Kröber, F. E., Das Militär im Neuen Testament 214.
*Krumbacher, K., Geschichte der byzantinischen Literatur 197.
Kung, Die deutschen Jägerbataillone im Kriege von 1870/71 213.
Kurz-Elsheim, F., Fin de siècle 174.
*Lazarus, F., Krankenpflege 161.
Lilliencron, D. v., Poggfred 191.
*Lösen, W. v., Die Feste Marienberg und ihre Baudenkmale 212.
*Ludwig Salvator, Erzherzog, Die Balearen 146; Märchen aus Mallorca 180.
Macdonell, A. A., Vedic Mythology 167.
Mackay, J. H., Wiedergeburt 212.
Mahaffy, J. P., Papiro Gr. inedito 145.
*Martens, K., Gehetzte Seelen 186.
*Maurel, A., Marsyas 188.
*Mauthner, Fulda ꝛc., Kurze Geschichten 196.
Mayr, G. v., Bevölkerungsstatistik 195.
*Megede, J. R. zur, Kismet u. a. 215.
*Meredith, G., The amazing marriage 157.
Merline, S., Pro e contro il socialismo 162.
Merz, W., Die Habsburg 172.
*Meyer, Ch., Ausgewählte Selbstbiographien 173.
Milchsack, G., Historia D. Johannis Fausti des Zauberers 216.
*Morris, M., Goethe-Studien 211.
*Muellenbach, E., Franz Friedrich Ferdinand u. a. 186.
*Müller, J. v., Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft 197.
*Müntz, E., Le Tapisseries de Raphael 215.
*Museum, Kunstzeitschrift 204.
Oettingen, A. v., Lutherische Dogmatik 188.
Osborn, M., Die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts 216.
Palästinafunde Nr. 2 208.
Pfannschmidt, M., Dr. C. G. Pfannschmidt 164.
Pfister, A., Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813 186.
*Pasdnjejew, Beschreibung der Mandschurei 179.
*Reber und Bayerstorfer, Classischer Sculpturenschatz 182.
*Rée, P. J., Katalog der Bibliothek des bayer. Gewerbemuseums 167.
*Reiser, K. A., Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu's 189.
*Rutter, C., Plato's Gesetze 178.
Rivier, A., Principes du droit des gens 176.
*Roberts, A. v. Nachgelassene Novellen 215.
*Runge, M., Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität 155.
Saint-Chamans, Cte. de, Mémoires 173.
*Saunders, W., The life and letters of James Macpherson 195.
*Schäfer, W., 20 Dehmel'sche Gedichte mit Geleitbrief 168.
*Schanz, G., Das Erbe der Witwen und Waisen der Universitätsprofessoren 148.
*Schaukal, R., Verse 162.
*Scherer, W., Karl Müllenhoff 185.
*Schierlinger, F., Die Normen des bayerischen Landrechts im Anschluß an die Reichscivilproceßordnung 147.
*Schiller, J., Shakespeare als Mensch und Christ 205.
*Schmid, W. M., Anleitung zur Denkmalpflege in Bayern 184.
*Schnars, C. W., Neuester Schwarzwaldführer 212.
*Schönbach, Anton, Das Christenthum in der altdeutschen Heldendichtung 199.
*Schöpfer, S., des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. Bücher von der Natur der Vögel und der Falknerei 208.
Schottelius, Denkschrift zur Einweihung des hygien. Instituts 151.
*Schrempf, Ch., Die Wahrheit 191.
*Seuffer, G., Hellauf Schwabaland! 191.
*Seydlitz, R. v., In Licht und Sonne 186.
*Siebold, Ph., Frhr. v., Nippon 156.
Sperling, Medicinische Streiflichter 185.
*Steiner, R., Jean Pauls ausgewählte Werke 193.
*Steinmann, E., Botticelli; Ghirlandajo 181.
Stenzel, K. G. W., G. K. H., Stenzels Leben 154.
Stern, F., Gegen Abend 174.
Starm, G., Maria Stuart 210.
*Straß, R., Der weiße Tod 209.
Taine, H., Studien zur Kritik und Geschichte 192.
*Thoroddsen, Th., Geschichte der isländischen Geographie 152.
Treitschke, H. v., Historische und politische Aufsätze 185.
*Wassermann, J., Die Juden von Zirndorf 211.
Weigelt, K., Die Grafen von Hochberg vom Fürstenstein 219.
*Weinhold, K., Die deutschen Frauen im Mittelalter 175.
Weitbrecht, K., Schiller in seinen Dramen 184.
Widmann, J. V., Maikäferkomödie 163.
Wilhelm (Kaiser), Militärische Schriften 159.
*Wisbaden, P. J., Altständische Volksballaden u. a. Volksdichtungen 194.
Wisotzki, G., Zeitströmungen in der Geographie 216.
*Wüller, R., Geschichte der englischen Literatur 210.
Zemp, J., Die schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellungen 172.
*Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 158.
*Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 210.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Abert, H. 154.
Arnold, H. 159, 215.
Bamberg, E. v. 158, 159, 160.
Bangert, F. 197.
Barth, Th. 174, 175.
Beetschen, A. 209.
Berdrow, W. 150, 208, 216.
Bettelheim, A. *161.
Beukemann, W. 215.
Bleichrodt, P. *194.
Boll, F. 219.
Brockdorff, R. v. 176.
Brunner, H. 177.
Bulle, H. 204, *219.
Cruſius, O. 145.
Disselnkötter, H. 210.
Ebers, G. 189.
Escherich, K. 156, 157.
Ettlinger, J. 205.
Evans, E. P. 148.
Feilbogen, S. 153.
Fick, F. 166.
Fleischner, L. 211.
Franz, E. 181.
Franz, J. 197.
Fürst, L. 190.
Geiger, L. 165.
Goetz, L. K. 182, 183.
Guglia, E. *180.
Günther, S. 215, *146, 152, 156, 158, 164, 173.
Harburger, H. 176.
Haupt, R. *191.
Heine, O. 154.
Heller, A. 179.
Holzhausen, P. 178, 192.
Jantzen, G. 187.
Jensen, Th. 144, 203.
Karell, L. 173, 198.
Kaufmann, D. 208.
Kestner, E. 180.
Kilian, E. 168.
Kraeger, H. 161, 190, 202.
Kraft, K. 146, 147.
Krüger, G. 150.
Lehner, G. 194.
Lovatelli-Caetani, E. 217.
Lülenbürger, F. 144, 145, 183.
Marx, F. 162, 163.
Menne, K. 211.
Meyer von Knonau, G. 172.
Mischler, E. 195.
Müller, C. 154.
Müller, E. 149.
Necker, M. 184.
Ney, J. *179.
Peter, H. 171, 172.
Pfister, A. 186, 187.
Raab, K. 191.
Riehl, B. 164.
Rosenthal, J. 220.
Roßmann 220.
Sartorius Frhr. v. Waltershausen, A. 178, 179.
Schacht, Hj. 160.
Schellenberg, G. 206.
Schiller, J. 188, 207.
Schlosser, J. v. *165.
Schneider, C. 217.
Schoenfeld, H. 168, 169.
Schott, S. *166.
Schraeder, L. v. 167.
Schubert, J. 181.
Schuh, J. 151, 185, *160, 161.
Schumacher, K. 147.
Schuhmann, J. 162.
Seidlitz, W. v. 180, 201.
Seiling, M. 161.
Seliger, P. 214, *211, 219.
Senger, P. *211.
Serbin, A. 200.
Spectator 143, 170, 196.
Stade, B. 152, 153.
Steinmann, E. 148, 149.
Streitberg, W. 151.
Strnadt, J. 202.
Taine, H. 192, 194.
Teyner, F. 188—190, *153.
Tiela, A. A. L. 155, 174, 191, 212, *168.
Tille, A. 155.
Unold, J. 212.
Wattenbach, W. *200.
Weichs-Glon, Frhr. zu 164, 165.
Werner, K. *153.
Weule, K. 203.
Zenger, M. 192, 193.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109807161

Digitized by Google